nceton University Library
32101 064054834

Digitized by Google

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1837.

Juli.

GYMNASIUM

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1837.

Digitized by Google

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgen-Blatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Wolfgang Menzel.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner

Digitized by Google

ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Ludwig Schorn.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Fragmente aus der Tragödie: Cola Rienzi, von Julius Mosen. 156. 157. 158.
Lieder von C. Mazerath. 163.
An Bonaventura Genelli. von H. Stieglitz. 166.
Morgenlied eines Handwerksburschen, von Nic. Müller. 169.
Paradoxer Kritiker, von A. Knapp. 171.
Das Lied vom Thale, von Thekla. 175.
Der Gefangene, von Mazerath. 177.
Liebesfarben, von F. Duttenhofer. 181.

Räthsel.

Das Wetter. 156. — Die Dichter. 174.

Erzählung.

Die Braut, von A. T. Beer. 178 – 181.

Reisen.

Briefe aus der Normandie von J. B. 174. 175. — 176. 177. — 179. 180. 181.

Länder- und Völkerkunde.

Türkische Sitten und Regierung. — Der große Bazar. 161. 162. — Häusliches und öffentliches Leben. 167. 168. — Das Serail. 176. 177. 178.

Naturgeschichtliches.

Wissenschaftliche Notizen. 166.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die nobeln Passionen, von W. v. Chézy. Die ritterlichen Uebungen. 156–160. — 165–173.
Briefe über den Pariser Salon von 1837. 159–164.
Moden. 160.
Ein Supplement zu dem Aufsatz: Jena zur Zeit Schillers. 165.
Psychologische Charakteristik der Geschlechter, von F. Fischer. 169–175.
Corsets mécaniques. 171.
Dänischer Frühling. 172.

Korrespondenz.

Berlin. 156. 157. 158. — 177. 178. 179. 180. — Rom. 157. 158. 159. — 170. 171. — Genf. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. — London. 161. 162. 163. 165. 166. 167. — 178. 179. 180. 181. — Paris. 167. 168. 169. 170. — 172. 173. 174. 175. 176. — Mainz. (Ankündigung der Enthüllung der Statue Gutenbergs.) 168. — Christiania. 175. 176.

Kunst-Blatt.

Nro. 53.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden.

Nro. 54.

Berlin. — Archäologisches aus Athen. — Statistik der Kunst. — Kupferstiche und Lithographien. — Kupferwerke. — Literatur.

834643

Digitized by Google

Nro. 55.

Berlin. (Fortſ.) — Berlin. — Akademien und Vereine. — Preisbewerbung.

Nro. 56.

Berlin. (Fortſ.) — Der Pariſer Salon im Jahr 1837. (Fortſ.) Preisbewerbung. — Muſeen und Sammlungen. — Kunſtausſtellungen.

Nro. 57.

Der Pariſer Salon im Jahr 1837. (Schluß.) — Verſteigerung von Handzeichnungen. — Kunſtausſtellungen. — Malerei.

Nro. 58.

Nachrichten aus Rom. — Berlin. (Fortſ.) — Malerei. — Neue Kupferſtiche, Lithographien ꝛc. — Sculptur. — Techniſches. — Denkmäler.

Nro. 59.

Archäologie. Premier Mémoire sur les antiquités chrétiennes. Peintures des Catacombes, par M. Raoul-Rochette. Ingres und die jetzige franzöſiſche Malerſchule. — Denkmäler.

Nro. 60.

Ingres und die jetzige franzöſiſche Malerſchule. (Schluß.) — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Bauwerke. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Literatur-Blatt.

Nro. 67.

Naturkunde. 19) Beitrag zu einer Monographie des bunten Sandſteins, Muſchelkalks und Keupers und die Verbindung dieſer Gebilde zu einer Formation, von Fr. v. Alberti. — 20) Bridgewater-Bücher. Die Natur, ihre Wunder und Geheimniſſe. — 21) Geologie oder Naturgeſchichte der Erde, auf allgemein faßliche Weiſe abgehandelt von Geh. Rathe und Prof. K. C. v. Leonhard. — 22) Anleitung zum naturwiſſenſchaftlichen Beobachten für Gebildete aller Stände. I. Geologie von de la Beche. Aus dem Engl. von Dr. Rehbock. — 23) Dritter Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde.

Nro. 68.

Naturkunde. 24) Der Haarrauch. Urſprung, Erſcheinung und Verbreitung deſſelben, von Egen. — 25) Die Verſteinerungen des norddeutſchen Oolithen-Gebirges, von Fr. Ad. Römer. — 26) Vergleichende orographiſche Tabellen, zur Darſtellung einer Charakteriſtik des Hoch- und Tieflandes, von F. v. Stranz. — 27) Vergleichende hydrographiſche Tabellen zur Darſtellung einer Charakteriſtik der Flüſſe, von Demſelben. — 28) Das Meer, ſeine Bewohner und ſeine Wunder. Seitenſtück zu W. Hoffmanns Erde und ihre Bewohner, von W. F. A. Zimmermann. — Biographie. Lebensbilder berühmter Humaniſten, herausgegeben von Dr. Hoffmann.

Nro. 69.

Naturkunde. 29) Unterſuchungen über den Hagel und die elektriſchen Erſcheinungen in unſerer Atmoſphäre, von Dr. Ideler. — Biographie. Karl Auguſt Böttiger. Eine biographiſche Skizze von deſſen Sohn Dr. K. S. Böttiger.

Nro. 70.

Epiſche Dichtkunſt. 1) Matteo Maria Bojardos, Grafen von Scandiano, verliebter Rolaud, zum erſten Male verdeutſcht und mit Anmerkungen verſehen von J. D. Gries. — 2) Die göttliche Comödie oder Wallfahrt durch die drei Geiſterreiche, Hölle, Fegfeuer und Paradies, von Dante Aligbieri; frei überſezt und mit Anmerkungen verſehen von J. F. Heigelin. — 3) Der Cid, ein Romanzenkranz. Im Versmaaß der Urſchrift aus dem Spaniſchen überſezt von F. M. Duttenhofer. — 4) Torquato Taſſos befreites Jeruſalem, überſezt von K. Streckfuß. — 5) Die Lieder der Edda von den Nibelungen. Stabreimende Verdeutſchung nebſt Erläuterungen von Prof. L. Ettmüller.

Nro. 71.

Epiſche Dichtkunſt. Der Herbſt. Fortſetzung des „Sommers“ von K. J. Schuler. — 7) Die Liebenden. Ein Gedicht in neun Geſängen von W. Elias. — 8) Wilhelm und Roſine, ein ländliches Gedicht von M. Meyr. — 9) Die ſixtiniſche Madonna. Ein erzählendes Gedicht in zehn Geſängen von M. R. Griepenkerl. — 10) Erzählungen von Chriſtian Bork. — 11) Wineta oder die Seekönige der Jomsburg. Gedicht von W. Doennings.

Nro. 72.

Naturkunde. 30) Wunder der Inſektenwelt oder Inſektenverwandlungen, von J. Rennie. — Epiſche Dichtkunſt. 12) König Max I. Gedicht in vier Geſängen von Dr. Goßmann. — 13) Friedrich Stapß. Geſchichtliche Erzählung aus den Zeiten Napoleons in fünf Geſängen von K. Buchner. — 14) Gudrun. Ein epiſches Gedicht. Programm und Probegeſang. — 15) Antik-moderne Dichtungen von E. M. Winterling. — Reiſen. Reiſeeindrücke, von A. Dumas. Deutſch von J. F. S.

Nro. 73.

Geſchichte. 1) Die Geſchichte des Mittelalters in ſechs Büchern, von Dr. Kortüm. — Naturkunde. 31) Naturgeſchichte der ſchädlichen Inſekten ꝛc., von A. Keferſtein. — Epiſche Dichtkunſt. 16) Chriſtoforo Colombo. Romantiſches Gedicht von L. A. Frankl. — 17) Die Entdeckung von Amerika. Ein Heldengedicht von W. Otto.

Nro. 74.

Geſchichte. 2) Fürſten und Völker von Süd-Europa, im 16ten und 17ten Jahrhundert, von L. Ranke. — 3) Neuere Geſchichte der Deutſchen von der Reformation bis zur Bundesacte, von C. A. Menzel.

Nro. 75.

Geſchichte. 3) Neuere Geſchichte der Deutſchen von der Reformation bis zur Bundesacte, von C. A. Menzel. (Schluß.) — Neueſte Werke über Rußland. 1) La Russie, la Pologne et la Finnlande. Tableau statistique, géographique et historique, par J. H. Schnitzler. — 2) Ruſſiſche Denkmäler. In den Jahren 1828 und 1835 geſammelt vom Domherrn Meyer. — 3) Lehrbuch der ruſſiſchen Literatur, von Dr. Otto. — 4) Geographiſch-ſtatiſtiſche Nachrichten von den ruſſiſchen Häfen am ſchwarzen Meere. Nach Serriſtori ꝛc. bearbeitet von Dr. Alfred Reumont.

Nro. 76.

Werke über Frankreich. 1) Geſchichte von Frankreich von Dr. C. A. Schmidt. — 2) Souvenirs historiques. — 3) Das Benehmen der Prinzen des Hauſes Bourbon während der Revolution, von Barrère.

Nro. 77.

Werke über Frankreich. 4) Chateaubriands hiſtoriſche Studien. Ueber den Verfall des römiſchen Reichs, die Entſtehung und Fortſchritte des Chriſtenthums und die Einbrüche der Barbaren, nebſt einer kritiſchen Analyſe der Geſchichte Frankreichs. Deutſch bearbeitet von Dr. A. Neurohr. — 5) Die Geſchichte des Cevennenkriegs. Ein Leſebuch für Ungelehrte. Nach Memoiren und geſchichtlichen Nachrichten erzählt von der verſtorbenen Thereſe Huber. — 6) Verſuch einer Geſchichte und Charakteriſtik der franzöſiſchen National-Literatur ꝛc., von r. r. — 7) Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Erzherzogin Marie Antoinette, Königin von Frankreich. — 8) General Hoche.

Digitized by Google

№ 156.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Sonnabend, den 1. Juli 1837.

Hinweg von jenen tausend Zwingherrn wenden,
Rienzi, Mann des Volks, wir uns zu dir,
Bestimmt Jahrhunderte der Schmach zu enden!
Du letzter Römer, Freund Petrarc's, Panier
Von Welschlands Hoffnung! —

Byron.
Childe Harold.

Fragmente aus der Tragödie: Cola Rienzi.

Von Julius Mosen.

Vorerinnerung.

Da wo die Weltgeschichte zum Weltgerichte wird, beginnt das Amt des dramatisch-tragischen Dichters. Da wo dem Gottesrichterspruche ein Volk verfallen ist, hat er das Amt des Referenten der Proceßgeschichte mit Urthel und Entscheidungsgründen. Die Geschichte Roms ist ein solcher Proceß. Rom war gerichtet: Cola Rienzi, der lezte Volkstribun der Römer, trug auf Wiederdurchsicht der Acten an. Es ward ihm gewährt, in kurzer Zeit im Auszuge Roms Geschichte, von der Vertreibung der Könige an bis zu der schmachvollsten Kaiserzeit, zu recapituliren; und wie er denn doch nur auf die alte Sündhaftigkeit seiner Tage, von welcher er ausgegangen war, wieder zurückkam, wurde er und seine Berufung zum lezten Mal verworfen. Hier drängt es sich uns von selbst auf, daß da der großartigste Stoff für die Tragödie gegeben ist, wo die Weltgeschichte selbst eine solche in eigener Wiederholung gespielt hat. Ich habe es gewagt, diesen weltgeschichtlichen Proceß, ohne rechts noch links zu blicken, in der Tragödie: „Cola Rienzi“ in dem Spiegel der Poesie mit seinen bedeutendsten Entwicklungen vorzuführen. Ich stand im Dienste des strengsten Gerichtshofes: wie durfte ich wagen, an den Thatsachen und dem Spruche zu fälschen? Deßhalb konnte und wollte ich keine Rücksicht nehmen auf die Parteien unserer Tage. Diese werden über mich schreien, ohne zu erwägen, daß ich hier nicht Advokat war, sondern nur Organ des Gesetzes, der Nothwendigkeit. Da ich meinem Beschuldigten das lezte Urthel, dem er sich unterwerfen muß, eröffnet habe, so ist es mir erlaubt, einige Situationen seines Lebens aus den Acten zunächst bekannt zu machen. Da eine jede derselben eine besondere Phase im Leben dieses merkwürdigen Menschen in flüchtigem Umrisse zeigt, so dürften sie seinen Charakter im Profil wie mit einer Bleifeder herzeichnen und so, wenn auch in noch farblosen Zügen, ein Gesicht geben, und mithin andeutend ein Ganzes. Deßhalb darf ich hoffen, daß die Redaktion diesen Fragmenten in solcher Eigenschaft Raum gönnen wird.

Digitized by Google

I. Rienzi als Volksredner.

Scene aus dem erſten Acte.

Rom, das alte Forum.

(Es iſt Nacht.)

(Scipione, Benedetto, Craſſo mit vielen Bürgern; Rienzi, von Facelträgern begleitet, erſcheint auf dem Poſtamente einer umgeſtürzten Säule; etwas tiefer hinter ihm Baroncelli.)

Rienzi.

Wo bin ich, Männer? Träume ich nur lebhaft?
Wo bin ich hingerathen? Dieſe Stelle —

Volk.

Das Forum iſt es!

Baroncelli.

Komme zu dir, Cola!

Rienzi.

Biſt du es, heil'ger Gnadenort, auf dem
Des Weltgeſchickes Würfel unſre Väter
Geworfen haben, daß der Erdkreis dröhnte?
Er iſt es noch, in ſeinem Elend noch!
Noch blickſt du auch herab, o Capitol,
Schweigſame Niobe, Cäſarenmutter!
Dich überfiel ein ſchweigend tiefer Jammer,
Seit Julius, dein liebſter Sohn, dir ſtürzte
Mit drei-und-zwanzig Wunden an die Bruſt!

Baroncelli.

Du packſt ſie wahrlich nicht! hol' anders aus!
Du biſt zu antiquariſch: ſey vernünftig!

Rienzi.

Wer biſt du, Menſch? Wer ſeyd ihr, Leute hier?

Volk.

Nun, Römer ſind wir! Römer!

Baroncelli.

Hörſt du, Cola?

Rienzi.

Seyd Römer ihr vom Todesſchlaf erſtanden,
Daß ihr das alte Forum wieder ſucht?
Doch ſeyd ihr nicht Geſpenſter? lebet ihr?
Weh über euch! Verhüllt die Angeſichter,
Verbergt euch in der Winkel dunkelſten,
Daß eure Schmach der Morgen nicht erblickt!
Denn wahrlich, dieſe Stelle iſt das Forum,
Das einſt geſehn die Zeit der Republik,
Gehört den Donnermarſch der Bürgerheere,
Die im Triumph heimkehrten aus der Ferne!
Doch jezt? O blicket nicht um euch! Doch jezt
Seyd ihr gefühllos, werdet blind dazu!
Ringsher verhüllte, tiefe Todesöde,
Geröll und Schutt, und über dieſem Graus
Empor vergeſſne Zeugen alten Ruhmes,
Schmuckloſe, einſamdüſtre Römerſäulen,
Verlorne, lebensmüde Waiſenkinder,
Die zu uns betteln ſtumm, doch ſchrecklich redſam!

Baroncelli.

Mit deiner Poeſie verdirbſt du Alles!

Volk.

Die alte Zeit! die alte Römerzeit!

Rienzi.

Ihr armen Sklaven, ſchlaft den Rauſch euch aus,
Daß nicht Colonna's Schergen mit der Peitſche
Euch mahnen an die Kette und das Joch,
In dem ihr einen Tag zum andern ſchleppt!
Iſt einer unter euch, der ſagen kann,
Er hab' ein Weib? Er lügt es wie ein Narr:
Colonna's Häſcher theilen es mit ihm.
Wer ſagt: das Blut in ſeinem Leib iſt ſein?
Er lügt es wie ein Schuft; denn jeder Morgen
Erſchrickt vor Leichen, die der Meuchelmord
Verächtlich an die Straße hat geworfen.
Verpeſtet iſt die Luft zu Rom, daß ſelbſt
Der heil'ge Vater euch verlaſſen hat,
Und um euch trauert fern in Avignon!
Pfui über jeden, der ein Römer iſt!
Er iſt ein Knecht von jedem Henkersknecht
Des Stefano Colonna, ſeines Herrn!

Volk.

Nieder mit dem Nero, dem Domitian!

Rienzi.

O, nennt ihn Nero nicht! Gieb uns, o Gott,
Doch wieder Nero und Domitian!
Der Druck war plötzlich, ſchneller noch vorbei;
Für Rom und Freiheit war der Tod vergönnt:
Sie mordeten den Leib, doch nicht die Seele,
Da alle beide jezt verloren ſind.

Volk.

In die Hölle mit ihm!

(Die Fortſezung folgt.)

Die nobeln Passionen.

Von W. v. Chézy.

Die ritterlichen Uebungen.

1. Die Reitkunſt und das Wagenlenken.

Unter allen den Fähigkeiten, welche ein ritterlicher Mann ſich zu erwerben und in hohem Grade anzueignen

Digitized by Google

hat, nimmt die Kunst, ein Roß zu bändigen und zu leiten, die erste Stelle ein, wie schon aus dem Umstand hervorgeht, daß die Bezeichnung eines Ritters nicht nur in der deutschen, sondern auch in den romanischen Sprachen sich davon herleitet; denn wie die ritterlichen Uebungen überhaupt dazu dienen, die Kraft und Anmuth des Körpers zu entwickeln, so zeigt sich gewißlich der Glanzpunkt dieser Entwicklung, wenn ein kecker Reiter frei und leicht im Sattel sizt und ein unbändiges Roß nur durch seinen Willen zu lenken scheint, während keine der Kraftanstrengungen sichtbar wird, deren es allerdings dabei bedarf. Einen guten Reiter halten Männer unwillkührlich für kühn und kriegerisch, und Weiber mögen ihm schwerlich widerstehen, denn er scheint, hoch zu Roß, sich eben dadurch als den Inbegriff aller Mannhaftigkeit auf unzweifelhafte Weise anzukündigen.

Das edle Roß ist seit uralten Zeiten des tapfern Mannes treuer Freund in Krieg und Jagd. Den Völkern des Alterthums galten die ersten Reiter für höher als gewöhnliche Menschen begabte Wesen, und ihr Angedenken erhielt sich in den Sagen von den Centauren; so hielten auch die kindlichen Bewohner der neuen Welt die berittenen Spanier für das, was ungefähr die Griechen unter ihren Centauren verstanden. Die Gelehrten behaupten, das Pferd sey weit eher zum Ziehen als zum Tragen verwendet worden, selbst in der Schlacht, und für diese Ansicht sprechen die Homerischen Gesänge, die Mosaischen Bücher und die Bildwerke in den Ruinen von Persepolis; somit wäre also die Fahrkunst, oder wenigstens ihre Ausbildung als noble Passion, bei weitem älter als die des Reitens, und Achilleus, der Rossebändiger, das klassische Vorbild aller edeln Wagenlenker.

Für des Pferdes ursprüngliches Vaterland wird das innere Afrika gehalten, von wo es nach Egypten kam und dann erst nach Arabien und Persien. Unter den afrikanischen Racen gelten die Berberrosse und die hohen Dongolapferde für die besten; doch diesen werden die asiatischen vorgezogen, vor allen die arabische Zucht, dann die persische und türkische. Von den arabischen stammen die jetzigen so kostbaren englischen Pferde, vor allen die Renner, welche, aus reinem asiatischen Blute, so sehr durch die Zucht veredelt worden sind, daß sie theilweise ihre morgenländischen Vorfahren übertreffen, dann die verschiedenen Kreuzungen von Voll- und Halbblut, aus denen unter andern das Jagdpferd von Leicestershire abstammt, zulezt das gewöhnliche Zugpferd, das ursprünglich aus einer Kreuzung einheimischer Zucht mit Vollblut kommen mag und wiederum zu Erzielung neuer Veredlung dient. In Frankreich sind die normännischen Pferde die edelsten, in Spanien die andalusischen, die zur Zeit der maurischen Herrschaft durch afrikanische veredelt worden. In Ungarn findet sich eine vortreffliche Zucht, so wie in Rußland und Polen, und in Deutschland wird in neuern Zeiten so viel dafür gethan, daß das Werk der Veredlung rüstig vorwärts geht. Im Norden gelten die holsteinischen Rosse am meisten, und sie kommen auch bis zu uns als Reise- und Wagenpferde; im Süden sind keine schöneren Racen zu finden, als die würtembergischen, welchen jedoch in Dauerhaftigkeit bereits die erst seit Kurzem sich veredelnde Zucht auf der badischen Hardt sich an die Seite stellen läßt.

Unsern schwergepanzerten Vorfahren galten die starken Rosse, wie z. B. heute noch Burgund sie zieht, mehr als die flüchtigen Renner, und es mußte sicherlich auch ein schweres Pferd seyn, das den eisernen Mann im Sattel und den Harnisch über Stirn und Brust dazu zu tragen vermochte. Die Schnelligkeit der Rosse unter leichtbewaffneten Reitern bot daher den Sarazenen und Mauren große Vortheile gegen die abendländische Ritterschaft, den Türken gegen die Vertheidiger Wiens im Jahr 1529, und erst nach dem dreißigjährigen Krieg, in welchem die rohen Horden der ungarischen Husaren und der Croaten als leichte Reiterei, gleich den jetzigen Kosaken, ihre Rolle gespielt hatten, scheint in der europäischen Kriegskunst der Dienst der leichten Kavallerie seinen eigentlichen Anfang genommen zu haben, und mithin auch die höhere Reitkunst, wie sie noch besteht; doch ist wohl zu verstehen, daß die Vorfahren ehrenhafte Reiter waren, denen die Nachkommenschaft es allein durch die Gewandtheit der Pferde zuvorthut, und daß zu derselben Zeit, da Frundsberg dem Fußvolk zuerst seine Wichtigkeit verlieh, der Nürnberger Ritter Löffelholz bereits auch die baperischen Reiter auf eine Weise ordnete und führte, welche den Anforderungen der sich neu gestaltenden Kriegsführung zu entsprechen begann, und aus welcher ein Geist sich entwickelte, den vor Allen die Schaaren baperischer Chevaurlegers noch unter Napoleons glorreichen Adlern, und dann gegen diese Adler in voller Kraft darthaten.

Der kriegerische Adel schälte sich aus den mehr als überflüssig gewordenen centnerschweren Hüllen von Erz, ließ den ungelenken Rennspieß und das ungefüge Schwert mit dem Doppelgriff fallen und fand in der neuen Waffe, dem durch das Gefäß wohlverwahrten Degen auf Hieb und Stoß, zugleich auch den Schienenhandschuh und den Schild wieder; die leichte Carroussellanze diente beim Ringelrennen, nicht die Kraft, wohl aber die Gewandtheit des Reiters zu beweisen, der nun auch in strengem Lauf, wie die gepanzerten Vorfahren ihn nie gekannt, den hölzernen Mohrenkopf von seinem Gestell entweder mit dem Faustrohr schoß oder mit dem Rappier schlug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Eisenbahnen. Die Post.

Vom Wetter nur zwei Worte. Zum Troste im überstandenen schrecklichen Frühling erzählte uns ein alter Militär aus Friedrichs Zeit, wie 1785 bei einem letzten, großen Manöver des großen Königs die Elbe noch zu Ende Mai's mit Eis so bedeckt war, daß ein Kavallerieregiment hinüber reiten konnte, und es brach nicht. Lafayette ritt damals in Friedrichs Suite. Es ward noch ein fruchtbares Jahr. Der Sommer ist endlich herrlich aufgegangen und kann auch diesmal alle Besorgnisse zu Schanden machen. — Auch abermals über unsere Eisenbahnen, und nicht viel mehr als nichts, Ihnen berichten zu müssen, sehe ich an. Es sieht da noch immer so grau aus, wie Anfangs Juni's mit dem Wetter. Aber ich entsinne mich, daß das Morgenblatt, als die Dampfschiffe aufkamen, jahrelang Berichte über die gelungenen Versuche gab. Bei so hochwichtigen Gegenständen kann auch die Conversation von den Gesetzen des guten Tons eine Ausnahme machen, und dasselbe Thema immer wieder vorbringen. Wie gesagt, es sieht in diesem Augenblicke damit grau und flau aus. Nicht daß eine Reaktionspartei gegen die Idee gesiegt hätte; im Gegentheil, die Nothwendigkeit ist anerkannt. Aber es ist ein trübseliger Parteienkampf geworden über das Wie, Wo und Wann, ein Spiel der Intriguen; man denuncirt sich wegen Intentionen, die mit der Hauptsache nichts zu thun haben, und das Publikum muß leider glauben, daß diese Insinuationen richtig, und viele Unternehmungen von denen, die an der Spitze stehen, nur als Börsenspekulationen aufgebracht sind. Nur die Stettiner Bahn scheint mit Umsicht, wenn gleich langsam, gefördert zu werden. Nicht Papierspekulanten, sondern Kaufleute, denen der beschleunigte Verkehr zwischen Stettin und Berlin die Hauptsache ist, stehen an der Spitze. Die Risaer möchten eben so solid handeln, aber Rothers Abgang hat dies Unternehmen in's Stocken gebracht, hoffentlich nur auf kurze Weile. Daß die hohen Behörden jetzt zaudern, darf nicht mehr unbilliger Mißgunst zugeschrieben werden; es ist die natürliche Wirkung des im Publikum hervorgerufenen Mißtrauens gegen Unternehmer, die sich als Comité constituiren, durch nichts anders berufen als ihren Willen und den Muth, vor dem Publikum zu erklären, daß sie es sind. Nun soll noch einmal, so heißt es, bevor ein Schritt zur That geschieht, eine Generalcommission ernannt werden, die den Zusammenhang aller und die Wichtigkeit, Nützlichkeit und Räthlichkeit der einzelnen projektirten Bahnen zu prüfen hat. Darüber wird abermals ein Sommer verloren gehen, der wenigstens zu Erdarbeiten günstig ist. Daß die erst concessionirte Bahn nach Potsdam, die bisher nur als ein Stein des Anstoßes für andere sich gezeigt, welche sich nicht mit ihr vereinigen wollen, später ertheilten Concessionen nicht nachtheilig werde, darf man wenigstens hoffen. Die direkte Verbindung mit Leipzig bleibt für Berlin und ganz Preußen der wichtigste Moment. Die Vortheile, welche möglicherweise eine Bahn dahin über Halle dem Staate deßhalb bringen könnte, weil sie länger im Lande ginge, sind theils imaginär, theils kommen sie mit denen, welche ein direkter Verkehr verspricht, in keinen Vergleich. Wer hätte, als die hochherzige Anregung zu einem allgemeinen deutschen Zollverbande in's Leben trat, gemeint, daß solche Rücksichten einige Jahre später wieder in Anschlag gebracht werden dürften!

In der Postverwaltung will sich in diesem Sommer ein eigenes Leben regen. Wie den Eisenbahnen zum Trotz werden schnelle Personenwagen von Berlin aus nach allen besuchten Punkten in den Provinzen errichtet, in denen man in derselben Zeit, mit ähnlicher Bequemlichkeit und für das halbe Geld wie in den Diligencen fährt. Diejenigen, welche in dieser Einrichtung eine Polemik gegen die Lohnkutscher erblicken wollen, und es nicht billigen mögen, daß die Post auch das Monopol der Personenfuhren an sich reißt, bedenken nicht, daß es mit dem bisherigen Lohnfuhr- und Hauderwesen ohnedies bald aus ist. Wenn Eisenbahnen da sind, steigt Niemand mehr in einen Hauderwagen, ohne daß ich deßhalb wie Manche fürchte, daß die Fuhrleute Hungers sterben werden. So mag diese neue Einrichtung Seitens der Post eher als eine wohlthätige Anmahnung für diese Gewerbsleute angesehen werden, daß sie bei Zeiten nach einem andern Verdienste sich umsehen. Tadeln mögen es daher auch Einige, daß die Post den Fuhrleuten, welche bestimmte Touren zu bestimmten Zeiten machen, die Erlaubniß verweigert, unterwegs frische Pferde zu nehmen, und so mit den Personenwagen der Post zu wetteifern, welche es darf und thut; denn was wird den armen Hauderern dereinst das Relaislegen helfen, wenn die Dampfwagen auf den Eisenschienen fliegen? Ich sehe deßhalb nur eine Humanität darin, wenn sie systematisch auf den geringeren Verdienst präparirt werden, der ihnen bevorsteht, wenn die Eisenbahnen gelegt sind. So wenigstens erkläre ich mir eine festgesetzte Maßregel, welche Einigen, die überall das Arge aufsuchen, als drückende Tendenz erscheint, einen großen Gewerbszweig an sich zu reißen und zum Monopol zu machen. Und wäre das auch, ja wäre auch das Odium begründet, welches die Postverwaltung jüngst durch die Hindernisse, die sie den Eisenbahnen in den Weg legt, sich zugezogen, so sollte man doch bedenken, was wir der jüngsten Postverwaltung verdanken, und darüber ein Auge zudrücken, wenn sie nun selbst damit zufrieden ist und, was erreicht ist, für das Erreichbare hält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Ich spende meine reichen Gaben,
Ihr mögt sie wollen oder nicht.
Und schätte, wollt ihr sie nicht haben,
Wohl gar sie grob euch in's Gesicht.

Man schilt mich über meinen Launen,
Weil eben selbst man launig ist.
Und fehlten sie, wie würde staunen,
Wer meinen Werth sonst leicht vergißt:

Denn Allen, die mich oft gescholten
Und mich verwünscht in eitelm Zorn,
Hab' ich mit Wohlthun oft vergolten
Aus meinem unerschöpften Born.

Doch was ich mag im Schilde führen,
Verberg' ich auch den weisen Herrn,
Die, meine Zukunft auszuspüren,
Sich müh'n und wüßten's gar zu gern.

Und wollt' ich um das Volk mich kümmern
Und hätte keinen Wunsch versagt,
Wie würden bald die Thoren wimmern,
Die mich zu meistern frech gewagt!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 3. Juli 1837.

Con. — You have good judgment in horsemanship.
Dau. — Be warned by me then: they that ride so, and ride not warily, fall into foul bogs.

Shakespeare.
Henry V.

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

Leicht ist zu sagen, wie einer reiten soll, und es sind Bücher darüber geschrieben worden, nach denen der Hypochonder auf seinem Lesesel einen Gaul soll tummeln lernen; aber Wissen ist lange noch nicht Können, das seht ihr an dem Schulfuchs, der, Döbels ganze Jägerpractika im Leibe, einmal in den Wald hinaus kommt, den er vor lauter Bäumen nicht sieht; er hat gelesen, daß der nicht fehlen könne, welcher sein Gewehr so und so halte und führe, und erfährt nun zu seinem Leidwesen, daß die Thiere, welche daher kommen, ihm nicht einmal Zeit lassen, sie recht zu betrachten und zu erkennen, viel weniger, sie nach der gedruckten Anweisung auf's Korn zu nehmen, und er schlägt sich ärgerlich vor die Stirn, wenn er erfährt, daß das artige rothe Hündchen, das so zutraulich an ihm vorbei spazierte, Niemand anders als der berüchtigte Reineke in eigener Person gewesen; und so geht es auch mit der Anweisung, hinter dem Ofen ein Reiter zu werden. Da heißt es: setz' dich gerade in den Sattel, Brust heraus, Bauch hinein, festen Blickes zwischen den Ohren des Pferdes durchschauend, die Faust mit den Zügeln stät über dem Sattelknopf, Schenkel und Knie fest anliegend, die Waden beweglich, die Füße in den Bügeln etwas ein- und aufwärts gekehrt; willst du rechts lenken, so wende die Faust zur Rechten aufwärts und gieb die Hülfe mit der linken Wade, links, wende die Faust abwärts und gieb die rechte Wade, und wie die Regeln alle noch heißen mögen, durch welche, ohne weitere Uebung, es einer wohl dahin bringen mag, mit leidlichem Anstand auf dem hölzernen Pferd eines Pratercarouffels sich zu zeigen. Den Lehrbüchern folgen die Manegen spekulativer Pferdeverleiher in Residenzen, Handels- und Universitätsstädten, darinnen in sechs-und-dreißig Unterrichtsstunden der Student und der Kaufmannsdiener so weit gefördert werden, daß sie, ohne sonderliche Gefahr, sich lächerlich zu machen, auf einem lebensmüden Miethgaul vor's Thor sich wagen dürfen, oder an hellen Sonntagsnachmittagen zu den ländlichen Vergnügungsorten der Städter, wo sie mit einem gewissen Stolz anlangen, wenn es ihnen unterwegs glückte, ein paar Miethwagen zu überholen oder gar einen lateinischen Reiter, der über seinen Sattelknopf Betrachtungen anstellte und alle Augenblick nachsah, ob er die Bügel nicht verloren. Diese junge Cavallerie auf Mietsklepperrn, zu der auch noch unter andern die Gehülfen der Apotheker und Barbiere zu gehören pflegen, begibt sich thörichterweise, indem sie zu Roß Parade machen will, mancher Vortheile, welche sie zu Fuß sehr wohl behaupten könnte; denn indem sie gar oft dadurch Eroberungen zu machen gedenkt, setzt sie vielen Mädchen von stiller

Digitized by Google

Erziehung und höchst bescheidenen Wünschen in den Kopf, daß ein Reiter zärtlicher Gunst besonders würdig sey; sie drängt mit Gewalt die Schönen zum Vergleichen, und nun hat der edle Junker auf dem muthigen Roß, und vor allen der blanke Reiteroffizier vollends gewonnenes Spiel, so daß auch hier wiederum zu merken ist, wie das Ueberschreiten der gezogenen Grenzen sich durch sich selbst bestraft.

Die echte Reitkunst lernt sich entweder durch die Uebung von Kindheit auf, wenn derselben die Rathschläge und Anweisungen der Erfahrung zu Hülfe kommen, oder durch schulgerechten Unterricht, dem sich spätere Uebung gesellt; auf die erstere Weise wird Geschlecht um Geschlecht der Reitervölker erzogen, auf die andere meist die edle Reiterei in unserm Vaterlande, obschon es auch bei uns nicht allzuselten vorkommt, daß ein Knäblein so zu sagen im Sattel aufwächst. Bei uns ist es übrigens leichter, die Reitkunst, verbunden mit Pferdeliebhaberei, als noble Passion zu betreiben, wie etwa in Südamerika, wo der Bettler zu Roß um eine milde Gabe fleht, oder in den Ebenen Ungarns, wo jeder Hirtenknabe ein gebornerer Hußar und von Natur schon ein kecker Wagenlenker ist, so daß, um dort etwas Auffallendes zu leisten, nichts mehr übrig bleibt, als übermüthig genug zu seyn, um stündlich Hals und Bein zu wagen, und dabei das Glück zu haben, den Hals wenigstens nicht völlig zu brechen.

Bis zu der äußersten Grenze des überkecken Reitens und Fahrens hat es in unsern Zeiten der ungarische Graf Sandor gebracht und dabei so sonderbare Abenteuer bestanden, daß selbst diejenigen geneigt sind, sie für unmöglich zu halten, welche den edlen Reiter oft und an vielen Orten zu sehen Gelegenheit hatten. Er hätte auch in der That gewiß viele seiner Wagestücke unterlassen müssen, wenn nicht seiner vollendeten Kunstfertigkeit eine seltene Naturgabe zu Hülfe käme, nämlich die Fähigkeit, sich den Pferden ganz verständlich zu machen, sich ihrer intellektuellen Kräfte zu bemeistern und sie auf diese Weise zu allem zu bewegen, wozu tausend andere eben so ausgezeichnete Reiter sie vielleicht nicht bringen würden. Uebrigens behauptet man, der edle Graf sey manchmal dem Halsbrechen sehr nahe gewesen, habe den oder jenen Knochen da und dort in der That zerschellt und müsse ein Bein in künstlichen Schienen tragen, um aufrecht gehen zu können. Wir wollen nur ein paar seiner bekanntesten Wagstücke und Kraftäußerungen anführen, einzelne Züge zu dem Bilde eines ausgezeichneten Charakters, den in andern und höhern Beziehungen zu schildern, dem Plane dieser Blätter ferne liegt; doch sey uns vergönnt zu bemerken, daß der Held dieser Abenteuer ein in allen Stücken vollkommener Cavalier ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus der Tragödie: Cola Rienzi.

(Fortsetzung.)

Rienzi.

Was sagt ihr von der Hölle? Ist nicht Rom
So voll von Meineid, Sünde, Wust und Laster,
Voll Greuel, Raub, Verfolgung, Qual und Mord,
Daß selbst der Hölle Grausen gegen Rom
Ein blumig, freundlich Paradies erscheint?
Dort ist Gerechtigkeit, doch nicht in Rom,
Dort ist nur Strafe, doch Gewaltthat nicht;
Dort sind sich alle armen Sünder gleich,
Rom aber hat noch die Patricier,
Rom aber hat noch Stefano Colonna!

Baroncelli.

Du redest wie ein Gott! Schür' zu! Schür' zu!

Volk.

Das gute Recht! das alte gute Recht!

Rienzi.

Das gute Recht? O wüßtet ihr davon!
Es würde jeder Tropfen Blut in euch
Rebellisch werden und nach Waffen schreien!

Volk.

Rienzi, sprich! das Recht! das gute Recht!

Rienzi.

Gerettet wunderbar im Sturm der Zeiten
Liegt auf dem Capitol die eh'rne Tafel,
Darauf die herrliche Lex regia,
Mit der das Volk Vespasian, dem Kaiser,
Das Recht ertheilt, doch nur auf Lebenszeit,
Gesetz zu geben und den Römergarten,
Italia, zu mindern und zu mehren,
Und ab- und einzusetzen Könige,
Herzöge, Grafen, Obre nach Belieben.
Das ist das Recht von Rom und unser Recht,
Das unverjährbar ist wie Luft und Meer.

Volk.

Wir wollen unser Recht, das Römerrecht!

Rienzi.

So frag' ich euch, die ihr versammelt seyd:
Ist hier das rechte, echte Volk von Rom?

Volk.

Wir sind das Volk von Rom, wir sind die Römer!

Rienzi.

So habt ihr, Römer, die Gewalt und Macht,
Aus eurer Mitte den Tribun zu wählen,
Daß er dem Unrecht wehrt, das Recht bewahrt.
Das Volk hat den Beschluß, so wählt, ihr Männer!

Volk.

Rienzi, der Tribun, Rienzi, Volkstribun!

Digitized by Google

II. Rienzi als Tribun und Richter.

Scene aus dem zweiten Act.

Ein Zimmer auf dem Capitol. Der Hintergrund ist mit einem Vorhang verhangen.

Rienzi.

Ha, Tagesanbruch? Hab' ich nicht befohlen,
Zu dieser Frist mir den bestohlnen
Toskaner vorzuführen?

(Lictoren bringen Filippo herein.)

Sieh, er kommt!

Filippo.

Verzeihe mir, Tribun!

Rienzi.

Begehrtest du
Nicht zu versuchen die Gerechtigkeit?

Filippo.

Vergieb!

Rienzi.

Ich bin nur Richter, Kläger du.
Trag' in der Ordnung deine Sache vor.

Filippo.

Leg' kein Gewicht darauf! Ich konnt' nicht glauben,
Daß Rom, wohin kein Reisender gekommen
Seit ew'ger Zeit, der nicht geplündert worden
Oder bestohlen auf dem freien Heerweg,
So gut wie in der Stadt, selbst in den Kirchen,
Daß Rom, mit dem wir fremden Handelsleute
Abbrechen mußten jeglichen Verkehr,
An das Mirakel konnte ich nicht glauben,
Daß Rom auf einmal ehrlich worden ist.

Rienzi.

Weiter!

Filippo.

Nun jezt Florenz vernommen hatte,
Daß du hier wieder Recht und Ordnung schaffst,
Beredet mich Anselmo, der mein Freund
Und Vetter ist, an Gold- und Silberwaaren
Ein Weniges hier auf den Platz zu bringen.

Rienzi.

Und sicher war die Straße?

Filippo.

Zum Verwundern!

Rienzi.

Doch wurdest du bestohlen hier in Rom?

Filippo.

Mein Vorwitz ward bestraft; so muß es seyn!
Denn wie wir das Gewölbe eingerichtet,
Durchstrich ich mit Anselmo hier die Straßen
Und freute mich der wunderbaren Ordnung,
Die überall wir fanden; selbst Florenz
Hat noch so gute Zeiten nicht erlebt.
So kamen wir denn auf den Platz Navona
Und sahen eine Säule dort errichtet,
Daran zwei reiche, schwere, goldne Spangen
Ganz los an einen Nagel hingehängt,
So recht verlockend und ergreifbar Jedem,
Der flüchtig dort vorüberstreifen mag;
Und Leute, die dort standen, sagten uns,
Daß du zum Zeichen, wie der beste Staat
Gesäubert sey von Räubern und von Dieben,
Frei hingehangen den kostbaren Schmuck,
Und unberührt wär' er bis jezt geblieben.
Da wiederum beredet mich mein Freund,
In seiner Weise neckhaft und voll Laune,
Noch meine goldne Kette hinzuhängen,
Um zu erproben, ob auch fremdes Gut
So sicher sey in Rom, wie deine Spangen;
Es war ein Scherz.

Rienzi.

Und deine Kette aber?

Filippo.

Nun ja, am nächsten Morgen war sie weg.

Rienzi.

Gestohlen?

Filippo.

Freilich! Ja!

Rienzi.

Und war daran
Ein Merkmal, sie auch später auszufinden?

Filippo.

In ihrer Mitte war ein Medaillon,
Darauf das Bildniß meines Jugendfreundes,
Anselmo's eben, den ich schon genannt.

Rienzi (überreicht ihm die Kette).

Hier ist die Kette mit dem Medaillon,
Und dort das Haupt des Diebes, der gestohlen.

(Der Vorhang wird aufgezogen. Man sieht den Scharfrichter mit dem Beile stehen und ein Haupt emporhalten.)

Filippo.

Herr Gott im Himmel!

(Der Vorhang wird wieder zugezogen.)

Rienzi.

Hast du das Haupt erkannt?

Filippo.

Anselmo! Armer Freund!

Rienzi.

Und zweifelst du,
Daß die Gerechtigkeit in Rom erstanden?

Digitized by Google

Filippo.

Du großer und entsetzlicher Tribun,
Ich lieg' vor dir vernichtet wie ein Wurm!

Rienzi.

Kehr' ruhig heim und grüße mir Florenz!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

Frühjahr und Sommer.

Nach dem regnichtsten und unbeständigsten Frühling, den vielleicht jemals die römischen Fluren sahen, ist der Sommer plötzlich eingetroffen und beginnt seine Rechte geltend zu machen. In den Kirchen wurden öffentliche Gebete gehalten, um eine Aenderung des Wetters vom Himmel zu erflehen: man fürchtete Mißwachs, wenn es so fortwährte, und der Mangel an Getreide wurde plötzlich fühlbar. Das Brod stieg zu einem ungewöhnlichen Preise; sey es, daß, wie man selbst mit Bezeichnung angesehener Personen munkelte, die Kornhändler ihre Speicher nicht öffnen wollten, weil sie auf größern Gewinn rechneten, sey es, weil man in den Marken ernstlich besorgte, es möchte ein trauriges Jahr kommen, und diese kornreichen, aber geldarmen Provinzen ihre eigenen Vorräthe nicht entbehren können. Die ursprünglichen, von der Regierung getroffenen Maßregeln, worunter eine Prämie auf die Einfuhr, fruchteten verhältnißmäßig wenig, und man sah sich genöthigt, das Ausland zu Hülfe zu rufen. Es ist wahr, eine ängstliche Verlegenheit war eingetreten, und die Aussichten waren nicht die erfreulichsten. Vierzehn Tage schönes Wetter haben alle Besorgniß gehoben. Seit dem Frohnleichnamstage zeitigt der Sonnenstrahl mit Macht die Aehren. Die Heuernte ist zu Ende; um Johannis dürfte man mit dem Getreide beginnen. Daß in der Campagne der Anbau desselben nicht bedeutend ist, weiß man. Von etwa 83.000 Rubbien anbaufähigen Landes werden, der gewöhnlichen Berechnung nach, in den günstigsten Jahren vielleicht 28,000 wirklich angebaut. Jetzt wird über Mangel an Händen geklagt. In gewöhnlichen Zeiten ist es nicht immer leicht, in den Bergen die zureichende Zahl Schnitter zusammenzutreiben, die geneigt sind, in vielen Fällen die Gesundheit, in manchen auch das Leben an den Erwerb zu setzen, welchen die Ernte in den krankheitschwangern Niederungen ihnen bietet, wo sie eine schwüle, dicke, drückende Luft, die das Athmen erschwert, und ein gefahrdrohendes, unbeschütztes Lager in kühlen, thauigen Nächten gegen ihre gesunden Gebirgswohnungen eintauschen. Die aus dem Neapolitanischen, welche die Hälfte der Arbeiter auszumachen pflegen, bleiben aus, der Grenzsperre wegen, welche, um des nunmehr erneuten stärkern Auftretens der Cholera willen, stets fortdauert, und zu deren Aufhebung nicht die geringste Aussicht vorhanden ist. Die Campagne selbst ist menschenleer, und der Römer, auch wenn die Noth ihn treibt, will von Beschäftigung dieser Art nichts wissen. Einestheils fehlt ihm gänzlich die Uebung; denn alle diese Arbeiten im größern Maßstabe werden hier Jahr aus, Jahr ein von Fremden verrichtet, die zu bestimmten Zeiten ihre Wanderungen nach der römischen Ebene in Zügen antreten. Es ist ein immerwährender Wechsel, ein unaufhörliches Ab- und Zuströmen unstäter Bevölkerung. Auf der andern Seite hat der Römer eine so eingewurzelte Angst vor der Aria cattiva, mit der freilich nicht zu scherzen ist, daß er für eine jede im Felde zugebrachte Stunde einen Tag im Fieberhospital von S. Spirito zu schmachten fürchten würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Ueberschwemmung. Duell. Heirath des Herzogs von Orleans.

Die große Handelscrisis hat unsere Stadt nicht bedeutend getroffen; nur kleine Rückschläge sind erfolgt. Wenn der Papierhandel still ist, so ist der Grund besonders in der Verwendung der Capitalien auf Eisenbahnaktien und andere einheimische Unternehmungen zu suchen. Das Unglück der Ueberschwemmten in der Kaukehner Niederung hat hier lebhaftes Interesse und Theilnahme erregt. Herr v. Holtei hat für die Verunglückten eine außerordentliche dramatische Vorlesung gehalten. Auswärts sagte mir zwar ein hochgestellter Beamter, Ueberschwemmungen der Art seyen ein Glück für die Ueberschwemmten, weil sie das Land befruchteten (ob mit den Cadavern der umgekommenen Menschen und der Hunderte von Hausthieren?); so trefflich diese neue humane Theorie seyn mag, hängt das hiesige mildthätige Publikum bis jetzt doch glücklicherweise noch an der alten Praxis. — An einheimischen Calamitäten fehlt es auch nicht. Ein unglückliches Duell zwischen zwei Kammergerichts-Referendarien hat in vier angesehene Familien tiefe Betrübniß gebracht. Der erste Pistolenschuß tödtete den einzigen Sohn eines geachteten Beamten; die Wirkungen auf die Angehörigen des Siegers und beider Sekundanten sind in ihren Folgen wohl noch niederschlagender. Wenn man das erste unsaubere Motiv, die geringfügige Veranlassung, und den Umstand, daß Beide bisher Freunde waren, so wie, daß der Beleidiger noch auf dem Platze seine Beleidigung zurücknahm, zusammenhält, so erscheint der ganze Vorfall geeignet, die ganze Barbarei der alten Ehrengesetze und ihr Mißverhältniß zum gegenwärtigen Zustande unserer Cultur in schreiendes Licht zu stellen. So wird denn der Vorfall auch in Berlin betrachtet.

Von großen Staatsaktionen nichts; Sie müßten denn hierhin die Theilnahme rechnen, die sich hier laut für die Vermählung in Fontainebleau ausspricht. Die französischen Prinzen sind seit ihrem Besuch die Lieblinge unsers Publikums. Für eine liebenswürdige deutsche Prinzessin von freiem Geiste versteht sich in einer loyalen Stadt das Interesse von selbst, wenn man ihr auch gern das Blumenabpflücken auf dem Schlachtfelde von Valmy geschenkt hätte. Die Heirath ist ein Symbol des Friedens für Europa; für uns hat die Art, wie sie zu Stande kam, die freudigste Bedeutung, da sie auf's Neue den großherzigen Sinn und den mild waltenden Geist eines Fürsten bekundet, dessen väterliche Liebe und Fürsorge jetzt nicht mehr Preußen allein dankend anerkennt. Von den darüber gewechselten Schriften sind nur Klänge in's Publikum gekommen, obschon das ganze Verhältniß klar und unter allen Gebildeten nur Eine Stimme darüber ist. — Die lange unterhaltenen und immer wieder aufgefrischten Gerüchte von einem preußisch-russischen Uebungslager bei Tettow sind ohne allen Grund. Fernseher hatten sogar schon die russische Flotte bei Swinemünde observirt, welche die Truppen an's Land setzen sollte. So verbreitet und geglaubt war übrigens die Sache, daß eine hochgestellte Person auf Befragen darüber äußerte: alle Welt wisse davon, nur zwei Personen nicht, die es doch wissen müßten, der Kaiser und der König.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 158.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 4. Juli 1837.

— Wenn noch Blätterzier
Je auf dem morſchen Freiheitsſtamm gedeiht,
Sey ſie als Kranz auf deinem Grabe hier,
Du Forumskämpfer, Volkshaupt, dir geweiht,
Du neuer Numa, der geherrſcht zu kurze Zeit!

Byron.

Fragmente aus der Tragödie: Cola Rienzi.

(Beſchluß.)

III. Rienzi als Herrſcher.

Scene aus dem dritten Acte.

Rienzi (in koſtbarem Gewand und Schmuck allein).

Oft wenn ich ſtundenlang als Knabe noch
Still dort geſeſſen an dem Strand der Tiber,
Indeß die goldnen Wogen mir erzählten
Die dunkelwilden Mährchen alter Tage:
Wie einſt der Anio einhergebraust
Vom Sieg der Römer mit Sabinerleichen,
Eh' noch der Siegesbote Rom erreicht;
Wie einſt Horatius Cocles dort die Brücke
So lang vertheidigt, bis ſie hinter ihm
Gebrochen und das Römerheer gerettet,
Und er allein verloren, nicht verloren,
Mit Waffen und mit Wunden in die Fluth
Hinabgeſprungen und zur Stadt geſchwommen —
Da ſchlug mir, einem Knaben, durch die Glieder
Ein wunderſamer, todesfreud'ger Schauer,
Und in den Strom warf ich mich ſelbſt hinein,
Die Wogen drückt' ich brünſtig an die Bruſt,
Querdurch mich ringend zu dem andern Strand.
Ich blies vor mir den Schaum in wilder Luſt,
Ich ſtreichelte des Fluſſes Löwenmähne
Und ſprang mit Jubel hoch am Ufer auf,
Und Freiheit ſchrie ich und Victoria,
Und warf mich lachend, weinend auf die Erde.
Und als ich Mann geworden, ſaß ich wieder
Am großen Tiberſtrom der Zeit in Harm
Und Qual der ungeſtillten Thatenluſt,
Und ſtürzt' mich wieder in des Stromes Wogen,
Mit ſtarkem Arm die Fluthen unterjochend,
Und ſpringe wieder hoch am Ufer auf
Und ruf' dem Erdkreis zu: Victoria!
Ich hab' den alten Römergott geweckt;
Mit ſeinem rechten Fuß, Italien,
Steigt wieder auf den Nacken dieſer Erde
Jupiter Terminus.
Cäſaren nannten ſeine Söhne ſich,
Ich bin ſein Sohn vom Wirbel bis zur Zeh!
In niedrer Hütte bei St. Thomä Kirche
Unfern der Synagoge war mein Vater
Stellmacher, Wäſcherin die treue Mutter;
Es fehlte oft das Brod auf unſerm Tiſch,
Der kleinen Lampe Oel, die Sorge ſaß
Als Spielgefährtin neben meiner Wiege;
Ich aber ſtarrte wie ein junger Aar
Mit kühnen Augen in die helle Sonne.

Ich hatt' nicht Freude an dem Lärm der Jugend,
Denn einem großen Schicksal schlich ich nach.
Und nun auf einmal dieser Strom des Glanzes,
Der mich umfluthet, diese Herrlichkeit!
Einst priesen wenig Knaben meinen Namen,
Jezt stehen alle Völker an dem Strand
Und rufen jauchzend: Rom! Rienzi! aus;
Und selbst der Aetna schlägt mit Feuerfäusten
Zu dem Triumphgeschrei den Riesentakt
Hoch an den Himmel, daß die Erde hüpft!
O Majestät, ich stürz' mich frank und schlank
In deine goldne Fluth, ich trink dich aus
Bis auf den lezten, allerlezten Tropfen,
Und wie ein Cäsar will ich mich berauschen
In dir, Imperium, du Herrscherwonne,
Zu Tod in dir mich schwelgen wie ein Gott!

IV. Rienzi als Exilirter.

Scene aus dem vierten Acte.

Civita Castellana.

Der päbstliche Legat Raymond, vor ihm Gesandte aus Rom, an ihrer Spitze Andrea.

Andrea.

Ja, wenn Rienzi wieder kommen sollte!

Raymond.

Gilt denn Rienzi noch so viel in Rom?

Andrea.

Zög dort er wieder ein, ich glaub' der Jubel
Könnt' alles Volk in einen Wahnsinn stürzen,
So sehr bewundert und geliebt ist er.

Raymond.

Wo meint ihr, daß er ist?

Andrea.

Bald sagen welche,
Er hause bei dem ungarischen König,
Dann andere, er lebe bei dem Kaiser
Zu Prag und trinke Wein mit ihm;
Noch andere, er wär' gleich einem Gott,
Wie im Triumph durch Deutschland, Schweiz und Frankreich
Nach Avignon zum Sitz des heil'gen Vaters
Gekommen, um den Kirchenbann zu lösen,
Und säß' dort nun gefangen auf den Tod.

Raymond.

So war es auch; und wenn die heil'ge Kirche,
Versöhnt von seiner Reue, ihn mit mir
Und ihrem Heere gegen Rom gesendet?

Andrea.

Es wär' ein Wunder! Doch erschien er jezt,
Ich wäre selbst vor Freude außer mir!

(Rienzi erscheint, gedankenvoll vorwärts kommend.)

Raymond.

Blickt auf! Er kommt!

Andrea.

Er ist's!

Raymond.

Er spricht mit sich,
Wie er zu thun gewohnt; verbergt euch hier,
Daß ihr ihn freudig überraschen könnt.

(Raymond ab; die Andern verbergen sich.)

Rienzi (allein).

Vergönnt dem Schiffer, der vom Sturm verschlagen,
An den Polarstern seinen Blick zu heften.
Ich bin der Schiffer und mein Stern ist Rom!
Weit über die Campagna streift mein Blick,
Bis dort hinab, wo strahlend du, o Roma,
Mit deinen Thürmen an den Himmel ragst.
Du großes Herz der Welt, soll ich mich nicht
Mit meiner ganzen Seele zu dir drängen?
Bin ich denn nicht dein gar zu treuer Sohn?
Ach, du bist todt, und doch noch nicht gestorben;
Es schweben über dir noch jene Laren
Der großen Thaten, die in meinem Blut
Ein trügerisches Leben sich getrunken,
Bis ich wie sie nur ein Phantom geworden,
So ruhelos, so jammervoll, doch groß
Wie jener Dämon, welchen Brutus sah.
Schon dort, als ich von den zerbrochnen Steinen
Den Epheu bog, aus grünem Moos heraus
Inschriften las von Consuln und Tribunen,
Uralte Zauberworte, die das Grab
Zersprengen und die Geister wecken,
War ich geweiht, zu deinem Dienst gefeit;
Ich mußte schleudern in die Gegenwart
Die große, alte Welt mit ihren Wettern:
Ich hab's gewagt! so muß ich auch vollenden!
Dort steht noch Rom, und Marius, der große,
War noch der allerlezte Römer nicht,
Und nicht der lezte, der aus dem Exil
Heimkehrte in die alte Stadt der Welt.

(Andrea und die übrigen Gesandten eilen auf Rienzi zu.)

Die Gesandten.

Rienzi! Volkstribun!

Andrea.

Er ist es noch!
Es ist sein Angesicht wie baares Geld,
Es leuchtet einem so von selbst in's Auge!
Er ist und bleibt der große Volkstribun!

Digitized by Google

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

Wie ungern auch die Pferde sich dazu bequemen, Treppen auf und ab zu gehen, so hat man schon in frühen Zeiten sie dazu zu bringen gewußt, und der Graf Sandor hat für sein Theil sich eine alltägliche Gewohnheit daraus gemacht, über Staffeln zu reiten. Uns schien immerdar, als sey es gefährlicher dabei, abwärts denn aufwärts zu reiten; doch werden wir durch den „Verstorbenen“ mit sehr annehmlichen Gründen des Gegentheils belehrt, indem er irgendwo (in „Tutti frutti,“ wenn wir nicht irren) behauptet, das Pferd könne sich mit Hülfe des Reiters wohl wieder zurecht finden, wenn es nach vorn abwärts gleite, während, wenn beim Aufwärtssteigen das Hintertheil ausrutsche, der Reiter gar nichts thun könne und die Vorderhufe nothwendigerweise nachgeben müssen; dabei ist bekannt, daß der Verstorbene ein berühmter Reiter war, und zum Ueberfluß sagt er es auch noch selbst, Schwarz auf Weiß (s. „Semilasso in Afrika“). Von glücklich ausgeführten Reitersprüngen in die Tiefe erzählen Sagen mancherlei; den kühnen Harrassprung hat in neuern Zeiten der wackere Husar, General Kienmaier, glaublich gemacht; „Grafensprung“ heißt eine Stelle an dem Neuebersteiner Schloßberg, von wo einer des Geschlechtes der Ebersteiner in trunkenem Muth hinabgesprengt und wohlbehalten davongekommen seyn soll; und der Graf Sandor hat unter manchen ähnlichen Sprüngen auch den von der hohen Ofener Schiffbrücke in einen Ponton glücklich ausgeführt, um sich eines Zudringlichen zu entledigen, der sich vermessen hatte, ihm alle Reiterstückchen nachzumachen, und nun, erschreckt und beschämt, mit verhängtem Zügel von dannen stob.

Auf einem englischen Blutpferd mitten im Gewühl des Marktes über einen Heuwagen zu setzen, und mit diesem hochgestellten Thier in vollem Lauf bergab zu rennen, das edle türkische Roß bergan zu spornen, und dabei über Hag und Zaun zu setzen, quer über ein dahinrennendes Viergespann, zwischen den erschreckten Sattelknechten hindurch, zu sausen, auf einem kleinen Pferde durch ein mittelmäßiges Fenster in ein Zimmer zu sprengen, auf die Gefahr hin, sich den vorgeduckten Schädel einzurennen, und unzählige andere kleine Uebungen der Art zeugen von einem unternehmenden Sinn und von jenem Uebermuth, der, in reifen Jahren und ernsten Verhältnissen aufgeklärt, zu einem ruhmwürdigen Ziele leiten kann. Zu Melton-Mowbray, von dem wir bereits zu reden Anlaß hatten, verweilte der Graf Sandor ein ganzes Jahr lang und erwarb sich einen feinen Ruhm unter den Engländern, die sonst nicht gerne fremdes Verdienst anerkennen; seine Jagdabenteuer sind in einer Erzählung beschrieben, in einer Reihe von Gemälden geschildert worden. Und wenn auch eines Reiters vom Festland Ansehen, Sitz und Gewandtheit im Sattel mit englischen Nebenbuhlern leichteres Spiel hat, so wirbt auf der andern Seite die außerordentliche Ausdauer dieser Insulaner um den Vorzug; wie zum Beispiel des bekannten Fuchsjägers Osbaldeston Gewaltsritte, unter denen wir nur einen anführen, wie er, am 6ten November 1831, auf der Rennbahn von Newmarket, zweihundert englische Meilen (etwa vierzig deutsche) in zehn Stunden zurückzulegen gewettet hatte, und den Weg bei Regenwetter und Wind auf schlüpfrigem Lehmboden in acht Stunden und zwei-und-zwanzig Minuten vollendete, obschon ihn noch dazu der Unfall getroffen hatte, von einem Pferd abgeworfen zu werden. Auch in der Ausdauer hat Graf Sandor den Engländern keinen Vorzug gelassen, vor allem auf dem berühmten Ritt von Wien nach Preßburg im Jahr 1834.

Wenn aber, im Gegensatz zu den Ansichten der alten Welt, die neue von jeher die Reitkunst höher stellte als die des Wagenlenkens, welche seit noch nicht zwei Menschenaltern wieder den noblen Passionen angehört, so hat doch der Graf Sandor in der leztern so außerordentliche Dinge gethan, daß wir nicht umhin können, darauf hinzudeuten. — Wir haben nämlich Gelegenheit gehabt, eine Sammlung von Skizzen zu sehen, in denen des Grafen vieljähriger Gefährte, der deutsche Maler Prestel, einige hundert Abenteuer, Wagstücke und Unfälle darstellt, und darunter zeigt sich ein ungarisches Fünfgespann, das mit einem Wagen über die Staffeln einer steilen Straße im alten Theile von Ofen hinabsteigt; dieß ist gewiß das äußerste Ziel des Erreichbaren, das lezte der Wagstücke, bei dem noch eine Möglichkeit blieb, mit heiler Haut davonzukommen, oder wenigstens mit einem blauen Auge. Nun wollen wir zwar durchaus nicht damit gesagt haben, daß jeder edle Reiter und Wagenlenker unnöthigerweise und leichtsinnig seine Knochen wagen solle, da er doch reiten und fahren lernte, um die Rosse mit sicherer Hand leiten und sich einer ihm etwa entgegentretenden Gefahr entziehen zu können; denn auch ein glücklich durchgeführtes Wagniß verdient im Allgemeinen nur Bewunderung oder Theilnahme, wenn es durch die Umstände geboten schien; aber ein Cavalier soll auch so reiten, daß für ihn kein Wagniß mehr ist, was dem lateinischen Reiter unfehlbar das Leben kosten würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

Thiergarten. Frau v. Arnim. Wie man berühmt wird.

Die Umgestaltung des Thiergartens in einen modernen lichten Park ist, allen Noth- und Hülfgeschrei's des

Digitized by Google

Publikums und der Dryaden ungeachtet, fortgeschritten. Wenn dennoch jezt innegehalten wird, ist es nur in Folge eines hohen Befehls, daß kein alter Baum mehr niedergehauen werden soll. Dieselbe Fürsorge von oben ist auch andern alten Bäumen in und um Berlin widerfahren, gegen die man bis da mit barbarischer Gleichgültigkeit gewüthet hat. Der Direktor Lenné, der die Reform des Thiergartens leitet, und dem man allen Geschmack zugestehen muß, wenn man sich mit der Vorstellung ausgesöhnt hat, daß ein Wald in einen Park umgewandelt wird, soll übrigens gegen die Zumuthung protestiren, als ginge das Unternehmen von ihm aus. Es sey vielmehr ein höherer Wunsch gewesen, die Wege durch das Dickicht des Thiergartens fahrbar zu erhalten. Sey dem, wie es mag, wenigstens ist es ein Sieg der öffentlichen Meinung, daß ein Beamteter sich nicht hinter seiner Pflicht stumm verschanzt, sondern es für nöthig hält, sich vor dem Publikum zu rechtfertigen.

Von hier ist wenig von Bedeutung zur Leipziger Messe gebracht worden. Wir haben aber auch dafür wenig empfangen. Frau v. Arnim, die durchaus ihr Goethedenkmal in's Leben seyen will, hat sich zu einem sehr gewagten Unternehmen entschlossen. So groß in England jezt auch das Interesse für Goethe ist, und für Alles, was ihn angeht, hat doch weder eine Engländerin, noch ein Engländer es gewagt, den „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" zu übersezen. Die Fülle rücksichtsloser Ergüsse einer glühenden Phantasie überschreitet so sehr die Schranken der englischen Decenzgesetze, daß nach dem Urtheil einer bewährten Kennerin Bettina's Briefe, getreu übersezt, in keiner englischen Familie auf dem Tische geduldet würden. Und was wären sie verstümmelt, beraubt ihres lyrischen Interesse! Dennoch will Bettina. Mit großen Opfern hat sie hier von zwei Engländern die vier Bände unter ihren Augen übersezen lassen, ja gewissermaßen mit übersezt, obgleich sie erst zu diesem Zwecke Englisch lernte. Ein Werk der Pietät, wie es heute selten ist. Möchte ihr wenigstens nicht zum Dank dafür ein Verlust erwachsen, der ihre Kräfte übersteigt. Der englische Zoll für im Auslande gedruckte Bücher ist groß. Commissionäre verlangen in England bessere Bezahlung als hier, die Großmuth der englischen Buchhändler existirt nur auf dem Papier und in Anekdoten von ehedem, und wenn nun die englischen Familien nicht kaufen! — Wenn Sie von der Erhebung des Geheimenraths Hengstenberg in den Adelstand lesen, so ist der geadelte Hengstenberg nicht mit dem Redakteur unserer evangelischen Kirchenzeitung zu verwechseln. Es ist ein Vetter des Theologen und Erzieher des Prinzen Woldemar.

Wie wird man heute berühmt? Die Cliquengeschichte unserer Literatur wird einst darauf antworten können. Unsere curiose Zeit liefert indeß auch Beispiele, wie man ohne Anspruch darauf, und ohne Mitglied einer journalistischen Verbrüderung zu seyn, sich durch sich selbst berühmt machen kann. Sie sehen zum Exempel jezt in unsern ersten Gemäldehandlungen neben den Porträts von Schleiermacher, Hegel, Raumer, Steffens die Lithographie eines ernsten Mannes aushängen, ein gutes Bild mit vielen Ansprüchen, und darunter steht: Louis Drucker. Wer ist Louis Drucker? Das Bild selbst gibt einigen Aufschluß. Der Mann mit der denkenden Stirne, den ernsten, fast finstern Augen, den prüfenden Lippen, hält kennermäßig ein Weinglas zwischen den Fingern. Die Skizze eines Bacchanals darunter spricht schon deutlicher. Louis Drucker hält eine Weinstube oder einen Weinkeller. Erst vor einem halben Jahr ward er eröffnet; bis da kannte ihn Niemand, und heute ist er ein berühmter Mann. Und warum? Durch mehrere fulminant witzige Zeitungsannoncen, durch die rothen Hosen seiner Kellner und durch den Einfall, diese Kellner auf kleine Pferde zu seyen und sie zu den Gästen mit Tellern und Gläsern reiten zu lassen. Schade, daß die Polizei schon einschreitet, bevor die „Witze" zu der Reife kamen, welche wir für Humor anerkennen dürfen. Sollte man nicht diese seltenen Gewächse, die den Wiz nicht nur in Worten, sondern auch in Thaten äußern, in unserm dürren Boden pflegen? Auch da wird man ängstlich. Wem schadet es, wenn das Volk lacht? Ihm soll der fernere Debit seiner Annoncen erschwert seyn; auch ist dem witzigen Mann nicht vergönnt worden, ein Schild als Lieferant einer publiken Person auszuhängen, die selbst darein gewilligt hat, weil der vollönende aristokratische Name derselben auch Andern als dem Gelieferten angehört.

Rom, Juni.

(Fortsezung.)

Drohende Hungersnoth.

Hatten während des lezten Carnevals Angriffe auf die Bäckerjungen stattgefunden, so daß man diese, N. B. auf Kosten ihrer Meister, durch Gendarmen begleiten lassen mußte, wenn sie nicht mit leeren Körben bei ihren hungrigen Kunden ankommen wollten, so war jezt das Geschrei nach Brod und das Klagen über die Preise viel allgemeiner; man erschreckte dadurch selbst den heiligen Vater, als er in der Woche vor dem Frohnleichnamsfeste einmal von Sanct Peter nach dem Quirinal fuhr, sich seine Sommerwohnung anzusehen. Ernstlichen Unordnungen vorzubeugen, sah die Regierung sich zu Opfern genöthigt: sie bestanden theils in der Feststellung eines solchen Brodpreises, wie er bei dem Stand der Getreidepreise unzulässig und also nur durch Zuschüsse aufrecht zu erhalten war, theils in Brodvertheilungen. Diese fanden namentlich am Morgen des Frohnleichnamstages, so wie an dem darauf folgenden, wo das Fest des sogenannten Apostels der Römer, des heiligen Philipp Neri, in der Kirche der Vallicelle gefeiert wird, im Colosseum statt. Man sagt, Ort und Stunde seyen gewählt worden, um in den Augenblicken, wo der Pabst, am ersten Tage in der weltberühmten feierlichen Procession unter den Colonnaden des Petersplazes, am zweiten in seinem Staatswagen mit dem glänzenden Gefolge der Cardinäle, sich der Menge zu zeigen hatte, den Andrang des ärmern Volks und der zahlreichen Landleute abzuhalten; denn der außergewöhnlich lange und rauhe Winter hatte aus den Ortschaften des Gebirges, die größtentheils völlig mittellose Einwohner zählen, eine übergroße Menge Armer nach Rom getrieben, die nur von der öffentlichen Wohlthätigkeit leben. Die Regierung wollte einmal, mitten während der kalten Jahrszeit, wo die römische Straßenpolizei sich in der kläglichsten Verlegenheit befand, einen Versuch machen, diese Elenden aus der Stadt zu verweisen und sie zur Rückkehr in ihre Heimath zu nöthigen; aber man verzichtete bald darauf, sey es aus Besonnenheit oder aus Menschlichkeit, oder weil die Sache überhaupt unausführbar war. So blieben denn Roms Straßen mit Bettlern gefüllt. Jezt, wo die Nächte lau sind, wenn auch dichte Nebel vor und nach Sonnenaufgang sich auf's Thal lagern, sieht man Abends spät, namentlich auf den Trottoirs des Corso, eine Menge Armer zusammengekauert und eingeschlafen; die meisten derselben sind obdachlose Knaben; der Stein ist ihr Lager, ihre einzige Bedeckung zerlumpte Kleidungsstücke. Weicher gebettet liegen auf den Kehrichthaufen an den Straßenecken zahlreiche Hunde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 159.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 5. Juli 1837.

The devil can cite scripture for his purpose. —
O what a goodly outside falsehood hath!
Shakespeare.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

Fünfter Brief.

Wenn ich bei dem Bilde Scheffers vielleicht etwas zu ausführlich gewesen bin, so kann ich bei den andern religiösen Bildern desto kürzer seyn. Was den Geist, das Christliche, also das betrifft, was sie eigentlich zu religiösen Bildern macht, so ist davon bei Allen — mit einer einzigen Ausnahme — wenig zu berichten. Was ich oben über den Charakter derselben im Allgemeinen gesagt habe, findet bei fast Allen die vollkommenste Anwendung. Fügen Sie nun noch hinzu, daß der größte Theil derselben lebensgroße Figuren hat und in zum Theil ungeheuren Dimensionen ausgeführt ist, daß sie nach Maßgabe des Könnens der einzelnen Künstler bald mehr bald minder gut gezeichnet und gemalt sind, daß ein großer Theil derselben außer dem Mangel des religiösen Gefühls auch noch an Affektation und Prätention leidet, so haben Sie eine und keineswegs ungerechte Würdigung derselben.

Von dem Allen, was ich damit Ungünstiges über dieselben gesagt haben will, nehme ich jedoch ein Bild aus. Vielleicht halte ich es für besser, als es wirklich ist, da ich erfreut war, unter so vielen Bildern, die nicht sind, was sie seyn wollen, endlich eines zu finden, von dem man das nicht sagen kann. Dieses Bild ist Vauchelet's „Tod der Maria," ein Werk von bedeutender Dimension mit lebensgroßen Figuren. Der Künstler ist ganz der Tradition treu geblieben. In der Mitte des Bildes liegt die Jungfrau, mit den Füßen gegen den Beschauer gekehrt, bedeckt in einem Bette, in ganz richtiger, aber nicht eleganter Verkürzung; zu beiden Seiten Gruppen der Jünger. Ueber der Jungfrau schwebt, ebenfalls in Verkürzung, mit dem Kopfe gegen den Beschauer, ein Engel, Blumen streuend. Ich freue mich, daß der Künstler (von dem ich bisher noch nichts gehört habe) seine Composition so natürlich, so einfach, so edel arrangirt hat, daß er hier, wo, um zu gefallen, Grazie und Eleganz das erste Erforderniß ist, jene beiden Verkürzungen der sterbenden Jungfrau und des Engels nicht vermieden hat, trotz dem, daß sie nicht das sind, was die Mode hier auch in Bildern elegant nennt. So einfach und nobel die Anordnung ist, so rein und streng ist die Zeichnung; die Malerei ist nicht minder schön und das Ganze ist von einer so vortrefflichen Wirkung, wie wenige Bilder überhaupt im Salon. Vorzüglich schön sind ein paar trauernde, im Vordergrunde zu den Füßen des Bettes sitzende Weiber. Das Bild hat auf mich den Eindruck eines guten Werkes aus der Schule der Caracci gemacht. Daß so gar nichts Erkünsteltes, Erlogenes, so gar keine Prätention darin ist, rechne ich dem Künstler

Digitized by Google

zum größten Verdienst an, denn hier ist dergleichen Einfachheit wahrlich selten. — Das Bild ist übrigens von den meisten Kritikern übersehen oder nur spärlich anerkannt worden.

Ueber alle andern religiösen Bilder des Salons muß ich aber wiederholen, was ich mehrfach oben über den Mangel an religiösem Gefühl, an Inhalt gesagt habe; es gilt auch von dem vielfach gepriesenen Bild Flandrin's, das derselbe, ein Schüler von Ingres, aus Rom geschickt hat. Es stellt vor: „St. Clarus, erster Bischof von Nantes, die Blinden heilend," und hat lebensgroße Figuren. Um den Vortrag nicht über den Inhalt prävaliren zu lassen, ist der erstere absichtlich geschwächt, ohne daß der leztere deßhalb bedeutender erschiene: das ganze Bild sieht aus wie grau in grau gemalt und ist über die Maßen langweilig. Dabei ist es so seltsam arrangirt, daß man glauben sollte, es sey nur ein Stück, und zwar die Ecke eines Bildes. Vermuthlich ist es bestellt für einen Altar oder ähnliche Bestimmung, wo der Künstler durch das nöthige Format genirt war. Als Repräsentant der römischen Akademie, und namentlich Ingres'scher Tendenz, fand das Bild vielfaches Lob.

Da ich oben von Bildern im cinquecentistischen Geschmacke geredet, so nenne ich Ihnen als solche: Lestang's Auferweckung des Lazarus; Rivoulon's Sankt Martin von Tours, seinen Mantel zerschneidend, mit einer Einfassung von kleineren Darstellungen und allegorischen Figuren, und Frenet's (in Rom) Allegorie: „der Mensch, die Wahrheit suchend, oder die Hoffnung," (so erklärt der Katalog das Bild, aus dem ich nicht klar geworden bin) mit einer ähnlichen Einfassung wie Rivoulon's St. Martin. Alle drei Bilder haben Figuren unter Lebensgröße. Daß bloß Aeußerlichkeiten copirt sind, daß von dem Geiste jener Bilder, in deren Manier diese gehalten sind, sich auch gar nichts in den Nachahmungen findet, brauche ich Ihnen wohl kaum zu sagen. — Ich könnte Ihnen nun noch eine enorme Masse verfehlter religiöser Bilder, zum Theil von den allerbedeutendsten Dimensionen nennen, eine Menge Marien Magdalenen, Kreuztragungen, Geburten Christi, Martyrien u. dergl. m. Was soll ich aber Sie und mich damit ermüden! Daß Delaroche einmal die Historie verlassen hat, um zur Veränderung ein religiöses Bild zu malen, und daß er anstatt der guten, die man von ihm gewohnt ist, einmal zur Veränderung ein schlechtes Werk gegeben hat, erzählte ich Ihnen schon oben, wo ich von dieser „heiligen Cäcilia" ein Mehreres erwähnte. Unbegreiflich, wie ein Künstler, der so ausgezeichnete Werke liefert, wie Delaroche, nicht einsieht, wie schlecht dieses Bild ist. Ein anderer Künstler, der freilich auf keine Weise mit Delaroche verglichen werden kann, hat auch sein gewöhnliches Terrain verlassen und ein religiöses Bild gemalt, obgleich die bisher von ihm bekannten Compositionen eben nicht besonders heiliger Natur sind. Ich meine Deveria. Dieser Maler ist sonst, wie Ihnen aus den nach seinen Zeichnungen angefertigten Lithographien bekannt seyn wird, vorzugsweise der Darsteller von Strumpfbändern, welche (wie Sie aus Volgers Geographie wissen und von jener unglücklichen Eselpartie auf dem alten Schloß von Baden-Baden her sich erinnern werden) von den Französinnen über dem Knie getragen werden. Deveria hat das Terrain der Strumpfbänder verlassen und sich in die Religion „lancirt," er hat ein religiöses Bild gemalt mit lebensgroßen Figuren, „Sankt Sebastian, den heilige Frauen von dem Baume seines Martyriums losbinden." Ich brauche Ihnen dies Bild wohl nicht zu charakterisiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

Vor Allem ist nicht zu vergessen, daß die Reitkunst immer nur eine „Hülfswissenschaft" vorstellt und nie die Hauptbeschäftigung eines Lebens seyn soll, auch wenn dieses Leben durchaus nur dem Vergnügen geweiht wäre, und jedes ernsteren Strebens bar. Aber gerade die Neigung zu der Beschäftigung mit Pferden ist es, welche gar zu viele Leute so weit verlockt, daß einer, sie beobachtend, immerdar versucht ist, zu bedauern, daß sie nicht Roßkämme, Reitknechte oder Kutscher geworden. Diese Verirrung findet sich am häufigsten bei den Engländern, von denen es in der That einer so weit gebracht hatte, daß er mit seiner eleganten Equipage das Gewerbe des Lohnkutschers trieb. Ein echter Ritter halte edle Rosse, auf die er sich verlassen mag und denen er auch etwas zumuthen kann; er übe zu rechter Zeit eine wohlberechnete Schonung gegen die Thiere, und gleiche in keinem Stücke dem Emporkömmling, der mit jüdischer Pralerei theure Pferde kauft und zur Schau stellt, und mit jüdischem Geiz sie verzärtelt, wo nicht der Hochmuth ihn dazu bringt, sich so weit zu zeigen, als die angeborene Feigheit dies gestattet.

Von den edlen Reiterkünsten ist ein großer Absprung zur Kunstreiterei und zu dem Gewerbe des Jockeys, welche als Erwerbsquellen dienen. Der Kunstreiter verhält sich zum Ritter wie der Seil- und Ballettänzer zum Ballgast, der sich nach Lust und Laune beim Klange der Musik dreht und wiegt. Des Kunstreiters Wagstücke sind allerdings sehr groß, aber sie haben nichts Edles an sich, das wahre Theilnahme erregen könnte, und wenn ein solcher Gaukler in seinem Beruf das Leben einbüßt, so macht das etwa

Digitized by Google

dieſelbe Wirkung, als ob irgend eine Lieblingsſängerin heiſer geworden wäre. — Die Jockeys, welche bei den engliſchen Wettrennen die Renner beſteigen, ſind eine eigene Zucht, die ſich gebildet hat, ſeit auf jener Inſel die Vollblutpferde mehr zum Rennen da ſind, als um eigentlich geritten zu werden. Der leichteſte Jockey iſt der geſchäzteſte, und ſie unterwerfen ſich gegen die Zeit der Wettrennen hin den unerhörteſten Behandlungen, um ſich abzumagern, namentlich durch eine Karthäuſerdiät, durch Schwitzen und Laufen. Man nennt dies, wie bei den Pferden, trainiren.

Die Wettrennen an und für ſich, wie ſie nämlich in England betrieben werden, ſind eine Erfindung, auf die nur ein ſo ſonderbarer und zugleich ſo praktiſch rechnender Sinn zu kommen vermochte, wie er ſich ſo oft bei den Britten offenbart oder vielmehr, um uns richtiger auszudrücken, wie er bei ihnen in allen Dingen ſich zeigt. — Nicht die Reiter ſind es, welche auf ihren edlen Roſſen irgend einen Preis der Ehre erringen wollen, ſondern die Pferdebeſitzer wünſchen durch ihre Thiere den blanken und baaren Gewinn zu erwerben. So ſind auch die Einrichtungen und Satzungen dieſer Rennen ganz dem bekannten Charakter eines Handelsvolkes angemeſſen, und es wäre wahrlich keine ſonderliche Ehre dabei zu finden, wenn der deutſche Adel ſich ferner noch verlocken ließe, auch hierin einem Muſter nachzuſtreben, das der Nachahmung von dieſer Seite ſo wenig würdig iſt. — Bei alledem erkennen wir dennoch recht wohl den großen Nutzen ſolcher Wettrennen und wollen allein behauptet haben, daß dieſelben nur mittelbar den noblen Paſſionen dienen, den noblen Paſſionen, welche in dieſen Blättern uns den Maßſtab in die Hand geben, deſſen wir uns, von einem andern Standpunktaus, auf ganz andere Weiſe bedienen würden.

Jedenfalls ſteht auch einem Mann in mittelmäßigen Verhältniſſen das Reiten ſehr gut an, und es wäre zu wünſchen, daß bei uns die ökonomiſchen Hinderniſſe wichen, welche nicht nur den Städtern, ſondern auch den Landbewohnern immer mehr das Halten von Reitpferden erſchweren.

2. Die Fechtkunſt.

Die Anfänge der Fechtkunſt ſind in der erſten Keule zu ſuchen, mit welcher der Menſch ſich gegen den Menſchen bewehrte; die edle Fechtkunſt aber beſteht darin, mit einer blanken Waffe, welche zugleich dem Angriff und der Vertheidigung dient, gegen eine gleiche Waffe zu kämpfen. Dieſe Waffe iſt vor allen das Schwert in ſeinen verſchiedenen Geſtaltungen als Degen und Säbel; doch ſind auch andere nicht auszuſchließen, wie z. B. das Fechten mit dem Bajonnet, oder mit der Lanze, theils gegen die gleiche, theils gegen eine andere Waffe.

Die Führung des Schwertes und anderer Angriffswaffen war bei den Vorfahren eine andere, als in neuern Zeiten; denn zur Abwehr dienten Helm, Harniſch, Schienenhandſchuh und Schild, die ſpäterhin alle die blanke Wehr mit dem Bügel am Handgriff zu erſetzen beſtimmt war. Die erſte Form der eigentlichen Fechtkunſt war die auf Hieb und Stoß zugleich, mit dem langen und breiten Degen der germaniſchen und romaniſchen Völker, und dieſe Art der Führung ſcheint auch durch die Natur der Waffe ſelbſt bedingt; doch machte bald die Uebereinkunft im Allgemeinen eine andere Satzung, und nur in Deutſchland erhielt ſich am längſten die alte naturgemäße Weiſe, nach der die Kämpfer ihre Wehren gebrauchten, wie ſie es eben für dienlich hielten, mit jenen Einſchränkungen allein, welche ein ehrenhaftes Fechten erheiſcht; denn es ſteht einem freiſamen, ritterlichen Manne ſchlecht an, mit Gefährde zu kämpfen.

Sehr früh bildete ſich bei den ſüdlichen Völkern, ſo wie in Frankreich und England die Gewohnheit, den Degen im Zweikampf nur zum Stoßen zu gebrauchen, und zu dieſem Behuf wurde die Waffe leichter. Zuerſt kamen die langen ſpaniſchen Raufdegen auf, und dann die etwas kürzern franzöſiſchen Klingen von priſmatiſcher Form und ohne Schneide, welch leztere in Deutſchland erſt ſpät in Aufnahme kamen, als an den Höfen im 18ten Jahrhundert die franzöſiſchen Sitten überhaupt dazu dienten, den Gegenſatz zu dem ſpaniſchen Ton des Kaiſerhofes zu bilden. Das Fechten auf den Hieb allein ſcheint ſich von der gebogenen Wehr der Czechen, Sarmaten und Magyaren auf die gerade Klinge vererbt zu haben, und zuerſt von der Reiterei angenommen worden zu ſeyn; in der Art, wie es heutzutage im Duell geübt wird, namentlich bei einigen Armeen unter den Offizieren und unter deutſchen Studenten, mag es ſehr ſpät und wohl erſt in ganz neuer Zeit aufgekommen ſeyn.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

Genf und Frankreich.

Vor einigen Jahren war ein geiſtreicher und, was ſeltener iſt, unbefangener Franzoſe hier, lebte längere Zeit bei uns in ſehr guten Verhältniſſen und ſchrieb einer wohlbekannten Pariſer Dame eine Reihe Briefe über Genf, aus denen ich wohl ſpäter etwas mittheile, wie ich früher mit ähnlichen franzöſiſchen Aeußerungen gethan. Er vertheidigt die Genfer lebhaft gegen das in Frankreich ziemlich allgemeine Vorurtheil, als ob ſie kalt, gegen Fremde verſchloſſen, radikal unpoetiſch und habſüchtig ſeyen; er ſchildert kräftig die Sittlichkeit der hieſigen Geſellſchaft, dem Pariſer Verderbniß

Digitized by Google

gegenüber; er läßt der Wohlthätigkeit und der Vaterlandsliebe der Reichen, dem gesunden Sinn und der guten Haltung der Armen volle Gerechtigkeit widerfahren; aber einen Genfischen Makel hat der Fremde gar nicht berührt, eben weil er ihm schwerlich ein Makel ist, weil er darin nur eine Eigenschaft sah, die sich ganz von selbst verstehe, und die gar nicht anders seyn könne: ich meine Genfs politisches und literarisches Hinüberneigen nach Frankreich. In politischer Beziehung meine ich nicht die Stellung und den Gang der hiesigen Regierung, sondern nur die Wichtigkeit, die hier auf die elendesten und schmutzigsten Erscheinungen des französischen politischen Lebens gelegt wird, auf Pariser Stadtgeschichten, armselige Zänkereien in den Kammern, Ministerverkehr, Hofsachen u. s. w. Man sollte glauben, Genf sey eine Vorstadt von Paris, so lebhafter Antheil wird an allen jenen Dingen genommen, wenn sie auch durchaus kein höheres menschliches, bürgerliches oder politisches Interesse haben. Man sollte glauben, die traurige Zeit, wo Genf eine kleine Departementsstadt Frankreichs war und vielfach von Paris aus gehudelt wurde, und die neuesten Maßregeln des blocus hermétique haben das Franzosenthum unserer Bevölkerung etwas abgekühlt; dem ist aber durchaus nicht so. Man bekümmert sich hier bei Weitem weniger darum, was bei der Schweizer Tagsatzung vorgeht, was da über das Wohl und Weh des gemeinschaftlichen Vaterlandes verhandelt wird, als um französische und Pariser Zustände ohne alle weitere Bedeutung; man spricht stundenlang darüber, man nimmt dafür oder dawider Partei, man bildet sich nicht wenig darauf ein, Alles im geringsten Detail besprechen zu können, als stände man mit den Kammerdienern und Kammerjungfern der Pariser Vorzimmer in Briefwechsel. Alle politischen Parteiungen und Spaltungen in den Kammern, im Ministerium und in der Gesellschaft finden hier hellen, gellenden Wiederklang. Und wenn ein Pariser von einiger Bedeutung hieherkommt — wäre es auch nur eine traurige Bedeutung — da muß man das Drängen um ihn her sehen: er ist von Paris! er ist von Paris! In dieser Beziehung ist Genf entsetzlich kleinstädtisch, und steht noch weit unter den bedeutendern französischen Provinzialstädten, zumal unter Lyon, Marseille und Bordeaux, wo man sich wenig um die Hauptstadt und ihre Armseligkeiten kümmert. Unser Gesellschaftsleben ist schon einförmig, arm, karg und kalt genug, man brauchte es nicht dadurch noch mehr herabzustimmen, daß man darin der Besprechung und Discussion französischer politischer und socialer Gegenstände so unverhältnißmäßigen Raum gestattet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, Juni.

(Beschluß.)

Frohnleichnam. Rom und die Campagna.

Jeder Monat bringt hier seine eigenthümlichen Feste und Aufzüge, religiöse und profane. Während der Octave des Corpus Domini gab es täglich feierliche Processionen, welche die Stadt in allen Richtungen durchzogen, von St. Peter bis zum Lateran. Für die Andacht ist dabei nicht allzuviel zu suchen und zu erwarten, desto mehr aber für malerische Effekte, wenn die langen Reihen der Mönche aller Orden und des Clerus in ihren verschiedenartigen weiten Gewändern, die weißgekleideten, durch ihre sonderbare Vermummung an den Orient erinnernden Mädchen, das Militär, gut uniformirt, aber ohne Haltung, die zahlreichen Kirchendiener, mit Baldachinen, Fahnen und Bannern, und gewaltigen Glocken unter Sonnenschirmen, die mit Menschen gefüllten Straßen entlang ziehen, wo von den Fensterbrüstungen der Wohnungen die schönen, in ganz Italien üblichen seidenen Teppiche herabwallen, welche dem Ganzen ein so heiteres, festliches Aussehen geben. Manche vornehme Familien entwickeln dabei eine große Pracht: am Pallaste Doria auf dem Corso sah man eine Reihe kostbarer Tapeten ausgehängt, zum Theil alte flandrische, welche den Namen Arrazzi mit doppeltem Rechte tragen, mit sonderbaren Gestalten und mittelalterlichen Costüms, zum Theil französische aus dem vorigen Jahrhundert, mit kokettirenden Bildern jener Zeit. Daß die Wappenschilde dabei nicht fehlen, versteht sich von selber. — Das bekannte Volksfest in Genzano, die Infiorata, das am ersten Juni stattfinden sollte, unterblieb; man sagt, es sey auf ein nächstes, glücklicheres Jahr vertröstet worden, weil in dem nahen Albano einige Excesse vorgefallen und Bäckerladen gestürmt worden waren, und man von der großen Menschenmenge, die sich ohne Zweifel dort versammelt haben würde, Ausschweifungen befürchtete. An Blumen zum Feste fehlte es keineswegs. Die Campagna ist grün und frisch, wie selten in dieser Jahrszeit: der hartnäckig anhaltende Regen hat den Boden so mit Feuchtigkeit gesättigt, daß sie selbst einer bedeutenden Sonneneinwirkung Widerstand zu leisten im Stande ist. Die Laubgänge der Villen sind mit Rosenblättern bedeckt; man kann nicht durch den reichen Flor der malerischen Vigna Palatina wandern, ohne bei ihrem Anblick an die Verse Victor Hugo's in seinem Festgesang Nero's erinnert zu werden:

— apporte moi des roses,
Le parfum des roses est doux.

Gerade im gegenwärtigen Moment ist das Land von unvergleichlicher Schönheit. Noch haben sengende Sonnenstrahlen dem Laub und dem Rasen in den Ebenen ihre das Auge erquickende Farbe nicht genommen, um sie in fahles Grau zu kleiden; nur auf den Heerstraßen hat sich dicker Staub gelagert; man kann noch wandern durch die Campagna. Vor meinen Fenstern sehe ich sie ausgebreitet, eine gewaltige grüne Ebene, bis zu der langgezogenen Linie, wo, wenn man höher steigt, der Meeresstrand den Horizont bildet; links die sanft abfallenden Albanerberge, die gegen Abend in die wundervollsten Farbentöne gehüllt sind, mit ihren freundlichen Städtchen, deren Wohnungen, worin jetzt schon Mancher Schutz sucht vor der beginnenden Hitze, herüberschimmern durch die reine, glänzende Luft. Dicht im Vordergrund senkt sich der Abhang des Tarpejischen Felsens, und das alte Rom liegt da, die Riesenbogen des Coloseums, der Lateran mit seiner einsamen kirchlichen Herrlichkeit, der Celius und Aventin mit ihren Klöstern, der Palatin mit seinen Vignen und den verödeten Gärten der Farnesen, wo Reben und Epheu die Ruinen der Kaiserpaläste umranken, und zur Rechten die immer gelbe Tiber, welche tief unten vorüberströmt an den Terrassen des Priorats von Malta, wo die herrliche Aussicht und die Erinnerungen an die glänzende Zeit des Johanniterordens leicht Piranesi's schlechte Architektur vergessen machen. Und Stille ringsumher, nur unterbrochen durch das Ave-Maria-Geläute von den Glockenthürmen der zahlreichen Kirchen, die allein es sind, welche eine Lebensspur gelassen in dieser Einöde, in diesem kolossalen Schattenbilde versunkener Größe, dessen verstummende Lippen keinen andern Ton hauchen, als ein ewiges Memento mori.

Rt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 160.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 6. Juli 1837.

Tout le secret des armes ne consiste qu'en deux choses: à donner, et à ne point recevoir; et il est impossible que vous receviez, si vous savez detourner l'épée de votre ennemi de la ligne de votre corps.

Molière.
Bourgeois gentilhomme.

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortſetzung.)

Für die vornehmſte Art der Fechtkunſt gilt jetzo das Stoßfechten, und, wie wir glauben, mit Recht. Das Erlernen und die Uebung mit den franzöſiſchen Fleurets iſt eine zugleich würdige und angenehme Erholung, trägt dazu bei, dem Körper eine männliche und doch nicht ſteife Haltung zu geben, und die allgemeine Verbreitung dieſer Fertigkeit iſt einer der wenigen Vorzüge, welche die Franzoſen in der That vor uns voraus haben. Denn wir müſſen es bekennen, daß wir Deutſche in dieſem Stücke große Rückſchritte gemacht haben; während in ältern Zeiten die Fechtkunſt ein Eigenthum des geſammten Volkes war, das ſich zur Verbreitung und Erhaltung derſelben in Brüderſchaften verband, vermag in unſern Tagen kaum noch der Edelmann, der Offizier und — wohl oder übel — der Student die Klinge zu führen, der Bürger aber gar nicht, der im Geſellenſtand auf der Wanderſchaft unter Fechten nur noch Betteln verſteht.

Man kann uns allerdings einwenden, daß der Handwerksmann kein ſo gefährliches Spielzeug brauche, als der Degen iſt, und wir wollen uns allenfalls verſtehen, uns damit zu begnügen, ihn für die etwa nothwendige oder auch unnöthige Selbſthülfe auf die Stärke ſeiner Fäuſte, auf den Prügel und das Meſſer zu verweiſen, obſchon unſere Gründe für die Fechtkunſt durchaus nicht dahin zielen, ihn über die Grenzen ſeines Standes heben zu wollen; aber man kann uns in Hinſicht auf den Adel ſchwerlich beweiſen, daß mit dem Verfall der Fechtkunſt auch die Begriffe vom Ehrenpunkt ſich anders geſtaltet hätten, daß die Zweikämpfe ſeltener geworden wären, da ſie doch eben ſo häufig vorkommen, wie ſonſt, nur daß ſie meiſt mit Feuerwaffen beſtanden werden, ſtatt auf die ritterliche Weiſe der Vorfahren. Mag immerhin der Zweikampf ein Uebel, ſogar ein Verbrechen ſeyn, ſo zeigen doch unwiderlegbare Thatſachen und unabweisbare Erfahrungen, daß er ein nothwendiges Uebel in unſerm geſellſchaftlichen Zuſtand iſt, und ein Verbrechen nur vor dem geſchriebenen, aber nicht vor dem Geſetz der öffentlichen Meinung. Da das Duell in unſerer Zeit meiſt mit der Piſtole ausgefochten wird, ſo müſſen wir uns vorbehalten, an der geeigneten Stelle davon zu reden und es von unſerm Standpunkt aus zu betrachten. — So viel iſt jedoch gewiß, daß der Verfall der Fechtkunſt an und für ſich bedauerlich bleibt, und daß es einem Manne gar ſchlecht anſteht, wenn er nicht ein Meiſter der Klinge iſt, namentlich auf den Stoß nach der Art, welche man als die franzöſiſche bezeichnet, im Gegenſatz zu dem deutſchen Stoßfechten auf einigen Univerſitäten, das juſt gut genug iſt, allzuhäufiges Unglück unter großen Kindern zu verhüten,

Digitized by Google

denn nach dieser leztern Art stehen die Fechter, mit dem linken Fuß festgewurzelt, so weit von einander entfernt, daß sie nur mit großer Mühe sich erreichen können, das Recht des Stoßes wechselt regelmäßig unter ihnen ab, keiner darf den Gegner aufrennen lassen, und die Stichblätter sind kaum kleiner als Suppenteller, so daß die Beweglichkeit, Gewandtheit und alles das wegfällt, was den Angriff und die Vertheidigung ziert und den ernsten Kampf zu einem ritterlichen Beginnen stempelt.

Das Fechten auf den Hieb, im Allgemeinen „Schlagen" genannt, findet auf verschiedene Art statt. Zuerst mit der geraden Klinge, wobei die Faust durch „Bügel und Glocke" oder durch einen „Korb" verwahrt wird. — Das Schlagen wird mit stumpfen Klingen erlernt, die Rappiere heißen, ein Name, der im sechzehnten Jahrhundert einen Raufdegen überhaupt bezeichnete; und wie man oft, der beliebten Kürze willen, von den Fleurets die Knöpfe abstößt, um sie im Ernst zu brauchen, so mag man auch ein Haurappier bei der Spitze schleifen, um es gefährlich zu machen. — Das Schlagen mit dem Rappier ist die gewöhnliche Fechtübung auf deutschen Universitäten, und obschon gewißlich das Stoßen viel zweckmäßiger wäre, als Uebung nämlich, so ist dennoch ersteres deßhalb vorzuziehen, weil bei der Art, wie es in Zweikämpfen betrieben wird, verhältnißmäßig sehr wenig Unglück entsteht. Ungefähr auf dieselbe Art, wie der Hieber, wird der Offiziersdegen beim Schlagen gebraucht, nur daß weder Glocke noch Korb, sondern ein einfacher, beim Kreuz etwas breiterer Bügel das Gefäß bildet und somit eine viel genauere Führung bedingt wird. Gefährlicher als der Degen ist der Säbel, und die Führung desselben viel schwerer zu erlernen. Die Hiebe fallen gewichtiger und schneiden tiefer ein, theils wegen der gebogenen Schneide, theils weil die Gewalt nicht allein vom Handgelenk, sondern von der ganzen Kraft des Arms ausgeht. — Der slawische Säbel mit der breiten, nur wenig gebogenen Klinge ist vielleicht die dienlichste Wehr in der Faust des leichten Reiters; der sichelförmige türkische scheint weniger passend und ist besonders den zu Fuß fechtenden Abendländern nicht gerecht. Der Pallasch, der entweder ganz gerade ist oder nur eine leicht gebogene Spitze hat, eignet sich absonderlich für schwere Reiterei und wird im Zweikampf zu Fuß allenfalls nur von Offizieren geführt, welche dieser Waffe gewohnt sind. Wenn das Gefäß wohl verwahrt ist, wie bei dem französischen, so dient er zu Stoß und Hieb ganz vorzüglich. — Auch war es eben der geschickt geführte Pallasch, welcher den französischen Schwerbewaffneten, die im Ganzen schlechte Reiter sind, Vortheile gegen die deutschen gewährte, die vortrefflich zu reiten, aber nicht sonderlich zu fechten verstehen.

Nun sollte aber ein ritterlicher Mann mit großer Fertigkeit den Stoßdegen, das Rappier, den Säbel und den Pallasch zu Fuß und zu Roß führen, und billigerweise dürfte ihm auch das Handhaben des Speeres nicht fremd seyn, wenigstens in Gestalt der Carousellanze und des Jagdspießes, der auf waidmännisch „Sauseder" heißt; denn des Reiters echte Waffe ist die Lanze, die lang genug ist, nicht nur ihn, sondern auch sein Thier zu schirmen, besonders gegen einen zu Fuß angreifenden Feind. — Heutzutage ist die Lanze nur noch als Kriegswaffe bekannt, als die Wehr des Uhlanen, und wird mit Meisterschaft von den Sarmaten gehandhabt, die zugleich auch vollkommene Reiter sind. Die Pike war ehemals die Bewaffnung des Fußknechts, und ist es im Grunde noch, denn mehr als durch die Muskete richtet er durch das darauf geschraubte Bajonnet aus, und um des Beispiels willen soll ein Offizier des Fußvolkes sich darauf verstehen.

Als Ausartungen der Fechtkunst erscheinen das Stockschlagen und das Boren der Engländer, welche eben auch hier die noblen Passionen üben, wie sie es beim Waidwerk und bei der Reitkunst thun. Uebrigens haben wir bereits geäußert, daß das Fechten nur mittelbar den noblen Passionen angehört, wie die Gegenstände dieses Hauptabschnittes von den ritterlichen Uebungen überhaupt; und wenn einerseits ein Cavalier sich schämen sollte, nicht Meister des Schwertes zu seyn, so wäre andererseits zu wünschen, daß auch im Volke die Fechtkunst sich wieder verbreite, und namentlich diese Verbreitung von den Heeren ausgehe, wozu bei uns die ehrenwerthe Classe der Unteroffiziere erfreuliche Anfangsgründe legt, die von oben herab begünstigt werden.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Die Allegorien darf ich wohl bei den religiösen Bildern anführen. Auch unter dieser Art Darstellungen ist nichts, was besonders nennenswerth wäre. Bei keiner einzigen springt uns der Gedanke plastisch entgegen, keine einzige versteht man ohne Erklärung, in den meisten hat sich der Maler verwickelt; zum Beispiel: Lefebvre's „Schutzengel des Studiums." Hier war ohne Zweifel die Aufgabe (das Bild ist vom Minister des Innern bestellt worden) gewesen: der Fleiß, das Studium als Schutzwehr gegen die Laster, nach der bekannten Melodie: „Müssiggang ist aller Laster Anfang." Nun sieht man hier ein paar nackte Jungen eifrig lesen und studiren, ein Engel steht schützend neben ihnen und dreht sich drohend nach einem Teufel um, der an die Jungen hat heranschleichen wollen, aber nun, da er den schützenden Engel gewahrt, voll Schreck entweicht. Wo ist hier der Gedanke,

Digitized by Google

das punctum saliens? Sollte jener Gedanke allegorisirt werden, so ist das hier ganz verkehrt und unverständlich geschehen. Was soll jener Engel bedeuten, der den Teufel abwehrt? Die Jungen studiren sehr fleißig und bemerken den Teufel gar nicht. Alles lebensgroß. — Noch wirrer und unklarer ist Signols große Allegorie: „die christliche Religion kommt den Betrübten zu Hülfe und gibt ihnen Resignation," also derselbe Gedanke, den Scheffer so schön, nur mit politischen Abweichungen dargestellt hat. Wie platt, wie unendlich platt ist er nun hier aufgefaßt! Ein Mensch, ein Familienvater, stirbt, seine Familie ist in Verzweiflung um ihn her, Priester mit dem allergleichgültigsten Amtsgesichte und dem heiligen Sakramente, als den Tröstungen der Religion, dem Sterbenden zur Seite. Das ist nun schon ein Bild und langweilig genug. Ueber dieser Scene nun geht in den Lüften die Allegorie vor sich. Die Religion erscheint und zeigt auf Christus als Symbol der Tröstung, als Vorbild der Resignation. Niemand aber nimmt unten im Bilde von der Erscheinung Notiz, der Todte ist todt und hat die Augen geschlossen, die Familie ist zu sehr mit ihrem Innern beschäftigt und den Priestern ist die Sache etwas Altes. Alles das ist lebensgroß, so trocken, langweilig und frostig, daß man eilt, davon wegzukommen. Signol ist ein Künstler, der hier Ruf hat. — Gopet's „Scene aus dem jüngsten Gerichte" rechne ich ebenfalls unter die Allegorien. Einer Mutter, die zur Hölle verdammt ist, entreißt ein Engel — das ist mir ein schöner Engel, der das zu thun vermag — ihr Kind, um es in den Himmel zu tragen — ein schöner Himmel für ein Kind, das die Mutter in der Hölle weiß! Was die Leute nicht Alles für Ideen aus dem Christenthume herausſuchen! Und der Maler scheint sich auf seinen abscheulichen Gedanken noch so viel eingebildet zu haben, daß er, nicht zufrieden, diese widerliche Scene im Vordergrunde breit und ausführlichst dargestellt zu haben, im Hintergrunde noch eine Menge Engel zeigt, ebenfalls, wie der Engel des Vorgrunds, verdammten Müttern ihre Kinder abnehmend, alle in einer und derselben Action begriffen, wie eine Reihe Soldaten dasselbe Exercitium ausführend.

Von Bezard ist eine ganz absonderliche Allegorie da, eine weitläuftige Composition mit Figuren unter Lebensgröße, die nur durch den Catalog einigermaßen verständlich wird; dieser sagt: „das Geschlecht der Gottlosen herrscht über die Erde, nachdem es die göttliche Gerechtigkeit von derselben verjagt hat." Die Leztere sieht man oben durch die Lüfte entfliehen, unten eine Menge Leute in der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts, in einer eroberten Stadt alle möglichen Greuel verübend. Durch die Behandlung des Ganzen, die Kleidung der Figuren u. dergl. m. hat der Maler sein Bild im cinquecentistischen Geiste zu halten versucht. Ebenso eine andere Composition (desselben), die ich nicht verstehe und die im Catalog „der Engel und das Kind" heißt. Vergebens suche ich in dieser Wüste von langweiligen und schlechten religiösen und allegorischen Bildern nach der erquickenden Oase eines Gedankens oder eines religiösen Gefühls. Ich schweige deßhalb von den vielen, die ich nicht genannt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

Der Lateran zu Rom war einst omnium urbis et orbis ecclesiarum mater atque caput; die Tuilerien scheinen wieder die Curie werden zu wollen, wo man die Bullen in Sachen des Modeglaubens für den Erdkreis ausfertigt. Es gibt Prinzessinnen genug, welche um Alles nicht an der Stelle der jungen Herzogin von Orleans seyn möchten; sie wissen warum, und diejenigen, welche die ihnen etwa angebotene, verfängliche Ehre ausschlagen zu müssen glaubten, sind ihrem Willen gefolgt. Aber gegen den Einfluß, den die Vermählung zu Fontainebleau und die Pariser Feste auf ihre Toilette äußern werden, vermag ihr Wille nichts: ein kategorisches Gebot in ihrem Katechismus sagt: du sollst Geschmack haben! und dies heißt fast immer nur: du sollst den neuesten haben! Der Geist, der in allen Beziehungen mit der Geschichte kokettirt und nichts erfindet, hatte seit einiger Zeit die Formen des Geräthes aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. albern copirt, und die Kleidertrachten derselben Zeit wenigstens der Hauptidee nach eingeführt. Es ließ sich erwarten, daß die Wiederherstellung der goldenen Gemächer von Versailles, in denen einst berühmte Schönheiten ihre Federn, Mouchen und Reifröcke umhergetragen, diese Richtung des Geschmacks nicht nur „sanctioniren," sondern vollends entscheiden würde. Dies war jedoch noch mehr in Betreff der Stoffe, als der Formen der Fall. Der traditionelle Begriff von Pracht, der sich an das Versailler Schloß knüpft, machte, daß die vornehme weibliche Welt — von der männlichen soll heute nicht die Rede seyn — bei der Eröffnung des historischen Museums Allem aufbot, um die alten Moden auch hinsichtlich des Luxus und des Glanzes wieder aufleben zu lassen. Dies wirkte naturgemäß auf die Pariser Feste und tiefer stehende weibliche Kreise zurück, und scheint sich für längere Zeit in der weiblichen Tracht überhaupt, mehr oder weniger, festsetzen zu wollen. Die Edelsteine — je mehr, desto besser — die Gold- und Silberspitzen, die schweren Seidenstoffe, die entschiedenen Farben haben eine förmliche Wiederauferstehung erlebt. — Die Herzogin von Orleans trug auf dem Opernball ein offenes, durchsichtiges himmelblaues Kleid über einem blauen seidenen Unterkleid. Das Oberkleid war zu beiden Seiten mit weißen, graziös geschwungenen, unten von diamantenen Agraffen gehaltenen Federbüscheln besetzt. Der Gürtel mit einer Schneppe bestand aus einer Reihe großer Steine; das Unterkleid war mit Diamanten besetzt. Durch die Haare schlangen sich Bouquete kleiner Blumen aus Diamanten; eine Guirlande derselben lief über die Stirne und hielt einen Büschel weißer Federn, deren längste „avec infinement de coquetterie" auf die Wange niederfiel. — An was man sonst nur bei einem Hofkleide, am allerwenigsten aber im Sommer dachte, das wendet man jezt bei Allem an, was in höherem Sinn Toilette

heißt: man leert die alten Schmuckkästen und läßt Alles neu fassen, was nicht etwa altväterisch genug ist, um für neu zu gelten, man kleidet sich in brochirte Seidenstoffe und Gaze. Die Zeuge sind entweder farbig mit goldenem und silbernem Dessin, oder weiß, zart mit Gold durchwirkt, oder endlich farbig mit bunten Seidemustern. Auf den Pariser Festen schlugen übrigens die weißen Kleider vor. Wer konnte, trug Steine im Haar, am Halse, am Gürtel, auf der Brust, am Arm. Einen besonders guten Effekt machten die zahlreichen Turbans, meist von weißer, mit Gold und Silber gestickter Gaze; dieser Kopfputz steht allerdings fast jedem Alter und jeder Gesichtsbildung gut an. Höchst merkwürdig war auf den Bällen im Stadthaus und in der Oper das Kapitel der Fächer: alle Formen, die dieses Spielzeug seit seiner Erfindung angenommen, konnte man beisammen sehen, und manche Damen, um dem historischen Costüm recht treu zu bleiben, hatten sich mit kolossalen „Windfuchteln," gleich Narrenpritschen, bewaffnet. — Den Schnitt der Kleider anlangend, so waren viele vorne und auf den Seiten, manche auch hinten offen und mit Bandrosen aufgesteckt. Im letzten Fall waren sie sehr lang, und die Schneppe, in die sie ausliefen, erschien als der bedeutungsvolle Embrio einer Schleppe. — Wie ist es aber mit der Schulter, dem schwächsten Punkte im weiblichen Fortifikationssystem, der bei den allerwenigsten der deckenden Außenwerke entbehren kann? Es ist, als hätte ein Luxusgesetz den platten, anliegenden Ermel vorgeschrieben, und man suchte nun auf alle mögliche Weise das Gesetz zu umgehen. Der platte Ermel ist die Theorie, aber in der Praxis illudirt man ihn, wie man kann. Man sieht, die Weiber fechten hier, mit dem Gefühl der Nothwehr, für ihre theuersten Interessen gegen eine Laune, die ihnen, Niemand weiß woher, aufgedrungen wird; sie fechten mit allen Waffen, und so kann sich in dieser Beziehung kein Modus festsetzen, und so bleibt nur das allgemeine Resultat, daß die Ermel aufgebauscht und ausgeladen werden müssen, so oder so, in viel oder wenig Stockwerken, mit Spitzen oder Band; Alles ist gut, wenn man nur das Auge darüber täuschen kann, wie schmal der Herr der Schöpfung sein Meisterstück nach oben zu geschaffen, und wie er es verschmäht hat, die Knochen tiefer unter den Sammt der Haut zu versenken. — Ihr also, deutsche Schönen, laßt euch nicht blenden von der Autorität der gnädigen Frau, welche orthodoxer seyn will als Rom, das heißt Paris; mißtraut eurem puristischen Schneider, der eure Schultern aushungern will: er ist ein Deutscher, mit der verzweifelten Neigung, jedes Ding an sich zu betrachten; glaubt es, die Mutterkirche der Moden in ihrer Barmherzigkeit sieht die menschliche Schwachheit an und erlaubt euch, zu thun, was ihr nicht lassen könnt, den Knochenwinkel eurer Schulter mit Grazie auszugleichen und eurer Büste den wünschenswerthen Grad von Ansehnlichkeit zu verleihen. Seht euch nach guten Mustern um, und haltet euch nicht immer an die Fratzen deutscher Modejournale. Vor Allem befleißt euch der Zurückhaltung und Einfachheit. Boileau sagt, ein fehlerfreies Sonnet wiege ein ganzes langes Gedicht auf; so ist auch ein harmonischer Anzug, der verständlich und zierlich einen schönen Gedanken ausspricht, unendlich mehr werth, als alles plumpe Prunken mit Spitzen und Diamanten. Wie Schade aber, daß euch, die ihr so poetisch seyd, in diesem Gebiete die Poesie versagt ist, daß ihr nur übersetzen und nachdichten könnt, und daß eure Toilette, wer weiß wie lange noch, Gottscheds Alexandrinern gleichen muß!

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Genf und Frankreich.

Sittlich neigt man sich Gottlob viel weniger nach Paris hinüber. Noch immer ist in dieser Beziehung nicht nur zwischen der Hauptstadt, sondern zwischen ganz Frankreich und Genf ein sehr großer Unterschied, der lezteres viel höher stellt, als die französischen Städte. Von unserm männlichen Geschlecht will ich dies weniger sagen, als von dem weiblichen, den wahren Schildhaltern des Sittenzustandes. Die Männer hingegen reisen hin und her, nehmen überall etwas Fremdes an und tragen es dann, wenigstens für einige Zeit, auf ihre Stadt über, wenn sie dahin zurückkehren. So ist es jezt mit dem Tabakrauchen: die jungen Leute bilden sich ein, ohne Tabakrauchen könne fortan keine Männergesellschaft bestehen, und führen Deutschland zum Beispiel an. Wiewohl nun dies Land hier von gar keiner Bedeutung ist, auch da, wo es hoch steht, so stützen und stemmen sich die Raucher doch darauf, was dann dem Lande bei den Nichtrauchern und bei den Damen einen barbarischen und hyperboräischen Ruf gibt. Im Grund ist dies nichts als Pariser Windbeutelei. Diese jungen Leute sind nie in Deutschland gewesen, oder haben da doch keine gute Männergesellschaft gesehen, wohl aber haben sie sich viel in den Pariser Estaminets herumgetrieben; lezlere wollen sie freilich nicht als Beispiel für anständige Männervereine anführen, darum muß Deutschland herhalten. — In literarischer und wissenschaftlicher Beziehung thut uns das ewige Hinübersehen nach Frankreich auch großen Schaden. Zwar entnehmen wir von da nicht die sinn- und herzlose Modeliteratur mit ihren feuersprühenden rothen Augen, ihren Hörnern, dem Schwanze, Pferdefuß u. s. w., so weit sind wir noch nicht gesunken; aber wir borgen von Paris das Fieber der positiven Wissenschaften, die auf alles Geistige vornehm herabschauen, was sich nicht messen, zählen, wägen, durch Telescope oder Mikroscope beobachten und berechnen läßt, wenn es auch sonst vom höchsten Interesse für die Menschheit ist. Aber auch diesen Uebelstand in unserm geistigen Leben wird man in einigen Jahren weniger bemerken, weil ihn unsere Akademie eingesehen hat und ihm zum Theil abzuhelfen bemüht ist. Zuerst wurde ein Professor der Geschichte bei ihr angestellt, und sodann einer für allgemeine und vergleichende Literatur, Literaturgeschichte und Aehnliches. Wenn beide Lehrer ihren Vorträgen das rechte Interesse zu geben und dadurch die jezt lediglich auf das Materielle gerichteten jungen Leute zu erheben und ihnen einen höhern Standpunkt zu geben verstehen, so wird deren traurige Engherzigkeit abnehmen, sie werden einsehen, daß es außer den mathematischen und Naturwissenschaften auch noch andere Kenntnisse gibt, die den menschlichen Geist würdig ergreifen, fesseln und nähren. Darüber werden wir hoffentlich bald ein Näheres berichten können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 161.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 7. Juli 1837.

Von neuen Dingen Aug' und Ohr erfüllt,
Umringt von moslemitischer Herrlichkeit,
Ruht hier des Pilgers Fuß.

Byron.
Childe Harold.

Türkische Sitten und Regierung.

Folgende Bemerkungen sind ein Auszug aus einer uns freundschaftlich mitgetheilten französischen Handschrift eines geistreichen Mannes, der lange in der Türkei in ausgezeichneten Verhältnissen lebte und da vielfache Gelegenheit zum Beobachten, Nachforschen und Fragen hatte. Ihm ward die seltene Gelegenheit, vornehme türkische Staatsbeamte, ja die Minister des Sultans selbst in der Nähe handeln zu sehen, persönliche Geschäfte mit der Pforte zu haben und überdies nach vielen Reisen durch die Türkei lange in der Hauptstadt zu leben, und zwar umgeben von Freunden und Verwandten, die ihr ganzes Leben im Lande zugebracht haben, ihm also leicht und gründlich über alle seine Fragen Auskunft geben konnten.

* * *

Der große Bazar.

Der große Bazar zu Konstantinopel ist eine Art kleiner, bedeckter Stadt. Man kann da einen ganzen Tag, ja mehrere Tage herumgehen, tausend Wege, Umwege und Biegungen machen, aus einer Straße in die andere wandern, hinauf und hinab steigen, ohne sich je zurecht zu finden und zu wissen, auf welcher Stelle des Bazars man steht. Auf gut Glück und ohne bestimmten Zweck in diesem Bazar herumzuschlendern, ist ein großes, immer neues Vergnügen. An schnelles Gehen darf man da nicht denken, denn in den engen Gäßchen und Gängen liegt und steht Alles untereinander. Bald stößt man auf einen Haufen türkischer Frauen, die leicht und graziös in ihren gelben Pantoffeln, mit halbverhülltem Gesicht angezogen kommen; bald tritt einem eine dicke Sklavin mit einem Kind auf dem Arm entgegen; weiterhin ein vollständig bewaffneter Kervas, der vor einem kaiserlichen Würdenträger herschreitet und Platz für ihn macht. Mitten unter diesen wildfremden Leuten aller Art bleibt einem nichts übrig, als die Ellenbogen dicht an den Leib zu legen und sich hin und her schieben zu lassen.

Die Läden sind nur sechs Fuß breit und drei bis vier tief. Der Kaufmann sizt mit gekreuzten Beinen auf dem Comptoir, und ohne diese für ihn sehr bequeme Stellung einen Augenblick zu verlassen, holt er alle seine Waaren und zeigt das Verlangte vor. Dieses Comptoir ist eine breite Bank, zwei Fuß von der Erde, die sich die ganze Straße entlang an der Vorderseite der Kaufläden hinzieht. Diese sind nur durch dünne Bretterwände von einander getrennt, da bei einem so durchaus rechtlichen Volk, wie die Türken, an Mißtrauen gegen die Nachbarn nicht zu denken ist. Der Käufer sezt sich auch auf dies Comptoir, um nicht von der Menge herumgestoßen zu werden, und der Kaufmann legt seine Waaren nach einander auf dem

Digitized by Google

Knie aus, ohne dabei ein Wort mehr zu sagen, als den Preis, bei dem es gewöhnlich sein Verbleiben hat. Fügt der Kaufmann noch die Worte buono oder kalo hinzu — die einzigen, die ein wahrer Türke von den Sprachen des Occidents weiß — so gilt er schon bei seinen Nachbarn für ein Wunder. Während man die Waaren ansieht, entschlüpft der Kaufmann wohl durch eine enge Oeffnung in den nischenartigen Verschlag, der ihm zum Schlafzimmer dient. Hier macht er seine religiösen Abwaschungen und kommt dann wieder in seinen Laden, breitet in der Richtung nach Mekka seinen Teppich aus, kniet nieder und murmelt seine Gebete, ohne sich dabei um den Käufer oder die Vorübergehenden zu bekümmern. Kein Geschäft, kein Gewinnst würde ihn verhindern, seiner religiösen Pflicht nachzukommen. Es liegt in alle dem ein schönes Vertrauen auf fremde Rechtlichkeit, etwas Würdiges und wahrhaft Großes, das die Christenkaufleute in England und Frankreich beschämt, wiewohl sie sich Bewohner der civilisirtesten Länder der Welt nennen.

Kommt ein Franke, um etwas zu kaufen, so erregt dies immer große Neugierde, besonders bei den Frauen. Zeigt er auf ein gesticktes Tuch, auf einen schönen Shawl oder ein paar goldgestickte Schuhe, so treten die Türkinnen selbst des höchsten Rangs gleich heran, lassen sorgfältig ihre Yasmaks oder Schleier nieder und betrachten die Waare, welche der Franke kaufen will. Es gibt schwerlich ein neugierigeres Geschlecht in der Welt, als diese türkischen Frauen. Sie untersuchen mit der größten Aufmerksamkeit das Gesicht des Fremden, seine Augen, seine Zähne, seine Haut. Zieht er einen Handschuh aus oder nimmt er seinen Geldbeutel aus der Tasche, so ergreifen sie gleich diese Gegenstände und betrachten sie genau, ohne ihn deßhalb um Erlaubniß zu bitten. Gar oft fahren sie mit ihren niedlichen, an den Nägeln mit Henna gefärbten Fingern an dem Aermel seines Rockes herunter, und man sieht dann, wie sie über die Feinheit des Tuchs in Erstaunen gerathen. Hat er aber gar Ringe an den Fingern oder Petschafte an seiner Uhr, so nehmen sie ohne Umstände seine Hand oder ziehen ihm die Uhr aus der Tasche, thun sie aber auch wieder hinein, ohne Arges dabei zu haben.

Einmal ging ich allein in der Straße der gestickten Schnupftücher (denn jede Waare hat ihre eigene Gasse im großen Bazar), und da ich die schönsten sehen wollte, so wendete ich mich an einen von den vielen Juden, die da immer die Fremden umgeben und ihnen als Dolmetscher dienen wollen. Wir traten sogleich an einen Laden, und in wenigen Augenblicken lagen vor mir die schönsten und kostbarsten Waaren dieser Art ausgebreitet, was man nur an Feinheit des Gewebes und Glanz der Arbeit Vorzügliches sehen kann. Wie ich noch im Aussuchen eines solchen Tuches begriffen war, wobei mir die Wahl schwer wurde, kam eine sehr gut gekleidete türkische Dame, sezte sich schnell dicht neben mich auf die Bank und heftete ihre großen schwarzen Augen auf die meinigen. Ich trug einen kleinen Ring von Türkisen, der Lieblingsfarbe der Türkinnen; dieser zog zuerst ihre Aufmerksamkeit auf sich; sie nahm ohne Umstände meine Hand, drehte und wendete sie zwischen ihren weichen, weißen, schöngeformten Fingern und ließ sie wieder los, ohne ein Wort zu sagen. Ich sah meinen Dolmetscher an, da ihm aber die Sache ganz gewöhnlich schien, so sezte ich meinen Einkauf fort. Gleich darauf. zog mich meine Freundin mit den großen Augen so stark am Aermel, daß ich mich gegen sie neigen mußte; da fuhr sie in schneller Bewegung mit dem Zeigefinger über meine Wange und sah mich dabei aufmerksam an. Diese Familiarität schien mir doch zu stark und ich fragte meinen Juden, was sie wolle. „Da Ihre frische Gesichtsfarbe," antwortete er mir, „hier zu Lande etwas Seltenes ist, so hat sie sich nur überzeugen wollen, ob Sie nicht geschminkt sind."

(Die Fortsezung folgt.)

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsezung.)

Ach, ist es denn immer Schuld des Künstlers allein, wenn sein religiöses Bild nicht anspricht, nicht wirkt? Die armen Maler — Deutsche und Franzosen — wie sind sie zu beklagen, die in heutiger Zeit ein christliches Bild zu malen verdammt sind, durch äußere Veranlassung, oder, wobei sie noch mehr zu bedauern sind, durch inneren Drang! Die Zeit ist vorbei, wo der Künstler durch ein religiöses Bild zum Volke redete, wo er ein Dolmetsch und Herold des Heiligsten war, wo er dem, was unaussprechlich war, eine Form gab, wo sich Kunst und Religion wechselseitig einander erklärten. Jezt wie anders! Und es ist nicht bloß die Irreligiosität und der Indifferentismus der Zeit und die tausend Nüancen beider, die der Darstellung christlicher Gegenstände in den Weg treten; es ist auch die Religiosität mit ihren hunderttausend Nüancen und Abstufungen. Ehemals hatte alle Welt einen Glauben, heutzutage hat ein Jeder seine eigene Religion, ehemals konnte der Künstler durch sein Werk auf ein Volk wirken, heutzutage muß er einem Publikum gefallen. Wie waren die Maler jener früheren Zeiten so glücklich, sie, die selber an ihr Werk glauben konnten! Damals war das Christenthum (ich meine den Glauben an dasselbe) stark und groß, und die Kunst nicht minder. Und wie nur der Reiche geliehen bekommt, der Credit hat, so machte damals das Christenthum eine Anleihe bei der Kunst und ein Bündniß mit ihr. Beide

Digitized by Google

gewannen dabei, die Religion gab reichliche Zinsen, und sie konnte es, denn sie gewann mit dem Kapitale der Kunst nicht wenig. Die Zeiten wurden aber schlechter. Die Legitimität der Religion telle quelle wurde angefochten, es gab Prätendenten, Parteien, Spaltungen und bürgerliche Kriege. Religion (d. h. der Glaube an dieselbe, was ich hinzusetze, damit Sie mich nicht mißverstehen, was in Deutschland so leicht passirt und so gefährlich ist), Religion und Kunst verfielen zu gleicher Zeit. Am schlechtesten und kümmerlichsten ging es der Kunst. Die Religion hatte sich in ihren guten Zeiten durch allerlei Gefälligkeiten mächtige Freunde und Beschützer zu erwerben gewußt; als sie nicht mehr stark genug war, sich allein fortzuhelfen, adoptirte man sie von Staatswegen und gab ihr eine Pension. Aber die arme Kunst! Sie kam sehr herunter. Durch Porträtmalen und andere häusliche Dienste suchte sie ihr Leben zu fristen. In neuern Zeiten nun hat sie auf das frühere Bündniß und namentlich auf das einst von ihr der Religion vorgeschossene Kapital hin bei dieser ein Anlehen versucht. Aber der Succeß ist nicht brillant, die Religion hat selbst keinen bedeutenden Credit mehr und das Anlehen steht weit unter Pari, und das Bündniß beider erinnert fast an das in der Fabel beschriebene. — Nach diesem Stoßseufzer kehre ich zum Salon zurück.

Absichtlich habe ich bisher unter den Bildern aus der heiligen Geschichte nur die aus den Evangelien und der Historie der Märtyrer und Heiligen, nicht aber die Darstellungen aus dem alten Testamente aufgeführt; ich will jezt von ihnen apart Einiges beibringen. Um sie auf diese Weise abgesondert von den christlichen Bildern zu traktiren, habe ich einen ganz eigenen und Ihnen ohne Zweifel sehr seltsam erscheinenden Grund. Es befinden sich im Salon gerade dreizehn (ich habe genau gezählt) von hiesigen Künstlern gemalte Bilder aus dem alten Testamente (das heißt historische, von den Porträts rede ich hier nicht). Auf diesen sämmtlichen Bildern aus dem alten Testamente habe ich nun eine Eigenthümlichkeit bemerkt, und zwar im Kostüme der darauf dargestellten Figuren, die mir die ganze Zeit her unendliches Kopfbrechen verursacht hat, und die ich mir trotz dem noch bis auf diesen Augenblick nicht erklären kann. Die Figuren auf diesen Bildern aus der jüdischen Geschichte tragen nämlich fast sämmtlich Gewänder aus gestreiftem Zeuge. Es ist kein einziges von einem hiesigen Künstler gemaltes Bild aus dem alten Testamente im Salon, auf dem nicht eine oder mehrere oder alle Figuren solch, übrigens ganz verschiedenartig gestreiftes Zeug trügen. Mehrere Bilder sind da mit fünf, sechs, acht und zehn Figuren, und fast jede Figur hat ein Gewand von anders gestreiftem Zeuge, oft eine Figur Ober- und Untergewand aus verschieden gestreiften Stoffen, so daß es schon einen bedeutenden Grad und Fond von Phantasie voraussezt, all diese vielen Stoffe so verschiedenartig gestreift zu erfinden. Diese Art der Gewänder wäre nun weiter nicht so besonders wunderbar, wenn nicht noch ein Umstand dazu käme, der sie erst recht auffallend macht. So wie nämlich das Christenthum in die Welt kommt, hören die Streifen auf: Maler, die auf einem Bilde aus dem alten Testamente ihren Figuren einen Rock aus gestreiftem Zeuge gegeben hatten, zeigen auf den Darstellungen eines andern Sujets, die vielleicht von ihnen im Salon sind, ganz einfach einfarbige Gewänder. Kein einziges Bild aus dem neuen Testamente, auf dem gestreifte Stoffe zu sehen wären, außer auf dem (schlechten) Bilde von Navez: „die Ehebrecherin vor Christo;“ Navez ist aber kein Pariser, sondern ein Brüsseler Maler. Also kein neutestamentarisches mit gestreiftem Zeuge und kein alttestamentarisches ohne solches. (Von dieser leztern Behauptung muß ich aber wieder zwei fremde, nämlich von deutschen Künstlern gemalte Bilder ausnehmen, nämlich Bendemanns Jeremias und ein kleines Bild von Dunker.) Kein Bild aus dem alten Testament ohne gestreiftes Zeug: da ist ein Hiob mit seinen Freunden, alle gestreift; ein Joseph im Kerker, traumdeutend, ein seltsames Bild, das etwas Egyptisches an sich hat: die beiden Mitgefangenen Josephs haben gestreifte Gewänder. Da ist Loth mit seinen Töchtern, ein sehr gutes Bild (von Brune) mit vortrefflichem Helldunkel: die Demoiselles Loth sehen aus wie ein paar Pariserinnen; sie haben sehr wenig Gewand, aber doch gestreiftes. Da ist ein Levite von Ephraim (Buch der Richter Cap. 19), bei dem ich, glaube ich, fünf oder sechs verschiedene gestreifte Zeuge gezählt habe; auf den „gefangenen Juden zu Babylon“ habe ich neun dergleichen gezählt; und so auf allen übrigen Bildern aus der jüdischen Geschichte; selbst ein kleiner Moses, der allein und nackt auf dem Nil schwimmt, hat in seinem Korbe gestreiftes Gewand, nicht weniger ein Engel auf einem andern Bilde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Am Morgen des 20sten Juni sahen die unzähligen Kaufgewölbe Londons sammt und sonders, groß und klein, die prächtigsten wie die schlechtesten, recht sonderbar aus. Es ist hier Gebrauch der Handelsleute, sobald ein bei der Firma Betheiligter, gleichviel, ob handelnder Chef oder stiller Compagnon — sleeping partner — die Zeitlichkeit segnet, vom Augenblicke des Todes an bis nach dem Begräbnisse die Fenster des Geschäftslokals von innen oder von außen mit einem Theil der nächtlichen Laden zu versetzen, ungefähr wie in

Digitized by Google

manchen Städten Deutschlands die Krämer Sonntags und Feiertags zu thun pflegen, wenn sie, wie der Ausdruck ist, unter der Kirche halb aufhaben. Und diesen Gebrauch beobachtet in altenglischer Treue sowohl der Bankier, der mit schlechten Wechseln auf Amerika und überall guten Goldbarren, als der kleine Mann, der mit gemeinen Schwefelfäden und eleganten lucifer matches — Teufelsschwefelhölzern — handelt. Am Morgen des 20sten Juni nun mußte es überraschen, an den Fenstern sämmtlicher Kaufslokale jenes Trauerzeichen zu erblicken; auch wo das Zeichen zu fehlen schien, fand es sich bei näherer Betrachtung. Noch gestern Abend lagen und hingen hinter den Fenstern der Modehandlungen die lustigsten Sommerzeuge mit hellen Farben, Seide- und Florgewebe, und heute Morgen, kaum zwölf Stunden später, waren die bunten Schmetterlingsflügel alle verschwunden, und aufgestapelt lagen schwarze Stoffe und aufgerollt hingen schwarze Bänder. Die Hutmanufakturisten, denn Hutmacher gibt es nicht mehr, zeigten auf geschriebenen und gedruckten Zetteln an: hat-bands, only one shilling each, und viele vorübergehende Männer sah ich in die Gewölbe treten und mit Flören um die Hüte herauskommen. Es schlug zwölf auf allen Thürmen, und dem lezten Schlage folgte von allen ein dumpfer Anschlag, zwei Minuten darauf ein zweiter und so fort, bis es von allen Thürmen ein Uhr schlug; dann hallte der dumpfe, feierliche Anschlag noch zwei Stunden länger von St. Paul und St. Martin, und von beiden Kirchen wehten schwarze Fahnen. Wilhelm IV. war todt, war früh Morgens im Hoflager zu Windsor gestorben, und schon wußte es ganz London, legte schon ganz London Landestrauer an. Hatten denn Vögte, Büttel und Polizeidiener ihre Distrikte mit geflügelten Schritten durcheilt, den Tod des Landesherrn und die Form der Trauer anzusagen? Nichts dergleichen: es gibt Dinge, die in England nicht existiren, und dahin gehört obrigkeitliches Eingreifen in die von keinem Gesez beschränkte Freiheit der Bürger, und sonderbar, wie eilig diese Bürger sind, zu thun, was sie nur aus freiem Willen thun! Das Mittel solcher Bekanntmachungen ist die öffentliche Presse, und meisterhaft verwalten die Tageblätter ihr Amt. Dennoch mußte es Wunder nehmen, daß die guten Londoner den Tod ihres Königs wußten, ehe die Tageblätter sie davon unterrichtet, daß sie Anstalt zur Trauer trafen, ehe die Veranlassung ihnen offiziell kund geworden seyn konnte. Die Morgenzeitungen des 20sten Juni meldeten zwar das Scheiden des Königs und gaben das von den Leibärzten amtlich unterzeichnete Bülletin; allein theils werden die Tageblätter nicht von allen Menschen naß von der Presse weg gelesen, theils wurden sie gerade diesmal durch die erwartete Nachricht verspätet, und erschienen erst, nachdem die Handelswelt bereits ihre Laden vorgesezt hatte. Dies ging höchst natürlich zu, ist aber deßhalb nicht minder merkwürdig. Am Vorabend des Todestages, zwischen fünf und sechs Uhr Nachmittags, trafen drei reitende Boten aus Windsor ein, an die Herzogin von Kent, an den Herzog von Wellington und an Lord Melbourne, alle drei Ueberbringer der Nachricht, daß Seine Majestät wenige Minuten nach zwei Uhr Nachmittags sanft entschlummert sey. Die ausgegebenen Krankheitsbülletins, mehr noch in's Publikum übergegangene Privatmittheilungen hatten seit mehreren Tagen hierauf vorbereitet. Jede Minute wurde die Kunde der Auflösung in London erwartet, und weil zu vermuthen, daß die drei genannten Personen sie zuerst empfangen würden, waren ihre Wohnungen Tag und Nacht von Neugierigen, von Dienstbeflissenen, von Vielen, die ganz entgegengesezes Interesse bewegte, in Haufen umlagert.

(Die Fortsezung folgt.)

Genf, Juni.

(Fortsezung.)

Bellot. Die Akademie.

Staat und Akademie haben bei uns vor einiger Zeit wieder einen Verlust erlitten, der an den sel. Dumont erinnert, ja für die Gesezgebung des Landes noch bedeutender ist. Es starb der Professor Bellot, ich möchte sagen, gegen die Gewohnheit unserer Staatsmänner, die fast alle ein hohes Alter erreichen, denn er war noch nicht bejahrt. Sein ganzes Leben aber war eine ununterbrochene Reihe edler, großartiger Leistungen; bei der Akademie wirkte er als Lehrer, im repräsentativen Rath als ein ächt liberaler, aber nicht vom französischen Modeliberalismus angesteckter Redner, und endlich als Verbesserer der französischen Proceßgesezgebung für Genf. Wie hoch er in dieser Beziehung stand, erkannten selbst ausgezeichnete französische Juristen. So sagt Dupin der Aeltere in seiner Bibliothèque du droit Folgendes: „La loi de procédure civile du Canton de Genève et l'exposé des motifs sont deux oeuvres remarquables par la nouveauté des vues, par l'esprit d'amélioration qui y domine et par une heureuse conciliation des principes ou saines théories avec les exigences de la pratique. C'est la procédure française rendue rationelle par un esprit philosophique et nullement systématique. Mr. Bellot a puissamment contribué aux nombreuses améliorations introduites dans la législation du Canton de Genève. Esprit éminemment lucide et progressif, très-habile praticien, il réunit toutes les qualités désirables dans un reformateur des lois.“ Es ist selten, daß sich französische Rechtsgelehrte so entschieden und so einstimmig über das Verdienst eines fremden Jurisconsulten aussprechen, zumal er sie zuerst auf große Mängel, Lücken und unnüze Weitläuftigkeiten in ihrer Gesezgebung aufmerksam machte. Bellot hinterläßt auch treffliche Vorarbeiten zu einem neuen Hypothekensystem im Lande. Als Mensch stand er vielleicht noch höher, denn als Rechtsgelehrter. Die allgemeine Trauer bei seinem Tod und die Theilnahme Unzähliger, besonders Armer, an seinem Leichenbegängniß bezeichneten am sichersten seinen freundlichen, theilnehmenden, hülfreichen Sinn im Leben. — Durch Rossi's Weggang nach Paris und Bellots Tod hat unsere Akademie in der Jurisprudenz zwei große Breschen erhalten, die zumal jezt schwer auszufüllen sind, wo unter den jungen Leuten, die den Nachwuchs bilden, so wenig Aussicht ist zu gutem Ersaz für die ausgezeichneten Männer, die Genf seit einigen Jahren verloren hat, und deren Namen auch im Ausland noch von gutem Klang sind. Sehr nüzlich waren daher die aufregenden Worte, die der Pastor Munier, Professor und Rektor der Akademie, neulich zu der jungen Generation sprach: „Auf größern Bühnen, als unser Genf, braucht der Gelehrte nur Gelehrter, der Staatsmann nur Staatsmann, der Schriftsteller nur Schriftsteller zu seyn; Vermögen und Ruhm winken ihm, wenn er sich auszeichnet. In unserm Thal hingegen, in dem engen Raum unserer Mauern ist dies ganz anders. Hier muß der Schriftsteller, der Gelehrte, der Publicist immer und vor Allem Bürger seyn. Möge er immerhin für die Wissenschaften und den Ruhm arbeiten, vor Allem aber muß er daran denken, für's Vaterland zu wirken und ihm durch Eifer, Treue und Thätigkeit den schuldigen Tribut zu zahlen. Dafür kann es ihm nicht Glanz, Vermögen, Macht und Orden geben, aber Achtung und Dank.“

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 162.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 8. Juli 1837.

Und sie hatte einen bunten Rock an, denn solche Röcke trugen des Königs Töchter, weil sie Jungfrauen waren.

Samuel.
II. 13.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Was soll nun diese Art Gewänder bedeuten? Warum findet sie sich so durchgehends auf den Darstellungen aus dem alten, warum nicht auch auf den Bildern aus dem neuen Testamente? in welcher Beziehung steht sie zum alten Testamente, zur jüdischen Religion, zu den jüdischen Sitten und Gebräuchen, zu dem Costüm von Judäa? und wenn sie aus dem letzteren herrührt, warum findet sie sich nicht auch auf den Darstellungen aus den Evangelien, die ja ebenfalls in diesem Lande spielen? — Diese Fragen haben mich vielfachst beschäftigt, und mehr als Sie glauben werden. Denn Ihnen, der Sie die Bilder nicht gesehen, der Sie also nicht durch dieses Faktum überrascht sind, dem ich nun erst davon erzähle, wobei das Frappante desselben verloren geht — Ihnen wird es seltsam vorkommen, daß eine im Grunde so gleichgültige Nebensache meine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch genommen hat. Und zu meinem größten Aerger hat kein französischer Kritiker von der Sache geredet, und ich mußte meine Verwunderung allein verschlucken. Ich habe viel und ernsthaft darüber nachgedacht, ich habe meine Freunde darum befragt, ich habe alle fünf Bücher Mosis und namentlich den Deuteronomos mit der größten Aufmerksamkeit durchgelesen: nirgends etwas, das mir Licht gegeben hätte über den Bezug zwischen gestreiftem Zeuge und Judenthum. Die Sache muß aber doch einen Grund haben? Liegt diesen zahlreichen Stoffen etwas Allegorisches oder Symbolisches zu Grunde? Und ist es eine stillschweigende oder ausdrücklich unter den hiesigen Künstlern getroffene Verabredung, Personen aus dem alten Testamente so zu malen? — Kurz, ich weiß es nicht, und keiner meiner Freunde, die ich fragte und die, nachdem ich sie darauf aufmerksam gemacht hatte, gleich mir darüber verwundert waren, konnte mir Aufschluß geben.

Oben erwähnte ich beiläufig zweier deutscher Bilder aus der jüdischen Geschichte. Das eine ist klein und unbedeutend, das andere aber Bendemanns Jeremias. Ich habe vergessen, Ihnen zu erzählen, daß sich mehrere Werke bekannter deutscher Künstler im Salon befinden, namentlich dieser Jeremias, Lessings Hussitenpredigt und Kaiser Heinrich in Canossa von Begas. Man war auf den Effekt, den diese Bilder machen würden, gespannt; er war nicht bedeutend, wenigstens nicht laut. Ob sie wirklich Effekt gemacht haben oder nicht, wird der Salon von 1838 zeigen. Die Journale sprechen sehr verschieden darüber, doch kann man sich auf diese nicht ganz verlassen. Im Durchschnitt ward Bendemann über Lessing gestellt, was zum Theil und hauptsächlich darin

Digitized by Google

seinen Grund hat, daß ein Bild wie das Bendemannsche mit einem solchen und so behandelten Gegenstande hier etwas Neues war und daher imponirte, während man in eigentlich geschichtlichen Darstellungen, wie die Hussitenpredigt, bereits durch Delaroche u. a. an Gutes und Vortreffliches gewöhnt ist, Lessing also nicht schon durch die Neuheit des Stoffes imponiren konnte. Ueberdies hat er alle Mittel zum Effekt — die sonst bei solchen Darstellungen hier so stark angewendet werden — verschmäht, auch erscheint sein Bild neben den französischen ziemlich farblos. Deßhalb ward er nicht so beachtet. Daneben trug, wie ich überzeugt bin, noch ein anderer Umstand bei, die Wirkung des Lessingschen Bildes auf das hiesige Publikum zu verringern. Das Bild, das heißt die dargestellte Handlung, ward nicht ganz verstanden. Statt: „Sermon d'un Hussite" hieß es im Catalog: Serment d'un Hussite." Nun weiß erstlich das große Publikum hier (ich rede nicht bloß von Bürgern und Handwerkern u. dergl.) nicht, was ein Hussite ist. Die französischen Künstler, die ihr Publikum kennen, geben in solchen Fällen stets ausführliche Explikationen, die oft mehrere Seiten des Catalogs füllen. Dann hieß es obendrein: „Serment" statt „Sermon," und man sah von einem „Serment" nichts, eine Handlung, die doch auf mehreren allbekannten Bildern, wie Davids „Serment des Horaces" und dessen „Serment du jeu de paume" so augenfälligst zu ersehen war. Und da das Interesse der Leute an einem Kunstwerke hier stets sehr stoffartig ist, so hat, wie ich glaube, diese Unverständlichkeit der dargestellten Handlung dem Bilde einigermaßen geschadet.

Sie erwarten wohl nicht, daß ich Ihnen über diese deutschen Bilder etwas sage. Sie werden dieselben theils wahrscheinlich aus eigener Anschauung, theils gewiß aus vielen hundert deutschen Berichten kennen. Ueber den Jeremias erwähne ich nur, daß mir derselbe nicht mehr so gefällt, seit ich im Sommer vorigen Jahrs in Düsseldorf Bendemanns wahrhaft himmlisches Bild, „die Ernte," gesehen habe, ein Bild, wie ich wenig neuere kenne. Von der Vortrefflichkeit desselben werden Sie sich einen Begriff machen können, wenn Sie erfahren, daß es bei der Ausstellung in Berlin durchaus nicht gefallen hat. — Um noch einmal auf diese genannten drei deutschen Bilder von Bendemann, Lessing und Begas zurückzukommen, bemerke ich, daß, wenn Ihnen daran liegen sollte, über dieselben etwas zu lesen, gleichviel was, ich Ihnen ein Heftchen empfehle, das mir ein Freund aus Deutschland zugeschickt hat. Es heißt: „Kreuz- und Quergedanken eines Ignoranten über die Düsseldorfer Bilder auf der Dresdner Ausstellung," und spricht gerade über jene drei Bilder des allerausführlichsten. Sie müssen sich an den Titel nicht stoßen; der ist (allenfalls nebst den lateinischen Lettern, womit das Büchlein gedruckt ist) das einzige, woran man sich stoßen könnte; sonst ist das Ganze über die Maßen glatt und allerliebst; es enthält auch mehrere äußerst niedliche, nur leider unwahre Gedanken, sehr hübsch eingekleidet. Auch darf die Bezeichnung „Ignorant" Sie nicht abschrecken, wenn Sie vielleicht etwas über bildende Kunst zu erfahren wünschten und nun doch nichts lesen möchten, was von einem herrührt, der sich selbst als „Ignoranten" bekennt. Es bezieht sich nicht auf die bildende Kunst (wo ja alle Nichtkünstler Ignoranten sind), sondern auf die Geschichte, worüber bei Gelegenheit des Bildes von Begas Einiges beigebracht ist. Zu Ihrer Notiz bemerke ich noch, daß das Büchlein den Maler Retzsch in Dresden außerordentlich, das heißt über alle Maßen hoch, und wenigstens neben Lessing und Bendemann, wenn nicht über dieselben stellt, wodurch sich der Verfasser dieser Gedanken, nicht zu seinem Vortheil, von mir unterscheidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Türkische Sitten und Regierung.

(Fortsetzung.)

Mitten im Bazar liegt der Theil mit Namen Bezestein, zu dem man auf vier verschiedenen Seiten durch massive Thore hinabsteigt, die nur von sieben Morgens bis um Mittag offen bleiben. Hier ist das Herz von Konstantinopel, die Seele und feste Burg des Islamismus. Nur Waffen und Waaren von großem Werth liegen hier zum Verkauf aus. Das Dach tritt hier noch mehr hervor und läßt weniger Licht ein als in den andern Theilen des Bazars; dies hat jedoch für die Käufer keinen Nachtheil, denn alle Kaufleute in diesen halbdunkeln Läden stehen wegen ihrer Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit in besonderem Credit. Ueberall sieht man Damaszener hängen, die Griffe kostbar und geschmackvoll mit Edelsteinen besetzt, mit gleich reichen, bisweilen goldenen Scheiden, glänzende Dolche, Flinten, die kunstvoll mit Gold oder Silber eingelegt sind. In dieser langen und düstern Galerie ist noch die alte Zeit heimisch: imposante weiße Bärte und schneeweiße Turbane, deren Eigner sich Mahmuds Reformen nicht haben unterwerfen wollen und an denen noch das ganze Kostüm des Orients zu sehen, man darf wohl sagen zu bewundern ist. Hier sind noch die großen Opiumesser, die auch schlafend ihre Pfeife rauchen und die um keinen Preis einen Tropfen Wein tränken, würde er ihnen auch von der reizendsten Huri des Paradieses kredenzt; hier sitzen unbeweglich die alten Fatalisten, die sich nicht rühren würden, wenn auch ein Tiger auf

Digitized by Google

ſie zukäme, und die von dem Wunder von Mahomets Sarg ſo gewiß überzeugt ſind, wie von der Länge ihrer Pfeifen. Wie in Rußland unter Peter I. ſo werden durch Mahmuds Einfluß auch in Konſtantinopel nach und nach mit den Bärten manche Irrthümer, manche Hinderniſſe und Mißbräuche weichen; die Civiliſation wird durch die Breſche eindringen, mit ihr aber auch ihr Schaum, ihr Firniß, ihre Parfüms und ihre Fäulniß. Aus dieſen unwiſſenden, unbeholfenen, aber ernſten, würdigen, wahren und redlichen Türken werden franzöſirte, engliſirte und ruſſizirte Menſchen werden; ſie werden über Gott, Zukunft, Strafe und Lohn, über Tugend und Pflicht raiſonniren, wie es an der Seine und Themſe Mode iſt; ihre orientaliſche Peſt wird beſſern Geſundheitsanſtalten weichen, dafür aber werden ſie die moraliſche unſerer großen europäiſchen Hauptſtädte, ihr Elend und ihre Verzweiflung kennen lernen, und die Beſſern unter ihnen werden dann rufen: „Ach hätten wir mit der alten Zeit und ihren Irrthümern unſere alte Tugend, unſern alten Glauben, unſern alten Gott wieder!“

Ich wollte ein Stück Seidenzeug aus Bruſſa kaufen, um mir zum Andenken einen Schlafrock daraus machen zu laſſen, darum führte mich ein Freund in einen ziemlich entfernt vom Bazar liegenden Khan. Wir traten durch eine enge Thüre, hinter der ein Vorhang vorgezogen war, in ein großes Zimmer, bis zur Decke mit Seidenzeug angefüllt. Jedes Stück war in das feine, ſeidenartige Papier eingewickelt, wie es nur im Orient verfertigt wird. Bevor es zum Geſchäft kam, mußten wir warten, bis der Kaffee herumgegeben war, denn vorher wollte der alte Armenier ſeine Waaren nicht zeigen. Dies iſt eine Höflichkeit, der man ſich bei dieſen Leuten unterwerfen muß, was um ſo weniger unangenehm iſt, da in der Türkei trefflicher Kaffee getrunken wird und man ihn nur in ganz kleinen Taſſen ſervirt, die nicht viel größer ſind als ein Fingerhut. Hierauf ſezte der Kaufmann ſeinen hohen Kalpack auf und begann ſeine Schätze auszulegen. Nie habe ich ſo viel und ſo verſchiedene Seidenſtoffe beiſammen geſehen; der Fußboden glich bald einem Regenbogen, und die Augen konnten den Glanz kaum ertragen. Da waren Goldſtoffe, wie ſie wenige europäiſche Königinnen haben; andere aus feiner Gaze, mit Silberblumen geſtickt; auf den breiten Rändern bewunderte ich die mannichfaltigſten Pflanzenformen und Arabesken. Endlich entſchied ich mich für ein ſehr einfaches blaues, mit Silber durchwirktes Seidenzeug. Nicht ohne Bangen fragte ich nach dem Preis, glaubte aber nicht recht gehört zu haben, als ich die geringe Summe hörte. Im Orient lebt man überhaupt noch ſehr wohlfeil, ein Vortheil, der mit der zunehmenden europäiſchen Civiliſation auch verſchwinden wird. Ein Türke kann eine junge, blühende Tſcherkaſſerin für fünfhundert bis ſechshundert Franken kaufen; ſo glücklich war ich nicht, mein ſeidener, eines Kaiſers würdige Schlafrock koſtete mich aber nur fünfzehn Franken; ähnliches Zeug hätte ich in Lyon nicht unter hundert bekommen.

Von dem Seidenkaufmann traten wir in die Straße der Zuckerbäcker. Bekanntlich iſt der Orient auch berühmt durch ſeine trefflichen, feinen Bonbons und Confitüren. Welch herrliche Gelée's! und der Candiszucker, durchſichtig wie Edelſtein und in allen Farben und Abſtufungen, zu beiden Seiten der Straße zu ungeheuren Säulen aufgebaut! Es iſt, als wäre hier das Land von Tauſend und Einer Nacht. Ich kaufte vom theuerſten Bonbon, das im Türkiſchen „Heil und Frieden für den Gaumen“ heißt, für ein kleines Geldſtück, ungefähr zehn Centimen an Werth, und dafür gab mir der Kaufmann eine ſolche Menge, daß ich auch in den glücklichſten Zeiten meiner Jugend nicht den vierten Theil auf einmal hätte verzehren können; eine gleich gute und feine Waare in ſolcher Menge würde in Paris wenigſtens acht Franken koſten. Man verſichert, die türkiſchen Frauen nähren ſich größtentheils von Bonbons und Confitüren; gewiß iſt's, daß ſie eine unglaubliche Menge davon verſchlucken. Die Frauen des kaiſerlichen Harems eſſen täglich zweitauſend fünfhundert Pfund Zuckerwerk, das von mehreren hundert Köchen bereitet wird. Dies iſt wahrſcheinlich der theuerſte Artikel der Haremsküche, die außerdem nicht viel zu bedeuten haben ſoll.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortſezung.)

Literatur. Naville. Galiffe.

Ich habe im Morgenblatt lange nicht von unſern neuen Literaturereigniſſen geſprochen, und darin hatte ich um ſo mehr Unrecht, da zwar viel weniger hier erzeugt wird, als in Paris, aber dies Wenige in einem viel würdigern Geiſt, als die größtentheils ſo ſchmuzigen und manierirten Literaturprodukte in jener geiſtig ſo ſehr geſunkenen und immer mehr ſinkenden Hauptſtadt. Wir haben ſchon früher von des Paſtors Naville Werken über Erziehung geſprochen, die auch in Frankreich und England durch Ueberſezung und Kritik laute Anerkennung gefunden haben. Naville iſt unſtreitig einer unſerer denkendſten Erziehungsmänner, ſein Geiſt hat aber noch eine andere Richtung. Die franzöſiſche Akademie hatte einen Preis ausgeſezt sur la charité considérée dans ses principes, dans ses applications et dans son influence sur les moeurs et sur l'organisation sociale. Unſer Naville hatte ſich ſchon lange mit einem Werk über die Charité légale oder das geſezlich und klug gegebene Almoſen beſchäftigt, ſandte es ein und erhielt dafür das Drittheil des ausgeſezten Preiſes. Er hat dieſen Gegenſtand mit eben ſo viel Erfahrung, Klugheit, Menſchenkenntniß, als Gemüth und ächt chriſtlichem Sinn behandelt. Die Sache hat aber weniger praktiſche

Wichtigkeit für Genf, wo man Mühe hätte, eigentliche Arme zu finden, und wo jeder wahrhaft Nothleidende gewiß ist, Unterstützung und Hülfe zu erlangen, als für Frankreich und England. Auch ist bereits eine englische Ueberseyung des Buchs angekündigt. — Unter unsern Landesgeschichtschreibern ist Einer, der sich durch seine gründlichen und unermüdlichen Studien auszeichnet, und dem die Genfer Geschichte allerdings viel Aufklärung zu verdanken hat; ich meine James Galiffe, der lange in englischen Kriegsdiensten war. Seine Notices généalogiques sur les familles génévoises haben viel Neues und Unwillkommenes an den Tag gebracht, da der Verfasser eine eigene Passion hat, längst vergessene oder durch viel mehr Gutes aufgewogene Odiosa wieder hervorzuheben. So ist ihm unter andern unser Reformationsjubiläum und das Andenken Calvins ein Greuel, und im dritten Bande seiner Notices fällt er hauptsächlich über diesen Reformator her, den er ohne die geringste Anerkennung seiner großen Verdienste um Genf einen Tyrannen, einen Scheinheiligen, den Ravaillac und Jacques Clément der Reformation nennt, und Jedem, der nicht mit dem Verfasser gleicher Meinung ist, in's Gesicht sagt, er sey ein Tartüffe, ein Scheinheiliger, Duckmäuser ꝛc. Man kann Calvins Leidenschaftlichkeit und Grausamkeit gegen Servet anerkennen und bedauern, ohne mit Galiffe in wüthende Deklamationen, unbewiesene Anklagen und dergleichen gegen ihn auszufallen, ohne Charaktere und Ereignisse aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts nach den Ideen des 19ten zu beurtheilen, ohne zu vergessen, welch große Verdienste sich Calvin um unsere Stadt in Beziehung auf Religion, öffentlichen Unterricht, Staatsverfassung und Verwaltung, ja um deren ganze politische Existenz erworben hat, und wie er in der lezten Zeit seines Lebens selbst wiederholt und laut seine Leidenschaftlichkeit und seine Mißgriffe anerkannte und deßhalb um Verzeihung bat. Zwei Dinge sind in dem Buch sehr komisch: zuerst der Commentar zu dessen Motto: Non extincta Waiserii domus. Es lebte einmal in den fabelhaften oder historischen Zeiten des Mittelalters ein Paladin; Namens Waifer, aus dem die Poeten Galiffre aus Sizilien gemacht haben sollen, der als Muselmann viel hundert Christen niedermetzelte; der Verfasser behauptet nun steif und fest, von diesem Gewaltigen abzustammen. In der gar schnurrigen Vorrede seines Buchs erzählt er zur Bezeichnung seines Talents und seiner Geistesüberlegenheit gar naiv: „Ich folge mit Aufmerksamkeit dem, was man mir vorliest, während ich schriftstellere (compose), und oft habe ich Handelsbriefe deutsch, russisch und englisch diktirt, während ich selbst französisch an Frau v. Staël schrieb. — Lord Brougham sagte vor länger als dreißig Jahren zu mir, ich vereinige zwei Dinge, die sich gewöhnlich nicht beisammen finden, nämlich ritterlichen Geist und ein richtiges Urtheil; ich hoffe, die Nachwelt wird finden, daß er mich richtig beurtheilt hat.“ — Wir aber glauben, daß die Nachwelt zu verständig seyn wird, um Leidenschaftlichkeit und hohe Gedanken von sich selbst richtiges Urtheil zu nennen, wenn sie auch des Verfassers gründliche Geschichtsforschungen und Studien anerkennt.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Juni.

(Fortsezung.)

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Die Boten ritten ein, in Blitzesschnelle flog die Nachricht von Mund zu Mund, Niemand zweifelte an ihrer Echtheit. Niemand konnte zweifeln, und ehe eine Stunde vergangen war, zogen Männer durch die Straßen, große Zettel an den Hüten, und darauf gedruckt: Extra-express from Windsor, und groß gedruckte Zettel in den Händen, die sie mit gellendem Rufe für den bescheidenen Preis von einem Penny zum Kauf ausboten, und welche die Meldung vom Tode des Königs enthielten. Augenscheinlich schenkten jene drei hohen Personen der empfangenen Nachricht selbst Glauben: die Herzogin von Kent gab ihre angeordnete Fahrt nach Windsor auf, Melbourne entsendete mehrere Diener, und Wellington, der an diesem Abend den zweiundzwanzigsten Jahrestag der Schlacht von Waterloo — das war allerdings nicht der 19te, sondern der 18te Juni, aber der 18te war ein Sonntag, und Sonntagsbankette verstoßen in England gegen die Sabbathfeier — mit seinem üblichen Staatsbankette begehen wollte, entließ die Musik und erlaubte seinen Gästen, nach flüchtig genommenem Imbisse sich ebenfalls zu entfernen. Gleichwohl war die Nachricht falsch; der König entschlummerte erst zwölf Stunden später, und als London am folgenden Morgen die herkömmliche Trauer um seinen König begann, würde es, wenn nicht die Nacht die Erdichtung des Vorabends zur Wahrheit gemacht hätte, um Einen getrauert haben, der noch lebte.

König Wilhelm ist also todt, mit ihm ein, wenn auch nicht großer, doch gewiß guter König, und daß die Geschichte seines Lebens und sein Privatcharakter seinen Biographen nur dürftigen Stoff bietet, hat vielleicht wesentlich zu Englands Wohle beigetragen. Wie man auch von seinen politischen Gesinnungen denken mag, von seinem Privatcharakter kann man nicht anders sagen, als daß kein Falsch, keine Verstellung in seiner Seele war, daß allerdings ausgezeichnetes Talent, sogar hohe geistige Bildung ihm fehlte, er jedoch es sich herzlich angelegen seyn ließ, Alles zu thun, was er für seine Pflicht, was er für Recht und Gerechtigkeit hielt, daß er alle Eigenschaften in sich vereinigte, die das häusliche Leben schmücken, daß er seine Gemahlin und seine Kinder — ihm vor der Verbindung mit Adelaiden von einer Geliebten geboren — daß er seine Brüder und Schwestern liebte, daß er die Freunde seiner Jugend nie vergaß, Gefühl für fremde Leiden und für die Armuth eine offene Börse hatte, ein trefflicher Privatmann im Königskleide war.

Von der Leiche eines Königs wendet der nächste Blick des Volkes, über welches er aufgehört hat zu herrschen, sich seinem Nachfolger zu: der König ist todt, lange lebe der König! Demgemäß zogen tausend und abertausend Londoner, während die Glocken noch für den Gestorbenen anschlugen, nach dem alten St. Jamespallaste und den drei oder vier andern Orten, wo jeder neue Herrscher proklamirt zu werden pflegt, daselbst Prinzessin Alexandrina Victoria zur Königin von Großbritannien ausrufen zu hören. Es sind erst wenige Wochen, seit der 24ste Mai, und was sich an ihn knüpfte, hier Tagesgespräch war. Man begriff damals die Wichtigkeit eines Tags, welcher Prinzessin Victoria zur Königin mündig machte, ohne Ahnung, daß das Ereigniß so nahe sey, auf welches die Wichtigkeit des Tages sich bezog. Jezt unterliegt es keinem Zweifel, daß England triftigen Grund gehabt hat, sich über einen Tag zu freuen, durch welchen es allen Unannehmlichkeiten, allen Gefahren einer Regentschaft entzogen worden ist, und nur diejenigen schütteln dazu vielleicht die Köpfe, deren politisches Glaubensbekenntniß dem im Pallaste zu Kensington bisher gehegten feindlich entgegen steht, und denen deßhalb ein Tory-Regent lieber gewesen wäre, als eine Whig-Königin.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 163.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Montag, den 10. Juli 1837.

Ich, dessen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen,
Und schaffend Götterleben zu genießen,
Sich ahndungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!
Goethe.

Lieder von C. Matzerath.

Ungenüge.

Freie Seele klage nicht!
Loben Andre sich den Frieden,
Lobe du das Weltgericht.
Geist und Ruhe sind geschieden;
Daß das Ganze wankt hienieden,
Gibt den Theilen Gleichgewicht.
Nur, wie drüben der Komet,
Nicht gemeine Bahn gewandelt,
Hoch geglüht, gedacht, gehandelt,
Eh in Nacht dein Schatten weht.

Pressen so in ein Moment,
Wie der Geist von hundert Reben
Hier in einer Schaale brennt,
Alle Liebe, alles Leben
Möcht' ich und die Asche geben
Freudig dann dem Element.
Nieder mit gemeiner Noth!
Wie der Strahl der ew'gen Höhen
Möcht' ich zünden und vergehen:
Heißes Leben, rascher Tod!

Aber gähnend spinnt sich ab,
Wie die Zeit am Krankenbette,
So ein Leben bis zum Grab.
Lust und Leiden in die Wette
Schlingen eine matte Kette
Blumen um den Pilgerstab.
Freie Seele klage du,
Daß der Funke, dir gegeben,
Allzukarg zum Götterleben,
Allzugroß ist für die Ruh.

Leise Fessel.

Trunken und staubentladen,
Stürzen in Geisterflut,
Ich möchte die Seele baden
Rosig in Abendglut.

Ich möchte streben und steigen
Zu den goldigen Wolkenhöhn,
Ich möchte mich niederneigen
In den Spiegel der tiefsten Seen.

Ich möchte sinnen und schweifen
Mit den Winden weit umher,
Ich möchte die Sterne greifen
Und segeln auf blauem Meer;

Digitized by Google

Die schaffenden Geister belauschen,
Und wehrten sie's noch so sehr,
Mit allen Naturen tauschen
Begrüßungen reich und hehr;

Bei Adlern und Blitzen wohnen
Und schauen hinan so kühn,
Wo heiter die Götter thronen
Und golden die Sonnen glühn.

Doch fehlet zur luftigen Reise
Die Hülfe der Flügel mir;
Auch fesselt ein Liebchen mich leise
Auf diesen Planeten hier.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Fortsetzung.)

Der Genrebilder sind — die genreartig behandelten Stoffe aus der Geschichte habe ich unter die historischen Bilder gerechnet — eigentlich gar so viele nicht, viel weniger, als ich erwartete. Da ich auf deutschen Ausstellungen stets an eine wahre Sündfluth von Genrebildern gewohnt war, so befremdete mich das; ich habe mir indeß diesen, gegen deutsche Ausstellungen auffallenden Mangel an solchen Bildern bald aus mehreren Ursachen zu erklären gewußt.

Erstlich hat der deutsche Künstler einen ganz andern Begriff von einem eigentlichen historischen Bilde als der Franzose, er hat vor einem solchen weit mehr Respekt: er muß, äußere Veranlassungen abgerechnet, schon einen bedeutenden innern Drang verspüren, ehe er an einen solchen, so ernsten, erhabenen Gegenstand, wie ein historisches Bild ist, sich zu machen den Muth hat. Er weiß auch, daß, wenn ein solches nicht ausgezeichnet ist, er nur Tadel zu erwarten hat; das große Publikum, weiß er, ist nicht sehr empfänglich für solche ernste Gegenstände, es liebt vielmehr die entzückenden, allerliebsten Genrebilder, bei denen es doch etwas denken und fühlen kann. Hier in Frankreich ist das anders. Wie ich oben bemerkt, ein französischer Künstler malt ein historisches Bild gerade wie er ein anderes malt, aus denselben Gründen; es ist vielleicht nur größer als ein anderes, das macht aber ihm, der so schnell malt, nicht viel aus; er wird ja dafür auch besser bezahlt, er wird einen Käufer finden und auch einen Freund, der ihn öffentlich lobt. Statt mit Aengsten und Zagen, wie ein Deutscher, geht er mit der größten Sorglosigkeit und Gemüthsruhe an's Werk. — Zweitens: selbst wenn der deutsche Künstler den bedeutendsten Drang hätte, ein historisches Bild zu malen, kann er es meist nicht, wenn er noch nicht so großen Ruf hat, daß er Bestellungen bekommt. Ein historisches Bild erfordert doch eine angemessene Größe, also, bei deutschem Ernst und Gründlichkeit, bedeutende Studien, Auslagen für Modelle u. s. w., endlich und hauptsächlich also sehr viel Zeit, während welcher Zeit der Künstler nichts anderes thun, also nichts verdienen kann. Selten ist er einmal im Stande, diese Auslagen so wie die Kosten seiner Existenz während der Zeit, daß er an dem Bild arbeitet, zu bestreiten. Aber nehmen wir an, der Künstler sey dies im Stande und habe sein Bild nach einer gewissenhaften Arbeit von etwa einem Jahre fertig. Käufer wie hier in Paris, das nicht bloß das Centrum von Frankreich, sondern von Europa ist, findet er in dem zersplitterten Deutschland nicht so leicht. Freilich gibt es gerade in Deutschland einige wenige solche Männer, die Bilder kaufen, und die nicht bloß durch das für ein Bild gezahlte Geld den Künstler ermuntern, sondern eben so sehr und vielleicht noch mehr durch den für den Künstler ehrenvollen Umstand, daß ein solcher Mann sein Bild gekauft. Solcher Männer aber gibt es leider nicht viele. In Deutschland ist noch nicht, wie hier, Bilderkaufen eine unerläßliche Luxussache der Großen und Reichen; in Deutschland kauft nur, wer liebt und versteht. — Doch zurück zu unserm jungen deutschen Historienmaler. Dieser hat also unter den größten Entbehrungen sein Bild fertig. Nun hat er die vielen deutschen Ausstellungen und Kunstvereine zum Markt. Auf diesen aber schlägt — um das Publikum der Aktionärs zu befriedigen, welche gern etwas gewinnen wollen, was es auch sey — das Prinzip vor, nicht sowohl multum, als vielmehr multa anzukaufen. Der Künstler kann doch sein Werk nicht so billig weggeben als ein kleines Genrebild; er will doch wenigstens seine Auslagen und was er während der Zeit, da er daran gemalt, gebraucht hat, erstattet haben. Ein so theures Bild bezahlen aber die Kunstvereine selten, da sie statt eines solchen, das vielleicht gar nicht die Masse anspricht, mehrere kleine entzückende Genrebilder mit Hunden, Jägern, Pferden und anderm Vieh kaufen können. Und am Ende ist es den Kunstvereinen gar nicht so zu verdenken, daß sie ein solches Bild ablehnen und kleinere kaufen. Denn sie existiren ja nur durch das große Publikum, durch die Masse, und dürfen es mit dieser nicht verderben; das wirklich Gute, was sie thun, müssen sie in der Regel halb heimlich und unter halber Mißbilligung der Aktionärs thun. Ich kenne solche Fälle, wo der Verein einmal ein historisches Bild angekauft hatte, das die große Masse schon seines Ernstes wegen nicht goutirte, und für das sie lieber vier, fünf so allerliebste verständliche Genrebilder, mit ihresgleichen drauf, zur Verloosung gebracht gesehen

Digitized by Google

hätte: ich kenne solche Fälle, wo die große Masse oder einzelne murrten, ja sogar sich in den liebenswürdigsten und allerschnakischsten Pöbeleien ergingen. — Alles das nun ist nicht der Fall bei einem Genrebilde, das geringere Dimension, weniger Studien und Auslagen, und weniger Zeit erfordert, das am Ende dann beim Publikum, das doch bewundern und zahlen soll, des Gegenstandes und geringeren Preises wegen mehr Verständniß, Anerkennung, Liebe und Käufer findet. So ist die Mehrzahl der deutschen Künstler auf das Genrebild angewiesen, und daher die Unzahl von Werken dieser Art. — Ganz anders hier in Frankreich und Paris. Auslagen für Leinwand und Farben achtet der Franzose nicht, schon weil er an einem Käufer nicht verzweifelt, und auch das Gouvernement Allerbedeutendstes für die Künstler thut. Jene Auslagen kommen also bei ihm nicht in Betracht oder er bleibt sie auch schuldig (was ein Deutscher nicht kann); Modelle braucht er äußerst wenig, nur hie und da weibliche; mit Farbenskizzen und Cartons quält er sich nicht, langes Studiren und Durchdenken des Sujets würde ihm die Zeit und die „verve“ rauben. Er spannt seine große Leinwand auf und zeichnet, nachdem er sich vielleicht seinen Gegenstand flüchtigst auf ein Blättchen Papier ebauchirt hat, rasch und lustig seine Conturen; dann geht er flink an das Malen, und in wenigen Monaten, ja Wochen ist ein großes, figurenreiches Bild fertig, gedacht, erfunden und gezeichnet, wie es Gott gefiel, jedenfalls aber vortrefflich gemalt und hinsichtlich der Costüme untadelhaft. Und das Bild findet einen Journalisten, der es lobt, und einen Reichen, der es kauft und gut bezahlt, denn Gemäldekaufen ist hier, wie Equipage und Maitresse, für einen Reichen de rigueur.

Endlich ist auch drittens das wohl ein Grund der wenigen Genrebilder im Salon, daß diejenigen Künstler, die zu solchen Darstellungen Disposition und Talent haben, hier nicht für den Salon arbeiten und überhaupt in Oel malen, sondern Zeichnungen für die fashionabeln Sammlungen, die Läden der Kunsthändler, oder Lithographien für Journale, Albums u. dergl. anfertigen. Solche Zeichnungen bringen hier ihrem Autor Ruhm und Geld, während in Deutschland ein Künstler für solche radirte oder lithographirte Compositionen auf wenig Absatz rechnen könnte. Dadurch nun, daß man hier gewohnt ist, Gegenstände gewisser Art (aus denen vielleicht der deutsche Künstler ein durchdachtes Oelbild machen würde) in geistreicher Lithographie behandelt zu sehen, wird es beinahe unthunlich, dieselben in einem Oelbilde, das doch Prätention macht, zu behandeln. Wie übel wäre ein Künstler in Deutschland mit solchen Lithographien berathen! Freilich würde er kaum Sujets dazu haben; denn ohne gerade das zu seyn, was man Karrikatur nennt, knüpfen sich jene Lithographien hier doch auf eine höchst geistreiche Weise an den Tag, an das Heute an; in Deutschland aber gibt es kein Heute, sondern nur ein langes Gestern, das noch dauert, und ein fernes Morgen, das nicht kommen wird, und eine empfindliche Censur und eine gründliche Polizei.

Das sind die Gründe, die ich mir für den gegen Deutschland auffallenden Mangel an Genrebildern aufgesucht habe. — Betrachten wir nun die im Salon vorhandenen Genrebilder, so finden wir noch in der Behandlung derselben einen Gegensatz zu deutscher Kunst. Diese Genrebilder sind nämlich hier nur sehr wenig ausgeführt, was nun, vermöge ihrer geringern Dimension, bei dieser Art von Bildern sichtbarer ist, als bei den historischen. Vielleicht lag diesem geringern Grade der Ausführung eine Intention zu Grunde, vielleicht dachte der Künstler: wozu für einen solchen, an sich doch unbedeutenden Stoff sorgfältige und ängstliche Ausführung, deren er ja kaum werth ist? So scheinen die hiesigen Genremaler der Mehrzahl nach zu raisonniren, während auf der andern Seite die meisten deutschen Genremaler, nach dem Vorbilde der alten Holländer, durch Fleiß, Sorgfalt und Zartheit der Ausführung einen Ersatz zu geben suchen für die Unbedeutenheit des Gegenstandes, den erst gerade die Liebe, die ihm der Künstler gewidmet, erheben soll. Welche von beiden Ansichten, die deutsche oder französische, die richtigere sey, will ich hier nicht untersuchen. Da von der Bestimmung des Bildes, dem Gegenstande, der Intention des Künstlers und andern Momenten die Art der Behandlung und der Grad der Ausführung abhängt, so läßt sich vielleicht nicht einmal im Allgemeinen etwas darüber entscheiden.

Von dem ausgezeichnetsten französischen Genremaler enthält der Salon nichts: ich meine Decamps, einen der geistreichsten und genialsten Künstler, die existiren. In seinen Bildern lebt ein so frischer, ursprünglicher und poetischer Humor, wie man ihn selten antrifft, namentlich hier in Paris, wo man statt Humor meist nur Witz und Malice, und statt poetischer Ursprünglichkeit viel Künstliches und Gemachtes antrifft. Die Sujets dieses Künstlers sind verschiedenartigster Natur; für seine Oelbilder scheint er jedoch mit Vorliebe türkische Gegenstände zu wählen. Eines der bekanntesten Bilder dieser Art von Decamps, „die türkische Patrouille,“ hat Heine im „Salon“ geschildert, so wahr und erschöpfend und des Künstlers Talent und Weise so anschaulich charakterisirend, daß ich, statt meinerseits näher auf die Werke von Decamps einzugehen, Sie auf dieses Buch verweise.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Bibliothèque universelle.

Unsere Bibliothèque universelle de Genève hat nun in ihrer neuen, angenehmern Gestalt den ersten Jahrgang vollendet und verdient alle Anerkennung, ja sie ist ein ganz würdiges Organ, durch das Genf zu dem literarischen und intellectuellen Frankreich spricht, das uns an Masse und Material so weit überlegen ist. Genf erscheint nur als ein Punkt neben diesem Colossen, und bloß sein geistiges Streben und seine Leistungen in der Wissenschaft geben diesem Punkt einen so hellen Glanz, daß man ihn auch von ferne gewahrt. Er ist auch ein Mittelpunkt von Ideen und Bestrebungen, eine bescheidene und in ihrem Einfluß zwar beschränkte Schule, aber doch eine Schule mit eigenthümlichem Leben, mit einer eigenen Stimme auf dem großen Congreß europäischer Wissenschaft. Wenn diese Schule ihre eigenen Fehler und Lücken hat, so sind ihr auch besondere Vorzüge eigen, die mehr als ein in wissenschaftlichen Bestrebungen hochstehendes Land Europa's anerkannt hat. Nicht ohne bedeutenden Erfolg war in dieser Beziehung vor vierzig Jahren die Gründung eines Journals, der Bibliothèque britannique, welche zugleich die damalige und noch lange nachher vorherrschende Richtung Genfs nach England zeigte und dessen bloß wissenschaftliche Polarität nachahmte. Diese Zeitschrift zeichnete sich aber aus durch ihren guten Plan, die erschöpfende Gründlichkeit in den mathematischen und Naturwissenschaften, durch ihr rasches, jugendliches Fortschreiten mit der Zeit und durch ihre Besonnenheit, Unparteilichkeit und ruhige Würde. In lezter Beziehung erhob sie sich sogar über englische und französische Revuen der neuesten Zeit. Schon seit mehreren Jahren sah sie ein, daß jene britannische Firma oder Fahne in einer Zeit nicht mehr paßte, wo auch andere Völker sich zu derselben Höhe, und in mancher Beziehung über sie erhoben hatten; sie nannte sich also Bibliothèque universelle, ein Name, der freilich viel allgemeiner und umfassender war, aber auch zu größern Ansprüchen berechtigte. Die Zeitschrift behielt ihren frühern Charakter, schadete sich aber in neuerer Zeit beim Entstehen so vieler interessanter französischer Revuen durch ihre etwas prezidse Wissenschaftlichkeit. Vor zwei Jahren sah sie endlich ein, es handle sich jezt um ihr Seyn und Nichtseyn; es wurden also frühere Ideen und stereotype Richtungen aufgegeben, und die Revue de Genève, wie sie die Franzosen nennen, stellte sich als kleiner Literatur-David dem leidenschaftlichen, fieberkranken und oft betrunkenen Literatur-Goliath in Paris gegenüber, und behauptete bisher wacker durch Geist, Kenntnisse, guten Geschmack, reine Phantasie, Anstand und Sittlichkeit das Feld; denn jener unbändige Riese kann kaum noch auf den Beinen stehen, die Revue aber gewinnt mit jedem Heft an Reichthum, Mannichfaltigkeit und Anmuth, was ganz mit unserer Akademie in Verhältniß und Wechselwirkung steht, die auch seit einem Jahr würdigere und umfassendere Literaturansichten angenommen hat und nach ihnen in ihrem Wirkungskreis handelt. — Wir haben in diesen Blättern schon mehrmals Gelegenheit gehabt, mit Auszeichnung eines jungen Dichters zu gedenken, der mehrere Jahre Genf angehörte, jezt aber als Professor der französischen Literatur in Bern angestellt ist. Alb. Richard ist eines der reichbegabten Dichtergemüther, deren Phantasie immer jung, immer frisch, aber auch immer rein und schön ist; in ihm geht die Epik mit der Lyrik schwesterlich zusammen, beide in eigenem Kleid und in eigenem Kranz. Frankreich hat keinen Dichter dieser Art, Kraft und Färbung, vielleicht auch nicht von dieser anspruchslosen Reinheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Ich habe die unbeugsame, das Gefühl verletzende und kaum durch die Rücksichten strengster Sittlichkeit und kluger Politik zu rechtfertigende Consequenz erwähnt, mit welcher die Herzogin von Kent ihre Unabhängigkeit gegen den verstorbenen König behauptet, ihre Tochter in ihrem Sinne zur künftigen Königin erzogen und sich und sie stets fern gehalten hat von jeder nahen Berührung mit des Königs Hofe und seiner Familie. Das Publikum, hiemit vollkommen vertraut, verlor während des Königs Krankheit das Verhalten der Herzogin nicht aus den Augen, steigerte seine Aufmerksamkeit, wie die Gefahr wuchs, und stritt darüber, ob die Herzogin nebst ihrer Tochter den der Gruft zuwankenden König besuchen werde oder nicht. Die Einen sprachen von ihrer Verbindlichkeit, solches zu thun, nannten es gefühllos, wenn die Erbin ihrem Erblasser, die Unterthanin ihrem Fürsten, die Nichte ihrem Oheim nicht ihre persönliche Theilnahme in seiner lezten Stunde bezeigte, häuften aber dabei die ganze Verantwortung auf die Herzogin. Andere wendeten ein, bei dem Verhältnisse, in welchem die Herzogin und ihre Tochter von jeher zum Könige gestanden, sey es nicht an ihnen, den König in Windsor aufzusuchen, sondern am Könige, ihr Erscheinen zu begehren. Wie gewöhnlich, nahm die Presse die Streitfrage auf und sprach sie vielseitigst durch. Die Herzogin, ob mit Recht oder Unrecht — ich sollte aber glauben, mit Beifall der Etikette, der strengen, herzlosen Hofetikette, die eine Wage für die Thränen und einen Gradmesser für die Stoßseufzer hat — neigte sich der leztern Meinung zu, und verweilte nebst Prinzessin Victoria ruhig in Kensington. Da geschah es, daß der König am Tage vor seinem Hinscheiden, ungefähr um die Mittagsstunde, den Wunsch ausdrückte, die Herzogin von Kent und Prinzessin Victoria zu sehen. Sein Wunsch war Befehl, die Herzogin ordnete die Fahrt an, und als sie und ihre Tochter im Begriff waren, solche anzutreten, traf die Nachricht, die falsche Nachricht seines Todes ein. Die Fahrt wurde abbestellt, und der König ist gestorben, ohne daß eine Zusammenkunft stattgefunden. Lag es im Plane der Herzogin, keinen Zoll breit von der Etikette abzuweichen, und wünschte sie einen Gehorsam sich zu ersparen, den jene Etikette ihr vorschrieb, so war nicht zu leugnen, daß die falsche Nachricht recht zeitgemäß eintraf. Und wer hatte sie gesendet? ein hoher Kronbeamter; was konnte ihn zu einer Unwahrheit bewogen haben, die, wenn der König auch nur den folgenden Tag überlebte, ihre gerechte Strafe finden mußte? War es freiwilliger oder bestellter Eifer, der Herzogin zu dienen? Wahrscheinlich wird darüber keine Untersuchung eingeleitet, und der Diplomatiker für die genommene Freiheit, den König zwölf Stunden vor seinem Tode für gestorben zu erklären, nicht bestraft werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 164.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 11. Juli 1837.

Inceptis gravibus plerumque et magna profeſsis
Purpureus, late qui ſplendeat, unus et alter
Assuitur pannus.

Horat.

Briefe über den Pariser Salon von 1837.

(Beſchluß.)

Ich habe von Decamps nur zwei Oelbilder geſehen, leider aber deſto mehr Aquarelle und Sepiazeichnungen. Ich ſage leider, denn ich fürchte, Decamps wird ſein ſchönes Talent in dergleichen Arbeiten vermünzen, ſtatt es in größern Werken würdig auszuprägen. Freilich iſt die Verſuchung zu lockend, keines Künſtlers Zeichnungen ſind für die Albums ſo geſucht wie die von Decamps; ſeine Arbeiten, die er mit enormer und um ſo gefährlicherer Leichtigkeit zu produciren ſcheint, werden außerordentlich bezahlt. Weßhalb ſoll der Künſtler daher zu Oelbildern Zeit und Mühe aufwenden, wenn er für eine kleine Zeichnung, die er in wenigen Tagen, vielleicht in wenigen Stunden macht, mehrere hundert Franken erhält? Für die Kunſt aber wäre es Jammerſchade, wenn ein ſolches Talent auf dieſe Weiſe verſplittert würde; noch freilich bemerkt man in ſeinen Arbeiten nichts davon, ſie zeigen noch immer dieſelbe Friſche und Neuheit wie ſeine früheren Werke. Dieſe Aquarell- und Sepiazeichnungen waren verſchiedenartigſten Inhalts, z. B. Don Quixote und Sancho Panſa durch eine ſonnenverbrannte Ebene reitend; Jagdſcenen bunteſter Art, aber nicht langweilige faſhionable oder mit Berliner Humor; der Inhaber einer Hundecomödie ſeine Schauſpieler abfütternd u. dergl. m. Die beiden Oelbilder, die ich ſah, ſtellten türkiſche Sujets vor, das eine einen ruhenden Eſeltreiber, das andere ſpielende Knaben. Decamps beſizt in ſeinen Oelbildern eine höchſt eigenthümliche, geiſtreiche Technik; ſie ſchien mir — um Ihnen durch eine Analogie wenigſtens einen ungefähren Begriff davon zu geben — einige Aehnlichkeit mit der vieler venetianiſcher Meiſter zu haben, wo die Farbe trockener als ſonſt geſchieht aufgetragen iſt. Ich ſah die beiden Bilder, die in Privatbeſitz ſind, zu flüchtig, um Ihnen mehr darüber ſagen zu können.

Unter den im Salon vorhandenen Genrebildern iſt nun wohl das anerkannteſte: Winterhalters „Dekameron des Boccaccio.“ Auf dem Raſenplatze einer florentiniſchen Villa ſieht man jene zehn Leute ſitzen, die im Boccaccio die ſchönen Geſchichten erzählen, die uns doppelt gefielen, weil wir ſie laſen, als es uns verboten war. Sieben allerliebſte Frauenzimmer und drei allerliebſte Männer ſind hier auf das Gefälligſte um und neben einander gruppirt und plaudern mit größtem Wohlbehagen. Man kann nichts Gefallenderes ſehen als dieſes Bild; mit welcher Anmuth ſich dieſe Frauenzimmer an einander ſchmiegen, wie ſüß lächelnd ſie der erzählten Geſchichte nachdenken, mit welch reizender Koketterie ſie ihre zierlichen Füßchen zeigen, indem ſie ſie verbergen. Das iſt Alles

Digitized by Google

köstlich und delicios; aber es ist nicht, wie ich glaube, die Natürlichkeit, Einfalt und Naivetät von Boccaccios Gestalten, es ist nicht sein ernster Hintergrund. Das Bild steht nahe an der Grenze zwischen Natur und Affektation; wenige Schritte weiter, und wir sitzen in Watteau's Unnatur. Es ist zu hübsch, zu lieblich, dieses Bild, und das ist sein Fehler. Es ist aber sonderbar, immer wenn ich aus dem Louvre nach Hause kam und daheim über Winterhalters Bild nachdachte, mußte ich mir das sagen, was ich eben zu dessen Tadel angeführt; stand ich aber vor demselben, so gefiel es mir uneingeschränkt und außerordentlich. Kein einziges Bild des Salons hatte auch solchen Succeß wie dieses, kein einziges gefiel so sehr; die Damen namentlich waren ganz bezaubert davon. Was noch mit dazu beitrug, dem Bilde Aller Herzen zu gewinnen, war der Contrast, in welchem es mit vielen andern Darstellungen stand. Die neufranzösische romantische Malerei liebt, wie bekanntlich auch die hiesige Poesie, das Schauerliche, das Furchtbare, man kann sagen das Häßliche. Es waren eine Menge Bilder mit solchen Gegenständen da, mehrere, von denen ich oben schon geredet, z. B. die verdammte Mutter mit dem seligen Kinde, der gefrorene Leichnam Karls des Kühnen, dann eine Menge, von denen ich Ihnen noch nicht erzählt, z. B. ein Bild von Wachsmut: „der Selbstmord," Debon's Herzog Peter Mauclerc, der einen Mönch lebendig begraben läßt, Ugolino mit seinen Söhnen Hungers sterbend u. s. w.; vor Allen kann ich ein Bild als das non plus ultra des Häßlichen, Hidösen anführen, das einen Verbrecher, einen Ritter zeigt, der nackt auf seinem Lager liegt und dem nun im Traume die Gespenster der von ihm Gemordeten, Verführten, Beraubten u. s. w. erscheinen, um ihn zu quälen. — Daß das Publikum solcher, auf früheren Ausstellungen vielleicht noch häufigeren Häßlichkeiten müde, sich mit Vorliebe einem Bilde zuwendete, das eher durch das Gegentheil sündigte, und statt eines Kultus des Häßlichen, ausschließlich, wenn auch nicht gerade dem Schönen, doch dem Hübschen huldigte, war natürlich. — Die Journalisten lobten das Bild ebenfalls sehr, denn sie konnten doch nicht gegen die allgemeine Meinung ankämpfen. Alle die Kritiken, die ich gelesen, redeten von Winterhalters Werke günstig und anerkennend, jedoch nicht mit dem banalen Enthusiasmus, wie er bei Arbeiten befreundeter Maler Styl ist; schließlich warnten denn auch die Kritiker den Künstler noch vor dem Abwege zu Affektation, Watteau und Süßlichkeit, und zwar so wahr, so väterlich, rührend und theilnehmend, daß man sah, der Künstler war dem Verfasser der Kritik völlig gleichgültig und durchaus nicht weiter befreundet, was dem Künstler denn nur Ehre macht. Die Ausführung des Bildes ist sehr sorgfältig und angemessen. Die Figuren sind etwa sechzehn bis achtzehn Zoll hoch. — Beinahe dasselbe, wie über den Dekameron, läßt sich von einem kleineren und unbedeutenderen Bilde Winterhalters sagen (eine neapolitanische Familie an einer Fontaine), das ebenfalls jene koketten Reize zeigte, nur daß sie, durch die bestimmt angezeigte Oertlichkeit und Nationalität etwas modificirt, nicht so auffallen. — Die Behandlung beider Bilder zeigt nicht jene Virtuosität und Bravour, wie man sie bei andern hiesigen Künstlern gewohnt ist; dieselbe ist vielmehr den Gegenständen angemessen zierlich und sorgfältig. — Winterhalter ist ein Deutscher, aus dem Großherzogthum Baden gebürtig, seit einigen Jahren hier. Der Dekameron ist vom Bankier Paturle für 10,000 Franken angekauft.

Unter den andern Genrebildern nenne ich die von Biard, die sämmtlich mehr oder weniger die Gunst des Publikums gewannen. Mir gefiel kein einziges. Eines ist ernsthaften Inhalts: „Der Admiral Duquesne befreit algierische Christensklaven;" es ist unbedeutend; die andern sind sämmtlich spaßhafter Natur, aber es ist kein rechter Humor, sondern etwas Unangenehmes, Gemachtes darin. Die „Folgen eines Schiffbruchs" zeigen die Passagiere eines Fahrzeuges, das an einer von Menschenfressern bewohnten Insel strandet. Die Männer sind meistens todt und liegen halb im Wasser, die Wilden werfen sich aber doch mit widerlichster Gier auf dieselben. Die Hauptgruppe zeigt einen Haufen nackter, hübscher Weiber, die voll Todesangst sich aneinander schmiegen, während die Wilden, schwarze, seltsam dekorirte Teufel, mit unheimlichen Geberden um sie herumtanzen, und zwar fingerleckend, sich des schönen, delikaten Fleisches, das sie alsbald verzehren werden, mit scheußlicher Gier erfreuend. Der Spaß bei diesem unerfreulichen und an sich schrecklichen Gegenstande ist nun wohl, daß die Beschauer des Bildes die menschenfressenden Wilden beneiden sollen wegen der leckern Beute, und tadeln wegen der uncivilisirten Art, dieselbe zu genießen. Die Gruppe der ängstlichen weißen Weiber ist mit den schwarzen Wilden in einen, ganz der Intention angemessenen Contrast gebracht, und die hungrigen Absichten der leztern, so wie der Abscheu der Weiber vor dem Gegessenwerden ist markant genug ausgedrückt. Das Bild ist sehr hübsch gemalt, aber nicht so gut, und namentlich nicht bestimmt genug gezeichnet. — Diejenigen beiden Arbeiten Biards, die am meisten gefallen haben, sind Pariser Scenen; sie heißen: „la partie de bain en famille," und „les honneurs partagés." Auf dem erstern sieht man einen dicken Pariser Philister, widerlich nackt, mit Hängebauch, die Brille auf der Nase, ein Buch unterm Arm und mit einem Sonnenschirm bewaffnet, fröstelnd und komisch-zaghaft in's Wasser steigen, während seine bejahrte Gattin im Kahne sizt und an einem Seile den einen Sohn schwimmen läßt; der andere entkleidet sich zu demselben Zwecke. — Das andere Bild zeigt ebenfalls einen Pariser Spießbürger, der mit seiner Frau spazieren geht. Der

Digitized by Google

Mann trägt, wie das hier Sitte iſt, das Kreuz der Ehrenlegion; eine Schildwache präſentirt vor dem Kreuze und der Mann zieht dankend den Hut, wobei die Frau — „und das iſt der Humor davon“ — en partageant l'honneur, einen ungeheuren Knix macht. — Clemens Boulangers Bilder haben ein vortreffliches, höchſt brillantes Colorit. Sein „Bülletin der egyptiſchen Armee“ iſt ſehr flüchtig und ſkizzenhaft behandelt, zieht aber vielleicht gerade dadurch an. Es iſt ein junges Frauenzimmer (in der Tracht jener Zeit), das von einem Invaliden eben ein Zeitungsblatt (mit dem Bülletin der egyptiſchen Armee) gekauft hat. Der Inhalt muß ſie erſchüttern, denn ſie weint, und eine Freundin ſinkt ihr tröſtend in die Arme. Ein bedeutenderes Bild iſt die „Procession de la Gargouille,“ Darſtellung eines alten (ich glaube bis zur Zeit der erſten Revolution ausgeübten) Gebrauchs in Rouen, demzufolge der Clerus dieſer Stadt alljährlich am St. Romanusfeſte einen oder mehrere zum Tode verdammte Delinquenten befreite, die dann in ſeltſamer Proceſſion, mit Blumenguirlanden ſtatt der Feſſeln belaſtet, von jungen Mädchen, der Geiſtlichkeit u. ſ. w. begleitet, vom St. Romanusthurm ab durch die Stadt geführt wurden. Dieſe Prozeſſion zeigt uns Boulanger in ſeinem Bilde, das außer den vielen Figuren auch noch vortrefflichſt dargeſtellte Architektur enthält.

Von Camille Roqueplan ſind zwei Bilder im Salon. Eines heißt: „la souscription hollandaise,“ und zeigt das Innere eines holländiſchen Comptoirs um das Jahr 1658. In dieſem Jahre wurde die Umgegend von Zaardam durch einen Deichbruch überſchwemmt und die Bauern ruinirt. Zu ihrer Unterſtützung ward eine Subſcription eröffnet, die ſo reichlich ausfiel, daß die Ueberſchwemmten bald reicher waren als vor ihrem Unglück. Das Bild zeigt ein Comptoir, wo die milden Gaben angenommen werden; es iſt ſehr hübſch gezeichnet und vortrefflichſt gemalt, ohne daß es jedoch durch den Inhalt beſonders feſſelte. Ebenſo ein anderes kleineres Bild: Johann Gaſton, Großherzog von Toskana, der Muſik eines jungen Hirten lauſchend. (Von Roqueplan iſt außerdem noch eine dritte, größere Arbeit: „die Schlacht bei Elchingen,“ in Vernet'ſcher Manier, für das Muſeum zu Verſailles da.) — Gallait hat nur ein kleines, hübſch aber flüchtig und eben nicht weiter anſprechendes Bild ausgeſtellt: „Montaigne, der den unglücklichen, wahnſinnigen Taſſo beſucht,“ ein Gegenſtand, der in der lezten Zeit mehrfach von franzöſiſchen Künſtlern behandelt iſt. Gallait, ein Belgier, kann Bedeutenderes geben, das ſieht man aus ſeinem „Hiob,“ der im Luxemburg iſt. — Des Belgiers Decoene Bild ſtellt einen Geiſtlichen vor, der an einem Faſttage in ein Haus ſeiner Gemeinde tritt und die Familie Fleiſch eſſend findet. In den Phyſiognomien der einzelnen Familienglieder hat der Künſtler die verſchiedenen Empfindungen, die von der höchſten Devotion und Reue über das begangene Verbrechen bis zur ungläubigen Verhöhnung des Geiſtlichen gehen, nicht unglücklich ausgedrückt. Sonſt iſt das Bild in Zeichnung und Malerei nicht bedeutend. Für Belgien iſt der Gegenſtand intereſſanter als für Frankreich, wo man nur aus der naiv-belehrenden ſtatiſtiſchen Notiz der Charte erfährt, daß „der Catholizismus die Religion der Mehrzahl der Franzoſen iſt.“

Ich habe unter den Genrebildern genannt, was nach meiner Anſicht irgend für Sie ſtoffartig und künſtleriſch intereſſant und bedeutend ſeyn konnte. Sie werden daraus ſehen, daß die Genrebilder weder der Quantität noch der Qualität nach bedeutend ſind. Von Darſtellungen zu Gedichten, namentlich von Byron und Lamartine, iſt noch Einiges da, aber unbedeutend, dann einige ganz niedliche Interieurs u. dgl. m. Wenn wir zuſammen vor den Bildern ſtänden, hätten wir vielleicht Stoff, darüber zu reden, dieſelben Ihnen nun aber erſt zu dieſem Behufe zu ſchildern, ſind die Bilder zu unbedeutend, zumal da ſie faſt alle mehr durch die Technik, als durch den Gedanken anſprechen.

Sechster Brief.

In keinem Zweige der Malerei können ſich, meiner Ueberzeugung nach, die Franzoſen weniger mit den Deutſchen meſſen, als in der Landſchaft. Dieſe meine Behauptung wird Ihnen auffallen, um ſo mehr, da man auf einigen deutſchen Expoſitionen, namentlich in Berlin, mehrere dort ausgeſtellte Landſchaften, z. B. von Watelet, ſo überaus erhoben und geprieſen hat. Dies läßt ſich aber mit meiner obigen Behauptung doch ganz wohl zuſammenreimen. Ich will dabei gar nicht einmal diejenigen Zuſtände und Verhältniſſe in Anſchlag bringen, die gerade in Berlin eine ſolche Anerkennung franzöſiſcher Landſchafterei veranlaſſen mochten. Zu dieſen gerade in Berlin vorhandenen Gründen rechne ich erſtlich, daß die bedeutendſten dortigen Landſchafter, Ahlborn und Blechen, auf eine ziemlich den franzöſiſchen Landſchaftern ähnliche Weiſe durch eine brillante Technik zu wirken ſuchen; ſodann, daß man in Berlin von andern deutſchen Landſchaftsmalern nur vielleicht Düſſeldorfer Arbeiten geſehen, wahrſcheinlich wenig oder gar nichts von den ausgezeichnetern Künſtlern dieſes Faches in München, und daß man überhaupt gegen das, was aus dem übrigen Deutſchland Gutes kommt, in Berlin außerordentlich ſtrenge, gegen Fremde aber, wie Franzoſen, vielleicht artiger iſt. Dieſe Umſtände, die ich bedeutend urgiren könnte, will ich aber gar nicht rechnen, ſondern erkläre mir den Succeß der franzöſiſchen Landſchaften in Berlin ganz einfach durch die brillante, überaus imponirende und beſtechende Technik, namentlich das ſchöne Colorit

Digitized by Google

der französischen Landschafter. Dazu kam, daß es verhältnißmäßig nur wenige französische Bilder waren, welche sich dort zeigten, daß man also nicht sehen konnte, wie allgemein die französische Landschafterei an gewissen Mängeln leidet. Daß die Sache etwas Neues, daß Berlin der erste deutsche Ort war, wo französische Bilder hinkamen, mochte auch dazu beitragen, nur das Lobwürdige zu erkennen und Tadelnswerthes zu übersehen. Hauptsächlich aber absorbirte die brillante, ich möchte sagen, allmächtige Technik die Betrachtung und das Lob so sehr, daß man für die Mängel keine Augen hatte, um so mehr, da, wie gesagt, die bedeutendsten Berliner Landschafter ebenfalls durch brillante Technik und Virtuosität sich auszeichnen, man also gewöhnt war, diese bei einer Landschaft als sehr wichtige Requisite zu betrachten.

Gerade in der Landschaft offenbart sich recht die Gemüth- und Poesielosigkeit der Franzosen. Daß an ein historisches Bild der Anspruch gemacht wird, daß es Tiefe haben müsse, einen Gedanken, Stimmung, oder wie man sonst die Offenbarung und Wirkung des innern Gehaltes eines Bildes nennen will, das ist hinlänglich bekannt, und auch durch die Natur eines historischen Bildes zu sehr bedingt, als daß es ignorirt werden könnte. Deßhalb sucht man denn auch bei einem solchen das Möglichste zu thun. Bei der Landschaft aber scheinen die Leute zu glauben — vorzüglich, da ja die Landschafterei jezt zur dürrsten Prospektmalerei geworden ist — sie reichten aus mit dem, was sie in der Natur vorfinden, ohne daß sie irgend etwas mitzubringen brauchten; wenn sie nur recht getreu nachmachten, was sie vor sich sehen, meinen sie, hätten sie das Höchste erreicht. Daher nun einerseits allerplatteſter Realismus. — Zugleich ist es aber mit der Landschaftsmalerei eine eigene Sache: es ist nicht, wie wenn man ein Historienbild malt, wo man die Natur und das Modell sehr getreu nachahmen kann (wenn man es in einem historischen Bilde auch nicht thun sollte); in der Landschaft ist eine getreue Nachahmung der Natur unmöglich, man kann nicht machen, was man vor sich sieht; wie ist es möglich, einen Baum mit allen seinen Zweigen und Blättern, eine Wiese mit all ihren Blumen und Kräutern in ein Bild zu malen? Es muß also ein Medium gefunden werden, das die Natur möglichst getreu wiedergibt, und je getreuer und wahrer die Natur durch dies Medium dargestellt wird, desto besser ist es. Dieses Medium ist aber an und für sich schon Manier, die nun auf diese Weise in der Landschaft gar nicht abzulehnen ist. Wo nun daher Manier und Convention nöthig sind, da kann man sich leicht denken, wie dergleichen hier in Frankreich ausartet. Daher also neben dem Realismus Manierirtheit. Die Ausartung und Uebertreibung der Manier wird durch einen Hauptzug des französischen Nationalcharakters noch begünstigt, nämlich durch die Eitelkeit, das Sichzeigenwollen. In der Landschaft kann der Künstler sein Ich nicht so hervortreten lassen, nicht so exhibiren, wie in andern Compositionen; er hat ja fast nur einfach nachzubilden, nicht zu schaffen (ich rede von der Prospektmalerei). Sein Ich so ganz zu verleugnen, ist aber für einen Franzosen hart. Er sucht daher, da er im Stoffe es nicht kann, dasselbe durch die Art und Weise des Wiedergebens der Natur, durch die Behandlung geltend zu machen. Daher nun neben Realismus und Manierirtheit auch noch Koketterie in der Behandlung, die freilich mit der Manierirtheit in der Regel verbunden ist. Wie in Frankreich in der Literatur, Gesellschaft u. s. w. gewisse Expressionen Mode werden, so auch in der bildenden Kunst: in der Historienmalerei gewisse Motive, gewisse Costüme, und namentlich im Colorit gewisse Farben und Töne, in der Landschaft gewisse Arten des Vortrags, der Manier, gewisse „Chics," (das deutsche „Schick") Bäume u. dgl. zu zeichnen. Ich erinnere mich, daß vor einigen Jahren ein bekannter Pariser Kunsthändler in meine Vaterstadt kam, und dort die Landschaft eines meiner Freunde sah, der seine Studien früher in Paris gemacht hatte, wovon seine Arbeiten auch das Gepräge trugen. Der Kunsthändler lobte die Landschaft, äußerte aber dabei, diese Art, die Bäume zu zeichnen, sey jezt in Paris nicht mehr Mode. So sehr ich mich damals über diesen Ausspruch wunderte, so natürlich finde ich ihn jezt, da ich sehe, wie bedeutend hier in der Malerei und namentlich in der Landschafterei die Mode gebietet. Sie glauben nicht, wie genau namentlich die Wolken (eine übereinandergethürmte, geballte Art, deren Namen ich aber nicht kenne) in einem großen Theil der Landschaften sich gleichen, wie eine gewisse hochgestreckte Sorte Bäume vorzugsweise im Mittelgrunde angebracht werden, wie häufig eine (und zwar so ziemlich ein und dieselbe) von einem Flusse durchschlängelte ferne Ebene bei vielen Bildern wiederkehrt, wie genau sich die kleinen Farbenkleckse gleichen, die einen weit entfernten Baum bedeuten sollen, u. dgl. m. Jene französische Koketterie läßt aber nun den Künstler in solchen Sachen recht seine geistreiche Keckheit, seine Caprice zeigen, und so kommt er immer weiter von der Natur ab. Durch die enorme Herrschaft über die Technik erscheint das immer angenehm, geistreich und gefällig, zugleich ist das Ganze skizzenhaft gehalten, so daß man meint, der Künstler habe nicht mehr geben wollen, wenn er es gleich gekonnt, und so bleibt der Succeß nicht aus. Das Schlimmste ist dann, daß ein Anderer gleich noch einen Schritt weiter geht.

Diese Ansichten gelten von der Mehrzahl der Landschaften des Salons. Da deren eine überaus große Quantität vorhanden ist, und ich wenig oder gar keine Gelegenheit haben werde, über das Stoffartige derselben

Digitized by Google

zu reden, so werde ich mich begnügen, Ihnen einige der vorzüglicheren Werke und Künstler zu nennen, namentlich vielleicht solche, die von jenen Mängeln mehr oder weniger frei sind.

Vor Allem muß ich hier Girour anführen und sein großes Bild aus den französischen Alpen, die Allevaschlucht, und namentlich den Bout-du-Monde vorstellend. Es ist ein Felsenpaß, durch den ein Gießbach (die Breda) sich tobend drängt, vorn am Ufer desselben lauern, hinter einem Felsstück verborgen, Jäger einem Gemsthier auf, das von den Felsen zum Wasser hernieder steigt, zu beiden Seiten hohe, baumreiche Berge, die im Hintergrunde die Aussicht auf den Gleisingletscher öffnen. Man kann sich nichts Vortrefflicheres denken als Auffassung und Behandlung dieses Bildes; es ist die lebendige Natur, die einem daraus entgegenweht, treu, einfach und ohne Schmuck oder Koketterie wiedergegeben: es ist in der höchsten Meisterschaft die höchste Bescheidenheit. In dem ganzen Bilde ist so gar nichts Kleinliches, nichts Gesuchtes, kein Haschen nach Effekt, und eine Sicherheit in der Behandlung, wie man sie selbst hier selten findet. Wenn ein anderer Künstler Baum und Wald darzustellen hat, sucht er meist durch die Abstufungen, deren das Grün fähig ist, seine Baumgruppen und Zweige von einander zu sondern; nicht so Girour. Mit nur ihm eigener Sicherheit brauchte er in dem ganzen großen Bilde ein einziges frisches Grün; und wie sondern sich diese Wald- und Baumgruppen so schön von einander! Merkwürdig ist der Vorgrund behandelt, wo der Gießbach über Felsen hinunterrauscht. Die Farbe ist in den Kräutern des Ufers und dem Schaume des Wassers so dick aufgetragen, daß sie oft mehrere Linien über die Leinwand sich erhebt; in diesen unzähligen kleinen Unebenheiten fängt sich nun das Licht, und man glaubt tausende von Kräutern und Blumen, unzählige Schaumflecken und Wellen zu unterscheiden, auf denen die Sonnenstrahlen hüpfen. — Girour hat außer diesem großen noch einige desto kleinere und nicht sehr bedeutende Bilder aufgestellt, in denen der Meister jedoch nicht zu verkennen ist. Jenem großen Bilde nach halte ich diesen Künstler für den bedeutendsten aller französischen Landschaftmaler, der zwar auf das eigentliche Schaffen zu resigniren scheint, die Natur aber dafür nachahmt wie kein Anderer in Frankreich und Deutschland.

Ein anderer sehr ausgezeichneter Künstler ist Gudin. Dieser liebt schon mehr als Girour den Effekt und das Brillante, ohne daß ich jedoch daraus einen Vorwurf gegen ihn herleiten will. In einer Landschaft aus der Umgegend von Algier ist eine Sonnenglut und Farbenpracht, daß sie fast blendet, und die in dem Ensemble doch durchaus nicht unwahr erscheint. Gudin ist sonst der ausgezeichnetste französische Marinemaler, diesmal hat er jedoch nur zwei kleine Seestücke ausgestellt, die aber gleichfalls vortrefflich sind und trotz ihrer geringen Dimension zeigen, was er in diesem Fache leistet. — In der Sammlung des Königs im Palais-royal sind eine Menge früherer Arbeiten Gudins, in denen sich nicht einmal Talent verräth, und aus welchen man sieht, mit welch bewundernswürdiger Ausdauer es dem Künstler endlich gelungen ist, seine jetzige Meisterschaft zu erringen.

Daß die componirte Landschaft in Frankreich, dem Vaterlande eines Poussin und Claude le Lorrain, eben nicht mehr cultivirt werde, als in Deutschland, können Sie sich wohl denken. Es sind einige wenige Künstler, die solche Landschaften malen, die aber, trotz dem, daß sie im Louvre in den vielen herrlichen Bildern von Poussin und Claude die schönsten Muster haben, sich doch auf keine Weise mit den deutschen Künstlern dieses Fachs messen können, unter denen ich nur Reinhard, Preller, und vor Allen Koch mit größter Verehrung nenne. — Eduard Bertin schlägt in der componirten Landschaft einen ganz aparten Weg ein; statt durch Schönheit, Grandiosität der Linien, reizende Gründe und dergleichen Elemente der componirten Landschaft zu wirken, nimmt er das Entgegengesezte, auf eine freilich sehr bequeme Weise: er gibt ein Stückchen, eine Ecke aus einer Landschaft, einen oder zwei Bäume mit Wurzeln, etwas Gestein u. dgl., kurz nichts weiter als eine Studie, sehr prätentiös behandelt, und das ist dann eine componirte Landschaft. Oft bezeichnet er dieselbe dann auch noch als Erinnerung von da oder dort, so diesmal eine Einsiedelei von Viterbo. Als componirte Landschaft soll hauptsächlich sein „Christus am Oelberge“ gelten. Das ist nichts als eine prätentiöse Studie eines Baumes mit Wurzeln in der Morgendämmerung. Daneben sieht man eine abscheuliche Figur knieen, die Christus vorstellen soll, dem ein Engel den Kelch des Leidens bringt. Der Himmel wird eben von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erhellt, und auf diesem hellen Himmel sezt sich denn der Heiligenschein Christi hell ab, und „das ist der Humor davon.“

Der bedeutendste unter den Malern dieser Art ist Aligny, ein ausgezeichneter Künstler. Er hat in der Farbe etwas Schweres, was fast Absicht zu seyn scheint, und in den Motiven oft etwas Gesuchtes, sonst sind immer schöne, selbst große und poetische Gedanken in seinen Werken, jedenfalls aber ein Streben, das Anerkennung verdient, um so mehr, da es gegen den Strom gerichtet und von Prätention frei ist. Das bedeutendste seiner Bilder im Salon ist „der gefesselte Prometheus.“ Im Hintergrunde eines düstern Felsenthales erhebt sich ein erloschener Vulkan. Auf diesem ist der unglückliche Titan angefesselt, und zwar auf zwei getrennten Gipfeln des Felsens, der Geier nagt ihm die Leber; vorn unter den Bäumen des Vorgrundes klagt eine „Tochter der Luft“

Digitized by Google

über den großen Dulder; die Sonne ist untergegangen, und Dämmerung umhüllt die ganze Scene. Wie Bertin für die Leiden seines christlichen Heilandes die Morgendämmerung dargestellt hat, so Aligny für den Schmerz des heidnischen die Abenddämmerung: Beide, Christus und Prometheus, brachten der Menschheit Heil und Licht, darum durften sie der Leiden nicht achten. — Es sind schöne Gedanken in dem Bilde, das in der Farbe etwas schwer und ziegelfarben ist; der Künstler hat aber dem Eindrucke durch ein Motiv sehr geschadet. Um die übermenschliche physische Größe seines Titanen anzudeuten, zeigte er ihn im Hintergrunde gefesselt auf zwei getrennten Felsgipfeln, und zwar in einer Größe, wie sie, den Bäumen, Felsen u. s. w. und der weiblichen Gestalt des Vordergrundes gemäß, die Figur in dieser Entfernung vom Vordergrunde nicht haben könnte, wenn sie nicht — was der Künstler gerade andeuten wollte — kolossal wäre. Das aber bemerkt man nicht, sondern die ganze Landschaft erscheint eher zu klein. Denn die menschliche Figur ist der einzige Maßstab, nach welchem wir Größen messen, die wir in einer Landschaft sehen, da wir wohl für die Größe des Menschen, nicht aber für die von Felsen, Bäumen u. s. w. ein Bild in der Seele tragen. So nun wird man in Aligny's Bilde irr, und verliert den Maßstab der Landschaft. Denn aus der Landschaft können wir nicht wissen, daß jene kleine, wenige Zoll große Figur im Hintergrunde ein kolossaler, gigantischer Titan ist, für den ein Felsgipfel nicht breit genug war. Die klagende Nymphe des Vorgrundes ist beinahe versteckt, während die Glieder des Titanen sich dunkel und markant vom hellern Himmel absetzen. Selbst aber wenn die Nymphe mehr in die Augen fiele, würden wir uns eher darüber wundern, daß die Figur des Vordergrundes und die des weit entfernten Hintergrundes von ein und derselben Dimension sind, und wir würden dies eher für einen perspectivischen Fehler halten, als daß uns die Absicht des Künstlers und die Titanengröße des Gefesselten gleich einleuchtete. — Die andern Landschaften Aligny's sind nicht so grandios construirt als diese.

Es bleiben mir noch einige Zweige der Malerei zu besprechen übrig, die ich jedoch kurz abfertigen kann.

In Marinen sind die Franzosen ausgezeichnet, gerade vielleicht, weil man an eine solche nicht die Ansprüche von innerm Gehalt macht, die man zu einer andern Landschaft mitbringt. Gudin, von dem ich oben schon redete, ist der bedeutendste dieses Fachs. Gleichfalls ausgezeichnet ist Eugen Lepoitevin, ein Künstler, der — wie es mir vorkommt — sehr glückliche Talente durch Flüchtigkeit, unglaubliches Vielschaffen und Manierirtheit mehr verdorben als ausgebildet hat. Er malt Seestücke, Scenen am Ufer u. dgl., und diesmal hat er sogar ein Bild mit lebensgroßen Figuren ausgestellt, und zwar eine Art von historischem Bilde, eine „Episode aus der Geschichte der Schiffbrüche," die Qualen eines verhungerten Schiffbrüchigen auf einer wüsten afrikanischen Insel grell und widerlich darstellend. — Unter den Marinemalern nenne ich Ihnen noch: Garneray, König und Gilbert; letzterer hat mehrere Seegefechte (für Versailles) sehr glücklich dargestellt. — Bei den Landschaften und Marinen will ich noch anführen, daß eine Menge Darstellungen dieser Art, namentlich auch Architekturen, unter den Aquarellbildern sich finden, und daß diese Aquarelle, als solche, von der allergrößten Vortrefflichkeit sind.

Unter den Thiermalern ist Bracassat der ausgezeichnetste; sein „Kampf zweier Stiere" ist ein sehr gutes Bild; P. Vernet und Lepaulle malen mit großer Fertigkeit modische Pferde, ersterer auch Portraits. Ueber dieses Fach, die Portraits, hätte ich Ihnen noch Einiges zu sagen; der Masse derselben that ich schon oben Erwähnung. Sehr bedeutende Künstler dieses Fachs finden sich hier nicht, was eigentlich in einer Hauptstadt wie Paris auffallend ist. Der „achalandirteste" Portraitmaler von Paris ist Dubufe, der aber eigentlich keine Menschen, die leben, sondern Bilder aus dem Modejournal malt; er ist kleinlich in der Behandlung, affektirt und manierirt in Zeichnung und Farbe, gibt aber immer schöne Darstellung von Stoffen, Zeugen u. dgl. Unter seinen Bildern im Salon war das des Königs (in ganzer Figur) das beste, das der bekannten Gräfin Le Hon, der belgischen Gesandtin, das bewundertste. Groselaude ist ebenfalls ein in der haute société sehr gesuchter Portraitmaler, wie man das schon aus den Portraits, die sich von ihm im Salon befinden, ersieht; sie stellen sämmtlich Minister, Grafen und dergleichen Personen der nicht arbeitenden Classe vor. Groselaude ist nicht so affektirt als Dubufe, besser ist er aber nicht. — Louis Boulanger hat unter andern auch ein Portrait des Herrn v. Balzac ausgestellt: ein wohlgenährtes, munteres Gesicht mit vielen schwarzen Haaren, als Kleidung eine weiße Mönchskutte. Ein anderes männliches Portrait dieses Künstlers ist mit einer so enormen Virtuosität gemalt und so skizzenhaft gehalten, daß es aussieht, als sey das ganze lebensgroße Kniestück in Zeit von vielleicht einer Stunde, wie man wohl sagt, hingehauen. — Das ausgezeichnetste sämmtlicher Portraits im Salon ist das von Heinrich Scheffer gemalte Kniestück des bekannten Astronomen Arago, ein wahrhaft vortreffliches Portrait.

Damit will ich die Aufzählung dessen, was ich unter den Gemälden des Salons für Sie Bemerkenswerthes gefunden habe, schließen. Redete ich Ihnen von einigen Sachen nicht, so geschah das aus Gründen, die ich Ihnen, wie die Bilder, verschweige. — Noch hätte ich einige Künstler zu erwähnen, die sich, wie jene alte vielgebrauchte

Digitized by Google

Phrase sagt, „durch ihre Abwesenheit“ im Salon bemerklich machten. Vernet, Ingres und Decamps nannte ich schon, ich muß noch Granet anführen, einen in Darstellung von Interieurs, Gewölben u. dgl. ausgezeichneten und bekannten Künstler; im Luxemburg sind einige schöne Bilder von ihm; dann fehlt Isabey, ein auch in Deutschland hinlänglich bekannter Maler von Architekturen, Marinen u. dgl. Unter den Historienmalern vermißt man Ziegler, einen tüchtigen Künstler, in dessen Werken sich ein sehr verdienstliches Streben nach Styl, Ernst und Strenge beurkundet. Von Steuben sind nur ein paar unbedeutende Phantasieportraits da; in den übrigen Bildern dieses Künstlers (nicht so sehr in jenen beiden Portraits) fiel mir ein unangenehmes, häßlich-blau-kaltes Colorit auf. — Von Hesse ist Unbedeutendes da, namentlich ein kaum mittelmäßiges Bild (für Versailles), der Tod Heinrichs IV. Das beste, was ich von Hesse sah, ist eine Anbetung der Hirten in der neuen Kirche Notre Dame de Lorette. Dieses Hauptetablissement neuchristlicher Pariser Kunst hätte ich eigentlich bei Gelegenheit der christlichen Bilder erwähnen sollen, obgleich wirklich Christliches im Grunde nicht viel darin ist. Es ist eine neue Kirche, welche alle Damen „charmant“ finden. Man hat, glaube ich gehört zu haben, damit die alten Basiliken nachahmen wollen. Ueber einer seltsamen Façade, welche einem Kaffeehause anzugehören scheint, ragt ein chinesisches Thürmchen hervor. Durch jene Façade tritt man in ein buntes Innere; bunt sage ich, aber die Bezeichnung „bunt“ ist nicht bunt genug für dieses Ensemble. Eine solche Anhäufung von Gold, Marmor, Farben, religiösen Bildern, Verzierungen aller Art u. s. w. habe ich nie gesehen, nie für möglich gehalten. Es ist durchaus nichts darin, das ihm den Charakter einer christlichen Kirche gäbe, es könnte eben so gut ein Ballsaal seyn; es enthält trotz der großen Kosten, die es veranlaßt hat, nichts Grandioses oder auch nur Prächtiges, denn beides setzt Einfachheit voraus. Als ich mir diese Kirche besah, fiel mir die Dekoration des bekannten Musard'schen Concertsaales ein, die aber weit weniger „Colifichet“ ist als diese Kirche. Wer in ihr andächtig seyn will, muß wenigstens blind seyn. Der religiösen Bilder ist eine enorme Quantität darin, und alle mit lebensgroßen Figuren und zum Theil von bedeutender Dimension. Wahrhaft Bedeutendes ist nicht darunter, dessen kann ich Sie versichern, obgleich die Beleuchtung mir nicht gestattete, die Bilder sämmtlich genau zu betrachten. Was ich in einem früheren Briefe von französisch-christlichen Bildern, desgleichen was ich, bei Gelegenheit der Bilder für Versailles, von den vom Gouvernement bestellten Arbeiten sagte, wird wohl ohne Ungerechtigkeit auf diese Werke angewendet werden können.

Nur der Vollständigkeit wegen hätte ich noch von den Sculpturen zu reden, denn eigentlich ist nichts darunter, das der Rede werth wäre.

Wie die Franzosen in ihren Siegen unersättlich sind, der Revolutionen nie überdrüssig werden, so haben sie, nicht zufrieden mit der Revolution in der Malerei, mit dem Siege der Romantik über das classisch-akademische Princip, auch in der Sculptur, in der Plastik, die Fahne der Revolution aufpflanzen wollen. — Dadurch aber nun offenbarte sich recht, wie jene Revolution in der Malerei bis jezt eigentlich nur eine negative, eine zerstörende war, die eines wahren Princips, einer Synthese ermangelte; denn hätte sich jene Revolution aus bewußter, klarer Ueberzeugung von etwas Besserm gemacht, so würde sie Grenzen und Halt finden. Man hat aber, von einem Bessern noch nicht wissend, nur des Alten satt und überdrüssig, dasselbe abgeschüttelt, und sich mit wilder Hast auf das Neue geworfen. Statt, wie bei der gegliederten, harmonischen Regeneration der deutschen Malerei, mit dem ersten und ursprünglichen Stoffe der Kunst, der Religion, anzufangen, und durch dieselbe zur Romantik überzugehen, fingen sie mit der Romantik an und machten ein Stückchen Revolution, eine Emeute für die Farbe gegen die Form. Sie machte sich ohne Ueberlegung in wilder Eil, wie die politische Revolution von 1789, die dafür nun auch immer wieder anfängt. Jener Wechsel der Herrschaft in der Malerei war aber nun auch ohne die Resultate, die man hätte haben können, und man wird deßhalb auch den Weg noch einmal machen müssen: wie ich überzeugt bin, unter Vermittelung deutscher Kunst. — Die Bildhauer nun fühlten sich, wie die Maler, durch die Antike genirt; ohne zu untersuchen, ob in der Sculptur eine Reform, eine Revolution zulässig und möglich sey, ward dieselbe unternommen, eine Revolution im Sinne der Romantik (worunter man sich hier Alles Mögliche denkt) und der Natur (worunter man hier nur Realismus versteht) gegen das classisch-akademische, gegen das antike, also gegen das eigentlich plastische Princip. Wie für die Malerei, so nahm man auch für die Plastik vollkommene Freiheit des Stoffes und der Behandlung in Anspruch, die nun freilich mit der Grundidee der Plastik in directem Widerspruche steht. Im Gegensatze der antiken Plastik hat man eine moderne gründen wollen, die nur den einzigen Fehler hat, daß sie gar keine ist. Bildhauer, die im Sinne dieser Revolution, oder wie man es diesmal wohl besser nennt, Rebellion, arbeiten, sind: Deboeufs, Lemoine, Feuchère, Gaprard, Gechter, Mercier, Preault, Barrye u. A.

Die Sculpturen des Salons sind so unbedeutend (der Qualität nach), daß ich Ihnen keine einzelnen Werke anführen mag. Einen großen Theil derselben bilden kolossale Statuen französischer Könige und berühmter Männer

Digitized by Google

für das Muſeum zu Verſailles; Ausgezeichnetes iſt nicht darunter. An andern Portraitbüſten, Portraitſtatuen und Portraitmedaillons fehlt es auch nicht. Das beſte Werk in Marmor iſt die Nymphe Salmacis vom Baron Boſio, im antiken Styl ſehr hübſch und elegant gedacht und ausgeführt.

Die Plaſtik iſt die Domäne, welche die alten heidniſchen Götter bei ihrer Mediatiſirung ſich vorbehalten haben: Chriſtenthum und Romantik vermögen nicht einzudringen, das Gebiet iſt ſtark geſchüzt und der Eingang treu bewacht; es iſt der Styl, der an der Thüre Wache hält, der Styl aber iſt etwas, das die neuere Zeit faſt gar nicht kennt. Kein Wort wird ſo oft gebraucht und mißbraucht, als das Wort Styl. Wir haben das Wort erſt, ſeit die Sache nicht mehr exiſtirt. Tauſendfache Definitionen ſind davon gegeben, von Goethe, Schlegel und vielen Andern. Sie finden, wie ich glaube, in des Grafen Raczynski Werke einige dieſer Definitionen; ich will Ihnen die mittheilen, die ich einem der größten deutſchen Künſtler verdanke. Nach dieſer iſt: Styl in der Compoſition die einfachſte und grandioſeſte Art, den Gegenſtand aufzufaſſen; Styl in der Behandlung die einfachſte und grandioſeſte Art, ſich der Natur als Mittels zum Zweck zu bedienen, von der man nur das Nothwendige, nie das Zufällige nimmt. — Dieſe Definition des Styls halte ich für die klarſte, einfachſte und erſchöpfendſte.

Die heutige Zeit, ſagte ich, lehnt den Styl ab; denn unſere Zeit hat ſich ganz und gar, mit Haut und Haar dem Geiſtreichen ergeben; das Geiſtreiche iſt aber das directe Gegentheil von Styl. Wie der Styl nur das Nothwendige nimmt, aber das Zufällige ablehnt, ſo ſchenkt das Geiſtreiche dem Nothwendigen wenige oder gar keine Aufmerkſamkeit, dagegen liebt und ſucht es das Zufällige. Darum können Styl und Geiſtreiches nie mit einander beſtehen. Eine ſchöne Antike iſt nicht „geiſtreich.“ In Goethe lag das Sehnen nach Form, das Streben nach Styl, das antike, das plaſtiſche Princip: darum iſt er auch nicht „geiſtreich.“ Das Geiſtreiche (— ich rede nur von dem Geiſtreichen der Form —) iſt der Charakter der jetzigen Zeit, der jetzigen Kunſt. Namentlich offenbart ſich das in der Poeſie, da die bildende Kunſt noch an Ideen und Stoffen aus früherer Zeit zehrt; daher in der Poeſie das Zerriſſene, das „Decousu,“ die Formloſigkeit der Form, daher auch der Degout gegen die gebundene Rede, die Verſe, daher die Vorliebe für die Proſa. Geiſtreichigkeit und Formloſigkeit ſind aber ein Zeichen des Unterganges: diejenigen der alten Claſſiker, die man etwa geiſtreich nennen könnte, ſind aus der lezten Zeit, aus der des Untergangs der alten Literatur, ſowohl bei den Griechen als bei den Römern. Da aber der Menſchengeiſt ſich ewig und immerdar offenbaren muß in der Kunſt, ſo ſteht —. wenn der Untergang jetziger Formen wirklich nahe iſt — zu hoffen, daß neue große Revolutionen neue Gedanken und mit ihnen neue Formen bringen werden. — Alte Formen künſtlich am Leben zu erhalten, iſt ſo lächerlich und nuzlos, als wollte man, wenn im Herbſt die Blätter fallen, ſie künſtlich wieder an den Bäumen befeſtigen: kommt der Frühling, werden ſich die Bäume neu belauben. Der Geiſt iſt ewig, und da er ſtets der Form bedarf, um ſich zu offenbaren, ſo wird er nie derſelben ermangeln.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juni.

(Fortſezung.)

Der Dichter Richard.

Alb. Richards neueſtes Gedicht: la Peur, erſchien voriges Jahr in dem diplomatiſchen Wirrwarr und den armſeligen Kämpfen Berns, des einſt ſo mächtigen, ſo geachteten und ſo würdigen Berns, das durch Sinnelliſchen Bouſingotismus von ſeiner ehemaligen Höhe herabgeſtiegen iſt. Wir führen aus jenem Gedicht nur einige Strophen an, die des Dichters, dieſes jungen Archilochus, Sinn und Kraft ganz bezeichnen dürften, und wir bedauern, daß der Raum dieſer Blätter für alle zweiundzwanzig Strophen zu eng iſt. Non, ruft er ſeinen ſchweizeriſchen Landsleuten gleich beim Eingang zu,

Non, nous n'avons plus rien du sang de nos aïeux!
Triste objet de pitié, d'insolente risée,
Comme un vieillard caduc traine sa vie usée,
Nous nous trainons ployés sous leur nom glorieux.
Nous sommes murs blanchis s'écroulant en ruine,
Marbres à lettres d'or, recouvrant des tombeaux,
Chiens battus, qui, pleurant, vont lécher la houssine,
Sangliers devenus pourceaux.

Später wendet ſich der Dichter an Bern und ſagt:

Berne, ton ours dort-il dant le fond de ses bois?
L'insulte des puissans le réveillait naguère
Et le faisait bondir. De son allure fière,
De ses rugissemens il effrayait les rois.
Sauvage, il se dressait, les prunelles ardentes,
Se ruait écumant sur l'agresseur surpris,
Et puis se recouchait, gueule et griffes sanglantes,
Sur les drapeaux qu'il avait pris.

Non, ton ours ne dort pas. Sous une lourde chaine,
Ton ours apprivoisé, jouet des plus peureux,
Docile, muselé, misérable, honteux,
Obéit en tremblant au bâton qui le mène.
Faibles, forts, grands, petits raillent dans leurs propos
Ces ongles impuissans, cette humble contenance.
Mais il endure tout; et devant les badauds,
Pour les amuser, ton ours danse.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 165.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 12. Juli 1837.

Es soll auch heut die gute Stadt
Von uns gepriesen werden,
Wo einst der Musensohn florirt,
Wie nirgends sonst auf Erden.
F. Förster.

Ein Supplement zu dem Aufsatz: Jena zur Zeit Schillers.

In dem Aprilhefte des Morgenblattes d. J., Nr. 84 u. f. befindet sich ein Aufsatz unter obigem Titel, welcher wohl ein allgemeines Interesse erregen dürfte. Um so mehr wäre zu wünschen gewesen, daß ihn der talentvolle Verfasser noch weiter ausgeführt, und das Bild, das die Ueberschrift bezeichnet, vollendet hätte.

Den kleinen Berichtungen und Ergänzungen, welche ich zu geben denke, gehe die Bemerkung voran, daß Jena doch nicht als Ausnahme so schroffe Gegensätze der Personen bewahrte, wie es der Verfasser im Eingange bezeichnen will. Dergleichen, vom Gecken bis zum Betteljuden, vom edelsten Kreise bis zur gemeinsten Rohheit, konnte wohl noch manche andere Hochschule aufweisen, so gut wie jede große Stadt. Wer sie in jener Zeit gekannt hat, konnte auch dort dergleichen finden. Wohl aber war für Jena charakteristisch, und ist es vielleicht noch, eine gewisse Anarchie — was auch der Verfasser eigentlich bezeichnen wollte — nach welcher kein regierender Ton, folglich auch nicht die geringste despotisirende Einwirkung auf das Benehmen und Ergehen der Andern dort aufkommt und sich das Eigenthümliche dieser kleinen Stadt auf die Weise des italienischen Lebens ausbilden kann. Ein solcher Vergleich ist schon Andern aufgefallen. Jenas reizende Umgebungen, sein durch die Lage begünstigtes, wärmeres Clima, als das benachbarte Weimar es besitzt, geben sicher Jedem, der nicht die Bedürfnisse des Luxus und der Mode zu seinem Abgott macht, sondern in einer schönen Natur und unter edlen Freunden höheren Genuß sucht, eine Befriedigung, die, hat er erst den Anstoß mancher städtischen Unvollkommenheit überwunden, ihn den längern Aufenthalt in dieser Stadt liebgewinnen läßt.

Jena war damals so groß, weil es so viele gleichgesinnte, auf gleicher hohen Stufe der Bildung stehende Männer vereinigte und dabei durch Frequenz an wohlhabenden Studenten eines bedeutenden Wohlstandes genoß. Es wurde viel Geld schnell verdient und eben so leicht wieder verthan; Gastfreiheit und Lebenslust waren an der Tagesordnung, und überhaupt Ton und Sitten nicht so ernst wie jezt. Schütz, mit seiner Literaturzeitung an der Spitze einer mächtigen Herrschaft, jovial und jedem heitern Vergnügen ergeben, belebte jede Gesellschaft, und keine Woche verging, ohne daß in sein offenes Haus interessante Fremde eingesprochen hätten. Die kantische Philosophie, für welche sich seine Allgemeine Literaturzeitung gleich bei ihrer Stiftung erklärt und die ihren Ruhm begründet hatte, wurde durch Heranziehen ihrer Verehrer der Mittelpunkt aller Gespräche, ja Jenas Celebrität

Digitized by Google

wurde durch das successive Auftreten der Philosophen Reinhold, Fichte, Schelling ꝛc. recht eigentlich unterhalten. Doch ward sie keineswegs durch diese Richtung allein begründet. In jeder Fakultät fanden sich Männer, ausgerüstet mit der tiefsten und doch auch eleganten Gelehrsamkeit. Und so zog diese Universität junge Männer aus allen Gauen des Vaterlandes so wie des Auslandes, aus den niedern wie aus den höchsten Ständen herbei, deren gewiß die Meisten eine dankbare Erinnerung an die dort zugebrachten Jahre behalten haben werden.

Ein vorzügliches Kennzeichen der hohen Blüthe Jenas lag in dem wissenschaftlichen Geist, dem lebendigen Streben und Weben, das alle Besseren beseelte. Die Reibungen der Philosophen, die nie ganz ruhenden Streitigkeiten in der Literaturzeitung, zugleich die rege Theilnahme an den Ereignissen der damals noch frischen französischen Revolution erfüllten leidenschaftlich alle Köpfe. Und wenn man die feurige Beredsamkeit, den tiefen Ernst wissenschaftlicher Diskussionen, die in den Gesellschaften oft mit lauter Stimme geführt wurden, mit der Nüchternheit der Gespräche, wie sie an manchem andern Orte wohl geführt werden, vergleicht, wo aller Zweck nur in einer Erholung von schweren Amtspflichten, in Beschwichtigung jeder Geistesanstregung besteht, wo Anekdoten aus dem gemeinen Leben alle etwaige Würze ausmachen, da wähnt man wohl einmal in einer ganz andern Welt gelebt zu haben. Indeß möge hinzugefügt werden, daß zu jener erhebenden, begeisternden Stimmung auch gar sehr die poetische Zeit der Literatur wirkte, wo jedes Jahr, jede Messe ein unsterbliches Werk eines Schiller, Goethe, Wieland, Herder u. a. brachte, das von der empfänglichen Jugend verschlungen wurde, das Edle in ihr lebendig erhielt, ja das Gemeine nicht einmal unter ihr aufkommen ließ. Wir Studenten baten uns zu sechs bis acht zum Kaffee, auf dem Tische in der Mitte einen ungeheuren Berg Zwieback, und dabei wurden die wichtigsten Gegenstände, neue Bücher, oder die Ansichten unserer Lehrer verhandelt, ohne daß man aus dieser Bahn des Gesprächs wich. Vorzüglich schön war das Bestreben so Vieler, selbst etwas leisten zu wollen. Allgemeine Begeisterung erregte in dieser Zeit Fichte. Wenn schon man ihm ein feines Untergraben des Bestehenden vorwerfen konnte, so geschah es doch auf eine stets anständige, würdevolle Weise, und die Kraft seiner Rede wirkte ungemein anziehend. Am wohlthätigsten für die jungen Köpfe äußerte sich der Charakter seines Systems, welches, das Subjekt über Alles erhebend, ja es zum alleinigen machend, sie dadurch zur Strenge der Abstraction führte und zumal den Ernst forderte.

Schiller mußte bekanntlich die akademische Laufbahn wieder aufgeben, weil ihm die Anstrengung des Lesens eine schwere Krankheit zugezogen hatte. Als er zum Professor extraordinarius berufen worden war, schrieb er an Griesbach und bat denselben, ihm ein ganz kleines Auditorium zu miethen, weil es ja doch noch ungewiß sey, ob er Zuhörer bekommen werde. Wie mag er überrascht gewesen seyn, als daß größte kaum die Zahl derselben faßte! Indeß scheint sich Schiller nie sehr den Studenten genähert zu haben. In seinem Hause gingen meist ältere Personen aus und ein, besonders hielt er auf seine Landsleute.

Wenn man jedoch die damaligen Bewohner Jenas und Weimars zu sehr um ihre großen Mitbürger beneiden möchte, so sey auch zur Steuer der Wahrheit gesagt, daß dieser Blüthengarten keineswegs ganz ohne Dornen war. Man hatte intolerante, leidenschaftliche Parteien; besonders trugen die Weiber zur Unterhaltung dieser Spannungen und Tracasserien bei. Es gab damals mehrere regierende Damen von mehr oder mindern Vorzügen der Person und des Geistes. Sie waren die Mittelpunkte der Cirkel, aus denen wohl auch auf die Literatur gewirkt wurde. Im bessern Sinne wäre hier der schönen Dichterin Sophie Mereau zu gedenken, eines zarten, sanften Wesens, die nebst ihrer geistreichen Schwester, Henriette Schubart, nicht wenig zum Reiz des damaligen Lebens beitrug. Um sie versammelte sich ein ästhetischer Kreis, in dessen Nähe nichts Niederes geduldet wurde. Ihre zahlreichen Anbeter aller Alter überboten sich dabei in Galanterien, es ereigneten sich aber auch manchmal komische Scenen.

Schillers Garten ist jezt die akademische Sternwarte. Zwar existirt das kleine Häuschen am äußern Ende, in dem er so manches seiner unsterblichen Werke dichtete, nicht mehr, aber es verunstaltet doch nichts die ernste Erinnerung, und wer von außen, den bekannten schmalen Steg entlang, den Wohnsitz des großen Sängers betrachtet, findet den Blick dahin noch unverändert.

Die nobeln Passionen.

Die ritterlichen Uebungen.

3. Die Schützenkunst.

Das Bedürfniß, einen Gegenstand durch eine fernhintreffende Waffe zu erreichen, ist dem mit Händen versehenen Geschlecht angeboren, dem Menschen, wie sogar dem Affen; das erste Geschoß, der Stein, bot sich von selber dar und blieb auch nach Erfindung anderer Gewehre noch lange im Gebrauch, bis in's Mittelalter, dessen Geschichten mehr als einmal erwähnen, wie Bauern ihren befestigten Kirchhof mit „Sanct Stephans Geschoß“ vertheidigten. Von dem unsicher treffenden und zu wenig gefährlichen Stein kam der Mensch bald auf die Erfindung

Digitized by Google

der Wurflanze und dann, da die Kraft des Armes nicht weit genug reichte, auf die der Schleuder und des Bogens, bei dem er viele Jahrhunderte lang stehen blieb, bis er den schnellenden Bügel an einen Schaft befestigte und so die Armbrust bildete.

Schon das für uns fabelhafte Alterthum stellte die Kunst des Schützen sehr hoch, und wenn wir von dem Schleuderwurf, der Goliaths Stirne, und von dem Bogenschuß hören, welcher des Achilles Ferse traf, so würden wir an die Möglichkeit, mit einer so unvollkommenen Waffe so sicher zu treffen, kaum glauben können, wenn nicht bei vielen verschiedenen Völkern ähnliche Kunden sich erhalten hätten, unter denen wir nur die Sage von Robin Hood erwähnen, der durch einen Schuß den im Ziele steckenden Pfeil seines Vormanns spaltete. Das Zielen mit der Armbrust ist uns weniger fremd, denn des Schützen Auge blickt, wie bei unsern Feuerrohren, über einen Lauf nach dem Ziel, und die Erzählungen vom Tell lauten uns nicht fabelhaft, schon weil ja auch in unserer Zeit vielfach mit der Armbrust nach dem Ziel geschossen wird, namentlich in Oesterreich, Bayern und im nördlichen Deutschland. Die Vervollkommnung der Schützenkunst ward jedoch durch die Erfindung des Pulvers herbeigeführt. Das erste Feuerrohr, welches der Sage nach Berthold Schwarz selbst schon gebrauchte, war eben ein eiserner Lauf, der an einer Kette lag; aber die Armbrust lehrte, den Lauf auf einen Schaft zu befestigen, um damit zielen zu können, und so entstanden die ersten Gewehre, die mit Lunten losgebrannt wurden, wobei der Schütze den Lauf auf einen in die Erde gepflöckten Stock auflegte. Die Erfindung der Pulverpfanne am Zündloch machte das Gewehr leichter tragbar, und als die Lunte an eine Art Hahn befestigt wurde, war der Schütze Meister seiner Bewegungen, und brauchte das Geschoß nicht mehr aufzulegen, denn die rechte Hand konnte nun zugleich dasselbe halten und durch den Drücker das Feuer auf's Zündkraut bringen. — Sonderbarerweise aber gerieth nun der menschliche Witz erst durch einen Umweg auf den natürlichen Gedanken, an den Hahn den Feuerstein zu befestigen, der zugleich Funken schlage und den Pfannendeckel wegdränge; denn vorher kamen die sehr künstlichen, aber schwerfälligen Radschlösser in Aufnahme, bis die Batterien erfunden wurden, welche in neuester Zeit jetzt von den Pistonschlössern verdrängt werden. Die Vervollkommnung der Läufe fand weit früher statt, als die der Schlösser, und die Erfindung der Züge ist verhältnißmäßig sehr alt. Dagegen kamen die Schrote erst in allgemeinen Gebrauch, als die vervollkommneten Batterien die Verfertigung leichterer Jagdflinten gestatteten; doch waren sie früher nicht ganz unbekannt, denn Benvenuto Cellini z. B. erwähnt schon, man könne eine Büchse auch mit mehreren Kugeln von kleinerem als dem Kaliber des Laufes laden. Das Schießen größerer Thiere in der Flucht kam zuerst auf, als die Gewehre handlicher wurden und der Schütz es in seiner Gewalt hatte, in jedem Augenblick das Feuer durch einen Druck hervorzurufen; kleineres Wild und Geflügel wurden erst lange nach dem Aufkommen des Hagels allgemein geschossen, während man früher sie fing, schon weil die Kugel sie zu arg zerrissen hätte, wenn der Schütz auch geschickt genug gewesen wäre, sie in der Flucht oder im Flug zu treffen.

Die jetzige Schützenkunst zerfällt in verschiedene Abtheilungen: das Scheibenschießen mit der Scheiben- und mit der Pürschbüchse, das Schießen mit der Pürschbüchse auf der Jagd, mit der Jagdflinte, mit der Pistole, und endlich mit der Armbrust und der Bolzbüchse. Von den Kriegswaffen können wir hier nicht wohl reden, denn sonst müßten wir noch das schwere Geschütz, den Carabiner und die Muskete anführen.

Wenn wir im vorigen Abschnitt den Verfall der Fechtkunst bedauerten, so können wir hier dagegen behaupten, daß die Kunst des Schützen in den meisten Gegenden Deutschlands einheimisch ist, ein Eigenthum des Volkes, von den streitbaren Vätern ererbt und wohl erhalten. Namentlich zeichnen sich die Deutschen im Scheibenschießen aus, die Stämme an der Donau, an der Enns, am Inn und an der Isar, welche mit schweren Büchsen aus freier Hand nach der Scheibe auf 150 Schritt zu schießen pflegen, die westlichen Völker, welche dabei die gezogenen Rohre auflegen, die nördlichen, welche meistens aus glatten Rohren, die ebenfalls aufgelegt werden, nach dem Vogel schießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Der Hergang bei der sogenannten Deklaration der Königin im Staatsrath, so wie das alterthümliche Ceremoniel bei ihrer feierlichen Proklamation sind aus den Tageblättern bekannt. Lange vor der zur Proklamation bestimmten Stunde war der Hof des St. Jamespallastes voll, waren alle Straßen, durch welche die Königin kommen und der Zug sich bewegen und anhalten sollte, mit neugierigen Haufen besetzt, alle Fenster, Balkons und Dächer garnirt. Der macadamisirte Hof im St. Jamespallaste blieb indessen der interessanteste Punkt, denn hier bildete sich der Zug und wurde die Königin erwartet. Schlag zehn Uhr donnerten die Kanonen, tönte das Hurrah, schallte Musik; die Königin war angekommen. Wenige Minuten, und sie erschien am Fenster, umgeben von den obersten Kronbeamten, das Haar gescheitelt, in tiefer Trauer, die Rosen ihrer Wangen zu Lilien gebleicht und die Augen schüchtern gesenkt. Sie erhob sie, als der Volksruf der Freude ihr tausendstimmig entgegenbrach, und die Königin neigte sich vor dem jubelnden Volke.

Digitized by Google

Im englischen Nationalgeschmacke hielt ein stattlicher Reiterhaufe hinter dem Volke; zwischen diesem und seiner Königin reichten wenige Polizeidiener hin, die Reihen in Ordnung und den Raum für die Proklamation frei zu erhalten. Leztere wurde nun zwar verlesen, aber gehört und verstanden wohl von Keinem, denn immer wieder erneuerte sich der Jubel, und Aller Aufmerksamkeit galt der jugendlichen Königin. Nur als der Vorleser, Clarenceux, der Wappenkönig, mit angestrengter Stimme am Ende rief: God save the Queen, da verstanden Alle den Wunsch und gaben ihn verstärkt zurück. Besonders imposant war der Akt in Charing-Croß, wo am Fuße der Reiterstatue Carls I. die Proklamation zunächst verlesen wurde. Charing-Croß, seit Vollendung der Nationalgalerie unstreitig der schönste und größte unter allen öffentlichen Plätzen Londons, war eine Burg von Wagen, eine Masse von Köpfen, eine belebte Häuserreihe. Alle Glocken auf St. Martin läuteten; aber die ehernen Zungen wurden übertönt von den menschlichen Kehlen. Es ist ungeheuer, was die Engländer schreien können, wenn sie wollen und nicht müde sind, denn ein müder Engländer ist der unverständlichste Sprecher, weil er dann den Mund gar nicht aufthut. Von hier rückte der Zug nach Temple-bar, und daselbst wurde die bekannte Comödie in aller Form aufgeführt, nur daß der Lord Mayor einmal aus der Rolle fiel. Er hatte aus seiner vergoldeten, sechsspännigen Staatskarosse die Erlaubniß ertheilt, den Zug in die City einzulassen und die Königin auszurufen. Da ritt der Wappenherold zu ihm heran und überreichte ihm das Dekret des Geheimenraths, die Proklamation betreffend, und er erwiderte, er kenne bereits den Inhalt des Papiers, er habe schon gestern die betreffende Nachricht empfangen, und sitze ja aus keinem andern Grunde und zu keinem andern Zwecke hier, als um seine Schuldigkeit zu thun. Sich indessen eines Bessern besinnend, las er hierauf den Befehl ernsthaft durch und gab ihn sodann dem Wappenherolde zurück, der nun unverzüglich die Königin ausrief.

Wenn es wahr wäre, was natürlich nur ein glückliches Wiywort ist, daß die Ursache, warum weibliche Regierungen oft so glänzend gewesen, darin liege, weil unter weiblichen Regierungen Männer, unter männlichen Weiber das Staatsruder lenken, so reichte das hin, die schönen Hoffnungen zu rechtfertigen, welche England an die Thronbesteigung seiner jungen Königin knüpft. Hier indessen treten zuvörderst glorreiche Erinnerungen an die Stelle jener Behauptung. Es dürfte nur wenige Engländer, keine in der Masse des Volkes geben, denen nicht die Regierung ihrer jungfräulichen Elisabeth ein Glanzpunkt der englischen Geschichte dünkt, und die Regierung der lezten Königin, die England beherrscht hat, der Königin Anna, gilt ja noch heute für das Augustische Zeitalter der englischen Literatur. Läge daher auch jenen schönen Hoffnungen nichts weiter zu Grund, als das dankbare Andenken an jene Lieblinge der Nation, wer möchte die Engländer deßhalb tadeln, sie eines Wahns bezüchtigen, der am Ende eben so guten Grund hat wie die günstige Erwartung, welche fast ohne Ausnahme jedes Volk vom Erben seiner monarchischen Krone hegt. Es ist in der menschlichen Natur, und der Mensch braucht sich dessen nicht zu schämen, daß er jeden Anfang, der nicht offenbar der Anfang von etwas Schlechtem ist, mit freudigem Hoffen, mit freudigem Vertrauen begrüßt. Erreicht ein hoffnungsvoller Erbe seine Mündigkeit, so freuen sich Alle, die ihm verwandt sind oder künftig angehören sollen, und besteigt ein junger Fürst seinen Thron, ist es ja bekannt, mit welcher sanguinischen Gewißheit fast jedes Volk bessern, glücklichern Tagen entgegensieht.

(Die Fortsezung folgt.)

Genf, Juni.

(Beschluß.)

Literatur.

Mit gleich treffender und schneidender Bitterkeit, aber auch mit gleicher Wahrheit spricht Alb. Richard von dem Sinn und Geist vieler Schweizer Milizen, und von den lächerlichen Rodomontaden und Großsprechereien seiner Landsleute bei ihren Gelagen und Festen. Einige Strophen wären voriges Jahr am Bundesschüzenfest in Lausanne, statt des Schimpfens auf fremde Herrscher und Regierungen, gar gut an ihrer Stelle gewesen.

— — — Nous, nous sommes des femmes:
Dans la marche il nous faut toujours des cieux sereins,
Le sac et le fusil courbent nos faibles reins,
Les fatigues d'un jour épouvantent nos âmes.
O de quel rire amer, sanglant, durs compagnons,
Votre bouche eût sans doute accueilli ces poupées!
Vous eussiez, dans vos doigts, de nos chefs mignons
Rompu les fragiles épées.

C'étoient là des guerriers! mais nous, dans les festins
Vivons! Nous, qui sans eux serions encore esclaves,
Soyons plus avisés! Ne faisons plus les braves,
Ne nous devouons plus qu'au milieu des bons vins!
Aux pères les sueurs, la mort, aux fils l'orgie!
Pourquoi nous essouffler à marcher sur leurs pas?
Ayons le pied fugace et la langue hardie,
La tête haute et le coeur bas!

Ja, es ist das ganze jezige helvetische Thun und Treiben noch nie mit so scharfer Lauge gewaschen worden, wie von diesem einheimischen, eingebornen Dichter, der freilich jezt die beste Gelegenheit hat, es auf der classischen Stelle radikaler Schweizerei zu beobachten. Zeigte Richard nicht ein so entschiedenes und schönes Talent für Lyrik und Epik, so möchte man wünschen, daß er eine große und fühlbare Lücke der heutigen französischen Literatur ausfüllte, nämlich mit geistreicher und poetischer Geißelung unsere Zeit, ihre Erscheinungen in Leben, Politik und Literatur darstellte.

Auch im Fach des Romans haben wir glückliche Talente, die sich frei erhalten von der Pariser Romantik und der französischen Literatur Ehre machen durch zarte, sittliche Gemälde, in denen sich die Anmuth der Darstellung und Sprache mit Geist und tiefem Gemüth verbindet. Schon früher haben wir in dieser Beziehung den Professor Töpfer und seine schönen Novellen: „die Bibliothek meines Onkels," „das Pfarrhaus" und einige andere genannt. Seitdem ist gar manches Anmuthige aus seiner Feder hervorgegangen, was zum Theil in der Bibliothèque universelle enthalten ist. — Mad. T. geht in ihrem neuesten Roman „Sophie" mehr in die Entfaltung des weiblichen Gemüths ein, worin sie ein eigenes Talent hat; das Einfachste wird unter ihrer Feder neu und anziehend. Welcher Sturz aus dieser reinen, sonnenhellen und sonnenwarmen Sphäre hinunter zu Mad. Dudevant (Georg Sand), die sich nur darin gefällt, die Leidenschaften und Verbrechen des jezigen französischen Lebens in äußerst verführerischer Sprache darzustellen. Wir hatten diese Dame vor einiger Zeit hier und sahen sie in Männerkleidern, die Cigarre im Mund, viel auf unserer großen Rhonebrücke spazieren gehen. Ihre Burschikosität kam uns im Anfang pikant vor, führte aber bald zum Ekel.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 166.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 13. Juli 1837.

— Wer den Beſten ſeiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.
Schiller.

An Bonaventura Genelli.

Es hat ſich viel und oft begeben,
Daß einer aus dem Leben ſchied,
Mit dem geſchieden aus dem Leben
Ein ungedichtet Heldenlied;
Von Thoren hört man und von Weiſen
In unerſchöpflichem Erguß
Gar oft mit lauter Zunge preiſen
Den nicht erkannten Genius.

Wenn aber in lebend'gen Zügen
Ein Hoher herrlich ſich bewährt,
Den Stoff im Fluge zu beſiegen
Nie müde wird, und ungeſtört
Von kargen Schickſals trägem Walten,
Aus unerſchöpflich reichem Schacht
Fortfährt, die Schätze zu entfalten,
Vom innern Gotte angefacht —

Dann darf die Welt ſich freudig ſagen:
Mag auch nach unerforſchtem Rath
An winterlichen Lenzestagen
Sich bergen noch geſäte Saat,
Nicht immer wird der Sturmdrang wüthen,
Laßt nur des Spätſchnees Bleigewicht
Erſt weichen, eine Welt von Blüthen
Sprießt glänzend dann empor an's Licht.

Das hab' in hochbeglückten Stunden
Vor deiner Schätze reichem Pfund
Nicht ich allein bei dir empfunden,
Genelli — ein geweiht'rer Mund,
Der Echtem freudig Anerkennen,
Dem Mittelgut Verachtung weiht,
Cornelius würdigte zu nennen
Dich einen erſten Stern der Zeit.

Und er, an deſſen Flammenherde
Die Schlacke weicht vom Erzgehalt,
Der durch ſein mächtig klares Werde
In geiſtdurchleuchteter Geſtalt
Den Meiſter ehrt, dem er entſprungen,
Kaulbach hat frei und unverblümt
Von dir ein Loblied uns geſungen,
Wie's Beſten von den Beſten ziemt.

Wo ſolche Stimmen ſprechen, Schweigen
Dann ziemt dem Laien. Wohl denn! nicht
Nenn' ich den Maler, aber zeigen
Darf ich dein wunderbar Gedicht;

Digitized by Google

Ich darf die Hand, die würd'ge, preisen,
Die, nimmer rastend, jedes Loos
Der Schöpfung aus unzähl'gen Kreisen
In heitre Schönheitsformen goß.

Ich darf vor deiner Dryas weilen,
Wo das Allleben der Natur
In leise hingehauchten Zeilen
Mild überzieht die weiche Flur;
Mit den Amoren darf ich liegen
In ungeschwächter Lebenslust,
Um mit der Brut in vollen Zügen
Zu trinken aus der Löwin Brust.

Ich darf mich auf Arkadiens Matten
Hinstrecken, wo der fromme Hirt
In leichtdurchglühter Zweige Schatten
Durch Götternäh' beseligt wird;
Darf zu der Hirtin mich gesellen,
Wenn bei der Saiten reinem Klang
Dem Göttermunde selbst entquellen
Wir fühlen himmlischen Gesang;

Darf hin mich lagern auf den vollen
Jonermarkt, wo im Gedrang
Des Volks du lässest niederrollen
Homeros ewigen Gesang;
Dann wiederum auf Phrygiens Auen,
Da wo Aesopus klug und mild
Läßt hoher Weisheit Worte thauen
Im schlicht erfundnen Thiergebild.

Du führst zur Patriarchenwohnung
Uns hin, wo früh der Engel Gruß
Unsträflichen Gebahrens Lohnung
Den Sterblichen verkünden muß;
Von dannen nieder zu den Thürmen
Gomorrha's und Sodoms, wo wild
Aus der Vernichtung Flammenstürmen
Erzürnter Gottheit Strafe quillt.

Und wie du aus dem alten Bunde
In halt'gen Zügen uns verliehn
Von Simsons Kraft gewalt'ge Kunde,
Und wie sich still herüberziehn
Zu der vom Geist geweihten Pforte
Des neuen Bundes mehr und mehr
Die starken, hochgeweihten Worte
Der heiligen Propheten — wer

Durchfühlte nicht der Gottheit Walten,
Auch wo du in Herakles Kraft
Und Schwachheit glänzend zu entfalten
Die Wahrheit weißt der Leidenschaft?
Wen lüde nicht zum Mitgenusse
Dein Satyr und dein Ganymed,
Wenn warm in aller Wesen Kusse
Bei dir Allleben uns durchweht? —

Genug! Wie kann ich die Gebilde
Aufzählen mit nur flücht'ger Hand,
Die dir voll Fülle, Kraft und Milde
Der Genius zum Kranze wand?
Nur leis' andeutend wollt' ich wagen,
Wenn gegen deine Kraft auch matt,
Der Welt in kurzem Wort zu sagen,
Was sie von dir zu hoffen hat;

Von dir, der du des Lebens Wesen
Mit solchem Adlerblick durchschaust,
Daß an dem Eingangsthor zum Bösen
Du schon des Ausgangs Pfort' erbaust,
Daß jedermänniglich erkenne,
Wie aus der Sünde gleißem Roth
Und reichstem Sold der Pfuhl entbrenne,
In dem geboren wird der Tod. *

Du aber lebe! leb' und dichte,
Und heb' aus deinem tiefen Schacht
Empor die mächtigen Gesichte
Des Morgens und der Mitternacht,
Des Mittags und des Abends — Nimmer
Verstieß den treuen Genius
Das Leben noch — Schon tagt der Schimmer,
Der dich der Welt gewähren muß.

Heinrich Stieglitz.

* Das Leben eines Wüstlings, in siebzehn Blättern, von B. Genelli, mit einer das Ganze zusammenfassenden Einleitungstafel.

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

Die Scheibe wird vom Centrum aus mit dem Cirkel in Kreise getheilt, deren erster, vom Umfang einer Büchsenkugel etwa, das Centrum bildet, und die immer weiter auseinander rücken; die ersten vier bis acht dieser Kreise stehen in der Farbe von der übrigen Scheibe ab und heißen allgemein „das Schwarze," obschon sie auch hin und wieder eine andere Farbe tragen, namentlich auf der Haupt- oder Bestscheibe bei einem feierlichen Schießen; denn diese ist oft mit einem bunten Vogel, einem Blumenstrauß oder dergleichen bemalt, um den Schuß zu erschweren. Zuweilen ist die Hauptscheibe auch beweglich, in Form eines Wildes gestaltet und wird vor dem Schützen

Digitized by Google

quer vorbeigezogen. Die sehr alte Einrichtung bei Bestschießen für eine geschlossene Gesellschaft oder bei Freischießen ist in ihren Grundzügen diejenige, daß ein Hauptpreis, „das Beste“ oder „der erste Dank,“ aus einer Stiftung oder durch eine freiwillige Gabe ausgesezt ist, um welchen von jedem Schützen auf die Hauptscheibe eine gewisse Anzahl von Schüssen, gewöhnlich sechs, gethan werden; nebenbei sind noch andere Scheiben aufgestellt, auf welche die Zahl der Schüsse nicht beschränkt ist, deren jeder einen gewissen Einsatz, „Leggeld,“ kostet; aus dem Ertrag des Leggeldes werden die Nebenpreise und die Kosten bestritten, wozu auch meistens noch der Einsatz für die Hauptscheibe verwendet wird. Bei Schützengesellschaften gibt oft ein Mitglied ein Bestes für die Genossenschaft, zuweilen ein großer Herr bei feierlichen Gelegenheiten für ein Freischießen, oder eine Corporation zu gewissen Zeiten. Doch sind dies nur die Grundzüge, welche nach der Sitte des Landes, der Provinz, selbst des Ortes, im Einzelnen sich verschiedenartig gestalten. — Eine andere Art der Scheibe ist der Stern, von dem die Zacken in einer gewissen Ordnung herabgeschossen werden müssen und zulezt das Centrum; er schwebt an einer hohen Stange in der Luft, wie auch der hölzerne Adler, der ebenfalls stückweis herabgeholt wird, wobei jedes Stück seinen „Dank“ einbringt, deren erster dem Schützen wird, welcher das aller übrigen Gliedmaßen entblößte „Corpus“ von der Stange schießt. — Das Vogelschießen wird im Norden sehr häufig mit der Armbrust betrieben, wie das bekannte, welches alljährlich in Dresden den Anlaß zu einem Volksfeste gibt. Das berühmteste Vogelschießen ist das von Rudolstadt. — Im südlichen Deutschland sind die großen Freischießen, zu welchen die Schützen aus weiter Ferne herbeiziehen, nicht zu zählen, und wir führen hier nur das von München an, welches im Oktober bei dem Fest auf der Theresienwiese abgehalten wird. — Das feierliche Schießen der Eidgenossen ist aller Welt bekannt. — Mit der Pürschbüchse wird im Süden sehr häufig nach Beendigung der Jagd auf eine aus dem Stegreif verfertigte Scheibe geschossen, was man in Oesterreich „Fleckelschießen“ heißt. — Das Scheibenschießen mit der Bolzbüchse wird gewöhnlich an Winterabenden in einem großen Saal betrieben; die Scheibe ist transparent. Das nächtliche Schießen im Freien findet sich in der Steiermark als „Lichtelschießen,“ wobei ein brennendes Licht vor der Scheibe mit der Flamme das Centrum deckt, und in Canada als „Lichtputzen.“ — Unseres Wissens ist anderwärts diese Uebung nicht sehr bekannt.

Bei der so großen Verbreitung der Fertigkeit im Scheibenschießen ist es für einen Zögling der noblen Passionen schier unerläßlich, sich dieselbe nicht nur in hohem Grade anzueignen, sondern auch sich dadurch auszuzeichnen, daß er häufig einen glänzenden Dank aussezt, wozu ja immer der gute Wille den Anlaß leicht findet, wie wir am Beispiel des österreichischen Adels wahrnehmen. — Die Geschicklichkeit in Handhabung der Jagdgewehre ist eine Nothwendigkeit für den Waidmann, und er erringt sie allein durch fleißige Uebung, welche ihm das Scheibenschießen nur theilweise gewährt, denn das Wild läßt ihm nicht Zeit, es bedächtig auf's Korn zu nehmen, sondern er muß rasch „beisammen seyn.“ Vorzüglich aber erfordert der Schuß mit der Pürschbüchse Schnelle und Genauigkeit, denn die geringste Abweichung beim Visiren führt die Kugel klafterweit vom Ziel. Und dennoch muß der Schüz wieder sehr bedächtig zu Werke gehen, denn sonst schießt er in's Blaue hinein, und so ist seine erste und vorzüglichste Eigenschaft: kaltes Blut.

Vor dem ersten Hirsch bekommt der junge Jäger gewöhnlich das „Hirschfieber,“ er zittert nämlich und weiß nicht recht, ob aus Begierde, ob aus Scheu; bei den nächstfolgenden schießt er auf's Geradewohl, bis er endlich lernt, den Augenblick zu gebrauchen, ohne sich zu übereilen und ohne ihn zu verpassen, und dies erfolgt, sobald er merkt, daß die zusammenstimmende Bewegung seiner Blicke und seiner Hände um vieles schneller erfolgen kann, als die wildeste Flucht ihm die ersehene Beute zu entziehen vermag. Der angehende Schüz merke vor Allem das Eine: er vermeide den so gewöhnlichen Fehler, sich zuerst in's Feuer zu legen, das Visir zusammenzubringen, und dann mit dem fertigen ganzen Anschlag das Wild zu suchen, welches er während dieses Bemühens nothwendigerweise hat aus den Blicken verlieren müssen; vielmehr behalte er das Ziel stets im Auge, gewöhne seine Hände, mit sicherer Bewegung im Anschlag das Visir, gleichsam mechanisch, vor's Auge zu bringen, und halte während des Losdrückens nicht etwa still, sondern „fahre nach,“ und schaue scharf durch's Feuer; denn sobald er noch durch's Feuer das Wild vor dem Rohre sieht, trifft er auch gewiß, wenn nicht etwa die Entfernung zu weit, das Gewehr unsicher oder die Ladung fehlerhaft ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Wissenschaftliche Notizen.

Fossile Affenknochen. — Bekanntlich wird die Ansicht, nach welcher es keine fossilen Menschenknochen gibt, von den meisten Geologen und Zoologen fortwährend festgehalten. Man sagt damit freilich nur aus, in den bis jezt erforschten, verhältnißmäß beschränkten Gebieten seyen keine solche Knochen entdeckt worden, nimmt aber keinen Anstand, darauf die sehr folgereiche Hypothese zu gründen, nach welcher das Menschengeschlecht vor der lezten bedeutenden Veränderung, welche die Erdoberfläche erlitten, gar nicht existirt hätte. Weil man bisher in Europa und Sibirien, an einigen Stellen in Amerika und Ostindien neben den fossilen

Digitized by Google

Knochen von Elephanten, Mastodonten, Nashörnern, Dinotherien, Bären, Hyänen u. s. w. keine Menschenknochen gefunden, soll der Mensch nicht Zeitgenosse dieser, von den entsprechenden Arten der Jetzzeit meist nur wenig abweichenden Thiere gewesen seyn. Merkwürdigerweise theilte der Mensch diese Prärogative eines voraussetzlich modernen Ursprungs mit dem ihm körperlich zunächst stehenden thierischen Typus: bis jezt war selbst in den neuesten Erdgebilden kein entschiedener Affenknochen gefunden worden. Dies kam jener Hypothese insofern zu Statten, als man sich dachte, die Schöpferkraft habe erst so spät ein organisches Schema gefunden, das der Hinaufbildung zur Menschennatur fähig gewesen sey. Ein vor Kurzem bei Auch in Gascogne gemachter Fund beweist nun aber, daß wenigstens die Genealogie des Affen, und zwar des ächten, ungeschwänzten, in die antediluvianische Welt hinaufreicht. Die Zoologen Blainville, Duméril und Flourens haben in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 27sten Juni dargethan, daß sich unter den am genannten Orte in derselben Erdschichte beisammenliegenden, wirklich fossilen Knochen vom Nashorn, Dinotherium, Mastodon, von Hirschen, Antilopen u. s. w. die wohlerhaltene untere Kinnlade eines den jetzigen langarmigen Gibbons am nächsten kommenden Affen befindet. Die charakteristische Bildung und Anordnung der sechzehn Zähne kommt der beim Menschen sehr nahe. Die Gibbons leben gegenwärtig nur auf den großen Inseln des asiatischen Archipels. Es ist dies eine der unerwartetsten, interessantesten Entdeckungen auf dem Gebiete der sogenannten Paläontologie.

Ein chirurgisches Wunder. — In derselben Sitzung der Akademie wurde folgender Fall besprochen. Einem Araber war durch einen Säbelhieb der Arm völlig bis auf die Haut an der Außenseite abgehauen worden. Das Blut war mehrere Fuß weit hinausgespritzt, und die Umstehenden hatten mittelst eines Turbans, den sie um den Stumpf fest zuschnürten, das Blut gestillt. Der englische Chirurg Stevenson wollte nach den Regeln der Kunst die Operation vornehmen, aber der Verwundete gab es durchaus nicht zu; man vereinigte daher die Wundränder, und der Araber durfte sich Glück wünschen, daß er der Vernunft kein Gehör gegeben; denn am fünfundvierzigsten Tage war die Wunde geheilt und der Arm blieb nur halb gelähmt. — Diese Beobachtung ist sehr wichtig, indem sie beweist, daß die Wiedervereinigung eines so bedeutenden Glieds, wie der Arm, sogar nach Durchschneidung der Pulsadern und Hauptnerven vor sich gehen kann. Man hatte zum Voraus das Gegentheil als Princip angenommen; nach allen Chirurgen war in solchen Fällen die Amputation unvermeidlich, weil ohne die großen Gefäße das Glied unmöglich fortleben könne. Früher schon war einem französischen Chirurgen in einem ähnlichen Fall die Wiedervereinigung gelungen; hier hatte aber das schneidende Werkzeug die Pulsader und die Nerven des Arms verschont, wodurch sich die Umstände der Verletzung wie der Heilung ganz anders gestalteten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Die Engländer sind ein kluges, kaltblütiges Geschlecht; allein dies hindert nicht, daß sie oft noch mehr als ihre leichtgesinnten Nachbarn einer Ahnung zunehmenden Glücks sich hingeben. Das war der Fall, als Georg III., als Georg IV., als der jezt von der Schaubühne abgerufene Wilhelm IV. den Purpur nahmen, obschon die Verhältnisse, unter welchen jeder Einzelne den Thron bestieg, in der Brust jedes unbefangenen Denkers Sorgen wecken mußten, und obschon die Erwartungen, die beim Regierungsantritte eines Jeden sich ausgesprochen, beim Tode desselben mehr oder weniger sich getäuscht sahen. Dies nun, verbunden mit der Erinnerung an die glorreichen Tage einer Elisabeth und einer Anna, hebt die Engländer über die Bedenklichkeit hinweg, daß die Zügel des Regiments in den Händen eines jungen, unerfahrenen Mädchens liegen. — Ich habe schon früher davon gesprochen, wie abgesondert vom Hofe und meist in erlesenen Kreisen die Herzogin von Kent und ihre Tochter gelebt haben. Dies und der makellose Ruf, welcher der fürstlichen Frau selbst von ihren politischen Gegnern nicht geschmälert wird, müßten die Vermuthung rechtfertigen, daß die Königin in Zucht und Sitte erzogen und vom Hauche der Schmeichelei unvergiftet geblieben sey, wenn es nicht ausdrücklich diejenigen versicherten, die oft nahe Beobachter der königlichen Jungfrau gewesen sind, und die Art ihres öffentlichen Erscheinens davon stets Zeugniß gegeben hätte. Der Ausdruck ihres Gesichtes, Bescheidenheit und Unschuld, kann keine Lüge seyn, und wo die Farbe der Gesundheit so blüht, da, sollte man meinen, müsse auch eine gesunde Seele wohnen. In den wenigen Tagen, die zwischen ihrer Thronbesteigung und dem Niederschreiben dieser — ich brauche kaum hinzuzusetzen, von keiner äußern Rücksicht diktirten — Zeilen liegen, hat die Presse manches Ereigniß ihres jungen Lebens, manchen Zug ihres Charakters veröffentlicht. Die königliche Krone ist in England kein Schutz gegen Aufdeckung häßlicher Wahrheiten und Erfindung häßlicherer Lügen; es gibt eine Partei in England, die für ihre Zwecke von der jungen Königin wenig hofft, Vieles fürchtet, und die englische Presse erniedrigt sich nur zu häufig zu einem Parteiwerkzeuge. Aber vielleicht mit Ausnahme irgend eines schmuzigen Winkelblatts ohne Werth und Geltung, hat kein einziges Journal vom Leben und Charakter der gewesenen Prinzessin ungünstig gesprochen, während es an Ausfällen auf ihre Mutter, die Herzogin, nicht fehlt. Viele der gegebenen Charakterzüge mögen erdichtet seyn, mehrere sind verbürgt. Einige der erstern wie der leztern sind eben so unbedeutend, als die darauf gebauten Folgerungen lächerlich. So erzählt ein Blatt, Prinzessin Victoria habe sich bei ihrem mehrmaligen Sommeraufenthalte in Ramsgate, einem kleinen Seehafen, sehr angelegentlich mit allen Einzelnheiten des Schiffsbaues bekannt gemacht, und behauptet, sie habe solches in Betracht ihrer künftigen hohen Stellung und in der Ueberzeugung gethan, daß derartiges Wissen einer Königin von England nicht mangeln dürfe, woraus denn der Erzähler, der den Admiral Codrington als Gewährsmann anführt, den hochwichtigen Schluß zieht, daß die Prinzessin den ganzen Umfang ihres Berufs vollkommen ermessen und sich darauf allseitig vorbereitet habe. Von der Prinzessin mochte das Gift der Schmeichelei abgehalten werden, wer wird aber die Königin davor schützen, wenn ihr nicht anders ihre Mutter ein unfehlbares Gegengift auf den Thron mitgegeben hat?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 167.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 14. Juli 1837.

Si les Européens disent que le grand nombre des femmes enfermées est embarrassant, les Asiatiques répondent, que dix femmes, qui obéissent, embarrassent moins qu'une, qui n'obéit pas.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Türkische Sitten und Regierung.

Häusliches und öffentliches Leben.

Die Religion erlaubt einem Moslem vier Frauen mit bürgerlichem Contrakt und überdies noch so viel Sklavinnen zu haben, als ihm sein Vermögenszustand verstattet; Alle sind aber seine legitimen Frauen. Dadurch entsteht eine unsägliche Verwirrung in seinem Hauswesen. Reiche Moslem gehen auf den Markt, um neue Frauen für ihren Harem zu kaufen. Hier finden sie eine Menge Sklavinnen, die aus Cirkassien und Georgien weggeschleppt worden sind, überdies auch schöne Negerinnen. Der Sklavenmarkt von Konstantinopel ist der vornehmste und am reichlichsten versehene im ganzen Orient. Den Christen ist's verboten, für sich selbst Sklavinnen zu kaufen. Wenn ein Moslem dergleichen acquiriren will, so geht er auf den Bazar zum rechten Kaufmann, und dieser entschleiert ihm unter vier Augen die Waare. Nun wird herüber und hinüber gehandelt und gefeilscht, Ausstellungen und Gegenbemerkungen gemacht, getadelt und gelobt, bis endlich der Handel im Reinen ist; dann verfügen sich Beide zum Tribunal, genannt Mehkieme, um da von einem Notarius den Kauf bestätigen zu lassen.

Die Türken verachten das weibliche Geschlecht so sehr, daß sie die Frauen nicht einmal einer öffentlichen und feierlichen Bestrafung werth halten; wenn daher eine zum Tode verurtheilt wird, so stecken sie sie mit einem schweren Stein in einen Sack und werfen sie ohne Weiteres in's Meer. Diese Verachtung erklärt auch den Umstand, daß sich die sonst so heftigen Türken oft geduldig von Frauen mißhandeln lassen. Frauen, selbst Sklavinnen, schlagen manchmal ihre Eigner, ohne daß sich diese darüber beklagen. Die Weiber laufen manchmal in Konstantinopel zusammen, wenn die Lebensmittel sehr theuer geworden sind und schimpfen und schelten den obersten Polizeibeamten und selbst den Großvizir, die sich dies ruhig gefallen lassen, als krächzten Krähen um sie her.

Das ganze gesellschaftliche Leben der Türken zerfällt in zwei scharf geschiedene Hälften, in die weibliche und die männliche. Sitten, Gewohnheiten, Gegenstände der Unterhaltung und Vergnügungen sind bei beiden durchaus verschieden. Die Frauen in ihrem Harem tödten die Zeit auf eine eigene, nicht ganz unpoetische Art: sie sitzen auf Schaukeln und singen, erzählen sich Mährchen, schlafen, kauen Mastix und schlürfen eine Tasse Kaffee nach der andern. Zwar haben sie vor unsern Christenfrauen etwas voraus: sie kennen keine Schmähchronik (chronique scandaleuse) und kein Fraubasengeschwätz; um sich aber für diesen Verlust zu entschädigen, lassen sie alte Frauen aus

Digitized by Google

der Stadt zu sich kommen, die ihnen die Tagesneuigkeiten erzählen müssen, z. B. daß das Volk, unzufrieden über den hohen Preis und die schlechte Qualität des Brodes, über die Backöfen hergefallen sey; daß eine Feuersbrunst in dem oder jenem Stadttheil ausgebrochen und tausend Häuser mit zweitausend Kaufläden in Asche gelegt habe; daß der Polizeiminister einen Spezereihändler mit dem Ohr habe annageln lassen, weil sein Gewicht unrichtig befunden worden; daß der Großvizir ungekannt in der Stadt herumgegangen sey und einen Christen habe enthaupten lassen, weil er sich erfrecht, gelbe Pantoffeln zu tragen; daß er auch einer türkischen Dame begegnet, deren Ferradré (Mantel) weiter gewesen als der Yassak, d. h. die Kleiderordnung, erlaube, und daß er ihr denselben auf der Stelle habe zerreißen und die elegante Dame so weiter gehen lassen u. s. w.

Die öffentlichen Bäder sind der Lieblingsaufenthalt der Türkinnen. Da häufige Abwaschungen ein Religionspunkt bei den Moslem sind, so ergreifen ihre Frauen diesen Vorwand, um auszugehen und freie Luft zu schöpfen, besonders aber, um fremde Männer, wo möglich Christen, auf ihrem Weg zu sehen. Manchmal, aber selten, gehen sie auch auf den Markt, um da Einkäufe zu machen, die Bürgerfrauen zu Fuß, die vornehmen oder reichen Damen auf Wagen, die von Ochsen oder Pferden gezogen werden. Im Frühling und Sommer besuchen sie häufig die öffentlichen Spaziergänge, aber immer verschleiert und entfernt von den Männern. Langsam und ungern gehen sie wieder nach Haus, oft mit dem Bild eines schönen Christen im Sinn, dem sie begegneten und der sie genau angesehen hat.

Der reiche Türke ist in seinem Harem gewöhnlich düster, schweigsam und herrisch; an Scherz, Heiterkeit und häusliche Vertraulichkeit ist nicht zu denken. Auch verläßt er den Harem so bald als möglich, um wieder in seinen Selamlick zu gehen, wo er nur mit Männern zusammen ist, wo er Freunde empfängt und ihnen Selam oder guten Tag sagt. Da verrichtet er sein Gebet, kleidet sich an, trinkt seinen Kaffee und raucht eine Pfeife nach der andern. Hier besuchen ihn seine Freunde und Bekannte, seine Schmarotzer und Lieblinge, hier wird von öffentlichen und Privatgeschäften gesprochen, da werden sie auch verhandelt und abgemacht, hier frühstückt er, hier ißt er zu Mittag und Abend; kurz, hier bringt er den größten Theil des Tages zu, so lange er zu Haus ist. Manche Türken lassen zwischen ihrem Harem und dem Selamlick eine große Mauer aufrichten, wodurch in einem Haus zwei Häuser entstehen, das eine voll Leben und Thätigkeit, das andere stille, düster und verschlossen.

Die Kindererziehung liegt den Frauen im Harem ob, den freien wie den Sklavinnen, und hiernach kann man sich eine Vorstellung davon machen. Diese Weiber besitzen nicht nur nicht die geringste Kenntniß, den geringsten Unterricht, sie haben auch gar keinen Begriff von Erziehung. Dazu kommt noch ihre Gleichgültigkeit gegen die Kinder, und diese ist wieder ganz erklärlich, denn die Zucht gründet sich nicht, wie bei uns, auf Liebe zum Gatten, auf seinen Beifall, seine Theilnahme an dem schweren Geschäft. Die Väter geben vielmehr hierin den Müttern das schlimmste Beispiel, denn ihre Gleichgültigkeit gegen die Kinder, ihr Leben oder Sterben, ihr Gedeihen, ihre Fortschritte, ihre Eigenschaften u. s. w. ist unglaublich. Im Jahr 1812 sah ich davon ein auffallendes Beispiel. Damals war die Pest in Konstantinopel so heftig, daß in fünf Monaten mehr als hundert und fünfzigtausend Menschen starben. Der Conferenzminister Hadsy-Halil-Effendi, ein reicher, angesehener, und wegen seiner trefflichen Eigenschaften allgemein geachteter Mann, hatte von vielen Kindern, die früher gestorben waren, noch einen einzigen fünfzehnjährigen Sohn. Ich hörte, dieses Kind sey auch von der Pest weggerafft worden, und ging mit dieser Nachricht sogleich zu einem meiner Verwandten, um ihn zu warnen, daß er nicht zu dem Türken gehe, der sein besonderer Gönner und Patron war. Er aber erwiderte mir: „Wie wäre dies möglich? ich komme so eben von Hadsy-Halil; wäre sein einziger Sohn gestorben, so hätte ich auf seinem Gesicht doch einigen Ausdruck von Schmerz und Wehmuth, oder wenigstens einige Falten übler Laune gesehen; von alledem bemerkte ich aber nichts; im Gegentheil, er war sehr heiter; ich will aber gleich hin zu ihm, um mich zu überzeugen.“ Wirklich hatte er, augenscheinlicher Lebensgefahr ungeachtet, den Muth dazu, und hier wurde ihm die volle Bestätigung meiner Nachricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

Die allererste Uebung werde gegen einen stillstehenden Gegenstand gerichtet, die zweite gegen emporgeworfene Steine, Aepfel und dergleichen; und um dann weiter sich Kaltblütigkeit zu erwerben, übe sich der Lehrling, auf Schwalben, Hasen, und was sonst des Ortes Gelegenheit darbietet, mit einem ungeladenen, bloß mit dem Zündkraut versehenen Gewehre zu zielen und abzudrücken, wobei er sich gewöhnen wird, Alles sehr genau auf's Korn zu nehmen, und das ganz ruhig, weil er weiß, daß er doch nichts erreichen kann. Hat er etwa reizbare Augennerven oder sonst Neigung zu Feuerscheu, so sey seine Flinte mit einem Batterieschloß versehen und allenfalls

Digitized by Google

auch blind geladen. — Einen ganz besonderen Vortheil wird es ihm gewähren, wenn er sich gewöhnen kann, beide Augen beim Schießen offen zu halten; doch ist dies stets schwer, meist aber ganz unmöglich, sobald es nicht von Anfang an beobachtet worden. Die Befolgung dieser angedeuteten Regeln dient, die Fortschritte zu beschleunigen und eine heilsame Folgerichtigkeit in die Uebung zu bringen, namentlich wenn einer das Schießen erst in reiferen Jahren erlernt, wo er die Nützlichkeit davon einzusehen im Stande ist, die ein Knäblein in zarter Kindheit nicht begreift; diesem aber gebt, sobald er sie halten kann, eine Armbrust in die Hand, denn der Bolzen, den er fliegen sieht, macht ihm im Augenblick klar, was stundenlange Erläuterungen ihm räthselhaft lassen würden, und sobald er den Begriff von der Wechselwirkung des Zielens und Treffens durch die in die Augen fallende Erscheinung sich angeeignet hat, laßt ihn mit einer Flinte, wie er sie zu halten vermag, irgend einen Spatzen vom Zweig schießen, und der Instinkt wird das Uebrige thun, dem ihr fortan nur mit leiser Hand nachzuhelfen habt. Der Schuß, mit dem der Knabe den Vogel erlegte, pflanzt ihm für immerdar die edle Leidenschaft in die zarte Seele, die Gewohnheit macht ihn zum fertigen Schützen, und es müßte sonderbar zugehen, wenn er im zehnten Jahr nicht seine Doppelflinte führte, ohne Rechenschaft geben zu können, wie er sich eigentlich anstellt, um Schuß auf Schuß niederzulegen, was immer in den Bereich seines Blickes und seines Rohrs kommt, es laufe oder fliege. — Eine solche Erziehung macht Schützen groß, die einst nicht dem Gespött ihrer Büchsenspanner anheimfallen, wie jene, hinter denen der grüne Begleiter bereit steht, des Jagdherrn Fehler zu verbessern und zu vertuschen; denn die dienstbaren Geister sind immer geneigt, ihren Herrn und Meister zu verhöhnen, der Jäger, sobald er sieht, daß es zweckmäßiger wäre, wenn der Gebieter lüde und er selbst dagegen schöße, so wie der Reitknecht, wenn er merkt, daß der Gebieter besser auf den Klepper als auf das edle Roß paßte. Und sie haben in ihrer Weise Recht, weil es schmerzlich zu sehen ist, wenn die Unfähigkeit den unverdienten Vorzug behauptet.

Von dem adligen Schützen, Kaiser Max, an, hat es wohl wenig Fürsten gegeben, die nicht die Kugelbüchse zu handhaben gewußt hätten, bis auf den heutigen Tag, obschon in so vielen Ländern und Provinzen das Scheibenschießen unter Prinzen und Edelleuten abgekommen und nur noch die Pürschbüchse im Brauch ist. Zu allen Zeiten aber hat es Schützen gegeben, die mit ihrem Gewehr das schier Unglaubliche leisteten, und es war natürlich, daß in dem Sinn des Volkes auf diese Waffen der Wunderglaube sich übertrug, der in früheren Zeiten so manche Wehr mit Zauberkräften begabt hatte. — Wenn auch der wilde Jäger mit seinem Heer sich nicht der Neuerung fügte, sondern dieselbe Bewaffnung beibehielt, welche von uralter Zeit her ihm eigen war, so brauste dagegen der schwarze Jäger durch die Wälder und machte sich auch in friedlicher Gestalt an die Waidleute, die er zuerst zu Spiel, Trunk und Gotteslästerung verleitete, bevor er sie verführte, seine schwarzen Künste zu erlernen, ihr Gewehr durch höllischen Segen zum Bösen zu weihen und Mitternachts auf dem Kreuzweg die gefeiten Kugeln zu gießen, die alle sicher treffen mußten, bis auf eine, welcher der Fürst der Finsterniß ihren Weg vorzeichnete; auch lehrte er seine Zöglinge, fremde Gewehre zu verheren, daß sie nicht trafen oder nicht tödteten, sie zu besprechen, daß der darauf gelegte Zauber weiche, und verlieh ihnen die Passauer Kunst, welche sie unverwundbar machte gegen Blei und Stahl. — Und obschon heutzutage der finstere Jäger sich selten mehr zeigt, so haben doch noch einige seiner Künste sich erhalten und mancher alte Waidgesell weiß eine Büchse zu besprechen oder zu verzaubern, wie er just mag. — Von den amerikanischen Schützen werden sonderbare Stückchen erzählt; der Cooperschen Fabeln haben wir schon erwähnt, so wie des „Lichtputzens" der Canadier, die allgemein sich der kurzen Büchse bedienen, welche bei ihnen Carabiner, in einem großen Theil des südlichen Deutschlands aber Stutzen heißt. Dieselben Schützen erlegen die Eichhörnchen, ohne den Pelz zu verletzen, indem sie auf den Zweig schießen, auf welchem das Thier sitzt, so daß es durch die Erschütterung allein betäubt und herabgeschnellt wird; so soll es auch bei ihnen für einen schlechten Schuß gelten, wenn ein Fasan anders als durch den Kopf geschossen ist. (!?)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Das Fest in Versailles.

Nun haben die Pariser der Feste genug gehabt und können eine Zeitlang ausruhen, wenigstens bis zu den Julifesten, für welche abermals etwas Großartiges für sie zubereitet wird. Schon lange hatte Ludwig Philipp den Vorsatz gefaßt, den von ihm mit so vieler Pracht wieder hergestellten Versailler Pallast großartig zu inauguriren. Die Heirath seines ältesten Sohnes, und wohl noch mehr die Amnestie war eine würdige Veranlassung dazu. Die Art der Einweihung und Eröffnung war ganz Erfindung des Stifters des Musée historique. Die Künstler, welche an den Gemälden und den Verzierungen gearbeitet hatten, sollten auch Theil an dem Feste nehmen, eben so die beiden gesetzgebenden Kammern und die Akademien. Solch einen Verein von Gelehrten, Künstlern und Staatsmännern hat ein König nie um sich gehabt, und schwerlich hat je ein Hof vierzehnhundert Menschen aus solchen Classen um sich gesehen; auch hatte man es kaum für möglich gehalten, eine solche

Digitized by Google

Menschenmenge in einem Pallaste einen ganzen Tag hindurch angenehm zu unterhalten. Dieses große Fest wird vielleicht einzig in seiner Art bleiben: zuerst das Durchwandern des Pallastes, das Beschauen der vielen Herrlichkeiten, die in den Gemächern aufgestellt oder erneuert worden sind, dann das große Bankett und zuletzt die glänzende Darstellung eines Molière'schen Lustspiels in dem Versailler Schauspielsaale von den Schauspielern des Pariser Théâtre français, welche dazu glänzende Trachten bekommen hatten; und nun der Hof selbst, die Versammlung so vieler berühmten oder doch bekannten Männer: wem hätte solch ein Tag nicht eine merkwürdige Erscheinung seyn sollen! Zum Bekritteln einzelner Mängel war an diesem Tage keine Zeit; aber die legitimistischen und radikalen Blätter ließen es an den folgenden Tagen nicht daran fehlen. Die gegründetste Veranlassung dazu gab das historische Museum selbst, welches bekanntlich viele mittelmäßigen Stücke enthält, so glänzend auch das Ganze in's Auge fällt, und so herrlich auch die Säle geschmückt sind. Ich behalte mir vor, hierüber besonders zu berichten, wenn ich den Versailler Pallast, zu welchem nunmehr ganz Paris wallfahrtet, besucht haben werde. Dann hatten auch einige Künstler Anlaß zum Spotte gegeben, indem sie sich die kostbarsten Trachten hatten machen lassen, um auf eine, wie sie meinten, würdige Art bei dem Feste zu erscheinen, und daher von Gold strotzten, als ob sie Millionärs wären; sie sahen ihren Irrthum zu spät ein. Uebrigens war bei allen Festen den eigentlichen Hofleuten die Pracht beinahe zur Pflicht gemacht worden, und sicher haben diese Tage großen Einfluß auf die Fabriken der Luxusartikel gehabt. Seit dem Versailler Feste hat das Théâtre français zu Paris eine Darstellung desselben Molière'schen Lustspiels (le Misanthrope) gegeben, mit den Costümen, die den Schauspielern geschenkt worden waren. Das Publikum hat dieselben zwar ihres Glanzes wegen bewundert; Kunstrichter meinen aber, es sey nicht ganz die Tracht, die man zur Regierungszeit Ludwigs XIV. getragen. Ueberhaupt begeht man hier in den Theatercostümen arge Verstöße; entweder wissen die Künstler, denen das Zeichnen der Trachten aufgetragen wird, die Epochen und Länder nicht zu unterscheiden, oder die Schauspieler, und besonders die Schauspielerinnen, verlangen Veränderungen, weil sie befürchten, in den vorgeschlagenen Trachten nicht zu ihrem Vortheil zu erscheinen. Seitdem jedoch die Vorzeit wieder zu Ehren gekommen ist, werden die Costüme der verschiedenen Zeiten genauer studirt, und der Costümier kann nun nicht mehr wie sonst ungestraft Schnitzer machen; sie werden manchmal in den Tageblättern scharf gerügt. Nach diesem Versailler Feste kam das Pariser Fest; seinen feierlichen Einzug hatte das königliche Brautpaar schon früher gehalten, und dadurch war den Parisern die Gelegenheit geworden, über die Gesichtszüge und den Anstand der Braut ein Urtheil zu fällen. Daß kein legitimistisches Blatt ihr die geringste Schönheit zugesteht, läßt sich vermuthen, auch wenn man diese Blätter nicht liest.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Juni.

(Beschluß.)

Tod König Wilhelms und Thronbesteigung der Königin Victoria.

Die Königin konnte in der kurzen Zeit aus freiem Willen und freier Entschließung noch keinen Schritt thun, der für eine Bürgschaft ihrer politischen Gesinnung, für eine Garantie ihrer künftigen Regierungsweise gelten kann. Die zwei einzigen Akte von öffentlicher Wichtigkeit, welche die Königin bisher vollzogen, sind die Deklaration, die sie in dem ersten, von ihr gehaltenen Staatsrathe ablas, und die Zurückgabe der bei derselben Gelegenheit von den Ministern ihr überreichten Amtssiegel, letzteres ein symbolisches Zeichen, daß das Ministerium unverändert fortbestehen solle. Durch die Deklaration bekennt sich die Königin zu den, das jetzige Whigministerium leitenden Grundsätzen, und durch die Zurückgabe der Siegel bestätigt sie die gegenwärtigen Minister. So betrachtet, rechtfertigen beide Akte die Hoffnungen der Whigs und die Besorgnisse der Tories. Allein ein Ausfluß des freien Willens der Königin und ihrer freien Entschließung können beide Akte nicht genannt werden. Die Abgabe der Deklaration ist reine Form; der erste Minister verfaßt sie, der neue Souverän spricht sie lesend nach; der erste Minister ist für ihren Inhalt verantwortlich, und von den Privatansichten des Souveräns ist derselbe eben so unabhängig, wie die Thronrede, mit welcher der Souverän das Parlament zu eröffnen hat. Die Beibehaltung des Ministeriums anlangend, mußte wohl die Königin handeln, wie sie gehandelt. Es wäre lächerlicher Widerspruch gewesen, jetzt zu den politischen Grundsätzen des Ministeriums sich zu bekennen und in der nächsten Minute dieses Ministerium zu entlassen, ganz von der Unklugheit abgesehen, derer die Königin durch die Auflösung eines Kabinets sich schuldig gemacht haben würde, welches die öffentliche Stimme dem verstorbenen König aufgedrungen, und welches die Mehrheit im Hause der Gemeinen besitzt. Können nun aber beide Akte kein Zeugniß geben für die Denkungsart der Königin, so verdient unstreitig ihr Verhalten bei Vollziehung derselben doppelte Aufmerksamkeit, und nach dem zu urtheilen, was hierüber in beiden Häusern des Parlaments beim Besprechen der gewöhnlichen Beglückwünschungsadresse von den entgegengesetzten Parteien geäußert worden und auch außerdem in's Publikum gekommen ist, scheint die junge Königin die Nothwendigkeit begriffen und die schwere Kunst verstanden zu haben, hier nicht auszuzeichnen, dort nicht zu verletzen, hier wie dort Alle zu gewinnen. „Ich wage zu behaupten," bemerkte Sir Robert Peel, der Gegner des bestehenden Ministeriums, „daß, wer Ihre Majestät gesehen hat, wie sie, achtzehn Jahre alt, zum ersten Male hervortrat aus dem Kreise ihres häuslichen Lebens, zum ersten Male die hohen Pflichten ihres öffentlichen Wirkens zu erfüllen, keine andere als die feste Ueberzeugung hegen kann, daß die, die so sich benahm, bestimmt seyn muß zu einer Regierung, glücklich für ihr Volk, glorreich für sie selbst. Es gibt ein Etwas, welches die Kunst nicht nachzuahmen, kein Lehrmeister zu lehren vermag, und in jenem Benehmen war ein Etwas, das nur aus einem hohen und edeln Gemüthe entsprungen seyn kann." Der von der Königin angekündigte Entschluß, bis zum Begräbnisse König Wilhelms so viel als möglich zurückgezogen zu leben, spricht für ihre Absicht, das Resultat neuer Parlamentswahlen zur Richtschnur ihres künftigen Verhaltens zu machen, ein Vorsatz, der, ob Folge fremden Rathes oder eigener Erwägung, von der Klugheit empfohlen wird und eines Herrschers über England vollkommen würdig ist. Das gegenwärtig versammelte Parlament dürfte demnach von allen vorliegenden Geschäften nur die dringendsten erledigen und dann aufgelöst werden, um der Nation Gelegenheit zu bieten, für oder gegen das bestehende Ministerium sich zu erklären, und durch diese Erklärung auf dem Wege der Constitution ihre heiligsten Interessen bei ihrer jungen Königin zu vertreten. Ueber alles dies muß schon die nächste Zukunft entscheiden. W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 168.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 15. Juli 1837.

What wind blow you hither, Pistol?
Shakespeare.

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsezung.)

Die Türken stemmen zu Pferd das Gewehr seitwärts hinaus an die Hüfte, und sollen auf diese Weise ziemlich sicher schießen, was wir zu glauben sehr geneigt sind, da wir schon Aehnliches haben versuchen sehen. Die Art und Weise des Zielens dabei hat mit der Führung des Bogens ungefähr die gleichen Grundsätze. Uebrigens haben wir bei Gelegenheit des Waidwerks hinlänglich angedeutet, wo und wie die Jagdgewehre im Brauch sind, und können mithin füglich zu der kleinsten, aber deßhalb nicht unwichtigsten Art von Feuergewehren übergehen, zu der Pistole, die in früheren Zeiten Faustrohr hieß.

Das Faustrohr war von jeher eine Reiterwaffe, und kam erst in Aufnahme, als die Schlösser erfunden worden, welche das Zündkraut hinlänglich festhielten; zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gehörte schon allgemein eine Pistole zur Ausrüstung des Reiters, und noch in demselben Jahrhundert scheint man auch darauf gekommen zu seyn, ihn mit einem Paar zu versehen. Natürlicher Weise eignete sich nun der kriegerische Adel diese so verbreitete und nützliche Waffe auch zu anderm Gebrauch an als zu dem im Scharmützel, und übte sich, damit nach dem Ziel zu schießen, und zwar vom Sattel aus; denn auf den Gedanken, ein Faustrohr zu Fuß zu brauchen, gerieth man erst sehr spät. — Obschon wir nicht gelehrt genug sind, um mit Bestimmtheit angeben zu können, in welchem Jahr man angefangen hat, das Pistolenschießen als eine ritterliche Uebung einzuführen,* so glauben wir doch mit ziemlicher Bestimmtheit versichern zu können, daß der allgemeine Gebrauch erst nach 1640 entstanden. Wir folgern dies aus dem Umstand, daß wir nie von einem Pistolenduell gelesen haben, das noch in der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges vorgefallen wäre; mithin ward erst später das Faustrohr eine adlige Waffe, kam dann aber auch sehr schnell in allgemeine Aufnahme, wie heutzutage noch die Pistole die gewöhnlichste Duellwaffe ist, was wir nicht billigen können.

Der Zweikampf, in früherer Zeit ein allgemeines Rechtsmittel, ward nach und nach in der öffentlichen Meinung entweder ein Vorrecht (oder eine Dienstbarkeit, wie's einer just nehmen will) gewisser Stände, vor allen des Edelmanns und des Offiziers, und die strengsten Verordnungen waren nicht im Stande, den

* Die Einführung scheint indessen schon in den Beginn des siebzehnten Jahrhunderts zu fallen; so finden sich z. B. bei Shakespeare Stellen, welche dies bestätigen, wie da, wo Prinz Heinrich anachronistisch von Douglas sagt, er schieße im Galopp mit der Pistole nach einem Spatzen.

Digitized by Google

einmal bestehenden Begriffen eine andere Richtung zu geben; weder Gewalt half, noch Ueberredung, bis endlich die neueste Zeit auf den schicklichsten Ausweg gerieth, das Duell da zu dulden, wo es mit Fug hingehört, ohne die bestehenden Gesetze aufzuheben, so daß die Regierung es immerdar in ihrer Gewalt hat, da strafend einzuschreiten, wo irgend ein Mißbrauch sich offenbarte.

Als das Faustrohr eine ritterliche Waffe ward, mag sein Gebrauch im Duell zu allererst wohl durch zufällige Streitigkeiten (rencontres, im Gegensatz zu Kämpfen, denen eine Ausforderung vorherging) entstanden seyn; dabei ward es bloß zu Roß gebraucht, weil ja nur der Reiter es bei sich führte. Jedenfalls scheint sowohl in Deutschland als in Frankreich das Kämpfen mit Pistolen schon nach dem Jahre 1660 allgemein gebräuchlich gewesen zu seyn, denn bei zwei Fällen der Art, die zu unserer besondern Kenntniß gekommen sind, scheinen die Geschichtschreiber die dabei gebrauchten Waffen als etwas, was sich von selbst versteht, stillschweigend vorauszusetzen, indem sie sonst wohl diesen Umstand hervorgehoben haben würden, während sie beide Zweikämpfe nur ihrer sonstigen Sonderbarkeit wegen berichten, weil nämlich der eine zwischen Brüdern, der andere zwischen Damen stattfand. Wir wollen die Erzählungen hier anführen. — Die beiden Reichsgrafen von Kriechingen (Créanges), Johann Ludwig und Ernst Casimir, ritten im April 1665 von Willingen, wo sie einige Zeit in brüderlicher Eintracht mit einander sich vergnügt hatten, wieder heimwärts, als ihnen ein Priester begegnete, den Johann anredete, während Ernst seinen Weg fortsezte; diesem nun ritt nach einer Weile einer von Johanns Dienern nach, um ihm zu hinterbringen, wie sein Herr Uebles von ihm rede, worauf Ernst in solchen Zorn gerieth, daß er das Faustrohr zückte, sein Roß wandte und dem Bruder entgegen ritt, den er beim Dorf Wilderfangen antraf. Da nun Graf Johann bemerkte, wie Ernst mit erhobener Waffe drohend und scheltend gegen ihn ansprengte, entblößte er schnell auch seine Pistole und gab Feuer, in demselben Augenblick, als der andere ebenfalls losdrückte. Beide trafen und wurden getroffen, Ernst durch den Kopf, Johann mit zwei Kugeln in den Leib; der erstere blieb todt auf dem Platz, der andere wurde geheilt und überlebte noch sechzehn Jahre lang den entsetzlichen Augenblick, aber ohne je wieder des Daseyns froh zu werden, denn eine tiefe Schwermuth hatte sich seiner Seele bemeistert. — So erzählt (nach unserm Gewährsmann Juncker, in seiner Fortsetzung der Ludolffischen Schaubühne der Welt) Imhof in Notitia Proc. Imp. den Vorfall, während andere behaupten, die beiden Brüder seyen betrunken gewesen und der Streit habe über einer Hasenhetze sich entsponnen. — Der andere Fall ist minder trauriger Art. Zwei vornehme Damen des französischen Hofs, Madame de Pré l'Abbé und Madame de la Mothe, hatten sich (in demselben Jahr 1665) entzweit und schossen sich zu Pferd. Die leztere ward in den Schenkel getroffen, worauf der Streit auf Befehl des Königs durch Mademoiselle vertragen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Türkische Sitten und Regierung.

(Fortsetzung.)

Man hat in der Türkei so wenig Begriffe von der Sorge für die Gesundheit der Kinder, daß bei weitem die meisten sterben, nicht an der Pest oder andern außerordentlichen, sondern an ganz gewöhnlichen Krankheiten, die in diesem gesunden Clima leicht zu heilen wären. Kaum ein Viertheil der türkischen Kinder entkommt diesen Uebeln. Gelangen sie glücklich zum Jugendalter, so wird ihnen höchst selten eine einigermaßen vernünftige Erziehung zu Theil. Allerdings haben sie Lehrer, es sind aber größtentheils persische und arabische Pedanten, die selbst nur wenig, und das Wenige nur halb wissen. Daher wissen die jungen Leute am Ende des Unterrichts blutwenig, zumal die arabische Sprache voll grammatikalischer Schwierigkeiten ist, die beim Mangel eines verständigen und methodischen Unterrichts fast unübersteiglich werden; auch die arabische Orthographie ist sehr schwer. Für die Armen gibt es freilich Elementarschulen, Namens Mektebs, wo sie das Hauptsächlichste von der arabischen Grammatik, aber weiter nichts lernen. Die Seminarien nehmen bloß Geistliche auf. Daher kommt es, daß die Türken im Allgemeinen ein sehr unwissendes Volk sind; unter hunderttausend gibt es gewiß nicht mehr als dreißig, die fertig Arabisch lesen und schreiben können. — Die weibliche Erziehung ist nun vollends ganz vernachlässigt: an angenehme Künste und Fertigkeiten läßt sich nicht denken, aber nicht einmal einige Kenntniß des Hauswesens wird ihnen beigebracht, etwas Kochen ausgenommen. Dies beschränkt sich auf den Pillau, den Helva und den Ghulladz. Daher bleiben diese Weiber in der krassesten Ignoranz. Nur eine einzige Türkin machte davon eine Ausnahme, nämlich Filnet, deren Vater Großmufti war; sie ist die türkische Sappho. Ihre Gaselen und Episteln sind sehr geschäzt wegen ihrer fließenden, blumenreichen Sprache, die alle Freunde türkischer Poesie entzückt.

Die Bürgerssöhne treten bald aus der Schule, die einen, um des Vaters Handwerk zu lernen, andere, um das leichte Gewerb von Packträgern und Aufwärtern in den Kaffeehäusern zu übernehmen, noch andere treten in die kaiserliche Marine oder in das Heer. Die meisten nehmen Dienste bei Ulemas und andern Staatsbeamten, die oft

Digitized by Google

mehr als zweihundert Diener haben. Dies Geschäft ist am leichtesten und dabei einträglich. Sind sie klug, anstellig, geschickt, besonders aber hübsch, so erlangen sie bald die Gunst ihrer Herren und durch ihre Verwendung Aemter, Ansehen, ja manchmal bekommen sie gar ihre Stellen. Die meisten jetzigen Paschas und Ridsals oder Pfortenminister waren Anfangs die Bedienten der Männer, deren Stellen sie jezt einnehmen.

Die von ihren Einkünften oder zurückgezogen lebenden Türken, wie die hohen Geistlichen, wenn sie nicht gerade Dienst haben, bringen fast ihre ganze Zeit zu Haus mit Schach-, Damen- und Langenpuffspiel zu, denn Karten spielen nur die albanesischen und rumeliotischen Militärs. Verlassen sie aber ihre Wohnungen, um sich Bewegung oder Besuche zu machen, so gehen sie nie zu Fuß, sondern reiten oder fahren in Kähnen. Daher sieht man immer eine Menge Reiter in den Straßen und auf den Plätzen nach allen Richtungen, wobei sie aber sehr aufmerksam sind, ja Niemanden zu beschmutzen, auch nicht den Niedrigsten und Aermsten. Aus Schonung für die Fußgänger gewöhnen sie ihre Pferde an einen langsamen Schritt. Die Söhne der Minister und Großwürdenträger, die jungen reichen Leute der ersten Familien stehen in dieser Beziehung weit über den Dandys, Incropables und Reiteroffizieren unserer europäischen Städte; denn ihnen wird nie die barbarische Unsittlichkeit und Grobheit einfallen, wie Unsinnige an Fußgängern vorbeizusprengen und sie zu erschrecken oder zu beschmutzen.

Die Bürger und untern Stände gehen den ganzen Tag ihrer Arbeit und den Geschäften nach, und zur Erholung bringen sie täglich höchstens zwei Stunden in einem Kaffeehaus zu. Diese Café's und die Barbierstuben sind die Vereinigungspunkte aller der vielen Müssiggänger, Schwätzer und politischen Kannegießer. Ehe die beglückende Zeitungscivilisation aus Europa bis Konstantinopel vorgedrungen war, ehe hier ein kaiserlicher Moniteur aufkam, hatten die Kaffeeaufwärter und Barbiere ihren Kunden kein Zeitungsblatt anzubieten, dafür brachten diese ihre Neuigkeiten mit, Jeder eine andere, und tauschten sie gegen einander aus. Einer erzählt und streicht sich dabei den Bart und wickelt den Schnurrbart über den Zeigefinger, die andern hören aufmerksam zu und rauchen gravitätisch ihre Pfeifen; hierauf spricht einer nach dem andern, und die Sache wird ganz besonnen, ohne Heftigkeit wie ohne Prätention besprochen. Die europäischen Gesellschaften könnten auch hierin von den Türken lernen. Manchmal wird sehr frei gegen die Regierung gesprochen, dies ist aber nicht ohne Gefahr, denn die Spione des Sultans oder Großvizirs schleichen sich gar oft ein und berichten das Gehörte, wo dann der kühnste Sprecher häufig für sein ganzes Leben verstummt. Im Ramasan sind diese Café's wirklich brillant und anziehend; denn die Meddah's oder Erzähler sitzen da auf Schemeln und erzählen Mährchen aus Tausend und Einer Nacht, zum großen Vergnügen ihrer zahlreichen Zuhörer. Wenn auch die Kaffeehäuser und Barbierstuben nur wenig zur Entwickelung der öffentlichen Meinung beitragen, so sind sie doch eine Art von Schule für das türkische Volk; hier lernen die Leute reden, ihre Gedanken klar ausdrücken, hier lernen sie über ihre Regierung urtheilen, und hören, was sich im Reich und im Ausland zuträgt. Ihre Nachrichten, Urtheile und Kenntnisse über Lezteres sind meistens für uns sehr komisch.

Ankündigung der am 14ten August dieses Jahrs stattfindenden feierlichen Enthüllung der Statue Gutenbergs.

Der 14te August dieses Jahrs ist jezt definitiv zur feierlichen Enthüllung der Statue Gutenbergs bestimmt. Die Stadt Mainz ladet in einem vor Kurzem ausgegebenen Blatte Jedermann zu dieser Feier ein; ein beigegebenes Programm beschreibt die mannichfaltigen, auf drei Tage berechneten Festlichkeiten. Wir legen eine Abbildung der Statue bei und geben einen Auszug aus den eben erwähnten Papieren, um auch das Unsere beizutragen, daß die Sache möglichst verbreitet werde. D. Red.

Mainz.

Der Friede in fast ganz Europa und die glückliche Lage unserer Stadt verheißen Erfüllung unsern herzlichen Wünschen, Tausende Mitfeiernder von allen Sprachen Europa's in unserm Kreise zu begrüßen. Festlichkeiten verschiedener Art sollen den Besucher erfreuen, und diese Festlichkeiten sollen vorzugsweise einen geistigen Charakter tragen, in Angemessenheit zu den vorzugsweise geistigen Segnungen der hier mitgefeierten Erfindung. Segneten doch auch die ersten Erzeugnisse der Gutenberg'schen Presse, die heiligen Urkunden unsers Glaubens, gewissermaßen die Wirksamkeit alles fernern Bücherdrucks ein, und stellten sie dadurch unter den besondern Schutz der über uns wachenden, uns nach ihren Planen fort und fort führenden Vorsehung, des alliebenden Gottes! Und so wenig dem Commissionsaufrufe zu Beiträgen irgend eine bloß örtliche, noch weniger irgend eine politische Tendenz oder Parteisache, heimlich oder offenbar, zu Grunde lag, sondern lediglich nur die, wenn auch späte Abtragung einer Ehrenschuld gegen den um das Menschengeschlecht höchstverdienten Erfinder, so soll dieser Akt der Dankbarkeit, vier Jahrhunderte nach der Erfindung begangen, diese Erfindung als eine neue Aera der allgemeinsten Belehrung, des weltbeglückenden Lichtes und des umfassendsten Geisterverbandes feiern. Mit solchen Gesinnungen ladet hiemit die Stadt Mainz zur Feier dieses Aktes ein, nicht als zu einem einzel-städtischen, oder zu einem temporären, oder nationalen Feste, sondern gleichsam zu dem allgemeinsten Völkerfeste, zu dem Feste aller Civilisirten und Gebildeten. Sie kommen Alle, sie schauen Alle das Werk, geschaffen von Thorwaldsen in Rom und von Crozatier in Paris! Dabei mögen dann die Schauenden sich der edlen Worte erinnern, welche Thorwaldsen unter dem 8ten Juni 1834 der

Digitized by Google

Gutenbergscommission aus Rom geschrieben: „Ich habe nun eine Arbeit geendigt, die für mich so hohes Interesse hatte, und ich darf sagen, daß, wenn wahre Liebe zum Gegenstande vortheilhaft auf die Vollendung der Arbeit eingewirkt, das Monument in dieser Beziehung seiner edeln Bestimmung nicht unwürdig seyn wird."

Programm der Festlichkeiten.

Erster Tag. Montag den 14ten August. Morgens acht Uhr: Versammlung auf dem Stadthause aller hiesigen Behörden und Vereine, der Deputation der Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler von Mainz mit der vollständigen Gutenbergscommission und den vom Festcomité besonders einzuführenden Deputirten auswärtiger Städte, der Buchdrucker-, Schriftgießer- und Buchhändlercorporationen, der Gelehrten- und Kunstinstitute u. s. w. — Um halb neun Uhr: Festzug der genannten Behörden und Deputirten durch die Schustergasse in den Dom, unter dem Vortritte der Züge der Corporationen mit ihren Fahnen und Emblemen. Nach geendigtem Hochamte verfügt sich, unter dem Vortritte der Züge der männlichen Schuljugend, der Festzug in derselben Ordnung, wie beim Gange zur Kirche, und unter ehrerbietigster Aufnahme der im Dom versammelt gewesenen Fremden und Autoritäten, auf den Platz Gutenberg. Der Muse, welche den Festzug empfangen hat, folgt die Aufführung des Tedeums von Ritter Sigismund Neukom durch die Liedertafel. Nach dessen Beendigung nimmt der Präsident der Gutenbergscommission die Rednerbühne ein und hält seine Uebergabsrede. Am Schlusse derselben erfolgt unter dem Schalle der Trompeten und Pauken die Enthüllung des bisher den Blicken der Anwesenden verdeckt gebliebenen Monuments. Hierauf hält der Bürgermeister seine Uebernahmsrede, und ein musikalischer Uebergang von Militärharmonie geleitet zum Auftritt den Redner, welchen sich die Corporationen der Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler als ihren Repräsentanten gewählt haben werden. Nach einem musikalischen Uebergange hält der Präsident des Kunst- und Literaturvereins die Schlußrede. Nach deren Vollendung stimmt die Liedertafel mit Männerstimmen das Volkslied: „Heil dir, Meguntia!" an, in dessen zweizeiligen Refrain das ganze Volk einstimmt. — Um zwei Uhr: Mittagessen auf Subscription in den Sälen des Hofes zum Gutenberg; eben so, wenn der Raum daselbst nicht ausreichen sollte, Mittagessen in einem andern Lokale, wobei der Stadtrath und die Gutenbergscommission durch einige ihrer Mitglieder gleichfalls repräsentirt seyn werden. — Abends sieben Uhr: Großes Oratorium durch die Liedertafel im Schauspielhause: „Gutenberg," gedichtet von Giesebrecht, componirt von Dr. Löwe in Stettin.

Zweiter Tag. Nachmittags zwei Uhr: Volksfest, bestehend in einem allgemeinen Schifferstechen mit Siegeszeichen auf dem Rheine, längs der neuen Anlage, und feierliche Vertheilung der von der Stadt hiezu eigens bestimmten Preise durch die Behörde. — Um halb neun Uhr: Allgemeiner Fackelzug, insbesondere von den Corporationen der Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler, an das Monument. Allda hält der gewählte Repräsentant der genannten Corporationen eine der Feier angemessene Rede. — Abends zehn Uhr: Festball im Schauspielhause.

Dritter Tag. Morgens neun Uhr: Versammlung im großen Saale des Hofes zum Gutenberg von Seiten der Gelehrten, Buchhändler und Buchdrucker; sie werden, gleichsam eine allgemeine Jury, durch eine öffentliche Disputation das Säkularjahr der Erfindung der Buchdruckerkunst mit beweglichen Lettern festsetzen. — Nachmittags vier Uhr: Großes öffentliches Militärconcert in der neuen Anlage. — Abends halb acht Uhr: Große Oper im Schauspielhause.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Pariser Feste.

In den ultraliberalen Blättern wurde die Braut nicht günstiger beurtheilt. Es ist ein harter Stand für eine Prinzessin, sich von einigen hunderttausend Menschen begaffen zu lassen, von ihnen vom Kopf bis zu den Füßen gemustert und kritisirt zu werden. Die Stadt, oder eigentlich der Munizipalrath hatte keine Kosten gespart, um das Fest so glänzend als möglich auszustatten, und da der König das Versailler Fest in einem so großartigen Style angelegt hatte, so konnte auch die Stadt Paris nicht umhin, große Auslagen zu machen; glücklicherweise ist Paris eine gewaltige Steuereinnehmerin; sie hat nur mit Millionen zu thun, und es kommt ihr daher nicht viel darauf an, ob sie eine halbe Million mehr oder weniger für ein Fest ausgibt. Auch reicht die bloße Ankündigung eines Stadtfestes hin, Tausende aus der Provinz und aus der Fremde nach Paris zu ziehen. Die Verbrauchsteuern werfen dann mehr ab, und die Stadt findet bald ihr Geld wieder. Uebrigens geht es ihr wie den großen Herrn und den großen Staaten: mangelt es ihr an Geld, so nimmt sie zu Anleihen ihre Zuflucht, und je mehr sie schuldig ist, desto leichter findet sie Kapitalien. Sie hat noch nicht einmal die Hälfte der vor einigen Jahren aufgenommenen vierzig Millionen wieder abbezahlt, und dennoch war sie gar nicht verlegen, als sie diesmal über eine halbe Million für ein großes Fest auszulegen hatte. Bekanntlich war das Fest in zwei Theile oder Tage (jornados, wie die altspanischen Schauspiele) abgetheilt. Der erste Tag sollte für das Volk seyn, der zweite für die Honorationen. Eine Volksmenge von einigen hunderttausend Menschen zu belustigen, ist, wie ich schon vor einiger Zeit bemerkte, eine schwierige Aufgabe, besonders wenn es, wie in Paris, der obligaten Volksfeste mehrere im Jahr gibt. Die Phantasie ist nicht schöpferisch genug, um etwas Neues zu erfinden, das heißt, etwas Neues, das nicht kostspieliger ist, als das, was bereits da war. Es gibt in Paris nur Einen Ort, wo man die Volksmenge ohne Gefahr sich versammeln lassen kann, das sind die Champs élysées; hier ist Schatten und doch auch viel Raum; sie liegen in der Stadt, und zwar neben den Tuilerien, ein großer Theil der Bewohner kann sich also leicht dahin verfügen; sie sind von allen Seiten offen und zugänglich, hier kann also beim Ein- und Ausgehen kein Gedränge entstehen. Hunderte und Tausende von Krämern können hier ihre Zelte und Buden aufschlagen, ohne dadurch das Wogen der Volksmenge aufzuhalten oder auch nur zu stören, und dann findet auch das Volk in den Champs élysées viele Schenken und kleine Kaffeehäuser, wo man bei der Hitze allerlei Erfrischungen bekommen kann. Die Lustbarkeiten in den Champs élysées gehen daher auch immer ohne irgend einen Unfall von statten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 27. und die Abbildung der Statue Gutenbergs.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

GUTTENBERG.

№ 169.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 17. Juli 1837.

Die Nothwendigkeit einer Entgegensetzung von Zweien, von Polaritäten, Seitenhälften, Geschlechtern, wenn in der Natur irgend eine Gestaltung oder Bewegung entstehen soll, zeigt sich von den niedersten Bildungen des Steinreichs bis hinan zu den Systemen der Doppelsterne.

G. H. Schubert.

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

Von Professor F. Fischer.

Wie die Seele des Individuums zwei Pole hat, welche in der Lebenskraft Organisation und Leben, im Uebergange zum Geiste Sensibilität und Irritabilität, im Geiste selbst aber Bewußtseyn und Willen heißen, so zerfällt die Menschheit im Ganzen in zwei ähnliche Pole: die Männlichkeit und die Weiblichkeit. Wir werden den Geschlechtsgegensatz nur psychologisch, als den in Mann und Weib wiederscheinenden geistigen Gegensatz von Wille und Bewußtseyn fassen, indem wir es, wenigstens hier, dem Physiologen überlassen, den Gegensatz von Organisation und Leben, von Sensibilität und Irritabilität in Weib und Mann wieder zu finden. Eine psychologische Charakteristik der Geschlechter kann und wird übrigens nur so weit eine scharfe und bestimmte Zeichnung geben, als sich überhaupt ein so ganz fließender Unterschied fixiren und festhalten läßt.

Im Allgemeinen wird sich zeigen, wie durch alle Züge der Männlichkeit das schaffende, durch alle Züge der Weiblichkeit dagegen das gestaltende und bildende Prinzip hindurchgeht. Der männliche Geist denkt und erfindet, der weibliche versteht und faßt; der männliche herrscht und bezwingt, der weibliche ist hingebend und gewinnend; jenes Ziel ist Selbstständigkeit und Ehre, dieser will geliebt seyn und gefallen. Es repräsentirt somit von den Polen des Menschengeistes die Männlichkeit den schaffenden, herrschenden Willen, die Weiblichkeit dagegen das empfängliche, bildsame Bewußtseyn, so daß in Wahrheit die Gegensätze des individuellen Menschengeistes sich als die Gegensätze des Menschengeistes der Gattung wiederholen.

Wenn der Grundcharakter der Männlichkeit in den Willen, der der Weiblichkeit in das Bewußtseyn gesetzt wird, so soll damit weder der weiblichen Seele der Wille, noch der männlichen das Bewußtseyn abgesprochen werden, sondern nur von einem Uebergewichte des einen und des andern Prinzips die Rede seyn. Es liegt dies übrigens auch schon in dem Begriffe der Pole, worunter man zwei sich aneinander entwickelnde Gegensätze versteht, von denen jeder den andern in sich schließt, indem sie in der Mitte sich ausgleichen, von der Mitte an aber mit immer zunehmendem Uebergewichte des einen und des andern auseinander treten.

Der Gegensatz, der uns in dem individuellen Menschengeiste wie in dem Menschengeiste der Gattung entgegentritt, geht durch die ganze übrige Natur, indem er auf den verschiedenen Stufen der Naturreiche nur

Digitized by Google

verſchiedene Erſcheinungsformen annimmt und demnach auch verſchiedene Namen führt. Die männliche Seele entſpricht dem poſitiven und ſubſtantiellen, die weibliche dem negativen und formellen Pole der Natur. Beide ſind ſchon in dem Mineralreiche vorgebildet: die männliche oder ſubſtantielle Kraft erſcheint hier als Ausdehnung, worauf alle Raumerfüllung, und als Abſtoßung, worauf alle Raumbehauptung der Körper beruht; die weibliche oder formelle Kraft tritt dagegen als Zuſammenziehung, wodurch alle körperliche Figur, und als Anziehung auf, wodurch aller körperliche Zuſammenhang entſteht. Deutlicher ſchon und erkennbarer tritt das männliche Prinzip in dem Leben der Pflanze und in der Irritabilität des Thieres, das weibliche dagegen in der Organiſation der Pflanze und der Senſibilität des Thiers heraus.

Die körperlichen Unterſchiede der Geſchlechter berühren wir, gleich den damit zuſammenhängenden Gegenſätzen der männlichen und weiblichen Lebensfunktionen, ihre Darſtellung dem Phyſiologen überlaſſend, nur kurz. Schon in den äußerlichſten Unterſchieden der Größe, der Feſtigkeit und Weichheit, der Stärke und Zartheit, der Kräftigkeit und Schönheit, ſcheint der geiſtige Geſchlechtsunterſchied wieder. Der männliche Körper iſt größer, als Organ des expanſiven Prinzips; ſeine Feſtigkeit, Stärke und Kräftigkeit rührt von dem Uebergewichte des Knochen- und Muskelſyſtems her, welches dem Willen dient und worin der Wille ſich verkörpert. Die Weichheit und Zartheit des weiblichen Körpers entſteht durch das Uebergewicht des Gefäßſyſtems, welches dem organiſirenden Prinzip entſpricht, oder richtiger, worin dieſes körperlich erſcheint. Die Grundform des männlichen Körpers iſt keilförmig, breiter über die Schultern und ſchmaleres Becken; die des weiblichen wellenförmig, breiteres Becken und ſchmaler über die Schultern. Bruſt, Schultern und Arme ſind die Baſis der Beſtimmung des männlichen Körpers, daher ihre größere Entwicklung; der Mann iſt zur Arbeit beſtimmt und zum Kampfe gerüſtet. Die Aufgabe des weiblichen Körpers liegt in der Beſtimmung des Weibes, Mutter zu ſeyn; daher das Uebergewicht des Beckens.

Der Geſchlechtsunterſchied des menſchlichen Geiſtes kann nach zwei Haupttheilen, intellektuell und gemüthlich, gefaßt werden, und wir werden ihn in dieſer zweifachen Beziehung zu fixiren ſuchen, wobei natürlich nur die Regel, nicht aber die Ausnahmen in's Auge zu faſſen ſind. Denn unter allen Unterſchieden und Gegenſätzen der Natur iſt wohl der zu beſprechende einer der fließendſten, und es gibt in geiſtiger, wie indeß auch in körperlicher Beziehung eben ſo viele Weibmänner als Mannweiber.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortſetzung.)

Aelter als die hier angeführten Piſtolenduelle iſt freilich der Kampf, den der ſchwediſche General Goldſtein mit dem Grafen Bruay im Angeſicht beider Armeen vor der Schlacht von Jankau (1645) beſtanden; doch wird dieſe Thatſache von gleichzeitigen Geſchichtſchreibern als etwas ganz Beſonderes angeführt; es war wohl nur gleichſam der Auszug eines Reitergefechtes, ähnlich den homeriſchen Einzelkämpfen, und nicht ein ordentliches Duell; denn wenn die Piſtolen dabei ſchon allgemein gebräuchlich geweſen, ſo würden jene zwei adligen Fräulein von Aix in der Provence, welche ſich im Jahr 1648 um eines Liebhabers willen mit Degen ſchlugen, wahrſcheinlich ſtatt deſſen der Feuerwaffen ſich bedient haben. — Jedenfalls ſind wir übrigens gern bereit, unſere diesfallſige Meinung zu berichtigen, wenn ſich Jemand die Mühe geben will, uns eines Beſſern zu belehren.

Der Gebrauch des Zweikampfes um perſönlicher Beweggründe willen iſt ſchon ſehr alt, und ſeine urſprüngliche Form war das „Gottesgericht," dem ſich ſpäter auch feierliche außergerichtliche Zweikämpfe geſellten; gewöhnliche Streitigkeiten wurden in Raufhändeln ausgefochten, wo ſich juſt der Hader entſpann, oder ſchon vorher erbitterte Gegner einander trafen. Solche Raufhändel wurden, als der allgemeine Landfrieden Wurzel zu faſſen vermochte, wie Mord und Frevel beſtraft, während früherhin dies nur geſchehen, wenn ſie an ausdrücklich verbotenen Stellen ſtattgefunden, wie etwa im Frieden der kaiſerlichen Pfalz. — Späterhin wurde das Duelliren überhaupt unter Androhung entehrender Strafen verpönt und das Geſetz ſtreng gehandhabt, bis endlich eine beſſer erleuchtete Einſicht den Gebrauch einführte, der die Anwendung des Geſetzes regelt, wodurch erzielt wurde, daß die Raufhändel (oder rencontres) gänzlich abkamen und die Duelle unter Beobachtung der gehörigen Regeln ſtattfanden.

Die Vorſchriften, nach welchen Ausforderung und Kampf einzuleiten und zu vollführen, ſind im Ganzen jezt überall dieſelben und ſtammen von den früheſten Formen, die ſich den Bedürfniſſen der Zeit anſchmiegten. Es iſt nicht ſchicklich, daß die Gegner nach der Beleidigung mit Worten hart an einander gerathen oder gar auf einander zuſchlagen, ſondern ſobald die Beleidigung einmal fiel und allenfalls ein verlangter Widerruf nicht erfolgte, genügt ein Blick oder ein halbes Wort, die Rede auf einen andern Gegenſtand zu lenken und ſo ſtillſchweigend die unausbleiblichen Folgen anzukündigen. Alles Uebrige iſt Sache der Sekundanten, deren Obliegenheiten keine geringen ſind, beſonders wenn der Zeuge des Beleidigten

Digitized by Google

noch allenfallsige Zweifel zu erörtern hat, ob sein Freund sich auch füglich mit dem Beleidiger schlagen könne, welche Zweifel sich oft in fremden Landen, vorzüglich in sehr besuchten Badeorten darbieten. Beide Sekundanten mitsammen haben zu untersuchen, ob der Streit zu blutiger Entscheidung sich eigne, und wenn dies unzweifelhaft ist, dennoch Alles aufzubieten, den Frieden zu vermitteln, wozu sie noch den lezten, oft glücklichen Versuch machen, wenn die Gegner schon mit den Waffen in der Hand einander gegenüber stehen. So bestimmen sie auch gemeinschaftlich Ort und Zeit, so wie die übrigen Bedingungen des Kampfes, prüfen die Waffen, laden die Pistolen, messen die Entfernung, theilen Licht und Wind.

Die gebräuchlichste Art des heutigen Pistolenduells ist das Schießen im Avanciren, wo beide Gegner gleichweit von einer gesteckten Barrière einander gegenüber stehen, gewöhnlich jeder neun Schritt von der Schranke, so daß ihre erste Entfernung achtzehn Schritt beträgt; ein jeder hat die Freiheit, zu schießen, wann er will, stehen zu bleiben oder vorwärts zu gehen, wobei jedoch die Schicklichkeit erfordert, daß, so Einer vorwärts geht, der Andere nicht stehen bleibe, und daß der Beleidiger dem Beleidigten den ersten Schuß gönne. Nachdem Beide geschossen haben, ohne daß Einer traf, haben die Sekundanten wieder zu laden, da gewöhnlich nur ein Paar Pistolen angewendet wird, und hier sind die Versöhnungsversuche zu erneuern; selten und nur in den wichtigsten Fällen gestatten die Zeugen die dritte Ladung, oder gar die vierte, über die hinaus zu gehen sie sich im Voraus unmöglich zu machen pflegen, indem sie keine weitere Munition mitzunehmen vorsichtig genug sind. Bei einem solchen Duell zwischen zwei österreichischen Offizieren ward der eine vom ersten Schuß erreicht, worauf er die Wunde zudrückte und an die Barrière vorschritt, bis wohin ihm der andere entgegenkam, dem er die Pistole auf die Brust sezte, dann aber in die Luft schoß, weil er nur den Muth des Kameraden hatte prüfen wollen; „hätte er gebebt," sagte der Verwundete nach seiner Genesung, „so würde ich ihn als einen feigen Hund niedergestreckt haben." — Nicht selten haben auch die Gegner auf ein und demselben Platz stehen zu bleiben, und hier wechselt die Entfernung von acht bis fünfzehn Schritten. Die sicherste Art, Einen von Beiden fallen zu machen, ist freilich das Schießen über das Schnupftuch oder den Mantel, wobei nur eine Pistole geladen ist. Diese Weise ist aber im höchsten Grade unritterlich, und trägt ein ganz chinesisches Gepräge.

Zum Duelliren nimmt man gewöhnlich glatte Pistolen, die mit keinem Visir versehen sind, und deren noch keiner der Kämpfer sich bedient hat; auch werden die Kugeln nicht mit dem Pflaster, sondern mit Papier geladen, wodurch die Sicherheit des Schusses vermindert wird. Zum Scheibenschießen hingegen bedient man sich gerne gezogener Läufe, oder pflastert doch wenigstens die Kugel. Zu Pferd sind die Halfterpistolen gebräuchlich, und als Sicherheits- oder Mordwaffe die Terzerolen. In der Geschichte der Selbstmorde spielen die Pistolen ebenfalls eine bedeutende Rolle, und zwar schon seit dem siebzehnten Jahrhundert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Morgenlied eines Handwerksburschen.

Die Kost ist rauh und mager,
Der arme Beutel leer,
Auf meinem harten Lager
Wälz' ich mich hin und her.

Herr, hätt' ich doch zu essen
Von deinem Brod und Fisch!
Hast du mich denn vergessen
An deinem großen Tisch?

Ich will ja gern nicht sorgen
Wie unzufriedne Leut':
Was werd' ich essen morgen? —
Nur was ich esse heut.

Ein Vöglein hör' ich singen,
Das weiß es auch noch nicht,
Wer ihm wird Futter bringen,
Doch singt es sein Gedicht.

Von einem Baum zum andern
Fliegt es, von Ort zu Ort:
So will ich singend wandern
In Gottes Namen fort.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Unglücksfälle auf dem Marsfeld. Das Fest im Stadthaus.

Bekanntlich sind die Lustbarkeiten in den Champs élysées immer dieselben: zwei große Theater unter freiem Himmel, worauf pantomimische Darstellungen gegeben werden, besonders Gefechte, Tanzorchester und eine Kletterstange mit aufgehängten Preisen für die geschicktesten Kletterer. Seit Anfang dieses Jahrhunderts bis dato, unter Republik, Kaiser

Digitized by Google

und Königen älterer und jüngerer Linie ist dies das stereotype Programm des Festes in den Champs élysées. Bis zum Abend ist die Polizei nicht verlegen, wie sie das Publikum ohne Gefahr für die öffentliche Sicherheit belustigen soll; und der bei jedem Stadtfeste sich bildende Markt trägt noch mehr zur allgemeinen Unterhaltung bei, als das, was die Obrigkeit mit so vielen Kosten veranstaltet. Aber mit Einbruch der Nacht geht die Noth an. Ohne Feuerwerk kann ein Fest nicht beschlossen werden; dies läßt sich aber in den Champs élysées nicht geben, denn es könnte dort nicht in der Entfernung gesehen werden, und diesmal wurde es ja auch zum Vergnügen der königlichen Familie gegeben; es mußte also nicht weit von den Tuilerien aufgestellt werden. Man hatte dazu bereits bei dem Philippsfeste den Kay d'Orsay ausersehen, welcher dem Tuileriengarten gegenüber, am jenseitigen Ufer der Seine liegt. Dieser Platz wurde auch diesmal gewählt, und wenn man das Feuerwerk nicht auf dem großen Concordeplatze abbrennen will, was diesmal wegen der auf diesem Platze vorgenommenen Arbeiten nicht anging, so läßt sich wohl kein schicklicherer Platz dazu finden. Dann ist aber das Gedränge im Tuileriengarten unvermeidlich, zumal da dort zur selben Zeit unter freiem Himmel ein Concert gegeben wird. Um nun dies Gedränge zu vermeiden, hatte man diesmal den klugen Einfall gehabt, zu gleicher Zeit ein ganz außerordentliches Schauspiel auf dem Champ de mars anzukündigen, nämlich das Beschießen und Erstürmen einer Festung mit Leuchtkugeln, Raketen u. s. w. Man hatte von diesem Schauspiel so viel Aufhebens in den Tageblättern gemacht, daß wohl vorherzusehen war, dorthin werde sich eine ungeheure Masse von Neugierigen drängen. Die Polizei war ruhig; denn sie dachte, beinahe die ganze Bevölkerung von Paris könne auf dem ungeheuern Marsfelde Raum finden, hier werde also sicher kein Gedränge entstehen; und sollte etwas vorfallen, so war die Munizipalgarde, das heißt die Gendarmerie, da, um die Ordnung wieder herzustellen; auch stößt eine Kaserne an's Marsfeld, die im Nothfalle Truppen hergeben kann. Die ministeriellen Blätter behaupteten, die Polizei habe sich nichts vorzuwerfen, denn sie habe alle erdenklichen Vorkehrungen getroffen. Eines hatte sie aber nicht bedacht, was sie hätte bedenken sollen, daß nämlich das Marsfeld mit einem eisernen Gitter umgeben ist, und nur einige nicht allzubreite Thore hat. Freilich, wenn Jedermann ganz ruhig seinen Weg ginge und seine Zeit abwartete, so würden diese Thore hinreichen; aber wer weiß nicht, wie es der Pöbel macht, wenn er nichts mehr zu sehen und zu genießen hat! Er stürmt fort, besonders wenn er weit von Hause ist. So geschah es auch hier, und so ereigneten sich denn die schrecklichen Unfälle, worüber sich die Tageblätter umständlich ausgesprochen, und welche den Parisern die Volksfeste verleidet haben. Es ist traurig, wenn man bedenkt, daß das Volk bei seinen wenigen Belustigungen auch noch Gefahr läuft, umzukommen. Die angesehenen Leute haben ruhig alle Feste zu Fontainebleau, Versailles und Paris genossen, ohne die geringste Gefahr zu laufen, ohne irgend einen Unfall zu erleiden; und das sogenannte Volk mußte am Abend des einzigen Tages, welcher eigentlich zu seiner Belustigung bestimmt war, so viele Opfer bergeben! Indessen war es nicht der eigentliche Pöbel, welcher an diesem Tage litt; er ist harter Natur und weiß sich überall durchzuhelfen. Die Umgekommenen waren meistens Leute aus dem kleinen Handelsstande, unter andern eine verheirathete Frau aus dem Stadtreviere, worin ich wohne. Die Unglückliche war gleichsam durch ein böses Geschick ihrem Untergange entgegengetrieben worden; denn sie hatte eine so heftige Begierde, mit ihrem Manne dem Schauspiel auf dem Marsfelde beizuwohnen, daß sie, um nicht durch ihre häuslichen Geschäfte verhindert zu werden, die Nacht zuvor mit einer gemietheten Frau gearbeitet hatte, um sich den Tag frei zu machen. Der Mann wurde im Gedränge von ihr getrennt, und als er sie bald darauf am Boden todt wieder erblickte, übermannte ihn der Jammer dergestalt, daß er die Sprache verlor, und erst vierundzwanzig Stunden hernach seinen Schmerz laut werden lassen konnte. Man hat eine Menge von ähnlichen Unfällen in den Zeitungen erzählt. An komischen Zügen fehlte es auch nicht. So kennt einer meiner Bekannten einen geizigen Hagestolzen, welcher gerne alle Vergnügungen mitnimmt, wofern sie ihn nichts kosten. Dieser Mann hatte sich auch im Gedränge befunden, ohne zu wissen wie, und war fast besinnungslos herausgekommen und wie ein Wahnsinniger die Nacht hindurch in Paris umhergestreift. Als er am andern Morgen nach Hause kam, fehlte ihm seine Uhr, sein Spazierstock mit goldenem Knopfe, und aus seinem Rocke war ein Spenzer geworden. — Das Fest im Hôtel de ville, das am folgenden Abend gegeben werden sollte, wurde nun einige Tage aufgeschoben. Da Alles bereits angeschafft war, so soll dieser Aufschub über 50,000 Franken gekostet haben. Mehrere Tageblätter verlangten, das Fest solle bei der allgemeinen Trauer über den Unfall im Marsfelde ganz unterbleiben; allein ungeheure Kosten und Vorbereitungen waren gemacht worden, Alles war fertig, sogar der Putz der vielen eingeladenen Damen; welche Verzweiflung hätte das Unterbleiben des Festes veranlaßt! Auch machten die ministeriellen Blätter darauf aufmerksam, daß durch dieses Fest eine Menge von Gewerben sehr viel gewönnen. In der That haben seit einem Monat alle Handthierungen, welche mit Anzug, Putz, Fuhrwerk u. s. w. zu thun haben, außerordentlich viele Beschäftigung, und eine Menge von Gehülfen beiderlei Geschlechts u. s. w. nöthig gehabt. Die Unternehmer und Inhaber großer Werkstätten müssen dabei reich geworden seyn, wenn sie ihre Unternehmungen gut berechnet und ausgeführt haben. Wie glänzend das Fest ausgefallen ist, weiß nun bereits ganz Europa. Ueber das so prachtvoll eingerichtete Innere des Hôtel de ville, über den herrlichen Ball und das köstliche Nachtessen vergaßen die Damen die Unannehmlichkeit, drei bis vier Stunden in den Kutschen zubringen zu müssen, ehe sie der Reihe nach hatten anfangen können; sogar die Hitze, welche in den geräumigen, aber überfüllten und stark beleuchteten Sälen herrschte, war nicht vermögend, das Entzücken zu mäßigen. Nur der Gedanke, was doch aus dieser Versammlung würde, wenn durch einen unglücklichen Zufall die Flamme alle die leichten Zierrathen ergriffe, womit die Säle geschmückt waren, erregte bei mehreren Eingeladenen lebhafte Besorgniß; denn die Ausgänge waren enge, und was vor einigen Abenden auf dem Marsfelde vorgefallen war, konnte sich hier bei Feuersgefahr sehr leicht wiederholen. Glücklicherweise lief das Fest ohne irgend einen Unfall ab, und Jedermann hatte Ursache, mit demselben völlig zufrieden zu seyn. Die Munizipalräthe hatten nichts gespart und vortrefflich die Honneurs gemacht. Von denjenigen, welche zu demselben beigetragen haben, das heißt, welche die Consumtionssteuern bezahlen, waren aber natürlich nur Wenige dabei; die Uebrigen mußten sich mit den schönen, ja fast poetischen Beschreibungen begnügen, welche die Tageblätter an den folgenden Tagen lieferten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 18. Juli 1837.

Your words have took such pains, as if they labour'd
To bring manslaughter into form, set quarreling
Upon the head of valour.

Shakespeare.

Die ritterlichen Uebungen.

(Fortsetzung.)

In der Geschicklichkeit des Pistolenschießens hat es die neue Zeit sehr weit gebracht, und es gibt oder hat Schützen gegeben, welche mit großer Sicherheit auf etwa zehn Schritt eine aufgestellte Klinge so trafen, daß die Kugel sich in zwei ziemlich gleiche Theile spaltete, die auf zwanzig Schritt und weiter noch das Aß aus einer Karte schossen, oder Schuß für Schuß in bestimmter Reihenfolge die Punkte aus einem andern Blatt; doch sind die Schützen selten geworden, welche das Faustrohr zu Roß, nämlich im Galopp oder gar im Trabe, mit Geschicklichkeit zu führen wissen, seit das Duelliren zu Pferde, aus billiger Rücksicht für die unschuldigen Thiere, außer Uebung gekommen. — Eine besondere Fertigkeit im Pistolenschießen hat manchen guten Gesellen schon zum Uebermuth verleitet, ihn zum Raufbold gemacht und endlich in's Verderben gestürzt.

Als das Muster eines anständigen Duells gilt in unsern Zeiten dasjenige, welches ein deutscher Edelmann im Herbste 1834 bestanden und von dem in Semilasso's vorlextem Weltgang Rechenschaft gegeben wird. Die Gegner hatten sich nie vorher mit Augen gesehen, erblickten sich mithin zum ersten Mal auf dem Kampfplatz, grüßten sich stumm, schossen, und als einer verwundet war, wechselten die Sekundanten die schon im Voraus ausgefertigten gegenseitigen Erklärungen aus, und die Gesellschaft trennte sich. — Unter solchen und ähnlichen Formen vorbereitet und ausgeführt, gewährt das Duell wenigstens den Nutzen, daß es eine völlige Ausgleichung der Gegner herbeiführt, insofern nur eine conventionelle Beleidigung den Anlaß gab, und nicht etwa eine von denjenigen, welche die weite Welt für zwei Männer zu eng erscheinen lassen. Von lezterer Art mag die Kränkung gewesen seyn, welche den jahrelangen Haß zwischen dem Polen Rzewuski und einem andern Cavalier entzündete: wo sie einander trafen, schossen sie sich, und jedesmal ward einer von ihnen verwundet, bis es endlich dem Grafen Rzewuski gelang, den Gegner zu erlegen. — Oft wird eine an sich geringfügige Beleidigung nur durch Nebenumstände, besonders durch ein nicht gehörig abgemessenes Betragen der Streitenden, oder eines von ihnen, so schwer, daß alle Versuche zur Versöhnung vergeblich bleiben müssen; meistens ist aber ein solcher Auftritt, wenn er zwischen Leuten von Erziehung vorfällt, mit Berechnung herbeigeführt, um der Welt einen annehmbaren Grund vor Augen zu stellen, sobald sie den eigentlichen Anlaß nicht wissen soll, wie wenn z. B. ein betrogener Ehemann dem Verführer an's Leben will. Denn unsere Zeit, obschon sie sittlichere

Digitized by Google

Grundsätze angenommen, als das achtzehnte Jahrhundert bekannte, hegt über diesen Punkt immer noch Gedanken von einer empörenden Leichtfertigkeit, so daß sie nur allzuoft den Beleidigten verhöhnt, den Beleidiger begünstigt.

Vor Allem glauben wir die leider noch so gewöhnlichen Studentenduelle nicht hart genug tadeln zu können, weil dem die Waffe nicht gebührt, der erst sich vorbereitet, in der Welt einen Mann vorzustellen, und weil es lächerlich ist, wenn der, welcher die Gesetze erlernt, sich eine Pflicht daraus macht, sie zu übertreten, der, welcher ein Verkünder des Friedens werden soll, unter blutigen Händeln die Gottesgelahrtheit sich aneignet, und der, welcher die Heilkunst einst üben will, damit anfängt, Wunden zu schlagen, als ob der nahende Beginn seiner praktischen Laufbahn ihm nicht genug der Opfer vorbehielte. Und daß dieser Unfug auf deutschen Universitäten noch fortbesteht, ist einzig die Schuld derer, welche nicht einsehen wollen, wie die veralteten Formen nicht mehr in unsere Zeit passen; denn so heilsam es im Mittelalter gewesen seyn mag, durch die Vorrechte der Hochschulen dem Erlernen der Wissenschaften einen besondern Reiz zu verleihen, eben so sehr läge es in den Bedürfnissen unserer Tage, die Lernenden recht lebhaft empfinden zu lassen, was sie unter den jetzigen Verhältnissen zu vergessen so sehr geneigt sind: daß sie Schüler sind, und erst künftighin Männer und Bürger werden können, wenn sie die ihnen obliegenden Pflichten treulich erfüllen.

Im Ganzen treffen in den Ansichten über das Duell die zwei einander am meisten entgegengesetzten Systeme zusammen, der absolute Despotismus und die republikanische Denkart; denn beide verlangen Staatsbürger, deren Gut und Blut, Leben und Ehre allein dem Gemeinwesen angehören. Die romantische Gesinnung aber gesteht dem Himmel und dem Kaiser nur das zu, was ihnen gebührt: die Seele und das Leben, das Herz und die Ehre der eigenen Verfügung vorbehaltend.

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

(Fortsetzung.)

Wenn nach unsern vorläufigen Andeutungen das Bewußtseyn das vorherrschende Prinzip der Weiblichkeit, der Wille aber das überwiegende Prinzip der Männlichkeit ist, so sollte man denken, es müßte in der weiblichen Seele die Intelligenz eben so sehr überwiegen, als im Manne der Charakter; die weibliche Seele müßte sich eben so sehr durch erstere, als die männliche durch lezteren auszeichnen. Dem scheint nun aber nicht so zu seyn; denn wir sehen, wie jeder Zeit die Frauen in der Wissenschaft nur Mittelmäßiges geleistet. Alle wissenschaftlichen Entdeckungen und Bereicherungen gehören dem männlichen Geiste an; gelehrte Frauen sind nur seltene Ausnahmen von der Regel. Die bloße gesellschaftliche Sitte erklärt diese Unwissenschaftlichkeit des weiblichen Geschlechts nicht: denn einmal läßt sich echter wissenschaftlicher Genius, wenn er nicht ganz abgeschnitten von allen wissenschaftlichen Quellen lebt, nicht unterdrücken, sondern bricht sich durch alle Hindernisse Bahn und sättigt sich selbst mit kümmerlicher Nahrung. Indessen ist unsere gesellschaftliche Sitte weit entfernt, das weibliche Geschlecht von wissenschaftlicher Bildung auszuschließen, so daß neuerer Zeit demselben nur vielleicht zu viel davon aufgedrungen, namentlich aber, was noch mehr als schulmeisterische Mißhandlung der Natur zu tadeln ist, der weibliche Unterricht ganz in der trockenen, abstrakten und gelehrten Weise der Knabenschule ertheilt wird. Dessen ungeachtet sehen wir aber verhältnißmäßig kaum mehr gelehrte Frauen aufstehen, als sonst zu den Zeiten mangelhafterer weiblicher Bildung. Indessen, und dies ist wohl entscheidend, verwirft das allgemeine Gefühl die Erscheinung einer gelehrten Frau als unnatürlich, und man kann sich kaum enthalten, dabei an ein Mannweib zu denken oder wenigstens eine mißhandelte Weiblichkeit zu beklagen. Der echte weibliche Geist verschließt den genossenen wissenschaftlichen Unterricht als inneren Reichthum geistigen Lebens; er vergißt oder resorbirt seine Kenntnisse, indem er sie in geistige Substanz verwandelt, so daß er sie nicht mehr hat, sondern ist; er zeigt seine wissenschaftliche Bildung nur in concreter, lebendiger Anwendung, wo es dann nicht mehr Gelehrsamkeit, sondern Bildung ist und heißt. In der Bildung sind die Kenntnisse concret geworden und in Fleisch und Blut übergegangen; sie existiren und äußern sich nicht als Kenntnisse in abstrakter Form, sondern als Reichthum und Fülle geistigen Lebens. Trockene, nackte Gelehrsamkeit zerstört den Liebreiz des schönsten Mundes; die ernste gelehrte Miene läßt der Frau nur komisch, ihr abstraktes Räsonnement verscheucht den gewöhnlichen Mann und kann dem Sachkenner nur ein mitleidiges Lächeln abnöthigen. Es wird kein besonnener Mann eine Schriftstellerin oder Dichterin darum lieben oder gar heirathen, wie der arme Bürger seine Elise. Denn wie mit der Wissenschaft, so ist es nun auch mit der Kunst. Durch alle Zeiten hindurch gehören die Hauptwerke der Malerei, der Plastik, der Musik, der Dichtung, den Männern an. Eine Dichterin ist, als solche, nicht viel liebenswürdiger als eine Schriftstellerin. Die weibliche Poesie soll sich schamhaft und jungfräulich in stille Träume zurückziehen. Wenn sie sich äußert, darf sie nur verstohlen, als verschönernder Schwung der

Digitized by Google

Phantaſie, das weibliche Leben heben. Nur keine weiblichen Verſe und Gedichte! Schon eher Dramen oder Romane, am willkommenſten aber Memoiren oder Briefe, wo die Poeſie ſich unter geſellſchaftlichem Takte, unter Beobachtung und Menſchenkenntniß verhüllt geben kann.

Man iſt ziemlich allgemein geneigt, hieraus den Schluß zu ziehen, daß ein Uebergewicht der Intelligenz auf Seiten des männlichen Geſchlechts vorwalte, wogegen man das weibliche Geſchlecht mit voller Einräumung der gemüthlichen Vorzüge zu entſchädigen ſucht. Alte Pedanten, welche keine Intelligenz als die wiſſenſchaftliche kannten, wollten ſogar bei der Frage nach der Intelligenz der Frauen bedenklich den Kopf ſchütteln und halb und halb daran zweifeln, wenn ſie nicht noch gröber waren. Die guten Herrn dachten freilich an die Intelligenz des täglichen Lebens, wovon ſie ſelbſt wenig beſitzen mochten, gar nicht. — Indeſſen würde auch nur eine Annahme überwiegender Intelligenz auf Seiten der Männlichkeit ſchlecht zu unſerem Satze, daß ein Uebergewicht des Bewußtſeyns den Grundcharakter der Weiblichkeit bilde, paſſen. Allein jener Schluß erfordert noch eine genauere Unterſuchung.

Wiſſenſchaft und Kunſt ſind Produktionen der Intelligenz, wozu Schöpferkraft, ſomit das Element des Willens gehört, und es wäre nun leicht möglich, daß es der Weiblichkeit zu wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Schöpfungen weniger an Intelligenz als an Produktivität mangelte. Die Intelligenz, ſo weit ſie reine Sache des Bewußtſeyns iſt, zeigt ſich hauptſächlich in der Auffaſſungskraft und dem Verſtändniß, mit Einem Wort, in der Receptivität. Bekanntlich hat mancher in Wiſſenſchaft und Kunſt ſchöpferiſche Geiſt dieſer receptiven Intelligenz, z. B. des Verſtandes im täglichen Leben, nicht eben beſondern Ueberfluß. Nur ſein kräftiger, ſchöpferiſcher, fleißig geübter Wille befähigt ihn, mit dem vielleicht beſcheidenen Maße ſeiner Intelligenz Außerordentliches zu ſchaffen. Von dieſem Geſichtspunkte aus dürfte ſich leicht unſer Urtheil über das beiderſeitige Maaß der Intelligenz ganz anders geſtalten. Offenbar hat das weibliche Geſchlecht eine viel leichtere und ſchnellere Faſſungskraft in allen Dingen, wozu kein beſonderer Fleiß und keine außergewöhnliche Anſtrengung gehört. Durch fleißige Anſtrengung, welche aber Sache des Willens iſt, lernt freilich am Ende der Mann mehr und ſammelt ſich zuletzt einen Schatz von Kenntniſſen, welcher dem Weibe gar nicht erreichbar iſt. Allein welcher von beiden Theilen lernt leichter und ſpielender? ſo muß die Frage geſtellt werden, um über das wahre Maaß der receptiven Intelligenz, ſomit der Intelligenz an ſich und abgeſehen von dem in ihr wirkenden Willen, zu entſcheiden. Darin aber werden ohne Zweifel alle Erzieher und Beobachter dem weiblichen Geſchlecht den Vorzug geben müſſen. Nehmen wir ferner den Blick, die Auffaſſung und Beobachtung im täglichen Leben, im geſellſchaftlichen Umgange u. ſ. f., ſo iſt ohne Zweifel das weibliche Auge ungleich gewandter, ſchneller und feiner als das männliche. — Was endlich das Verſtändniß anbelangt, ſo wird jeder aufrichtige Mann dem ſchönen Geſchlechte den richtigeren und feineren Takt zugeſtehen.

Eine ganz andere Frage iſt, ob die Frau ihre Beobachtungen und Verſtändniſſe in klare Begriffe überſetzen, ſie ſagen oder gar niederſchreiben kann. In dieſer Reproduktion, wenigſtens im Schreiben (denn im Sagen iſt das ſchöne Geſchlecht noch ſtark), mag der Mann im Allgemeinen wieder überlegen ſeyn; denn ſie erfordert Schöpferkraft und fleißige Uebung. Indeſſen iſt bekannt, daß die Memoiren und Briefe, und ſelbſt die Romane von gebildeten Frauen ungleich feinere und intereſſantere geſellſchaftliche Beobachtungen enthalten, als ſie einem Manne möglich geweſen wären. Hiemit ſtimmt ganz gut zuſammen, daß, nach einer ſehr richtigen Beobachtung, die wiſſenſchaftlichen Arbeiten der Frauen bloß Erlerntes wiedergeben, ihre Dichtungen einen Mangel an ſchöpferiſcher Phantaſie beurkunden und ſich bloß durch Beobachtung und Verſtändniß auszeichnen, daß ihre Kunſtwerke nur Copien ſind, nach irgend einer Manier gearbeitet. Ihre Intelligenz iſt receptiv, oder mehr nur reine, bloße Intelligenz, aber als ſolche ſehr überwiegend.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

Taſſo und Alphons von Eſte.

Es dürfte nöthig ſeyn, noch einmal auf Torquato Taſſo und ſeine in Rom befindlichen Handſchriften, wovon in einem frühern Briefe die Rede war, zurückzukommen, um Mißdeutungen vorzubeugen, welche in Hinſicht des Charakters des Herzogs von Ferrara nur zu leicht ſtattfinden könnten. Es iſt nichts wohlfeiler, als in volltönenden Phraſen, die Jedem zu Gebote ſtehen, in Alphons nur den erbarmungsloſen Tyrannen darzuſtellen, und ſeine Handlungsweiſe gegen den unglücklichen Dichter mit den ſchwärzeſten Farben auszumalen. Ehe man aber ſo raſch verfährt, möge man ſich fragen, ob man dennoch nicht etwa falſch oder zu hart urtheilt. Ich bin, meines Theils, nicht im Geringſten geneigt, einen Panegyricus des Herzogs zu ſchreiben: ich bin weder Bibliothekar eines Herzogs von Modena, noch widme ich dieſe Zeilen einem Sprößling der Eſte. Alphons war, wie die Geſchichte ihn uns zeigt, gemeſſen, ruhig, pomphaft, prachtliebend, übrigens ziemlich frei von jenen Laſtern und Ausſchweifungen, welche die Lebensbeſchreibungen mehr denn eines Gliedes der Häuſer Medici und Farneſe zu Blut- und Schaudergeſchichten machen. Er genoß allgemeiner Achtung, und es fehlte ihm wenigſtens nicht an jener Staatsklugheit, die ihn vor den anhaltenden Reibungen mit dem päbſtlichen

Digitized by Google

Stuhl bewahrte, welche seinen Vorgängern zu verschiedenen Zeiten so viel Ungemach verursacht hatten. In Allem, was er that, blickte das Bestreben durch, die Würde seines Hauses aufrecht zu erhalten, welches den ersten Rang unter den Fürsten Italiens für sich in Anspruch nahm; er war äußerst eifersüchtig auf dessen Stellung, und seine Sucht zu glänzen veranlaßte ihn zu einem Aufwande, der die Kräfte seiner Familie und seines Landes bei Weitem überstieg. Seine vielen, geldraubenden Reisen, seine kostspielige Hofhaltung, mehr die eines Königs, denn eines Herzogs, mit anhaltenden Banketten, Turnieren und andern Festlichkeiten, seine großentheils ganz unnützen Bauten, Villen, Befestigungen u. s. w., nöthigten ihn, das Ferraresische mit einer Menge von Abgaben zu belasten, welche den Wohlstand untergruben und ihm die Gemüther entfremdeten, so daß selbst der übervorsichtige Muratori in seinen Antichità Estense die Bemerkung nicht zu unterdrücken vermag: die große Anhänglichkeit und Liebe, welche das Volk seit Jahrhunderten zu seinem angestammten Herrscherhause genährt, sey unter ihm sehr vermindert worden. Die absolute Unmöglichkeit, worin nach Alphonsens Tode sein Nachfolger Don Cesar sich befunden zu haben scheint, sein Erbe gegen den Pabst zu behaupten, der es als erledigtes Lehen einzog, mag eine Folge von allem diesen seyn. — Denken wir uns nun neben einem Fürsten dieser Art den leidenschaftlichen, unvorsichtigen, in einer Ideenwelt lebenden Tasso; denken wir uns diesen in einem Verhältnisse zu Gliedern der Familie eines solchen Fürsten, wie es durch die mehrerwähnten Handschriften völlig enthüllt wird, so müssen wir wohl von ganzer Seele beklagen, können uns aber kaum darüber wundern, daß der Ausgang so tragisch war. Daß Alphons dem Dichter wohl wollte, und ihn selbst bei Veranlassungen, wo dessen, von seinen Zeitgenossen so oft erwähnte und beklagte melancholische Stimmung und krankhaft reizbares Wesen Unfrieden hätten veranlassen können, und die Verstöße gegen die Sitte doch gar zu auffallend waren, mit Milde und Nachsicht behandelte, davon geben Tasso's eigene Briefe und Dichtungen vor und nach den Unglücksjahren, so wie die Aussprüche Gleichzeitiger hinlänglich Zeugniß. Er ehrte in ihm den großen Dichter und betrachtete ihn als die Zierde seines Hofes; es redet dafür die Aufnahme, welche dem Aminta und der Gerusalemme zu Theil ward; er fand Vergnügen daran, ihm selber Gegenstände, welche sich auf das Kriegswesen bezogen, zum Behuf seiner Dichtung zu erläutern. Wenn es eine Reise galt, oder einen feierlichen Empfang (z. B. als Heinrich III. v. Valois 1574 von Polen nach Frankreich zurückkehrte), oder einen Ausflug nach den Villen, fehlte Tasso nicht. Dies mögen Kleinigkeiten seyn, aber auf Verhältnisse dieser Art werfen Kleinigkeiten nicht selten ein großes Licht. So weiß man z. B, daß er dem Dichter, um dessen pecuniäre Lage zu verbessern, einmal den Lehrstuhl der Geometrie in Ferrara ertheilte, was wohl nur pro forma war, da jener blutwenig von mathematischen Wissenschaften verstand; daß er sich bei den italienischen Höfen eifrigst verwandte, um Nachdrucke der Gedichte Tasso's zu verhindern u. s. w. Aus Tasso's Briefen ist bekannt (auch sein Biograph Serassi redet davon), daß er einmal dem Herzoge klagte, es fehle ihm an Geld, Wein zu kaufen, und der Herzog ihm köstlichen Wein in seine Wohnung bringen ließ. Es war bei dieser Gelegenheit, wo Alphons unter Tasso's Verse folgende Zeilen schrieb, die noch vorhanden sind:

Sia data una botta di vin al Tasso:
Beva, scriva, riposi, e vada a spasso.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Der Opernball.

Einige unabhängige Blätter haben sich über das Journal des Débats lustig gemacht, welches seine pompöse Beschreibung „in der Nacht um zwei Uhr“ und vom Hôtel de ville datirt hatte, wie ein Feldherr den Bericht über einen errungenen Sieg vom Schlachtfelde datirt. Nun blieb nur noch ein Fest übrig, das nämlich, welches die Nationalgarde dem königlichen Brautpaar und der gesammten königlichen Familie geben wollte. Dies war ein eigentlicher Subscriptionsball; hier bedurfte es keiner Begünstigung, um zugelassen zu werden; jeder Nationalgardist, das heißt jeder Bürger, hatte das Recht, für sein Zwanzig-Frankenstück Einlaß zu fordern. Auch war an Subscribenten kein Mangel; denn was ist ein Goldstück für die vielen wohlhabenden Pariser, welche zur Nationalgarde gehören! Natürlich waren der Nichtsubscribenten noch zehnmal mehr. Man mußte die Subscribentenliste früher schließen, als wohl gewünscht wurde, weil sich schon mehr Personen gemeldet hatten, als der Opernsaal fassen konnte. Die Subscriptionsgelder reichten aber nicht hin, um die großen Kosten des Festes zu decken; es scheint, daß man das Uebrige aus der Kasse der Nationalgarde genommen. Dies mag wohl nicht ganz gesetzmäßig seyn; allein darauf wurde diesmal nicht gesehen, und sogar die Vergoldung des Opernsaales wurde auf Kosten der Nationalgarde erneuert, damit der Ballsaal desto festlicher aussehe. Somit hat unverhofft die große Oper einen Schmuck erhalten, womit sie wenigstens einige Jahre lang wird prangen können. Ein Subscriptionsball mußte natürlich anders aussehen, als ein Fest, an dem nur geladene Gäste Theil nehmen. Es ging hier ungezwungener her, als bei den übrigen Festen; denn die Gäste waren gleichsam zu Hause, und konnten nicht vergessen, daß sie die Kosten des Festes bestritten. Uebrigens benahmen sie sich so galant, wie man es von gebildeten Parisern erwarten kann. Den Damen waren rund um den Tanzboden des Opernsaals Sitze angewiesen worden, welche sich amphitheatralisch erhoben, und da die Damen mit Juwelen und künstlichen Blumen und den kostbarsten Zeugen geschmückt waren, so nahm sich dieser Kranz, den man mit einem großen Blumenkorbe verglich, herrlich aus. Besonderes Aufsehen erregten sechs junge und schöne Frauen von Nationalgardisten aus der sogenannten Banlieue, welche die ländliche Tracht beibehalten hatten; aber statt des gewöhnlichen Kopfzeuges trugen sie die feinsten Spitzen, statt der vergoldeten Zierrathen waren sie mit Juwelen geschmückt. An Juwelen konnte es jedoch natürlich Niemand der Herzogin von Orleans gleich thun, deren Anzug mit den ihr bei der Hochzeit geschenkten Juwelen gleichsam besäet war. Auch einige Fischweiber, oder wenigstens reiche Marktfrauen waren da, ebenfalls in sehr kostbarer Tracht. Die legitimistischen Blätter thaten ihr Bestes, dieses Fest lächerlich zu machen; so behaupteten sie, die Bürger und Bürgerinnen haben sich in Wäscherkarren und in allem möglichen Fuhrwerke zum Balle führen lassen, und die zur Oper führenden Gassen haben ausgesehen wie am Fasching. An Miethkutschen jeder Art ist aber in Paris kein Mangel, und kein Bürger versagt sich den Gebrauch derselben, wenn es darauf ankommt, seine Frau und Tochter zum Balle zu führen. Dieses letzte Fest hat wenigstens die Steuerpflichtigen nichts gekostet, und insofern verdiente es, wie ein unabhängiges Tageblatt bemerkt, den Vorzug vor dem Feste des Hôtel de ville, an welchem die Zahlenden nur durch eine geringe Anzahl von Repräsentanten Antheil nehmen konnten. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 171.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 19. Juli 1837.

Die Narrheit eines Narr'n ist nicht so wundersam,
Als die des Weisen, wenn sein Witz in's Faseln kam.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh'.

Paradoxer Kritiker.

1.

Einst sah'n wir einen Löwen mit goldner Mähnenzier:
Mit feuerhellen Augen gebietend, stand er hier;
Und hob er seine Stimme in rechter Zornesfüll',
O wie wir alle bebten vor'm donnernden Gebrüll!

Ein junges Hündlein spielte zu seinen Füßen da;
Großmüthiglich der Löwe gar sanft herunterſah,
Wenn es an seiner Tatze sich mit den Zähnchen hielt,
Und oft mit seiner Mähne zutraulich fortgespielt.

Als wir nun angestaunet die Magnanimität
Und die Condescendenzen der Löwenmajestät,
Erhob sich eine Stimme: „Das ist nicht wunderbar!
Wißt, daß des Löwen Mutter bloß eine Hündin war!

Ich hab's ihm nachgespüret und kritisch aufgedeckt:
Ein Möpschen hat den Löwen im Hundestall beleckt;
Drum hält er's mit den Hunden, und gäb' ich Alles kund,
So hieltet ihr ihn Alle für einen bloßen Hund!"

Man staunte ob dem Herren; er war ein Philosoph,
Der überall von Witzen und Consequenzen trof.
Ein Papagei im Käfigt erhob sich recht und schlecht,
Und rief aus dickem Schnabel: „Herr Bruder, du hast Recht!"

2.

Wir wandelten von hinnen — der Sommer machte heiß —
Und sezten uns zum Weine vergnüglich in den Kreis.
Der Wirth gab uns das Beste von seinem Eilfer Wein,
Damit die werthen Gäste befriedigt möchten seyn.

Wie duftete im Grünen so frisch das nasse Gold!
Wie schwamm die Abendsonne im Bechergrund so hold!
Wir hoben die Pokale und dankten unsrem Gott,
Der uns zur süßen Labe solch edle Feuchtung bot.

Wir sprachen von der Rebe, die tief am Boden hin
In stiller Demuth ranket, und deuteten den Sinn
Der himmlischmilden Demuth, die unterst wollte seyn,
Damit sie uns erzeugte den ew'gen Freudenwein.

Der Philosoph indessen saß hinterrücks gebückt,
In Machtphilosopheme gewaltiglich entzückt,
Und als er seine Flasche gegossen in das Glas,
Rief er im Donnertone: „Herakles! was ist das?

„Da schwimmt in meinem Weine ein Fäserchen umher
„Von einer Felsendistel! — Schnell gießt die Flasche leer!
„Die blinden Bursche drüben, die mögen fröhlich seyn,
„Doch Kritiker goutiren nie solchen Distelwein!"

Digitized by Google

Man staunte an den Weisen — der Wein war herrlich gut —
Und ließ ihn weidlich schimpfen auf's goldne Distelblut.
Ein Papagei im Käfigt erhub sich recht und schlecht:
„Joko will auch nicht trinken! Herr Bruder, du hast Recht!“

3.

Drauf sank die Sonne nieder, wir gingen Alle heim,
Der Kritiker alleine mit seinem Weisheitskeim
Saß trocken in der Laube. — Die Sonne nieder geht!
So sprachen wir; er murrte: „Nein, unsre Sonne steht!

„Und steht die Sonne stille, so kann's nicht werden Nacht,
So nehmen bloß die Blinden nicht ihren Glanz in Acht!
Drum werd' ich hier verbleiben, hoch über dem Gespött.“ —
Wir aber gingen ruhig und legten uns in's Bett.

Der Philosoph indessen hat jene dunkle Nacht
In seiner Laube nickend beim leeren Krug verbracht,
Und als die Schatten oben vor Sterne sich gerollt,
Sprach er in stolzem Frieden: Das ist nur Sonnengold!

Mehr hat man nicht erfahren, weil er alleine blieb;
Kein Kellner blieb mehr wachend dem feinen Herrn zulieb;
Der Papagei im Käfigt rief bloß, vom Traum geschwächt,
Zur Mitternacht herüber: „Herr Bruder, du hast Recht!“

4.

Des andern Tages kamen von nahe und von fern
Und freuten sich des Lenzes viel edle Frau'n und Herrn.
Da saß er eingeschlafen, der Kritiker, gar mild,
Und war in seinem Schlafe der echten Weisheit Bild.

Weil er die Nacht genommen tiefkritisch für den Tag,
Was Wunder, daß er heute fest eingeschlummert lag?
Man lachte, trank, spazierte; das war ihm ungenehm.
„Ihr Eulen,“ rief er zürnend, „was stört ihr mein System!

„Jezt schlafen alle Weisen, denn seht, ich schlafe auch,
„Und bin ein Mann des Schlummers vom Scheitel bis zum Bauch!
„Drum kann jetzund die Sonne nicht an dem Himmel stehn,
„Fahrt hin, ihr wüsten Käuze, bis Morgenlüfte wehn!“

Da lachten alle Gäste: Du hältst den Tag für Nacht,
Und nur als Tag erscheinet dir blinde Mitternacht!
Der Papagei im Käfigt trat an und schrie dazu:
„Joko will auch nun schlafen! Herr Bruder, bleib' in Ruh'!“

A. Knapp.

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

(Fortsetzung.)

Durchgehen wir die einzelnen Erkenntnißvermögen zum Behufe der Vergleichung, so finden wir im Allgemeinen bei den Frauen vollkommenere Sinne. Sie haben ein schärferes Gesicht, was sich nicht durch die verschiedene, die Augen mehr oder weniger angreifende Beschäftigung der Geschlechter erklären läßt, indem einerseits die meisten weiblichen Beschäftigungen nicht sehr schonend für das Auge sind, andererseits die Männer meist für die Augen ungefährlichere Beschäftigungen und dagegen weit mehr Uebung und Stärkung des Auges im Freien haben. Das weibliche Ohr ist feiner, z. B. viel geeigneter zum Lauschen. Der weibliche Tastsinn ist zarter, zu feineren Arbeiten geschickter, ihr Geruch empfindlicher, z. B. gegen den Tabak, gegen den der Mann in der Regel nur aus Galanterie oder der Sitte zu lieb sich erklärt. Ihr Geschmack endlich ist delicater, so daß er sich z. B. sehr entschieden gegen manche Lieblingsspeisen der Männer sträubt. Der innere Sinn oder das Selbstbewußtseyn ist dagegen wieder bei den Männern ausgebildeter, denn es ist dies kein passives Hinnehmen, sondern eine anstrengende That. Die Frauen machen zwar auch feine psychologische Beobachtungen, aber nicht an sich selbst durch den innern Sinn, sondern an andern vermittelst des äußern Sinnes. Selbstkenntniß, eine schwere Aufgabe schon für Männer, ist doppelt schwer für Frauen.

Die Fassungskraft der Frauen, so weit Fleiß und Anstrengung keinen Unterschied machen, ist, wie schon bemerkt, gewandter, schneller und feiner. Ihr Gedächtniß ist, in Betracht der gewöhnlich geringen Uebung, getreuer. Wie leicht behalten sie Physiognomien, kleine Geschichten und Züge des Lebens, Anekdötchen, die Details einer Gesellschaft. Welcher Vater, um nur einige Züge zu erwähnen, könnte die tausend Kindergeschichtchen behalten, welche uns unsere Mütter mit immer neuem Vergnügen aus unserer frühesten Jugend erzählen? Welches männliche Auge vermöchte den Putz einer großen Gesellschaft in den wenigen Minuten, deren ein weibliches Auge bedarf, zu durchmustern, und zwar mit der Gründlichkeit, welche keine Blonde, kein Geschmeide übersieht, um sich vielleicht nach Jahren noch des geringfügigsten Details zu erinnern!

Die Phantasie der Frauen ermangelt zwar der zweckmäßigen Produktivität, namentlich in der Anwendung auf Wissenschaft und Kunst; allein eine andere Frage ist, ob nicht ein reicheres, üppigeres Bilderspiel der weiblichen Phantasie entquillt? Wenigstens scheint das weibliche Auge

Digitized by Google

viel mehr umzogen, bald von lachendem Scheine, bald von trübem Gewölke, während das männliche Auge die Wirklichkeit viel wahrer und nackter sieht. Welches Geschlecht ergibt sich leichter der Furcht und Hoffnung? Welches ergeht sich mehr in stillen, das weiche, hoffende Herz umspielenden Träumen, und findet darin den Ersatz für die, von der unbilligen Wirklichkeit ihm auferlegte mannichfache Resignation? Welches Geschlecht ist beredter im Umgang, in der Gesellschaft? — Offenbar spinnen sich die Bilder und Gedanken viel langsamer und schwerfälliger aus der männlichen Phantasie als aus der weiblichen. Wie, um nur ein Beispiel anzuführen, möchte eine männliche Phantasie in Fruchtbarkeit und Beweglichkeit ausreichen, um die Fluth von Worten, welche dem Munde einer erbosten Frau entströmen, zu erzeugen? — Solche unmittelbaren und fortlaufenden Erzeugnisse, wie die tägliche Fülle der Gesprächigkeit, beweisen viel mehr als die künstlichen, durch Anstrengung und Uebung erzeugten Produkte in Wissenschaft und Kunst; besonders da leztere bloß in einzelnen begeisterten Momenten geschaffen werden, in welchen sich alle Seelenvermögen zu demselben Zwecke zusammendrängen. — Gehen wir endlich zur Intelligenz selbst über, so werden wir gestehen müssen, daß der weibliche Scharfsinn feiner, der weibliche Verstand treffender ist als der männliche. Urtheilskraft, als Sache der Uebung und Reflexion, Klugheit, als die Willensseite der Intelligenz, mag dagegen den Mann auszeichnen, während die Frau wieder mehr List und Schlauheit besizt. Die Frau ist unter gleichen Umständen gewandter und gebildeter als der Mann; dieser dagegen ein- und umsichtiger.

Den zweiten Hauptgesichtspunkt unserer Vergleichung haben wir als den gemüthlichen bezeichnet, womit wir nach dem gewöhnlichen vageren Sprachgebrauch die ganze Gefühls- und Willensseite befaßt haben wollen. Wir verbinden damit gleich den sittlichen Gesichtspunkt, um die verschiedene Entwicklung der einzelnen Triebe in beiden Geschlechtern desto leichter in ihrem ganzen Umfang überschauen zu können.

Betrachten wir zuerst den theoretischen Trieb nach seinen Gefühlen und Willensäußerungen, so werden wir finden, daß die Ueberzeugung im weiblichen Geiste inniger und ungetheilter ist, als im männlichen. Für die Frau ist Alles entweder wahr oder falsch, nur der Mann unterscheidet zwischen theilweiser Wahrheit und theilweiser Falschheit eines Satzes, einer Ansicht, eines Dogmas; dies rührt daher, daß der Mann seine Ueberzeugung mehr nur hat und daher freier damit schaltet, während die Frau ihre Ueberzeugung ist. Aus gleichem Grunde weiß sich der Mann über seine Vorstellungen und Gedanken zu erheben, sie mit ihren Gegenständen und der Wirklichkeit zu vergleichen, wodurch er Vernunftgründen zugänglich wird, Einsicht in die Wahrheit und den Zusammenhang gewinnt und seine Ueberzeugung zur Gewißheit und Nothwendigkeit erhebt, zu gleicher Zeit aber mehr dem Zweifel anheimfällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Corsets mécaniques.

Die Schnürbrust ist in dem System weiblicher Kleidung, wie es sich seit Jahrhunderten in Europa ausgebildet hat, die unerläßliche Grundlage jedes Anzugs im engern Sinne des Worts; sie ist die grundirte Leinwand, auf welcher die Mode ihre launischen Contouren zieht und ihre bunten Farben auffezt. Sie bestimmt den Umriß des für die Kleidung entscheidenden Körpertheils, der Büste, und die mathematische Figur, welche leztere beschreibt, erscheint als die eigentliche Formel für die ganze weibliche Tracht einer Zeit. Diese Formel war im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert bekanntlich ein umgestürzter Kegel, dessen Spize sich in die gebauschte Umkleidung der Hüften einsenkte, während die natürliche weibliche Gestalt gerade die umgekehrte Figur beschreibt. Dieser Typus hat sich, neben den Familienbildern, in den naiven hochbusigen Holzpuppen der Nürnberger und hie und da in der Esther und Judith des Kartenspiels erhalten, gleichsam zur Abschreckung; trotz dem sind in neuerer Zeit einige schüchterne Versuche gemacht worden, darauf zurückzukommen, die indessen, keineswegs am Schönheitssinn der heutigen Welt, wohl aber an dem sich immer mehr entwickelnden Sinn für „Comfort" scheitern müssen. Die Schnürbrust des neunzehnten Jahrhunderts ist, wie so Vieles, ein auf der tabula rasa der Revolution aufgeführtes Gebäude; ein bedächtiges Umlenken zu mäßiger Unnatur von der unhaltbaren modern-antiken Natürlichkeit; eine umsichtige Erweiterung des gar zu schlichten Apparats, der den griechischen Draperien zum Stüzpunkt diente, als David im Departement der weiblichen Toilette den Vorsiz führte. Sie hat für immer der alten Steifheit, Lästigkeit und Plumpheit entsagt, aber sie kann vermöge ihrer Organisation eine Menge alter unvernünftiger Rechte oder Launen wieder in's Leben rufen, und verhält sich zum alten unbeugsamen Schnürleib wie die jezigen Tribunale in deutschen Landen zum seligen Reichskammergericht. — Die zwar häufig übertriebenen, aber bei der zarten Jugend nie genug zu berücksichtigenden schlimmen Folgen der Schnürbrust waren bei beiden Systemen verschieden, wie die Partieen, welche der Begriff von Eleganz dem härtesten Druck unterwarf. Die kurze, über den Hüften scharf einschneidende Schnürbrust unserer Großmütter beeinträchtigte vorzüglich den Unterleib, desto weniger dagegen die Brust; unser Corset, indem es die widerstehenden Hüften umfängt, stiftet in den untern Organen weit weniger Schaden als nach obenzu, und der größte Nachtheil dabei ist, daß der Hauptdruck dahin wirkt, wo der der Zusammenpressung elastisch widerstrebende Brustkasten aufhört und der Rückgrat am beweglichsten, aber auch am verschiedbarsten ist. Da der Druck theils in Folge des Baues des Corsets, theils, und vornämlich, wegen der nicht symmetrischen Anordnung der Eingeweide gerade an jener Stelle ein ungleicher ist, so müßte, bei unvernünftigem Gebrauch der Schnürbrust, Verkrümmung des Rückgrats in jugendlichen Körpern noch viel häufiger vorkommen, wenn nicht die Wirbelsäule das vollendetste mechanische Kunstwerk

Digitized by Google

wäre. Auch der Mensch ist, vermöge seiner Mitgift an göttlichem Geiste, ein großer Mechaniker; im Fache, von dem hier die Rede ist, hat er aber nur Dinge erfunden, die das göttliche Meisterstück verderben; man muß froh seyn, wenn hie und da ein Genius ersteht, der die schlimmen Folgen plumper menschlicher Maschinerie mindert, und darum Ehre dem Corsetschneider Ihrer königlichen Hoheit der Herzogin von Orleans! Tausende von Weibern werden in Kurzem mit leichtem Athem den Namen Josselin segnen. Schon längere Zeit kannte man Mittel, sich prompt und gründlich selbst einzuschnüren; aber die paar Dutzend Schnürbänder, die man dabei zumal anzog, verwirrten sich jeden Augenblick, und man kehrte ärgerlich zum althergebrachten, langweiligen, aber sichern, vier Ellen langen Schnürnestel zurück. — Jezt aber verfertigt Josselin einen sinnreichen Mechanismus, mittelst dessen man sich in wenigen Sekunden ohne die geringste Mühe einschnürt; aufgeschnürt ist man in einer Sekunde, und man drückt zu diesem Zweck nur auf eine kleine Feder. Fortan kann sich eine Dame mitten in der Gesellschaft nach Bedürfniß loser oder fester schnüren, oder gar aufschnüren, ohne alle Umstände, ohne ihre Toilette zu verrücken, ohne daß es ein Mensch merkt. — Der Einfluß, den diese neue weibliche Fähigkeit — denn als solche muß es bezeichnet werden — auf das gesellige Leben und die ganze Haltung desselben äußern muß, ist nicht zu berechnen. Hier nur einige Andeutungen. Eine Dame wird im Lesen oder Schlummern durch die Ankündigung eines Besuchs gestört; im Augenblick hat sie sich selbst in die obligate Figur des Anstandes gebracht, und kaum hat der Besuch den Rücken gewendet, so läßt sie mit einem Druck auf die Feder der Natur wieder den Lauf und kehrt hochaufathmend zu Buch oder Kopfkissen zurück. Bei Festen, bei Vorlesungen, im Theater, überall, wo Affekte im Großen entwickelt werden, können die Frauen durch denselben leisen Druck dem von Rührung oder Schmerz gepreßten Herzen Luft machen, und ein sehr ergreifendes Stück wird als ein solches bezeichnet werden, das man nur aufgeschnürt anhören kann. Auch für die so beliebte dramatische Wahrheit und Natürlichkeit wird dadurch ein wesentliches Moment gewonnen. Hatte bisher eine Schauspielerin in Ohnmacht zu fallen und im Laufe der Scene wieder zu sich zu kommen, so war es kläglich anzusehen, wie gar nicht natürlich die Hülfleistung ausfiel, weil schon der Anstand verbot, zum radikalen Mittel zu greifen und den Schnürnestel zu durchschneiden. Fortan aber braucht nur derjenige, dem die Unglückliche in den Arm gesunken, den Gestus des besprochenen Federdrucks zu machen, um sie pantomimisch aufzuschnüren und mit ihrem Leben die scenische Wahrheit zu retten. — Josselin nennt seinen neuen Apparat corsets mécaniques, als ob nicht jedes Corset ein Mechanismus wäre; gerade so ist den französischen Postillons der Hemmschuh nicht mechanisch genug, und so nennen sie die neue Sperrvorrichtung mit Hebel und Schraube vorzugsweise la mécanique.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

(Beschluß.)

Tasso und Alphons von Este.

Alphons war weder ein düsterer Tyrann, noch ein Verächter des Edeln und Schönen. Aber man muß und darf nicht, wie es fast immer geschieht, das zwischen Beiden bestehende persönliche und Dienstverhältniß außer Augen lassen. Alphons vergaß nicht, daß er der Fürst und Tasso der Hofmann war, der in seine Dienste zu treten gewünscht und eifrig nachgesucht, den er gütig aufgenommen, obwohl sein Bruder, der Cardinal, sich über ihn zu beschweren Grund zu haben glaubte, dem er Wohlthaten erzeigt hatte und der ihm Verbindlichkeiten schuldete. Man sollte dies um so weniger übersehen, als man vom Dichter selbst in jedem Augenblick an seine Stellung und seine Ansprüche als Edelmann erinnert wird. Durch dessen Benehmen und unbegreifliche Indiscretion wurde der Herzog gerade in dem Punkte verlezt, wo er am empfindlichsten war: in der Ehre seiner Familie. Ob er in seinen Empfindungen und Gefühlen Recht hatte oder nicht, mögen Andere entscheiden; genug, sie waren vorhanden. Nachdem er in Bel Riguardo die ganze Wahrheit vernommen, verfuhr er keineswegs rasch; erst dann, als Tasso nach seiner zweiten Rückkehr alle und jede Rücksicht hintansezte, befahl er, ihn einzusperren. — Von diesem Momente an bleibt mir nichts zu sagen übrig. Ich kann nur wiederholen, daß Alphons völlig umgewandelt war, daß er dem Gefangenen nur gezwungen die Freiheit wiedergab, daß er ihm nie auch nur scheinbar Verzeihung gewähren wollte. Die Härte, womit der Unglückliche in S. Anna wenigstens während der ersten Zeit durch den, die strengsten Vorschriften ohne Schonung befolgenden Prior behandelt wurde, hat einen unauslöschlichen Flecken auf dem Charakter des Herzogs zurückgelassen, und wird Verwünschungen auf ihn laden bis zum Absterben der Erinnerungen. Der Name der Este ist an den Tasso's geknüpft: er ist, wie Lord Byron sagt, ihr Ruhm und ihre Schande. Keinem wird es einfallen, Alphonsen vertheidigen oder rechtfertigen zu wollen. Um so mehr aber dürfte es gerecht und billig seyn, die Umstände, welche diesen traurigen Begebenheiten vorausgingen und sie herbeiführten, genauer in's Auge zu fassen, und namentlich, Zeit, Sitte, Verhältnisse, Menschen aneinanderhaltend, ohne Sentimentalität, womit uns hier eben so wenig wie bei andern historischen Fragen geholfen wird, ernstlich sich darüber zu unterrichten, wo ursprünglich der Haupttheil der Schuld lag und was zu thun war. Ich muß noch einmal aussprechen, was ich schon früher gesagt: man darf bei der Beurtheilung Torquato Tasso's nicht den gewöhnlichen Maßstab anlegen, man würde damit in keinem Falle ausreichen. Kann man dies aber billig dem Herzog von Ferrara zumuthen? Italiens größter Epiker, sieben Jahre lang in einem Narrenhause schmachtend, ist ein zu grausiges Bild, ein zu entsezlicher Gedanke, als daß man nicht, aus Achtung vor Menschheit und Menschlichkeit, versuchen sollte, nachzusehen, ob nicht aus der Natur der Sache Umstände hervorgehen, welche dazu beitragen können, das Gewicht des Abscheus zu mindern, welches auf demjenigen lastet, den man als den Urheber bezeichnen muß. Kein Geschichtschreiber hat es gewagt, die Sache wahr und ehrlich darzustellen; die, welche es hätten thun können, und denen authentische Dokumente zu Gebote standen, sahen immer im Hintergrunde einen sie schreckenden Popanz, die unselige sogenannte Ehre des Hauses Este, und verhehlten die Wahrheit. Durch lächerliche und unvernünftige Bemäntelung schadeten sie insgesammt Alphonsen mehr, als bei einer offenen Darlegung des Thatbestandes zu fürchten gewesen wäre. Rt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 172.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 20. Juli 1837.

Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Alles will Sonne mit Farben beleben;
Aber an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt gepuzte Menschen dafür.

Goethe.

Dänischer Frühling.

Das Folgende ist den neuesten Briefen des jüngern Marmier entnommen, der früher auch Deutschland bereist und deutsche Zustände beschrieben hat und gegenwärtig auf einer Reise durch Scandinavien begriffen ist. Das Erste und Hauptsächlichste, was die gebildeten Franzosen in germanischen Ländern beschäftigt, ist in der Regel das poetische Element in unserem Volkscharakter. Die Art, wie sie dieses von ihrem Standpunkt auffassen und schildern, ist meist sehr ergötzlich. Oft ist es aber auch, als ob sie, die meistens doch auch einen Theil deutschen Bluts in den Adern haben, eine Sehnsucht befiele nach dem, was ihrem Volk im Lauf der Geschichte abhanden gekommen ist. Dann versuchen sie sich gleich, wie eben Marmier, in Naturauffassung und Schilderung nach deutscher Weise, und bei der Richtung der modernen französischen Poesie, welche von der deutschen so Vieles geborgt hat, ist ihnen dies ziemlich geläufig.

* * *

Der Frühling stellt sich spät in Kopenhagen ein; endlich und endlich zeigt er seine Flügelspitze, er hat aber wahrhaftig lang genug auf sich warten lassen. Schon im März erheben die Dichter ihre Stimme, um ihn herbeizusingen. Die Mädchen wissen wohl noch, wie groß die Lust im vorigen Jahre war, und sehnen sich herzlich nach ihm, um sich wieder so träumerisch im Wald zu ergehen, und die Modehändler von Oestergada wünschen ihn noch sehnlicher herbei als die Mädchen, denn das Loos der neuen Kleider und der Gaze, die sie von Paris kommen lassen, steht auf dem Spiel. Aber der Frühling macht ganz kleine Tagreisen, wie ein großer Herr; er hält sich in Frankreich auf, in Deutschland, überall, wo eine hübsche Wiese ihn lockt, eine Laune ihn vergnügt, und seine beiden Vorreiter, Schwalbe und Grasmücke, melden ihn am Gestade des baltischen Meers drei Wochen bevor er in Person über die Elbe geht.

Endlich eines Tags läuft es durch die Stadt, der Himmel sey ganz blau, der Kukuk habe gerufen und im Park schlagen die Bäume aus. Da werden flugs alle Miethkutschen in Beschlag genommen und Alles fliegt aus, um draußen im Freien den wiederkehrenden Götterjüngling zu begrüßen. Wir Franzosen sind undankbare Menschen, wir empfangen den Frühling, als ob er eben seine Schuldigkeit thäte; aber im Norden vergöttert man ihn und bringt ihm Dankopfer. In Deutschland wird im Mai das Rosenfest gefeiert: da ist das ganze Haus voll Rosen, Rosenkränze auf allen Tischen, Rosensträuße in aller Frauen Hand, und die Männer singen, trotz Anakreon, die Rose und den Frühling. In Dänemark spricht man einen ganzen Monat von nichts, als daß der Frühling wieder

da ist. Um diese Zeit bleibe die Politik mit wichtigen Begebenheiten zu Haus: keine Parlamentsdebatte, kein Kriegsereigniß kommt auf vor einem frisch belaubten Baumzweig in Frederiksberg oder einem Blümchen, das sich unter dem Fenster erschließt. Frühling ist das einzige Wort, das man dann mit Anstand in die Gesellschaft bringen kann; man mag sonst die ganze Sprache vergessen, wenn man nur beim Eintritt in ein Gesellschaftszimmer sagen kann: wie befinden sie sich? und: der Frühling ist gekommen! In diesen Tagen der Freude ist alles um die Stadt voll Leben und Regsamkeit: die Bräute lustwandeln in den Wald, pflücken Primeln und schwärmen in der Zukunft; die guten Bürger spazieren in den Vorstädten und lassen sich ihre Pfeife trefflich schmecken in Gottes schöner Natur; die Branntweinschenken und Lachshändler postiren sich am Eingang des Parks, die Seiltänzer schlagen ihr Gezelt auf dem Rasen von Charlottenbund auf, der Wirth auf dem Klampenberg ordnet seine Tische am Rand des Hügels über dem Meer, und der Wirth auf Bellevue, der jenen scheel ansieht, läßt seine Baumgänge säubern und kommt schier dazu, seine Buchebäume zu reformiren, die seit zwanzig Jahren zu Thürmen und Zuckerhüten zugeschnitten sind.

Kaum, und dies ist das Wunderlichste, sieht man keinen Schnee mehr am Boden und kein Eisgewölk mehr am Himmel, so bilden sich die Kopenhagner ein, es sey unerträglich heiß, und denken daran, auf dem Lande der Kühlung und der Ruhe zu genießen. Wer nur eine Hufe Landes nicht zu weit von der Stadt hat, rüstet sich zum Aufbruch. Die Wissenschaft und der Adel schließen ihre Thore, und selbst die Justiz wandert aus. Wohl kommt allgemach etwas Leben in die Erde, aber die Bäume schaudern im Nordwind, und den armen Pflanzen, die aufgehen möchten, ist es zu kalt; man wärmt sich an der Sonne, man verschließt fest die Fenster der Landhäuser und drängt sich um den Ofen wie im Januar: Alles einerlei, es ist einmal die schöne Jahreszeit, es ist Frühling, und wer kann in der Stadt bleiben, wenn es nach dem Kalender scharf auf die Hundstage zugeht? Auch ich ließ mich vom Strome fortreißen und suchte die Sonne Dänemarks an den Ufern des Sunds auf.

Nirgends sieht man wohl so herrliche Buchwälder als in Dänemark. Auf Seeland wiederholt sich häufig folgendes Landschaftsbild: weite Ebene, hier weiden Ziegen, dort dreht die Windmühle ihre mächtigen Flügel; dann dicker Wald mit unregelmäßig durchgehauenen Gängen, ergreifend, geheimnißvoll; an manchen Stellen nächtiges Dunkel, weiterhin Sonnengold durch das Laubdach blitzend. Es wird einem ganz seltsam zu Muth, wenn man einen solchen Forst betritt: man athmet eine Ruhe, wie man sie nie empfunden draußen in der Welt, und zugleich beschleicht einen jene süße, gegenstandslose Trauer, die Weemod des Dänen. — Ja, da ist poetische Luft, da rührt eine unsichtbare Hand alle Saiten des Herzens, daß sie in Harmonien rauschen; der Glaube steigt zu einem nieder und die Liebe, man fühlt sich angezogen von einem unnennbaren Etwas, und eine Ahnung des Unendlichen taucht im Gemüthe auf. Es ist, als wäre die ganze Natur bereit, uns ihre Räthsel zu lösen, das Ohr lauscht und der Gedanke steht stille. Unten am Wald liegt der See, wo der Dompfaff den Schnabel nezt, wo die Baumzweige in der Abendsonne spielen, und daneben hebt die ländliche Hütte schüchtern ihr Strohdach über die Schleedornhecke; weiterhin liegt die Kirche aus Backsteinen, im Styl der alten angelsächsischen Gotteshäuser, mit dem schweren, viereckigen Thurm, der Glockenstuhl treppenförmig aufgebaut, was wohl die mystische Treppe bedeutet, auf der der Geist sich von der Erde zum Himmel erheben soll.

Die Straße nach Helsingör (Elseneur schreibt der Franzose) läuft zwischen einem der schönsten Forsten Seelands und dem Meere durch. Hier ist oft der Himmel düster, und die lachende Erde unter diesem Himmel gemahnt einen wie ein Mädchenangesicht, das aus dem Trauerschleier blickt. Gegen den Wald zu sieht man zierliche Landhäuser, Gärten voll Blumen; an der Seeseite streckt sich nur die kahle Küste hin; die Netze des Fischers hängen auf den Pfählen und sein Häuschen liegt an Wassers Rand, wie eine auf den Strand gezogene Barke. Auf dem Ufersande wächst nur Eine Blume, die Myosotis (Vergißmeinnicht), die Blume der Erinnerung. Es ist, als wollte sie dem Wanderer an dieser fernen Küste das Bild der Heimath vor die Seele bringen, das Bild der Lieben, denen er Lebewohl gesagt.

Kein Freund der Poesie wird es versäumen, bei Helsingör, neben Odins Grabhügel, auch den Buchwald zu besuchen, wo Hamlets finsterer Schatten drei unförmliche, übereinander gethürmte Felsblöcke umschwebt. Die Volkssage mag, wie die Ungläubigen meinen, keinen Grund haben; aber der Ort könnte einmal nicht besser gewählt seyn. Der Wald ist finster wie der Gram in Hamlets Herzen. Nur verstohlen bricht das Licht herein und man vernimmt nichts als das Rauschen des Winds im Laub und das Tosen der Wogen. Ganz nahe dabei ist ein zierliches Schloß, die Residenz des Königs; dort wird gesungen, getanzt, gejubelt, während Hamlets Seele in der Einsamkeit schlummert. Hier saß ich einmal Abends, und ich meinte, auch Shakespeare müsse hier gewesen seyn, so herrlich treu hat er diese Poesie des Nordens wiedergegeben. Ich beugte mich nieder auf den kalten Stein und fragte Hamlet, ob ihm sein Räthsel gelöst worden, und im Gehen pflückte ich eine der blassen Blumen, die an seinem Grabe wachsen; sie wäre gut gewesen für Opheliens Kranz.

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

(Fortsetzung.)

Die Frau lebt und webt in ihren Vorstellungen und Gedanken, ihre Ueberzeugung ist mit ihren Vorstellungen verwachsen. Gründe haben daher keine große Gewalt über sie; um die Frau zu überzeugen, muß ihre Stimmung verändert werden; sie erhebt sich eben daher seltener zu klarer Gewißheit und noch seltener zur Einsicht in die Nothwendigkeit; sie lebt im Glauben und Meinen. Der Glaube namentlich ist der Grundton aller weiblichen Ueberzeugung. Die Frau liebt die Verwunderung, den Gegensatz der Nothwendigkeit in der Ueberzeugung, wodurch der Mann sich gedrückt und angespornt fühlt, zur Einsicht durchzudringen. Der Zweifel schlägt in der weiblichen Ueberzeugung ohne weiteres in Unglauben um, oder in Glauben zurück; sie hält sich nicht lange in der schwebenden Mitte des Zweifels. Daß die Frau ihre Ueberzeugung und ihr Glauben so ganz und ungetheilt ist, beweist auf's Neue das Uebergewicht des Bewußtseyns in ihrem Geiste; denn nur der Wille ist's, wodurch der Mann sich über seine Ueberzeugung und seinen Glauben, welche dem Bewußtseyn angehören, erheben, sie prüfen und theilweise wegwerfen, theilweise behalten kann.

Auch in den praktischen und sittlichen Gestaltungen des theoretischen Triebes wird sich wiederum die Freiheit des Mannes und die Gebundenheit und Unmittelbarkeit der Frau in der Ueberzeugung zeigen. Da alle zweckmäßige Thätigkeit dem Willen angehört und das Bewußtseyn für sich allein, wie wir in der Phantasie sehen, mehr auf spielende Beschäftigung ausgeht, so wird sich der Erkenntnißtrieb in dem weiblichen Naturell mehr als Neugierde, in dem männlichen mehr als Wißbegierde und Lernbegierde entwickeln. Rein theoretische Wißbegierde ohne gemüthliches Interesse ist so wenig Sache der Weiblichkeit, daß es ihr nicht einmal gut ansteht.

Was endlich die Tugend des theoretischen Triebes, die Weisheit anbelangt, welche in einer Liebe der Wahrheit um jeden Preis besteht, so wäre es beinahe grausam, diese Tugend der Weiblichkeit zuzumuthen. Die Weiblichkeit lebt, was sie weiß und glaubt, auf die unmittelbarste Weise, sie ist ihre Vorstellungen und ihre Ueberzeugung, ihr Glauben ist mit all den gangbaren Vorurtheilen und Illusionen der Zeit und der Gesellschaft verwachsen. Wer möchte in diese Welt des unmittelbaren, lebendigen Glaubens die Brandfackel des Zweifels und der Untersuchung werfen, welche aller Weisheit Anfang sind? Nur der Mann ist stark genug, seine Ueberzeugung und seinen Glauben zu seciren, um den Irrthum von der Wahrheit zu unterscheiden, ohne Gefahr zu laufen, intellektuell an dieser Zergliederung seiner Ueberzeugung zu sterben, weil er sie bloß hat, nicht ist. Wenn wir die Tugend der Weisheit dem schönen Geschlechte absprechen, ja abrathen, so wollen wir ihm deßwegen noch nicht das Laster der Thorheit oder der böswilligen Verläugnung der Wahrheit, der muthwilligen Selbsttäuschung aufbürden. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß dieses Laster für die Weiblichkeit eben so wenig existirt als die korrespondirende Tugend. Es sind dies rein männliche Tugenden und Laster.

Wenn schon der theoretische Trieb in seiner Unmittelbarkeit mehr die weibliche Natur charakterisirt, während seine Schöpfungen mehr der männlichen Natur angehören, so ist dies noch viel mehr bei dem ästhetischen Triebe der Fall; denn die Weiblichkeit ist das Schöne, während die Männlichkeit dasselbe bloß hervorbringt.

Die weibliche Schönheit ist der vollendete Ausdruck des bildenden und gestaltenden Princips der Seele, theils als der Organisationskraft, theils als des Bewußtseyns. Das Gesetz der vollendeten Bildung und Gestaltung geht durch das ganze geistige, wie durch das körperliche Leben des Weibes hindurch, so daß die weibliche Bestimmung auch geradezu als das Gesetz der Schönheit bezeichnet werden kann. Die Bestimmung des Weibes ist: schön zu seyn in geistigem wie in körperlichem Sinne, in Denkweise, Gesinnung und Benehmen. So weit die Erreichung dieser Bestimmung dem Weibe unmittelbar durch die Natur versagt ist, ist es ihr Unglück, das aber mannichfach durch freie und sittige Verwirklichung des Schönheitsgesetzes wieder gut gemacht werden kann. Das Gesetz der Schönheit bildet den Bau des weiblichen Körpers, es ergießt sich als Grazie und Reiz über seine Haltung und Bewegung, es liegt als süßer Wohlklang in dem Tone seiner Stimme, es leitet als Gefälligkeit und Liebenswürdigkeit sein Betragen, es beherrscht als Anstand und Sitte sein gesellschaftliches und sittliches Benehmen.

Für das Schöne außer sich hat die weibliche Natur das feinste Gefühl und den sichersten Takt, mit Einem Worte, sie hat unmittelbaren und natürlichen Geschmack; der Mann dagegen mag richtiger über das Schöne urtheilen und raisonniren. Daß die Frauen in der Kunst noch wenig Ausgezeichnetes geleistet haben, ist schon bemerkt worden. Die weiblichen Produktionen in der Dichtung und Malerei, wie in der Musik ermangeln der Originalität, der schöpferischen Idee; sie beschränken sich auf geschickte Nachahmung und gefällige Manier; höchstens sind es glückliche Copien der Natur. Allein dies hindert nicht, daß dennoch das Gesetz der Schönheit der weiblichen Natur wesentlicher angehört, als der männlichen; denn schön zu seyn in Wesen und Leben, ist mehr, als das Schöne zu produciren. So finden wir also, daß die Schönheit und der Geschmack, oder

Digitized by Google

die eine Seite des Bewußtseyns, als des bildenden Princips der Seele, der weiblichen Natur eben so wesentlich und unmittelbar angehört, als die andere Seite desselben, die Wahrheit und die Intelligenz. Beide sind der Puls des weiblichen Seelenlebens. Für die männliche Natur dagegen sind beide, das Wahre und das Schöne, mehr äußerliche Gegenstände der Beurtheilung und Produktion.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Die große Oper. Duprez.

Die Oper hat nun wieder einen Sänger, einen Primo Tenore, wie die Italiener sagen, und das ist eine wichtige Begebenheit in einer Hauptstadt, wo die Schauspiele einen so bedeutenden Theil der öffentlichen Vergnügungen ausmachen. Als vor einigen Monaten Nourrit wegging, gab man fast die Oper verloren; wenigstens sah man nicht ein, wie manche große Opern, die Meyerbeerschen besonders, ferner noch würden aufgeführt werden können; denn welcher unter den vorhandenen Sängern durfte es wagen, die erste Rolle in denselben auf sich zu nehmen? Aber es waltet ein günstiges Geschick über den Belustigungen der Pariser, und wenn die Noth am höchsten, ist die Hülfe oft am nächsten. So auch diesmal. Das Geschick hielt für sie einen gewissen Duprez bereit, dem sie es sonst, als er auf der Odeonsbühne sang, schwerlich abgesehen hätten, daß er der erste Opernsänger werden würde; denn er besaß damals ein zartes, schwaches Stimmchen, mit dem er, der natürlichen Vermuthung nach, unmöglich weit kommen konnte, und was noch schlimmer war, dem Manne ging zuweilen das schwache Stimmchen ganz aus und kam erst nach fünf oder sechs Tagen wieder. So wird wenigstens in einem Tageblatte erzählt, und dabei etwas wirklich Wunderbares versichert. Duprez habe nämlich mehrere Aerzte zu Rathe gezogen, diese haben ihm allerlei verordnet und gerathen, ohne daß etwas geholfen. Dies ist jedoch das Wunderbare noch nicht; denn so etwas kommt gar häufig vor, obschon sich einige Aerzte ganz besonders mit den Krankheiten des Stimmorgans abgeben. Auch das ist nicht zu verwundern, daß er einmal nach einem Heilmittel ein längeres Ausbleiben der Stimme erlitt, als zuvor, und daß er aus Verzweiflung darüber, daß ihm geschickte Aerzte nicht helfen konnten, sich der Behandlung eines Quacksalbers anvertraute, der sich anheischig machte, ihm unfehlbar seine Stimme wieder zu verschaffen. Er nahm, wie es scheint, den ihm dargereichten Trank mit eben der Zuversicht, wie König Alexander in seiner schweren Krankheit, und Beide erhielten den Lohn ihrer Zuversicht, das heißt ihre Genesung. Duprez fühlte sich ganz leicht, nachdem er getrunken hatte, die Brust war wie gereinigt und die Stimme hell und wohlklingend geworden, was sie zuvor nie gewesen war. Das Wunder war verrichtet, und das Material, der Stoff war da; nun aber mußte auch noch die Kunst hinzukommen: das ihm so wunderbarerweise gewordene Talent mußte ausgebildet werden. Er war klug genug, dies nicht zu versäumen; er übte sich fleißig, studirte, begab sich nach Italien, und vervollkommnete sich dergestalt, daß er als ein vortrefflicher Sänger zurückkam, und nachdem er sich in Paris hatte hören lassen, keine große Schwierigkeit fand, an der Oper angestellt zu werden, als Nourrit abging. Ich nehme an, daß diese Geschichte sich ganz so zugetragen hat, wie sie in Paris erzählt wird, möchte aber doch Niemand rathen, Duprez's Beispiel nachzuahmen; denn nicht alle Quacksalber sind so glücklich in ihren Kuren wie der, welcher Duprez's Atonie geheilt hat. Uebrigens hätte Duprez wohl gethan, das Recept bekannt zu machen, welches die wunderbare Wirkung gehabt haben soll, einen stimmberaubten Mann zum Opernsänger zu machen. Solch ein Recept muß sicher mehr werth seyn, als Prabiers Recept gegen das Podagra, welches die Napoleonsche Regierung für eine halbe Million (wenn ich nicht irre) angekauft, und das die Zahl der Podagristen keineswegs vermindert hat. Duprez konnte nun, wie gesagt, kühn auf die Opernbühne treten, und Meyerbeer und Rossini und alle lebenden oder schon gestorbenen Tonkünstler vornehmen; der Quacksalber hatte ihn zu Allem fähig gemacht. Anfangs aber war doch noch einiges Vorurtheil gegen ihn, oder wenigstens schadete ihm das Andenken des Nourritschen Gesanges im Publikum; er wurde daher bei den ersten Vorstellungen nur mit großen Einschränkungen gelobt; aber er überwand alle Schwierigkeiten; dazu kam, daß er keinen Nebenbuhler hatte, und man fand keinen Bessern als ihn, um bei den Festen zu Fontainebleau, im Hôtel de ville, auf dem Balle der Nationalgarde Cantaten zu singen; er ward trotz Allem Primo Tenore, und tritt nun in den besten Opern auf; ja er ertheilt ihnen sogar neues Leben, und Niedermeyers „Stradella," welche schon halb todt war, steht durch seine Kunst wieder auf. Duprez ist in gegenwärtigem Augenblick ein unentbehrlicher Mann; auf ihm ruht die ganze Last des heroischen Gesanges, und bis wieder neue Gestirne des Gesanges am Horizonte erscheinen, darf Duprez's Gestirn nicht erbleichen. Man hat in diesen Tagen aus den Debatten der Deputirtenkammer durch die Rede des Ministers des Innern erfahren, welch harten Stand die Oper hat, und wie sie, trotz des ihr vom Staate ertheilten Zuschusses von mehr als einer Million, trotz des beständigen Zuspruchs von Fremden und Einheimischen, dennoch im vorigen Jahr nur 11,000 Franken Ueberschuß gehabt hat, was wahrlich bei einem so ungeheuern Unternehmen eine Kleinigkeit ist. Um also den Gewinnst der Oper etwa auf 20 oder 30,000 Fr. zu bringen, müßten die Kosten beträchtlich vermindert werden; daran ist aber leider gar nicht zu denken; denn eben weil keine Kosten gespart werden, weil der Staat freigebig ist und der Direktor mit einer Hand ausgibt, was er mit der andern empfängt, hat die Oper so starken Zulauf. Thut doch jedes Theater alles Mögliche an Aufwand, um sich in der Gunst des Publikums zu erhalten. Jezt ist das Publikum auch zu verwöhnt, als daß es sich mit Wenigem begnügen könnte. Die Zeit ist längst vorbei, da man die Oper bloß aus Gewohnheit, oder weil es zum Bonton gehörte, besuchte, und es verschwieg, daß man in derselben sich langweile. Jezt will man angenehm unterhalten seyn für sein Geld, und deßhalb muß die Direktion nicht allein vortreffliche musikalische Compositionen haben, sondern auch schöne, von ächten Künstlern verfertigte Dekorationen, die allerlei optische Effekte hervorbringen, wie Mondschein, auch außerordentliche Dinge darstellen, an welche man sonst nicht dachte, z. B. Kirchen, Klostergänge und dergleichen. Die Costüme müssen den herrlichen Dekorationen entsprechen; sogar das Orchester muß nach neuen Effekten streben, sich daher mit Orgeln und anderm kostspieligen Zubehör versehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 173.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 21. Juli 1837.

Junker Tob. — Wie weit hast du es in der Gaillarde gebracht, Junker?
Junker Christ. — Mein Seel', ich kann eine Kapriole schneiden, und den Katzensprung thu' ich auf's Haar so hoch, als einer in Illyrien.
Junker Tob. — Warum verbergen sich diese Künste? weßwegen hängt ein Vorhang vor diesen Gaben? bist du bange, sie möchten staubigt werden?

Shakespeare.
Was ihr wollt.

Die noblen Passionen.

Die ritterlichen Uebungen.

4. Das Tanzen.

Wenn wir in den vorhergehenden Abschnitten dieses Capitels von edlen Rossen und Waffen sprachen, die das Leben einer ritterlichen Jugend schmücken, sey es in blutigem Ernst des kriegerischen Treibens, sey es in Spielen mannhafter Uebungen, so gehen wir jezt zu einem anmuthigeren Gegenstand über, der zugleich den Mittelpunkt bildet, um welchen sich der gesellige Verkehr fast aller Stände dreht.

Die Gesellschaft, in engerem Sinne nämlich, ist diejenige Beziehung der Standesgenossen unter einander, durch welche sie bei gewissen Anlässen mit einander zu ihrem Vergnügen verkehren, und diese Beziehung ist besonders in höheren Kreisen des Lebens von großer Wichtigkeit, weil die Gesellschaft es ist, welche — gleich einem mächtigen Schicksal waltend — mehr oder minder die Stellung ihrer Mitglieder bestimmt, so daß der Verkehr, welcher eigentlich aus dem Trieb nach Zerstreuung und Erheiterung entsprang, zu einem Geschäft geworden. Die Gesellschaft, im engsten Sinn, bestimmt das Geschick ganzer Reiche, und ein Mann, der seine Stellung in der großen Welt mit Ehre und Vergnügen behaupten will, muß diese Gesellschaft als eine bestehende Macht anerkennen; die Jugend aber, welche nach dem Ansehen strebt, zu welchem ihre Verhältnisse sie berufen, kann nicht umhin, der Gesellschaft zu beweisen, daß sie mit allem Fleiß sich der Ausbildung widme und am wenigsten die körperliche vernachlässige, was sie durch Tanzen darzuthun hat, denn die Blüthe des geselligen Verkehrs sind die Ballfeste. Doch ist es nur die Jugend, von der die Gesellschaft mit Strenge verlangt, daß sie tanze, während den andern ritterlichen Uebungen der Mann bis in's späteste Alter getreu zu bleiben pflegt. Da aber das Tanzen unter allen Ständen so sehr verbreitet und üblich ist, so muß, wie wir schon bei andern Gelegenheiten geäußert haben, der Hochgestellte sich desto mehr darin auszeichnen, was ihm dadurch erleichtert wird, daß er durch andere, aus dem Grund erlernte Uebungen Meister seiner Bewegungen geworden und somit den eigenen Körper in der Gewalt hat; so wie andererseits ihm bei verschiedenen Anlässen wiederum die beim Tanzen erworbene leichte und sichere Haltung sehr nützlich ist.

Dies ist, in kurzen Worten angedeutet, die Stellung der Tanzkunst, als adlige Uebung betrachtet. Ihr Ursprung, ihre Entwicklung sind oft erörtert worden: sie entwickelte sich aus dem Hüpfen kindlicher Freude, sie diente als

Digitized by Google

Aeußerung der frommen Erhebung, oder doch als ein Schmuck des feierlichen Gottesdienstes, und sie entfaltete sich zu dem, was sie noch ist: eine pantomimische Darstellung des Werbens um Minnesold, wo nicht diese Werbung selbst. — In dieser Beziehung liegt auch der unwiderstehliche Zauber, welcher dem Tanz eigen ist und der ihm seine Wichtigkeit verlieh, und dieselbe Beziehung ist ein unerschöpfliches Thema für Sittenprediger, die oft nur zu sehr recht haben, aber dennoch, wenn sie die Grenzen ihres Rechtes überschreiten, die meisten andächtigen Hörer und Hörerinnen anlocken, namentlich zur Fastenzeit, wo sich an ihren donnernden Redensarten die sitzengebliebenen Tänzerinnen des jüngsten Faschings trösten.

Der größte Fehler, für den jedoch die Tanzkunst nichts kann, ist wohl der, daß sie so häufig als Zweck und Ziel betrachtet wird, während sie doch überall nur ein Mittel seyn sollte, in der großen Welt, wie wir oben andeuteten, für den Jüngling, sich geltend zu machen und gegen andere nicht zurückzustehen, im gewöhnlichen Verkehr aber allein eine vorübergehende Lustbarkeit zu gewähren. Sie ist daher oft der Anlaß zu einer unwürdigen Verweichlichung und daraus entspringenden Sittenverderbniß, denen ein großer Theil der hoffnungsvollsten Jugend als Opfer anheimfällt; deßhalb aber haben wir nicht das Recht, sie gänzlich zu verdammen, denn es gibt beinahe nichts Edles und Schönes auf dieser Welt, das nicht durch Mißbrauch gemein und häßlich werden könnte. Der Tanz und seine Ausübung sind zugleich auch eine Schule der höheren Höflichkeit, welche einem jungen Mann so wohl ansteht und welche er doch so leicht verlernen könnte, wenn er nur mit Pferden, Geschossen und blanken Waffen allein sich abgäbe; und während der Tanz den leichten Takt der Verlegenheit überhebt, seine Leerheit allzusehr preiszugeben, erspart er zugleich dem tieferen Geiste die undankbare Mühe, im Verkehr mit Damen mehr aufzuwenden, als just zur Sache gehört, ohne daß die Gelegenheit zu glänzen ihm gänzlich abgeschnitten wäre; beide aber finden in gleichem Maße die oben angegebenen Vortheile der äußerlichen Bildung, so daß es nur von ihnen selbst abhängt, dieselben anzuwenden. — Dabei ist freilich nicht zu leugnen, daß manche junge Männer, die zu hohen Dingen berufen sind, hier sich als Gecken zeigen und bewähren, so daß man bei ihrem Anblick wähnt, irgend einen Handwerksburschen vor sich zu haben; das ist aber gewöhnlich nur ein Fehler der Erziehung, wenn dem Lehrer die Fähigkeit fehlte, dem Zögling zugleich nobles Thun und Denken neben den noblen Uebungen zu lehren. Es ist nicht die Geburt allein, welche Prinzen und Herrn macht, sondern sie legt nur die Verpflichtung auf, dieselben als solche zu erziehen und diejenigen Eigenschaften in ihnen auszubilden, welche sie, wenn Gott will, von ihren Vätern und Ahnen erben; denn das Vererben mancher, nicht den höchsten Kreisen der Seelenfähigkeiten angehöriger Eigenschaften können wir im Allgemeinen um so weniger leugnen, da wir ja aus Erfahrung wissen, daß bei vielen Thierarten sich dieselbe Erscheinung offenbart. Die Fähigkeiten der Seele vererben sich nicht, weder der Genius, noch das Talent, häufig aber gute und schlimme Neigungen, sogar noch andere Zustände, die nicht allein dem todten Mechanismus des Leibes angehören; aber die Erziehung allein bildet die guten Neigungen aus, mildert die Wirksamkeit der schlimmen und führt ein Gebäude auf, das um so fester und sicherer steht, wenn eine haltbare Grundlage sich bereits vorfand.

Einer weiteren Ausführung über die Tanzkunst enthalten wir uns, denn der Gegenstand an und für sich ist zu allgemein in Uebung, als daß wir etwas sagen könnten, was nicht überall bekannt wäre; somit konnte in dieser Hinsicht unsere alleinige Aufgabe seyn, den Tanz von dem erwählten Standpunkt dieser Blätter zu betrachten. Wenn wir übrigens in den andern Abschnitten auch Vieles vorbringen, das alle Welt schon weiß, so getrösten wir uns, daß die Zusammenstellung dem größeren Publikum manche neue Ansicht gewähren möge, und daß selbst viele von denen, welchen diese Gegenstände nichts weniger als fremd sind, zu einer oder der andern heilsamen oder ergötzlichen Betrachtung geleitet werden dürften.

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

(Fortsetzung.)

Die Unmittelbarkeit des Bewußtseyns in der weiblichen Natur zeigt sich nun endlich noch sehr schlagend in den sittlichen Gestaltungen des ästhetischen Triebes, der Wahrhaftigkeit und der Falschheit. In der letztern, z. B. der Lüge, der Verstellung, der List, ist bekanntlich der Mann nur ein Stümper gegenüber der Frau. Die weibliche Seele hat eine ungleich größere Gewandtheit, sich innerlich in den erlogenen Zustand zu versetzen, sich in die beabsichtigte Lüge umzuwandeln, so daß die äußerliche Repräsentation sich von selbst ergibt. Die Lüge wird natürlich, während sie beim Manne immer künstlich und gemacht ist. Die weibliche Lügnerin webt in dem lügenhaften Bewußtseyn auf, während demselben beim Manne immer noch der beschämte Wille gegenüber steht und daß sie als schlechtverhüllende Maske trägt.

In Beziehung auf die Entwicklung der Willensseite des Menschengeistes, wozu wir übergehen, waltet in der Weiblichkeit eben so sehr das Gemüth vor, als in

Digitized by Google

dem Manne das Selbstgefühl und der egoistische Wille, ganz gemäß dem durchgreifenden Geschlechtsunterschiede: denn das Gemüth ist die receptive, die Selbstliebe die active Seite des Willens. In der Selbstliebe ist das Ich der große Zweck, dem alles Andere als Mittel dienen soll; während das Gemüth (was wir hier in seinem engeren, wahren Sinne gebrauchen), als Liebesfähigkeit gegen Andere, diese zum Zwecke macht und sich ihnen als Mittel hingibt, nicht selten opfert. Die Selbstliebe ist reiner, sich selbst behauptender und geltendmachender Wille, während in dem Gemüthe die Empfänglichkeit für Anderes und die Bildsamkeit nach Anderem mit aufgenommen ist. Von der Wahrheit des angedeuteten Geschlechtsunterschieds werden wir uns leicht überzeugen, wenn wir die hervorstechendsten sittlichen Eigenthümlichkeiten beider Geschlechter in's Auge fassen. — Die Geschlechtstugenden des Mannes sind Tapferkeit und Selbstständigkeit, die des Weibes Aufopferung und Treue. Die Geschlechtsleidenschaft des Mannes ist Herrschsucht und Ehrgeiz, die des Weibes Eifersucht, Gefallsucht und Eitelkeit.

Geschlechtstugenden sind so eigenthümlich, daß sie sich nicht einmal rein von dem einen Geschlechte auf das andere übertragen lassen, sondern sogar Tadel erfahren würden. Wir würden z. B. einer Frau den Geist männlicher Selbstständigkeit schwerlich sehr gut anrechnen, sondern es hart, unweiblich und unschön finden. Allerdings ist die Weiblichkeit nicht ausgeschlossen von den männlichen Tugenden der Tapferkeit und Selbstständigkeit, allein sie dürfen bei ihr gleichsam nur in der Form und mit dem Grundtone gemüthlicher Hingabe erscheinen. Nicht für sich und um ihretwillen, sondern aus Treue, aus Aufopferung und Hingabe an geliebte Personen und Verhältnisse ist die echte Weiblichkeit tapfer und heroisch, selbstständig und unüberwindlich; ihre Tapferkeit aber ist duldend und defensiv. Die unbedingte Hingabe seiner physischen und moralischen Persönlichkeit an Andere, die tadelnswertheste Erniedrigung bei dem Manne, ist es nicht in dem Grade und nicht in jeder Beziehung für die Frau; ja es wird selbst das absolute Opfer ihrer Person für die Geliebten gefordert in der ehelichen und mütterlichen Liebe und Treue; der Schimpf der Servilität existirt sogar gar nicht für das weibliche Geschlecht. Die weibliche Seele gibt dem Erwählten sich selbst, alles, was sie ist und hat. Die Mutter opfert Schlaf und Gesundheit der Sorge und Liebe für die Kinder, selbst wenn dieses Opfer unartig und undankbar mißbraucht wird. Sie duldet mit Sanftmuth und Ergebung die Unart und Tyrannei, selbst die Untreue eines geliebten Mannes. Sie bleibt selbst dem Verbrecher, dem Staatsverräther treu, wenn auch ohne in sein Verbrechen einzugehen; sie schweigt oder räth ab, aber sorgt für seine Sicherheit und Unentdecktheit. Den Sohn vollends, das Kind, das sie unter dem Herzen getragen, mag es sich auch noch so sehr gegen Staat und Gesetz verfehlt haben, die Mutter wird fortfahren, es zu verbergen und zu schützen, immer hoffend, es noch zu retten, während der Vater das ungerathene Kind verstoßen und dem Arm der Gerechtigkeit übergeben mag, in gewissen Fällen selbst es soll. — Von einem Opfer der Person, der persönlichen Würde und Ueberzeugung bei solchen und ähnlichen echt weiblichen Aufopferungen tadelnd reden zu wollen, wäre höchst unpassend; es ist zwar der Sache nach vorhanden, aber gehoben durch die gemüthliche Grundtugend der Weiblichkeit, die Aufopferung und Treue, die jede andere Rücksicht überwiegt.

Bis auf einen gewissen Grad scheint nun zwar die Männlichkeit in dem Zustande der Geschlechtsliebe diese unbedingte Hingabe der Person zu theilen, und zwar, wenn auch nicht mit Ruhm, doch ohne Tadel. Allein einmal ist die Hingabe des Mannes an die Geliebte nie so ganz unbedingter und passiver Art; es ist immer viel geschmeichelter Stolz des Siegers, und viel Selbstgefühl des Schutzherrn der schwächern, hülfebedürftigen Frau dabei, was dem Opfer der Persönlichkeit wieder das Gegengewicht hält. Sodann bleibt die sklavische Hingabe und Unterwerfung unter den Willen und die Launen der Geliebten, oder gar der Frau bei dem Pantoffelhelden, durchaus nicht ohne Spott und Tadel über die verlorene Würde der Männlichkeit; während man dieselbe Opferung und Unterwerfung einer Frau gegenüber von ihrem Manne nie tadeln wird. — Von der Tugend der Treue ist der Mann so wenig ausgeschlossen, als die Frau von der Tugend der Selbstständigkeit, immer jedoch unter der Bedingung unverletzter Selbstständigkeit und Ehre, die bei ihm eben so sehr jede andere Rücksicht überwiegt, als bei dem Weibe die Treue. So wird z. B. der Mann von einer ungetreuen Frau sich scheiden, eine Verbrecherin wenigstens selbst bestrafen, unartige Kinder züchtigen, mißrathene verstoßen, Freunde, die ein Verbrechen, z. B. einen Staatsverrath, begehen wollen, warnen und nach fruchtloser Drohung denunciren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Clubs. Der improvisirende Professor.

Eine erste Tänzerin und ein erster Sänger, wo möglich auch eine erste Sängerin, können nur vermittelst eines ungeheuern Gehaltes engagirt werden. Alles dieses erfordert

große Summen. Auf die Oper iſt Paris ſtolz, und in der That iſt ſie die ſchönſte und größte aller beſtehenden Anſtalten der Art. Nur fehlt ihr noch ein Hauptſtück, nämlich eine Primadonna erſten Ranges, eine echte Virtuoſin mit himmliſcher, oder mit tadelloſer menſchlicher Stimme. Dieſes Einzige hat ihr gefehlt, ſeit Madame Damoreau zur komiſchen Oper übergegangen iſt. Da die Direction jedoch ſo glücklich war, einen Duprez aufzufinden, ſo lebt vielleicht irgendwo im Verborgenen auch eine zweite Damoreau, und es bedarf nur eines Zufalls, um ſie auf die große Opernbühne zu bringen. — Jezt beginnt aber die harte Zeit für die Oper, wie für alle andern Pariſer Schauſpiele. Die ſo lang erſehnte ſchöne Jahreszeit iſt gekommen, die Seſſion der Kammern geht zu Ende, die Feſte ſind auch vorbei, die reiche Welt zerſtreut ſich, um den Sommer auf dem Lande, in Bädern oder auf Reiſen zuzubringen, die zurückbleibenden Pariſer gehen auf den Boulevards oder in öffentlichen und Privatluſtgärten ſpazieren, die arbeitenden Claſſen ſtrömen, am Sonntage beſonders, ſchaarenweiſe aus den Barrièren, um doch etwas Landluft zu genießen und wohlfeilern Wein zu trinken, als in Paris, und ſomit haben die Theater große Mühe, an den Tagen, wo ſie im Winter am vollſten ſind, Parterre und Galerien auch nur halb zu füllen. Vom Juni bis Ende Septembers herrſcht für ſie die ſogenannte Saison morte, deren Folgen auch andere Gewerbe, wie Buchhändler, empfinden. Die Buchhändler pflegen daher auch das Erſcheinen ihrer Hauptverlagsartikel auf den Herbſt aufzuſchieben. — Durch die Errichtung von Clubs und Caſino's wird jezt auch allmählich einem längſt gefühlten Bedürfniß abgeholfen, theils aus Nachahmung der engliſchen Sitten, theils auch, weil die politiſchen Parteien jezt ihre vorige Schroffheit abgelegt haben und die Pariſer Geſelligkeit nun wieder ihr altes Recht geltend machen kann. Auch hat die Regierung gar keinen Grund mehr, die ſonſt gefürchteten Clubs in Verdacht zu ziehen. Sie werden alle von Reichen geſtiftet, bloß um einen Vereinigungspunkt in dem großen Pariſer Gewühle zu haben, und zwar ohne Rückſicht auf politiſche Meinungen. Von Abſonderung oder Ausſchließung irgend eines Standes iſt bei denſelben gar keine Rede. Von einem adeligen, oder einem bürgerlichen, oder einem Militärclub weiß man hier nichts; ſo etwas paßt nicht mehr zu der Denkweiſe und der Lebensart des jezigen Frankreichs. Dagegen gibt es einen Cercle agricole, wo beſonders reiche Güterbeſizer Subſcribenten ſind. Nicht weit davon, auf dem Kay Voltaire, befindet ſich ein Club, der namentlich von Staatsbeamten, Deputirten und Pairs, reichen Handelsleuten u. dergl. beſucht wird und das Beſondere hat, daß ſeit Kurzem auch ein literariſcher Verein mit demſelben verbunden iſt. Es beſtand nämlich eine ſogenannte Société d'encouragement des lettres et des arts, welche auch Damen zu Mitgliedern aufnahm, mit welcher es aber nicht recht fort wollte. Ein Theil derſelben erhielt nun von dem Club die Erlaubniß, ſich in ſeinem ſchönen Hotel anzuſiedeln und dort öffentliche und Privatverſammlungen zu halten. Somit entſtand aus dieſem Zweige der Société d'encouragement eine neue Geſellſchaft unter dem Namen Société d'émulation; dieſe hat ebenfalls nicht viel auf ſich, aber ſie hält ſehr glänzende öffentliche Sizungen, und zwar monatlich eine, in dem ſchönen Clubhauſe des Cercle. Dieſe Sizungen erhalten beſondere Zierde durch die Virtuoſen, welche ſich hören laſſen, ſo daß ſie wahre Concerte werden; die Mitglieder des Gelehrtenvereins haben das Recht, den Club zu beſuchen, als ob ſie Subſcribenten wären, und deßhalb iſt es dem Vereine auch nicht ſchwer geworden, eine Menge von Tonkünſtlern und Andern als Mitglieder anzuwerben. Eben ſo können die Subſcribenten des Clubs den Sizungen des Gelehrtenvereins beiwohnen. Ein neues Privatunternehmen der Art iſt ferner das ſogenannte Prytanée, wo wiſſenſchaftliche und belletriſtiſche Vorträge für die Abonnenten gehalten werden, alſo ein Nebenbuhler des Athenée, das ſchon ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts beſteht und denſelben Zweck hat. Das Athenée hat viele Abonnenten, große Säle, eine Bibliothek, einen phyſikaliſchen und chemiſchen Apparat u. dergl. Gegen dieſe Anſtalt nun will das Prytanée kämpfen; es hat von allen jenen Herrlichkeiten noch faſt nichts, dagegen beſizt es einen Schatz in einem improviſirenden Profeſſor ganz eigener Art, Namens Raſoul. Man erzählte Wunderdinge von dem Mann, und ich war ſehr begierig, ihn zu hören. Er iſt ein junger Provençale und beſizt das beſondere Talent, ſtundenlang über ein ihm aufgegebenes Thema zu ſprechen, und zwar auf eine angenehme und belehrende Weiſe. Die Sizung, der ich vor einiger Zeit beiwohnte, begann mit einigen Muſikſtücken; dann trat Raſoul auf und zeigte ſich auf einer erhöhten Rednerbühne mit einem freimüthigen, offenen Geſichte und angenehmen Tone. Er begann damit, daß er die Verſammlung bat, ihm ein Thema aufzugeben, worüber er ſprechen ſolle. Es ward nun ſtille, und aus einer Ecke des Saales, in welchem die Freunde Raſouls beiſammen zu ſtehen ſchienen, erſcholl der Ruf: Lord Byron! Ich möchte wetten, daß dieſes ſo abgeredet war; denn bei ähnlichem Auftreten von Improviſatoren habe ich faſt immer dieſen Kunſtgriff anwenden ſehen. Indeſſen braucht es eben nicht ſo ſehr auf die Täuſchung des Publikums, als darauf abgeſehen zu ſeyn, zu verhindern, daß nicht Jemand aus der Geſellſchaft einen barocken Gegenſtand aufgebe, aus dem weder Redner noch Dichter etwas machen kann. Raſoul machte aber ſogleich bemerklich, daß hier keine Verabredung ſtattgefunden habe, und daß dies bei ihm überhaupt nicht möglich ſey. Er pflege nämlich über eine Stunde lang zu ſprechen und in dieſer Stunde ungefähr achtzig Seiten eines Octavbandes vorzutragen; um dieſe abzufaſſen, brauche es wenigſtens zwei Tage, um ſie aber auswendig zu lernen, eine weit längere Zeit. Gedichte könne man leicht auswendig lernen, weil hier Reim und Metrum zu Hülfe kommen; aber Proſa auswendig zu lernen, ſey außerordentlich ſchwierig; er wenigſtens beſize dieſe Fähigkeit nicht, obſchon er ſonſt ein ſehr gutes Gedächtniß habe. Das habe ich auch wohl an der Art ſeines Vortrags bemerkt, daß er denſelben ſicher nicht auswendig gelernt hatte; aber er kann, ja er muß denſelben vorbereitet haben, dadurch nämlich, daß er die Materialien vorher ſammelte; er hatte ohne Zweifel vorher die Abrede getroffen, man ſolle ihm aufgeben, über Lord Byron zu ſprechen, und nun das auf das Leben und die Dichtungen des berühmten Engländers Bezügliche nachgeſchlagen und fleißig geleſen. Dies benimmt ihm in meinen Augen wenig von dem Verdienſte eines bewundernswürdigen Redners; nur hätte ich gewünſcht, daß er offen geſtanden hätte, wie die Sache war. Nun hat mich zwar ein Freund verſichert, Raſoul habe am Abend zuvor in der Wohnung dieſes Freundes, nach dem Beſehen der Kupferſtiche, die an der Wand des Zimmers hingen, bei nahe zwei Stunden lang über dieſe Kupfer einen Vortrag gehalten; hier konnte ihm jedoch ſeine Phantaſie zu Hülfe kommen.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 174.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 22. Juli 1837.

O rühmliche Wonne,
Mit Mond und mit Sonne
Zu baden im Meer!
Die wallenden Gluthen
Der purpurnen Fluthen
So rund um uns her!

F. L. Graf zu Stollberg.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Havre, den 8ten Juli.

Das Seebad.

Gleich oberhalb der Jetée du Nord ſind die bains Frascati. Man kann in denſelben zu jeder Jahreszeit Seebäder haben. In der Badeſaiſon aber nimmt man dieſe im Freien, und zu dem Zweck ſind unter dem Badegebäude auf dem Strande kleine hölzerne, bewegliche Cabanen aufgeſtellt, in denen man ſich auskleidet. Eine gute Strecke weiter liegt eine zweite Badeanſtalt, die weniger brillant, aber weit beſuchter iſt. In der erſten Anſtalt trifft man meiſt nur Fremde, oder auch ſolche Havrer, die ſich von dem großen Haufen abſondern wollen. Die leztere hat wenigſtens den Vorzug, daß ſie belebter iſt.

Einen höhern Genuß als das Seebad gibt es kaum auf dieſer Erde, und es knüpfen ſich an daſſelbe meine ſchönſten Erinnerungen vom Meere. Die See muß etwas ungehalten ſeyn; nur darf es nicht gerade zu hoch hergehen. Stürmt es aber ſo, daß man eben ohne Gefahr oder mit etwas wenig Gefahr hinein oder wieder hinaus kann, ſo wartet unſer eine Götterluſt. Kaum iſt man an einem ſolchen Tage bis über die Knie im Waſſer, ſo wird man im nächſten Augenblicke von einer ſich am Ufer brechenden Welle erfaßt und in das Wogenſpiel hinein getragen. Hier iſt der Jubel groß: ruhig liegt man einen Augenblick zwiſchen zwei Wellen, wie in einem Thale, deſſen Ausſicht von allen Seiten geſchloſſen iſt, oben der klare Himmel, ringsum die bewegten Waſſermauern. Dann tritt die nächſte Welle bedächtigen Schrittes, das Haupt mit zierlichen Schaumlocken geſchmückt, oder durch der Sonnenſtrahlen Spiel mit Blumen und Brillanten bekränzt, auf uns zu und neigt ſich vor uns und hebt uns in die Höhe, bis auf die Spitze des kleinen Waſſerberges, und läßt uns hier ein paar Sekunden ausruhen und der rings geöffneten Ausſicht genießen, die uns die ſchöne Gegend, die ſich neckenden Schwimmer und Badenden, die fernen Schiffe und den weiten Horizont zeigt, bis ſie wieder unter uns wegtritt und uns wieder zwiſchen Waſſerberge verſteckt. Der deutſche Sänger ſang:

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erde hinab.
Soll ich begraben ſeyn,
Legt mich in's tiefe Gras hinein.

Er kannte nicht dieſe lebendige Ruhe, dieſes ewige Leben, dieſes Grab, wo die hüpfenden Wellen die Grabeswände und der klare, blaue Himmel der Sargdeckel ſind, ſonſt hätte er geſungen:

Soll ich begraben ſeyn,
Legt mich in's Wellenſpiel hinein.

Und wieder hebt es uns und wieder wirft es uns hinab; und kaum einen Arm braucht man in diesem Elemente zu rühren, um die Wonne zu genießen, von der man in den seligsten Träumen phantasirt, um von den Wasserwolken getragen zu werden, um die Wellen zu durchfliegen. Fliegen und Schwimmen zugleich wären Worte für diese Seligkeit, aber es sind nur Worte, gefesselt an die Masse, die wir Erde und Mensch, Zunge und Gaumen nennen.

Und wie das Meer selbst, so wechselt auch der Genuß der Badenden und Schwimmenden. Nicht ein Tag gleicht hier dem andern. Oft war ich allein hier, und dann ergriff mich, wenn ich die Wellen durchschwamm, wenn ich zwischen zwei Wasserbergen lag, in dem schaurig gewaltigen Elemente das Gefühl des Alleinseyns und beengte mir die Brust; und doch ließ mich der Zauber nicht los. Oft waren Hunderte mit mir hier und ich freute mich an dem Jubel, den das belebende Element in Allen hervorrief, an den neckenden Spielen der Schwimmer, an der Angst der badenden Schönen, an der Sorgfalt, mit der der Vater seine Kleinen bewachte, und endlich an dem Hoffnungsstrahl, der bei der stärkenden Wirkung des Bades in dem Auge jedes Kranken wiederleuchtete. Der Kranken waren übrigens, da Havre kein eigentlicher Badeort ist, gewöhnlich nur Wenige hier; sie waren nur da, um auch in dieser Beziehung die Wunderkraft des Meeres zu bekunden, und ich kenne eine Frau, die zu Anfang der Badesaison mit Krücken kam, und die nach drei Wochen diese an dem Altar Neptuns als Wahrzeichen des Mirakels, das er gethan, hätte aufhängen können.

Ebbe und Fluth ändern jedesmal die Scene. Eine tausend und oft mehr Schritte breite Sandebene liegt bei der Ebbe vor dem Meere, und über diese von der Sonne erwärmte Fläche müssen die Badenden, um in's Wasser und aus demselben zu ihren Cabanen zu kommen, und ich habe außer ein paar Kranken kaum je welche gesehen, die nicht vor und nach dem Bade dieselbe zum Tummelplatze ihrer Neckereien und ihrer Lust gemacht hätten. Im Meere selbst geht diese Sandebene ganz unmerklich abwärts, und so kann man bei der Ebbe mehrere hundert Schritte weit in's Meer hineingehen, ehe das Wasser bis an die Brust steigt. Hiedurch wird den Badenden ein unendlicher Raum gegeben, und sie zerstreuen sich nach allen Seiten hin, so weit es ihr Muth oder ihre Körpergröße erlaubt. Bei der Fluth dagegen geht das Ufer jählings abwärts, und dadurch wird der Kreis, in dem sich die Badenden bewegen, viel enger. Die Männer, und mitunter auch die Frauen, die schwimmen können, wagen sich wohl etwas weiter hinaus und schwimmen hin und her. Die aber dieser Kunst nicht mächtig sind, stehen, besonders wenn das Meer etwas hoch geht, in langen Reihen, an Seilen sich haltend, die an Pfählen befestigt sind, wo sich dann die springenden Wellen an ihnen brechen und oft über die lezten der langen Reihe wegschießen.

Männer und Frauen baden hier zusammen, und ich wüßte nicht, was man dagegen haben könnte. Die Weiber tragen Badekleider, so züchtig, wie kaum je sonst, und gegen die ein Ballanzug wahre Nacktheit ist. Mitunter spielen die Wellen eine Krempe los, und dann sieht man wohl die feine Wölbung einer runden Schulter, und die Schönen erröthen von Rechtswegen, als ob sie das Alles nicht, wenn's eben die Mode will, jedem Blicke Preis gäben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

(Fortsetzung.)

Was die Geschlechtsleidenschaften anbelangt, so will der Mann persönlich gelten und herrschen, die Frau dagegen gefallen und geliebt seyn. Der Mann liebt Freiheit und Unabhängigkeit, wie billig, und schwärmt gerne in excentrischen Freiheitsideen, welche, wenn auch nicht immer dem Wohl und der Ruhe der menschlichen Gesellschaft zuträglich, doch der männlichen Natur angemessen sind und im männlichen Charakter liegen. Freiheitsideen beim Weibe, wie sie die neuere Zeit demselben anräth, z. B. die freie Frau der St. Simonisten, die politische Emancipation der Französinnen, die auch ihren König haben wollen, die sittliche Entfesselung durch das junge Deutschland, sind widernatürliche Lächerlichkeiten; denn die Frauen kümmert nicht das Gesetz und die Verfassung, sondern bloß die Sitte, wogegen sie sich aber jeder Rebellion enthalten mögen; denn die Sitte ist unbedingtes Gesetz der Weiblichkeit.

Der Rechtssinn des Mannes ist schroff und fest, daher sein Zorn gewaltig und aufbrausend. Man hat schon den Zorn den Geschlechtsaffekt des Mannes nennen wollen; wir glauben indeß, daß das schöne Geschlecht sich diesen Affekt nicht wohl wird nehmen lassen, nur trägt er bei ihm einen andern Charakter, wie er aus einem andern Grunde entspringt. Der Zorn der Weiblichkeit wird meist, wenn nicht aus dem verletzten Rechte zu gefallen entspringen, doch eine sehr bestimmte Beziehung darauf haben. Wenigstens wird die Rache der Weiblichkeit immer diese Richtung nehmen; sie wird die Liebenswürdigkeit, die Reize, die persönlichen Vorzüge, die Ehre des unglücklichen Gegenstandes ihres Zornes zu zernichten suchen. Der weibliche Zorn schimpft oder lästert, der männliche droht und donnert. Leztere Entladung namentlich sollte die Weiblichkeit gänzlich dem männlichen Zorne

Digitized by Google

überlaſſen, wie die erſtere dem Manne wo möglich noch ſchlechter ſteht als der Frau. — Die weibliche Güte gegen Beleidigungen iſt Sanftmuth, die männliche Großmuth. Mit lezterer wäre faſt zu viel vom Weibe, mit erſterer zu viel vom Manne verlangt.

Die Leidenſchaften des überreizten Rechtsſinnes, die Rechthaberei und Herrſchſucht, ſind wiederum nicht ausſchließliche Geſchlechtseigenthümlichkeiten des Mannes; auch hier liegt der Unterſchied mehr in der Form. Die männliche Herrſchſucht iſt nackt und brutal; ſie will herrſchen, um in dem ſüßen Gefühl perſönlicher Geltung zu ſchwelgen. Dies iſt dagegen, wenn auch nicht ohne Beiſpiel bei den Frauen, doch immerhin ſehr unweiblich. Die Frau darf bloß herrſchen wollen aus Eiferſucht und Gefallſucht, d. h. aus dem Anſpruch, ausſchließlich geliebt zu werden und vorzugsweiſe zu gefallen. Eine ganz weibliche Leidenſchaft iſt allerdings, ihre Umgebungen durch Liebenswürdigkeit zu bezaubern und ſich zu unterwerfen, den Geliebten und Ehemann gefangen zu nehmen, aber nicht um zu herrſchen, ſondern um die Genugthuung ungetheilter Liebe oder vorzugsweiſen Gefallens zu haben. Widerſpruch gegen ihre Herrſchaft verlezt nicht als Kränkung des egoiſtiſchen Gefühls perſönlicher Geltung, ſondern der gemüthlichen Leidenſchaft, geliebt zu ſeyn und zu gefallen, nicht als Ungehorſam, ſondern als Vernachläſſigung. Daher ſind auch die Mittel weiblicher Herrſchſucht verſchieden von den männlichen; hier iſt's direkter Befehl und Gewalt, dort ſind es die Waffen der Liebenswürdigkeit, der Gefälligkeit, der Schmeichelei, der Liſt und Verſtellung, der Thränen.

In Beziehung auf den Beſitz liebt der Mann alles, was ſeiner perſönlichen Geltung ſchmeichelt und ihm Ehre und Anſehen vor dem Publikum gewährt: Haus und Hof, Gut und Geld, Waffen und Pferde; die Frau dagegen, was das Daſeyn innerhalb der häuslichen Schranken ſchön, behaglich, bequem, geordnet und geſellſchaftlichglänzend macht: Putz, Schmuck, ſchöne Geräthe und Geſchirre. Die Vorräthe in Küche und Schränken gehören der Frau, der volle Keller dagegen dem Manne, wie Scheune und Vorrathskammern. Ueberall aber ſchafft die Frau Sauberkeit, Zierlichkeit, Nettigkeit, Ordnung. Von den Leidenſchaften des Beſitzes iſt der Geiz mehr eine weibliche, die Habſucht mehr eine männliche Leidenſchaft; Induſtrie und Erwerbſamkeit ſind mehr die Aufgabe des Mannes, Häuslichkeit und Sparſamkeit mehr die Aufgabe der Frau.

In Beziehung auf die Ehrliebe haben wir ſchon bemerkt, daß ihre Begierden und Suchten die männliche Geſchlechtsleidenſchaft ſind. Die Ehre iſt die Grundbedingung der geſellſchaftlichen Exiſtenz des Mannes; Verluſt der Ehre iſt ſein bürgerlicher und geſellſchaftlicher Tod. Er opfert dem Ehrgeiz und der Ruhmſucht ſeinen Fleiß und ſeine Kräfte, Hab und Gut, häusliche Behaglichkeit und Ruhe, Blut und Leben. Er iſt ſtolz und in der Beſcheidenheit höchſtens billig und gerecht gegen Andere; nicht ſelten hochfahrend, anmaßend, übermüthig, wohl auch unverſchämt. Der Frau dagegen iſt es weniger um Ehre und noch weniger um Ruhm zu thun, ſondern um Anerkennung und Bewunderung ihrer perſönlichen Reize und Vorzüge. Nackte Achtung und Ehrerbietung, Unterthänigkeit und dergleichen iſt ein kahles, kaltes Opfer, welches dem weiblichen Stolze ſchlecht gefällt; ſie will gefallen, geliebt, angebetet, bewundert ſeyn. Ihre Ehrliebe iſt Eitelkeit, in gutem und ſchlechtem Sinne, in erſterem ſo gut ein nothwendiger Charakter und eine halbmoraliſche Triebfeder für die Frau, als die Ehrliebe für den Mann. Nichts iſt unweiblicher als eine Frau, die auf den Anſpruch zu gefallen verzichtet, ihre Perſon, ihren Anzug, ihr Haus vernachläſſigt, ſich unſchöne und ungefällige Nachläſſigkeiten erlaubt, oder gar durch Unreinlichkeit abſtößt. Sey ſie eine noch ſo treue Gattin, noch ſo zärtliche Mutter, gebildet, gelehrt, Poetin; ſie hat den Werth des Weibes verloren, wogegen der bloße Werth des Menſchen kaum aufkommen kann. Dagegen ſtammen aus der Eitelkeit und Gefallſucht auch wieder die meiſten Fehler und Vergehen des Weibes, z. B. Putzſucht, Koketterie, Leichtfertigkeit, Untreue, Neid, Läſterung.

Das Gemüth iſt die Urquelle des weiblichen Seelenlebens; hier wurzeln ihre Neigungen und Leidenſchaften, hier ihr Glück und Unglück, ihre Tugend, aber auch wieder ihr Laſter. Sehnſucht, geliebt zu ſeyn, und unbedingte Aufopferung für den geliebten Gegenſtand ſind die Grundzüge des weiblichen Gemüths. Daß die Frau im Allgemeinen mehr Gemüth hat als der Mann, ſieht man z. B. in der Vergleichung der Mutterliebe mit der Vaterliebe: die Mutter liebt wahrhaft und rein, während der Vater ſich mehr nur an ſeinen Kindern ergözt und erfreut. Man vergleiche ferner die Liebe zweier Liebenden: er freut ſich, ſie ſein zu nennen, ſie, ſein zu ſeyn. Auf der andern Seite zeigt ſich das Uebergewicht des Gemüths eben ſo ſprechend im giftigen Haſſe, dem zehrenden Neide, der unverſöhnlichen Feindſchaft, der unerbittlichen Schadenfreude, der ſchneidenden Grauſamkeit erbitterter, gereizter Frauen, wie eben jedem Vorzuge die Möglichkeit eines eben ſo bedeutenden Fehlers gegenüberſteht.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortſezung.)

Der Improviſator Raſtoul.

Bei dem Vortrag über Lord Byrons Leben mußte Raſtoul ſich an Thatſachen halten, und dieſe konnten ihm

Digitized by Google

unmöglich so zu Gebote stehen, wie die Eingebungen der Phantasie. Er nahm indessen das ihm aufgegebene Thema an, und ohne sich weiter zu bedenken, begann er sogleich, den vollständigen Lebenslauf des Dichters zu entwickeln, in einer gefälligen, zwar nicht immer eleganten und ganz korrekten, aber heitern Sprache; er vergaß keinen wichtigen Umstand, kein merkwürdiges Datum, und Alles erschien in der gehörigen Ordnung, wie man es in einer wohlabgefaßten biographischen Notiz zu lesen gewohnt ist. Gab eine Thatsache Anlaß zu politischen, moralischen oder literarischen Bemerkungen, so ließ er sich auch wohl in diese ein, und gerieth dabei zuweilen in Eifer, wodurch der Vortrag sehr gewann. Auch wenn er etwas aus einem Dichter oder Prosaiker zu citiren Gelegenheit fand, unterließ er es nicht; kurz, er trug seine Notiz vor, gerade wie ein mit Geist und Geschmack begabter Schriftsteller sie zu schreiben pflegt. Einige Thatsachen schien er sogar aus mündlichen Ueberlieferungen und Versicherungen, nicht aus Büchern zu haben; manchmal war er in der Wahl des Ausdrucks und in seinen Aeußerungen über die Thatsachen sehr treffend, und wurde durch Beifallsbezeugungen unterbrochen. Den Faden der Biographie wußte er aber immer gerade da wieder aufzunehmen, wo er ihn hatte fallen lassen müssen, und ließ sich überhaupt durch nichts stören. Als er einmal etwas Auffallendes über die Vampyre äußerte, bei Erwähnung des dem englischen Dichter zugeschriebenen Werkchens dieses Titels, und eine Dame darüber ihr Erstaunen laut zu erkennen gab, unterbrach er den Vortrag, um die Dame zu belehren, daß dieses Faktum sich in einem Aufsatze finde, den Ch. Nodier zuerst in's Journal des Débats eingerückt und hernach in eine Sammlung kleiner Schriften aufgenommen, deren Titel, Jahrszahl, Verleger und Drucker er umständlich angab. Wenn er alles Andere so gut im Kopfe hat, wie dieses, so muß er wahrlich ein erstaunliches Gedächtniß besitzen. Nachdem er nun über eine Stunde lang, gerade wie er es angekündigt, geredet hatte, schloß er mit einigen Bemerkungen über die Dichtungen Lord Byrons: Alles ohne Mühe und Nachdenken; es floß aus seinem Munde, wie es aus der Feder eines fertigen Schriftstellers geflossen seyn würde. Man war allgemein erstaunt über diese große Leichtigkeit des Vortrags und über das ungeheure Gedächtniß, welches demselben zu Grunde liegt. Merkwürdig ist es, daß das Improvisationsvermögen nur den Südländern eigen zu seyn scheint; auch Thiers ist ja ein Provençale. — Vor wenigen Tagen besuchte ich wieder eine Matinée musicale et littéraire des Prytanäums. Diesmal wurden Rastoul mehrere Themen vorgeschlagen, nämlich Maria Stuart, Chateaubriands Einfluß auf die französische Literatur, Cromwell, classische und romantische Dichtkunst, Duell. Als er diese Themen beisammen hatte, fragte er die Zuhörer, ob sie von ihm eine Rede über alle fünf Gegenstände zusammen hören wollten, die, wie er meinte, sich durch irgend einen Faden aneinander reihen ließen, oder ob sie einen Vortrag über einen derselben wünschten. Das Auditorium entschied sich für Letzteres, und die meisten Stimmen sprachen sich sodann für eine Rede über das Duellwesen aus. Er nahm den Vorschlag an, und begann nun sogleich eine Rede, die, seiner Gewohnheit nach, ungefähr eine Stunde dauerte, und worin er die Geschichte des Duells zwar nicht gründlich gelehrt, aber doch mit erstaunlicher Belesenheit durchführte. Am oberflächlichsten war er in der Geschichte des germanischen Zweikampfes. Uebrigens begann er seine geschichtliche Uebersicht mit dem grauen Alterthum. Die Römer und Griechen haben den Zweikampf als Ehrenstreit nicht gekannt; bei diesen Völkern sey es für einen Helden keine Schande gewesen, einem Stärkern zu weichen oder eine Unbilde zu ertragen; denn seine Tapferkeit habe von Niemand in Zweifel gezogen werden können. Auch habe jeder Bürger vor Allem seinem Vaterlande angehört, und nur diesem sein Leben zum Opfer gebracht. Finde man bei ihnen einen Zweikampf, so sey es ein Kampf mit Feinden des Vaterlandes, nicht mit persönlichen Feinden. Das egoistische Gefühl der Rache für persönliche Beleidigungen vermittelst des Zweikampfes sey die Wirkung der Barbarei, und nur bei barbarischen Völkern des Mittelalters finde man diesen Gebrauch im Gange. Nun kam der Redner natürlich auf den gerichtlichen Zweikampf zu sprechen. Interessante Züge führte er von der Duellsucht des französischen Adels im sechzehnten Jahrhundert an. Es gab da Menschen, welche einander auf der Gasse anfielen, stundenlang wie wüthend mit einander kämpften, und, wenn sie gestört wurden, die Fortsetzung ihres Zweikampfes auf einen günstigern Augenblick verschoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Ein Wald von Vögeln mannichfalt,
Und Alle jung und Keiner alt,
Und Alle singen frisch und munter,
Ist mancher lockre Zeisig drunter.
Und mit den Rosen buhlt dein Schall,
O liebetrunkne Nachtigall!

Auch zwitschert manches junge Blut
Zur Harmonie des Ganzen gut,
Und eitele Kukuke singen,
Sich einen Namen zu erzwingen;
Doch sich vergisset, wenn sie singt,
Die Lerche, die sich aufwärts schwingt.

Ein Andrer kreischt aus Futternoth
Sein Bettellied um's liebe Brod;
Ein Andrer klagt euch Liebesleiden,
Wie, daß er muß vom Liebchen scheiden;
Ein Dritter jammert von der Pein,
Im weiten Wald allein zu seyn.

Noch Andre singen, was geschah,
Eh noch im Wald man Vögel sah,
Sie singen ihres Volks Geschichten
Und wissen viel hineinzudichten;
Von Streitigkeiten mancherlei
Nachahmen sie das Kriegsgeschrei.

Oft steckt in ihren Liedern gar
Verborgner Sinn, auch singt ein Aar,
Ein Schwan wohl seine seltnen Lieder,
Und Klänge tönen im Walde wieder,
Wodurch die alte gute Zeit
Der Macht des Sanges sich erneut.

Doch dieser Vögel froher Chor
Schwingt nie sich in die Luft empor,
Die Lerche selbst, von der wir singen,
Hat nur der Sehnsucht zarte Schwingen:
Ach! wann bricht wohl die Stunde an,
Daß sie auch fliegen, fliegen kann!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 175.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 24. Juli 1837.

Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole für ewig entzweit.

Goethe.

Psychologische Charakteristik der Geschlechter.

(Beschluß.)

Je unbedingter die Hingabe des weiblichen Gemüthes ist, desto ungetheilter ist ihre Neigung oder Abneigung, ihre Liebe oder ihr Haß. Gleichgültige Verhältnisse, wie sie der Mann nach allen Seiten hin anspinnt, cultivirt und festhält, liegen im Grunde der weiblichen Natur ferne; erst die gesellschaftliche Nothwendigkeit kann das weibliche Gemüth dazu gewöhnen. Von Natur wird das weibliche Herz jeden Gegenstand, jede Person, für die es sich überhaupt interessirt, mit Neigung anziehen oder mit Abneigung abstoßen, lieben oder hassen. Insbesondere aber wird ihre Neigung oder Abneigung, ihre Liebe oder ihr Haß ganz und ungetheilt seyn; während der Mann Unterschiede macht, an seinen Bekannten und selbst an seinen Freunden verschiedene Seiten und Beziehungen sondert, die eine schätzt, die andere verwirft. Zu dieser Abstraktion wird sich das weibliche Gemüth nur sehr schwer gewöhnen. Eine liebenswürdige Seite, so wie sie überwiegend sich aufdringt, macht die Frau blind gegen alle übrigen Fehler, umgekehrt aber vollendet auch wieder ein überwiegend in die Augen springender Fehler ihr Verdammungsurtheil. Die Weiblichkeit vermag die Unterscheidung, welche der Mann auf einmal und zu gleicher Zeit macht, nur successiv und zu verschiedenen Zeiten zu machen; daher die wechselvolle Launenhaftigkeit, welche man dem weiblichen Herzen im Allgemeinen nicht ganz mit Unrecht zum Vorwurfe macht.

Als Gegenrecht gegen die unbedingte Hingabe an den Geliebten fordert nun aber die Frau auch ausschließlichen Besitz; sie ist eifersüchtig, und so kommt es, daß der Mann, der in unbedingter Hingabe nicht gerne seine Selbstständigkeit opfert, durch Eifersucht dem weiblichen Gemüthe fortgehende Qualen verursacht. Ein merkwürdiger, die weibliche Eifersucht von der männlichen unterscheidender Zug ist indessen, daß es der Frau weniger um den ausschließlichen physischen Besitz des Mannes zu thun ist, als um den ausschließlichen Besitz seiner Liebe, Achtung und Huldigung; so daß selbst edle und reine, streng sittliche Frauen dem Manne eine physische Untreue mit auffallender Nachsicht verzeihen, wenn sie nur seine Liebe und Huldigung ungetheilt sich erhalten und kein öffentlicher Scandal den kränkenden Schein der Vernachlässigung auf sie wirft. Eben so auffallend ist die Milde, womit die weibliche Eifersucht frühere, der persönlichen Verbindung vorangegangenen Verirrungen des Mannes verzeiht. Es mag seyn, daß hierin viel Resignation gegen die Unverbesserlichkeit der Männer liegt;

Digitized by Google

allein ein tieferer Blick offenbart uns, zu großer Auszeichnung des weiblichen Geschlechts, einen geistigeren, gemüthlicheren, ungleich weniger sinnlichen Charakter der weiblichen Liebe und Eifersucht. — Daß der Mann die Leidenschaft der Eifersucht nicht ebenfalls theilte, soll durch die Bezeichnung derselben als einer gemüthlichen Geschlechtseigenschaft des Weibes nicht gesagt seyn; nur wird bei ihm die Erscheinungsform derselben sich wiederum sehr verschieden gestalten. Die männliche Eifersucht stammt mehr aus dem Rechtsgefühle des ausschließlichen Besitzes und Eigenthums; seine Eifersucht wie seine Liebe ist egoistischer und physischer als die weibliche. Haß und Rache weiblicher Eifersucht fällt auf die Rivalin und Verführerin des Mannes; der Haß des betrogenen Mannes geht dagegen auf das ungetreue Weib, während seine Rache den Verführer trifft.

Was endlich das sympathetische Gefühl betrifft, so ist die Frau dem Mitleid zugänglicher als der Mann. Ihre Mitfreude beschränkt sich auf die engsten gemüthlichen Verhältnisse, während sie sich beim Manne auf entfernte Bekannte, Genossen und Vaterland erweitert. Die Theilnahme der Frau ist wärmer; aber in demselben Grade auch Neid und Schadenfreude lebhafter. Daher findet man, wenn gleich in der Regel mehr kalte, brutale Grausamkeit bei Männern, die giftigeren, schneidenderen Grade bei Frauen.

In der Religion ist die Frau ihrer Natur nach gläubig und devot, und der Katholizismus steht ihr wohl; der Mann dagegen ist kritisch und selbstständig, ein geborner Protestant. Der Weiblichkeit fällt mehr die religiöse Demuth, dem Manne die Erhebung, jener die Resignation, diesem das Vertrauen anheim; jene schöpft aus der Religion Trost und Hoffnung, dieser Kraft und Begeisterung.

Nachdem wir durch alle Seiten des Menschengeistes den Gegensatz der Männlichkeit und Weiblichkeit hindurch geführt, ergibt sich von selbst das Resultat für ihre Stellung und Berechtigung gegen einander. Wie die Seiten des Menschengeistes, die sie repräsentiren, sich im Individuum zur Seele, so ergänzen sich Männlichkeit und Weiblichkeit zur Menschheit. Jedes hat seine eigene Aufgabe: der Mann, recht Mann, das Weib, recht Weib zu seyn, und so ist es denn auch mit ihren Rechten. Sie haben gleiche, aber nicht die gleichen Rechte.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Ein paar Mal machte ich die Erfahrung, daß das Zusammenbaden von Männern und Weibern ein wahres Glück war. Das Meer ist mitunter tückisch; bei angehender Ebbe zieht es einen stets in die Weite hinein, und man hat dann Mühe, das Ufer wieder zu erreichen, wenn man eine Strecke in die See hineingeschwommen ist. Eines Tags hatte eine schöne Tochter Albions der Herrschaft, die ihr Vaterland sich über dieses Element anmaßt, etwas zu viel vertraut. Sie war eine Strecke in die See hineingeschwommen, und als sie zurück wollte, versagten ihr bald die zarten Glieder den ungewohnten Dienst. Ihr Hülferuf machte auf viele der anwesenden Damen solchen Eindruck, daß sie augenblicklich aus dem Wasser hinauseilten und erst am sichern Ufer dem tragischen Ereignisse, das sich vorbereitete, zusahen, wogegen die übrigen gleich zu einem tapfern Echo ihres Angstgeschreis wurden. Zwei junge Männer, die einzigen anwesenden Schwimmer, die bereits in ihren Cabanen waren, stürzten augenblicklich aus denselben heraus, in's Wasser hinein, und in ein paar Minuten brachten sie die, vor Angst wenigstens, halb entseelte Schöne im Triumphe an's Ufer. Tags darauf rettete einer dieser Beiden, mein Freund Braumüller aus Stettin, drei Frauen zugleich in ein paar Sekunden. Es war diesmal die Fluth, die auch ihre Tücke hat und versuchen wollte, ob es ihr besser gelinge, ihr Opfer zu erhaschen, als gestern der Ebbe. An der Stelle, wo bei niedrigem Wasserstande die Fluth ihre höchste Stufe erreicht hat, wühlt dieselbe gewöhnlich den Grund ein paar Fuß tief aus. Jenseits dieser Vertiefung beginnt dann die Sandebene, von der ich sprach. An jenem Tage hatten drei junge Frauen ruhig auf dieser Ebene gebadet, während die Fluth immer höher stieg. Als sie endlich sich zurückziehen wollten, stand das Wasser in jener Vertiefung wenigstens Frauenhoch und schnitt den kecken Badenden den Rückzug ab. Je näher sie dem Ufer zuschritten, desto höher stieg das Wasser an ihnen hinauf. Ihr Angstgeschrei war ihre einzige Nothwehr. Die am Ufer stehenden Frauen liefen voll Entsetzen durch einander, und ein hundertfaches ohnmächtiges Echo des Hülferufs der Gefährdeten war, wie gestern, Alles, was ihnen zu Gebote stand. Mein Freund kam gerade in diesem Augenblicke an, und wenn er gestern vergessen hatte, die Schwimmhosen anzuziehen, so vergaß er heute den Rock abzuwerfen, stürzte sich in's Meer und brachte die drei Frauen, die bereits, als er sie erreichte, den Boden verloren hatten, an's Ufer. Nur zwei Minuten später wären sie rettungslos verloren gewesen. — Schon wegen solcher Zufälle mag man immerhin erlauben, daß Männer und Frauen zusammen baden.

Eine weitere Gefahr, doch nur für solche, die etwas zu keck sind und zum baden eine etwas stürmische See vorziehen, ist die Brandung. Ich hatte mich eines Tags, wo mir das Meer gerade nicht toller schien als sonst oft, da ich mich seiner Bewegung gefreut hatte, ihm getrost

Digitized by Google

anvertraut und mich dem Genusse des fliegenden Schwimmens oder des schwimmenden Fliegens überlassen. Mein Herz hatte gejubelt in dem Jubel der Wogen; es fiel mir nicht auf, daß ich allein war und daß die meisten Ankommenden unverrichteter Dinge wieder abzogen; denn es war zu schön im Wasser, um an etwas anderes als an die Wohllust des hohen Genusses zu denken. Aber als ich hinaus wollte, merkte ich wohl, warum ich der einzige Badende war. Entweder war schon, als ich in's Bad ging, das Meer höher als die Tage vorher, oder es war, während ich badete, stürmischer geworden. Genug, als ich an's Land wollte, riß mich die Brandung jedesmal, so oft ich festen Fuß faßte, um und warf mich wieder in die nächste Woge hinein. Beim ersten Male lachte ich mit den auf dem Ufer stehenden Zuschauern, beim zweiten Male auch noch, aber es kam schon weniger von Herzen, beim dritten Versuche wurde mir unheimlich zu Muthe, und ich lachte nicht mehr, und beim vierten Male fluchte ich der Lacher, und als mir gerade bei dem Fluche eine neue Welle in den Hals flog, ließ ich selbst das Fluchen. Wohl zehn-, zwölfmal versuchte ich an's Ufer zu gelangen, und immer vergebens, und mit jedem neuen Versuche wurde, mir schien es wenigstens so, das Meer stürmischer und das Brausen der Wellen höhnischer. Ich fühlte, daß ich den Kampf nicht lange mehr aushalten würde. Um mich zu erholen, schwamm ich eine Strecke zurück, und hier fielen mir die Stricke ein, und ich begriff kaum, warum ich nicht gleich daran gedacht. Ich schwamm dahin, wo sich ein solcher befand, wartete, bis ein Wellenthal mir denselben zeigte, erfaßte ihn und zog mich an demselben, die Wellen gingen dabei ein paar Mal über mich her, bis ans Ufer. Ich gestehe gerne, daß ich mich recht innig wohl fühlte, als ich endlich wieder festen Boden unter mir hatte, mich wieder aufrecht stellen konnte, und daß ich mir ernstlich vornahm, in Zukunft besser zuzusehen und nicht zu leicht zu vertrauen, was ich ehrlich gehalten. Oft aber that es mir innig leid, daß ich dem Genusse eines stürmischen Seebades entsagen mußte.

Das Lied vom Thale.

Ich weiß ein Thal, da wohnt die Ruh',
Da wohnt die Ruh', da möcht' ich seyn;
Der Lärm der Welt kann nicht hinein,
Es schließen's dunkle Berge zu.

Der Strom durchfließt es voll und klar,
An seinem Ufer schläft das Grün,
Die Welle, im Vorüberziehn,
Benezt das Rohr und Weidenhaar.

Die Sonnenlichter spielen gern
Auf dieser hingegoss'nen Fluth,
Und wenn sie dann im Dunkel ruht,
Dann blickt herab der Abendstern.

Rings auf den Höh'n ist luft'ger Wald,
Im Grunde saftiges Gebüsch,
Da ruht sich's kühl, da weht es frisch —
Ach wär' ich doch im Thale bald!

Thekla.

Korrespondenz-Nachrichten.

Christiania, Juli.

Norwegen und Dänemark.

Obgleich die Dänen und die Norweger, wenigstens die Städter, im Ganzen dieselbe Sprache reden, die Bevölkerung Einem Stamme entwachsen ist und beide Nationen lange politisch vereinigt waren, so sind doch die geselligen Verhältnisse in Kopenhagen und Christiania ganz verschieden. Hier ist weder Adel, noch Hof; die Hauptstadt Dänemarks ist die Stadt der Junker. Die dänischen Hofbedienstungen sind sehr zahlreich, und ihre Rangordnung im Verhältniß zu den Civil- und Militärämtern sehr hoch. Das Vermögen des dänischen Adels ist im Ganzen sehr heruntergekommen, wie denn namentlich der Umstand, daß die Gesetzgebung Majorate nicht begünstigte, dahin wirken mußte. Die Kopenhagener Studenten halten an Fastnachten komische Aufzüge; bei einem derselben wurde auch ein Mensch vorgestellt, der in den Mond gefallen ist und dessen Bewohnern umsonst in deutscher, französischer, englischer Sprache sich verständlich zu machen sucht; desto besser glückt es ihm mit der dänischen. Seinem Erstaunen darüber wird endlich durch die Erklärung ein Ende gemacht, daß ja die Güter des dänischen Adels im Monde liegen und ihre Leibeigenen natürlich dänisch reden. — Der Gegensatz der Dänen und der Deutschen ist auch in den höchsten Gesellschaften nicht zu verkennen, um so mehr, da es namentlich noch einige adelige Familien aus Holstein sind, welche in Kopenhagen aus eigenen Mitteln große Häuser machen können und mit Geschmack zu machen wissen. Aber nicht bloß hier, nicht bloß in der Literatur macht sich diese verschiedene Nationalität geltend, sondern das deutsche Element greift auch auf dem platten Lande um sich, indem aus Holstein und den benachbarten Ländern häufig Arbeiter, die etwas erspart haben, nach Schleswig und Jütland auswandern und dort Pächter und mit der Zeit Eigenthümer werden; denn die Dänen haben offenbar weniger Energie, Beharrlichkeit und Ausdauer in Gewerbe und Ackerbau, als die Deutschen; man wirft ihnen bedeutende Lahmheit vor. Ein französischer Gesandter schrieb einmal nach Paris: „Denken Sie sich, was die Dänen für Leute seyn mögen, wenn ich Ihnen sage, daß die Deutschen ihre Gascogner sind!" Dafür sind sie aber treffliche Seeleute, die besten in der Ostsee; Mannschaft und Schiffe sind viel besser, als die der Schweden, deren Schiffe zu befrachten solide Kaufleute nicht selten Anstand nehmen. Auch setzen die Dänen ihre Nationalehre darein; das nationale Streben, nach der Zerstörung der herrlichen Flotte wieder eine neue zu schaffen, mag wohl

Digitized by Google

auch nicht wenig zur Untergrabung der dänischen Finanzen beigetragen haben. Es wird alle zwei Jahre eine Fregatte ausgerüstet und in die See geschickt; vor einiger Zeit hat eine einen Wettlauf mit einer amerikanischen gehalten und den Sieg davon getragen. Es gibt Leute, welche glauben, Dänemark sey dazu berufen, einmal die Seemacht des deutschen Reichs zu werden. — Norwegen hat das mit Dänemark gemein, daß wenige Städte zweiten Ranges über die Oberfläche des Landes zerstreut sind. Christiania aber blüht in eben dem Grade auf, in welchem Kopenhagen abnimmt. Dagegen ist der Handel von Bergen nicht mehr ganz so blühend wie früher, obgleich daselbst noch sehr gute Häuser, meist ursprünglich deutsche, in ihrer Solidität sich behaupten. Die ungeheuern, Linienschiffen an Größe gleichen Archen aus dem Norden, voll getrockneter Fische, von Bauern ohne alle Kenntniß der neuen Hülfsmittel der Schifffahrt, nach Art der Alten von Bucht zu Bucht geführt, haben noch immer hier ihren Stapelplatz. Von hier wird besonders der Stockfisch in ungeheurer Menge nach dem Mittelmeer geführt; bekanntlich behaupten die Italiener, die Kirche sey von den nordischen Ketzern bestochen, die Fastengebote aufrecht zu halten, damit sie ihre Stockfische verkaufen können. — Christiania hat eine von etwa 500 Studenten besuchte Universität, deren Professoren meist zugleich die Redakteuren der politischen Journale sind, welche auch in Dänemark viel gelesen werden. Man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, daß der in Journalartikeln mitunter athmende Haß gegen Dänemark in Norwegen überhaupt noch verbreitet sey. Es ist durchaus kein Grund zu Philippiken vorhanden; denn von Dänemark ist gewiß nichts zu fürchten. Allerdings blüht das Land seit der Trennung augenscheinlich auf, im Genuß seiner Unabhängigkeit und im Schutz seiner beinahe amerikanischen, für seine einfachen innern und äußern Verhältnisse ganz geeigneten Verfassung; aber gedrückt ist Norwegen von Seiten der dänischen Regierung nie worden, sondern nur vernachlässigt. Ueber Christiania liegt das aus Backsteinen gebaute neue Schloß für den König, welcher der Verfassung gemäß einen Theil des Jahrs hier zubringen soll, bisher aber durch Mangel eines Obdachs sich entschuldigte. Daß er hier, wo er eigentlich nur Präsident des Staates ist, sich nicht so gerne aufhält, als in dem königlichen Stockholm, ist natürlich: indeß nimmt seine königliche Haltung den Norweger nicht minder für sich ein, als seine republikanische Gesinnung. Die von ihm befohlene Räumung der Grenzfestung gegen Schweden hin hat allerdings den Norwegern nicht ganz gefallen, und jeder Versuch, die schwedische Verfassung einzuführen, würde Bürger-, Bauern- und Soldatenstand zum Widerstand gerüstet finden.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Der Improvisator Rastoul.

Am französischen Hofe lebte ein Herr v. Crillon, der solch ein Haudegen war, und mit einem Herrn v. Bussy häufig im Streite lag. Man hatte sie mit vieler Mühe abgehalten, einander die Hälse zu brechen, als sie Beide von dem Herzoge von Anjou, welcher zum Könige Polens erwählt worden war, als die besten Kämpfer auserseben wurden, ihn zu begleiten. Aber am sächsischen Hofe, wo die schreckliche Pariser Bluthochzeit noch im frischen Andenken war, und wo der Herzog von Anjou, welcher Antheil an der großen Verrätherei gehabt hatte, sehr kalt und beinahe verächtlich aufgenommen wurde, kaperte man den Herrn v. Bussy weg und warf ihn in's Gefängniß. Der Herzog war schon wieder auf der Landstraße mit seinem Gefolge, als er die Abwesenheit Bussy's bemerkte. Nun erbot sich Crillon, ihn zu holen. Er kehrte in der That in die Stadt zurück, drang mit gezogenem Degen in's Gefängniß ein und holte seinen Landsmann und Gegner heraus; und als sie nun Beide aus der Stadt waren, sagte Crillon ganz kaltblütig: „Jetzt bist du wieder frei und kannst den in Paris begonnenen Kampf mit mir wieder fortsetzen: also den Degen gezogen und Achtung!“ Diesmal ließ jedoch der streitsüchtige Bussy den Degen in der Scheide, erwiderte, er sey seinem Retter allzusehr verpflichtet, als daß er ferner noch mit den Waffen sich ihm gegenüberstellen könne, und fiel ihm um den Hals, anstatt mit dem Degen in der Faust über ihn herzufallen. — Die Geschichte der neuern Zweikämpfe behandelte der Redner kurz, und schloß mit der Bemerkung, durch Verbote das Duellwesen in Frankreich auszurotten, sey beinahe unmöglich. Bei Völkern mit verfeinerten Sitten sey das Ehrgefühl zu stark, als daß sich Jemand ungerochen könne beschimpfen lassen, oder zugeben, daß ein unter seinem Schutze stehendes Wesen beschimpft werde. Auch haben Gesetze wider das Duell die Sache jedesmal schlimmer gemacht. Die Deputirtenkammer habe daher sehr weise gehandelt, daß sie bisher sich mit keinem Gesetze wider das Duell abgegeben. Was aber das übertriebene Ehrgefühl und die Duellsucht betreffe, so werden dieselben als barbarische Vorurtheile und rohe Sitten schon nach und nach abkommen. Ich bemerkte, daß einem Theile des Auditoriums, dem wahrscheinlich die neulich von Dupin vor Gericht gehaltene Rede wider das Duell noch lebhaft im Andenken schwebte, dieser Schluß nicht gefiel; einige Personen bemerkten ziemlich laut, daß es doch so unnütz nicht seyn würde, einige gesetzliche Vorkehrungen gegen das Duell zu treffen. Rastoul erzählte auch die Geschichte des Duells, worin der Sohn des Grafen von Fontanes umkam, welcher unter der Napoleonischen Regierung Großmeister der Universität, das heißt des gesammten Unterrichtswesens im französischen Reiche, gewesen war. Der junge Mann bekam Streit wegen einer Kleinigkeit mit Jemanden, dessen Namen man nie erfahren hat. Einer von Beiden, ich weiß nicht welcher, forderte den Andern zum Zweikampfe; die beiden Gegner fanden sich an dem bestimmten Orte ein; der junge Fontanes, oder St. Marcellin, wie er hieß, schoß; da er aber kein geübter Schütze war, fehlte er seinen Gegner; dieser war im Gegentheil ein so furchtbarer Schütze, daß er zu seinem Sekundanten sagte, er wolle den jungen Mann zwischen den Augen treffen, und leider auch richtig Wort hielt. Der junge Mann fiel, lebte aber noch einige Stunden. Als Hülfe kam, waren die Andern verschwunden; man fragte St. Marcellin, wer auf ihn geschossen habe. „Ich weiß nichts,“ erwiderte er, „als daß er ein famöser Schütze ist.“ Er verschied kurz darauf, und man trug seinen Leichnam in seines Vaters Hotel, welcher an demselben Abend einen Ball gab. Was für eine Verwirrung durch diesen Auftritt im Hotel entstand, läßt sich besser denken, als beschreiben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 176.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 25. Juli 1837.

Schickt nur Gefahr von Osten bis zum West,
Wenn Ehre sie von Nord nach Süden kreuzt,
Und laßt sie ringen!

Shakespeare.
Heinrich IV.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Die Gefangennehmung Sidney-Smiths.

Die folgende Anekdote ist den ungedruckten, in einer Haverer literarischen Gesellschaft niedergelegten Memoiren zweier Augenzeugen, des Ingenieur en chef Frissard und des Kaufmanns Thomas, entnommen; die Thatsachen sind vollkommen verbürgt. Ich kenne kein Geschichtswerk, das dieselbe enthält, und glaube sicher, daß der Vorgang bis jezt nicht mit den angegebenen Umständen erzählt worden ist.

„Altengland hoch!“ — „Hurrah hoch!“ antworteten alle Anwesenden beim Klange der Gläser auf den Toast, den einer der Gäste des tapfern Commodore Sir William Sidney Smith ausgebracht hatte. „Wenn ich nicht,“ äußerte der Commodore, „mitunter das Vergnügen hätte, die Kapitäne der neutralen Schiffe bewirthen zu können und mit ihnen bei einem Glase Punsch die Langeweile zu vertreiben, so wäre dieser thatlose Krieg, diese gefahrlose Jagd auf ein paar unglückliche Strandläufer gar nicht auszuhalten. Auf ihr Wohl, meine Herrn!“ Und wieder klangen die Gläser. „Dem tapfern Besieger der Fregatte la Révolutionnaire!“ rief ein alter grauer schwedischer Schiffskapitän, der an der Tafel des Engländers vergaß, daß er verhindert worden, mit einer Ladung Holz in Havre einzulaufen, weil das Holz in den vagen Artikel: „Kriegsbedarf,“ hineingezwängt worden, und dieser selbst auf neutralen Schiffen verboten war. Alle Gäste stimmten mit ein und Sidney Smith sagte, als das Hoch verhallt war: „Ja! die Zeiten lobe ich mir noch; aber jezt ist's anders, und wir sind froh, wenn wir mitunter einen etwas zu vorlauten Corsaren jagen können. Ich liebe die See und den Krieg, und gestehe, daß ich gar gerne mit den Franzosen zu schaffen habe; denn sie sind tapfer wie die Löwen, und wenn sie uns an Schiffen gleich wären, so müßte es eine wahre Lust seyn, sich mit ihnen zu messen; aber so ist die Sache nur langweilig.“

„Deßwegen,“ erwiderte der schwedische Kapitän, „versuchen Sie wohl auch mitunter die Eintönigkeit durch ein kleines Abenteuer zu unterbrechen. Entsinnen Sie sich noch, wie ich in Brest dem schlichten Normannen auf die Schulter klopfte und ihm: Good day, Sir William! in's Ohr flüsterte? Erst wollte mich der Normanne nicht kennen, und da er noch von der Schule in Caen her ganz gut Normännisch sprach, so antwortete er mir im Caener Dialekt: „Was wollen Sie? ich kenne Sie nicht!“ Und erst als ich ihn auf Schwedisch fragte, ob er den Obersteuermann Perthes, der mit ihm so manchen Kampf gegen die Russen bestanden, nicht mehr kenne, reichte er mir die Hand und sagte: „Stille, Freund, auf Wiedersehen!“

Digitized by Google

und ließ mich stehen.“ — „Wahrlich!“ antwortete Smith, „ich traute Ihrem Herzen alles Gute, am Ende freilich auch eine Unvorsichtigkeit zu, und hatte nicht Lust, als Spion gehenkt zu werden.“

So verflossen die Stunden am 18ten Juni 1796 unter frohem Gespräche auf der englischen Fregatte Diamant, die vor Havre kreuzte. Endlich machte der Wein und Punsch, nach Seemannsart in langen Zügen getrunken, den Raum in der Kajüte zu enge, und die ganze Gesellschaft stand auf und erging sich auf dem Verdecke. Das schöne Schauspiel der untergehenden Sonne auf offenem Meere blieb unbeachtet von den an dasselbe gewöhnten Seeleuten. Die Gesellschaft zerschlug sich in Gruppen, und die lebendigste war die, welche der Commodore, ein Lieutenant der Seesoldaten, Namens Bromley, der schwedische und ein paar andere Kapitäne neutraler Schiffe bildeten. Der Schwede erzählte einige der keckſten Züge Smiths aus der Zeit, wo dieser unter der schwedischen Flagge die russische bekämpfte, wofür dann der Commodore erzählte, wie sein Obersteuermann Perthes einst mit zwei Matrosen versucht habe, über Nacht eine russische Brigg anzustecken, und dabei um ein Haar mit seinem Pulverfasse in die Luft geflogen wäre.

Während man so plaudernd an der Brustwehr stand, sah man einen französischen Corsaren unter dem Schutze der Batterien, die am Strande angebracht waren, langsam am Ufer vorbeisegeln und nahe am nördlichen Damme von Havre Anker werfen. „Das sind die Feinde, mit denen wir zu kämpfen haben!“ sagte Smith in halbverächtlichem Tone, indem er auf den Corsaren zeigte. — „Und doch macht es Ihnen Freude genug, wenn Sie einen solchen auftreiben können,“ versetzte der Schwede. — „Je nun, weil es die Langeweile vertreibt,“ antwortete Smith. „Und weil es,“ fuhr der Schwede fort, „am Ende gerade so schwer für einen Löwen ist, einen Hasen einzuholen als einen Elephanten.“ Aber Bromley, der Lieutenant, sagte: „Hasen sind's nun eben nicht, und Englands Seeleute müssen gestehen, daß selbst der kleinste französische Corsar ihnen genug zu schaffen macht und sich wehrt, so lange er noch eine Kanonenladung hat.“ — „So böse war der Vergleich nicht gemeint,“ erwiderte der schwedische Kapitän. „Ich kenne die Franzosen und lasse ihnen Gerechtigkeit wiederfahren. Es freut mich überdies, daß Ihnen die Corsaren so viel zu schaffen machen, denn ich war lange genug selbst Corsar, und ich habe mich nie vor einer Brigg oder selbst einer Fregatte gefürchtet.“ — „Kapitän!“ fiel ihm ein junger Schiffslieutenant des Diamant in's Wort, „Ihr hattet eben nur mit den Russen zu thun und nicht mit Altenglands Söhnen, sonst wäret Ihr nicht so keck gewesen.“ — „Gerade so keck wie der Corsar dort, der da vor uns liegt und aus und einläuft, ohne sich bei Ihnen, meine Herrn, erst die Erlaubniß zu erbitten. Was können Sie ihm anhaben?“ — „Ihn uns holen, ohne uns die Erlaubniß bei der Besatzung und den Batterien von Havre dazu auszubitten!“ fiel rasch der Commodore ein, dessen gewöhnliche Keckheit durch das genossene Getränke noch gesteigert war. „Das möchte ich wohl sehen,“ erwiderte der ehemalige Corsar, und Smith sagte: „Die Freude soll Ihnen werden: ich wette ein Mittagsmahl, daß er morgen Früh unser ist, wenn Sie die Wette halten wollen.“ Der Schwede schlug freudig in die dargebotene Hand, und die Wette war richtig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Türkische Sitten und Regierung.

Das Serail.

Das Serail* hat zwei Hauptabtheilungen mit scharfer Trennung, deren jede wieder in eine Menge kleinere Wohnungen oder Quartiere zerfällt. In der einen wohnen mehrere tausend Männer und keine Frau. Sie heißt Selamlick, nach dem Ort, wo sich, wie wir schon bemerkt haben, die Moslem das Salem oder den Gruß sagen. Die andere Hauptabtheilung enthält nur Frauen und keinen Mann; sie wird Harem oder unverletzlicher Ort genannt; hier herrscht das Schweigen des Schattenreichs und die tiefe Ruhe des leeren Raums; es ist ein Gottesacker für Lebende.

Früher öffnete sich dieser Kerker von Zeit zu Zeit, wenigstens für manche der Bewohnerinnen. Um die schönste Jahreszeit zu genießen, bezogen die Großherren sonst zu Anfang Mai's ihre Lustschlösser am Kiaghid-Hané oder süßen Wasser. Hierher folgten ihnen ihre Frauen und Lieblingssklavinnen. Während dieses ländlichen Aufenthalts lebten sie in Halvet oder Zurückgezogenheit, d. h. alle die schönen Frauen und Mädchen gingen frei herum, badeten im Fluß, legten sich in den Schatten duftender Gebüsche, spielten mit einander, jagten Schmetterlinge und freuten sich ihres Lebens und der Freiheit. Um aber alle fremden Blicke von diesem Zauberorte abzuhalten, wo der Großherr der einzige Mann war und sich auch nur von seinen Geliebten, für Gröberes aber von schwarzen Eunuchen bedienen ließ, standen in sehr weiter Entfernung zwei- bis dreitausend Bostandshys um den Park her und hüteten alle Zugänge; Niemand durfte sich auf eine Meile nähern. Dies reizende Thal, Kiaghid-

* Das türkische Serai bedeutet eigentlich jeden Pallast. Der des Großherrn heißt Serai-Humayun (kaiserlicher Pallast) mit einem Thor, wo die Köpfe der Verbrecher ausgestellt werden, Babi-Humayun (kaiserliche Pforte), und einem andern für das Ministerium, Babi-Aly oder hohe Pforte. — Auch die Hotels der fremden Minister in Pera heißen Serails.

Digitized by Google

Hané genannt, nach einer Papierfabrik, welche ehemals Türken hier angelegt hatten, liegt im Innern des Ceratischen Golfs. Dieser verengt sich, je mehr er in's Land tritt, wo der kleine, silberklare Fluß hineinfließt, an dem jene Fabrik lag. An beiden Ufern liegen Paläste und Lusthäuser aus den Zeiten des Sultans Achmed, nach den Plänen, die ihm zur Zeit Ludwigs XIV. der türkische Gesandte in Paris übersandte, und die mehr an Versailles als an arabischen Baustyl erinnern. Zwischen beiden Ufern gingen die anmuthigen Kaïks oder türkischen Gondeln hin und her, wenn schwarze Verschnittene die Odalisken zum Bad und zurück führten. All dieser orientalische Genuß und das müssige Leben unter Weibern gefällt aber dem jetzigen Großherrn nicht; da er Thätigkeit, Handeln und Wirken über Alles liebt, so unterbleibt jezt der Halvet. Die Natur jener Gegend hat aber ihre Reize noch wie ehemals. An beiden Ufern landeinwärts liegen lachende Hügel, Weingärten, blumige Wiesen und duftende Gärten voll Rosen, Tulpen und Narcissen. Besonders reizend sind die unmittelbaren Ufer des Flüßchens. Selbst die mürrischen, oft wild blickenden Türken können der Anmuth dieses Thals nicht widerstehen und fangen hier an, freundlich und heiter auszusehen. Hier steht besonders eine alte, schöne Eiche, an deren Fuß man eine der anmuthigsten Ansichten Konstantinopels hat, das mit seinen unzähligen Minarets zwischen dem Dunkelgrün der Cypressen liegt.

Das Haupt der schwarzen Eunuchen heißt Kislar-Agassi oder Haupt der Mädchen; er nennt sich auch Darons-saadé-Agassi oder Herr des Pallastes der Glückseligkeit. Er ist im Rang dem Großvisir gleich, und wenn er zum Großherrn kommt, läßt ihn der Fürst sogleich niedersitzen. Freilich geht er nur in einer, und zwar in einer sehr wichtigen und angenehmen Angelegenheit zu ihm, nämlich um ihm offiziel die Geburt eines Sohnes zu melden. Unter ihm stehen alle Schwarze des Serails, deren mehr denn zweitausend sind, alle im Dienst der Sultaninnen Schwestern, der Sultanin Mutter u. s. w., deren Paläste in Konstantinopel oder an den Ufern des Bosphorus liegen. Er ist auch Verwalter des ganzen Harems, und selbst die Cadinen oder Frauen des Sultans respektiren ihn. Seine ganz vom Selamlick getrennte Wohnung ist sehr geräumig und liegt dicht beim Harem.

Jeder Moslem kann, wie schon oben gesagt, mit Nikiah oder Civilcontrakt vier Frauen und außerdem so viel Sklavinnen halten, als ihm seine Vermögensumstände erlauben. Leztere gehören als volles Eigenthum dem Mann, der sie gekauft hat; ihre Kinder sind aber so gut legitim, als die von den Nikiahfrauen. Indeß besteht doch ein Unterschied zwischen beiden; denn der Mann kann die Nikiahfrau selbst dann verstoßen, wenn sie ihm Kinder geboren hat, die Sklavin kann er aber in gleichem Fall nur verstoßen, nachdem er ihr die Freiheit gegeben Hat ihm aber die Sklavin kein Kind geboren, so steht es ihm frei, sie auf dem Bazar zu verkaufen. Liebt ein Moslem seine Sklavin, so macht er sie zu seiner Nikiahfrau, und dadurch erlangt sie die Freiheit. Der Sultan hingegen hat durch die Constitution in dieser Beziehung weniger Rechte, als der geringste seiner Unterthanen; denn er darf keine Sklavin zu seiner Nikiahfrau machen, wäre sie ihm auch noch so theuer; wäre ihm dies verstattet, so könnte er auch freie Nikiahfrauen nehmen und dadurch Verwandtschaftsverhältnisse mit seinen Unterthanen eingehen; dies aber verbietet ihm ausdrücklich das Staatsgesetz. Er wählt aus seinen Sklavinnen die, welche ihm gefallen, und gibt ihnen den Titel Cadine oder Madame; dadurch werden sie seine Titularfrauen, heißen aber nie Sultaninnen, wie man oft irrig in Europa glaubt. Diese Gunst des Großherrn wird ihnen mit einem schönen Pelz aus der Hand des Fürsten, den im Harem nur die Cadinen tragen dürfen. Ehemals belief sich ihre Zahl auf vier bis fünf, Abdul-Hamid hatte gar sieben, und der jetzige Sultan Mahmud wurde von der siebenten geboren. So wie eine Sklavin zur Cadine erhoben wird, erhält sie eine besondere Wohnung mit Sklavinnen. Unter einander sehen sie sich nur, wenn eine niederkömmt; dann statten ihr die andern Glückwünschungsbesuche ab, und allerdings ist diese Niederkunft ein Glück für sie. Wenn dem Sultan eine seiner Cadinen nicht mehr gefällt und wenn er ihrer überdrüssig ist, oder wenn sie ihm kein Kind geboren hat, so verweist er sie aus seinem Harem, indem er sie mit einem seiner höhern Beamten oder Offiziere verheirathet, die dies für eine große Gnade ansehen müssen, und anstatt der abgegangenen nimmt er eine andere. Ist aber die Cadine einmal Mutter geworden, ihr Kind mag noch leben oder nicht, so kann sie der Sultan mit aller seiner Macht nicht aus dem Serail verweisen. Er kann sie vernachlässigen, aber ihre vorige Stellung im Serail bleibt ihr immer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Das Duell.

Wie viele rührende Geschichten hätte Rastoul noch erzählen können, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, Abscheu gegen das Duell einzuflößen! Wer erinnert sich z. B. in Paris nicht eines unglücklichen jungen Dichters Namens Charles Dovalle, welcher 1829 im Zweikampf das Leben verlor, in welchem er sich so rühmlich hätte auszeichnen können? Er lebte in Poitou ganz ruhig, und hatte bereits einige so zartsinnige Dichtungen an Pariser Zeitschriften eingesandt, daß man sie einem jungen Frauenzimmer

Digitized by Google

zuschrieb. Diese Dichtungen waren mit Beifall aufgenommen worden, und dies munterte den Jüngling auf, sich nach der Hauptstadt zu begeben, wo allein Ruhm und Belohnung dem Dichter zu Theil werden; denn in der Provinz ist man zu gleichgültig gegen die schönen Blüthen der Poesie. Aber der Jüngling bedachte oder wußte nicht, daß die Laufbahn eines Schriftstellers in der Hauptstadt nicht allein ihre Unannehmlichkeiten, sondern auch ihre Gefahren hat. Und wenn nun besonders ein junger Schriftsteller Mitarbeiter an einem der kleinen Tageblätter wird, welche durch Witzeleien und Spott ihr Glück machen, so setzt er sich dadurch der Unannehmlichkeit aus, wegen dieser witzigen Einfälle zur Rede gestellt zu werden und seine Späße und Witze mit dem Degen oder mit der Pistole in der Hand verantworten zu müssen. So erging es auch dem jungen Dovalle, der wahrscheinlich nur das Angenehme, nicht aber die Kehrseite des Lebens eines solchen Journalisten beherzigt hatte. Auch er mußte einmal sich wegen seines Journals schlagen, und wurde von einer Kugel getroffen, welche, wie ich damals berichtet habe, durch die Brieftasche fuhr, worin er den Abschiedsbrief an seine Mutter gesteckt hatte. Vielleicht hätte dieser junge Dichter in Frankreich der Dichtkunst einen neuen Schwung gegeben; so konnte er aber seinem Vaterlande nur seine Jugendversuche hinterlassen. Wie manche andere junge Schriftsteller hat die Duellsucht dahingerafft, ehe sie ihr Talent hatten entwickeln können! Und wer denkt hier nicht an den unglücklichen Armand Carrel? Auf dem Lande weiß man von dieser Geißel der bürgerlichen Gesellschaft nichts, und in den Landstädten nur wenig; aber in einer großen Stadt wie Paris, wo die Menschen so gedrängt beisammenleben und auf so vielfältige Art mit einander in Berührung gerathen, ist des Haders und des Duellirens kein Ende, und es wäre gut, wenn sich Lokalmittel finden ließen, wodurch dem Uebel gesteuert, oder dasselbe wenigstens vermindert werden könnte. Ob Gesetze nichts helfen, wie Rastoul behauptet, kann bezweifelt werden. Mit einem bloßen Verbote ist freilich so viel wie nichts gethan. Will man also die Duelle abschaffen, oder glaubt man sie abschaffen zu können, so muß man neben dem Verbot auch den an ihrer Ehre Gekränkten die Mittel an die Hand geben, die Unbilde zu rächen. Man müßte es den Vorstehern besonders der Militärschulen zur Pflicht machen, Abscheu gegen den barbarischen Zweikampf einzuflößen; aber immer wird das in Frankreich so gesteigerte Point d'honneur dazwischen kommen, und dieses läßt sich nicht bekämpfen. Dg.

Christiania, Juli.

(Beschluß.)

Norwegen. Stände. Arme. Volksbildung.

Beide Völker sind auch sehr verschieden, schon hinsichtlich der gesellschaftlichen Hierarchie. Der schwedische Adel ist zahlreich und arm, aber stolz und gebildet. In Norwegen dagegen gibt es nur einzelne adelige Familien, und man ist gleichsam darüber einverstanden, sie nicht als solche gelten zu lassen, und sie selbst machen keine unnöthigen Ansprüche. Die Staatsbeamten sind zwar schlecht bezahlt, aber sie gelten eigentlich doch, und mit Recht, für die beste Gesellschaft, da sie die Gebildetsten sind. Der Kaufmannsstand ist zum Theil reicher, aber die Anstalten für seine Bildung sind noch sehr mangelhaft; die meisten jungen Kaufleute aus bessern Familien werden nach England oder Frankreich geschickt; da sie aber keine Vorkenntnisse haben, so kehren sie meist ohne weitere Bildung als kaufmännische zurück. Im intimeren Umgang und im Scherz spricht man wohl auch in gebildeten Familien einen vom Dänischen ziemlich abweichenden Dialekt, das Deutsche ist mehr die Gelehrtensprache, indeß liest man viel Deutsch, und das Französische ist den höhern Kreisen um so geläufiger, da die königliche Familie französisch spricht. Auch wird auf den Liebhabertheatern in den bessern Kreisen beinahe ausschließlich französisch gespielt. Es ist in Christiania ein ganz neues Theater gebaut worden, welches jedoch vom Staat keine, vom Könige nur einige Unterstützung erhält. Wenn Kopenhagener Schauspieler dahin kommen, so ist der Zudrang, selbst an den langen, heißen Sommertagen, sehr groß; sonst kommen keine ausländischen Schauspieler auf Kunstreisen dahin. — Das Militär hat keine große Bedeutung in der Gesellschaft, zumal es schon seit sehr langer Zeit keine Kriegsdienste gethan hat. Das Avancement geht sehr langsam; der Hauptmann trägt meist die Krone der Ehren, die grauen Haare, und ist mehr ehrwürdig, als liebenswürdig. Der Hauptgrund aber ist, daß außer den 2000 Mann stehender, geworbener Truppen, welche ganz abgesondert vom Nationalheere gehalten werden, dieses nie in Garnisonen zusammengezogen wird. Die Offiziere sind über das dünnbevölkerte Land hin zerstreut und haben um sich her, wie Pastoren ihre Gemeinde, ihre Soldaten bei ihren Familien und ihren Brodherrn. Jedes Jahr wird die Compagnie in ihrer Heimath selbst, in einer für den Landmann und Schiffer gelegenen Zeit, zusammengezogen und exercirt. Natürlich verbauert so auch der in der Militärschule zu Christiania gebildete Offizier am Ende; allein er bleibt handfest, wie das Volk, das sein Jagdrecht an Wölfen, bisweilen auch an Bären übt. Das Schlaufen könnte wohl dem Heere bei einem Winterfeldzug von wesentlichem Vortheil seyn, obgleich das Umlenken und das Bergangehen dabei große Schwierigkeiten hat. Es ist noch besonders zu bemerken, daß nur der Bauernstand dieser Conscription unterworfen, der Städter aber mit seinen Bedürfnissen, besonders Colonialwaaren, dafür um so mehr besteuert ist. In welchem Grade dieses geschehen soll, darüber handelt es sich oft im Storthing. Da dieser mitunter aus Bauern, guten Theils aus sehr erfahrenen, klugen Leuten besteht, so ist eine starke Stimme hier immerhin ein Haupterforderniß, um seine Ansichten durchzusetzen. — Obgleich kein Schulzwang besteht, obgleich ein Theil der Bevölkerung den Sommer mit dem Vieh auf den Bergen zubringt, so steht es doch mit dem Volksunterricht gut; beinahe jeder Bauer kann lesen, viele auch schreiben. Außer der Bibel werden überall alte Volksgeschichten auf den Bauerhöfen gefunden. Vor einiger Zeit bekam ein Reisender Streit mit seinem Postillon, wobei Norweger die Partie des Postillons nahmen. Als dieser aber im Verlauf des Wortwechsels als Ausflucht sagte, er könne nicht lesen, waren im Augenblick Alle gegen ihn, da dieses unmöglich sey und er sich dadurch als Lügner verrathen habe. Es ist zu befürchten, daß die Erziehung der wohlhabenderen Familien in dem Grade, in welchem sie sich ausdehnt und liberaler wird, minder national werden möchte. Auch die regelmäßigen Fahrten der Dampfschiffe bis Drontheim im hohen Sommer, überhaupt die durch die Regierung sehr gehobenen Mittel der Communikation dürften den noch so autochthonischen Stamm zum Theil in zu schnelle, unvorbereitete Verbindung mit Ausländern bringen; schon fangen Engländer an in ihren Yachten heräberzufahren, und obgleich Jedermann ihr Geld gerne sieht, so wäre es doch wohl ein Unglück, wenn Reisen in diese Schweiz des nordischen Oceans Mode unter den hohen Lords und den reichen Industriellen würden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 177.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 26. Juli 1837.

Ein Treibhaus ist's —
Wo hunderfach der Schönheit Blume glüht
Und ungesehn verschmachtet und verblüht.

V. Hugo.

Türkische Sitten und Regierung.

(Fortsetzung.)

Der Sultan kann auch keine Cadine seines Vorfahrers nehmen, im Gegentheil, so wie er den Thron besteigt, muß er sie mit ihrem Schmucke und sonstigem Besitzthum in ein anderes Serail verweisen. Dies war ehemals das Eéqui-Séraï oder das alte Serail, ein ungeheures Gebäude mitten in der Stadt, mit hohen Mauern umgeben. Der jetzige Sultan hat aber nach der Bildung seiner Truppen auf europäischen Fuß das Hauptquartier ihres Commandanten und eine Kaserne für diese Truppen daraus gemacht. Die Cadinen des vorigen Sultans, die da wohnten, wurden mit ihrem Hofstaat in das Tsiftè-Séraï, ein großherrliches Serail, das auch in Konstantinopel liegt, übergeführt. Hier haben die Frauen alle Bequemlichkeiten, nur ihre Kinder folgen ihnen nicht dahin; denn sind es Knaben, so werden sie mit den andern Thronerben in die Caffesse eingeschlossen, die Mädchen aber bleiben im Harem unter Aufsicht der Kédaya-Cadine bis zu ihrer Verheirathung; dann aber nehmen sie ihre Mutter aus dem Tsiftè-Séraï zu sich. Gleiches geschieht mit der Mutter des auf den Thron steigenden Prinzen. So wie er zur Regierung gelangt, nimmt er seine Mutter aus jenem Serail, ernennt sie zur Validé-Sultanin und räumt ihr eine schöne Wohnung in seinem Pallast ein, wo sie vielleicht früher als Cadine eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Diese zarte Sorgfalt für die Mütter ist ein schöner Zug im türkischen Fürstenleben.

Bekanntlich muß der Großherr in Person bei den in Konstantinopel so häufigen Feuersbrünsten gegenwärtig seyn, um darauf zu sehen, daß Civil- und Militärbehörden ihre Pflicht thun, mag das Feuer nun in der Stadt selbst, in den Vorstädten oder in den Dörfern am Ufer des Bosphorus ausgebrochen seyn. Wenn in der Nacht Feuer ausbricht, so wird der Silih-Dar oder Schwertträger sogleich davon benachrichtigt, und dieser sezt den Kislar-Aga in Kenntniß; unverzüglich geht lezterer in den Harem, und zwar gerade nach dem Schlafzimmer des Sultans, vor dem fünf Sklavinnen abwechselnd die Nacht über wachen. Eine sezt einen rothen Turban auf, das Zeichen der Feuersbrunst, tritt in das Schlafgemach, und wenn der Sultan schläft, so nähert sie sich, ohne ein Wort zu sagen, dem Bett und streicht ihn leise an den Füßen, bis er erwacht. So wie er den rothen Turban sieht, fragt er nach dem Ort, wo das Feuer ist, dann steht er gleich auf, kleidet sich an und geht in seinen Selamlick, wo ihn sein Gefolge schon erwartet, und mit diesem reitet er schnell nach der Feuerstelle.

Digitized by Google

Der Großherr ist unbeschränkter Herr aller Sklavinnen des Harems, und deren ist eine Menge. Seine Mutter, Schwestern, Tanten und Cousinen, desgleichen andere reiche Moslem machen ihm Sklavinnen zum Geschenk, wozu immer die jüngsten, schönsten, anmuthigsten Mädchen gewählt werden. Einige Zeit vorher gibt man ihnen eine sorgfältige Erziehung, besonders in allen gefälligen, reizenden und verführerischen Künsten; sie lernen ein Instrument spielen, singen, entzückend tanzen, arabische, persische und türkische Fabeln und andere Gedichte mit Gefühl hersagen u. s. w. Sind diese schönen Blüthen so erzogen, so werden sie dem Großherrn zugeführt, der gewöhnlich bedeutende Geschenke an Diamanten, Perlen u. s. w. dagegen macht. Manchmal ist dies ein Glück für diese Sklavinnen, manchmal aber werden sie auch dadurch sehr unglücklich, zumal wenn sie — was häufig geschieht — durch die Gitter ihres Harems mit einem jungen Baltadzy des Sultans, oder mit einem Offizier ihrer Herrinnen ein Liebesverständniß angeknüpft haben, das gewöhnlich um so glühender ist, da sie immer vom Geliebten getrennt sind und in ihren feurigen orientalischen Gemüthern die Einbildungskraft Wunder wirkt. Ich will in dieser Beziehung nur zwei Fälle anführen, die überdies dem Charakter Mustaphas III. und seines Sohnes Selim alle Ehre machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Unterdessen war die Sonne untergegangen und dunkle Nacht deckte das Meer. Die Gäste gingen wieder in die Cajüte zurück, und noch manches Glas wurde unter frohem Gespräche und lautem Gelächter geleert. Endlich gegen Mitternacht brach man auf. Die Schaluppen der einzelnen Kapitäne stießen nach und nach ab, und als auch unser Schwede von der Fregatte in seine Schaluppe gestiegen war, rief er noch in neckendem Tone dem Commodore zu: „Auf Wiedersehen, Sir William! Morgen bin ich wohl wieder Ihr Gast von wegen des Corsaren. Also morgen, Commodore!“ verhallte bereits im Ruderschlage.

Kaum aber war die lezte Schaluppe der Gäste vom Diamant abgestoßen, so änderte sich bald die ganze Scene. Ein Wink des Commodore und die Pfeife des Oberbootsmanns weckte die Matrosen, die bereits sich der Ruhe überlassen hatten. Die Elite der Mannschaft des Diamants wurde beordert, die Boote in's Meer zu lassen; andere mußten die Ruder mit Segeltuchstücken einwickeln, und ehe noch eine halbe Stunde verflossen war, ehe noch die lezten Gäste ihre Schiffe erreicht hatten, sprang bereits Sidney Smith in eines der Fahrzeuge und stieß von der Fregatte ab.

Mit der höchsten Vorsicht ruderten die Matrosen; und die Vorsicht war nothwendig, denn das geringste verrätherische Geräusch hätte fünfzig und mehr Kanonen auf die Kähne des Commodore gerichtet und wenigstens seinen Plan hintertrieben. Unbemerkt und ungestört langte man endlich beim Corsaren an; im nächsten Augenblick hatten die Engländer denselben erklettert und die Oeffnungen verschlossen, die in den Schiffsraum führten, wo die Mannschaft, vertrauend auf den Schutz der Kanonen am Strande, ruhig schlief. Die Corsaren waren gefangen, ihr Schiff erobert und die Wette gewonnen. Smith schickte die Boote zurück und blieb mit ein paar Matrosen und dem Lieutenant Bromley, der als Freund des Commodore selten bei seinen kecken Abenteuern fehlte, auf dem Corsaren, um ihn bei eintretender Fluth der englischen Station zuzuführen. Als die Boote abstießen, rief Smith mit gedämpfter Stimme einem Bootsmanne zu: „John, geh zum Schweden und sage ihm, er könne den Küchenzettel machen.“

Bis zur Fluth mußten noch zwei lange Stunden verstreichen. Aber der Abends reichlich genossene Wein und Punsch legte sich auf die Augen der Engländer, und bald schliefen sie alle so fest wie die gefangenen Corsaren.

Ein französischer Matrose hatte ruhig zwischen dem Tauwerke gelegen und seine Wachstunde abgeschlafen. Er kam erst zu sich, als das Schiff bereits von den Engländern besezt war. Es war nun freilich zu spät, sich zu widersetzen, und er wußte und hatte vorerst nichts Besseres zu thun, als der kommenden Dinge in seinem Verstecke zu harren. Als aber die Engländer so fest schliefen, wie er selbst bei ihrer Ankunft, als das Schnarchen der Schlafenden bekundete, daß er sie nicht mehr zu fürchten habe, kroch er beim Beginn der Fluth aus seinem Verstecke hervor und schnitt die Ankertaue durch. Er wußte, daß die steigende Fluth, die stets die Seine zwingt, stromaufwärts zu fließen, das Schiff in den Fluß hineintreiben, daß dann für die des Fahrwassers unkundigen Engländer ohne Piloten die Rettung schwer, wenn nicht unmöglich werden, und endlich, daß die Besatzung von Havre aus der unsichern Bewegung des Schiffes schließen würde, daß etwas Außerordentliches vorgefallen. Und wie er vorausgesehen, so geschah es. Die Fluth trieb den Corsaren in die Seine hinein und den Strom hinauf, und als es endlich Tag wurde, merkten die am Ufer wachhabenden Seeleute bald, was hier vorgehe. Im Augenblicke regten sich die französischen Kriegsschaluppen, und ehe noch die Engländer recht wach geworden, ehe sie wußten, was vorging, war der Corsar von denselben umgeben. Sidney Smith, bald genug einsehend, daß hier an

Digitized by Google

keinen Widerſtand zu denken, war gezwungen, ſeinen Degen dem Kapitän Leloup, dem Commandanten der Schaluppen, zu übergeben. Wenn Kapitän Perthes ſeine Botſchaft noch vor Anbruch des Tages erhalten hatte, ſo war die Rechnung diesmal ohne den Gaſt gemacht. Smith hatte die Wette verloren, und es iſt die Frage, ob die beiden Seeleute ſich je wieder geſehen, um den Wettpreis mit einander zu verzehren.

Das Leben und die Abenteuer des Admirals Sidney Smith ſind hinlänglich bekannt. Jedermann weiß, wie er durch eine beſſer gelungene Liſt, indem mehrere ſeiner Freunde ſich in Offiziere des Pariſer Generalſtabs verkleideten und dem Gefangenwärter des Tempels in Paris die Ordre, ihnen Sidney Smith auszuliefern, überbrachten, aus der Gefangenſchaft befreit wurde, und wie er dann durch ſeine Vertheidigung von St. Jean d'Acre auf das Geſchick Bonapartes einwirkte.

Der folgende Umſtand iſt zwar auch bekannt, ich rufe ihn aber hier in's Gedächtniß zurück, weil er ſich an Smiths Gefangennehmung und Gefangenſchaft knüpft. Der Lieutenant Bromley war mit unter den Gefangenen. In Havre aber erklärte Smith, er ſey ſein Kammerdiener. Er mochte Urſache dazu haben, ihn ſo an ſeine Perſon zu feſſeln. Bromley ſelbſt ſpielte ſeine Rolle ſehr gut, und um ſo beſſer, da er kein Wort Franzöſiſch verſtand. Beide wurden zuſammen von Havre nach Rouen, von hier nach Paris, und in Paris aus einem Gefängniß in's andere gebracht, bis ſie endlich zuſammen auf die angegebene Weiſe aus dem Tempel entkamen. In Egypten ſah ein in Havre wohnender alter Seeoffizier, den ich kenne, beide wieder. Wie wunderte er ſich aber, als eines Tags Jemand ihn im beſten Franzöſiſch anſprach und ihn fragte, ob er ſich des Kammerdieners noch entſinne. Seine Verwunderung hatte eine zweifache Urſache, einmal war der ehemalige Kammerdiener Smiths jezt Obriſt, dann war die Ausſprache des Stockengländers, der als Kammerdiener nicht eine Sylbe Franzöſiſch verſtand, ſo rein franzöſiſch, als ob er in Paris geboren und erzogen wäre. Das Gefängniß hatte Wunder gethan, und das Wunder beſtand darin, daß der Lieutenant Bromley, der Kammerdiener, der Stockengländer, ein junger franzöſiſcher Emigrirter, de Tromelin, war, der durch die Verleugnung ſeiner Mutterſprache ſich ſeinen Kopf erkauft hatte.

Der Gefangene.

Wen ſchleppt zum Königsſchloſſe vom Ozean
Die jähen Felſenſtiegen man dort hinan?
Das iſt in Eiſenbanden Harald, der Held,
Sie haben zehn den Einen zulezt gefällt.

Im hohen Saale thronet der Königsgreis,
Um ihn die Helden alle, ein ſtolzer Kreis;
Sie rufen dem Gefangnen gewaltig Hohn:
„Vernichtet und entmannet, o Högnes Sohn!

„Wo iſt die Eiſenſtärke, die Aſen glich,
Der Trotz des Felſenherzens, das Keinem wich,
Das Schwert an Ruhm, an Siegen, an Narben reich,
Die Zunge ſcharf und feurig, dem Schwerte gleich?“

„„Gefangen heißt geſtorben, die Stärke brach,““
Demüthig der Gefangne und ſeufzend ſprach;
„„Doch wolltet ihr mir reichen ein Horn mit Wein,
Das würde Glück und Freiheit und Ruhm mir ſeyn.““

„Das Wunder wollt' ich ſchauen!“ Voll bis zum Rand
Der König reicht ihm ſelber das Horn zur Hand.
Das trank in dreien Zügen der Helde leer:
„„Habt Dank! und weiter wünſchet Harald nichts mehr.““

Und mit der ſcharfen Kante gewaltiglich
Entzwei die Heldenſtirne, die hieb er ſich;
Roth ſchoß das Blut in Wellen, den Biroſtſteg
Ging er, zu Odins Auge den kühnen Weg.

„„Da nehmt die armen Scherben! wie wähntet ihr
Zu früh die Kraft erſtorben im Herzen mir?
Den athmend nichts bezwungen, nicht Luſt, nicht Pein,
Frei geht er, ob gefeſſelt, in Walhall ein.““

Ernſt ſah zur Erde nieder der Königsgreis:
„Wer wähnte ihn bezwungen?“ ſtill ſchwieg der Kreis.
„Laßt ehren uns den Todten! mit Schild und Speer
Den Freien ſenkt in's freie, in's große Meer.“

C. Matzerath.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Hippologie. Die Zillerthaler. Lemm. Hirt. Lehmdächer.

Eine neue Wiſſenſchaft: die Hippologie, iſt hier entdeckt; doch iſt es leider nur der Name. Unſere Vorleſungen darüber, welche alljährig um dieſe Zeit unterhalb des Kreuzberges gehalten werden, ſind zur Zeit nur noch abgeleſene Collegienhefte der hohen Schule von Epſon. Die Wetten, die vorher ein- und ausgeſchwizten Jockei's (ihre kleine Schwizſchule iſt im Dorfe Schöneberg), die Kampfrichter, die Steeplerennen, alles dies und dergleichen iſt noch die wörtliche Ueberſezung aus England. Aber es darf nicht bezweifelt werden, daß bei der großen Theilnahme aller derer, die ſich für Vollblut intereſſiren, auch wir uns zum Originalen durcharbeiten müſſen. Frequenz und Glanz

Digitized by Google

der diesjährigen Wettrennen war wenigstens ein Trost für die mittel- oder unmittelbar dabei betheiligten Vollzüchter, die ihrerseits bei ihrem Wettrennen um die besten Preise diesmal sehr zurückgeblieben sind. Voraus vor den Britten sind wir wahrscheinlich in der exakten polizeilichen Ordnung bei den Rennen und in den minutiös gewissenhaften Berichten über dieselben. Auch wird bei uns nicht gestohlen; ob betrogen, ist eine andere Frage. Ist es diesmal geschehen, wie die Vertrauten munkeln, so hatte es nur einen galant loyalen Zweck. Man hat einen Gönner gewinnen lassen, und der Verlierer hat freiwillig den Kürzern gezogen. Doch soll dieser Sieg contra naturam einigermaßen erschwert worden seyn durch das gute Pferd, welches zum Verlieren im Voraus verdammt war; denn dasselbe fühlte ein solches Ehrgefühl in sich, daß es alle Kunst seines Reiters erforderte, es in den Schranken der loyalen Unterwürfigkeit zu erhalten. Das Pferd ist offenbar ein aristokratisches Thier. Sollte von daher eine Opposition gegen das absolutistische Princip neuerdings aufstehen? Was Menschen anlangt, so hat, wider alles Erwarten, unter den kunstvoll ausgeschwitzten englischen Jockei's ein kleiner märkischer Bauerjunge, ohne Ahnen und Schule, den Preis der allgemeinen Anerkennung davongetragen. Auch ein besonderer Preis ward ihm von hoher Hand. Die Bildung für die neue Wissenschaft ist im Zunehmen.

Der berühmte Menken Ernst hat einen Schnellauf in Charlottenburg gehalten. Die ihn gesehen, zollen ihm volles Lob; entweder lag es aber an den Anschlagzetteln, oder an der Erwartung auf die edlern Renner, es haben ihn Wenige gesehen. Nach seiner Aussage soll es sein lezles Rennen seyn. — Rüstige Bergkletterer und vielleicht Gemsenjäger werden aus Tyrol erwartet, wenn auch nicht als solche: den Gemeinden im Zillerthal, welche, früher Protestanten, sich nicht mehr zu den ihren Vätern wieder aufgedrungenen Grundsäzen der römisch-katholischen Kirche halten wollen, ist die erbetene Zuflucht gestattet worden. Man nennt ein Dorf im schlesischen Riesengebirge, welches durch die Gnade des Königs den bedrängten Gläubigen zur Ansiedelung überlassen wird. Ein Korrespondenzartikel aus Wien in unsern Zeitungen suchte die Sache in einem Lichte darzustellen, wie sie bei uns nicht betrachtet wird. Der Hofprediger Strauß war in dieser Angelegenheit bekanntlich in Wien.

Unsere jüngste Todtenliste zählt wieder drei namhafte Männer: den Schauspieler Lemm, den Direktor des Gymnasiums, welches den Namen „das graue Kloster“ aus dem Mittelalter herübernahm, Köpke, und den Kunstkenner Professor Hirt. — Lemm starb in der Kraft seiner Jahre, doch war seine Gesundheit längst zerrüttet. Er war einer der wenigen rastlos strebenden Künstler, die sich selbst nie genug thun. Leider fehlte ihm aber der Spiritus, der ihm gebot: bis hieher und nicht weiter! An seinem guten Willen und zu angestrengten Studien scheiterte seine Kunst nur zu oft. Richtig durchdacht war jede seiner Rollen; in der Ausführung streiften seine hochtragischen bisweilen an die Karrikatur. Der selige Ludwig Devrient erklärte Lemm für einen der größten Tragiker in der Ruhe, wenn er es nur über's Herz bringen könne, ruhig zu bleiben. Aber wie mittelmäßige Schauspieler wohl in geweihten Momenten der Genius überkommt, der sie wider Willen über sich selbst erhebt, so überkam diesen guten Schauspieler leider oft ein böser Genius, und das trefflich angelegte Bild verlor plötzlich mit der Schönheit auch die Wahrheit. Er hatte körperlich viel zu leiden, und hinterläßt den Ruf eines Ehrenmannes. — Hirt gehört den Veteranen einer abgelebten Zeit an. Die Gräfin Lichtenau brachte ihn von ihren Reisen unter der Regierung des vorigen Königs aus Italien nach Berlin. Nicht alle durch diese Vermittelung Angestellten hatten gleichen Anspruch, sich über die Zeit ihrer Protektoren zu erhalten. Abhold dem Romantischen, in welcher Gestalt es sich auch zeige (z. B. ein constanter Feind des gothischen Styls), hatte Hirt sein langes Leben hindurch als Kunstkritiker Fehden auszufechten, die zum Theil mit Waffen gefochten wurden, für welche heute unsere Constitution zu schwach scheint. Er wechselte Streitschriften mit dem Philologen Wolf, mit Rumohr und vielen Andern, die durch bittere Invectiven und beißende Witze über den Kreis hinaus bekannt wurden, für welchen sie geschrieben waren. Das neue Museum rief ihn zum lezten Male in die Arena; im Innern hatte er mit der Rumohrschen Schule, im Aeußern mit dem ganzen gelehrten Publikum zu fechten; denn von ihm rührt die bekannte, vielfach verschrieene und lächerlich gemachte lateinische Inschrift her: Fridericus Guilelmus III. studio etc. Nachdem man dem Lapidarspruch alle möglichen komischen Auslegungen gegeben, und ein Gutachten der Akademie darüber erfordert worden, blieb Hirt insofern Sieger, als man die ursprüngliche Inschrift stehen ließ, weniger vielleicht auf das offizielle Gutachten, daß sie sich doch vor dem Forum der Latinität rechtfertigen lasse, fußend, als auf den triftigen Grund, daß eine Umschreibung mehrere tausend Thaler gekostet hätte.

Abschweifsweise bei baulichen Angelegenheiten angelangt, mache ich Sie auf eine kleine vor Kurzem erschienene Schrift aufmerksam, welche ein klares Licht über eine der wichtigsten neuern Entdeckungen in der Architektur verbreitet. Ich meine die nach dem Erfinder genannten Dornschen, oder Lehmdächer, von denen ich Ihnen gelegentlich schon früher schrieb, und deren praktischer Nutzen sich durch die Erfahrung mehr und mehr bewährt. Der königliche Bauinspektor Gustav Linke hat jezt in einem Büchlein, betitelt: „Der Bau der Dornschen Lehmdächer, nach eigenen Erfahrungen mit Rücksicht auf die dabei vorkommenden Holzconstruktionen und Kostenberechnungen, Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn,“ die Verfahrungsart so deutlich und anschaulich beschrieben, daß ein ganz Unerfahrener diese Dächer sich allenfalls selbst fertigen kann. Zum Ueberfluß ist eine Kupfertafel angehängt. Ohne Zweifel wird in einigen Jahren diese ungemein wichtige Bedachungsart zum Vortheil der Beutel der Hausbesizer, so wie zu Gunsten unsers Comforts und des Schönheitssinnes eine ausgebreitete Anwendung finden, was auch noch einige Gegner aller Neuerungen dawider einwenden mögen. Die Sache spricht für sich selbst und ad hominem. Besonders beachtungswerth ist aber die Uneigennüzigkeit des Erfinders, mit der er der Sache sofort die größte Publicität gegeben hat. Einer Ihrer Landsleute, dem ich vor einigen Wochen hier die glücklichen Resultate der Erfindung zeigte, und der nach meinen Notizen in Stuttgart Versuche machen wollte, welche nicht wenig zur zweckmäßigen Verschönerung ihrer Häuser beitragen dürften, wird in diesem Linke'schen Büchlein eine bessere Anweisung finden; wie denn selten eine technische Schrift über eine neue Erfindung, freilich eine sehr einfache, sich eines gleich guten Styls und einer ähnlichen Anschaulichkeit erfreuen dürfte.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 178.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 27. Juli 1837.

Wohl dem, dem die Geburt den Bruder gab!
Ihn kann das Glück nicht geben; anerschaffen
Ist ihm der Freund, und gegen eine Welt
Voll Kriegs und Trugs steht er zweifach da.

Schiller.

Die Braut.

Novelle von A. T. Beer.

Ein alter, reicher Kaufherr rollte im Frühjahr 1837 in einem gemächlichen Wagen auf der langweiligen Chaussee von Köln nach Düsseldorf dahin und überließ sich in der Einsamkeit der Reise seinen trüben Gedanken. „Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege der Staub sich hebt,“ das war der Ton, der in seinem Innern in tausend Abänderungen wiedertönte; denn vor zwei Jahren hatte er den jüngsten Sohn im zurückgeschlagenen Reisewagen, liebend nach ihm und der Mutter zurückwinkend, verschwinden sehen, und die Staubwolke, die das Fuhrwerk aufgeregt hatte, und die nach und nach wieder zurücksank, war das lezte sinnliche Zeichen von des Sohnes geliebter Nähe.

Dieser war seitdem in langsamen Tagereisen durch Deutschland gefahren, hatte das französische Land bis Nizza durchschnitten und wollte dort seine kranke Brust durch die linden Lüfte des Südens heilen; den Vater hielt ein bedeutendes Geschäft daheim, die Mutter hatte schmerzlich zwischen den zwei Pflichten, Mann und Hauswesen zu versorgen, oder den Sohn zu pflegen, gekämpft, und hatte sich endlich für die erstere entschieden, da sie ihre Unkunde der französischen Sprache und ihre eigene Kränklichkeit erwog; der Bruder war in Amerika, wo er sich für das großartigere kaufmännische Leben ausbilden sollte. Er war schon als Jüngling einmal nach Newyork gegangen, und sein Herz war dabei so ruhig geblieben, als handle es sich um eine Fahrt nach Neuwied oder dem Siebengebirge; auch war er fröhlich und guter Dinge zu seinem Eduard zurückgekehrt, der eben die Schule absolvirt hatte und die Universität beziehen wollte. Die beiden Brüder waren zwei Zwillingsseelen, voll Liebe und Einigkeit, beide der gerechte Stolz ihrer Eltern. Eduard war lustig gewesen bis zur Ausgelassenheit; aber er war jezt allmählich in das Alter getreten, wo ein ungewisses Sehnen das Uebermaß der Fröhlichkeit zu dämpfen anfängt: man nennt es ein „Sehnen,“ vielleicht ist es auch ein Vorgefühl der Schmerzen und Lasten, die das Leben, zwar nach und nach, so daß der Bau nicht zusammenbricht, aber sicher jedem Menschenkinde aufzubürden pflegt. Der Jüngling hält das ewige Klagen der Eltern über das Glück der Kindheit für eitel Geschwätz, obgleich ihn schon hie und da ein Verhältniß zu drücken anfängt; doch wenn er sich dann als Mann, mit seiner ganzen Last auf den Schultern, wiederfindet, dann ändert sich auch sein Sinn. Menschen müssen sich gewöhnen, sogar Steine können es; in Kopenhagen ist im königlichen Schlosse ein niedriges, sehr flaches Gewölbe von der Dicke

Digitized by Google

eines einzigen Backsteines, aber wohl ineinander gepaßt und regelrecht gebaut; auf dieses Gewölbe legte der Baumeister am ersten Tage einen Felsstein, um zu sehen, ob es die Last tragen werde, und da es sie trug, am zweiten einen zweiten, und so fort, bis am heutigen Tage eine unglaubliche Last immer neu hinzugefügter Steine auf der dünnen Brücke liegt, die noch immer hält; — denke sich ein Jeder dabei, was er will, ich kehre zu meinen Jünglingen zurück.

Konrad, der ältere Bruder, war schon viel gereist, und sein ganzer Charakter neigte sich mehr zum Ernsten; nur Eduards jugendliche Heiterkeit fesselte ihn mit jedem Tage mehr; er lebte in ihm, er wachte über die schuldlosen Ausbrüche seines Muthwillens, und fand sein Ideal von Liebenswürdigkeit in ihm verwirklicht. Die Universität, die Eduard bezog, war nicht fern von Konrads Aufenthaltsort, daher sahen sich die Brüder oft und fanden ihre liebste Erholung im wechselseitigen Umgang. Da fing Eduard an, an Beklemmungen, häufigen Fieberanfällen und andern beunruhigenden Symptomen zu leiden; Konrad wachte mit überspannter Aengstlichkeit über die Fortschritte seines Uebels. Der Arzt verordnete eine Reise, Konrad ließ es sich nicht nehmen, den Bruder zu begleiten; auch den Eltern war es recht, daß er vor der Hand alle Geschäfte ruhen lassen und nur Eduard leben wollte. Diesen ängstigte im Anfang der Gedanke, daß ihn sein Uebelbefinden in seinen Studien zurücksetzen würde; aber Konrads unermüdete Liebe und kluges Zureden half ihm über dies beunruhigende Gefühl hinweg, und in der milden Atmosphäre der brüderlichen Zärtlichkeit und eines Landes, dessen Lüfte sich kaum weniger schmeichelnd an das Herz legen, schien er gänzlich zu genesen

Mit glänzenden Augen und blühenden Wangen kehrte Eduard zurück; seine große Magerkeit ward auf die Schnelle seines Wachsthums geschoben, das in den lezten Jahren außerordentlich gewesen war. So kam die Zeit heran, in der ein neues Geschäft Konrad nach Amerika rief. Er wünschte das Versäumte nachzuholen, aber eine unerträgliche Last auf dem Herzen hinderte ihn fast an der Ausführung seines Vorsatzes. Kaufleute indessen lassen sich ungern durch Sentimentalität, ja sogar durch gegründete Gefühle bestimmen, sie sind gewohnt, sich allein den Vortheil ihres Geschäfts als die Säule zu denken, die nichts erschüttern darf. — Konrad ging; Eduards in Thränen glänzendes Auge war die lezte Erinnerung, die er aus der Heimath mitnahm. Er war noch kein Jahr weg, als des Bruders Uebel sich mit verdoppelter Uebermacht einstellte. Die erste Reise hatte so vortheilhaft gewirkt, daß der Vater den Vorschlag einer zweiten mit Freuden aufnahm; auch hielten beide Eltern seinen Zustand nicht für so gefährlich, als er es eigentlich war, wie sich die Nächsten überhaupt am leichtesten täuschen lassen; und so hatte der Augenblick der Trennung zwar unter Thränen, aber doch auch unter reichen Hoffnungen geschlagen. Es war Sommer, als Eduard ging; ein milder Herbst erfreute ihn, aber heilte ihn nicht. Ein ungewöhnlich wechselnder, rauher Winter schlug unheilbare Wunden in seinen kranken Körper, und als der Frühling kam, mußte der gute Arzt, der ihn sehr lieb gewonnen hatte, den Eltern melden, er gebe keine Hoffnung. Fast zugleich mit dieser Nachricht traf auch Konrad ein; er nahm sich kaum Zeit, seinen Koffer zu packen, und eilte nach Nizza, wo er den Kranken ganz an's Bett gefesselt und vom schrecklichsten Husten gequält wieder fand.

Was er an diesem Krankenbette litt, ist unaussprechlich. Der Tröstende, Erheiternde blieb Eduard; er verfügte über sein ganzes Eigenthum, als wäre von einer Weihnachtsbescheerung an seine Lieben die Rede; seine Gedanken in eine andere Welt schienen sich alle an den zuversichtlichsten Hoffnungen hinüber zu spinnen; er sagte wiederholt zu Konrad: „Nicht wahr, Sterben ist nichts Schreckliches?“ Und wenn ihm dann Konrad, von Schmerz zerrissen, doch mit ruhigem Gesichte antwortete „nein,“ dann lächelte er kindlich und selig und sah ganz befriedigt aus. In einer Krankheit dieser Art veredeln sich die Züge und der Ausdruck unglaublich; Eduard sah aus wie der liebste Jünger Christi, nicht mehr Jüngling, noch weniger Jungfrau, ganz Engel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Türkische Sitten und Regierung.

(Fortsetzung.)

Die Sultanin Asma, Schwester Mustaphas III., überschickte ihrem Bruder eine junge Sklavin aus Mingrelien, die sich durch ihre körperlichen Reize, ein Gesicht voll edler Schönheit und Anmuth und durch die hinreißendste Gestalt eben so auszeichnete als durch Eigenschaften des Gemüths und erlernte Geschicklichkeiten. Der Sultan hatte sie schon früher mit besonderer Lust bei seiner Schwester tanzen sehen; sie hieß Ruchem oder die Glänzende. Sie sehen und lieben war bei dem Sultan Eins. Er legt ganz seine Rechte als Großherr und Sultan ab, redet sie freundlich und liebreich an; denn er fühlt zum ersten Mal sein Herz in wahrer Liebe schlagen; er ergreift ihre Hand, spricht mit sanfter, unterbrochener Stimme zu ihr und wagt es sogar, sie zu liebkosen. Aber Ruchem schweigt, schlägt die Augen nieder und drückt den Beherrscher aller Gläubigen mit Respekt, aber entschieden und keck von sich. Mustapha glaubt, alles dies

Digitized by Google

komme nur von jungfräulicher Schüchternheit und Zurückhaltung, und erglüht darum nur noch mehr in Liebe. Als er endlich in ihren schönen Augen nichts sieht als Schmerz und Furcht, verläßt er sie. Am folgenden Tag kommt er wieder, ist noch wärmer, liebevoller und drängender; Ruchem aber weist ihn noch entschiedener und kälter zurück. Als der Sultan auch am dritten Tage nicht glücklicher in seiner Bewerbung war, ging ihm die Geduld aus, und er verlangte eine freimüthige Erklärung ihres Betragens. „Ich, schöne Ruchem," sagte er zu dem kalten Mädchen, „ich liebe dich, und bin nicht bei dir als dein Herr und Gebieter, sondern als Liebender; denn ich will, ich kann meine Macht nicht bei dir geltend machen; ich habe bei dir nur einen Wunsch: die Gluth in deinem Herzen zu erregen, die das meinige verzehrt; warum theilst du nicht meine Gefühle? Sage mir ohne Furcht die Ursache deiner Abneigung; ich schwöre dir, wenn es seyn muß, will ich dir meine Liebe opfern." Er sprach so herzlich und dringend zu ihr, er beruhigte sie so durch seine freundlichen Worte, daß sie ihm endlich schüchtern und zitternd ihre Liebe zu dem Intendanten der Sultanin, ihrer vorigen Herrin, gestand. Sie hatten sich Beide Liebe bis in den Tod geschworen. „Sey ruhig," erwiderte ihr der Sultan, „du sollst glücklich werden, wie ich unglücklich." Am folgenden Morgen ging er zu seiner Schwester und sprach: „Liebe Schwester, du bist sehr ungerecht; ja, du bist es." — Die Sultanin erschrickt und fragt nach der Ursache seines Unwillens. — „Warum hast du mir doch eigenmächtig das Recht eines Andern abgetreten? Du schicktest mir Ruchem als Geschenk, das Mädchen gehört aber deinem Intendanten;" und dabei erklärte er ihr alles Nähere. „Wo ist dein Intendant? er soll auf der Stelle herkommen." Dieser erschien sogleich voll Unruhe; der Großherr sagte aber zu ihm: „Ich ernenne dich zum Pasha von Ghiassel-Hissar und gebe dir meine Sklavin Ruchem zur Frau." Der Großherr verbiß seinen Schmerz und hauchte ihn in einem Gasel aus, worin er zu Ruchem spricht und sich über seine unglückliche Liebe beklagt. Dieses Gasel ist bei den Türken allgemein bekannt und berühmt durch seine Gluth und Zartheit; es beginnt mit den Worten: „Ruchem, ich gebe dir mein Herz, du aber willst es nicht, und mit Leid nehme ich es wieder."

Selim III. besuchte oft seine Schwester, die Sultanin Beriham. Bei ihr sah und bewunderte er eine reizende Sklavin, die im Harem wegen ihrer schönen Haut und Gesichtsfarbe Bembé-Haré oder rosenfarbener Atlas genannt wurde. Die Sultanin dachte gleich daran, ihrem lieben Bruder mit dem Rosaatlasmädchen ein Geschenk zu machen. Doch sollte es seiner ganz würdig werden, darum ließ sie Bembé-Haré sorgfältig erziehen, namentlich ihr, da sie ausgezeichnete Anlage für Musik zeigte, bei dem damals berühmten moslemischen Musiker Saadullah aus Candia Unterricht im Singen geben. Das Mädchen sang auch bald mehrere türkische und persische Lieder mit großer Anmuth. Ihr junger, schöner Lehrer hatte aber mit seiner melodischen Stimme noch einen andern Eindruck auf sie gemacht; sie liebte ihn und er liebte sie. Als die Erziehung des Mädchens vollendet war, wurde sie dem Sultan Selim in einem großen, mit Rosen und Jasminblüthen angefüllten Korb von vier schwarzen Sklaven zugetragen. Der arme Saadullah war untröstlich; unbekannt aber ist, wie Bembé-Haré den Sultan aufgenommen hat, und ob sie so kalt gegen ihn geblieben ist, wie Ruchem gegen Mustapha. Selim war ein großer Freund und Kenner der Musik, deßwegen ließ er manchmal Saadullah in den Harem kommen, um persische Lieder von ihm singen zu hören. Bald merkte der Sultan eine Veränderung am Sänger; sein Gesang war nicht mehr heiter, wie sonst, sondern schwermüthig und voll Wehmuth. Darum sagte Selim einmal zu ihm: „Aus deiner Art zu singen sehe ich, daß du etwas hast, was dich kümmert und peinigt; das thut mir leid; verbirg dich nicht vor mir, ich schwöre es dir bei Gott, ich will Alles für dich thun." Saadullah faßte sich ein Herz, warf sich vor dem Sultan nieder und sagte: „Herr, ich liebe deine Sklavin! Laß mir den Kopf abhauen, um mich von meinem unglücklichen Daseyn zu befreien; ich liebe Bembé-Haré, die nicht die Meinige werden kann!" — „Du sollst sie haben," antwortete der Sultan, und auf der Stelle gab er sie ihm zur Frau mit einer bedeutenden Mitgift. Ich habe diesen schönen Zug von Saadullah selbst.

Es ist kein Beispiel vorhanden, daß ein Sultan ein Christenmädchen oder eine Frau seiner christlichen Unterthanen auf irgend eine Art zu gewinnen oder gewaltsam in den Harem zu bringen versucht hätte.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Der Sarg Wilhelms IV.

Da die bevorstehende Parlamentsauflösung in Folge der tausendfältig dadurch angeregten Interessen Alles absorbirt, was der Engländer seinen Privatgeschäften an Zeit und Aufmerksamkeit abzumüßigen vermag, so ist es ein vortheilhaftes Zeugniß für die Loyalität — oder wie man die Motive taufen will — der guten Londoner, daß sie König Wilhelm noch nicht vergessen haben. Man könnte behaupten, schon die Trauerkleidung, in welcher männiglich einhergeht, und die Laden vor den Fenstern der Gewölbe müssen sein Andenken wach erhalten; aber der Mensch ist einmal ein Geschöpf der Gewohnheit, und die Trauerkleider und die halb geschlossenen Laden fallen jetzt, nach vierzehn Tagen, eben so wenig auf, als sie Anfangs überraschten. Würden aber wohl die

Digitized by Google

Londoner ohne Theilnahme für ihren hingeschiedenen König so ungeheuer begierig gewesen seyn, wie sie es waren, seinen Sarg zu sehen? Der König starb in Windsor und sollte in Windsor beigesetzt werden. Sein Sarg hingegen wurde in London gearbeitet, nicht weil es in Windsor an tüchtigen Tischlern fehlt, um vier Bretter und zwei Brettchen kunstgerecht zusammenzufügen und geschmackvoll zu verzieren, sondern weil in London, und zwar in der neuen Bondstraße ein Mann wohnt, der das traurige Vorrecht besitzt, die Särge der königlichen Familie zu fertigen. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mensch den Muth haben kann, einen König und die Glieder eines königlichen Hauses um das Privilegium anzugehen, ihre Särge zu zimmern, oder das Privilegium anzunehmen, falls ein sarglustiger König, wie Kaiser Karl V., es ihm anböte, wenn nicht die Sucht der englischen Krämer und Handwerker, ein to their Majesties über ihre Thüren zu schreiben, jedes Bedenken überwöge. In einer andern Straße befindet sich ein Gewölbe, ausschließend für den Verkauf von Instrumenten, die, meist aus Zinn gefertigt, allerdings in einem vollständigen Haushalte selten fehlen, jedoch deßhalb nicht weniger häßliche Verräther menschlicher Gebrechlichkeit sind; und der Inhaber des Gewölbes hat die Stirn, jedem verschämten Menschen das Blut in die Wange zu treiben durch die in Gold aufgeschriebene Versicherung, daß die Königin, die Herzogin von Kent und Prinzessin Victoria ihren diesfallsigen Bedarf bei ihm kaufen; dieß nebenbei. Dem Tischler Turner also war der Auftrag geworden, den Sarg für den verewigten Monarchen zu fertigen, und den Tag vor der Ablieferung schloß Turner seine Werkstatt und stellte den Sarg zur Schau aus. Es ist kaum zu glauben, wie schnell solche Dinge in London bekannt werden; wenigstens zwanzigtausend Personen strömten herbei. Das Zimmer, in welchem der Sarg stand, war rings mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, und darüber hingen Gewinde von schwarzem Krepp. Auf silbernen Wandleuchtern brannten Wachskerzen und die mit matten Gläsern bedeckten Lampen des Kronleuchters gossen ein mildes Licht auf den, in der Mitte des Zimmers auf Gestellen ruhenden Sarg. An den vier Ecken desselben standen vier schwarz gekleidete Männer mit weißen Stäben, Hüter des Sarges, ein nothwendiger Schutz in einem Lande, dessen Eingeborene aller Stände die Eigenthümlichkeit besitzen, nichts betrachten zu können, ohne es zu betasten. Der über sieben Fuß lange Sarg war aus dem feinsten spanischen Mahagoni gearbeitet, mit genuesischem Purpursammet bedeckt und mit weißem Atlas ausgeschlagen. Handhaben und Nägel, erstere eben so geschmackvoll als kunstreich, waren von vergoldetem Silber. Auf dem Deckel prangte im obern Felde, zierlich in gleiches Metall gearaben, das königliche Wappen Englands, im untern der Hosenbandorden, zwischen beiden eine massivgoldene Platte mit der aus den Tagblättern bekannten Inschrift. Um Sarg und Deckel wanden sich zwei verschlungene Nägelreihen, und in erhabener Arbeit glänzten die Kranzleisten, das Ganze um so schöner, je einfacher es war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Poesie im Gewerbsstande. Persönliches.

Auch ein neuer Dichter liegt vor mir, der „Blumen für seine Freunde“ hier bei Herbig ausgestreut hat. Die Poesie macht im gewerbtreibenden Bürgerstande Progressen, eine Erscheinung, auf die man acht haben sollte, mehr als auf das Erschienene. Es ist kaum ein Jahr her, daß der berühmte Bierbrauer Josty Bière de mon tonneau herausgab, patriotische Gelegenheitsgedichte, in deutscher, französischer und romanischer (Chur) Sprache. Ihm folgte der Dichter Heinzelmann, von dessen originellen Produkten Ihnen gemeldet wurde. Jetzt ist der Kunstgärtner P. Fr. Bouché, wohlbekannt den Berlinern unter dem Namen des „Winkelbouché,“ um ihn von seinen Verwandten zu unterscheiden, mit jener genannten Sammlung von Originalgedichten aufgetreten. Er sagt zu seinem Leser:

Nimm hin, was ich in einsam stillen Stunden,
Nimm gütig hin, was ich gefühlt, gedacht,
Was Glaube, Liebe, Hoffnung angefacht,
Und was dabei mein fühlend Herz empfunden.

Die Jugend ist mir längst wie Träum' entschwunden;
Doch ist einmal das Schön' in uns erwacht,
Dann jeden Morgen neues Leben tagt,
Hat nur Gefühl und Lieb' uns fest umwunden.

Ein Kunstgärtner aus der französischen Kolonie, der deutsche Gedichte macht, ist eine Merkwürdigkeit, eine größere ein Dichter der Kolonie, welcher noch 1837 den deutschen Mann als Genus so ansingt:

Ein derbig Wort, ein Druck der Hand
Ist mehr als Komplimententand.
Wer ehrlich denkt, kann grade stehn,
Braucht nicht die Hand zu küssen,
Und legt sich nicht zu Füßen,
Kann Jedem in die Augen sehn.

Ein: guten Morgen, gute Nacht,
Und dabei etwas Gut's gedacht,
Ist mehr als alle Faseleien;
Und das sind wahrlich keine Narren,
Die viel mit Händ' und Füßen scharren,
Ihr Thun ist doch nur Kriecherei.

Wir meinen, daß so durchdachte Gedanken nicht mehr in Versen ausgesprochen zu werden brauchen. Herr Bouché singt noch auf dieselbe naive Weise alle Blumen seines Gartens an, und steht in seiner poetisch positiven Gesinnung so ehrenfest da, wie als Mann und Bürger im Leben.

Steffens Roman: „die Revolution,“ ist eben als fertig angekündigt. Von der (jetzt bestimmt gekannten) Verfasserin des „Godwin Castle“ wird ein zweiter Roman erwartet, nachdem sich die Theilnahme für den genannten entschieden bewährt hat. Auch von W. Alexis kann ich Ihnen nun bestimmt sagen, daß ein Roman, der die jüngste Gegenwart berührt, im Werden ist. Raupach schweigt in Schlesien auf seinem Gute. Fr. v. Raumers letztes historisches Werk aus den großbritannischen Archiven ist eben fertig. Der Verfasser beabsichtigt eine Reise nach Paris, um die dortigen Staatsarchive, wozu er eine Einladung von Mignet erhalten, so viel ein Sommeraufenthalt erlaubt, zu studiren. Eben dahin wird der Minister v. Kamptz eine Reise antreten, um die französische Hauptstadt und den Hof der Tuilerien von Angesicht kennen zu lernen. Steffens will das südliche Deutschland besuchen. Von unserer aus Konstantinopel gewünschten militärisch wissenschaftlichen Expedition dahin wird zwar noch fortwährend gesprochen; es kommt aber noch nicht zur Ausführung. Das Denkmal Schleiermachers soll in den nächsten Tagen aufgestellt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 179.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 28. Juli 1837.

Es gibt kein bitteres Gefühl, als sich, wenn auch nur auf Augenblicke, seines Vaterlands zu schämen, vorausgesetzt, man wisse warum.

Börne.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Die Auswanderer.

Havre ist eine Kolonie, zu der alle handeltreibenden Völker mehr oder weniger ihre Repräsentanten geschickt haben. Es gibt daher kaum eine civilisirte oder halbcivilisirte Sprache, die nicht hier oder dort auf den Spaziergängen oder in den Kaffeehäusern das Ohr berührte, und keine französische Stadt, in der die schmucke Sprache des Landes so geradbrecht wird. Hier hört man das r der Schweizer, dort das w der Engländer, hier das deutsche sch, dort die italienischen Consonanten vorherrschen. Der Deutschen sind sehr viele hier, und außer den hier Ansäßigen lösen sich beinahe von vierzehn zu vierzehn Tagen ein paar tausend Auswanderer ab. Diese haben eine Menge deutscher Wirthe, Kleinhändler und Mäkler hieher gezogen, und sehr oft bleiben die Frauen und Kinder, oft ganze Familien deutscher Auswanderer zurück, wodurch die Zahl der hier ansäßigen Deutschen noch größer wird.

Eines Abends, als ich auf den von den Arbeitern verlassenen Quais mich erging, hörte ich von einem Schiffe her eine Geige, die einen Walzer spielte, und mitunter das frohe Juchhei unserer deutschen Bauernbursche herüberschallen. Ich entsinne mich nicht, dasselbe je in Frankreich, wenn auch der Tanz noch so ausgelassen war, gehört zu haben. Es konnten dies nur Deutsche seyn; und so ging ich über mehrere Schiffe weg, bis ich auf das gelangte, wo wirklich die ganze deutsche Schiffsladung auf dem Verdecke nach der Geige eines Dorfspielmanns aus Rheinbayern tanzte. Das Schiff sollte morgen abgehen und alle Auswanderer, Bursche und Mädchen, Männer, Weiber und Kinder tanzten in tollem Jubel, als ob sie ein Kirchweihfest feierten.

Ich habe ein paar Mal deutsche Auswanderer gesehen, die sich die schweren Thränen aus den trüben Augen wischten, wenn das Schiff am Damm vorüberfuhr, und sie einem Freunde, der morgen oder übermorgen mit einem andern Schiffe abgehen sollte, ihr Lebewohl zuwinkten. Ich sah einmal ein junges Weib sich das Brusttuch zerreißen, um dem gepreßten Herzen Luft zu machen, und dann unter dem Rufe: „Meine Mutter! meine arme Mutter!“ ihren Mann, der ihr ein halbjähriges Kind entgegenhielt, zurückstoßen. Und ein anderes Mal sah ich einen Schwarzwälder, der seinen Schmerz durch starke Getränke zu tödten gesucht hatte, auf die Brustwehr des Schiffes springen und einen Kernfluch ausstoßen, mit dem er Deutschland und den Amtmann von N. in den Boden hineinschlagen wollte, wobei er seine Pelzmütze in's Meer warf und um ein Haar ihr nachgestürzt wäre.

Digitized by Google

Alle auf der Jetée Anwesenden, selbst die Mehrzahl der Auswanderer lachten aus vollem Halse bei dieser lezten Scene und waren theilnahmlos bei den vorhergehenden; mir aber griff diese wie jene an's Herz. Doch Alles das war nichts gegen die Kirchweihlust auf dem zur Abfahrt gerüsteten Schiffe. Diese Leute verließen ihr Vaterland, Hof und Herd, den Ort, wo sie als Knaben gespielt, als Jünglinge geliebt, als Männer sich an dem Lallen des Erstgebornen gefreut hatten; und nichts, nichts verrieth, daß sie dem Heiligsten auf ewig den Rücken zugekehrt, daß sie das Grab ihrer Väter aufgegeben, die Wiege ihrer Kinder verkauft hatten. Sie tanzten, sie jubelten. Juchhei! das war eine Lust!

Wie heißt das Land, unglücklich genug, solche Söhne zu zeugen, oder unglücklicher noch, solche Gleichgültigkeit zu erklären und zu rechtfertigen? Ich kenne es, das Land, ich kenne das Volk Süddeutschlands mit dem Herzen, das zu brechen droht, wenn das Heimweh mit Fiebergluth die Adern durchläuft und die Brust zersprengt. Und diese Leute wandern aus, und tanzen und jubeln am Vorabend ihrer Abfahrt!

Ich hörte hier in Havre selbst den ärmsten Arbeiter, den elendesten Matrosen nie anders als mit Verachtung von den Deutschen sprechen, oder vielmehr von den Suisses, wie sie hier heißen, weil vor Zeiten ein deutsch sprechendes Schweizerregiment in Havre stand, und selbst der Mittelstand, theilweise auch die höhern Classen theilen diese Ansicht. Ich verstummte jedesmal, wenn ich es versucht hatte, sie zu vertheidigen, und man mir antwortete: „Aber warum wandern sie denn aus? Wir Franzosen würden lieber zu Hause trockenes Brod essen, als anderswo in Ueberfluß leben. Was muß das für ein Land seyn, das man so, wie diese Suisses, verlassen kann!“

Deutschland ist eines der schönsten Länder der Erde. An Allem Ueberfluß, und doch solche Noth, daß sie jährlich Tausende zwingt, einen andern Himmel zu suchen, um nicht durch die Qualen der Erdenhülle an der Hoffnung eines Himmels jenseits, einer waltenden Gerechtigkeit verzweifeln zu müssen! Das erkläre mir Jemand, wenn er's kann. Man sagt oft, eben die germanische Sehnsucht, die da wissen möchte, was hinter den Bergen und jenseits des Meeres ist, die mit einer Art von Wohllust in ferne Länder treibt, sey daran Schuld. Ich will es nicht ganz ableugnen. Ich kenne diese Sehnsucht; auch mich hat sie in die Weite hinausgetrieben, über Berg und Thal gejagt; aber ein Wort, der zufällig ausgesprochene Name eines Ortes, wo ich mich einmal heimisch fühlte, der Ton einer Glocke, die wie die Morgenglocke der Kirche klingt, neben der ich einst wohnte, das Zwitschern eines Vogels, ein Traum, ein Nichts, reichen oft hin, um eine andere Sehnsucht in mir lebendig zu machen und die Seele auf die Reise nach Hause zu schicken. Die Wanderlust treibt uns in die Weite, das Heimweh zieht uns mit unwiderstehlicher Kraft wieder in die Arme der Unsrigen zurück und fesselt uns an den Ort, wo wir als Knaben spielten, wo wir zuerst merkten, daß ein Herz in unserer Brust schlägt. Gerade dieser Widerspruch ist der deutsche Charakter, aber nicht das Eine oder das Andere allein. — Man spricht von der ewigen Völkerwanderung der Deutschen, um die Auswanderung der armen Bauern nach Amerika zu erklären. Aber diese Wanderungen hatten stets dieselbe Ursache. Alle jene Stämme der Germanen — die Sachsen, Franken, Normannen, und wie sie alle heißen — hatten keinen Platz im Vaterlande, sie wußten nicht, was thun und wovon leben, und nahmen das Schwert zur Hand und suchten ein neues Vaterland, weil sie im alten nicht Hungers sterben wollten. So ist es noch heute. Nur die Noth, die schlimme Gegenwart, eine noch schwärzere Aussicht in die Zukunft zwingt diese Unglücklichen, freudig einem heißgeliebten Vaterlande Lebewohl zu sagen, um in einem fernen Lande arbeitend leben zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Braut.

(Fortsetzung.)

Endlich kam der schwere Tag; der Kranke war verändert, ja unkenntlich, er hob die Augenlieder mühsam, und nur wie im Schreck, sagte kein Wort, als: „ich bin müde!“ und starb nach wenigen Stunden. — Konrad trug ihn in seinen Armen aus dem Bette und ließ die geliebte Leiche von Niemanden berühren; er sorgte für Alles mit rastloser Thätigkeit, aber als es nun aus war, als Alles besorgt war, was für den Bruder auf Erden noch geschehen konnte, o wie war ihm da! Schwach wie ein Kind fühlte er seinen Körper, ermattet seinen Geist, nichts thätig als den Schmerz, der ihn zu tödten drohte. So meinte er wenigstens, denn es kommt der Jugend immer vor, als müsse der erste Schmerz sie tödten. Er setzte sich in den Wagen und fuhr der Heimath zu; bei Basel bestieg er ein Schiff und fuhr den Rhein hinab ohne Sinn für dessen Schönheit; so kam er nach Hause. — Ach, daß es auch solches Wiedersehen geben muß! daß das Wiedersehen nicht immer einer der Momente seyn kann, den man in alle Ewigkeit ausdehnen möchte!

Die Eltern hingen ihr Herz mit verdoppelter Liebe an den Einen, Uebriggebliebenen; aber wo sollte er mit seiner Liebe hin? Es war ihm, als sey ihm nun alles gleichgültig auf der Welt; er sank in die tiefste Schwermuth. Jedermann sah seinen Schmerz mit Verehrung

Digitized by Google

an; aber Niemand drückte die Hände so fest zusammen im Gebete für ihn als Anna, ein gutes Kind, deren Eltern zwei Häuser weit von Konrads Eltern wohnten. Diesen entging die zunehmende Innigkeit des Mädchens für ihren Sohn nicht; sie war ihnen bis jezt gleichgültig gewesen, aber ihre Theilnahme an Konrads Schmerz rührte sie. Sie fielen darauf, ihn durch Liebe heilen zu wollen.

Anna war ein liebes, hübsches Ding, mit ein paar schmachtenden, ausdrucksvollen Augen; ihre Eltern waren nicht in so glänzenden Verhältnissen als Konrads, aber sie waren gebildete Leute, denn ihr Vater war Direktor der Schule und hatte manches anerkennende Wort von gelehrten Freunden bekommen. Konrads Eltern fingen an, den Schulrath zum Oestern einzuladen, liebkosten die Tochter und machten allerlei Hoffnungen in der Mutter rege, die schon auf tausend angenehme Nebendinge gedacht hatte, die ein solches Hauptglück mit sich bringen konnte. Konrads Eltern hatten, nicht was man in der großen Welt Equipage nennen würde, aber einen bequemen, in Offenbach gebauten Wagen und zwei langschwänzige Mecklenburger Braunen, die freilich auch zu mancherlei Nebenzwecken, als da ist: Sandfahren, Waaren an das Ufer bringen ꝛc. gebraucht wurden, aber die doch auch die Familie ganz behaglich auf ein benachbartes Dorf oder um die Stadt herum zogen. Fahren aber war der Frau Schuldirektorin größtes Vergnügen, und eine Bekannte vom Wagen herab grüßen, gehörte gewiß zu den Punkten, bei denen sie der Satan am leichtesten hätte fassen können. Was aber das Schlimmste war, Konrad schien keineswegs in diese Plane einzugehen; er war zwar recht artig gegen Anna und fand sie sehr niedlich, bis ihm seine Mutter einst vorstellte, wie wohl ihm ein häusliches Leben mit einer lieben Frau thun werde, und ob Anna dazu nicht wohl die tauglichste sey? Von dem Tage an mochte er sie nicht mehr sehen; er wollte nicht getröstet seyn, er hätte sich gehaßt, hätte er aus seinem Schmerze heraus gehen können.

So standen die Sachen, als die Generalversammlung der Düsseldorfer Eisenbahngesellschaft zusammen berufen ward, was den alten R** auch veranlaßte, eine Reise dorthin zu unternehmen; er schlug Konrad vor, zu seiner Zerstreuung mitzugehen, aber dieser wollte nichts davon hören und lehnte die Einladung entschieden ab; und so sehen wir denn nun den alten Herrn allein auf der Straße nach Düsseldorf, in die Staubwolken hinein sehend und seiner Söhne gedenkend.

Der alte Mann hatte Sinn für alles Schöne und Gute, obgleich er wenig Gelegenheit gehabt, sich in seinem thätigen Geschäftsleben allzuviel darum zu bekümmern; einer seiner ersten Gänge war daher nach der Akademie, deren Ateliers zu gewissen Stunden geöffnet sind. Es war eine der Epochen, wo fast jeder der bedeutenderen Maler eben ein Bild geliefert hatte und nun einen Augenblick ausruhte; daher war sie weniger reichhaltig als zu andern Zeiten. Fast überall standen Cartons statt der Bilder, deren Farbenglanz den Unkundigen erst ermuthigt, in die strengere Schönheit der Formen und der Composition einzudringen. Die meisten Ateliers waren leer, da es um die Mittagsstunde war; nur in einem, das für mehrere Maler bestimmt seyn mochte, saß noch ein jugendlicher Künstler, der so mit einem eben vollendeten Bilde beschäftigt schien, daß er den Eintritt des Fremden nicht bemerkte. R. stellte sich hinter ihn und sah das Bild, vor dem der Jüngling saß, mit Wohlgefallen an; es stellte ein eben aufgeblühtes Mädchen dar: ein violettsammtnes Leibchen reichte bis gegen die Hüften, darunter fiel ein olivenfarbiger Atlasrock an dem schlanksten Körper hinab und verlor sich im Rahmen; die schönste jungfräuliche Brust konnte durch ein dünnes Flortuch errathen werden; der lange, runde Hals trug einen Kopf, der einen überraschenden Eindruck auf den Beschauer machte; das weiße, zarte Fleisch der Gestalt ließ auf eine Blondine schließen, aber um diesen Kopf spielten dunkelbraune Locken, die von einem rothsammtnen Käppchen leicht zusammengehalten wurden; knabenhafte Schelmerei blizte aus den wunderschönen, weit geschnittenen, hellbraunen Augen; die Nase war klein und fein gebogen, die Augenbrauen markirt genug, um die lebhafte Physiognomie noch mehr zu heben; der Mund war eher zu groß, aber schön geformt, und man errieth die glänzendsten Zähne unter den frischrothen Lippen; sie hielt einen Falken auf der Hand, zu dem sie hinaufblickte, so daß der wunderschöne Aufschlag ihrer Augen in seiner ganzen Pracht sich bewundern ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Beisetzung Wilhelms IV.

Von Morgens bis gegen Mitternacht dauerte der Andrang. Dann wurde der Sarg auf eine, von sechs Rossen gezogene Bahre gesezt, und nahm still und friedlich den Weg nach Windsor. Hier war der Abend des achten Juli zur Begräbnißfeier bestimmt, eine Bestimmung, welche wohl zum Ressort des Staatsministers des Innern gehört, und eine zahllose Menge Menschen und die Presse ernsthaft beschäftigt hat. Ich habe in einem frühern Berichte erwähnt, daß die Lokale der englischen Handelswelt um den Tod des Monarchen trauern wie um einen beim Geschäft Betheiligten, daß sie bis zum Tage des Begräbnisses theilweise, und an lezterem Tage ganz geschlossen werden. Nun war der achte Juli ein Sonnabend, und wenn der Sonnabend für alle Krämer der civilisirten Welt der einträglichste Wochentag

Digitized by Google

ist, so muß er das doppelt für die Krämer und Handwerker Englands seyn, die, mit Ausnahme der Branntweinschenken, Obsthändler und Zuckerbäcker, also gerade mit Ausnahmen, für welche ein Grund der Nothwendigkeit keineswegs in die Augen springt, gesetzlich, bei Vermeidung schwerer Buße, gezwungen sind, von der Mitternachtsstunde des Sonnabends zum Sonntage bis zu der des Sonntags zum Montage allen Vertrieb ihrer Artikel einzustellen. Hieraus erklärt sich der gewaltige Lärm, welchen die Krämer aus jedem Winkel Englands, die Londoner natürlich an der Spitze, wider die auf einen Sonnabend angesetzte Begräbnißfeier erhoben, und weil nun einmal in England Politik und Partei selbst über die unbedeutendste Regierungsmaßregel Gericht halten, so schrieen alle Torytehlen: „da seht eure Whigs, die gerühmten Volksfreunde! sogar einem sonnabendlichen Verkehr respektiren sie nicht, kümmern sich kein Jota, ob der arme Arbeiter für seinen sauer verdienten Wochenlohn sich und den Seinigen einen Sonntagsbraten kaufen kann oder nicht.“ — Kein Gesetz mißt die Zeit ab, welche zwischen der Todes- und der Begräbnißstunde des Monarchen verstreichen soll; kein Gesetz macht den Begräbnißtag zu einem Feiertage, an welchem Handel und Gewerbe ruhen sollen. Folglich ist Niemand rechtlich verbunden, die an solchem Tage verfallenden Zahlungen Tags zuvor zu leisten. Demnach blieb dem gewerbe- und handeltreibenden Publikum bloß die Wahl, entweder ihre Loyalität den Sonnabendsgeschäften, oder die Sonnabendsgeschäfte ihrer Loyalität aufzuopfern. Versammlungen wurden berufen, geharnischte Beschlüsse gefaßt, die Ortsobrigkeiten wurden zur Vermittelung aufgefordert; kein Zeitungsschreiber, der sich nicht für den Gegenstand interessirte, kein Korrespondent, der ihn nicht zum Stoffe einer Mittheilung machte. Alles vergebens: es war bestimmt und es blieb dabei, die Begräbnißfeier sollte am Abend des achten Juli stattfinden. Sobald nun Krämer und Handwerker sahen, daß nichts den Sinn des Ministers zu beugen vermochte, thaten sie das Klügste, was sie thun konnten, fügten sich in die Nothwendigkeit und schlossen zwischen ihrer Loyalität und ihren Sonnabendsgeschäften einen Vertrag, des Inhalts, bis sieben Uhr Abends letzteren, dann ersterer nachzuleben, d. h. ihre Lokale in der Stunde zu schließen, in welcher die Begräbnißfeierlichkeit beginnen sollte, und so geschah es, daß England zu der angegebenen Zeit ganz sonntäglich aussah. Hat nun aber jenes Abkommen die gefürchteten Nachtheile kräftig beschworen, wie, wenn der Minister das erwartet und deßhalb auf seinem Sinn bestanden hätte? Am Ende verloren Handel und Gewerbe hiedurch weniger, als wenn sie einem ganzen Feiertag gehalten hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Mäßigkeitsangelegenheiten. Defraudationen.

Wenn Sie von einer höchsten Verordnung hören, der zufolge jeder Beamte (auch in richterlichem Amte fungirende, welche bisher nur in Folge von Urtel und Recht entlassen werden konnten) auf der Stelle seines Amtes entlassen werden soll, sobald er auch nur einmal an einem öffentlichen Orte in trunkenem Zustande betroffen worden, so ziehen Sie daraus keinen Schluß auf eine solche Demoralisation unserer Beamten im Allgemeinen. Wenn die Verordnung nicht durch ganz einzelne Ereignisse oder Stimmungen veranlaßt ist, was in Neu-Europa wohl vorkommt, so dürfte man eher darin eine anderartige Tendenz, als eine Anklage wegen Völlerei erblicken. Auf der andern Seite glauben Sie indeß auch nicht, daß, weil hier über Errichtung von Mäßigkeitsgesellschaften verhandelt wird, künftig das Trinken hier aufhören wird. Die Sache, in ihrem Kerne gewiß höchst löblich, scheint nicht am rechten Ende angefaßt, wenn man die amerikanisch-englischen Statuten buchstäblich bei uns in Anwendung bringen will. Man darf doch nicht ganz aus dem Auge lassen, was seit tausend Jahren, und vielleicht noch länger, unter dem guten deutschen Volke ein „nüchterner Mensch“ bedeutet, womit freilich dem Branntwein und seinem Rausche nicht das Wort geredet wird.

Eben so wenig, als Sie aus jener Verordnung gegen trunkene Beamte auf einen entsprechenden Thatbestand zurückschließen dürfen, mögen Sie einen Zweifel an der bewährten Rechtlichkeit unserer Postoffizianten aus einigen argen Defraudationsgeschichten, die das Publikum in diesem Augenblicke beschäftigen, schöpfen. Die Genauigkeit, das höfliche Benehmen, die strenge, uneigennützige Pflichtausübung in unserer Postverwaltung ist von In- und Ausländern so anerkannt und gerühmt, daß es selbst unrecht wäre, in dem kleinen Odium, welches die Post durch ihren Widerstand gegen die Eisenbahnen sich zur Zeit im Publikum zugezogen hat, einen Grund zu suchen, weßhalb man gerne dergleichen Nachrichten anhörte. Der arge, aber schlau eingeleitete Diebstahl, den ein junger, eben erst angestellter Postbeamte hier begangen, gehört, auch in den interessanten Details, wie er ihn ausgeführt, und wie er in Hamburg, mit einem Fuß im Schiffe nach Amerika, noch ergriffen wurde, mehr in criminalistische als in litterarische Mittheilungen. Ein anderer minder bedeutender Fall, der sich in einer Provinzialstadt zugetragen hat, spielt schon in das Fatalistische hinüber, und hat eine so harmlose Moral, daß er, wenn auch nur des guten Beispiels wegen, bekannt zu werden verdient. Ein armer Postoffiziant wird vom Glanz des Goldes verführt, und beschließt mit einigen hundert Thalern, die aus ihrer Hülle sich losgemacht haben, die dumpfe Luft seiner trüben Packkammer zu verlassen und die weite Welt zu suchen. Inzwischen, bis er seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, versteckt er das Geld in einem uralten Polsterstuhle, der unbenützt in einem Winkel der Registratur steht. Alles ist geordnet; was er von Habseligkeiten hat, in der Tasche, schleicht er wieder im Abenddunkel in die Registratur. Der Polsterstuhl steht, wie er ihn hingestellt. Zitternd greift seine Hand hinein; aber — das Geld ist fort. Verzweiflung, Vernichtung und — ein rascher Entschluß. Die Welt ist zwar weit, aber ohne Geld nicht darin anzufangen, weßhalb es sich lohnte, fortzulaufen. Die Rückkehr ist ihm verschlossen; also bleibt ihm nichts übrig, als seinem Leben oder seinem Betruge ein Ende zu machen. Er wählt das Letztere und gibt sich auf der Stelle selbst als Cassendieb, und zwar zugleich als bestohlener Cassendieb an. Zur Untersuchung des Thatbestandes eilt der Postmeister sofort in die Registraturstube und greift in den verhängnißvollen Polsterstuhl. Aber er greift tiefer in seinem Pflichtbewußtseyn als der Defraudant in seinem Schuldbewußtseyn, und zieht die unberührten achthundert Thaler heraus. Der alte Stuhl hatte nicht allein oben im Polster, sondern auch im Boden ein Loch; die Gurte waren indeß noch mit starker Leinwand gefüttert, und in diesem Sack hatte sich das Geld gerettet. Zwar nicht ehrlich wie vorher, aber mit doppelten Milderungsgründen erwartet nun der Selbstbetrüger sein Urtheil.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 180.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 29. Juli 1837.

— Er steht entzückt,
Er fühlt sich im Besitz von diesem Schatz beglückt;
Er kommt und geht, und kann sich nicht entfernen.

Goethe.

Die Braut.

(Fortsetzung.)

Das Bild fesselte den alten R**. Endlich redete er den jungen Künstler an mit den Worten: „Was haben Sie sich bei diesem Mädchen gedacht?“ — „Etwa die Tochter eines Falkenwärters,“ erwiderte der Maler bescheiden, „die mit den Pfleglingen ihres Vaters spielt.“ — „Ein glücklicher Mann ist dieser Falkenwärter,“ sagte R**, der sich schon lebhaft in die ganze Situation versetzt hatte, und hinter dem Bilde alle übrigen Falken und den Vater des Mädchens und den Ritter sammt seinem ganzen Troß zu sehen meinte, so daß er endlich ganz ernsthaft fragte: „ob sie wohl schon einen Liebhaber hat?“ — „Nein, noch keinen,“ antwortete der Maler, unmerklich seufzend. — „Ei, wer kann für ein schönes Mädchen stehen?“ fiel der Alte eifrig ein, „es finden sich Hunderte für Einen.“ — „Mir hat noch Niemand zehn Thaler darauf geboten,“ murmelte der Maler halb für sich. — „Ach so!“ verbesserte sich R**, „Sie sprechen von Kaufliebhabern für Ihr Bild; ich meinte nun eigentlich das Original; lebt es?“ — „O ja,“ antwortete der Maler gedehnt, „es lebt wohl — aber —“ — „Geschwind!“ rief R**, „wo ist es?“ — „Wie es da steht, nur in meinem Kopfe und hier auf der Leinwand,“ sagte der Maler ernsthaft; „es gibt kein Mädchen wie dieses auf der Welt.“ — „Schade!“ versetzte kopfschüttelnd der Alte; „aber was ist dies Bild, wie es hier steht, wohl werth?“ — „Ich sollte wohl zweihundert Thaler dafür bekommen,“ meinte der Künstler seufzend, „aber es gibt so viele Maler hier.“

R** war eigentlich großmüthig, doch zu sehr Kaufmann, um für eine Sache gerade die Summe zu geben, die dafür gefordert wurde. Der sichtbare Wunsch des Jünglings, sein Werk zu verkaufen, rührte ihn indeß, und er sagte: „Hundert-fünf-und-siebenzig Thaler möchte ich wohl selbst dafür geben.“ Ein Freudenstrahl blitzte in den Augen des Künstlers auf; doch schnell wieder ruhig, sagte er: „es ist nicht Ihr Ernst.“ — „Gewiß ist es das,“ versetzte R** eifrig; „und wenn Sie wollen, können Sie mir das Bild morgen zuschicken und das Geld empfangen.“

Des Jünglings Brust hob sich unter einer heftigen Bewegung und Thränen füllten ihm die Augen; er trat mit Würde einen Schritt zurück, sah auf das Bild und dann zum Himmel; nach dieser Bewegung sagte er zu R**: „heute Morgen noch glaubte ich meine ganze Laufbahn aufgeben zu müssen, weil mir die Mittel fehlten, sie fortzusetzen; denn so reich mich die Akademie auch unterstützt, habe ich doch für zu Viele zu sorgen, um nicht oft kleinmüthig zu werden. Ihr großmüthiges Anerbieten gibt mir neuen Muth; möchten Sie Freude an

Digitized by Google

dem Bilde haben, möchte es Ihnen noch über's Jahr nicht minder gefallen; ich will ein neues Werk anfangen und Ihrer dabei gedenken.“ R** hustete ein wenig. „Mein Herr,“ sagte er, „Sie meinten, zweihundert Thaler sey das Bild werth; ich schäme mich, daß ich Ihnen weniger bot; ich denke, es bleibt bei Ihrem ersten Worte, ich will nicht fünf-und-zwanzig Thaler an Ihrer augenblicklichen Verlegenheit profitiren.“

Der Maler reichte ihm dankbar die Hand, und nachdem R** ihm seine Adresse gegeben hatte, entfernte er sich. Kaum war er eine Stunde zu Hause, als das Bild ihm nachfolgte. Hatte es ihm in der Akademie gefallen, so gefiel es ihm jezt noch viel mehr; er ging davor auf und ab, rieb sich die Hände und freute sich wie ein Kind über seinen Handel. „Aber was mache ich damit?“ sagte er nach einer Weile zu sich selbst. „In der grünen Stube hängen alle Kupferstiche aus dem Wieland, dahin paßt es nicht; im Saal sind die Familienporträts, im Kabinet hängt unser guter König mit allen Prinzen und Prinzessinnen; das nimmt schon ein mäßiges Zimmer ein; im Gartenzimmer, da hängt nun freilich noch nichts, aber zu den einfachen Rohrmöbeln und den Tischen, mit Wachstuch überzogen, paßt der breite goldene Rahmen nicht, und die Fliegen sind nirgends häufiger als da, und feucht ist's auch ein wenig. Ich schenk's dem Konrad!“ rief er plötzlich, aus aller Verlegenheit gerissen. „Will er keine lebendige Braut wählen, so bringe ich ihm diese gemalte mit; zwar der Anna sieht sie nicht ähnlich, doch glaube ich kaum, daß diese viel häßlicher aussieht; und dann, wer weiß, ob der immerwährende Anblick eines weiblichen Wesens ihn nicht auf Heirathsgedanken bringt!“

Als die Versammlung der Eisenbahnaktionäre sich endlich ihrem Schlusse nahte, ließ R** eine solide Holzkiste über seine künftige Schwiegertochter machen und brachte sie so wohlbehalten den Rhein hinauf in seine Heimath. Man hatte ihn nicht so früh erwartet, und Konrad war auf einem langen Spaziergange. Der Alte ließ sich kaum Zeit, seine Frau zu bewillkommen, und rief sogleich nach dem Hausknecht und nach Hammer und Schraubenzieher, um das Bild auszupacken; darauf hing er's im besten Lichte über Konrads Schreibtisch an einen starken Nagel und sezte sich behaglich auf das gegenüberstehende kleine Sopha, um sich an dem Effekte zu erfreuen.

Als diese Geschäfte eben beendigt waren, trat Konrad in das Haus und sein Vater ihm entgegen. Nach der ersten Freude der Begrüßung bemerkte jener, daß der Vater etwas besonderes auf dem Herzen habe, denn er sah sehr schelmisch und wissend aus, kicherte manchmal in sich hinein und fragte endlich den Sohn, der keine Anstalten machte, ihn zu verlassen, ob er denn seine Schreibereien beendigt habe; Konrad meinte, diese könnten für heute ruhen, aber der Vater billigte diese Ansicht nicht und sprach so ernst über die Nothwendigkeit, Geschäfte nie aufzuschieben und seine Freude auf die gehörige Stunde aufzusparen, daß der Sohn endlich ein wenig verstimmt in sein Zimmer ging. Dort entdeckte er sogleich, was den Vater veranlaßt hatte, ihn so eifrig hinaufzutreiben, und eilte gerührt wieder zurück an das Herz des guten alten Mannes, der auch in der Ferne seiner gedacht hatte. Es dunkelte schon, als Konrad das Bild zuerst sah; aber am andern Morgen, als er in sein Arbeitszimmer trat, war er durch die Schönheit und den Ausdruck dieses Mädchengesichtes sichtlich überrascht; er sah öfter von seinem Schreibtische in die Höhe, und jedesmal traf sie ihn mit ihren schönen, kecken Augen, daß er den Blick alebald niederschlug.

(Die Fortsezung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsezung.)

Vielhundertjährige Leiden sind in den Zügen dieser Menschen zu lesen, und werden um so klarer, wenn man sie da beobachtet, wo man sie neben französischen Bauern und Arbeitern stehen sieht. In den Blicken und Mienen der französischen Matrosen liest man oft die charakteristischen Züge ihrer moralischen Verwilderung, und man findet diese mitunter selbst beim städtischen Arbeiter. Aber ein französischer Bauer neben einem deutschen, eine französische Bauernfrau neben einer deutschen bilden einen Contrast, wie der Herr neben seinem Knechte, wie die Wirthschafterin neben ihrer Magd. In jedem Blicke, jeder Gebehrde, jeder Bewegung der französischen Bauern und Bäuerinnen liegt stets noch eine gewisse Grazie; auch senken sie den Blick vor Niemanden, wer er auch sey; sie sind nie um eine Antwort verlegen, sie fühlen sich und wissen, daß sie Niemanden zu fürchten haben, daß ihr Gesetz auch das des Herrn ist. Die deutsche Unbeholfenheit ist zum Sprichworte geworden, und man sucht ihre Ursache meist tiefer, als sie liegt. Selbstgefühl ist das Gegengift, und woher sollte der deutsche Bauer solches bekommen? Und wer dies bezweifelt, der stelle einen deutschen Offizier, irgend einen Deutschen, der von Jugend auf in den höhern Kreisen der Gesellschaft gelebt hat, neben einen Franzosen, und ich bin sicher, daß der erstere sehr oft nicht der Unbeholfenere seyn wird.

Ich habe hundertmal hier die Bemerkung gemacht, daß der deutsche Bauer nicht nur schwerfälliger, unbeholfener und plumper als der ihm gegenüber immer noch graziöse französische Bauer, sondern daß er auch häßlicher ist, was besonders bei den Frauen auffällt. Die germanischen Völker standen einst im Rufe, einer der schönsten

Digitized by Google

Menschenschläge zu seyn. Die Römer kannten keine schöneren Weiber als die goldgelockten deutschen, und sie waren Kenner und hatten die Wahl. Und noch heute sieht man in den Städten Deutschlands unter den höhern und mittlern Classen viel mehr wahrhaft schöne Frauen als in Frankreich. Ich entsinne mich dagegen kaum, unter den deutschen Auswanderern ein Weib gesehen zu haben, das im Stande gewesen wäre, in dieser Beziehung mit der unendlichen Mehrzahl der hiesigen Arbeiterfrauen oder Markt- und Bauerweiber in die Schranken zu treten. Sie sind eben die Unglücklichsten, der Ausschuß der ihr Lebenlang gegen Noth und Elend kämpfenden Bauern einzelner Provinzen Deutschlands, und deßwegen die Häßlichsten.

Wahrlich! es gibt für einen Deutschen kein trostloseres Schauspiel, als eine solche Auswanderercaravane, wo das graue Haar des Großvaters und das Lallen des Säuglings eine Sprache reden, die das Herz zerreißt. Wenn aber diese Armen tiefes Mitleiden in mir erregten, so gibt es eine andere Classe unserer Landsleute hier, von denen zu sprechen ein Deutscher nur mit Abscheu sich entschließen kann. Jene Unglücklichen werden für ihre hier wohnenden Landsleute ein Gegenstand der Spekulation, indem sie ihnen durch alle mögliche List den lezten Heller zu nehmen, das lezte Hemd vom Leibe zu ziehen wissen. Die hier wohnenden deutschen Wirthe sind mit seltenen Ausnahmen verdorbene Ränkemacher und Bankeroutiers, die oft genug die sie bedrohende Strafe zwang, ihr Vaterland zu verlassen. Die meisten Auswanderer sind, da sie kein Französisch verstehen, denselben auf Gnade und Ungnade anheimgefallen, und jeder Scheffel Kartoffeln, jedes Stück Fleisch, das sie kaufen, muß den sich aus Menschenliebe anbietenden Landsleuten seinen Zoll abgeben. Die Auswanderer kaufen kaum ein Geräthe, kaum ein Kleid hier, bei dem sie nicht schnöde betrogen würden und wobei der Unterhändler sich nicht mit dem Verkäufer — sie kennen sich — in den Gewinn theilte. Ein deutscher Jude, der sich hier niedergelassen hat, verkauft beinahe an jeden Auswanderer, der noch ein paar Thaler übrig hat, eine Uhr, je nachdem der Mann wohlhabender oder ärmer ist, für 100, 50, 30, 10 Franken, ja selbst noch billiger, und gewinnt an jeder Uhr wenigstens die Hälfte, und Jahr aus Jahr ein seine 10 — 15,000 Franken, oft mehr. Ein Uhrmacher, auf den er sich als Schätzer der Uhr gewöhnlich beruft, erhält von jeder, die er verkauft, 5 Fr. Man liest in einzelnen Unterweisungen für die Auswanderer, daß die Uhren in Amerika verhältnißmäßig theurer seyen als in Europa, und unser hebräische Landsmann weiß den Auswanderern auf den Fingern vorzurechnen, daß sie nichts Klügeres thun können, als den Rest ihres Geldes in Uhren anzulegen. Nachdem so der arme Bauer gehörig durch ihn selbst oder seine Compères vorbereitet ist, kommt er dann im lezten Augenblick mit seinen Uhren an, und gibt Allen, die anbeißen, eine solche, nach dem Preise, den der Auswanderer bestreiten kann, und die garantirte Uhr geht dann gewöhnlich wenigstens so lange, bis das Schiff Havre verlassen hat. Ich kenne einen Uhrmacher hier, bei dem der Jude alte Ketten und andere Uhrstücke kauft, aus denen er die Werke zusammensezt. — Uebrigens scheint diese Industrie durch eine andere verdrängt werden zu wollen; denn es heißt jezt, Jagdflinten seyen viel vortheilhafter als Uhren, und so beginnt hier gegenwärtig ein Handel mit Gewehren, der auf dieselbe Weise betrieben wird, wie jener Uhrenhandel. Es sind dies nur Beispiele, und es geht den Auswanderern mit Allem, was sie hier kaufen, nicht besser. In ein paar Tagen, ein paar Stunden liegt die See zwischen Käufer und Verkäufer, und macht jede Klage unmöglich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Fortschritte des Kunstsinns in den Provinzen.

Da Ihr Blatt, wie es scheint, in unsern Provinzialstädten keine Korrespondenten hat, dürfte es die Pflicht des Korrespondenten aus der Hauptstadt seyn, dann und wann von den Ereignissen dort, insofern sie der literarischen Oeffentlichkeit angehören, Bericht abzustatten. Es wäre überhaupt von Interesse, die Fortschritte des Bildungs- und Kunstsinnes in Nichtresidenzstädten in Vergleich zu diesen historisch zu beachten. Es geht damit in Deutschland wie mit dem Biere. Die Cultur wächst an einem Orte bis zum Eclat, und verläßt ihn plötzlich, um an einem andern zu knospen und zu gedeihen. Ich will damit nicht sagen, daß, wie vordem das beste deutsche Bier in Hamburg, Rostock und Lübeck, und jüngst, nachdem es dort seinen Ruf verloren, in Baireuth, Erlangen und Bamberg gebraut worden, die geistige Cultur aus Hamburg nach Bamberg gezogen ist. Aber die Influenzen, welche die beste Gährung hervorbringen, müssen von Zeitumständen, von atmosphärischen oder tellurischen Einflüssen abhängig seyn, wie alle Bierbrauer bezeugen werden. In Hamburg war zum Exempel durch Jahrhunderte nicht allein das beste Bier, sondern auch das beste deutsche Theater, und in Dresden die Wiege und Schule deutscher Kunst, und was wird Weimar in hundert Jahren der deutschen Literatur seyn? Ich sage damit nicht, daß Potsdam und Frankfurt Berlin überflügeln werden; aber der Bildungsstoff, der, in der großen Residenzstadt zum dünnsten Goldblech geschlagen, verflüchtigt ist, wird dort noch als Metall geachtet. Ein mehr wissenschaftlicher Sinn, körnig und ernst, belebt die Wenigen, die sich mit Literatur beschäftigen und die Kunst lieben, und aus den Wenigen werden allmählich Viele. In reichen Handelsstädten hält dieser Umschwung schwer. Das wirkliche Metall hat einen zu gewichtigen Klang. So will in unserer reichen Elbhandelsstadt Magdeburg, aller Napoleonschen Bemühungen, die einige Männer von Gewicht aufwenden, zum Trotz, der Kunstsinn auf dem Kaufmannsboden nicht Wurzel schlagen. Anders ist es in Stettin.

Digitized by Google

Hier regt er sich nicht allein, sondern grünt und blüht. Noth lehrt beten, und der Sundzoll, der dem Oberhandel sein Fett abschöpft, lehrt vielleicht Liebe für Literatur und Kunst. In der Hauptstadt Pommerns, wo vor zwanzig Jahren Gemälde, die keine Porträts sind, zu den Raritäten gerechnet wurden, ist jezt ein Kunstverein; und eine Kunstausstellung hat alle zwei Jahre statt, welche mit der Berliner wetteifern kann: freilich nicht Produkte von Stettiner Malern, sondern von allen aus dem großen geistigen Deutschland, welche sich dem neuen geistigen Zollverein angeschlossen haben, der keine engherzigen Stamm- und Provinzialrücksichten duldet. Daß ein solcher wandelnder Markt in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts möglich ward, daß alle Schätze der Kunsterrungenschaft, nicht mehr todt an einem Orte liegend, umherwandern, nicht als Handelswaare, sondern um bewundert zu werden und Kunstliebe und Triebe zu wecken, daß man nicht allein aus Berlin, Wien und München, sondern selbst aus Paris nach der Hauptstadt von Pommern im Jahr 1857 Gemälde geschickt hat, das gehört zu den erfreulichen Wundern oder Zeichen der Cultur. Und es wird jezt in Stettin nicht allein gesehen, genossen und bewundert, sondern auch gekauft. Mit dem Besize wächst die Kennerschaft, freilich oft schneller als die Bildung; das gehört aber zum Entwickelungsproceß. Wer den Verkehr bei unsern Kunstausstellungen, ich möchte nicht sagen, hinter den Koulissen, und sage darum: in den Packkammern, mit ansieht, nimmt noch etwas anderes Erfreuliches nebenher wahr: wie viele Gewerke durch die Ausstellungen an Leben gewinnen. Wie viel Frachtfuhrleute existiren jezt in Norddeutschland allein durch den Transport der Gemälde von Düsseldorf bis Königsberg und in alle Richtungen kreuz und quer, wie viel Tischler fertigen die Kisten, wie viel Schlosser und Buchbinder schrauben und kleben die ankommenden und abgehenden Bilder fest und los, die Arbeiterhände nicht zu rechnen, welche vom Heben und Tragen leben! Daß das Vergolden durch den Verkehr zu einer billigen Sache geworden, lobe ich nicht, insofern das echte Gold dadurch litte; aber den Glanz verschmähen, bis das Wesen da ist, ist nicht jedesmal der richtige moralisch ökonomische Grundsatz, eben so wenig als der: mit dem Luxus warten zu wollen, bis der dringendsten Noth gesteuert ist.

London, Juli.

(Fortsezung.)

Beisezung Wilhelms IV.

Wie in London, ging es, eingelaufenen Berichten zufolge, an andern Orten Englands, und ging es, wie ich als Augenzeuge versichern kann, in Windsor. Hier gab es vom frühen Morgen an mehr Jahrmarktslärm als Trauerstille. Tausende strömten herbei zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, und das enge Windsor faßte nicht die Zahl der Gäste, die wallend kamen zum Begräbnißfeste. Wagenburgen erbauten sich, Eß- und Trinkwaaren wurden zu enormen Preisen verkauft, ambulirende Händler schrieen sich an Medaillen mit König Wilhelms Brustbilde heiser, schlugen hier für einen Penny los, wofür sie dort eine halbe Krone forderten und erhielten, und wer freiwillig oder gezwungen ein Nachtlager wünschte, hatte Ursache, sich zu gratuliren, wenn er ein nicht ganz miserables für zwei Guineen erlangte. Zwei Tage vorher eingetroffene, im sogenannten langen Gange des Parks aufgefahrene Batterien, jede von sechs Neunpfündern, eröffneten früh vier Uhr die Feierlichkeit, indem sie bis zehn Uhr alle zehn Minuten und sodann alle fünf Minuten gelöst wurden. Gleichzeitig erhoben die Glocken auf dem Schlosse, die der Stadtkirche und die im benachbarten Eton ihr einförmiges Trauerlied mittelst eines einzelnen Anschlags von Minute zu Minute. Um drei Uhr schloß die, gestern angefangene Ceremonie der Paradeausstellung des Leichnams; die von den Staatsgemächern nach dem Thore der St. Georgskapelle errichtete Plattform wurde von allen Schaulustigen gesäubert, und geschäftige Hände schlugen die ganze Länge des bedeckten Ganges mit schwarzem Tuche aus. Kurz vor sieben Uhr bezogen die Garden und Polizeidiener ihre Posten; die Thore wurden aufgethan, die harrende Menge wogte heran, und bald war Alles gefüllt. Mit dem Zwielichte hörte das Geräusch allmählich auf; die Schanzgräber der Fußgarde traten aus dem gothisch gewölbten Thore der Staatsgemächer und zündeten die von den Soldaten gehaltenen Fackeln an. Der rothe Feuerschein auf den glänzenden Uniformen, auf den Trauerkleidern der Zunächststehenden und auf den schwarzen Behängen der Plattform, dann die dunkle, Kopf an Kopf gedrängte Menge im Schloßhofe, und die halb erleuchteten Gestalten an allen Fenstern der umgebenden Gebäude, auf den Dächern, auf jeder Mauer — die geisterhafte Scene machte die versammelten Tausende stumm. Da schlug es neun Uhr; eine Rakete zischte empor, lauter donnerte das Geschüz alle dreißig Sekunden. Der Zug war geordnet, des Königs Sarg auf einen Wagen gestellt, dessen schwarz überhangene Räder eine unsichtbare Kraft langsam bewegte. Dumpfer Trompetenschall verkündete den nahenden Zug; geheimnißvoll klang der Schall in der allgemeinen Stille, und wie die Trompeter, die dem Zuge voranschritten, am Normannenthore erschienen, tönte ein Commandowort, und nieder auf die Bretter mit einem einzigen schweren Falle rasselten die Gewehre. Einem zweiten Trompetenstoße, näher und deutlicher als der erste, folgte das dumpfe Wirbeln der verhängten Trommeln, diesem ein feierlicher Todtenmarsch. Regungslos stand die Menge und kaum ein Athemzug wurde laut. Mit gemessenem Schritte ging die Procession von den Staatsgemächern nach der Kapelle, an deren Eingange der Dechant von Windsor, hinter ihm die Geistlichen des Kirchsprels, Alle weiße Fackeln tragend, die königliche Leiche in Empfang nahm und durch die Kapelle an die Gruft geleitete. Die Procession war streng nach dem englischen Hofceremoniell angeordnet; sie ist wohl allen Lesern aus den politischen Blättern bekannt. Nachdem sie die Kapelle erreicht hatte, und während sie hier langsam und feierlich auf die königliche Gruft zuging, nahmen Alle, deren unmittelbare Gegenwart bei der Einsenkung des Sarges nicht erfordert wurde, die von den Herolden ihnen angewiesenen Plätze ein. Mit Absingung des 29sten und 50sten Psalmen begann die Gravesfeier nach dem Ritus der englischen Kirche, und so wie der Dechant von Windsor, der zur Rechten des Sarges stand, den Schluß zu lesen anhob, fing der Sarg an zu sinken. Er verschwand, während der Dechant die Worte sprach: we commit his body to the ground, earth to earth, ashes to ashes, dust to dust. Dann ließ ein Diener der Kirche eine Handvoll Sand auf den Sarg niederfallen. Nach gesprochenem Segen trat der Waffenherold Clarenceux hervor, nannte alle Titel des verstorbenen Königs und verkündete Königin Victoria als dessen wahre und rechtmäßige Nachfolgerin, wobei er den Scepter in seiner Hand auf die offene Gruft richtete. Sodann trat der Oberkammerherr hervor, erhob seinen Amtsstab, zerbrach ihn und warf die Stücke in die Gruft. König Wilhelm war begraben, und der neuen Königin donnerten die Kanonen ihren Gruß.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 181.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 31. Juli 1837.

Wenn Liebe thörigt iſt im Wagen,
Iſt ſie nicht klüger im Verjagen.
Coverlidge.

Liebesfarben.

Von F. Duttenhofer.

Der Muthige.

Wie ſie im Tanze auf und niederſchweben!
Um ihren zarten Leib ſchlingt er die Rechte;
Ja, wenn ſie's fühlte, wenn ſie's wüßt' und dächte,
Daß ich ſie liebe wie mein eigen Leben!

Wie dort ſie ſizt, ihm gänzlich hingegeben,
Und beider Augen leuchten durch die Nächte;
Wenn ich nur könnte, wie ich wollt' und möchte,
Ihr nahe ſeyn und ihr mich ganz ergeben!

Dem irren Schiffer ſteh' ich hier vergleichbar,
Ein ſchönes Land vor meinen brünſt'gen Blicken,
So nah' und doch ſo fern, und unerreichbar;

Doch, ob die Wellen mich auch faſt erſticken,
Hin nach dem Ufer ſtreb' ich unabweichbar,
Daß es mich rette vor des Meeres Tücken.

Der Sentimentale.

Ich wag' es nicht, es ſelber ihr zu ſagen,
Ich wag' es nicht, zum Tanze ſie zu führen,
Zu unzart iſt das Wort, um ſie zu rühren,
Und nach dem Tanze müßt' ich ſie was fragen.

So iſt es denn mein einziges Behagen,
Ihr Kleid im Gehen leiſe zu berühren,
Um ſie zu ſeyn, ihr ewig nachzuſpüren,
Und heimlich ihr das Schnupftuch nachzutragen.

Ich lebe von der Luft, in der ſie weilte,
Von ihrer klaren Augen zartem Scheine,
Und weine ſtill, hat ſie ſich weggewendet.

So harr' ich ſeufzend, wenn ſie mir enteilte,
Und ſchwör' ihr Liebe zu, die nimmer endet;
Sie ahnet's dann vielleicht, wie ich es meine.

Der Ungewiſſe.

Die lezte Roſe hat ſie abgeſchnitten,
An meiner warmen Bruſt iſt ſie verglommen;
Die lezte war's, der Winter iſt gekommen,
Und ich kann keine mehr von ihr erbitten.

Da bin ich ſtumm von ihr hinweggeſchritten,
Nichts hab' ich, als das Blümlein mitgenommen,
Und doch ſo viel. Was ſteht mein Herz beklommen
So zwiſchen Furcht und Hoffen in der Mitte?

Wird nicht der Nord den Roſenſtrauch verwehen,
Wird er im nächſten Jahre wieder blühen,
Werd' ich ihn, wenn er blüht, auch wieder ſehen?

Digitized by Google

Vielleicht wird sie mich nicht einmal vermissen,
Für einen andern wird ihr Röschen glühen,
Vielleicht — vielleicht — wer kann das Alles wissen!

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Es gibt zwei Häuser hier, die sich besonders mit der Expedition der Auswanderer befassen: Barbe, und Slade et Lemaitre. Das erstere gebietet über die ziemlich regelmäßig abgehenden Paketbote und hat daher einigen Vorzug. Im Ganzen aber ist das eine so gut wie das andere, d. h. bei beiden sind die armen Auswanderer verrathen und verkauft. Beide haben ihre Werbestuben auf der Grenze Frankreichs und in Deutschland selbst. Dort überbieten sich die verschiedenen Mäkler und versprechen den Auswanderern, was sie nur begehren. In dem Contrakt, der stets französisch aufgesezt wird, ist aber nie die Rede von diesen Bedingungen, und endlich hier angekommen, verweist man sie auf den Contrakt. In diesem heißt es meist, sie sollen mit dem Schiffe N. N. oder einem andern abfahren, und so sind sie gezwungen, meist Wochen, oft vier, sechs und acht in einer Stadt zu warten, wo Alles darauf ausgeht, sie zu betrügen, bis endlich das Schiff N. N. oder das andere abgeht. Der Mundvorrath, der in diesen Contrakten ausbedungen wird, ist in denselben nach Kilogrammen angegeben; an der Grenze wiegt aber ein Kilogramm bei den Mäklern doppelt so schwer als hier in den Magazinen der Spediteurs, und da die armen deutschen Bauern meist sich nicht in dies Gewicht zu finden wissen, so stiehlt dann der Magazinaufseher für sich und seinen Herrn stets noch von jeder Sorte Mundvorrath seine Procente. Die Mehrzahl der Auswanderer ist daher meist gezwungen, hier noch nachträglich Mundvorrath zu kaufen.

Eine Klage vor Gericht gegen dergleichen ist kaum möglich, da meist die Contrakte den Spediteurs alle mögliche Freiheit lassen. Aber selbst wenn sie gesetzlich möglich und gerecht wäre, so wird sie faktisch kaum ausführbar. Der deutsche Bauer versteht die Sprache des Landes nicht und müßte somit einen Vermittler haben, und sicher in die Hand eines neuen Betrügers fallen. Dann stehen die Schiffsspediteurs mit den untern Polizeibeamten, Sergeanten und Gensdarmen, mit denen sie tagtäglich verkehren, in sehr gutem Einvernehmen, und die höhern Gerichtsbeamten haben nicht Zeit, sich mit dergleichen Bagatellen abzugeben.

Die deutschen Konsuln, die dazu berufen sind, ihre Landsleute in Schuz zu nehmen, haben meist ganz andere, viel wichtigere Sachen zu thun. Doch muß ich der Wahrheit zu Liebe sagen, daß der bayerische Konsul sich mehrmals seiner Landsleute thätig angenommen und ihre Lage durch sein Einschreiten verbessert hat. Von den andern Konsuln weiß ich kein ähnliches Beispiel, doch will ich deßhalb nicht behaupten, daß sich kein solches ereigne. Einen mehrere deutsche Staaten repräsentirenden Konsul lernen die betreffenden Auswanderer nur dadurch kennen, daß jeder ihm für sein Visa zwei Franken von dem Reste dessen, was ihm seine Landsleute hier gelassen, abtragen muß, woraus dann meist die Unterhändler drei Franken machen. Das Konsulat ist dadurch ein Aemtchen geworden, das 5 — 6000 Franken, oft mehr jährlich einträgt. Wenn derjenige, der bei einem Brande stiehlt und plündert, verdient, ohne weiteres Urthel in die Flammen geworfen zu werden, so sollte jeder, der einen Auswanderer bestiehlt, oder auch nur sich auf seine Kosten bereichert, wenigstens eine kleine Reise um den Kiel des Auswandererschiffes machen müssen. Ein solches Gesetz im Geiste Dracos ließe sich vor Gott und der Welt rechtfertigen und verfechten, was auch die Sentimentalität unserer Zeit dagegen einzuwenden haben möchte.

Durch die Art und Weise, wie die Auswanderer auf der Grenze getäuscht werden, ist es sehr oft der Fall, daß ganze Familien, bei denen Alles während der Reise aufgegangen ist, hier angekommen, sich gezwungen sehen, was ihnen an Lebensmitteln und Bettzeug fehlt, zu erbetteln, wenn sie nicht die bezahlte Fracht, oder wenigstens den größten Theil verlieren wollen. Oft müssen sie hier noch Jahr und Tag zurückbleiben, um wieder so viel zu erwerben, als nothwendig ist, die Ueberfahrt zu bezahlen; oft bleiben nur die Mütter und die Kinder hier, während der Vater, in der Hoffnung, die Fracht für sie bald in Amerika aufgetrieben zu haben, allein abgeht. Es ist nicht selten der Fall, daß sie hier, indem sie arbeiten, um ihr Brod zu verdienen, die echt germanische Wanderlust verlieren und sich getrost hier ansiedeln. Mitunter suchen die Weiber auf andere Weise als durch Arbeit Geld zu verdienen, und die Kinder, vernachlässigt, von der Schule durch die Noth und durch die Unkenntniß der Sprache ausgeschlossen, verwildern und treiben sich auf den Quais herum, um durch kleine Diebstähle an den ausgeladenen Waaren den Preis der Ueberfahrt mit auftreiben zu helfen. Die französische Regierung wurde auf diesen Umstand endlich aufmerksam und verordnete, daß Niemand an der Grenze einen Paß zum Auswandern bekommen solle, der nicht eine hinreichende Summe zur Reise durch Frankreich und zur Ueberfahrt vorweisen könne. Die Folgen dieser Verordnung aber waren nur neue Verwicklungen für die unglücklichen Heimathlosen. Die Mäkler selbst riethen ihnen, das nöthige Geld aufzunehmen, und wiesen sie an gute Freunde, und so zahlten die Auswanderer, je nach der Größe der Familie, oft genug an der Grenze für die Summe von 300, 600 oder 900 Franken,

Digitized by Google

die ihnen menſchenfreundliche chriſtliche oder jüdiſche Schacherer auf ein paar Stunden vorſtreckten, 30, 40, 50 Franken, und kamen dann nur um ſo hülfloſer in Havre an.

Alles dies erklärt, warum der Deutſche und Deutſchland hier zu Land ſo tief in der Achtung des gemeinen Volks ſtehen. Es war mir ein wahrer Troſt, daß man uns hier im Volke nur Suiſſes nennt und man an die Auswanderer gar nicht dachte, ſo oft ich ſagen mußte, ich ſey ein Deutſcher.

Es gäbe ein Mittel, der Auswanderung ein Ende zu machen; es vorzuſchlagen, würde da, wo es helfen könnte, wohl nur ein mitleidiges Lächeln erregen. Iſt aber der Sache einmal nicht abzuhelfen, ſo wäre es das Werk eines Menſchenfreundes, eines ſein Volk und ſein Vaterland liebenden Deutſchen, wenn er ſein Kapital — und er wagte nichts dabei — dazu anwendete, dieſe Unglücklichen ſo wohlfeil und ſo ſicher als möglich nach Amerika zu ſchaffen. Vielleicht aber verdient auch dieſer Vorſchlag nur das mitleidige Lächeln Aller, die ſich über dergleichen Kleinigkeiten erhaben fühlen.

Die Braut.

(Fortſetzung.)

Bei Tiſche ſagte Konrad dem Vater mit vieler Wärme, wie groß ſeine Freude über das ſchöne Geſchenk ſey; die Nachbarn, die Freunde wurden eingeladen, es zu beſehen, auch Anna betrat zum erſten Male Konrads Zimmer. Wie neugierig ließ ſie die Augen rechts und links umherſchweifen, als wollte ſie ſich den Platz jedes Buchs merken! Als ſie ſein Sopha ſah, drückte ſie Konrads Mutter unwillkührlich die Hand und ſagte: „o Frau R**“ — „Was, liebe Anna?“ fragte dieſe freundlich. — „Derſelbe Kattun,“ erwiderte das Mädchen, „wie auf meinen Stühlen!“ Frau R** lächelte. Anna ſah nun, da ſie auch die kleinſte Einrichtung betrachtet und ſich verſtohlen und flüchtig auf den Seſſel am Fenſter, vor dem ein aufgeſchlagenes Buch lag, geſetzt hatte, auch das Bild an: ach! es war ein niederſchlagender Anblick, denn wie leuchtend und ſchön ſtand das Falkenmädchen auf ihrer Höhe! Sie warf einen trüben Blick in den Spiegel, auf ihr Kleid von engliſchem geblümten Muſſelin, auf ihren unförmlichen Strohhut, und dann auf das Sammetleibchen und das maleriſche rothe Käppchen des Bildes; ſie kam ſich überaus proſaiſch und unanſehnlich vor und blickte traurig wieder auf das Sopha, das denſelben Ueberzug hatte wie ihre Stühle. — Die ganze kleine Geſchichte ihres Herzens hatte ſich unbemerkt abſpielen können; Niemand, am wenigſten Konrad, hatte darauf geachtet, er war nur in den Anblick des Bildes vertieft.

„Gehen denn die Mädchen in Düſſeldorf ſo gekleidet?“ fragte die alte Mutter gutmüthig. — Der Vater lachte. „Nein,“ ſagte er; „aber eine gewiſſe Unabhängigkeit von der Mode habe ich doch dort zu bemerken geglaubt, und überhaupt ſagen die Eingeweihteren, man ſehe die meiſten der holden Jungfrauen und Engel, die in den Düſſeldorfer Bildern paradiren, auf der Straße herumlaufen, da die Künſtler dort faſt ausſchließlich nach lebenden Modellen malen.“

Bei dieſen Worten ſchoß Konrad das Blut in's Geſicht; aber Niemand bemerkte es als Anna. „Dies Mädchen,“ ſagte ſie, plötzlich aus ihrer Blödigkeit heraustretend, „lebt gewiß nicht, und gerade dieſe augenſcheinliche Unmöglichkeit habe ich an dem Bilde auszuſetzen; wie ſollten dieſe kleinen, weichen Hände und dieſe zarte Figur mit dieſen lebhaften, ja faſt frechen Augen zuſammenkommen? Der liebe Gott bedenkt ſich beſſer.“

Konrad ſah ſie mitleidig und zugleich zornig an. „Freche Augen!“ ſagte er unwillig; „es ſind freilich keine von den ſchwimmenden, himmelblauen, die immer zur Erde ſehen, aber es iſt etwas Prächtiges und zugleich Räthſelhaftes in dieſem Blick, das unwiderſtehlich feſſelt.“ Anna ſchlug die Augen nieder und ſchwieg. Ihr Tadel aber hatte das Lob Konrads nur leidenſchaftlicher gemacht, und ſelbſt der gutmüthige Papa fühlte ſich einigermaßen gekränkt, von ihr das mitgebrachte Kunſtwerk nicht gehörig geehrt zu ſehen; ſie hatte alſo keine Urſache, ſich ihrer Aufrichtigkeit zu freuen.

Es vergingen Tage und Wochen, ſcheinbar in der gewohnten Ordnung, weil in einem wohlgeregelten Haushalte die Ordnung ſchwer verletzt werden kann, und ein Jeder ſo gewohnt iſt, ſein Alltagsgeſicht in die Wohnſtube zu bringen, daß er es eben in die gewöhnlichen Falten legt, ehe er hineintritt; auch dürfen Geſchäftsleute noch weniger als Andere ihr Gefühl Herr ihrer Phyſiognomie werden laſſen; der Contraſt mit den Oel- und Mehlpreiſen ꝛc., in deren Mitte ſie ſich ihren Wirkungskreis erkoren haben, wäre zu lächerlich. Konrad wachte daher mit Aufmerkſamkeit über ſein Geſicht, während er ſein Inneres mächtig bewegt fühlte. Er wollte ſich im Anfang ſchelten, daß das Andenken ſeines Eduards in den Hintergrund trete, aber nachdem er einigemal gerungen hatte, um es in der alten Lebendigkeit hervorzurufen, und es doch nicht ſo rein und Alles verſchlingend erſtand, ließ er ſein Herz gehen wie es wollte. Er konnte ſich ſelbſt nicht begreifen; denn er hatte zwar viel von der heilenden Hand der Zeit und der eines geliebten Freundes gehört, aber nie von der Heilkraft eines Bildes. Je mehr er darüber nachdachte, je mehr fand er ſich in den Gegenſtand verſtrickt; er ertappte ſich darauf, Geſpräche mit dem Falkenmädchen zu führen, in welchen ſie freilich alle ſeine Fragen nur durch ihre ſtumme Schönheit beantwortete, die ihn aber mehr als das Geſchwätz

Digitized by Google

mit Lebenden fesselte; bekam er doch von diesem Mädchen nie eine unpassende Antwort, nur immer die Eine, auf Alles passende, Alles erschöpfende aus ihrem schönen, rehfarbenen Auge. In unsern Gesprächen mit der Natur sind wir ja auch die allein Sprechenden; auf die Fragen eines geängsteten Gemüths, eines ungläubigen Herzens, eines überspannten Verstandes antwortet sie uns so oft vollkommen befriedigend durch ihre spielenden Sommerlüfte, durch ihren Himmel, auf den das Abendroth seine Zaubertinten ausgegossen hat, durch den Duft ihrer Blumen, das Gezwitscher ihrer Vögel, kurz, durch den Blick, den wir in sie hineinwerfen, und der sich dann immer beschwichtigend in unser eigenes Inneres zurücklenkt. Aber ein schönes Mädchenantlitz liegt der Seele nicht in so ferner Großartigkeit vor, wie die Natur. „Die Sterne, die begehrt man nicht.“ In die Bewunderung der menschlichen Schönheit mischen sich zu leicht menschliche Wünsche, die sich durch tausend unaussprechlich feine Fäserchen in alle Theile des Körpers und der Seele einschleichen. So fand sich Konrad in kurzer Zeit durch und durch von der Sehnsucht nach dem Original seines Bildes erfüllt, und wußte keinen Rath und keine Hülfe, als vor dem holden Abgotte seiner Sinne; er fühlte zum ersten Mal mit tiefer Scham, wie stark ihn das Irdische umstrickte. Bis jezt hatte er nur die reinste der Leidenschaften, die brüderliche Liebe, und dann den Schmerz um den Verlorenen gekannt; es war dies ein Gefühl, das sein Herz immer höher hob, seine Seele die Flügel freier regen ließ und alle Kleinlichkeiten der Erde von ihm abhielt; und jezt ging sein Blick gar nicht höher als zu dem Falkenmädchen, und wie er sonst Gott in mancher stillen Nacht gebeten hatte: „laß mich täglich besser und edler werden,“ wünschte er jezt „einen Augenblick an ihrer Brust zu ruhen.“ Welch ein Abstand!

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Beschluß.)

Beisetzung Wilhelms IV.

Die erste Stunde nach Mitternacht hatte ausgeschlagen, als das allmählich verklingende Orgelspiel das Ende der Trauerfeier anzeigte und sämmtliche Anwesende sich entfernten. Keiner wohl unergriffen von dem, was er geschaut. Seitdem hat es in unserer hofmeisternden Zeit, die von jeder Blume den Schmelz abstreift, alles Leben zur Nacktheit entkleidet, immer nur Wesentliches, Wirkliches, kalt Vernünftiges fordert und das schöne Reich der Phantasie gern ganz zertrümmern möchte, um auch diese lezte Ruine dem Verstande hinzugeben, es hat in so unpoetischer Gegenwart keineswegs an Stimmen gefehlt, welche das Begräbnißceremoniell vielfach getadelt, es ein leeres, unnüzes, ja unchristliches Schaugepränge gescholten haben. Der Tod eines Monarchen, meinen sie, stelle den Ueberlebenden Mittel zur Verfügung, durch deren geschickten Gebrauch ein Ideengang geweckt werden könne, tiefer ergreifend und dem Menschengeschlechte nüzlicher, als was der prächtigste Pomp, der künstlichste Prunk zu wirken vermöge. Sie sind des Glaubens, daß Alles, was darauf hinziele, den menschlichen Stolz zu erniedrigen, die sterblich Geborenen mit einem Gefühle natürlicher Gleichheit zu durchdringen, sie zu überzeugen von der Nichtigkeit äußerer Größe, von der Vergänglichkeit selbstgeschaffener Macht, von jenen demüthigenden Leiden, welche den König wie den Lezten seiner Unterthanen treffen, alles Irdische auf seinen irdischen Urstoff zurückführen und die Hoffnungen des Reichen wie des Armen auf ein höheres, unabhängigeres und glücklicheres Daseyn hinweisen, daß solches das einzige Wahre und Rechte sey, was die Grablegung eines Menschen, und ganz besonders eines Fürsten charakterisiren solle. Demgemäß halten sie dafür, daß die äußerste Einfachheit der Bestattung eines christlichen Monarchen am Besten gezieme. Das Achtung Gebietende des Ereignisses, die frühere erhabene Stellung des Abgetretenen, das Scheiden eines männlichen Geistes, die ungeheuchelte Theilnahme von Millionen, das dankbare Zeugniß einer Nation für die Tugenden eines Fürsten, der ihren Beschwerden abgeholfen, ihre Wünsche befragt, ihre Freuden getheilt, ihr Glück geliebt, ihren Ruhm gehoben und ihre Liebe gewonnen, dies, sagen sie, und dies allein, nicht ein langer Zug öffentlicher Beamten, nicht Regimentsmusiken, nicht Kronen und Kissen, nicht Wappenschilder, nicht Reiter und Fußvolk, nicht eingeübte Sänger, nicht Grabgeläute und stolzer Kanonendonner, der Meilen weit die Kunde vom Begräbnisse eines Herrschers umherträgt, solle die Feierlichkeit und den Trauerglanz einer fürstlichen Grablegung bilden und erhöhen. So wahr dies alles vor dem Auge des kalt erwägenden Verstandes erscheint, soll denn dieser Verstand überall den Vortritt haben, Alles ordnen, Alles beherrschen? Begräbnißfeierlichkeiten datiren sich aus den frühesten Menschenaltern. Sie sind Gebrauch gewesen und sind noch heimisch bei Barbaren, wie bei civilisirten Völkern, je nach Maßgabe ihrer Sitten und ihres religiösen Glaubens, bei den alten Heiden und bei den neueren Wilden, beim Hindu und Mahomedaner, beim Juden und Christen. Handelt der Mensch nur menschlich, indem er seinen Todten die Ehren erweist, auf welche das Leben ihnen ein Recht gab, so müssen entweder die Scheidewände der bürgerlichen Rangordnung eingerissen werden, oder auch jene Ehren ihre Stufenleiter haben. Mögen indessen Philosophen und Staatsmänner über diesen Punkt streiten, was mich zu gegenwärtiger Episode verlockte, war die Wahrnehmung des tiefen Eindrucks, welchen die eben so feierliche, als prachtvolle Grablegung Wilhelms IV. auf alle Anwesenden gemacht zu haben schien. Niemand aber vergoß wohl Thränen innigern Schmerzes, als der Bruder, der Herzog von Sussex, und die Gemahlin, Königin Adelaide. Nachdem Leztere in den Tagen der Krankheit ihres königlichen Gatten und in der Stunde seines Todes alle Pflichten der deutschen Hausfrau streng und treu geübt, war es auch ihr Wunsch, Zeugin seines Begräbnisses zu seyn. Hier jedoch drängte sich die Etikette zwischen ihre Person und ihren Wunsch, und es bedurfte der vermittelnden Fürsprache der regierenden Königin, das Verlangen der Königin Wittwe zu erfüllen. Nach vielen Schwierigkeiten wurde es ihr vergönnt, von der königlichen Kapelle aus der Feierlichkeit beizuwohnen. Unmittelbar darauf verließ sie Windsor und erhob sich nach ihrem Wittwensitze Bushy Park. W. S.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 77 u. Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1837.

August.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1837.

Digitized by Google

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgen-Blatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Wolfgang Menzel.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner

Digitized by Google

ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Ludwig Schorn.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Regen, von Nic. Müller. 182.
Nachtlied, von Nic. Müller. 185.
Episoden aus Bojardos verliebtem Roland, Proben einer Uebersetzung von Gottlob Regis. 186—191.
Alpenfrühling, von L. Seeger. 194.
Ein Dichter. 195.
Das Mühmchen. Idylle in zwei Episteln. 203.
Johann Gutenberg, von Adolf Peters. 208.

Räthsel.

Die Trommel. 186. — Der, die, das Geliebte. 192. — Die öffentliche Meinung. 207.

Erzählungen.

Die Braut. 182—185.
Der Blätter, eine Novelle in Hexametern, von H. Kurz. 199. 200. 201.

Länder- und Völkerkunde.

Algier im Mai 1837. 182—186.

Reisen.

Briefe aus der Normandie, von J. W. 192.
Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Skandinavien. 193—198.
Reise zu Wasser von Paris ans Meer. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208.

Naturgeschichtliches.

Zur Geschichte des Elephanten. 195—202.
Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte, von Dr. Märnberger. 204—207.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Versailles. 187. 188. 189.
Ueber das Lächerliche, von Bührlen. 190—193.
Miszellen. 191.
Moden. 205. 206.

Korrespondenz.

Berlin. 203. 204. 205. 206. 207. — Dresden. 190. 191. 192. — Livorno. 197. 198. 199. — Lyon. 193. 194. 196. 197. 198. — Mainz. 189. 190. — 203. 204. — Vom Niederrhein. 187. 188. 189. — Paris. 183. 184. — 199. 200. 201. 208. — St. Petersburg. 200. 201. 202. — Rom. 185. 186. 195. — Töplitz. 182. 183. 184.

Kunst-Blatt.

Nro. 61.

Archäologie. Premier Mémoire sur les antiquités chrétiennes, par M. Raoul-Rochette. (Schluß.) — Steinmetzzeichen. — Ausgrabungen und Alterthümer. — Statistik der Kunst. — Versteigerungen. — Persönliches. — Nekrolog. — Kupferwerke. — Literatur.

Nro. 62.

Mittheilungen über ein großes italienisches Mosaikgemälde aus dem 15ten Jahrhundert, welches im Laufe dieses Jahres nach Deutschland gesendet werden wird. — Die Statue eines Knaben von Raffael. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen.

Nro. 63.

Kunstliteratur. Sulla Capellina degli Scrovegni nell' Arena di Padova e sui Freschi di Giotto in essa dipinti, Osservazioni di Pietro Estense Selvatico. — Neue Kupferstiche. 1) Evangelist Johannes und Apostel Petrus. Evangelist Marcus und Apostel Paulus. Gemalt von Albr. Dürer, gest. von Albr. Reindel. — 2) Das Bäckermädchen. Gedächtnißblatt des Nürnberger Kunstvereins für das Jahr 1836. C. Kreul pinxit, Ph. Walther del. et sculps. — Bauwerke. — Sculptur. — Denkmäler. — Medaillenkunde.

Nro. 64.

Kunstgeschichte. Due Lettere di Pietro Perugino. — Neue Kupferstiche. 3) Et transfiguratus est ante eos. Raphael Urbinus pinxit. U. G. Kininger sculps. — 4) Residenz Wilhelmsburg zu Braunschweig. — 5) Greenwich Pensioners commemorating the Battle of Trafalgar. — Malerei. — Persönliches. — Artistischer Verkehr.

Nro. 65.

Kunstliteratur. L'Apo italiana delle belle arti. — Kunstgeschichte. Due Lettere di Pietro Perugino. (Schluß.) — Nekrolog. — Versteigerungen. — Statistik der Kunst. — Neue Lithographien. — Kupfer- und lithographische Werke. — Literatur.

Nro. 66.

Salvator Rosas Skizzenbuch. — Kunstliteratur. L'Apo italiana delle arti. (Forts.) — Literatur.

Nro. 67.

Ueber den Bau des Palastes Strozzi in Florenz. Spanisches Gallerlewerk. Collection litografica de cuadros del Rey de Espagna etc. — Kunstliteratur. L'Apo italiana delle belle arti. (Schluß.)

Nro. 68.

München. — Ueber den Bau des Palastes Strozzi in Florenz. (Schluß.) — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Nro. 69.

Hamburg. — Museen und Sammlungen.

Nro. 70.

1) St. Matthäus. — 2) St. Johannes. — 3) Verbum caro factum est et habitavit in nobis et vidimus gloriam ejus. Johann. 1. 14. Nach den Freskogemälden in der Allerheiligen-Hofcapelle in München von H. Heß, lithographirt von J. G. Schreiner. — Das historische Museum in Versailles. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen. — Bauwerke.

Literatur-Blatt.

Nro. 78.

Werke über Frankreich. 9) Robespierre. Mit Beziehung auf die neueste Zeit dargestellt von einem Wahrheitsfreunde. 10) Geschichte der französischen Revolution von Mignet. Nach der fünften Original-Ausgabe übers. von A. Schäfer. — 11) Dasselbe. Nach der sechsten Ausgabe von Dr. C. Burckhardt. — 12) Geschichte der französischen Revolution von Thiers. Nach der fünften Auflage übersezt von Philippi. — 13) Denkwürdigkeiten Lucian Bonapartes, Prinzen von Canino. — 14) William Hazlitts Geschichte Napoleons. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von J. Sporschil. — 15) Saintines Feldzüge in Italien in den Jahren 1796 und 1797. Fortgesezt von Dr. Schneidawind. — 16) Memoiren der Herzogin von Abrantes ꝛc. Aus dem Franz. von L. v. Alvensleben. — 17) Pariser Nächte. — Authentische Memoiren einer Hebamme ꝛc.

Nro. 79.

Werke über Frankreich. 19) Frankreich in socialer, literarischer und politischer Beziehung, von H. L. Bulwer. — 20) Paris und die Pariser i. J. 1835. Aus dem Engl. der Mistreß Trollope von O. v. Czarnowsky. — Vermischte Schriften. Ueber den Aberglauben, von Dr. Hoffbauer. — Orientalische Literatur. Morgenländische Mährchen, verdeutscht von Dr. Wolff.

Nro. 80.

Zur Frage der Preßfreiheit. Ueber die Gesezgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege, von F. A. Löffler.

Nro. 81.

Zur Frage der Preßfreiheit. Ueber die Gesezgebung der Presse. (Schluß.) — Theologie. 1) Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte ꝛc., von Dr. Tholuck.

Nro. 82.

Theologie. 2) Stimmen der deutschen Kirche über das Leben Jesu von Dr. Strauß ꝛc.

Nro. 83.

Theologie. 2) Stimmen der deutschen Kirche über das Leben Jesu von Dr. Strauß ꝛc. (Schluß.)

Nro. 84.

Werke über Frankreich. 21) Geschichte der französischen Gerichtsverfassung vom Ursprunge der fränkischen Monarchie bis zu unsern Zeiten. Aus den Quellen und besten Schriftstellern dargestellt von J. P. Brewer. — Biographie. Briefwechsel zwischen August Grafen von Platen und Johannes Minckwitz.

Nro. 85.

Kunstgeschichte. Niclaus Manuel ꝛc. Mitgetheilt von Dr. C. Grüneisen. — Geschichte. Sanchuniathons phönicische Geschichte. — Ueber Eisenbahnen. Die Eisenbahnen und deren Actionäre, in ihrem Verhältniß zum Staat, von David Hansemann.

Nro. 86.

Werke über Frankreich. 22) Die Sittenverderbniß (la prostitution) des weiblichen Geschlechts in Paris. Aus dem Franz. des Parent-Duchatelet von Dr. Becker.

Nro. 87.

Werke über Frankreich. 22) Die Sittenverderbniß ꝛc. (Schluß.) — Werke über Algier. 1) Frankreich — Algier. Vom Erewiten von Ganting. — 2) Memoiren aus Algier, oder Tagebuch eines deutschen Studenten in französischen Diensten, von Hermann H.

Nro. 88.

Römische Geschichte. 11) Friedrich Creuzers deutsche Schriften. — 12) Zur Geschichte Trajans und seiner Zeitgenossen, von Dr. Franke. — Biographie. Ueber das Leben und die Schriften von Diamant Coray, von Dr. L. v. Sinner. Aus dem Franz. von C. Ott.

Digitized by Google

№ 182.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 1. August 1837.

Stehet nicht geschrieben: Mein Haus soll heißen ein Bethaus allen Völkern? Ihr aber —

Lucas.

Algier im Mai 1837.

Ich habe Ihnen in einem frühern Briefe von den Moscheen und dem Gottesdienste der Mahomedaner gesprochen. Erlauben Sie mir nun, daß ich Einiges über den Zustand des Christenthums in einem Lande bemerke, wo vor Jahrhunderten einst das Himmelslicht des Evangeliums, ein Leuchthurm der Civilisation und der Hoffnung, über diese seitdem in die finsterste Barbarei zurückgesunkenen Völker leuchtete, wo Sanct Augustin und die römischen Bischöfe predigten, wo die Vandalen ihre christlichen Tempel in den fernsten Thälern des Atlas bauten. Die Sarazenen, mit dem Koran und dem krummen Säbel in der Hand, vertrieben das Christenthum auf lange Zeit von dem afrikanischen Strande. Die wilden Numidier waren schneller durch Mahomeds verführerische Paradiesbilder und die Säbel seiner Glaubensverkündiger als durch die christlichen Liebesgebote und die Predigten der Bischöfe gewonnen. So vergingen die Jahrhunderte, und alle Versuche frommer Christenhelden, wie Karls V. und des heiligen Ludwig, das Kreuz hier wieder aufzupflanzen an der alten Stätte, scheiterten an dem Fanatismus, an der kriegerischen Wildheit jener tapfern Barbaren. Karl X., als orthodoxer, eifriger Katholik, mochte wohl ähnliche Pläne haben, als er die Expedition gegen Algier befahl, und die Ohrfeige seines Konsuls würde wohl weniger schnell und furchtbar gerächt worden seyn, wäre Hussein Dey ein Kind der alleinseligmachenden Kirche gewesen. Gewiß hätten unter der Regierung Karls X. sich eben so viele Moscheen in Klöster und Collegien, als jezt in Kasernen und Heumagazine metamorphosirt. Es existirt heutiges Tags nur ein einziger christlicher Tempel in Algier. Derselbe war früher eine Moschee und ist ausgezeichnet durch die einfache, großartige Schönheit seines Kuppelbaus. Die Mauren legten eben keine sehr hartnäckige Opposition gegen die Wegnahme eines ihrer schönsten Gebethäuser ein, als sie hörten, wozu es bestimmt sey. Die Eingebornen sehen es gerne, wenn wir auch durch äußere Zeichen kund geben, daß wir an ein höchstes Wesen glauben. Ihnen ist der orthodoxe Christ bei Weitem kein so arger Greuel als der an gar nichts Glaubende.

Die katholische Kirche steht im obern Stadttheile, fast am Ende der Divansstraße. Sie ist nicht so groß als die beiden Moscheen in der Nähe des Hafens, und ihr Aeußeres bietet durchaus keinen so malerischen Anblick dar wie jene. Erst im Innern wird man durch die Schönheit ihres gewölbten Baus überrascht, der bei Weitem imposanter ist als die weiten, niedrigen Säulenhallen der großen Moschee. Dabei sind die Säulen der Kirche, welche die Bögen unterhalb der Kuppel stützen, zwar weniger zahlreich, aber viel schöner und kolossaler. Auf der Nordseite

Digitized by Google

steht der Altar, über ihm ein Muttergottesbild, welches der Pabst der Algierer Kirche geschenkt hat, und über dem Muttergottesbilde sieht man in verschlungenen arabischen Schriftzügen Sprüche aus dem Koran zum Preise Allahs. Daß man diese leztern Sprüche, die eine gar hübsche Arabeskenverzierung bilden, in einem christlichen Tempel gelassen, fällt ein wenig auf, und mancher fromme Christ mag darüber der französischen Regierung einen Vorwurf machen. Ich selbst weiß kaum, ob ich diese französische Toleranz verdammen oder vertheidigen soll. Wenn es indessen überraschen muß, bei dem Eintritte in ein christliches Gebethaus, statt der Bibelfragmente, statt des Preises Gottes in einer christlichen Sprache, diese morgenländischen Charaktere zu schauen, welche Sinnsprüche einer religiösen Schrift wiedergeben, die von den Priestern Jesu als ein Werk des Satans, als ein Buch der Lüge, als die Irrlehre eines falschen Propheten verdammt worden, so söhnt man sich doch bald mit jenen arabischen Glaubensmottos aus, sobald man ihren Inhalt entziffert. Es ist der Ruhm des einzigen, wahren Gottes, den sie enthalten, desselben Gottes, der nach dem Glauben der Mahomedaner auch die Rummis (Christen) erschaffen hat und seine Sonne über ihre Länder scheinen läßt. Sprüche der Demuth und Frömmigkeit aber beflecken nie ein Gotteshaus, in welcher Sprache sie auch geschrieben und welchem Buche sie auch entnommen seyn mögen.

Viel befremdender als diese innere Ausschmückung der Kirche scheint mir der Gottesdienst und die aus den seltsamsten Elementen zusammengewürfelte Versammlung. Die Messe ist fast rein militärisch; die Soldaten studiren dafür ein eigenes Exercitium ein. Muntere kriegerische Musik rauscht durch das Gebäude, während der Priester seine lateinischen Formeln murmelt; der Schlag von zwanzig Trommeln donnert durch die Hallen, sobald der Sakristan mit der Glocke klingelt. Die Soldaten, welche im Vierecke vor dem Altare aufgestellt sind, präsentiren in demselben Augenblicke auf das Commandowort ihres Offiziers das Gewehr, beugen zugleich das rechte Knie und neigen das Haupt zur Erde, während der donnernde Trommelmarsch so lange fortdauert, bis das Vaterunser gebetet ist. Dann fallen die Musikchöre der Regimenter wieder ein, Opernfragmente von Auber und Meyerbeer spielend, der Priester trägt das Allerheiligste hinaus und die bunte Menge, die theils betete, theils den Musiktönen lauschte, theils nach den andächtigen jungen Spanierinnen hinüberäugelte, strömt wieder plaudernd in den weiten Hallen, wie auf einem Promenadeplatze durcheinander.

Diese Gemeinde bietet in der That die wunderlichsten Contraste dar. Unter dem weiblichen Geschlechte zeichnen sich vor allen die schönen Mahonerinnen von der Insel Minorka aus. Bekanntlich haben sich einige tausend Familien dieses balearischen Eilandes in Algier angesiedelt. Ihre Tracht ist die kastilianische, und jene lieblichen jungen Wesen nehmen sich in dem reichen Sonntagsputze mit der schwarzsammtnen Mantilla eben so anmuthig als feierlich aus. Ihre hohen, üppigen Gestalten zeigen in ihrer Haltung Würde und Majestät, ihre schwarzen Augen sind so fromm, so ernst, so strenge, daß man einem Nonnenzuge zu begegnen wähnt, wenn sie in ihrer schwarzen Tracht Paar an Paar aus der Kirche ziehen. Welch verschiedenen Anblick gewähren an ihrer Seite die grazilösen, eleganten Französinnen im Modeputz von Paris! Unter den Männern erscheinen dieselben Gegensätze. Der bigotte alte Spanier macht seine Kreuze auf Gesicht und Brust, während die Franzosen, welche längst das Vaterunser verlernt haben, unbeweglich dastehen, selbst jedes äußere Zeichen eines Glaubens verschmähend, dem sie kaum noch dem Namen nach angehören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Braut.

(Fortsetzung.)

Indessen läßt sich nicht viel gegen eine Leidenschaft thun, wenn sie einmal in ihrer ganzen Macht aufgeflammt ist; wenigstens war Konrad sehr bald dieser Meinung und redete sich ein, ihr nachzugeben sey das sicherste und zugleich das angenehmste Mittel. Dabei war es ihm aber ganz unmöglich, den wahren Zustand seines Herzens irgend Jemanden zu enthüllen, auch seinen Eltern nicht; was hätten diese von ihm denken sollen, die ihn immer nur vernünftig, gehalten und streng gesehen hatten? Die Eltern dagegen hatten sein Herz belauscht, und sein Herz hatte gerade den Weg eingeschlagen, den sie ihm vorzuzeichnen wünschten, da sie mit Gewißheit hofften, diese Erregung müsse ihn irgend einem Mädchen in die Arme führen. Zu gleicher Zeit trauten sie so fest auf die Sinnesweise ihres Sohnes, daß ihnen der Gedanke, er könnte sein Herz an eine Unwürdige hängen, wenig Kummer machte. Sie thaten daher ganz arglos, als Konrad ihnen den Wunsch äußerte, eine kleine Zerstreuungsreise zu machen. Der Vater holte ein Röllchen Goldstücke aus dem wohlverschlossenen Sekretär, und die Mutter ging, ein Köfferchen mit der nöthigen Wäsche und einem anständigen Kleide zu füllen. — Diese arglose Willfährigkeit, seinen Wünschen zuvorzukommen, beschämte und drückte Konrad; er war auf dem Punkte, sein ganzes Herz zu öffnen, aber die Scham hielt ihn zurück, und da er früh am andern Morgen fort wollte, nahm er am Abend zärtlichen, aber stummen Abschied.

Digitized by Google

Mit dem erſten Sonnenſtrahl war er wach; er kleidete ſich ſchnell an, eilte in ſein Zimmer und warf ſich mit einem Liebeswahnſinn, wie er nur Männern möglich iſt, vor dem Bilde nieder, das er nicht küſſen konnte, dem er aber ſo ſüße Worte zuflüſterte, daß jeder Zuhörer hätte glauben müſſen, er ſage ſeiner verlobten Braut das zärtlichſte Lebewohl. Darauf eilte er raſch dem Wagen zu, der ihn an das Ufer des Stromes führte, wo um ſechs Uhr das Dampfſchiff abfuhr. Statt eine vergnügliche Rheinreiſe zu machen, ließ er ſich, den erſten Tag dies Paradies durchfliegend, nach Köln tragen, wo er mit Ungeduld fragte, wann das Dampfſchiff nach Düſſeldorf abgehe. Er mußte bis zum andern Morgen warten; ſeine Bekannten wollte er nicht beſuchen und brachte den Abend damit zu, auf der langen Rheinbrücke ſpazieren zu gehen und ſich durch ein Rheinbad recht gründlich zu kühlen; aber nicht in den Wellen, nicht auf der Brücke verließ ihn das Bild des Falkenmädchens. Die Sonne ſank indeſſen und der Anblick von der Brücke auf die vielen in ihren letzten Strahlen glühenden Kirchen, auf den majeſtätiſchen Strom und auf den jetzt in blauen Duft gehüllten Dom, ward mit jedem Augenblick entzückender; endlich ward es Nacht, und er war genöthigt, ſein Wirthshaus aufzuſuchen. Am andern Morgen um ſieben Uhr ſchlugen die Dampfräder das Waſſer, und Konrad war auf dem Wege nach Düſſeldorf, wo er nach zehn Uhr mit einer Haſt an's Land trat, als ſey er nun am Ziel aller ſeiner Wünſche. Man führte ihn in den „Breitenbacher Hof," wo man ihm ein Zimmer nach vorne anwies; der Kellner brachte ein Buch, in das er ſeinen Namen einſchreiben mußte, worauf er ſich entkleidete, um eine complete Reinlichkeitstoilette zu machen. Kaum ſtand er ſo entkleidet am Waſchtiſche, als ein junger Mann ungeſtüm hereinſtürzte und ihn mit dem Ausrufe: „alter R**!" in die Arme ſchloß. Konrad hatte naſſe Hände und wußte nicht, wie er dies Liebeszeichen erwidern ſollte, auch nicht warum, denn der junge Menſch war ihm ganz unbekannt. Nachdem dieſer ſich ſeinen muthmaßlichen Freund einen Augenblick genauer betrachtet hatte, trat er verlegen zurück, denn es war ihm plötzlich auch, als ſähe er einen Fremden.

„Ich glaubte Herrn Eduard R** zu finden," ſagte er, „mit dem ich vor drei Jahren ſtudirt habe; aber ich habe mich wohl geirrt, obgleich —" — Konrad fühlte einen Stich durch ſein Herz, es ward ihm ſchwer, ſich zu faſſen; endlich ſagte er in einem Ton, der ihm alle Sympathien des jungen Mannes auf einmal erſchloß: „Das war mein verſtorbener Bruder." — Treuherzig und gerührt drückte dieſer Konrad die Hand und ſagte: „Ich bin der Maler S. von hier, und als ich den Namen R** las, zweifelte ich nicht, den guten Eduard zu ſehen, bedarf alſo keiner weitern Entſchuldigung; erlauben Sie mir indeſſen, auch Ihre Bekanntſchaft fortzuſetzen, und erzählen Sie mir von ihm."

So war das Gleichgewicht wieder hergeſtellt, und während Konrad ſeine Toilette fortſetzte, wurden die beiden jungen Männer leicht bekannt. Nachdem alle Mittheilungen über Eduard gemacht waren, erzählte S., daß Konrad heute zu einem ſehr hübſchen Tage gekommen ſey, da dem alten Direktor Schadow aus Berlin, der ſeit einigen Wochen hier ſey, um ſeinen Sohn, den Düſſeldorfer Direktor, zu beſuchen, von beinahe allen Künſtlern der Akademie ein Feſt gegeben werde, zu dem er ihn hiemit förmlich einlade, da jeder Maler das Recht habe, ein paar Gäſte mitzubringen. Konrad nahm die Einladung dankbar an, und S. verſprach, ihn um ſieben Uhr abzuholen. Darauf fragte Konrad ihn nach dem Maler, der ſein Falkenmädchen gemalt hatte. „Der iſt fleißig und auf gutem Wege," erwiderte S. Konrad wollte eine Frage hinzuſetzen nach dem Modell, das zu dem Mädchen geſeſſen habe, aber es war ihm unmöglich, und S. mußte eilen, noch mancherlei Einrichtungen zu dem Feſte zu treffen, das allen Künſtlern hinlänglich zu thun gab.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Regen.

Zum Himmel lechzen tauſend Zungen
Nach Labung in der Sonne Brand;
Ein flüſternd Beten iſt erklungen
Durch Wieſe, Wald und Wüſtenſand.

Die Blumen, die am Morgen tranken
Den letzten Tropfen Lebensthau,
Und ſchwerbeladne Halme ſanken
Von Laſt ermattet auf der Au.

Die Sonne ſelbſt nach ird'ſcher Weiſe
Fühlt Durſt, und eh' ſie unterſinkt,
Auf ihrer langen, warmen Reiſe,
Sie Stärkung aus dem Meere trinkt.

Sie trinkt die kühlen, naſſen Düfte
In gierig eingeſognem Zug,
Gereinigt bringen ſie die Lüfte
Ihr dar in ſchnellem Wolkenflug.

Und für die Erd' ein reicher Segen
Bleibt übrig noch von ihrem Herrn,
Und fällt auf ſie herab als Regen,
Stärkt alle Durſt'gen nah und fern.

Nic. Müller.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Töplitz, Juli.

Der falsche und der echte Sommer. Aussichtspunkte.

Noch erfüllt von dem süßen Nachklange eines herrlichen Sonnenunterganges, sitze ich hier in meiner Wohnung. Ich genoß ihn von dem Punkte, der in so großer Nähe unstreitig die reizendste Aussicht darbietet. Es ist die zwischen Töplitz und Schönau gelegene Anhöhe über dem jüdischen Begräbnißplatze. Zur Ueberschauung der durch ihr ungemein nettes und freundliches Ansehen das Auge ganz für sich gewinnenden Stadt kann es kaum einen bessern Stand geben, als diesen Hügel. Und auch die Umgegend legt dort für den Beschauer ihren ganzen köstlichen Reichthum aus. Der Sommer steht in seinem lieblichsten Schmucke. Mehr und üppigere Centifolienbäume und Sträucher, als die hiesigen Gärten darbieten, lassen sich kaum beisammendenken. Dazu wird die reine, blaue Luft zu tödtlichem Gifte für die meisten Krankheiten und zum wohlthätigsten Lebenselemente für alle mit ihnen Behaftete. So waltet denn auch unter dem Schirme dieses unvergleichlichen Wetters der Segen der hiesigen Heilquellen in wunderbarer Kraft. Jeder Tag vermindert die Zahl der ganz Unbeweglichen und vermehrt die freundlichen Gesichter, welche bei den Ankömmlingen keineswegs die Regel sind. Allerdings herrschte eine ungewöhnlich schlimme Temperatur noch zu Anfang des zweiten Drittheils des Monats Juni, und so blieben eine Zeitlang die Kurgäste fast ganz aus. Die größten und ausgezeichnetsten Quartiere harrten von Woche zu Woche, von Tag zu Tag auf Miether. Die Fasanerie zu Zweliz, der Turnaer Garten und alle nahen Versammlungsorte im Freien hatte die mit Schnee und Regen ewig drohende Luft zu unbehaglichen Einsiedeleien umgeschaffen. Der Schloßgarten war noch der einzige Ort, wo zuweilen einige Besucher einander begegneten. Die Straßen und Spaziergänge sahen wie ausgestorben aus. Der Nominalwerth dieses Scheinsommers war so tief gesunken, daß man sich nicht entblödete, in wattirten Mänteln und Pelzen vor ihm zu erscheinen. Selbst die heiligen Rechte der Mode und Gewohnheit schienen vom Froste lädirt zu seyn. So ist mir mehrmals auf der Promenade des Dorfes Schönau und auf dem Wege zum Turnaer Park an hellem Mittage eine Art von Nachtwandler in weißbaumwollener Zipfelmütze vorgekommen. Der Strom der Eleganz, den seitdem die blaue, wirkliche Sommerluft herbeiführte, hat indessen, nebst mehreren durch die Verzweiflung der Badegäste über den ganz winterhaften Frühling entschuldigten Abnormitäten, auch jene Zipfelmütze längst hinweggeschwemmt. Die immer im Wachsen begriffene Badeliste wird täglich vornehmer, und die Mittagstafeln der guten Gasthöfe liefern recht erfreuliche Musterkarten fashionabler Herren und Damen. In mehreren dieser Institute reicht die Tafel, trotz der ihr gegebenen größern Ausdehnung, nicht mehr zur Aufnahme aller auf Plätze Anspruch Machenden hin. Die Versammlung in dem wunderschönen fürstlichen Schloßgarten hat jedoch diesmal noch nicht im Verhältniß zu der Quantität der Anwesenden zugenommen. Ueberhaupt ist der Besuch der hiesigen Heilquellen noch nicht von der Bedeutung wie im vorigen Jahr zu jetziger Zeit. Die durch die neuen, stattlichen Häuser seitdem stark vermehrten Wohnungen in dem reizenden Dorfe Schönau sind zwar großentheils besetzt und bestellt; allein in der Stadt Töplitz wartet noch gar manches, den Bädern ganz nahe gelegene und wohl eingerichtete Quartier auf seinen Miether. Wenn auch die Ankunft des Königs von Preußen und der damit erfolgende Zusammenfluß neuer Gäste diesem Uebel abhilft, so wird dadurch doch für die häufig von Vermiethung ihrer Häuser in den Sommermonaten lebenden Einwohner die frühere Einbuße nicht gut gemacht. Von den während der letzten Sommer sehr stark benutzten Gesellschaftswagen zum Besuche der etwas entfernteren Umgegend scheint ebenfalls bis jetzt noch nicht der volle Gebrauch gemacht zu werden. — Zu den neuentdeckten schönen Aussichtspunkten gehört einer in der Nähe des Klosters Osseck. Dem neuen Prälaten des Klosters ist die Entdeckung dieses Punktes und die mit manchen Schwierigkeiten verbundene Zugänglichmachung desselben zu verdanken. Der Berg wurde daher auch nach seinem Namen, die Salestushöhe genannt. Die schon vor Jahren gefaßte Hoffnung auf Herstellung der nach Osseck führenden, überaus elenden Straße ist leider noch immer nicht in Erfüllung gegangen. — Eine zwar längst bekannt gewesene, aber neuerlich bei Weitem nicht genug berücksichtigte Aussicht befindet sich in der Nähe des nur eine Stunde von Töplitz entfernten, sehr anmuthigen Parks zu Krzemusch. Man gelangt von diesem aus dahin durch eine aus alten Kiefern und Laubholz bestehende Waldung. Der Standpunkt führt den Namen: die Teufelsmauer. Dieser schreibt sich vermuthlich von der wie durch vulkanische Ergießungen entstandenen Schwärze der Felsstücke her. Das dort unter dem Fuße des Beschauers sich ausbreitende weite, tiefe Thal gewährt einen köstlichen Anblick durch sein mannichfaches, frisches Grün und eine das Gemüth auf das Süßeste ansprechende Einsamkeit und Stille. Zwei ansehnliche Mühlengebäude und daneben eine kleine, steinerne Kapelle, die einzigen Häuser in der Nähe, bilden den Mittelpunct des schönen Thals, worein der Mitteschauer Bergriese und eine Menge ringsumher gelagerter Anhöhen voll freundlicher Sehnsucht zu blicken scheinen. Niemanden wird die Fahrt von Krzemusch bis hieher gereuen. Der etwas unebene Weg ist freilich Ursache, daß die gedungenen Rosselenker dessen lieber überhoben seyn möchten. Krzemusch gehört zu denjenigen anmuthigen Orten, denen wöchentlich ein paar Tage von Einheimischen und Fremden gewidmet werden. Graf Lebebur, der feingebildete Besitzer, hat neuerlich dem lieblichen Aufenthalte in seinem Park durch ein in Krzemusch und den dahin eingepfarrten Dörfern aufgewachsenes Musikchor einen neuen Reiz zu geben gewußt. Es besteht aus sechzehn bis zwanzig zum Theil noch ganz jungen Burschen, unter der Direction eines Lehrers. Die einfache, saubere Kleidung, dunkelgrau mit rother Leibbinde und einem weißgrauen Filzhute, ertheilt den frischen, rothwangigen Knabengesichtern ein gar einnehmendes Ansehen. Sie sind bereits recht gut eingeübt im Zusammenspielen auf ihren Blasinstrumenten, und wer weiß, ob nicht hier, bei dem den Böhmen eigenthümlichen Talente für Musik, in einen oder dem andern der Keim nicht bloß eines ausgezeichneten Instrumentalvirtuosen, sondern eines musikalischen Gestirns erster Größe gehegt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 183.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 2. August 1837.

— In seinen schlimmsten Tücken
Kann Amor einem den Kopf für ein Phantom verrücken.

Wieland.

Die Braut.

(Fortsetzung.)

Kaum sah sich Konrad allein, als er seinen Hut ergriff und ausging. Bei jeder jugendlichen Gestalt, die ihm von Weitem begegnete, beschleunigte er seinen Schritt und sah ihr dann, neugieriger, als es im Grunde der Anstand erlaubte, unter den Hut; auch sah er manches schöne Auge, manches schelmische Gesicht, aber nicht sein Falkenmädchen. Die Akademie zu besehen, war heute keine Gelegenheit, da ihr Lokal zum Feste bestimmt war; also schlenderte er im schönen Hofgarten herum und erfreute sich an dem Gestüster der alten Baumwipfel über ihm und der holden Gestalten, die darunter lustwandelnd auf und ab gingen. Das Zusammentreffen mit S., die fremden Umgebungen hatten ihn heute in etwas ruhigere Stimmung versezt; er dachte weniger an das Phantasiebild, das ihn seit den lezten Wochen ausschließlich beschäftigt, als an die freundliche Gegenwart; doch konnte er sich nicht enthalten, den Nachmittag vom Fenster seines Gasthauses aus die vorbeigehenden Mädchen auf's Neue zu betrachten.

Je näher die Stunde des Festes kam, je lebhafter ward das Hin- und Herfahren der Equipagen; meistens leuchteten weiße Frauen und Mädchen mit engen Aermeln und weiten Röcken aus den halbgeschlossenen Wagen hervor; manche warf auch einen Blick nach dem Breitenbacher Hof, aber keine den Blick des Falkenmädchens. Seine Begierde, diese zu finden, hatte sich auf's Neue entflammt, denn wahrscheinlich stand sie in irgend einer Berührung mit der Künstlerwelt, konnte also auch leicht gerade in diesem Augenblick gefunden werden. Am Hause dicht neben an hielt auch ein Wagen, der Schlag wurde geöffnet, Konrad starrte begierig hinunter, es stiegen zwei Frauen ein; die eine hatte ein holdseliges Gesicht, und er sah in höchster Spannung mit zurückgehaltenem Athem hin; aber sie trug keinen Falken, sondern ein prosaisches battistenes Schnupftuch in ihrer Hand; verdrießlich machte er das Fenster zu und eilte S. entgegen, der ihn abzuholen kam.

Im Akademiegebäude war es Nacht, denn die Fenster des Festlokales waren dicht verhängt, um von Anfang an die Magie des Kerzenlichtes zu gewinnen; der große Bildersaal war mit phantastischen Blumengewinden geschmückt; aus den grünen Kränzen streckten fabelhafte Lilien, kolossale Lotosblüthen, Vergißmeinnicht ohne Maß ihre Antlitze heraus und gaben den Dekorationen etwas feenhaftes. Die lange Galerie mit ihren reichen Verzierungen an Gemälden, Goldrahmen, Deckenmalereien und Laubwerk bereitete auf etwas Ungewöhnliches vor; die Hälfte derselben war mit Stuhlreihen besezt, die andere für die Bühne leer gelassen.. In der Mitte der ersten Stuhlreihe

Digitized by Google

war für den König des Festes, den alten Schadow, ein Lehnsessel hingestellt, den der freundliche alte Herr ohne Ziererei einnahm, wie einer, dem schon manche Huldigung gebracht worden ist; er trug seiner schwachen Augen wegen einen grünen Schirm. Nachdem seine Familie rund um ihn Platz genommen hatte, und auch die andern Gäste zur Ruhe gebracht waren, trat hinter einem Vorhange, der den Fond der Bühne deckte, der junge hübsche Maler R...e hervor und gab sich als Leporello, den Diener der Poesie, kund, der von dieser seiner Herrin geschickt worden sey, um dem alten Schadow ihre Grüße zu bringen, da sie wisse, daß er auf einem Besuche bei seinem Sohne sey und ihr dieser Platz besonders zu einem Gruße geeignet scheine; zugleich habe sie die beiden Statuen, den alten Ziethen und den alten Dessauer, ebenfalls nach Düsseldorf beordert, um ihn dort zu begrüßen; diese alten Herren würden sogleich erscheinen; er, Leporello, habe aber auf dem Wege noch einen Luftballon voll windiger Gesellen gesehen, die ebenfalls hieher reisten; er könne nicht sagen, wer die Herren wären und was sie wollten, aber die Zeit werde es wohl zeigen.

Nachdem diese launige Rede beendigt war, erscholl ein prächtiger Trompetenstoß, und hinter dem weggezogenen Vorhang standen Ziethen und der alte Dessauer auf weißen Postamenten, täuschend den Marmor nachahmend. Darauf traten ein Halbdutzend Perrückenkünstler herein, aus der Zeit Ludwigs XIV. und XV. ungefähr, die erklärten, da sie schon mancherlei von den beiden Statuen des alten Schadow gehört hätten und nun vernähmen, daß dieselben, wie auch der Künstler selbst, in Düsseldorf angelangt wären, möchten sie die Gelegenheit nicht versäumen, beide kennen zu lernen; mit diesen Künstlern waren Boucher, van der Werff und noch einige ärgere gemeint. Sie unterredeten sich einige Zeit recht witzig über ihre Ansprüche an die Kunst und ihre Epochen, und gingen dann zu der Kritik der beiden vorhandenen Statuen über; der eine meinte, er hätte den alten Ziethen lieber im Harnisch, der andere, er hätte den Dessauer lieber nackt dargestellt; dieser hätte ihm die Hand anmuthsvoll aufgehoben, jener ihn in die vierte Position mit gehenkter Fußspitze gestellt, bis der alte Dessauer, dieses Gesprächs müde, ohne sich zu bewegen, ruft: „Ziethen!“ — „Durchlaucht!“ antwortete dieser eben so ehrbar. — „Wie kommen wir denn hieher?“ — „Ich weiß es nicht, aber als ich eben im Elysium sechstausend Kavallerieregimenter exerzirte, bekam ich Ordre, mich hieher zu begeben, um dem alten Schadow meine Aufwartung zu machen.“ Dem Dessauer war es ungefähr eben so ergangen. „Aber wo ist denn der alte Mann?“ fragte er endlich. Ziethen wußte darüber keine Auskunft zu geben, als der Diener der Poesie vortrat und sagte, der da im Lehnstuhl mit dem ehrwürdigen Gesichte, der sey es.

Die Perrückenkünstler standen unterdessen im höchsten Erstaunen da, nicht wissend, was ein solches Gespräch zwischen zwei Statuen, denen sie nimmermehr so viel Leben zugetraut hätten, bedeuten sollte. — Der Dessauer frägt nun, wer denn jener andere Mann sey, der dem Alten so ähnele; Leporello erwidert, er sey der Sohn Schadow, der Direktor der Düsseldorfer Akademie. — Die steinernen Herrn fragen, was das für ein Ding sey, sie hätten nie etwas davon gehört. Darauf ward eine hübsche Erklärung gegeben, und zur Versinnlichung ein Zug ihrer Werke vorgeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Algier im Mai 1837.

(Fortsetzung.)

Der Hirt dieser seltsamen Heerde ist der Abbé Spitz, ein Elsäßer von Geburt, ein jovialer Lebemann, welcher ganz der republikanischen Partei sich angeschlossen hat und 1793 gewiß nicht, wie so viele seiner Amtsbrüder, erilirt worden wäre. Dieser würdige Prälat hat, wie er mir sagte, noch nie einem Sünder die Absolution verweigert; er nennt sich selbst das lebendige Beispiel der Bibelstelle: „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Ich selbst habe den guten Abbé mehr als einmal unter dem Tische liegen sehen, weil er dem spanischen Traubenblut ein Bischen gar zu viel Ehre angethan hatte. Ueberdies ist er sehr empfindsamer Natur, und kann nie die Beichte einer jungen Spanierin anhören, ohne sich sogleich in ihre frommen Augen zu verlieben. Der ehrwürdige Abbé befindet sich in jeder Hinsicht à son aise. Mag er noch so gegen den Mammon predigen, seine eisernen Kisten daheim sind doch, wie Jedermann weiß, von diesem bösen Genius besessen. Er leiht davon auf Zinsen und hilft den Leuten gern gegen doppelte Versicherung aus der Verlegenheit. Ich muß gestehen, so sehr ich den christlichen Glauben ehre und liebe, wenn ich das Bedürfniß gefühlt hätte, in Gemeinschaft zu beten, so hätte ich viel lieber in die Stille der Moscheen mich geflüchtet. Dort zwingt ein ernster Priester im greisen Barte mir stumme Ehrfurcht ab und die reine Andacht der Beter erweckt die meinige. In der Kirche, wo die Feldmusik verführerisch in den weltlichsten Weisen tönt, wo ich einen Priester finde, den ich gestern beim Bankete sah, wo die schönsten Mädchen vor mir knien, an deren Gestalten das lüsterne Auge aller Männer hängt, da kann ich an Alles denken, nur nicht an Gott.

Daß ein Christenthum, wie man es in Algier ausüben sieht, den echten Islambekenner nie zu einer

Digitized by Google

Glaubensänderung bewegen wird, iſt wohl ſehr begreiflich, ja es wäre für das Heil ſeiner Seele nicht einmal wünſchenswerth, wenn er aus einem fanatiſchen Mahomedaner ein frivoler Chriſt würde. Dennoch hat man zwei Beiſpiele des Uebertritts von Eingebornen erlebt. Dieſelben waren übrigens keineswegs Folge der Ueberzeugung. Die beiden Neophyten ſind mauriſche Frauen, und ihre Bekehrung war von ſo intereſſanten Nebenumſtänden begleitet, daß der Leſer vielleicht nicht ungerne die Details hören wird. Das erſte Beiſpiel, welches ſich unter der Verwaltung des General Voirol ereignete, machte großes Aufſehen und erregte heftige Gährung unter den Eingebornen. Eine verhüllte mauriſche Dame meldete ſich eines Tags bei jenem Interimsgouverneur, entſchleierte ſich vor ihm und erklärte in gebrochenem Franzöſiſch, ihr heißer Wunſch und Wille ſey, Chriſtin zu werden. Der General Voirol, ein verſtändiger und gemäßigter Mann, erkundigte ſich, ob die Dame verheirathet ſey, und als er das Gegentheil erfuhr, ſandte er dieſelbe zu dem Abbé Spitz, welcher ganz entzückt war von der Ausſicht, die erſte Maurin in Algier taufen zu dürfen. Indeſſen hatte der Kadi, ein höchſt ehrenwerther Beamter, der aber mit Fanatismus ſeinem Glauben anhing, von dieſem Vorfalle gehört. Er eilte zu dem Gouverneur und reklamirte die Maurin mit der Behauptung, dieſelbe habe kein Recht, ihren Glauben zu wechſeln. Der General Voirol antwortete mit großer Mäßigung, ihm perſönlich ſey es völlig einerlei, welchem Kultus jene Frau angehören wolle, das Geſetz aber geſtatte jedem, derjenigen Religion zu folgen, die ſein Gewiſſen wähle, folglich könne er nicht zugeben, daß man dem Willen jener Frau Zwang anthue. Der mahomedaniſche Richter verlangte hierauf, die Maurin ſprechen zu dürfen, um ſie durch Worte der Ueberzeugung zum Glauben ihrer Väter zurückzuführen. Der Kadi und der Abbé predigten nun Beide zu gleicher Zeit der armen Maurin in die Ohren. Jeder ſchimpfte wacker auf den andern, ohne ſich dabei beleidigt zu fühlen, denn keiner verſtand des andern Sprache. Die Beredſamkeit des Abbé Spitz hatte inzwiſchen gegen den Kadi zwei mächtige Bundesgenoſſen. Der erſte war der Geſchmack, welchen die Maurin an den europäiſchen Sitten bekommen, der zweite die Hoffnung, einen Franzoſen zum Mann zu bekommen. Alle Donnerworte des Kadi ſcheiterten an zwei ſo mächtigen Klippen. Er räumte das Feld zur großen Zufriedenheit des Abbé, dem bereits der Athem ausging und der ſchon ſtecken zu bleiben anfing. Der Kadi, als er ſah, daß er durch Güte nichts gewinnen konnte, beſchloß nun, gewaltſame Mittel anzuwenden. Er ſchickte ſeine Schiauhs oder Gerichtsdiener ab und ließ jene abtrünnige Mahomedanerin nach dem Saale ſeines Gerichtshofes ſchleppen, wo man ſich eben fertig machte, ihr die Baſtonade zu geben, als die Ankunft eines Adjutanten des Gouverneurs die Vollziehung dieſes tyranniſchen Richterſpruches verhinderte. Die Maurin wurde von einer großen Volksmenge unter der Anführung des Abbé im Triumphe nach der Kirche geführt und hier auf der Stelle getauft. Der erbitterte Kadi begab ſich hierauf zu dem Mufti el-Moleſſi, dem Oberhaupte des mahomedaniſchen Clerus, und Beide beſchloſſen, den Gerichtsſaal der Eingeborenen auf der Stelle zu ſchließen, was unter der mauriſchen Bevölkerung große Gährung hervorbrachte. Der General Voirol, der ſich in ſeinem Rechte fühlte, wußte dieſe fanatiſche Oppoſition bald zu brechen. Er entſetzte den Kadi und den Mufti ihrer Aemter und ernannte dafür andere achtbare Mauren von gemäßigtern Anſichten. Dieſe Geſchichte machte in Algier großes Aufſehen, um ſo mehr, als der damalige Civilintendant Genty de Buſſy Partei für den Kadi gegen den Gouverneur nahm. Die Sache wurde nach Paris berichtet, wo der Miniſter gerechterweiſe für General Voirol ſich entſchied und ſeine Maßregeln billigte. Ich habe die Details dieſes Vorfalls von gut unterrichteten Männern gehört und kann für ihre Wahrheit bürgen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Leiſtungen des Vereins zur Beförderung der chriſtlichen Moral.

Der Verein zur Beförderung der chriſtlichen Moral hat vor einiger Zeit eine öffentliche Sitzung gehalten, und der Bericht über die Leiſtungen des Vereins von Carnot iſt kürzlich gedruckt worden. Carnot iſt der Sohn des berühmten Miniſters dieſes Namens, und ein in ſeinen politiſchen Grundſätzen eben ſo feſter und unerſchütterlicher Mann als ſein Vater. Er hat von dieſem ein nicht unbeträchtliches Vermögen geerbt, und führt ein unabhängiges Leben. Er hat die Abſicht, das Leben ſeines Vaters zu ſchildern, und hat neulich auch aus den Papieren des ehemaligen republikaniſchen Biſchofs Gregoire, deſſen bedeutende Briefſammlung er beſitzt, Memoiren mit einer Einleitung herausgegeben, welche die darauf folgenden Memoiren faſt entbehrlich macht; denn das Merkwürdigſte daraus hat Carnot in der Einleitung, die auch beſonders abgedruckt worden iſt, zuſammengeſtellt, und überhaupt den alten geiſtlichen Republikaner unparteiiſch geſchildert. In ſeinem dem Vereine der chriſtlichen Moral abgeſtatteten Berichte iſt Folgendes das Merkwürdigſte. Der Berichterſtatter hebt damit an, daß er den im vorjährigen Berichte ausgeſprochenen Wunſch hinſichtlich der Abſchaffung der Todesſtrafe wieder in Erinnerung bringt. Damals waren Bittſchriften in ganz Frankreich umhergeſandt worden; Alle, welche die Hinrichtungen abgeſchafft wünſchten, ſollten die Formulare unterſchreiben; die vielen Suppliken ſollten dann vereint in einer ungeheuern Rolle den geſetzgebenden Kammern eingereicht werden, nach dem Beiſpiel der engliſchen Vereine. Aber die kurz aufeinander folgenden

Versuche gegen das Leben des Königs hatten die Gemüther erschreckt und verwirrt; Manche glaubten, es sey ein unschicklicher Zeitpunkt, die Hinrichtungen abzuschaffen, und nur diejenigen, bei denen ihre Ueberzeugung unerschütterlich fest steht, haben sich, wie der Berichterstatter sich ausdrückt, nicht irre machen lassen. Carnot hofft, die Presse werde sich der Angelegenheit thätiger und lebhafter annehmen, als bisher. Erst wenn die öffentliche Meinung sich deutlich und bestimmt in diesem Sinne ausspricht, werden auch die Gesetzgeber daran denken, die Hinrichtungen ganz aufzuheben. Hat doch die öffentliche Meinung schon die Abschaffung des Staatslotto's bewirkt! Dieses schien in die Sitten Frankreichs wie eingewoben, und die Regierung behauptete eine Zeitlang, die Millionen, die sie von der Lotterie erhebe, könnten nicht leicht durch eine andere Finanzquelle ersezt werden. Endlich sind so viele Stimmen laut geworden, der Verein der christlichen Moral hat durch getrönte Schriften und durch andere Mittel die Ueberzeugung von der Immoralität des Staatslottospiels so allgemein gemacht, daß sie zulezt auch die Staatsmänner durchdrungen hat, und diese keinen Anstand genommen haben, die Abschaffung des verderblichen Lottospiels selbst vorzuschlagen. So viel kann in einem verfassungsmäßig regierten Staate die freie Erörterung wichtiger Fragen und eine freie Presse ausrichten. Denselben Erfolg hofft der Verein der christlichen Moral hinsichtlich der Spielhäuser in Paris, welche großes Unheil stiften. Zwar fehlt es nicht an Einwendungen und an Scheingründen für Beibehaltung der Spielhäuser: wenn man die privilegirten Spielhäuser, über welche die Polizei ein wachsames Auge hat, unterdrückte, heißt es, so würden heimliche Spielsäle geöffnet, und hier noch viel mehr Unfug getrieben werden. Etwas Aehnliches behauptete man von dem Staatslotto. In der That hat man mehrere heimliche Lotterien entdeckt; dieses ist aber Sache der Polizei, dazu ist sie angestellt. Und was das Geld betrifft, welches sich Regierung und Stadt von den Unternehmern der privilegirten Hazardspiele zahlen lassen, so kleben zu viele Thränen der Unglücklichen daran, als daß man nicht gerne darauf Verzicht leisten sollte. Eines der Mitglieder des Vereins hat die Errichtung eines Humanitätsvereins zur Rettung der Verunglückten vorgeschlagen, wie ein solcher zu London besteht. Der Verein beschäftigte sich auch mit der Frage in Betreff der Abschaffung der Duelle. Ein Herr Dutrone hat die Errichtung von Vereinen vorgeschlagen, deren Mitglieder sich anheischig machen würden, nicht allein sich in keinen Zweikampf einzulassen, sondern auch Alles anzuwenden, um ihn bei Andern zu verhindern.

(Der Beschluß folgt.)

Töplitz, Juli.

(Fortsezung.)

Bauluft. Verbesserungen.

Die schon seit mehreren Jahren in Töplitz erwachte Bauluft hat immer mehr zugenommen. Besonders steigen in dem von der Stadt durch nichts als eine Inschrift abgesonderten Dorfe Schönau noch fortdauernd Häuser auf. Die großen neuen, zum Theil pallastartigen Steinmassen drohen die zwischen ihnen schüchtern hervorblickenden Hüttchen völlig zu erdrücken. Kein Wunder daher, daß immer mehrere von diesen sich emporraffen und ebenfalls nach etwas aussehen wollen, um den Wohnung suchenden Fremden mit Anstand zurufen zu können: „Auch wir sind Häuser!“ Wie bereits erwähnt wurde, so verzögerte in diesem Jahr der Sommer, sonst jederzeit der beste und wohlfeilste Einheizer, seine Ankunft so lange, daß der Winter keck genug war, seinen feinen, grünen Rock anzuziehen und sich für ihn auszugeben. Das hat wenigstens den Nutzen gehabt, daß man von Seiten der Hausbesizer in Zukunft besser als seither auf Anlegung von Oefen sehen wird. Noch in der ersten Hälfte des Juni verließen viele Kurgäste ihre Quartiere einzig darum, weil die meisten Wirthe keine Oefen hineingebaut hatten, dem Kalender auf sein ehrliches Gesicht glaubend, daß mit diesem Monate die warme Jahrszeit längst da seyn müsse. Ueberhaupt erwacht der in gar manchem Badeorte noch im tiefen Schlummer liegende Sinn der Quartiervermiether für die Bedürfnisse eines an die Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnten Kurgastes in Töplitz zusehends. Besonders denkt man in den vielen neuerbauten Häusern auf Hinwegschaffung des alten Mobiliennunraths. Zu diesem gehören aber namentlich jene unseligen Holzkanapés, auf denen vormals mancher arme Gichtkranke genöthigt war, von der bei dem Militär längst wieder abgeschafften Lattenstrafe sich einen so deutlichen, als unangenehmen Begriff zu machen. Hie und da leiden aber freilich sogar die modernsten Sopha's ebenfalls an dem häßlichen Uebel der Unbequemlichkeit. In solchen Fällen muß die Mode, zumal in einem Badeorte, durchaus unter die Vormundschaft der Commodität gestellt werden. Lange und breite, wohlgepolsterte Sopha's mit beweglichen Kissen, wie solche vielleicht vor länger als fünfzig Jahren schon üblich waren, sind jedenfalls weit zweckmäßiger und angemessener, als die glanzvollste neueste Absurdität, welche die Modejournale ihnen, kopflos genug, substituirten. Was man Comfort nennt, das sollte in diesem Punkte und in allen ähnlichen bei Möblirung jedes Zimmers überhaupt, und besonders der Zimmer für Kranke, allezeit zunächst berücksichtigt seyn. Eine in den feinen Lebensgebräuchen auferzogene Brittin würde dafür den besten Maßstab an die Hand geben können, dagegen hiezu selbst die allerfeinste Dame französischen Ursprungs am wenigsten sich eignen. Das gerade ist die Stelle, wo die englische Eleganz von der französischen am meisten abweicht. Für den englischen Gentleman hat das Neuerfundene nur dann Reiz, wenn es der Bequemlichkeit gebührend subordinirt wurde, während der Franzose nicht nur aller blendenden Neuheit allein die Herrschaft zugesteht, sondern sich derselben auch selbst unterwirft. Neue Stock- und Regenschirmknöpfe, deren Form nicht gehörig in die Hand fällt, oder dieser sogar wehe thut, folglich als ganz unzweckmäßig sich darstellt, stammen in der Regel aus Frankreich her; wenigstens hat sie gewiß kein Engländer erfunden. — Unbegreiflich ist es, weßhalb bei vielen neuen und ansehnlichen Gebäuden, welche dem Dorfe Schönau ein recht vornehmes, städtisches Ansehen ertheilen, kein mit den dortigen allgemeinen Bedürfnissen im Einklang stehender Gasthof daselbst errichtet wird. Einer alle billigen Forderungen der Badebesucher durch zweckmäßige Einrichtung befriedigenden Speiseanstalt in der Mitte von Schönau ließe sich ein recht günstiger Erfolg verbürgen. Sehr viele, besonders der kränklicheren Badegäste pflegen ihren Speisebedarf in die Wohnung holen zu lassen; die Mehrzahl der guten Gasthöfe liegt aber von dem vorzugsweise mit Badegästen übervölkerten Theile des Dorfes Schönau so weit entfernt, daß dergleichen mit großer Beschwerde verbunden ist. Andere würden gern ihre Mahlzeit in Gesellschaft einnehmen, aber die öffentlichen Mittagstafeln sind ihnen für ihre kränklichen Umstände zu entlegen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 184.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 3. August 1837.

Dessen, was die Nationen mit einander gemein haben, ist im Grunde mehr als dessen, was sie scheidet, und die Sprache des Herzens wird überall gleich gesprochen und verstanden.

Chateaubriand.

Algier im Mai 1837.

(Fortsetzung.)

Eine zweite ähnliche Begebenheit ereignete sich hier zu Ende des Jahrs 1836. Die Details sind weit geheimnißvollerer und zarterer Natur. An possierlichen Umständen fehlte es dabei eben so wenig. Ein junger, romantisch gesinnter französischer Offizier von edler Familie wird, wie so viele andere Europäer, von der Neugierde geplagt, die Mysterien der maurischen Hausgöttinnen zu belauschen. Er hat jene graziösen, schneeweißen, verhüllten Gestalten so oft auf der Straße wandeln sehen, und möchte nun neben den feurigen schwarzen Augen, welche allein sichtbar sind, auch die Lilienstirne und das griechische Näschen sehen, welche ein weißes Tuch ihm versteckt. Er verbirgt sich auf einer Terrasse, eine List, die so viele Andere auch gebrauchen, und erblickt in der Abenddämmerung auf der nächsten Terrasse die schönste Fee des Orients im reichen Hausgewande, von Gold und Seide schimmernd; das liebliche Gesichtchen des fünfzehnjährigen Engels ist der häßlichen weißen Musselinhülle entkleidet. Der liebeglühende Offizier achtet nur auf sie und hat keine Augen für die übrigen, eben so gekleideten Nymphen, die Schwestern der jungen Maurin, welche in der Abendkühle sich ergehen und lustig auf der Terrasse schäkern. Durch eine zweite List weiß er der Geliebten sich zu nähern. Er rasirt sich das ohnehin schon ziemlich feine jugendliche Antlitz und begibt sich in Frauenkleidern mit Madame B...m, einer deutschen Kaufmannsfrau, welche in den Scherz mit einging und jene maurische Familie kannte, in das Nachbarhaus. Die Häuser der Eingebornen sind den europäischen Damen zugänglich, nur Männern würde ich niemals rathen, in die Wohnungen jener eifersüchtigen Eheherrn sich zu verirren. Sowohl der maurische Hausherr als seine weibliche Familie empfängt stets die christliche Besucherin mit großer Artigkeit und Auszeichnung. Madame B...m und ihre Pseudoschwester wurden somit auf das Liebreichste aufgenommen. Der Jüngling fand auf diese Art Gelegenheit, eine Intrigue anzuspinnen, die Gunst der Geliebten zu gewinnen und diese später zu entführen. Auch diese Begebenheit erregte große Sensation. Der junge Offizier segelte mit seiner schönen Neophytin, die er geheirathet hatte, nach Frankreich. Möge der Fluch eines fanatischen Vaters das Glück der Liebenden nicht stören!

Im Uebrigen würde man sich sehr täuschen, wenn man glauben wollte, es gebe unter den Mauren selbst keine glücklichen Paare, oder alle Maurinnen würden etwa die eleganten Franzosen ihren Männern vorziehen. Ich selbst habe mehr als einmal Gelegenheit gehabt, mich von dem häuslichen Glücke und der ehelichen Liebe dieses

Digitized by Google

sanften, gemüthlichen, liebenswürdigen Menschenschlages zu überzeugen. Oefters führten mich die Mauren meiner Bekanntschaft nach ihren Landbesitzungen. Beim Eintritt in den Garten hörte ich das Freudengeschrei der Familie über die Rückkehr des Gatten und Vaters, als ob sie ihn ewig lange nicht mehr gesehen hätten. Nur meine Anwesenheit hinderte die Frauen, ihm um den Hals zu fallen. Noch mächtiger spricht für die gegenseitige Anhänglichkeit dieses Volkes ihre Trauer, ihr heftiger, unverstellter Schmerz über die Hingeschiedenen. Die maurischen Kirchhöfe befinden sind größtentheils vor dem Thore Bab-el-Uad. Es gibt deren viele; sie sind meistens sehr klein und die Gräber einfach, was mir wohl gefällt. Die menschliche Eitelkeit sollte wenigstens mit dem Tode aufhören und nicht die modernden Leichen noch mit ihrem glänzenden Tand verhöhnen. Die Juden bauen prächtige Grabbögen von weißem Marmor, die Christen hohe Steinmonumente mit lügnerischen Denkschriften, die Mauren decken ihre Todten nur mit einigen gemauerten Steinplatten, um die Schakals zu hindern, ihren nächtlichen Schmauß zu halten. Die Liebe merkt sich inzwischen den Ort und die Hinterlassenen graben mit ihren Thränen den Todten die Erinnerungsschrift in den Stein. Ich habe die maurischen Wittwen zu jeder Stunde auf den Gräbern ihrer geliebten Todten weinen und den kalten Stein küssen sehen. Oft ist der fahle Mond der einzige Zeuge des Schmerzes dieser verlassenen Liebenden, und sein bleicher Schimmer geleitet sie zu den Ruheplätzen der Geliebten. Auch die Juden weihen den Verstorbenen ihre schmerzlichen Erinnerungen. Sie versammeln sich auf ihren Begräbnißplätzen einmal jede Woche in großer Zahl und erfüllen die Lüfte mit ihrem Klagegeschrei; aber ihr Schmerz hat etwas Verzerrtes, Unheimliches und manchmal Lächerliches. Es ist mehr eine gezierte, äußere Trauer, und ihr widriges Geschrei erzwingt am Ende einige Thränen. Die Trauer der Mauren um ihre heimgegangenen Lieben ist unendlich würdiger und edler.

Es gibt auch zwei christliche Kirchhöfe in Algier, welche der Krieg, die Fieber, die Ausschweifungen und namentlich die Cholera im Sommer 1835 furchtbar bevölkert haben. Der eine dieser Kirchhöfe liegt eine halbe Stunde von Algier am Fuße des Hügels Budscharea, hinter dem alten Devgarten, und schließt besonders die neuern Gräber ein. Der andere hat eine unendlich malerischere Lage auf dem Abhange eines Hügels, sehr nahe an der Stadt. Es ist unmöglich, sich eine schönere, heimlichere, melancholischere Stelle zu denken. Gewaltige, hundertjährige Silberpappeln beschatten in malerischen Gruppen die Monumente. Ein Gebirgsbach umrauscht den Fuß des Hügels, und eine unendlich reiche, wilde Vegetation bietet den Gräbern den freiwilligen Schmuck einer herrlichen Natur.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Braut.

(Fortsetzung.)

Wieder öffnete sich, nach einem neuen Trompetentusch und unter einem schönen Marsch der Vorhang, und als Standartenträger der Schule schritt Bendemann voran. Ihm folgten allerlei romantische Gestalten aus den Bildern der jungen Künstler, Lessings Hussitenprediger, Mücke's h. Bonifacius, Ritter in Sammtkoletten, Heilige in langen Gewanden, und — o Wunder! in Mitte dieses Zuges eine schlanke Mädchengestalt mit einem Falken auf ihrer Hand, mit dem violettsammtnen Leibchen, dem olivenfarbnen Rock, dem rothen Sammtkäppchen und, was noch mehr ist, mit denselben prachtvoll geschweiften Augen, dem bräunlichen Antlitze und dem schön geschnittenen, etwas zu großen Munde; nur trug sie den Falken auf einer durch einen Handschuh bedeckten Hand, und das Halstuch war dichter umgelegt als auf dem Bilde. Der Schritt war frei, die Haltung schön, es zitterte sogar noch ein erhöhter Reiz, der des vollen, frischen Lebens, zwischen den langen Wimpern hervor; es war eine Erscheinung, so wunderbar und reizend, daß ein allgemeines Beifallgemurmel den Saal durchlief. Und Konrad — wie fühlte er sich in den Himmel gehoben, als er dies Mädchen sah! Sie lebte, sie ging vor ihm, sie schritt mit Anmuth vor ihm durch den Saal; dies Auge konnte den Falken verlassen und sich liebend in seines versenken; es war keine Schranke der Unmöglichkeit mehr zwischen ihr und ihm aufgestellt, denn was lebt, kann gewonnen werden, und Konrad fühlte einen Willen in sich, stark wie Felsen, um dies Mädchen zu gewinnen. Doch mußte er schweigen, denn Niemand stand ihm Rede; der Zug ging seinen Weg und stellte sich endlich im Halbkreise vor Schadow auf.

In der Mitte desselben stand ein grüner, mit Rheinwein gefüllter kolossaler Römer, der plötzlich das Wort nahm und mit feiner Stimme eine Rede zu halten begann. Nach Beendigung der Rede öffnete sich der Römer und der kleine Maler Lene, der Liebling der Akademie, der seine allzukleine Gestalt durch die Größe seines guten Humors und den Scherz, den er selbst mit jener zu treiben liebt, ausgleicht und ein Virtuos im Römermalen ist, trat daraus hervor und brachte dem Alten ein gefülltes wirkliches Glas, voll des wirklichsten, ältesten Rheinweins. Darauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung und ging endlich hinaus.

Als er verschwunden war, kam Schrödters meisterhafter Don-Quixote, von ihm selbst dargestellt, und Hildebrand, der Schöpfer der Kinder Eduards, als Sancho Pansa, in den Saal, und Don-Quixote schwur hoch und

Digitized by Google

theuer, seiner Dulcinea von Toboso keinen bessern Dienst leisten zu können, als wenn er jenes ganze Perrückengesindel, Boucher und Compagnie, gefangen nehme und ihr zu Füßen lege; es begann nun ein drolliger Kampf, in welchem Don-Quixote sein langes verrostetes Schwert gegen die kleinen Galanteriedegen der erschreckten Schaar spielen ließ; Sancho Pansa sagte unterdessen allerlei Drolliges und aß eine Zwiebel. — Endlich ist der Kampf geendet, und Alles, Don-Quixote, seine Gefangenen, Sancho Pansa, Ziethen und Dessauer verschwinden.

Nun kommt die Poesie, von lieblichen Kindern gezogen; es war ein Malerjüngling, auf hohem silbernem Triumphwagen, in langem, fließendem Gewande. Auch sie hielt wieder eine Rede, die gern gehört ward, und einen Zug der alten Maler mit ihren vorzüglichsten Bildern einleitete. Dieser Zug war wahrhaft imposant: erst kamen Giotto und Cimabue mit Engelsgestalten aus ihrer Schule; dann kamen Holbein und Albrecht Dürer mit der Braut von Nürnberg, einer bescheidenen, lieblichen Gestalt, und Georg von Frundsberg in täuschender Wahrheit; dann kam Raphael und Marc-Antonio, sein Kupferstecher; hinter ihnen die heilige Cäcilia mit ihrer Umgebung, wieder ein erhabenes Weib; dann Michel Angelo mit den Sybillen, Rembrandt mit einem jungen Ritter, der ein Champagnerglas lachend in die Höhe hält, Rubens mit seinen Kindern — alle diese lebenden Gemälde so wahr und in so schöner Nachahmung drapirt, wie es durchaus nur solche Künstler, wie Düsseldorf sich deren rühmen kann, auszuführen im Stande sind.

Konrad aber war nicht dabei, denn das Falkenmädchen fehlte; doch als die eigentliche Festlichkeit zu Ende war, begehrten Viele den ganzen Zug noch einmal zu sehen, und nun erschien sie wieder, in Vendemanns Gefolge, in ihrem ganzen, für Konrad unnachahmlichen Liebreiz. Er verschlang sie mit den Augen, er wäre gern zu ihr gestürzt und hätte sie gefragt: „Kennst du mich auch? ich kenne dich!“ aber es war unmöglich, obgleich ihn kein Abgrund, kein Fels, kein Riegel abhielt, nur die Fessel menschlicher Sitte, stärker als Abgrund, Fels und Riegel.

Die Thüren schlossen sich, auch sie war verschwunden. Es drängte ihn, Jemanden nach ihr zu fragen, aber S. war nicht zu finden, und der war sein einziger Bekannter; demnach fing er ein anständiges Gespräch mit einem Herrn von mittleren Jahren an, der neben ihm stand. „Wie kommt es,“ fragte er einleitungsweise, „daß Lessing mit seiner schönen, ritterlichen Figur keine thätige Rolle in dieser allerliebsten Komödie übernommen hat?“ — „O,“ lachte der Herr, „ich glaube, der ließe sich lieber hängen, als daß er sich in ein Kostüm steckte; sehen Sie ihn nur einmal mit seinem ernsten Gesichte: sieht er aus wie ein Schauspieler?“ — Konrad lachte; „wer war wohl,“ fuhr er fort, „der Mann in dem langen Gewande, der so fanatisch vorschritt, mit dem Kelche in der Hand, als wollte er ihn statt eines Mauerbrechers gebrauchen, um die Welt einzurennen?“ — „Das war eben Lessings Hussitenprediger, der Maler X.“ — „Und wer“ fragte Konrad zögernd, „war die Falkenträgerin, die ihm ziemlich nahe folgte?“ — „Das weiß ich nicht,“ antwortete der Herr, „es gibt so viel junges Volk, das man nicht kennt.“ Indem nahte sich dem Sprecher ein korpulenter, großer Herr, mit einem bedeutenden Kopfe, und fing ein Gespräch mit ihm an, das Konrads abschnitt; es war Immermann.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Töplitz, Juli.

(Beschluß.)

Meerbäder. Theater.

Noch wesentlicher ist die Abhülfe eines andern, nicht unerheblichen Mangels, welcher man so eben entgegensieht. In dem Dorfe Schönau wohnt noch immer kein Brunnenarzt; jetzt ist aber Dr. Hase dazu vorgeschlagen, ein Mann, der bereits eines höchst ehrenvollen Rufes genießt. Unter anderm gebührt ihm der Ruhm, der Begründer einer Moorbäderanstalt zu seyn. Er beobachtet bei derselben eine ganz eigenthümliche Methode, indem er dabei zugleich die wirklich wunderthätige Kraft des Töpliger Heilquellwassers mit anwendet. Die Erfolge sind ganz außerordentlich. Mehrere bisher für unheilbar geachtete Krankheiten, besonders auch die stärksten Knochenauftreibungen und caridsen Geschwüre, sollen dadurch, schon nach dem Gebrauche von zehn bis zwölf Bädern, gehoben worden seyn. — Wenn die Badegäste zu Anfang des Juni von der kalten Natur nicht eben verhätschelt waren, so versäumten sie um so weniger, sich der Kunst in die Arme zu werfen. Moriz Römer, schon verjährt in Behauptung des fürstlich Clarischen Schloßtheaters während der Sommermonate, waltet hier mit seiner Schauspielergesellschaft. Raimunds „Verschwender“ hing bei meiner Ankunft, bereits in ziemlich abgerissenem Zustande, an den Straßenecken, von wo er Tags zuvor die Menschen nach der Bühne gerufen hatte. Es muß dem Unternehmer kein leichtes Stück Arbeit seyn, Schauspieler und Zuschauer wenigstens so weit zu befriedigen, daß dieses Verhältniß und er selbst dabei mit bestehen kann. Durch das Bedürfniß der Zuschauer und alle übrigen Umstände zunächst auf leichte Nahrungsmittel hingewiesen, greift er mit Recht hauptsächlich zu den Wiener Possen mit Gesang. Diese aber und die weder Kopf, noch Magen, oder Herz, wie man ebenfalls das Ding zu nennen pflegt, allzusehr beschwerenden sonstigen Spektakelstücke erfordern in der Regel eine Menge Personen. Wenigstens einige von diesen müssen doch immer das Hervorstechende, was unter den Namen Talent und Geschicklichkeit begriffen wird, in einem gewissen Grade besitzen. Aber dergleichen, als sein Geist zu betrachtende Subjekte nehmen die beschränkte Bühnenkasse stark in Anspruch. Wenn

Digitized by Google

nun auch das Phlegma, oder die Uebrigen, desto leichter abzuspeisen sind, so hat doch jeder und jede von ihnen einen sogenannten Magen und ein Kleidungsbedürfniß, und so kostet dieses unentbehrliche, im Einzelnen recht wohlfeile Phlegma zusammen immer noch so viel, um dem Entrepreneur den Kopf zuweilen warm zu machen. Daß übrigens der hiesige das eigene Fortkommen mit dem Bestande des Geschäfts zu vereinigen versteht, davon zeugt der Fortgang der Sache und der in der Regel immer mehr oder weniger sich gleichbleibende Gehalt der Truppe. Diesmal ist sie namentlich im Ganzen vorzüglicher, als ich sie noch gesehen. Ein Stück, welches am 29sten Juni zum ersten Male hier gegeben wurde, mußte natürlich allgemeine Aufmerksamkeit erregen; denn die Fabel trieb sich ganz in dem hiesigen Lokal herum, und wem der Titel zu lang erschien, der mußte doch gestehen, daß seine große Geschwätzigkeit für die steten, wie für die nur temporären Bewohner von Töplitz die Neugier mächtig weckte. Er hieß: „Die Bekanntschaft im Thiergarten zu Doppelburg, die Entführung im Turner Park und die Verlobung auf der obern Bergschenke.“ Neueste Wiener Lokalposse mit Gesang in drei Akten von Fr. Hopp; Musik von Julius Hopp. Zu Empfehlung derselben war bemerkt, daß sie in Wien vierzigmal nach einander aufgeführt worden. Es gibt in der Schauspiel- und Bücherwelt, wie in der Menschenwelt, Parvenüs, von denen keine Seele begreift, wie sie es angefangen haben, sich dem Glücke in den Schooß zu setzen. Bei Aufführung dieser Posse fiel einem das ein. Der Anfang ließ viel zu wünschen übrig; allmählich gewöhnte man sich indessen immer besser an die dürftige Verwicklung und die großentheils veralteten Späße. Einige überraschende Witze und Lustigkeiten flößten nachgerade sogar Interesse für die ganz hübsch zusammengerafften Umstände ein. Ja, man würde noch größeres Gefallen daran gefunden haben, hätte man nicht schon sehr frühzeitig den Ausgang völlig errathen können. Genug, die Posse gefiel. Großen Theil an diesem Gelingen darf allerdings ein Theil der Schauspieler und Schauspielerinnen reklamiren, die wirklich sich auszeichneten. — Der Lektüre ist, wie gewöhnlich, im Schloßgarten ein Zimmer vergönnt; aber freilich geht es darin bei der Auswahl etwas einseitig zu. Wer an dem „garstigen Liede“ der politischen Zeitungen keinen Geschmack findet, für den ist nicht eben reichlich gesorgt.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Leistungen des Vereins zur Beförderung der christlichen Moral.

Dutrone ist in England und Belgien herumgereist, um, wie es scheint, angesehene Männer um ihre Meinung zu befragen. Allgemein hat man seinem Vorschlage beigestimmt und sich geneigt bewiesen, Theil an den vorgeschlagenen Vereinen zu nehmen. Es wird nicht gesagt, warum sie nicht schon jezt in's Leben treten. Die verschiedenen Comité's, in welche der Verein der christlichen Moral abgetheilt ist, haben verschiedene Wirkungskreise: eines die Verbesserung der Behandlung der Gefangenen, wobei aber wieder, wie in den vorigen Berichten, geklagt wird, daß seit 1830 die Gefängnisse dem Vereine der christlichen Moral nicht mehr so zugänglich seyen, wie unter der Restauration; aber sicher, fährt Carnot ziemlich ironisch fort, geben die seitdem emporgekommenen Staatsmänner damit um, die Verbesserungen, welche sie vormals mit uns besprachen, in's Werk zu setzen. Indessen ist dieses doch wirklich der Fall, und bekanntlich denkt man ernstlich darauf, das in andern Ländern eingeführte Pönitenziarsystem auch in Frankreich zu versuchen. Es lassen sich jedoch bereits angesehene Stimmen gegen diese Versuche hören. Bei so vielen Gefangenen sey die gänzliche Absonderung eines jeden nicht wohl möglich, und das völlige Alleinsitzen sey für einen Franzosen eine zu harte Strafe, die ihn leicht zur Verzweiflung bringen könnte, anstatt ihn zu bessern. Ein anderes Comité betreibt die Aufhebung der Sklaverei in den Kolonien. Nach den Versicherungen der Minister in der jetzigen Session der Kammern wird es einmal, freilich wann? seinen Zweck erreichen. Seitdem England die Sklaverei abgeschafft hat, kann Frankreich, das gleich im Anfang der Revolution Schritte zur gänzlichen Abschaffung derselben that, sie unmöglich lange beibehalten, und die Fesseln der Schwarzen müssen fallen, wie die der Weißen längst gefallen sind. Der Verein der christlichen Moral wünscht auch das Elend des Volks zu lindern, und sucht die Nothleidenden durch Geld und andere Hülfe zu unterstützen; er ist aber der Meinung, daß das Volk selbst dazu beitragen müsse, dem Elende vorzubeugen. Dazu hat es Sparkassen, und was noch besser ist, Spar- und Hülfsvereine, wo jeder Arbeiter einen monatlichen kleinen Beitrag liefert, um in Zeiten der Noth, besonders in Krankheit und im Alter, auf Unterstützung rechnen zu können. Auf diese Verbindungen, deren bekanntlich eine große Menge in Paris bestehen, und welche neulich bei der Verheirathung des königlichen Prinzen alle einen Beitrag erhalten haben, hält der Verein der christlichen Moral daher auch mehr, als auf Sparkassen; denn in diese kann der von seiner Handarbeit Lebende doch nimmer viel einlegen, oder er muß lange darben, um erst spät ein kleines Vermögen zu erlangen. Bei den Hülfsverbindungen oder den sogenannten Sociétés de Prévoyance ist der monatliche Beitrag gering, und doch kann der Beitretende sicher auf Hülfe in Zeiten der größten Noth rechnen. Es scheint, daß in einigen Gegenden Frankreichs weder Sparkassen, noch Hülfsverbindungen entstehen, weil die arbeitende Classe, besonders Fabrikarbeiter, ihr erspartes Geld dazu anwenden, ein Stück Landes anzukaufen. Ihr höchstes Streben ist dort, Landbesitzer zu werden. Zwar schützt sie ein solcher Besitz nicht immer gegen Mangel, besonders bei Mißwachs und Theuerung; aber ein Stück Landes gibt dem Hausvater Selbstständigkeit und Muth; er hat etwas, das ihm zur Bürgschaft dient, wenn er Geld nöthig hat, und kann sich daher leichter aus der Noth helfen, als einer, der nichts weiter besitzt, als was sich in seiner Wohnung vorfindet, oder was er an sich trägt. Dieser Wunsch nach Landbesitz ist seit der Revolution ziemlich allgemein in Frankreich geworden, kann aber nur in kleinen Städten und auf dem Lande befriedigt werden; denn in großen Städten ist Grund und Boden zu theuer, als daß der Arbeiter mit seiner kleinen Ersparniß etwas ankaufen könnte; daher thut er hier besser, wenn er den Hülfsvereinen beitritt, oder seinen Sparpfennig in die Sparkasse legt. Es ist schon vorgeschlagen worden, unter den bejahrten Armen, welche in die Armenhäuser oder sogenannten Hospizien aufgenommen werden wollen, denjenigen, die in ihrem Mannesalter ihre Sparpfenniae angelegt haben, den Vorzug zu geben. Dadurch, meint Carnot, würde die Wohlthätigkeit eine ganz neue und bessere Richtung bekommen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 185.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Freitag, den 4. August 1837.

— Mit dieser Lieb' ist's aus!
Mein Herz war dort nur wie in fremdem Land;
Nun hat's zu Helena sich heimgewandt,
Um da zu bleiben.

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Die Braut.

(Beschluß.)

Die Tafeln wurden geordnet, in der Mitte ein Raum gelassen für das Chor der Sänger, deren es natürlich genug unter den jugendlichen Malern gab. Konrad saß neben S. in der Reihe der Künstler, die sich noch keinen andern Namen gemacht hatten, als den, Schüler der Akademie zu seyn; neben ihm blieb ein Platz leer, eigentlich zwei, denn S. war im Anfang immerwährend mit Einrichtungen beschäftigt, und es war nichts weiter mit ihm anzufangen. Als das Mahl schon begonnen hatte und der köstliche Rheinlachs in gehäuften Schüsseln die Runde machte, sezte sich plötzlich ein sehr junger Mensch, dem Anscheine nach fast noch ein Knabe, neben Konrad. Dieser hörte eben auf das Lied: „In allen guten Stunden," das, rein gesungen, nie seinen Eindruck verfehlt, als der junge Mensch sich sezte; als aber das Lied aus war, wendete er sich begrüßend zu ihm, und — o Himmel! die Augen der Falkenträgerin leuchteten ihm entgegen! Seine Verwirrung war so groß, daß sie unmöglich dem jungen Menschen entgehen und dieser ein kleines Lächeln nicht verbeißen konnte; Konrad wagte noch einen Blick, und ach! — die braunen Locken, das ganze Gesicht sah ihn an; nur ward es anstatt vom schlanken Mädchenhalse von einem braunen Knabenhalse getragen, bei dem in der Nähe schon der Anfang eines Adamsapfels sichtbar ward. Statt des violetten Mieders lag ein Sammtrock auf den kräftigen Formen des Jünglings; die Hand war nicht weiß und weich, sondern nervig und für ein Mädchen unverhältnißmäßig groß; kurz, der schönste Knabe der Welt saß neben ihm, aber die Falkenträgerin nicht, und doch war sie's. Er ermannte sich endlich und bot dem jungen Menschen Cotelettes an, die eben herumgereicht wurden; dieser fing an wie ein Ausgehungerter zu essen; Konrad seufzte. — Endlich kam S.; die erste Frage an ihn war: „Wer ist mein Nachbar?" — „Kennen Sie ihn nicht wieder?" erwiderte dieser; „es ist ja die schöne Falkenträgerin." Konrad war ganz niedergeschlagen. „Aber ein Mann!" war Alles, was er erwidern konnte. „Alle Frauen wurden von jungen Männern dargestellt, auch die heilige Cäcilia und die Braut von Nürnberg." — „Wer hat dem Maler zu dem Falkenmädchen gesessen, das mein Vater gekauft hat?" fragte Konrad resolut. — „Immer derselbe, Ihr schöner Nachbar; er hat das schönste Mädchengesicht, das man sich denken kann." — „O wie recht hatte Anna!" sagte Konrad zu sich selbst; „es ist in der That etwas in seinem Blicke, was bei einer Jungfrau frech heißen würde; — nein, es ist kein Mädchen, was mich bezaubert hat, es war eine Hexerei!"

Digitized by Google

Von dem Augenblick an nahm er fröhlichen Theil an dem Feſte und würdigte die launige Anrede des alten Schadow's an ſeine freundlichen Gaſtgeber, in welcher er dem Feſte ſeine gute, ſich mit ſeiner Beſcheidenheit vertragende Bedeutung gab, es nämlich als einen ſinnvollen, anmuthigen Scherz anſah, in den er mit heiterer Laune einging.

Es war ſpät in der Nacht, als Konrad nach Hauſe kam; er erfuhr, daß um zwei Uhr eine Schnellpoſt nach Köln abging. Raſch entſchloſſen nahm er einen Platz darauf und von dort auf dem oberrheiniſchen Dampfſchiffe, ſo daß er wenige Tage nach ſeiner Abreiſe ſchon wieder zu Hauſe war. Unterwegs mag ſich allerhand in ihm zugetragen haben; durch die kurze Phantasmagorie, die eine wahnſinnige Liebe in ihm geſpielt hatte, ward es ihm klar, daß Liebe dennoch das höchſte Lebensglück iſt, daß es reizend iſt, ein Weib zu lieben, das uns mit Leib und Seele angehört. Durch eine ſeltſame Ideenverbindung fiel ihm Annas ſüßer, himmelblauer Blick ein, ihre Güte, ihre Nettigkeit und Ordnungsliebe, die Wünſche ſeiner Eltern und ihre Neigung zu ihm, die er bis jezt nie hatte bemerken wollen. Er dachte plötzlich an ihren Beſuch in ſeinem Zimmer, und zu ſeiner eigenen Ueberraſchung wußte er auf einmal von jeder ihrer Bewegungen während deſſelben Rechenſchaft zu geben. Dieſe Erinnerung ſchlich ſich in ſein Herz, und es war verändert, als er ſich der Heimath nahte. Er ging die zwei Stunden vom Rheine an zu Fuß, denn es war ein lieblicher Weg durch Hügel mit Weinreben, die eben geblüht hatten und die ſchönſte Hoffnung für das Jahr gaben.

Vor der Stadt ſah er den Herrn Schulrath und die Frau Schulräthin mit ſeinem Vater und ſeiner Mutter ſpazieren fahren, aber Anna war nicht dabei. Dieſe Entdeckung beſchleunigte ſeine Schritte, er eilte vor ihnen, unbemerkt nach Hauſe; in ſeinem Garten fand er leicht eine Stelle des Zauns, die ſich überſpringen ließ, er ging durch einen zweiten Garten und war plötzlich vor Annas Sommerhauſe. — Sie hatte ein rothes Tuch à la Panchon um den Kopf gebunden, den ſie mit ihrer Hand ſtüzte, denn eine heftige Migraine hatte ſie am Ausfahren gehindert; auch war ſie gerne zu Zeiten allein, wenn ſie, wie jezt, etwas zu beweinen hatte. Als ſie Konrad ſah, ſchrie ſie auf; er aber ſtand vor ihr, öffnete ſeine Arme — und ſie ſank an ſein Herz. Dies geſchah den dritten Tag, nachdem des alten Schadow's Feſt in Düſſeldorf gefeiert ward.

Algier im Mai 1837.

(Fortſezung.)

Der Kirchhof Père Lachaiſe bei Paris mit all ſeinen reichen Marmorgräbern und kunſtvoll gepflanzten Cypreſſen ſteht an pittoresker Schönheit unendlich hinter dem Kirchhofe Algiers. Es wird dem Beſucher gar wehmüthig um's Herz, wenn er die Namen dieſer Todten lieſt. Die meiſten waren junge Männer, die in der vollen Kraft des Lebens dem finſterſten Räthſel der Natur erlagen. Viele kühne junge Krieger, Freiwillige aus Frankreichs edelſten Familien, die der Waffenſturm im wilden Afrika aus der fröhlichen Heimath rief, weil die tapfere Seele nach Ruhm und Thaten lechzte, endigten in dem Beduinenlande oft wenige Wochen nach ihrer Ankunft an Fieber und Epidemien ein Daſeyn voll Hoffnungen und häufig ohne Ruhm. Ich erwähne hier eines ganz neuerlichen Todesfalls, welcher vor wenigen Wochen viel Aufſehen machte. d'Arſonville, ein ehemaliger Offizier der Leibgarde Karls X., einer von jenen edlen Legitimiſten, die auch der Gegner achtet, ließ ſich in Algier nieder, nachdem er wegen ſeiner politiſchen Meinungen mannichfache Vexationen von Seiten der gegenwärtigen Regierung erfahren hatte. Er entſchloß ſich zu dieſem Schritte erſt, als er in Frankreich alle Hoffnung einer Reſtauration der vertriebenen Königsfamilie verſchwinden ſah. d'Arſonville, ein ſehr reicher Mann, kaufte hier das ſchöne Landgut „Ferme-modèle," von den Arabern „Hauſch-Huſſan Paſchà" genannt, welches drei Stunden von Algier am Eingange der Ebene von Metidſchad gelegen iſt. Sein einziger ſiebzehnjähriger Sohn von ſeltener körperlicher Schönheit feſſelte die unbegrenzte Liebe des edlen Mannes. Der Sohn ſtarb gegen Ende Aprils an einem Fieber, das ihn ſeit wenigen Tagen befallen, und dem Vater brach ſein Tod das Herz. Er erklärte mit männlicher Faſſung und Ruhe, faſt ohne Thränen, er wolle ſeinem Sohne folgen, legte ſich zu Bette, und der Gram tödtete ihn wirklich zwei Tage nach ſeines Sohnes Verſcheiden. d'Arſonville war einer der verſtändigſten, uneigennüzigſten Koloniſten, der ſein ungeheures Vermögen ganz der ungewiſſen Zukunft dieſes Landes weihen wollte. Dieſer wahrhaft erſchütternde Todesfall erregte ein Mitgefühl, wie man es ſelten findet.

Doch nun genug von Grab und Tod. In dieſem Lande folgen ſich die Thränen und das Lachen ſo raſch, daß keine Erinnerung lange wurzelt, mag ſie düſter oder fröhlich ſeyn. Dem Leichenbegängniſſe d'Arſonvilles folgte das Philippsfeſt. Dieſer luſtige Tag des erſten Mai machte alle Todten vergeſſen. Ich konnte leider nur den Schluß dieſes hier ſo phantaſtiſch, ſo originell gefeierten Feſtes ſehen, denn ich war kurz zuvor mit der Armee in Belida und machte, um nur den Tag nicht ganz zu

Digitized by Google

verſäumen, gegen Abend aus dem Lager Duera einen Spazierritt nach der Stadt. Der Gouverneur war mit ſeinem Generalſtabe am erſten Mai in Coleah. Es fehlten ſomit alle hohen Militärbeamten, und der angekündigte Feſtball im Pallaſte des General Damremont konnte nicht ſtattfinden. Wenn gleich der Glanz des Königsfeſtes durch die Abweſenheit des Gouverneurs ſehr geſchmälert wurde, denn auch des Pferderennen unterblieb, ſo verging der Tag doch nicht ohne mannichfache ergötzliche Unterhaltung. Nach dem Gottesdienſte in der Kirche, den Moſcheen und Synagogen, verſammelte ſich faſt die ganze Bevölkerung, Mauren wie Europäer, auf dem großen Platze vor dem ehemaligen Deypallaſte. Auch ſehr viele Araber waren aus der Landſchaft als Zuſchauer herbeigeſtrömt. Das Ringſtechen der afrikaniſchen Miliz, die Wettfahrt der Gondoliers im Hafen, das Klettern, und vor allem die verſchiedenen Nationaltänze in Begleitung ihrer eigenthümlichen Muſik begannen dort. Leztere bildeten die intereſſanteſte Epiſode des Feſtes. Die Mauren, Biskaris, Araber und Neger traten nach einander in ihren feſtlichſten Trachten auf, bildeten einen großen Ring mit einer lärmenden Muſik von Tamburinen, mauriſchen Trommeln und eiſernen Klappern in der Mitte, und tanzten nun mit wilden, grotesken Geſten. Das Schauſpiel war für den Europäer überraſchend und neu. Da ich ſchon früher in dieſen Blättern das Philippsfeſt während meines Aufenthalts in Algier im Jahre 1835 geſchildert habe, ſo unterlaſſe ich, Ihnen die weitern Details dieſes immer in ähnlicher Weiſe ſich wiederholenden Spektakels zu erzählen. Das große militäriſche Kunſtfeuerwerk, welches die Feſtlichkeit endigte, war das ſchönſte dieſer Art, welches ich je geſehen. Die franzöſiſchen Artilleriſten verſtehen ſich meiſterhaft auf ſolche Dinge, und das Pulver wird bei dergleichen Gelegenheiten nicht geſpart. Vor allem magiſch wirkten die griechiſchen Feuer, welche plötzlich weit umher die Nacht durch ihre Purpurſonnen verſcheuchten. Das ungeheure amphitheatraliſche Algier, ſeine Palmen und die zahlloſen pittoresken Zuſchauergruppen von Afrikanern und Europäern, welche auf den Terraſſen eines hohen Hügels ſich gelagert hatten, ſtanden in dieſen Zauberflammen Minutenlang verklärt.

Das Theater gab am Königsfeſte die erſte Vorſtellung von Robert dem Teufel. Robert der Teufel, in Afrika aufgeführt! Das reizte meine Neugierde nicht wenig. Meyerbeers Meiſterwerk machte jedoch im Beduinenlande kein Glück. Es wurde ausgepfiffen, nicht die Oper ſelbſt, aber ihre Darſtellung, die auch unter aller Kritik war. Das Theater in Algier exiſtirt ſeit vier Jahren. Es iſt eine ehemalige Moſchee, deren Beſtimmung zu einem ſolchen Zweck auf die Mahomedaner den übelſten Eindruck machte. Indeſſen kann der Franzoſe ohne Theater kaum leben; man findet ſogar in Budſchia eines, wo nur ein Bataillon ſich befindet. Die Algierer Akteurs bilden eine kleine Truppe, in welcher zwei ſehr niedliche Schauſpielerinnen glänzen. Vaudevilles und kleine Luſtſpiele werden nicht übel gegeben, aber Tragödien von Alexander Dumas und Opern von Roſſini auf dieſem Duodeztheater ſpielen zu ſehen, iſt gar zu lächerlich. Die Aufführung von Meyerbeers Robert war eine Verwegenheit, welche das Auspfeifen mit vollem Rechte verdiente, ſo ſehr ich auch die gar liebliche, reizende Braut des teufliſchen Herzogs der Normandie bemitleidete, deren ſchöne Augen Gnade für das verpfuſchte Stück erflehten. Aber es gibt nichts Tyranniſcheres und Eigenſinnigeres in der Welt, als ein franzöſiſches Parterre. Die ſtehenden Blicke der ſchönen Sängerin hätten eher den Marmor erweichen können. Das kleinſte Vergehen des Direktors oder eines der Bühnenhelden wird durch Pfeifen und Gepolter ſchrecklich gerächt. Der Schauſpieler ißt überall ein bitteres Brod; aber in dem ärmlichſten Landſtädtchen Europa's iſt er noch glücklicher als hier. Ich würde keinem Schauſpieler rathen, nach den Lorbeeren des Beduinenlandes lüſtern zu werden, wenn er nicht ſchon in Europa gründlich ausgepfiffen worden iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Nachtlied.

Ich bin ein Kind und freue mich
  Wie in der Chriſttagsnacht,
Denn über mir eröffnet ſich
  Des Himmels ganze Pracht.

Der ganze weite, blaue Raum
  Iſt meines Vaters Haus,
Da breitet ſich der Chriſtnachtsbaum
  Mit tauſend Lichtern aus.

Die Engel zünden ſelbſt ſie an,
  Nachdem ſie mit Geſang
Und Hallelujah kund gethan
  Des Heilands Erdengang.

Wohl leuchtet keinem ird'ſchen Herrn
  Bei der Geburt man gleich:
Dem Heiland leuchtet Stern an Stern
  In ſeinem ganzen Reich.

Ich bin ein Kind und freue mich
  Wie in der Chriſttagsnacht,
Denn über mir eröffnet ſich
  Des Himmels ganze Pracht.

Nic. Müller.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juli.

Cholera. Kunstleistungen.

Die allgemeine Aufmerksamkeit ist wieder auf die Cholera gerichtet. Aber seltsam, der entsetzlichen Verheerungen ungeachtet, wovon jede neapolitanische Post die traurige Nachricht bringt — Verheerungen, im Vergleich mit denen ihr bisheriges Auftreten in Italien, etwa mit Ausnahme Brescia's, Kinderspiel genannt werden kann — scheint die Besorgniß bei Weitem nicht so groß zu seyn, als sie im vergangenen Winter war. Hat man sich allmählich an die drohende Attitüde des Uebels gewöhnt, ist man nachgerade müde geworden, sich deßhalb zu quälen, tritt der Fatalismus im Volkscharakter stärker hervor, oder glaubt man immer noch, die heilige Stadt werde von dieser neuen Gottesgeißel verschont bleiben: wie dem auch seyn mag, so viel wir wissen, sind neuerdings keine Anstalten in Rom selbst getroffen worden, und es ist bei den frühern, ganz unzureichenden Vorbereitungen geblieben. Denkt man aber nach über die Lage der Dinge, so kann man sich nicht verhehlen, daß jetzt, wo die Ernte im Gange und die Campagna mit Fiebern schwanger, wo die Hitze in Rom auf 28 Grad gestiegen, die Luft unbeweglich und drückend ist, wo die Spitäler bald mit Kranken, Einheimischen wie Fremden, gefüllt seyn werden, Elend und Verlegenheit gleich groß seyn würden. Doch es liegt nicht im Charakter der Römer und ihrer Regierung, viel in die Zukunft zu schauen und vorzubauen, wo noch einigermaßen zu helfen ist, selbst dann nicht, wenn die Selbsterhaltung ihre Rechte geltend macht. Der Getreidenoth hätte auf die leichteste Weise vorgebeugt werden können, wenn man bei Zeiten darauf geachtet hätte; endlich, als man's that, war nur eine kostspielige, unzulängliche und bei allem dem zu spät kommende Abhülfe möglich, und selbst als man glaubte, nun sey's besser, starben Menschen Hungers in der Campagna, und aus Gebirgsorten, die 20 bis 30 Miglien entfernt liegen, mußte man nach Rom gehen, um Brod zu kaufen. Noch verläßt man sich auf den neuerdings verstärkten Grenzcordon; aber dicht am Cordon sollen verdächtige Fälle vorgekommen seyn, und im überfüllten Lazareth von Livorno starben geflüchtete Neapolitaner.

Die Stadt kann kaum öder seyn, als sie im gegenwärtigen Augenblick ist. Kein Fremder ist geblieben; in Albano und Frascati hingegen ist kaum mehr eine Wohnung zu finden. Das Petersfest, mit seiner Kuppelbeleuchtung, seiner Pontificale und Girandola, zog die letzten Besucher an; nun bleibt Jeder draußen, den keine Pflichten zurückhalten, bis die Septemberregen den Boden erfrischt und die Luft abgekühlt haben werden. Auch die Zahl der fremden Künstler hat sich vermindert: der Eine hat eine weitere Fahrt unternommen, der Andere ist in's Gebirge gezogen, um neue Studien zu sammeln. Von den Bildhauern ist dieser und jener nach Carrara; die meisten aber haben den Meißel zur Hand genommen und führen jetzt diejenigen Werke in Marmor aus, deren Modelle während des Winters entstanden. Tenerani's Pietas, wovon bereits die Rede war, ist unter den Händen der Abbozzatori; mit Wolff's Amazonengruppe wird nächstens dasselbe geschehen. Letzterer hat kürzlich eine Büste Niebuhrs geliefert, welche sein schönes Talent im Fache des Porträts von Neuem in ein helles Licht stellt. Eine Federzeichnung Schnorrs (dieselbe, welche von Ruscheweih gestochen wurde) und die sehr unvollkommene Todtenmaske waren die Hülfsmittel, denen die Erinnerung nachhalf, um vereint ein Werk zu schaffen, in welchem die Züge und der Ausdruck der Physiognomie des großen Geschichtschreibers mit großer Wahrheit und lebendiger Charakteristik aufgefaßt und wiedergegeben sind. Je mehr Klippen ein solches Unternehmen hat, um so freudiger muß man das Verdienst des Künstlers bei dieser sehr glücklichen Arbeit anerkennen.

Im Palazzo di Venezia fand, nach dem Muster von Frankreich, Toskana und Neapel, eine Ausstellung von Werken der hier lebenden Künstler aus den Provinzen der österreichischen Monarchie statt, was seit drei Jahren nicht der Fall gewesen. Eine solche Zusammenstellung hat immer etwas Interessantes, weil sie mehr oder weniger das Erkennen der Richtung im Allgemeinen und des vorherrschenden Charakters möglich macht und erleichtert. Im gegenwärtigen Falle tritt freilich der Umstand ein, daß die größte nationale Verschiedenheit der einzelnen Theile stattfindet, die sich auch in den Leistungen selbst sehr bemerklich machte. Die Landschaften Marko's, eines Ungarn, sind besonderer Beachtung würdig, sowohl ihrer eigenthümlichen Auffassung der Natur, als ihrer Ausführung wegen. Marko ist ein Detailmaler: jedes vermodernde Stück Holz, jedes auf dem Boden wuchernde Blatt macht bei ihm seine Rechte geltend. Die Figuren sind wie in den sorgfältigsten niederländischen Genrebildern. Er muß gründliche und sorgfältige Studien gemacht haben. Ueber dem Einzelnen geht indeß die Gesammtwirkung nicht verloren. Ein paar seiner Bilder haben historischen Charakter; in einzelnen Theilen ist vielleicht etwas Conventionelles, was sich auch vom Colorit sagen läßt; aber das Ganze greift vortrefflich ineinander. Wir finden eine Campagnen-Vedute. Ganz vorne liegt ein dicker, halb abgeschälter Baumstamm, um und an welchem Gras, Moos, Kräuter und Blumen wachsen; auf einem Hügel zur Rechten sieht man eine Heerde, links auf einer sanft steigenden grünen Erhöhung eine Baumgruppe und drei Bäuerinnen, welche Kräuter gesammelt haben; die ältere hat sich ausgeruht und steht wieder auf mit Hülfe einer ihrer Gefährtinnen; sie scheinen sich zur Heimkehr anzuschicken. Im Mittelgrunde blickt man in eine Schlucht hinein, wie die römische Campagna deren so viele und so malerische hat; ein dünner Wasserstreifen schlängelt sich durch dieselbe, und an ihrem Ausgange liegt ein kastellartiges Gebäude, die sogenannte Casa di Pussino. Die blauen Höhen des Monte Gennaro mit den Oertchen auf den vordern Sabiner Hügeln, die schroff und abgeschnitten emporsteigen aus der Ebene, schließen die Aussicht. Ein anderes Bild im strengern historischen Styl stellt den Heiland mit der Samariterin dar. Im Vordergrunde reden sie am Brunnen; die drei Jünger haben von dem hinten liegenden Orte, links sieht man, zu demselben gehörend, den Porticus eines Tempels. In größern Dimensionen ist eine Gebirgsgegend im Sturme, mit der Aussicht auf einen See. Rechts, wo die schwarzen, vom Winde gepeitschten Wolken sich entladen, führt ein steiniger Weg den Hügel hinan, vorne eilen, vom Gestade kommend, zwei Frauen, ein Obdach zu suchen, das ihnen eine Grotte unter Bäumen zu bieten scheint; hinten Berg mit Kastellen, und Campagna, von der untergehenden Sonne röthlich beleuchtet.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 186.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Sonnabend, den 5. August 1837.

Au weh! ich bin in tausend, tausend Schmerzen
Und tausend noch! Die Seufzer sind umsunst
Heraufgeholt; kein Anschlag, List, noch Kunst
Verfängt bei ihr. Wie wann im kühlen Merzen
Der Schnee zergeht durch Kraft der Himmelskerzen
Und negt das Feld, so feuchtet meine Brunst
Der Zähren Bach. —

Martin Opitz.

Episoden aus Bojardos verliebtem Roland. *

Proben einer Uebersetzung von Gottlob Regis.

Prasild und Tisbina.

Novelle.

(1 Buch XII. Ges.)

Ein Ritter, der Irold hieß, war verbunden
Mit einer Dam', Tisbina zubenannt,
Die für den Mann so heiße Lieb' empfunden,
Als nur Yseult für Tristan je empfand.
Auch liebt' er sie so, daß zu allen Stunden
Vom Abend bis zum Morgen unverwandt,
Und von des Tages Grau'n zum Sternenscheine
Er sie im Sinn nur hegt', und sie alleine.

In ihrer Nachbarschaft wohnt' ein Baron,
Der Edelste in Babylon gepriesen;
Und dieser Ruhm gebührt' ihm zweifelsohn',
Da er so brav als artig sich erwiesen.
An Schätzen reich, behielt er nichts davon,
Freigebig ließ er's Jeden mitgenießen;
Bei Festen hold, im Waffenspiel verwegen,
Ein zierlicher Galan und kühner Degen.

Prasild hieß der Baron. Nun wurde der
In einen Garten eines Tags geladen,
Worin Tisbina mit noch Andern mehr
Ein seltsam fremdes Spiel und Kurzweil hatten.
Dies Spiel war so bestellt, daß ihr ein Herr
Den Kopf legt' in den Schooß, und mußte rathen,
Indem die Hand er hielt auf seinen Rücken,
Wer in die Hand ihm schlug, ohn' umzublicken.

Prasild sah ihnen zu mit frohem Muth;
Tisbina lud ihn ein, doch mitzuschlagen:
Bald kam an jenen Platz er, kurz und gut,
Weil man sogleich errieth, daß er geschlagen.
Im Schooß ihr liegend, spürt' er solche Gluth,
Wie nie zuvor in seinen Lebenstagen:
Nur fehlzurathen war all sein Bemühn,
Weil von dort aufzustehn, ihm furchtbar schien.

Nachdem nun Spiel und Fest schon lang zu Ende,
Schlief doch die Flamm' in seiner Brust nicht ein,
Die ihn vielmehr den ganzen Tag lang brennte,
Und Nachts ergriff mit noch weit schärf'rer Pein.

* Wir erinnern daran, daß des Grafen Matteo Maria Bojardo verliebter Roland (1486) der Vorläufer war von Ariost's rasendem Roland (1516).

Digitized by Google

Ob er ſich hier, ob er ſich dorthin wende,
Nährt' er ſie nur in tauſend Phantaſeyn;
Auch nicht mehr ſchlummern konnt' er, ihm erblaſſen
Die Wangen gar, er weiß ſich nicht zu laſſen.

Weit härter dünkt ihm nun ſein Federpfühl,
Als nimmermehr lebend'ge Felſen däuchten.
Der Sorgen überſchwellendes Gewühl,
Die aus der Bruſt ihm alles Andre ſcheuchten,
Trieb ihn zu ſeufzen Tag und Nacht, ſo ſchwühl,
So ſiedend heiß, daß Wort' es nie erreichten;
Weil man mit Worten nimmer ja die Liebe
Dem, der ſie ſelbſt nicht fühlt und kennt, beſchriebe.

Die flinken Renner ſammt den kühnen Hunden,
Woran er ſonſt ſo viel Gefallen fand,
Sind ihm nun völlig aus dem Sinn entſchwunden:
Anmuthiger Geſellſchaft zugewandt,
Gibt er viel Feſte jezt und Tafelrunden,
Verfertigt Lieder, ſingt und ſpielt galant,
Uebt ſich im Lanzenrennen und Turnier
Auf hohem Roß, in reicher Waffen Zier.

Und war er ſonſt gar freundlich ſchon geweſen,
Ward er es nun wohl hundertmal ſoviel:
Denn immerdar wächet da der Tugend Weſen,
Wo Liebe noch den Mann dazu beſiel;
Auch hab' ich nie erfahren noch geleſen,
Daß Liebe je erſtickt ein gut Gefühl.
Praſild jedoch, als er verliebt ſich fühlte,
Ward gütiger als man für möglich hielte.

Ein Weib wählt' er zur Botin, die, nicht blöde,
Da ſie Tisbinen's Umgang längſt genoß,
Im Ohr ihr liegen mußte früh und ſpäte,
Und die ſo leicht kein Widerſpruch verdroß.
Doch half es wenig ihm, da jene Spröde
Sich allem Mitleid, allem Flehn verſchloß:
Denn immer hat man noch als wahr erfunden,
Daß Sprödigkeit und Schönheit eng verbunden.

Wie oft ſprach ſie zu ihr: o ſchöne Maid,
Nimm deines Glückes Stündlein doch nur wahr,
Da dir ein ſolcher Herr ſein Herze beut,
So hold wie keiner in der Engel Schaar!
Vielleicht noch ſehnſt du dich nach dieſer Zeit,
Denn ewig nicht währt uns das gute Jahr:
Geneuß der Freuden, weil ſie blühn und ſpreſſen!
Denn das hat man gewiß, was man genoſſen.

Dies Alter der ſo frohen Jugend mag
Man nur verthun in lauter Luſt und Wonnen,
Weil es uns doch in einem Hui hernach
Zerſchmilzt wie weißer Schnee am Strahl der Sonnen.
Wie rother Röslein Farb' an Einem Tag
Dahin ſtirbt, ſo gewonnen, ſo zerronnen,
Flieht auch die Jugend, wie ein Blitz, ein Traum,
Und Niemand hält ſie; denn wo wär' der Zaum?

So drang ſie in Tisbinen oft mit dieſen
Und manchen andern Reden ſtürmiſch ein.
Doch, wie das friſche Veilchen auf den Wieſen
Bei kalter Luft verliert den Farbenſchein,
Wie Eiskryſtalle in der Sonne fließen,
So ging der edle Ritter ſichtlich ein;
Und ſo weit ſchon trieb ihn der ſchwere Kummer,
Daß er nur Ruh noch hofft' im Todesſchlummer.

Kein Feſt, wie ſonſt, mehr gibt der Lebensſatte,
Denn alle Luſt haßt er, haßt ſelber ſich:
Bleich, hager war er worden wie ein Schatte,
Daß er kaum noch dem vorigen Manne glich.
Die einzige Erholung, die er hatte,
War, daß er öfters aus der Stadt ſich ſchlich
Und einſam pflegt' in ein Gehölz zu gehen,
Dem er laut klagte ſeine Liebeswehen.

Nun kam Irold einſt, als der Morgen graute,
In jenen Wald, weil ihn zu jagen freut';
Tisbinen auch hatt' er bei ſich, die Traute,
Und ſo luſtwandelnd hörten Allebeid'
Ein Wehgeſtöhn und bange Klagelaute:
So zärtlich weinte dort Praſild ſein Leid,
So ſanfte Trauerworte ließ er hören,
Daß Stein' aus Mitleid wohl zerſprungen wären.

Hört mich, ihr Wälder und du Blumenflor!
Sprach er; da jene Harte taub mir worden,
Leiht meinem Mißgeſchick ein gütig Ohr!
Du Sonne, die jezt küßt des Tages Pforten,
Du ſcheidend Mondenlicht und Sternenchor,
Nur einmal horcht noch meinen Schmerzensworten,
Weil ich in dieſem lezten Angſtgeſtöhne
Mit bitterm Tod die lange Qual verſöhne.

So werd' ich dieſer Stolzen doch genügen,
Da ihr mein Leben einmal ſo mißfällt,
Zu deren mild erbarmungsreichen Zügen
Natur ein unerbittlich Herz geſellt!
Todt ihren Knecht zu ſehn, macht ihr Vergnügen,
Und tödten will ich mich, weil ihr's gefällt,
Und mich nichts anders mehr erfreuen könnte,
Als wenn vor ihrem Aug' ich Beifall fände.

Doch bleib', um Gott, verborgen die Geſchichte
Von meinem Tod in dieſer Einſamkeit!
Nie hab' ich öffentlich am Tageslichte
Mich drum beklagt; zu bang wär' dies mein Leid.

Digitized by Google

Wohl zieh' man sie, so gütig von Gesichte,
Noch vor den Menschen arger Grausamkeit.
Und ich lieb' auch die Grausame; vertrieben,
Verschmäht, will ich noch nach dem Tod sie lieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Algier im Mai 1837.

(Beschluß.)

Der große Festball, welchen General Damremont für den Philippstag versprochen hatte, fand, wie schon gesagt, nicht statt. Zwölfhundert Personen sollten dazu eingeladen und aller orientalische Luxus und europäische Geschmack dabei entfaltet werden. Die Kosten waren auf 20,000 Franken berechnet. Daher war es für die Kasse des Gouverneurs ein wahrer Gewinn, daß Abdel-Kaders Reiter gerade auf den Vorposten spukten und ihm einen trefflichen Vorwand gaben, seinen Ball auf den ersten Mai 1838 zu verschieben, wenn der Herr Graf da anders noch in Algier seyn sollte. Inzwischen muß man zu dessen Ehre gestehen, daß er nicht wie Marschall Clauzel seinen Gehalt von 100,000 Franken einstreicht, und durch kleine Bälle, Abendcirkel und Gastmähler dem gesellschaftlichen Leben Algiers einige Bewegung zu geben sucht. In der Regel ist einmal jede Woche Abendgesellschaft, öfters auch ein kleiner Ball im Gouvernementshotel. Dieses wunderschöne maurische Gebäude befindet sich in einer der engsten, finstersten Straßen Algiers, und sein Aeußeres macht eine traurige Figur, wogegen die überaus reiche, geschmackvolle innere Ausstattung die Bewunderung aller Fremden erregt. Nur die Mairie kommt dem Hotel des Gouverneurs an Schönheit, nicht aber an Größe gleich. Der maurische Styl hat etwas höchst Freundliches und Gefälliges, und es ist wirklich Schade, daß man bei den neuen Bauten jene dem Klima dieses Landes so angemessene Bauart völlig verlassen hat. Der innere Hof liegt über dem Erdgeschoß, und in der Regel erheben sich über ihm noch zwei Stockwerke. Galerien, von weißen Marmorsäulen gestützt, gewähren am Tage die angenehmste Kühle, da ihre Bauart den Einfall des Sonnenlichtes abhält. Die Wände dieser Galerien bedeckt im Gouvernementsgebäude eine Art von blauem schimmernden Porzellan. Auf der Terrasse des Hauses ergehen sich die Bewohner in der Abendkühle und im Mondglanze der Nacht. Im innern Hofe wird getanzt, die Galerien sind mit Spieltischen, mit plaudernden Gruppen und Kaffee oder Limonade trinkenden Gästen bedeckt. Bei dem Schimmer der Kronleuchter von oben bietet dieser belebte Galerienhof das interessanteste Schauspiel. Einige Hundert der ersten Offiziere in den knappen Uniformen Europas, vornehme Mauren und Kuroglis, unter welchen bekannte Intriguanten, wie Ben-Omar, Budderbah, Ben-Mustapha Pascha sich auszeichnen, arabische Scheikhs im wallenden Burnuß, mit dem Yathaghan an der Seite, Offiziere der Spahis im türkischen Costüme, endlich etwa fünfzig bis sechzig schlichte europäische Civilkleider sind die verschiedenen Bestandtheile dieser Abendgesellschaften. Selten sind mehr als etwa dreißig Damen anwesend. Wie schwer es da wird, eine Tänzerin zu bekommen, kann man sich vorstellen. Eingeborene Damen besuchen diese soirées dansantes niemals, und es sind wohl noch ein paar hundert Jahre fortschreitender Civilisation nöthig, bis der Maure seiner Frau eine Galeppade mit einem eleganten Offizier erlaubt. Bei diesem so höchst fühlbaren Mangel an Damen wendet sich fast die ganze Aufmerksamkeit der Gäste den Spieltischen zu. Auch die Eingebornen zeigen dafür großes Interesse. Die Rolle des Generals Damremont bei seinen Soirée's beschränkt sich fast ganz allein auf die Begrüßung der Ankommenden, mit denen er immer einige verbindliche Worte wechselt. Der General hat eine höchst stattliche, korpulente und martialische Figur, seine Gesichtszüge aber sind ziemlich gemein. Madame Damremont contrastirt gegen ihren stattlichen Gemahl durch ihre große Magerkeit; sie ist eine freundliche, liebenswürdige Dame, ohne im Geringsten schön zu seyn. Man sagt hier allgemein, sie gebe sich sehr viel mit Politik ab, und ihre Meinung soll auf die Angelegenheiten unserer Colonie großen Einfluß haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juli.

(Beschluß.)

Ausstellung österreichischer Künstler. Torlonia's Villa.

Von Koch finden wir Mehreres in seinem bekannten Styl: Apoll unter den Hirten, Bileams Eselin, das Thal bei Grottaferrata, Santo Stefano Rotondo mit erdichteter Umgebung: die Auffassung poetisch, Composition und Linien schön, technische Ausführung und Farbe weniger gelungen, was auch den vorgerückten Jahren dieses wackern Künstlers zuzuschreiben seyn mag. — Marinoni aus Bergamo hatte zwei Landschaften geliefert, italienische Gebirgsgegenden mit Wasser, hohen Bäumen und Felspartien, durch kräftige, gewandte Behandlung und ein warmes Colorit sich vortheilhaft auszeichnend. — Von Flay, einem Tyroler, war eine sehr anmuthige Composition vorhanden: die Mutter Jesu, welche, nachdem ihr göttlicher Sohn in's Grab gelegt worden, von Johannes geleitet und von der jammernden Magdalena gefolgt, in ihre Wohnung zurückkehrt. Ein inniges Gefühl

Digitized by Google

spricht aus diesem Bilde, eine gewisse Ruhe ist darüber hingegossen; die Zeichnung ist strenge und erinnert etwas an mittelalterliche Formen. Eine in etwas größere Freiheit in den Bewegungen würde vielleicht vortheilhaft gewesen seyn. — Paoletti aus Belluno lieferte die Scene des Schiffbruchs auf dem Comer See aus Grossi's Roman: Marco Visconti; Hellich aus Prag einige von Talent zeugende Zeichnungen; Tunner aus Steiermark eine gute Copie von Raphaels Krönung der Jungfrau aus Perugia. Von den übrigen Arbeiten ist nicht viel zu sagen; bei manchen ist's am besten, sie ganz mit Stillschweigen zu übergehen.

Es wäre wohl an der Zeit, die neu-italienische Kunst einmal der neu-deutschen gegenüberzustellen. Hoffentlich findet sich nächstens Gelegenheit dazu. So wenig ich mit der Richtung, welche Camuccini und Benvenuti, fremder Anregung folgend und alles Nationale abstreifend, eingeschlagen und mit immer geringerem Glücke und immer mehr überhandnehmender Manier bis auf den heutigen Tag standhaft verfolgt haben, einverstanden seyn kann, eben so wenig mag ich einigen jüngern italienischen Malern Talent und Geschick, dieses selbst in einem höhern Grade, absprechen. Woran es aber beinahe durchgehends fehlt, ist Ernst der Gesinnung, und damit ist's freilich eine schlimme Sache. In der neuen Villa des Bankiers Torlonia, vor Porta Pia, sieht man viele Proben römischer Freskomalerei unserer Tage. Bei weitem das Beste darunter ist der Cyclus aus dem Leben Alexanders des Großen, von Coghetti, einem Lombarden, und die Thaten des Bacchus, von Podesti aus Ancona. Sie sind leicht ausgeführt, grazids und lebendig, voll Heiterkeit und Farbenreiz. Die erstern dürften wohl die bedeutendsten seyn. Unter den übrigen Darstellungen (alle Zimmer sind gemalt) sind einige, an denen man getrost mit geschlossenen Augen vorübergehen kann. Die ganze Villa ist eine seltsame Mißgeburt. Aufwand des kostbarsten Materials, der feinsten Marmorgattungen, antiker Mosaiken, Broncen, reicher Vergoldungen, geht hier Hand in Hand mit dem gröbsten Ungeschmack in Architektur und Anordnung. Während sonst in Italien, dem Clima zu lieb, Alles groß und geräumig ist, die Gemächer hoch und luftig, mit freien Corridors und Terrassen, ist hier ein wahrer Pygmäenpallast aufgebaut worden, ein Kämmerchen neben dem andern, schwerfällig und erdrückend. Selbst das, was wirklich schön ist von Malereien und Verzierungen, verfehlt seine Wirkung in diesen verzwergten Räumen, wo man in den wenigsten Fällen einen günstigen Standpunkt zu dessen Betrachtung gewinnen kann. So fällt nichts in's Auge, als schlechter Geschmack und prahlende Verschwendung, und es sieht aus, als habe ein reicher Mann der Kunst einen Possen spielen wollen. Weil der Besitzer Alexander heißt, ist nicht nur ein Zimmer mit den schon genannten Fresken aus dem Leben des Macedoniers geschmückt, sondern auch auf der Wand eines Nebengebäudes der Thorwaldsensche Triumphzug als Fries gemalt. Der Pferdestall ist im Innern gothisch verziert; wahrscheinlich der erste Versuch dieser Art, nicht bloß in Italien, wo die meisten Architekten sich gegen diese Ketzerei des barbarischen Mittelalters eng verbrüdert haben. Vielleicht ist's aber auch nur eine Malice von Seiten eines dieser angeblich klassischen Eiferer, welche die nordischen Formen in den Stall verwies. Ein offenes Amphitheater kann eine ziemliche Zahl von Zuschauern fassen. Der Platz vor dem Hause gewährt einen Blick auf die reizenden Sabinerberge: hier ergötzt und erquickt sich reichlich das Auge. Zu gleicher Zeit mit dieser Villa, welche große Summen Geldes kosten muß, läßt Don Aler. Torlonia seinen Pallast in Rom auf's Glänzendste ausbauen, und scheint durch diese Proben, die er von seinem Reichthum gibt, die Meinung bewahrheiten zu wollen, welche sein auf dem Todbette liegender Vater von ihm und von dem Nervus rerum hegte. Dieser nämlich liebte Alexandern, den jüngsten Sohn, am meisten, weil er in ihm allein das Talent zu erkennen glaubte, das von ihm gesammelte Vermögen zusammenzuhalten und zu mehren, was dieser auch ungeachtet seines Aufwandes gethan haben soll, wobei ihm freilich päbstliche Anleihen und neapolitanische Pachtungen nicht wenig geholfen haben mögen. „Mein Sohn," sagte der Alte (welcher sich keineswegs besonders gewählter und feiner Ausdrücke zu bedienen pflegte), „mein Testament ist gemacht. Dein Bruder Marino erhält Bracciano und wird Herzog; für deinen Bruder Carlo habe ich eine Commende gestiftet. Du, Alessandro, wirst weder Herzog noch Malteserritter; aber du bekommst die Bank, und kannst dem Herzog wie dem Commendatore in's Gesicht spucken. Rt.

Räthsel.

Hat Schiller der Glocke gehuldigt
In schön abwechselnden Weisen,
So bin ich auch leicht entschuldigt,
Heut ihre Schwester zu preisen.

Zwar ist sie parteiisch freilich,
Und meist nur Männern gewogen,
Auch ihnen nicht immer gedeihlich,
Denn manchen hat sie betrogen,

Hat manchen verlockt in Gefahren
Mit ihrem rauschenden Tone,
Wie dies viel Mütter erfahren,
Nachweinend gemordetem Sohne.

Doch weiß sie mit edelem Grimme
Manch sicheren Schläfer zu schrecken,
Und ohne Metall in der Stimme
Die faulen Schäfer zu wecken.

Wohl haßt sie lange Betrachtung
Und heißt die Prediger schweigen,
Vermag doch Todesverachtung
In der Brust des Mannes zu zeugen;

Führt ihn in die furchtbaren Sitze,
Wo Bässe des Todes brummen,
Macht durch ihn gräßlicher Blitze
Weithallende Donner verstummen.

Und tief im Herzen gespüret
Hat wohl ein Mann auch die Töne,
Wenn sie, vom Leide gerühret,
Dumpf klagt um die todten Söhne.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 187.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 7. August 1837.

Non in alia re damnosior quam in aedificando.

Sueton:
in Nerone.

Versailles.

Dem halb vergessenen Pallaste, bei dessen Erbauung mehr als Ein Nagel am Sarge der alten Monarchie geschlagen wurde, hat sich neuerdings die Aufmerksamkeit wieder zugewendet. Wir bitten, das Folgende als eine Einleitung zu einem Aufsatze zu betrachten, in dem ein anderer Korrespondent das Museum Louis Philippe vorzüglich in historischer Hinsicht besprechen wird.

* * *

Die große Landstraße von Paris nach Versailles läuft Anfangs zwei Lieues weit längs dem rechten Ufer der Seine hin, über welche bei Sèvres eine solide steinerne Brücke führt. Sie ist zu beiden Seiten mit bis an den Gipfel behauenen Hainbuchen besezt. Die Aussicht auf die Höhen von Meudon und die Hügel bei Saint Cloud, mit prächtigen Landhäusern bedeckt, die Getreide- und Gemüsefelder, welche das Ufer des Flusses begleiten, gewähren eine angenehme Unterhaltung. Und welche Erinnerungen weckt diese kurze Strecke Wegs! Das siebzehnte Jahrhundert mit seinem große Könige, mit seinen großen Feldherrn und Dichtern; das achtzehnte Jahrhundert mit seinem gottlosen Regenten, mit seinen nivellirenden Philosophen, Skeptikern, Freigeistern, Calembourgs und Orgien sind diese Straße gezogen. Jezt sieht man sich vergebens nach allen diesen Herrlichkeiten und Erbärmlichkeiten um; die Bäume, welche das Alles mit angesehen haben, sind stumm, sie geben keine Antwort.

Das Städtchen Sèvres, gerade auf der Hälfte des Wegs gelegen, ist unbedeutend; seine Lage am Abhang eines Hügels und am Eingang eines Thalgrundes bietet indessen einen ganz pittoresken Anblick dar. Sehenswerth ist daselbst die königliche Porzellanfabrik, welche für eine der reichsten in Europa gilt. Interessant ist besonders der große Saal, welcher die Muster aller der Vasen, Teller, Service und Statuen enthält, die seit der Gründung dieser Anstalt daselbst verfertigt worden. Oberhalb Sèvres bemerkt man links von der Straße große Steinbrüche, welche zum Theil in weitläuftige Keller umgeschaffen sind, von denen der sogenannte „Königekeller" der bekannteste und umfangreichste ist; seine Räume fassen über 15,000 Tonnen. Die Diligencen für Versailles, die sogenannten Gondoles, haben in Sèvres ein eigenes Bureau, wo man nach Belieben ein- und aussteigen kann. Wer daher in Sèvres seinen Ausflug nach Versailles unterbricht, um die Porzellanfabrik, den Park von Saint-Cloud oder die Terrasse von Belle-vue zu besuchen, findet immer wieder schnelle und wohlfeile Gelegenheit, seinen Weg nach Versailles fortzusetzen.

Digitized by Google

Verſailles wurde erſt im ſiebzehnten Jahrhundert in der Geſchichte bekannt, als der Cardinal Richelieu König von Frankreich und Ludwig XIII. Scepter- und Kronenträger war. Ludwig XIII. war ein großer Freund vom edlen Waidwerk, wie es alle Könige ſind, deren Miniſter regieren. Er kaufte daher im Jahr 1627 das Gütchen Verſailles und ließ daſelbſt einen kleinen Pavillon für ſeine Jagdvereine erbauen. Es dauerte nicht lange, ſo ließ er ſich dort ein ganzes Haus einrichten, da es ſich nicht wohl ſchickte, daß er, ſpät Abends von ſeinen Parforcejagden heimkehrend, mit den Frachtfuhrleuten in einem und demſelben Wirthshauſe ſchlief. Eine Windmühle und ein Wirthshaus waren der Anfang von Verſailles. Das Haus, welches der König hinzufügte, beſtand aus vier Pavillons, welche durch ein Hauptgebäude mit Arkaden und Galerien unter einander verbunden waren. Das Ganze muß eben nicht prächtig geweſen ſeyn; denn Baſſompierre nennt es verächtlich „das winzige Schlößlein von Verſailles,“ und Saint Simon bezeichnet es als „ein kleines Kartenhaus.“

Im Jahr 1661 beſchloß Ludwig XIV., des Aufenthalts im Schloſſe von Saint Germain überdrüſſig, ſeine Reſidenz nach Verſailles zu verlegen. Der ſtete Anblick der Thürme von der Stiftskirche in Saint Denis, unter welcher ſich die Gruft der Könige von Frankreich befindet, ſtörte den launenhaften Ludwig XIV. und brachte ihn auf den Gedanken, nach Verſailles zu ziehen. Wäre der große König ein Etymolog geweſen, ſo hätte er dieſen Plan ſchwerlich zur Ausführung gebracht, denn der Name Verſailles erinnert nicht weniger als die Thürme von Saint Denis an die Vergänglichkeit irdiſcher Dinge. Verſailles kommt her aus dem Mönchslatein des Mittelalters: Versalia oder Versaliae hieß eine in der dortigen Gegend befindliche Kapelle wegen der Lockerheit des Bodens, deſſen Flugſand jeder Windſtoß aufwühlte und noch heutzutage aufwühlt. Der Name des Orts iſt daher bezeichnend; das barbariſche Latein bei Seite geſezt, bedeutet Versalia etwas Bewegliches, Unbeſtändiges. Die Erfahrung hat dargethan, daß man dem Dinge ſeinen rechten Namen gegeben und daß das Terrain keineswegs geeignet war, einen Königsthron lange zu tragen. Ludwig XIV. hatte daher ſehr Unrecht, Verſailles zu ſeinem neuen Aufenthaltsorte zu wählen. Aber in Paris ſeine Reſidenz aufſchlagen, wollte er um keinen Preis; er haßte dieſe Stadt von Grund ſeines Herzens; er konnte es ihr nicht vergeſſen, daß er am heiligen Dreikönigsabend, während der Unruhen der Fronde, gezwungen war, aus ihr zu flüchten; die Menge der Einwohner, der Lärm einer unehrerbietigen Volksmaſſe ängſtigten ihn, und dann war er ſtets bemüht, das Königthum in einer geheimnißvollen Entfernung zu halten, damit es, gleichwie das Allerheiligſte, dem gemeinen Haufen unzugänglich bliebe. Ludwig XIV. beſaß den Stolz eines Titanen und den Muth eines Therſites; er wäre gern mit den Beinen ſeines großen Feldherrn Condé in den Himmel geklettert, und wenn er gekonnt, hätte er den Olymp wie die Pfalz verheert. So viel in ſeiner Gewalt ſtand, ſpielte er bei ſeinen Lebzeiten einen kleinen Gott, indem er für ſein Geld Dichter, Maler und Hofleute um ſich verſammelte, von welchen ihn die einen Phöbus nannten, die andern ſein Haupt mit einer himmliſchen Strahlenkrone umgaben und die lezten ihm unabläſſig Weihrauch ſtreuten. Leider hatte auch dieſer Halbgott an ſeinem Körper einen verwundbaren Fleck, ein wurmſtichiges menſchliches Zeichen, eine Achillesferſe.

Da er nun nicht ganz und gar Jupiter ſeyn und den ganzen Himmel für ſich in Beſchlag nehmen konnte, ſo mußte er ſich mit Verſailles begnügen. Ein Architekt von einigem Rufe, Levau, wurde beauftragt, das kleine Kartenſchloß Ludwigs XIII. zu erweitern; aber er hatte ſtrengen Befehl, das urſprüngliche Gebäude beizubehalten. Wenn daher das Verſailler Schloß heutzutage einen ſo häßlichen, wunderlichen Anblick gegen die Stadtſeite darbietet, ſo darf man deßwegen nicht den Baumeiſter anklagen. Der Nachfolger des erſten Architekten, der berühmte Manſard, konnte Ludwig XIV. durch keine Vorſtellung von dieſer Idee abbringen, und war daher genöthigt, ſein Genie in der glänzenden Façade gegen den Garten und die Froſchteiche zu bethätigen.

(Die Fortſezung folgt.)

Epiſoden aus Bojardos verliebtem Roland.

(Fortſetzung.)

Viel andre Klagen mehr noch ſtieß er aus,
Der würdige Baron, mit bangem Lallen.
Jezt riß er ſich den blanken Stahl heraus;
Schon hatt' ihn Todesblöſſe ganz befallen:
Nur noch den theuern Namen rief er aus,
Denn auf Tisbinens Namen wollt' er fallen.
Nennt' er nur ſie oft, deß war er gewiß,
Trüg ihn dies holde Wort in's Paradies.

Sie aber hatte ſchon genau verſtanden
Mit ihrem Freund des Ritters Mißgeſchick;
Irold, den ſeine Thränen übermannten,
Hielt vor Erbarmen ſich nicht mehr zurück:
Schon war er mit der Gattin einverſtanden,
Zu ſteuern dem unſeligen Geſchick,
Und ſo verbarg er ſich. Es that Tisbine,
Als wenn ſie dort von Ohngefähr erſchiene.

Digitized by Google

Als wenn ſie nie gehört, wie er ſie ſchalt,
Und grauſam hat genannt, ſtellt ſie ſich an;
Faſt wie beſtürzt, da ſie im grünen Wald
Ihn liegen ſah, hielt ſie ein wenig an,
Sprach dann zu ihm: Praſild, wenn noch nicht kalt
Die Liebe ward, die du mir kund gethan,
O ſo verlaß mich nicht in höchſten Nöthen,
Aus denen ſonſt mich Niemand kann erretten!

Und wär ich nicht zum Aeußerſten gedrängt
Von Sorgen, die mir Ehr' und Leib gefährden,
Nie hätt' ich ſolch ein Zutraun dir geſchenkt:
Denn mehr beſchämen kann uns nichts auf Erden,
Als den zu bitten, den wir erſt gekränkt.
Du liebteſt mich ſo heiß, und mich bekehrten
Nie deine Bitten zur Geſchmeidigkeit.
Doch will ich dir's vergelten mit der Zeit!

Bei meiner Ehre ſey dir dies verheißen,
Von Stund an zugeſchworen Lieb' und Treu,
Wofern du das thuſt, was ich dir muß heißen.
Nun hör' und laß dir grauſen nicht dabei.
Ein ſchöner Garten, deſſen Zaun von Eiſen,
Liegt drüben über'm Wald der Barbarei;
Da kann hinein man durch vier Thore wandern:
Wach hält am einen Leben, Tod am andern,

Am dritten Armuth, Reichthum ſchirmt das vierte.
Wer eingeht, muß zum Thor gradüber aus.
Im Mittelraum ragt eines Stammes Zierde,
Hoch wie ein Pfeilſchuß, in die Luft hinaus,
Deß Wunderreichthum Niemand glauben würde,
Denn Perlen nur entblühn ihm Strauß auf Strauß;
Den Schätzebaum benennt man dieſe Fichte,
Goldäſte hat ſie und ſmaragdne Früchte.

Von dieſer nun bedarf ich einen Aſt,
Denn ſonſt ſteht ſchweres Unglück mir bevor.
Nun werd' ich ſehn, ob du ſo lieb mich haſt,
Wie du, mein Freund, geſchmeichelt meinem Ohr.
Bringſt du mir aber dieſe goldne Laſt,
Lieb' ich dich mehr, als du mich je zuvor,
Und gebe für der Liebesproben beſte
Mich ganz zum Lohn dir hin, dies glaube feſte. —

Wie ſich Praſild, in ſolcher Sehnſuchtsgier,
Aus langem Tod zur Hoffnung hört beleben,
Sagt er, vor Liebesmuth verzweifacht ſchier,
Ihr unerſchrocken-Alles zu im Leben;
Denn eben ſo unfehlbar hätt' er ihr
Mond', Sonn' und Stern' und Himmel hingegeben;
Die ganze Luft und Erd' und Meereswogen,
Hätt' er ohn' Anſtand noch dazu verſprochen.

Und ungeſäumt macht er ſich auf den Weg,
Verläßt, die er ſo liebt, mit Luſt und Grame;
Im Pilgerhut und Mantel zog er weg. —
Wohl merkt ihr, daß Irold und ſeine Dame
Praſilden nur verſchickt nach jenem Fleck —
Meduſens Garten iſt noch heut' der Name —
Damit die lange Zeit ihm, wenn es glückte,
Tisbinen endlich aus den Sinnen rückte.

Und überdies, wenn er auch hin ſich fand,
War dieſe Dirn' Meduſa von der Art —
Sie, die am Baum der Schätze Schildwach ſtand —
Daß, wer ihr ſchönes Antlitz nur gewahrt,
Sofort vergaß, weßhalb er hingerannt;
Und wer ſie grüßet, ihr ſich offenbart,
Sie anrührt, mit ihr ſpricht, bei ihr geſeſſen,
Muß all ſein vorig Leben rein vergeſſen.

So zog er hin, von Hoffnung neu entglommen;
Nur Liebe war des Einſamen Geſpann.
Schon hat ſein Schiff das rothe Meer durchſchwommen,
Durchwandert war er ganz Egypten dann,
Und nun in das Gebirg' von Barka kommen;
Da traf er einen grauen Pilgersmann,
Mit dem er mancherlei Geſpräch gepflogen
Und ihm entdeckt, was ihn dorthin bewogen.

Der Alte ſprach zu ihm: Dein wahres Glück,
Daß wir uns Beide hie zu ſprechen trafen!
Doch laß nur alle Bangigkeit zurück;
Den goldnen Zweig will ich dir ſchon verſchaffen,
Haſt du nur in den Garten das Geſchick
Zu kommen; doch da gibt's noch viel zu ſchaffen:
Am Tod- und Lebensthor darf Niemand fußen,
Nur durch die Armuth kommt man zu Meduſen.

Von dieſem Weib kennſt du nicht die Hiſtorie,
Weil du mir nichts davon verrathen haſt.
Sie iſt es eben, die in ſtolzer Glorie
An jenem Funkelbaum ſchützt jeden Aſt.
Wer ſie nur anſieht, kommt um die Memorie,
Bleibt ſchüchtern ſtehn und wie verrathen faſt:
Doch ſieht ſie ſelbſt ihr Antlitz, dann vergißt ſie
Den Schatz, flieht aus dem Garten, und weg iſt ſie.

Zum Schild bedarfſt du einen Spiegel klar,
Worin die Dam' erblick' ihre Geberden;
Gehſt ohne Waffen, völlig nackt und baar,
Als der einhertritt auf der Armuth Fährten.
Und dieſes Thores Anblick iſt fürwahr
Weit greulicher als irgend was auf Erden,
Weil alle Noth ſich dort zuſammenrottet
Und, was noch ſchlimmer, Jeder wird verſpottet.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Niederrhein, Juli.

Leistungen der Düsseldorfer Akademie. Das Raczinskysche Werk.

Nach jeder Abwesenheit von Düsseldorf erfreut man sich auf's Neue der jungen Fortschritte, die das rege Leben und Treiben der Akademie zur Folge hat. Zeichner, Kupferstecher, Maler arbeiten wie die Bienen um die Wette, und was auch hinter dem Vorhange für kleine Kabalen, Kränkungen und Ueberhebungen statt haben mögen, das Publikum hat nur Vortheil davon, es hat nur die mehr oder minder gediehenen, sämmtlich aber einem wohlbearbeiteten Boden entsprossenen Blüthen und Früchte des Fleißes und der Begeisterung zu pflücken. Neben der Sonne, der Akademie, hat sich noch ein Mond, der ihre Strahlen auffängt, in der Kupferdruckerei des Herrn Schülchen gebildet. Man druckt in diesem Augenblicke ein Altarblatt nach Schadow, das im Jahr 1836 auf der Ausstellung zu sehen war. Der verkleinerte Maßstab hat der etwas kargen Composition wohlgethan, und die Aktionäre der Kunstakademie haben sich in diesem Blatte einer angenehmen Zierde ihrer Mappen zu erfreuen; ferner druckt man Reinecke's Album mit radirten Randzeichnungen der besten dortigen Künstler, die zum Theil sehr gelungen zu nennen sind. Stielke's Tod des Göz zur neuen Ausgabe von Goethe's Werken ist in vollendetem Stahlstiche von Steifensand fertig; Auerbachs Keller zu demselben Werke, nach einer phantasiereichen Zeichnung von Schrödter, wird jezt begonnen; aber das interessanteste Stück, das in diesem Augenblicke das Etablissement aufzuweisen hat, ist die große Hunnenschlacht von Kaulbach, nach einem Carton. Dies Blatt wird dem zweiten Theil des großen Raczinsky'schen Werkes über die Düsseldorfer Schule beigegeben werden. Idee und Composition sind kolossal, wie Dante's Dichtungen. Als die Hunnen und Römer so lange und mit solcher Wuth gegen einander gekämpft hatten, daß die Besten beider Heere gefallen waren, erhoben sich um die Mitternachtsstunde noch einmal die Geister der Erschlagenen, um einander mit neuem Grimm anzufallen. Dieser Augenblick ist gewählt. Den ganzen Vordergrund füllen eben Erstandene oder noch Schlafende, Weiber, Kinder, Krieger in schrecklicher Verwirrung; rechts vom Beschauer erheben sich, zum Theil noch mit geschlossenen Augen, wie eine Säule des Schreckens, die gespenstischen Hunnen in die Lüfte; oben an ihrer Spitze, und schon nach der Mitte zu, strebt der blutige Etzel, auf seinem Schilde von Sklaven getragen, nach dem römischen Feldherrn, der an der Spitze einer ähnlichen Säule, die von erstandenen Römern gebildet wird, ermattet, aber edel, von Genien getragen, dem Barbaren entgegensteht. Unter ihnen, und gleichsam den Baldachin des Bildes schließend, ist eine fürchterliche Gruppe von Mord- und Greuelthaten im blutigen Handgemenge. In der Mitte des Bildes bleibt ein weiter, lichter Raum offen, in dem das ferne, ruhige Rom und ein weiter Himmel sichtbar ist. Die Gruppe links im Vordergrunde, von eben im tiefsten Schmerze erwachenden Römerweibern, ist in der Zeichnung unübertrefflich, das ganze Werk erstaunenswerth, so daß es wohl manchem, nach gleicher Höhe strebenden Künstler schlaflose Nächte verursachen könnte; der Stich ist äußerst zart und rein, und wenn es nicht einzeln verkauft wird, so möchte dieses Blatt dem Raczinsky'schen Werke manchen Abnehmer gewinnen. Wie es nun überhaupt mit dem Absatze dieses kolossalen Werkes gehen wird, läßt sich nicht vorher berechnen; die Zeichnung und die Platte der Hunnenschlacht sollen allein 1800 Gulden gekostet haben. Man muß eben reich genug seyn, um alle enormen Auslagen eines so splendid angelegten Unternehmens ohne Hemmung bestreiten zu können, und das Vergnügen, es befördert zu haben, vielleicht mit 10.000 Thalern Schaden bezahlen wollen, um überhaupt darauf einzugehen. Graf Raczinsky's Idee und Wunsch war, die Düsseldorfer Kunstakademie im In- und Auslande bekannt zu machen; daher ist der Text französisch, obgleich es auch an einer deutschen Uebersetzung nicht fehlt. Nun ist es immer mißlich, wenn Dilettanten, auch die wohlmeinendsten und eifrigsten, sich an so große Unternehmungen wagen. Das Leben so vieler Maler interessant zu erzählen, ohne in Klatschereien zu gerathen, ist ohnehin schon schwierig; nun gar die Beurtheilung ihrer Werke, die gerecht, und doch auch den noch Lebenden mundgerecht seyn soll; es läßt sich nicht zweien Herren dienen. Was auf jeden Fall zu loben bleibt, ist die Ausstattung des Werkes, dem eilf zum Theil gelungene Kupferstiche aus der Düsseldorfer Schule, mehrere schön verzierte Initialen von der Frau des Professors Stielke, und endlich über hundert, theils schlechte, theils gute Holzschnitte der vorzüglichern Gemälde beigegeben sind. Die Kupfer sind folgende: 1) Christus und die vier Evangelisten von Hübner; obgleich von Keller gestochen, doch nicht unter die gelungenen Blätter zu rechnen. 2) Der Jeremias von Bendemann, gestochen von Felsing; ein Blatt, das sich überhaupt nicht zum Stiche eignet, weil es groß gesehen werden muß, um einen großen Eindruck zu machen. 3) Nach einer Handzeichnung von Lessing der Tod Friedrichs II. von Hohenstaufen, gezeichnet und gestochen von Keller. Der Kaiser sizt, ganz von vorne gesehen, in der Mitte; rechts vom Sterbenden sizt der Arzt, ein schöner, theilnehmender Kopf; eine Wärterin bespricht sich mit ihm; neben ihm kniet wahrscheinlich Enzio, sein natürlicher Sohn, König von Sardinien, den man im Profile sieht. Links vom Sterbenden steht ein Bischof und ein Chorknabe, ein anderer kniet ganz im Vordergrunde. Das ganze Bild rührt durch Wahrheit und Idealität, der Tod und der Schmerz erscheinen in ihrer erhabensten Gestalt. 4) Die thörigten und die klugen Jungfrauen, von Schadow, nach dem Carton von Keller gestochen; Schadow führt das große Oelbild in diesem Augenblicke aus, daher wird weiter unten davon die Rede seyn. 5) Schadows sehr ähnlicher Kopf, von Hübner gezeichnet. 6) Der Raub des Hylas, nach Sohn, gestochen von Mandel. Hylas, der schöne Sohn des Herakles, wird während der Argonautenfahrt, als er sich baden wollte, von den Nymphen in das Wasser des Flusses Askamos gezogen; drei Nymphen, halb aus dem Wasser hervorragend, und Hylas in der Mitte, bilden die Gruppe, der im Kupferstich gewiß nie volle Gerechtigkeit widerfahren kann; denn Sohn ist ein Virtuose in der Führung des Pinsels, in den weichen Tinten seines idealischen Nackten. 7) Mücke's auf Hellsdorf, dem Gute des Grafen Spee, in Fresko ausgeführte Demüthigung der bezwungenen Mailänder vor Friedrich I. (Barbarossa), gestochen von Thäter. 8) Stielke's Pilgrime in der Wüste, ein durch Steindruck bekanntes und mit Recht hoch geschäztes Bild. 9) Die fetten Jahre von Veith; eine schöne Mutter unter einem Palmbaume, ein Kind an der Brust, fünf andere mit vollen Fruchtkörben, Bienenstöcken und allen Attributen der Fülle um sie herum spielend; gestochen von C. Müller.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 188.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 8. Auguſt 1837.

— Haſt du wohl auf Kundſchaft dich begeben,
So ſteht das Glück dir bei mit ſeiner Kraft.
Torquato Taſſo.

Epiſoden aus Bojardos verliebtem Roland.

(Fortſetzung.)

Doch gegenüber, an der Ausgangsthür,
Siehſt du den Reichthum ſitzen in der Halle;
Zwar ſehr verhaßt, doch hält's ihm Keiner für,
Ihn kümmert's nicht, und er verachtet Alle.
Ein Stück des Zweiges mußt du opfern hier,
Sonſt läßt die Hoheit dich nicht aus der Falle,
Weil neben ihr die Habſucht dort ſich ſpreizt,
Die viel zwar hat, doch ſtets nach Mehrem geizt.

Praſild, des Gartens kundig nun, bedankte
Beim Pilger ſich, der dies ihm aufgethan,
Schritt unaufhaltſam durch die Wüſten, langte
Am ſchönen Hag in dreißig Tagen an,
Und da ihm nun vor gar nichts weiter bangte,
Fand er ſich leicht hin auf der Armuth Bahn;
Denn nie ſperrt man die Thür zu dem Aſyle,
Vielmehr „herein nur!“ rufen immer Viele.

Voll Büſch' und Blumen ſchien im grünen Lichte
Ein Paradies der Garten wunderſam.
Praſild trug einen Spiegel vor'm Geſichte,
Damit er nur nicht wahr Meduſen nahm,
Und traf im Gehn ſo auf ein Haar die Richte,
Daß glücklich er zum goldnen Baume kam.
Die Dam', am Stamm dort lehnend auf dem Hügel,
Erhob das Haupt und ſah ſich in dem Spiegel.

Darob ein groß Erſtaunen ſie befangen,
Weil ſie, was ſie nicht war, zu ſeyn ſich däucht,
Und ihr, ſtatt weiß und roſenrother Wangen,
Ein gräßlich Drachenhaupt der Spiegel zeigt.
Nun ſtand auf Flucht ihr einiges Verlangen,
Und durch die Luft entfloh ſie federleicht.
Kaum hört der edle Ritter ſie entſchlüpfen,
Thät er ſich ungeſäumt die Augen lüpfen,

Stieg auf den Baum ſodann, nachdem entſchwunden
Meduſa war, die arge Zauberin,
Die, vor ſich ſelbſt vom Schauder überwunden,
Die reiche Wurzel feig ihm gab dahin.
Bald war ein hoher Aſt dem Stamm entwunden,
Er ſprang herab mit hochzufriednem Sinn,
Und kam an's Thor, wo Reichthum Wache thut,
Der weder Tugend ſchätzt noch Edelmuth.

Ganz aus Magnet iſt dieſes Thor gegoſſen,
Und thut ſich ohne groß Geräuſch nicht auf;
Die meiſten Male findet man's verſchloſſen:
Mit Trug kommt Mancher hin und viel Geſchnauf.

Digitized by Google

Zuweilen zwar wird es noch aufgestoßen,
Doch dann muß viel Glück seyn mit deinem Lauf.
Prasilden damals öffnet' es sich leichte,
Weil er die Hälfte seines Astes zeigte.

Er säumt nicht länger, eilt sogleich von hinnen.
— Erwäg', ob er zufrieden war, o Herr! —
Nach Babylon zurück stand all sein Sinnen,
Ein Tag wie hundert dünket ihm nunmehr.
Durch Nubien reiset er, Zeit zu gewinnen,
Beschifft mit günst'gem Wind Arabiens Meer,
Und eilet Tag und Nacht so förderſam,
Bis eines Morgens er nach Babel kam.

Da ließ der Dam' er wissen im Vertrauen,
Wie ihrem Auftrag er entsprochen voll,
Und daß sie, um den schönen Zweig zu schauen,
Nur Ort und Stunde selbst bestimmen woll';
Ermahnt sie auch, nun müss' er darauf bauen,
Daß sie ihr Wort ihm halte, wie sie soll,
Und wollte sie sich dessen gar entsagen,
Sey sie gewiß, ihn in den Tod zu jagen.

Da überfiel, als sie die Post vernommen,
Tisbinen ungeheurer Gram und Pein:
Auf's Lager hin wirft sie sich angstbeklommen,
Zerweint sich Tag und Nacht die Aeugelein.
Ach weh mir! sprach sie, daß zur Welt ich kommen,
Daß in der Wieg' ich nicht gestorben klein!
Muß jeder Schmerz im Tod doch von uns fallen,
Nur meiner nicht, der einzig ist von allen.

Denn tödt' ich mich und brech' ihm so mein Wort,
Damit wird nicht verborgen mein Vergehen.
Ha, welch ein Thor nun leugnet noch hinfort,
Daß Liebe Alles, Alles kann bestehen?
Ihr dienen Erd' und Himmel, Süd und Nord;
Verstand und Muth, von ihr aus muß es gehen.
Prasilden hat Medusa nicht behalten!
Wer hätt' es je für möglich nur gehalten?

Armer Irold, was wirst du machen nun,
Wenn du verloren hast deine Tisbine?
Wiewohl, auf dein Geheiß mußt' ich es thun,
Du selber grubest unsers Unglücks Mine.
O Jammer, daß ich sprach! Konnt' ich nicht ruhn,
Nicht diese Zunge mir, die überkühne,
Im Mund verstecken, nicht das Wort ertödten,
Das ihm versprach, wovor wir nun erröthen? —

Es hatt' Irold ein jedes Wort vernommen,
Das auf dem Bett die junge Frau geklagt.
Da unvermuthet er hinzugekommen,
Verstand er alles wohl, was sie gesagt.
Stillschweigend hatt' er Platz bei ihr genommen,
Faßt in den Arm, an's Herz sie; es versagt
Die Stimm' in der Umarmung ihnen Beiden,
Und meinen, so umschlungen, zu verscheiden.

Sie schienen wie ein Eis im Sonnenbrand,
So füllten ihre Augen sich mit Zähren;
Ein jeder Laut auf ihren Lippen schwand;
Doch endlich ließ Irold die Worte hören:
Das Bitterste, was je mein Herz empfand,
Ist, daß mein Unglück deine Ruh muß stören,
Da mir das Schicksal nichts kann thun zu Leide,
Das mir verhaßt wär', wenn es dich erfreute.

Nun aber weißt du wohl, mein süßes Herz,
Du, deren Scharfsinn jegliches ergründet,
Daß auf der Welt so schrecklich ist kein Schmerz,
Als wenn sich Eifersucht zur Liebe findet.
Mein Unstern wollte, daß ich selbst, im Scherz,
Mir dieser Qualen Fackel angezündet;
Ich trieb allein dich an zu dem Versprechen,
So laß mein Herz allein auch dafür brechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Versailles.

(Fortsetzung.)

Die Mauerarbeiten begannen im Jahr 1661 und wurden erst im Jahr 1688 vollendet. Die innere Ausschmückung wurde den berühmtesten Künstlern der Zeit anvertraut; Charles Lebrün zeichnete auf den Plafonds die allegorische Geschichte Ludwigs XIV. von seiner Majorennität an bis zum Frieden von Nimwegen im Jahr 1678. Coysevox entwarf die Modelle der zahlreichen Gruppen, welche von den Gebrüdern Kaller, von Audry und Roger gegossen wurden. Girarden führte nach einer Zeichnung Perrault's die berühmte Marmorgruppe der Bäder Apollos aus; Pujet endlich beurkundete die Kraft seines Genies im Vestibul. So wurde das Schloß in 27 Jahren zu Stande gebracht; es kostete 187,078,537 Franken 13 Sous und 2 Deniers. Davon kamen auf die Hauptarbeiten 112,000,000 Fr., Tischlerarbeiten 5,107,376 Fr., Dachbedeckung 1,137,559 Fr., Blei 9,116,151 Fr., Fensterscheiben 601,757 Fr., Spiegel 445,262 Fr., Malereien und Vergoldungen 3,352,573 Fr., Bildhauerarbeiten 5,392,110 Fr., Marmorbekleidungen 10,087,004 Fr., Gold- und Silberstoffe 2,151,316 Fr., Silbergeräthschaften

Digitized by Google

6,491,518 Fr., Kryſtalle und Agathe 1,112,158 Fr., Honorare für die Architekten 2,000,000 Fr.

Nachdem das Schloß fertig war, mußte man nothwendig einen Garten haben. André Lenotre entwarf den Plan dazu, welcher raſch ausgeführt ward. Als der Garten mit ſeinen langen Laubgängen, ſeinen zahlreichen Statuen, ſeinen träumeriſchen Bosquets, ſeinen maleriſchen Baumgruppen und ſeinen weiten Baſſins fertig war, fehlte das Waſſer. Wie kann man Waſſer nach Verſailles ſchaffen? Die Künſtler haben Schloß und Garten vollendet, jezt kommt die Reihe an die Ingenieurs. Ludwig XIV. befiehlt ihnen, Waſſer für ſeine Gärten zu ſuchen. Verſailles iſt ein Sandberg, ein dürrer, verbrannter, zerreiblicher Boden, welchen der geringſte Windſtoß aufregt; weit und breit in der Runde keine Quelle. Was liegt daran? Der König will Waſſer in Verſailles haben, um ſeine Faunen zu erfriſchen! Sucht, Archimede, erfindet die Maſchine von Marly! Man verändere den Lauf der Flüſſe, man ſteche Kanäle; Waſſer, Waſſer für die Froſchkönigin, welche vor Durſt ſtirbt, Waſſer für Neptun, welcher ſchwizt wie ein Cyclop, Waſſer für die Drachen, die Sphinxe und übrigen Beſtien, welche im Staub ſchwimmen und ein Sonnenbad nehmen, wie die neapolitaniſchen Lazzaronis. Durch Menſchenopfer bekam Verſailles Waſſer. „Ludwig XIV.," ſagt Saint-Simon in ſeinen Memoiren, „tyranniſirte ſogar die Natur." Der Pariſer Spießbürger, welcher am Philippstage nach Verſailles geht, um die großen und kleinen Waſſer ſpringen zu ſehen, ahnet nicht, welch ungeheure Summe dieſes königliche Vergnügen ſeinen Vätern gekoſtet hat: eine Milliarde Franken und das Leben von mehr denn 15,000 Menſchen. Die Thorheit Ludwigs XIV. ging ſo weit, daß er das Flußbett der Eure, welche nahe bei Chartres fließt, verändern wollte. Mademoiſelle Scuderp beſang bei dieſer Gelegenheit den Cyrus, der den Lauf des Euphrat umwendet. Die franzöſiſche Infanterie, welche gerade bei Maintenon lagerte und nach einem eben beendeten Feldzuge einer unter Ludwig XIV. ſeltenen Friedensruhe genoß, wurde zu dieſen babyloniſchen Arbeiten verwendet. Dangeau berichtet, daß im Jahr 1685 beſtändig 35,000 Menſchen und 6000 Pferde Tag und Nacht für die Waſſerwerke von Verſailles arbeiteten. Die Beſchwerden dieſer für die Soldaten ungewohnten Arbeit, die giftigen Dünſte, welche das friſch aufgegrabene Erdreich verbreitete, tödteten mehr Sieger von Rocroi als das Schwert der Kaiſerlichen. Die Hälfte der Menſchen ſtarb in Folge von übermäßigen Anſtrengungen; aber dieſe Inconvenienz, ſagt Madame de Lafayette, ſchien nicht der Beachtung werth, da Frankreich Frieden hatte und keinen Feind zu fürchten brauchte. Madame Maintenon und der Miniſter Louvois verboten bei ſtrenger Strafe, von den Kranken und Todten in der Stadt und im Heere zu ſprechen. Frau von Sévigné zählte ganze Wagen voll Leichen, und ihrer Beſchreibung nach muß es damals in Verſailles an Särgen und Leichenwagen gefehlt haben, wie in Paris zur Zeit der Cholera.

Als Schloß und Garten fertig waren, wollte der König eine Stadt um Schloß und Garten herum haben. Um die Bauten zu beſchleunigen, befahl Ludwig XIV., daß die neuen Häuſer in Verſailles eine gewiſſe Reihe von Jahren ſteuerfrei ſeyn ſollten. Da aber die Vorderſeite ſeines Schloſſes früher aus einfachen Ziegelſteinen gebaut war, ſo fürchtete er, von ſeinen Nachbarn und Unterthanen verdunkelt zu werden, und verbot daher, die neuen Häuſer in Quaderſteinen aufzuführen; es war jedoch erlaubt, die Backſteine mit einem Gipsbewurf zu überſtreichen, der den edlen Stein der nördlichen Façade des königlichen Schloſſes nachahmte. Die neue Stadt erhob ſich binnen kurzer Zeit; bauen hieß damals ſchmeicheln, und wer ſchmeichelt nicht einem mächtigen, angebeteten Könige?

Nachdem Schloß, Garten und Stadt vollendet, mußte man nothwendig ein Landhaus, ein Luſtſchloß haben, und auf Befehl Ludwigs XIV. wurde Trianon gebaut. Der Bau von Trianon war Urſache eines großen Kriegs, welcher dem Alter Ludwigs XIV. den Ruhm und die Eroberungen raubte, womit Condé und Türenne ſeine erſten Regierungsjahre verherrlicht. Eines Tags begleitete Louvois, welcher, nach Colbert, als erſter Miniſter die Oberaufſicht über die königlichen Gebäude führte, den König, der die Arbeiten von Trianon in Augenſchein nehmen wollte. Ludwig XIV. bemerkte, daß ein Fenſter ſchmäler war, als die übrigen, und ſagte es Louvois; dieſer gab es nicht zu und widerſprach dem Könige, der auf ſeiner Meinung beſtand. Des Streitens endlich müde, ließ Ludwig XIV. einen Schiedsrichter, den berühmten Lenotre, herbeirufen; derſelbe maß die Fenſteröffnungen, und es fand ſich, daß der König Recht hatte. Durch den Widerſpruch des Miniſters aufgebracht, behandelte er denſelben, in Gegenwart der Arbeiter, etwas hart. Der hochfahrende Louvois, durch dieſe Demüthigung tief gekränkt, mußte die Wuth in ſeinem Innern verſchließen, bis er ihr bei ſeinen Vertrauten, den beiden Colbert, Villecerf und Saint-Pouange, Tilladet und Nogent, Luft machen konnte: „Ich bin verloren," rief er aus, „wenn ich einen Menſchen nicht zu beſchäftigen weiß, der ſich über Armſeligkeiten ereifert. Nur der Krieg kann ihn von ſeinem Bauweſen abbringen; und bei Gott, er ſoll ihn haben, weil er oder ich ihn brauchen!" Louvois hielt Wort; er verwickelte den König in endloſe, ſchreckliche Kriege, welche Europa mit Verwüſtung erfüllten und Frankreich an den Rand des Verderbens brachten.

In den lezten Regierungsjahren Ludwigs XIV. verſtummten die fröhlichen Feſte, Turniere und Luſtſpiele im

Digitized by Google

Schloß von Versailles. Die reizende Lavallière, die schöne Montespan und so viele andere schöne Frauen und Mädchen trauern, die Wittwe Scarron herrscht; jene Esther, welche die Vasthi aus dem Lager des Ahasverus verdrängt, will keine Feste mehr. Das Schloß von Versailles wird traurig und einsam wie ein Kloster; der Pater Letellier und der Pater Lachaise säuberten mit ihren langen schwarzen Roben den Fußboden, welchen die seidenen Schleppkleider der königlichen Maitressen besudelt. Der Maintenon zu Gefallen wird das Edikt von Nantes zurückgenommen, gleichwie man ehemals, der Lavallière zu lieb, das Flußbett der Eure hatte verändern wollen. Die Dragonaden kosteten Frankreich noch mehr Blut, als die Wasserwerke des Versailler Parks. Der große König drückte endlich die Augen zu, die sich so lange an dem Glanze weltlicher Macht geweidet; er starb, verwünscht von seinem Volke, verlassen von seinen Freunden und Verwandten; einige Priester begleiteten seinen Sarg mit Leichengesängen nach Saint Denis, während die Luft rings umher von dem Jauchzen und Jubeln der Menge erfüllt war.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Niederrhein, Juli.

(Fortsetzung.)

Das Racinskysche Werk. Lessing. Vendemann.

10) Die schlafenden Prinzen nach Hildebrand; dieses anziehende, tief in die Seele dringende Bild ist gänzlich im Stiche verfehlt; der jüngste Knabe ist einer Spinne nicht unähnlich, während auf dem Originale die lautere Natur zum Herzen spricht; die Stoffe, die meisterhaft ausgeführt sind, fließen hier eipsörmig ineinander. Auch die Lithographie dieses Gemäldes ist keineswegs gelungen zu nennen. Möchte sich zum allgemeinen Besten ein geschickter Kupferstecher daran wagen, um den Genuß dieses Meisterstücks zu vervielfältigen! 11) Die durchaus im Stich verfehlte Aula von Bonn nach Götzenberger; mit diesem „im Stich verfehlt“ will ich keineswegs sagen, daß das Original gelungen sey; aber hier erscheint es in noch unvortheilhafterer Gestalt, und man muß den Teufel nicht schwärzer machen, als er ist. — Aus dieser Darlegung wird es leicht erhellen, daß der Preis von 20 Thlrn. für die Kupferstiche allein keineswegs zu hoch wäre, und auch aus dem Text läßt sich doch allerlei Interessantes lernen und herauslesen.

Auf der Akademie ist nicht so viel Bedeutendes in diesem Augenblicke, als z. B. im vorigen Jahr um diese Zeit; doch wird sich aus folgendem Bericht ersehen lassen, daß sie keineswegs leer ist. Lessing hat drei ziemlich große Landschaften beinahe vollendet im Atelier stehen; eine davon stellt einen See, mit steilen Bergen und Felsen umgeben, dar; es hat eben geregnet, der Himmel ist höchst effektvoll, hinter einer dicken Wolke will eben die Sonne grell hervorbrechen, sie bescheint einen steilen, mit glänzendem Grün überzogenen Felsen rechts im Vordergrunde, auf dem ein Hüttchen mit kräuselndem leichten Rauch beweist, daß Menschen diese schöne Gegend bewohnen; ein anderer heller Sonnenblick fällt in den ruhigen See, dessen Spiegel mir nicht so natürlich scheint, als der Rest der Landschaft. Die zweite stellt eine Waldpartie mit Durchblicken in eine felsenreiche Ferne dar; in einer kolossalen Eiche im Vordergrunde ist ein Marienbildchen eingelassen, vor dem ein vornehmer Herr in polnischer Tracht und seine jugendliche, aber doch frauenhafte Gattin knien; zwei Pferde, das eine mit einem Männer-, das andere mit einem Frauensattel, stehen ruhig im Vordergrunde. Wie bei allen Lessingschen Bildern, kann man sich auch bei diesem eine ganze Geschichte denken, und doch ist es reine Landschaft und die Figuren sind bloß Staffage. Aber das dritte Bild ist unübertrefflich schön. Zwei nicht hohe Felsenabhänge im Vordergrunde lassen den Durchblick nach einem, auf hohem Hügel gelegenen Klostergebäude offen; jenseits des Klosters ist ein Fluß, dessen anderes Ufer auch bergigt und romantisch ist. Den einen der gegenüberliegenden Berge krönt eine Ruine, die verfallen ist, während das Kloster noch unversehrt dasteht; hinter diesem hohen Flußufer zieht sich eine reiche Ferne duftig und weit zurück; über dieser mannichfaltigen Landschaft erhebt sich unter Wolken blutigroth am Himmelssaume der Mond, während die Sonne, die außer dem Bilde, links vom Beschauer, untergeht, die ganze Landschaft mit ihren letzten, glühendsten Strahlen erleuchtet. Ganz im Vordergrunde gehen zwei Mönche im Schatten eines Hohlweges dem Kloster zu. „Gott weiß es,“ sagte ich zu einem klugen Manne, der mit mir ging, „warum der erzprotestantische Lessing immer Mönche als Staffage nimmt.“ — „Er will die Vorzeit damit bezeichnen,“ erwiderte mein Begleiter; „seine Landschaften, obgleich die Natur sich gleich bleibt, haben dennoch einen Charakter der Vergangenheit, in den diese poetischen Figuren wohl passen; wollte man die Gegenwart bezeichnen, müßte man einen Dampfschornstein unter grünen Bäumen hervorblicken lassen.“ Lessing arbeitet unglaublich schnell; er ist darin fast allen andern Malern überlegen, die überhaupt sein hervorstechendes Talent mit liebenswürdiger Neidlosigkeit anerkennen. Vendemann hat einen Carton in Arbeit für ein Freskogemälde, das er im Hause seiner Eltern in Berlin ausführen will: die vier freien Künste, vier schöne Frauengestalten mit ihren Attributen, schöpfen am Brunnen der Poesie, die, als ein junger Mann dargestellt, ihre befruchtenden Wasser gerne preis gibt; die Figuren sind lebensgroß. Hübner ist mit einem großen Hiob ziemlich weit vorgerückt; die Figuren sind über Lebensgröße. Es thut mir immer leid, wenn ich über Bilder dieser Art, deren Verdienste gar nicht zu leugnen sind, etwas sagen muß; denn der Gegenstand ist zu unangenehm: ein nackter, abgemagerter Mann, eine Gesellschaft tödtlich langweiliger Freunde, die seine Leiden nur vermehren können, das ist Alles; es ist ein Leben ohne Jugend und Anmuth, wie in dem ganzen traurigen Buche Hiob; und doch sind alle Köpfe charakteristisch und alle Figuren rein gezeichnet. Ein „Ecce homo“ von Hübner steht fertig da und ist schön; nur leidet er an demselben Gebrechen, ein trauriger Gegenstand zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 9. August 1837.

Jeder Deutsche hat einen natürlichen Widerwillen gegen Versailles, und sieht in ihm das Denkmal der Maitressenwirthschaft und des Despotismus, welcher leider auch in Deutschland doppelt verunglückte Nachahmungen gefunden hat, indem auch die unzweckmäßigsten Lagen für die ärmlich zusammengebetteten neuen Residenzen ausgewählt wurden.

....r.
Paris im Jahr 1836.

Versailles.

(Beschluß.)

Während der Regentschaft feierte Versailles; das Palais-royal erbte den Hof und die Orgien, welche nach dem Tode des großen Königs und der Madame Maintenon nur desto frecher wieder auflebten. Ludwig XV. gab Versailles den Glanz des Königthums wieder. Versailles wurde der Schauplatz zügelloser Ausschweifungen. Ludwig XV. hatte so viele Maitressen, daß er für sie die petits appartements erfand, welche während seiner ganzen Regierungszeit eine so große Rolle spielten. Er verdoppelte das Schloß von Versailles, indem er die großen Salons horizontal theilen und überall Boudoirs einrichten ließ. Der Adel, welcher unter Ludwig XIV. Paläste baute, ließ unter Ludwig XV. petites maisons bauen, um dem Könige zu schmeicheln. Die Ausschweifung nahm fortwährend zu und fand bald das unermeßliche Schloß von Versailles und Trianon zu enge; unter der Regierung der Dubarry wurden neue Succursalen eingerichtet, von denen der Hirschpark am berüchtigtsten geworden ist.

Endlich wurde der Skandal in Versailles so öffentlich und arg, daß man es nach der Heirath des Dauphin höchst dringend fand, die junge österreichische Prinzessin von diesem Orte der Schande zu entfernen. Kleintrianon wurde eingerichtet, wo die Neuvermählten ihre Flitterwochen zubringen sollten; man baute ihnen einen Schauspielsaal, aber man vergaß die Kapelle; das Jahrhundert war durchaus unchristlich und Voltaire wurde damals als Gott verehrt. Man umgab Kleintrianon mit herrlichen Gärten, welche nach ganz andern Regeln als die von Versailles angelegt waren. Die Kunst hatte sich mit der Zeit geändert. Ihre Schöpfungen unter Ludwig XV. bezeichnen den Despotenwillen, welcher das ganze siebzehnte Jahrhundert dominirte. Die Tragödien und die Gartenanlagen waren, wie alles Uebrige, derselben Hierarchie unterworfen, die Parterres von Lenotre waren, gleichwie die Stücke Racines, nach der Schnur gezogen; Literatur und Architektur beugten sich unter den Gesetzen eines despotischen Winkelmaßes. Im achtzehnten Jahrhundert dagegen erhielt die königliche Macht bereits an der Philosophie eine gefährliche Nebenbuhlerin. Voltaire herrschte über eben so viele Unterthanen als Ludwig XVI., und Rousseau hatte mehr Gläubige als der Pabst. Voltaire, der unversöhnliche Feind aller religiösen Vorurtheile, Rousseau, der begeisterte Freund der Natur, übten über die Geister eine moralische Herrschaft, deren Einflusse der Hof zu allererst unterlag. Die Hofdamen Ludwigs XV. waren durch die Lectüre Emils bewogen worden, ihre Kinder selbst zu säugen, selbst auf die Gefahr hin, ihrer Schönheit

Digitized by Google

wesentlich zu schaden. Ein Neuerungsfieber hatte sich der ganzen Gesellschaft bemächtigt; die Tragödien wurden von dem Drama verdrängt; die französische Gartenkunst Lenotres mußte der englischen weichen. Der Garten von Kleintrianon ist ganz im englischen Geschmacke eingerichtet; verschwunden sind die langen, geraden Alleen, die mythologischen Statuen, die beschnittenen Hecken; dafür sieht man Felsen, Bäche und Baumgruppen, welche nach allen Seiten hin ihre schattigen Zweige breiten. Um die Natur noch täuschender nachzuahmen, erbaute man in dem Garten ein ganzes Dorf, welches man heutzutage noch sieht: ein Pfarrhaus, einen Kirchthurm, einen herrschaftlichen Taubenschlag und hie und da einzelnstehende Bauernhütten. Eines von diesen Häusern enthielt die Schweizerei Marie Antoinettens, welche bekanntlich an idyllischen Beschäftigungen große Freude hatte.

Die französische Revolution zwang das Königthum, seine Residenz nach Paris zu verlegen. Während der Republik stand das Schloß in Versailles leer und unbewohnt; das souveräne Volk hielt seinen Hof im Pariser Stadthause und die damalige exekutive Gewalt, Robespierre, wohnte in keinem Pallast, sondern im dritten Stock eines Privathauses in der Rue Saint-Honoré. Napoleon ließ Versailles ganz modern einrichten und ganz neu möbliren; er selbst pflegte in Großtrianon zu wohnen, wo er eine ausgesuchte Bibliothek von den besten Werken in allen neuern europäischen Sprachen angelegt hatte. Kleintrianon war der Lieblingsaufenthalt Marie Louisens; hier empfing sie auch im Jahr 1814 ihren Vater, bei welchem Besuche ihre Abreise nach Wien beschlossen wurde. Die Restauration, obschon eine Freundin der alten, zu Grunde gegangenen Monarchie, mochte doch nicht in Versailles hausen, eines Theils wegen der beträchtlichen Kosten, die der Aufenthalt des Hofes daselbst veranlaßt hätte, andern Theils wegen der entschieden antiroyalistischen Gesinnung der Stadteinwohner, welche sich entweder zum Bonapartismus, oder zum Liberalismus hinneigten.

Die Stadt ist entsetzlich öde und stille; ihre Traurigkeit ist sprichwörtlich geworden. Man braucht nur ein einziges Mal ihre todten Straßen und Plätze zu besuchen, um sich zu überzeugen, daß das keine Stadt mehr ist. Das Gras wächst auf dem Schloßplatze; ein Dutzend einsamer Spaziergänger, Gruppen von gemeinen Soldaten, Wagen von Paris kommend und nach Paris fahrend, beleben allein die prächtige Avenue, welche einst elegante Equipagen und der Glanz des Hofes erfüllten. Versailles ist heutiges Tags so ziemlich wieder das, was es in den ersten Zeiten seines Ursprungs und nach dem Tode Ludwigs XVI. war, nämlich ein Wirthshaus und ein Mausoleum. Man stelle sich eine Schildkröte vor, welche aus ihrem Schilderhause hervorgekrochen ist. Als die Schildkröte es bewohnte, war das Schilderhaus ohnehin schon nicht allzu belebt; wie muß es daher jezt erst aussehen, da es ganz leer steht? Versailles ist ein zu langer und weiter Königsmantel, der weder zur Taille des Kaiserreichs, noch der Restauration passen wollte, und keiner Taille mehr paßt; es ist eine Stadt, welche mit der Garderobe Ludwigs XIV. an den Nagel gehängt ist. Es mag seyn, daß die neue Eisenbahn von Paris nach Versailles der Stadt ein regeres Leben leiht und viele Besucher zuführt; denn der kleinste Spießbürger kann dann schneller nach Versailles kommen, als der große König mit seinen acht Pferden im angestrengten Galopp. Wahrscheinlich wird dieser neue Zudrang von Fremden den Familien unangenehm seyn, welche Versailles zu ihrem Aufenthalte gewählt haben, weil ihnen Paris zu theuer oder zu lärmend, aber immer doch noch so an's Herz gewachsen ist, daß sie nicht gern zu weit davon entfernt wohnen möchten. Man glaube übrigens ja nicht, daß ein Einzelner wohlfeiler in Versailles lebt; die Lebensmittel in Versailles und der ganzen Umgegend von Paris sind eben so theuer als in Paris selbst, und die Restaurans und Gasthöfe sogar noch theurer. Was man etwa an Miethe erspart, wird durch Fahrkosten hinlänglich wieder aufgewogen; die einzigen Vortheile, welche der Aufenthalt in Versailles oder in der Umgegend gewährt, sind frischere Luft und besseres Trinkwasser, namentlich in Ville d'Avray, ein Viertelstündchen von Versailles, in einer reizenden Thalschlucht gelegen, deren Abhänge mit herrlichen Landhäusern besät sind. Der Hof von Versailles brauchte täglich eine Tonne Trinkwasser, welches aus der Quelle in Ville d'Avray geschöpft wurde.

Das sind die verschiedenen Phasen des Schlosses von Versailles von 1627 bis auf die neueste Zeit. Die gegenwärtige französische Regierung hat darin mit unglaublichen Kosten ein Nationalmuseum angelegt, welches den größten Theil des Schlosses einnimmt und in Möbeln, Statuen, Bildern, Geräthschaften und Anordnung die verschiedenen Epochen der französischen Geschichte darstellt. Louis Philipp hat in eigener Person die Arbeiten dieses Museums beschleunigt und keine Mühe gespart, um seine Absichten so bald als möglich verwirklicht zu sehen. Sechs Jahre lang waren mehrere hundert Arbeiter unablässig im Schlosse beschäftigt und die beiden lezten Ausstellungen enthielten über 300 Gemälde und Statuen, welche von der Regierung für das Versailler Museum bestellt waren. Endlich sah man fast das ganze Jahr hindurch auf der Chaussee von Versailles große Leiterwagen, welche Bettstellen, Büsten, Statuen, Standuhren, Spiegel, Gemälde, Tapeten, Teppiche u. s. w. transportirten. Die feierliche Einweihung des Museums hat bekanntlich am 10ten Juni vor einer glänzenden Versammlung Statt gefunden, und jezt ist es dem Publikum an gewissen Tagen in der Woche geöffnet.

Digitized by Google

Episoden aus Bojardos verliebtem Roland.

(Fortsetzung.)

Die Strafe zahlen muß ich lediglich,
Der wider Willen dich zur Schuld gezogen.
Bei deinen klaren Wangen fleh' ich dich,
Bei aller Liebe, die wir einst gepflogen,
Halt ihm dein Wort fest, unabänderlich!
Sein voller Lohn, er werd' ihm zugewogen
Für alle Müh' und große Fahr und Noth,
In die Prasild sich wagt' auf dein Gebot.

Nur bis ich todt bin, woll' es noch verschieben,
Was länger nicht mehr währt als diesen Tag.
Mag mich das Schicksal wie es will betrüben,
Lebendig nie ertrüg' ich solche Schmach;
Den Trost brauch' ich noch in der Hölle drüben:
Daß ich allein so holde Blume brach.
Doch hör' ich dann noch, daß man dich mir stahl,
Sterb' ich, wenn's möglich ist, zum zweiten Mal.

Wohl länger noch hätt' er so klagen müssen,
Doch großer Schmerz beraubt des Wortes ihn;
Starr, fühllos sank er nieder in die Kissen,
Als wollt' ihm aus der Brust das Herz entfliehn.
Tisbina war nicht minder gramzerrissen,
Vom Angesicht schwand alle Farb' ihr hin;
Doch da sein Auge hing am Blick der Schönen,
Antwortet sie ihm so mit bangem Stöhnen:

So meinst du, undankbar so vielen Proben,
Daß ich dich jemals überleben könnte?
Ist deine Lieb' und Alles denn zerstoben,
Was du so oft mir schwurst in meine Hände:
Daß dich kein Himmel halten könnte droben,
Nicht alle neun, wenn man von mir dich trennte?
Nun willst du gar zur Hölle, willst erblassen,
Und mich in ew'gem Gram auf Erden lassen?

Dein war, dein bin ich noch, mag ich nun leben,
Mag sterben, ewig, ewig bleib ich dein.
Ist Todten fortzulieben nur gegeben,
Schläft dies Gedächtniß nicht auf immer ein,
Soll man nie sagen können noch erleben,
Daß ohn' Irold Tisbina könnte seyn.
Nein! um dein Sterben siehst du mich nicht bänger:
Denn leben mag alsdann auch ich nicht länger.

So lang zu zögern, will ich zugestehn,
Bis ich Prasilden halte mein Versprechen,
Dies bitt're Wort, an dem wir untergehn.
Dann werd' ich selbst vom Leben frei mich sprechen.
Dort drüben werden wir uns wiedersehn,
Und in Ein Grab wird man mich zu dir legen.
So bitt' ich dich, und fleh' nur dies von dir:
Stirb Eines Todes auch vereint mit mir!

Und dies kann ein gelindes Gift verrichten,
Durch Kunst so wohl gemischt, daß ohne Spur
Es unser Leben wird zugleich vernichten,
Wozu die Zeit bestimmt sey bis fünf Uhr.
Bis dahin lös' ich auch all' meine Pflichten
Und jedes Wort, das ich Prasilden schwur;
Dann soll ein sanfter Tod von allem Bösen,
Das thörigt wir verschuldet, uns erlösen. —

So halten jene treuen, leidensvollen
Gefährten sich auf ihren Tod gefaßt.
Sie schmiegen Wang' an Wang', und heißer rollen
Jezt ihre Thränen, als im Anfang fast;
Nicht wissen sie, wie sie sich trennen sollen.
Doch während sie so fest sich noch umfaßt,
Da schickt zuerst Tisbina, todeskühner,
Nach Gift zu einem alten Mediziner,

Der ohne weit're Frag', ohn' umzublicken,
Den Mischtrank, wie man ihn gefordert, gab.
Lang schaut Irold ihn an mit starren Blicken,
Sprach dann: wohlan! kein Rath ist als das Grab,
Die jammervolle Seele zu entstricken:
Da läßt des Schicksals Tücke von mir ab,
Denn Todes Macht muß über Alles siegen.
So soll uns jener stolze Feind erliegen! —

Nachdem er zuversichtlich, ohne Stocken
Den gift'gen Saft zur Hälfte nun geleert,
Reicht' er Tisbinen ihn bang und erschrocken. —
Sein eigner Tod schien keiner Sorg' ihm werth,
Sie aber wagt er nicht hinabzulocken —
Und so, die feuchten Augen abgekehrt,
Bot er den Becher ihr, und sah zur Erde,
Und meint, daß er schon jezt verscheiden werde.

Zwar nicht am Gift verscheiden, nein, vor Schmerz,
Daß zu der Neig' ein andrer Mund sich fände. —
Nun faßt Tisbina, und ihr starrt das Herz,
Den Becher zitternd in die bleichen Hände,
Schmäht Lieb' und Schicksal, die, zu bitterm Scherz,
Beiden bereitet ein so schmählich Ende,
Und leert den Saft, der in der hellen Schaale
Zurückblieb, bis zum Grund mit einem Male.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Vom Niederrhein, Juli.

(Beſchluß.)

Arbeiten der Düſſeldorfer Maler.

Stielke zeichnet nach der fertigen Farbenſkizze eine Flucht der Chriſten aus Syrien; ſie wollten ſich auf Schiffen retten, die aber ſchon vom Lande abgeſtoßen ſind; die Zurückgebliebenen knien, ſtehen und liegen verzweifelnd auf einem Felſenvorſprunge, und ſehen den rudernden Booten nach; vielleicht kommt noch ein Boot, das ſich ihrer erbarmt. Deger malt eine Madonna, die, wenn ſie einen kleinern Kopf hätte, einer ſchönen Frau ähnlicher ſehen würde, als ſie es jetzt thut. Sonderland hat ein paar niedliche Kleinigkeiten in Arbeit: der Abſchied eines jungen Paares und eines Kindes, und das Wiederſehen, aus dem Mittelalter; dann einige ſehr drollige Reiſende, die mit großer Schnelligkeit einem ſchon davon gefahrenen Eilwagen nachlaufen. Mücke hat „Gela und Barbaroſſa in einer Kapelle“ vollendet. Gela ſteht in weißer Nonnentracht, die ſie ſehr reizend kleidet, vor Friedrich, der vor ihr kniet im ganzen königlichen Schmuck, welcher äußerſt ſorgfältig und gut behandelt iſt. Er zeichnet jetzt den Carton zu einem Freskogemälde nach einer Zeichnung von Leſſing: abermals Barbaroſſa, wie er Iconium ſtürmt; eine gewaltige, faſt zu reiche Compoſition. Steinbrück hat eine große „Anbetung der Könige“ eben begonnen; nur die Farbenſkizze iſt ſichtbar, und dieſe iſt mit einem Netze überſpannt, alſo auch halb unſichtbar; außerdem malt er mit ſeiner gewohnten Leichtigkeit Fiſcherkinder, die nach dem Meere blicken. Sohn malt „Romeo und Julie.“ Romeo ſitzt auf der Fenſterbrüſtung des Zimmers, worin Julie ſich befindet; dieſe kniet auf einem Kiſſen am Fenſter in ſeiner Umarmung. Sohn hat ſie nicht Shakespearisch, vierzehnjährig, ſondern als junges Weib, aber reizend dargeſtellt; „Young Romeo“ iſt zu knochig; auch iſt es ſeinem Geſichte nicht vortheilhaft, daß es ganz gegen das Licht gekehrt iſt. Julie hat ein goldbamaſtenes Uebergewand, und ein rothes Band durch die Haare geſchlungen. Schadows großes Bild: „die klugen und die thörigten Jungfrauen.“ ſcheint eine ſehr gelungene Compoſition zu werden. Chriſtus tritt, von fünf Heiligen umgeben, in eine Art Halle, worin die Jungfrauen ſeiner geharrt haben; er ſteht in der Mitte des Bildes, mit entblößtem Oberleibe; hinter ihm und den Heiligen iſt blauer Himmel; rechts von ihm ſind die thörigten, links die klugen Jungfrauen; er wendet ſich zu letztern, die ihm, ſieben an der Zahl, vier knieend und drei ſtehend, ihre Lampen entgegenhalten; vier von den thörigten liegen ſchlafend in überaus lieblichen Stellungen, die erloſchenen Lampen theils an der Erde, theils noch nachläſſig von ihnen gehalten. Drei ſind in höchſter Angſt erwacht, und im Begriff, auch die Schweſtern zu wecken. Hildebrand hat ſich nach ſeinen köſtlichen Eduardskindern noch immer nicht zu einem neuen hiſtoriſchen Bilde entſchließen können; er malt vortreffliche Porträts. In ſeinem Atelier ſteht die Frau des Direktors Schadow in Lebensgröße, in vollkommenſter Aehnlichkeit, und ein Porträt der Prinzeſſin Albrecht von Preußen ganz angelegt; er wird dieſen Sommer, wie es verlautet, nach dem Haag reiſen, um, während der Anweſenheit der Prinzeſſin daſelbſt, das lebensgroße Bild mit den reichſten Umgebungen zu vollenden. — Dies iſt das Innere der Düſſeldorfer Ateliers in ihrem jetzigen Zuſtande; die Ateliers einzelner Maler, die hier noch fehlen, ſind dem Korreſpondenten verſchloſſen geblieben; die wahrſcheinlich noch in dieſem Monat beginnende Ausſtellung wird aber auch das Verborgene an das Licht fördern; vielleicht läßt ſich dann Einiges, was jetzt noch im Ei liegt, ſchon beurtheilen.

Mainz, Ende Juli.

Gutenbergs Denkmal.

Unſer Gutenbergs-Denkmal ſteht vollendet da, und man muß es der Commiſſion zum Ruhme nachſagen, daß ſie in der letzten Zeit große und einſichtsvolle Thätigkeit entfaltet hat. Obgleich nun die Statue durch eine Decke vorerſt noch (bis zum 14ten Auguſt) dem Auge des Publikums verhüllt iſt, ſo weiß man doch aus den Ausſagen derer, die ausnahmsweiſe das vollendete Monument bereits geſehen haben, daß daſſelbe einen impoſanten Anblick gewährt, und in der Zukunft eine der erſten Zierden unſerer Stadt bilden wird. Großartig und doch einfach zugleich ſteht das Werk da, ganz angemeſſen der großartigen Erfindung auf der einen, und dem ſchlichten, biederreinfachen, deutſchen Weſen Gutenbergs, unſers unſterblichen Landsmanns, auf der andern Seite. Thorwaldſens Genie, das dieſes Modell geſchaffen, hat ſich hier in ſeiner kühnſten, lebendigſten Schöpfungskraft gezeigt; es iſt unmöglich, ſich in der Art etwas Vollendeteres zu denken. — Was die Feſtlichkeiten anbelangt, welche bei der Inauguration des Monumentes Statt finden, ſo dürften ſie bedeutender werden, als das Feſtprogramm ſie vorzeichnet. Der Enthuſiasmus unter den Bewohnern iſt außerordentlich; es iſt, als ob heute erſt Gutenberg die Erfindung gemacht, und als ob er ſelbſt noch unter uns wandelte. Was die Zeitgenoſſen dem großen Manne verſagten, Anerkennung der großen Wohlthat ſeiner Erfindung, werden die Söhne ſeiner Vaterſtadt den Manen Gutenbergs bei der Inauguration ſeines Denkmals in vollem Maße weihen, auf dem Altar des Dankes, der Verehrung, der Anerkennung, der Liebe. Ja die ganze civiliſirte Welt bringt ihm dieſe entgegen; denn ſeine Erfindung war's, welche der Menſchheit die Feſſeln der Befangenheit, der Finſterniß und der Knechtſchaft abnahm. Das Feſtcomité hat indeſſen große Vorkehrungen getroffen, und zwar ſowohl für die Volksfeſte, als für die ernſte Feier, welche dem Gegenſtand ſo angemeſſen iſt. In letzter Beziehung iſt beſonders die Ausführung des Tedeums von Neukom im Uniſonoſatz von 1200 Stimmen, welche bei der Enthüllung durch die Liedertafel ſtattfindet, ſo wie die Ausführung des Oratoriums von Löwe in Stettin: „Gutenberg.“ mit Text von Gieſebrecht, zu erwähnen. Die Zahl der bei dieſer Feſtlichkeit hier eintreffenden Fremden dürfte außerordentlich werden, da bereits viele hundert Wohnungen in Anſpruch genommen ſind. Die Plätze auf dem eigens für die Enthüllungsceremonie gebauten Amphitheater, ſo wie die Plätze in den Wohnungen auf dem Gutenbergsplatze ſind längſt vergeben, und doch dürfte in dieſen Räumen nicht der zehnte Theil der Schauluſtigen aufgenommen ſeyn. Auf das Reſultat der Berathung und der öffentlichen Diſputation von Seiten einer Anzahl Gelehrter und Buchhändler über das Säkularjahr der Erfindung der Buchdruckerkunſt (welche Berathung am dritten Feſttage Statt haben ſoll) iſt man ſehr geſpannt. Aber ſehr leicht dürfte es dabei zu gar keinem Reſultat kommen, da das Jahr 1840 eben ſo viele Verfechter hat, als der andere Zeitpunkt. Jenem kommt freilich der Umſtand noch zu gut, daß man ſeit drei Jahrhunderten annahm, die Erfindung ſey 1440 gemacht worden. Auch dürfte man nicht allgemein den Ausſpruch dieſer Jury anerkennen. (Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 190.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 10. August 1837.

Es ist immer dieselbe Welt, die der Betrachtung offen steht, die immerfort angeschaut oder geahnet wird, und es sind immer dieselben Menschen, die im Wahren oder Falschen leben, im letzten bequemer, als im ersten.

Goethe.

Ueber das Lächerliche.

Von F. L. Bührlen.

Es ist über ein Dutzend Jahre her, daß ein Fremder mich zu sich in den Gasthof bitten ließ, der mich dann zu meiner angenehmen Ueberraschung als Doktor Stephan Schütze aus Weimar begrüßte. Seit geraumer Zeit war ich durch ein literarisches Band an sein Wohlwollen geknüpft, und mit Bezugnahme auf dasselbe kam das Gespräch rasch in den Gang.

Wir geriethen an das Kapitel des Komischen und Lächerlichen. Die Philosophen, bemerkte ich, suchen den Grund desselben so gern in einem Unerwarteten, Ueberraschenden, während wir die Wirkung oft gerade im Eintreten des Erwarteten, in Berechneten finden. Mir fällt als Beispiel gerade ein, wie wir eines Abends in heiterer Gesellschaft einen etwas angetrunkenen Genossen, der von des Hirschwirths L. sechs Schimmeln etwas Uebertriebenes erzählte, durch Verwunderung und Widerspruch dahin brachten, daß er dieselbe Sache nach und nach bekräftigend und bethenernd wohl zehnmal wörtlich wieder vorbrachte, was uns großen Spaß machte. Stephan Schütze nickte lächelnd. „Wie würden Sie," sagte er, „das Lächerliche erklären?" Die Frage kitzelte meine Eitelkeit. Er schien mir zuzutrauen, daß ich oft über den Gegenstand nachgedacht; denn wer hat ohne Forschungen die Definition von einem philosophischen Problem ohne weiters in Bereitschaft? „Das Lächerliche," erwiderte ich nach kurzem Bedenken, „finde ich immer da, wo mit einer vermeintlichen Freiheit eine höhere Nöthigung ihr unschädliches Spiel treibt." — „Fügen Sie noch hinzu," äußerte mit aufgeklärtem Gesicht der Doktor, „daß ein Anschauender dieses Spiel wahrnimmt, so haben Sie, wie mir dünkt, die Erklärung des Lächerlichen im Wesentlichen gegeben. Haben Sie," fuhr er fort, „meinen „Versuch über die Theorie des Komischen" schon gelesen?" Ich mußte es verneinen; ich kannte die Existenz des Buches nicht. Er versprach mir es zu schicken. — Es geschah später, und wenn es uns ein inniges Vergnügen und eine tiefe Befriedigung gewährt, unsere Gedanken und Ansichten durch einen reiferen Geist im größeren Umfange und weiterer Anwendung bestätigt zu finden, so hatte ich bei der Lectüre des trefflichen, nie in müssige Spekulationen sich verlaufenden, stets auf tüchtiger Lebensbahn wandelnden Buches diesen Genuß in reichlichem Maße. Es ist so klar geschrieben, wie nicht leicht ein philosophisches Werk, und so tief, wie irgend eines.

Das ist aber das Loos des Schönen, Wahren, Guten auf der Erde, daß es oft selbst Diejenigen nicht kennen und anerkennen, die es von Gott und Rechts wegen am

Digitized by Google

besten würdigen sollten und könnten. Wo ich Philosophen oder Aesthetiker über das „Komische“ und „Lächerliche“ las, nirgend fand ich eine Spur, daß sie dieselben Wege der Untersuchung gegangen, die jener Denker eingeschlagen, oder daß sie auch nur von dessen Schrift Notiz genommen, sie neben andern citirt hätten. Die Meisten machen die Forschung auf eigene Rechnung nach der Prädestination ihres Systems, spekuliren um den rechten Punkt allseitig herum und stellen nichts auf, an was man sich bleibend halten, was man auf den concreten Fall mit Sicherheit und philosophischer Lust anwenden könnte. Es wirft überhaupt ein sonderbares Licht auf die philosophische Literatur, wenn man bei dem gutmüthigen Glauben an ein günstiges, dankbares Aufnehmen des einmal Erforschten von Seiten der Geistesverwandten, der Eingeweihten, an ein tieferes Begründen und Weiterführen der Ideen, bemerkt, daß solche geläuterte Ergebnisse, Resultate der geistigen Erfahrung eines langen Lebens von den Fachmännern wie taubes Gestein bei Seite liegen gelassen werden, während sie in unergiebigeren Stollen emsig weiter graben.

Es wäre ohne Weiters sehr belustigend, wenn man an manche Erklärungen des „Lächerlichen“ Beispiele aus dem Leben prüfend hielte und sich die Miene gäbe, sie passend zu finden. — Es ist mit der Theorie des „Komischen“ wie mit der des „Schönen.“ Die Sacherklärer haben etwas davon und daran bestimmt. Wer wird auch ganz die Scheibe fehlen? Aber der Schuß geht doch fast immer zu hoch oder zu tief, zu weit rechts oder links. — Eine Definition muß auf alle ersinnlichen concreten Fälle passen, denn sie soll das Ergebniß einer Forschung seyn, welche nicht etwa aus einem spekulativen Raptus entstanden, sondern im Verlaufe des geistigen Lebens an allen dem Forscher vorgekommenen verschiedenartigsten Erscheinungen vorgenommen worden ist.

Hat der Geist einmal das Problem: „was ist lächerlich?“ vor sich genommen, ist ihm dessen Lösung zum stehenden Interesse geworden, so kann dieses wohl ein Leben lang nachhalten; die Idee wird sich im Verlaufe der Jahre immer mehr abklären. Es fällt kein Gelehrter vom Himmel, am wenigsten ein Philosoph; es ist aber auch leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein eingefleischter Systematiker in das kindlich-philosophische Himmelreich komme. Der Fachmann schenkt selten einer solchen speziellen Idee, wie die des „Komischen“ ist, ein solches Interesse, das bei jeder eintretenden oder zufällig imaginirten Lächerlichkeit fragend, prüfend, forschend in ihm aufträte, die Begegnisse, Situationen, Aeußerungen examinirte, die Verhältnisse, Wesentliches und Zufälliges hin und her balancirte, abwäge, bis sich ein Allgemeines ergäbe, dem sich nun alle Einzelnfälle ohne Zwang unterstellten.

Noch eher gelingt es einem philosophischen Dilettanten, das Objective jeden Augenblick mit seinem Lieblingsthema zu vergleichen und so einen problematischen Begriff, wie, z. B. den des „Schönen,“ des „Komischen“ ꝛc. in sich im langen Leben zu höherer Klarheit und Lebendigkeit zu bringen. Bei dem Schulphilosophen muß sich das Einzelne dem Systeme fügen; beim Dilettanten ist jeder solche Begriff und sein Inhalt ihm eine Welt und ein ganzes System; ja, daß ich meine Ueberzeugung ausspreche: die Welt geht auch wirklich in der Totalität jeder Idee ganz auf; die höhern Dinge sind nicht neben, sondern in einander, die ganze Welt ist relativ schön, wahr, gut, erhaben, ernst, lächerlich ꝛc.

Ich suche eine alte Schuld an den würdigen Verfasser des „Versuchs über die Theorie des Komischen,“ wenigstens die aufgelaufenen Zinsen davon abzutragen, wenn ich hier einige Reflexionen über diesen Gegenstand beibringe. Er ließ es an manchen freundlichen Aufforderungen nicht fehlen, wie er denn noch immer mit Antheil für denselben erfüllt ist. Ich sammelte Andeutungen in mein Tagebuch; aber die Materie ist so reich, daß ich nicht recht in sie hinein zu greifen wage, aus Furcht, zu weitläufig zu werden. Möchte Gegenwärtiges die Folge haben, daß die Ungerechtigkeit der alten und jungen Philosophen gegen ihren ebenbürtigen Geistesverwandten, ihre Vernachlässigung desselben aufhörte, daß sie ihn als einen Forscher anerkennten, der seinen schwierigen Gegenstand nahehin zum Abschluß gebracht hat, so daß man nicht wohl nebenum, sondern nur durch ihn hindurch weiter gehen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Episoden aus Bojardos verliebtem Roland.

(Fortsetzung.)

Irold verhüllt' sich Haupt und Angesicht,
Denn nimmer sehend konnt' er es ertragen,
Daß man ihm nähm' sein theures Lebenslicht. —
Nun fing Tiebina an erst wehzuklagen:
Denn ihre Qualen sterben hier noch nicht;
Nichts schien der Tod ihr gegen jene Plagen,
Daß sie nun zu Prasilden müßte wandern:
Der große Schmerz ging über jeden andern.

Gleichwohl, ihm zu erfüllen ihr Versprechen,
Begab sie sich in's Haus zum Cavalier,
Begehret in's Geheim mit ihm zu sprechen;
— Es war am Tag und ein Gefolg bei ihr. —

Digitized by Google

Prafild traut kaum den Ohren, ihr entgegen
Eilt er hinab, empfängt sie an der Thür,
Soviel in seinen Kräften, ehrfurchtsvoll,
Und weiß vor Scham nicht, wo er bleiben soll.

Doch als nun endlich an geheime Stätte
Mit ihr zurückgezogen sich der Mann,
Sucht er beruhigter, mit süßer Rede
Und soviel Anmuth, als er immer kann,
Ihr Antlitz aufzuheitern, das so blöde
In Thränenströmen vor ihm fast zerrann.
Er, der es der Beschämung schuld will geben,
Weiß nicht, wie wenig Zeit ihr bleibt zu leben.

Zulezt beschwor er sie bei jenem Gute,
Das ihr das Theuerste auf Erden wär',
Ihm zu vertraun, was ihr im trüben Muthe
So bang zu Herzen ging und thränenschwer;
Ja, wenn es nöthig, selbst mit seinem Blute
Gelobt' er ihr sich zum Vertheidiger,
Und bat so lang, ihm dies zu offenbaren,
Bis er erfuhr, was er nie möcht' erfahren.

Tisbina sprach: in deiner Hand ist die
Von dir mit soviel Müh' errung'ne Liebe,
Und noch vier Stunden darin seyn wird sie.
Damit an dir ich nicht meineidig bliebe,
Verlier' ich Ehr' und Leben; aber sieh,
Noch mehr! auch ihn, den ich so innig liebe,
Verlier ich mit. Den Weg in's Jenseits find' ich,
Und dir, dem ich so sehr gefiel, verschwind' ich.

Gehört' ich jemals nur mir selber an
Und liebtest du mich so wie du bewiesen,
Sehr schnöde hätt' ich dann an dir gethan,
Wenn ich nicht dir auch viele Lieb' erwiesen.
Das aber konnt' ich nicht, es ging nicht an;
Zwei, weißt du wohl, kann sich kein Herz erkiesen.
Nie hab', o Herr, ich Liebe dir geweiht,
Doch Mitleid mit dir hatt' ich jederzeit.

Und dies Erbarmen war's mit deiner Lage,
Was mich in dieses Elend hat bethört;
Weil mich dein Leid so rührt' an jenem Tage,
Als ich im grünen Wald dir zugehört,
Daß ich nun kosten muß des Todes Plage,
Eh' dieser Tag sich noch zum Abend kehrt. —
Und meldet ihm sodann in weitern Reden,
Wie sich Irold und sie vergiften thäten.

Darob Prafild so tiefes Weh empfand,
Als er vernommen, was die Dame sagte,
Daß er dort sprachlos wie vernichtet stand;
Und wo er schon sein Glück zu hoffen wagte,
Sah er sich stehn am offnen Grabesrand:
Sie, deren Blick ihm Tod und Leben brachte,
An der sein Herze hing mit jedem Zweige,
Sieht er beinah vor Augen schon als Leiche.

Es hat nicht Gott gefallen, sprach der Ritter,
Noch dir, Tisbina, meiner Ehrlichkeit
Dich zu vertrau'n, damit ein Ungewitter
Grausamer Lieb' erschreckte diese Zeit:
Zwei Liebende vermählte wohl schon bitter
Das Grab; bis jezt war dies nicht Neuigkeit:
Nun werden ihrer drei, so will mir scheinen,
Heut Abend in der Hölle sich vereinen.

Kleingläubige! was hielt dich ab, von mir
Dein Wort zurück als Gabe zu verlangen?
Ich mitleidsvoll im Wald belauscht von dir?
Ha, sprich die Wahrheit! sieh, du bist gefangen!
Nicht glaub' ich's, Harte, die du dich, aus Gier
Mich hinzuopfern, an dir selbst vergangen.
Und hätt'st du nur allein verdorben mich,
Daß ich mich nicht noch martern müßt' um dich!

So sehr war meine Liebe dir zuwider,
Grausame, daß du stirbst, mir zu entfliehn?
Gott weiß, und ob ich oft auch stritt dawider,
Ich kann nicht anders thun als für dich glühn.
Warum gabst du im Wald mir Hoffnung wieder,
Wenn dir Gewähr so unerträglich schien?
Wer zwang dich, jenen Antrag mir zu thun,
Der uns das Leben Beiden kostet nun?

Nicht wollt' ich irgend, daß du dich betrübtest:
Nie wollt' ich dies; ich will es auch nicht heut.
Mein ganz Begehren war, daß du mich liebtest;
Nichts And'res schrieb ich dir zu keiner Zeit.
Und wenn du dich mich zu verkennen übtest,
Bin ich dir's zu beweisen gleich bereit:
Denn alle Schwüre lös' ich, die dich binden;
Geh' oder bleibe nun, ganz nach Befinden! —

Auf dieses Wort des edeln Mannes spricht
Tisbina, die zum Mitleid tief Bewegte:
Du hast in Großmuth mich so weit besiegt,
Daß ich allein für dich jezt sterben möchte.
Doch das Geschick verbeut es; Zeit gebricht
Zum Danke selbst: eh' ich in Wort' ihn brächte,
Wär's um mein Bischen Leben schon geschehn;
Doch könnt' ich jezt für dich in's Feuer gehn. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

Maltitz. Veith.

Der Tod zweier hier Lebenden, auch dem Auslande durch ihre Werke bekannt, erregte besondere Theilnahme; der eine war der belletristische Schriftsteller, Baron von Maltitz, der andere der Kupferstecher Veith. Ersterer hatte sich in der Satire und im Drama, nicht ohne Beifall, versucht, besonders auch mit einer religiösen Schrift, „Sonnenblicke“ genannt, welche es, dem Vernehmen nach, bis zur sechsten Auflage brachte, Aufsehen gemacht. Seinen „Pfefferkörnern,“ welche an die frühere Weise des verstorbenen Falk, als er noch Satiren schrieb, stark erinnern, fehlten ebenfalls die Leser nicht. Auf die seiner Person näher Stehenden machte sein frühes Dahinscheiden — er hatte das dreiundvierzigste Jahr noch nicht vollendet — einen um so schmerzlichern Eindruck, da sie sich durch das Wohlwollen seines Herzens an den Mann eng gefesselt fühlten. Zu ihnen gehörte hauptsächlich der greise Dichter Tiedge, den er hochverehrte. Maltitz war es auch, der vor einigen Jahren Tiedgen zum Geburtsfeste eine Denkmünze mit dem Bildnisse des Gefeierten überreichte, die er zu diesem Zwecke selbst hatte fertigen lassen. Der jetzt fünfundsiebzig Lebensjahre zählende Dichtergreis soll tief ergriffen gewesen seyn von dem Tode seines Freundes, der nur die Hälfte seiner Lebensjahre erreicht. Maltitzens Grabhügel war bei der Beerdigung von einer großen Zahl innig Theilnehmender umringt. Der durch seine Novellen bekannte Dichter Wachsmann drückte seine Gefühle für den Entschlafenen in gewählten, rührenden Worten aus. An dem Hügel, worein man kurz nachher den Leichnam des Kupferstechers, Professor Veith, versenkte, hielt einer seiner theilnehmendsten Verehrer, der talentvolle Maler Dallery, welcher zur vorjährigen hiesigen Kunstausstellung in einem sprechend ähnlichen Brustbilde Veiths einen sehr schätzbaren Beitrag geliefert hatte, ebenfalls eine gefühlvolle Rede. Das Leben des Verstorbenen war ein nur selten durch günstigere Umstände unterbrochener Kampf zwischen Kunst und Noth. Nahrungssorgen zwangen ihn schon in den frühesten Jahren zu Arbeiten, die in den Flug seines eifrigen Kunststrebens störend eingriffen. Kleinigkeiten, welche dieses nur hemmen, nie fördern konnten, brachten ihn, weil sie bezahlt wurden, um die köstlichen Stunden, die er seinem Geiste angemessenern, großen Gegenständen so gerne gewidmet hätte. Hiedurch nun entstand in dem wackern Künstler ein immer tieferer, allmählich in trostlose, melancholische Stimmung übergehender Verdruß. Dessenungeachtet gelang es seiner höhern Natur, in den Räumen der Kunst eine sehr ehrenvolle Höhe als Landschaftzeichner und als Kupferstecher zu erklimmen. Besonders werden seine Zeichnungen, voll Geist und Gefühl und dabei von der sorgsamsten, zartesten Ausführung, wie mehrere seiner größern Kupferplatten, ihm ein bleibendes Andenken bei allen Kunstverehrern sichern. Eine höchst traurige Periode kam über ihn, nachdem sein Trübsinn durch immer zunehmendes Augenleiden und die Besorgniß vor völliger Erblindung auf das Höchste gestiegen war. Um diese Zeit war er zuletzt gänzlich verschollen. Als aber längst schon auf seine ungemeine Geschicklichkeit sich nicht mehr rechnen ließ, erschienen plötzlich von Neuem Werke seiner Hand, die, wenn auch vielleicht nicht durchaus den besten seiner frühern sich an die Seite zu stellen vermochten, doch immer noch ein seltenes Verdienst beurkundeten. Auf wahrhaft wunderbare Weise raffte später hin, mitten im düstersten Unmuthe, sein Genius sich wieder empor, und mit der durch den Beifall, der die neuen Erzeugnisse empfing, in seinem Innern aufgegangenen Helle ging das früher immer mehr verdunkelte Licht seiner Augen Hand in Hand. Neuer Lebensmuth führte ihn zu dem ihm in der letzten Zeit ganz fremd gewordenen Kunstfleiße zurück. Trotz der vielen und mannichfachen Bedrängnisse, denen seine Laufbahn sich ausgesetzt sah, hat er doch ein Alter von mehr als neunundsechzig Jahren erreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mainz, Ende Juli.

(Beschluß.)

Die Eisenbahn.

Schon mehr als ein Jahr lang reden wir von einer Eisenbahn zwischen Mainz und Frankfurt, und über's Jahr um diese Zeit, befürchte ich, ist sie noch nicht begonnen. Der Grund hievon liegt offenbar darin, daß man gleich von Anfang an uneins war und egoistisch zu Werke ging. Der eine wollte die Bahn auf der rechten, der andere auf der linken Mainseite haben; dieser wollte die Vortheile dem nassauischen, jener dem hessischen Gebiete vindiciren; der wollte darin einen Hebel für das Aufblühen des Handels, jener ein neues Börsenspiel finden u. s. f. Noch heute, obgleich alle Welt sich dafür ausspricht, ist man nicht fest überzeugt, daß die Bahn auf der rechten Mainseite der auf der linken weit vorzuziehen sey. Aber man wird zur Ueberzeugung kommen, nur etwas lange wird es dauern. Unterdessen treiben die Börsenmänner ihr Spiel mit den Aktien. Sie haben dieselben bereits auf 67 pCt. Agio gesteigert, und es ist ihnen nicht bange, dieselben auch auf 100 zu bringen, da sie mit den nöthigen Machinationen von der staatspapiernen Welt her bekannt sind. Haben diese Leute einmal die Sache gehörig ausgebeutet und die Aktien in fremde Hände gebracht, dann werden die Aktiencourse schon wieder eine retrograde Bewegung machen. Man hat mit vielem Eifer ausposaunt, welch goldene Früchte die Aktien dieser Eisenbahn tragen müßten; den Zweiflern hat man stets das vorliegende Beispiel der Dividende der Fürth-Nürnberger Bahn entgegengehalten. Allein dieser Zauber wird verschwinden, wenn man einmal weiß, daß diese unsere Bahn vor allen Dingen jährlich ein Kapital von drei Millionen Gulden zu verzinsen, und dazu jährlich eine bedeutende Summe als Unterhaltungskosten aufzubringen hat. Es ist sogar berechnet, daß täglich im Durchschnitt an achthundert Personen auf dieser Bahn reisen müssen, soll sich das Kapital nur mit 5½ pCt. rentiren. So wenig ich nun auf solche präsumtive Rechnungen gebe, so ist doch so viel gewiß, daß die Dividenden nicht so bedeutend ausfallen können, um den Aktien heute schon einen Werth von 100 pCt. Agio zu geben. Daß sie diesen Werth haben, oder bald haben werden, ist Werk der Spekulation, nicht der Ueberlegung.

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 191.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 11. Auguſt 1837.

— Why, she would hang on him,
As if increase of appetite had grown
By what it fed on: and yet —
Frailty, thy name is woman!
Shakespeare.

Epiſoden aus Bojardos verliebtem Roland.

(Fortſetzung.)

Praſild war ſo verſenkt in ſeinen Gram,
Da er ſich ſchon ſucht' in den Tod zu faſſen,
Daß er die ſüßen Worte nicht vernahm,
Und außer ſich vor Jammer, wie verlaſſen
Von allem Troſt, nur einen Kuß ihr nahm;
Worauf er ſie, nach ihrem Wunſch, entlaſſen,
Und als er nun ſich los von ihr geriſſen,
Auf's Bett ſank unter heißen Thränengüſſen.

Wie zum Irold Tisbina heimgekehrt,
Fand ſie ihn dort noch mit verhülltem Haupte;
Und er, der von des Ritters Großmuth hört,
Wie er nur einen Kuß der Gattin raubte,
Warf ſich vom Lager nieder an die Erd',
Und knieend bat den Gott er, den er glaubte,
Gen Himmel ſchauend mit gefalt'nen Händen:
Aus ſeines Mitleids reichen Gnadenſpenden

Doch zu belohnen für ſein beiſpiellos
Hochherzig Handeln den getreuen Ritter.
Doch während er ſich im Gebet ergoß,
Fiel, wie vom Schlaf erſchöpft, Tisbina nieder;
Weil jenes Trankes Kraft, den ſie genoß,
Geſchwinder wirkt' auf ihre zarten Glieder:
Denn ſchneller bringen Tod und alle Schmerzen
Zu ſchwachen Frau'n- als harten Männerherzen.

Mit eiſigſtarren Mienen ſieht der Gatte
Die Liebliche zur Erde ſinken hin,
Die vor den Augen einen Schleier hatte,
Und nicht wie todt, nur ſanft zu ſchlummern ſchien.
Auf Gott und Himmel ſchilt der Lebensſatte,
Nennt grauſam ſie, daß ſie ſo martern ihn;
Er ſchilt die Liebe hart, das Schickſal ſchnöde,
Daß es in ſolchen Qualen ihn nicht tödte.

Genug vom Kummer dieſes Hoffnungsloſen:
Wie weh ihm war, denkt ſelbſt, Herr Ritter, nach.
Praſild hatt' im Gemach ſich eingeſchloſſen,
Wo er, erſchöpft von Thränen, alſo ſprach:
Ob wohl ein Herz vom Glück ſo weit verſtoßen,
Wie ich auf Erden war bis dieſen Tag?
Denn wenn ich meiner Dame nach will eilen,
Darf ich nicht lange mehr im Leben weilen.

So wird die Arge jubeln denn einmal,
Die Finſter-Trübe, die wir nennen Liebe!
Frohlocke heut in meiner vollen Qual!
Komm, kühl' in meinem Blut die Mördertriebe!

Digitized by Google

Doch, dir zum Trutz, frei werd' ich auf einmal:
Kein schärfer Gift, das mir zu kosten bliebe,
Hat selbst die Höll', und deiner Tyrannei,
Heimtückische, kommt ihre Qual nicht bei! —

Noch unter so betrübten Selbstgesprächen
Ließ sich ein Arzt im Hause plötzlich sehn;
Der alte Mann will mit Prasilden sprechen,
Doch Keiner wagt zu ihm hineinzugehn.
Der Greis versetzt: sehr viel ist dran gelegen
Daß er mich hör', es muß durchaus geschehn;
Denn außerdem, sollt ihr nur sicher wissen,
Wird euer Herr heut Abend sterben müssen. —

Als er dies hörte, wagt der Kämmerer
Sich, Böses ahnend, in das Kämmerlein:
Stets einen zweiten Schlüssel führte er,
Und ging dort nach Belieben aus und ein.
Mit sanftem Wort gewann er, daß sein Herr
Dem Alten sich bequemt Gehör zu leih'n,
Und ob er gleich viel Schwierigkeiten machte,
Zulezt erlaubt, daß er herein ihn brachte.

Der Arzt sprach: werther Herr, zu jeder Zeit
Bist du mir lieb und hochverehrt gewesen:
Nun schweb' ich sehr in Sorg' und Bangigkeit,
Du seyst zum Opfer arger Tück' erlesen,
Da Eifersucht, Lieb' und Empfindlichkeit
Und einer Frau unstet begehrlich Wesen
— Denn selten sind sie völlig beim Verstande —
Jedwedes Aeußerste zu thun im Stande.

Dies sag' ich dir, weil heute früh verstohlen
Man einen gift'gen Trank von mir begehrt.
Ein Zöflein sollt' ihn für Tisbinen holen;
Und ganz vor Kurzem hab' ich nun gehört,
Daß sich dies Früchtchen her zu dir gestohlen,
Worauf ich Alles leichtlich mir erklärt:
Dir gilt's! hab' auf sie Acht, flieh lieber Jede!
Daß sie doch Satan All' am Kragen hätte!

Wiewohl für diesmal sey getrost: ich hab'
In Wahrheit ihr nichts Giftiges gegeben.
Wenn du es etwa trankest, wirst du knapp
Fünf Stunden schlafen, und nichts weiter eben.
O läg' dafür nur diese Her' im Grab,
Sammt all den Andern dieser Welt daneben!
— Den Schlechten mein' ich; denn bei uns, zur Strafe,
Gehn immer hundert Schlecht' auf eine Brave. —

Kaum hat dies Wort Prasildens Ohr erreicht,
Schien Leben in die starre Brust zu dringen.
Wie sich das Veilchen unter Regen beugt,
Wie Ros' und Lilienblume hängt die Schwingen,
Doch, wenn dann Sonnenglanz die Nebel scheucht,
Der Farben Pracht entfaltend neu verjüngen:
So ward auch von der Freudenbotschaft Jener
Im Herzen froh und von Gesichte schöner.

Dem alten Mann dankt er mit Mund und Hand,
Worauf er zu Irolden sich begeben
Und ihm, den er im Haus verzweifelnd fand,
Von allem, wie's geschah, Bericht gegeben.
Ermeßt nun selbst, ob der sein Glück erkannt!
Sie, die ihm theurer war als Blut und Leben,
Bot er nunmehr Prasilden ganz zu eigen,
So großer Huld sich dankbar zu erzeigen.

Lang widerstand ihm zwar Prasild hierin;
Doch läßt sich schwer, was man begehrt, versagen:
Und obwohl Jeder unerbittlich schien,
— Wie sich zwei Edle pflegen zu betragen —
Beharrt' Irold doch fest auf seinem Sinn,
Bis er zulezt, um es euch kurz zu sagen,
Die holde Frau Prasilden überließ,
Und unverzüglich selbst die Stadt verließ.

Er schied, um nimmermehr zurückzukommen
Nach Babylon, bis an der Tage Ziel.
Nachdem Tisbina wieder zu sich kommen
Und nun vernahm, wie sich gewandt das Spiel,
Worüber sie, von großem Schmerz beklommen,
Zwar mehr als einmal wohl in Ohnmacht fiel,
Besann sie doch, da sie des Gatten Wandern
Nicht ändern kann, zulezt sich eines Andern.

Das Weib ist weich und zart in jedem Falle,
An Seel' und Leib; nicht lang mit Waffen ficht's;
Wie frischer Reif nicht harrt, bis auf ihn falle
Der heiße Strahl des hohen Sonnenlichts.
Tisbinen ähnlich sind wir Alle, Alle!
Ihr lag an keinem langen Streit um — nichts:
Und so ergab sie sich beim ersten Male,
Und nahm Prasild, den Schönen, zum Gemahle.

Ueber das Lächerliche.

(Fortsetzung.)

Man kann zuerst an die Constituirung des Lächerlichen in der Welt, der Menschheit, denken, an dasselbe als Potenz, als Lebensseite im Allgemeinen, als Idee worunter ich mir gern die Erscheinung eines Lebendigen in ihrem höchsten Ausdruck als Weltmacht vorstelle.

Das Leben hat drei Hauptseiten, 1) die des Ernstes, des Bedürfnisses, des Nothwendigen, des Nützlichen, der

Digitized by Google

Rath und Hülfe schaffenden Thätigkeit, der zweckmäßigen Anstrengung, des hellen Verstandes ꝛc.; 2) die des Phantastischen, Poetischen, des Höhern, Ueberirdischen, Religiösen, eines feinern, geistigen Bedürfnisses, das ihm von Oben eingeprägt zu seyn scheint, und nicht durch Verstand und gemessene Thätigkeit, sondern durch einen geheimnißvollen Zug, durch eine Richtung nach Oben befriedigt werden kann; 3) die Seite der Unzulänglichkeit, der Nachlässigkeit, Thorheit, Narrheit, Unzweckmäßigkeit, des Irrthums, der Verblendung, der Ungeschicklichkeit, des Muthwillens, der Schadenfreude, der vergeblichen Anstrengung, der Verhöhnung, und wie die Minuspole der vorgenannten verständig-ernsten und geistig-würdigen Thätigkeiten alle heißen mögen. In dieser leztern Sphäre tritt das Komische, das Lächerliche auf, und wir ahnen, daß auf der Welt Alles durch Umstände und Gelegenheit lächerlich werden oder gemacht werden kann, daß das Lächerliche eine Weltmacht ist, wie das Vernünftige, das Schöne, das Erhabene.

Die physische Erscheinung des Lachens mögen die Physiologen erklären; wir reden nur von der Empfindung, die wir nicht zu beschreiben versuchen, da sie Jeder in sich als ein Bekanntes findet. Wir wissen auch nicht, wie die Angst bange, der Schrecken die Haare sich sträuben macht. Das Lachen mag man sich einstweilen aus einer angenehm kitzelnden Säuerung der Muskeln des Zwerchfells durch die Nerven erklären, die durch ein schnelles Penduliren der Vorstellung zwischen zwei Sphären unterhalten wird.

Weinen kann man nicht so plötzlich, als lachen, wenn man nicht schon dazu gestimmt ist. Schmerz, Schrecken, Trauerposten, Beleidigungen erregen jenes erst nach einiger Zeit, wenn der Mensch sich selbst als ein unschuldig vom Menschen oder Geschick Geplagter, als ein vergeblich nach Heil und Hülfe Ringender, als ein Dulder ꝛc. erscheint, wenn ein Verlust seinem Gemüth sich so recht als ein Abschied theurer Güter aus seinem Leben darstellt. Man kann das Weinen wirklich als Gegenseite des Lachens ansehen, weil auch bei ihm Nothwendigkeit und Freiheit, nur in anderer Art als beim Lächerlichen, in Conflikt gerathen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß der Mensch im Leben mehr über Andere lacht, als über sich selbst, aber öfter über sein eigenes Leid weint, als aus Mitleid über fremdes. Ihr gegenseitiges Verhalten erscheint auch einleuchtend bei den Freudenthränen, z. B. beim Anblick eines Kindes, wenn dieses zugleich drollig als klein-enges Verstandeswesen, und hülflos, besorglich als Menschenkind erscheint, oder auch sonst, wo wir, wenn sich ein schönes Gemüth unter komischen Umständen offenbart, zugleich lachen und weinen. Mir fällt hier jene Scene ein, wo der alte Tyroler Koch seinen Sohn, den jungen Maler, in der hiesigen Karlsschule aufsuchte, wie dann Beide einander laut heulend umarmten und nun, im Uebermaß der freudigsten Rührung, sich schreiend mit geballten Fäusten gegenseitig gewaltig auf dem Rücken trommelten, eine Scene des Wiedersehens, welche die Umstehenden zu jenem Lachen-Weinen in hohem Grade reizte. Einen ähnlichen Eindruck machte auf mich die Anekdote, daß ein Schullehrer, als er mit seinem Collaborator das erste Mal an den Meeresstrand trat, von dem Eindruck der hohen See übermannt, seinen Reisegefährten abprügelte. Bei den Kindern sezt oft das Lachen in Weinen um, wenn sie ausgelacht werden, das Weinen in Lachen, wenn sie aus dem flüchtigen Schrecken oder Schmerz sich fassen, den Schabernack merken ꝛc.

Die Thiere lachen und weinen nicht, obwohl man von Lachtauben, Krokodillzähren, heulenden Hunden und Hyänen spricht, und an Pferden schon Zähren bemerkt haben will. Daß sie Lust und Wehmuth fühlen, ist kein Zweifel; zur weinerlichen Stimmung haben sie aber zu wenig Ueberschauen ihres Geschicks im Ganzen, zu wenig Mitleiden mit sich selbst, sind zu sehr an den Moment gefesselt, leben zu sehr in erster, niederster Potenz. Vom Lachen haben sie nur die verwandte Lust, nicht die Vibration. Hunde haben ein tiefes Gefühl. Tausend rührende Geschichten sind bekannt; sie sterben vor Kummer, vor Gram um ihren geliebten Herrn. Neulich umarmte ein Spitz bei meiner Wiederkunft mit seinen Füßen die meinen, drückte seine Brust an meine Wade. Katzen haben Sinn für Komik; junge Katzen fühlen Lust bei den Foppereien, Ueberlistungen, Wechselfällen ꝛc. ihrer Spiele. Es fehlen ihnen nur die Lachmuskeln im Eingeweide.

(Die Fortsezung folgt.)

Miszellen.

Neue Aufklärungen über Descartes und Newton. — Vor Kurzem sind an verschiedenen Orten fast zu gleicher Zeit Aktenstücke entdeckt worden, welche über die Geschichte zweier der größten Männer des siebzehnten Jahrhunderts neues Licht verbreiten. Cousin fand auf der Bibliothek zu Leiden verschiedene ungedruckte Briefe des Descartes und auf ihn bezügliche Papiere. Das interessanteste Stück ist ein Aufsaz des berühmten Huygbens, worin dieser die Leistungen des Descartes als Philosoph, als Mathematiker und Physiker einer scharfen Kritik unterwirft, und in lezterer Beziehung namentlich die durch Belege unterstüzte Behauptung aufstellt, mehrere seiner Entdeckungen seyen reine Plagiate gewesen. — Noch interessanter ist der zweite Fund. In England hat man ganz authentische Manuscripte Newtons aufgefunden, welche gedruckt mehrere Bände füllen werden. Robinson, der beständige Sekretär der Edinburger Akademie, hat sie durchgesehen, und Brewster, der Biograph Newtons, soll sie herausgeben. Die Papiere bestehen erstens aus einer bedeutenden Briefsammlung; darunter befindet sich, neben manchem sehr Interessanten, ein eigenhändiger Brief, aus dem unwidersprechlich

Digitized by Google

hervorgeht, daß Sir Isaacs Gleichgültigkeit gegen das schöne Geschlecht nicht so weit ging, als die Bibliographen herkömmlich behaupten: es ist ein förmlicher Liebesbrief; zweitens aus einer Reihe von Denkschriften über verschiedene wissenschaftliche Gegenstände; unter andern befindet sich darunter ein Entwurf zur Reform der Londoner königlichen Societät, welche noch gegenwärtig nach dem veralteten Plan Bacos organisirt ist. Newton war bekanntlich lange Präsident dieser Gesellschaft, und just zu der Zeit, da er sich fruchtlos mit Umgestaltung derselben beschäftigte, organisirte unser großer Landsmann Leibnitz die Berliner Academie und erfand die Differenzialrechnung, welche Newton schon früher gefunden, aber nicht bekannt gemacht hatte.

Fahrt auf der Eisenbahn zwischen Paris und St. Germain. — Am 31sten Juli wurde die eben fertig gewordene Eisenbahn von Paris nach St. Germain zum ersten Male von etwa hundert Personen in drei Wagen in ihrer ganzen Erstreckung befahren. Sie ist 4¾ Lieues lang; zum Hinweg brauchte man, verschiedenen Aufenthalt mitgerechnet, 35 Minuten, zum Herweg 29 Minuten; auf der geraden Strecke bei Nanterre und Colombes betrug die Geschwindigkeit 15 bis 14 Lieues in der Stunde. Nach dem Maßstabe dieser Probefahrt könnte man in drei Stunden nach Rouen, in zwölf nach Lyon fahren. — Man spreche nicht von der Prosa des Dampfwesens: auf einer Eisenbahn zu fliegen, ist sicher eine reiche Quelle poetischer Sensationen; der Mensch hat sich aber noch nicht genug an diesen Flug gewöhnt, um sie gehörig fixiren und ordnen zu können; das rasche Dahingerissenwerden nimmt noch zu sehr das Gemeingefühl in Anspruch, als daß sich die Phantasie selbst verhören könnte. Vielleicht ist es auch erst den Deutschen vorbehalten, mit dem Netze von Eisenbahnen, das dereinst auch Deutschland bedecken wird, die neue Form einer Dampfpoesie einzufangen. — Schon das dampfende Ungethüm mit seinem ungeheuren gegliederten Schweif an sich vorüberfliegen zu sehen, ist ein großartiger, erhebender Anblick. Man kann sich nicht erwehren, dem rennenden Wesen eigenthümliches Leben, aus- und einziehenden Odem, ein klopfendes Herz, Knochenhebel und wechselsweise anziehende Muskeln zuzuschreiben: jetzt läuft es sachte, lautlos dahin, nur ein leichtes, flatterndes Dampfband mit sich ziehend; auf einmal bläst es dicke Wolken aus den Nüstern, es wiehert laut auf, es stampft den Boden, wie vieler Rosse Hufe, und braust dahin. — Das französische Publikum, das am 31sten Juli herbeigekommen war, des Schauspiels zu genießen, verfehlte nicht, seinen Empfindungen auf seine Weise Luft zu machen. Der Postwagen von Pontoise fuhr eben über eine Brücke, als das Dampfconvoi darunter wegflog; die beiderseitigen Reisenden salutirten sich à la française, und der Postillon, von der Locomotive begeistert, setzte seine Pferde in den schärfsten Galopp. Auf der ganzen Strecke klatschten, wenn die Wagen herbeikamen, die Zuschauer enthusiastisch in die Hände, wie bei einem Theatereffekt, und nur ein paar alte Weiber bekreuzten sich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Fortsetzung.)

Kunstleistungen.

Gar erfreulich ist neuerlich das unverkennbare Ringen der Malerkunst nach dem Ziele, dessen köstliches Resultat aus den Werken der Raphael, Correggio u. s. w. hervorleuchtet. Unter andern nimmt man es auch in vielen der Gemälde wahr, welche dem sächsischen Kunstverein zum Ankauf angetragen werden. Von Lindau und Törmer in Rom sind so eben sehr werthvolle Tableaux im Lokale des Vereins aufgestellt. Eines des erstern hat eine Versammlung neapolitanischer Marinari im Freien zum Gegenstande. Die freundliche Stimmung an einem Festabend spricht jedes Gesicht, jede Bewegung der wohlgruppirten, lebenvollen, durch Mannichfaltigkeit der Individualität besonders anziehenden Versammlung aus. Ihre Beschäftigungen sind Musik und Improvisation. Gleiches südliches Behagen liegt in dem ganzen Thun und Wesen der aktiven, wie der bloß zuhörenden Theilnehmer. Eine nicht genug zu rühmende Sorgfalt und Nettigkeit in der Ausführung hat Törmer auf die Darstellung eines historischen Ereignisses gewendet. Maria Stuart auf dem Schlosse zu Lochleven steht vor uns, die Feder bereits in der Hand, welche sich offenbar zu Unterzeichnung der ihr angesonnenen Thronentsagung nicht entschließen kann. Man hat nicht hinreichenden Ausdruck in ihrem Gesicht finden wollen; meiner Ansicht nach aber erzeugt eben der grauenvolle Umfang der in ihr vorauszusetzenden peinlichen Gefühle diese Erstarrung und Versteinerung, welche in dem Antlitze vorherrscht. Das Haupt der auf ähnliche Weise versteinerten Niobe des unsterblichen griechischen Bildhauers zeigt nicht die mindeste Störung des Ebenmaßes der hohen Schönheit durch das Uebermaß des Schmerzes. Vermuthlich hat unser talentvoller Maler bei seiner Darstellung auf ein gleichzeitiges Porträt Mariens gefußt, und das Verhältniß der vorgefundenen Gesichtszüge, aus demselben Grunde wie jener Grieche, nicht beeinträchtigen wollen. Deutet doch die Dumpfheit von Mariens offenem, aber mehr dem eigenen Innern als der Außenwelt zugekehrten Auge zur Genüge das Entsetzen der Stimmung an, das eben ihre Seele zu zerreißen droht. Und der Tiefe dieser sich einzig auf das Innere concentrirenden Verzweiflung ist von dem Künstler in einer Dame der Fürstin ein gar sinnvoller Contrast gegenübergestellt, der bittere Schmerz über das Unglück ihrer Gebieterin, ein Schmerz, der zugleich auch nach außen sich verbreitet, und von dem der ganze Körper der reizenden Person sichtbar mit ergriffen ist. Das Ganze spricht noch besonders durch einen wohlthuenden Reiz der Farben und das sehr gelungene Streben an, aus ihnen auch die Eigenthümlichkeit der Gewänderstoffe klar hervorscheinen zu lassen. — Außer noch einem höchst lobenswerthen Gemälde von Lindau und einer großen Zahl anderer, zum Theil köstlicher Schildereien jüngerer Meister lassen vorzüglich mehrere mit aufgestellte Zeichnungen alter Kunstvirtuosen das Auge kaum wieder los. Welch ein Geist, welche Kraft in den auf das Flüchtigste hingeworfenen Skizzen des eminenten Rembrand! Die Gestalten und Gesichter der Versammlung im Innern einer holländischen Tabagie bestehen bloß aus in größter Eile zusammengeworfenen Linien; aber Alles, was der große Meister gewollt, drückten sie mit einer Schärfe und Bestimmtheit und mit einer so lebendigen Seele aus, daß gar nichts zu wünschen übrig bleibt. — Zu Leipzig wurde am lezten Johannistage König Antons durch Geschmack und Aehnlichkeit gleich ausgezeichnete, von dem Professor Rietschel bei hiesiger Kunstakademie modellirte Büste, welche ihm hier, in der Nähe der Friedrichstädter Allee, errichtet wurde, ebenfalls in Eisen gegossen, im Johannesthale aufgestellt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 192.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 12. August 1837.

Wenn ich die Meinung eines Andern anhören soll, so muß sie positiv ausgesprochen werden; — Problematisches hab' ich in mir selbst genug.

Goethe.

Ueber das Lächerliche.

(Fortsetzung.)

Das Lächerliche setzt eine Doppelsphäre von Anschauungen in der Imagination voraus, die der Freiheit und die der Nöthigung, leztere rasch, wohl auch unerwartet hinüberschlagend in jene, einen Blitz der unschädlichen Despotie einschlagend in die Willkühr. Wo das Daseyn, der Bestand des Lebens in's Gedränge, in Gefahr kommt, da wird das Lachen durch Besorgniß und Schrecken unterdrückt; wo die Abhängigkeit, die Schwäche, die Hinfälligkeit des Menschen im Ganzen überschaut wird, da erfolgt Rührung. Bei dem Komischen wird anschaulich, wie eine höhere Gewalt, natürliche oder menschliche, mit der vermeintlich freien Bewegung des Menschen ein augenblickliches heiteres Spiel treibt, sie unterbricht, verspottet, zerstört, durch die angemaßte Willkühr ihre Nöthigung, jedoch unschädlich, durchbrechen läßt.

Die Gäste erwarten eine Lieblingsspeise; man öffnet die Thüre des Saales, die dampfende Schüssel erscheint, der Diener strauchelt vor lauter Sorgsamkeit, stolpert über die Schwelle und fällt mit dem Triumph der Kochkunst zu Boden. Wir lachen über den ungeschickten Träger und über die gefoppten Gäste. Sie selbst lachen wohl auch, daß ihnen in ihrem Wünschen und Streben vom Zufall so mitgespielt worden. Mit dem bloßen Contraste, dem Fehler und Uebelstande, der Unanständigkeit, der Größe ohne Stärke, der Disproportion, der unschicklichen Verbindung, dem Unsinn, der Ungereimtheit, der Auflösung einer Erwartung in Nichts, dem Untergange des Idealen im Realen, der Umkehrung der Welt, dem Umschlagen des Erhabenen in die Bagatelle, und wie das „Lächerliche" noch sonst sacherklärt werden wollte, kommen wir nicht durch; es sind nur Facetten desselben und die Grundform ist wie gar nicht berührt.

Freilich ist bei dem Lächerlichen meistens ein „Contrast," z. B. bei der Anzeige: Ein Kinderhäubchen hat auf dem Kirchplatze gefunden — Superintendent Camerarius. Hier liegt aber der Spaß darin, daß die kleinliche Sorgfalt des Aufhebens und Anzeigens der Amtswürde einen Streich gespielt hat.

Es ist allerdings ein „Uebelstand," wenn ein alter Herr, von einem gewissen Orte in die Gesellschaft zurückkommend, vergessen hat, ein gewisses Kleidungsstück zuzuknöpfen, wenn er etwa noch überdies den Wink der Dame des Hauses — sie muß bei Jahren seyn, wenn es nicht anstößig werden soll — nicht alsobald versteht und sich geberdet, wie wenn Alles in Ordnung wäre. — Aber dieser Uebelstand ist lächerlich, weil er von der bösen Gewohnheit der Vergeßlichkeit herrührt, einer Nöthigung, die dem alten Herrn hier mitspielte. Auch die Unanständigkeit

Digitized by Google

wäre nicht das rechte Erklärungswort, denn dieſe müßte activ ſeyn; das Komiſche liegt aber im Gegentheil gerade in der Paſſivität.

Wenn einem ſehr beweglichen jungen Manne, der andere gern genießt, ein Haarbeutel angeheftet wird, mit dem er nun im Zimmer lebhaft geſtikulirend auf und ab ſpaziert, wo iſt hier „Größe ohne Stärke?“ Man ergözt ſich an ſeiner vermeintlich freien, graziöſen Bewegung, während er das Abzeichen des Altfränkiſchen unbewußt, willenlos an ſich tragen muß. Tauſend Foppereien gehen nach dieſer beliebten Melodie.

Finden wir in Fallſtaff „Größe ohne Stärke“ phyſiſch und geiſtig perſonifizirt, und wirken dieſe Gegenſätze komiſch, ſo können wir noch immer nach dem warum? fragen und uns dann ſagen, die Wirkung gehe aus der Anſchauung hervor, wie die Beweglichkeit, zu der ihn ſein lüſtern-liederliches Weſen, ſeine ſchmarotzeriſche Verbindung mit dem Prinzen treibt, ſtets von ſeiner übermäßigen Wohlbeleibtheit genirt wird, ſo daß er ſich aus einem freien Schlemmerleben eben durch Völlerei in ein täglich läſtigeres Phlegma hineinlebt; — und wie andererſeits ein heller Verſtand, eine gewiſſe Genialität der Geſinnung keinen ſittlichen Hintergrund haben, wie ſeine habituirte Sinnlichkeit und große Feigheit ſich immer durch Schmeicheln, Lügen und Prahlen durchzubringen ſuchen, was die lächerlichſten Conflikte von Neigung und Scheu, Willkühr und Aufnöthigung herbeiführt.

Die „Disproportion“ kann zuweilen komiſch wirken. — Wenn ein kleiner Junge einen mächtig großen Hut aufſezt, ſo macht das wenig Spaß. Anders iſt es aber, wenn wir in der Reihe der Confirmanten einen unterſezten Knirps mit ſeines Vaters Nebelfiecher auf dem Kopf erblicken. Hier macht der Gegenſatz der freien Wahl eines wohlpaſſenden Kleidungsſtücks mit der Aufnöthigung eines unpaſſenden, wenn auch aus häuslicher Noth, einen komiſchen Effekt. Oft wirkt ſchon ein Wort, welches eine „Disproportion“ ausſpricht, Lachen; z. B. wenn ich einen Zwergartigen einen Rieſen oder Potsdamer nenne, oder einen, der in den Straßenkoth gefallen, einen Tauſendkünſtler. An derlei verkehrten Bezeichnungen heben ſich die Nöthigungen der Natur, des Zufalls beluſtigend ab.

In unſern heitern Geſprächen kommen tauſend ſolche Bezeichnungen vor, und humoriſtiſche, wohl auch malitiöſe Leute wählen, wenn ſie von Andern, Gegenwärtigen oder Abweſenden, ſprechen, gern ſolche Benennungen, durch welche dieſe als Unfreie, vom Schickſal, von Angehörigen, Obern, von eigenen böſen Lüſten und Gewöhnungen Beherrſchte, Geplagte, Geſoppte erſcheinen. Unſere Sprache iſt voll von Bezeichnungen und Wendungen, die eine ſatiriſche, komiſche Färbung enthalten.

(Der Beſchluß folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

Havre, den 24ſten Juli.

Der Seemaler Drouin.

Ich erging mich am Fuße der Heve, die maleriſchen Gruppirungen der zerriſſenen Felſen beſchauend, und mich der ſchönen, immer wechſelnden Ausſichten auf das Meer und die Stadt freuend. Nur hier und dort ſah man in der Brandung der allmählig ſteigenden Fluth einen ſchweigſamen Fiſcher ſeinem Fange nachgehen. Die bewegte Welt der Stadt wurde hier, eine Stunde von Havre entfernt, zur Einöde. Bald erregte ein junger Mann am Ufer meine Neugierde. Er ſtand an einer Stelle, wo ſich die Brandung an ein paar großen Felsblöcken mit Geräuſch, und ihr Waſſer oft Mannshoch in die Luft werfend, brach. Mit jeder kommenden Welle ſah ich ihn ſich vorbeugen, als habe er ihr ein Geheimniß anzuvertrauen, und dann, wenn ſie ihn mit ihrem Schaume und ihrem Waſſerguſſe bedeckt hatte, einen Schritt oder ein paar zurückweichen und, als ob ſie ihm Antwort gegeben, etwas auf ein Blatt, das er in der Hand hielt, niederſchreiben. Bei jeder neuen Welle wiederholte ſich dieſes Manöver, und es ſchien beinahe, als ob eines der Mährchen unſerer Voreltern von der Liebe eines Ritters zu einer Meerjungfrau ſich vor mir wiederholte. Bald aber ſah ich die Sache mit proſaiſcherem Auge an, und dann kam es mir vor, als ob mein Ritter der Meernire ein armer Teufel ſey, der den Verſtand verloren habe. Doch auch dazu waren die Bewegungen des Mannes und die ganze Sache zu monoton und dauerte zu lange. Ich ſtieg auf den Meerkies hinab und ſtand bald, ohne bemerkt worden zu ſeyn, hinter meinem Ritter oder Narren. Eine neue Welle, der er wieder ſchweigſam, und ſie mit ſeinen Blicken durchbohrend, zugeſehen hatte, zwang ihn, ein paar Schritte zurückzutreten, und ich ſah dann, als er vor mir ſtand, daß er ſein Blättchen Papier betrachtete und ein ce n'est pas cela! unwillig ausſtoßend, es wegwarf und ein anderes aus ſeiner Taſche herausholte. Ich hob den Liebesbrief an die Meernire auf und fand auf demſelben mit Bleiſtift das Wellenſpiel auf eine höchſt kunſtreiche Weiſe wiedergegeben. Es war nicht mehr und nicht weniger als ein Maler, der hier die Geheimniſſe des Meers ſtudirte und zu feſſeln ſuchte.

Die Civiliſation legt ſich oft wie eine Scheidewand zwiſchen die Menſchen. In Paris bleibt uns der Zimmernachbar Jahre lang ein Fremder; in einer kleinen Stadt geht's ſchon beſſer, in einem Dorfe ſind alle Bewohner Verwandte, und zwei Menſchen in einer Wüſte würden ſich beim erſten Zuſammentreffen die Hand zum Brudergruße reichen. Wir, der Maler und ich waren am Fuße der

Digitized by Google

Heve, auf dem Meeresſtrande, den Fels hinter uns, die See vor uns, in einer Art Wüſte, und ſo hatten wir keine beſondere Einleitung nöthig, um Bekanntſchaft zu machen. Ein paar Fragen und Antworten, und das Geſpräch war im beſten Fluſſe. Der junge Maler, er mochte 28 Jahre alt ſeyn, lachte herzlich, als ich ihm geſtand, daß ich durch ſeine auffallende Art, das Wellenſpiel zu beobachten, verleitet, im erſten Augenblicke die Geſundheit ſeines Verſtandes bezweifelt habe, und ſagte mir, Aehnliches ſey ihm von Seiten der Fiſcher und Arbeiter ſchon öfters widerfahren. „Deßwegen," fuhr er fort, „muß ich ſo weit gehen. Oft werde ich für die kleine Reiſe reichlich belohnt, wie eben hier an dieſer Stelle, wo ich ſeit mehreren Tagen eine ganz eigene Brechung der Wellen beobachte, ohne daß es mir gelingen will, das Geheimniß derſelben zu faſſen und zu feſſeln." Und wirklich ſah ich, von ihm darauf aufmerkſam gemacht, daß die Brandung, ſo oft ſie gegen die beiden Felsblöcke fuhr, ſich doppelt brach und, von zwei Seiten zuſammenſchlagend, eine Art Wölbung bildete, wie ich dies bis jezt noch nie bemerkt hatte. Die Croquis des Malers zeigten mir einmal, wie ſchwer es ſeyn mochte, dies Spiel der Natur wieder zu geben, dann aber auch, daß ich mit einem Manne zu thun hatte, der nichts weniger als ein Neuling in der Kunſt war. Nachdem er mich freundlich eingeladen, ihn zu beſuchen, und mir ſeine Adreſſe gegeben, ließ ich ihn allein, um ihn in ſeinen Studien nicht ferner zu ſtören.

Am Abend fragte ich einen meiner Bekannten, der über alle Bilder des Salons von Paris mitzuſprechen hatte, ob er den Maler Drouin kenne, und er antwortete mir, er habe einen peintre en batimens, einen Anſtreicher dieſes Namens früher gekannt, und er habe wirklich gehört, derſelbe befaſſe ſich damit, Schiffe für die Kapitäns oder Rheder zu malen. Dies kühlte meinen Enthuſiasmus, den die Skizzen und das beſcheidene und doch würdige Weſen des jungen Mannes, der mir einen ziemlich hohen Begriff von ſeinem Kunſtberufe gegeben, in mir hervorgerufen hatten. Dennoch ſuchte ich am andern Tage meinen neuen Bekannten auf.

Ich mußte bis in den dritten Stock eines Hauſes dritten Ranges hinaufſteigen, wo eine ſchlichte junge Frau, die ſchwerlich in der Stadt erzogen worden war, mir die Thüre öffnete und mich in ein reinliches Zimmerchen führte, wo bald der Maler in einem grünen leinenen Kittel erſchien, der ſich nur dadurch von denen, welche die Maler in Paris tragen, unterſchied, daß er nicht mit hundert Farben und Oelflecken beklert, ſondern blank und rein war. Nach den erſten Begrüßungen führte mich Drouin in ein anderes Zimmer, wo er ſein jüngſtes Kind, wie er ſagte, aufgeſtellt hatte. Das Kind war ein kleiner Rieſe, der in der Wiege ſchon die Schlangen des Neides und der Eiferſucht zu zerdrücken im Stande ſchien.

Ich geſtehe, daß ich nie und nirgends bis jezt das Meer ſo wiedergegeben ſah, als in dieſem Gemälde des cidevant peintre en batimens. Das Bild war ziemlich groß, das größte, das Drouin bis jezt gemalt hatte, fünf Fuß breit und vier Fuß hoch. Es ſtellte die Sauvetage des vor etwa einem Jahr in der Brandung vor Havre geſtrandeten Dampfſchiffes le Triton dar. Die Farbe der Schiffsgerippe auf den Werften im Vordergrunde iſt etwas hölzern, vielleicht noch zu ſehr in der Art des Anſtreichers; der Meerkies hat denſelben Fehler, er iſt zu natürlich, und der Maler hat überſehen, daß man Bäume malt, ohne Blätter zu malen, und daß man den Meerkies als Ganzes, nicht aber als eine große Menge einzelner Kieſel auffaſſen, daß man ihn malen muß, ohne die einzelnen Steine zu malen. Aber all das ſind Fehler, die ſich mit der Zeit ablegen laſſen, und Drouin wird ſie ablegen, denn in ſeinem Bilde zeigt ſich da, wo das Meer beginnt, ein Leben, eine Wahrheit, ein Studium der Natur, wie ich es nie bis jezt, in keinem Seeſtücke irgend eines Meiſters geſehen habe. Ich ſah oft, wie man es verſucht hatte, das Meer im Sturme wiederzugeben; aber die Wellen waren meiſt wahre Berge, ſchwer und dick. Drouin dagegen hat denſelben ihre ganze Elaſtizität, ihr Spielen, ihre Durchſichtigkeit, ihre unendliche Verſchiedenheit zu laſſen gewußt. Die Wellen tanzen in ſeinem Bilde wie auf dem Meere, und man glaubt, wenn man dies Gemälde anſieht, den Jubel zu hören, in den ſie ausbrechen, ſo oft ſie der Erde nahe treten. Ich denke nicht zu viel zu ſagen, wenn ich prophezeihe, daß Drouin, deſſen Name bis jezt nirgends öffentlich genannt worden, in zehn Jahren der erſte Seemaler Frankreichs ſeyn wird.

Nachdem ich das Bild lange betrachtet und mir Drouin noch ein paar kleinere Landſchaften und Viehſtücke gezeigt hatte, fragte ich ihn, ich weiß nicht gerade weßwegen, ob der peintre en batimens Drouin etwa ſein Vater ſey. Und er antwortete lächelnd: „Ja! wenn Sie ſo wollen; denn er hat mich großgezogen, mich genährt und gepflegt, und mir die Mittel gegeben, ein Maler zu werden, vorausgeſezt, daß mir dies je gelingen ſollte. Aber ſie könnten mich mißverſtehen: der peintre en batimens ſteht vor Ihnen. Ich habe mich und meine Mutter durch Anſtreichen ernährt, und habe gerade dies Metier gewählt, weil ich hoffte, dabei für die Malerei, meine Leidenſchaft ſeit meiner früheſten Jugend, Zeit zu erübrigen." Dann erzählte er mir mit der naivſten Anſpruchloſigkeit, wie er bereits im zwölften Jahr ſeinen Vater verloren, und von da an für eine kranke Mutter und ſich ſelbſt das Brod habe verdienen müſſen. Seine Neigung theilte ſich zwiſchen dem Meere und der Malerei, und ſo wurde er zuerſt Schiffsjunge, blieb drei Jahre auf der See, und zeichnete ſchon damals, ſo gut und ſo ſchlecht es eben gehen wollte, Schiffe, das Meer, Kirchen

Digitized by Google

und Dörfer, ohne je Unterricht gehabt zu haben. Endlich aber erhielt die Neigung zur Malerei die Oberhand, er verließ das Schiff und ging zu einem Häusermaler, wo er bald (in Rouen) so viel erwarb, um sich und seine Mutter zu ernähren, und noch Zeit fand, im Zeichnen Unterricht zu nehmen. Die Anstreicherei aber war seine einzige Schule in der Malerkunst, und in der Farbenlehre blieb er ganz sein eigener Meister. Seine Bilder tragen die Spuren dieses Selbstunterrichts; denn wie schön sie in der Hauptsache sind, so fehlt ihnen doch, was die Maler in Frankreich le chique nennen. Bald trieb ihn seine Sehnsucht nach dem Meere wieder nach Havre, und hier ging er von Stufe zu Stufe aufwärts: erst noch Weißbinder in Wasserfarbe, dann Abkonterfeier der Schiffe für Kapitäns und Kaufleute, die ihre Kinder — die Schiffe sind ihnen solche, und oft fester an's Herz gewachsen, als die eigentlichen Kinder — abmalen lassen, um sie stets um sich zu haben, endlich Oelmaler, und jezt steht er — ich prophezeihe es ihm, und der Umstand, daß bereits jezt Havrer Liebhaber seine Gemälde ziemlich gut bezahlen, bürgt dafür, wenn man die Havrer nur etwas kennt — in der Vorhalle des Tempels, der dem durch die Natur selbst Eingeweihten die Palme nicht versagen wird. Man wird noch oft von ihm sprechen, wenn er erst die Eisrinde durchbrochen, welche die Provinz in Frankreich um jedes Genie legt, wenn er erst einmal in Paris die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Beschluß.)

Aktienunternehmungen.

Die auf Aktien unternommene, nicht weit hinter dem Link'schen Bade an der Bauzner Straße befindliche Anlage zur Brauerei vorzüglich guten Bieres zog, auch abgesehen von dem materiellen Interesse daran, schon darum die Aufmerksamkeit der hiesigen Einwohner besonders auf sich, weil der Platz früher ein öffentlicher Lustort, und seiner reizenden Situation und Aussicht wegen unter dem Namen des Waldschlößchens ein Lieblingsaufenthalt für die Freunde entfernterer Spaziergänge gewesen war. Die süße Hoffnung, daß der im Sommer durch seine Schattenkühle wirklich überaus angenehme Ort, nach erfolgter Vollendung und Einrichtung der neu zu erbauenden Anstalt, dem öffentlichen Gebrauche wieder gewidmet werden sollte, lockte im Voraus bei schönem Wetter eine Menge Menschen aus allen Ständen dahin. Mächtigere Phantasien anticipirten dabei bereits die wohlthätigen Genüsse des künftig dort schäumenden köstlichen Gersten- und Hopfensaftes, und freuten sich der wirklich grandios erscheinenden Riesengewölbe, welche den dortigen lockern Sandboden durch ihre gewaltigen Mauern festhalten sollten. Eine fast unerschöpfliche, flüssige Seligkeit dämmerte zauberisch vor ihrem Geiste auf. Wenn auch den minder vierphantastischen Naturen keine so kräftigen Schwingen gewachsen waren, so vergnügten sie sich doch ebenfalls an dem recht zweckmäßig erscheinenden Betriebe eines im Ganzen mancherlei wahren und allgemeinen Nutzen verheißenden Unternehmens. Als vor Kurzem ein Theil des Gebäudes der ebenfalls auf Aktien gegründeten Champagnerfabrik in der benachbarten Niederlößnitz das Unglück hatte, tief in seinen sandigen Boden einzusinken, da klammerten sich die Hoffnungen und Wünsche der Freunde des Waldschlößchens mit den Aktionären der dort beabsichtigten Bierbrauerei nur desto fester an die starken Mauern der daselbst bereits errichteten Kellergewölbe an, deren Dauer ihnen wenigstens auf einige tausend Jahre berechnet schien. Welch ein Todesschrecken daher für sie, als am 6ten Juli die Hiobspost durch die Stadt lief, einer dieser felsenfesten Keller sey wirklich zusammengestürzt. Es stand in der That sehr zu besorgen, daß dieser Unfall sehr nachtheilig auf alle dergleichen Entrepriſen einwirken werde, zumal das Mehr, welches zur Herstellung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn über die Anfangs für hinreichend geachtete Summe nöthig geworden, manches Kopfschütteln unter den Aktionären erregt hatte. Ganz Parteilose mußten daher das neue ungünstige Ereigniß schon darum doppelt beklagen, weil durch dasselbe die Aktienspekulationen, welche, wo ihnen nicht bloße Schwindeleien zum Grunde liegen, gewiß immer einen wohlthätigen Einfluß auf die Gewerbe äußern, in Zukunft auf bedeutende Hindernisse stoßen konnten. Zum Glück zeigte sich indessen bei näherer Bekanntschaft mit den Umständen, daß, wenn auch, leider, fünf Arbeiter wirklich verschüttet und von diesen einer getödtet worden, die Ursache der Verschüttung doch keineswegs der Einsturz eines Kellers gewesen. Nur eine Sandwand war auf die Arbeiter herabgerollt. — Mit Ungeduld wird das glückliche Endresultat eines andern Aktienunternehmens von dem hiesigen Publikum ersehnt. Es ist die Einrichtung mehrerer Dampfschiffe, dem Vernehmen nach zunächst zu Lustfahrten auf der Elbe zwischen Dresden und Tetschen bestimmt, und daher zum Besuche der sogenannten sächsischen Schweiz auf dem schnellsten und wohlfeilsten Wege vorzüglich geeignet. Vor Kurzem wurde mit dem einen bereits im Hauptwerke fertigen Fahrzeuge der erste Versuch gemacht, und er soll nach Wunsch ausgefallen seyn.

Geschlechts-Homonyme.

Laudo manentem.
Hor.

Er

Blieb' ich dir, was du mir, so lang' ich lebe, bleibst.
Wenn du mich nicht mit Spott aus meinem Neste treibst,
So lob' ich immer dich, doch schüttelst du die Schwingen,
So wird Entsagung auch der Manneskraft gelingen.

Sie.

Ich bin dein Glück, so lang' ich bleibe, was ich bin,
Hört' ich es auf zu seyn, so gäbst du gern mich hin;
Zwei Herzen sind, nur auf verschiedne Weise, mein.
Und wenn man eins mir nimmt, so hör' ich auf zu seyn.

Es.

Und habt ihr beiden erst für immer euch verloren,
So bin ich beiden wohl schon zum Ersatz erkoren,
Ein Kätzchen oder Buch, Spiel oder Puppendraht,
Ein Schmuck, Mahl, Ideal, doch ach! nur Surrogat!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 193.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 14. Auguſt 1837.

Hoc fonte derivata clades
In patriam populumque fluxit.
Horat.

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

Lübeck.

Der Tag war nicht lange angebrochen, als ich vor dem noch geſchloſſenen Thore von Lübeck anlangte. Hier hielt ich einige Zeitlang, bis das Thor aufgeſchloſſen wurde. Die ſtille Stadt lag vor mir, und ich glaube, es würde mich nicht gewundert haben, wenn allmählig einzelne mittelalterliche Geſtalten, Reiſige zu Pferd, eine Falkenjagd, oder ſchlichte Bürgersmädchen, zu Heiligenbildern vor der Stadt wallend, um ihre Morgenandacht zu verrichten, aus den ſchweigenden Mauern getreten wären; denn es hat wohl keine Stadt ſo ſehr wie Lübeck die Spuren vergangener Jahrhunderte bewahrt. Die vom Alter gebeugten Thürme des Doms ſtehen wie ein müdes Greiſenpaar neben einander, das von glaſirten Ziegeln gebaute Rath- und Kaufhaus in ſeiner bedeutenden Ausdehnung mahnt lebendig an die Zeiten, da Lübeck das Haupt der Hanſe war, und gerade das Holſtenthor, durch welches ich dießmal einzog, iſt das größte und alterthümlichſte der Stadt und führt über eine unförmlich hochgeſchwungene Brücke mitten durch den Hafen hindurch, welcher ſich langgeſtreckt am Fuße der von Baumgängen gekrönten grünen Wälle hinzieht.

Freilich kann ſich Lübeck, ſo wenig als irgend eine Stadt des Nordens, in der Fülle und dem Reiz der Erſcheinung mit Nürnberg meſſen, das, im Mittelpunkte Deutſchlands gelegen, eine Zeitlang das Herz deutſcher Kunſt und Art, und außerdem durch die Naturgabe des Sandſteins zu weit reicherer Ausbildung derjenigen Kunſt geeignet war, in der das Weſen der mittleren Zeiten ſich gleichſam verkörpert hat. Allein bei aller Sorgfalt, die man in dieſer ſüdlichen Stadt auf die Erhaltung und organiſche Wiederherſtellung der alten Denkmale, zum Theil auch auf die Vermeidung von Störungen verwendet hat, welche durch allzugroße Abweichung von der alten Bauart für den Charakter der Stadt entſtehen müßten, wird ſie doch deßwegen nie den reinen Eindruck der Vorzeit machen, wie Lübeck, weil die Thätigkeit ihrer Bewohner nicht, wie hier, in Stillſtand, ja man muß ſagen in's Rückgehen gerathen iſt.

Es ſoll hiemit den ehrenwerthen Lübeckern kein Vorwurf gemacht werden; ſie haben der Macht der Verhältniſſe, die vorzugsweiſe ungünſtig auch jezt noch auf ihnen laſten, nicht widerſtehen können. Es liegt in Dänemarks Intereſſe, den Wiederaufſchwung des Lübecker Handels möglichſt zu hemmen, und wenn auch manche Maßregeln, die den Handel der Stadt nach Kiel zu ziehen beſtimmt

Digitized by Google

sind, um so schwerer auf den alten Reichsbürgern lasten, als sie das Andenken ihres Glücks jeden Tag und jede Stunde in ihrer Stadt selbst vor Augen haben, so ist es doch auf der andern Seite dem armen dänischen Reiche, das in der That in noch härterem Maße von den Schlägen des Schicksals getroffen worden ist, nicht zu verargen, wenn es nach Möglichkeit sich selbst wieder empor zu bringen versucht. Hiegegen läßt sich weniger einwenden als wider die Zurücksetzung Holsteins gegen die eigentlich dänischen Lande. Denn die Staaten stehen zur Zeit noch im Verhältnisse des Naturstandes einander gegenüber, und ihr Recht ist, wenn es von den Verhüllungen befreit wird, mit welchen es die wechselnde Mode der Weltpolitik bekleidet, in lezter Instanz kein anderes als das Recht des Stärkeren. Schwer leidet Lübeck namentlich dadurch, daß die dänische Regierung eine Verbindung mit der verschwisterten Hansestadt Hamburg, diesem Hauptstapelplatze des europäischen Continentalhandels, durch eine gute Straße bisher nie zugegeben hat, während sie Kiel und Altona, also auch Hamburg, durch eine Chaussee und verbesserte Postanstalten sich näher zu bringen bemüht gewesen ist. Leider könnte auf den heutigen Weg zwischen Hamburg und Lübeck, so weit er nicht durch das Gebiet dieser Städte geht, noch Anwendung finden, was vor fünfzig Jahren von ihm erzählt wurde. Damals hieß es, dem Postwagen werde aus keinem andern Grunde ein Gensdarm beigegeben, als damit er die durch die fürchterlichen Stöße des Wagens regelmäßig zur äußersten Verzweiflung getriebenen Reisenden mit Waffengewalt vom Selbstmorde abhalte.

Ich weiß übrigens nicht, ob nicht in den Lübeckern selbst ein Element liegt, das ihre Stadt am kräftigen Emporkommen hindert; zu kurz war mein dortiger Aufenthalt, als daß ich mir es anmaßen möchte, über das Wesen der Bewohner rasch abzuurtheilen. Ich wünschte, daß jeder Reisende, der, wie dieses Mal ich, im Fluge wandert, rein und unverfälscht nur das gäbe, was sich im Fluge entweder selbst beobachten oder von fremden Beobachtungen mitnehmen läßt, ohne den Anspruch zu machen, aus so vereinzelten Beobachtungen Schlüsse ziehen und das vom Hörensagen Erfahrene als selbsterlebte Wahrheit bezeugen zu wollen. Doch gibt es Einzelnheiten, die so nothwendig durch ein ihnen entsprechendes Ganze bedingt werden, daß man sie ohne dieses nicht denken kann, und es gibt Bilder, die so sehr das Gepräge der Aehnlichkeit tragen, daß, wer auch das Urbild nicht kennt, berechtigt zu seyn glaubt, sie für getroffen zu halten. In diesem Sinne läßt sich vielleicht aus der immer noch bestehenden strengen Abtheilung der Packträger des Hafens in verschiedene Gilden, so daß es zum Beispiel jezt noch Stockholmsträger, Zuckerträger gibt, d. h. solche Leute, welche das ausschließliche Recht haben, was von jener Stadt oder von dieser Waare ankommt, an's Land zu tragen, auf eine tief gewurzelte Anhänglichkeit an das der Entwicklung der Zeit in seiner alten Form widerstrebende Zunftwesen schließen, welche allein bedeutende Fortschritte des Wohlstandes zu hemmen vermag.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber das Lächerliche.

(Beschluß.)

Nicht jede „unschickliche Verbindung" wirkt lächerlich, wie Beattie will, geschweige denn daß alles Lächerliche auf einer solchen beruhte. Tritt Jenes ein, so gründet es noch tiefer. Wenn die Südseeinsulaner dem Weltumsegler Kotzebue in Uniformfräcken und mit Hüten, die sie von frühern Seefahrern geschenkt erhalten, übrigens aber nackt entgegenkamen, so war das allerdings eine unschickliche Verbindung lächerlicher Art. Die lustige Wirkung entsteht durch die zur Anschauung kommende Neigung der Natursöhne zum Putz, welche aber hier nicht etwa durch bunte Schürzen, sondern mißgeleitet durch Kleidungsstücke befriedigt wurde, die wir Europäer erst dann anziehen, wenn die Nuditäten zuvor durch andere verhüllt sind. Also auch hier Eludirung einer freien Neigung und Wahl durch gieriges Ergreifen einer ungeeigneten Darbietung.

Der „Unsinn" ist nicht immer eine Quelle des Lächerlichen. Der künstliche, raffinirte Unsinn, der zuweilen in Schriften oder Gesellschaften als Belustigungsmittel aufgetischt wird, macht selten die bezweckte Wirkung, weil er das Lächerliche provociren will. Der Unsinn muß, wenn er komisch erscheinen soll, dem Menschen unwillkührlich entwischen, es muß vermeintlicher Sinn, es muß, nach Shakespeare, Methode darin seyn. Wenn Einer sagt: zwei mal zwei ist sieben! so lachen wir, weil er plappernd fehl rechnet, also im allbekannten Einmaleins strauchelt. Wenn Jemand behauptet: das ist per se, daß es per sibi heißen muß, oder ausruft: Enfin! kein Wort Französisch mehr! so sehen wir das Herrwerden der Gewohnheit über die Besinnung. Ein vollkommener Unsinn ist ein widriger Ernst und kein heiteres Spiel mehr für uns. Der Unsinn der Irrenhäuser, der Wahnsinn belustigt nicht. Wenn sich ein Irrer für Gott Vater, den Großen Mogul, Napoleon ꝛc. hält, oder wähnt, er habe einen Tambour im Hirn, so erscheint uns sein Zustand so absolut, so bleibend und zwangsvoll, daß von gar keiner relativen Freiheit, oder von Anmaßung einer Willkühr die Rede seyn kann. Das tollste Geschwätz oder Handeln ist uns eine bloße physiologische Erscheinung, die uns eher mit Grauen als mit Lachen erfüllt. Die belustigendsten Leute sind die Halbnarren,

Digitized by Google

die Viertels-, Zehntels-, Hundertstelsnarren, die Bruchtheile, zu denen sich selbst der sogenannte vernünftige Mensch zählen muß. Ich kannte einen lustigen jungen Mann, der ein solch unbändiges Verlangen nach Auszeichnung und einem Orden hatte und offen an den Tag legte, daß ich aussprechen mußte, er werde ein Narr werden, wenn er das Bändchen erhalte und wenn er es nicht erhalte.

Die „Auflösung einer Erwartung in Nichts“ wirkt nicht immer beim Lächerlichen mit, weil überhaupt nicht jedesmal eine Erwartung bei derlei Vorgängen stattfindet. Wenn bei einem nächtlichen Streit ein zufällig die Straße Wandelnder mit durchgeprügelt wird, wo wäre hier eine in Nichts aufgelöste Erwartung? Im Gegentheil hat derselbe etwas gar nicht Erwartetes erhalten. Das „Nichts“ ist überhaupt für die Komik ein leeres, todtes Nichts. Umgekehrt beruht das Lächerliche auch nicht nothwendig auf einem „Unerwarteten;“ wie ja von lustigen Vögeln ihr Genossener, als passiver Hanswurst, öfters, ja meistens zu einer lächerlichen Aeußerung oder Handlung mit Berechnung und foppender Schlauheit, also zu einem Erwarteten getrieben wird.

Der „Untergang des Idealen im Realen“ ist mehr tragisch als komisch. Untergang ist wieder kein Spiel, keine relative Freiheit, kein Streit der Willkühr mit dem Zwange. Mit solchen absoluten Worten kann der flüchtige Geist des Komischen und Lächerlichen nicht umschrieben werden, und wer gleich die höchsten Gegensätze in den Mund nimmt, der mag damit zwar die Weltachse beschreiben, aber nicht die leichten, dünnen Balancirstäbchen der Laune, des Humors, der Komik.

Ebenso ist es mit der Definition, das Lächerliche sey eine „Umkehrung der Welt.“ Durch ein spaßhaftes Wort oder Ereigniß wird die Welt noch nicht umgekehrt, und wenn einmal ein Prediger die Perrücke verkehrt aufsezt, so ist's nur die Perrücke und nicht die Welt. Wäre diese es im Ganzen, so hätte aller Spaß ein Ende, der eben nur dadurch möglich ist, daß einzelnes Verkehrte in ihr geschieht. Solche Definitionen lassen ahnen, daß ihr Urheber weder Geduld noch Geschick hatte, die einzelnen Lebenserscheinungen um ihr Allgemeines, das Wirkliche um seine Idee zu befragen, sondern lieber das philosophische Geschäft frischweg am Pulte abzumachen, wobei ihm vielleicht die Bilderbogen der Kinder zur Leitidee dienten. In diesen ist aber eben wegen der plumpen Umkehrung wenig Lächerliches. Es gehört doch etwas mehr Witz dazu, um Lachen zu erregen, als einen Bauern vor den Pflug zu spannen und diesen ein Pferd leiten zu lassen. Ganz anders nehmen sich die bekannten französischen kleinen Darstellungen von eingekleideten Thieren aus, wo z. B. ein galanter Fuchs die Hühnerdamen aus dem Stalle mit Grazie herabhebt, voraussichtlich um sie nachher zu fressen. Hier ist ein vielfaches, ein potenzirtes Komisches. Der Künstler spielt mit den Thieren, als karrikirten Ebenbildern der Menschen, zugleich andeutend auch mit diesen, schon im Allgemeinen, als humoristischer, künstlerischer Aesopus durch die Abspiegelung der Menschen in Thiergestalten, dann noch speciell durch die Lächerlichkeit der Scenen. Der leidtragende Affe mit dem Thränentüchlein erscheint in eine lächerliche Gestalt gezwängt, der heuchlerisch grimassirende Mensch blickt durch ihn hindurch, und die ganze Scene im Trauerhause hat noch überdies eine satirische Beziehung, die dem Doppelspaße plastische Einheit gibt.

Ein „Umschlagen des Erhabenen in die Bagatelle“ läßt sich wohl auch nicht oft beim Lächerlichen nachweisen, nicht einmal immer ein Abfall des Großen in's Kleine. Ob ein Künstler in der natürlichen Magie einen Grenadier in den Reisekoffer steigen läßt und dann statt seiner ein Wickelkind herausshebt, oder umgekehrt jenen statt des Kindes, Beides bewirkt das gleiche Lachen. Wenn ich einen Strohwagen aufhalten will und dafür einen Strohhalm herausziehe, so ist's nicht komischer, als wenn ich an einem Halm zerre und dadurch den Schober auf mich fallen mache. Man mag überhaupt bedenken, wie selten bei lächerlichen Vorgängen ein Erhabenes im Prospekt war, und wie hinwieder „Bagatelle“ den komischen Erfolg in den wenigsten Fällen bezeichnet.

Wir bedürfen zur Erscheinung des Komischen dieser gewaltigen Gegensätze nicht, also auch nicht zu dessen Erklärung. Wenn Hanswurst des Nachts aus dem Fenster seiner Dulcinea sich herabläßt und, statt den Boden mit einem Sprunge zu erreichen, auf einen Ziegenbock rücklings zu sitzen kommt, der mit ihm davon rennt, so lachen die Zuschauer der Puppenkomödie über den Schabernack des Zufalls um so mehr, als Hanswurst und Bock an sich schon nichts weniger als Träger des Erhabenen, sondern komische Personagen sind.

Das Komische, das Lächerliche im allgemeinsten Sinn, ist das zur Anschauung kommende Spiel der Natur mit der Freiheit des Menschen. Bei „Natur“ müssen wir aber an die Sphäre höherer Kräfte und Gewalten überhaupt denken, innerhalb welcher sich der Mensch mit vermeintlicher Freiheit bewegt. Es ist ein Gewahrwerden des heitern Conflikts zwischen Willen und Zwang beim Menschen, der Mangelhaftigkeit seiner Willkühr, der Unzulänglichkeit seines Strebens; es ist das ergötzliche Beobachten seiner von höhern Gewalten eludirten Selbstbestimmung.

Die höhere, den Menschen beherrschende, hänselnde ꝛc. Gewalt tritt nun im Leben auf — bald als ein Geschick, Verhängniß, bald als äußere Natur, bald als Zufall, bald als sittlich-, intellektuell- oder physisch-organische Nöthigung, bald als bürgerliche Ordnung, bald als der neckende Despotismus eines Menschen, als Laune eines

Digitized by Google

Mephistopheles, eines Schalks. Ja ein loser Vogel kann sich sogar selbst geflissentlich stellen, als wäre er einer Beschränkung seiner freien Bewegung unterworfen, um die Zuschauer, Zuhörer zum Lachen zu reizen, während er sie, als die Gefoppten, im Stillen auslacht.

Möchten denkende Leser nun den aufgestellten und an einigen Beispielen nachgewiesenen Grundbegriff der Erklärung sich im Leben und bei der Lectüre gegenwärtig erhalten und sehen, ob sie in concreten Fällen damit zurecht kommen. Es läßt sich wohl ahnen, daß dies nicht immer alsobald glücken wird; doch ist mir nie ein Lächerliches vorgekommen, das sich der Definition ganz widerstrebend erwiesen hätte. Ich behalte mir vor, ein ander Mal auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

Volkselend. Die Endormeurs.

Wie sich der echte Mann erst im Unglück recht bewährt, wie da hervortritt, was er eigentlich gilt, so ist's auch mit Staaten und Städten. Lyon ist so ein Mann, ein vielfach und schwer geprüfter, denn seit fünf Jahren sausten in zwei blutigen Insurrektionen die Kanonen- und Kartätschenkugeln um sein uraltes, schon von Römerzeit her ehrwürdiges, aber noch immer frisches Haupt, und nun liegen seit länger denn sechs Monaten die Seinigen in schwerer Angst und Noth. Hunger und Entbehrungen aller Art plagen sie, während ihm über dem Meer ungeheure Summen verloren gehen und seine Fabriken feiern; die sonst so thätigen Webstühle stehen still; seine Magazine sind voll kostbarer Waaren ohne Absatz, es ist selbst wenig Aussicht zu bleibendem Besserwerden, und doch steht der Mann noch aufrecht und sieht auch gar nicht muthlos aus. So Lyon. Es gehört gewiß großer Reichthum, seltene Festigkeit und merkantilische Solidität dazu, in den furchtbaren Umständen nicht zu fallen, die seit einigen Jahren, besonders aber in der neuesten Zeit auf unsere Stadt einstürmen. Die immer wachsende Zahl und Thätigkeit der Seidenfabriken im Ausland und in Frankreich selbst, neuerdings aber die Bankerotte in Nordamerika, mit dem Lyon sehr große Geschäfte machte, sind die furchtbaren Erisen, die vereinigt vielleicht keine Handelsstadt der Welt ohne Zerstörung ihres Wohlstands und Kredits ertrüge; hier wankten und fielen aber nur wenige Häuser. Rechnen Sie zu jenen großen Nachtheilen noch die bedeutenden Opfer, die Lyon länger als sechs Monate für die Erhaltung von dreißigtausend hungernden Arbeitern gebracht hat und noch bringt, die großen Summen, die zu diesem Zweck von den wohlhabenden und reichen Einwohnern der Stadt, ja selbst von der Garnison eingingen, die vom König und seiner Familie mehrmals gesendet wurden, und Sie werden vielleicht einige Vorstellung von unserer Lage haben, immer aber noch eine sehr unvollständige, denn Sie müssen wissen, daß jene bedeutenden Unterstützungen in den langen, peinigenden Monaten des langen Winters nur ganz geringe Hülfe gewährten, und daß bei unserer armen Arbeiterklasse eine Noth herrschte, von der man sich in Deutschland keine Vorstellung macht, und die nur in den Fabrikstädten Englands ihres Gleichen haben mag. Der Jammer der hungernden Kinder, die von Mädchen und jungen Frauen fast öffentlich und oft ohne Scheu versuchten Erwerbsmittel, um sich und den Ihrigen Brod und Holz zu verschaffen, zerschnitten einem das Herz. Ich habe in jenen Jammertagen Manches gesehen und gehört, was nie aus meinem Gedächtniß kommen wird, und solche Erinnerungen hallen durch das ganze Leben nach.

Dieses Elend erklärt zum Theil Manches, was außerdem schwer zu begreifen wäre, so das Verschwinden einer Menge Kinder, junger Leute und Mädchen von fünfzehn bis achtzehn Jahren. Von letztern habe ich nach den öffentlichen Anzeigen in den vergangenen sechs Monaten neunzehn gezählt, die nach der Beschreibung alle sehr hübsch gewesen seyn müssen. Der Knaben bis zum fünfzehnten Jahr waren noch mehr. Mehrere von ihnen trieb Hunger und gänzliche Hülflosigkeit ohne Eltern oder für sie sorgende Angehörige zum letzten Weg — in die Rhone; manche Mädchen führte Aehnliches dahin, oder auch Scham vor sich selbst und ihrem Thun und seinen Folgen. Nur Wenige sind weit über Lyon hinaus gekommen. Einige mögen auch den Endormeurs in die Hände gefallen seyn. Sie fragen mich, was sind diese Endormeurs? Wüßte ich's! Nur so viel kann ich Ihnen sagen, daß sie Erwachsene und Kinder durch freundlich gereichte Bonbons, eingemachte Früchte und Getränke zu tiefem Schlaf zu bringen suchen, um sie dann zu berauben und zuletzt, die Taschen voll Steine, in den nächsten Fluß zu werfen. Dergleichen Fälle sind seit einem Jahr eine Menge bei uns vorgekommen. Junge hübsche Mädchen und schöne Knaben müssen sich besonders in Acht nehmen, wenn es gleich bei ihnen nicht auf Ausplünderung abgesehen ist. In dieser Beziehung will ich Ihnen nur eine Geschichte erzählen, die sich vor einigen Monaten hier zugetragen hat, und die man Anfangs für eine gut erfundene Historie, für eine Geschichte aus Tausend und Einer Nacht hielt, an deren Wahrheit aber, nach vielen bestätigenden Umständen, nicht mehr zu zweifeln ist, und auch nicht mehr gezweifelt wird, wenn gleich dabei die Hauptsache noch ganz im Dunkeln liegt.

Der kleine P., ein sehr hübscher, kluger Knabe, ungefähr dreizehn Jahre alt, wurde des Nachmittags von der Mutter auf den Markt auf dem Kai Humbert, nahe bei dem Platz du Change, geschickt, um da Kartoffeln zu kaufen. Wie er darum handelt, empfängt er von hinten einen heftigen Schlag auf die Schulter, so daß er fällt. Gleich treten zwei sehr wohlgekleidete Herren zu ihm, bedauern ihn freundlich und halten ihm ein Krystallfläschchen vor, mit dem Zureden, er solle nur daraus trinken, es werde ihm gut auf seinen Schrecken bekommen. Den Knaben freut ein so gütiges Benehmen höchlich, und er trinkt herzhaft das Fläschchen aus. Gleich darauf ergreift ihn unwiderstehlicher Schlaf und völlige Bewußtlosigkeit. Als er wieder erwacht, unbewußt, wie lange er geschlafen, sieht er sich in einem unbekannten Zimmer, auf einem Bett ausgestreckt liegen, seinen obern Körper in eine eiserne Presse gespannt, die ihm Brust und Rücken heftig zusammendrückte; am Oberarm fühlte er einen ähnlichen Mechanismus. Bei ihm saßen die beiden Herren; der eine hielt eine Uhr und gab dabei genau Acht, wie die Arterien des Knaben am Arm und auf der Brust schlugen, der andere schrieb nieder, was jener beobachtete und sagte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 15. August 1837.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Uhland.

Alpenfrühling. 1837.

Ungeduld.

Längst erwacht in übler Laune,
Kreis ich um mein Winternest,
Ungeduldig seh' ich, staune
Nach den Bergen hoch und fest.
In mir schlägt es wie mit Flügeln,
Und zersprengt mir fast die Brust:
Muß ich lange noch dich zügeln,
Ungestüme Wanderlust?

Bitte.

O süßer Friede, komm zu mir
In diesen holden Tagen!
Wie lange warst du schon von hier,
Wie weit hinweggetragen!
Da geh' ich nun mit fahlem Kranz
Hin unterm Blüthenbaum.
Durchleuchte mich mit deinem Glanz,
Du heller Maientraum!

Er geht mir nach, er winkt und droht,
Des Kummers Schattenriese,
Lang wein' ich schon die Augen roth
Um welke Paradiese.
O hilf mir, daß ich einmal ganz
Abschüttle diesen Zaum:
Durchleuchte mich mit deinem Glanz,
Du heller Maientraum!

So schwer mir's auf dem Herzen lag,
Wie könnt' ich's heute klagen?
O süßer Seelenfeiertag
Nach langen, öden Tagen!
Es spielt die Welt im Kindertanz,
Vom Gestern weiß ich kaum:
Durchleuchte mich mit deinem Glanz,
Du heller Maientraum!

Auf dem Gurten bei Bern.

Nach langen Wintertagen,
Wo ich, gebannt in's Haus,
Nur sandte meine Klagen
Zur todten Flur hinaus,
Wo vorwärts und zurücke
Der Blick nur Wüsten fand —
Kein Nachen, keine Brücke
Zum fernen Frühlingsland;

Digitized by Google

Kein Laut, als der des Sturmes,
Der durch die Föhren pfeift,
Geläut des nahen Thurmes,
Der Trauertöne ſchleift,
Der Fahnen gelles Aechzen
Auf überſchneitem Dach,
Der Raben heiſres Krächzen —
Ein tauſendſtimmig Ach! —

Von all den ſchweren Träumen
Die mir den Sinn betäubt,
In dieſen lichten Räumen
Fühl' ich mich ausgeſtäubt;
Aufſproſſen Lenzgefühle,
Von Bergesluft geweckt,
Auf dieſem grünen Pfühle,
Wo ich mich ausgeſtreckt.

Dort unten Wald und Matten,
In friſches Grün getaucht,
Von ſchnellen Wolkenſchatten
Im Fliegen überhaucht;
Die Hügelſtadt, die breite,
Des Münſters grauer Bau;
Beſcheiden lugt zur Seite
Aus Pappeln Elfenau.

Die Aar, die wilde, klare,
Zieht blinkend, wie in Stahl,
Gleich einem Feſtalare
Sich nach das ſchöne Thal.
Ihr Häupter dort, vom Scheitel
Bis an den Fuß ergraut,
Dünkt euch das Alles eitel,
Was ihr da unten ſchaut?

Ihr blickt mit ernſten Mienen
In dieſe Frühlingsruh,
Die Wölkchen fliehn, wie Bienen,
Vergnüglich ab und zu;
Sie möchten euch im Sinnen
Belauſchen, ſtören nicht,
Ein Lächeln abgewinnen
Dem bleichen Angeſicht.

Kein Fremdling mehr in euren
So lang erſehnten Gaun,
Darf ich euch nun, ihr theuren
Bekannten, freudig ſchaun;
Kein trunknes Ueberquillen,
Es iſt ein mildes Licht
Von eurer großen, ſtillen,
Vegnügten Zuverſicht.

Frühlingsgelübde.

Der heil'ge Chriſt kam ſchüchtern nur und leiſe,
Von Winterluft ſein Lichtgewand gehoben,
Die Nacht war finſter, dichte Flocken ſtoben,
Doch macht er uns zu gut ſich auf die Reiſe.

Nun kommt er wieder, doch in andrer Weiſe,
Der Frühlingsgott im Blumenkleid, von oben
Und ſchüttet ſeiner ew'gen Güte Proben
Uns in den Schooß, dem Kinde wie dem Greiſe.

Ein frommes Kind, will ich daran mich laben,
Und warm und feſt drück ich mein Herz zuſammen,
In dir begnügt, durch den wir Wonne haben;

Da ſchlagen aus die hellen Opferflammen:
Ja, dieſer klare Strom von Liebesgaben
Er ſoll in meinem Herzen nicht verſchlammen!

Ludwig Seeger.

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſetzung.)

Ich kann nicht entſcheiden, ob es wahr iſt, was man mir von dem Bierbanne erzählt hat, den noch heutzutage die mit Braugerechtigkeit verſehenen Häuſer ausüben. Es ſoll nämlich jeder Inhaber eines ſolchen Hauſes der Reihe nach das Recht haben, die Stadt allein mit Bier zu verſorgen. Nun kann natürlich nicht geduldet werden, daß, weil ein ſolcher zufällig ein Weber oder Drechsler iſt und von der edlen Kunſt des Brauens nichts verſteht, oder auch ſeines Vortheils wegen nichts verſtehen will, die ganze Bürgerſchaft genöthigt ſey, durch verdorbene Magen die Aerzte zu bereichern; allein es wird für eben ſo gefährlich gehalten, daß der einzelne Berechtigte zu gutes Bier braue, hiedurch die andern im Beſitz der gleichen Gerechtſame befindlichen Bürger ebenfalls ein beſſeres Getränk zu bereiten zwinge und ſomit ihr wohlerworbenes Recht auf's Gröblichſte verletze. Es iſt daher verordnet, daß, wenn ungewöhnlich gutes Bier gebraut werde, der ganze Vorrath deſſelben dem Hoſpital zufalle, daß dagegen, wer ſchlechtes Bier verfertige, daſſelbe ausſchenken dürfe, und nur eine Strafe an das Aerar zu zahlen habe. So kann denn der Fall eintreten, daß in der ganzen Stadt die Hoſpitalalumnen die einzigen Leute ſind, welche ſich's

Digitized by Google

wohl seyn lassen können, während die wohlhabenden Bürger für ihr Geld nicht im Stande sind, sich einen guten Trunk zu verschaffen. Noch mehr schmeckt nach dem Schalke die Angabe über die Art der Bierprobe, welche dies Verfahren voraussezt. Seit alten Zeiten versammelt sich zu diesem Zweck ein kleines Collegium von Rathsherrn in einem Zimmer des Gemeindehauses, in welchem eine hölzerne Bank in bestimmter Entfernung von der Thüre aufgestellt ist. Diese Bank wird sorgfältig mit dem dicken Braunbiere, wie es in diesen Gegenden getrunken wird, bestrichen; die erwählten Rathsherrn setzen sich darauf, stellen sich alsbald zu gleicher Zeit wieder aufrecht und wandeln nun in gemessenem Tempo gegen die Thüre zu, indem die Bank, vermöge der klebrigen Natur dieses Getränks, querüber an denjenigen Theilen ihres Körpers haftet, mit welchen sie sonst die weichen rathsherrlichen Sessel zu drücken pflegen. Fällt nun die Bank, ehe sie an einen bestimmten Punkt gekommen sind, ab, so ist das Bier zu schlecht, hält sie bis zu einem weiteren Punkte, so ist es probemäßig, löst sie sich aber nicht ab, ehe die Rathsherrn ihren Marsch bis zur Thüre vollendet haben, so ist es unverantwortlich gut und darf nur im Spital getrunken werden.

War mir auch nicht Zeit genug vergönnt gewesen, die öffentlichen Verhältnisse Lübecks gründlich kennen zu lernen, so hatte ich doch Muße genug gefunden, mit manchem seiner Bewohner bekannt und mit seinen öffentlichen und Privatgebäuden zum Theil sogar vertraut zu werden. Wer sollte sich auch nicht an den Bauwerken des Doms und der Marienkirche erfreuen, die zwar an der Außenseite, wie alle Ziegelgebäude, den reichen Schmuck südgothischer Kirchen nicht darbieten können, die aber doch die innere Würde und Erhabenheit dieser Bauart keineswegs verleugnen. Hat man namentlich bei der Marienkirche von den modernen Verunstaltungen der Pfeiler und Wände abgesehen, so kann man ihr Harmonie und Großartigkeit der Verhältnisse durchaus nicht absprechen. Die sogenannte Brief- oder Bilderkapelle an der Südseite dieser Kirche scheint sogar auch in den Verzierungen der gehauenen Steine einen merkwürdigen Ueberrest aus der besten Zeit mitteldeutscher Baukunst zu bilden. Leider war sie zur Zeit meiner Anwesenheit mit Baugerüsten verstellt, welche der genauen Betrachtung und dem reinen Eindruck ihrer eleganten Construktion nachtheilig seyn mußten. Bekannt ist das hinter dem Altar aufgehängte Bild Overbecks, den Einzug Christi in Jerusalem darstellend, dem zwar, wie öfter schon bemerkt worden, der fünfzehnjährige Zeitraum, in welchem der in Lübeck geborene Künstler gelegentlich dieses sein erstes größeres Bild ausarbeitete, angesehen wird, dem aber die tiefe Innigkeit eines einfachen, religiösen Sinnes, die dem Meister so sehr eigen ist, dennoch eine hohe Weihe gibt. Und läßt sich leugnen, daß die Frauengruppe im linken Vorgrunde einen wahrhaft Raphaelischen Geist athmet? Außer diesem Bilde hat Lübeck noch einige Cartons Overbecks aufzuweisen, die in der Bibliothek bewahrt werden: der eine führt uns Tancred und Clorinden nach Tasso in drei verschiedenen Lagen vor, nämlich rechts Clorinden an der Quelle, von Tancred zum ersten Male gesehen, in der Mitte die Taufe des tödtlich verwundeten Mädchens durch den geliebten Helden, von dem sie das ewige Leben lächelnd um den irdischen Tod tauscht, und links den gemeinsamen Zug Beider in's Lager:

„Sie schon entseelt, ihn kaum in sich am Leben,
Und todt in ihr, der er den Tod gegeben."

Es ist dies die Vorarbeit zu einem der Gemälde des in der Villa Massini in Rom durch Johann Führlich und Overbeck ausgeführten Tasso'schen Salons, dem sich der Saal des Ariost und der des Dante, der erstere durch J. Schnorr, der leztere durch Philipp Veit und J. Koch ausgemalt, anreihen. Der größere Carton ist eine Skizze der Vision des heiligen Franziscus von Assisi in der Kapelle der Portiuncula, welche im Jahr 1827 am Giebel dieser Kapelle an der Minoritenkirche Maria degli angeli von Overbeck ausgeführt, und durch die Erdstöße, welche seither das Gewölbe der nach Vignola's Entwurf erbauten Kirche einstürzten, glücklicherweise nicht verlezt worden ist. Von ältern Bildern sind außer dem Todtentanze in einer Kapelle der Nordseite der Marienkirche und dem berühmten Altarschrein in einer Kapelle des Doms, welches von Rumohr dem Hans Hemling zugeschrieben wird, mir keine bekannt geworden.

Keinem Fremden, den die Architektur interessirt, wird auch die übereinstimmende Bauart der zahlreichen Kaufmannshäuser entgehen. Die Facade derselben theilt sich in der Regel in drei Abschnitte: das Rezdechaussee ist sehr hoch und fast ganz durch die großen Fenster durchbrochen; auf ihm ruht ein Stockwerk, das sich als bewohnbares ankündigt, worauf in rechtwinkligen, treppenförmigen Absätzen die zu Speichern bestimmten Giebelstockwerke folgen. Gleich ihnen ist für die Aufstapelung der Waarenvorräthe fast der ganze Raum zur ebenen Erde bestimmt, in dessen einer Vorderecke gewöhnlich nur ein niedriges, entresolartiges Zimmerchen, zu dem eine Treppe führt, gewissermaßen hängt. Nicht selten haben diese Gebäude noch einen großen Hinterflügel für diejenigen Wohngemächer, welche in dem Mittelstocke des Vorhauses keinen Platz fanden.

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

(Fortsetzung.)

Eine wunderliche Geschichte. Selbstmorde.

Lange beklagte sich der Knabe umsonst über die Schmerzen in dieser Spannung, immer sagten ihm die Herren, es werde nicht lange mehr dauern, er solle sich nur beruhigen, es geschehe ihm kein Leid u. s. w. Endlich nahmen sie ihm den eisernen Mechanismus ab, gaben ihm zu essen und führten ihn endlich in ein anderes großes Zimmer in dem sonderbaren Haus. Hier fand Karl, so heißt der kleine P., eine Menge schmaler Betten und darin ganz bleiche, elend aussehende Kinder mit erstorbenen Augen, entsetzlich mager und mit ganz verzogenen, dumm aussehenden Gesichtern. Der Anblick dieser Kinder und ihres Elends, so wie das Entsetzen bei dem Gedanken, ihnen in einiger Zeit zu gleichen, schlossen ihm den Mund, so lange die Herren da blieben. Endlich gingen sie, und nun kamen gleich zwei Knaben ungefähr seines Alters, die noch gut aussahen, und fragten ihn traulich, ob er Lust habe, noch lange in diesem Hause des Unglücks zu bleiben. Karl antwortete ihnen, wie es ihm um's Herz war, und darauf theilten sie ihm ihren Vorsatz mit, zu entkommen, so lange sie noch Kräfte hätten, dabei sey aber keine Zeit zu versäumen; sie forderten ihn auf, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. Es läßt sich leicht denken, daß ihm ihr Antrag sehr erwünscht kam. Sie beschlossen, sich den Abend zu stellen, als seyen sie eingeschlafen, punkt eilf aber aufzustehen und zu überlegen, wie das Entkommen möglich zu machen wäre. Kaum hatten sie diese Abrede genommen, so kam man, um die größern und noch kräftigern Kinder in einem ziemlich großen Garten am Hause spazieren zu führen; darum her war eine 10 bis 12' hohe Mauer, ohne Thüre oder andere Oeffnung, durch die ein neugieriger Blick von außen hätte dringen können. Auf diesem Spaziergang bemerkte Karl eine an die Mauer gelehnte Leiter, und hatte gleich den Gedanken, diesen Umstand wo möglich für sein Entkommen zu benutzen. Nach einer Stunde wurden die Knaben schon wieder in ihren Schlafsaal zurückgebracht, mußten sich ausziehen und zu Bett legen. Die drei Verschworenen thaten natürlich kein Auge zu, und mit dem Glockenschlag eilf standen sie auf und schlichen auf den Zehen aus dem Saal. Hier waren sie in einem Corridor, der auf den Garten ging, dessen Bäume sie im schwachen Mondschein gewahren konnten. Alle Thüren und Fenster fanden sie aber verschlossen, und um aus diesem Gewahrsam zu entkommen, drückten sie mit einem zusammengeballten Schnupftuch eine Fensterscheibe ein, nahmen die Glasscherben vorsichtig heraus, zwängten sich dann mühsam hindurch, und mit einem kleinen Sprung gelangten sie in den Garten, ohne daß sie gehört worden waren. Sie eilten natürlich der Mauer zu, fanden aber die Leiter nicht mehr angelehnt, sondern auf der Erde. Nur mit größter Anstrengung konnten sie die drei Knaben wieder aufrichten, und bei dieser Gelegenheit fühlte Karl schon, daß er nicht mehr so viel Kräfte habe, als vorher. Angst und Begierde zu entkommen gaben ihnen Stärke. Endlich konnten sie die Mauer hinaufsteigen, oben aber sahen sie kein anderes Mittel, auf der andern Seite hinabzukommen, als durch einen Sprung; denn sie fühlten sich viel zu schwach, die Leiter nachzuziehen und an der andern Seite wieder anzulehnen. Einige aufgerissene Hände und Beinkleider ungerechnet, kamen sie glücklich hinunter und liefen dann, entzückt über die wieder gewonnene Freiheit, ohne Weiteres fort, ohne sich ferner um einander zu bekümmern. So lief Karl mehrere Stunden lang, bis es um drei Uhr früh hell wurde; da war er bei der Pyramide von Waise, von wo er sich nach Haus fand. Schon am folgenden Tag waren die Behörden von dieser wunderlichen und unbegreiflichen Begebenheit unterrichtet, und der Knabe wurde auf das Genaueste von ihnen ausgefragt; seine Aussage blieb sich aber immer gleich und wich auch nicht in dem geringsten Umstand ab. Karl ist übrigens in der ganzen Nachbarschaft als ein sehr guter, kluger Knabe bekannt; seine Eltern versichern, man habe nie die geringste Lüge von ihm gehört. In seiner Aussage war nichts Gesuchtes, sondern nur der Ausdruck der Aufrichtigkeit und Treuherzigkeit. Früher war er auch keck und muthig; seine Eltern konnten ihn bei Tag und bei Nacht ausschicken. So ist er aber nicht mehr; denn seit jener Begebenheit mag er auch am Tage nicht mehr allein auf die Straße gehen und sitzt immer zu Haus. An dem Tag, wo der Knabe nicht nach Haus kam, erschien bei seinen Eltern ein Commissionär mit Karls Korb und den eingekauften Kartoffeln, nebst einem anonymen Brief, worin stand: dem Knaben sey ein Unfall begegnet, man solle sich jedoch deßhalb nicht beunruhigen, er werde keine übeln Folgen haben, und es solle für ihn die beste Sorge getragen werden. Während die Eltern in Bestürzung den Brief lasen, entfernte sich der Commissionär wieder. Karl hat auch ausgesagt, während die Herren ihm aus dem Krystallfläschchen zu trinken gegeben, hätten sie ihn nach dem Namen und der Wohnung seiner Eltern gefragt. Nach Karls wiederholter Aussage hat ihm einer der mit ihm entwichenen Knaben, ungefähr seines Alters, gesagt, er sey aus Givors. Die Behörde hat deßhalb viele Nachforschungen angestellt, aber bisher nichts ausfindig machen können. Drei Tage ist Karl in dem unbekannten Hause geblieben. Nun fragt sich's, was für ein sonderbares Haus ist dies? Im Anfang glaubte man, es sey eine orthopädische Anstalt; diese Meinung hat aber keine besondere Wahrscheinlichkeit. Karl scheint in den drei Tagen nur einer einzigen chirurgischen oder medizinischen Operation unterworfen worden zu seyn, der Auscultation, bei der ein Instrument Namens Stethoscop angewendet und an die Körpertheile gelegt wird, deren Zustand man beobachten will. — Der Fälle, wo Mädchen, die sich vertrauend jungen Männern hingaben, von ihren Geliebten auf diese oder jene Art, manchmal auf das Scheußlichste, ja selbst mit ihren Kindern ermordet wurden, hatten wir seit Kurzem mehrere. Aber auch aus Hunger und Elend starben einige mit ihren Kleinen; manche erstickten sich mit dem Vater, andere starben allein. So viel ist gewiß, der Tod hat bei unsern jungen Leuten alle seine Schrecken verloren; bei ihnen ist er der rein thierische Uebergang von einem Zustand zum andern, ohne Hoffnung, ohne Glauben, wie ohne Furcht, die Folge eines ganz sinnlichen und materiellen Lebens, ohne alle Beziehung auf ein höheres Seyn. Aber lassen wir das! An diese Dinge kann man in Frankreich nicht denken, ohne durch und durch von Schauder ergriffen und gerüttelt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 195.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 16. August 1837.

Elephas est animal proximum humanis sensibus.
Plinius.

Zur Geschichte des Elephanten.

Miß Djech.

Buffon beginnt seine Beschreibung des Elephanten mit den Worten: „Uns Menschen nicht gerechnet, ist der Elephant bei weitem das vornehmste Geschöpf dieser Welt.“ Er erklärt den Elephanten absolut für das intelligenteste Thier und bestätigt damit nur die Ansicht der Alten. In neuerer Zeit hat man dem Koloß diesen Rang streitig machen wollen; es ist aber, seitdem die Naturgeschichte der Thiere auf festen Grundlagen ernstlich gefördert wird, zur Aufklärung der Frage, ob ihm die von Alters her zugeschriebene Superiorität wirklich zukommt oder nicht, auffallend wenig geschehen. Freilich erklärt sich dies am Ende leicht daraus, daß die meisten, welche im eigentlichen Vaterlande des Elephanten reisen, ungeübte oder nach Kuriositäten lüsterne und unredliche Beobachter waren und sind, und daß das Thier in unsern Menagerien in sehr ungünstige Verhältnisse versezt ist. Jedenfalls aber bleibt er in der allgemeinen Meinung mit dem Affen und dem Hund Competent um die Ehre, der nächste Geistesvetter des Herrn der Schöpfung zu seyn.

Es ist förderlich für den Stolz des Menschen, daß dieser Rangstreit vielleicht nie entschieden werden wird, denn so kann er auf die klügsten Thiere mit gleicher Verachtung herabsehen; andererseits wäre es ein Hauptschritt zur bessern Erkenntniß unserer eigenen geistigen Natur, wenn es uns gelänge, einen sichern Maaßstab für die geistigen Fähigkeiten der uns zunächst stehenden Thiere zu finden; und demüthigend und sehr geeignet, unsere himmelstürmenden Ansprüche herabzustimmen, erscheint der Gedanke, daß es bis jezt keiner Forschung gelingen wollte, auch nur bestimmt auszumitteln, ob und in wie fern die Seelenthätigkeiten der höchsten Thiere den unsern commensurabel sind.

Der Elephant liefert einen der auffallendsten Beweise, wie irrig das Bestreben war, das innere, geistige Erwachtseyn bei den Thieren von ihrer größern oder geringern organischen Aehnlichkeit mit dem Menschen abhängig zu machen. Die Intelligenz in der Thierreihe nimmt keineswegs von Familie zu Familie in dem Maße ab, in dem sie sich organisch vom Menschen entfernen; im Gegentheil treten häufig im Schooße einer und derselben natürlichen Gruppe hinsichtlich der Geistesfähigkeiten die bedeutendsten Verschiedenheiten auf. Die augenfällige körperliche Verwandtschaft des Menschen mit dem Affen mahnt ihn beständig daran, daß auch er eine, wenn auch die edelste der zahllosen Formen ist, die sich auf der

Digitized by Google

Oberfläche dieses Planeten incarnirt haben; dabei erschreckt ihn das Zerrbild seines Thuns und Treibens, seiner Albernheiten, Schwächen und Leidenschaften, das ihm aus der widrigen Natur des Affen wie aus einem Hohlspiegel entgegenblickt. Wollen wir uns aber überzeugen, daß dieser äußern Menschenähnlichkeit nicht nothwendig eine innere Helle entspricht, so blicken wir auf den Elephanten und die ihm in der Körperlichkeit so nahe verwandten Thiere. Welch ein Unterschied zwischen dem brutalen, unbändigen Rhinoceros, dem stumpfen Hippopotamus, dem rohen Schwein, und jenem edlen, gelehrigen Geschöpfe, dem der Mensch von jeher, vielleicht mit optischer Täuschung, höhere moralische Eigenschaften zuschrieb, Edelmuth, Dankbarkeit, Selbstverleugnung, Schamhaftigkeit, und von dem der redneriſche Buffon sagt, eine menschliche Seele möchte ihm allerdings schon darum abzusprechen seyn, weil es durch Liebkosung und Schmeichelei nicht verdorben werde.

An unserer eigenen körperlichen Natur und am Bau des Elephanten zeigt sich ferner, den beiderseitig organisch verwandten Geschöpfen gegenüber, sehr deutlich, wie mit der inneren geistigen Kraft immer die Entwicklung der ihr zur Aeußerung dienenden Werkzeuge Hand in Hand geht, und wie das eine das andere bedingt. Der Mensch ist kein Affe, weil er auf zwei Füßen geht und bei ihm die vordern Glieder zum wundervollen Universalwerkzeug der Hand geworden sind; der Affe ist kein Mensch, weil diese äußern Merkmale der prädestinirten Eigenschaft, die wir Vernunft nennen, ihm fehlen. Eines der größten Meisterstücke der Natur, ein Werkzeug, das Hand und Arm, Tastorgan, Geruchsorgan, wohl auch Geschmacksorgan zugleich ist, hebt den Elephanten unendlich über alle Thiere, welche der nach dem Total der thierischen Bildung ordnende Zoolog dicht neben ihn gruppiren muß. Der Rüssel bildet eine Kluft zwischen dem Elephanten und den andern Gliedern seiner Familie, bei welchen der Rüssel in der mehr oder weniger verlängerten Oberlippe nur angedeutet ist, gerade wie das os sublime und der entwickelte, frei bewegliche Daumen — die manus parva majori adjutrix, nach Albinus — den Menschen berechtigt, dem Orang, der mit vier Händen läuft, packt und greift, alle geistige Genossenschaft aufzukündigen. Die Kluft zwischen Mensch und Affen mag unendlich größer seyn als die zwischen dem sorgfältig gepflegten Pensionär der Könige von Siam und dem „arm'd Rhinoceros;“ sie mag anders als nur geometrisch verschieden seyn: gleichviel, der Unterschied ist beiderseits ein wesentlicher und beweist, daß die Natur die geistige Kraft in der Thierreihe nicht nach einem stetigen Gesetze in dem Grade zunehmen läßt, in dem sich die Organismen dem menschlichen nähern, daß sie nicht an einen thierischen Typus ein bestimmtes allgemeines Maaß von Intelligenz geknüpft, sondern vielmehr dieselbe unter die Glieder einer und derselben Thierfamilie noch viel ungleicher vertheilt hat als unter die Individuen der Menschenfamilie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

In einem dieser Hinterflügel stieß mir vor einem Saale ein seltsames Zimmerchen auf, das die Laune eines Holländers, der es einst bewohnt haben mußte, mit absonderlichen Verzierungen geschmückt hatte. Die getäfelte Decke enthielt in ihren einzelnen Feldern kleine Vignetten, mit Unterschriften versehen, versinnlichte Sprichwörter, von denen ich folgende aushebe, die mir lebendig das Denken und Thun dieser wunderlichen Nation vor Augen stellten. Hier hieß es unter einem Bildchen, auf welchem ein Mann seine Nase abschneidet:

Snyt men syn neus af, men schent syn aengesicht.

Ein kluger Spruch, in dieser Unbeschränktheit jedoch besser für einen Handelsmann als für einen Christen passend, der sein Auge ausreißen, seine Hand und seinen Fuß abhauen soll, wenn sie ihn ärgern. Holland scheint aber, noch heutigen Tages jenem ersten Sprichworte getreu, sich Belgien nicht abschneiden zu wollen; nach dem Evangelium hätte König Wilhelm es längst wegwerfen sollen, denn es hat ihn schon mehr als billig geärgert. — Gar bedenklich macht ein anderes Bild in einem andern Felde, darin Jemand den Leuten Brei in den Mund zu streichen bemüht ist, wozu das Sprichwort kopfschüttelnd bemerkt:

Hy moet vel briis hebben, die elck den mont sal stoppen.

Freilich, der Regierung scheint nachgerade der Brei auszugehen, um den Generalstaaten den Mund wegen der nutzlosen Rüstungen gegen Belgien zu stopfen. Da muß denn wohl am Ende das sonst so besonnene Holland einsehen lernen, daß jene Zeiten vorbei sind, da es sich in aller Welt, geschweige denn in seiner nächsten Nähe, mit allem Waidwerkzeuge vollständig ausgerüstet, das kostbarste Wildpret erjagte; daß es nun nur noch jenem Manne gleicht, den wir auf dem dritten Täfelchen sehen, wie er, zwei Kätzlein an Schnüren hinter sich herführend, einen Stock mit daran hängenden Ratten über die Schulter gelegt, nach Hause geht und spricht:

Wie jaegt met katten
En vangt maer ratten.

Guter Mynheer, der du einst dieses Zimmer malen ließest, du hättest eine solche Auslegung deiner unschuldigen

Digitized by Google

Bildchen nie für möglich gehalten, und wohl noch weniger, daß sie wahr werden könnte. Wohl dir! denn es ist ein trauriger Genuß, durch die leere Schüssel an einst gegessene Fasanen erinnert zu werden. — Wie manche Kuriosität ähnlicher Art, wie manches wirklich Interessante aus den verschiedensten Zeiten mag sich sonst noch hinter diesen ehrwürdigen Mauern verbergen, was möchten Alles diese Wände erzählen können, wenn sie Lippen hätten, wie sie dem Sprichworte zufolge Ohren haben.

Dieses Mal war freilich mein Aufenthalt viel zu kurz, als daß ich die Lücken, die in dem Bilde von Lübeck, gewiß zahlreich genug, für mich noch leer blieben, hätte ausfüllen können. Zwar ging ich an diesem Tage noch nicht in See, da der Kapitän, um seine Papiere in Ordnung gebracht zu sehen, verweilen mußte; doch nahm den Nachmittag das Schützenfest in Anspruch, das heute vor dem Thore gefeiert wurde. Auf einem grünen Platze zwischen alten Bäumen schossen die Bürger mit schweren, alterthümlichen Büchsen nach einem eisernen Vogel auf einem hohen Mast. Die Volksmenge war ziemlich zahlreich, jedoch schien das Hauptreizmittel für die untere Classe in einer Reihe von Tischen zu bestehen, auf welchen gegen einen kleinen Einsatz verschiedene Gegenstände, meistens in Steingutwaaren bestehend, verloost wurden. Das Wetter war trübe, vielleicht war es meine Stimmung auch; ich konnte wenigstens diesem Feste keinen recht heitern, lebensvollen und volksthümlichen Eindruck abgewinnen. Bei noch viel schlechterem Wetter hatte ich einst in Nürnberg einer jährlich sich wiederholenden Feierlichkeit angewohnt, aber dennoch ein weit kräftigeres und farbenvolleres Bild davongetragen.

Es war am Thomastage, an welchem die Heirathslotterie öffentlich gezogen wird. Das ist nun nicht so zu verstehen, als ob auf herrenhutische Weise gelooset würde, wer sich heirathen soll, sondern also: Gegen einen Einsatz haben Leute aus Nürnberg und der Umgegend, junge Bursche und Mädchen, wenn sie in die Jahre kommen, Aussicht, ein Heirathsgut zu gewinnen. Der Loose sind 40,000, der Gewinnste 200 zu je 200 bis 400 Gulden. Das Ganze ist für Bürger und Bauer berechnet, und die Ziehung findet am Nachmittage des genannten Tages Statt. Der Balkon eines Hauses, welcher das Ende zweier, im spitzen Winkel sich vereinigenden Straßen bildet und mit der Balkonseite gegen den Josephsplatz gekehrt ist, war mit weiß und blauen Tüchern behangen und mit einem Baldachin bedeckt, dessen Eckpfosten Straußfedern von denselben Farben krönten. Unter diesem Baldachin stand das Glücksrad, daran ein blau und weiß gekleideter Knabe, der nach Umdrehung des Rades die gewinnenden Nummern zog. Diese Nummern wurden einzeln, wie sie herauskamen, auf eine schwarze, an einen Steck befestigte Tafel geschrieben, dem unten zahlreich versammelten und von neugieriger Spannung bewegten Volke gezeigt und dabei vom Balkon herab sowohl die Zahl als Name und Wohnort des beglückten Gewinners ausgerufen. Sobald dieses geschehen war, erscholl ein schmetternder Tusch der in den Nebenfenstern aufgestellten Musik. Diese bestand im eigentlichen Sinn aus Pauken und Trompeten; die Pauken waren außen vor den Fenstern angebracht, mit Behängen in den Landesfarben verziert. Die ganze Scene erinnerte auf's Lebhafteste an jene bekannten Bilder von Turnieren und andern Festlichkeiten der Vorzeit, und paßte so gut in den alterthümlichen Rahmen der Stadt, daß man über dem Gefühle der innerlichen Befriedigung die Unbill des regnenden Himmels vergessen konnte.

Ein Dichter.

Es steht ein alter Erkerthurm
Tief an des Neckars Wellen;
Die Fensterlein von trübem Glas
Ein öd Gemach erhellen.

Und drinnen still ein Schatten schwebt
Gespenstig auf und nieder:
Der Schatten dort schon dreißig Jahr'
Sich zeiget immer wieder.

Da drüben auf dem grünen Strand
Thät mancher Jüngling lauschen:
Ob ihm erklinge sanftes Lied —
Hört nur des Wassers Rauschen.

Und aus dem trüben Fenster schaut
Ein Auge hohl und irre;
Das schöne, tiefe Aug' erlosch
Ach! in des Wahnsinns Wirre.

O welch ein Haupt, so kahl, so blaß,
So tief gebeugt, das theure!
Sagt an, wer trägt so schwere Schuld,
Wer that das Ungeheure?

So nenn' es, Diotima, doch!
„Die Liebe, wild zerstörte.“ —
Hyperion, du weißt es, sprich!
„Der Ruhm, der heiß begehrte.“

Und weinend weg vom Erkerthurm
Der gute Jüngling schreitet,
Und fragt: ist das ein Dichterloos,
Dem Edelsten bereitet?

Doch wenn der Abend niedersinkt,
Kommt wieder er zu lauschen:
Ob ihm erklinge sanftes Lied —
Hört nur des Wassers Rauschen.

F. B.

Digitized by Google

Mitglieder des Herrenhauses.

Stand vom 1. Januar 1911.

Präsident: Graf Stolberg-Wernigerode, Exzellenz.

Vizepräsidenten: Graf Dönhoff-Friedrichstein, Exzellenz. Graf Schwerin-Löwitz, Exzellenz.

Kurator: Graf Arnim-Boitzenburg, Exzellenz.

Vizekurator: Graf Arnim-Muskau, Exzellenz.

Schriftführer: Graf Bernstorff-Stintenburg. Graf Bismarck-Bohlen. Graf Dohna-Schlobitten. Graf Hutten-Czapski. Graf Kanitz-Podangen. Graf Kleist-Retzow. Graf Krassow. Graf Lehndorff-Steinort. Graf Oppersdorff. Graf Pfeil-Klein-Ellguth. Graf Praschma. Graf Rittberg. Graf Schlieffen. Graf Schwerin-Wolfshagen. Graf Stolberg-Stolberg. Graf Stolberg-Wernigerode. Graf Wartensleben-Carow. Graf Wedel-Piesdorf. Graf Zedlitz-Trützschler.

Ordentliche Mitglieder.

Graf Adelmann-Adelmannsfelden, Exzellenz.
Graf Alvensleben-Erxleben.
Graf Arnim-Boitzenburg, Exzellenz.
Graf Arnim-Muskau, Exzellenz.
Graf Arnim-Züsedom.
Graf Bernstorff-Stintenburg.
Graf Bismarck-Bohlen.
Graf Bismarck-Schönhausen.
Graf Bismarck-Varzin.
Graf Bismarck-Wendisch-Tychow.
Graf Bismarck-Wilkendorf.
Graf Bismarck-Wolfsburg.
Graf Bismarck-Wolfsburg, Exzellenz.
Graf Blumenthal, Exzellenz.
Graf Bose.
Graf Brandenburg.
Graf Brockdorff-Ahlefeldt.
Graf Brockdorff-Cismar.
Graf Brühl.
Graf Bülow-Bothkamp.
Graf Bülow-Dennewitz.
Graf Bülow-Wendhausen.
Graf Bülow-Wendhausen, Exzellenz.
Graf Carmer.
Graf Castell-Castell.
Graf Castell-Rüdenhausen.
Graf Clayhills-Henckel-Donnersmarck.
Graf Dohna-Lauck.
Graf Dohna-Schlobitten.
Graf Dönhoff-Friedrichstein, Exzellenz.
Graf Dönhoff-Stavenitz.
Graf Douglas.
Graf Eberstein.
Graf Einsiedel.
Graf Eulenburg-Hertefeld.
Graf Eulenburg-Prassen.
Graf Fabrice.
Graf Finck von Finckenstein.
Graf Flemming-Gross-Nemsdorf.
Graf Flemming-Klein-Nemsdorf.
Graf Fugger-Babenhausen.
Graf Fugger-Kirchberg-Weissenhorn.
Graf Fugger-Kirchberg-Weissenhorn, Exzellenz.
Graf Fugger-Stetten.
Graf Fugger-Stetten, Exzellenz.
Graf Garnier.
Graf Garnier-Boddin.
Graf Garnier-Gross-Jestin.
Graf Garnier-Gross-Schwirsen.
Graf Garnier-Klein-Jestin.
Graf Garnier-Klein-Schwirsen.
Graf Garnier-Schwirsen.
Graf Gneisenau.
Graf Goltz.
Graf Grote.
Graf Grote-Hohenhausen.
Graf Grote-Schlanstedt.
Graf Grote-Schlanstedt, Exzellenz.
Graf Grote-Warmsen.
Graf Grote-Warmsen, Exzellenz.
Graf Hahn-Basedow.
Graf Hahn-Neuhaus.
Graf Hahn-Neuhaus, Exzellenz.
Graf Hahn-Remplin.
Graf Hahn-Remplin, Exzellenz.
Graf Hahn-Schorssow.
Graf Hahn-Schorssow, Exzellenz.
Graf Hahn-Wardow.
Graf Hahn-Wardow, Exzellenz.
Graf Hardenberg.
Graf Hardenberg-Neuhardenberg.
Graf Hardenberg-Neuhardenberg, Exzellenz.
Graf Hardenberg-Reichwalde.
Graf Hardenberg-Reichwalde, Exzellenz.
Graf Hatzfeldt-Trachenberg.
Graf Hatzfeldt-Trachenberg, Exzellenz.
Graf Hatzfeldt-Wildenburg.
Graf Hatzfeldt-Wildenburg, Exzellenz.
Graf Henckel-Donnersmarck.
Graf Henckel-Donnersmarck, Exzellenz.
Graf Henckel-Donnersmarck-Beuthen.
Graf Henckel-Donnersmarck-Beuthen, Exzellenz.
Graf Henckel-Donnersmarck-Neudeck.
Graf Henckel-Donnersmarck-Neudeck, Exzellenz.
Graf Henckel-Donnersmarck-Siemianowitz.
Graf Henckel-Donnersmarck-Siemianowitz, Exzellenz.
Graf Hertzberg.
Graf Hertzberg-Lottin.
Graf Hoensbroech.
Graf Hoensbroech-Haag.
Graf Hoensbroech-Haag, Exzellenz.
Graf Hoensbroech-Peppenhoven.
Graf Hoensbroech-Peppenhoven, Exzellenz.
Graf Hoensbroech-Schloss Hoensbroech.
Graf Hoensbroech-Schloss Hoensbroech, Exzellenz.
Graf Hohenthal und Bergen.
Graf Hohenthal und Bergen, Exzellenz.
Graf Hutten-Czapski.
Graf Hutten-Czapski, Exzellenz.
Graf Hutten-Stolzenberg.
Graf Hutten-Stolzenberg, Exzellenz.
Graf Kalckreuth.
Graf Kalckreuth, Exzellenz.
Graf Kanitz-Podangen.
Graf Kanitz-Podangen, Exzellenz.
Graf Kayserling.
Graf Kayserling, Exzellenz.
Graf Kayserling-Paplaken.
Graf Kayserling-Paplaken, Exzellenz.
Graf Kayserling-Rautenburg.
Graf Kayserling-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Schönwalde.
Graf Kayserling-Schönwalde, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wallpodehnen.
Graf Kayserling-Wallpodehnen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Warkallen.
Graf Kayserling-Warkallen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf.
Graf Kayserling-Wilkendorf, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Gross-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Gross-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Klein-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Klein-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Schönwalde.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Schönwalde, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wallpodehnen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wallpodehnen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Warkallen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Warkallen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Gross-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Klein-Rautenburg, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Schönwalde, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wallpodehnen, Exzellenz.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Warkallen.
Graf Kayserling-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-Wilkendorf-

№ 196.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 17. August 1837.

— Um's Zwielicht sie dem Strande nahn;
Die Felsen, dünkt sie's, schau'n sie lächelnd an;
Der Hafen summt von hundert frohen Stimmen,
Die Feuerzeichen in die Runde glimmen —
Wo nur ein Lämpchen hinter'm Fenster scheint,
Malt Phantasie hinzu manch theuren Freund.

Byrons Corsar.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

Fahrt von Dalarö nach Stockholm.

Als die dritte Nacht nach unserer Abfahrt von Travemünde dem Tage Platz machte, begrüßte uns der Leuchtthurm von Landsort, dem wir uns langsam näherten. Auch bei ruhiger See sieht man immer vorzugsweise gern diese schlanken Thürme, deren Schein in der Nacht wie das Auge eines wachsamen Freundes uns leuchtet und die am Tage mit ihren in der Regel weißgetünchten Mauern, wie die Tücher bewillkommender Lieben am Ufer, dem wohlbehaltenen Seefahrer entgegenwinken. Hier kam ein Lootse an Bord, der uns in die Bucht von Dalarö führen sollte; denn hier beginnen die Scheeren, welche die Küsten von Schweden, Norwegen und Finnland umgeben und am Eingange des bothnischen und finnischen Meerbusens besonders zahlreich sind. Es sind Felsenhügel, die als Inseln aus dem Meere in großer Menge und zum Theil von ziemlicher Größe auftauchen und die Seefahrt in diesen Gegenden besonders erschweren. Denn sie sind nichts anderes als die höheren Spitzen des hügeligen Landes, welches, im Westen als Festland sich erhebend, im Osten sich senkt, und dessen kleine Thäler das Meer unter Wasser gesetzt hat, ohne die höher gelegenen Punkte zu überschwemmen. Ihr Stoff ist Urfels, die Form rundlich, und sie tragen hierin, wie die Oberfläche des Festlandes selbst, die Spuren einer früheren gänzlichen Unterjochung durch das nasse Element. Seit unvordenklichen Zeiten schon sind sie diesem über den Kopf gewachsen, allein der Kampf beider, der früher vielleicht auch nicht in gewaltsamerer Weise geführt worden ist, dauert noch immer fort, wie der Umstand beweiet, daß diese Ostküste von Schweden und mit ihr wahrscheinlich das ganze Küstenland des baltischen Meeres sich langsam emporhebt. Hiedurch muß nothwendig die Schiffahrt in diesen Gegenden noch schwieriger werden, und wenn sich auch der Gedanke aufdrängt, daß, wie die Bevölkerung der Erde steige, zugleich die Natur dafür sorge, ihr ein größeres Areal zur Unterlage zu geben, so läßt er sich durch die bisherigen Beobachtungen wenigstens nicht beweisen. Die äußersten dieser Scheeren gegen das freie Meer zu sind fast ganz kahl, nur mit Flechten und Moosen bekleidet; kaum können in den Spalten einige verkrüppelte Tannen vor den Angriffen der Winde ihr kümmerliches Daseyn fristen. Allmählig aber, wie sich die Inselchen gegenseitig vor den Winden schützen, werden sie mehr und mehr bewachsen, Tannenholz in größerer Form und Menge, auch grasbewachsene Stellen und kleine

Digitized by Google

Wohnungen werden auf ihnen sichtbar. Der Weg nach Stockholm führt mitten durch, und die stets wechselnde Begrenzung der Meeresfläche, welche die einzelnen Scheeren zeichnen, indem sie für den Beschauer auf dem segelnden Schiffe in immer neuer Weise sich verschieben, gewährt ein mannichfaltigeres Bild als die gleichförmige Gestalt derselben erwarten läßt. Zugleich versinnlicht die Stille der felsigen Hügel mit ihren dunkelgrünen Bäumen, ihren spärlichen Blokhäusern, anschaulich den Charakter des Nordens, dessen Bollwerke sie sind. Da sind keine wohlgebauten Ufer, die dem Ankömmlinge entgegen lachen, kein dumpfer Schall belebter Städte, keine zahlreiche Versammlung von Schiffen, den ankommenden Genossen mit Flaggen begrüßend.

Der Wind hatte sich fast ganz gelegt, der Himmel war mit einem einförmigen Grau überzogen, als wir Abends um halb sieben Uhr langsam in die Bucht von Dalarö einliefen. Ihren Eingang schüzt ein kleines Kastell, malerisch auf einer Felseninsel kauernd; die Bucht selbst wird von tannenbewachsenen Felsenhügeln gebildet, auf welchen an der einen Seite das hölzerne Dorf Dalarö mit seinen rothen Häusern sich erhebt. In ihr selbst liegt die Lootseninsel, eine kleine Scheere mit den Wohnungen der Piloten. Nur Ein Schiff, ein norwegischer Schooner, lag im Hafen, als wir mit allmählig eingereften Segeln einzogen und unsere Minerva darauf, beim Ankern im Kreise sich drehend, ihm zur Seite stehen blieb.

Die gewöhnliche Bewegung unter dem Schiffsvolk, welche der Landung vorauszugehen pflegt, hatte die Stille, die vorangegangen war, schon unterbrochen, als die Zollbeamten an Bord kamen, um die Effekten der Reisenden zu untersuchen. Das Zollsystem Schwedens ist darauf berechnet, die inländische Industrie durch Prohibitionen gewaltsam zu heben; die Küsten des Landes bieten dem Schleichhandel sichere Eingänge dar, und es ist daher der Reisende genöthigt, sich mehr als einer Visitation zu unterwerfen, wenn er in einem kleineren Hafen landet, um nach der Hauptstadt zu gehen. Der Schifferaum wurde hier versiegelt, ehe der Kapitän seine Fahrt nach Stockholm weiter fortsezte. Der Seeweg von hier bis zur Stadt ist gefährlich und hält die Schiffe häufig längere Zeit auf. Dies war damals besonders zu befürchten, da der Wind sich gelegt hatte, und so lag es im Interesse des Kapitäns, seine Passagiere, welche er auf der Fahrt zu verköstigen hatte, in Dalarö auszuschiffen, von wo man zu Lande nicht mehr als zwölf Stunden Weges bis nach Stockholm hat. Wir unserer Seits hatten alle Ursache zufrieden zu seyn, daß wir uns in diese Anordnung des Kapitäns gefügt hatten, da er bis zu seiner Ankunft noch volle drei Tage in den Scheeren zubringen, also auf eine Strecke von wenigen Meilen eben so viel Zeit verwenden mußte, als wir gebraucht hatten, um den Weg von Lübeck bis zum Landungsort, der hundert und acht Seemeilen beträgt, zurückzulegen; selten wird diese Fahrt schneller als in 73 Stunden — so viel hatten wir gebraucht — gemacht.

Ob die Minerva vielleicht auf der weiteren Strecke unbemerkt Privathandelsgeschäfte treiben wollte, weiß ich nicht. Das aber ist kein Geheimniß, daß manche Kapitäne der von den deutschen Ostseehäfen nach Schweden segelnden Schiffe durch Schleichhandel reich geworden sind, wenn sie auch zwischendurch ertappt wurden und für den Augenblick bedeutenden Nachtheil erleiden mußten. Die Arten, den Nachstellungen der Zollbehörde zu entgehen, sind außer dem nicht immer sichern Mittel der Bestechung, äußerst mannichfaltig. Ich sagte, der Raum des Schiffes werde an seinem ersten Landungsort versiegelt; das ist aber kein sicheres Mittel, die Einführung von Contrebande, selbst für die gleich nachfolgende Zeit unmöglich zu machen. So ist mir ein Schiff bekannt, dessen Kapitän diese Maßregel mehr als einmal mit Nutzen vereitelt haben mochte, ehe sein Verfahren entdeckt wurde. Er hatte nämlich den Boden der Koje, in der er schlief, zu einer unsichtbaren Fallthüre eingerichtet, mittelst welcher er, ohne Verletzung der Siegel, aus dem Raume entfernen konnte, was er einschmuggeln wollte. Dies ging so lange, bis er mit seinem Steuermann Verdruß bekam, dieser ihn verrieth, und die Zollwächter den Herrn des Schiffes, in seiner Fallthüre stehend, auf der That selbst ertappten. Listiger noch war ein anderer Kapitän. Er hatte das Hintertheil seines Schiffes hohl bauen lassen, füllte es vor seiner Abreise in Deutschland mit werthvollen verbotenen Stoffen an, ließ es dann von außen durch den Zimmermann schließen und übertünchen, so daß weder an der innern, noch an der äußern Seite des Schiffes irgend eine Besonderheit im Baue sichtbar war. Aber auch dieser Schlupfwinkel blieb nicht verborgen, denn der Scharfsinn der Küstenbeamten ist durch vielfache Versuche der Art auf's Höchste gesteigert, und ohnedies ist der Schwede überhaupt schlauer Natur, eine Eigenschaft, welche sein alter Erbfeind, der Däne, gern als Falschheit bezeichnet.

(Die Fortsezung folgt.)

Zur Geschichte des Elephanten.

(Fortsezung.)

Diese Parallele zwischen dem Menschen und dem Elephanten, wobei übrigens, wie sich von selbst versteht, der unermeßlichen Prärogative des erstern nicht das Mindeste vergeben werden soll, muß vorzüglich für diejenigen von

Digitized by Google

Intereſſe ſeyn, welche dem Menſchengeſchlecht nur ein Alter von wenigen Jahrtauſenden beimeſſen, nach deren Anſicht der Menſch, bis jezt die höchſte Blüthe der ewigen Schöpferkraft, erſt nach der lezten großen, durch die Spuren einer gewaltigen Fluth bezeichneten Veränderung der Erdoberfläche entſtanden und ſomit kein Zeitgenoſſe der Thiergeſchlechter geweſen iſt, welche, von den jezt lebenden wenig, zum Theil gar nicht verſchieden, ihre Knochen in den ſogenannten tertiären Erdgebilden und im Diluvium zurückgelaſſen haben. Wir wiſſen, daß unter den zahlreichen Säugethiergeſchlechtern, welche die Wiſſenſchaft aus jenen oberflächlichſten Niederſchlägen reconſtruirt hat, die Familie der ſogenannten Dickhäuter, welcher Elephant, Nashorn, Hippopotamus, Tapir, Schwein angehören, und welcher ſich das Pferd nahe anſchließt, die bedeutendſte Rolle ſpielt. Dieſe Familie erſcheint in jener Erdperiode als die eigentlich herrſchende, und die vornehmſten Glieder derſelben ſind mehrere Geſchlechter mit Elephantenrüſſeln. Das eine, das überall vorkommende Mammouth oder der ſibiriſche Elephant, weicht in keinem weſentlichen Merkmal vom jetzigen aſiatiſchen Elephanten ab; mehr dagegen das andere, ein an Arten reiches, gleichfalls ſehr weit verbreitetes Geſchlecht, das der Maſtodonten; es findet ſich nirgends mehr lebend auf Erden. Iſt es nun wahr, daß die Sonne des Menſchengeſchlechts erſt über den Gräbern jener foſſilen Thiergeſchlechter aufging, gibt es ferner wirklich keine foſſilen Affenknochen, das heißt, ſind der Menſch und ſein Zerrbild Werke eines und deſſelben Schöpfungstages: ſo gab es eine Zeit, wo auf der Spitze der Pyramide der Lebendigen der Elephant ſtand, als das Geſchöpf, in deſſen innerer Welt es unſtreitig am hellſten geworden war. Nach dieſer Vorſtellungsweiſe wäre der Elephant dereinſt gewiſſermaßen geweſen, was der Menſch in höherer Potenz jezt iſt: der Schöpfer hätte in einer Zeit, welche für uns eine Urzeit iſt, den gemeinen Typus des Dickhäuters zum Gebilde des halbwachen Elephanten veredelt, und einen Schöpfungstag ſpäter hätte er das organiſche Schema des Affen zum Subſtrat eines noch viel edleren Geſchöpfes gewählt, des Menſchen, der ſich wenigſtens für ganz wach hält.

Es thut uns für den Elephanten leid, daß dieſe Anſicht, nach welcher er in der jetzigen Welt die Rolle eines herabgekommenen Großen ſpielte, auf ſo ſchwachen, rein negativen Grundlagen ruht und jeden Tag mit der Entwickelung der Wiſſenſchaft unwahrſcheinlicher wird. Die Ultraradikalen in der Geologie verlieren immer mehr Terrain gegen die gemäßigt Conſervativen. Zu einer gewiſſen Zeit war die Vorſtellung ziemlich herrſchend, nach welcher die Erde eine Reihe von allgemeinen Umwälzungen durchgemacht und die Natur jedesmal ein friſches Füllhorn voll Keimen der Lebendigen über den neu umgewühlten Boden ausgeſchüttet haben ſollte, ſo daß kein leibliches Band unmittelbarer Abſtammung die Geſchöpfe einer Periode mit denen der vorangehenden und der folgenden verknüpfte. Man wurde zu dieſer, an ſich gewiß nicht wahrſcheinlichen Annahme vorzüglich durch die Betrachtung verführt, daß wir, ſo weit die Beobachtung in den Jahrhunderten zurückreicht, nie eine Thierſpezies in die andere übergehen ſahen, und daß die echten foſſilen Knochen ſich von denen der in der Jetztwelt ihnen am nächſten ſtehenden Thiere wenigſtens *ſpezifiſch*, häufig ſogar *generiſch* unterſcheiden.

Durch die neueſten Reſultate geologiſcher Forſchung ſtellt es ſich nun aber als immer wahrſcheinlicher dar, daß die Zuckungen, wodurch das Verhältniß des Waſſers zum Lande und das Relief des leztern verändert und nach und nach der jetzige Zuſtand herbeigeführt wurde, ohne Zweifel häufig raſch, aber nur *partiell* erfolgten, ſo daß die Thierſchöpfung wohl zerſprengt, in neue Lebensverhältniſſe getaucht und dadurch umgewandelt, aber keineswegs ausgerottet werden konnte. Dieſe Theorie beantwortet die Frage nach dem Grunde des Unterſchieds zwiſchen foſſilen und lebenden Thierarten durch Hinweiſung auf den nothwendig umwandelnden Einfluß einer ungezählten Reihe von Jahrtauſenden, gegen welche der Zeitraum der Menſchengeſchichte als ein Punkt erſcheint. Sie macht als modificirende Momente den Temperaturwechſel geltend, welchen offenbar die Erdoberfläche im Ganzen erlitten, und die veränderten Lebensbedingungen, in welche die Geſchöpfe bei raſcheren oder langſameren Umwandlungen ihrer Wohnſize verſezt wurden; ſie benuzt endlich als Vergleichungspunkt die Geſchichte der vom Menſchen dienſtbar gemachten Thiere, welche zeigt, daß ſeine zähmende, Futter, Licht und Wärme nach Willkühr ſteigernde oder mindernde Hand manchen Thierarten ſtehende, vom häufig ganz verwiſchten Urtypus bedeutend abweichende Charaktere aufgedrückt hat. Dieſem nach wären im Ablauf der ungeheuern geologiſchen Perioden manche Geſchlechter ausgeſtorben, aber die Hauptmaſſe hätte ſich durch unmittelbare Fortpflanzung bis auf den heutigen Tag erhalten, und die jetzigen Arten erſchienen den entſprechenden foſſilen gegenüber durch Einflüſſe umgewandelt, für deren Dauer und Umfang wir gar keinen Maßſtab haben. So wäre unſer jetziger Elephant wahrſcheinlich der Abkömmling des Rüſſelthiers, deſſen Elfenbein ſich überall, beſonders gut aber im eiſigen Boden Sibiriens erhalten hat; und wenn das Mammouth noch plumpere Glieder, noch gewaltigere Stoßzähne hatte, ſo erinnern wir uns, daß wir nach wenigen Jahrhunderten nicht mehr die blonden Rieſen des Tacitus ſind, und daß unſere Barone die Waffen ihrer Ahnen, welche das heilige Grab erobern halfen, nicht mehr zu tragen vermögen.

(Die Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

(Fortsetzung.)

Kinderverderbniß. Dufavel.

Lobenswerth ist die Bemühung, Manches zu bessern und wenigstens ein weniger verworfenes Geschlecht zu erziehen. Dazu gehören die Kleinkinderschulen, die bei der Masse unserer Handwerker und ihrem häuslichen Leben von großem Nutzen sind. Könnte man doch die Kleinen gar aus dem Bereich ihrer Eltern bringen! denn zerstörend wirkt fast Alles, was sie bei ihnen sehen und hören. Die meisten unserer Kinder sind schon im achten Jahr keine Kinder mehr; denn sie haben da bereits Erfahrungen in Worten und Werken, die sie für die Société reif machen, in der sie künftig leben sollen. In diesen Kindertöpfen gehen Gedanken um, von denen die Kleinen anderer Länder Gottlob! noch keinen Begriff haben. Davon nur Ein bezeichnendes Beispiel. Mehrmals war es vorgekommen, daß hübsche Frauen und Mädchen auf der Straße plötzlich in Brand geriethen; auf die Rückseite ihrer Kleider war Schwefelsäure gegossen worden, wodurch diese sich schnell verzehrten, oft in Stücken abfielen, und dadurch die armen Frauen und Mädchen in große Angst und Verlegenheit versetzten. Lange bemühte sich die Polizei vergebens, die Thäter ausfindig zu machen; sie dachte immer an erwachsene Leute, und ließ sich nicht träumen, auf die kleinen Straßenbuben Acht zu haben. Die Fälle wurden indessen immer häufiger und skandalöser; endlich ertappten die Gendarmen einen kleinen Buben von sieben Jahren auf der That, wie er, hinter eine Hausthüre versteckt, mit einer kleinen Spritze Schwefelsäure auf ein vorübergehendes Frauenzimmer goß und ihr Kleid damit gleich in Brand setzte. Im Polizeiverhör suchte er sich nicht etwa mit gewöhnlichem Knabenmuthwillen auszureden, sondern sagte unter andern, es sey gar lustig anzusehen, wenn sie sich mit ihren Händen zu bedecken suchten, aber schnell zurückführen, wenn sie sich verbrennten; überdies sey dies ein offenbarer Vortheil für die Seidenfabrik, denn sie brennten nur Damen mit Seidenkleidern. Auch Verwundungen der armen Mädchen, die Abends ausgehen müssen, kommen häufig vor; glücklich die, denen nur Stücke von ihren Kleidern abgeschnitten werden.

Wenden wir uns von diesem traurigen, verfaulten Zustand unsers gesellschaftlichen Lebens weg zu einer Begebenheit, die unserer Bevölkerung Ehre macht, und wobei sich der französische Charakter von seiner schönsten Seite zeigte. Ich meine die bekannte Geschichte des Brunnengräbers Dufavel, der in einem Brunnen 65 Fuß tief verschüttet und nach vierzehn Tagen, vorzüglich durch den aufopfernden Eifer der Sapeurs der Besatzung, auf fast wunderbare Weise lebend zu Tage gefördert wurde. Da dieser Unfall so gut ausging, so war er in mehrerer Beziehung ein Glücksfall zu nennen: der Verunglückte gewann durch die für ihn gemachte Kollekte einige tausend Franken, wozu auch der Eigenthümer des Brunnens ansehnlich beitrug. Durch die eifrige, muthvolle und ganz uneigennützige Thätigkeit der Sapeurs hatte auch das Militär Gelegenheit, sich dem Volk und besonders den Arbeitern freundlich zu zeigen und seine frühere Stellung gegen sie vergessen zu machen. Die Behörden konnten bei dieser Veranlassung ihren Eifer für das Wohl der Geringern bethätigen. Der Verlauf der Sache ist wohl im Allgemeinen allen Lesern aus den Tagblättern bekannt. Indessen hat sich Dufavels Arzt die Geschichte seiner vierzehn unterirdischen Tage von ihm erzählen lassen, hat sie größtentheils mit seinen eigenen Worten niedergeschrieben und zum Vortheil des Verunglückten herausgegeben. Ich gebe daraus einiges Bezeichnende. Als er durch den Erdfall in der Brunnentiefe verschüttet war, bemerkte er, daß sein Benot, d. h. der Korb, in dem sich die Brunnengräber hinablassen und in dem sie wieder hinaufgezogen werden, noch in der Nähe sey. „Damals war mein Käfig ungefähr noch sieben Fuß hoch, wurde aber vom dritten Tage der Verschüttung an durch den herunterfallenden Sand und durch die sich senkenden Bretter immer niedriger und enger. Meine Kameraden glaubten mich zu retten, wenn sie nur tüchtig an dem Seil zögen, und dachten nicht, daß sie mir gerade dadurch sichern Untergang bereiteten. So wie sie zogen, hob sich der Korb bis zu den Brettern, die den Erdfall zurückhielten, und da sie immer mehr zogen, so drängten sie dadurch den Korb stark gegen diese Bretter, hoben und verrückten sie, so daß gleich eine Menge Erde und Steine auf mich fielen; glücklicherweise war ihre Anstrengung vergebens, denn dazu hätte wohl die Kraft von mehr als zwanzig Ochsen gehört. Meine Leute glaubten mich also verloren und zogen für's Erste nicht mehr an dem Seil; ich aber fürchtete mit Recht, sie würden von Neuem anfangen; ich zog also das Seil an und rollte es eben in den Korb zusammen, als sie von Neuem anzogen. Da war keine Zeit zu verlieren; ich schnitt also schnell das Seil mit meinem Taschenmesser ab, und nun ging es leicht hinauf, der Korb aber blieb bei mir.“ — In diesem Umstand liegt die Ursache, warum so schnell und auf einem Nebenweg an Dufavels Befreiung gegangen wurde; denn als die Arbeiter das frisch abgeschnittene Seil (coupé franc) erblickten, ersahen sie daraus, daß Dufavel noch lebe, und errietben ganz richtig die Ursache, warum er es abgeschnitten hatte; sie gingen also gleich wieder an das Rettungswerk, und zwar durch Grabung eines Schachts neben dem Brunnen, setzten auch die Behörden sogleich von dem Unfall in Kenntniß. — „Nach und nach, besonders seitdem man die Arbeit in dem Nebenschacht begonnen hatte, fiel immer mehr Sand herunter, wohl ein Kubikmeter. Da er mir zwischen die Beine fiel, so hinderte er noch mehr ihre Bewegung; ich mußte ihn also mit den Händen unter mich arbeiten; dadurch aber kam ich immer höher hinauf gegen die schützenden Bretter, ich konnte nicht mehr stehen, sondern mußte mich niederkauern, denn ich fürchtete immer, sie durch das Anstoßen des Kopfs zu verrücken. Mein rechtes Bein war untergeschlagen, das linke aber neben dem Korb ausgestreckt, der Fuß in einer Oeffnung zwischen zwei Brettern, mein rechtes Knie war unter der linken Kniekehle, der Körper gebeugt, die linke Schulter gegen zwei Bretter gedrückt und der Kopf gegen die linke Schulter geneigt. Meine Arme hingegen waren fast frei und ich konnte sie zur Halfte ausstrecken. Mit dem Kopf rührte ich an die obern Bretter, mein wunderbares Schutzgewölbe; darum der waren glücklicherweise noch viele Stücke von zerbrochenen Brettern, aber noch stark genug, um das Gewölbe fest- und den Sand zurückzuhalten, der mich in den vierzehn Tagen gewiß erstickt hätte. Durch das Strohloch, das sich bis hinauf in S Form zog, kam mir Luft und Fleischbrühe in kleinen Flaschen zu. Durch dasselbe konnte ich auch mit den Leuten sprechen, die oben Mund oder Ohr an die Oeffnung legten. Ich hatte großen Hunger, aber noch stärkern Durst. Das Tageslicht konnte ich nicht durch die Oeffnung gewahren, da sie schief und gewunden ging; nur von zehn Uhr des Morgens bis um zwei Uhr war mir's, als sehe ich in der Oeffnung einen schwachen Schimmer.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 18. Auguſt 1837.

All the probabilities point to the conclusion, that the creation of man is to be placed in some part of the supracretaceous period; but in what part, is to be determined by further and cautious research.

J. Phillips.

Zur Geſchichte des Elephanten.

(Fortſetzung.)

Wenn ſich bis jezt im emſig durchſuchten Boden von Europa wirklich kein foſſiler Menſchenknochen gefunden hat — und auch hierüber läßt ſich noch ſtreiten — ſo beweist dies höchſtens, daß zur Zeit, da die Knochen der Elephanten, Nashörner, Ochſen, Hirſche u. ſ. w. in unſern Lehmlagern, die der Bären und Hyänen in unſern Kalkhöhlen begraben wurden, dieſe Landſtriche von Menſchen nicht bewohnt waren. Nichts berechtigt uns, dieſen Schluß auf die ungeheuren, noch unerforſchten Länderſtrecken auszudehnen, namentlich auf die tropiſchen Länder der alten Welt, wo nach manchen Umſtänden in einer Zeit, zu welcher die älteſten Erinnerungen kaum hinaufreichen, ein Haupttummelplatz unſeres Geſchlechtes war. Erſt mit der Kreide tritt eine der jetzigen Schöpfung ganz unähnliche, völlig fremde Welt auf; in der Kreide und unter ihr ſind namentlich Reſte von Landſäugethieren äußerſt ſelten; aber über derſelben und gleich in den älteſten der tertiären Gebilde treten in Menge Thiere und Pflanzen auf, welche den heutigen ganz analog ſind, und die Wiſſenſchaft auf ihrem jetzigen Standpunkt hat durchaus keinen Grund, die Annahme, daß der Menſch ihr Zeitgenoſſe geweſen ſey, zum voraus zu beſeitigen. Auf die uns im höchſten Grade intereſſirende Frage nach dem geologiſchen Datum des Urſprungs des Menſchengeſchlechts hat die Geologie keine beſtimmte, ja kaum eine negative Antwort: ſie kann es nur höchſt wahrſcheinlich machen, daß der Menſch mit den meiſten Familien von Landſäugethieren erſt nach der durch den mächtigen Niederſchlag der Kreide ausgezeichneten Periode in's Daſeyn gerufen worden iſt; ſie hat aber nicht den mindeſten Anhalterunkt, um zu beſtimmen, wo in dieſer neueſten Weltära die geologiſche und die hiſtoriſche Zeit ſich berühren, daß heißt, wann auf der Bühne dieſes Planeten im erſten Menſchen der erſte „denkende Schauſpieler“ aufgetreten iſt. Manche Gründe, deren Entwicklung hier nicht in unſerer Abſicht liegt, weiſen übrigens auf ein ungleich höheres Alter des Menſchengeſchlechts hin, als ihm ſelbſt die ausſchweifendſten Chronologien alter hiſtoriſcher Völker zuſchreiben. Die Menſchheit als Ganzes theilt die Entwicklung und das Geſchick des Individuums. Der Menſch erinnert ſich weder ſeiner Geburt noch ſeiner erſten Lebensjahre, die früheſten Erinnerungen gleichen einem verlöſchten Gemälde, auf dem nur einzelne Bilder und Gruppen in beſtimmtem Umriß und Kolorit ſtehen geblieben ſind, und ein Tagebuch führt das Mädchen ſelten vor dem vierzehnten, der Knabe ſelten vor dem ſechzehnten Jahr: ſo auch die Menſchheit; nur mit dem Unterſchied, daß ſie, ein

Digitized by Google

Findelkind, gar nicht weiß, wann ihr Name in das Buch der Schöpfung geschrieben wurde, daß sie kein Bewußtseyn davon hat, in welchem Verhältniß der von ihrem Ursprung bis zu ihren ersten Kindheitsbildern verflossene Zeitraum zu ihrem spätern Lebenslauf steht, daß sie sich gar keine Vorstellung davon machen kann, welche Altersstufe in ihrer Existenz die paar Jahrtausende bezeichnen, seit welchen sie ihre Thaten beschreibt, ihre Könige besingt und über sich selbst philosophirt, daß sie nicht weiß, ob sie Kind, Mann oder Greis ist, „wohin sie kommt, noch wohin sie geht.“

Wir wollten hier gelegentlich angeben, was die Naturwissenschaft auf ihrem neuesten Standpunkte über diesen wichtigen Gegenstand zu sagen weiß. Man sieht daraus, daß der Mensch gar wohl ein Zeitgenosse des Mammouths und seiner Verwandten seyn konnte. Die Wissenschaft ist es gewärtig, daß früh oder spät in irgend einem Gliede der über der Kreide gelagerten tertiären Schichten Menschenknochen und Werke seiner Hand entdeckt werden. Ein einziger unzweifelhafter Fund dieser Art müßte auf einmal die bisherigen Begriffe vom verhältnißmäßig sehr neuen Ursprung des Menschengeschlechts berichtigen; es reichte hin, daß das unbedeutendste Produkt der Menschenhand, ein Stück bearbeiteten Metalls, ein Topfscherben, in einem jezt tief im Lande und bedeutend über dem Meeresspiegel gelegenen Meeresgebilde oder in einem entschieden sehr alten Süßwassergebilde gefunden würde.

Wie dem sey, bis jezt ist die Geschichte des Elephanten und mancher andern Thiergeschlechter in den Urkunden der Erde weit älter als die des Menschen. Während der antediluvianische Elephant, der nach dem Bisherigen nicht nothwendig auch ein präadamatischer war, dem wissenschaftlichen Auge nur als eine einzelne Chiffre in einem riesigen, halb entzifferten Hieroglyphentext erscheint, ist er für die menschliche Habsucht bei weitem das interessanteste Thier der Vorwelt. Seine uralten Gräber am nördlichen Abhang der alten Welt werden um desselben kostbaren Stoffes willen geplündert, wegen dessen der Mensch seit den ältesten historischen Zeiten mit dem lebenden Geschlechte im Kriege liegt. Unglaublich ist die Masse von Elfenbein, welche sich, dem des lebenden Thiers ganz gleich, im ewig gefrorenen Boden Sibiriens vollkommen erhalten hat und seit Jahrhunderten gegraben und ausgeführt wird. Geschichtlich ist das Mammouth besonders dadurch interessant, daß die zahllosen riesenhaften, über ganz Europa zerstreuten Knochen und Zähne dieses Thiers es waren, die zuerst der in den seltsamsten Vorurtheilen befangenen Naturforschung über Manches die Augen öffneten. Man ersieht dabei, wie jung die Begriffe sind, auf deren Grundlage sich unsere ganze Kenntniß vom Zusammenhang der fossilen Thierwelt mit der jetzigen so rasch und schön aufgebaut hat und ferner ausbauen wird; denn noch sind es kaum hundert Jahre, daß Daubenton die Behauptung wagte, die sogenannten Mammouthshörner seyen echtes Elfenbein, und das Mammouth selbst sey nichts als ein Elephant. Unser Landsmann J. G. Gmelin bekräftigte dies aus eigener Anschauung auf seiner sibirischen Reise. Buffon glaubte nicht daran, so lange er die riesenhaften Mammouthsgebeine nur mit dem achtbalb Fuß hohen, indessen ausgewachsenen Skelett eines im Versailler Park gestorbenen, im ungünstigen Klima verkrüppelten Elephanten verglich; er überzeugte sich, nachdem er sich vergewissert, daß jezt noch der Elephant nicht selten vierzehn Fuß hoch, also, da sich die Massen verhalten wie die Kubikzahlen der Höhe, mehrere Male größer wird als sein Exemplar; daß es noch jezt 9 Fuß lange Stoßzähne gibt, welche 150 Pfund und mehr wiegen, und daß sich im Alter des Thiers das Verhältniß der Knochen ändert, daß sie namentlich sehr plump und massiv, und damit denen des Mammouths sehr ähnlich werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsezung.)

Hiedurch ließ sich der Ueberlistete nicht abschrecken; er verfiel auf ein Mittel, von dem ich nicht weiß, ob es entdeckt worden ist. In Lübeck nämlich ließ er eine Anzahl blecherner Kapseln verfertigen, welche mit Seidenstoffen gefüllt, zugelöthet und außen tief an den Seiten des Schiffskiels befestigt wurden. Mit solchen Waaren versehen, laufen die Schiffe keck bis in den Hafen von Stockholm und wissen dort während der Zeit ihres Aufenthalts geschickt die Augenblicke zu stehlen, in welchen sie unbemerkt ihre Waaren an's Land bringen können. Dies geschieht nicht selten am hellen Tage. Seidenzeuge einer gewissen Gattung, deren Einfuhr zu Hebung der inländischen Fabriken strenge verboten ist, die aber in der Hauptstadt sehr gesucht und von den Kaufleuten in den Gewölben ihrer Hinterhäuser heimlich verkauft werden, bilden einen bedeutenden und sehr einträglichen Zweig dieses Schleichhandels. Um nun solche an's Land zu bringen, bedient man sich anderer, unverfänglicher Gegenstände, die ausgehöhlt und mit diesen Stoffen gefüllt werden, wie dies z. B. mit Brodlaiben geschehen ist, welche die Matrosen offen unter dem Arme in die Stadt trugen, ohne daß man irgend einen Argwohn gegen sie zu fassen Veranlassung hatte. Es ist natürlich, daß

Digitized by Google

die häufigen Hausdurchsuchungen, welche ein solches System nothwendig macht, und die Unbequemlichkeit, bei jeder Spazierfahrt aus den Thoren der Hauptstadt auf dem Rückwege einer Visitation ausgesezt zu seyn, manches böse Blut machen; doch ist wenigstens das zu loben, daß ein Zollbeamter, der Jemand am Körper visitirt, eine sehr bedeutende Privatgeldstrafe an den Durchsuchten zu entrichten hat, wenn er nichts Verbotenes findet.

Wir hatten gottlob von diesen Belästigungen wenig zu leiden; noch vor den Zöllnern verließen wir das Schiff und erwiderten beim Aussteigen aus dem Boote herzlich den Gruß und Händedruck des Matrosen, der uns freudig zurief: „willkommen auf schwedischem Boden!“ In Dalarö bestellten wir im Gastgeberehof (gästgifveregard) ein Abendessen, das wir mit um so größerer Lust genossen, als des Kapitäns Küche nicht die beste gewesen war. Zuerst kam vortrefflicher Dorsch, dann statt der Suppe, die gewöhnlich als zweites oder auch als lezes Gericht aufgestellt wird, Eierbier in kleinen Täßchen, endlich eine Art winziger dünner Pfannkuchen mit Zucker, Plätten genannt. Französischen Wein hatten wir vom Schiffe noch mitgenommen, und selbst Musik fehlte nicht. Die Gastwirthin, eine Demoiselle, wie man diese Einrichtung wohl in Paris findet, erschien nach einiger Zeit in städtischem Putze, sezte sich mit der Guitarre zu uns, und gleich das erste Lied, das sie in klagender Melodie und in einer Reihe von Versen uns hören ließ, war besonders dazu geeignet, uns auch geistig in die Eigenthümlichkeit des Landes einzuführen, denn es handelte von Fridhiof und Ingeborg.

Noch in derselben Nacht fuhren wir fünf Passagiere, je zwei und drei auf einem zweispännigen Wagen, nach Stockholm. Diese Wagen sind sehr klein, mit vier niedrigen Rädern, nur von Latten und Brettern gebaut und die Sitze ohne Federn oder sonstige elastische Vermittlung an dem niedrigen Rande befestigt. Die Pferde werden nicht mit Strängen angespannt, sondern es sind für die beiden Pferde vier Deichseln da, so daß jedes in einer besondern Gabel läuft und durch diese, die am Kummet befestigt wird, zieht; oder es finden sich doch wenigstens drei Deichsel, von denen die mittlere gemeinschaftliche auch wohl vorne gespalten ist. Wenn man allein reist, so pflegt man einen einspännigen zweirädrigen Karren von ähnlicher Bauart zu benutzen, welche häufiger sind, als die vierräderigen Wagen. Uebrigens werden diese Fuhrwerke von den Reisenden der höhern Stände im Lande selbst wenig benuzt, indem diese in der Regel einen eigenen Wagen oder ein Kabriolet nebst Pferdegeschirr mitnehmen, und auf den Stationen nur das Gespann wechseln. Es gibt nämlich hier zu Lande keine Kutscher, mit denen man, wie anderswo, für eine größere Strecke akkordiren könnte; Alles reist auf die angegebene Weise mit Extrapost, und die Vorliebe hiefür geht so weit, daß der einzige Postwagencours für Reisende, der im Jahr 1835 zwischen Gothenburg und Stockholm ging, wie ich hörte, wieder eingestellt werden sollte, weil er nicht rentirte, obgleich diese beiden Städte die bedeutendsten des Reiches sind.

Auf den Stationen findet man, wenn sie an Hauptstraßen gelegen sind, eine gewisse Anzahl von Pferden, die nach der Frequenz des Weges größer oder geringer ist, für den Dienst der Reisenden bereit. Diese Pferde werden von den Besitzern der umliegenden Bauerhöfe, welche der Reihe nach postpflichtig sind, auf die Station geliefert, und heißen Hallpferde. Sind sie schon in Beschlag genommen, so macht sich der mit Besorgung des Gespanns für die Reisenden beauftragte sogenannte Hallmann zu Fuß auf den Weg, um Reservepferde von demjenigen Bauerhofe zu holen, der, nach Verbrauch der Hallpferde, so zu sagen im zweiten Aufgebote, an der Reihe ist. Da diese Höfe oft mehrere Stunden weit entfernt sind, so kann man in den Fall kommen, auf die Ankunft der Pferde sehr lange warten zu müssen. Um dieses zu vermeiden, schickt man in der Regel einen sogenannten Vorboten voraus, welcher fährt oder reitet, und für den man die Taxe eines Pferdes bezahlt. Dieser bestellt die nöthige Anzahl von Pferden auf der nächsten Station und schickt sogleich einen weiteren Vorboten ab, damit der Hallmann für den Fall des Mangels in der Zwischenzeit Reservepferde herbeischaffen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Livorno, Juli.

Entstehung und Ausbildung der Stadt.

Wo im fünfzehnten Jahrhundert einige ärmliche Wohnungen um einen kleinen Hafen am Mittelmeer lagen, welchen die Florentiner im Juni 1421 von Genua gekauft hatten, und der in den spätern Zeiten der Republik durch ein Fort beschüzt wurde, entstand unter den Medizeischen Herrschern eine Stadt, welche bestimmt schien, dem toskanischen Handel das gesunkene, ja gleichsam untergegangene Pisa zu ersetzen, und mit Genua und Venedig zu wetteifern. Es war namentlich der Großherzog Ferdinand I., der beste der Medici, welche Toskana beherrschten, unter welchem Livorno sich zu einer bedeutenden Stadt erhob und sich als solche gestaltete. Eine Menge Privilegien und Freiheiten wurden gewährt, um Kaufleute und Kapitalien anzulocken: es gelang, und Livorno ward der vorzehmste Stapelplaz Italiens, sowohl für die Verbindungen mit der Levante, als für jene mit den westlichen Ländern und Meeren. In ihrem Aeußern konnte und kann die Stadt ihren modernen Ursprung nicht verleugnen. Es gibt fast keine Stadt in Italien, sie mag für die Jezwelt noch so unbedeutend, sie mag abgelegen seyn von den Straßen, welche der Verkehr

Digitized by Google

[illegible] [illegible] [illegible] [

№ 198.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 19. August 1837.

Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig und fuhr bergan wie bergunter.

Goethe.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Diese Einrichtung ist in Schweden und Norwegen mit geringen Abweichungen die nämliche; in beiden Ländern gewährt sie in der That eine größere Sicherheit und Bequemlichkeit, als man von ihrer Einfachheit erwarten mag, wenn man an das complicirte Postwesen anderer Staaten gewöhnt ist. Hiezu tragen wesentlich die in Tabellenform nach der Verschiedenheit der zu bestellenden Pferde eingerichteten Bücher bei, in welche der Reisende selbst seinen Namen, seine Route, die Zahl des in Anspruch genommenen Gespanns und Art des Fuhrwerks einzutragen hat und auch Bemerkungen anderer Art beifügen kann. Mehr noch ist aber der Persönlichkeit des schwedischen Landvolks zuzuschreiben, das im innern Lande äußerst einfach, redlich und gefällig ist, und diese Verpflichtung, die es als etwas von den Voreltern Ererbtes für natürlich halten muß, auch nicht mit beträchtlichem Schaden auszuüben hat, da das Postgeld, welches dem Besitzer der Pferde zukommt, so gering es ist, doch bei der Wohlfeilheit der Bedürfnisse in Schweden diese Dienstleistung nach einem richtigen Mittelpreiße zu bezahlen scheint. Die Taxe für das Pferd ist auf die Meile, welche in Schweden nicht ganz, in Norwegen aber volle anderthalb deutsche Meilen beträgt, in ersterem Lande ungefähr 24 Kreuzer rheinisch; in lezterem, wo alles theurer ist, beträgt sie mehr. Für das Fuhrwerk, wie es oben beschrieben worden, zahlt man die lächerliche Kleinigkeit von einem halben Kreuzer auf die Meile; der Hallmann bekommt für seine Mühe auch nicht viel mehr, nämlich zwei Schilling Reichsgeld für das Pferd. Trinkgelder zu fordern, ist der Bursche, welcher sein Pferd auf die nächste Station begleitet, nicht berechtigt; auch geben die Schweden in der Regel keines und sind nicht wenig unwehalten darüber, daß die fremden Reisenden die dienstwilligen und freundlichen Bauern gerne mit einigen Schillingen erfreuen, die oft mit einer rührenden Genügsamkeit und lauten Aeußerungen des Dankes angenommen werden. Uebrigens geht der Begleiter des Reisenden, der Landessitte gemäß, nicht sowohl deßwegen mit, um den Wagen zu lenken, da Jedermann selbst fährt, als um nach Vollendung der Reise sein Pferd von der nächsten Station wieder nach Hause zu nehmen. Es kommt daher zuweilen vor, wenn der Eigenthümer das Pferd auf andere Art wieder erhalten kann, daß man dem Reisenden gar Niemanden mitgibt, oder es ist ein Mädchen, das die Rolle übernimmt; gewöhnlich sind es Knaben, oft ganz kleine Kinder, obgleich

Digitized by Google

dies Alles, ſtreng genommen, den beſtehenden Verordnungen zuwider iſt.

Mir, als einem Amateur-whip, behagte dieſe Weiſe ſehr wohl; ich übernahm ſogleich bei der Abfahrt von Dalarö die Führung des einen Wagens und ließ, mit der Art der kleinen ſchwediſchen Pferde ſchon früher bekannt, ſie in munterem Trabe bergauf, bergab in die dämmerhelle Nacht hinaus laufen. Das Land iſt hier, wie mit wenigen Ausnahmen in ganz Schweden, hügelig, die Wege vortrefflich, von der Natur ſelbſt durch den abgewaſchenen Granit mit einer harten und gleichen Unterlage verſehen, und die kleinen Roſſe laufen, ohne zu ſtolpern, die Abhänge in geſtrecktem Trott hinunter. Denn Sperrwerkzeuge kennt man nicht, und ſie ſind es von Jugend auf gewöhnt, ſich auf der Höhe der Hügel von ſelbſt in raſchere Bewegung zu ſetzen, um dem nachrollenden Fuhrwerke zu enteilen, wobei ſie von den Inländern nicht einmal ſtärker angehalten werden. Im hohen Sommer iſt es hier kaum ein Verluſt für den ſchauluſtigen Reiſenden, bei Nacht zu fahren; denn um dieſe Jahrezeit dauert die Nacht in der Gegend von Stockholm nur ein paar Stunden, und auch dieſe ſind ſelbſt beim Neumonde nie ganz dunkel. In dieſer Nacht ſahen wir um halb ein Uhr den Tag ſchon anbrechen, und in Stockholm verlockte uns dieſes ungewohnte Verhältniß der Tages- und Nachthelle, unſere Ausflüge bis gegen Mitternacht hin auszudehnen. Doch war die Kälte gegen Morgen empfindlich, und in den Thälern lag ein weißer Nebel, der bis zur Täuſchung Waſſerſpiegel nachahmte, in die man, wenn der Weg gerade darauf zuführte, hineinzufahren ſich ſcheuen konnte. Tannengehölz und Kornfelder wechſelten mit Wieſen und Weihern; Gehöfte und Weiler mehrten ſich, je näher wir der Hauptſtadt kamen; der Weg wurde belebt von Bauern, die in mancherlei Fuhrwerken der Stadt ihre Bedürfniſſe zuführten; an der Straße ſtanden hin und wieder hohe Maſten mit grünen Zweigen und hängenden, mit bunten Bändern verzierten Reifen geſchmückt — Johannisbäume; denn St. Johannistag iſt im ganzen Norden ein Tag der Volksfröhlichkeit, und die Sitte der Johannisfeuer hat ſich hier lebendig erhalten. Die höhern Stände pflegen ſelbſt auf Booten in's Meer hinauszufahren, um dort in der Nacht Waſſerfeuerwerke abzubrennen. — Es war noch nicht acht Uhr, als wir am Thore von Stockholm anlangten.

Zur Geſchichte des Elephanten.

(Fortſetzung.)

Allbekannt iſt der am Ende des vorigen Jahrhunderts gemachte Fund eines im Eiſe der Lena eingefrorenen ganzen Mammouths mit Haut und Fleiſch. Bereits ältere Reiſende als Gmelin erzählen von einem Volksglauben der Oſtiaken und anderer ſibiriſchen Stämme, nach welchem man nicht ſelten Mammouthsknochen mit Fleiſch und Blut finde. Gmelin auf ſeinem Standpunkte behandelt dies natürlich als Fabel und als ſpäter hinzugedichtetes Beiwerk der alten Sage, nach welcher das räthſelhafte Rieſenthier unter der Erde leben und jedem, der es erblickte, den Tod bringen ſollte. Nach jenem merkwürdigen Funde aber ſieht man leicht, daß hier eine wirkliche Anſchauung zu Grunde lag, aus welcher umgekehrt die Sage auf's Natürlichſte hervorging. Fälle, wie jener an der Lena, mußten längſt theils im Eis, theils in dem zu beträchtlicher Tiefe beſtändig gefrorenen Boden beobachtet worden ſeyn. Man ſieht hieraus, wie vorſichtig man in der Kritik eines Volksglaubens ſeyn muß, wenn es ſich von ſinnlichen Gegenſtänden handelt.

Bekanntlich laſſen die meiſten foſſilen Knochen von Landſäugethieren darauf ſchließen, daß zu der Zeit, wo die nördliche Halbkugel der Erde eines dem der jetzigen Tropen ähnlichen Klimas genoß, die Thiergeſchlechter die ihnen analogen, jezt lebenden an Körpergröße zum Theil ſehr bedeutend übertrafen. Nimmt man nun an, daß die Exiſtenz des Menſchen zu den Zeiten hinaufreicht, wo gewaltige Katzen und Hyänen in den Höhlen unſerer Kalkgebirge ihr Weſen trieben und Elephantenheerden an den Ufern der Ströme weideten, ſo macht es der Phantaſie viel zu ſchaffen, ob da vielleicht der üppigeren, plumperen Thier- und Pflanzenſchöpfung auch ein rieſigerer, derberer, hochwüchſigerer Menſchenſtamm entſprochen habe. Man hat Augenblicke, wo einem die faſt allen Völkern gemeinſamen Sagen von Rieſen und Rieſenvölkern wie die lezten verklingenden Laute einer uralten Ueberlieferung vorkommen, und wo man einen ungeſchlachten Polyphem auf einem Mammouth oder Maſtodon einhertraben ſieht. Wie dem aber ſey, ſoviel iſt gewiß, daß der Elephant ſeit den älteſten hiſtoriſchen Zeiten in ſeinem jetzigen Vaterlande vom Menſchen gejagt und gezähmt, und um ſeiner trefflichen Dienſte willen hochgeſchäzt, ja verehrt wird.

Aber gleich in der Weiſe, wie ſich dieſes hoch ſtehende Thier dem Menſchen hingibt und nicht hingibt, unterſcheidet es ſich höchſt auffallend von allen andern. Manche haben ſich uns mit ihrem ganzen Stamme als erbliche Knechte unterworfen, wie der Stier, das Pferd, der Hund; manche ſträuben ſich auf's Hartnäckigſte gegen alle Verſuche der zähmenden Hand, und ihr Seelenleben zeigt keine Seite, der unſere Liſt beikommen könnte; bei andern unterwirft ſich nur das Individuum und iſt nur entweder in zarter Jugend oder durch den härteſten Zwang zu dieſem und jenem abzurichten; noch andere pflanzen ſich zwar in der Gefangenſchaft fort, aber durch den Rapport

Digitized by Google

mit der menſchlichen Intelligenz ſcheint ihr Inneres vielmehr zu verdumpfen als ſich aufzuhellen. Der Elephant iſt das einzige Säugethier, das ſich, gefangen, faſt im erſten Augenblicke reſignirt, in hohem Grade zähmbar iſt, ſich an den Menſchen anſchließt, in den mannichfachſten Verkehr mit ihm tritt, ſich aber dabei niemals in der Gefangenſchaft fortpflanzt und es hartnäckig verſchmäht, ſeinen Stamm in die Leibeigenſchaft hinzugeben. Sein Geſchlecht gleicht dem Volke des freien Germaniens, dem klugen, herrſchſüchtigen Römer gegenüber: der einzelne Deutſche konnte es bei widrigem Kriegsglück nicht vermeiden, im Triumph aufgeführt zu werden, oder im Cirkus mit dem Sklavenſchwerte zu fechten; er fügte ſich in das Unvermeidliche und trug noch in Feſſeln den Kopf hoch; auch vermiethete er wohl, nach der uralten Sitte der Heeresfolge, ſein Schwert an den Beherrſcher der Welt, aber das Volk ſelbſt ſchmiegte ſich nie unter das Joch deſſelben.

Allem nach kann ſich allerdings kein Thier an Intelligenz mit dem Elephanten meſſen, und wir haben ſchon oben angeführt, in wie fern er ſchon durch ſeine Organiſation hiezu beſtimmt ſcheint. Ruft man ſich aber alle die Geſchichten von ſeiner Geſchicklichkeit, Klugheit, Großmuth, Uneigennützigkeit zurück, ſo fragt man ſich doch, ob nicht juſt der merkwürdige Contraſt zwiſchen der Anſtelligkeit des Thiers und ſeiner ſchwerfälligen Körpermaſſe die Phantaſie beſtochen und Uebertreibung veranlaßt hat. Wie wir weiter unten ſehen werden, ſcheint wenigſtens das, was von ſeiner Gutmüthigkeit und Harmloſigkeit erzählt wird, großer Einſchränkung unterworfen. Es müßte für die Geſchichte unſerer eigenen Seele von Wichtigkeit werden, wenn es beſſer als bisher gelänge, das Maaß und die Qualität der Seelenkräfte dieſes Thiers zu ermitteln. Freilich müßte es zu dieſem Behuf in ſeinem Vaterlande, und auch dort nicht bloß in der Gefangenſchaft beobachtet werden; in unſern Menagerien und in unſerem Klima iſt das Thier in zu ungünſtige Verhältniſſe verſezt, als daß nicht unſer Urtheil Täuſchungen deſto mehr unterworfen ſeyn ſollte, je höher es wirklich ſteht. Man weiß, mit welch ſcheinbarer Umſicht der Elephant Laſten ſchiebt, zieht, ſich ſelbſt auf den Rücken ladet, Knoten löst, Schlöſſer öffnet, ſich mit Zweigen die Fliegen abwehrt und dergleichen. Nach Plinius konnte einer griechiſch die Worte ſchreiben: „das habe ich ſelbſt geſchrieben," und Aelian ſah einen, der lateiniſch ſchrieb, wobei man ihm freilich die Hand, das heißt den Rüſſel führte; „dejectis autem et intentis oculis erat cum scriberet; doctos et literarum gnaros animantis oculos esse dixisses," das heißt, er ſah dabei aus wie ein Profeſſor, der ſich ja auch meiſt den Rüſſel führen läßt und mit fremdem Kalbe pflügt. Die Erfindung des Marſchall Lobau, um Emeuten zu dämpfen, iſt bei ihm althergebrachter Brauch: er bedient ſich des Rüſſels als Spritze, um ſeine Necker und Widerſacher mit Waſſer zu begießen. Bei dieſen und unzähligen andern Aeußerungen des Thieres ſehen wir wohl, daß eine gewiſſe innere Freiheit und Beweglichkeit der freien Bewegung ſeines eigenthümlichen, complicirten Sinnorgans, des wunderbaren Schlaucharms mit dem Handrudiment an der Spitze, entſprechen muß; aber über das Maß und die Art jener ſind wir noch ganz im Dunkeln. Noch unſicherer iſt unſer Urtheil bei den moraliſchen Eigenſchaften, die man dem Thier zuſchreibt, und wenn auch wirklich jener Elephant, wie Plinius erzählt, bei Nacht emſig ſeine Tanzlektion wiederholte, um der Peitſche zu entgehen, ſo wiſſen wir rein nicht, in wie weit dabei ſeine Ideenaſſociationen mit denen eines menſchlichen Hiſtrio etwas gemein hatten.

(Die Fortſeyung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Juli.

(Beſchluß.)

Syſteme der Waſſervertheilung.

Die Brunnengräberei führt mich auf einen Gegenſtand, den ich ſchon früher einmal in dieſen Blättern beſprochen habe, weil er für unſere Stadt große Wichtigkeit hat, nicht bloß phyſiſche und diätetiſche, ſondern auch ſittliche; ich meine die Herbeiſchaffung hinlänglichen Waſſers. Die Sache iſt zwar noch nicht ganz im Reinen, aber doch ſeit zwei Jahren einen guten Schritt weiter gediehen. Die dazu niedergeſezte Commiſſion diskutirte lange über das Princip, ob eine Vertheilung des Waſſers in die Häuſer ohne Anlegung öffentlicher Brunnen, oder leztere hauptſächlich zu berückſichtigen ſeyen, ohne jene ganz auszuſchließen. Die Frage iſt nicht bloß für uns wichtig, ſondern auch für Paris, ja für alle großen europäiſchen Städte, denen es, wie uns, an Waſſer fehlt. Unſere Commiſſion theilte ſich in zwei faſt gleiche Hälften. Die Partei der Vertheilung des Waſſers in die Häuſer ſagte: „Der Vortheil, den wir bei Herbeiſchaffung des nöthigen Waſſers beabſichtigen, beſteht nicht bloß darin, den Einwohnern, zumal den unbemittelten, reines, geſundes Waſſer zum Trinken zu geben, ſondern ihnen auch Waſſer genug zu verſchaffen, um ihre Wohnungen und ihren Körper reinlicher zu erhalten, als dies bisher der Fall war. Der Fabrikarbeiter ſoll überdies ſeine koſtbare Zeit nicht damit verlieren, daß er Waſſer weit her holt und da bei der großen Concurrenz ſtundenlang wartet, bis der dünne und ungleiche Waſſerſtrahl ſein kleines Gefäß gefüllt hat. Beiden Bedürfniſſen wird aber durch öffentliche Brunnen nicht abgeholfen; denn immer bleibt die Mühe und der Zeitverluſt, den Weg zum Brunnen zu machen und das Waſſer über die Straße und dann mehrere ſteile, dunkle Treppen hinauf zu tragen. Dies ſcheut man, und darum ſind die unbemittelten Einwohner ſo unreinlich geworden

Digitized by Google

und gefallen sich in einem Schmutz ihrer Wohnungen und ihres Körpers, von dem man anderwärts kaum einen Begriff hat. Um Wasser zu holen, müßte immer für längere oder kürzere Zeit die Arbeit unterbrochen oder verlassen werden; dies will man vermeiden, darum entbehrt man lieber das Wasser und versinkt immer tiefer in den Schmutz, ja man gewinnt ihn endlich sogar lieb. Nur durch die Leichtigkeit, sich ohne Mühe und Zeitverlust hinreichendes, gutes Wasser zu verschaffen, läßt sich hoffen, der Unreinlichkeit zu steuern und sie nach und nach den Leuten abzugewöhnen. England, das in jeder materiellen Hinsicht, in allen Fragen der politischen Oekonomie so weit vorauseilt ist, hat dies schon längst eingesehen; darum herrscht als entschiedenes Zeitersparungsmittel in den großen Fabrikstädten, in London, Manchester, Liverpool, Edinburg ꝛc., die Wasservertheilung in die Häuser vor.“ Auf diese sehr scheinbaren Gründe erwiderte die Brunnenpartei: „England und die englischen Fabrikstädte für Frankreich und Lyon als Beispiel und Muster aufzustellen, scheine ihr aus mehreren Gründen unrichtig, da die dort gebräuchlichen emphyteutischen Miethen, die große Zerstückelung des Grundeigenthums, die Niedrigkeit der Häuser und die daraus hervorgehende große Ausdehnung der Städte, das Nichtbestehen des städtischen Octroy und die Anlegung der Küchen in den Souterrains öffentliche Brunnen unthunlich, die Wasservertheilung in den Häusern hingegen passender und anwendbarer machen. Eine große Schwierigkeit jener Wasservertheilung sey bei uns die große Höhe der steinernen Häuser, das Mißliche, Wasserröhren so hoch zu führen, sie im Winter vor dem Gefrieren und Zerplatzen zu bewahren u. s. w.“ Jene erste Partei hatte zwei, letztere aber drei Stimmen, die zwar als Hauptsache öffentliche Brunnen wollen, die Vertheilung des Wassers in Privathäuser aber nicht ausschließen, sondern nur jedem Hauseigenthümer freistellen. Das Conseil municipal hat sich nun vorerst über die Annahme eines dieser Systeme zu entscheiden.

Livorno, Juli.

(Fortsetzung.)

Geist der Bevölkerung. Handel.

Wir glauben steif und fest, ein Livornese hat keinen rechten Begriff von dem, was Gesellschaft bedeutet. Er denkt aber auch nicht daran, er bedarf ihrer nicht. Nachdem er den Tag im Comptoir oder Magazin zugebracht, geht er, wenn's eben schönes Wetter ist, auf eine Stunde nach der schattenlosen Ardenza, dem gewöhnlichen Spaziergange, und wünscht sich, wenn er's nicht hat, ein Landhaus am Montenero, um es im Sommer an Fremde vermiethen zu können, oder er besucht das Theater, es mag gut oder schlecht seyn. Letzteres ist das gewöhnlichere. Man muß nicht etwa glauben, ein solches Leben komme ihm monoton vor: wenn die Geschäfte floriren, so ist alles Uebrige ihm gleichgültig. So ist es mit der Majorität, dem Mittelstande, beschaffen, und von einem höhern Stande ist kaum die Rede. Wer nicht zu kaufen oder zu verkaufen hat, bleibt selten hier. Was könnte ihn auch anziehen, in einer Stadt zu verweilen, wo die Wohlhabenden, oder die, welche es gewesen sind oder es noch werden wollen, vertrocknet und versteinert sind bei Zinsrechnungen, und der Pöbel brutal und gefährlich, wie er es noch zuletzt im Jahr 1834 bewiesen. Der letztere verleugnet auch noch jetzt nicht seinen Ursprung aus dem Auswurf aller Länder, zur Zeit, als Livorno eine Freistatt war für Alles, was sich irgendwo mit dem Gesetz in Widerspruch begeben, und noch einige per fas aut nefas gerettete Scudi in der Tasche hatte. Aus manchen Gegenden lief man nach der Türkei und erkannte Mahomet für den wahren Propheten an; Vielen war's bequemer, nach Livorno zu gehen und den Merkur anzubeten. Einer alten Einrichtung gemäß, die gewiß ihren guten Grund hatte, ist kein Livornese zum Lastträgerdienst im Hafen zulässig; Bergamasken haben dies Privilegium. Freilich werden diese im Durchschnitt zu den kräftigsten Leuten Italiens gezählt; aber bildet man sich etwa ein, livornesische Schultern seyen gar so schwach, oder ist man vielleicht geneigt, einen Maßstab für die Moralität des Volkes darin zu erkennen?

Doch genug von diesen gesellschaftlichen Verhältnissen der Stadt. Wir wollen nun die merkantilischen näher betrachten. Nicht verkannt werden kann die glückliche Lage, im Mittelpunkt der Küstenstriche, gleich bequem für den Binnenhandel vermöge der vortrefflichen, mit jedem Jahr sich mehrenden Kunststraßen, welche das schöne und gesegnete Toskana durchschneiden, und durch das im Vergleich mit manchen andern italienischen Staaten liberale und fördernde System der großherzoglichen Regierung, wie für die Verbindungen mit der Levante, mit den Barbaresken, mit Spanien, Frankreich und England. Im achtzehnten Jahrhundert wurde Livorno ein Freihafen und dadurch ein riesiges Entrepot; die bürgerliche und religiöse Freiheit, deren man hier genoß, wirkte mächtig. Gerne möchte man bei Erwähnung der Gründe, welche die Bevölkerung mehrten, der sogenannten Livornina nicht zu gedenken haben, welche den fremden Schuft und Bankerottirer schützte und die Stadt mit Gesindel füllte; ein Flecken, der erst in neuern Zeiten verwischt worden ist. — Die große Masse des italienischen Handels hatte sich nach Livorno gezogen; dann aber machte sich, der immer zunehmenden Volksmenge ungeachtet, eine Abnahme bemerkbar, die, langsam fortschreitend, vor wenigen Jahren so drohend geworden war, daß man nothwendig auf Abhülfe sinnen mußte. Den Hauptgrund legt man den Gebühren zur Last, welche durch die Regierung eingeführt worden waren, und faktisch die Privilegien eines Freihafens großentheils aufhoben oder vernichteten. Diese Gebühren waren das Ein Procent von der Einfuhr und die Entrepotabgabe, beide zusammen mindestens drei Procent des Werthes der Waaren betragend. Genua war der Handelsplatz, der am meisten beim Sinken Livorno's gewann, und, von den verständigen Maßregeln der sardinischen Regierung unterstützt und gehoben, allmählig seine alte Suprematie wieder errang und geltend machte. Längst vom Daseyn des Uebels überzeugt, war die toskanische Regierung auf Mittel bedacht, ihm zu wehren. Es ist zu bedauern, daß dies nicht eher geschah, als da die Handelswege großentheils schon eine andere Richtung genommen hatten, und die merkantile Thätigkeit ein Schatten der frühern geworden war. Im Sommer 1834 wurden alle und jede, auf dem Handel lastende Abgaben aufgehoben, und Livorno wieder ein Freihafen im vollen Sinne des Wortes. Der Verkehr hat seitdem zugenommen; wenn es nicht in dem Grade geschah, den man erwartet hatte, so darf man nicht vergessen, daß in solchen Fällen die Resultate unmöglich augenblickliche seyn können.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 199.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 21. August 1837.

O Phantasie! erhelle
Der jungen Pfade Spur,
Und jede Blumenstelle
Der väterlichen Flur.
Matthisson.

Der Blättler.

Novelle in Hexametern, von H. Kurz.

Friede brachte der Abend, die lezten Schläge des Donners
Rollten den fliehenden Wolken nach an den Bergen hinunter,
Herrlich dampfte die Flur, die erfrischten, saftigen Blätter
Tropften demanten im Schein der siegreich scheidenden Sonne,
Und die seelenvergnügte, die unermüdliche Lerche
Schaukelte hoch sich im Netz ihrer Triller, und ließ es sich wohl seyn.
Da ging ich noch lustwandelnd hinaus, ein beweglicher Knabe,
Mich am erquickenden Duft, am Grün der Wiesen zu laben;
Mein Buchdrucker, der wandelnde Kinderfreund, war mir zur Seite,
(Gerne vertraut' man mich ihm), der willkommene Mährchenerzähler;
Denn viel Städte hatt' er gesehn und die Sitten der Menschen,
Viel auch erlebt Seltsames im wechselnden Schwung der Geschicke.
Also schlenderten wir den schmalen, gewundenen Pfad hin,
Der, von Hecken begrenzt, sanft gegen das Freie hinaufsteigt,
Ringelgäßchen genannt von den fleißigen Bürgern der Reichsstadt,
Die er durch Obstbaumgüter zu Wiesen führet und Aeckern.
Auch begegnet' uns Mancher, sein Tagwerk sorglich beschließend,
Denn die Früchte trugen sie nun in Körben nach Hause,
Die der hastige Wind muthwillig vom Baume geschüttelt;
Und mir reizten die Aepfel mit lieblichem Dufte den Gaumen,
Der, vom Gewitterregen entlockt, herzstärkend herandrang.
Doch ich lauschte der Sängerin, die aus blaulicher Höhe
Unaufhörlich zu uns in Freuden plauderte. Seitwärts
Blinkte silbern der Fluß im grünen Grunde des Blachfelds,
Und mit goldenem Haupt uns entgegen strahlten die Berge.

So im Innern befriedigt, verloren in Horchen und Schauen,
Traf mich plötzlich ein Ton, der, ungewöhnlich dem Ohre,
Hinter dem Hage, der Lerche Gesang unterbrechend, hervorkam,
Für die Flöte zu scharf, doch zu weich für die Kehle des Vogels,
Langaustönend und dann süßschmetternd in Sprüngen verschmolzen.
Und ich fragte den Alten erstaunt: Freund, sagt mir, was ist das?
Lächelnd nickt' und versetzte darauf der Treffliche: Das ist
Nationalmusik: es bläst ein Bursch auf dem Blatte —
Doch indem er noch spricht, da fesselt ein seltsamer Anblick
Mir die Augen und zwingt den Fuß im Boden zu wurzeln.

Digitized by Google

Eben bog ich, den Schritt voraus, um die äußerſte Ecke,
Wo das Gäßchen in's Freie ſich mündet, da ſizt eine greiſe
Geiſterhafte Geſtalt auf einer ſteinernen Ruhbank,
Selber ein Stein, ohne Regung, mit weithinſtarrenden Augen,
Endlich die Hand zur Wimper erhebend, als gält' es, den Schatten
Einer Thräne hinwegzuwiſchen. Ich wandte mich ſprachlos,
Schüchtern zu meinem Begleiter herum, der zog mich zurücke,
Flüſterte: Seltſam trifft ſich's! da iſt das Kupfer zum Texte!
Dieſer lauſchende Greis im blauen, zerriſſenen Kittel
Steht mit jener Muſik in ſonderbarer Verbindung;
Wer erriethe ſein Leid, wenn er blaſen hört auf dem Baumblatt?
Bleiben wir ſtehen, gedeckt vom Haag, daß er uns nicht vernehme,
Und ich erzähle die wunderſame Geſchichte vom Blättler.—

Alſo hielten wir ſtill, ich blickte ſcheu durch die Zweige
Auf die Erſcheinung, die immer verſunken noch lauſchte dem Liede,
Während der Wind mit den ſpärlichen weißen Locken ſein Spiel trieb.
Und mit gedämpftem Tone ſofort begann mein Rhapſode:

Ungefähr ſechzig Jahre ſind's, daß der rüſtige Peter
In die Fremde ging und unter die ruſſiſchen Fahnen.
Der war nun von der ſämmtlichen ausgelaſſenen Jugend
Unſerer guten Stadt der flinkſte, verwegenſte Burſche,
Stets bei tollen Streichen voran, dazu von den Mädchen
Gerne geſehen; denn hübſch, das war er, galant in Manieren,
Und auf dem Blatte wußt'er die tüchtigſten Weiſen zu ſpielen;
Darum war er geſucht und gefällig beim Tanz auf dem Raſen,
Und hat als Tanzmuſikant wie manchen Walzer geblättelt.
Doch auf einmal verlor er den fröhlichen Muth und die Ruhe,
Hielt ſich allein, hing den Kopf: — es war ihm zu wohl in der Heimath,
Und ſo lief er hinaus und nahm Handgeld bei den Ruſſen.
Damals brach der Türkenkrieg aus, viel banges Gerede
Ging im Reich umher von den Naſenabſchneidern und Heiden;
Sorg' und Leid war bei uns um den Naſeweiß, und wenn am Sonntag
Von der Kanzel es hieß im alten Kirchengebete:
„Uns vor dem Türken bewahr!“ da gedachte man oft an den Peter.
Und er hatt' es auch nöthig, fürwahr! denn wenige Monden
Stand er im Feld, hatt' auch in zwei oder drei Pfaffiren
Ritterlich ſich gehalten, wie'n Landsknecht; aber mit Einem
Kam's zur ernſtlichen Schlacht: die ſichelförmigen Säbel
Mähten die Kreuz und Quer, da ward mein Peter gefangen.
Jezt konnt' er ſagen von Glück, wenn's nicht um Ohren und Naſe,
Nicht um den Hals ihm ging, oder wenn er nicht zugeſtuzt wurde
Ländlich ſittlich, den türkiſchen Frauen Geſellſchaft zu leiſten.
Doch es erging ihm noch mild: er fiel in die Hand eines Baſſen,
Dem gefiel der ſchlank- und derbgegliederte Burſche,
Und er beſchloß, ihn nach Haus auf ſeine Güter zu ſenden,
Allwo ihm auch der Friede, der alle Gefangenen freiſprach,
Nimmer zu Statten kam, denn er war ausdauernd und tüchtig,
Auch zu der rauheren Arbeit geſchickt; ſo ward er verheimlicht.

(Die Fortſezung folgt.)

Zur Geſchichte des Elephanten.

(Fortſezung.)

Der Elephant hat ſich zwar in ſeiner jetzigen tropiſchen Heimath überall vor dem eindringenden Menſchen zurückgezogen; er iſt übrigens immer noch eines der zahlreichſten Geſchlechter unter den größern Landthieren. Dies erklärt ſich leicht, wenn man bedenkt, daß er kaum irgend ein Thier zu fürchten hat und nur lokal vom Menſchen decimirt wird. Ja in der natürlichen Racenverſchiedenheit unſers Geſchlechts ſcheint vornehmlich der Grund zu liegen, warum er, allen Zeugniſſen nach, in Afrika noch häufiger iſt als in Aſien. Der ſtumpfe Aethiopier iſt ihm weit weniger gewachſen als der altciviliſirte, wenn auch ſtehengebliebene Hindous und Malaye. Seit er in Afrika nicht mehr gejagt wird, um dem römiſchen Volk im Cirkus zur Ergötzung zu dienen, hat er dort nur Tod durch Hinterliſt, nicht Gefangenſchaft zu fürchten, und ſo ſcheut er den Menſchen weit weniger, und ſeine Rudel ſtürmen über die Negerdörfer weg und machen wie die Windsbraut Alles dem Boden gleich.

In Afrika iſt der Elephant jezt nur ein jagdbares Thier. Der Neger iſt gerade klug genug, um dem Koloß auf ſeinem Pfade Gruben zu graben, und dem Erſchlagenen die Stoßzähne auszubrechen und den Schwanz abzuſchneiden. Lezterer mit ſeinen ſtachligten Haaren wird von den Eingebornen als Schmuck und Amulet hochgeſchäzt; jene ſind eines der drei Güter, welche die Fremden von jeher an den Küſten des im Innern verzauberten Welttheils abholten: Gold, Elfenbein und Sklaven. In Vorder- und Hinterindien iſt die Kunſt, das edle Thier zu jagen, zu zähmen und zu pflegen, uralt. Dort iſt er das vornehmſte Hausthier, der Stolz der Herrſcher und die Freude des Volks. Dort iſt er, nach ſeiner Färbung und ſeinen Fähigkeiten, Halbgott, Krieger, Hofſchauſpieler

Digitized by Google

oder Lastträger. Auf Alexanders Zuge gegen Indien lernte ihn zuerst Aristoteles kennen, jener Universalkopf, in dessen Schriften so vieles niedergelegt ist, was wir seitdem mit Mühe wieder lernen mußten. So zeigt sich auch seine Beschreibung des Elephanten, an welcher das vorige skeptische Jahrhundert viel gemäkelt und von vorne herein verworfen hat, immer mehr als eine fast durchaus wahre und naturgetreue. — Rom erschreckte seine Ungestalt zum erstenmale im Triumph, den Curius Dentatus über König Porrhus feierte. Nachdem er dem römischen Volke sehr zweideutige Kriegsdienste geleistet, wurde er ein tapferer Gladiator, der in der Arena Löwen, Tigern, Stieren und Sklavenhorden die Spitze bot. Schon Pompejus und Julius Cäsar gaben dem Volke den Kampf von ein paar Dutzend Elephanten gegen Thiere und Menschen zum Besten; aber diese Incunabeln der circensischen Kunst waren wahre Armseligkeiten gegen die Effekte, welche die tollen Imperatoren mit Hunderten von wilden und zahmen Elephanten hervorbrachten, und verhielten sich zu diesen wie Gretrys Oper zu Robert dem Teufel. — Bei uns in der neuesten Zeit war er bisher nur ein Riese, der sich für Geld sehen läßt; seit aber die dramatische Kunst immer drastischer wird und mehr und mehr, wenn auch nicht formell, doch materiell den Charakter der Spiele annimmt, welche einst der römische Pöbel, nach dem Brode, als höchstes Gut verlangte, wird er nachgerade ein wandernder, Gastrollen gebender Mime, vorläufig im Gefolge eines Thespiskarrens, bis ihn die Huld eines kunstliebenden Monarchen in die stehende Kunstgesellschaft aufnimmt und ihm eine lebenslängliche Pension aussezt.

Die berühmteste Schauspielerin mit einem Rüssel ist bis jezt Miß Djeck. Der Elephant hat allerdings bedeutenden Kunstberuf, aber die Leistungen dieser furchtbaren Miß zeigen nur zu deutlich, wie gefährlich es ist, die dramatischen Talente dieser sonst so interessanten Familie ohne die größte Vorsicht in Anspruch zu nehmen. Wenn ein menschlicher Schauspieler einen Contrakt bricht und davonläuft, so sezt er nur die Zungen eines kunstliebenden Publikums in Bewegung und wird nur durch Zeitungsartikel verfolgt; wenn eine Miß Djeck entkommt, so bringt sie eine ganze entsezte Bevölkerung auf die Beine und man rückt ihr mit Kanonen nach. Eine menschliche Actrice bereitet ihrem Direktor die herbsten Seelenleiden; aber Miß Djeck schlägt ihm mit ihren elfenbeinernen Zähnen gar den Schädel ein.

Nach Cuvier wächst der Elephant etwa bis in's fünf- und-zwanzigste Jahr, und die asiatische Art wird 12—14 Fuß hoch. Miß Djeck maß nur 10½ Fuß, war aber, nach dem Zustand ihres Skelets zu schließen, vollkommen ausgewachsen. Ihrer Lebensgeschichte nach mochte sie etwa 35 Jahre alt seyn, keineswegs 125, wie ihr Eigenthümer auf seinen Anschlagzetteln kund that, wahrscheinlich um an Mademoiselle Mars zu erinnern. Nach übereinstimmenden Zeugnissen kann indessen der Elephant in der Gefangenschaft 120—130 Jahre leben, und er mag in der Freiheit leicht zwei Jahrhunderte voll machen. Sein Rüssel faßt 150 Pfund Wasser und er kann es zehn Fuß hoch in die Höhe werfen. Er leistet ausgewachsen so viel als sechs Pferde, er trägt ohne Beschwerde 3—4000 Pfund und ladet sich zwei bis drei Centner selbst mit dem Rüssel auf. Er galoppirt nie, kann aber so rasch traben, daß ihn ein Pferd in angestrengtem Galopp nicht einholt; er kann achttausend und mehr Pfund schwer werden und seine Masse ist dann der von fünfzig Menschen gleich. Die zarte Miß Djeck war indessen nur 4000 Pfund schwer; sie wog damit aber doch die ganze Körpermasse einer ziemlichen Schauspielerbande auf, und der Geist wiegt beiderseitig nichts. Aus diesen Angaben geht zur Genüge hervor, welch furchtbare Gewalt ein solcher Koloß ausüben muß, wenn er sich, wild geworden, mit der Geschwindigkeit eines Rennpferdes bewegt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die Julitagsfeier.

Zum siebenten Male ist das Andenken der berühmten Julitage gefeiert worden, aber nicht wie die vorigen Male. Ueberhaupt hält man sich in Paris nicht lange an eine Norm, sondern ändert sein Vergnügen nach Belieben. So hat denn auch diese Jahresfeier jedesmal ein besonderes Aussehen. Indessen klagt man schon jezt über den Mangel an nationalem Charakter bei diesem wichtigen Feste. Man feiert den Sieg des Volkes über die Willkühr des Hofes der ältern Bourbonen; wo ist aber eine politische Idee bei den Lustbarkeiten, warum fehlen die Obrigkeit, die Volksdeputirten, der Stadtrath? Der König wohnte zwar einigen öffentlichen Vergnügungen bei, und zwar mit seiner ganzen Familie; das thut er aber auch bei andern Festen. Bereits hat man die Nothwendigkeit eingesehen, die drei Festtage auf zwei zu reduziren; ein Tag wäre schon hinreichend, wenn sich das Trauerfest mit dem Siegesfest vereinigen ließe. Da dies aber nicht angeht, so wird man, so lange das Andenken der Julitage gefeiert wird, die Festlichkeiten auf zwei Tage vertheilen, den ersten der Trauer wegen der Gefallenen, den zweiten der Freude über den errungenen Sieg der verfassungsmäßigen Freiheit widmen müssen. Diesmal bedurfte es um so weniger drei ganzer Tage, da erst kürzlich mehrere Feste gefeiert worden sind und das Volk der öffentlichen Lustbarkeiten genug gehabt hat, die im Grunde ihm mehr schaden als nützen; denn während es müßig umherstreicht, um Alles mit anzuschauen, bleiben Werkstätten und Fabriken leer, der Gewinnst hört auf, und keine Obrigkeit entschädigt die arbeitenden Classen für den Verlust ihres Taglohns. Man hätte glauben sollen, diesmal werde das Volk minder begierig seyn, den Lustbarkeiten beizuwohnen, da es kürzlich deren so viele genossen; aber das Volk und

Digitized by Google

auch diejenigen, die sich höher dünken als dasselbe, gleichen sich überall: sie machen gern Alles mit und finden sich emsig ein, wo man sich belustigen kann, ohne daß es etwas kostet. Sogar das Andenken an die Unglücksfälle auf dem Marsfelde hatte den Zudrang der Menge nicht im Geringsten vermindert. So vergeßlich ist man besonders in Paris, wo die Eindrücke zu schnell aufeinander folgen, als daß sie lange haften könnten. Ganz Paris schien sich Sonnabends zu dem Feuerwerke begeben zu haben, so voll war es auf den Quais und den Brücken, im Tuileriengarten, kurz an allen Orten, wo es möglich war, etwas vom Feuerwerk zu sehen. Dies Feuerwerk war der Hauptpunkt des Festes, oder eigentlich der Schlußstein, und auf dasselbe hatte man daher viel Sorgfalt und Kosten verwendet, mehr als man sonst zu thun pflegt, wiewohl eine solche Augenlust stets sehr kostspielig ist. In den Champs élysées ging es gerade so her, wie vor einigen Wochen. Von einem Schifferstechen ist viel Aufhebens in den Zeitungen gemacht worden, und wenn man den ungeheuern Zulauf der Menschen dabei gesehen hat, so muß man wirklich glauben, daß es eine wichtige Begebenheit war; dergleichen Preisrennen haben jedoch jährlich auf der Seine statt, wo nicht in der Stadt selbst, doch in den benachbarten Gemeinden. Diesmal war das Stechen der Bootsleute nur nach einem größern Maßstabe angelegt, das Schauspiel hatte in Paris selbst statt, Boote und Schiffer waren festlicher geschmückt, als sonst, und die königliche Familie und eine ungeheure Menschenmasse wohnten demselben bei. Beim Anblick so vieler tausend Menschen, welche auf den Quais und den Brücken dem Flusse zu einer stattlichen Einfassung dienten, mußte man bedauern, daß die Seine ein so unbedeutender Fluß ist und nur Boote tragen kann. Zu Rouen würde sich ein Schifferstechen schon besser ausnehmen; aber zu Rouen fehlte die zahllose schaulustige Volksmenge. Das eiserne Denkmal, welches zum Andenken an die drei Julitage auf dem Platze der ehemaligen Bastille errichtet werden soll und, wie es scheint, sehr langsam vorschreitet, war von der Vollendung noch zu weit entfernt, als daß man daran hätte denken können, dasselbe in diesen Tagen einzuweihen. Woher aber das langsame Fortrücken kommt, wird nicht gesagt. Vermuthlich ist man im Gießen eiserner Kunstwerke noch nicht bewandert genug; denn auch mit der Thurmspitze der Kathedralkirche zu Rouen, die ebenfalls aus eisernen Aufsätzen bestehen soll, und woran nun schon seit zehn Jahren gearbeitet wird, geht es sehr langsam. Es werden viele gemeine Arbeiten in Gußeisen unternommen und zu Stande gebracht; aber der eisernen Kunstwerke hat man hier fast noch keine. Ein anderes Denkmal war fertig, und man erwartete, daß es an den Julitagen werde enthüllt werden; es ward aber nichts daraus. Die ministeriellen Zeitungen vertuschten die Sache, indem sie behaupteten, es liege an gewissen Arrangemens administratifs, daß das Giebelfeld des Pantheons dies mal noch nicht könne aufgedeckt werden; aber in einem der Preßfreiheit genießenden Staate lassen sich die Vorgänge so nicht bemänteln, und es kam bald heraus, daß die Regierung mit der großen Davidschen Skulptur unzufrieden sey, und es nicht für gut finde, dieselbe aufdecken zu lassen. Man fragte nun, weßwegen denn die Regierung mit der Arbeit eines Künstlers, der wie David längst sein Künstlertalent bewährt hat, unzufrieden sey? und nun mußte man eingestehen, daß die Mißbilligung nicht die Ausführung, das Technische und Artistische betreffe, sondern die Wahl des dargestellten Gegenstandes, die Repräsentanten des Nationalruhms, die großentheils aus der Geschichte der drei Julitage gewählt sind, worunter sich mithin auch sogenannte Gamins de Paris befinden. Diesen am Giebel des Pantheons das Unsterblichkeitsdiplom zu ertheilen, fand man erst dann bedenklich, als man bereits die große Davidsche Arbeit in den Zeitungen hoch erhoben hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Livorno, Juli.

(Beschluß.)

Reformen.

Die längst nothwendige Regulirung der Münzen und Gewichte, welche ein namentlich für den Fremden nicht zu entwirrendes Chaos darboten, und die jetzt mit dem im ganzen Großherzogthum üblichen System auf gleichen Fuß gesetzt sind, folgte. Eine sehr wünschenswerthe neue Institution ist die Discontobank, die gegenwärtig in's Leben tritt, und auf ein wirkliches Kapital von zwei Millionen toskanischer Liren (à 6⅔ Silbergroschen) in zweitausend Aktien basirt ist. — War auch der Handel gesunken, am materiellen Wohlstande ließ sich dies nicht bemerken. Im Gegentheil, die Bevölkerung und, wie man behauptet, auch das Kapitalvermögen, weniger in imposanten Massen, als unter Viele vertheilt, nahmen bedeutend zu. Man schreibt letzteres wohl mit Recht der größern Bedächtigkeit in den Spekulationen und einer wohlverstandenen Oekonomie zu, die auch den kleinern Gewinn zu nutzen versteht. — Aus einer beschränkten Hafenfestung war Livorno eine große Stadt geworden. Unter Peter Leopold, dem unvergeßlichen Wohlthäter Toskana's, wurden die Vorstädte begonnen, die überflutdende Menschenmenge aufzunehmen. Im Jahr 1836 zählten diese über 35.000 Einwohner, eben so viel, worunter 5000 Israeliten und 200 unirte Griechen, die eigentliche Stadt. Seit 1818 hat die ganze Bevölkerung um etwa 20.000 Individuen zugenommen, ein selten vorkommendes Verhältniß. Bis auf unsere Tage waren die Vorstädte ausgeschlossen von den Privilegien des Freihafens; diese waren auf den Kreis der Stadt beschränkt, an deren Thoren und Mauern sich die Douanenlinie befand, welche Livorno merkantilisch vom Großherzogthum trennte. Die Uebelstände, welche dadurch entstanden, und bei der unaufhörlichen und nothwendigen Verbindung der beiden, auf diese Weise geschiedenen Theile der Einwohnerschaft, so wie bei dem dabei stattfindenden lebhaften Schleichhandel unvermeidlich waren, veranlaßten endlich, gleichfalls im Jahr 1834, eine durchgreifende Veränderung. Die Vorstädte wurden als integrirender Theil der Stadt und also im Genusse der Privilegien derselben erklärt, dagegen der diese letztere betreffenden Consumtionstaxe mit unterworfen. Die Douanenlinie wurde zurückgezogen. Lange Berathungen und Verhandlungen gingen voraus, ehe man sich über die neuen Grenzen einigte, wobei die täglich zunehmende Bevölkerung in Anschlag zu bringen war; dann beschloß man, den ganzen Raum mit Mauern einzuschließen. Diese sind im gegenwärtigen Augenblick schon weit vorgeschritten. Ob diese letztere Maßregel eine weise ist, und ob man ein so kostspieliges, und in unsern, allen Stadtmauern gefährlichen Tagen beinahe unerhörtes Abgrenzungsmittel nicht durch ein anderes, gleich zweckmäßiges hätte ersetzen können, mag dahingestellt bleiben. Wie groß übrigens die Baulust oder das Baubedürfniß in Livorno ist, geht aus dem Umstande hervor, daß in den letzten vierzig Jahren ein Kapital von etwa achtzig Millionen Lire auf neue Bauten verwendet worden ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 200.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 22. Auguſt 1837.

— Young and beautous,
Brought up as best becomes a gentlewoman:
Her only fault — and that is faults enough —
Is, that she is intolerably curst,
And shrewd, and froward.

Shakespeare.

Zur Geſchichte des Elephanten.

(Fortſetzung.)

Alle Reiſebeſchreiber, ſo wie alle Perſonen, welche Elephanten in Indien und bei uns gewartet haben, bezeugen, daß das Thier äußerſt launiſch ſey. Sie ſchließen ſich leicht an ihre Wärter an; aber nicht Jeder behagt ihnen als Führer oder Cornak, und die Menageriebeſitzer bei uns müſſen, wenn der Cornak getödtet oder verwundet iſt, dem Elephanten oft mehrere Competenten um das Amt vorſtellen, bis er ſich dazu bequemt, einen anzunehmen; es ſind dies echt königliche Launen. Wir erinnern hier an das Geſchichtchen, das den Weg durch alle Fibeln gemacht hat, vom Elephanten, der im Zorn ſeinen Cornak getödtet, aber, als deſſen Weib in Verzweiflung ihre Kinder dem Thier vor die Füße geworfen, das älteſte mit dem Rüſſel ſich auf den Rücken geſezt und es zu ſeinem Cornak erwählt. In Indien hat jeder Elephant ſeinen eigenen Cornak, der auf ſeinem Halſe reitet und ihn mit einem zu beiden Seiten mit ſpitzen Eiſen verſehenen Stabe lenkt. Die eine dieſer Spitzen iſt lang und ſehr ſcharf; ſie iſt dazu beſtimmt, wenn das Thier unbändig würde, ihm zwiſchen Kopf und Hals eingeſtoßen zu werden, um durch Verletzung des Rückenmarks ſchnell den Tod deſſelben herbeizuführen; meiſt aber wird in ſolchem Falle der Führer das Opfer. Dergleichen ereignet ſich in Indien ſehr häufig; ſchwerlich gibt es einen bejahrten Elephanten, der nicht mehrere Führer um's Leben gebracht hat; da dieſe aber faſt immer den unterſten Caſten angehören, ſo macht man nichts daraus.

Zuweilen, meiſtens aber im Frühjahr, werden ſie mürriſch, toll, und reißen nicht ſelten aus. In Indien werden ſie in ſolchem Falle bekanntlich mit zahmen Elephanten gejagt und von dieſen ſelbſt in den Nothſtall gebracht. Wir in Europa aber haben dieſes Hülfsmittel nicht, und die erſt ſeit dem Jahr 1814, eben mit jener Miß Dieck aufgekommene Neuerung, nach welcher man die Elephanten zu Fuß wandern läßt, ſtatt ſie im Menageriekaſten zu führen, iſt daher ſehr gefährlich. Lezteres Transportmittel war allerdings koſtſpielig, und der Elephant trug ſo ſeinem Herrn höchſtens 2000 Gulden jährlich ein; als man auf die Idee kam, die Thiere ihrer eigenen Beine ſich bedienen zu laſſen, ſteigerte ſich der Ertrag auf mehr als das Doppelte, aber es entſtanden auch zahlreiche Unglücksfälle daraus. Bekanntlich mußten in ſiebzehn Jahren zwei Elephanten in Genf umgebracht werden. Der 1820 getödtete hatte einen Cornak und einen Bauer, der ihm auf ſeiner nächtlichen Reiſe in die Schweiz bei Stuttgart in den Weg gekommen, umgebracht. Miß Dieck hat von 1814 bis zu ihrem Tod dreizehn

Digitized by Google

Personen mehr oder weniger schwer verwundet und drei Cornaks getödtet.

Wir geben im Folgenden einen Abriß vom Leben, den Thaten und dem tragischen Ende dieses dramatischen Elephantenweibchens, das in seiner kurzen Laufbahn mehr Männer ruinirt hat, als je eine menschliche Prima Donna.

In einem der weiten Reisfelder in den Niederungen des Ganges hielt die Mutter dieses merkwürdigen Elephantenmädchens ihr Wochenbette. Beide geriethen, als lezteres noch sehr jung und kaum fünf Fuß hoch war, in die Gefangenschaft. Die Mutter kam in den Besitz eines Elephantenjägers und ward zum Anlocken und Einfangen männlicher Elephanten abgerichtet; das Mädchen dagegen wurde nach Europa gebracht, wo es im Jahr 1806 mit der Nachricht von der Schlacht bei Jena in England ankam. Sie war damals etwa vier Jahre alt. Nachdem sie zwei Jahre in der Atkinsschen Menagerie zugebracht, trat sie im Kasten eine Rundfahrt durch England an. Ihre Führer hielten sich dabei überzeugt, es gebe kein folgsameres, verständigeres und gelehrigeres weibliches Wesen; sie hatten selbst einen Augenblick den Gedanken, Miß Djeck wieder nach Indien zu führen und sie als Direktrice an die Spitze einer Erziehungsanstalt für junge Elephantinnen zu stellen, pour leur former l'esprit et le coeur, wie der französische Kunstausdruck ist. Dies gaben sie aber auf, als 1814 der Continent für Colonialwaaren und Engländer zugänglich ward. Sie verloren keine Zeit, mit ihr nach Bordeaux zu gehen, und glaubten sie in diesem Lande der Freiheit aus ihrem Käfig entlassen und frei herumführen zu dürfen.

Miß Djeck war, wie schon gesagt, der erste auf diese Weise in Europa reisende Elephant, und diese Veränderung erschien als Epoche machend für ihre sittliche Weise, für ihre Ideen und Ansichten des eigenen Lebens und der Menschen. Sie hätte weniger klug seyn müssen, als sie war, um nicht einzusehen, daß sie außer dem Käfig mit ihrer physischen Kraft Gebieterin über ihre menschliche Umgebung war und mit ihren sogenannten Herrn machen konnte, was sie wollte. Sie bethätigte auch bald diesen Uebergang durch kleine Stöße, die sie ihnen in Augenblicken übler Mädchenlaune beibrachte, und nicht lange, so verwundete sie ernstlich ihren alten Cornak, der sie seit 1806 bediente. Dies war ein deutlicher Fingerzeig für die Besitzer, daß das Thier mehrere Diener haben müsse, damit, wenn es sich gegen den einen entrüstete, die andern ihm zu Hülfe kommen könnten. Seitdem beobachten alle Führer freier Elephanten diese Regel, und mit großem Rechte; denn wenn das Thier nur Einen Menschen hat, an den es gewöhnt ist, und es diesen im Zorn mißhandelt, so kann es ausbrechend unsäglichen Schaden stiften.

Ihre eigentliche Ausbildung als Schauspielerin erhielt die junge Indianerin erst in Frankreich. Sie machte die erfreulichsten Fortschritte, und das unter uns geltende Axiom, daß das weibliche Geschlecht ungleich mehr natürliche Anlage zur Schauspielkunst hat als das männliche, scheint sich auch hier bestätigt zu haben. Sie reiste dabei sechs Jahre in Frankreich von Stadt zu Stadt. Erziehung, Unterricht und Reisen im civilisirtesten Lande Europas, wie kann es da fehlen! Sie mochte sich indessen doch zuweilen bei ihrem Metier langweilen; denn sie theilte hie und da unwillig einen Fächerschlag an ihre Lehrmeister oder Mitspieler aus, das heißt sie zerbrach Arme mit dem Rüssel und Rippen und Schädel mit dem Stoßzahn. — Auf einem Ausflug in's nördliche Deutschland war ihre Laune ziemlich schlecht. In Berlin gefiel es ihr gar nicht, wozu die weite Reise, das unfreundliche Klima und der Staub beigetragen haben mögen. Ueberdies sagten ihr die Studenten unangenehme Dinge, tuschirten sie an Rüssel und Zähnen u. dergl., und sie stieß einmal einen ihrer Cornaks so mit dem Zahn, daß er für todt weggetragen wurde. Ihr Ruf in Berlin war nun nicht mehr fein, und die Gesellschaft hielt für gut, abzuziehen und nach Frankreich zurückzukehren, wo man dergleichen nicht so genau nimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Blättler.

(Fortsetzung.)

Nun war der Peter ein Sklav: was ihm einst zu Hause nicht anstand,
Lehrten ihn jezt die Türken, nicht immer mit tröstlichem Zuspruch,
Karrenziehen und Mähen und Jäten und Graben und Hacken.
Weil er auch sah, so steh' es einmal und sey nicht zu ändern,
Bot er geduldig den breiten Rücken den Schlägen des Schicksals,
Und war fleißig vom frühen Morgen bis spät an den Abend;
Doch wenn die Wächter gelegentlich ihn aus den Augen verloren,
Saß er betrübt im Mais und gedachte der schwäbischen Knödel.
So nun ruht er einst aus mit kummervollem Gemüthe,
Trocknete sich den Schweiß, der ihm reichlich floß von der Stirne,
Seufzte zuweilen und sog begierig die Kühle des Abends.
In den Bäumen flüsterte leise der Wind, und auf einmal
Wirft er ihm neckisch ein Blatt in die müden Hände herunter.
Er, im Gemüth betroffen, besieht's, als wär' es ein Landsmann,

Digitized by Google

Und die heimiſchen Weiſen, die Tänze, die Jugendgenoſſen
Führt er vor ſeine Seele zurück mit ſtürzenden Thränen:
So allein! in der Fremde! mißhandelt! — Doch mitten im Jammer
Fällt es ihm ein, zu ſehn, ob die morgenländiſchen Blätter
Auch muſikaliſch ſey'n; er ſezt das Blatt an die Lippen
Und beginnt: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ —
Aber das Blättchen erklang, man konnt' es nicht ſchöner verlangen!
Süß, durchdringend, als wär' es im Herzen von Schwaben gewachſen!
Und der Peter, der ſpielte ſein Lied voll ſtaunender Freude,
Führt' es getroſt hinaus mit zierlichen Trillern und Schnörkeln,
Und handhabte ſein Inſtrument mit aller Gewandtheit.
Da kam eben ſein Herr, der Türk', in den Garten gegangen,
Am anmuthigen Abend ein wenig ſich noch zu verluſten;
Und er vernahm fremdartige Töne, ſo wie ſie noch niemals
In der ganzen türk'ſchen Muſik ihm zu Ohren gekommen,
Ging dem Laute nach, doch wie er den Sklaven erblickte,
Der dem gewöhnlichſten Blatt ſo ſüße Weiſen entlockte,
Stand er erſtarrt, dann gebärdet' er ſich und ſchrie wie beſeſſen:
Allah iſt groß! und ſchleuderte hoch in die Lüfte den Turban,
Tanzte mit feurigen Augen umher und fliegendem Kaftan,
Zog den erſchrockenen Peter am Kleid, und mit ſeligem Lachen:
Chriſt, ſprach er, muſicire doch fort! muſicire mir wieder!
Das läßt Peter ſich nicht zum zweiten Male gebieten,
Blättelt mit Macht, als müßte die ganze Türkei ihn vernehmen,
Wie's in den Kopf ihm kommt, durch einander, geiſtlich und weltlich.
Jezo rennt das Geſinde herbei, und der Herr und die Knechte
Jubiliren und ſpringen, als wären ſie ſämmtlich betrunken,
Geben die Hände ſich und umtanzen den blättelnden Peter.

Nun war ſein Glück gemacht; aus dem Pfluge der niedrigſten Knechtſchaft
Ward er jezt ausgeſchirrt und gehüllt in köſtliche Kleider;
Ruhige Tage genoß er im Schatten des weiten Pallaſtes,
Durft' auf behaglichen Kiſſen die ſchmeichelnden Stunden verdehnen,
Und nahm Speiſ' und Trank nach ſeines Herzens Gelüſte;
Aber des Abends, wenn mit ſeinen Gäſten der Baſſa
Feſtlich tafelte, ſaß mein Peter auf fürſtlichem Teppich
Mit verſchlungenen Beinen, und blättelte, jenem vergleichbar,
Der mit dem goldenen Horn die Sarazenen beherte;
Denn ſo wie er begann, vergaßen die Türken zu ſchmauſen,
Riſſen die Augen auf und riefen: Großer Prophete!
Regten die Glieder im Takt und machten närriſche Sprünge.
So ging ein Jahr herum; der Peter, geehrt und geprieſen,
Blies die herrlichſte Tafelmuſik vom Blatt, ohne Noten,
War wie ein Kaiſer bedient, ein eigener Blattlieferante
Mußt' ihn täglich vom Baume mit friſchen Blättern verſorgen,
Und die Türken, die horchten und bankettirten in Freuden.
Da berief ihn ſein Herr und ſprach mit gnädigen Worten:
Chriſt! ein Jahr haſt du uns mit deinem Zauber ergötzet;
Deß ſind wir gnädig gewillt, uns erkenntlich dir zu bezeigen:
Bitt' eine Gnade dir aus! was es ſey, es ſoll dir gewährt ſeyn.
Sag', was begehreſt du? — Mein Peter bedachte ſich nicht lang,
Kreuzte die Arm' auf der Bruſt und ſprach: Ich bitt' um die Freiheit! —
Fiel dir nichts Anderes ein? — mit gerunzelter Stirn' rief's der Baſſa;
Aber du haſt mein Wort, ich muß dir die Bitte gewähren.
Chriſt, du biſt frei, und kannſt gehn, wohin die Winde dich führen;
Aber hör' an, was ich dir zu deinem Nutzen erbiete:
Diene mir noch ein Jahr, und ich will dich reichlich belohnen. —
Peter neigte das Haupt, es war ihm ein Vorſchlag zur Güte,
Widerſpruch ſchien ihm gefährlich, und lockend war die Belohnung.
Alſo blieb er in's andere Jahr und harrte mit Sehnſucht
Auf den lezten Tag und die Wiederkehr in die Heimath.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Auguſt.

Struve's Bericht über ſeine Beobachtungen der Doppelſterne.

Der Akademiker und Aſtronom der Dorpater Sternwarte, Staatsrath Struve, legte in dieſen Tagen dem Miniſter des öffentlichen Unterrichts einen umſtändlichen Bericht über ſeine an der Sternwarte jener Univerſität ſeit drei-und-zwanzig Jahren ununterbrochen fortgeſezten Beobachtungen der Doppelſterne vor, aus welchem Bericht ich Ihnen hier, da er noch nirgends durch Ueberſezung zur auswärtigen Kunde kam, und die Erſcheinung von Struve's großem Werk über dieſe Himmelsſyſteme ſich noch längere Zeit verzögern kann, das Weſentlichſte und Intereſſanteſte mittheile. „Was,“ heißt es im Eingang, „vermittelſt Ihrer Verwendung in den lezten Jahren durch die großmüthige Liberalität unſers Monarchen für die Aſtronomie in Rußland geſchehen, bewundern dankbar die Zeitgenoſſen, und ſie bekennen ſtaunend, daß die Geſchichte der Wiſſenſchaften nichts Gleiches aufzuweiſen habe. Für die Aſtronomie iſt jezt in Rußland eine ſchöne Morgenröthe aufgegangen; möchte ſie uns die Verkünderin eines nahen, hellen Tages werden! Die Erfüllung dieſer frohen Hoffnung hängt unterdeſſen nicht ſo ſehr von der immer

Digitized by Google

bereitwilligen Freigebigkeit des Kaisers, als vielmehr davon ab, daß die der Wissenschaft verliehenen Hülfsmittel eine würdige Anwendung finden. Auf die empfehlende Vorstellung Ewr. Excellenz ist mir die künftige Direction der neuen, zum Centralpunkt astronomischer Thätigkeit in Rußland bestimmten Sternwarte vertraut. Nicht ohne Anwandlung von Furcht denke ich daran, daß ich bald werde genöthigt seyn, Dorpats Observatorium und den Kreis des Wirkens zu verlassen, dem ich fünfundzwanzig Jahre widmete. — Es ist Ihnen bekannt, daß die Beobachtung der Doppelsterne seit einer Reihe von Jahren ein Hauptgegenstand der astronomischen Thätigkeit an der Dorpatschen Sternwarte gewesen ist. Diese Arbeit habe ich jetzt beendet. Die vor zwölf Jahren vermittelst des Fraunhoferschen Refractors von mir begonnene und seitdem unausgesetzt fortgesetzte Reihe von Beobachtungen stelle ich jetzt hier als ein vollendetes Ganze dar. Sie bilden die Grundlage zu einem großen Werke, für dessen Herausgabe ich der Akademie unendlich verpflichtet bin. — Als ich im Jahr 1815 in mein gegenwärtiges Amt am Dorpatschen Observatorium trat, fand ich dort, mit Ausnahme von zweien, nur sehr unzulängliche und mangelhafte astronomische Instrumente vor. Jene beiden bestanden in einem achtfüßigen Dollondschen Passageinstrument und in einem fünffüßigen Troutonschen Telescop. Mit so unvollkommenen Hülfsmitteln begann ich meine Arbeiten, und das größte dieser Instrumente in den Meridian setzend, richtete ich gleich meine Beobachtungen auf die Doppelsterne, und war sehr erfreut, ohne große Schwierigkeiten einige der am weitesten vom Horizonte abstehenden mit ihren Begleitern wahrzunehmen, wodurch ich mich von der Güte des Telescops überzeugte und mich in meinem Entschlusse bestärkte, die Beobachtung der Doppelsterne zu verfolgen, die, so viel mir bekannt war, damals noch keinen Astronomen beschäftigte. Mit der Ankunft des Fraunhoferschen Refractors im Jahr 1824 in Dorpat, nebst vielen andern trefflichen Instrumenten, konnte ich meine Beobachtungen nach einem viel umfassenderen Plane und auf einer sicherern Basis denn zuvor anstellen. Im Besitz besagten Refractors (der den durch ihn wahrgenommenen Gegenstand 170mal vergrößert), beschloß ich, zur Erweiterung der allgemeinen Kenntniß von den Doppelsternen, eine Musterung aller Fixsterne überhaupt durch sein Feld anzustellen. Ich umfaßte damit einen Raum von fast zwei Drittheilen der ganzen Himmelskugel. So führte ich innerhalb 2½ Jahren durch das Feld des Refractors alle Sterne der ersten acht Größen, und sammelte ihrer in diesem Zeitraum an 120,000, unter welchen sich 3112 Doppelsterne befanden, welche ich nach wiederholten Beobachtungen wirklich als solche erkannte, bei denen mithin jede optische Täuschung wegfällt. In der Folge vermehrte ich ihre Zahl noch durch neunzig neuentdeckte. Ein großes und schwieriges Geschäft nahm dreiundzwanzig Jahre lang meine angestrengteste Thätigkeit in Anspruch: es war die micrometrische Messung der Doppelsterne, um dadurch ihre gegenseitige Entfernung, ihre Lage und Richtung zu unserm Sonnensystem in einer oder mehreren Epochen zu finden, vornämlich aber, um die optischen von den physischen Doppelsternen streng zu scheiden. Elf Jahre vom angegebenen Zeitraum arbeitete ich, wie oben gesagt, mit sehr unvollkommenen Instrumenten, zwölf Jahre aber mit dem Fraunhoferschen Refractor. Von der oben angegebenen Zahl von 3112 Doppelsternen waren nur 2710 Gegenstand meiner Messung. Wollte ich jedem derselben eine nur dreitägige Beobachtung widmen, so hätte ich mehr denn 8000 micrometrische Messungen nöthig gehabt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Das Pantheon.

Man muß mit Befremden fragen, wie es zugeht, daß der Künstler zwei Jahre lang an der Sculptur des großen Giebelfeldes gearbeitet hat, ohne daß sich irgend Jemand von der Regierung, welche doch die Arbeit bestellt und den Künstler dafür belohnt, darum bekümmert hat, was denn David da Großes darstellen wolle, und wie er sein Thema ausführe. Entweder hat man ihm völlig freie Hand gelassen, oder man hat ihm das Thema gegeben. Im letzten Fall hat man sich nicht zu beklagen, wenn der Künstler das Verlangte dargestellt hat, und im entgegengesetzten Fall war es ein großes Versehen, nicht einmal die Skizze zu betrachten, da es hier ein öffentliches Gebäude galt, und die Regierung für die an demselben angebrachten Darstellungen verantwortlich ist. Ueber alles dieses ist schon viel Gerede in den Zeitungen gewesen, und in der That ist die Sache nicht unwichtig; denn das große Basrelief hat viel gekostet, ist vielleicht ein Meisterstück, und soll nun doch zu nichts dienen! Was soll denn aber aus dem Giebelfelde werden? denn daß der Künstler den darin dargestellten demokratischen Gedanken mildern könnte, ist nicht denkbar, obschon einige Tagesblätter vorschlagen, etwas nicht so ganz Demagogisches anzubringen und neben dem derben Demos etwas Aristokratisches einzuführen. Ich glaube, der Künstler würde sehr verlegen werden, wenn man ihm einen ähnlichen Auftrag gäbe; vermuthlich wird er sich auf keinen Fall dazu verstehen, sein Gemälde zu verunstalten. David hat dazu einen viel zu festen Charakter und zu viel Unabhängigkeit. Entweder muß also das Giebelfeld bleiben, wie es ist, oder es muß ganz abgenommen und dann mit neuen und schweren Kosten ein anderes aufgestellt werden, wofern man es nicht lieber ganz bleiben lassen will. Ueber dem armen Pantheon waltet ein unseliges Gestirn. Mit Recht, sagen die andächtigen Ultra's; denn warum hat man das Gotteshaus in einen heidnischen Tempel verwandelt? So viel ist gewiß, daß das Pantheon zu keiner festen Bestimmung gelangen kann. Dem Namen nach soll es alle Götter oder Heiden einschließen, und es ist nichts darin! Es sollte so viel umfassen, und es bleibt leer! Ein halb ministerielles Blatt meint, man habe übel gethan, die kirchliche Bestimmung des Gebäudes in eine weltliche umzuwandeln; allein zu einer so großen, geräumigen Kirche gehört ein zahlreicher Clerus und ein kostspieliger Cultus. Wo soll aber Beides in jetzigen Zeiten herkommen, zumal es in dem Stadtrevier, wo das Pantheon steht, nicht an Kirchen fehlt! Indessen ist es eben so wahr, daß auch ein Pantheon ein Ueberfluß ist; denn was soll man damit machen? Die Idee der Revolutionsregierung war, die Bildsäulen berühmter Männer des Vaterlandes hier aufzustellen und auch ihre Asche beizusetzen. Sie hatte den Anfang damit gemacht, indem sie Voltaire's und Rousseau's Gebeine in die Grüfte des Pantheons bringen ließ; dann aber wurde dieselbe Ehre Mirabeau und sogar dem abscheulichen Marat zu Theil. Letzterer wurde zwar bald wieder herausgeworfen; dieß hat aber gezeigt, daß es eine bedenkliche Sache ist, in Revolutionszeiten Jemand sogleich nach seinem Tode in's Pantheon zu versetzen; denn der heute gefeierte Held wird vielleicht morgen verabscheut.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 201.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Mittwoch, den 23. August 1837.

If fortune brag of two she lov'd and hated,
One of them we behold.
Shakespeare.

Der Blättler.

(Beschluß.)

Als nun das Jahr verstrichen, da trat er mit Bitten zum Bassa;
Christ, noch ein Jährchen! sprach dieser: ich will es dir fürstlich belohnen.
Und so hieß es im dritten, im vierten, so hieß es im fünften,
Immer: nur noch ein Jahr! und der Peter konnt' es nicht weigern.
Jetzo hatt' er bereits sechs Jahr bei den Türken geblättelt,
Seine Walzer verlernt und lauter Trübsal geblasen,
Da erblickt' er ein christliches Schiff im Hafen vor Anker.
Nun riß der letzte Faden ihm ab, er stampfte den Boden,
Und verfluchte sein Loos, verfluchte den türkischen Kunstsinn.
Wie es nun Abend wird, so versammeln die Türken sich wieder,
Und begehren ein munteres Lied. Ja, dachte der Peter,
Munteres Lied! Ihr habt gut reden, ich dien' euch mit Liedern
In die sechs Jahre schon, das erst' als Sklave, die andern
Als Freiwill'ger, um Gotteslohn, den vergelt' euch der Teufel!
Wär' ich nur fort! doch es fehlt mir an Geld, um nach Hause zu kommen.
Und das Schiff liegt parat! O du lieber Augustin! — Plötzlich
Fällt ihm das Klaglied ein, das lustige, lange vergessne,
Das er so oft beim Tanze den lachenden Paaren geblasen,
Und er nimmt das Blatt vor den Mund, halb knirschend, halb lachend,
Bläst: O du lieber Augustin! — Und wahrlich, er hatte
Keinen schlechten Patron in seinen Nöthen gerufen!
Denn der Heil'ge versetzt' in solchen Taumel die Türken,
Daß sie ärger als je sich gebärdeten; wirr durch einander
Flogen sie und umarmten sich heftig und warfen einander
Ueber den Haufen und rafften sich auf mit tollem Gejauchze;
Und der Blättler, es sehend, rief immer dem Augustin lauter,
Bis, erschöpft vom Tanz, und vom Weine betäubt, den sie alle
Wider des Propheten Gebot unmäßig genossen,
Auch der letzte der Heiden wie todt auf den Boden dahin sank.
Als er den Heiligen spürt, da nimmt er nicht Zeit sich zum Denken,
Klettert über die Schläfer hinweg, und fort ist der Peter!
Draußen sieht er sich um: es führt der Weg ihn zur Freiheit
Gar zu bequem am Schatzgewölbe des Bassen vorüber,
Und er mag's nicht verschmäh'n: zum Angedenken und Lohne,
Den er ja redlich verdient, auf sackt er von Gold und Juwelen,
Was ein rüstiger Mann sich mag zumuthen. Im Mondschein
Eilig gelangt er zum Strand, und ruft, und ist auf dem Schiffe,
Kommt mit dem Kapitän überein und segelt von dannen.

Digitized by Google

Glücklich erreicht er die Heimath, er kommt, und Alle mit Staunen
Sehen auf ihn und rufen: der Peter iſt wieder gekommen!
Jezt erzählt er zu Haus, wie wunderbar's ihm ergangen,
Scheert ſich den Bart, ſieht ſich um, nimmt ein Weib, ihm konnt' es nicht fehlen,
Kauft ſich Güter und ſiedelt ſich an, ein geachteter Bürger,
Und man nennt' ihn hinfort den reichen Türkentrom Peter.

Aber vernimm nunmehr, wie traurig das Blatt ſich gewendet!
Peter ſaß jezt warm und war auch im vergnüglichen Leben
Sich und andern zu gut, 's ging mancher Thaler im Rauch auf!
Doch ſein Weib war ſein Haupt und hielt das Seine zu Rathe.
Lange hauſt' er ſo und ward alt in mäßigem Wohlſtand,
Da erkrankte die Frau und ging in's ewige Leben.
Bitterlich weint' er um ſie, und nun, ſein Alter in Ruhe
Hinzubringen gemeint, vertheilt' er die Habe den Kindern,
Mit dem einz'gen Beding, ihn wechſelsweiſ' zu ernähren;
Aber die, wie ſie nun ſich ſeh'n im ſüßen Beſitze,
Schließen die Herzen zu und verweigern dem Alten die Atzung;
Denn er ſey ein Verſchwender, durch den ſie um Vieles gekommen.
Wie ihm nun ſey, ſie handeln nicht recht! denn er iſt ja ihr Vater,
Und von ihm nur kommt, was ſie haben und was ſie genießen.
Alſo ſezt' ihn der Rath, er konnt' ihr Beginnen nicht hindern,
In das Waiſenhaus ein, den Greis vor dem Hunger zu ſchützen.
Kümmerlich geht er einher, gern wandelt er einſam im Freien,
Und am Abend, wenn noch ein fröhlicher Burſch auf dem Blatt bläst,
Sizt er draußen betrübt und gedenkt der vergangenen Zeiten.

Alſo ſprach der Erzähler, es waren die Töne verklungen.
Thränen im Auge, ſchlüpft' ich, und Mitleid im Herzen, zum Greiſe,
Der auf dem Steine ſaß, als lauſcht' er der Weiſe noch immer,
Regungslos, und drückt' in die abgemagerten Hände
Den ſonntäglichen Groſchen, beſtimmt für den Bücherverleiher,
Dem ich leſebegierig ſonſt zuwandre die Baarſchaft —
Denn ich hatte ja heut im lebendigſten Buche geblättert.

Zur Geſchichte des Elephanten.

(Fortſetzung.)

So kam denn Miß Djeck 1829 nach Paris. Die Herrn Franconi ſchäzten ſich glücklich, ihr ein Engagement in ihrem Cirkus anbieten zu können, und wie der alte Taglioni die Pedalpoeſie ſeiner zephyriſchen Tochter in Muſik ſezt, ſo ward ganz eigens für Beine und Rüſſel der Miß Djeck „der König von Siam“ geſchrieben, in welchem Stücke ſie Sr. Majeſtät auf's effektvollſte und rührendſte das Leben rettet. Die damaligen franzöſiſchen Zeitungen haben berichtet, welch ungeheures Glück das Stück machte, und wie Vornehm und Gering, alle Dandys, Badauds, Gamins und Griſetten ſich zum roi de Siam drängten. So gewann Franconi ungeheuer mit dem Stücke, in dem die Hauptactrice immer ihre gute Laune behielt, immer mit gleicher Kunſt und Fertigkeit ſpielte, obgleich ihr damals nicht wenig zugemuthet wurde. Hätte man ſie nach der Urſache dieſer guten Laune fragen können, ſo wäre gewiß ihre Antwort geweſen: „es iſt für ein Mädchenherz ſo ſüß, bewundert zu werden! was thut man nicht dafür!“

Nachdem endlich der Succeß der Pantomime erſchöpft war, ging die große Schauſpielerin, gleich den Mitgliedern der Pariſer italieniſchen Oper, nach England und begeiſterte John Bull, der ſie vor mehreren Jahren nur als alberne Rieſin bewundert hatte, mit ihrem durchdachten Spiel. Aber ein ſchlimmer Streich, den ſie zu Morpheſ ſpielte, brachte ſie um das Kleinod ihrer Zähne und um ihre engliſche Kundſchaft. Sie verwundete den einen Führer, richtete den zweiten ſo zu, daß er an Auszehrung ſtarb, und erſchlug wenige Stunden darauf den dritten auf der Stelle, indem ſie ihm die Hauzähne in den Kopf bohrte. Man beſchloß ſofort, ihr dieſe furchtbaren Waffen abzunehmen. Dies war leichter geſagt als gethan; denn wer wollte der Zahnarzt ſeyn? Es gelang aber doch, indem man die Miß durch narkotiſche Mittel in tiefen Schlaf brachte, und ſeitdem wurde die Operation jährlich, auch halbjährlich wiederholt. Man ſuchte damals, um dieſe fatale Geſchichte in Vergeſſenheit zu bringen, durch die Zeitungen einen kleinen Roman zu verbreiten: gefällige Hände ſind ja immer bereit, die kleinen Schwächen einer beliebten Prima Donna mit einem Schleier zu bedecken. Es hieß, ſie ſey eben dazu gekommen, wie ein Menageriewagen auf der Straße umgeworfen worden und dabei ein Tiger und ein Löwe entſprungen ſeyen; die Heldin habe ſofort jenen erſchlagen, dieſen aber gefangen genommen und ſeinem Herrn zurückgebracht. Der ſchöne Zug that nicht die beabſichtigte Wirkung: ſie wurde aus England fortgeſchickt und ſchiffte ſich nach Amerika ein. Sie hatte

Digitized by Google

eine lange, gefahrvolle Fahrt, und die Gesellschaft, bei welcher sie versichert worden, gab ihre 40,000 Franken bereits verloren; aber über ein Kleines befreite sie den König von Siam auf allen Bühnen der Vereinigten Staaten.

Im Jahr 1832 sehen wir sie wieder zu Paris zur Zeit der Cholera, weßhalb sie schlechte Geschäfte machte. Von hier an verfolgen wir ihre Kreuz- und Querfahrten und Heldenthaten nicht weiter, und führen nur ein Beispiel an, wie sie zuweilen aus der Rolle fiel und nicht wartete, bis man hinter den Coulissen war, um ihre Mitspieler zu mißhandeln. Die lustige Person der Truppe pflegte sich einen Riemen um den Leib zu legen, an welchem ihn der Elephant mit dem Rüssel packte, ihn hoch emporhielt und so ein paar Mal im Ring herumtrabte; aber eines Tags, zu Troyes in der Champagne, schleuderte ihn die Miß, mitten in dieser Leistung, an die Wand des Cirkus, daß er ein paar Rippen brach. Es war, als wüßte sie recht gut, daß, wenn es ihr an einem Ort nicht mehr gefiel und sie sich Bewegung machen und reisen wollte, sie nur einen ihrer Leute zu mißhandeln oder zu tödten brauchte.

Zu Anfang dieses Jahrs sah sich der Eigenthümer auf dem linken Rheinufer ganz allein mit ihr, weil er bei ihrem schlechten Rufe Niemanden mehr dazu vermögen konnte, sich dem Schicksal so vieler Cornaks auszusetzen. Er merkte, daß er im Frühjahr, wo sie immer noch wilder wurde, sie werde sicher verwahren oder umbringen lassen müssen; sie hatte ihm schon mehrere Male den Gehorsam versagt, er wußte aus Erfahrung, daß sie gewöhnlich damit anfing, wenn sie ihrer Cornaks sich entledigen wollte, und so eilte er, nach Genf zu kommen, in dessen Festungsgräben sie im Nothfall sicher verwahrt werden konnte. Auch die Instruktionen des Mannes, der den Elephanten führte, welcher im Jahr 1820 zu Genf umgebracht wurde, lauteten dahin, er habe um jeden Preis die Monate Mai, Juni und den Anfang Julis zu Genf, Bern, Solothurn oder Basel zuzubringen, weil alle diese Städte noch befestigt sind.

Zu Genf angelangt, ließ sie zuerst ihre üble Laune an einem jungen Genfer aus, den sie mit ihrem Rüssel umwand und gewiß erdrückt haben würde, wenn ihm nicht der Cornak beigesprungen wäre. Dieser erklärte jezt der Polizei, er könne nicht mehr für Unglück stehen und trage darauf an, Miß Djeck in einen Festungsgraben zu sperren. Der Cornak erhielt sofort die Commission, die Miß bei Tagesanbruch dorthin zu führen. Da sie schon einigemal ihren Wunsch, wieder zu reisen, zu erkennen gegeben hatte, so hatte es keine Schwierigkeit, und als der Cornak zu ihr sagte: come! come! (denn die Miß verstand nur Englisch) so folgte sie ihm ohne Bedenken aus ihrer Hütte durch die Straßen zum Thor hinaus in den Festungsgraben; denn sie ahnete nicht, daß dieser Graben bald ihr Grab werden würde. Vorher aber sollte sie noch einige Monate in freierem und behaglicherem Zustand leben, als irgendwo seit ihrer Gefangennehmung in Indien; denn nun schloß sie keine enge, dunkle Hütte mehr ein, frei konnte sie sich in ihrem langen, breiten, rasengrünen Graben ergehen, und laufen und scherzen, wie junge Mädchen pflegen. Des Nachts, oder wenn sie übler Laune war und die Einsamkeit suchte, ging sie in die Bretterhütte, die eigens für sie an der Mauer gebaut worden war. Um ihr Entkommen zu verhüten, hatte man in ihrem Graben oben und unten zwei kleinere quer über gezogen, die ihr zwar mißfielen, weil sie dadurch am Fortgehen und Entkommen gehindert wurde, aber sonst nicht hinderlich waren. Im Anfang wollte sie es manchmal erzwingen, hinüber zu kommen, kugelte aber immer hinein, wo man dann die Leichtigkeit bewundern mußte, mit der sich diese ungeheure, scheinbar so unbehülfliche Masse wieder aufhalf, mit dem Rüssel außerhalb des Grabens sich festhielt und dann auf den Knieen wieder an der innern Wand hinaufrutschte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Das Pantheon.

Man hat seitdem, besonders in den lezten Jahren, sehr ernsthafte Betrachtungen über den Gebrauch eines Pantheons angestellt. Daß es ein Ehrenort für die Ueberbleibsel und die Bildsäulen der Männer seyn solle, welche sich um's Vaterland hoch verdient gemacht haben, darüber ist man wohl einverstanden, aber das wie ist es, was große Schwierigkeiten und Zwiespalt erregt. Erstlich, wer soll den Verstorbenen die Ehre der Aufnahme in's Pantheon zuerkennen? Der Hof kann es nicht; denn sonst würde bald Hofgunst sämmtliche Höflinge hineinbringen, von denen die Meisten kurz nach ihrem Tode rein vergessen seyn werden; und wenn der Verstorbene sich den Anmaßungen der Macht widersezt hätte, so würde er sicherlich niemals in's Pantheon kommen. Man hat vorgeschlagen, den gesezgebenden Kammern, besonders den Volksrepräsentanten, das Recht zuzuerkennen, Jemand in's Pantheon aufzunehmen; aber in den Volksversammlungen gibt es Parteien; soll es nun von einigen Stimmen mehr oder weniger abhängen, ob der Name eines Mannes in's Buch der Unsterblichkeit des Pantheons eingeschrieben werden müsse oder nicht? das heißt, ob ihn die Nation als einen um sie wohlverdienten Mann anerkennen und verehren müsse oder nicht? In Frankreich besonders ist es eine mißliche Sache um den Ruhm. Voltaire und Rousseau, welchen die Ehre der Beisezung im Pantheon feierlich zuerkannt worden ist, werden von einer Partei als die Urheber der Revolution und als die Verkünder schlechter

Digitized by Google

Lehren verschrien, und wirklich hat die Geistlichkeit, während sie unter der Restauration im Pantheon schaltete, die Gebeine der beiden berühmten Schriftsteller bei Seite geschoben, so daß sie erst nach der Julirevolution 1850 wieder hervorgezogen werden konnten. Bei solchen Bedenklichkeiten ist es also nicht zu verwundern, daß das Pantheon leer bleibt, und daß man nicht recht weiß, was man mit dem erhabenen Gebäude, dessen schöne Kuppel sich stolz auf einer Anhöhe des linken Seineufers erhebt, machen soll. Dazu kommt nun noch, daß während der Restauration der Maler Gros, in der festen Ueberzeugung, die Dinge werden bleiben, wie sie damals waren, die Kuppel mit Heiligen, und sogar mit den Figuren der damaligen Regenten bemalt hat. Wie paßt dieses nun zu dem Davidschen demokratischen oder demagogischen Giebelfelde? Die Kuppel ist politisch-religiös, das Giebelfeld rein politisch, und das Gebäude hat gar keine Bedeutung, aber den Staat bereits ungeheuer viel gekostet. Am besten wäre es, es zu großen Staatsversammlungen zu benutzen. Zur Feier des Andenkens der Julitage wäre es vortrefflich, wie es auch wirklich schon einmal dazu gedient hat. Aber eben diese Versammlungen mit den Reden scheint man an jenen Tagen vermeiden und dem Feste bloß den Anstrich einer Volksbelustigung, ohne politischen Charakter, geben zu wollen. Somit bleibt die künftige Bestimmung des Pantheons noch immer zweifelhaft. Uebrigens hat es in den Parteiblättern nicht an Witzen und Witzeleien über die Bedeutungslosigkeit der letzten Julifeier gefehlt. Ein radikales Blatt macht die Bemerkung, die drei losgelassenen Luftballons seyen ein recht passendes Sinnbild für die drei leeren, leicht vorüberziehenden Tage gewesen. Dagegen zählt die legitimistische Zeitschrift la Mode in einem Schreiben an die Herzogin von Orleans alle berühmten Männer auf, die sie nicht werde zu sehen bekommen, als da sind Chateaubriand, Vicomte de Marcellus, Vicomte de Conny, Vicomte Walsh, und wie die Herren alle heißen. Obschon la Mode mit dem Prädikat berühmt sehr freigebig umgeht, so ist doch, glaube ich, nur Einer wahrhaft berühmt, Chateaubriand, und nur von diesem kann die Herzogin bedauern, daß sie ihn nicht am Hofe sieht; denn was die Uebrigen betrifft, so kann sie sich über ihr Nichterscheinen trösten, und hat wahrlich Ersatz genug dafür. Die merkwürdigen Männer sind glücklicherweise nicht so selten, und da sie bei Hofe leicht zugelassen und sogar gesucht werden, wenn sie auch keine Vicomtes sind, so kann die Herzogin deren genug zu Gesicht bekommen.

Dg.

St. Petersburg, August.

(Fortsetzung.)

Struve's Bericht über seine Beobachtungen der Doppelsterne.

„Die Beobachtungen an vielen dieser Sterne mußten wegen ihrer oft veränderten Lage und Richtung jährlich wiederholt werden. Bei einigen, deren Bewegung äußerst schnell vor sich geht, können diese Beobachtungen schon nach einigen Monaten, bei andern, wo sie sehr langsam ist, erst im Laufe von Jahrhunderten verglichen werden. Der Stern γ im Schlangenträger ist $54''$, ζ im großen Bären $58''$ und γ in der Jungfrau $45''$ mal von mir gemessen worden. Die Zahl aller an den Doppelsternen bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrs vollzogenen micrometrischen Messungen stieg bis auf 11,050. Nimmt man nun an, daß in unserm nördlichen Clima nur etwa 120 Nächte zu Beobachtungen am Himmel taugen, unter welchen aber vielleicht nur 80 sind, wo micrometrische Messungen vermittelst sehr stark vergrößernder Gläser können angestellt werden, so sieht man, welche Masse von Arbeiten auf mir lastete, und wie sehr ich alle meine Kräfte anstrengen mußte, um sie in der angegebenen zwölfjährigen Frist zu beendigen. Doch jetzt sehe ich mit innigem Vergnügen auf meine vollendete Arbeit, der Vorsehung dankend, daß sie mir die gehörige Stärke des Geistes und Körpers dazu verlieh und mir das Gesicht unverletzt erhielt. — Schon Sir W. Herschel theilte die ihm bekannten Doppelsterne in den Grenzen von $32''$ Entfernung in vier Classen. Ihre gegenwärtige Masse aber zwang mich, acht Classen derselben anzunehmen. In die erste schloß ich die Sterne ein, bei welchen die gegenseitige Entfernung nur den Bruch einer Sekunde beträgt; die letzte umfaßt alle diejenigen, bei welchen die Entfernung zwischen $24''$ und $32''$ beträgt. In diese Classification sind von mir alle Sterne nach derjenigen Ordnung eingetragen, in der sie durch den Meridian gehen. Zur Grundlage unserer heutigen Berechnungen und Messungen, an den Fixsternen überhaupt, wie an den Doppelsternen besonders, dienen die von Sir W. Herschel vor 55 und noch bis vor 35 Jahren angestellten. Sie bilden das Fundament unserer heutigen Kenntniß in diesem Gebiet der Astronomie, die sich mit jedem Jahr erweitert und vervollkommnet. Bei einer größern Vervollkommnung der Pyotometrie der Fixsterne, wozu bereits Steinheils Bemühungen und Erfindungen, so wie die einer baldigen Beendigung entgegengehenden Karten der Berliner Akademie über den Fixsternhimmel den Grund gelegt haben, wird die Astronomie aus der Vergleichung der Zahl der Sterne und ihrer Lichtstärke nach den verschiedenen bestehenden Ordnungen noch wichtige Resultate ableiten können. Sie wird dann finden, daß bei manchen Sternen die merkwürdige Erscheinung vom Wechsel der Lichtstärke häufig wahrgenommen wird, und wird im Stande seyn, ihr gründlicher denn bisher nachzuforschen. Die wahrscheinliche Erklärung dieser Veränderlichkeit, die sich meistens periodisch zeigt, ist in der Umdrehung des Sterns um seine Achse zu suchen, in Folge welcher er sich uns bald in einem hellern, bald in schwächerem Lichte zeigt. Bei meinen Messungen richtete ich auf diesen Lichtwechsel der Doppelsterne meine vorzüglichste Aufmerksamkeit und suchte sie möglichst genau zu bestimmen. Der Umstand, daß hier zwei so nahe vereinte Sonnen sehr oft ganz gleiche Lichtstärke besitzen, erleichtert bei den Doppelsternen die Ermittelung der Lichtveränderung, weil in einem solchen Fall wechselsweise bald völlige Gleichheit, bald eine bedeutende Verschiedenheit im Lichte zwischen beiden stattfinden kann. Ich habe 28 Doppelsterne gefunden, von welchen man mit Entschiedenheit, oder doch mit aller Wahrscheinlichkeit behaupten darf, daß in ihnen eine wesentliche Lichtveränderung vorgeht. Noch zeigte ich in meinem lezten Sternverzeichnisse 45 weitere Doppelsterne an, bei welchen man einen Lichtwechsel vermuthen kann. So hat denn in der neuesten Zeit die Kenntniß von den ihr Licht verändernden Sternen eine wesentliche Bereicherung erhalten. Ungleich wichtiger ist aber dies, daß wir von diesem Lichtwechsel auf die Umdrehung dieser Sonnen um ihre Achsen schließen dürfen, wodurch diese Sonnensysteme dem unsrigen im Wesentlichen gleichgestellt werden.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 202.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 24. August 1837.

Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Goethe.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

I.

Hitze, Staub und üble Gerüche machen Paris zu einem unerquicklichen Sommeraufenthalt und verscheuchen im Juli und August einen ansehnlichen Theil seiner Bevölkerung. Kaum ist die Kammersession geschlossen, so schicken sich Pairs und Deputirte an, auf ihre Landgüter und in ihre Departements zu reisen. Der Hof residirt in Neuilly, die Diplomatie begibt sich in die Bäder, die Fremden ziehen nach Italien und der Schweiz, und die reichen Einheimischen suchen die schattige Kühle ihrer Villen auf. Bei dieser allgemeinen Auswanderung ist es ja auch wohl den Berichterstattern erlaubt, dem Stadtgewühle zu entfliehen und sich in der freien Natur etwas umzusehen. Von Herzen gern willigte ich in den Vorschlag eines mir befreundeten Franzosen, mit ihm einen Abstecher an's Meer zu machen, zumal seit zwei Jahren, wo zahlreiche Dampfschiffe den untern Lauf der Seine befahren, dieser Ausflug ein wahrer Spaß ist, und man von Paris nach Havre binnen 20 Stunden um den spottwohlfeilen Preis von 15 Franken gelangen kann.

Am achtzehnten Juli belegten wir unsere Plätze in der Diligence nach Maisons Laffitte, wo das Dampfschiff nach Rouen abgeht. Obschon sich hier seit Kurzem zwei neue Aktiengesellschaften gebildet haben, deren Dampfböte unmittelbar zwischen Paris und Rouen verkehren, so thut man doch besser, zu Lande bis nach Maisons zu fahren und sich dort einzuschiffen. Einmal sind die Pariser Dampfschiffe, welche am Quai d'Orsay halten, kleiner, unbequemer und langsamer; die Stadt Rouen z. B. legt nur vier, die Stadt Paris dagegen sechs Meilen in einer Stunde zurück; ferner macht die Seine von Paris nach Maisons solche Schlangenwindungen, daß die fünf Meilen zu Lande zu Wasser auf 25 gebracht werden und die Fahrt dahin mit dem Dampfschiff sechs Stunden, die mit der Diligence nur anderthalb Stunden dauert, wodurch die in Maisons ankernden Dampfboote vor den Parisern am Quai d'Orsay einen bedeutenden Vorsprung gewinnen. Der Sitz der Generalagentschaft für die ersteren, welche mit den Paketboten nach Havre, Hamburg, Rotterdam, London, Neuyork u. s. w. Verzweigungen haben, ist in der Rue Rivoli Nr. 4, wo sich auch das Bureau der Accélérées nach Saint-Germain befindet. Man bestellte uns auf den folgenden Morgen um sieben Uhr in den Hof der Messagerien, wo ich eine halbe Stunde vor der anberaumten Zeit mich einzufinden nicht ermangelte.

Die Abfahrt einer französischen Diligence hat für mich immer einen eigenthümlichen Reiz; ich pflege bisweilen aus reiner Liebhaberei den Posthof von Laffitte und

Digitized by Google

Caillard zu besuchen, um mich als ruhiger Beobachter an dem wunderlichen Schauspiel zu ergötzen, welches derselbe besonders in den Morgen- und Abendstunden darbietet. Das ist ein ewiges hastiges Rennen und Laufen, ein Lärm zum toll werden, eine wahre Pantoffeln- und Pelzstiefelmeute. Man geht, man kommt, man drängt, man stößt, man umarmt, man küßt und fragt sich in bunter Verwirrung durch einander. Dieser erklärt, die Gäule seyen doch allzu magere, armselige Klepper; jener befürchtet, sie werden durchgehen; der Eine erkundigt sich, wo man das Frühstück einnehme, der Andere, um welche Zeit man ankomme; alle zappeln vor Ungeduld, der Conducteur schreit, die Pferde stampfen, der Postillon flucht und die Damen erheben ihre Fistelstimmen, um sich zu beklagen, daß man eine ihrer unzähligen Schachteln quetsche. Endlich sind alle Vorbereitungen getroffen; das Gepäck ist unter Dach oder vielmehr unter Leder gebracht, und es handelt sich nur noch darum, die Reisenden einzupacken. Der Angestellte kommt mit der Liste aus seinem Bureau hervor, um die darauf verzeichneten Passagiere einzeln bei ihren Namen aufzurufen: aber dieser Appel geht selten ohne einige Intermezzo's ab. Bald streitet man sich um einen Eckplatz, indem man die Autorität des Registers ableugnet, wo bekanntlich jeder Reisende nach der Nummer seines Platzes eingeschrieben ist; bald führt man Krieg gegen ein Feder- oder Luftkissen, welches die Hälfte der Sitzbank einzunehmen droht; bald verwünscht man einen Korb, welcher die Füße belästigt u. s. w. Die erbaulichsten Streitigkeiten sind übrigens die häufigen Hundedispute; als wir im Begriff waren, einzusteigen, erlebten wir folgende Probe davon.

Nr. 2, ein stattliches Individuum mit einem sorgfältig gewichsten Schnurrbart: „Das geht ein für alle Male nicht an, er kann unmöglich mit in den Wagen." — Nr. 5: „Aber . . ." — Nr. 2: „Kein aber; die Diligence ist nicht für die Hunde da." — Nr. 5: „Aber ich begreife wahrlich nicht, da Platz genug vorhanden ist;" seinen Hund streichelnd: „ici tout beau, Mylord!" Bei diesen Worten streckte ein blondes Insulanergesicht seinen Kopf zum Fenster des Coupé heraus und fragte in barschem Tone und mit fremdartigem Accent: „Was gibt's? Will man was von mir?" — Nr. 5: „Um Vergebung, mein Herr, ich redete nicht mit Ihnen, sondern mit meinem Hunde." Der Engländer lehnt sich unmuthig in seine Wagenecke zurück und murmelt einige Worte in seiner Landessprache. Nr. 2: „Zum lezten Mal bitte ich, den Hund aus dem Wagen zu lassen. Conducteur, bedeuten Sie doch den Herrn!" — Nr. 5 mit bewegter Stimme und flehender Miene: „Aber seyn Sie doch menschlich! nicht einmal die Damen haben etwas dagegen." — Nr. 2: „Was thut das hier zur Sache, da es mich einmal genirt?" (Die Damen verziehen die Gesichter.) — Nr. 5 halblaut: „Grobian!" — Nr. 2 in demselben Tone: „Gimpel!" — Nr. 6 ein Commis-Voyageur: „Meine Herrn und Damen, ich mache einen Vorschlag zur Güte: wie wäre es, wenn wir das Hündchen in den Koffer unter der Bank einsperrten?" (alle umstehenden Zuschauer lachen). Nr. 5 zornig: „Was mischen Sie sich drein? Das geht Sie nichts an!" — Nr. 6: „Wie? das geht mich nichts an? Das Vieh ist ja so ausgehungert, daß es vor dem ersten Relais meine Waden angehen kann." (Alle lachen.) — Der Conducteur: „Allons, allons, Messieurs! Tummeln wir uns ein wenig; der Wagenschlag kann nicht ewig offen bleiben." — Nr. 5: „Da es denn doch einmal Flegel in der Welt gibt, will ich lieber mit Mylord auf die Imperiale steigen als mit Dickköpfen zu thun zu haben." — Nr. 2: „Was sagen Sie?" — Nr. 5: „Ich sage, ich will oben hinauf." (Er klettert die Leiter hinan, indem er mit dem Stricke seinen Hund hinter sich herzieht, der die Zunge weit zum Halse herausstreckt.) — Nr. 2: „Conducteur, aufgepaßt, daß jene beiden Herrn nicht die Pfoten brechen!" (Gelächter.) Eine weibliche Stimme in der Rotonde: „Der Pudel ist da oben gut genug; nicht wahr, Nachbarin?" — Die Nachbarin, eine Amme: „Es ist nichts destoweniger ärgerlich, wenn man mit Vieh in einem und demselben Wagen reisen muß."

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Elephanten.

(Beschluß.)

In den schönen warmen Frühlingstagen zogen in den Nachmittags- und Abendstunden viel tausend Menschen zum Thor hinaus nach dem Elephantengraben, der an einem der schönsten und besuchtesten Spaziergänge lag, und freuten sich, das kluge Thier im Freien sich ergehen, bewegen und mit Behaglichkeit leben zu sehen. Besonders für die Kinder war dies ein großes Fest; ja selbst die kleinsten hüpften beim Anblick des wunderlichen Thiers auf den Armen ihrer Mütter, streckten die Arme nach ihm aus und weinten, daß man nicht mit ihnen hinunter in den Graben ging. Die größern Kinder kauften von den eigends da aufgestellten Höckerinnen Orangen, Aepfel, Zucker und kleine Kuchen, um Miß Djeck damit zu werfen, die sich dies gar wohl gefallen ließ, in ihrem Graben hin und her ging und die Leckereien geschickt aufsuchte. Wenn sie recht guter Laune war, lief sie auch wohl und machte eine Art Sprünge. Durch sie wurden die Genfer Gamins ganz ausgelassen. Einer glitt, der aufgestellten Gensdarmen ungeachtet, an der Mauer hinunter, um bei dem

Digitized by Google

Elephanten in der Nähe zu seyn. Dies wäre ihm aber fast schlecht bekommen, denn Miß Djeck nahm ihn gleich beim Fittig und rieb ihn wie einen Lappen an der Mauer hin und her, worüber dem Buben Hören und Sehen und selbst das Schreien verging. Glücklicherweise ließ sie es bei diesem Wischer bewenden, und der Bube entkam bald darauf wieder aus dem Graben. Seitdem waren die Straßenbuben der Elephantin abgeneigt und warfen sie mit Steinen, faulen Aepfeln und dergleichen. — Täglich sezte ihr der Cornak mehrmals Futter und Wasser hin, machte sich aber schnell wieder aus dem Staub, denn er traute der Mamsell gar nicht mehr.

So ging es drei Monate. Die Genfer hatten ihre Miß Djeck sehr lieb gewonnen und betrachteten sie, wie die Berner ihre Bären, als einen wesentlichen Bestandtheil ihrer Festungswerke. Es war schon die Rede davon, eine Collekte zu machen, um der Indianerin Gastfreundschaft bei uns angedeihen zu lassen, sie von ihrem Eigenthümer zu kaufen, ihr für den Winter ein kleines Haus in dem Graben zu bauen, ihr einen Cornak zu halten und sie standesgemäß zu unterhalten. Da hieß es auf einmal, sie werde nächstens erschossen, denn ihr Eigenthümer getraue sich nicht, sie zurückzunehmen, Niemand wolle sie wegen ihres weltbekannten bösen Sinns kaufen, die Genfer Collekte sey nicht zu Stande gekommen, dagegen habe sie ein ausgezeichneter hiesiger Anatom und Wundarzt vom Eigenthümer erstanden; er wolle sie seziren und das Skelett werde das naturhistorische Museum in Bern übernehmen. Alles war unwillig über diese Procedur, man glaubte aber deren Ausführung nicht so nahe. Da hörte man früh zu ungewöhnlicher Zeit mehrere starke Büchsenschüsse und später einen Kanonenschuß fallen; dann war es still. Eine Stunde später wußte Jedermann den Zusammenhang. Der Anatom hatte darauf bestanden, Miß Djeck, sein Eigenthum, tödten zu lassen. Nur ungern hatte die Polizeibehörde zugegeben, was sie nicht hindern konnte. Büchsenschüsse konnten die Elephantin nicht tödten, sie war nur wie bittend davon auf die Knie gesunken; so hatte man sie denn mit einer Kanonenkugel durch's Herz geschossen.

Der erwähnte Anatom, Franz Mayor, hat sich veranlaßt gesehen, sich öffentlich gegen den Vorwurf zu vertheidigen, als hätte er aus roher Sezierlust die Indianerin um's Leben gebracht oder wenigstens die unglückliche, freilich nicht schuldlose Actrice unnöthig leiden lassen. Wir geben aus seinem Schreiben die mehrfach interessante Beschreibung der mit Miß Djeck vorgenommenen Exekution.

„Von den seit 1814 nach Europa gebrachten und frei auf der Straße geführten Elephanten ist keiner eines natürlichen Todes gestorben, und zwar sind alle mit Kanonen erschossen worden, mit Ausnahme eines einzigen in der Crosschen Menagerie in London, den man mit 64 Flintenschüssen fällte. Dem von 1820 in Genf suchte man Gift beizubringen, aber vergeblich, und man mußte auch zur Kanone seine Zuflucht nehmen. Bei dem in Venedig mußte man zum selben Mittel greifen, nachdem er viele Musketensalven ausgehalten. Bei Miß Djeck bat man mich, das Thier nicht mit einer Kanonenkugel zu tödten und auch das Gift nicht zu versuchen, damit sein lezter Herr doch das Fleisch benützen könnte; ich sah mich also nach einem andern Mittel um, es rasch zu tödten und es dabei so wenig als möglich leiden zu lassen. Die Kugelbüchse schien mir die geeignetste Waffe hiezu. Man weiß aus Erfahrung, daß eine eiserne Kugel tiefer eindringt als eine Bleikugel; die sechs ersten Male ließ ich daher auch mit eisernen Kugeln schießen, und alle gingen durch die Knochen. Die drei auf höchstens dreißig Schritte abgeschossenen Bleikugeln drangen dagegen nur durch die Haut und höchstens einen Zoll tief in die Knochen.

„Der verwundbarste Fleck am ganz eigenthümlich gebildeten Elephantenschädel, das heißt die Stelle, wo die Knochenmasse über dem Gehirn am schwächsten ist, liegt in der Nähe der Schläfe. Diesen Punkt nun hatte ich zweien unserer fertigsten Büchsenschützen bezeichnet, und die erste, auf das ruhig stehende Thier abgeschossene Kugel traf auch ihr Ziel so genau, als hätte man sie mit der Hand hingelegt. Sie zersplitterte das innerste Knochenblatt, hinter welchem das Gehirn liegt, und blieb darin stecken; ein paar Körner Pulver mehr, so wäre das Thier auf der Stelle todt niedergestürzt. Die andern eisernen Kugeln schlugen alle dicht bei der ersten ein, aber keine drang bis in's Gehirn. Bei den Probeschüssen war aber die Kugel auf dreißig Schritte durch vier Zoll Tannenholz, eine zwei Linien dicke Eisenplatte und einen Zoll Eichenholz durchgefahren. — Ich hätte, sagt man, auf das Herz zielen lassen sollen. Aber an den Seiten ist die Haut anderthalb Zoll dick, das Zellgewebe darunter schlaff, und somit ginge hier die Kugel gar nicht gut durch.

„Was die Schmerzen betrifft, welche das Thier gelitten, so weiß jeder Soldat, der schon Kugeln bekommen, daß man oft die Verwundung gar nicht merkte, wenn nicht das warme Blut herabliefe, und wenn nicht etwa ein zerschmetterter Knochen ein Glied lähmt; kurz ein Schuß aus einem Feuergewehr macht unempfindlich, und der Schmerz stellt sich erst nach ein paar Stunden mit der Geschwulst und der Entzündung ein. Miß Djeck hat also sicher nicht viel zu leiden gehabt. Es hieß, sie habe sich, um Gnade flehend, auf die Knie geworfen. Dies ist eben eine poetische Fiction: die Erschütterung der eisernen Kugeln brachte sie auf den Boden, und was die Bleikugeln betrifft, so machte sie sich aus ihnen schwerlich mehr, als aus eben so vielen Peitschenhieben. Anderthalb Stunden nach dem ersten Büchsenschuß, da jezt der Schmerz sich einstellen konnte, entschloß ich mich zur Kanone, und das Thier stürzte sogleich zusammen: die

Digitized by Google

Kugel hatte das Herz durchgeschlagen; hätte sich aber das Thier beim Zielen im Mindesten gerührt, so wäre es nicht so gut abgelaufen.

„Hätte man das Thier am Leben lassen können? Die Eigenthümer von Elephanten erklären selbst, in Europa müsse einer drei Cornaks haben; Miß Djeck hatte nur noch einen, und dieser fürchtete sich vor ihr. Im Stadtgraben konnte man sie immerhin fortleben lassen; aber ihr Unterhalt und ein Diener, den sie noch dazu erst annehmen mußte, wären jährlich auf 3000 Francs zu stehen gekommen, und die Mehrzahl wird eine solche Ausgabe gewiß für nicht gerechtfertigt erklären. Es war zu fürchten, daß der Führer, allein mit dem Thier, es einmal irgendwo auf der Reise sich selbst überlassen mußte, und kam es dann in's Freie, so war es nicht so leicht auf die Seite zu schaffen. — Ich gebe den Behörden allen Ernstes zu bedenken, ob es gerathen ist, Elephanten bei uns frei herumführen zu lassen, und wenn man es zugibt, so sollten wenigstens die Eigenthümer gehalten seyn, überall ein Buch vorzuweisen, in welchem über das Benehmen des Thiers an jedem Ort urkundliches Zeugniß ausgestellt wäre."

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, August.

(Beschluß.)

Struve's Bericht über seine Beobachtungen der Doppelsterne.

„So wie man bei den Doppelsternen einen verschiedenen Lichtgrad bemerkt, nimmt man auch eine Verschiedenheit der Farben an ihnen wahr. Schon W. Herschel richtete auf diesen Gegenstand seine ganze Aufmerksamkeit. Auch ich bin bemüht gewesen, bei jeder meiner Beobachtungen die Farbe der einzelnen Sterne anzugeben, wenn der Begleiter des Hauptsterns nicht einen zu schwachen Lichtschimmer hatte, so daß die Farbe nicht zu erkennen war. Eine sorgfältige Erforschung der hellen Doppelsterne zeigt, daß nächst der reinen weißen alle Farben des Prisma gefunden werden. Gewöhnlich nähert sich der Hauptstern, wenn er nicht weißer Farbe ist, dem röthlichen Rande des Prisma, sein Begleiter aber spielt in's Blaue. Jedoch ist dies kein absolutes Gesetz, das keine Ausnahmen zuließe. Im Gegentheil findet sich häufig, daß beide Sterne von ganz gleicher Farbe sind. Bei Sternen von einer Farbe sind die von weißer die häufigsten. Eine große Farbenverschiedenheit pflegt bei den Doppelsternen mit einem Wechsel in der Lichtstärke verbunden zu seyn. — Unter den in meinem Verzeichnisse angegebenen Doppelsternen befinden sich 68, wo drei Sonnen, und zwei, wo vier Sonnen mit einander in der engsten Verbindung stehen. In meinem obgedachten, noch unter der Presse befindlichen Werke suchte ich darzuthun, daß mehrere von diesen vielfach zusammengesezte Sternensysteme bilden, wo drei oder mehrere Sonnen, die durch das Gesez der Attraction mit einander verbunden sind, sich um einen gemeinschaftlichen Centralpunkt bewegen müssen; so fände also des großen Newtons Gesez nicht allein Anwendung auf die ganze Physik unsers Systems, sondern es herrschte mit derselben Unbeschränktheit über das ganze unendliche Weltall. Von einigen Doppelsternen sind die gegenseitigen Umlaufszeiten schon mit ziemlicher Genauigkeit und übereinstimmend mit den Angaben mehrerer Astronomen bestimmt. Von den bis jezt bekannten beschreibt den kürzesten Weg das Doppelgestirn γ im Jungfraukranz in 45 Jahren, und den längsten γ in der Jungfrau in 515 Jahren. Es darf angenommen werden, daß es Doppelsterne von noch kürzerer Umlaufszeit als γ im Kranze gibt. Man gewahrt mehrere Doppelsterne in noch größerer Nähe bei einander, als genanntes Paar. Immer bleibt es eine merkwürdige Erscheinung bei diesen Sternensystemen, daß sich hier Sonnen um Sonnen in einer weit kürzern Zeit drehen, als der Planet Uranus seinen Umlauf um unsern Centralkörper vollendet. Wir dürfen daraus schließen, daß entweder diese Sonnen näher bei einander stehen, als Uranus bei unserer Sonne, oder daß die gegenseitige Masse zweier so schnell sich umdrehender Sonnen weit bedeutender als die Masse unserer Sonne seyn muß. Viele Sterne, die von frühern Astronomen als einfache erkannt wurden, zeigen sich jezt als wirkliche Doppelsterne; andere wurden in frühern Zeiten als Doppelsterne erkannt, welche man jezt bei vervollkommneten Instrumenten als drei verbundene Sterne wahrnimmt; so habe ich in meinem Sternverzeichniß von 1827 fünfzehn solcher angegeben, die Herschel für Doppelsterne ausgab, die ich aber als drei innig mit einander verbundene Sonnen erkannte. Dieser Irrthum bei Herschel konnte sehr leicht dadurch veranlaßt werden, daß der Hauptstern im Moment seiner Beobachtung von seinem Nebensterne verdeckt wurde, wie er dies später auch wirklich bei einigen andern wahrgenommen hat. — Ich schließe meinen Bericht mit nachstehender Bemerkung. Auf dem Felde der Astronomie bleiben noch viele Früchte zu sammeln; darum hege ich die Hoffnung, daß ich unter Ihrem Schutze im Stande seyn werde, für die Fortschritte der Astronomie fortzuwirken, vorzüglich was die Systeme der vielfach mit einander durch Attraction vereinten Sterne betrifft. In Pulkowa winkt mir dazu die schönste Gelegenheit; dort werden sich meinen Beobachtungen noch unweit vollkommenere Instrumente darbieten, als die gegenwärtig zu meiner Disposition stehenden. Mit mir vereint für Einen Zweck werden eifrige Kollegen arbeiten."

Die Arbeiten an dem hiesigen Centralobservatorium auf dem Berge Pulkowa, zwischen der Residenz und Zarskoje-Selo gelegen, gehen, wie der neueste Bericht des Ministers an den Kaiser darthut, ununterbrochen fort. Im Jahr 1836 beliefen sich die Gesammtausgaben für die Bauten, für Verfertigung der Instrumente und für die Unterhaltung der Baucommission auf 570,746 Rubel Banco. Die äußern Arbeiten an den zur Sternwarte gehörigen Hauptgebäuden sind nunmehr vollendet, und man ist jezt mit dem Ausbau der innern Theile beschäftigt. Den Bau leitet der Architekt Brüllow, Bruder des bekannten Malers dieses Namens. Die astronomischen Instrumente werden zu gleicher Zeit in München von Ertel und Utzschneider, in Hamburg von Repsold, in Wien von Pleffl verfertigt. Aus München sind einige der Hauptinstrumente hier eingetroffen, aus Altona der Kebelsche Chronometer. Nächstdem hat Admiral Greigh, Präsident der Commission, welche die präparatorischen technischen wie wissenschaftlichen Arbeiten an der Sternwarte leitet, von dem englischen Astronomen South drei Chronometer erhalten, die er der Commission zur Musterung und Auswahl übergeben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 203.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 25. Auguſt 1837.

Die teuſche Lieb' iſt dieſes Lebens Sonne,
So unſer Herz erquickt mit Freud' und Wonne;
Der rothe Mund iſt ihr Altar, der Kuß
Das Opfer, ſo man ihr verehren muß.

Martin Opitz.

Das Mühmchen.

Idylle in zwei Epiſteln.

1.

Mein artiges kleines Mühmchen,
Ich hab' an dich eine Bitt': —
Du gabſt mir die ſüßeſten Blümchen
Von deinen Lippen mit.

Die wollt' ich treulich bewahren
Zu deinem Gedächtniß, Kind;
Sie aber ſind fortgefahren,
Ich weiß nicht, wohin ſie ſind.

Die Küſſe ſind loſe Vögel
Und rechte Taunichtgut,
Haben keine Lebensregel,
Und flatterhaften Muth.

Es iſt eine Pein mit den Wonnen,
Die man von den Küſſen hat:
Wie gewonnen, ſo zerronnen,
Man wird davon nicht ſatt.

Weil du nun ſo beſchlagen
In Küche, Keller und Haus,
Will ich dich etwas fragen,
Du aber lach' mich nicht aus!

Mein Mann zwar, haſt du geſprochen
Mit trotzigem Angeſicht,
Soll einſt nicht reden in's Kochen,
Denn er verſteht es nicht!

Du mußt mich nicht anſchnalzen,
In Demuth frag' ich dich ja:
Kann man ſie nicht einſalzen,
Oder einpökeln etwa?

Doch ſcheint es mir, daß nicht tauge
Das Salz zu deinem Kuß;
Er hat für mich nur Lauge,
Wann ich ihn entbehren muß.

Wie wär's, wenn du dem Gerichte
Auf ſüße Art beikämſt,
Und die eingemachten Früchte
Dabei zum Muſter nähmſt?

O wende dein Dichten und Trachten
Auf dieſe neue Kunſt,
Und laß mich nicht verſchmachten
In meiner Lippen Brunſt!

Gelingt's, dann ſende mir welche
Treufleißig in die Stadt,
Geſchöpft aus dem ſüßen Kelche,
Der mir ſo gemundet hat.

Doch die du mir willſt auftiſchen,
Die würze mit aller Kraft,
Denn die friſchen, Kind, die friſchen
Sind gar nicht dauerhaft!

2.

Mein Lorchen, was ſchreibſt du mir ſeltſame Mähren!
Was muß nur im heitern Köpfchen dir gähren?

Nun wollen beſcheidene Küſſe dich reuen?
Du mußt vor der würdigen Mutter dich ſcheuen?

Die heimliche Liebe, du mußt ſie verdammen?
Und frevelhaft nennſt du die edelſten Flammen? —

Setz' du mir einen Spiegel in's Herze hinein,
Daß du kannſt drin leſen, wie ſo treu ich es mein'!

Und trübe nicht ſeine lautere Schrift
Durch der Grillen und Zweifel entſtellendes Gift!

Und blicke nicht ſcheu nach den rauchigten Bildern,
Die die Ahnen ſo ſtreng und verbieteriſch ſchildern!

Jezt ſehen ſie ſtarr von den Wänden herunter,
Doch einſt ſchlug auch ihnen der Puls voll und munter.

Zwar, als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam.

Doch denke, bevor er zur Braut ſie genommen,
Iſt er oft auch heimlich zu ihr gekommen.

Und wie er zum erſten Mal ſie geküßt,
Hat Urgroßmutter davon nichts gewußt.

Dann auch der Vater — der hat ſeiner Lieben
Gar manch ein verſtohlenes Briefchen geſchrieben.

Jezt ſchilt ſie die Mädchen und züchtigt die Knaben,
Doch wird ſie nicht Alles vergeſſen haben.

Ja, wollt' ich dir all die Amuren berichten,
Es gäb' eine Leiter Familiengeſchichten;

Gäb' eine familiengeſchichtliche Leiter
Bis zu Adam und Eva hinauf und ſo weiter.

Und jegliche würde beginnen: Es war —
Nun ſag', wie heißt's weiter? Es war 'mal ein Paar! —
Es war 'mal ein Pärchen, die waren verliebt,
Und haben ſich fleißig im Küſſen geübt.

Und dieſe familiengeſchichtliche Leiter
Reicht auch in die künftigſte Ferne noch weiter.

Und Sproſſen auf Sproſſen noch kommen hinzu;
Sie machen es alle wie ich und wie du.

Dann hängen wir auch bei den Alten da droben,
Und Enkel und Enkelin werden geloben:

Feſt will ich und treu wie der Ahnherr ſeyn!
Und ich, wie die Ahne, ſo züchtig und rein!

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

(Fortſetzung.)

Ein beurlaubter Huſar auf der Imperiale, der ruhig ſeine Thonpfeife ſchmaucht, begrüßt Nr. 5 und ſeinen Hund: „Bon jour, la compagnie! Heda, Kamerad Pudel! halt mir die Füße warm und friß meine Sporen nicht auf!“ — Auf einmal ſchlägt es ein Viertel auf Sieben. Der Conducteur ruft dem Schwager zu: „en route!“ Dieſer läßt ſein Klik Klak, Klik Klak erſchallen, und dazu fällt der Endchor ein: „Adieu, mon chou! — Nimm dich vor Erkältung in Acht, Lieber! — Adieu, Alter! — Setze deine Schlafmütze ordentlich! — Glückliche Reiſe! — Adieu, pauvre bijou! — Alſo nächſten Sonntag! — Mille choses aimables de ma part! — Gib mir bald Nachricht! — Je n'y manquerai pas! — Adieu, mon lapin! — Adieu, ma poule! — Adieu, ma petite chatte! — Klik Klak, Hopp Hopp! —

In vollem Galopp gings durch die Straßen von Paris, durch die elyſäiſchen Felder, zur Barrière de l'Etoile hinaus, und nach anderthalb Stunden waren wir in dem fünf Lieues entfernten Maiſons abgeſtiegen, wo das Dampfſchiff Theodor ſofort unſere Bagage und die aus etwa fünfzig Perſonen beſtehende Reiſegeſellſchaft auf ſein Verdeck nahm, mit der Glocke zur Abfahrt läutete, ſeine Taue losmachte, ſeine Maſchinen in Bewegung ſezte und wie ein feuriger Fiſch mit ſeinen eiſernen Floßfedern den Strom hinabzugleiten anfing. Der Leſer habe keine Angſt, daß wir ihn mit einem lyriſchen Erguß, mit einem Anruf der Manen des großen, unſterblichen James Watt behelligen; wir gehören nicht zu der Zahl der Reiſenden, welche ihre Gelehrſamkeit und Beleſenheit überall als Wappen aushängen, an der Table d'Hote von Völkerkunde ſprechen und beim Deſſert eine Vorleſung über den

Digitized by Google

geschlossenen Handelsstaat halten. Wer nur einigermaßen in der Welt herumgekommen ist, kennt ja jenen statistisch-geographischen Musterreiter, der uns an der Mittagstafel bei jedem Mundvoll, wir mögen ihn nun anhören wollen oder nicht, einige Partikularitäten über Braunschweig, Göttingen, Nordhausen, Merseburg, Mannheim, Mainz oder Straßburg hinunterzuschlucken gibt und die deutsche Geschichte vom Standpunkte des Biers, der Würste, des Schnapses, der Salmen und der Gänseleberpasteten behandelt. Suchen wir es daher nicht weitläufig zu begründen, wie es zugeht, daß jene schwimmende Kolonie von Franzosen, Engländern, Deutschen, Kisten, Koffern und Kasten, welche man Dampfschiff nennt, mittelst zweier Räder mit Schaufeln aus dickem Eisenblech sich so pfeilschnell fortbewegt und einen prächtigen Schweif von Kohlendampf hinter sich herzieht. Heutzutage weiß Jedermann, wie ein Dampfschiff beschaffen, und es wäre höchst überflüssig, den Leser mit den technischen Details der innern Einrichtung zu ermüden. Aber folgende Notizen aus der Geschichte der Dampfschifffahrt in Frankreich dürften nicht uninteressant seyn.

In der Fabrik französischer Caschemirshawls des Herrn Hindenlang, dessen Erzeugnisse auf der lezten Pariser Industrieausstellung so allgemeine Bewunderung erregten, befand sich ein obscurer, unwissender Arbeiter, der die Aufsicht über eine Dampfmaschine führte, vermittelst welcher jene kostbaren Stoffe erzeugt wurden. Indem er so Tag und Nacht bei seiner Maschine saß, wurde er allmählig mit ihren Cylindern, Kolben, Hähnen, Ventilen, kurz mit ihrem ganzen mysteriösen Räderwerk völlig vertraut. Das durch scharfe Beobachtung in ihm entwickelte Talent zur Mechanik brachte ihn ohne gründliches Wissen so weit, daß er die seither bekannten Mittel verwarf und sich in seiner Phantasie ein eigenes ökonomischeres, einfacheres System schuf. Ein in der Nähe wohnender Fabrikbesitzer hatte schon oft die Einsicht dieses Arbeiters rühmen hören und zog ihn eines Tags wegen seiner in Unordnung gerathenen Dampfmaschine zu Rath. Der Arbeiter begab sich an Ort und Stelle, erkannte gleich auf den ersten Blick, wodurch die Funktionen der Maschine gelähmt waren, und sprach bei dieser Gelegenheit sein Bedauern darüber aus, daß die Maschinenbauer ihre Werke so sehr complicirten, was natürlich häufig Unfälle hervorrufen müßte. Das einfache, faßliche Raisonnement und die verständigen Aeußerungen dieses Arbeiters fielen dem Eigenthümer der beschädigten Maschine auf, so daß er den Tadler fragte, ob er sich getraue, eine einfachere zu bauen. Der Arbeiter bejahte dreist die Frage und machte sich sogar anheischig, sie um das halbe Geld herzustellen; denn da die Maschine nach seinem Systeme nur halb so viel Kohlen und Menschenhände erfordere als jene, so könne sie auch nur den halben Kostenaufwand veranlassen. Aber dieser halbe Kostenaufwand betrug immer noch 15.000 Franken, und wo hätte der arme Teufel so viel Kredit gefunden, um sein Genie bethätigen zu können? Der Fabrikherr streckte die Summe vor; es war zufällig derselbe, welcher nach den Juliordonnanzen seine Ateliers schloß und sein Heer von Arbeitern auf die Straßen der Hauptstadt jagte, indem er ihnen sagte: allez demander du pain à Charles X. Dieser Mann ist Theodor Parquin, und der arme Ouvrier, welcher weder lesen noch schreiben konnte, und dürftig und unbekannt lebte, heißt Cavé. Er ist jezt reich und berühmt und Direktor der Pariser Dampfschifffahrtsgesellschaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, den 18ten August.

Gutenbergs-Fest.

Unvergeßlich in der Erinnerung unserer Stadt werden die Tage des 14ten, 15ten und 16ten Augusts bleiben. Wir sahen in diesen Tagen ein Fest, großartig und würdevoll, wie kein anderes vorher, ein wahres Nationalfest, besser vielleicht ein europäisches Fest der Civilisation und der Bildung genannt. Wir haben Gutenberg die Ehrenschuld abgetragen, und haben diesen Moment in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt, denn es ist ein weltgeschichtlicher. Wer darf auf den Dank des civilisirten Europa's Anspruch machen, wenn es Gutenberg nicht darf? Was wäre unsere Wissenschaft, unsere Kunst, unsere sittliche und religiöse Bildung, was wäre unser Handel, unser ganzes Seyn und Wirken ohne Gutenberg? Das Programm war an die Gebildeten Europa's, vorzüglich aber an Deutschland gerichtet, in herzlichen, eindringlichen, brüderlichen Worten, und die Worte haben gehörigen Wiederhall gefunden. Von allen Seiten war man herbeigeströmt, Gelehrte, Buchhändler, Buchdrucker, Schriftgießer, Freunde der Bildung, des Fortschritts, der Menschheit. Die entferntern Städte sandten Deputationen, die nähern sandten Theilnehmer in großer Zahl, und nie hat unsere Stadt so viele Gäste aufgenommen, als bei diesem Feste. Der Empfang dieser Gäste von Seiten unserer Bewohner, besonders des Festcomité's, war herzlich in seltenem Maße. In diesen Begrüßungsscenen, die man als eine Vorfeier betrachten kann, lag mehr, als conventionelle Bewillkommung. Deutsche Gastlichkeit, deutscher Biedersinn, deutsche Herzlichkeit gaben uns diesen Gruß an die Nachbarn ein, die da kamen, um ein Fest mit uns zu theilen, das wir, die Landsleute Gutenbergs, die auf dem geweihten Boden seiner Jugendträume und seiner männlichen Thätigkeit wohnen, der gebildeten Welt veranstaltet hatten. — Was unsere Stadt für dieses Gutenbergsfest gethan hat, die Opfer, die sie brachte, die Thätigkeit, die sie entfaltete, verdient alle Anerkennung. Vorzugsweise aber verdienen die Anordnungen auf dem Platze „Gutenberg," wo selbst das Monument sich befindet, alles Lob. Hier hatten

Digitized by Google

sich Sinnigkeit und Geschmack vereinigt, um ein großartiges Ganzes in's Werk zu setzen. Dieser Platz bildet einen sehr großen, kreisförmigen Raum, in dessen Mitte das Monument sich befindet. Die hintere Hälfte des Raums war mit Bäumen umzogen, schön ausgeschmückt, und im Hintergrunde mit einer Balustrade für die Musik und die Sänger versehen. Dieser Halbkreis war für die große Volksmenge bestimmt, und er nahm etwa 10,000 Personen auf. Die vordere Hälfte des Raums war mit einem ungeheuren Amphitheater und einer Arena bebaut, die beide auf grandiose Weise mit Fahnen und Emblemen, mit Festons und Blumenguirlanden geziert und bestimmt waren, theils die höhern Classen der Gesellschaft gegen ein Eintrittsgeld, theils die unzähligen Fremden unentgeldlich aufzunehmen. Dieser Raum hat wohl ebenfalls 10 — 15,000 Menschen gefaßt und ihnen eine Bequemlichkeit verschafft, wie man sie selten bei derartigen Volksfesten findet. Das neue Theater im Vordergrunde war ebenfalls schön verziert und der Altan desselben für die hiesigen und auswärtigen Notabilitäten und fürstlichen Personen bestimmt. Das Ganze gewährte einen unvergleichlich schönen, äußerst malerischen Anblick. Die Festlichkeiten des ersten Tages begannen mit den großen Festzügen der Buchhändler, Buchdrucker und Schriftgießer, begleitet von den fremden Deputationen und den hiesigen städtischen Notabilitäten. Sie wurden von trefflicher Musik begleitet, und bewegten sich durch mehrere bedeutenden Straßen nach dem Dome. In demselben hielt der Bischof Dr. Kaiser ein feierliches Pontificalamt, nachdem die Züge bedachter Corporationen im Hauptschiffe der Kirche ihre Plätze eingenommen hatten; die Stühle der rechten Seite im hohen Chor waren zur Aufnahme der Fremden bestimmt; links und im Angesichte des Hochaltars saßen die Deputationen und die übrigen Behörden, welche sich dem Zuge angeschlossen hatten. Der Gottesdienst war ein äußerst feierlicher. Nach dem Hochamt bewegten sich die Züge feierlichst zum Monumente. Alsbald begann zur Einleitung das wunderbar ergreifende und erhebende „Tedeum“ von Neukom, von dem Componisten selbst dirigirt, vorgetragen von 1200 Sängern und unterstützt von einer verhältnißmäßigen Anzahl von Instrumenten. Eine heilige Begeisterung ergriff Alles bei diesem seraphischen Tedeum: man glaubte sich auf den Fittigen dieser himmlischen Töne emporgetragen, man glaubte Gutenberg, den Wohlthäter der Menschheit, in Himmelsglorie zu schauen. Unbeschreiblich war der Eindruck dieses Gesangs. Nach demselben betrat der Präsident der Gutenbergscommission die Rednerbühne und sprach geistvolle und ergreifende Worte zu der ungeheuern Versammlung. Er setzte mit hinreißender Beredsamkeit die Bedeutung der Erfindung, die Bedeutung des Festes und die welthistorische Sendung Gutenbergs auseinander. Nach dieser Rede ließ der Präsident auf ein gegebenes Zeichen das Denkmal enthüllen. Wer beschreibt diesen unvergleichlichen Moment der Enthüllung des Thorwaldsenschen Werkes? Eine dünne, durchsichtige Hülle fällt, und mit dieser glauben wir vier Jahrhunderte weichen zu sehen, und an der Grenzscheide zu stehen, wo die Nacht flieht und der Tag heraufdämmert. Das kühne, tiefsinnige Bild Gutenbergs tritt uns aus der Dämmerung entgegen, ernst und kräftig, mild und majestätisch, das Werk des Heils in der einen Hand, in der andern das geheiligte Werkzeug, mit dem er seine außerordentliche Sendung vollbrachte. Plötzlich tritt uns die ganze Zukunft der Erfindung Gutenbergs entgegen; wir sehen den Gedanken frei gegeben, die Fesseln gebrochen und die Nacht völlig geschwunden.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Juli.

Der Kreuzberg.

Auf dem Höhenzuge, welcher südlich von unserer Stadt gegen dieselbe scharf abfällt, sind einzelne Punkte, die bei den Verschönerungsplanen Berlins mehr Beachtung verdient hätten, als geschehen ist. In einem ganz flachen Lande muß man jede Höhe nutzen. Unsere Vorväter pflanzten dort Wein hin. Der Name „Weinberg“ spukt auch jetzt noch dort, wo man bis vor Kurzem nur Sand- und Lehmgruben sah. Ein erstes Etablissement war eine Bürgertabagie, der „düstre Keller“ genannt; aber geflissentlich vermeidend, was dem Orte allein Reiz verlieh, die Aussicht von der Höhe herab über die Stadt, hat man Wirthshaus und Wirthsgarten am Fuß des Berges angelegt. Auf dem Templower Berge, dem westlichsten und höchsten Punkte, ward, nachdem er 1815 unter Karl Johann von Schweden in eine Citadelle umgeformt worden, das schöne gothische Kriegsdenkmal aufgerichtet, und der Hügel tauschte seinen bisherigen Namen mit dem des Kreuzberges. Dies hätte eine Anregung werden können, diese hohen Punkte mit in die Stadt zu ziehen. Geschah es nicht von Obrigkeits wegen (der Plan einer Verbindung durch Anlagen mit dem Thiergarten ist wohl noch nicht ganz aufgegeben), so lag für die Wohlhabenden die Aufgabe so nahe, ihre Lusthäuser und Villen auf die angrenzenden Höhen zu verlegen. Hier war ein Feld zum Schaffen. Die reinste Luft, gesunder Boden, eine freie Umsicht, zunächst zu den Füßen lachende, fruchtbare Felder, und jenseits derselben, in mäßiger Entfernung, die ganze große Stadt Berlin, am Abend ein weites Lichtermeer. Aber die Gegend war noch nicht fashionable, die Reichen nesteten sich lieber ein in den versteckten Räumen der Thiergartenstraße, wo man den Aufwand von Architektur, den sie in den letzten zwanzig Jahren dort hingesetzt, aufsuchen muß. Die Architektur mußte sich hier bequemen nach den gegebenen Verhältnissen; dort auf der Höhe hätte sie in einer Reihe von Palästen der Stadt Schönheitsgesetze vorschreiben können. Statt des Reichthums bemächtigte sich die spekulative Industrie der schönen Plätze. Von der verunglückten Poudrettenfabrik des bekannten Legitimisten Fauche Borel schweige ich. Sie ist zwar verkommen gleich ihrem Entrepreneur, aber eine andere Fabrik hat die Baulichkeiten geerbt, und der Rauch dampft aus gewaltigen Schornsteinen an einer Stelle, wo eine reizende Villa, ein stolzes Schloß, von Terrassen und Gärten umgeben, die Residenz begrüßen müßte. Um den Kreuzberg selbst haben die Gebrüder Gericke ihre Bretter- und Glasbuden und Rutschbahnen angelegt, die unter dem pomphaften Namen Tivoli eine traurige Berühmtheit in der Geschichte unserer Kaffeehauscultur erworben haben. Das schöne Denkmal ward durch die Nachbarschaft des blühenden Tivoli noch isolirter als zuvor; dieses selbst aber ward so bedeutungslos angelegt, daß die Aussicht auf Berlin zu seinen Füßen zur Nebensache wurde. Jetzt vermodern die Bretter, die Glasscheiben zerbrechen und die kleinen, aus festern Stoffen, und doch Fabrikwaare, am Abhang des Berges angebefreiten Sommerwohnungen, die, zum Theil mit angenehmer Lage, bestehen bleiben, verschließen die Hoffnung, daß nach einem großartigen Plane dereinst hier architektonische Anlagen zu Stande kommen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 204.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 26. Auguſt 1837.

— Sur l'abime immense
Tous ces mondes flottants gravitent en silence,
Et nous même avec eux emportes par leur cours,
Vers un port inconnu nous avancons toujours.
Lamartine.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte *.

Von

Dr. Nürnberger.

Der wichtigſte Gegenſtand, über welchen wir unſere Leſer diesmal zu unterhalten haben, iſt eine Abhandlung über die eigene progreſſive Bewegung unſeres ganzen Sonnenſyſtems im Weltenraume, hergeleitet aus den eigenen Bewegungen der Fixſterne, welche Argelaeder, Profeſſor der Aſtronomie zu Helſingfors (jezt einem Rufe nach Bonn folgend), unlängſt der Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften eingereicht hat, und für welche ihm der große aſtronomiſche Preis von 6000 Rubeln zuerkannt worden iſt.

Die Leſer erinnern ſich zunächſt, daß dem großen Sonnenkörper gleich den ihn umringenden Planeten eine Umdrehungsbewegung beiwohnt, der zu Folge er in etwa 25½ Tagen um ſeine Are rotirt. Da die Exiſtenz dieſer lezteren drehenden Bewegung durch Beobachtung der Sonnenflecke, an welchen man jene Bewegung ganz augenſcheinlich wahrnimmt, außer allen Zweifel geſezt iſt, ſo mußte man freilich auch die hier näher zu betrachtende progreſſive Bewegung von vorne herein annehmen. Denn die Urſache der Rotation kann nur in einem urſprünglichen Anſtoße oder einer Anziehung geſucht werden, deren Richtung zwar nicht durch den Mittelpunkt der Sonne ging, demſelben aber, da er im Raume nicht feſt iſt, doch zugleich jene fortſchreitende Bewegung beibrachte, bei welcher die Sonne nothwendig ihre ganze Umgebung von Planeten, Monden und Cometen mit ſich fortzieht. Ich weiß zwar wohl, daß es der Einbildungskraft zuerſt ſchwer wird, ſich die Sonne ſo vorzuſtellen, wie ſie von ihren Trabanten umkreiſt wird und ſich mit dieſen doch zugleich im Raume fortbewegen ſoll, ohne daß eine Bewegung die andere beeinträchtigte. Allein wenn man ein in Bewegung geſeztes Modell vom Planetenſyſtem in die Hand nimmt und damit im Zimmer umher geht, ſo kann dies leztere auch ohne Störung jener erſteren Bewegung geſchehen, und es erfolgt dabei ganz das nämliche wie bei der wirklichen doppelten Bewegung des Sonnenſyſtems. Außerdem ſprach aber für die progreſſive Bewegung der Sonne im Weltenraume und, wie wir gleich hinzuſetzen, dafür, daß dieſe Bewegung zugleich um einen andern, höhern Centralkörper erfolge, der Umſtand, daß eine abſolute Ruhe im Weltenraume nicht denkbar iſt, und daß die Erhaltung der darin ſchwebenden Geſtirne nur von

* Vergl. den vorlezten dieſer Berichte in Nr. 150 ff. unſerer Blätter.

Digitized by Google

der Combination des oben erwähnten ursprünglichen Impulses mit der Centralkraft abhängt. Auf den Grund dieser und ähnlicher Betrachtungen hatten sich die Astronomen auch schon seit längerer Zeit bemüht, sowohl die Größe als auch die Richtung dieser fortschreitenden Bewegung der Sonne und ihres ganzen Systems näher zu bestimmen; allein sie waren darüber zu keinem genügenden Resultate gelangt. Jedoch glaubte der ältere Herschel aus seinen Beobachtungen folgern zu dürfen, daß wir bei dieser Bewegung auf die Mitte des Sternbildes Herkules losrücken. War dem wirklich so, so mußten uns die Fixsterne in dieser Gegend des Himmels bei unserm allmähligen Näherkommen weiter auseinander zu rücken, die rückwärts gelegenen aber, von denen wir uns also entfernten, näher zusammenzutreten scheinen. Nun kommen aber den Fixsternen, wie sich die Leser aus meinen früheren Vorträgen erinnern, zugleich eigene wirkliche Bewegungen, von verschiedener Größe und in verschiedener Richtung zu; und es handelte sich also, wenn das Fortrücken unseres Sonnensystems im Weltenraume auch augenscheinlich bewiesen werden sollte, darum, die leztere wirkliche Bewegung der Fixsterne von der obigen bloß scheinbaren zu trennen. Diese Aufgabe nun ist es, welche Argelaeder mittelst einer streng durchgeführten, höchst mühevollen Rechnung, die, in Bezug auf jene Bewegungen, überall theoretisch sondert, was die Beobachtung natürlich nur vereinigt zeigen kann, jezt so glänzend gelöst hat. Es sind dabei gegen 400 Fixsterne, deren Eigenbewegung bereits hinreichend genau bekannt ist, zu Grunde gelegt worden; aus jeder dieser Einzelnrechnungen aber folgt dasselbe Resultat des Fortrückens der Sonne. Zugleich ist der Ort, wohin diese Bewegung gegenwärtig gerichtet ist, mit einer Sicherheit bestimmt, die nur einen wahrscheinlichen Fehler von drei Graden übrig läßt. Dieser Punkt hat etwa 260° gerade Aufsteigung und 31° nördliche Abweichung und liegt wirklich im Sternbilde des Herkules, also da, wo ihn angeführtermaßen schon Herschel vermuthet hatte, eine Uebereinstimmung, welche noch mehr Vertrauen zu dem gewonnenen Resultat erwecken muß. Zugleich hat sich ergeben, daß unsere Sonne zu den schneller fortrückenden Fixsternen gehört und daß sich ihre Bewegung zur Durchschnittsbewegung der untersuchten 400 Sternen etwa = 3:2 verhält. Die interessanteste Folge hievon wird nun die seyn, daß sich unsere Sonne mit ihrem ganzen Planetensysteme, und also auch unsere Erde, nach einer hinreichenden Anzahl von Jahrtausenden an einem ganz andern Orte des Himmels befinden muß als jezt. * Andere Sterne werden dann über dem Haupte anderer Geschlechter dahin ziehen; und der vermeinten Ewigkeit des Ortes, welcher diese Gestirne den Namen Fixsterne verdanken, wird eine vervollkommnete Astronomie eine bestimmte Anzahl von Jahrtausenden substituiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Vergl. die unten vorkommenden Betrachtungen über die Wärme des Erdkörpers mit Bezug auf die Region des Weltenraumes, wo sich die Erde, in Folge jener progressiven Bewegung des ganzen Systems, eben befindet.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Cavé hat das erste Dampfschiff, welches er erbaute, nach dem Namen seines Wohlthäters „Théodore“ benannt; es ist ganz aus Eisen construirt, um beim Auffahren auf die seichten Stellen der Seine plötzliche Zertrümmerung zu verhüten, und wird von einer doppelt wirkenden Maschine getrieben, d. h. es hat zwei Cylinder, welche wechselsweise wie zwei Kanonen auf ihren Lafetten spielen. Diese Maschine mit hohem Druck und von vierzig Pferdekraft hat außer dem Vortheil einer äußerst gleichförmigen Bewegung auch noch den, daß sie viel weniger Raum wegnimmt, weil sie ungleich weniger Kohlen bedarf, zwei Dinge, welche bei Dampfschiffen sehr wesentlich sind; die Engländer haben diese Cavé'schen Maschinen bereits bei sich zu Lande eingeführt. Obschon die Maschine des Theodor hohen Druck hat, gegen welche Einrichtung man immer noch mißtrauisch ist, weil es der Zufall wollte, daß auf einigen der ersten Dampfschiffe mit hohem Druck Unglücksfälle sich ereigneten, so vereint dieselbe dabei doch Festigkeit, Dauerhaftigkeit und völlige Sicherheit. Die Dampfschiffe verunglücken bekanntlich meistens durch das Zerspringen des Kessels, und Cavé's Kessel, welche zu fünf oder sechs Atmosphären geheizt werden, halten die Probe von sechzig Atmosphären aus. Dies ist die erste Garantie; aber es ist noch nicht Alles. Jeder Reisende weiß heutzutage, daß der Kessel eines Dampfschiffes zuvor immer gehörig probirt wird, ob er hinlängliche Festigkeit und Größe habe; aber er hat auch gelesen oder gehört, daß wenn derselbe nicht fortwährend mit Wasser gespeist wird und das Niveau des Wassers, welches stets im Kessel erhalten werden muß, durch irgend eine Ursache fällt, die Scheidewand unter den Oefen trocken und glühend werden kann; wenn alsdann das Schwanken des Schiffs das Wasser von den Seitenwänden nach der erhizten Seite hinüber wirft, so zerplazt das weißglühende Metall in einem Nu und der Kessel springt. Bei den Cavé'schen Maschinen ist dies Alles vorausgesehen. Zunächst schüzt eine sehr einfache, sinnreiche Prozedur den Kessel fortwährend gegen Wassermangel, und wenn ja einmal das Niveau fiele,

Digitized by Google

wenn selbst der Kessel ganz wasserleer würde, so wäre dennoch keine Gefahr vorhanden; die glühenden Scheidewände würden sich von selbst ablösen, der im Kessel zurückgebliebene Dampf würde durch tausend Oeffnungen in's Freie entweichen und das Dampfboot plötzlich stille stehen. Das ist das größte Unglück, das sich zutragen kann.

Es erforderte großen Muth, eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Paris und Rouen einzurichten; es ist dies der erste Schritt zur Auflösung des großen Problems, Paris zu einem Seehafen zu machen. Dieser Riesengedanke zeigt sich jezt nicht mehr wie früher unter lächerlichen, sondern unter sehr ernsthaften Auspicien. Vor der Erfahrung ist alles Chimäre, nur wenn Thatsachen das Gegentheil beweisen, hat man nichts mehr dagegen. Ein großes Dampfschiff, eben so lang als ein Handelsdreimaster, schafft die Passagiere von Maisons nach Rouen in zwölf, oft in neun Stunden. Es braucht wenig Wasser, nur achtzehn Zoll; eine Handelsbrigg geht wenigstens acht Fuß tief, und dieser Unterschied ist sehr beträchtlich. Aber diese geringe Eintauchung von achtzehn Zoll ist nur bei seichtem Wasserstande und an wenigen Stellen des Flusses unumgänglich nothwendig. Man kann das Strombett erweitern, ausgraben. Was hindert ferner, die schwierigsten Krümmungen der Seine durch Kanäle abzuschneiden und von Paris nach Maisons eine große, breite Wasserstraße zu graben? Hat man in unserer Zeit nicht schon manches Unglaubliche ausgeführt? Das Genie ahnt den innern Zusammenhang der Dinge, und als der erste Konsul Bonaparte die Quais und den Hafen von Rouen und Havre besuchte, ließ er im Gespräche mit dem Magistrat eine jener denkwürdigen Aeußerungen fallen, welche die Gegenwart niederschreibt und die Zukunft bewahrheitet: „Paris, Rouen und Havre bilden nur eine einzige Stadt, deren Hauptstraße die Seine ist.“

Auf jene Zeit mögen sich nun die Messagerien gefaßt halten. Eine Reise zu Wasser ist so bequem und angenehm; man liest, man geht spazieren, man schläft, man singt, man plaudert, man spielt Karten oder Domino, man malt, man ißt, man trinkt, man raucht und macht sechs Lieues in einer Stunde. Von Erschöpfung, von Rippenstößen, vom Umspannen, von Staub, von Ungleichheit der Wagenspur, vom Zusammendrücken der Knie, von weinenden, saugenden oder gar noch schlimmere Dinge verrichtenden Kindern, von Köpfen, die auf unsern Schultern ausruhen, von gezwungenen, langweiligen Nachbarschaften — von dem Allen ist auf dem Dampfschiff keine Rede; da ist ein doppeltes, weites Panorama, auf beiden Seiten von Wäldern, Wiesen, Hügeln, Felsen, alten Schlössern, Kathedralen und Landhäusern begrenzt — wie kann die langweilige, einfältige Diligence sich mit all diesem messen? Daher ist sie auch in Angst und Besorgniß gerathen und sehr höflich, fast liebenswürdig geworden; sie hat die Reisenden und die Waarenballen auf dieselbe Stufe erhoben und begegnet beiden fast mit gleicher Hochachtung. Dabei greift sie die gefährliche Konkurrenz auf alle nur erdenkliche Weise an; sie verleumdet und verspottet ihre Nebenbuhlerin; wenn es seyn muß, leugnet sie sogar ihre Existenz. Sie bezahlt Cabrioletkutscher und Conducteurs, welche das Gerücht ausspreugen müssen, das Dampfschiff sey auf seiner lezten Fahrt gescheitert und die ganze Entreprise in's Wasser gefallen. Aber was würde erst aus den Diligencen werden, wenn der Eigenthümer des Theodor folgendes Projekt zur Ausführung brächte? Nachdem er die Seine in ihrem Laufe von Paris an sorgfältig untersucht, hat er der französischen Regierung vorgeschlagen, er wolle den Fluß überall und jederzeit bis zu vier Fuß schiffbar machen, wenn man ihm als Schadloshaltung für so bedeutende Auslagen ein sechsjähriges Privilegium für den Transport aller Reisenden zwischen Paris und Rouen bewilligen wolle. In diesem Falle erbietet er sich auch, den gegenwärtigen Preis der Ueberfahrt von zwölf und neun Franken auf acht und sechs Franken für den Kopf herabzusetzen. Der Preis von zwölf Franken scheint den Parisern noch zu hoch, obschon er nur etwa die Hälfte von dem beträgt, was ein Platz im Coupé einer Diligence kostet. Der Tarif für die Dampfschifffahrten wird in der Regel falsch beurtheilt, weil die Mittel der Fortschaffung gleichsam unsichtbar sind. Die Maschine eines Dampfschiffes aber, wie z. B. die Normandie, von 120 Pferdekraft, kostet 150 — 200,000 Franken; sie verbrennt stündlich 600 bis 800 Kilogramm Kohlen, wobei sie etwa 3500 Kilogramm Wasser verdunstet. Zu dem Kapital der Maschine rechne man noch, was das Schiff zu bauen kostet, berechne ferner die Interessen dieser beiden Kapitalien, die ungeheure Ausgabe für Brennmaterial, die tägliche Unterhaltung des Maschinenwerks, die Wasserzölle, den Tagelohn der armen Einheizer, den Sold des Kapitäns, der Matrosen und Piloten, so wird man finden, daß der Preis von zwölf Franken für die Person immer noch verhältnißmäßig niedrig ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Der neue Kirchhof. Schleichermachers Denkmal.

Nur Ein Platz auf dieser Höhe ist ihrer würdig. Vor mehreren Jahren war der neue Kirchhof, der sich auf der Seite der Hasenheide an die Hügelreihe lehnt, noch wenig

Digitized by Google

beachtet. Und doch, wenn Kleines mit Großem verglichen werden darf, erinnert seine Lage an den des Père la Chaise in Paris. Man übersieht von seinen Höhen die weite Stadt, deren Bewohner hier ihre lezte Ruhestatt finden, aber eine weit freundlichere als dort in dem Meere von kolossalen Steinmonumenten, die kaum der Vegetation dürftigen Play gönnen. Es ist jezt ein grüner Garten, so anmuthig, wie wenige um unsere Stadt, in der reinsten Luft, mit der weitesten Aussicht, und in wenigen Jahren wird sich über dem Rosenhain ein Wald von Akazien und wohlgepflegten Laubbäumen wölben. Dieser stille Garten prangte neulich an einem schönen Juliabend in allen Reizen des erschlossenen Blumenflors, und ein wolkenloser Horizont beleuchtete die erhebende Feier, zu der ein kleiner, erwählter Kreis sich versammelt hatte. Schleiermachers Denkmal ward enthüllt. Der Kreis war nur klein, weil man die Sache, einen störenden Andrang fürchtend, gar nicht bekannt gemacht hatte; aber wer dabei gewesen, versichert, eine unbeschreibliche Weihe habe auf dem Moment geruht, und nicht Einer sey, ohne tief von der Bedeutung der Feier ergriffen zu werden, fortgegangen. Das Denkmal selbst, auf dem höchsten Punkte des Kirchhofs und die erste Zierde desselben, ist aber auch in der That des großen Lehrers würdig, eben so durch die sinnige Auffassung, als durch die künstlerische Vollendung. Auf drei Granitstufen aus den schlesischen Brüchen ruht der Cippus, ein großer Block von schlesischem Marmor. Schleiermacher war bekanntlich ein Schlesier. Auf Felsenstufen fußt der Mann, und fest und vaterländisch war sein Wesen; aber sein klarer und feiner Geist ließ sich nur durch den edelsten Stoff ausdrücken, sein Kopf, in einem Basreliefkreis, ist von cararischem Marmor. Diese Büste ist ein Meisterwerk Rauchs. Es gibt kein Porträt, welches so voll, kühn und fein, so ideal und doch in allen Details getroffen, Schleiermachers Gesicht wiedergibt. Der Ort, wo das Denkmal seinen Play fand, ist dieselbe Stelle, an der Schleiermacher vor einigen Jahren die viel besprochene und verschieden ausgelegte Rede am Grabe seines geliebten Sohnes hielt. Marheineck sprach diesmal dem Vater das Gedächtnißwort. Jenem Umstand und der Lage der Gräber ist leider der einzige Mißstand zuzuschreiben, daß Schleiermacher sein Gesicht von der Stadt, wo er so groß gewirkt, ab und der Kirchhofsmauer zuwendet: wenn auch gen Morgen, ein Schleiermacher darf nicht Berlin den Rücken drehen und sein großes Auge auf eine wüste Mauer fallen lassen. Dem Uebelstande dürfte vielleicht noch abgeholfen werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Mainz, den 18ten August.

(Beschluß.)

Gutenbergs-Fest.

Nach diesem unvergeßlichen Moment wurde von der ganzen Volksmenge nach der Melodie „God save the king" ein Lied gesungen, von welchem ich hier nur die beiden ersten Strophen hersetze:

Heil dir, Moguntia,
Juble, der Tag ist da,
Längst schon ersehnt!
Wo dankbar eine Welt
Sich zu dem Fest gesellt,
Das den Gefeierten
Ruhmvoll bekrönt.

Seht ihn mit Ehrfurcht an,
Gutenberg ist der Mann,
Der ewig lebt!
Würdig der Huldigung,
Denn zu dem höchsten Schwung
Brach er dem Geist die Bahn,
Die ihn erhebt.

Während dieser Enthüllungsceremonien war die Presse, die auch die Züge begleitet hatte, ganz nahe am Denkmal beständig thätig. Es wurden Impromptüs gesezt und gedruckt und unter das Publikum vertheilt. — Nach der Enthüllungsfeier fanden große Festmahle statt, und Abends wurde Dr. Löwe's Oratorium „Gutenberg" im Theater vor einer großen Volksmenge, unter Leitung des Componisten, vorgetragen. So endete dieser erste Tag, der schönste, den Mainz je gesehen.

Die Volksfeste am 15ten und 16ten August anlangend, so kann ich bei deren Schilderung kurz seyn. Imposant war vor allen Dingen das Fischerstechen auf dem Rheine. Unzählig war die Menschenmasse, die dabei die beiden Ufer des Rheins und den Rhein selbst auf geschmückten größern und kleinern Schiffen erfüllte. Die Fest- und Admiralschiffe gewährten einen imposanten Anblick. Auf ein gegebenes Signal ruderten die Kämpfer und Preisbewerber nach dem Orte ihrer Bestimmung. Ungewöhnliche Kühnheit und Gewandtheit ward bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt. Der Preise waren viele und ansehnliche, und jedem Sieger und Preisgewinner jubelte noch als Zugabe der Volksbeifall entgegen. Es war bereits Abend, als die Menschenmenge nach der Stadt zurückkehrte, und bald darauf bewegten sich die langen Reihen der Fackelzüge durch die Straßen und umkreisten endlich das Monument, wo neuer Jubel und neue Lieder ertönten. Dabei waren sehr viele Häuser geschmackvoll erleuchtet, an andern prangten anziehende Transparente, in den meisten wohnte die Freude in Privatcirkeln. Gegen eilf Uhr begannen die Festbälle, die einen seltenen Glanz entwickelten. — Am Morgen des 16ten August fand die im Programm verzeichnete, öffentliche Disputation in Betreff der Frage der Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst statt. Eine zahlreiche Versammlung fand sich ein, bestehend aus Gelehrten, Buchhändlern, Druckherrn und Schriftgießern, auch einige berühmte Literaten waren anwesend. Die Discussion bot sehr interessante Momente dar. Das endliche Resultat derselben bestand darin, daß, ohne Präjudiz auf das mit Bestimmtheit noch zu ergründende Ergebniß gelehrter Forschungen über die Epoche der großen Erfindung, wovon es sich hier handelte, von einer großen Majorität der Anwesenden beschlossen wurde, daß in ganz Deutschland die Säcularfeier am Johannistage 1840 zu begehen sey. Diese Diskussion endete mit mehreren Lebehochs für Gutenberg, für Thorwaldsen, für die Stadt Mainz, für den Präsidenten der Gutenbergscommission u. s. w. Befriedigt und befreundet schied man. — Noch fanden an diesem Tage große Militärconcerte auf der „neuen Anlage" statt, und Abends wurde als Festoper Webers „Oberon" vortrefflich gegeben. Es sangen darin Haitzinger aus Karlsruhe und Mad. Pirscher aus Mannheim. Das Theater war überfüllt, nicht so am Vorabend des Festes, wo man den Birch-Pfeifferschen „Gutenberg" zum Besten gab, eine Wahl, die, obgleich scheinbar passend, wegen der Geringhaltigkeit des Stücks großen Tadel verdient.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 205.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 28. August 1837.

Du aber, du hast aus den Bürgern Athens Kleinstädter zu machen getrachtet.

Aristophanes.
Die Ritter.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Die Einrichtung der Dampfböte, welche die Seine befahren, ist so ziemlich dieselbe wie auf den rheinischen: beim Steuerruder sind die ersten, auf dem Vordertheil die zweiten Plätze; über die ersten wird, wenn die Sonne scheint, ein Zelt von blau und weißem, mit rothen Borten besetztem Zwillig aufgespannt; nur auf dem zweiten Platze ist das Rauchen gestattet. Die Kajüte des Vordertheils gleicht völlig einem Estaminet; die des ersten Ranges dagegen zeichnet sich durch geschmackvolle Eleganz aus. An diese leztere stößt gewöhnlich noch ein kleiner, mit Spiegeln und Divans versehener Salon, der ausschließlich für Damen bestimmt ist. In der Mitte des Fahrzeugs zu beiden Seiten der Dampfmaschine befinden sich Küche und Vorrathskammer, welche in der Regel schlecht bestellt sind.

Für den Pariser ist die Dampfschiffahrt etwas ganz Neues, und ich hatte meine große Freude daran, ihn auf dieser Reise zu beobachten. Kaum ist er auf dem Verdeck, so rennt er nach seinen Siebensachen, die unter einem Haufen von Schachteln, Nachtsäcken, Körben, Koffern und Jagdtaschen liegen; er reißt Alles durcheinander, sucht seine Effekten Stück für Stück zusammen, nimmt sie aus der Nähe des Rauchfangs weg, legt sie in den Schatten und bringt sie so gut als möglich in Sicherheit; während der Fahrt betrachtet er sie zehnmal von Neuem, packt sie um, kurz, behandelt sie mit wahrhaft väterlicher Fürsorge. In diesem Punkte ist der Pariser ärger als der ärgste deutsche Spießbürger oder Hampelmann; er hängt ganz von seinem Gepäck ab; das wird gewiß Jeder bemerkt haben, der nur einmal mit einer französischen Diligence gefahren ist. Er verpaßt die Zeit des Mittagessens, um auf die Imperiale zu klettern und sich zu überzeugen, ob sein Nachtsack noch dieselbe topographische Lage hat, wie auf der vorhergehenden Station. Aus diesem Umstande erkläre ich mir auch seine Begeisterung für die Dampfschiffahrt: auf dem Paketboot kann er alle fünf Minuten sich mit Muße nach seinem Koffer umsehen und im Nothfalle eigenhändig verhüten, daß das Seebundsfell nicht abgescheuert wird. Wenn er diese allgemeine Sorge für die Effekten hinter sich hat, bindet er seinen Stock und Regenschirm in einen Bund zusammen und legt sie der Länge nach auf eine leere Bank, so daß sie Jeden hindern, der sich etwa dahin sezt. Da er ferner eine Blouse und einen Mantel mitgenommen hat, so zieht er erst den Staubkittel über den Rock an und hängt dann den Mantel darüber; indem er aber zwei Minuten nach dieser Operation merkt, daß er ersticken würde, nimmt er den Mantel wieder ab, zieht die Blouse wieder aus und ist nun ganz unglücklich, denn er weiß nicht, wo und wie

Digitized by Google

er beides unterbringen soll, da die Matrosen unterdeß über die Bagage aller Reisenden eine betheerte Leinwand ausgebreitet haben, welche man in der Kunstsprache sonderbaretweise „Prälat“ nennt. In Verzweiflung rennt der Pariser von einem Ende des Verdecks zum andern, legt seine beiden ausgezogenen Kleidungsstücke bald hier, bald dorthin, kurz, er steht damit eine schreckliche Pein aus, bis er am Ende ein großes Bündel daraus macht, welches er der größeren Sicherheit halber beständig unterm Arm trägt. Dann wirft er voller Selbstzufriedenheit einen lezten Blick auf seine Umgebungen und steigt in die Kajüte hinab, um zu frühstücken.

Während man unten deckt und der Pariser sein Déjeuner bestellt, hat das Dampfboot sich schon eine gute Strecke von Maisons entfernt, über welche Oertlichkeit wir dem Leser doch einige kurze Notizen schuldig sind. Maisons an der Seine oder Maisons Laffitte liegt bereits im Departement der Seine und Oise, welche leztere sich unterhalb Pontoise mit der ersteren vereinigt. Das alte Schloß, einst Eigenthum des Präsidenten von Maisons, des Oberintendanten der Finanzen, wurde im Jahr 1650 von François Mansard, dem berühmten Architekten des Versailler Schlosses, erbaut und bietet einen imposanten Anblick dar. Es ist auf einer kleinen Anhöhe am linken Ufer der Seine gelegen, mit schönen Zugängen versehen und mit einem Graben umgeben. Hinter dem Schloß dehnt sich ein weitläufiger Park aus, an welchen der schöne ummauerte Wald von Saint-Germain stößt, und von der vordern Gartenterrasse genießt man einer herrlichen Aussicht auf das Seinethal. Das Schloß gelangte aus dem Besitz des Präsidenten in den des Grafen von Artois (Karl X.); Ludwig XVI. liebte vorzugsweise diesen stillen, ländlichen Aufenthalt, wo ihm das dumpfe und beängstigende Getöse einer beginnenden Revolution nicht immer in den Ohren summte und er seiner Liebhaberei für schöne getriebene Schlosserarbeiten alter Meister volle Befriedigung verschaffen konnte. In den neunziger Jahren gehörte Maisons der französischen Nation, welche es dem Marschall Lannes verkaufte. Das alte, einsame Schloß ward nun auf einmal Zeuge der stürmischen Orgien der napoleonischen Glückssoldaten, welche der Säbel zu Fürsten und Herzögen gemacht hatte; die aristokratischen Plafonds ertönten von den donnernden Refrains der plebejischen Marsaillaise, und unter lautem Jubel feierte man hier die Geburt des Königs von Rom, des einzigen schwachen Sprößlings einer neuen Dynastie, welche in Schönbrunn an der Schwindsucht gestorben ist. Von der Wittwe des Herzogs von Montebello kam Maisons an Jacques Laffitte, welcher während der Restauration das Schloß zu einem Asyl für die Coryphäen der Oppositionspartei umschuf. Manuel, Bérenger und ihr ganzer Anhang waren Standgäste in Maisons, wozu auch damals Thiers gezählt wurde. Gegenwärtig ist der Park von Spekulanten zerschlagen und stückweise versteigert worden; die dadurch beabsichtigte Gründung einer neuen Kolonie hat jedoch bis jezt nicht recht gedeihen wollen und die Ansiedlung scheint ganz in's Stocken gerathen. Laffitte ist noch immer Besitzer des Schlosses.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Um die Astronomie bei Beobachtungen von so außerordentlicher Feinheit zu unterstützen, wie die Erlangung der von uns vorgetragenen Resultate über die Fortrückung unseres Sonnensystems im Weltenraume erheischt, bedarf es natürlich auch einer immer steigenden Vervollkommnung der Fernröhren. Hierzu aber eröffnen sich durch die Littrow-Plößl'schen Dialyten und durch Dowe's achromatische Oculare die glänzendsten Aussichten. Was die ersteren betrifft, so erinnern sich die Leser, daß die Aufhebung der Abweichungen, welche aus der Kugelgestalt der Gläser entspringen, gleichwie der Farbenzerstreuung bei den darnach so genannten achromatischen Fernröhren bisher durch Zusammensetzung der Objective aus einer Concav-concav-Linse von Flintglas bewirkt wurde, in deren beide Höhlungen man Conver-conver-Linsen von Crownglas einsezte. Da diese Flintgläser aber bei einer solchen Construktion für einigermaßen große Instrumente auch ziemlich groß und theuer waren, ja Tausende kosteten, so versuchte der Wiener Astronom Littrow, ob man nicht mit kleineren Flintgläsern zu dem nämlichen Zwecke gelangen könne, wenn man dieselben nicht mehr, wie bisher, hart an das Crownglas füge, sondern in einiger Entfernung (Trennung, Dialysis, woher der Name) von der Crownglaslinse aufstelle. Nach dieser Idee verfertigte sodann der Wiener Optiker Plößl die sogenannten dialytischen Fernröhren (Dialyten), von denen in unsern Blättern schon einmal die Rede gewesen ist; und mit dem größten, bisher aus der Werkstatt dieses Künstlers hervorgegangenen solchen Dialyten ist jezt die k. k. Sternwarte zu Wien durch die Munificenz des Erzherzogs Ludwig beschenkt worden. Dieser Dialyt hat 48 Linien Oeffnung (Durchmesser des Objectivs) und 45 Zoll Brennweite oder Länge (welche beide Größen sich nur um die geringe Brennweite des Oculars unterscheiden). Da die besten achromatischen Fernröhren von der oben beschriebenen früheren Einrichtung bei einer solchen Oeffnung 60 Zoll Länge haben, so wird diese Länge also durch Littrows Dialysis auf ¾ der früheren Größe

Digitized by Google

herabgebracht, was natürlich für die bequemere Handhabung des Instruments einen außerordentlichen Vortheil abgibt. Dieser bedeutenden Verkürzung ohnerachtet aber, ist dieser Dialyt einem in der älteren Art ausgezeichneten und viel größeren Achromaten Frauenhofers von 49½ Linien Oeffnung und 61,7 Zoll Brennweite nicht nur gleich, sondern überlegen. Dies schöne Littrow-Plößl'sche Instrument ruht auf einem so solid als elegant gebauten, unmittelbar auf dem Boden stehenden Pyramidalstativ von Mahagoni, und erhält durch ein zweckmäßig eingerichtetes Triebwerk eine sehr sanfte horizontale und vertikale Bewegung. Bei seiner Anwendung auf den Himmel bewies es sich sowohl an Lichtstärke als an scharfer Begrenzung der Objecte durchaus vorzüglicher als der erwähnte Frauenhofer'sche Refractor; seiner kleinen Oeffnung ohnerachtet, verträgt es stärkere Vergrößerungen, und seine Bilder der Sterne sind entschiedener, gerundeter und schärfer begrenzt. So zeigte es z. B. den Satelliten des Polarsterns immer, wogegen der Frauenhofer denselben nur auf Augenblicke gewahr werden ließ; die Sonnenflecke erschienen im Dialyten durchaus bestimmter; die gerade eintretende größte Lichtphase des Mars war viel auffallender u. s. w. Trotz dieser Vorzüge ist ein solches Instrument viel wohlfeiler als ein gewöhnlicher Refractor und wird vielleicht in weniger Zeit um die Hälfte des Geldes gegeben werden können, welches man für diese bezahlen mußte. Mit der Leichtigkeit der Anschaffung guter Fernröhren wächst aber gewiß auch die Anzahl der Himmelsbeobachter, und das Geheimniß der Sterne wird mehr und mehr aufgelöst werden, je mehr und je geschärftere Blicke sich darum bemühen.

Indem sich aber solchergestalt die Objective der Fernröhren einer neuen, vollkommeneren Einrichtung erfreuen, hat man andernseits auch auf zweckmäßigere Gestaltung der Oculare gedacht. Bisher nämlich bestand die Achromasie (Fähigkeit, reine, von farbigen Rändern freie Bilder der betrachteten Objecte zu geben) dieser lezteren mehr dem Namen als der That nach, und man hatte, wie vollkommene Objective angewendet wurden, wegen der nicht gleich sorgfältigen Construction der Oculare doch nicht nur farbige Ränder, sondern auch Verschiebungen der Gestalt zu befürchten. Duwe, ein verdienstvoller Berliner Optiker und Mechaniker, versuchte es daher, auch Oculare aus Crown- und Flintglas zusammenzusetzen, d. h. also, auf sie dasselbe Verfahren anzuwenden, dessen man sich zur Vermeidung der Farbenzerstreuung und der Abweichungen wegen der Kugelgestalt für die Objective mit so großem Erfolge bedient hat; und er hat dergleichen Oculare für den großen Refractor der königl. Sternwarte zu Berlin (ebenfalls ein Werk Frauenhofers), gleichwie für das Instrument der dortigen bekannten Astronomen Beer und Mädler, der Autoren der in unsern Blättern so viel besprochenen neuen Mondkarte, geliefert, welche ein fast doppelt so großes Gesichtsfeld * zulassen als die bisher angewendeten Oculare von gleichen Vergrößerungen. Das ganze Bild, und nicht etwa bloß die Mitte desselben, zeigt sich dadurch in ungewöhnlicher Reinheit und Nettigkeit; und Mädler, von dem uns Berichte über diesen Gegenstand vorliegen und der als competent betrachtet werden darf, versichert, gleich in der ersten Nacht der Beobachtung mit einem solchen Duwe'schen achromatischen Ocular zahlreiche Gegenstände auf der Mondoberfläche wahrgenommen zu haben, welche vorher nie von ihm bemerkt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Man versteht unter „Gesichtsfeld" den Raum, welchen das Auge auf Einmal übersieht, besonders wenn es Gegenstände durch dioptrische Werkzeuge betrachtet, bei denen das Gesichtsfeld, da auf allen Seiten der Augenaxe nur gleich viel übersehen werden kann, einen Kreis bildet. Durch Anwendung mehrerer oder anderer Augengläser kann das Gesichtsfeld vergrößert werden.

Moden.

Die Vegetation der Moden blüht und reift gerade in den umgekehrten Jahreszeiten wie die Früchte der Erde. Wenn das Leben der Gewächse im Winterfrost sich zurückzieht und schlummert, so wirkt dagegen der heiße Sonnenstrahl lähmend oder doch retardirend auf jene Welt von Formen, die im Lauf der Cultur aus dem Keime des paradiesischen Feigenblatts hervorgegangen ist. Sie gedeihen vorzugsweise bei Kerzenlicht, und die Pariser Opern und die Bäue und Cirkel der vornehmen Welt sind die eigentlichen Treibhäuser der seidenen und mousselinenen Früchte, deren Samen auf alle Blumenbeete Europa's getragen wird, wo er wohl oder übel, und nur zu oft in Bastarden aufgeht. Im Sommer stockt dieser ganze Reproductionsproceß, schon darum, weil die vornehmen Gärtner und Blumisten in Bädern, Landhäusern und Pestkaleschen die Welt sich selbst überlassen. Quand Auguste buvait la Pologne était ivre, und wenn die Pariserin auf dem Lande Eselsmilch trinkt, ist die schönere Hälfte des fashionablen Menschengeschlechts ein paar Monate lang ungewöhnlich vernünftig. Die Pariserin ist mit ihrem Flor von Kamisolen, Schlafröckchen, Peignoirs, Roben, Hauben und Hüten, wie sie der Nachtrieb des Frühjahrs brachte, auf's Land gegangen. Dort ruht sie im feinoder breitgestreiften Mousselinkleide von ihren legislativen Arbeiten aus, und dazu trägt sie, pour faire négligé, wie es sich beim Landaufenthalt für den ganzen Tag schickt, das allerliebste, tief in den Nacken gesetzte Händchen, und die seidene, schottisch-grüne, thuya-grüne oder egyptisch-braune Schürze, und an den Füßen hat sie pantoufles habillées von zeisiggrünem oder saphirblauem Maroquin mit einer Bandeinfassung von abstechender Farbe. Denn man muß wissen, daß gegenwärtig die entschiedenen, ehrlichen Farben in Allem mit Erfolg gegen die schon so lange verrschenden zweideutigen Schattirungen ankämpfen, aber eben wegen ihrer Ehrlichkeit und Freimüthigkeit es schwerlich weit bringen werden. — Die Mode hält also ihren Sommerschlaf, und wir, die wir es nur mit den größern Zügen ihrer Geschichte zu thun haben,

Digitized by Google

mochten uns nicht dabei aufhalten, von den wesenlosen midsummernight's dreams der Pariser Schneiderinnen zu erzählen.

Das Bezeichnende der gegenwärtigen Periode ist, daß eine Lebensfrage der weiblichen Tracht so lange nicht zur Entscheidung kommen will, nämlich die definitive Constitution der Ermel; sie ist immer noch so schwankend wie die Grundgesetze der pyrenäischen Halbinsel. Der seit dem vorigen Winter wüthende Kampf zwischen dem weiten und dem knappen Ermel hätte sich völlig vor Eintritt der schönen Jahreszeit entscheiden sollen. Die Lebenskraft des Sommers ist natürlich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, und so herrscht denn seit vielen Monaten die bedenklichste, vielleicht beispiellose Anarchie; Formen zu Hunderten, deren jede sich für legitim ausgibt, laufen um, und wenn dem Unfug nicht bald durch die Thronbesteigung eines rechtmäßigen Ermels gesteuert wird, so dürften am Ende gar in Germania superior oder inferior der Schöpfungstrieb und Emancipationsideen erwachen. Gottlob! der September höchstens wird Ordnung stiften; aber in welcherlei Gestalt das neue Idol sich incarniren wird, das weiß noch kein Sterblicher. Allermittelst herrscht der sogenannte gute Geschmack, der mystische Geheimerath der Mode, welcher die besten Rathschläge gibt, die am seltensten befolgt werden, ein alter Ueberall und Nirgends, der Alles drunter und drüber gehen läßt. Hier sieht man eine Dame mit vorwurfsfreier oberer Extremität, mit gut abfallender Schulter, rundem, richtig angesetztem Arm: sie trägt geradezu den radikalen geraden, knappen, bis an's Handgelenk einfältig verlaufenden Ermel, zum scandalösen Beweis, daß das, was noch vor Jahresfrist ein Scandal war, jetzt keiner mehr ist, nämlich das Bestreben, körperliche Vorzüge geltend zu machen. Eine andere hängt fest an den toryistischen, Uebelstände deckenden und alte Ansprüche vertheidigenden Ermeln à la bedelière oder à la jardinière, welche in den weiten Reactionsermel à la duchesse übergehen, und Niemand ist bis jetzt berechtigt, sie aus ihren Verschanzungen zu treiben. Die dritte hält sich an die Form à la Françoise de Foix: eine Reihe ungleicher Bouillons über einander, mit Krausen dazwischen; sie trägt auf beiden Achseln Wasser und glaubt vor dem neuen Souverän jedenfalls bald gerechtfertigt zu erscheinen. Hiemit sind nicht einmal die Hauptrepräsentanten der unendlich mannichfaltigen Formen bezeichnet: da ist der der ganzen Länge nach offene, halbweite, an drei Stellen mit Knöpfen zusammengehaltene Ermel, der den knappanliegenden Unterermel durchblicken läßt; da ist der quinquecentistische, an Schulter und Oberarm knappe, dann sich rasch erweiternde und bis zur Hand glockenförmig niederfallende Ermel; da sind die mittelalterlichen manches à la Clotilde, kopirt nach den langen, geraden Figuren der Blanchen und Evangelinen, welche in den Kreuzgängen der Klöster mit gefalteten Händen auf ihren Grabsteinen liegen; ferner die platten Ermel mit dreifacher breiter Krause über dem Ellbogen, die halbweiten mit doppeltem Ueberhang auf der Schulter, die oben mit knappen Bouillons eingeschnürten, unten weiten u. s. f. u. s. f. Kurz, wenn man an die schöne, aleimförmige Organisation der vorigen Periode unter der Herrschaft des großen Ermels denkt, glaubt man sich aus einem gut uniformirten Heere in einen buntscheckigen Lanzknechthaufen versetzt. Aber wie gesagt, es wäre ohne Beispiel in der Geschichte, wenn die neue Ordonnanz noch lange auf sich warten ließe. Und wenn sie erscheint, wohl dann denen, welche sich ihr fügen können, ohne körperliche Vorzüge unter den Scheffel, oder Mängel dießtellen zu müssen! wohl auch den nur Eiteln und Gedankenlosen, welche sich in das Aergste fügen und nur wissen wollen, woran sie sind!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

v. Witzleben. Franz Horn.

In dem Kriegsminister General v. Witzleben verliert unsere Armee abermals einen thätigen Zeugen aus dem großen Befreiungskriege. Die Zahl derer, die in den höhern Kreisen damals mitgewirkt und erkannt haben, daß nicht Taktik und Subordination allein, sondern ein Nationalwille und eine Begeisterung für Freiheit nöthig war, um das möglich zu machen, was 1813 geschehen ist, wird immer kleiner. Dürfen wir uns auch der Hoffnung überlassen, daß diejenigen niemals dauernd an's Ruder kommen werden, welche, Principien aus vermoderten Grüften mit neuer Logik überfirnissend, das leugnen, so ist es in diesem Augenblick doch von großer Wichtigkeit, wenn noch alte, ehrenwerthe Augenzeugen, die selbst noch den Flucch des alten Regimes gefühlt und selbst zum jüngern Geschlechte gehörten, als es die Fesseln zerbrach, unserer heutigen jungen Generation ernst in's Auge blicken, und sie dann und wann erinnern mögen an eine Wirklichkeit, die man gern von beiden Seiten jetzt wegleugnete. Als Mensch, Militär und Minister hinterläßt Herr v. Witzleben den Ruf der strengsten Rechtlichkeit und eines Pflichteifers, der sich nicht allein nach unten, sondern auch nach oben durch keine Rücksichten zurückschrecken ließ. In diesem Muthe, Wahrheiten auszusprechen, auch wo man sie nicht gern hört, gehörte er einer ministeriellen Heroenzeit an, die mehrere Generation durch in Preußen blühte. Daß nach großen Anstrengungen Erschöpfung eintritt, und ein Heroenalter nicht ewig dauert, liegt in den Naturgesetzen.

Von anderm Stoffe, aber auch aus einer abgelaufenen Zeit, ist ein anderer Todter, den der Tod als Wohlthäter für ihn abforderte. Dr. Franz Horn starb nach einem schmerzvollen Krankenlager. Eigentlich war sein ganzes Leben ein solches. Die, welche vor einer Reihe von Jahren den Dichter mit sehr bittern Invectiven verfolgten, und ihn systematisch als Dichter todt zu schlagen suchten, haben wohl nicht bedacht, daß sie es mit einem durchaus kranken Manne zu thun hatten, für den fast jede Nacht ein schlafloses Schmerzenslager war, der, nervös gelähmt, kaum selbst schreiben und, wo sein Geist zum Produciren sich frei machte, nur seiner Gattin in die Feder diktiren konnte. Er gehörte zur ehedem nicht geringen Zahl der deutschen Dichter, welche, aus dem Leben allmählich ganz abscheidend, sich in einer Welt von Stimmungen begraben. Wenn diese Stimmungen mit denen um sie her nicht stimmen, ist die gegenseitige Trennung bald ausgesprochen. Einzelne seiner novellistischen Dichtungen verdienten wohl in der Erinnerung zu bleiben, z. B. sein Roman: „die Dichter.“ Die Dichter von damals sind zwar nicht die heutigen; doch ist viel Wahrheit in diesem psychologischen Sittenbilde. Es ist kein unwichtiger Zug in Horns Leben, daß er, der in streng sittlicher Gesinnung dichtete, urtheilte und lebte, doch fern von der ascetischen Strenge der modernen Frommen, der Heiterkeit und dem Vergnügen keineswegs abgestorben war. In seiner abgeschlossenen Gefühlswelt construirte er sich freilich die Erscheinungen anders, als sie uns erscheinen, und bemerkte da Brücken und Verbindungen, wo wir nur Risse sehen. Der bewundernde Kreis von Freundinnen, der ihn umgab, verstörte ihm die Mißklänge, wo sie doch aus der disharmonischen Außenwelt bisweilen herüberdrangen in seine Welt voll Liebe und Erbauung. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 206.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 29. Auguſt 1837.

— Plures soles simul cernuntur, nec supra ipsum, nec infra, sed ex obliquo. Trinos soles antiqui saepius videre.

Plinius.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Wird man künftig dieſe Duwe'ſchen Oculare mit den Littrow-Plößl'ſchen dialytiſchen Objectiven verbinden, ſo gelingt es, um bei der eben erwähnten Mondoberfläche ſtehen zu bleiben, durch dieſe Verbindung auch wohl noch, die wahre Natur der räthſelhaften Rillen und ſymmetriſchen Reihen von Grübchen auf jenem Geſtirn aufzuklären, über welche wir in unſern frühern Vorträgen ſo ausführlich geſprochen haben. Die a priori freilich längſt bejahend beantwortete Frage über die Bewohntheit des Mondes durch intelligente Weſen dürfte dann auch a posteriori entſchieden werden; und die Aſtronomie hätte einen Triumph errungen, gegen welchen ihre früheren Entdeckungen in der Topographie des Himmels kaum in Anſchlag kämen. Denn, wie wichtig alle übrigen Belehrungen über die phyſiſche Beſchaffenheit der andern Weltkörper unſeres Syſtems erſcheinen mögen, ſo erhält ihre Betrachtung den wahren, den höchſten Reiz doch nur erſt durch die ſinnliche Gewißheit ihrer gleichzeitigen Bewohntheit von genießenden und denkenden Weſen; und es knüpfen ſich an dieſe ſinnliche Beſtätigung einer an und für ſich allerdings unabweisbaren Annahme Beziehungen von einem ſolchen Intereſſe, daß nichts die Vergleichung damit auszuhalten im Stande iſt.

In das Gebiet der aſtronomiſch-phyſikaliſchen Phänomene, über welche wir unſere Leſer zu unterhalten haben, gehört auch die Erſcheinung zweier prächtigen Nebenſonnen, die am 11ten Juni d. J. Abends zwiſchen ſechs und ſieben Uhr zu Breslau beobachtet worden ſind und über welche uns ein Bericht des dortigen verdienſtvollen Aſtronomen v. Boguslawsky vorliegt. Dieſe Nebenſonnen erſchienen zu beiden Seiten der wirklichen Sonne in gleicher Höhe mit dieſer, bald beide zugleich, bald die eine oder die andere allein; ganz beſonders hell und wirklich blendend war zu Zeiten die weſtliche. Im Anfange zeigte ſich bloß die öſtliche; die Mitte ihres nur ſchwachen Schimmers fand ſich etwas über 22 Grad vom Mittelpunkte der wahren Sonne abſtehend. Nach ſechs Uhr aber erſchien, anſcheinend im nämlichen Abſtande, auch die zweite, weſtliche Nebenſonne, und bald wurde dieſe mit der erſteren durch einen Halbkreis von Strahlen verbunden, welche von der Sonne auszugehen ſchienen und ſtreifige Wolken zum Hintergrunde hatten. Um ſechs Uhr 40 Minuten ward dieſe weſtliche Sonne von einer kleinen, dunkeln Wolke verdeckt, aus welcher ſie aber bald in ſo glühender Farbenpracht und ſo blendendem Glanze wieder hervortrat, daß man ſelbſt ihr in der Oder abgeſpiegeltes Bild kaum mit bloßen Augen betrachten konnte. Dann

Digitized by Google

verblich sie allmählig und verschwand endlich bald nach der östlichen gänzlich.

Dieser schönen Erscheinung der Nebensonnen erwähnen fast alle bedeutenden Naturforscher älterer und neuerer Zeit. Aristoteles spricht davon im dritten Buche der Meteorologica; Plinius (H. N. II. 31.) führt alle im römischen Reiche beobachteten Nebensonnen, mit Benennung der Consuln an, unter denen sie gesehen worden. In der neuern Zeit finde ich besonders zweier, überaus prächtiger Nebensonnen erwähnt, welche der Jesuit Scheiner, der bekannte Entdecker der Sonnenflecke, am 20sten März 1629 zu Rom beobachtete und welche Descartes im zehnten Buche seiner Meteorologie unter dem Namen des „römischen Phänomens“ * beschreibt. Hevel, der Danziger Astronom, spricht in seinen Werken gar von sieben Nebensonnen, welche am 20sten Februar 1661 zu Danzig auf einmal erschienen sind. Im höheren Norden aber sind die Nebensonnen eine fast tägliche Erscheinung; in Sibirien besonders werden sie, nach den einstimmigen Zeugnissen aller Reisenden, überaus häufig beobachtet, und an der Hudsonsbay sollen sie oft mit der wirklichen Sonne aufgehen und dieselbe den ganzen Tag begleiten.

Dieser Umstand, daß die Nebensonnen besonders oft in höheren Breiten vorkommen und sich auch bei uns meistens nur in der kälteren Jahreszeit zeigen, begünstigt die zuerst von Huygens, dem englischen Zeitgenossen Newtons, gegebene und noch jezt allgemein giltige Theorie dieses Phänomens, der zu Folge dasselbe von kleinen, in der Luft hängenden Eisnadeln herrührt, welche eine solche Brechung und Reflexion der Sonnenstrahlen verursachen. Der wichtige Einwurf, daß wir, wie im vorliegenden Falle, auch im Sommer öfters Nebensonnen beobachten, wird in dieser Theorie dahin beantwortet, daß in den ungemein hohen Regionen, wo sich die Nebensonnen bilden, zu allen Jahreszeiten und in allen Climaten dergleichen Eisnadeln vorkommen können, und daß dieselben verdunstet seyn werden, ehe sie die tieferen Schichten der Atmosphäre erreichen. Wirklich sind aber auch, bei niedrigerer Temperatur, nach Verschwinden von Nebensonnen, zuweilen solche aus der Luft herabfallende Eisnadeln beobachtet worden; und wie gekünstelt also die Huygens'sche Erklärung erscheint, so sprechen doch die unmittelbarsten Erfahrungen selbst für dieselbe. Denjenigen der Leser endlich, denen um eine gründliche mathematische Erklärung des Vorgangs, welche ich hier nicht geben kann, zu thun seyn sollte, weiß ich keine bessere Auseinandersetzung, als den Artikel „Hof“ in der neuen Ausgabe von Gehlers physikalischem Lexikon zu bezeichnen, den der verewigte Brandes verfaßt hat und welcher nichts zu wünschen übrig lassen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ich erinnere mich, vom „römischen Phänomen“ als einer bekannten Sache und ohne weitere Erklärung zuweilen in italienischen Schriftstellern gelesen zu haben. Die Leser haben nun hier diese Erklärung.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Ich glaube schwerlich, daß der Anblick von Maisons-Laffitte unserm Pariser diese Erinnerungen erweckt; erstlich beschäftigt ihn seine Bagage zu sehr, und dann, was gehen ihn Maisons und Laffitte an? Maisons ist ein großer Park, wo man sich ein Stück Land kaufen, ein Haus bauen und als Anachoret leben kann, und Laffitte ist ein Bankier, welcher der Rue d'Artois seinen Namen gegeben hat; das sind lauter alte, bekannte Geschichten. Aber der Pariser bemerkt eben so wenig den grandiosen Herrensitz von Herblay und die alten Klosterruinen von Conflans-Sainte-Honorine, dessen Prior, einem uralten Privilegium zu Folge, einen Tag vor und einen Tag nach Himmelfahrt König der Provinz war, und dem binnen dieser 48 Stunden jeder Einwohner des Orts eine Pinte Wein bringen mußte. Als wir da vorüber fuhren, wußte der Pariser gerade nicht, was er mit seinem Mantel anfangen solle. Wenn die Schiffsmannschaft den Schloot umlegt, um unter der Brücke von Poissy durchzufahren, ißt er gerade ein Beefsteak; der Undankbare hätte wohl einen flüchtigen Blick auf Poissy werfen können, welches seine Hauptstadt mit Hämmeln versieht. Die Gründung dieser kleinen Stadt von 2000 Seelen datirt sich aus einem sehr hohen Alterthum. Schon im neunten Jahrhundert muß es ein ansehnlicher Ort gewesen seyn, weil Karl der Kahle daselbst im Jahr 868 eine Reichsversammlung hielt. König Robert, Sohn Hugo Capets, der im Jahr 997 auf den Thron stieg, hatte einen Landsitz zu Poissy, und Constance, seine Gemahlin, deren böser Charakter ihm so viel Kummer verursachte, wohnte eben daselbst in einem andern Landhause. Im Schlosse von Poissy wurde der heilige Ludwig geboren, welcher in vertrauten Briefen an seine Freunde „Ludwig von Poissy“ zu unterzeichnen pflegte, wofür er folgenden naiven Grund angab: „Ich mache es wie die römischen Kaiser, welche sich nach den Orten, wo sie Siege errungen hatten, benennen ließen; zu Poissy aber habe ich den gefährlichsten Widersacher überwunden, weil ich dort durch die Taufe der Gewalt des Bösen entronnen bin.“ — Ludwig IX. hat auch die lange steinerne Brücke bei Poissy bauen lassen, welche noch heutzutage existirt. Die Stadt selbst gewährt einen traurigen Anblick; sie ist schlecht

Digitized by Google

gepflastert, unregelmäßig gebaut und sehr unreinlich, welches leztere übrigens nicht zu verwundern ist, weil daselbst dreimal in der Woche Viehmarkt gehalten wird. Merkwürdig zu Poissy ist ein großer, im Jahr 1790 gepflanzter Freiheitsbaum, welcher jezt das Gefängniß beschattet; ein trauriger Umstand, welcher an die Pariser Bastille und an Genua erinnert. Am erstgenannten Orte gab es bekanntlich einen sogenannten Thurm der Freiheit, und über dem Eingang des genuesischen Staatsgefängnisses liest man: libertas!

Rasch gleitet das Dampfschiff vorüber an Vilaines, Medan, Vernouillet, Verneuil, dessen auf einer waldumkränzten Anhöhe sich erhebendes Schloß der Madame Morfontaine, der Tochter des ermordeten Lepelletier von Saint-Fargeau gehört. Nach einer starken Krümmung des Flusses sehen wir Triel, den ehemaligen Landsiz der Prinzessin von Conti, Vaux, berühmt durch seine frühreifen Zwergerbsen, und das romantisch liegende Städtchen Meulan, ein lachendes Amphitheater am rechten Ufer der Seine, über welche hier eine prächtige Brücke führt. Es ist ein Städtchen von etwa 2000 Einwohnern, welche starken Leder- und Tuchhandel treiben, auch viel Mehl und Gyps bereiten. Meulan gegenüber liegt eine kleine Insel, Ile-Belle genannt, auf welcher der Abbé Bignon, der Bibliothekar Ludwigs XV., Mahomets Paradies auf Erden angelegt hatte; es war nicht sehr kanonisch, aber allerliebst. Ludwig XV., berichtet die Geschichte, verschmähte keineswegs, die Houris dieser Insel zu besuchen; eines Tags wollte er sogar das Paradies umtaufen und die Insel Ile aux Belles nennen. — Es dauert nicht lange, so gelangt man nach Mantes, dessen zwei Stiftskirchthürme man in einer Entfernung von neun Meilen wie zwei schwarze Stifte am Horizont erblickt. Es ist eine kleine Stadt mit einer Bevölkerung von etwa 4200 Seelen und mit dem Beinamen „die Hübsche.“ Eine schöne Brücke, das Meisterstück Perronnets, welcher auch die Brücke von Neuilly und den Pont de la Concorde in Paris erbaut hat, vereinigt Mantes mit dem auf dem rechten Seineufer befindlichen Flecken Limay, dessen in einen Felsen ausgehauene Einsiedelei Saint-Sauveur jedes Jahr am 6ten August zahlreiche Wallfahrer und eine große Volksmenge herbeilockt. Die Straßen von Mantes sind äußerst sauber und reinlich, luftig und mit niedlichen Brunnen geziert. Der Ursprung der Stadt ist sehr alt; einige französische Geschichtschreiber behaupten, sie sey von den Druiden gegründet worden. Sie war ehemals befestigt, und noch gegenwärtig bemerkt man in ihren Ringmauern alte Thürme und Bastionen, welche der Alles zerstörenden Zeit Trotz geboten haben. Hieher machte der Enkel des Pelzhändlers von Falaise seinen Kirchgang mit 10,000 Lanzen, welche in Wachskerzen versteckt waren, die er dem König von Frankreich versprochen hatte. Wilhelm der Eroberer verbrannte Mantes im Jahr 1087. Kein Mensch ist auf eine jämmerlichere Weise umgekommen, als dieser Stifter einer fünfhundert Jahre über England herrschenden Dynastie und Bastard einer normännischen Bäuerin, in welche sich Robert der Teufel verliebte, als sie ihren Reck im Bache wusch. Aus Barmherzigkeit von Mantes nach Rouen geschafft, hatte er nur zwei Priester und einen seiner Diener zur Pflege bei sich; ein Magenabsceß verursachte ihm die heftigsten Schmerzen. Er war noch nicht todt, als sein Diener ihn bereits im Stich gelassen hatte, um den zurückgebliebenen Jagdhund nachzuholen. Als der Diener mit dem Hunde seines Herrn ankam, hatte der König bereits seinen Geist aufgegeben, und von seinen beiden Aerzten, d. h. von den zwei ihn begleitenden Priestern war bloß noch Gonthard, Abt von Jumièges, bei ihm geblieben; der andere, Guilbert, Bischof von Lisieux, hatte sich davongemacht. — „Warum hast du den König, deinen Herrn allein gelassen?“ fragte Gonthard den Diener. „War er denn noch nicht gestorben?“ erwiderte der Leibeigene. — „Nein, Undankbarer; statt nach dem vergessenen Hunde zu laufen, hättest du bei mir bleiben und Hülfe leisten sollen.“ — „Er roch so übel, daß ich ihn nicht mehr für lebendig hielt, und ein lebender Hund ist am Ende immer noch mehr werth als ein todter König.“ Das alte Schloß von Mantes, worin Philipp August gestorben und Heinrich IV., Ludwig XIII. und Ludwig XIV. zu verschiedenen Zeiten gewohnt haben, ist im Jahr 1721 auf Befehl seines lezten Eigenthümers, des Herzogs von Orleans, niedergerissen und zerstört worden.

(Die Fortsezung folgt.)

Moden.

(Beschluß.)

Das legitimistische Journal la Mode vergleicht die hier besprochene Krisis mit dem Geschick der Julirevolution, zur Bestätigung des Satzes, daß auch im Reich der Moden die Revolutionen denen, welche sie machen, selten zu gut kommen, und diesen Gedanken auffassend, glauben wir den allgemeinen Ermeltypus der bevorstehenden Periode ziemlich sicher voraussagen zu können. Der gute alte, fromme, gegen Jedermann gütige weite Ermel ist nach langer, friedlicher Regierung vom engen Ermel des Throns beraubt worden, freilich nicht im Juli, sondern, nach dem oben angegebenen Naturgesez, im Herzen des Winters, aber auch, wie man die Hand umdreht. Die engen Ermel, denen der längst vorbereitete Streich gelungen war, hatten indessen noch gar nicht Zeit gehabt, sich zu besinnen, wie sie des Siegs froh werden wollten, da kamen auf einmal, man weiß nicht recht woher, halbweite Ermel, wie die Retter Frankreichs, nachdem der Kampf vorüber war. Diese sagten erst leise, dann immer lauter, den weiten Ermeln sey schon Recht geschehen,

Digitized by Google

aber mit den engen sey es auch nichts, mit ihnen compromittire man sich, mit ihnen genire man andere respektable Personen noch mehr als sich; ein Mittelding dagegen, wie sie, müsse Jedermann gerecht werden. Nach dieser Analogie wäre die Restauration des Ballonermels à l'Imbécille in sehr weitem Felde; auch der enge, antike, demagogische Ermel à la Lafayette könnte sich nicht halten, und die meiste Aussicht, der Regent der nächsten Zukunft zu werden, hätte ein Ermel à la Louis Philippe, der weiter ist, als er aussieht.

In England hat der Tod Wilhelms IV. die ganze vornehme Welt in Boy und Flor gehüllt.

Hung be the heavens with black, yield day to night!

Die Damen ließen sich wohl gerne den bunten Schmetterlingsstaub von den Flügeln streifen; sie wissen, daß auch die Maske des Trauermantels auf eine Weile ihre Verdienste und Vortheile hat. Die hohen Gestalten mit den edlen, blühenden Gesichtern und den stolzen Augen nehmen sich in der ernsten Fassung von schwarzem Gewand, von Gagat und Diamanten gar zu gut aus. Nach der englischen Sitte wird bekanntlich jedesmal der Anzug der dem sogenannten Drawing-room der Königin anwohnenden Damen in der Hofzeitung, dem Courtcircular, umständlich beschrieben. Der Hofcostümbeschreiber weiß sonst seinem Gemälde durch die Schilderung des mannichfachen Farbenspiels der Gewänder den größten Effekt zu geben; aber bei dem ersten Drawing-room, das Königin Victoria im lezten Monat gab, fiel es, den Umständen gemäß, auf's Trübseligste langweilig aus. Die einzigen, auf dem kohlschwarzen Grunde aufgesezten Lichter waren der melancholische Schimmer des Gagats und das geisterhafte Licht des Diamanten, und die Hauptunterschiede zwischen den Figuren bestanden darin, daß bei der einen das Unterkleid von Atlas, bei der andern von gros de Naples war, daß die eine die Toque von Krepp, die andere schwarze Federn auf dem Kopfe trug. Wir heben aus der unabsehbaren Reihe einige Anzüge aus, um einen Begriff von dieser offiziellen Musterung zu geben. — Ihre Majestät. — Schwarzes Kreppkleid, reich mit Gagat gestickt, über schwarzer Seide; Schleppe von schwarzem Krepp über schwarzer Seide, geschmackvoll mit Gagatblumen gestickt. Kopfpuz: Federn, Gagatschmuck und Kreppschleier. J. Maj. trug die Insignien des Hosenbands, Band und Diamantstern. — Verwittwete Herzogin von Richmond. — Hofkleid von schwarzem Krepp, glänzend mit Gagat gestickt, über einem reichen schwarzen atlasnen Unterkleid; Schleppe von reichem schwarzem pou de soie, mit schwarzem Krepp überzogen und geschmackvoll mit einem Rouleau aufgeputzt. Kopfpuz: eine elegante Toque von schwarzem Krepp mit Gagat, langer Kreppschleier. — Marktsin von Aylesbury. — Schwarzes Kreppkleid, zu beiden Seiten elegant mit Krepp und Gagat verziert, über einem reichen Unterkleid von gros de Naples; der Leib des Kleides à la Christine, die Ermel sehr hübsch mit Gagat und Kreppprofetten verziert; Schleppe von reichem schwarzem pou de soie, mit Krepp überzogen und elegant mit Gagat verziert. Kopfpuz: schwarze Federn und Diamanten, Kreppschleier. — Dieses Lied wird bei einem Halbhundert Damen abgesungen, und hat ohne Zweifel eben so viele Glückliche gemacht. — Die Eitelkeit im Trauerkleide weiß nicht, wie trefflich das einzige Geschmeide, das eine Hoftrauer zuläßt, zu diesem Dienste paßt, wie laut es die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge predigt. Gagat ist Kohle, Diamant ist Kohle: jener ist der Rest einer untergegangenen Schöpfung, und der zauberische Lichtträger der Tiefe geht in Rauch auf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsezung.)

Fanatismus. Chemische Feuerzeuge. Concerte.

Von einem Studenten der Theologie, welcher seine Wirthin und deren Tochter erstochen, werden Ihren Lesern die Zeitungen schon gemeldet haben. Ihr Korrespondent kann Ihnen zur Zeit nicht viel mehr mittheilen, als daß es mit dem Stiche, nicht aber mit dem Erstechen seine Richtigkeit hat. Auch bestätigt es sich leider, daß eine Raserei des Fanatismus ihn angetrieben hat. Er wollte sie bekehren. Die gute Berliner Bürgerin wußte aber nicht, wie sie dazu kam, und begriff nicht, was für ein Recht er dazu habe. Er sezte ihr nun einen lezten Termin, von ihrer Gottlosigkeit abzulassen, und erklärte ihr darauf mit dem Messer in der Hand, dieser sey verstrichen, und er ihr Richter und Retter. Ueber die Sache, wie über mehrere, die in dasselbe Fach schlagen, herrscht übrigens noch ein conversationelles Dunkel; so z. B. auch über einige hier gewesene Baptistenprediger aus dem Orient, die wirklich im Rummelsburger See bei Stralau einige nambafte Männer aus der Stadt zum zweiten Male getauft haben sollen. Denn nach ihren Ansichten ist nicht allein nur die Wiedertaufe in erwachsenen Jahren, sondern nur eine, die in einem wirklichen Flusse oder Fußsee vorgenommen wird, von echter Wirksamkeit. Wer den Rummelsburger See kennt, trefflich zu Wasserpartien und zum Baden, und eine Berliner Studentenwohnung und Studentenwirthin, dem werden beide Begebenheiten so wunderbar vorkommen, daß das Wunder an das unglaublich Lächerliche streift. — Ein mit Gästern beladener Frachtwagen, besonders Spielzeug, fährt von hier aus nach den preußischen Städten. Auf einem Berge vor Tasdorf, einer nächsten Station von hier, stehen die Gäule plözlich still, denn es regt und bewegt sich hinter ihnen in der todten Masse, die sie ziehen, und als die Kärner sich umkehren, knistert und prasselt es ihnen schon entgegen, ein prachtvolles Feuerwerk. Kaum gelingt es ihnen, die Pferde loszumachen, als der große Feuerregen sich schon bergab zurückwälzt. Alle Versuche zu retten sind umsonst. Wagen und Ladung verzehren sich in ihrem eigenen Feuer. Es soll ein Werth von 60 000 Thalern verbrannt seyn. Nicht ganz so dunkel als bei den vorhin genannten Fällen ist, was diese innere Gluth angeschürt hat. Es sind nämlich chemische Feuerzeuge, und namentlich solche, die sich durch Reiben entzünden, darunter verpackt gewesen. Deren Versendung ist, wenigstens mit der Post, verboten. Dennoch schwebt noch ein Dunkel über der Sache, denn der Versender will, wenn er auch die Thatsache der Versendung zugibt, doch in Abrede stellen, daß seine Reibeschwämme ohne äußern Anlaß zu solche zerstörende Wuth gegen die Galanteriewaaren gerathen können.

An musikalischen Festen zu milden Zwecken ist ein wahrer Regen in diesen lezten Tagen gewesen, und ein silberner auf Verbrannte und Ueberschwemmte geregnet. Ein großes geistliches Concert, vom Grafen Brühl in der Garnisonskirche veranstaltet, hat für die Ueberschwemmten in der Lausitzer Niederung noch nachträglich nicht unbedeutende Hülfe gespendet. Doch ist die Noth dort noch immer groß. Einen noch größern und unerwartet bedeutenden Ertrag haben die Musici, Gebrüder Reichardt, durch ein Concert zum Besten ihrer Landsleute in dem abgebrannten Schleiz erzielt. Die Besucher spendeten mit vollen Händen, weit über den Preis, und doch waren die weiten Räume des schönsten öffentlichen Gartens um Berlin so überfüllt, daß buchstäblich an manchen Stellen kein Apfel zur Erde konnte, und selbst die schönen Besucherinnen stehend zuhören mußten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 30. Auguſt 1837.

Parisien, que ta lumière
Languit sous des brouillards épais!
Et sur les plus simples objets
Quelle stupidité plenière.

Gresset.

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

(Fortſetzung.)

Wenn man Mantes hinter ſich hat, bemerkt man auf dem Dampfſchiff ſchon lange Geſichter und Anſtalten zum Gähnen. Die Langeweile beginnt ſich am Bord einzuſtellen. Dieſe Untugend iſt in der That eine Erbſünde, eine Peſtbeule der Dampfſchiffe. Ein franzöſiſcher Touriſt ſagt mit Recht: „Das Dampfſchiff verräth ſeinen engliſchen Urſprung; es iſt mürriſch, ſteif, ſchweigſam und hat den Spleen. Nirgends eine Spur von Einheit und Einigkeit; die ganze Reiſegeſellſchaft hat ſich in lauter kleine Coterien geſpalten; nirgends ein Zuſammenhalten, eine redſelige Laune; Jeder knöpft ſeine Ideen bis an's Kinn zu.“ Es läßt ſich nicht leugnen, das ſteife, ungelenke, ungeſellige Benehmen Altenglands hat ſich über Gebühr auf den Dampfſchiffen des Continents eingeſchlichen. Der Pariſer ennuyirt ſich aus dieſem und noch andern Gründen am ärgſten. Man bedenke, jezt ſieht er beinahe vier Stunden lang Waſſer, die Seine, die Seine, und immer und ewig die Seine! Was liegt ihm an dem wechſelnden, göttlichen Schauſpiel, welches ſich zu beiden Ufern vor ſeinen Blicken aufrollt? Der Pariſer hatte ſich auf etwas viel Schöneres, Reizenderes geſpizt; auf einem Sonntagsausfluge nach Saint-Cloud und Nanterre hat er ohngefähr daſſelbe geſehen. Gütiger Gott, was ſoll er bis zum Mittageſſen anfangen? womit ſoll er ſich die Zeit bis nach Rouen vertreiben? — „Um welche Zeit ſind wir in Rouen, Conducteur — ich wollte ſagen Kapitän? Hält das Dampfſchiff nicht einmal unterwegs an? Könnte man nicht irgendwo an's Land ſteigen?“ — „Allerdings; aber wir müſſen erſt an der Schleuſe von Pont de l'Arche ſeyn.“ — „Ach, richtig, Pont de l'Arche, ich erinnere mich; Pont de l'Arche iſt mir bekannt: das iſt eine Stadt mit einer Brücke von einem einzigen Bogen, der ſich majeſtätiſch über die Seine hinüber wölbt.“ — „Eine Brücke mit einem einzigen Bogen über die Seine? ſie hat ihrer wohl zwanzig.“ — „Vraiment? Tiens! tiens! Wann laufen wir denn in die Schleuſe ein?“ — „Heute Abend gegen ſechs Uhr, halb ſieben Uhr.“ — „Nicht früher?“ — „Es kann auch wohl ſieben Uhr werden.“ — „Merci!“

Da der Pariſer ſieht, daß der Kapitän ihn ſtehen läßt, kauft er dem Cook am Bord eine Cigarre ab und zündet ſie an, indem er tief ſeufzt. Dann betrachtet er lange unverwandten Blicks einen Mann, der auf dem Hintertheile des Dampfſchiffes ſteht und die Hände auf ein kupfernes Rad gelegt hat, welches er bald links, bald rechts dreht. Sicher peinigt es unſern Pariſer ſehr, zu erfahren, was der Mann macht; er brauchte ſich nur bei ihm darnach zu erkundigen, aber dafür wird er ſich

Digitized by Google

schönstens bedanken; wie stände es da mit seiner Würde? Während er in Nachdenken versunken den Piloten betrachtet, kommt ein Matrose und bedeutet ihn, auf dem Hinterverdeck dürfe man der Damen wegen nicht rauchen. Ganz verdrießlich begibt er sich nun in die Nähe der Maschine und sieht maschinenmäßig dem Herauf- und Heruntergehen der Kolben zu. Wenn zufällig einige gutmüthige Personen in seine Nähe kämen und einander den kunstreichen Mechanismus erklärten, den er spielen sieht, ohne das Mindeste davon zu begreifen, so würde er begierig zuhören; denn am Ende hat der Pariser so wenig Abscheu vor Belehrung, als ein anderer; aber aus eigenem Antriebe einen Fremden zu bitten, ihm die Einrichtung einer Dampfmaschine aus einander zu setzen, dazu kann er sich nicht verstehen; er würde bis über die Ohren roth werden.

Doch es ist Zeit einzulenken. Zwei Stunden unterhalb Mantes sieht man Rosny und sein weitläufiges, von Backsteinen erbautes, mit breiten, tiefen Gräben umgürtetes, mitten in einen von der Seine bespülten Park gesetztes Schloß, welches noch ganz neu war, als Anna, die Tochter Hugos, Grafen von Meulan, es im Jahr 1529 dem Jean von Bethune als Mitgift zubrachte. Dreißig Jahre nachher verkündeten die Glocken und Kanonen des Schlosses den Bauern des Dorfes, daß dem Herrn von Bethune ein Erbe geboren sey. Als der Knabe herangewachsen war, fand er in der Welt einen König, welcher ihn zu seinem Diener, zu seinem Freund, zu seinem Gefährten in Glück und Unglück, zu seinem Schatzmeister, zum Großmeister des Arsenals, zum Gouverneur der Bastille, kurz zu Allem machte, was er wollte. Heinrich IV. und Sully sind in der Geschichte zwei ebenso unzertrennliche Namen, als Castor und Pollux, Orest und Pylades; jedoch ist der Ruf des unbescholtenen Finanzministers weniger begründet, als der seines großen königlichen Gönners. Wir lesen in Tallement de Reour, daß Sully kleine Summen des Staatsschatzes auf kurze Zeit und gegen große Zinsen auslieh, womit er sich etliche und zwanzig Schlösser kaufte, die man noch heutzutage nebst allen ihren Dependenzien im Schauspielsaal des Herrensitzes von Villebon in Fresko abgemalt sehen kann. Aber wessen Eigenthum ist gegenwärtig die schöne Domäne von Villebon, welche von der Marquise von Aubespine, der Enkelin Sullys, mit so gewissenhafter Sorgfalt bis zu ihrem Tode bewahrt wurde? Wer spreizt sich jetzt in dem weiten gothischen Saal, wo die alte Marquise beständig auf einem hohen Armstuhl unter einem reichen Baldachin thronte, umgeben von ihren fünfzig Bedienten in goldstrotzender Livree, welche alle Tage für sie und ihren Pfarrer eine Tafel mit zwanzig Couverts deckten, deren Dessert die Dorfarmen aufaßen? Wer besitzt jetzt das Schlafzimmer Heinrichs IV., das Bett des Bearners, seine Lehnstühle, seine venetianischen Spiegel, seine schildpattenen, mit Gold eingelegten Möbeln und seine prächtige Rüstung, welche er in der Schlacht von Ivry trug? Ein Kind von sechzehn Jahren, der Enkel eines reichen Amsterdamer Kaufmanns. Und die Sullys, welche nach dem Tode des sparsamen Ministers zwei-und-zwanzig Rittergüter erbten, wo sind sie hingekommen? In's Hospital von Nogent-le-Rotrou, wo die ehemals der Leibeigenschaft ihres Urahns unterworfene Gemeinde sie aus Barmherzigkeit ernährt. Welch ein Umschwung der Dinge!

(Der Beschluß folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Für die Aufklärung der Kometographie ist in diesen Tagen ein wichtiger Schritt geschehen, wobei sich zugleich der nothwendige Zusammenhang der Wissenschaften, namentlich der Astronomie und Philologie, zu ihrer gegenseitigen Unterstützung, wieder recht deutlich ergeben hat. Da der Gegenstand in öffentlichen Blättern vielfach besprochen worden ist, so sind wir unsern Lesern um so mehr eine Aufklärung darüber schuldig. Der Komet nämlich, welcher im Jahr 710 nach Erbauung Roms, 44 vor Christi Geburt, kurz nach Cäsars Ermordung zu Rom erschien, sieben Tage lang äußerst glänzend gegen Norden gesehen wurde und den Lesern als „Julium sidus" aus der Alten bekannt ist,* setzte bisher die Astronomie in Verlegenheit. Denn die Spiele, während welcher sich der Komet sehen ließ, und die Cäsar Octavianus, zu Ehren seines Oheims, am Feste der Venus Genitrix feierte, fanden nach den alten Kalendern zu Ausgange des Monats September Statt. Die einzigen eigentlich astronomischen Berichte, die man aus jener Zeit besitzt, nämlich die der Chinesen, setzen dagegen die Kometenerscheinung des gedachten Jahres 44 vor Christus in die Monate Mai und Juni. Man mußte also, zur Erklärung dieses Widerspruchs in jenem Jahre die Erscheinung

* Man hat ihn fälschlich für einen und denselben mit dem bekannten Halley'schen gehalten, der den Lesern von seiner letzten Erscheinung im Jahre 1835 her erinnerlich ist, und der, wie sie sich ebenfalls erinnern, eine Umlaufszeit von 75 bis 76 Jahren hat und demgemäß 1759, 1682 u. s. w. beobachtet worden ist. Der Irrthum, den ich sonst nirgends aufgeklärt finde, scheint daher entstanden zu seyn, weil Halley einem andern zwei Jahre früher, also 1680 erschienenen Kometen von sehr fürchterlichem Ansehen eine Periode von 575 Jahren beimißt und ihn darum mit dem zwei Jahr vor Cäsars Tode (46 vor Christus) erschienenen Kometen für identisch erklärt.

Digitized by Google

zweier Kometen, eines von den Chinesen in den Monaten Mai und Juni und des zu Rom angeblich im September gesehenen annehmen. Von dieser bedenklichen Hypothese, wie sich der uns über diesen Gegenstand vorliegende Bericht ausdrückt, wird die Sternkunde durch eine Beweisführung befreit, welche der Rektor Weber zu Bremen in einer Gelegenheitsschrift: De ludorum statorum et vice anniversaria redeuntium apud Romanos ordine (Bremen, Heyse) niedergelegt hat, und worin er aus bisher unbeachteten Daten der Briefe des Cicero darthut, daß Augustus seine in jenem Jahre gehaltenen Spiele keineswegs, wie es in späteren Jahren der Fall gewesen, im September, sondern kurz nach seiner Rückkehr aus Apolonia, im Monat Mai angestellt hat, woraus folgt, daß der römische und der chinesische Komet allerdings identisch gewesen, und die chinesische Astronomie also diesmal vollkommen Recht gehabt hat.

Da auf diese Veranlassung zugleich viel von der chinesischen Astronomie und dem angeblichen hohen Alter der Wissenschaft bei diesem merkwürdigen Volke die Rede gewesen ist, so schmeichle ich mir, daß einige Notizen darüber nicht unwillkommen seyn werden, zumal da ich dieselben einem seltneren Werke, den „Observations mathématiques, astronomiques etc. tirées des anciens livres Chinois, des Jesuiten Souciet (Paris 1729) entnehme, in welchem Buche sich eine, vom Jesuiten Gaubel verfaßte Geschichte der chinesischen Astronomie findet. Ich muß zuvörderst bemerken, daß man das Alter und die Ausbildung der Astronomie bei den Chinesen doch zu hoch angeschlagen hat. In den ersten Jahrhunderten der chinesischen Geschichte und bis zum Jahre 1122 vor Christus herab ist nur von Beobachtung einer einzigen Finsterniß die Rede, und diese Beobachtung findet sich in dem Werke Chou-king, welches die Basis der chinesischen Geschichte und Gesetzgebung bildet. Die Reihe von 36 Finsternissen, deren Beobachtungen Confucius im Buche Chun-tsieou mittheilt, fängt erst mit dem Jahre 721 vor Christus an und geht bis 480; allein die Chaldäer beobachteten damals mit großem Fleiße, und es bleibt mindestens zweifelhaft, ob Confucius diese chaldäischen Beobachtungen nicht benuzt habe.

Eine ziemlich allgemein verbreitete Tradition sagt zwar, daß Fo-hi oder Fou-hi, der angebliche Stifter des chinesischen Reichs, seinen Unterthanen zugleich die Kenntniß der Gestirne beigebracht habe; allein etwas Bestimmtes läßt sich darüber nicht angeben. Man weiß nur, daß die Chinesen schon 2000 vor Christus das Sonnenjahr von 365¼ Tag gekannt und ihr Jahr immer von einem Wintersolstiz bis zum andern gezählt haben. Dagegen geht aus den chinesischen Schriftstellern unzweifelhaft hervor, daß gegen das Ende des fünften Jahrhunderts die astronomischen Wissenschaften in China fast völlig vernachlässigt wurden, daß man die Finsternisse nicht mehr beobachtete, noch, wie sonst, dem Kaiser Rechnung darüber ablegte, daß man den „mathematischen Thurm" zu Peking kaum mehr bestieg u. s. w. Ja der Kaiser Tsin-chi-hoang ließ, 246 vor Christus, fast alle chinesischen Bücher, zumal die astronomischen, verbrennen, womit die Praxis der Wissenschaft ganz aufhörte. Erst der Kaiser Linou-pang (etwa 50 Jahre nachher) zeigte wieder Vorliebe für dieselbe, und errichtete ein „Tribunal der Mathematik;" kurz vor Christus aber finden wir zwei chinesische Astronomen, Sse-ma-tsien und Linou-hin, deren Kenntnisse indeß ziemlich unvollkommen erscheinen. Im Jahr 99 nach Christus ließ der Kaiser Hoti ein großes Instrument von Kupfer verfertigen, um die Bewegung der Gestirne, welche man auf die Ekliptik zu beziehen anfing, zu beobachten. Im Jahr 206 nach Christus erwähnen die chinesischen Astronomen Linou-hong und Tsay-yong zuerst der Mondsungleichheiten, und zeigen, daß das Sonnenjahr nicht volle 365¼ Tag enthält; da aber die Ptolemäische Astronomie damals im Orient bekannt zu werden anfing, so darf man wiederum annehmen, daß sich ihre Lehren auch nach China verbreitet hatten. Indeß machte die Wissenschaft seitdem wirklich entschiedene Fortschritte im „himmlischen Reiche," und unter dem Kaiser Hoey-Tsong (1101 nach Christus) ward ein astronomisches Werk verfaßt, in welchem unter andern von den Eigenschaften des Magnets deutlich gehandelt ist.* Keiner der chinesischen Astronomen dieser Zeit darf aber mit Co-heou-king verglichen werden, der um 1280 zu Peking einen Gnomon errichten ließ, die Schiefe der Ekliptik, die Länge des Sonnenjahrs, die geographische Lage von Peking u. s. w. genau bestimmte, und zuerst die sphärische Trigonometrie anwendete. Er brachte die Wissenschaft auf eine Stufe, auf welcher sie sich bis zur Ankunft der jesuitischen Missionäre erhielt, deren Kenntnisse dem chinesischen Gouvernement so sehr zusagten, daß sich dasselbe zur Annahme der europäischen Astronomie entschloß. Wenn leztere also, um die hier in Rede stehende Frage schließlich mit einem Worte zu entscheiden, den Chinesen allerdings einige nüzliche frühere Beobachtungen, wie z. B. die Kometenbeobachtungen ꝛc., verdankt, welche uns zu dieser Digression die Veranlassung gegeben hat, so ist China umgekehrt den Europäern unzweifelhaft die Ausbildung seiner Sternkunde zur heutigen Form schuldig.

(Die Fortsetzung folgt später.)

---

* Es scheint nicht, daß der Magnet vor 1206 in Europa im Gebrauche gewesen. Wilhelm Gilbert (Tractatus de magnete S. 4) sagt ausdrücklich, daß derselbe damals von China nach Europa gebracht worden. Gleichwohl erwähnt der französische Poet Guyot de Provins schon um 1180 eines Instruments, welches er „Marinette" nennt, was von den französischen Piloten gebraucht werde, und, nach der Beschreibung, eine Magnetnadel gewesen seyn kann.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Das Bad Freienwalde. Falkenberg und die Anlagen des Majors v. Jena.

Merkwürdig ist, daß, ungeachtet der schlimmen Entrée dieses Jahrs, welche den Badeorten wenig Zuspruch verhieß, diese sammt und sonders überfüllt sind, nicht allein unsere Ostseebäder, die noch im Juni fast leer waren, sondern auch die kleinen Brunnenbäder in unserer Nähe. So siehet das Städchen Freienwalde, seit es jüngst sein hundertjähriges Jubiläum gefeiert, und dabei, so schien es, seinen gewissen Untergang, denn die Badegäste hatten es seit Jahren fast verlassen, in diesem Jahr eine nie erlebte Frequenz. Möglich, daß die feierliche Weihe die Aufmerksamkeit wieder auf den mit Unrecht vergessenen Ort gelenkt hat. Es ist aber auch ein anderer Umstand, der seiner neuen Blüthe günstig ist und Dauer verspricht. Das Bad war nämlich eine königliche Stiftung und wurde bis vor Kurzem fiscalisch verwaltet, ein Verhältniß, das zur Prosperität eines Vergnügungsortes nie ersprießlich war. Jezt hat der Magistrat das Bad an sich gekauft, und die Vorzüge einer Privatverwaltung in eigenem Interesse haben sich sogleich gezeigt. Freienwalde liegt im Oderthale, eine Gegend, deren Anmuth selbst in Berlin noch nicht genug bekannt und gewürdigt ist. Die für die Mark nicht unbedeutende Hügelkette, welche den fruchtbaren Oderbruch umschließt, hat Punkte mit Aussichten, denen nur der Ruf fehlt, daß sie nicht weiter aufgesucht werden, als die kleine Strecke von sieben Meilen, welche Berlin von Freienwalde trennt. Zwei kleine Meilen davon entfernt liegt noch anmuthiger ein anderes Bad, Neustadt Eberswalde, welches mit Freienwalde rivalisirt, und in diesem Jahr ebenfalls stark besucht ist. Zwischen beiden Orten liegt das Dorf Falkenberg, welches den vollständigen Charakter eines reizenden Gebirgsdorfes trägt, und über demselben eine Höhe, der Paschenberg, der die weiten Wiesengründe des Oderbruches beherrscht. Hier könnte der Märker vergessen, daß sein Vaterland eine Sandwüste genannt wird. Anerkennungswerth aber besonders die Bemühung eines Gutsbesitzers, des Major v. Jena, welcher zum Besten des Publikums und mit voller Uneigennützigkeit die Gegend zu einem Park umgeschaffen hat, der ohne alle Belästigung von Führern, Wegweisern und Erlaubnißkarten jedem Besuchenden offen steht. Ein stundenlanger Bergweg schlängelt sich von seinem Gute Köthen bis nach dem Paschenberge, mit Aussichten auf tiefe, duftige Waldschluchten, Wasserfälle und Künste, und eine reiche Natur in Gründen und Höhen, wo die Kunst nichts gethan hat, den ursprünglichen Charakter zu verwischen, sondern nur ihrer Leitung gefolgt ist, um die Hindernisse hinwegzuräumen. Solche humane Bemühungen, die so grell contrastiren ebensowohl gegen die gewöhnliche Apathie anderer großen Gutsbesitzer, die wohl um einen Schwein- und Schafstall Naturwunder vernichten, als gegen den illiberalen Eigensinn der englischen Gentry, die ihre Naturschönheiten zwar pflegt, aber mit hohen Mauern umgibt, damit kein Fremder sie genieße, verdienen öffentliche Würdigung und Anerkennung. Ihr Blatt liegt unter andern im Gesellschaftshause auf dem Paschenberge zur Lektüre für das Publikum aus. Möge der geehrte Besitzer und Stifter hier den Dank für den Genuß, den er dem Schreiber dieses gewährt, entgegen nehmen, und Andere aus meinem Beispiel, der ich ein Vierteljahrhundert in Berlin war und erst vergangene Woche diesen seltenen Punkt mit Entzücken sah, einen Beleg zum alten Satz, daß das Schöne, was wir in der Ferne suchen, uns oft so nahe liegt. Hätte es vor hundert und zweihundert Jahren mehr solche Gutsbesitzer wie den Major von Jena gegeben, so wäre unsere Mark Brandenburg freilich noch kein Paradies, aber es sähe minder wüst darin aus. Wo jezt die Bäche in weiten Sandschollen versiegt sind, prangten herrliche Eichenwälder, und wo der Wind die Sandhügel abdacht, kaum dem Heberich und der Quecke Raum gönnend, grünten liebliche Weinberge.

Die Frequenz der Bäder scheint auch die neuen Postseinrichtungen begünstigt zu haben. Die Personenwagen, von deren Errichtung ich Ihnen neulich schrieb, sind dermaßen benutzt, daß man sich oft vierzehn Tage vor dem Abgange muß einschreiben lassen. Dennoch sind auch die ordinären und Schnellposten nach denselben Orten so besezt, daß lezteren in der Regel noch mehrere Beiwagen zugegeben werden müssen. Ein argumentum ad hominem, daß Eisenbahnen an der Zeit sind. Aber ad hominem braucht das nicht mehr bewiesen zu werden. Es sind andere Mächte, als die humanen, die sich die Ohren verstopfen.

Räthsel.

Stentors volle Heldenstimme,
Durch die Heere Troja's brausend,
Gleich, so zeugt Homer, der Stimme
Von Neuntausend bis Zehntausend.

Aber deine starke Stimme,
Stolze Heloin, die ich meine,
Uebertrifft in ihrem Grimme
Hunderttausend im Vereine.

Ihr ist manches Blut geflossen,
Demuth fordern ihre Normen;
Ihr Geschütz ist jezt gegossen,
Aber nicht in Kugelformen.

Es besteht aus Hieroglyphen,
Drin Gedanken sind gegraben,
Die im Menschengeist einst schliefen,
Doch sich längst ermuntert haben.

Ihre Donner stürzen Throne,
Zwingherrn treffen ihre Bolze;
Zeugen — die Napoleone,
Zeuge war Tarquin der Stolze.

Hege deine gute Stimme,
Heldin, wollest sie nicht schonen,
Uebertön' in edlem Grimme
Ketten, Trommeln und Kanonen!

Laß die starke Stimme dröhnen,
Bis den scheelen Spießgesellen,
Die der Menschheit Recht verhöhnen,
Ihre dicken Ohren gellen!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 208.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 31. Auguſt 1837.

So lebſt du denn durch ungemeßne Zeit.
Genieße der Unſterblichkeit!

Goethe.

Johann Gutenberg.

1. Sein Werk.

Ein einſam Licht in frommer Weiſen Klauſe
Verbarg ſein göttlich Leben der Gedanken;
Mocht' auch ein Schimmer in der Menge wanken,
Die Nacht verſchlang ihn und das Kampfgebrauſe.

Da kameſt du, und wie mit Sturmgeſauſe
Brach plötzlich, ſonnengleich, der Geiſt die Schranken,
Die durſt'gen Völker, lichtumfluthet, tranken,
In Hütten glänzt' es wie im Königshauſe.

Vermählt nun ſind die Zeiten, ſind die Zonen,
Der Funken, kaum dem Denkerhaupt entſprungen,
Durchblizt elektriſch ferne Millionen.

Gewalt'ger brauſt der Kampf der Geiſtermächte,
Und ob das Uebel mit voran gedrungen,
Im Wechſelleben reifen die Geſchlechte.

2. Sein Schickſal.

Ein großer Mann ſteht unſichtbar im Bunde
Mit ew'gen Mächten; doch ihm bringen Qualen
Erdgeiſter, die vom Höllenfeuer ſtahlen.
Sie ſchlugen bald auch dir die ſchwere Wunde.

Ich hörte Wahrheit aus der Fabel Munde:
Du ſchriebſt mit deinem Blut die Initialen
Des erſten Drucks — der Druckerkunſt! Bezahlen
Mit Heil und Habe mußteſt du die Kunde.

Doch ob dir Argliſt Glück und Güter raubte,
Gern hätte mehr dir eitler Wahn entriſſen:
Den Kranz des ew'gen Ruhms auf deinem Haupte.

Noch ſtreitet wider Wahrheit und Gewiſſen
Harlem, auch Straßburg, das umſonſt dich neidet,
Glorreiches Mainz, in echten Glanz gekleidet!

Adolf Peters.

Digitized by Google

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

(Fortſetzung.)

Während der Reſtauration war Rosny der Landſitz der Herzogin von Berry, welche hier im Jahr 1820 ein Krankenhaus für die Armen geſtiftet hat, deſſen Kapelle in einem marmornen Sarkophag das Herz des von Louvel ermordeten Herzogs von Berry enthält. Ein halbes Stündchen hinter Rosny folgt Rolleboiſe. Auf einer Anhöhe über dieſem Dorf erhebt ſich ein alter Thurm, den eines Tags 50,000 Engländer vertheidigten, und von wo aus ſie die ganze Gegend umher und die Seine beherrſchten. Nach einer langen, hartnäckigen Belagerung vertrieb Bertrand Dugueſclin mit 10,000 Bürgern aus Rouen die Engländer aus dieſem wichtigen Poſten, indem er eine Mine ſpringen ließ. Als er einige Zeit darauf in die Gefangenſchaft der Engländer fiel, ſpannen die Frauen in der Bretagne ſein Löſegeld zuſammen, und in Hütten und Schlöſſern hörte man den Refrain:

Filez, femmes de la Bretagne,
Filez vos quenouilles de lin,
Pour rendre à la France et à l'Espagne,
Messire Bertrand Dugueſclin.

Von Rolleboiſe an beſchreibt die Seine einen mächtigen Bogen, in deſſen Mitte Roche-Guyon liegt, ein alter Flecken aus dem neunten Jahrhundert, welcher ſeinen Namen von dem ſteilen Felſen erhalten, worauf von den Franken das erſte feſte Schloß gebaut wurde, um die Seine gegen die Einfälle der ſchrecklichen Normannen zu ſchließen. Wenn man der Chronik Glauben beimeſſen will, ſo wurde hier im Jahr 885 eines ihrer Heere, das Rouen und die ganze Umgegend geplündert hatte, aufgehalten. Ein gewiſſer Siegfried befehligte ſie. Es waren ihrer 40,000 kühne Seeräuber, mit 700 Barken, welche ſie jedesmal auf den Rücken nahmen und über's Feld trugen, wenn der Fluß eine zu große Krümmung machte. Die Flotte, erzählt Abbon in ſeinem Epos über die Belagerung von Paris, nahm auf der Seine eine Strecke von zwei Meilen ein. Da die verwegenen Abenteurer ſahen, daß Roche-Guyon für ſie zu gut befeſtigt war, ſtiegen ſie endlich in der Nacht an's Land, trugen ihre ausgehöhlten Baumſtämme bis dahin, wo heutzutage Mericourt liegt und ſchifften dann ohne Hinderniß bis nach Paris. Die einzigen bemerkenswerthen Ueberreſte des Schloſſes von Roche-Guyon, welche Zeit, Krieg und Friede verſchont haben, ſind eine ziemlich hoch in den Felſen gehauene Kapelle und ein mit einer doppelten Mauer umgebener Thurm, der majeſtätiſch auf dem höchſten Gipfel des Felſens in die Lüfte emporſteigt, die ganze Gegend beherrſcht und mit dem alten, tiefer unten liegenden neuen Schloſſe durch eine lange, in das Geſtein gehauene Treppe zuſammenhängt. Dieſes Schloß war in ſpätern Zeiten der Herrenſitz der La Rochefoucaulds, welche es vielfach vergrößerten und verſchönerten, ſo daß es ein Aggregat von alten und neueren Gebäuden geworden iſt. Es liegt dicht am Felſen, bietet vollkommen den Anblick eines alten engliſchen Manours, hat eine unregelmäßige Form, viele für die Architekten intereſſante Details, geräumige Pferdeſtälle, einen unermeßlichen, in den Felſen gearbeiteten, 2200 Tonnen Waſſer faſſenden Behälter, einen großen Park, ſchöne Früchte- und Gemüſegärten und eine hübſche Promenade, die mit vielen Koſten auf dem ſonſt nackten, dürren Felſen angelegt iſt. Von dem alten Thurm ganz auf der Höhe hat man eine der herrlichſten Ausſichten. Im Schloſſe zeigt man ein Zimmer, worin Heinrich IV. geſchlafen; die Bettſtellen, die Vorhänge, die Fußdecke, welche dem Könige gedient, ſind noch gut erhalten; man ſieht ferner ein Originalminiaturbild des Monarchen, den Lehnſtuhl, worin er auszuruhen pflegte, und einen andern, nicht minder reichen und berühmten Armſeſſel, auf welchen Ludwig XIV. ſich einen Augenblick niederzulaſſen geruht hatte.

Bei Giverny, einem Dorfe am Zuſammenfluß der Epte und Seine, welches nur Eine Straße bildet und ſich über eine Stunde weit längs des rechten Ufers hinzieht, verlaſſen wir das Departement der Seine und Oiſe, und betreten das Departement der Eure, welche weiter unten in die Seine einmündet. Nach einigen Minuten ſind wir bei Vernon angelangt, einer durch ihre herrliche Lage ausgezeichneten Landſtadt von etwa 6000 Einwohnern, die in winkligten Gaſſen und hölzernen Häuſern leben. Im Mittelalter war Vernon befeſtigt und galt, ſo lange das Pulver noch nicht erfunden war, für unüberwindlich. Es iſt das Vaterland Richards, welcher Wilhelm den Eroberer auf ſeinem Zuge nach England begleitete, und deſſen Familie Walter Scott eine der reizendſten Heldinnen ſeiner Romane entlehnt hat.

Von Vernon an bis nach Klein Andelys wird die Fahrt immer reizender; nie ſchließt ſich das Thal von beiden Seiten; rechts ſieht man faſt beſtändig weiße Kreidefelſen, die abwechſelnde hübſche Effekte hervorbringen; links breitet ſich ein ſchönes Hügelland aus mit maleriſchen Thälern, mit fruchtbaren Ackerfeldern und Wieſen; herrlich bewaldete Höhen begrenzen den Horizont. Die Seine bleibt auch hier noch immer ihrem galliſchen Charakter getreu, ſtets wechſelnd, bald links, bald rechts ausweichend, hie und da Stücke vom Ufer losreißend und das Land überſchwemmend. Da wo ſie eine ähnliche, eben ſo weite Ausbiegung macht, wie bei Roche-Guyon, liegt das Städtchen Andelys, wo Antoine von Bourbon, der

Digitized by Google

Vater König Heinrichs IV. starb. Dicht hinter Andelys befindet sich der kleine Flecken Villiers, wo im Jahr 1594 der berühmte französische Maler Nicolas Poussin das Licht der Welt erblickte. Unmittelbar über Klein-Andelys erheben sich auf einem steilen, abschüssigen Felsen die Ruinen des alten Schlosses Gaillard, welches sonst die Stadt und den Fluß beherrschte. Richard Löwenherz gründete es bei seiner Rückkehr aus Palästina und pflegte es sein „geliebtes Kind“ zu nennen. Der Bau dieser Festung ging nur langsam von Statten; Richard hatte mit den verschiedensten Hindernissen zu kämpfen, erstlich mit den Anmaßungen des Bischofs von Rouen, den er für das Terrain entschädigen mußte, und dann mit den religiösen Vorurtheilen seiner Zeit. Die Chronik der Stadt Rouen berichtet, daß es auf Schloß Gaillard zweimal Blut vom Himmel herab geregnet habe, was im ganzen Lande einen solchen Schrecken verbreitet, daß Niemand mehr daran habe arbeiten wollen. Richard ließ sich jedoch durch diese bösen Anzeichen nicht abschrecken, und er erlebte wirklich die Freude, seine Lieblingsfestung vollendet zu sehen; sie hatte siebzehn Thürme und acht Fuß dicke Mauern. Ludwig XIII. ließ sie zerstören, und während der Restauration erbaute man aus ihren Trümmern mehrere Klöster in der Umgegend. Was jezt noch von Schloß Gaillard übrig ist, bildet eine wunderschöne Ruine, welche wir auf unserer Rückfahrt bestiegen. In den Kasematten, welche niedrig und in einen weißen, kreidehaltigen, mit schwarzen Feuersteinen durchsezten Stein ausgehauen sind, haben wir folgende Namensinschriften gefunden: Rossini. J. V. Byron. Sir Walter Scott, Bart. 17. Januar 1827. Daneben: J. Fenimore Cooper; und etwas weiter unten: Odilon-Barrot.

Pose vorüber, wo viele Schiffer wohnen und das Dampfschiff seinen Piloten wechselt, ziehen zwei romantische, mit schönen Buchenwäldern bewachsene Bergkegel die Blicke auf sich; und es dauert nicht lange, so öffnet sich vor uns das schöne Thal von Aufreville, welches die Andelle bewässert. Einen der Bergkegel am Eingang des Thals nennt man allgemein „den Hügel der beiden Liebenden,“ und es geht davon im Lande eine Sage, welche ich den Lesern das nächste Mal erzählen will.

Ed. K.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Robert Owens Vortrag.

Als die Zeitungen vorige Woche ankündigten, Robert Owen sey in Paris angekommen und werde am folgenden Sonntag seine Lehre von der Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes in dem großen Saale des Hôtel de ville vortragen, ward meine Aufmerksamkeit außerordentlich gespannt auf das öffentliche Auftreten eines Mannes, welcher durch seine Bemühungen, die in Gesellschaft vereinigten Menschen glücklicher zu machen, sich seit zwanzig Jahren so großen Ruhm erworben, und in zwei Welttheilen vor einer unzähligen Menge von Zuhörern gesprochen hat, um ihnen seine Ueberzeugung mitzutheilen. Schon das Herumwandeln des Mannes in der Absicht, seine Lehre mündlich vorzutragen, würde Aufmerksamkeit verdienen; denn wenn ein Mann, das leichte Mittel der Presse verschmähend, es vorzieht, von einem Welttheil zum andern zu gehen, um sich mündlich mit den Völkern zu verständigen, so muß man voraussetzen, daß dieser Mann auf seine Ueberredungsgabe rechnet, und hofft, mit besserem Erfolg unmittelbar auf ihren Geist zu wirken, kurz, daß er ein großer Redner ist, und daher mit Reden mehr ausrichtet, als Andere mit Schreiben. Auch hatte ich nicht vergessen, was über seine Arbeitsgemeinde zu New-Lanark bekannt geworden ist, so wie über die von ihm neu eingerichtete, vormals würtembergische Kolonie zu New-Harmony in den Vereinigten Staaten. Der Mann kam mir also beinahe wie ein Stifter eines Staates, wie ein Gesetzgeber des Alterthums vor. Ich brannte vor Begierde, ihn, über welchen sich sogar die Staatsmänner im englischen Parlament entzweit hatten, persönlich kennen zu lernen; es mußte doch etwas Großes an dem Manne seyn, dessen Ansichten und Plane der jezigen Welt so wichtig geschienen, daß die englischen Gesetzgeber dieselben zum Gegenstand ihrer Erörterungen gemacht hatten. Die Versammlung war präzis auf zwei Uhr Nachmittags angesagt worden. Um diese Stunde fanden sich auch eine Menge Herren und Damen ein. Die Thüre war aber noch verschlossen. Es hieß, Owen habe sich zu spät gemeldet, um den Saal zu bekommen, Andere sagten, sie haben ihn ruhig im Tuileriengarten spazieren gehen sehen. Erst um drei Uhr ging der Saal auf, und nun erschien auch sogleich Robert Owen, ein ältlicher, etwas grämlich aussehender Mann, dessen gefurchtem Antlitze man es ansieht, daß er viel muß erfahren, empfunden und gelitten haben. Er hielt eine Papierrolle in der Hand, und neben ihm stand ein gewandter französischer Redner, welcher der Versammlung ankündigte, Jemand, der Owens zu haltende Rede in einer Uebersezung habe vortragen sollen, sey nicht erschienen; er, der Redner, wolle also als Dolmetscher dienen und die einzelnen Sätze, welche Owen englisch vortrage, den Zuhörern französisch wiedergeben. Ich dachte mir, so etwa müssen sonst manche Missionspredigten gehalten worden seyn. Owen begann nun seine Rede, wobei sogleich die Rolle, welche er in den Händen hielt, etwas zu thun hatte. Er sprach nämlich so: da er die Rolle in der Hand halte, könne er nicht anders denken, als er halte sie; es hänge nicht von seinem Willen ab, zu glauben, er halte sie nicht; nun sey aber die ganze menschliche Gesellschaft auf den großen Irrthum gegründet, man könne anders denken, anders empfinden, als man wirklich thue. Der Mensch sey das Werk der Umstände, des Zufalls; sein Wollen, sein Glaube, sein Empfinden stehe nicht in seiner Macht. Wenn in dem jezigen Zustand der Gesellschaft eine Ehe geschlossen werde, so versprechen die beiden Eheleute, einander ewig zu lieben, da sie doch nicht vier-und-zwanzig Stunden lang für ihre Empfindung gut stehen können. (Hier entstand Murren unter den Zuhörern.) Ueberhaupt, fuhr der Redner fort, seyen alle Einrichtungen der jezigen Gesellschaft dem großen Zweck derselben, aus den Menschen rationelle Wesen zu schaffen, geradeswegs zuwider. Unterdessen hatte Owen allerlei kleine

Dinge ausgekramt, welche in Papier gewickelt waren, und welche die Neugierde der anwesenden Franzosen außerordentlich reizten. Es sollten Sinnbilder seyn, um den Zuhörern das, was er sagte, anschaulich zu machen. Bei rohem Volke, wie dasjenige, zu welchem Owen zuweilen in England und Amerika gesprochen, mag solche Allegorie ihren Nutzen gehabt haben; aber hier vor den gebildeten Zuhörern schien die Sache kindisch und läppisch. Eines dieser Sinnbilder war ein Maß, welches die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen vorstellen sollte; dann hatte er ein ganz kleines Maß, wodurch das Zahlenverhältniß des Hofes zum Reiche versinnlicht wurde; dann wieder andere Stücke, um die Geistlichkeit, den Richterstand, die Adeligen, das Heer, den Kaufmannsstand anzudeuten. Dabei gab er immer das Zahlenverhältniß an, wahrscheinlich, wie es sich in England gestaltet; denn in der Statistik Frankreichs ist Owen wohl schwerlich bewandert; auch macht hier der Adel keinen besondern Stand aus. Er sagte, in einem wohleingerichteten Staate, wie er ihn ausgedacht, würden alle die Stände, welche stets verzehren und nichts hervorbringen, ganz wegfallen. Zu diesen verzehrenden Classen rechnete er Geistlichkeit, Richter, Krieger, Handelsleute und Bankiers; der Adel sollte bloß umgestaltet werden und, wie es scheint, nicht ganz wegfallen. Mit der Erziehung der Jugend müsse eine gänzliche Reform vorgehen, da man bisher nur schlechte Eigenschaften bei den Kindern hervorgebracht habe, statt der guten, und die Natur doch gar nichts Böses schaffe, sondern lauter Gutes. Der Redner gerieth nun etwas in Eifer, rief: my friends! und sprach von dem Glücke, welches der umgestalteten Gesellschaft zu Theil werden solle; nichts als Vergnügen und Freude werde sie genießen. Jeder werde die möglich größte Summe von Reichthum produciren, und man werde nicht mehr, wie jetzt, das grelle Schauspiel von Ländern vor Augen haben, welche, wie England und die Vereinigten Staaten, den größten Reichthum und den ergiebigsten Boden besitzen, und dessenungeachtet das schrecklichste Elend in ihrem Schooße bergen. Hiemit beschloß Owen seine Rede, über welche die Zuhörer nicht wenig erstaunt waren; denn wie er die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts bewerkstelligen wolle, hatten sie aus seiner Rede, oder eigentlich aus seinen Aphorismen nicht erfahren. Den Franzosen ist aber mit einigen allgemeinen Sätzen nicht gedient; sie wollen klare Einsicht bekommen, wenn sie sich die Mühe nehmen, sich zu einer Versammlung zu begeben, wo man ihnen etwas vorzutragen hat. Es fehlte daher auch nicht an Männern, welche zu reden verlangten; besonders that sich ein Herr Brucker, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Michel Raymond, hervor; er wünschte in seinem und mehrerer Zuhörer Namen zu erfahren, worin der Plan der Arbeitsanstalt oder Arbeitsgemeinde bestehe, in welcher jedermänniglich so viel Glückseligkeit zu Theil werden solle; Robert Owen erwiderte durch den Dolmetscher, Details habe er nicht mittheilen wollen, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer nicht zu ermüden; so viel könne er sagen, daß in dieser Gemeinde Jedermann durch seine Arbeit reich werde und nur zwei bis drei Stunden am Tage zu arbeiten brauche. Brucker erwiderte, auf die Dauer der Arbeit komme es nicht so sehr an, als auf die Einrichtung; dies sey das Wichtigste, und gerade dies wünsche die Versammlung zu erfahren. Hierauf hatte Robert Owen nichts zu erwidern. Brucker wurde ungeduldig, fragte weiter, bekam aber keine Antwort. Dagegen ließ Owen einen lithographirten Plan seiner Anstalt umhergeben; das Gebäude soll schöner werden, als der prächtigste aller bisherigen Paläste, und in der That nahm sich das Ganze recht stattlich aus. Aber ein so aufgeklärtes Publicum läßt sich mit einem Plane nicht abfertigen. Ein anderer Redner verlangte gehört zu werden und sagte, wenn er Owen recht verstanden habe, so lasse sich seine Lehre auf zwei Hauptsätze zurückführen, nämlich: der Mensch sey das Spiel des Zufalls, sein Wollen und Treiben hänge ganz von den Umständen ab; zweitens, in einer wohleingerichteten Gemeinde könne der einzelne Mensch nicht zur Verantwortung gezogen, folglich auch seiner Vergehen wegen nicht bestraft werden (dies hatte Owen in der That behauptet); denn wenn er fehle, so sey dies der Gesellschaft zuzuschreiben, nicht ihm; mithin könne nur die gesammte Gesellschaft oder Gemeinde verantwortlich seyn. Diese doppelte Lehre nun, fuhr der Redner fort, scheine ihm der Fatalismus in seiner größten Gestalt zu seyn, und folglich eine höchst unmoralische Tendenz zu haben. Ein Theil der Zuhörer stimmte ihm bei; ein anderer widersprach; mehrere Personen verlangten gehört zu werden; es entstand ein Wirrwarr, während dessen Owen ganz gleichgültig blieb; zuletzt kündigte sein Dolmetscher an, die Sitzung sey geschlossen, und so gingen wir auseinander, und waren nicht viel klüger als zuvor. Etwas so Elendes wie diesen Vortrag hatte ich doch seit langer Zeit nicht gehört, und ich zweifelte beinahe, ob dies derselbe Owen sey, von dessen großartigen Planen so viel gesprochen und geschrieben worden, oder ob nicht irgend ein dreister, unwissender Mensch seinen Namen mißbraucht habe, um das Pariser Publicum zum Besten zu haben. Owen hat sicher die besten Absichten; aber er muß ein gewaltiger Träumer seyn, wenn er sich einbildet, die menschliche Gesellschaft bedürfe einer gänzlichen Umwälzung, und er, der wandernde Schottländer, könne dieselbe in Ländern bewirken, deren Sitten, Einrichtungen und Verfassung ihm kaum bekannt sind. Man hat ihn in den hiesigen Tagesblättern mit vieler Nachsicht behandelt, wie denn überhaupt ein Mann, welcher es sich zum Zwecke macht, das Schicksal der arbeitenden Classen zu verbessern, immer achtungswerth bleibt; nur sollte er sich zuvor von der Möglichkeit, seine Reformen durchzusetzen, überzeugen; daran scheint aber Owen bisher nicht gedacht zu haben. Wenn er nicht einmal in Amerika, wo er beinahe ein leeres Feld vor sich hatte, sein Gebäude mit Erfolg aufrichten konnte, wie kann er hoffen, größern Erfolg in Europa zu haben, wo das Herkömmliche und Altgebräuchliche ihm so mächtige Hindernisse in den Weg stellt? Welcher gewitzte Pariser wird sich von seinen Vorspiegelungen hinsichtlich des Wohnens in schönen Palästen und dreistündiger Arbeit und ewigen Vergnügens täuschen lassen? So etwas könnte den Armen einleuchten; aber diese besuchen die Versammlungen nicht, wo Owen seine Vorträge hält, und ein Almosen wäre ihnen wahrscheinlich lieber, als der Palast, wozu der erste Stein noch nicht gelegt ist, und das herrliche Leben, das ihnen irgend einmal zu Theil werden könnte.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 207.

Die öffentliche Meinung.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 70 u. Monatsregister August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1837.

September.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

Digitized by Google

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgen-Blatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner

Digitized by Google

ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Alpenfrühling, von L. Seeger. 209. 121. 223.
Die Sterne in der Altmühl, von Emma v. Rindorf. 211.
Kriminalklage, von Emma v. Rindorf. 214.
Klagen eines Juden. 215.
Aus V. Hugo's innern Stimmen, von Dräxler-Manfred. 217.
L'orage, imité de l'allemand de Gustave Schwab. 227.
Morgens und Abendroth, von Emma v. Rindorf. 228.
Das Lied von der Ruhe, von Ludwig v. Erfurt. 230.
Altes und Neues. 233. 234.

Räthsel.

Gießkanne. 210. — Räthsel in Distichen. 216. 222. — Die gedruckten Reime. 228.

Erzählungen.

Der goldene Schuh, ein Feenmährchen. 210—217.
Hunger und Liebe. 220—225.

Reisen.

Briefe aus der Normandie, von J. B. 218. 219. 220. 221. — 231. 232.

Länder- und Völkerkunde.

Türkische Sitten und Regierung. 226.

Naturgeschichtliches.

Die große Wasserschlange. 216—219.
Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 224. 225.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die noblen Passionen, von W. v. Chézy. Das Spiel. 209. 210. 211. 212. 213. 214. — Das Zechen. 227. 228.
Königin Victoria und die Pfennigschreiber. 210.
Moden. 215. 216.
Englisches Heirathsrecept. 219.
Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher. 222—229.
Ueber das Lächerliche, von Bührlen. 229—234.

Korrespondenz.

Berlin. 224. 225. — Dresden. 209. 210. 211. 212. 213. — Freiburg. 230. 231. 232. — Hechingen. 226. — London. 214. 215. 216. 217. 218. — Lyon. 229. — Madrid. 227. 228. — Paris. 211. 212. 213. — 218. 219. 220. 221. — Prag. 231. — Rom. 220. 221. — Aus der Schweiz. 225. 226. — Stuttgart. 233. — Wien. 222. 223.

Kunst-Blatt.

Nro. 71.

Das historische Museum in Versailles. (Forts.) — Lithographie. Die vorzüglichsten Gemälde der königl. Gallerie in Dresden. — Bauwerke. — Malerei.

Nro. 72.

Bemerkungen über den würtembergischen Kunstverein. — — Das historische Museum in Versailles. (Forts.) — Malerei. — Bildnerei. — Denkmäler.

Digitized by Google

Nro. 73.

Das historische Museum in Versailles. (Forts.) — Bemerkungen über den würtembergischen Kunstverein. (Forts.) — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Numismatik. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Nro. 74.

Bemerkungen über den würtembergischen Kunstverein. (Forts.) — Das historische Museum in Versailles. (Schluß.) — Ausgrabungen und Alterthümer. — Persönliches.

Nro. 75.

Jacobus de Baragine Aurea Legenda. — Bemerkungen über den würtembergischen Kunstverein. (Schluß.)

Nro. 76.

Altdeutsche Baukunst. Denkmal der Baukunst des Mittelalters in Sachsen, bearbeitet von Dr. Puttrich. — Kupferstichkunde. — Persönliches. — Nekrolog. — Technisches. — Neue Kupferstiche und Lithographien. — Kupfer- und lithographische Werke.

Nro. 77.

Kupferstichkunde. (Schluß.) — Altdeutsche Baukunst. Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen, von Dr. Puttrich. — Kupfer- und lithographische Werke. — Literatur.

Nro. 78.

Ueber den Tempel der Athene auf Aegina. — Altdeutsche Baukunst. Der Dom zu Halberstadt, seine Geschichte, Architektur, Alterthümer und Kunstschätze durch Text, einen Stahlstich und sechs radirte Blätter versinnlicht von Dr. F. Lucanus. — Kunstliteratur. Lettera di Raffaello d'Urbino a Papa Leone X. Di nuovo posta in luce dal Cav. Pietro Ercole Visconti. — Literatur.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Dramatische Literatur. Die Herzogin de la Valliere. Schauspiel in fünf Akten von E. L. Bulwer. Aus dem Englischen metrisch übertragen von A. v. Czarnowski. — Römische Geschichte. 13) Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik, von Otto v. Mirbach. — 14) Römische Geschichte. Nach Niebuhr, Heeren, Wachsmuth, Schlosser u. A. Aus dem Engl. von F. Bauer. — Geschichte. Geschichte der Kreuzzüge und des Königreichs Jerusalem, von L. Ehmann.

Nro. 90.

Reise. Pilgerreise nach Jerusalem und auf den Berg Sinai in den Jahren 1831, 1832 und 1833, unternommen von dem ehrwürdigen Vater Maria Joseph von Geramb, vom Orden der Trappisten. Aus dem Französischen im Einverständniß mit dem Verfasser. — Schriften über Armenwesen. 1) Staatswesen und Menschenbildung ꝛc., von F. H. — BODZ Reymond.

Nro. 91.

Schriften über Armenwesen. 1) Staatswesen und Menschenbildung ꝛc. — 2) Ist die Klage über die zunehmende Verarmung in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat sie und welche Mittel ꝛc.? Beantwortet von Siegfried Justus L., König von Israel.

Nro. 92.

Schriften über Armenwesen. 3) Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism, von Dr. Schmidt. — 4) Kritik des Armenwesens, von Jürgen Hansen. — 5) Ueber die Verarmung der ackerbauenden Klasse. Ein Versuch von Albert v. Hummelauer. — 6) Historischer Bericht über die Quellen des bäuerlichen Schuldenzustandes im Fürstenthum Paderborn, von A. Meyer. — 7) Geschichtliche Darstellung der Kranken- und Versorgungsanstalten zu München, mit medicinisch-administrativen Bemerkungen von Anselm Martin. — 8) Die Kranken- und Versorgungsanstalten in Wien, Baden ꝛc., von Demselben.

Nro. 93.

Schriften über die Juden. 1) Das Staatsbürgerthum der Juden, vom Standpunkt der innern Politik beleuchtet von Robert Haas. — 2) A. T. Hartmanns neueste Schrift: Grundsätze des orthodoxen Judenthums, in ihrem wahren Licht dargestellt von Dr. Salomon. — Schriften über Gefängnißwesen. 1) Die amerikanischen Besserungssysteme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, von Dr. Julius. — 2) Erbauungsbuch für Gefangene in Strafanstalten, von Dr. Müller. — 3) Lorenz oder die Gefangenen. Ein Lesebuch für Gefangene, von Demselben.

Nro. 94.

Schriften über die Juden. 3) Klagen eines Juden. — 4) Braminen und Rabbiner, oder Indien, das Stammland der Hebräer und ihrer Fabeln, von F. Nork. — Münzwesen. Kurzer Abriß aus der deutschen Münzgeschichte ꝛc.

Nro. 95.

Schriften über die Juden. 5) Geist des Judenthums. Aus dem Engl. (des d'Israeli, Vater). — 6) Der staatspapierene Mischjude oder Leben und Treiben der Vornehmen in Israel. — Geschichte. Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche der höhern Unterrichtsanstalten, von Dr. Leo.

Nro. 96.

Schriften über die Juden. 7) Staatsverfassung der Israeliten, von Hüllmann. — Werke über Italien. Italien. Schilderungen für Freunde der Natur und Kunst, von Prof. Dr. Christian Kapp.

Nro. 97.

Schriften über die Juden. 8) Zur Geschichte der jüdischen Poesie ꝛc., von Franz Delitzsch. — 9) Die poetische Literatur der alten Israeliten, kritische Skizze von Dr. Guttenstein. — Taschenbücher auf 1838. Oesterreichischer Musenalmanach.

Nro. 98.

Chinesische Literatur. Das Blumenblatt. Eine epische Dichtung der Chinesen, von Dr. H. Kurz. — Geschichte. Joachim Lelewels kleinere Schriften geographisch-historischen Inhalts. Aus dem Polnischen von K. Neu.

Nro. 99.

Reise. Reise auf dem caspischen Meere und in den Kaukasus, unternommen in den Jahren 1825–1826 von Dr. Eduard Eichwald. — Dichtkunst. Drei Lieder aus der Frithiofssage, mit Begleitung des Pianoforte in Musik gesetzt von Fr. Silcher. — Taschenbücher auf 1838. Cornelia.

Digitized by Google

№ 209.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Freitag, den 1. September 1837.

Mächtiger rühret
Bald ſich ein Hauch,
Doch er verlieret
Sich bald im Strauch.
Aber zum Buſen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Muſen,
Tragen das Glück!

Goethe.

Alpenfrühling. 1837.

(ſ. Nr. 190.)

Frühlingsarbeit.

Unten aus dem Wieſengrunde,
Recht wie aus der Luft herab,
Kommt in früher Morgenſtunde
Hergerannt ein junger Knab,
Zieht ein tauſendfarbig Eden
Hintennach an Aetherfäden.

Blau und röthlich angeglommen,
Wie man Morgenwolken ſieht,
Kommt das Frühlingsheer geſchwommen,
Das beſchwingt zu Felde zieht;
Hoch voran der Götterknabe
Mit dem güldnen Zauberſtabe.

Ueber Ströme ſezt er munter,
Daß ſie thauen ſeinem Hauch,
Steigt in jede Schluft hinunter,
Bückt ſich über jeden Strauch,
Und beſprüzt von grünen Flammen,
Zittert Wald und Flur zuſammen.

Aus den klaren Lüften regnen
Grüße heimlich ausgetauſcht,
Wie wenn Lippen ſich begegnen,
Und verliebtes Schäkern rauſcht;
Wellen tanzen, klingen, ſpringen,
Die wie Pärlein ſich verſchlingen.

Farbenſchmelz aus vollen Händen
Streut er aus in ſeinem Lauf,
Klettert an den Rebenwänden
Ueber Stock und Stein hinauf;
Und mit Freudenthränen regen
Sich die Reben ihm entgegen.

Hinter ihm mit buntem Flitter
Liegt beſchneit der lange Weg;
Ueber Zäune, über Gitter
Sezt er raſchen Sprungs hinweg;
Wie ſein Athem drüber wehte,
Stehn im Grün die Gartenbeete.

Heimlich konnt' ich ihn belauſchen
Unter'm Baume, wo ich lag:
Durch die Wipfel ging ein Rauſchen,
Wie von leiſem Flügelſchlag;
Vielgeſchäftig in den Zweigen
Hatt' er hin und herzuſteigen.

Digitized by Google

Wie er Jegliches beſchickte,
Hab' ich lang ihm zugeſehn,
Bis er mir herunternickte,
An mein' Arbeit auch zu gehn.
Und ſo hab' ich meiner Lieben
Auf dem Knie dies Lied geſchrieben.

Am Murtenſee.

Die Berge glühn, es glühn die Wolkenſchwäne;
Des Tages Auge, ſchön im lezten Prangen
Erglänzt, wie über freudenrothen Wangen
Ein groſſer Tropfen, ein lichte Thräne.

Das Ufergrün, die krauſe Wogenmähne
Durchzittern Funken, bunte Sonnenſchlangen,
Forellen ſpringen, ſchälern unbefangen
Um wohlbekannte Gäſte, leichte Kähne.

So fein, ſo ſtill, ſo lau und klar und eben,
So war mir nie, ſo wohl im ſanften Leide;
Und in des Traumes Hand dahingegeben,

Hat mir der Genius zur Augenweide
Den See, die Berge, dieſes Ruheleben
Gemalt noch ſchöner auf der Dichtung Seide.

Ruhe.

Tief im grünen Graſe liegen,
Ueber mir die goldne Höh —
Ach ich fühl' in mir ſich wiegen,
Hold ſich küſſen Luſt und Weh.

Bräutlich nah iſt mir die Erde,
Daß ihr Herz an meinem bebt;
Auf mein Aug' mit Huldgeberde
Blau der Himmel niederſchwebt.

Und es glänzen Erd' und Sonne
In der Seele offnem See:
Irdiſch wird des Himmels Wonne,
Himmliſch wird der Erde Weh.

Andacht im Gebirge.

Vom grünen Walde heimgegangen,
Komm ich grünen Muthes,
Von kühler Bergesluft umfangen,
Erfriſchten Blutes.
Wie iſt das Herz ſo ſtill, ſo voll
Von wunderſüßem Klang,
Der aus der tiefen Waldnacht quoll
Die Morgenluft entlang.

Und auf die Kniee ſink' ich nieder
An der Waldesecke,
Ein ſelig Beten find' ich wieder:
O blaue Decke!
Du hoher Dom, erklingend leis,
Ihr Blumenſterne fromm,
Anbetend Schweigen rings im Kreis,
Ein himmliſcher Willkomm!

O ſanfte Luſt, entzücktes Sehnen,
Gruß aus lichter Ferne,
Du willſt das Herz in's Ew'ge dehnen,
Das bräche gerne!
Denn Menſchenwonne, göttlich reich,
Ein heilig, ſelig Leid,
Erdrücket faſt und hebt zugleich
Den Geiſt im Erdenkleid.

Noch hehr die Berge Gottes ſtehen,
Wie in alten Tagen;
Auf Bergen geht Gebetes Wehen
Und will uns tragen
Hinauf zum heitern Gotteszelt,
Wo ſich's ſo ſelig ruht:
Du Geiſt der Freuden, Geiſt der Welt,
Nimm uns in deine Hut!

Ludwig Seeger.

Die nobleu Paſſionen.

Von Wilhelm v. Chézy.

Das Spiel.

Die Leidenſchaft des Spiels, welche unter den mannichfachſten Formen ſeit den älteſten Zeiten den Völkern des Erdrundes bekannt iſt, hat ſchon allen denen, welche in irgend einer Weiſe ſich gegen die Menge ausſprechen, einen reichhaltigen Stoff gegeben, ohne daß alle Dichter, Geſchichtſchreiber, Geſetzkundige, Weltweiſe, Aerzte und Gottesgelehrte denſelben gänzlich erſchöpft hätten; weßhalb auch wir nicht fürchten müſſen, nur Veraltetes hier zu wiederholen, indem wir das Spiel in den Kreis unſerer Betrachtungen ziehen. Doch maßen wir uns keineswegs an, den Gegenſtand vollkommen darzuſtellen, und wenn wir auch etwas weit ausholen, ſo geſchieht dies nur, um unſere perſönliche Anſicht davon in ein helleres Licht zu ſetzen, was, manchen Leſern gegenüber, nicht ganz und gar überflüſſig ſcheinen dürfte, weil viele von ihnen durch die Leidenſchaft des Spiels, oder doch durch eine

Digitized by Google

überwiegende Neigung dazu beherrscht werden, ohne sich von ihrem Treiben Rechenschaft geben zu können, und wiederum andere, glücklicher denn die ersten, kaum wissen, was Spielen ist, obschon sie an jedem Abend oder Nachmittag ihre friedsame Partie machen.

Die Lust am Spiel mag zuvörderst aus dem Trieb nach fröhlicher Zerstreuung entsprungen seyn, der auch dem Thiere inwohnt, das, wenn es sich gesättigt und behaglich fühlt, scherzt und spielt, wie auch Kinder thun; der in den Jahren vorgerücktere Mensch aber findet seine Aufmerksamkeit nicht genugsam in Anspruch genommen, wenn die Zerstreuung ihm nicht ein Ziel darbietet, das ihn durch irgend etwas Anziehendes fesselt, und wie von selbst schreitet hier der Reiz des Gewinnens und des Gewinnes ein, so daß zwei mächtige Hebel des gesellschaftlichen Lebens hier zugleich in's Gefecht geführt werden: der Trieb, einen Sieg zu erringen, und die Habsucht, wobei denn naturlicherweise die eine Schale um so höher steigt, je tiefer die andere sinkt.

Die Spiele unserer Zeit haben im Allgemeinen, bis auf wenige Ausnahmen, den Geldgewinnst zum Hauptzweck, und werden eben dadurch so gefährlich, weil ein leidenschaftlicher Spieler einen unverhältnißmäßigen Aufwand von Geld und Zeit, den zwei kostbarsten Besitzthümern des äußern Lebens, dabei macht. Das sonstige sittliche und leibliche Verderben, das denjenigen bedroht, der sich dem Spiel allzusehr hingibt, brauchen wir kaum zu erwähnen; denn es ist bekannt, daß der Spieler von Gewerb gar zu leicht auch dem Laster anheimfällt, vor allem dem Trunk, sey es im Uebermuth des Gewinnes, sey es in der Verzweiflung des Verlustes, jedenfalls aber im wüsten Taumel eines alles Höheren entkleideten Daseyns, und dann den niedrigsten Ausschweifungen der Sinnlichkeit, schon deßhalb, weil ihm keine Zeit bleibt, die er auf die Galanterie verwende. Ueber die Einwirkung des Spiels an und für sich auf die Gesundheit haben die größten Aerzte nur eine Meinung. — Doch ist dies alles vorzüglich auf die Hazardspiele zu beziehen, auf die wir weiter unten zurückkommen werden.

Nach unserm Sprachgebrauch ist die Eintheilung aller Spiele eine dreifache: wir kennen Gesellschaftsspiele, die man auch erlaubte nennt, verbotene oder Hazardspiele, und Wetten, die eigentlich nur ein ausgedehnterer Begriff aller Spiele überhaupt sind, da jegliches von ihnen sich auf eine Wette gründet, sobald der zum Voraus bestimmte Erfolg den Gewinn und den Verlust entscheidet. Die Grenze zwischen den erlaubten und verbotenen Spielen ist in verschiedenen Ländern verschiedentlich gezogen, ungefähr da, wo bei den mannichfachen Arten Zufall und Geschicklichkeit mit gleichem Einfluß entscheiden, wobei es nicht möglich ist, auf dem Gebiet der Uebergänge, namentlich bei den Kartenspielen, ganz logisch zu verfahren. Das Freigeben der Commerzspiele ist ein Zugeständniß, welches auch die in dieser Hinsicht strengsten Gesetzgebungen einer Neigung machen mußten, die sie als gefährlich erkennen, ohne daß sie ihr jeden Ausweg versperren dürfen, versperren können; aber dem Mißbrauch dieser erlaubten Spiele haben sie nur insofern vorbeugen können, als sie jede Spielschuld außer dem Gesetz erklärten. Ueber die Hazardspiele hegen die Regierungen verschiedene Ansichten; einige versuchen, durch Errichtung öffentlicher Banken die Leidenschaft unter Aufsicht zu stellen und Nutzen davon zu ziehen, andere, sie durch ein unbedingtes Verbot unter Androhung strenger Strafen zu unterdrücken.

Unter den erlaubten Spielen stehen zwei oben an, die für edel gelten: das Schachspiel, welches nur des Gewinnens halber (oder, wie man sagt, um der Ehre willen) gespielt zu werden pflegt, weil es so kunstreich an und für sich ist, daß es keines andern Reizes bedarf, und das Billard, bei dem ebenfalls der Sieg mehr erfreut, als der Gewinnst. Die Kreuzfahrer haben das Schachspiel aus dem Morgenland in ihre Heimath gebracht, wo es nun seit so vielen Jahrhunderten ein bleibendes Bürgerrecht behauptet, und vielleicht behaupten wird, so lange Europa nicht in jene Barbarei versinkt, die ihm, wie Manche prophezeihen, bevorstehen soll; doch auch dann wäre noch die Frage, ob dies Spiel nicht den Verfall aller Blüthen des Geistes überlebte, wie im Orient. Das Schachspiel ist eine Erholung tiefer Geister und starker Gemüther; als Conradin und sein Freund beim Schachbrett saßen, hatten sie mehr Aufmerksamkeit für ihr Spiel, als für den ihnen angekündigten Tod durch Henkershand. Die Engländer pflegen es um Geld zu spielen und Anlaß zu starken Wetten davon zu nehmen; vor Kurzem haben die Schachklubbs von London und Paris durch Korrespondenz eine berühmte Partie gespielt, die zu bedeutenden Wetten führte. Im Ganzen jedoch ist das Schach zu ernst für ein gewöhnliches Spiel, und kann deßhalb nicht jenen lieb werden, die eine leichte, flüchtige Erholung suchen, wie sie die wechselnden Launen des Zufalls bieten, der hier gar keinen Einfluß übt. — Die übrigen Brettspiele, als Damenspiel, Tric-trac und Zwickmühle, haben gar nichts vom Geist des Schachspiels in sich, und gelten für langweilig. — Das Billard erfordert körperliche Gewandtheit, die sich ohne besondere Kraftanstrengung offenbart; der Geist bleibt dabei nicht ganz unbeschäftigt, weil eine gewisse Berechnung nothwendig wird, die Aufmerksamkeit ist stets gefesselt, und auch der Zufall hat dabei sein bescheiden Theil. Es gibt zwei Hauptarten, dies Spiel zu spielen: die englische Weise, nach der man mit ängstlicher Berechnung so viele Vortheile als möglich zu erringen sucht, und die noble, nach der man, ebenfalls zwar mit dem Vorsatz, zu gewinnen, sich bemüht, auf eine elegante und wagliche

Digitized by Google

Art zu spielen, und stets darauf bedacht ist, auch den Gegner wieder zum Stoß kommen zu lassen.

An das Billard reiht sich das Kegelspiel, das, so allgemein es auch immerhin sey, dennoch als ein altvaterländisches Vergnügen und als körperliche Uebung den höhern Ständen zu empfehlen ist, die es auch in den gesegnetsten Gegenden Deutschlands mit Eifer treiben, während in andern nur Bürger und Bauern sich noch damit befassen. In frühern Zeiten wurde das Kegeln zu den Hazardspielen gerechnet; so verbot Carl IV. von Frankreich im Jahr 1323 mehrere Spiele, darunter neben den Würfeln auch die Kegel genannt werden, bei vierzig Sols Parisis Strafe, weil „diese Spiele von Waffenübungen abhielten.“ Auch die Ordonnanz von Orleans (i. J. 1560) verbietet durch den Artikel 101 alles Krimpenspiel (brélans), Würfeln und Kegeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Dampfschifffahrt. Sommer.

Ein Hauptwallfahrtsort für unsere Spaziergänger war seit einiger Zeit das ehemalige Jagdschloß Uebigau an der Elbe. Sie wollten die erste Fahrt des in der dortigen Maschinenfabrik gebauten Dampfschiffs mit ansehen. Schon sehr lange war in Dresden die Anwendung der Dampfschifffahrt auf dem Elbstrom von Zeit zu Zeit zur Sprache gekommen. Bereits vor mehreren Jahrzehnten hat ein Engländer Namens Humphrys um ein Privilegium auf die Einführung derselben angesucht; aber einestheils mögen wohl damals die Innungsgerechtsame der Elbschiffer, anderntheils die bald nachher eingetretenen kriegerischen Umstände der Sache in den Weg getreten seyn. Später hatte ein gewisser Knab den Plan, ein Dampfboot, wenn ich nicht irre, zunächst für gesellschaftliche Lustpartien auf der Elbe zu erbauen; allein auch das kam nicht zu Stande. Unter mehreren andern Projekten gelangte nur ein einziges durch den vor einigen Jahren verstorbenen Begründer der hiesigen Zuckerraffinerie, Salberla, zur Ausführung. Drei Jahre benuzte es der, allen Freunden des industriellen Fortschreitens gewiß noch lange in dankbarem Andenken bleibende Mann zum Waarentransport zwischen Hamburg und Dresden. Neuerlich, wo sein einziger Sohn ganz in die väterlichen Fußstapfen getreten, ist die Fahrt dieses Dampfschiffes eingestellt worden, weil solches die Kosten nicht hinreichend deckte. Allein die vielen, so reizend am Elbstrom gelegenen Naturpunkte, hauptsächlich zwischen Dresden und Teschen in Böhmen, mußten wohl den früher schon gehegten Wunsch, die Dampfschifffahrt zum Besuche dieser Punkte angewendet zu sehen, immer wieder auffrischen. So bildete sich denn, unter Leitung des mit den neuesten Leistungen der Technik innigst vertrauten Lehrers der Mathematik am hiesigen technischen Institute, Professors Schubert, zu diesem Zwecke die Aktiengesellschaft, welche das neue Dampfschiff in das Leben gerufen hat. Schon während des Baues wuchs die Ungeduld auch der Nichtaktionäre; als endlich Alles fertig erschien, vermehrte jeder Tag die Zahl der auf die Abfahrt des mit der Königskrone und dem Namen „Königin Maria“ geschmückten Fahrzeugs höchst begierigen Stadtbewohner. Aber ihre lange Promenade bis Uebigau war mehrmals fruchtlos gewesen, so daß bereits hie und da Zweifel an dem Gelingen laut wurden. Indessen waren die mancherlei in der Eigenthümlichkeit des Elbettes liegenden Schwierigkeiten und Hindernisse, von denen das Unternehmen bedroht war, allgemein bekannt, und man vermuthete, daß nur ein öffentlicher Versuch werde bedenklich gefunden werden. Und so mochte es auch gewesen seyn; ohne Zweifel wollte man das wohlgestaltete, allem Ansehen nach überaus rüstige Kind nicht einem, vielleicht durch irgend einen besondern, gar nicht vorauszusehenden Zufall hervorgeführten Straucheln vor fremden Augen aussetzen, und daher die Probe gewissermaßen hinter dem Rücken der städtischen Neugier, d. h. zu einer Zeit machen, wo die Abfahrt nicht vermuthet wurde. Nach dieser, völlig gelungener Wiederholung derselben unternahm man endlich am 30sten Juli eine Fahrt nach der fünf Stunden von hier entfernten Stadt Meißen, welcher ein Theil der Aktionäre beiwohnte. Sie ging vollkommen befriedigend in einer Zeit von 1¾ Stunden von statten. Die Rückfahrt war nicht minder günstig, nur bot der eben stark angeschwollene Strom, gegen den es nun ging, einen sehr mächtigen Widerstand, so daß man 4½ Stunden brauchte. Seitdem wurde die Fahrt öfters wiederholt, und man hofft nun recht bald auf dem neuen, anmuthigen Wege der mit Recht von Einheimischen und Fremden so gern besuchten Plätze, der „Bastei,“ des Ottewalder und tiefen Grundes, des Königsteins, Schandaus, Terschens u. s. w, sich erfreuen zu können. Zu einem zweiten Dampfschiffe soll bereits alles Erforderliche fertig, ja schon der Anfang eines dritten gemacht seyn. Es ist zu hoffen, daß auch künftig, bei niedrigem Wasserstande, die Kunst den Hindernissen gewachsen seyn werde, welche die Natur durch die Eigenthümlichkeit des Elbstroms ihr in den Weg legte. Denn sollte im Falle zu kleinen Wassers die Unterbrechung der Dampfschifffahrt zu lange dauern, so würde der Ertrag den von dem Unternehmen gehegten Erwartungen wenigstens nicht vollständig entsprechen. Nach nunmehr erfolgter Befriedigung der allgemeinen Neugier nehmen natürlich die täglichen Wallfahrten nach Uebigau wieder beträchtlich ab. Außer der Hauptsache hatten sie früher noch einen großen Nebenreiz an dem würzigen Dufte der Linden, mit denen das Gebiet allenthalben besezt ist. Der aus einem sehr winterlichen Lenze hervorgegangene treffliche Sommer hat die Lindenblüthe diesmal überaus üppig und kraftvoll entfaltet und ihrem Dufte eine ungewöhnlich lange Dauer verliehen. Mehrere Wochen war an jedem Morgen und Abend die Luft, sogar mitten in den Steinmassen der Stadt, von dem Wohlgeruche ihrer mit schönen alten Lindenbäumen so reich gesegneten Umgebung erfüllt. — Die besondere Schönheit des jetzigen Sommers, welche alle unsere Hotels und Gasthöfe mit Fremden überfüllt, hat auch einen außerordentlichen Einfluß auf das Flußbaden. Schon im vorigen Jahr war es zur eigentlichen Mode geworden, und die Elbschiffer bemächtigten sich dieses, aus langem Schlafe neu in das Leben getretenen Industriezweiges. Wohl an achtzig Badehäuschen liegen am Elbstrom unter der Brühlschen Terrasse und weiterhin, außer den gemeinschaftlichen Elbbadeplätzen, und doch sind alle diese Häuschen an schönen Tagen dergestalt besezt, daß die Badelustigen gar oft stundenlang warten müssen, obschon nebenher auch der Preißnitzbach ungleich stärker als sonst zum Baden benuzt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 2. September 1837.

Quoique à l'Opéra les sens soient agréablement frappés par l'éclat et la magnificence, cependant, comme l'esprit n'y trouve rien qui le touche ni qui l'attache, on tombe bientot dans l'ennui et dans une lassitude inévitable.

Saint-Évremont.

Der goldene Schuh.

Ein Feenmährchen.

Zur ewig denkwürdigen Zeit, als die verbündeten Monarchen in Paris ihren Einzug hielten, befand ich mich in der unmittelbaren Nähe eines bedeutenden und einflußreichen Mannes, dessen Name, jezt verklungen, damals vielfach genannt wurde, und der mich in einer ehrenvollen Wirksamkeit erhielt. Ihm danke ich es, daß ich jene Zeit in lebendiger Nähe geschaut, und daß die großen Interessen der merkwürdigsten Periode des Jahrhunderts ebenfalls ihren Weg durch den kleinen, unberühmten Raum meiner Hirnschale nahmen. Die Gedanken, die Bilder, die Empfindungen, die sie auf diesem Durchzuge hinterließ, genügen, um Leben und Bewegung selbst in die thatenlosen und düstern Jahre des spätesten Alters zu bringen. Wer Großes erlebt, kann fürder nie klein denken.

Es war am Abend unsers Einzugs, als die große Oper ein festliches Ballet zum Willkomm uns darbot. Alles, was Paris an Glanz, Sinnengenuß und Pracht in sich schloß, entfaltete sich, um an jenem Abend eine begeisterte Menge mit dem Taumel entzückender Harmonien zu überschütten. Den Saal erfüllte der Glanz der Lichter und Diamanten. Jede Loge war ein prächtiger kleiner Salon, gefüllt mit den ersten Schönheiten und den glänzendsten Namen der Zeit, ein funkelndes, blendendes Gemisch von Ordenssternen und wallenden Straußfedern. Das waren die Blumen, die aus so vielen Gräbern jenseits des Rheins erblüht, das die Sterne, die aus den Nebeln kalter, einsamer Schlachtfelder emporgestiegen waren. Frankreich vermählte sich der Legitimität, und der Brautschmuck blizte im Saale der großen Oper. Man gab das Ballet Alexander und Campaspe von Vestris. Gewiß ein recht langweiliger Stoff für ein Ballet, aber an diesem Abend dachte Niemand daran, ihn langweilig zu finden, an diesem Abende war das Schauspiel diesseits der Lampen, nicht jenseits. Es war einer der seltenen Fälle, wo das große Spiel der Zeit das kleine der Bühne gänzlich zu Boden drückt. Niemand im Saale hatte Zeit, an Alexanders griechischen Mantel zu denken, und obgleich das Herz in keiner Brust ruhig klopfte, so schlug doch keines für die Compositionen des großen Vestris. Es wurde getanzt, weiter weiß ich selbst nichts zu sagen. Einige wollten sogar bemerkt haben, daß sehr gut getanzt wurde. Es kann seyn, ich liebe den Tanz überhaupt nicht leidenschaftlich, und jenen kalten, mit Allegorien überladenen Tanz der Kaiserzeit konnte ich nun vollends gar nicht ausstehen. Es war damals, als hätten die Beine eines hübschen Mädchens urplötzlich Verstand bekommen, und von dem Moment hörte ihre poetische Tollheit, ihr graziöser Wahnsinn auf; sie tanzten verständig und mit

Digitized by Google

voller Ueberlegung. Der Tanz aber soll eigentlich ein Wandeln eines Mondsüchtigen seyn, nur poetisch geordnet, ein unbewußter magischer Zustand, der den Körper auf den Wellen des Stroms einer unbekannten Melodie dahinreißt. Es muß eine ewige, unzerstörbare Jugendlichkeit im Tanz liegen, man muß lächeln können und staunen zugleich über seine Tollheit und Unschuld, wie man sich über das lachende Auge eines Kindes freut und verwundert, das bei seiner hellen Klarheit so viel übermüthigen Muthwillen kündet. Es war jammerschade, daß die hübschen kleinen Füße der Mademoiselle Bigottini Geschichte studirt hatten. Was in aller Welt hat die große Zehe einer Tänzerin mit Alexanders Zug nach Indien zu thun? Und das verwünschte Kostüm, die griechischen Haarknoten von fünf Zoll Länge, die dem armen Kinde den Kopf in den Nacken zogen, die albernen Diademe und die noch alberneren rothen und blauen Draperien, in die die Helden wie Säuglinge eingewickelt erschienen: es war zum Erbarmen! Und hunderttausend Lampen waren angezündet worden, um so viel Armseligkeit zu beleuchten; aber wie gesagt, das eigentliche Schauspiel war diesseits der Lampen.

Ich dachte, als ich fünf Stunden an meinen Platz geschmiedet gesessen hatte, wie es im Hamlet heißt: „ich wollte es wäre Schlafenszeit und Alles wär' vorbei," so sehr war ich zuletzt ermüdet und abgespannt. Ich saß, in meine Logenecke gedrückt, und ließ den Strom der Melodien an meinem Ohr vorüber rauschen und schloß mein Auge dem Glanz der Lichter. Eine geraume Zeit mochte so vergangen seyn, als mich das wilde, eigenthümliche Geräusch, das tausend klatschende Hände verursachen, aus meinen Träumen erweckte. Ich blickte zur Bühne und bemerkte nur noch den Zipfel des rosenrothen Gazegewandes einer Tänzerin, die eben hinter den Coulissen verschwand. Der Beifall galt ihr; bald darauf fiel der Vorhang. Ich blieb ruhig sitzen und wartete, bis das Haus sich leerte; trotz dieser Vorsicht traf ich draußen auf dicht gefüllte Gänge und Treppen, die jeden Versuch, sich schnell in's Freie durchzuarbeiten, als eine Unmöglichkeit erscheinen ließen. Der Unmuth übermannte mich. Ich hatte mich von meinen Gefährten getrennt und sah diese aus weiter Entfernung mir zuwinken. In der Eile nahm ich meinen Weg in einen Seitencorridor und bemerkte zu spät, daß dieser, anstatt auf die Straße zu münden, in das Innere des ungeheuren Gebäudes führte. Was war zu thun? In dieses Labyrinth einmal hineingeworfen, mußte ich es kein kleines Mißgeschick nennen, daß die einzelnen Lampen, die im Verlöschen begriffen waren, endlich ganz verschwanden und einer tiefen Finsterniß Platz machten. Ich wollte umkehren, aber auch hinter mir war es Nacht geworden. Einige Sekunden vergingen, ohne daß ich wußte, was ich thun sollte, und ich lehnte unentschlossen an der Mauer des Ganges.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Spiel.

(Fortsetzung.)

Keines bessern Ansehens scheinen in Deutschland vor Zeiten die Kegel genossen zu haben, denn wir wissen durch Westenrieder, daß die Kegelbahnen in München unter Aufsicht des Scharfrichters standen, bis endlich diese Vogtey durch eine jährliche Entschädigung von Seiten des Magistrats abgelöst wurde. — Zu häufiges Kegeln gibt leicht dem Körper eine gemeine Haltung. — Das Ballspiel ist in Deutschland ganz abgekommen; in frühern Zeiten war es das, was jetzt das Billard ist, und wurde in öffentlichen Häusern gespielt, wobei von Ranquets oder Marqueurs das Zählen und das Aufheben der Bälle besorgt ward, die, nach Art der antiken Bälle, mit Leder überzogen, mit Luft gefüllt waren. — Der Ballon, der gewöhnliche Spielball und der Federball gehören jetzt den unschuldigen Spielen an.

Eine Hauptrolle in den Spielen unserer Zeit, wo nicht die erste, ist den Karten angewiesen. Sie scheinen zuerst im Morgenlande behufs der Wahrsagung erfunden und durch Zigeuner nach Europa gebracht worden zu seyn. Nach Deutschland sind sie aus Italien gekommen und bald so heimisch geworden, daß die wälschen Benennungen sich alsbald in deutsche wandelten, und statt der Schwerter, Stäbe, Becher und Schilder auf den bunten Blättern sich Eicheln, Schellen, Herz und Laub (Grün) zeigten. Das älteste deutsche Spiel soll „Lanzknecht" gewesen seyn; doch wissen wir nicht genau zu sagen, ob es dasselbe war, das wir unter diesem Namen kennen.

Der große Verbrauch der Karten rief schon im vierzehnten Jahrhundert den Kartendruck, den Vorläufer des Bücherdrucks, in's Leben; die Kartenmacher hießen Briefmaler, Briefdrucker, so wie noch heutzutag in Oberösterreich das Landvolk unter Brief auch ein einzelnes gedrucktes Blatt oder ein Heiligenbild versteht. Jedenfalls ist der Kartendruck älter als der Zeitpunkt, in den sogar jetzt noch die Franzosen die Erfindung selbst der Karten überhaupt versetzen, indem sie behaupten, die ersten Karten hätten gedient, die Melancholie ihres Karls VI. zu zerstreuen; doch sind die neueren Benennungen der Farben: Coeur, Carreau, Pique und Trefle (beim Volke: Herz, Eckstein, Schippen und Kreuz), so wie die Verwandlung des Obern (des großen Wenzel) in eine Dame von französischer Erfindung aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. — Die deutsche Karte ist in vielen Gegenden jetzt gar nicht mehr üblich, in andern nur noch unter dem Landvolke.

Die Spiele, zu welchen die Karten verwendet werden, sind von so mannichfacher Art und so verschiedenartigen Benennungen, daß es schier nicht möglich ist, sie alle zu

Digitized by Google

kennen und zu nennen; in der Gesellschaft bestimmt die Mode diejenigen unter ihnen, welche vorzugsweise gespielt werden, während in den niedern Ständen hierin weniger Wechsel Statt findet. — Der allgemeine Charakter der erlaubten Kartenspiele besteht darin, daß der Zufall zwar dem Spieler die Blätter zutheilt, dieser aber in den meisten Fällen durch eigene Berechnung die Partie ausführen muß, sein Glück entweder benutzend oder die Ungunst des Zufalls durch Geschicklichkeit in etwas verbessernd, nur daß nicht etwa diese Verbesserung sich zu dem erstrecke, was der Franzose so höflich „corriger la fortune" nennt. Eine aus dem Kartenspiel hervorgegangene Erfindung scheint das Domino zu seyn, eine friedliche Zerstreuung stiller Leute, die Nachmittags ihre Partie um eine Tasse Kaffee und ein Schnäpschen zu machen lieben. — Das Spielen in Gesellschaften hat irgendwer für ein Eingeständniß erklärt, daß die Leute nicht im Stande wären, sich gegenseitig aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Etwas Wahres scheint an dieser Behauptung zu seyn, und zweifelsohne steht es einem Manne von Bildung nicht sehr wohl an, wenn er seine Muße ausschließlich auf ein Vergnügen verwendet, welches so eintönig ist, daß es nicht einmal die kleinste Leidenschaft aufregt und die Einbildungskraft nicht im Geringsten beschäftigt; doch gehört es zur Erziehung des Weltmanns, sich auf die üblichen Spiele zu verstehen und sie im Nothfall mit Anstand und Geschicklichkeit zu treiben.

Eine ganz andere Bewandtniß als mit den Gesellschaftsspielen hat es mit den *Hazardspielen*, in denen sich alles das, was das Spiel Anziehendes und Gefährliches in sich hegt, vollkommen vereinigt findet; vor allem ist es das neckische Walten des Zufalls, das unsere Phantasie zu den abenteuerlichsten Berechnungen hinreißt, so daß wir, ehe wir uns dessen versehen, in den Strudel hineingezogen, alsbald nur noch willenlose Werkzeuge der Leidenschaft sind. Vorzüglich sind es muthige, an kecktes Wagniß gewöhnte Männer, die gar zu gern mit dem unergründlichen Zufall in die Schranken treten; und hier wird das Hazardspiel zur noblen Passion, sobald der Spieler, ohne seine oder der Seinigen irdische Wohlfahrt zu gefährden, nichts wagt, als gerade nur sein Gold, und nichts im Grunde verliert, als just nur eine Zeit, die er doch zu nichts Besserem angewendet hätte, als sie zu versplittern. Er verliere noch so viel, daheim ist dennoch sein Tisch gedeckt und sein Stammgut bleibt seinem Nachfolger unversehrt, wie er selbst es von seinem Vorfahren überkommen. Wehe aber dem, zu welchem sich Sorge und Angst an den Spieltisch setzen und den die Vorwürfe des Gewissens unabweichbar von dannen geleiten; denn während er seine Pflichten so freventlich verletzt, untergraben die Gemüthsbewegungen seine geistigen und körperlichen Kräfte, selbst wenn er, was jedoch ein seltener Fall ist, nicht auch nebenbei andern Ausschweifungen sich hingibt. Diesen Gefahren entgeht nur der, welcher über Gewinn und Verlust erhaben steht, woher es auch kommt, daß Spieler gewöhnlich sich den Anschein geben wollen, als sey ihnen das Spiel nur eine noble Passion, indem sie, den äußern Anstand behauptend, Ruhe und Gleichgültigkeit heucheln. — Wie sehr das ungeeignete Spiel den Menschen entwürdige, zeigt unter andern auch der Umstand, daß schon so Viele nicht den Muth hatten, die Folgen ihrer leidenschaftlichen Handlungsweise zu tragen, und in ihrer grundlosen Entsittlichung das feigste aller Verbrechen verübten, das nie gerechtfertigt werden kann, wenn auch hie und da entschuldigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Königin Victoria und die Pfennigschreiber.

Zu demselben Pariageschlecht in der Literatur wie unsere Roman- und Memoirenübersetzer gehören die englischen Penny-a-liner's, jene armen Teufel, welche die Londoner Zeitungen mit Berichten über die Tagesbegebenheiten versorgen und für die gedruckte Zeile einen Groschen rheinisch erhalten. Für sie ist der Einbruch eines Gentleman ein Glücksfall, und ein Diebstahl bringt ihnen je nach seinem Belang mehr oder weniger Schillinge ein. Die guten unter ihnen besitzen die Kunst, Alles, was im täglichen Leben Erschreckliches, Aergerliches, Rührendes, Lächerliches, Offizielles sich ereignet, in künstlichem Lichte effektvoll hervorzuheben, und ihr schwunghafter Styl gleicht einer Maschine, die mit jedem Umlauf des Rads einen blanken Pfennig prägt. Seit einem Monat, wo die große Angelegenheit der Parlamentswahlen die Spalten der Journale mit real intelligence, wie der Engländer sagt, überfüllte, hatten diese Leute unwillkommene Ferien, und manches prächtige Unglück machte ihnen auf ihren langen Spaziergängen vergeblich den Mund wässerig. Kaum aber ist das Verhältniß zwischen Tories und Liberalen ermittelt, so sind sie heißhungrig bemüht, ihre Verluste hereinzubringen. Königin Victoria verspricht ihnen ein guter Engel zu werden: die erhabenen Tugenden, die liebenswürdigen Launen, die großen und kleinen offiziellen Handlungen der königlichen Jungfrau sind baares Geld für sie. So wurde vor einigen Tagen in Hydepark ein neues Thor mit einiger Feierlichkeit eröffnet und von der Königin zuerst befahren. Wir geben den betreffenden Bericht des Londoner Couriers, als Probe vom Styl und der Kunstfertigkeit der Penny a-liner's.

„Es war ruchbar geworden, daß die Königin der am gestrigen Tage erfolgten Oeffnung des in Hydepark, dicht neben dem in den Garten von Kensington führenden Eingang, an der Bayswaterseite neu eingerichteten Thors in Person anwohnen werde, und so fand sich lange vor fünf Uhr, zu welcher Stunde die Eröffnungsfeierlichkeit stattfinden sollte, eine große Menge wohlgekleideter Personen an Ort und Stelle ein und besetzte die Straße, auf welcher Ihre Majestät erwartet wurde. Um fünf Uhr kam die Musikbande der königlichen Artilleriecompagnie, deren Generalkapitän Se. Hoheit der Herzog von Sussex ist, aus Finsbury an und stellte sich innerhalb des Thors zur rechten Hand auf. Etwa zehn Minuten später langte der Herzog von Sussex, in Begleitung von Lord John Churchill und Master Stephenson, im eigenen Wagen an und nahm Platz in der glänzenden,

Digitized by Google

dicht am Thore errichteten Tribüne, woselbst Se. Hoheit der Ankunft der Königin harrten. Ein Regenschauer, der sich jezt ergoß, ließ befürchten, daß die Feierlichkeit verschoben werden dürfte, aber etwa zwanzig Minuten vor sechs Uhr kam die Meldung, Ihre Majestät stehe im Begriff, in Buckinghampalace in den Wagen zu steigen. Präcis zehn Minuten vor sechs Uhr fuhr die Königin in einem vierspännigen offenen Landau mit zwei Vorreitern in Hydepark ein. Zur Seite der Königin befanden sich im Wagen die Herzogin von Kent und Lady Jenkinson. Der königliche Wagen umfuhr den Zirkel und hielt unter dem lauten Jubelruf der versammelten Menge vor dem Thore, das den Namen Victoriathor erhalten soll. Der Herzog von Sussex, begleitet von Master Stephenson, verfügte sich sofort an den Wagenschlag und unterhielt sich mehrere Minuten lang mit Ihrer Majestät, während die Musik die Nationalhymne spielte. Se. königliche Hoheit traten sodann vor das Thor an der Westseite und riefen laut: „Oeffnet das Victoriathor!“ worauf die Thorflügel sich aufthaten und die königlichen Wagen durchfuhren, hinter ihnen alle andern Equipagen, unter welchen wir die der Grafen von Westmoreland und Harrington, der Lords Burghersh und Dinorden, der Lady Gardner u. s. w. bemerkten. Nachdem die Wagenreihe durch war, stellte sich der Herzog von Sussex mitten auf die zum Thore führende Straße und forderte die Versammlung auf, mit ihm zu Ehren Ihrer Majestät ein dreimaliges Lebehoch auszubringen, welcher Aufforderung unverzüglich unter dem Verruf Sr. königlichen Hoheit dreimal drei so begeisterte Lebehoch folgten, als wir uns jemals gehört zu haben erinnern. Ihre Majestät fuhr nun die Bayswaterstraße hinab, durch das Cumberlandsthor wieder in Hydepark herein, um die Statue des Achilles herum, wieder durch den Zirkel und noch einmal zum Victoriathore hinaus, woselbst sie zum zweiten Male mit den unzweideutigsten Beweisen von Anhänglichkeit und Loyalität empfangen wurde, während die Bande wieder „God save the Queen“ erschallen ließ. Ihre Majestät, wir freuen uns, es sagen zu dürfen, sah sehr gut und äußerst munter aus, und schien am Vorgang großes Gefallen zu finden. Der Herzog von Sussex sah sehr gut aus. Auf der Rückfahrt um Rottenrow regnete es so stark, daß Ihre Majestät den Wagen zu bedecken befahl, worauf die höchsten Herrschaften in den neuen Pallast zurückkehrten.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Das Vogelschießen.

Die uralte große Woche, das **Dresdener Vogelschießen**, ist überstanden. Vormals wurden die Reize der Vogelwiese so ziemlich der Mittelklasse, den Proletariern, der Jugend und dem Kindesalter überlassen. Zwar nahm von jeher das gesammte Fürstenhaus an dem Schießen nach dem an außerordentlich hoher Stange mit ausgespreizten Fittigen am Himmel schwebenden, bunten Vogel Theil. Personen ersten Ranges folgten natürlich dem Beispiele, und der Schütze aus dem Gewerbsstande konnte sich an den fürstlichen und andern glänzenden Namen ergötzen, die, der Reihenfolge nach, neben dem seinigen als Mitschießende durch eine offizielle Stentorstimme proklamirt wurden. Aber die persönliche Theilnahme der Fürstenfamilie hatte schon seit undenklicher Zeit aufgehört. Namens derselben erschien in ziemlichem Pomp ein mit dem Schießen beauftragter Kammerherr mit fürstlicher Equipage auf der Wiese. Seine Ankunft wie seine Abfahrt wurde allezeit durch Losbrennen von Kanonen bezeichnet. Auch ein großer Theil der übrigen vornehmen Mitglieder der Schießgesellschaft betrat vielleicht die Vogelwiese mit keinem Fuß, sondern überließ es Mandatarien, den Schuß zu thun. Seit König Anton ist der Antheil des regierenden Hauses wieder ein persönlicher geworden. Obgleich natürlich die Mitglieder desselben ihren Schuß in der Regel noch dem Kammerherrn auftragen, so ist es doch auch schon vorgekommen, daß solche ihn selbst übernahmen. Wenn auch noch immer die Hauptelemente des Vogelschießens aus der Mittelklasse und den untern Ständen bestehen, so nehmen doch in Folge dieser Veränderung auch die obern mehr als früher daran Theil. Dieses geht schon aus der merklichen Verfeinerung der gebotenen Genüsse hervor. Allerdings fand auch früher in vielen, zur Zeit der Vogelwiese dort etablirten Zelten die gute Küche mehr oder weniger Berücksichtigung; aber die meisten übrigen Verkaufslokale waren nur für äußerst frugale Gemüther und Gaumen eingerichtet. Bratwurst hieß die prädominirende Ambrosia der Dresdener Vogelwiese, Kirschwein ihr beliebtester Nektar, und lezterer war nicht selten ein gar fades und wässeriges Weinchen, das zwar wenig sich eignete, den Kopf aus seinem Gleichgewicht zu bringen, aber dafür Magen und Gaumen in desto schmählichere Verzweiflung stürzte. Diese, die bekanntlich stets das größte Unglück in der Wahl ihrer Hülfsmittel hat, mag dann oft ihr Heil in den an hölzernen Spießen allenthalben feil gebotenen, sauern Gurken gesucht haben, welche ebenfalls zu den Wahrzeichen der Dresdener Vogelwiese gehören. In der neuesten Zeit ist das allmählich Alles anders geworden. Zwar hat die strengste Frugalität noch keineswegs ihre bescheidenen Tempelchen eingebüßt, und Bratwürste, saure Gurken und besonders auch Pfefferkuchen behaupten immer noch den bedeutendsten Einfluß auf eine gewaltige Majorität. Daneben aber sind so viel Restaurants überall aufgeschossen, daß die elegante Welt vor tausenderlei culinarischen Wohlgerüchen gar nicht zum Entschluß kommen kann, wo sie ein glänzendes Souper einnehmen soll. Daß unter so veränderten Conjunkturen die Conditoreien, von denen jezt beinahe jede Staat wimmelt, mit allen ihren kalten und warmen Erfrischungen und dem Eise nicht zurückgeblieben sind, bedarf keiner Erwähnung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Nach Lucchese.

Mit Argusaugen pfleg' ich meine Kleinen,
Die meiner Sorgfalt gern ihr anvertrauet,
Und meiner Thränen reiche Früchte schauet,
Die ich ob meinen Zöglingen muß weinen.

Ach! diese lachen unter meinen Thränen,
Mit denen ich den Boden ringsum netze
Und sie mit voller Thränenflut ersetze,
Womit ich stille selbst ihr schmachtend Sehnen.

Doch droht den Lieblichen ein schnell Verderben,
Der Himmel lacht selbst ihnen oft zu lange,
Dann schauen sie nach meinen Thränen bange,
Und müssen, ist mein Busen öde, sterben.

J. G. M.

Beilage: Verlagsanzeige von Ludw. Schumann in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 211.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Montag, den 4. September 1837.

Alea —
Non contenta bonis, animum quoque perfida mergit,
Furca, furax, infamis, iners, furiosa, ruina.
Petron.

Das Spiel.

(Fortſetzung.)

Wir haben oben erwähnt, daß nicht überall die Geſetzgebungen in gleichem Sinn ſich über Hazardſpiele ausſprechen. In England gibt es kein Verbot dagegen, in Oeſterreich ſind ſie ohne Ausnahme verwehrt, bei ſchwerer Geldbuße, von der jedoch der Angeber, wenn er am Spiel theilgenommen, nicht allein frei iſt, ſondern noch dazu eine Belohnung erhält. In Frankreich hatte bisher die Regierung den Grundſatz, ein Uebel, das ſie nicht zu unterdrücken vermochte, möglichſt unſchädlich zu machen, und nebenbei die Leidenſchaft zu beſteuern; jetzt haben andere Doctrinen den Sieg erhalten, und die Sylveſternacht wird zugleich mit dem Jahr 1837 auch die öffentlichen Spiele ſchließen. — Es iſt vielleicht möglich, daß dieſes Geſetz in ſpäterer Folgezeit gute Früchte trage, doch für die nächſte Zukunft ſcheinen die Nachtheile überwiegend. Eine Menge von Leuten, welche, theils arm, theils durch Ausſchweifungen verarmt, jedenfalls aber durchaus bankrott, bisher durch das Spiel entweder als Angeſtellte der Bank, oder durch eigene, die Schranken des geſchriebenen Geſetzes noch zur Noth einhaltende Betriebſamkeit ſich durchbrachten, werden ſchwerlich alleſammt als ehrenwerthe Arbeiter den Neujahrsmorgen von 1838 begrüßen, und mithin wird eine neue Legion von hungrigen, alſo erfinderiſchen und entſchloſſenen Geſellen ſich den Schaaren der übrigen Gauner in der Hauptſtadt anſchließen, und nebenbei die Bevölkerung der Bagno's und Zuchthäuſer vermehren helfen; die Polizei wird ſich eines Steckbriefs beraubt ſehen, wohin, wie das Wild zur Salzlecke, diejenigen zogen, welche ſie ſonſt kaum zu finden gewußt hätte; und endlich wird die öffentliche Sittlichkeit auch in Hinſicht des Spieles ſelbſt nur verlieren; denn ſtatt der Opfer, welche bisher dem beaufſichtigten, gewiſſermaßen ehrlichen Spiele fielen, wird das heimliche mit noch mehr Gefährde deren eine weit größere Anzahl verſchlingen, und namentlich die unerfahrne Jugend zu verlocken deſto günſtigere Gelegenheit finden. Glich doch das heimliche Spiel ſogar bisher der Hydra, der für einen abgeſchlagenen Kopf gleich zwei neue wuchſen! wie wird es nun erſt werden? — Dieſe Uebelſtände werden neue Früchte jener übelangewendeten Menſchlichkeit ſeyn, die in Frankreich ſchon ſeit Jahren mit dem Raub des Schaffottes die Galeeren bereichert, und die, ſo lange Mord und andere todeswürdige Verbrechen noch tagtäglich vorkommen, die Stirne hat, zu ſagen: la peine capitale n'est plus dans nos moeurs!

Das Hazardſpiel in Bädern iſt jedenfalls minder gefährlich, als in großen Städten, weil die Gäſte gewöhnlich

ſich höchſtens in eine augenblickliche Verlegenheit ſetzen können, da ihr Credit und ihre baaren Mittel ihnen nicht ſo zur Hand ſind, und die Leidenſchaft, welche ſie zu weit hätte führen können, Zeit gewinnt zu verrauchen.

Der Spiele, welche an der Bank zu Baden-Baden geſpielt werden, ſind zwei: Rouge-et-Noir, und die Roulette; ſo auch in Wiesbaden. Ob in andern Bädern noch Pharao geſpielt wird, iſt uns unbekannt; doch glauben wir es vor ungefähr zwanzig Jahren in Aachen geſehen zu haben. Rouge-et-Noir (auch Trente-et-un und Trente-et-Quarante genannt) iſt ein Kartenſpiel, und der Banquier hat dabei den Vortheil, der ihm bei jedem Hazardſpiele blüht: die Bank ſteht ohne Leidenſchaft den Leidenſchaften der Pointeurs gegenüber, und hat nebenbei noch eine bedeutende Chance des Spiels ſelbſt für ſich. Die Karte beſteht aus mehreren vollſtändigen Spielen von 52 Blättern, die alle untereinander gemiſcht werden. Das Zählen geſchieht, ohne Rückſicht auf Farben oder ſonſtige Bedeutung, ſo, daß jedes Bild für zehn Points gilt, und die übrigen Blätter je nach ihren Augen. — Um alle Verwirrung möglichſt zu verhüten, iſt bei öffentlichen Banken die Tafel ſelbſt in Felder abgetheilt, auf welche der Spieler nur zu ſetzen braucht, um ſeine Meinung auszudrücken, auf was er halten will: auf Schwarz oder Roth, für oder gegen die Farbe, welch letzteres ſagen will, daß er wette, die Farbe der zuerſt aufgeſchlagenen Karte der bevorſtehenden Tour werde gewinnen oder aber verlieren. Sobald das Spiel gemacht iſt (nämlich nachdem die Spieler geſetzt haben), legt der Tailleur die Karten nacheinander um, bis er mindeſtens einunddreißig zählt, worauf er ebenſo eine zweite Reihe ſchlägt; von dieſen Reihen gilt die erſte für Schwarz, die zweite für Roth, und der Tailleur ſagt allemal nur das Schickſal dieſer letztern an, ob ſie gewinnt oder verliert, wobei er zugleich angibt, ob die Farbe gewinnt oder verliert. Gewonnen hat diejenige Reihe, deren Points zunächſt an dreißig bleiben; daher der Name Trente-et-un. Die Benennung Trente-et-Quarante kommt daher, weil der Zähler dreißig überſchreiten muß, und nicht über vierzig hinauskann, indem die höchſte Karte nur zehn Augen gilt. Der Gewinn iſt immer dem Einſatz gleich, der ſich mithin dadurch verdoppelt; der geringſte Einſatz in Baden iſt eine halbe Krone, der höchſte 6000 franzöſiſche Francs. Die Chance für die Bank iſt, wenn beide Reihen 31 zeigen, wo dann die Einſätze ſtehen bleiben, und in der nächſten Tour der gewinnende Theil nur ſein eigenes Geld zurück erhält; ſobald die Reihen auf einer andern Zahl gleichſtehen, wird die Tour als gar nicht aufgelegt betrachtet, und das Spiel geht weiter, nachdem der Galerie Zeit gelaſſen worden, ihre Sätze nach Belieben zurückzuziehen oder zu ändern. Nach einem doppelten 31 kann der Pointeur der Bank auch die Hälfte des Einſatzes vor dem neuen Umſchlagen anbieten, was gewöhnlich angenommen wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der goldene Schuh.

(Fortſetzung.)

Endlich dämmerte ein Lichtſchein, ein entferntes Geräuſch wurde wach, und ich ſah zuerſt an der Mauer, in gigantiſchen Umriſſen, die Schatten zweier Geſtalten herankommen, denen ein Diener mit einer Laterne zur Seite ſchritt. Mein Entſchluß war bald gefaßt, ich wollte ſie ruhig erwarten und mich ihnen anſchließen. Demnach drückte ich mich in einen etwas zurücktretenden Winkel eines Treppenabſatzes, und harrte geduldig. Die Heranſchreitenden waren in einem eifrigen Geſpräch begriffen, die weibliche Stimme, die der männlichen anfangs mit einiger Lebhaftigkeit antwortete, verſtummte allmählig, und jene ſprach allein, wie es ſchien in Vorwürfe und Verwünſchungen ausbrechend. Sie kamen näher, und ich konnte ſie jetzt deutlich in's Auge faſſen; es war ein ältlicher Mann, der ein junges Mädchen mehr am Arme mit ſich zerrte als führte. Sie gingen an mir vorüber, und ich hörte die Worte des Alten: „Wirſt du mir nun glauben, daß die Fee Mollacat an Allem Schuld iſt? Bemerkteſt du nicht ihren goldenen Schuh an den Füßen der verhaßten Springerin? Und kann es anders ſeyn? Sie, die früher wie eine Krähe hüpfte, tanzte heute wie eine Sylphide! O man ſoll mir nicht weiß machen, daß das ohne Zauberkünſte möglich iſt! Aber, bei meiner Ehre, ich will die Nichtswürdige verfolgen, nicht früher will ich ruhen, als bis der goldene Schuh wieder in meinem Beſitze iſt! Ich will — ich will —“

Damit verhallten die Worte im Corridor. Ich trat aus dem Verſteck, um der Laterne zu folgen; nebenbei beſchäftigten und reizten mich die Aeußerungen, die ich eben gehört. Es war mir neu, mitten im modernen Paris von einer Fee und von Zauberkräften zu hören. Wären dieſelben Worte einige Minuten früher auf den Brettern ausgeſprochen worden, ſo hätten ſie gar keine Wirkung hervorgebracht, aber hier im einſamen Gange, aus dem Munde eines alten, ärmlich gekleideten Mannes, zu einem Mädchen ausgeſprochen, das hinter ihrem vorgehaltenen Tuche in lautes Schluchzen ausbrach, hier machten ſie eine bewundernswürdige Wirkung. Ich faßte mir die Geſtalt des Mannes näher ins Auge: ſie war ſehr zuſammengefallen; ein kleines dürftiges Mäntelchen, ein Regenſchirm, ein geknickter grauer Hut und Schuhe mit großen Schnallen machten die ganze Ausſtattung des

Digitized by Google

sonderbaren Individuums aus, das so vertraut von Feen und Zauberkünsten sprach. Die junge Schöne an seinem Arm versteckte unter einem eilig übergeworfenen seidenen Kapuchon die Reste ihres Theaterkostüms. Der Diener trug unter dem Arm einen Geigenkasten, woraus ich schloß, daß der Alte im Orchester seinen Platz behauptet habe, während die Tochter oder die Frau auf den Brettern figurirte.

Meine Neugier war einmal erwacht. Ich folgte dem Paare durch immer enger werdende Gassen, ohne daran zu denken, daß es mir schwer seyn würde, in der ungeheuern, mir gänzlich fremden Stadt den Rückweg in meinen Gasthof zu finden. Wirklich hätte ich mich, ohne die besondere Artigkeit des alten Mannes, auch bald in der peinlichsten Verlegenheit befunden, denn mein wanderndes Pärchen war eben Willens, im engen Thorweg eines Hauses zu verschwinden und mich im Dunkeln zurückzulassen, als zum Glück der Alte noch einen Blick rückwärts warf und mich gewahr ward. Mit der Zuvorkommenheit eines Franzosen trat er zu mir und sagte: „Mein Herr, ich merke an Ihrem Anzug und Ihrem Wesen, daß Sie fremd in Paris sind; Sie gehören wohl zum Heere unserer Gäste, die gestern in die Stadt eingezogen; Sie wollen vielleicht in Ihre Wohnung und haben sich verirrt. Erlauben Sie, daß ich die Honneurs meines Stadtviertels mache, und Ihnen die Laterne und den Diener anbiete, der Sie nach Ihren Instruktionen sicher nach Hause begleiten soll, oder erzeigen Sie mir die Ehre, in mein Zimmer zu kommen und der Gast bei einem spärlichen, aber gern gegebenen Abendbrode zu seyn. Durch letzteres würden Sie mich sehr verbinden.“

Der alte Herr mit den silbernen Schuhschnallen mochte in meinem Gesichte lesen, daß der eben gethane Vorschlag gar sehr nach meinem Sinne war; er gab daher dem Diener den Wink, eine kleine Stiege, die sich links im Thorweg zeigte, hinaufzuleuchten, und sagte, halb zu der Dame gewendet: „Monsieur erzeigt uns die Ehre; geh, Babet, und setze das obere Zimmer geschwind etwas in Stand.“ Wir gelangten durch ein kleines Vorgemach in ein Kabinet, das sich uns in keiner geringen Unordnung zeigte. Mademoiselle Babet befand sich eben im Kampfe mit einigen widerspenstigen alten Möbeln, die entweder aus ihren Ecken nicht herauswollten, oder, einmal hervorgebracht, das Gleichgewicht verloren, und umstürzend ihre morschen Beine gen Himmel kehrten. Eine Masse von Büchern, Violinsuteralen, Pleckkästchen und Flaschen deckte den Boden und die Tische. Endlich war ein freies Plätzchen ausfindig gemacht und wir ließen uns bei dem Rest einer Wachskerze nieder. Der alte Franzose befand sich bald in seiner vollen Gemüthlichkeit; augenscheinlich war es ihm lieb, einen jener merkwürdigen Fremden, die das Gespräch des Tages waren, bei sich zu sehen, und er zeigte mir, daß er nicht der Mann sey, eine so treffliche Gelegenheit, sich über allerlei wichtige Dinge genau zu unterrichten, vorbeigehen zu lassen. Ich mußte ihm nun nothgedrungen Rede stehen, obgleich es mein Wunsch war, den Gegenstand meiner Neugierde, und der mich eigentlich hieher geführt, zur Sprache zu bringen. Die Versuche, dahin einzulenken, blieben vergebens; der Alte schien alle Feen der Welt vergessen zu haben, und nur für Feldherrn, Schlachten und politische Projekte Sinn zu äußern. Darüber verging eine Stunde, und ich mußte an den Rückweg denken. Jetzt nahm ich meinen Muth zusammen; ich wollte nicht umsonst in dieses Abenteuer mich verwickelt haben, und gestand dem Alten offenherzig, daß ich ihn belauscht, wie er von Feen und goldenen Schuhen gesprochen. Er sah mich an mit einem besondern Lächeln, und Babet, die uns gegenüber saß, wurde roth. „Verzeihen Sie meine Neugier,“ rief ich; „sie könnte indiscret erscheinen, und deßhalb verzichte ich darauf, sie zu befriedigen, obgleich mich diese Ueberwindung viel kostet; denn Ihre Worte, bester Herr, haben, ich weiß nicht wie viele Vorstellungen aus meiner Kindheit in meiner Seele neu geweckt, und mir ahnet, daß es mit dem goldenen Schuh eine höchst seltsame Bewandtniß hat.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Sterne in der Altmühl.

Wie traurig schimmert, düsterhelle,
Das Spiegelbild aus flücht'ger Welle!
Und deut' ich seine stumme Sprache,
So heißt sie tiefe Todtenklage.
Du lächelst nicht, du weinst, o Stern,
Im Widerschein aus Himmelsfern'!

Und Stern an Stern, und Well' an Welle,
Wie bleich ach! flimmernd, thränenhelle!
So glänzt auf jeder Well' im Herzen
Ein süßes Bild in Sehnsuchtschmerzen,
So wie der Stern die Fluth durchbricht
Im zitternden, gebrochnen Licht.

Emma v. Rindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Das Pflaster. Das unterirdische Paris.

Man thäte wahrlich der Pariser Obrigkeit Unrecht, wenn man ihr den Vorwurf machte, daß sie nicht genug für die

Digitized by Google

Verschönerung und bessere Einrichtung der Stadt thue; denn von allen Seiten sieht man Haufen von Arbeitern in voller Thätigkeit, und zwar schon seit Anfang des Frühjahrs; man merkt es der Obrigkeit nicht an, daß die Feste bei der Vermählung des Herzogs von Orleans sie so viel gekostet haben; man sollte glauben, die Stadt habe gar keine Schulden und die Kassen seyen voll. Freilich kommt beständig viel hinein, besonders jezt, da Paris voll von Fremden ist, welche für die Abwesenheit der reisenden Pariser Familien entschädigen. Erstlich hat man eine gänzliche Umwälzung, eine wahre Revolution im Straßenpflaster unternommen; nach vielen Jahrhunderten ist man erst in dem jezigen hier zur Ueberzeugung gelangt, daß es zweckmäßiger ist, ein in der Mitte etwas erhöhtes Pflaster mit den Rinnsteinen zur Seite anzulegen, als eine einzige Rinne mitten durch die Straße zu ziehen und von den Häusern das Pflaster gegen diese Rinne hinzuneigen. Gerade von dieser fehlerhaften Einrichtung des Straßenpflasters rührte der ungeheure Schmuz der Pariser Gassen her; auch künftig wird es unmöglich seyn, die nicht breiten Straßen rein zu halten, aber des Schmuzes wird doch weit weniger werden. Da die Unterhaltung des Pflasters eine sehr kostspielige Sache ist, so hat man auch hier auf Verbesserungen gedacht. So wird in den am meisten befahrenen Gassen jezt ein doppeltes Pflaster angelegt, und zwar eines über dem andern. Das untere besteht aus alten Steinen und muß dem obern und bessern als Grundlage dienen, es am Weichen und Einsinken verhindern. Dadurch erspart man sich die Mühe und Kosten des oftmaligen Ausbesserns, wenn auch die erste Anlage kostspieliger ist. Zweitens werden die Pflastersteine jezt auch vermittelst eines Mörtels mit einander verbunden und gleichsam eingemauert, statt wie sonst bloß in Sand eingerammt zu werden. Diese allgemeine Pflasterverbesserung geht natürlich langsam vor sich; denn es gibt der Straßen zweitausend in Paris, und mehrere sind eine halbe Meile lang; daher ist es schon ein großes Unternehmen, eine einzige dieser Straßen nach dem neuen Plane ganz umzugestalten. Man geht auch nur dann an's Werk, wenn durch die Anlegung von Kloaken und Wasserleitungen das Aufheben des Pflasters nöthig wird, und es dann auf Eines hinausläuft, ob man es wieder wie ehemals einrichtet, oder anders anlegt. Die Kloaken werden bis in die entfernten Vorstädte fortgesezt. Ein wahres Labyrinth müssen diese Leitungen bilden, welche jedoch sämmtlich, wenigstens in ihren Hauptarmen, auf die Seine hinauslaufen, und dennoch das Wasser dieses Flusses nicht verderben, wie die chemischen Untersuchungen dargethan haben sollen. So wird also jezt das unterirdische Paris in allen Richtungen von dreierlei Leitungen durchkreuzt, von den Wasserleitungen, den Kloaken und den Gasröhren, die sich auf beiden Seineufern schon sehr weit erstrecken und zur Beleuchtung eines großen Theils der Stadt dienen. Dazu kommen noch auf dem linken Seineufer die unterirdischen Gänge der alten Steinbrüche, welche ehemals außerhalb der Stadt sich befanden, und seitdem diese sich auch nach dieser Seite weit ausgebreitet hat, überbaut worden sind, so daß nur noch das Ende derselben sich in's Feld hinaus erstreckt. Diese unterirdischen Gänge sind unter dem Namen Katakomben bekannt, da ein Theil derselben, der Eingang nämlich, dazu gebraucht worden, die Gebeine der in den ehemaligen Stadtkirchhöfen Begrabenen aufzubewahren, wie man auch eben noch damit beschäftigt ist, die aus einem ehemaligen Leichenhofe gezogenen Gebeine dort niederzulegen.

(Die Fortsezung folgt.)

Dresden, August.

(Fortsezung.)

Das Vogelschießen.

Diesmal war die Wiese mit ihren leinwandenen und bretternen Palästen und Hüttchen, Verkaufs- und Glücksbuden aller Gattung, mit ihren Bratwurstküchen, Gurkenfässern, Kuchentischen und Obstbörden, Kegelbahnen in Lebensgröße und in Miniatur, Guckkasten und Bänkelsängern, Bildern, russischen und vaterländischen Schaukeln, Ringelreunen, Wahrsagern, Riemenstechern und Taschenspielern, wilden und zahmen Bestien, Riesen, Zwergen, Bereitern und Akrobaten, vielleicht noch reichlicher als in der Regel assortirt. — Wenn man auch auf jeden der Tage des Dresdener Vogelschießens den alten, bekannten Pentameter mit Recht anwenden kann:

„Immer ist's Sonntag, es dreht stets sich am Herde der Spieß,"

so hat doch der Sonntag, mit welchem dieses Volksfest allezeit beginnt, gewisse besondere Vorzüge vor seinen sechs Milchbrüdern, den übrigen Tagen. Eine Menge wackerer Bürger, die durch Gewerbe, Bedürfniß oder sonstige Verhältnisse an den Werkeltagen abgehalten werden, dem Volksfeste beizuwohnen, machen es sich gewissermaßen zur Pflicht, an diesem Sonntage die Vogelwiese mit der ganzen Familie zu besuchen. Die jüngsten Mitglieder pflegen so gut wie die ältesten dazugezogen zu werden, und zwar die erstern oft im eigentlichsten Sinne. Kinderwagen in Menge sind mit ältern Kindern oder Dienstmädchen bespannt. Im Fall der auf dem langen Wege erfolgten Ermüdung der Kutscher und Pferd in Einer Person Vertretenden übernehmen nicht selten Vater oder Mutter selbst die Funktion eines Vorspannpferdes. Diese Wagen pflegen meist auf dem Rasen der Wiese unter freiem Himmel ausgeladen zu werden. Die heitern Gesichter verkünden, daß es dem ganzen Hause gelungen ist, die Beschwerden der arbeitsvollen Wochentage und die dumpfe Schwüle der Stubenluft zu vergessen. Die Bemittelteren suchen ihre Genüsse im Bier- oder Weinzelt, und noch weniger in ihren Ausgaben beschränkte Familien dieser Art thun dasselbe wohl gar in der vornehmen Anstalt eines vielbesuchten Restaurants. Wenn nun der also hingebrachte Sonntagsnachmittag ohne allen Unfall abgelaufen ist, so überdauert sein höchst einfaches Vergnügen in der häuslichen Erinnerung oft lange das Vogelschießen, dessen Besuch bei diesen genügsamen Menschen sich auf jenen einzigen Nachmittag beschränkte. Noch länger währt die Nachfreude, wenn den Kleinen vielleicht der Stern leuchtete, bei einem Carousel oder an einer Glücksbude thätig seyn oder sich auf einer Schaukel vergnügen, oder gar als Zuschauer in einem Cirkus sich befinden zu dürfen. Eine zweite Hauptklasse, welcher ebenfalls großentheils vom ganzen Vogelschießfeste kein Tag als der Sonntag zugänglich ist, sind die Einwohner der benachbarten Dörfer. Gewöhnlich stellen sie sich in großer Anzahl ein. Offenbar geben sie der Lustbarkeit durch ihre Gegenwart einen interessanteren, vollständigeren Charakter, sogar wenn man es nicht besonders in Anschlag bringen will, daß aus den neuen, buntseidenen Kopftüchern der jungen Mädchen mitunter nicht bloß recht heitere, sondern auch recht artige, frische Gesichter hervorlauschen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 5. September 1837.

I will be sworn 'tis true: travellers ne'er did lie,
Though fools at home condemn them.

Shakespeare.

Der goldene Schuh.

(Fortſetzung.)

„Sie ſollen meine Geſchichte erfahren," ſagte der Alte. „Ich kann Ihnen, mein Herr, nun einmal nichts abſchlagen: danken Sie dies Ihrer ſo glücklichen Geſichtsbildung. Ja ich glaube, daß die kleine arabiſche Fee ſelbſt Ihnen ihren zweiten goldenen Schuh nicht verweigern würde, wenn Sie darum bäten." — „Eine arabiſche Fee?" rief ich voll Verwunderung; „doch nicht eine aus Tauſend und Einer Nacht?"

„Wohl möglich," entgegnete mein Wirth mit gravitätiſcher Miene. „Doch kommen wir auf die Geſchichte ſelbſt. Der goldene Schuh der kleinen arabiſchen Fee Mollacat beſitzt die Eigenſchaft, diejenigen, welche ihn an den Fuß bringen, was nicht vielen gelingen möchte, da die Fee einen ſehr kleinen Fuß hatte, zu den geſchickteſten Tänzerinnen zu machen, und wenn ſie auch früher nicht einen Fuß vor den andern zu ſetzen verſtanden, ohne zu ſtraucheln. Mädchen, die den Gang von Dorfgänſen hatten, gewannen durch den Schuh die Grazie und die himmliſche Leichtigkeit einer Pſyche. Es war, als wenn der Fuß, an dem die goldene Bekleidung haftete, ganz vom Geſetz der Schwere — nebenbei geſagt, mein Herr, ein elendes, albernes Geſetz für die Tänzer der großen Oper — erlöst wäre, und als wenn er dem ganzen Körper Schwingen anſetzte, ſo flog, flatterte und ſchwang ſich die Glückliche, die den Schuh der Fee Mollacat am Fuße hatte. Ach! das Alles weiß ich nur von Hörenſagen, denn Babet, meine Tochter, für die ich das Zaubergeſchenk beſtimmte, Babet iſt auf eine nichtswürdige Weiſe darum gekommen. Aber ich mache die Sache anhängig! ja, ich mache ſie anhängig! die Mademoiſelle, die heute ſo ſchön tanzte und gewöhnlich ſo ganz trübſelig hüpft, ſie ſoll heraus mit dem geſtohlenen Schuh, und ſollte ich auch ganz Paris aufwiegeln, und ſollten die Zeitungen auch darüber ihre Spalten mit Spöttereien über den alten Paul Delys füllen, der nach dem Schuh einer Operntänzerin fahndet, vorgebend, es ſey der Pantoffel einer arabiſchen Fee!" Mein ehrlicher Violinſpieler war ganz außer ſich ſelbſt geſetzt, und es koſtete Mühe, ihn in ſo weit wieder zu beruhigen, daß er den ſchon angeknüpften Faden ſeiner Erzählung wieder aufnahm.

„So wiſſen Sie denn, mein Herr, daß ich einen Bruder hatte, der mit der ſiegreichen Armee nach Rußland ging, zwar von dort wieder heimkehrte, aber vor Kurzem hier in dieſem Stübchen in meinen Armen ſtarb. Er war ein wilder, feuriger Burſche, ein wenig Abkühlung hätte ihm nicht geſchadet, aber das ruſſiſche Eis war doch zu ſtark für ſeinen Magen; er überlebte die Portion

Digitized by Google

nicht, die man ihm dort beigebracht. Ich saß an seinem Lager, ich spielte ihm die alten Melodien vor, die auf eine so rührende Weise die Hoffnungen und Wünsche jedes braven Franzosen aussprechen, und als ich einst so recht aus der Seele herausgespielt hatte, rief er: „Halt ein, Paul! dieses, wie vieles andere, ist nicht mehr. Bald werden sich die Knaben am Ufer der Seine Mährchen erzählen, die nicht viel wahrscheinlicher klingen als die kleine Geschichte, die ich dir jezt erzählen will.“ — „Ach!“ rief ich verdrießlich, „es ist jezt auch Zeit, Geschichten zu erzählen! Geh, Claude, ich hätte dich nicht für so leichtsinnig gehalten, daß du in den lezten Stunden, die wir noch miteinander verleben, ein Weibergewäsch beginnst.“ — „Wie du willst,“ sagte er und legte sich ruhig auf sein Kissen zurück; „aber es hätte seyn können, daß dich meine Geschichte zum reichen Manne gemacht, denn sie ist kein Mährchen, obgleich sie den Anschein davon hat.“

„Meine Neugier erwachte jezt, mir fiel ein, daß er mir von seinen Reisen etwas zu vertrauen haben könne; ich legte die Geige weg und saß als ein geduldiger Zuhörer an seinem Bette. Er ließ sich auch nicht lange bitten. Vorerst holte er aus einem versteckten Plätzchen seines Koffers ein Ding hervor, das in viele Papierhüllen gewickelt lag, und das, als es endlich aus diesen erlöst war, sich als ein kleiner Frauenzimmerschuh von der niedlichsten Form und, wie es schien, von sehr dünnem, vergoldetem Leder gearbeitet, auswies. Er gab es mir in die Hand, und nachdem er sich einige Minuten an meinem Erstaunen über diesen seltsamen Gegenstand ergözt hatte, hob er an: „Den Schuh habe ich von einem Russen, den ich im Lazareth kennen lernte, den ich verpflegte, und der, als er starb, mir zum Angedenken dieses Kleinod, das er sehr hoch hielt, verehrte. Er fügte diesem Geschenk die wahrhafte Erzählung bei, auf welche Weise er in dessen Besiz gekommen, und diesen Bericht will ich dir jezt wiederholen, damit du siehst, welche Bewandtniß es mit dem Schuh hat.“

Hier hielt mein alter Erzähler inne und sezte dann nach einer Weile hinzu. „Um alle Verworrenheit in meinen Vorträgen zu vermeiden, erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich die Erzählung des Russen mit seinen eigenen Worten wiedergebe, wie mein Bruder sie mir damals mittheilte. Der Russe spricht also.“

„Ich war Page bei der Kaiserin Catharina und befand mich gerade zu der Zeit in ihrer Nähe, als die Monarchin ihren Zug nach Taurien antrat. Diese merkwürdige Reise hat sich auf immer in's Gedächtniß aller derjenigen eingeprägt, die so glücklich waren, daran Theil zu nehmen. Der Glanz, die Pracht, die an's Wunderbare streifende Art zu reisen, der Zusammenfluß einer ungeheuren Menschenmenge, die Vereinigung so vieler Fürsten, das bunte Gemälde der verschiedensten Trachten und Gebräuche, der blendende Schimmer ewig wiederkehrender Feste, der Reichthum der Paläste und Städte, und in der Mitte dieser prunkenden Umgebung eine Kaiserin, die der Stolz und das Wunder ihrer Zeit war, dieses Alles mußte einen unauslöschlichen Eindruck auf eine Seele machen, die, wie damals die meinige, eben die ersten frischen Eindrücke in sich aufnahm. Was die Blicke von ganz Europa auf sich leukte, konnte es auf einen feurigen, genußsüchtigen Knaben wohl anders als betäubend, alle Sinne in Allarm bringend wirken? Ich hatte alle Hände voll zu thun, die Pflichten meines kleinen Amtes über den Schwärmereien meines schwindelnden Kopfes nicht zu versäumen. Aber ich habe nicht von mir zu sprechen, noch weniger ist es meine Sache, diesen Triumphzug der nordischen Semiramis zu schildern; das Abenteuer, dem ich meine ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden habe, bildet nur eine äußerst kleine Episode in diesem so reichen, schimmernden Gedichte. Es ist folgendes.“

(Die Fortsezung folgt.)

Das Spiel.

(Fortsezung.)

Die Roulette trägt einen ganz andern Charakter als Rouge-et-Noir, das gegen dieselbe als ein solides Spiel erscheint; denn sie erregt die Leidenschaft in weit höherem Grade, weil sie dem Gewinnenden die lockendsten Vortheile darbietet, und hat nebenbei viel bedeutendere Chancen für die Bank. — Die Roulette besteht aus einer beweglichen Scheibe, die von 38 rothen und schwarzen Feldern mit erhöhten Seitenschranken am Rande eingefaßt, auf jeglichem eine Nummer von 1—36, doch nicht in arithmetischer Reihenfolge, eine einfache und eine doppelte Null zeigt. Die rollende Elfenbeinkugel, welche in entgegengesezter Richtung sich auf dem erhöhten Rande der gedrehten Scheibe bewegt, fällt endlich hinein, sobald die ursprüngliche Stärke des Anstoßes nach und nach sich minderte, stolpert über die Facetten und bleibt endlich, ohne daß das Ergebniß sich nur im Geringsten voraus berechnen ließe, auf einer Nummer liegen. Der Spieltisch zeigt 36 Nummern in drei Colonnen; die Zahlen laufen arithmetisch von der Rechten zur Linken durch die von den Colonnen gebildeten zwölf Zeilen; über den Colonnen stehen auf zwei Feldern die Nullen; zu beiden Seiten unten sind drei ähnliche Felder angebracht, mit den Bezeichnungen: 12p. — 12m. — 12d., was heißt: das erste — zweite — dritte Dutzend. Die zwei großen Felder an jeder Seite sind für Roth, Schwarz, Gerade

Digitized by Google

und Ungerade, Manque und Paſſe, welch leztere die Eintheilung der Zahlen in die erſte und zweite Hälfte von 1—18 und von 19—36 bedeuten. Eine beſezte Nummer bringt, gewinnend, den Einſatz ſechs-und-dreißfach zurück, indem die Bank noch fünf-und-dreißig Mal ſeinen Betrag daraufzahlt; und ſo immer weniger nach Verhältniß der durch ein und daſſelbe Stück beſezten Nummern, von denen auf einmal zwei beſezt ſind, wenn der Einſatz auf dem Strich zwiſchen ihnen (à cheval) ſteht, drei, wenn am Anfang oder Ende der Zeilen auf dem Strich, ſechs, wenn zugleich auf dem ſenkrechten am Rande und dem wagerechten zwiſchen zwei Zeilen, vier, wo innen ſich die Linien kreuzen; zwölf Zahlen laſſen ſich mit einem Stück auf gedoppelte Art beſetzen, entweder auf der Colonne, wo der beginnenden Ziffer immer wieder die dritte der arithmetiſchen Reihe folgt, oder auf den oben erwähnten kleinen Seitenfeldern; dieſe bringen den dreifachen Satz zurück und den verdoppelten endlich die einfachen Chancen der Farben, der Eintheilung der Nummern in zwei gleiche Hälften oder in Gerad und Ungerad. Mit dieſem ganzen Syſtem hängen, zum Vortheil der Bank, die Nullen nur ſehr locker zuſammen, denn ſie ſind nicht in den Colonnen begriffen, was alſo der Bank, ſtatt der ſcheinbaren Chancen von Fünf-und-dreißig bis zu Zwei gegen Eins, noch zwei andere, wenn auch nicht überall ſo ausgedehnte gewährt: ſie tragen zwar die beiden Farben, aber wiederum nur, um die Chancen von Eins gegen Eins zu Gunſten der Bank zu ändern, denn beim Erſcheinen der Null behält die gewinnende Farbe nur den eigenen Satz, während die verlierende denſelben dennoch einbüßt; auf dieſelbe Weiſe gehören ſie auch Pair und Impair, Manque und Paſſe an, und durch ein und denſelben Satz ſind ſie nur mit den Nummern der erſten Zeile zu verbinden. — Aus dieſem Allem iſt leicht zu ermeſſen, welch ungemeinen mathematiſchen Vortheil die Bank vor der Galerie voraus hat; und dennoch lehrt die Erfahrung, daß ſie deren weit größere noch von der erhizten Einbildungskraft der Spieler zieht, die zu verwirren die lebhafte Bewegung dieſes Spiels nicht wenig beiträgt. — Der niedrigſte Satz auf der Badener Roulette iſt eine Viertelskrone, die für voll angenommen wird, trotz des Verrufs, der höchſte auf eine Nummer ſechs Louisdor, auf eine einfache Chance 4000 franzöſiſche Franks.

Das Spielen an einer öffentlichen Bank ſcheint einem hochſtehenden Manne von guten Sitten ſo zu ſagen nur im Vorübergehen geſtattet zu ſeyn, iſt aber jedenfalls beſſer, als wenn er ſich anderwärts des Spieles halber in ſchlechte Geſellſchaft mengt, wo die ausartende Leidenſchaft ſo oft ihn in zu nahe Berührung mit der niederträchtigſten Gemeinheit bringt, während das öffentliche Spiel die Galerie keineswegs untereinander zu verbrüdern pflegt; doch iſt auch wiederum durchaus nicht zu leugnen, daß durch lang andauerndes öffentliches Spiel ein Mann von hoher Stellung ſich in der allgemeinen Meinung herunterſezt, und ſomit der Würdigkeit ſeines Standes Vieles vergibt. Am beſten mag es für einen ſolchen ſeyn, wenn er die Zerſtreuungen, welche das Spiel gewährt, nur in angemeſſener Geſellſchaft genießt, unter Leuten, denen Gewinn oder Verluſt ſo wenig wahren Nutzen oder Schaden bringt, als ihm ſelbſt. Eine ähnliche Meinung vom öffentlichen Spiel ſcheint auch Auguſt der Starke gehegt zu haben. Zu Venedig trat er bei einem Feſt maskirt an die Bank und ſezte einen Thaler. „Für den Bedienten," ſagte ſchnöde der Bankier, worauf der Prinz: „Va banque!" Da man den Satz zu halten zauderte, zeigte er einige Kleinode unter dem Domino, und die Karte fiel zu ſeinen Gunſten. Der erſchrockene Bankier bot ihm nun den Gewinnſt, den Auguſt mit einer Handbewegung zurückwies, worauf er, ſich entlarvend, ausrief: „Für den Bedienten!" und den Rücken wandte. Bei alledem liegt dennoch ein nicht ganz unhaltbarer Gedanke in dem Verfahren des Londoner toryſtiſchen Spielklubs, der, um Feindſchaften unter den Mitgliedern zu verhüten, den Grundſatz ausſprach, daß dieſe nie gegen ſich untereinander, ſondern allein gegen eine Bank ſpielen ſollten, woraus denn Crockfords berüchtigte Anſtalt ſich bildete. Beſſer wäre es freilich geweſen, wenn Ihre Herrlichkeiten übereingekommen wären, mit einer angemeſſenen Beſchränkung der Sätze zu ſpielen. Uebrigens finden wir es ganz natürlich, daß ein Hazardſpiel beſſer gefällt, als ein gewöhnliches, und ſchelten nicht unbedingt diejenigen, welche ihrer Neigung dazu einigermaßen nachgeben.

Unter den Hazardſpielen, welche wir geſellſchaftliche nennen möchten, weil der Vortheil des Bankhaltens dabei wechſelt, ſind die bei uns gebräuchlichſten: das Würfeln, und von Kartenſpielen: Lanzknecht (Lansquenet), Halb-Zwölf (Once-et demi), Ein-und-zwanzig (Vingt-et-un), Häufeln, und das ſeltenſte: Pharao.

Das Würfeln iſt das älteſte Glücksſpiel der Deutſchen, und es ſcheint von uns zu den ſlaviſchen Stämmen gekommen zu ſeyn, wenn wir dem alten Hajek glauben wollen. Die Griechen und Römer waren leidenſchaftliche Würfler, und wie ſehr von jeher dies Spiel den Deutſchen geläufig war, geht daraus hervor, daß ſie, als verſtände ſich das von ſelbſt, der geometriſchen Figur des Cubus den Namen des Würfels gaben. Schon Tacitus erwähnt der ungemeſſenen Spielſucht der alten Germanen, und wie ſie ſtets getreulich zahlten, was ſie verloren, Geld und Gut, Haus und Hof, endlich ſich ſelbſt; dieſe Ehrfurcht vor dem eigenen, im Spiel gegebenen Wort beſteht noch, und daraus entſprungene Verbindlichkeiten heißen vorzugsweiſe Ehrenſchulden.

(Die Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Die jährliche Ausstellung der Werke der bildenden Kunst hat vor acht Tagen begonnen. Das gedruckte Verzeichniß derselben führt 316 Nummern auf. Zu recht vielen einheimischen Künstlern gesellen sich auch Beiträge des Auslandes. Zu den wichtigsten der letztern gehört B. Nebrs aus München Carton zu dessen Gemälde am dortigen Isarthore, den „Einzug Kaiser Ludwigs des Bayern nach der Schlacht von Ampfing“ darstellend. Die Zeichnung ist gleich ansprechend durch ihre schöne Einfachheit und eine gelegene Individualisirung der hervorgehobenen, geschichtlichen Hauptcharaktere, wie durch die lebensvolle Anordnung der Composition. Gewöhnlich werden die, historischen Scenen gewidmeten, kleineren Oelgemälde von Renzsch, Lehrer bei hiesiger Kunstakademie, durch eine mit rühmenswerther Sorgfalt und Nettigkeit behandelte Ausarbeitung, wie durch das Zarte der ihnen zu Grunde liegenden Idee und eine besondere Anmuth der Gestalten empfohlen. Seinem diesmaligen Beitrage sind diese großen Vorzüge in hohem Grade eigen. Schillers Thekla, wie sie dem schwedischen Hauptmanne, der ihr die Nachricht vom Untergange des Geliebten brachte, den Ring gibt, ist ein herrliches Wesen voll Liebe und Schmerz. — Der allerdings an Motiven für die bildende Kunst unerschöpfliche erste Theil von Goethe's Faust ist von Gustav Schick zu Leipzig zu zwei Darstellungen benutzt worden. Die eine hat Gretchen unter den Andächtigen in der Kirche zum Gegenstande, die, erschüttert durch ihr vom bösen Geiste aufgeregtes Gewissen, das Bewußtseyn verliert. Das kleine Oelgemälde hat besonders im Einzelnen manches Verdienst. Nur wünschte man, daß selbst die Ohnmacht nicht so ganz zerstörend auf die Reize des gefallenen Engels eingewirkt hätte, wie es hier geschehen. Und wenn der böse Geist hinter Gretchen keineswegs wie ein guter aussieht, so ist das allerdings sehr zu loben, aber würde nicht der Künstler noch etwas mehr haben thun können, wenn er durch irgend etwas anerkannt Diabolisches ihm gleichsam den Stempel höllischen Ursprungs aufgedrückt hätte? Die zweite Schilderung dieses Künstlers betrifft den Moment, wo Faust von dem Entschlusse, den Giftbecher zu leeren, zurückgekommen ist. Auch in diesem Werke läßt gerade wieder die Hauptfigur mehr als das Uebrige zu wünschen übrig, weil sie in einem unerfreulichen Dunkel fast ganz verloren geht. Desto sinnvoller ist das aus der Natur der Scene selbst hervorgehobene Dunkel in einem andern dem Faust entlehnten kleinen Oelgemälde von Carus benutzt worden. Wir sehen Faust, wie er mit seinem Famulus Wagner nach Sonnenuntergang vom Lustwandeln im Freien zur Stadt heimkehrt. Diese liegt vor uns. Die schon eingebrochene, durch den warmen Ton des Abendroths nur wenig gemilderte Schwärze der beginnenden Nacht ist mit hinreißender Naturwahrheit wiedergegeben. Die beiden Gefährten kehren uns den Rücken. Jedoch von dem auch durch die Größe der Gestalt vor dem Andern herausgehobenen Faust erblickt man das edle Profil des nach dem Famulus gekehrten Antlitzes. Wagners Gesicht hingegen ist dem Beschauer ganz entzogen, dafür aber diesem des Famulus aufgehobene, über den ihnen zugelaufenen schwarzen Pudel mächtig demonstrirende Rechte zum Besten gegeben worden. Der tiefere Sinn, welchen Carus allen seinen Kunstprodukten unterzulegen strebt, tritt aus diesem Gemälde trotz dem darauf ruhenden Dunkel so klar und vollständig hervor, daß der Eindruck davon unbeschreiblich ist, und Auge und Seele sich wie an eine süßmelancholische Naturansicht daran gefesselt fühlen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Die Katakomben. Plaisance.

Sonderbar ist es, daß seit vielen Jahren Niemanden mehr die Erlaubniß ertheilt wird, die Katakomben zu besuchen. Man glaubte Anfangs, es geschehe aus Besorgniß, die Leute möchten sich in dem unterirdischen Labyrinthe verirren und darin umkommen; aber nicht einmal den Eingang, der wegen der künstlichen Anordnung merkwürdig ist, läßt man die Leute betreten. Es heißt, unter der Restauration habe der Erzbischof ein Aergerniß daran genommen, daß man die Todtenknochen zu Säulen und Kapitälen aufgebaut habe, und daher veranstaltet, daß dieses künftighin nicht mehr zur Schau dienen solle. Durch seinen Einfluß soll bis jetzt noch das Verbot bestehen; allein da die Knochen nun einmal sich als Säulen erheben, so sieht man nicht ein, warum man sie nicht sehen lassen soll; oder wenn dieses als ein Skandal betrachtet wird, so wäre es ja ein Leichtes, die Säulen abzutragen und alles Uebrige zu lassen, wie es war. Mit dem Besuchen der unterirdischen Gänge, welche sich weit unter den Häusern und Straßen des linken Seineufers erstrecken, ist aber augenscheinlich einige Gefahr verbunden, indem hier zuweilen Erdfälle vorkommen, wodurch ein Gang verrammelt und also denjenigen, welche darin vorgedrungen sind, der Rückweg versperrt werden kann. Auf jenem Seineufer sind daher die Bewohner nicht ganz ruhig über das Schicksal ihrer Häuser, weil dieselben einmal durch Einsinken in die alten Gänge verschwinden könnten. Nun besitzt die Obrigkeit freilich sehr genaue Pläne über die Richtung der unterirdischen Gänge und weiß, unter welche Straßen und Häuser sie sich erstrecken. Sie läßt auch die Gänge von Zeit zu Zeit durch Bergwerksinspektoren untersuchen und überall Stützen anbringen, wo das obere Erdreich einzusinken droht; wer kann aber dafür stehen, daß nicht einmal ein Haus an einer Stelle verschwindet, die von den Inspektoren übersehen worden ist? Indessen hat man doch bis jetzt von keinem solchen Unglücke gehört. Nicht weit vom Eingange der Katakomben ist in den letzten Jahren ziemlich viel gebaut worden, und westlich von denselben ist ein großes Dorf Namens Plaisance entstanden, das meist aus kleinen, den Parisern zugehörigen Lusthäusern besteht. Jeder wohlhabende Pariser Bürger, besonders aus dem Kaufmannsstande, will sein Sommerhaus haben, wo er die schöne Jahreszeit hindurch den Sonntag zubringen und zur Erholung etwas Gärtnerei treiben kann, daher es denn jetzt nach allen Richtungen hin ganze Dörfer von solchen niedlichen Häusern gibt, in denen nichts fehlt, als gerade das Ländliche, was die Leute suchen. Sind einmal einige solcher Häuser beisammen, so kommen Traiteurs und Weinwirthe und beginnen ihr Treiben. Das Pariser Volk sieht nicht lange an, die neuen Anlagen am Sonntag zu besuchen, die Schenken sorgen für Tanz und für gute oder schlechte Bewirthung, und dann entsteht oft am Sonntag ein solcher Lärm in diesen Dörfern, daß es in Paris bei weitem nicht so arg ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 213.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Mittwoch, den 6. September 1837.

„Möchtſch nit umme Chrüzer mache?“ — „Sel iſch jez eithue.“
Denkt der Michel, „gſpielt iſch gſpielt,“ und ſeit: „Es iſch eithue!“
Und ſo gohts vom Chrüzer bis endli zu der Dublone.

Hebel.
Der Sarſuntel.

Das Spiel.

(Fortſetzung.)

Auch die alte Sitte, Würfel in der Taſche ſtets mit ſich zu führen, iſt noch nicht ganz unter uns erſtorben und hat ſich vorzüglich bei Fuhrleuten und Hausknechten erhalten; dabei fehlt ſelten unſeres Landes der Becher mit den Würfeln auf einem Zechtiſch, weil die Wirthe nichts lieber ſehen, als wenn die Gäſte „Wein heraus würfeln,“ wie der Kunſtausdruck heißt, und weil ſie auch bei ſonſtigen Würfelſpielen mehr Vortheil finden, denn die Gäſte trinken mehr dabei als bei den Karten. — Die gewöhnlichen Methoden des Würfelſpiels ſind ſo ziemlich allgemein bekannt. Faſt durch alle können hitzige Spieler außerordentlich weit geführt werden, auch bei einem Anfangs ganz geringen Satz, z. B. wenn die aufgelegte Bank nur aus drei Kreuzern beſteht, die, bei zehn bis zwanzig guten Würfen des Bankiers, alsbald zu Kronenthalern und Goldſtücken anwachſen können, indem der zehnte glückliche Wurf, wenn fortwährend die ganze Maſſe gehalten worden, die ausgeſezte Summe zu tauſend und vier-und-zwanzigfachem Werth erheben muß, woraus dann folgt, daß der ſich ſo ſteigernde Gewinnſt der drei Kreuzer beim zwanzigſten Eintreffen über 52,000 Gulden betragen würde. Nun ſind freilich zwanzig Glückswürfe hintereinander eine zwar nicht unerhörte, aber doch ſeltene Sache, und Spieler, von denen eine ſo geringfügige Bank aufgelegt wird, verſteigen im Verlauf des Spiels ſich höchſtens zu Sätzen von einigen Thalern; will man ſich aber überzeugen, wie weit dieſes Spiel führen könne, ſo kommt es nicht auf die abſolute Summe an, ſondern auf deren relativen Werth; denn ſo wie der Groſchen des armen Würflers beim fünften Glückswurf zu 1 fl. 36 kr. anwächst, wird das Goldſtück des reicheren zu zwei-und-dreißig Stücken, was wir hier anſchaulich zu machen uns bemühten, weil auch bei noch andern Hazardſpielen, vor allem beim Lanzknecht, daſſelbe Verhältniß eintritt, und vor dem fünften Gewinne des Bankiers die Pointeurs ſelten aufhören, nach der Reihe die ganze Maſſe zu halten, worauf ſie dann anzufangen pflegen, geringere Sätze zu wagen.

Unter den Kartenſpielen iſt wenigſtens der Name des Lanzknechtes der älteſte, und die Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür, daß es auch wohl noch daſſelbe Spiel ſey, welches um das Jahr 1392 ſchon den Franzoſen bekannt war, die ſich die deutſche Benennung mundrecht machten, indem ſie dieſelbe in Lansquenet verwandelten; denn es hat in ſeiner Einfachheit eine unverkennbare Analogie mit dem uralten Würfeln auf „gut ſtehen ſie,“ vor allem aber dadurch, daß die Bank dabei eben ſo gehalten wird und in derſelben Art weiter geht. — Im achtzehnten Jahrhundert

war Lansquenet das vornehme Spiel am französischen Hof, und unter Ludwig XIV. auch noch ein anderes, Bassette genannt, dessen Regeln verloren scheinen, seit dieser König in einem Anfall übler Laune, nachdem er viel darin verloren, es gänzlich verbot, wie er denn überhaupt kein nobler Spieler war. — Nicht ganz so einfach als der alte Lanzknecht sind die bekannten Spiele Halbzwölf und das verwandte Ein-und-zwanzig. — Viel älter als diese, von der ursprünglichen Einfachheit sich entfernenden Spiele ist Pharao, das einige Aehnlichkeit mit dem Lanzknecht hat; aber der Pointeur ist nicht genöthigt, auf die Karten zu halten, welche ihm der Zufall durch die Hand des Bankiers zuweist, sondern er hat ein sogenanntes „Buch" vor sich, nämlich die dreizehn Blätter vom Aß bis hinauf zum König, so daß er die Karte wählen kann, auf die er setzen will, wobei auch unter der Galerie keine Reihenfolge herrscht, außer daß der den Vorzug vor den andern behauptet, der „va banque!" ruft, denn der Bankier ist nur mit dem aufliegenden Betrag gegen die Pointeurs verantwortlich, und nicht darüber. Die Entscheidung ist ganz einfach, je nachdem die Karte beim Aufschlagen rechts oder links fällt, und Pharao war deßhalb ehemals auch das Spiel an öffentlichen Banken, gab aber dem Betrug zu sehr Raum, sobald der gewinnende Spieler nicht alsogleich sein Geld einzog, sondern durch verschiedenes Biegen der Karte andeutete, daß er den verdoppelten, vervierfachten Satz immer noch halte. Späterhin malte man die „Bücher" auf die Tafel, was aber auch seine Mißstände hatte, so daß das um vieles sicherere Rouge-et-Noir in Aufnahme kam, wobei weder die Galerie noch die Bank leicht betrügen können. Man muß sich sehr hüten, unter Unbekannten Pharao zu spielen, da es viele Glücksritter gibt, die mit dem Volteschlagen meisterlich umzugehen wissen.

Besonders sind es die Hazardspiele, auf welche falsche Spieler gern sich legen; und falsche Spieler gab es von jeher in allen Ständen, so daß auch unsere Tage unter andern von einem solchen wissen, welcher der stolzesten Aristokratie Europas angehört. — Die Unannehmlichkeiten, in welche die Gesellschaft von Glücksrittern, und vorzüglich das Spielen mit ihnen, einen wohlerzogenen Mann verwickelt, sind meistentheils der Art, daß der Geldverlust dabei noch der erträglichste scheint. — Doch wie immer auch der Mann, dem Andrang der Leidenschaft willenlos erliegend, durch übermäßiges Spielen und die damit verbundenen Ausschweifungen in schlechter Gesellschaft seinen Namen entwürdige, noch bleibt ihm übrig, um vieles tiefer zu sinken, so lange er nicht mit den Juden in die Schranken trat und mit Schmuel und Mauschel in die Wette auf das Fallen und Steigen des Courses spekulirte, wie sich Frankreichs neue Geldaristokratie muß vorwerfen lassen, und wie es auch in Deutschland nicht ganz unerhört ist, trotz Nadasty's edlem Beispiel, der, als Finanzminister auf die Höhe des Geldmarktes gestellt, mit adligem Stolze an der niedrigen Versuchung vorüberging, ohne sie nur als eine solche anzuerkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der goldene Schuh.

(Fortsetzung.)

Wir waren in der Krimm angelangt. Man weiß, daß die Kaiserin sich daselbst längere Zeit aufhielt und ein glänzendes Hoflager um sich versammelte. Der ehemals dort residirende Pascha war flüchtig geworden, hatte jedoch seine Schätze und seinen Harem mitgenommen. In seinen ausgeplünderten Pallast schlichen wir Pagen uns oft, in der Hoffnung, das gute Glück werde uns hie und da noch Einiges von zurückgebliebenen oder versteckten Kostbarkeiten in die Hände spielen. So geschah es auch. Einer meiner Kameraden und ich wachten eine Nacht hindurch im Pallaste, wohl verborgen hinter einem breiten Teppiche, der als Thürvorhang diente. Unsere Begier nach Abenteuern war noch nicht lange auf die Geduldsprobe gesetzt worden, als wir in unserer Nähe ein Geräusch vernahmen, dessen Ursprung und Ort des Entstehens uns nicht sogleich deutlich werden wollte. Mein Gefährte warf sich auf den Boden nieder, mit dem Ohr an die Vertäfelung gedrückt; doch das dumpfe Tönen schien nicht aus der Erde zu kommen. Ich meinerseits war in der Nachforschung glücklicher. Die mit türkischen Arabesken und buntem Schnitzwerk belegte Wand zur Seite war offenbar hohl, denn ich vernahm das Rasseln und Scharren von menschlichen Schritten, die sich im innern Raum der Nische, in welcher wir uns befanden, heranbewegten. Die Vorsicht gebot uns die größte Stille; wir hielten den Athem an und hörten jezt, wie leise ein Schlüssel in ein Schloß geschoben wurde, und bald darauf die Töne eines zurückweichenden Riegels. Eine Thür mitten in der Vertäfelung öffnete sich und die Spitze eines weißen Mousselinturbans wurde sichtbar, bald darauf das bleiche, mit einem langen, schwarzen Bart beschattete Gesicht eines Muselmanns. Er blickte rings um und wurde uns nicht gewahr, denn außerdem daß wir uns völlig lautlos verhielten, warf auch das Mondlicht, das durch die obern zertrümmerten Fenster einfiel, einen scharfen Lichtstrahl auf die Thüre, während es den übrigen Theil der Nische in den schwärzesten Schatten tauchte. Der Türke trat jezt hervor und zog hinter sich fast mit Gewalt ein in Schleier gehülltes Weib, das sich ängstlich an ihren Begleiter

Digitized by Google

ſchmiegte und mit ihm Worte wechſelte, die, hätten wir auch die Sprache verſtanden, doch für uns verloren geweſen wären, denn ſie wurden mit zitternder und durch den Schleier gedämpfter Stimme vorgebracht. Unter ihrem Arm bemerkten wir ein reich mit Gold ausgelegtes Käſtchen. Aha! dachte ich bei mir ſelbſt, das iſt eine fette Ratte, die zu entſchlüpfen gedenkt, aber man muß ihr den Ausgang ſperren. Die Blicke, die mein Kamerad mir zuwarf, zeigten mir, daß er eben derſelben Meinung war; die Vorſicht erforderte nur, daß wir abwarteten, ob noch mehr Verſteckte im Hinterhalte waren, oder ob der Alte mit dem Mädchen ſich allein befand. Im lezten Falle wollten wir mit dieſen beiden ſchon fertig werden.

Es vergingen einige Minuten und es ließ ſich aus dem offen gebliebenen Gange kein weiteres Geräuſch vernehmen; unſere Flüchtlinge indeſſen waren eben Willens, über den hellerleuchteten Vorplatz der äußern Halle zu ſchlüpfen, als wir plötzlich hervorbrachen und ihnen in den Rücken fielen. Der Schreck der Armen war nicht gering. Ohne Zweifel glaubten ſie es mit mehr als mit zweien zu thun zu haben, wenigſtens gab der Alte ſogleich jeden Gedanken an Vertheidigung auf und warf ſich mit ſeiner Dame uns zu Füßen, indem er um ſein Leben bat. Jezt war es an uns, die Helden dieſes glorreichen Unternehmens zu ſpielen. Ich entwaffnete den Alten und band ihm die Hände mit der Schärpe meiner Uniform, während deſſen reichte mein Gefährte der Schönen den Arm und führte ſie trotz ihrer Thränen und rührenden Klagen aus dem Pallaſt hinaus der Stadt zu. Ich folgte mit dem Schmuckkäſtchen und dem gefeſſelten Alten. Es war in den erſten Morgenſtunden, als unſer kleiner Zug vor dem Pallaſt des Fürſten Potemkin anlangte.

Dieſem Herrn waren Stückchen der Art außerordentlich willkommen. Wir konnten alſo auf eine gute Aufnahme zählen, und dieſe ward uns auch. Anfangs überlegten wir, ob es auch unſere Pflicht ſey, das Schmuckkäſtchen in den Beſitz des Fürſten zu liefern; ich geſtehe, daß wir in Verſuchung kamen, es zu behalten; doch unſere Ehrlichkeit oder Klugheit ſiegte: Schmuck, Mädchen und der Alte wanderten in die Hände des allmächtigen Günſtlings. „Elende!“ rief dieſer den beiden Gefangenen zu, „geſteht es nur, ihr habt entfliehen und noch dazu dieſe Koſtbarkeiten ihrem rechtmäßigen Beſitzer entziehen wollen?“ — „Wozu leugnen?“ ſagte der Alte mit kaltem Gleichmuth. „Ja, wir wollten entfliehen. Wir erkennen nur Einen rechtmäßigen Herrn über uns, und das iſt der, den eure Grauſamkeit und Habgier aus ſeinem Beſitz vertrieben. Mit ihm uns zu vereinigen, war unſere Abſicht.“ — „Ich lobe deine Aufrichtigkeit,“ ſagte der Fürſt mit Lächeln; „wahrſcheinlich wird ſie dich auch antreiben, zu bekennen, ob dieſe junge Schöne deine Tochter oder dein Weib iſt.“ — „Meine Tochter,“ erwiderte der Alte. „Ich flehe dich an, ſie mit Achtung zu behandeln.“ — „Viel gefordert, alter Grauhart; doch weis ich eine Perle von ſolchem Werthe zu ſchäzen. Sie bleibt in meinem Beſitze. Dich werde ich von meinen Leuten über die Grenze ſchaffen laſſen; du kannſt froh ſeyn, mit dieſer Züchtigung davon zu kommen.

Dieſe Worte machten auf den bedrängten Vater den ſchrecklichſten Eindruck. Er warf ſich dem Machthaber zu Füßen und beſchwor ihn in den rührendſten Ausdrücken um die Freiheit der Tochter. „Wenn du Schäze willſt,“ beſchloß er ſeine Rede, „ſo kann ich dir noch das Doppelte von dem anbieten, was das Käſtchen einſchließt.“ Der Fürſt hörte dies Verſprechen mit gleichgültiger Miene an, und die Angſt des Alten wuchs. „Wohlan!“ rief er, „ich beſitze noch mehr, als bloße Koſtbarkeiten: ein magiſches Kunſtwerk iſt mein Eigenthum. Keine Gewalt der Erde hätte dieſes Bekenntniß meinen Lippen entriſſen, wenn nicht die Hoffnung, mein Kind zu retten, die Anhänglichkeit aufwöge, die ich zu dieſem Ringe habe.“ — „Ein Ring?“ rief der Fürſt mit Spott. „Und das nennſt du deinen höchſten Preis?“ — „Er iſt's. Betrachte ihn genau, o Fürſt. So wie er deinem Auge erſcheint, iſt es ein gewöhnlicher goldener Reif mit einem rothen Steine; du wirſt vergebens zu errathen ſuchen, was dieſer Stein in ſeiner geheimnißvollen Höhlung enthält. Dies dir zu eröffnen, bin ich ſofort bereit, wenn du mir zuvor dein fürſtliches Wort gibſt, nur einen von dieſen beiden Gegenſtänden dir anzueignen, entweder das Mädchen, oder den Ring.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Beſchluß.)

Raſche Vergrößerung der Stadt.

Am ſtärkſten iſt nach der Nordſeite von Paris hin, am Fuße des Montmartre, gebaut worden. Hier iſt aus dem ſogenannten Batignoles, das ſonſt nur aus einigen Schenken beſtand, nicht ſowohl ein Dorf, als vielmehr eine Stadt entſtanden, die ſich immerfort vergrößert und bereits 20.000 Seelen enthalten ſoll; vielleicht übertreibt man die Sache zur Hälfte; aber ſo viel iſt gewiß, daß Batignoles ſich ſchnell und ſtark bevölkert. Es gibt hier Bauunternehmer, welche den Familien, die ſich zu Batignoles einmiethen wollen, für den nächſten Termin ein Häuschen zu bauen verſprechen, wie es die Leute zu haben wünſchen. Tables d'hôte von achtzig bis hundert Perſonen werden dort gehalten, der Schenkwirthe iſt eine unzählige Menge. Erziehungshäuſer und gewiß auch ein Theater vermißt man daſelbſt nicht; denn

Digitized by Google

dies fehlt in keinem der an Paris stoßenden Dörfer. Vermuthlich werden nicht viele Jahre vergehen, ehe dieses rasch anwachsende Dorf mit zu Paris gezogen wird. Was so viele Leute am Sonntag außerhalb Paris zieht, ist, daß sie dort das Hauptgetränke des Landes, den Wein, wohlfeiler haben, als in Paris, wo er an der Barrière stark besteuert wird, wogegen die umliegenden Orte sich vermittelst einer jährlichen Summe mit den Steuereinnehmern abfinden. Die Stadt Paris, das heißt die Stadtobrigkeit, strebt daher immer darnach, ihr Netz über die nahen Dörfer auszubreiten, oder mit andern Worten, die Stadtmauern bis jenseits derselben zu erweitern, um die Orte in ihren Bereich zu ziehen. Da nun Batignoles hart an die Stadt stößt, so wird es ein Leichtes seyn, Paris mit diesem ergiebigen Dorfe zu vergrößern; auch soll man bereits mit diesem Plane umgehen. Vielleicht rückt dann einmal der ganze Montmartre in die Stadt ein; denn auch dieser wird stark bevölkert, und das Bauen geht dort mit solchem Eifer vor sich, daß man sogar auf den Gypsbrüchen Häuser anlegt, und nur zuweilen von einer wachsamen Polizei daran verhindert wird. Was besonders den Verkehr der Paris zunächst liegenden Dörfer mit der Hauptstadt befördert, sind die Omnibus, welche von frühem Morgen bis in die Nacht hinein von den Dörfern zur Stadt fahren und umgekehrt. Manche Leute, welche täglich in der Stadt zu thun haben, wohnen daher in diesen Dörfern, wo Miethe und Lebensmittel um $^1/_3$ oder $^1/_6$ wohlfeiler sind, und werden durch diese Ersparniß in Stand gesetzt, auch die täglichen Fuhren zu bestreiten. Ist einmal eine Eisenbahn nach Versailles und nach St. Germain in vollem Gange, so lassen sich die Leute vielleicht in diesen Städten nieder und kommen täglich ihrer Verrichtungen halber zur Hauptstadt. Wer vermag im Voraus die bedeutenden Folgen zu berechnen, welche die Eisenbahnen für eine Stadt wie Paris haben werden? In den entferntern Provinzen ist man schon bange, daß die Lebensmittel dadurch vertheuert werden, weil sie alsdann leicht zur Hauptstadt gebracht werden können; aber alsdann werden die Preise wegen der starken Konkurrenz auch in der Hauptstadt sinken müssen, und die Provinzen werden dann auch Alles wohlfeiler aus der Hauptstadt erhalten; die Preise werden sich dadurch dem Gleichgewichte nähern, und wahrscheinlich wird eine ähnliche Ausgleichung in der Lebensart, den Sitten und Gebräuchen damit Hand in Hand gehen. Dg.

Dresden, August.

(Beschluß.)

Kunstausstellung.

Hiebei gedenke ich der ausgestellten kolossalen Büste dieses Künstlers, des Hofraths Dr. Carus. Sie ist weißer Marmor, von der Hand des berühmten französischen Bildners David, ein überaus schön vollendetes Werk. Auch in Hinsicht auf Aehnlichkeit leistet dieses Kunstwerk jeder Forderung Genüge, ein Umstand, der bei kolossalen Porträts, die unter minder kunstreichem Meißel nur allzuleicht zur Leerheit sich hinneigen, besondere Anerkennung verdienen möchte. — Auch die einheimische Skulptur erfreut sich diesmal wieder vorzüglich ausgezeichneter Werke in zweien vom Professor Rietschel für die Aula der Universität Leipzig geschaffenen Basreliefs zu dem Cyklus, die Culturgeschichte darstellend, gehörig. Das erste, aus der Zeit, bis zu welcher die Geschichte nicht hinaufreicht, stellt Sternkunde, Ackerbau, Viehzucht, das zweite Volksredner, Kunst, Philosophie, so einleuchtend als in den trefflichsten Formen dar. — Besonders erfreulich ist bei der jetzigen Ausstellung die Wahrnehmung, daß ein feinerer, lebendigerer Geist durch ihr Ganzes geht, und weit mehr Künstler als sonst ihre Phantasie auf historische und poetische Sujets gerichtet haben. Ein Theil der dieser Richtung angehörigen Leistungen verdient unbedingtes Lob; aber sogar die mangelhafteren dieser Classe dürfen auf eine dankbare Aufnahme rechnen, weil ihre Urheber ein schönes Bestreben, einen Sinn zu erkennen geben, dem, wenn ihm die nöthige Kraft und Stetigkeit beiwohnt, die Anfangs unbezwinglich erscheinenden Hindernisse nicht selten späterhin dennoch weichen. Der Raum verbietet, sich über die vielen, zum Theil vorzüglich gelungenen Werke dieser Art im Detail auszusprechen. — An Genrebildern, zum Theil ebenfalls in die poetische Region hinüberstreifend, findet sich wenigstens Einiges sehr Vorzügliche. Unter dem Namen des „glücklichen und zufriedenen Pächters“ hat de Corne aus Brüssel eine Fülle von Lebenslust und Behagen in der Person eines bejahrten Mannes überaus glücklich dargelegt. Das treffliche Tableau von Lindau, Marinari am Meeresstrande, dessen bereits in meiner letzten Notiz gedacht wurde, dürfte, dem Gedanken und der Ausführung nach, vielleicht von allen zur Ausstellung erschienenen Genrestücken den ersten Preis verdienen. Aber auch ein anderes Produkt dieses wackern Künstlers, das ich damals nicht erwähnte, seine „Jäger vor einer Osteria in der römischen Campagna,“ verdient besondere Aufmerksamkeit. Die ineinander verbissenen Hunde sind die wüthenden Helden der höchst modernen Tragödie, welche vorzüglich auch das Gute hat, daß sie Lust und Lachen erregt, wenn auch nicht unter der vor dem Wirthshause am Tische sitzenden Gruppe von Gästen, die durch die tragischen Helden in ihrer Behaglichkeit gewaltig gestört werden. Der von Niemann in Oel gemalte Knabe an der Wiege eines jüngern Kindes, bemüht, durch Wegfangen einer auf dem Deckbette sitzenden Schmeißfliege dem Wiegenkinde die Fortdauer des Schlafs zu sichern, gehört zu den so hübsch gedachten, als ausgearbeiteten Genregemälden, von denen besonders auch Wendlers Tyroler Teppichverkäufer in einer Schenke zu rühmen ist. — Der Landschaftmalerei verdankt man wieder recht viel Bedeutendes. In die sehr große Landschaft von Professor Dahl, die Meerenge zwischen Schweden und Dänemark, mit dem Schlosse Kronburg, versenkt sich jedes Auge mit Wohlgefallen. Gelungene Arbeiten in Kupfers und Stahlstich, so wie in der Lithographie sind wenigstens nicht ganz ausgeblieben. An guten Porträts gewährt die Ausstellung, außer einigen von anerkannt vorzüglichen Künstlern in diesem Fache, nur eine geringe Ausbeute. Um so größere Auszeichnung verdient aber auch eines, ein sehr kleines, und zwar auf den ersten Wurf vollendetes und mit dem Meisterstempel bezeichnetes Brustbild in Oel von Professor Begas in Berlin. Es stellt den Professor Vogel von Vogelstein dar. Ein köstliches Bild! Die ganze Seele des Dargestellten spricht aus dem Auge und aus allen Gesichtszügen. — Die mit der Kunstausstellung, nach zweijähriger Pause, in diesem Jahr wieder vereinigte Exposition gewerblicher Gegenstände hat heute zum ersten Male stattgefunden. Ich behalte mir vor, derselben nächstens zu gedenken.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. September 1837.

Ein lebend Puppenspiel! Nun will ich glauben,
Daß es Einhörner gibt, daß in Arabien
Ein Baum des Phönix Thron ist.

Shakespeare.

Der goldene Schuh.

(Fortsetzung.)

Die Neugier des Fürsten war erwacht, zu erfahren, was in dem magischen Ringe enthalten sey, er gab darum das geforderte Versprechen und ließ den Alten in ein Kabinet treten, wohin er ihm mit zweien seiner Vertrauten folgte. Sie blieben ziemlich lange darin, und wir andern, die wir im Saale warteten, erschöpften uns in Vermuthungen, was wohl der wunderbare Ring enthalten möchte. „Ganz gewiß," sagte der Eine, „ertheilt er seinem Besitzer die Gabe, alle Schätze der Welt in seinen Besitz zu bekommen." — „Nicht doch!" rief der Andere, „es wird der Ring des Salomo seyn, der das Reich der Geister an die Befehle seines Trägers kettet." Ein Dritter behauptete, der geheimnißvolle Reif bringe die Gabe der Unsichtbarkeit Jedem, der ihn am Finger trage. Es wurden noch andere, viel phantastischere Muthmaßungen aufgestellt, als die Thür des Kabinets sich öffnete und der Fürst wieder in den Saal trat. Auf seinem Antlitz glänzte Heiterkeit, der Ring des Alten zierte seinen Zeigefinger. „Du hast gewonnen Spiel!" rief er dem Türken zu, „führe deine Tochter in Ruhe von dannen. Ich kann allenfalls wieder ein so hübsches Mädchen, aber nie einen so kostbaren Ring in meinen Besitz bekommen. Ich bin mit deinem Geschenke zufrieden."

Der Alte entfernte sich eilig mit seiner Tochter, gleichsam als fürchtete er, aus der Höhle des Löwen bei längerem Aufenthalt doch nicht mit heiler Haut zu entkommen. Er warf beim Herausgehen auf mich und meinen Kameraden einen Zornblick, der uns deutlich sagte, daß er uns für die Urheber seines Unglücks ansehe und als solche verwünsche.

Es verging jezt eine geraume Zeit, ohne daß wir etwas von dem Ringe und seinen Kräften erfuhren; der Fürst schien selbst ihn vergessen zu haben; doch das war nicht der Fall, er wartete nur auf eine passende Gelegenheit, die Kaiserin, seine Gebieterin, mit den artigen Zauberkünsten zu überraschen, deren Herr er jezt war.

Es fand sich hiezu ein günstiger Augenblick. Die Kaiserin pflegte mit ihrer nächsten Umgebung des Abends, wenn die Feste und Audienzen beendet waren, ein paar zwanglose Stunden in heiterer Unterhaltung zuzubringen. Hier war die Politik verbannt und der Scherz wählte sich frei seine Gegenstände. Man gab unter anderm Charaden auf und erzählte Mährchen. Der Fürst erschien eines Abends besonders schweigsam, die andern Herrn machten ihm Vorwürfe, und er beantwortete diese mit einem geheimnißvollen Lächeln. Nach einer Pause sagte er: „Was gilt die Wette, meine Herrn, daß ich nicht so ungeschickt

Digitized by Google

bin, wie ich aussehe? Es kommt nur auf den Befehl unserer Gebieterin an, und ich mache Ihnen die seltsamsten Kunststücke vor, die Sie sich je haben träumen lassen."

Die Kaiserin nahm ihn beim Wort und der Fürst verlangte eine glattpolirte Marmorplatte. Man brachte ihm einige Tische, doch er hatte immer an der Politur des Marmors etwas auszusetzen, endlich ward ein kleiner Spiegeltisch hinreichend gut zum Zwecke befunden. Die Gesellschaft gruppirte sich herum und Jedem ward ein kleines Vergrößerungsglas in die Hand gegeben. Diese Anstalten erweckten die Neugier, aber wie hoch ward diese gespannt, als der Fürst jezt seinen Ring hervorholte, dreimal leise mit dem rothen Steine auf die Marmorplatte klopfte und nun die Gläser auf diese Stelle zu richten bat. Ein allgemeiner Ausruf des Erstaunens erhob sich. Man sah eine Figur erscheinen, für das bloße Auge von der Größe eines Stecknadelknopfes, die, als Tänzerin gekleidet, aus dem Steine schlüpfte und sofort anfing, der Gesellschaft ein Solo vorzutanzen, so kunstgemäß und so graziös, wie kein Glied der hohen Gesellschaft es jemals in seinem Leben geschaut. Die Freude und das Staunen wuchsen mit jeder Sekunde; unermüdlich folgten die Gläser den Bewegungen der Kleinen, und jede Stellung, jeder gewagte Entrechat, jeder wirbelnde Umschwung und jede graziöse Pirouette wurden mit rauschendem Beifall begrüßt. Sah man die kleine Gestalt mit bloßem Auge, so entgingen dem groben Organ die Zartheit der überirdischen Reize, die Kostbarkeit der Kleidung und die weiche Geschmeidigkeit der Bewegungen; mit dem Glase jedoch betrachtet, gewann die Fee die Größe einer einen halben Zoll hohen Puppe, und erst dann war man im Stande, die Kunst ihres Tanzes und Anzuges zu würdigen. Die Toilette, die diese kleine Schöne gemacht, gehörte unleugbar zu den etwas leichtfertigen Tänzercostüms, oder es war vielmehr eine ganz eigenthümliche Tracht, die in dem Lande Tschinnistan oder sonst wo Mode seyn mochte. Ein kurzes Röckchen von blendend weißem Mousselin umschloß, von einem breiten goldenen Reif gehalten, die feine Taille und reichte bis zu den Knien, die Beine waren ohne Bekleidung, nur an den Knöcheln saßen kleine goldene Reife, ähnlich dem großen Reife um die Taille, und die niedlichen Füße umschlossen goldene Schuhe. Das Haar war in einen vollen Knoten zusammengeschürzt und ein unendlich kleines Rosenknöspchen streckte seine rothe Flamme aus den schwarzen Locken. Gewiß, man konnte nichts Reizenderes sehen. Dabei war der Teint der Kleinen keineswegs weiß und roth, sondern zeigte jene helle Broncefarbe, die den orientalischen Schönheiten eigen ist und die nur mit sehr wenig Roth tingirt erscheint. In den Händen schwang sie kleine Castagnetten, die wie ein leises Mückengeschwirre klangen, wenn man recht hinhorchte. Sie tanzte Anfangs eine seriöse Menuet, die dem Publikum unendlich vielen Spaß machte, dann ging sie zu den leidenschaftlichen Tänzen über, und zulezte tobte sie in einem bachantischen Tanze auf der Tischplatte hin und her, so daß die Gläser Mühe hatten, ihr zu folgen. Endlich hielt sie stille, machte eine Verbeugung und gab damit zu erkennen, daß der Tanz beendet sey. Die Zuschauer, voll Entzücken, wußten nicht, wie sie ihre Dankbarkeit einer Künstlerin zu erkennen geben sollten, die durch ihre Körperbeschaffenheit ein unübersteigliches Hinderniß zwischen sich und ihren Verehrern aufgebaut hatte. Es war sogar ungewiß, ob die Liebe, Verehrung und Bewunderung, die sich rund um sie her in den riesigen Physiognomien malte, auch verständlich bis zu ihrem Auge drangen. Ein zu lautes Beifallgeklatsche hätte nothwendig durch die Erschütterung die kleine Dame zu Boden geworfen. Zufällig entdeckte einer der Gäste ein Mittel, sich der Schönen erkenntlich zu beweisen; er zog eine Tabatiere hervor, deren Deckel ein Spiegel bildete, und diesen vor ihr aufstellend, hatte er die Freude zu bemerken, daß sich die Kleine dieses Spiegels wie einer Psyche bediente, sich davor stellte und ihren Anzug in Ordnung brachte. Dies gab eine Scene, die von Neuem lauten Beifall hervorrief. Wie bedauerte man, daß man ihr nicht helfen konnte; allein welche Hände und Finger hätten dazu gehört, um hier Kammerfrauendienste zu versehen? — Als endlich die Dame wieder in ihren Ring geschlüpft war, forderte die Kaiserin den Fürsten auf, zu erzählen, welche Bewandniß es mit dem Allen habe. Der Fürst gehorchte dem Befehle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Spiel.

(Fortsetzung.)

Wenn wir bisher unter den Spielen einige benannten, welche unter gegebenen Bedingungen und Verhältnissen als erlaubt zu erklären sind, so trifft unser Blick nun auf eine Classe, in der sich welche finden, die wir schier unbedingt empfehlen müssen, nämlich diejenigen unter den Wetten, welche sich auf ritterliche Uebungen gründen, während jede andere Wette nur als ein gewöhnliches Hazardspiel zu betrachten seyn dürfte. Die edlen Wetten nimmt sogar bei uns das Gesetz in Schutz, denn nachdem es z. B. im badischen Landrecht erklärt hat, daß keine Klage auf Zahlung einer Spielschuld oder einer Wette Statt habe, sagt es: „Spiele zur Waffenübung, als Wettrennen zu Fuß oder zu Pferd, Wettfahren, Ballspiel und andere gleichartige Spiele, wobei es auf Gewandtheit und Leibesübung ankommt, sind von jenem Verbot ausgenommen. Das Gericht darf jedoch auch hier die Klage verwerfen, wenn die Summe übertrieben erscheint." So

Digitized by Google

wie das Reiten die vornehmste ritterliche Uebung ist, so gibt es auch zu gar vielen Wetten von Bedeutung Anlaß, wie zu Gewaltsritten, deren wir im Abschnitt von der Reitkunst ein Paar erwähnt haben, und denen wir noch eine große Anzahl hätten hinzufügen können, wenn wir nicht gefürchtet hätten, zu weitläufig zu werden; hier führen wir nur als Beispiel einen Deutschen, den Rittmeister von Schenkendorf an, der sich in allerneuester Zeit durch einige glücklich ausgeführte Wettritte bekannt gemacht hat. Die Reitwetten bestehen gewöhnlich darin, daß Einer sich verpflichtet, irgend eine Aufgabe zu Roß auszuführen, selten aber in einem eigentlichen Wettrennen, wobei zwei oder mehrere einander zu überholen trachten, gleich den Jockei's auf der Rennbahn. — Anders wird es jedoch mit den Schießwetten gehalten, wobei gewöhnlich alle Wettenden mitschießen, manchmal aber auch nur Einer eine Aufgabe durchführt, indem er z. B. mit der Pistole die Punkte aus einer Karte schießt. So waren zwei Brüder, die, jeder ein Faustrohr und einen Thaler in den Händen, sich, so oft es galt, einander auf zehn Schritt gegenüber stellten und auf ein gegebenes Zeichen à tempo sich gegenseitig die Geldstücke aus der erhobenen Linken schossen; und wir selbst haben schon mehr als einen Burschen gesehen, der mit der größten Zuversicht seinem Herrn ein Geldstück als Ziel für die Pistolenkugel hinhielt. Einem Juden, der in Folge einer Wette gleichfalls den Thaler hielt, wurde die Fingerspitze zerschmettert, wobei er, ehe er des Schmerzes gedachte, voller Freuden ausrief: „Ich hab' gewonnen!“ — Das Wettschießen mit der Pürschbüchse findet häufig nach Beendigung einer Hirschjagd Statt, wenn nicht etwa die Herrn beim Essen zu fleißig und tief in den Becher sahen, und nun statt der Büchse zu den Würfeln greifen.

Die gewöhnlichen Wettspiele finden sich am häufigsten in England, denn die Britten wetten auf alles Mögliche, oder sogar noch auf das Unmögliche, am meisten aber bei öffentlichen Wettrennen, bei Hahnenkämpfen und dergleichen mehr. Wetteten doch einst Fox und Sheridan, indem sie Piccadilly hinabgingen, wer die meisten Katzen am Fenster, jeder auf seiner Seite, sehen würde! Der pfiffige Sheridan hatte die besonnte Seite gewählt und gewann. Oft erhalten solche Wetten einen ganz großartigen Anstrich, wenn z. B. in Folge derselben und um sie zur Entscheidung bringen zu können, Reisen bis in die fernsten Länder unternommen werden; doch häufiger noch ist bloß ihre Sonderbarkeit auffallend, und das Halten auf die strengste Regelmäßigkeit, so daß wir ganz geneigt sind, an das berüchtigte „Halt, das ist gegen unsere Wette!“ der zwei Gentlemen zu glauben, das sie riefen, als ein Schiffer dem mit den Wogen ringenden Mann zu Hülfe kam, für und gegen dessen Entkommen sie gewettet hatten; denn wie in ihren Gesetzen, nehmen die Engländer auch in den Regeln der Spiele Alles wörtlich; wenn der Jockei die Kappe, den Sporn oder die Reitpeitsche verliert, kann er den Preis des gewonnenen Vorsprunges einbüßen, und wer im Schachspiel eine Figur anrührt, muß sie auch ziehen.

Unsere Vorfahren pflegten nicht so häufig als wir bei ritterlichen Uebungen Mann gegen Mann zu wetten; aber das Bezahlen der Leggelder bei großen Schießen ist ebenfalls ein Wettvertrag, und diese Schießen waren auch oft mit andern Uebungen verbunden, wie jenes zu Augsburg im Jahr 1470, von dem wir lesen, daß der Münchner Herzog Christoph dabei im Laufen ein Kleinod gewonnen, „einen Ring um vier Gulden,“ und einen gleichen im Springen. Bei demselben Schießen gab's noch andere Lustbarkeiten: ein Pferderennen, bei dem Herzog Wolfgang von München den ersten Preis, eilf Gulden werth, gewann, und den zweiten sogar mit zwei Pferden; ferner „ein Abentheur,“ nämlich einen Glückshafen, darin das Beste 40 fl. werth war, ein großes Kegelschieben von 6 fl., und zur Augenweide der Schützen ein Wettrennen der „gemeinen Frauen“ um ein Stück Barchent, bei dem ein fahrendes Fräulein von München den Preis gewann. Bei Turnieren und Stechen wurde kein Leggeld bezahlt, und bei manchen Rennen nicht einmal ein Dank ausgesetzt, so daß die Herren nur um der Ehre willen einander aus dem Sattel warfen; doch kamen auch dabei hin und wieder Wetten vor, welche Einzelne miteinander eingingen. — In England scheint das Wetten bei ritterlichen Uebungen ebenfalls ziemlich alt, und zu Shakespeare's Zeit ganz gewöhnlich gewesen zu seyn, da Slender in den lustigen Weibern von Windsor sagt: „Ich habe neulich braune und blaue Male davongetragen, als ich mit dem Fechtmeister auf Dolch und Degen in drei Gängen um ein Gericht Zwetschgen spielte.“ — In unserer Zeit ist eine gewisse Bequemlichkeit übrigens der vorherrschende Charakterzug, und die meisten Leute lieben es, den Erfolg ihrer Spiele und Wetten ohne eigene körperliche Anstrengung herbeikommen zu sehen. Manche nennen diese Trägheit eine türkische, aber mit großem Unrecht, denn der Prophet hat die weise Vorsicht geübt, den Gläubigen alle Hazardspiele zu verbieten, und ihre Spiele sind, außer dem Schach, nur ritterliche Uebungen, wie das Dscheridwerfen.

Kriminalklage.

Die Wunden wieder bluten,
Wenn sich der Mörder naht,
Der sie so tief geschlagen,
Zu klagen an die That.

Auch Herzenswunden bluten,
Wenn sich der Mörder zeigt,
Aus alten Narben wieder,
Wo ihn der Blick erreicht.

Digitized by Google

Beim Ton bekannter Stimme,
Und wär' er noch so leis,
Strömt aus der tiefen Quelle
Das Herzblut roth und heiß.

Emma v. Nindorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

Erste Aufführung der italienischen Oper Ildegonda.

Der Regel nach schließt die hiesige italienische Oper ihren jährlichen Cursus früher als das Parlament, ziehen die geworbenen Sänger und Sängerinnen, oft mit Ruhm, bisweilen mit Gold beladen, aus London fort, während die Mitglieder des Ober- und Unterhauses, bisweilen gelobt, oft getadelt, noch unter der Last ihrer unbezahlten Arbeiten schmachten. Dieses Jahr hingegen hat sich das Blatt gewendet, die Parlamentsglieder sind ausgeflogen, während die Sänger und Sängerinnen noch ihre Contraktsketten schleppten. Wäre es nicht gewagt, Parlament und Oper neben einander zu stellen, die Bühne des Ernstes neben die Bühne des Scherzes, die Redner und Gesetzgeber neben die Sänger und Tänzer, so ließe sich behaupten, daß die Oper, obschon ihre Dauer, des spätern Endes ungeachtet, in Folge des spätern Anfangs eine kürzere gewesen ist als die des Parlaments, doch bedeutend mehr geleistet habe als dieses. Im Hause der italienischen Oper hat es nicht an mannichfaltiger Unterhaltung, aber im Hause der Lords und der Gemeinen hat es gar sehr an Resultaten gemangelt, und sollen daher beide mit Censur entlassen werden, so muß Laporte die bessere empfangen; das ist sein Ruhm. Ehe London seine italienischen Sangvögel verliert, ein paar Worte über die neueste Oper Ildegonda. Die Heldin ist die Tochter des Gouverneurs von Mailand, Ildebrando, und hat im zwölften Jahrhundert nach Christi Geburt gethan, was viele Mädchen seit Erschaffung der Welt gethan haben und bis zum jüngsten Tage thun werden: anders über Herz und Hand verfügt, als ihr Herr Vater. Ihr Vater will, sie soll heirathen, und zwar den edeln Rogiero, einen Patrizier, einen Helden Mailands. Sie aber hat in's Geheim Herz und Hand einem jungen Kreuzfahrer verlobt, Namens Rizzardo, von welchem es im Textbuche heißt, er sey ein junger Herr, der hoch stehe in der Gunst des Volkes und in Waffenruhm. Was das Ende solchen Anfanges seyn muß, ist leicht abzusehen. Rizzardo wirbt bei Ildebrando um Ildegonda's Hand. Er wird hochmüthig abgewiesen, Ildegonda in ein Kloster gebracht. Und das sollen die Liebenden sich gefallen lassen? Nimmermehr; also entführt Rizzardo seine Ildegonda. Und das soll Ildebrando und Rogiero überraschen? Nimmermehr; also lauern Beide mit ihren Mannen den Fliehenden auf und verlegen ihnen den Weg. Und Rizzardo soll nicht kämpfen für seine Freiheit, für seine Liebe? Nimmermehr; also schrecklicher Kampf Vieler gegen Einen. Und Rizzardo fällt? Nein, er fällt nicht, wird nicht einmal verwundet; aber Ildegonda wird es, obgleich sie nicht mitkämpft, und ihr Blut entwaffnet den Zorn des Vaters. Rizzardo wird bloß gefangen genommen und von seinem edeln Nebenbuhler als Klosterräuber der heiligen Inquisition überliefert, um bei erster bester Gelegenheit lebendig verbrannt zu werden. Und das soll Ildegonda nicht zu verhindern suchen? Nimmermehr; also tritt sie unter das Volk, redet zum Volke, fordert das Volk auf, in ihrem Geliebten seinen Liebling zu retten. Und das Volk soll taube Ohren und müßige Hände haben? Nimmermehr; das souveräne Volk revoltirt, Schuster, Schneider und Leineweber ergreifen die Waffen, die Grobschmiede geben den Ausschlag, Rizzardo wird vom Feuertode befreit und Ildegonda sinkt ihm in die Arme. Diesen Unsinn hat Signor Marliani in Musik gesetzt. Mit dem Unsinne der Dichtung hat freilich der Werth der Composition nichts zu thun; gleich sinnloses Zeug ist zu herrlichen Opern verarbeitet worden. Auch genügt ja am Ende die glückliche Auffassung eines einzigen ergreifenden Momentes, wie in Fidelio oder la Sonnambula, eine Oper zu begründen, da das Sujet einer Oper, in Vergleich mit dem eines regelrechten Drama, doch eigentlich wenig mehr ist, als ein Skelett, dem der Componist das Fleisch gibt. Was aber Marliani in Ildegonda, seiner ersten in England aufgeführten Oper, gegeben hat, charakterisirt weder ihn als originell, noch seinen Styl als eigenthümlich. Er ist unstreitig ein Nachahmer, und das nicht einmal der Meister ersten, sondern der Genossen zweiten und dritten Ranges, sey es, daß er jene nicht versteht oder daß er nur diesen sich ebenbürtig fühlt. Ein großer Theil seiner Musik ist, was ich roh nennen möchte; sein Orchester und seine Chöre versteht er nicht mit den Hauptstimmen in Einklang zu halten, und weil er seyn will, was er nicht ist, originell, verdirbt dieses unnütze Bestreben manchen frischen, etwas versprechenden Gedanken. Dem allen ungeachtet ist weder Marliani ein schlechter Tonsetzer, noch Ildegonda eine schlechte Oper. Er hat sie für vier der vollendetsten Künstler unserer Zeit geschrieben, Ildegonda für die Grisi, Ildebrando für Lablache, Rizzardo für Rubini und Rogiero für Tamburini. Wenn aber dies ihn verlockt, es sollte vielleicht heißen, gezwungen haben mag, den tours de force dieser vier Meisterkehlen jede Aufmerksamkeit zu schenken und dadurch das Ganze steif und naturwidrig zu gestalten, so ist es auch eben so wahr, daß er ein sorgfältiges Studium jener vier ausgezeichneten Talente bewiesen, und wo sie zusammenwirken, wie das in London geschah, seiner Oper eine unauslöschliche Wirkung gesichert hat; und daß selbst bei der vorwaltenden Beschränkung Melodie und Harmonie zwei- oder dreimal gewaltsam durchbrechen, scheint für Marliani's Fähigkeit zu zeugen, bei größerer Freiheit Besseres zu leisten. — Nachdem ich gesagt, von wem die vier Hauptrollen dargestellt wurden, versteht sich das Wie ungesagt. Im Gesang wie im Spiel stand die Grisi nie höher. Ihr Spiel war Verzuckung, war Raserei, und doch Wahrheit, keine Uebertreibung. Sie berührte die äußerste Grenze des Mitgefühls, ohne sie je zu verletzen. Was sie sang, gehörte ihr so eigenthümlich, als habe sie es selbst componirt, und hat sie es etwa, so gebührte ihr mit doppeltem Rechte der Löwenantheil, den sie am Beifall der Anwesenden empfing. Rubini folgte zunächst; allerdings gab er nur, was er immer gibt; doch das ist das Eigene seiner Gaben, daß sie stets ein neues Geschenk sind. Tamburini war, was er gewöhnlich ist, der echte, bescheidene Künstler, der Alles wohl macht und weniger an sich, als an das Allgemeine denkt, in dieser Hinsicht ein wahres Meteor von Künstlereitelkeit. Lablache war minder beschäftigt, als die Mehrheit der Zuschauer es wünschte, die Mehrheit, die ihn nie genug sehen kann. Und ruhig ergötzte er sie und sich mit den Kräften, welche Natur und Kunst ihm verliehen. Die Chöre thaten das nicht; sie waren, was sie in hiesiger italienischer Oper meist ohne Ausnahme sind, erbärmlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 8. September 1837.

And what's his reason? — I am a Jew!

Shakespeare.

Klagen eines Juden. *

(Der ſächſiſchen Deputirtenkammer vom Jahr 1837 gewidmet.)

1.

Heimweh.

Als ich aus deutſchem Lande ging,
Da hab' ich's kaum gefühlt,
Wie ſehr ich an den Auen hing,
Wo ich als Kind geſpielt.

Es haftete ein goldner Schein
Am fernen Inſelland,
Bis daß ich weit vom lieben Rhein
Auf hohem Meere ſtand.

Geſchieden von dem Elternhaus
Und manchem theuern Mann,
Hört' ich das laute Sturmgebraus
Wie Klage um mich an.

Ich meinte, Alles riefe mir:
O kehre ſchnell zurück!
In fremdem Land erblühet dir
Doch nie dein wahres Glück.

Was biſt du ſonder deutſchen Sang,
Was, fehlt der deutſche Freund?
Da ward es mir ſo herzensbang,
Daß ich beinah geweint.

Und wie mir's auf dem Meere war,
So iſt es mir noch heut';
Vier Wochen ſind mir wie ein Jahr,
So lang wird mir die Zeit.

Ich bin und bleib dem Vaterland
In liebefeſter Haft,
Mich bindet ein Verlobungsband
Mit magiſchſtarker Kraft.

Ich bin und bleib' ein Bräutigam,
Der ſtets von Liebe glüht,
Wenn ihn auch ſelbſt und ſeinen Stamm
Die Braut verhöhnend flieht.

2.

Orient und Occident.

Was iſt für mich der Orient?
Ein altehrwürd'ges Grab,
Zu dem ich gern, wär mir's vergönnt,
Zög mit dem Pilgerſtab.

* London, Anfangs Juli, 1837.

Digitized by Google

Ich ſuchte dorten jede Spur,
Wo einſt ein Seher ſtand;
Doch reicht' ich auch von dorten nur
Dem Vaterland die Hand.

Fänd' Palmen ich und Eichen da,
Ging ich zur Eiche hin,
Und glaubte mich dem Lande nah,
Wo ich geboren bin.

Die ihr mich ſchlechtweg Jude nennt,
Ihr kennt den Juden ſchlecht;
Drum ſprecht mir nicht vom Orient,
Sprech' ich von meinem Recht.

3.

Haltloſigkeiten.

Ihr ſolltet nicht mit Spinngeweben
Mein Recht mir vorenthalten.
Citirt mir friſchgeſundes Leben,
Doch nicht die obſoleten Alten.

Was kümmern mich die Albernheiten,
Die ein Rabbine hat erfunden?
Längſt haben ſie die beſſern Zeiten
Verbeſſernd überwunden.

4.

Beſchränkung.

Iſt das die Freiheit, die ihr lehrt,
Ihr hochgelahrten Leute? —
Ich fühlte mich durch euch entehrt,
Drum floh ich in die Weite.

Ich könnte ſonſt ſo gut wie ihr
Jetzt ſtehen am Katheder;
Indem ich's ſchreibe, fließt es mir
Wie Blut in meine Feder.

5.

Indifferentismus.

Ich kann nichts mehr als klagen;
O klagten doch nur Alle,
Die in demſelben Falle,
Dann könnt' ich's leichter tragen.

Doch Viele gleichen Steinen,
Sie fühlen keine Bande;
Ich denke dran mit Schande,
Daß man ſie nennt die Meinen.

6.

Hoffnung.

Gleich wie der Vogel in des Winters Trübe
Sich ſehnet nach des Frühlings Grün,
So ſchau' ich aus der Gegenwart mit Liebe
Nach einer beſſern Zukunft hin.

Wenn dann verrinnt das Eis der Seelen
Im goldnen Freiheitsſonnenſtrahl,
Wenn dann aus tauſend Menſchenkehlen
Ein frohes Lied erklingt zumal,

Und mich kein Gott wird dann erwecken,
Ruh' ich in Grabeseinſamkeit,
Dann wollt, o Enkel, Roſen ſtecken,
Wo meine Aſche liegt zerſtreut.

Der goldene Schuh.

(Fortſetzung.)

„Mechmet Ali-Ben Juſſuf," hob der Fürſt an, „Beherrſcher der Gläubigen und unumſchränkter Beſitzer des Erbes des Propheten, verfiel gegen das Ende ſeines thatenreichen Lebens in eine tiefe Melancholie, die zu zerſtreuen die geſchickteſten Aerzte ſeiner Umgebung vergebens ihre Kräfte anſtrengten. Der Sitz des Uebels war der Ueberdruß, der ſich ſo oft großer Seelen bemächtigt, die, von den Erfahrungen gebeugt und von den Genüſſen überſättigt, welche achtzig Jahre, auf dem Gipfel der höchſten Macht verlebt, ihnen zugeführt haben, das Ende aller Erſcheinungen mit Sehnſucht herbei wünſchen. Vergebens waren die Anſtrengungen der Veſſire, neue Beluſtigungen zu entdecken, vergebens die Anregungen ehrgeiziger Feldherrn, die Ruhmſucht des alten Helden durch die Vorſpiegelung neuer Eroberungen zu reizen; Mechmet Ali verachtete die Eitelkeit der Welt; er durchſchaute die Beweggründe ſeiner Miniſter, und der Erfolg war, daß er ſich nur noch feſter in die innern Gemächer ſeines Pallaſtes einſchloß, wo Niemanden der Zutritt geſtattet wurde, als einem ehrwürdigen Derwiſch, der im Rufe großer Kenntniſſe und der reinſten Frömmigkeit ſtand. Dieſer Edle, bekümmert durch den Zuſtand ſeines Herrn, ſann Tag und Nacht auf Mittel, wie er Heilung ſchaffen möchte. Trotz ſeines vom Weltgeräuſch abgezogenen Lebens, beſaß er doch hinlänglich Erfahrung, um zu prüfen, welcher der menſchlichen Leidenſchaften Stärke genug inwohne, um das Herz aus einer gefährlichen Apathie, worin

Digitized by Google

es verſunken, zu reißen. Er erkannte der Liebe den Preis zu. Allein der Sultan ſah längſt die größten Schönheiten um ſich verſammelt, ohne daß ihre Reize im Stande geweſen wären, ſeinen Gram zu zerſtreuen; der Derwiſch ſchloß daraus, daß nur eine überirdiſche Schönheit zum Zweck führen könne; mit Einem Wort, er nahm ſich vor, ſeinen Herrn mit einer Fee bekannt zu machen und dieſe ihm zur Gefährtin zu geben. Derwiſche wählen ihren Umgang ganz nach Belieben, und der unſrige hatte den nicht übeln Einfall gehabt, ſich unter den reizendſten und mächtigſten Feen einzubürgern. Nach einer kurzen Prüfung entſchied er, daß die Fee Mollacat ganz geeignet ſey, ein müdes Herz, das achtzig Jahre durchkältet hatten, von Neuem in Flammen zu ſetzen. Die ſchöne, mitleidige Fee ging in die Plane des Derwiſch ein, ſie beſuchte den Sultan und wurde im Verlauf weniger Monden ſeine zärtlichſte Freundin. Die günſtigſte Umwandlung ging jezt mit dem Beherrſcher der Gläubigen vor; er war dem Leben wieder geſchenkt, die ominöſen Falten des Grams verloren ſich von ſeiner Stirne, und die Thüren ſeiner Gemächer waren wieder geöffnet dem Zudrang der Günſtlinge. Aber ach! der gute Derwiſch mit allen ſeinen Bekanntſchaften und Mitteln konnte dennoch nicht das Leben ſelbſt verlängern, dem er einen ſo entzückenden Reiz verliehen. Der Sultan fühlte mit Schrecken das Ende ſeiner Tage herannahen. Der Tod, früher ſo herbeigewünſcht, erſchien ihm jezt als der erbittertſte ſeiner Feinde. Vor allem drängte ihn ein ſchrecklicher Gedanke: mit der Liebe war auch die Eiferſucht in ſeinem Herzen neu erwacht; die Vorſtellung, daß die Fee Mollacat nach ſeinem Tode ihren Beſitz einem Andern ſchenken könnte, wurde ihm zur Marter, und er ſann, um ſich vor dieſem Unglück zu ſchützen, eine Liſt aus, die ihm nicht viel Ehre macht. Er überredete nämlich in einer vertrauten Stunde die Fee, ſich in die Geſtalt zu verwandeln, in der wir ſie eben geſehen, und ſich alsdann in den magiſchen Talisman eines Ringes einſchließen zu laſſen, bloß aus Liebe zu ihm, wie er verſicherte, damit er ſie dann am Finger immer bei ſich tragen und zu jeder Minute ihres Anblicks genießen könnte. Die Fee ließ ſich überreden und ſchlüpfte in ihren Kerker, den ihr Geliebter dann an den Finger ſteckte. Was ſich vorausſehen ließ, geſchah; der Sultan ſtarb und die Fee war nun eine Gefangene. In der That ein hämiſcher Streich, den die eiferſüchtige Laune eines Graukopfs ihr geſpielt. Der fromme Derwiſch errieth den Zuſammenhang der Sache, allein er konnte mit all ſeiner Kunſt nur theilweiſe den Bann löſen, in den ſich die Fee ſo unvorſichtig begeben. Er fand das Mittel, ſie aus dem Ringe heraustreten zu laſſen, allein ihr die menſchliche Größe wieder zu verſchaffen, vermochte er nicht. Nur einmal des Monats, eine Stunde lang in der Nacht, erlauben es die magiſchen Charaktere des Ringes, daß die Fee in ihrer natürlichen Geſtalt erſcheint. Aber welch ärmlicher Erſatz für ein Leben in ſo trauriger Knechtſchaft iſt eine einzige freie Stunde im Monat! Nach dem Tode des Derwiſch gelangte der Ring in Hände von Leuten, die um ſein Geheimniß nicht wußten, bis endlich ein gelehrter arabiſcher Arzt im Dienſte des vertriebenen Paſcha hieſelbſt ihn in Beſitz bekam und ihn ſogleich für denſelben erkannte, von dem er Kunde erhalten. Er machte mir vor einigen Tagen mit dieſem ſeltenen Kleinod ein Geſchenk, und ich wage wiederum, es Eurer Majeſtät zu Füßen zu legen, als der rechtmäßigen Herrſcherin über Geiſter und Menſchen."

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

Ein engliſcher Philoſoph definirte den Menſchen als das Thier, das Handel treibt, ein franzöſiſcher als das Thier, das ſeine Speiſen kocht. Man bringt noch ungleich tiefer in ſein Weſen ein, wenn man ihn als das Geſchöpf bezeichnet, das ſich kleidet. Der Thierwelt hat der Schöpfer ein für allemal die Toilette gemacht und es ihr nur überlaſſen, Pelz und Gefieder zu ordnen, zu kämmen, zu reinigen; der innerlich beweglichen, biegſamen, vielſeitigen Natur des Menſchen hat er Freiheit gegeben, ſich ein künſtliches Fließ zu wählen. Der Geiſt und das ganze Weſen eines Volks, eines Stamms reflektirt ſich äußerlich kaum in etwas Anderem deutlicher, als im Ganzen der Tracht und ihren Modifikationen, und die im Lauf der Jahrhunderte an den Nagel gehängte Garderobe der europäiſchen Menſchheit iſt ein höchſt anziehendes hiſtoriſches Muſeum. Es iſt, antiquariſch wie poetiſch, durchaus noch nicht gehörig ausgebeutet, und die Romanſchreiber der neueſten Zeit haben ja meiſt nur Maskenanzüge für modernſte Figuren daraus genommen. Wirft man einen Blick rückwärts auf die ſich ablöſenden, charakteriſtiſchen Männergeſtalten, wie ſie von der Geſchichte mehr oder minder treu aufbehalten ſind, ſo kann man mit Sicherheit behaupten, daß man ſich kaum je geſchmackloſer, ſteifer und armſeliger zugleich gekleidet hat als gegenwärtig. Um nicht weiter zurückzugehen als zu den nobeln Bildern eines Rubens und Van Dyk: der fallende Kragen am freien Hals, das knappe Wamms mit dem phantaſtiſch ausgeweiteten Ermel, die ſtattliche Beinkleidung, wie anmuthig und bequem ſchloſſen ſie ſich aneinander! wie maleriſch ſtreng zeichnete dieſe Tracht die Geſtalt des ſchlichten Mannes oder des Soldaten, und wie natürlich fügte ſie ſich doch dem reichſten Schmuck und der phantaſtiſchen Laune des Vornehmen! Und noch das Coſtüm des vorigen Jahrhunderts — ſo abgeſchmackt es uns jezt vorkommt, war es nicht wenigſtens lebendiger, veredlſamer, als das unſrige? In den wallenden Jabots und Manſchetten, im Blumenflor der Weſte und der Fülle der Rockſchöße war doch Farbenſpiel, Schatten und Licht, Draperie und Bewegung, und der Mann konnte im ſtraffen Strumpf ein tüchtiges Bein weiſen, und der Fuß im derben Schuh wurde von der blitzenden Schnalle gehoben. Jezt aber, wie knapp, eng, dürftig, kaum zureichend das Nothwendige, und das Ueberflüſſige wie armſelig und ungeſchickt! Ein

Digitized by Google

streng nach der Mode gekleideter Tagesmensch erinnert stark an den Platonischen Menschen des Diogenes. Der Charakter des Costüms der drei Epochen, welche wir hier zunächst in's Auge gefaßt, spricht sich wohl am deutlichsten in der Kopfbedeckung aus. Der schlaffe Spitzhut des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts mit der nickenden Feder ist der eigentlich poetische Filz, eine geometrische Figur nur andeutend, schmiegsam, vielgestaltig, mit seinen Brüchen und Falten alle Affekte und durch die Richtung seiner Spitze alle Temperamente bezeichnend. Schon steifer, starrer erscheint der Triangel über Frisur und Haarbeutel; doch auch er war noch wundersam beredt, je nachdem die vordere Hauptkante herüber und hinüber, auf oder abwärts retirte, oder sich in der Ebene des Horizonts drehte. Aber der alberne Cylinder, den wir auf dem Kopfe tragen, ist rundum derselbe, geistlos, ein Bild der Langeweile, und wenn er sich beim Hebräer in den Nacken, beim Sausewind auf's Ohr und beim Lichtschenen in die Stirne gerückt hat, ist er mit seiner Charakteristik so ziemlich zu Ende.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsetzung.)

Die Königin im Opernhause.

Am Abend der ersten Vorstellung der Ildegonde verbreitete sich das Gerücht, Königin Victoria werde das Haus mit ihrer Gegenwart schmücken. Daran war nichts Unglaubliches. Wie ehemals das Haus des Königs Theater hieß, so heißt es jetzt Ihrer Majestät Theater. Daß es diesen Namen empfangen hat auf ausdrücklichen Befehl der regierenden Königin, hat Laporte wiederholt und zerknirscht von Dank bekannt gemacht. Folgere jedoch hieraus Niemand eine Vorliebe der Königin für die italienische Oper. Das Haus hat, wie gesagt, jahrelang des Königs Theater geheißen, und der König es nicht einmal durch Bezahlung einer eigenen Loge unterstützt. Aber was that Königin Victoria? Unmittelbar nach ihrer Thronbesteigung miethete sie die Loge für sich, die bisher ihre Mutter, die Herzogin von Kent, innegehabt, und deutete dadurch den Vorsatz an, dem Unternehmer für sein Theater etwas mehr als ihren Namen zu geben. Sie hat, namentlich in der letzten Zeit, den Vorstellungen so oft beigewohnt, daß ihr Geschmack an der italienischen Oper keinem Zweifel unterliegt, und weil sie dagegen die englischen Theater völlig unbesucht gelassen, ist ihr bereits öffentlich insinuirt worden, daß es theils Pflicht des Reichen, seine Gunstbezeugungen gleichmäßig zu spenden, theils die englische Bühne ihrer königlichen Gegenwart keineswegs ganz unwerth sey. Das Publikum setzte voraus, sie werde die erste Aufführung der Ildegonde nicht versäumen, sah sich indessen getäuscht, indem von den üblichen Empfangsvorbereitungen, von aufgezogener Wache und dergleichen, nichts zu sehen war. Wie aber, wenn sie incognito kommen wollte? Die Stunde des Anfangs war gekommen, aber scheinbar keine Königin. Ihre Loge füllte sich; die Herzogin von Kent trat ein; doch sie, nach der alle Blicke schauten, die Königin fehlte. Sey es indessen, daß Personen im Parterre waren, die um das Geheimniß der königlichen Loge wußten und denen das Geheimniß auf der Zunge brannte, oder daß scharfe Augen und scharfe Gläser dort unablässig Musterung gehalten, gegen das Ende des ersten Aktes lief ein Murmeln durch das Haus: die Königin ist doch da, und so wie der Vorhang gefallen war, stand das ganze Parterre auf und riefen hundert Stimmen: Heil der Königin! Die in der königlichen Loge Anwesenden geriethen in Bewegung, aber keine Königin zeigte sich. Und wieder und wieder rief das Publikum: Heil der Königin! Da endlich erhob sich Jemand in der Ecke der Loge und schob den rothen Vorhang zurück; es war die Königin. Sie dankte dem Jubelgruße und ihr Dank vermehrte ihn tausendfach. Jetzt näherte sich ihr die Herzogin von Kent, reichte ihr die Hand und führte sie vor in die Mitte der Loge. Das Orchester spielte: die Königin segne Gott. Gesungen wurde das veränderte Nationallied nicht, und erst nachdem die Königin viele Male sich verbeugt, erlaubte die Versammlung den Anfang des zweiten Aktes. Etikettemenschen waren außer sich über den schlechten Takt des Publikums, das die Königin mit halber Gewalt ihrem Incognito entzogen, und beschuldigten zugleich den armen Laporte, daß er in mißverstandener Loyalität, um das Publikum von der Anwesenheit der Königin zu benachrichtigen, ungewaschene Handwerksburschen im Parterre angestellt, das erste Geschrei zu erheben. Laporte widersprach auf das Bestimmteste, erwähnte, daß es der Befehl Ihrer Majestät gewesen sey, von ihrer Ankunft keine Kenntniß genommen zu sehen, betheuerte, daß es ihm nie habe einfallen können, dem hohen Willen entgegen zu handeln, und er verdient präsumtiven Glauben. Ungewaschene Handwerksbursche die Tonangeber im Parterre des italienischen Opernhauses! Nein, die Unwahrheit liegt auf der Hand; dies kann nur von denen bestritten werden, die nie im dortigen Parterre gesessen haben. Die äußere Eleganz der Gesellschaft ist freilich nicht mehr die vergangener Jahre. Die Herren dürfen in Stiefeln und schwarzen Halsbinden, die Damen in baumwollenen Strümpfen erscheinen; aber Handwerksbursche, die der Thürsteher passiren lassen sollte, müßten sich vorher wenigstens rein gewaschen haben, und selbst dann hätten sie bei etwaigem Versuche, den Ton anzugeben, schlechte Aussicht auf glücklichen Erfolg. Auf der andern Seite werde zwar eingeräumt, daß das Publikum durch schweigsames Eingehen auf den deutlichen Wunsch der Königin einen guten Takt bewiesen hätte, und daß sein Geschrei vielleicht mehr das Verlangen der Neugier, als ein Ausdruck der Loyalität war. Daß jedoch die Königin weder die Neugier, noch die Taktlosigkeit übel aufgenommen, zeigte sich nicht blos in ihrem freundlichen Danke, während die Ueberraschung ihr Stirne und Wange röthete, sondern auch in der Art, wie sie das Theater verließ. Es schien beim Schlusse der Oper, als ob die Königin das Fallen des Vorhangs nicht abgewartet habe. Ihr Platz und der ganze Vordergrund der Loge waren leer. Da, wie der Vermuthen, trat die Königin an die Brüstung der Loge, sie allein und schon den schwarzseidenen Mantel umgeschlagen. Ihre Verbeugungen und das Lächeln um ihre Lippen sagten: ich gehe und wünsche euch Allen eine gute Nacht, und gleichsam als Dolmetscher der elektrisirten Menge antwortete eine laute Stimme von der Galerie herab: gute Nacht, Königin!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 216.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. September 1837.

Der Leviathan hat einen starken Hals, und ist seine Lust, wo er etwas verderbet. — Wenn er sich erhebt, so entsetzen sich die Starken, und wenn er daherbricht, so ist keine Gnade da. — Er macht, daß das tiefe Meer siedet wie ein Topf, und rührt es in einander, wie man eine Salbe menget.

Hiob.

Die grosse Wasserschlange.

Von Zeit zu Zeit wiederholt sich neuerdings die Kunde von einem riesenhaften Wasserthiere, das durch seinen schrecklichen Anblick auf hoher See oder da und dort an den Küsten Schiffsmannschaften in Schrecken gesezt. So oft ein Fall der Art bekannt wurde, stimmten die Augenzeugen darin überein, daß sie dem räthselhaften Thiere Kopf und Hals einer Schlange zuschrieben und es auch immer eine Schlange nannten. Man glaubte lange nicht an die Existenz eines solchen Amphibiums, das nach manchen Berichten nicht selten die größten Wallfische an Länge übertreffen müßte; Viele zweifeln wohl noch jezt daran. Der Gegenstand verdient übrigens allgemeine Aufmerksamkeit, und es läßt sich ihm mannichfaches Interesse abgewinnen. Namentlich möchte es der Mühe werth seyn, das, was das Alterthum und das Mittelalter von riesenhaften schlangenähnlichen Thieren zu erzählen weiß, zusammenzustellen. Manche Erfahrungen der neuesten Zeit müssen die Wissenschaft in Beurtheilung alter, wenn auch noch so wunderbarer und unwahrscheinlicher Ueberlieferungen sehr vorsichtig machen; seit es sich erwiesen hat, daß manchen, längst für fabelhaft erklärten Erzählungen der Alten wirkliche, wenn auch im Einzelnen verfälschte Naturanschauung zu Grunde liegt, ist die Naturforschung sehr geneigt, den Prozeß aller solchen Fabeln zu revidiren. So bringt einem die hin und wieder auftauchende große Wasserschlange die Drachen und Lindwürmer einer längst vergangenen Zeit in's Gedächtniß. Im Folgenden kann natürlich dieser Gegenstand nicht erschöpft, sondern nur das Merkwürdigste und Auffallendste angedeutet werden.

Wir gehen zuerst rasch die Fälle durch, wo in der neuern Zeit die große Wasserschlange beobachtet worden ist. — Der neueste Fall gehört diesem Jahre an. Wie sich die meisten Leser erinnern, haben die öffentlichen Blätter im Laufe dieses Sommers berichtet, daß die große Schlange am Bord des Paketboots le Havre in der Gegend der Azoren erblickt worden sey; die Mannschaft konnte übrigens nur den geringelten Körper des Ungeheuers sehen, und ihrer ungefähren Schätzung nach mußte es mehrere Male so lang gewesen seyn als das Schiff. — Die nächste bekannt gewordene Beobachtung ist vom August 1817. Hier erfährt man schon weit mehr: die Angaben sind in neun, in aller Form abgefaßten Protokollen niedergelegt; denn eben so oft zeigte sich die Seeschlange in der Bai von Glocester beim Cap Anna, dreißig Meilen von Boston. Die Aussagen sind allerdings nicht übereinstimmend und können es der Natur der Sache nach nicht seyn; aus allen zusammen aber ergibt sich ein Thier mit einem Schlangenkörper, etwa fünf-und-siebzig Fuß

Digitized by Google

lang, das ſich ausnehmend raſch durch das Waſſer bewegte; es war dunkelbraun von Farbe und ſein Kopf hatte die Größe eines Pferdekopfs. — Das große Aufſehen, das dieſer Fall machte, hatte zur Folge, daß nun auch frühere Beobachtungen derſelben Art von glaubwürdigen Perſonen veröffentlicht wurden. So erfuhr man, daß im Jahr 1815 ein ähnliches Ungeheuer bei Warrens-cove an der Küſte der Vereinigten Staaten geſehen worden war, ferner, daß ſich ein anderes dreißig Jahre lang häufig in der Bucht von Penobscot hatte blicken laſſen.

Im Jahr 1808 zeigte ſich ein Thier dieſer Art bei den Hebriden; der Brief, welchen der Geiſtliche Donald Mac-Lean, der damals ſelbſt von der Schlange verfolgt worden war, im Jahr 1817 an die engliſche Wernerische naturforſchende Geſellſchaft richtete, iſt das intereſſanteſte Aktenſtück über dieſen Gegenſtand. Auch hier ſehen wir wieder ein Waſſerreptil ungefähr von der oben angegebenen Größe, während es nach andern Angaben ungleich größer wäre. Im Briefe wird unter anderm die Ausſage eines Schiffers angeführt: er ſah den Kopf der Schlange gerade über ſeiner Barke und betheuert, er ſey ſo groß geweſen wie ein kleines Fahrzeug und die Augen wie Teller. Hat hier, wie häufig, die Furcht die Gegenſtände in's Große gemalt? Der Briefſteller ſcheint indeſſen dieſes Zeugniß keineswegs zu verwerfen; er fügt hinzu, zur nämlichen Zeit habe die Erſcheinung des Ungeheuers der Bemannung von dreizehn Fiſcherbooten ſolches Entſetzen eingejagt, daß ſie ſich eilends in die nächſte Bucht geflüchtet. Mac-Lean konnte übrigens dergleichen Ausſagen am beſten würdigen. Sein Zuſammentreffen mit dem Ungeheuer verdient mit ſeinen eigenen Worten erzählt zu werden. — „Es ſtieß mir auf im Juni 1808 am Ufer der Inſel Coll. Ich fuhr in einem Nachen ſpazieren, da gewahrte ich etwa eine halbe Meile weit weg einen Gegenſtand, der mir auffiel; er erſchien mir beim erſten Anblick wie ein kleiner Felſen. Ich wußte aber, daß ſich in dieſer Gegend kein Felſen befand, und betrachtete daher das Ding näher. Es erhob ſich beträchtlich über die Waſſerfläche; nicht lange, ſo ſah ich es ſich langſam bewegen, und gleich darauf unterſchied ich auch ein Auge. Beſtürzt über die auffallende Geſtalt und die ungeheure Größe des Thiers, ſteuerte ich mein Fahrzeug ſo, daß ich nicht zu weit vom Ufer abkam, da ſahen wir das Ungeheuer plötzlich gegen uns zu untertauchen. Ueberzeugt, von ihm verfolgt zu werden, ruderten wir aus Leibeskräften. Eben da wir auf einen Felſen geſprungen waren und an demſelben ſo hoch als möglich hinaufkletterten, ſahen wir es ſchnell auf dem Waſſerſpiegel gegen das Hintertheil unſeres Fahrzeugs einherfahren. Ein paar Klafter davon mochte ihm das Waſſer zu ſeicht werden, da erhob es ſein entſetzliches Haupt, machte eine Wendung und arbeitete ſich ſichtbar mit Mühe aus der kleinen Bucht hinaus. Wir gewahrten es noch eine halbe Meile weit. Sein Kopf war ſehr groß, eirund und ſaß auf einem Halſe, ſchlanker als der übrige Körper. Seine Schultern, wenn ich ſo ſagen darf, hatten keine Floßen, und der Körper verſchmälerte ſich gegen den Schwanz zu, deſſen Form ſich nicht wohl unterſcheiden ließ, weil es ihn fortwährend unter Waſſer hielt. Es mochte ſiebzig bis achtzig Fuß lang ſeyn. Es ſchwamm langſamer, ſo oft es den Kopf außerhalb des Waſſers hatte, und wenn es ihn erhob, ſo ſpähte es ſichtbar in die Ferne."

(Die Fortſetzung folgt.)

Der goldene Schuh.

(Fortſetzung.)

Mit dieſen Worten ſchloß der Fürſt ſeinen Bericht, für den er Dank und Bewunderung einerntete. Die Monarchin war mit dem Ringe des arabiſchen Arztes höchlich zufrieden. Durch die Anhörung der Geſchichte der Fee war der Wunſch, ſie zu ſehen, neu erwacht, und die Tänzerin mußte wiederum ihr kryſtallenes Häuschen verlaſſen. Die Damen beklagten ſie als ein unglückliches Opfer der Eiferſucht eines Deſpoten, die Männer fanden, ohne es laut einzugeſtehen, die Manier des Sultans, ſich der Treue ſeiner Geliebten zu verſichern, gar nicht übel erdacht; denn wer hätte wohl den Muth gehabt, mit einer Schönen von der Größe eines Stecknadelknopfs ein Verhältniß anzuknüpfen?

Einige Abende hindurch beluſtigte jezt die Fee den kleinen Cirkel am Hofe. Die Fee konnte der Liebhaberei für den Tanz volle Genüge thun. Sie tanzte nacheinander die kunſtvollſten Sarabanden, Polonaiſen, Bolero's, Menuets, und legte in jede dieſer Weiſen beſondern Zauber. Einſt ſaß die Kaiſerin am Spieltiſch, und es kam ihr in den Sinn, einem Neuangekommenen die kleine Künſtlerin zu zeigen. Ohne zu bedenken, daß die mit grünem Tuch bezogene Fläche für die Fee zum Tanze nicht taugte, öffnete ſie den magiſchen Ring und rief ſie hervor. O Himmel, für ein ſo zartes Geſchöpf bildeten die Fäden und Faſern des Tuchs einen undurchdringlichen Wald! Vergebens arbeitete die Kleine mit Händen und Füßen, um ſich durchzuwinden; ſie ſank endlich erſchöpft nieder und verlor einen Schuh. Man brachte ſie wieder in den Ring, wo ſie mehr todt als lebend anlangte. Eben ſollte die Kapſel wieder geſchloſſen werden, als einer der Anweſenden, der das ſchärfſte Vergrößerungsglas hatte, bemerkte, daß der Schuh fehlte. Sogleich wurden Nachforſchungen angeſtellt, man durchſuchte auf das Genauſte die ganze

Digitized by Google

grüne Fläche des Tisches — umsonst, kein Schuh war zu finden. Aber welch ein kleines goldenes Pünktchen mußte dieser Schuh auch seyn! wie war es möglich, ihn in den Klüften, Abgründen und Wäldern des Tuchs zu entdecken! Es war ein Suchen, als gälte es eine Krone zu finden, jeder der Herrn, jede der Damen wollte zuerst ausrufen: Gefunden! da ist der Schuh! Die Fußbekleidung der kleinen Cendrillon konnte nicht mehr Aufruhr erregen. Alles umsonst, dieses unentbehrliche Stück in der Toilette einer Tänzerin war und blieb verloren. Die Gesellschaft mußte sich zufrieden geben und die Unterhaltung ging auf andere Gegenstände über.

Ich hatte in der Nacht nach diesem Vorfall im Vorzimmer der Monarchin die Wache. Von dem verschwundenen Schuh war nichts zu meinen Ohren gelangt. Wie ich nun so stehe und aus dem Fenster in die dunkle Nacht schaue, blizt es mir plözlich seitwärts in's Auge. Ich wende mich, und siehe da, auf einem der vom Abend noch aufgeschlagenen Spieltische liegt ein kleiner Schuh vom feinsten Leder, über und über vergoldet, wie es scheint einem jungen Mädchen von achtzehn Jahren gehörend. Ei, denke ich bei mir selbst, die Kammerfrauen und Hoffräulein hätten auch andere Plähe finden können, um sich ihrer Toilette zu entledigen, statt dieselbe auf Tischen und Stühlen hier zu verstreuen. Zur Strafe jener Leichtfertigen will ich den Schuh zu mir stecken. Eben habe ich den Monolog geendet und schiebe mit Behaglichkeit den Raub in meine enge Tasche, als die Thür des Schlafgemachs der Kaiserin sich öffnet und ein fremdartiges, allerliebstes Weib mit bekümmerter Miene hereinblickt. Ich weiß sogleich, daß ich die Fee Mollacat vor mir habe, und hätte ich sie auch nicht an ihrer reizenden Gestalt, an der rührenden Schönheit ihres Antlizes erkannt, der eine goldene Pantoffel, den sie anhatte, mußte mir sagen, daß sie die Besitzerin des andern war, der in meiner Tasche ruhte. Zugleich fiel mir ein, nach der Erzählung des Fürsten, daß die Fee eine Stunde im Monat ihre gewöhnliche Gestalt annehme; es war gewiß, daß diese Stunde jezt eingetreten und daß ich der Glückliche war, der sie außer dem Zauberbann zu sehen bekam. Gleichwohl stellte ich mich völlig unbefangen und von nichts wissend. Ich ließ sie fragen und bitten und blieb taub gegen ihre melodischen Klagen, aus keiner andern Ursache, als um sie zu zwingen, mir im nächsten Monat ein ähnliches Rendezvous zu schenken. Aber meine Grausamkeit ist bestraft worden, ich habe das göttliche Zauberkind nicht wieder gesehen. Sie verschwand, als der Ablauf ihrer Stunde nahe war, und mir blieb der Schuh.

(Der Beschluß folgt.)

Moden.

(Beschluß.)

Seit fünfzehn und mehr Jahren ist die männliche Tracht auf höchst auffallende Weise in einen wahren Zauberkreis gebannt, und sie lastet wie ein Alp auf dem fashionablen Theil des stärkern Geschlechts. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, den Bann zu brechen, aber Alle nagten vergeblich an der Spize des Pentagramms, und seit langen Jahren beschränken sich die Neuerungen darauf, daß die Klappen der Röcke drei Finger schmäler oder breiter, die Taille zwei Zoll höher oder niedriger, die Schöße höchstens um sechs Zoll weiter oder enger werden. Der Hauptschnitt in Allem bleibt derselbe; nur im Detail wird gemäkelt, und zwar so, daß in regelmäßigem Wechsel nach zwei, drei Jahren dieselben Formen zurückkehren. Darin mag eine Manifestation des Siegs der allgemeinen Vernunft erblicken, wer da will; es gibt aber Leute, welche allen Ernstes einen indirekten Beweis für die Unfruchtbarkeit der Julirevolution darin sehen, daß der Pariser mit der Staatsreligion nicht auch das Costüm der Restauration abgestreift hat. Wie dem sey, hofft auf keine Erleichterung, ihr, die der haltende Steg unten, der straff spannende Hosenträger oben, in der Mitte des Leibs der zwängende Westengurt, um den Hals die eleganten Folterstricke battistener oder seidener Schleifen, am Fuß der spanische Stiefel, der blank gewichste Schraubstock mit drei Zoll langen Absäzen, jeden Augenblick daran erinnern, daß ihr gut gekleidet seyd! Harret aus, bis das Alter der Vernunft mit „dem schwindenden Bein, dem zunehmenden Bauch“ euch von selbst den Gürtel lockert und dem Rande des Beinkleids erlaubt, frei den Knöchel zu umspielen. Für jezt aber bewundert das Bild des Normalmenschen des Augenblicks, wie ich es mit Worten bezeichne, womit man hiebei am Ende so weit reicht als mit lithographischer Kreide. Es soll mich freuen, wenn das Bild recht Vielen als Spiegel dienen kann.

Der Frack hat breite, unten abgerundete Schöße, die auf der Hüfte allmählich schief herablaufen; der Kragen ziemlich niedrig, der Umschlag weit auf die Brust zurückgelegt; die Farbe immer die nämliche, bronzefarb oder braun, nachgerade auch blau; goldene, ciselirte Knöpfe. Der Ueberrock ist immer ausnehmend eng, leicht, kurz, mit Einem Reihen Knöpfe, niedrigem Kragen, vorne umgeschlagen; die Weste von brochirtem Piqué läßt die Brust frei und ist unten rund geschnitten, sehr kurz, mit breitem, viereckigem Umschlag, und schließt nur mit dem lezten Knopf am Leib an. Auch die Beinkleider sind immer dieselben, sehr eng anliegend, mit einem Ausschnitt am Stiefel, oder aber mit einem kamaschenartigen Vorsprung. Je strenger man die Beine an Knie und Knöchel einzwängt, desto mehr nähert man sich dem Ideal von Eleganz. Ein solches Musterbein gleicht dem Wunder des Haspels in der Glasflasche: man kann sich nicht erklären, wie der Fuß sammt Stiefel mit drei Zoll langem Absaze durch den engen Kanal der Beinkleider mit festgenähten Stegen durchkam. Dazu kommt das Hemd mit unzerstörlichen Falten, dem battistenen Jabot und der Manschette, die sich über den eng am Faustgelenk schließenden Ermel zurücklegt; ferner das Halstuch aus gesticktem hellem Battist oder Seide, mit künstlicher Nachlässigkeit in Knoten geschlungen. Die langen Haare sind nach hinten gekämmt und in Locken geschlagen; darauf sizt der Hut mit aufgebogenen Rändern und nach oben sich kaum erweiternden Kopf. Am wenigsten zu vergessen sind aber die ganz knappen weißen Handschuhe mit

Digitized by Google

einem sanften Stich in's Rosenrothe oder Strohgelbe, soupçonnés de rose ou paille, wie der Franzose unnachahmlich sagt. Dies Alles zusammen bildet eine Tracht, die, wenn sie an sich hübsch und gefällig oder bequem wäre, wenn sie für unser Klima paßte, wenn man darin frei sich bewegen, sitzen, gehen, laufen könnte, am Ende nicht so übel kleidete. Freilich ist sie gut genug dazu, sich in die Ecke einer Diligence oder eines Dampfwagens zu drücken, oder in einem überfüllten Parterre, vor welchem eine gefeierte Sängerin gastirt, sich klein zu machen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsetzung.)

Cockings Fallschirmversuch.

Es muß zu den Zeichen der Zeit gehören, daß, während selbst eine Londoner Bevölkerung sich endlich an Allem satt sieht, solches doch ungewöhnlich lange mit dem Aufsteigen von Luftballons nicht geschehen zu wollen schien. Ehe noch der eigenthümliche Schauplatz dieser halsbrecherischen Unternehmungen, der hiesige Vauxhallgarten, für den laufenden Sommer geöffnet wurde, flogen die Luftschifffahrer von andern öffentlichen Belustigungsorten wöchentlich zu halben und ganzen Dutzenden auf, und obgleich es mit dem Geschmacke der Londoner Welt bereits dahin gekommen war, daß leere Ballons keine Anziehungskraft mehr hatten, sondern, sollte eine erkleckliche Einnahme bewirkt werden, Menschen enthalten mußten, lebendige Menschen, Herren und Damen, am liebsten letztere, so war es doch in der That merkwürdig, welch ungeheure Zauberkraft dieser Reiz auszuüben pflegte. Eine und zwei englische Meilen von dem Punkte entfernt, wo der Ballon gefüllt wurde, sah man mehrere Stunden vor der zum Aufstiege bestimmten Zeit Tausende jedes Alters, jedes Geschlechtes und jedes Standes, zu Roß und zu Wagen, zu Fuß und auf Krücken dem ersehnten Ziele zuströmen, und ich hatte mehr als einmal Gelegenheit, wenn der Zufall mich in einen solchen Strom warf, ich neugierig fragte, was es denn so Sehenswerthes gebe, und eine gefällige Seele keuchend antwortete: ein Ballon! über diese Schauwuth philosophische Betrachtungen anzustellen und darüber den Ballon zu vergessen. Sobald Vauxhall seine Thore aufthat, nahmen auch hier wieder die Luftreisen im Cyklus der Schaustellungen einen eminenten Platz ein, und weil die Eigenthümer von Vauxhall die größten Ballons aufsteigen ließen, fanden sich daselbst folgerecht die meisten Zuschauer ein. An Aufsteigelustigen aber, unter dem Schutze des im letzten November von hier nach Weilburg geflogenen Green, fehlte es so wenig, daß die zu erlegenden Preise erhöht wurden. Damen hatten à Person zehn Guineen statt der frühern acht, Herren zwanzig Guineen statt der frühern sechzehn zu bezahlen. Und da die Presse es sich angelegen seyn ließ, die Namen der Aufgestiegenen zu verkünden, und die Druckerschwärze in solchem Fall, wenn sie manierlich verfährt, keineswegs als ein schwarzes, häßliches Ding, sondern als liebe Schmeichlerin erscheint, so lag hierin auch eben nichts, die kühnen Damen und Herren zu schrecken. Ein paar Unglücksfälle hätten das vielleicht bewirkt, aber die Auffahrten liefen alle glücklich ab, und sprach man den aufsfahrlustigen Damen von Madame Green, die, eine geübte Luftschifferin, vor Jahresfrist einen lebensgefährlichen Fall that, so hieß es, daran sey der Unstern, wenn nicht die Ungeschicklichkeit ihres Begleiters, des Herzogs von Braunschweig, Schuld gewesen. Nach und nach that indessen das Alltägliche, was kein Unglücksfall thun wollte. Das Unternehmen verlor den Reiz der Neuheit, und die Besitzer von Vauxhall fühlten zuerst, daß die erschlaffte Anziehungskraft der Ballons einer Auffrischung bedürfe. Demgemäß nahmen sie dankbar das Erbieten eines Herrn Cocking an, sich in einem Fallschirm an den großen Nassau-Ballon zu hängen — dieser so genannt wegen seines Flugs nach Weilburg — von demselben mindestens achttausend Fuß oder fünfviertel englische Meilen sich in die Lüfte heben zu lassen und dann auf eigenes Risiko herabzukommen. Das Aufsehen, welches die Ankündigung des Wagnisses erregte, sicherte der Spekulation klingenden Gewinn. Tag und Stunde wurden anberaumt, Tausende zahlten männiglich eine halbe Krone Eintrittsgeld und andere Tausende stationirten sich in der Nähe des Gartens kostenfrei. Wenn es in der Ankündigung hieß, daß Cockings Unternehmen ein völlig neues, ein noch nie dagewesenes sey, so durfte das nicht wörtlich verstanden werden, obschon es unter den Engländern, die neuerlich sogar die Erfindung des Schießpulvers sich angemaßt, und in den niederen Classen keinen Begriff davon haben, daß irgend etwas anderswo als in England oder von einem andern als einem englischen Kopfe ausgeklügelt werden könne, an Starkgläubigen nicht im Mindesten fehlte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 210.

Gießkanne.

Räthsel in Distichen.

1. nach Schiller.

Ein Springbrunnen, er steigt in die Höh' sechsfüßig und stattlich,
Aber im Fall geht ihm einer der Füße zu Grund.

2.

In der Rede beliebt und verhaßt im Arme, verhaßt auch
In der Rede, sobald ich sie verstümmle, bin ich.

3.

Ohr, ich ziere dich nicht, und Arm, ich ziere dich auch nicht,
Wird doch die Thiernatur kund an euch beiden durch mich.

4.

Ich bin an Lasttiers Brust und Stirne beliebt; an dem Redner
Mehr als das dritte verhaßt, und an der Sprache sogar.

5.

Unter dem Gürtel erwünscht und mit manchem Zwange befördert,
Bei den Besoldungen zwar häufig, doch nimmer gesucht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 11. September 1837.

— 'shrew me,
If I would lose it for a revenue
Of any king's in Europe!
Shakespeare.
Cymbeline.

Der goldene Schuh.

(Beſchluß.)

Bald darauf trat die Kaiſerin ihre Rückreiſe an. Wichtige Gegenſtände aller Art nahmen jezt die Aufmerkſamkeit in Anſpruch; der magiſche Ring und die Fee waren vergeſſen. Zulezt gelangte der Ring, ſo viel ich erfahren konnte, in die Schatzkammer zu Petersburg, wo er wohl noch liegt, unter andern angehäuften Pretioſen verſchiedener Gattung. Ich zweifle, daß Jemand noch um die Geſchichte dieſes Ringes weiß. Mein goldener Schuh jedoch brachte mir, ſtatt Vermögen und Reichthümer, Schmach und Kummer. Ich hatte ſeine Zaubergabe entdeckt und ſchenkte ihn einem Mädchen, das ich liebte, und die durch den Schuh die erſte Tänzerin der Hauptſtadt wurde. Die Undankbare! ſie plünderte mich, ſammelte ungeheure Schätze und ergriff nachher die Flucht. Zum Glück rettete ich vorher den Schuh. Er diente noch hie und da, um einer eitlen Schönen glänzende Triumphe zu erwerben, endlich aber ſchlug mir das Gewiſſen. Das Unrecht, das ich an der ſchönen Fee Mollacat begangen, war mir in ſeiner ganzen Stärke gegenwärtig, ich konnte das Bild nicht wieder los werden, wie ſie in jener Nacht mit Thränen im Auge mich um ihren Schuh bat; ich beſchloß, dieſes Pfand meiner erſten und ſeltſamen Liebe bis an meinen Tod mit mir herumzutragen und es nie wieder durch Gefälligkeit für niedere Geſchöpfe entweihen zu laſſen. Ich habe mein Gelöbniß gehalten — hier iſt der Schuh. Jezt, da ich das Ziel meiner Tage vor Augen habe, will ich ihn in keinen andern Händen wiſſen als in den deinigen, mein Freund. Nimm ihn und mache damit, was du willſt; die arme Fee wird ihn wohl nie wieder ſehen. Vielleicht iſt ſie auch jezt ſchon aus ihrer Gefangenſchaft erlöst und fragt alſo nicht viel nach dieſem Stückchen vergoldeten Leders.

„So, mein Herr, erzählte der ruſſiſche Offizier, und auf dieſe Weiſe ging ſein Schatz in den Beſitz meines Bruders über. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, wie ich ihn wiederum vom guten Claude empfing. Das Ende der Geſchichte laſſen Sie mich kurz hinzufügen. Es iſt ziemlich gleichgültig für Sie und ſehr ärgerlich für mich. Der Schuh wurde mir geſtohlen, geſtohlen, mein Herr, von jener nichtswürdigen Perſon, die heute das ganze Theater in Bewunderung ſezte. Wollen Sie mir glauben, daß dieſes Geſchöpf eigentlich gar nicht zu tanzen verſteht, daß ſie in ihrem Leben nichts begriffen hat von der reizenden Kunſt, die Boileau ſo treffend „das anmuthige Spiel mit dem Gleichgewicht“ nennt? O es iſt fürchterlich! Für Babet, für mein Kind war der Triumph dieſes Abends beſtimmt — ſo aber wußte die Falſche ſich in's

Digitized by Google

Vertrauen meines Kindes zu stehlen und ihm das Geheimniß mit dem Schuh zu entlocken. Am Abend, als Babet ihn anlegen wollte, war er fort. Ja, mein Herr, wenn ich auch, trotz der Versicherungen eines sterbenden Bruders, die Geschichte mit dem Schuh der Fee Mollacat für ein Mährchen gehalten hätte, der heutige Abend wäre völlig genügend, mich von der Wahrheit alles dessen, was ich Ihnen eben zu erzählen die Ehre hatte, zu überzeugen. Urtheilen Sie nun selbst, ob ich nicht alles Recht zur gerichtlichen Klage habe? Mein Schuh, mein goldener Schuh muß wieder in meinen Besitz!"

Ich stimmte in seinen gerechten Schmerze über den Verlust eines so unschätzbaren Kleinods mit ein. Die schöne Babet that ihr Möglichstes, den Vater wieder zu beruhigen. Ueber diesen Versuchen ward es spät. Meine Neugierde war befriedigt und ich glaubte mich jezt entfernen zu können. Der Alte nahm einen rührenden Abschied von mir. „Seyn Sie versichert," sagte er mir, „bin ich wieder im Besitz meines Schatzes, so sollen Ihnen die öffentlichen Blätter davon Kunde geben. Die Sache ist von zu großer Wichtigkeit, als daß das öffentliche Interesse ihr fehlen sollte." — Ich habe weiter nichts vom Schuh der Fee Mollacat erfahren, und wissen möchte ich wohl, in wessen Besitz er jezt ist?

Die grosse Wasserschlange.

(Fortsetzung.)

Es ist auffallend, daß in keinem der bisher angeführten Fälle aus dem gegenwärtigen Jahrhundert eines Punktes Erwähnung geschieht, der in fast allen Berichten aus dem sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert als das eigentliche Wahrzeichen der großen Wasserschlange erscheint: wir meinen die Mähne derselben. So beschreibt ein Kapitän in einem Briefe aus Bergen vom 21sten Februar 1751 die Schlange, die ihm aufgestoßen, folgendermaßen: „Ihr Kopf, der sich über die höchsten Wogen erhob, glich einem Pferdekopf; er war grau, das Maul sehr dunkelfarbig, die Augen schwarz, und an ihrem Halse flatterte eine lange Mähne. Außer dem Kopf konnten wir sieben bis acht Windungen des Körpers unterscheiden; sie waren ausnehmend groß und standen je ein Klafter auseinander. Man verlangte einen authentischen Bericht dieses Abenteuers; ich habe denselben niedergeschrieben und übergeben mit den Unterschriften zweier Augenzeugen, welche bereit sind, meine Aussagen eidlich zu bekräftigen." — Diese Mähne ist es ohne Zweifel, aus der Paul Egede Ohren oder Flügel macht, wenn er die auf seiner zweiten Reise nach Grönland gesehene Seeschlange beschreibt: „Am 6ten Juli gewahrten wir ein fürchterliches Ungeheuer, das sich so hoch auf den Wellen aufrichtete, daß sein Kopf an das Segel unseres großen Masts reichte. Statt der Schwimmflossen hatte es große hängende Ohren gleich Flügeln; der ganze Körper war mit Schuppen bedeckt und lief aus wie ein Schlangenleib." — Olaus Magnus, Bischof von Upsala, in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, erwähnt ausdrücklich dieser Mähne, wo er als Augenzeuge eine, nach ihm, zweihundert Fuß lange, zwanzig Fuß im Umfang messende Schlange beschreibt. „Diese Schlange hat eine zwei Fuß lange Mähne; sie ist mit Schuppen bedeckt und ihre Augen leuchten wie zwei Flammen. Zuweilen greift sie ein Schiff an, wobei sie ihr Vordertheil wie einen Mast aufrichtet und die Matrosen auf dem Oberlauf packt."

Dieselben Merkmale des Thiers finden sich in andern ältern Berichten angegeben, die wir hier nicht anführen, sie treten aber auch in den scandinavischen Gedichten auf. Nach ihnen hat die Wasserschlange einen Pferdekopf, eine weiße Mähne, schwarze Wangen und ist sechshundert Fuß lang; sie soll sich plötzlich aufrichten wie der Mast des größten Schiffes, und ihr furchtbares Gezische soll lauten wie das Brüllen des Sturms. Hier ist allerdings poetische Uebertreibung, aber wir vermögen nicht anzugeben, wo und in wie weit sich die Dichtung von der Naturwahrheit entfernt. In Betreff des interessanten Merkmals der Mähne muß hier noch der Beschreibung erwähnt werden, welche Albertus Magnus von der großen indischen Schlange entwirft. „Avicenna," sagt er, „sah eine, deren Hals, der ganzen Länge nach, mit langen, dicken Haaren besezt war, gleich einer Pferdemähne; et visus est unus ab Avicenna, in cujus collo secundum latitudinem colli erant pili descendentes longi et grossi ad modum jubarum equi."

Im Folgenden stellen wir nun einige der Hauptfälle zusammen, wo im Mittelalter und im Alterthum schlangenartige Ungeheuer und Drachen auftreten. Zuerst sey des rhodischen Drachen erwähnt, durch welchen Deodat von Gozon sein Glück machte, und der Schiller den Stoff zu seiner bekannten Romanze gegeben hat. Das Ganze ist wohl zu voreilig als eine Fabel behandelt worden, wenn auch der Mailänder und Johanniter Bosius (im sechzehnten Jahrhundert) in seiner Geschichte des Ordens des heil. Johann von Jerusalem der einzige Gewährsmann ist. Nach ihm verheerte im Jahr 1345 ein Ungeheuer die Insel Rhodus und ward endlich vom tapfern Ritter Gozon, einem Gascogner, auf die von Schiller erzählte Weise erlegt. Der Ritter kam durch diese That in großes Ansehen und ward vier Jahre darauf nach dem Tod Elions de Villeneuve einstimmig zum Großmeister gewählt. Bosius gibt dem Leib des Drachen die Größe eines Pferdes oder Ochsen;

Digitized by Google

der Hals war sehr lang, schuppigt und endete in einen Schlangenkopf; die Ohren waren wie die eines Maulesels und sehr lang; an den Seiten standen zwei Flügel; er hatte sehr große, feuersprühende Augen; hinsichtlich des Schwanzes und der übrigen Glieder glich er völlig einem Krokodille und war mit vier Tatzen versehen, auf denen er sich pfeilschnell bewegte. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, wie oben schon bemerkt, daß in diesem und allen ähnlichen Fällen, wo den Drachen lange Ohren und Flügel zugeschrieben werden, diese Organe von der Phantasie aus der langen Mähne des Thiers gebildet wurden. Von den Tatzen soll weiter unten die Rede seyn.

Zunächst ist das fabelhafte Thier aufzuführen, das in den romanhaften Erzählungen von Alexanders Zug nach Indien vorkommt, der sogenannte Odontotyrannus. Sämmtliche Romane des Mittelalters über Alexander den Großen haben ihre gemeinschaftliche Quelle im griechischen Text des Pseudo-Callisthenes, und so sagen sie alle über den Odontotyrannus, dessen übrigens auch mehrere byzantinische Schriftsteller erwähnen, dasselbe aus. Er ist nach ihnen ein im Ganges und an seinen Ufern lebendes Amphibion von ganz unglaublicher Größe; so soll er, nach Palladius, einen ganzen Elephanten verschlingen können. So übertrieben dies nun ist, so erscheint es am Ende doch nur als eine hyperbolische Andeutung der Weise, wie die größten Schlangen wirklich große Landthiere, selbst Pferde und Büffel verschlingen: sie würgen dieselben ganz hinunter, nachdem sie mit ihren gewaltigen Körperringen dem Thier die Knochen zerbrochen und es zu einem länglichten, unförmlichen Klumpen geknetet haben. — Nach Gregor von Tours kam im sechsten Jahrhundert zu Rom bei einer Ueberschwemmung der Tiber eine große Schlange zu Tag, die er mit einem starken Balken vergleicht: in modum trabis validae. Er bedient sich dabei des Worts draco, das im Lateinischen ursprünglich nichts als eine große Schlange bedeutet.

Aus dem eigentlichen Alterthum ferner berichtet Sueton, August habe bei den Comitien, das heißt offiziell bekannt gemacht, daß in Hetrurien eine fünf-und-siebzig Fuß lange Schlange gefunden worden sey. Nach Dio Cassius sah man, gleichfalls unter August, in demselben Lande eine fünf-und-achtzig Fuß lange Schlange, welche große Verheerungen anrichtete und vom Blitz erschlagen wurde. Aber das berühmteste Ungeheuer dieser Art im Alterthum ist die Schlange, mit welcher das römische Heer bei Carthago am Ufer des Flusses Bagrada im zweiten Consulat des Regulus, im Jahr 498 der Stadt (256 vor Christus) zu thun hatte. Sie maß hundert und zwanzig Fuß und richtete große Verheerungen im Heere an. Regulus sah sich genöthigt, sie mit Ballisten und Catapulten zu beschießen, bis endlich ein ungeheurer Stein sie zerschmetterte. Der Feldherr schickte als Wahrzeichen die Haut des Ungeheuers nach Rom; man hing sie daselbst in einem Tempel auf, und sie blieb daselbst bis zum numantinischen Krieg. Ihr Aas aber verpestete die Luft dergestalt, daß das Heer aufbrechen mußte. Es gibt nicht leicht ein historisches Faktum, das so viele Geschichtschreiber zu Gewährsmännern hat und mit so vieler Umständlichkeit erzählt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Victor Hugo's innern Stimmen.

Rose und Grab.

Zur Rose sprach das Grab gewendet:
Sag', was du mit den Thränen thust,
Die täglich dir der Morgen sendet,
O Blume du der Lieb' und Lust?
Zum Grabe sprach die Rose wieder:
Sag', wie du Alles das bestellt,
Was da von Stund' zu Stunde nieder
In deine offnen Schlünde fällt?

Die Thränen, sprach die Rose weiter,
O dunkle, jammervolle Gruft,
Verwandle ich im Schatten heiter
In Honiggold und süßen Duft.
Du Aermste, klang des Grabes Rede,
Die Seelen alle, die mir stumm
Sich nahen, wandl' ich freudig jede
In Engel für den Himmel um.

Die Liebe.

Ein Spiegel ist zuerst die Liebe,
Vor dem ihr Mädchen gerne steht,
Und drin mit wohlgefäll'gem Triebe
Euch träumend oder froh beseht.

Wenn sich das Herz der Tugend einigt,
Wird sie ein Feuerstrahl alsdann,
Der euch von allem Bösen reinigt,
Der fromm und glücklich machen kann.

Doch jezt ein falscher Tritt, ein Wanken:
Zum Strudel wird sie, der euch faßt;
Umsonst, an's Ufer sich zu ranken!
Die Woge reißt euch fort mit Hast.

Die Lieb' ist reizend, rein und sterblich:
Bedenkt es Mädchen, wenn sie winkt;
So lockt der Strom das Kind verderblich,
Es naht und badet und versinkt.

Dräxler-Manfred.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsetzung.)

Cockings Fallschirmversuch.

Es ist bekannt, daß bereits Blanchard Fallschirme an seine Ballons hing, um, wenn diesen eine Widerwärtigkeit begegnete, sich mittelst jener zu retten, daß er bei einer seiner berühmtesten Auffahrten aus der höchsten Höhe, die er je erreicht, einen Hund in einem an einem Fallschirme befestigten Korbe niederließ, und daß derselbe zu Blanchards großer und seiner eigenen, vermuthlich nicht minder großen Freude wohlbehalten auf Terra firma ankam. Gleich bekannt ist, daß geraume Zeit später der Franzose Garnerin zu verschiedenen Malen und an verschiedenen Orten Frankreichs in eigener Person glückliche Fallschirmversuche anstellte, und nur bei dem einzigen, den er in England machte, beinahe sein Leben verloren hätte. Nachdem er hier eine brillante Auffahrt gehalten, kündigte er bei der zweiten die Absicht an, seinen Ballon den Lüften preiszugeben und mit dem Fallschirm zurückzukehren. Die Auffahrt war wieder ausgezeichnet schön, und sobald er eine Höhe erstiegen hatte, in welcher er den schärfsten Augen der zahllos versammelten Zuschauer noch sichtbar zu seyn glaubte und es auch wirklich war, verließ er den Ballon und sank mit dem Fallschirme herab. Mehrere Sekunden lang geschah dies senkrecht und so pfeilschnell, daß den Zuschauenden der Athem stockte. Niemand zweifelte, daß Garnerin in seinem fürchterlichen Sturze den Tod finden müsse. Plötzlich jedoch verminderte sich die Schnelligkeit, und die Zuschauer würden wieder Athem und Hoffnung geschöpft haben, wenn nicht der Fallschirm zu schwingen angefangen und bisweilen so stark geschwungen hätte, daß die Gondel, in welcher der Luftsegler saß, mit dem eigentlichen Fallschirme eine horizontale Linie bildete. Garnerin behauptete jedoch seinen Sitz, bis er, in offenem Felde auffallend, von der Heftigkeit des Stoßes der Besinnung beraubt und mehrfach verwundet wurde. Er selbst entdeckte später, was ihn dem Verderben so nahe gebracht. Sein Fallschirm hatte die Gestalt eines großen Regenschirms, und vom Luftdruck war einer der innern Stäbe zerbrochen. Cocking befand sich damals unter den Zuschauern. Mit dem Theoretischen der Luftschifffahrt vertraut, machte er sich mit Garnerin und der Construction seines Fallschirms bekannt, und glaubte zu entdecken, daß, so lange die Ausdehnung auf dem unzuverlässigen Luftdruck von unten beruhe, die Gefahr des Umschlagens unvermeidlich, und außerdem, wenn ein Stab bräche oder ein Strick sich verwickelte, ein beträchtliches Hin- und Herschwingen, und sodann ein halsbrecherischer Sturz die natürliche Folge seyn müsse. Durch andere Aeronauten und sonstige Kunstverständige in dieser Ansicht bestärkt, ging er von der Theorie zur Praxis über, fertigte einen Fallschirm nach dem, dem frühern Principe völlig entgegengesetzten, stellte damit kleine Versuche an und fand seine Erfindung probat. L'appétit vient en mangeant: was Spielerei und Zeitvertreib gewesen war, wurde nach und nach Cockings ausschließende Beschäftigung, und lange Zeit trug er sich mit dem Wunsche, die Richtigkeit seiner Theorie durch ein Niederlassen aus recht namhafter Höhe schlagend zu erweisen. Die Erfüllung dieses Wunsches hing jedoch von zwei, lange vergebens gesuchten Erfordernissen ab: das erste war ein Ballon, der Kraft genug habe, ein angehängtes Gewicht von mindestens fünfhundert Pfund zu der beabsichtigten Höhe zu tragen, und das zweite ein Luftschiffer, muthig genug, seinen Ballon plötzlich eines solchen Gewichts zu entledigen. Das Letztere war die schwierigere Aufgabe. Man weiß, daß zwei oder drei ausgeworfene Hände voll Sand einen Ballon rasch höher steigen machen; das Leeren von zwei oder drei Sandsäcken, jeder vierzehn Pfund haltend, hat einen Ballon mit Blitesschnelle acht- bis zwölfhundert Fuß hoch getrieben; nun denke man sich die Wirkung der plötzlichen Entladung von fünfhundert Pfund und darüber in einer ohnedies schon die Brust beklemmenden Höhe. Indessen beide Requisiten fanden sich, das erste in dem großen Nassau-Ballon, das zweite in der Person des verwegenen Green, dem ein Freund sich zum Begleiter anbot. Sobald das Detail des Unternehmens verlautete, erhoben sich mehrere Stimmen gegen dessen Ausführbarkeit, insofern es nämlich Cockings neues Princip praktisch feststellen sollte. Cocking widersprach, vertheidigte seine Theorie, berief sich auf seine Versuche, und der Streit trug wahrscheinlich nicht wenig bei, die Masse der Neugierigen zu vergrößern. Cocking und sein Fallschirm waren natürlich der Hauptreiz. Letzterer hatte die Gestalt eines umgekehrten, sehr abgestumpften Kegels und hielt im Umfang einhundert-und-sieben, im Durchmesser vier-und-dreißig Fuß. Das Gestell bestand aus drei Reihen Reifen, der oberste von Blockzinn, die zwei andern von schwachem Kupfer. Verbunden waren sie mittelst Stäben, ungefähr nach Art der Fischbeinstäbe eines aufgespannten Regenschirms, und den Ueberzug bildeten ein-und-zwanzig Gehren feiner, starker Leinwand, jede fünfzehn Fuß lang. An die Reifen befestigte Seile trugen einen Weidenkorb, der nur eben für eine Person Raum hatte, und auf dessen Boden, um die etwaige Heftigkeit des Aufstoßens zu mindern, ein ganzer Sack voll mit Luft gefüllter Blasen lag. Ein durch den Ring unterhalb des Ballonschiffchens gezogenes Seil — derselbe Ring, um welchen während der Füllung des Ballons die zurückhaltenden Stricke geschlungen zu werden pflegen — befestigte den Fallschirm an den Ballon, und die Entfernung zwischen dem Schiffchen und dem Korbe mochte vierzig bis fünfzig Fuß betragen. Anfangs war es ungewiß, wer das Seil ablösen solle, ob Green oder Cocking. Aus Gründen jedoch, die sich von selbst ergeben, schlug Green das Ansinnen ab, und Cocking, dessen Sache es ja war, den geeigneten Moment zu wählen, erklärte sich einverstanden. Das Neue des Schauspiels, der ungeheure Ballon in seinen lichten Farben, der angehängte Fallschirm, bunt bemalt mit Behängen von Lorbeer- und Eichenlaub, vermischt mit den brittischen Emblemen, der Rose, der Distel und dem Kleeblatt, im Schiffchen des Ballons die wohlgemutheten Luftsegler, Fahnen schwenkend, im Korbe des Fallschirms der, die Freude seines Herzens in der Heiterkeit seines Gesichts bekundende Cocking, und dabei die Gefahr des Unternehmens, die Jeder fühlen, und die Ungewißheit des Ausgangs, der sich bald entscheiden mußte: Alles das steigerte das Interesse des Augenblicks, in welchem der Ballon mit dem Fallschirm langsam zu steigen begann. Und wahrhaft majestätisch erhob er sich; die Schwere des Fallschirms schien dem Ballon alles Schwanken zu verbieten, und kein Lüftchen bewegte ihn. Ungefähr zehn Minuten war das Ganze sichtbar geblieben, als der Ballon schneller und schneller, doch immer fast ganz senkrecht, emporstieg, bis Wolken ihn den Augen der Zuschauer entzogen; dennoch fuhren fast Alle fort, dem entschwundenen nachzublicken.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 12. September 1837.

Das Korn wächst dort in langen goldnen Auen
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.

Schiller.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Caen, den 22sten August 1837.

Handel, Ackerbau und Viehzucht.

Caen war vor Zeiten eine der blühendsten Handelsstädte der Normandie. Die Orne, die früher den größern Handelsschiffen erlaubte, bis in den Hafen von Caen vorzudringen, und die jezt nur mittlern Schiffen bis dorthin zu fahren gestattet und selbst diese Fahrt vielen Zufällen und Hindernissen unterwirft, ist eine der Ursachen des allmähligen Abnehmens des Handels von Caen. Deßwegen schlagen die Bürger seit einem Jahrhunderte schon ein Kanalsystem für die Orne vor, und es ist auffallend, daß es bis jezt nur selten zu einem bald wieder aufgegebenen Versuche gekommen ist. Die Haupturſache des Abnehmens des Handels von Caen liegt aber sicher tiefer als in den Hindernissen, die der Fluß bietet. Seit Caen nicht mehr eine der Hauptstädte einer unabhängigen Provinz ist, seit die Aufhebung des Edikts von Nantes die Mehrzahl der Kaufleute und Fabrikanten von dort wegtrieb, und seit insbesondere Havre gegründet wurde, mußte nothwendig sich der Handel von Caen zurückziehen, und ein Kanal bis zum Meere würde nur wenig ändern.

Die nach der Revolution des Jahrs 1830 eingetretene größere Thätigkeit scheint eine Zeitlang dem Handel von Caen mehr Leben gegeben zu haben, denn während 1825 nur 769 Schiffe in den Hafen eingelaufen waren, stieg diese Zahl 1832 auf 868 französische und 73 ausländische, 1833 auf 919 französische und 100 fremde Schiffe; dann aber trat wieder der alte Normalzustand ein und man sieht einer noch größeren Verminderung entgegen. Wie aber der Handel abnimmt, so nehmen Ackerbau und Viehzucht in der Umgegend von Caen und überhaupt in der ganzen untern Normandie immer mehr zu. In den Thälern der Touque, Dive und Aure sind die schönsten Wiesen in ganz Frankreich, und das Hornvieh dieser Gegenden ist weit und breit berühmt; die Käse von Mignat, Livardt und Pont l'Evêque, und die Butter von Isigny gehören zu den Leckerbissen der Hauptstadt. In dem kalkhaltigen Boden von Lisieux, Falaise, Bayeux und Caen wächst schönes Korn im Ueberfluß, und in den westlichen, gebirgigen Theilen von Falaise, im Arondissement von Vire, wo früher nur Heidekorn, Roggen, Gerste und Hafer sparsam wuchs, findet man jezt die schönsten künstlichen Wiesen, die üppigsten Kornfelder, und nur selten ein unbenuztes Stück Land. In der ganzen Provinz aber blüht die Obstzucht und besonders die Cidre- und Branntweinproduktion.

Der Apfelbaum, der zur Zeit, wo die Könige von Navarra meist in der Normandie wohnten, von Spanien

Digitized by Google

eingeführt worden zu seyn scheint (wenigstens ist das Wort Cidre das spanische Cidra), ist der Brodbaum der Normandie, und es ist ganz germanisch, wenn der Normanne von diesem Baume mit einer kindlichen Verehrung, mit einer Art Pietas spricht und mit Bernardin de St. Pierre sagt: „l'arbre de mon pays.“ Ich habe in den Annalen der Société d'agriculture et commerce eine förmliche Lobrede auf diesen Baum gelesen, in der sich auf rührende Weise die Gemüthlichkeit des Normannen ausspricht, die sich bei ihm wie bei dem Deutschen auf die Natur überträgt. Daß er im Frühlings- und Sommer-, im Herbst- und Winterkleide eine Zierde des Landes ist, begreift sich leicht, daß aber seine Frucht Haus, Hof und Herd, den Keller, den Speicher und die Küche füllt, daß sie Menschen und Vieh speist und tränkt und endlich selbst zum Dünger wird, daß sie, mit einem Worte, Alles in Allem ist, sieht man wohl nur in der Normandie. Die Aepfel, die nicht als solche verzehrt oder ausgeführt werden, preßt man und gewinnt daraus den Cidre, den Wein der Normandie. Der Cidre ist wohlschmeckend und erfrischend, in Menge getrunken, berauschend, und zwar tückischer als der Wein. Was nicht zum Cidre taugt, wird zu Branntwein gebrannt oder zu Essig verwendet. Das ausgepreßte Fleisch der Aepfel, dient als Futter für das Vieh; die Treſter (le marc) vom Brennen werden, mit vegetabilischer Erde vermischt, zu einem vorzüglichen Dünger für dürres Land; auch trocknet man in den Gegenden, wo das Holz selten ist, die Treſter und braucht diese Masse im nächsten Jahre wie Torf zum Heizen. Es erklärt sich somit leicht die Pietät des Normannen für den Arbre de son pays, selbst wenn er nicht in der Frühlingsblüthe dem ganzen Lande, er wächst überall in Menge, den schönsten Feiertagsschmuck gäbe, in dem ich je ein Land die junge Sonne und „das Mädchen aus der Fremde“ begrüßen sah.

Die Société d'agriculture et de commerce von Caen, die bereits 1761 errichtet, dann durch die Revolution aufgelöst und 1801 wieder hergestellt wurde, trägt nicht wenig dazu bei, den blühenden Zustand des Ackerbaus zu vermehren. Sie ist die Ursache, daß der Lammas, das englische Korn (blé anglais, chicot rouge, blé rouge), das schneller reift, viel ergiebiger ist, weniger Zeitaufwand und Pflege als gewöhnliches Korn bei der Bebauung erfordert, die Grenzen der Provinz überschritten hat und sich mehr und mehr in ganz Frankreich verbreitet. Seine Einführung in der Normandie ist eine interessante Geschichte. Ein seiner Meinungen wegen ausgewanderter Engländer, Weatheroft, der sich in Caen ansiedelte, ließ sich Saatkorn aus England kommen. Unter der Ernte fand er im nächsten Jahre zwei Halme Lammas, und diese zwei Halme waren der Adam und die Eva der jezt in fast ganz Frankreich verbreiteten unzähligen Nachkommenschaft, die dem gewöhnlichen Korngeschlechte den Untergang droht. Und diese zwei Halme wurden erst im Jahre 1797 eingeschernt. Wenn Frankreich Millionen durch den Krieg gegen England verloren hat, so haben vielleicht schon diese beiden Saatkörner, die der Zufall und ein vor der englischen Aristokratie Fliehender aus seinem Vaterlande überführte, den ganzen Schaden hinlänglich ersezt.

(Die Fortsezung folgt.)

Die grose Wasserschlange.

(Fortsezung.)

Philostorgus spricht von acht- und -sechzig Fuß langen Schlangenhäuten, die er in Rom gesehen. — Diodor erzählt, im Nil sey eine fünf-und-vierzig Fuß lange Schlange gefangen und lebendig dem Ptolemäus Philadelphus nach Alexandrien gesandt worden. — Strabo erzählt dem Agatharchides (1½ Jahrhundert vor Christus) Manches von großen Schlangen nach und beruft sich auch auf Posidonius, der in Syrien eine hundert Fuß lange Schlange gesehen habe, die so dick gewesen sey, daß zwei Reiter zu beiden Seiten des Körpers sich nicht sehen konnten. Strabo berichtet ferner aus den Schriften des Onesicrates, der Alexandern nach Indien begleitet, daß man irgendwo in Indien zwei Schlangen von hundert zwanzig und von zweihundert zehn Fuß lebendig gehalten, die man Alexandern gerne hätte sehen lassen. Erwähnen wir endlich noch der fünfhundert Fuß langen Schlange, welche nach Maximus Tyrius, einem Philosophen des zweiten christlichen Jahrhunderts, Alexandern in Indien gezeigt worden seyn soll, so sehen wir die morgenländische Sage ungefähr auf demselben Punkt, wie die scandinavische, welche ihre Wasserschlange sechshundert Fuß lang seyn läßt.

Sezt man voraus, daß allen diesen Geschichten, von der kürzlich gesehenen sogenannten Wasserschlange an, eine wirkliche, wenn auch durch Furcht oder Wundersucht verfälschte Anschauung zu Grunde liegt, und sucht man sich von der Natur dieser Ungeheuer einigermaßen Rechenschaft zu geben, so kann es einem von vorne herein nicht einfallen, alle oben angeführten auf ein und dieselbe Thierart zu beziehen.

In den wenigsten der Fälle aus dem Alterthum und den mittlern Zeiten ist bei den beobachteten Thieren ein charakteristisches Merkmal angegeben, und die Wissenschaft ist daher nicht im Stande, auch nur ungefähr zu bestimmen, welchen der jezt bekannten Geschlechter sie angehört haben mögen, oder ob man sie für ausgestorben halten soll. Was die im Umfang des alten römischen Reichs auf dem Lande oder in Flüssen beobachteten großen,

Digitized by Google

schlangenähnlichen Thiere betrifft, so möchte kaum zu zweifeln seyn, daß es wirkliche Schlangen waren, das heißt Reptilien ohne alle Extremitäten; denn da vierfüßige Reptilien, namentlich das Krokodil, so gut bekannt waren, so wäre gewiß das auffallende und entscheidende Merkmal bewegender Glieder bei jenen gigantischen, stets als Schlangen, serpentes, bezeichneten Geschöpfen nicht immer unerwähnt geblieben. Allerdings gibt es in weiter Erstreckung um das Becken des mittelländischen Meers jezt keine Schlangen von sehr bedeutender Größe mehr; man weiß aber, daß auch andere Thiere, welche jezt auf heißere Länder beschränkt sind, ehemals viel weiter nordwärts verbreitet waren; so fand sich der Löwe noch lange in den historischen Zeiten im nördlichen Griechenland.

Was soll man aber von dem großen Seethiere denken, das seit dem sechzehnten Jahrhundert hin und wieder die Schiffer mit Entsetzen erfüllt? Die Merkmale, welche ihm die oben angeführten Aussagen übereinstimmend beilegen, namentlich der eiförmige Kopf und der lange schlangenförmige Hals, schließen jeden Gedanken an einen eigentlichen Fisch oder an ein Meersäugethier von den Familien des Wallfisches oder der Phoken vorweg aus. Es muß ein Reptil seyn, das heißt ein kaltblütiges, mit Schuppen bekleidetes Thier, das durch Lungen athmet und daher von Zeit zu Zeit an die Oberfläche des Wassers herauf muß, um die Luft in seinen Lungen zu erneuern. Nun kennen wir aber kein Thier aus den Familien der Schlangen und Eidechsen, das fortwährend das Wasser bewohnte. Die Schlangen sind vorzugsweise Landthiere, und die Wasserbewohner unter den Eidechsen kommen wenigstens von Zeit zu Zeit an's Land und bewegen sich auf demselben, wenn auch schwerfällig. Wir finden auch wirklich in den ältern Berichten über sogenannte Meerschlangen Andeutungen, daß sie auf dem Lande gesehen worden. So sagt Olaus Magnus von der oben erwähnten ungeheuern Schlange, die er gesehen haben will, ausdrücklich, sie habe in den Felsen in der Umgegend von Bergen gehaust, habe unter den Viehheerden Verheerungen angerichtet, sich aber auch von Krabben genährt. Hundert Jahre später spricht Nicolaus Gramius, Prediger zu Londen in Norwegen, von einer großen Wasserschlange, die am 6ten Januar 1656 aus dem Fluß in's Meer gewandert sey. „Man sah sie einherkommen wie einen großen Schiffsmast, und Alles unterwegs niederreißen, sogar Hütten und Bäume. Ihr Gezisch oder vielmehr Geheul erfüllte Alles mit Entsetzen. Ihr Kopf war so groß wie eine Tonne, und der damit im Verhältniß stehende Körper ragte sehr weit aus dem Wasser hervor."

Die große Schlange müßte indessen, auch wenn sie gelegentlich auf's Land kommen könnte, Allem nach ein wahres Seethier seyn. Die Naturgeschichte der jetzigen Welt kannte nun aber bis jezt weder eine Schlange noch eine Eidechse als eigentliche Meeresbewohner. Dagegen haben uns in neuester Zeit die großen Entdeckungen in der fossilen Welt mit mehreren Eidechsengeschlechtern bekannt gemacht, welche ohne allen Zweifel echte Seethiere waren. Ihre Skelette kommen häufig im obern Flötzgebirge vor, sind aber in neuern Formationen bis jezt nirgends entdeckt worden. Hieher gehören die Ichthyosauren und Plesiosauren, deren merkwürdiger Bau in diesen Blättern schon öfters besprochen worden ist, ferner das sogenannte große Thier von Maestricht oder der Mosasaurus. Diese Thiere, welche zum Theil eine sehr bedeutende Größe erreichten, zeigen im Allgemeinen den Eidechsentypus, unterscheiden sich aber von allen jezt bekannten Eidechsen dadurch, daß ihre vier Glieder nicht in geschiedene Zehen auslaufen, nicht zum Gehen bestimmt waren, sondern in platte, starke Ruder, gleich denen der Wallfische, verschmolzen sind. Die Natur der Schichten, in denen ihre Knochen eingeschlossen sind, und der mit ihnen begrabenen Thiere läßt keinen Zweifel übrig, daß diese Ungeheuer wirklich Seethiere waren, und wenn sie je an's Land kamen, sich nur äußerst schwerfällig bewegen konnten, etwa nach Art des Wallrosses.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Das Versailler Museum.

Seitdem Ludwig Philipp das Versailler Schloß so prächtig wieder hergestellt und zu einem Museum umgeschaffen hat, wandern alle Stände, Reiche und Arme, zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen nach Versailles, um die Herrlichkeiten anzustaunen, von denen in Zeitungen und in Familienkreisen so viel gesprochen wird. An den Tagen, an welchen das Schloß für Jedermann offen steht, sieht die große Landstraße zwischen Paris und Versailles wie der Weg zu einem Jahrmarkt aus. Alles mögliche Fuhrwerk wird gebraucht; von außen und von innen sind die Wagen mit wandernden Schaulustigen beladen, welche hinfahren oder zurückkommen. Die alten, mit einem armseligen Gaule bespannten sogenannten Kukuks, welche seit der Einführung der halbstündlich abfahrenden Diligencen beinahe ganz in Verfall gerathen waren, leben wieder auf, da die Diligencen bei weitem nicht hinreichen, um die vielen Menschen nach Versailles zu führen, und sie haben so gut als das Versailler Schloß Ludwig Philipp ihre Restauration zu danken. Es ist sehr zu bedauern, daß bisher keines der beiden Eisenbahnprojekte zur Ausführung gekommen ist. Beide Unternehmungen hätten im ersten Jahr einen großen Theil ihrer Auslagen wieder hereingebracht und die Pariser sehr viele Zeit erspart; denn jezt geht doch ein ganzer Tag mit dem Besuch des Schlosses hin, wenn man auch nur flüchtig durchgehen und keinen Theil genau betrachten will, da die Hin- und Herreise fünf bis

Digitized by Google

sechs Stunden Zeit nimmt. Der Zulauf wird nicht so stark bleiben, als er jezt ist, und haben sich die Pariser einmal satt gesehen, so werden künftig nur noch die Fremden und etwa an Sonntagen auch die Pariser den Weg nach Versailles befahren. — Zu Versailles verliert sich die größte Volksmenge bald in den großartigen Anlagen des sogenannten großen Königs, welcher dem Lande ungeheure Lasten, aber dafür doch etwas Grandioses hinterlassen hat; denn eine grandiose Anlage hat Schloß und Stadt. Leztere breitet sich unterhalb des Schlosses zu beiden Seiten der Pariser Landstraße so weit aus, als ob der Raum, der um Paris so karg zugemessen wird, hier nichts gekostet habe, und dann hat auch das Schloß und der dahinter liegende Park eine Ausdehnung, daß sie nur dann etwas belebt scheinen, wenn sich ein bedeutender Theil der Pariser Bevölkerung hinbegibt; Versailles selbst hat nicht Bewohner genug dazu. Daher scheint Versailles in seinem gewöhnlichen Zustande öde, den Parisern kommt es traurig vor, und nur Engländer und Rentiers ziehen den Aufenthalt daselbst dem in Paris vor. Jezt strömen alle Ankommende sogleich dem Schlosse zu und machen sich eine Bahn durch den Schwarm dienstfertiger Leute, welche von Paris ihre Industrie hieher verpflanzt haben. Eines Wegweisers bedarf es nicht; man braucht nur dem Zuge zu folgen, und in dem Schlosse ist, so lange wenigstens der starke Zulauf dauert, für die Durchwanderer ein gewisser Plan vorgeschrieben; man muß nämlich mit dem Erdgeschosse beginnen, und nachdem man dieses durchwandert, das heißt, nachdem man ungefähr ein Duzend Säle voll von Gemälden betrachtet hat, gelangt man aus dem sogenannten Aranicorps zu einem Vestibüle, welches mit dem ungeheuern Gebäude zur Rechten in Verbindung steht. Hier steigt man vermittelst einer neuangelegten Treppe, die jedoch mehr denen der jezigen bürgerlichen Häuser, als den alten Treppen der königlichen Schlösser ähnlich sieht, folglich auf Ersparung des Raums berechnet ist, nicht nur in das erste Stockwerk, sondern auch in das zweite hinauf. Dieses diente sonst nur zu Wohnungen, und ist in Vergleich mit dem prächtigen untern Stockwerke nicht hoch. Während in den schönen Sälen des Erdgeschosses große Porträts der Connetables, Reichsmarschälle, Generale und Admirale zu sehen sind, nebst Belagerungen und Schlachten, wobei man an nichts denkt, als an Helden und Kriegsruhm, so herrscht im obersten Stockwerke eine liebenswürdige Mannichfaltigkeit von Porträts aller Art, besonders kleinern, die hier zu hunderten sich aneinander drängen, aber doch mit bewundernswürdiger Symmetrie angebracht sind. Diese Symmetrie herrscht in allen Theilen des Schlosses; überall sind die Malereien auf's Geschmackvollste vertheilt und bedecken die Wand, sind sogar an derselben befestigt und machen gleichsam die Bekleidung derselben aus. Man hat es Anfangs sonderbar gefunden, daß die Kunstwerke hier als Tapeten dienen müssen; allein die Art, wie es geschieht, rechtfertigt den Anordner, welcher bekanntlich der König selbst ist. Nur entsteht bisweilen durch das Befestigen und Einrahmen der Gemälde an der Wand die Unbequemlichkeit, daß der Firniß das durch die gegenüberstehenden Fenster eindringende Tageslicht wiederspiegelt, so daß man die Malerei fast nicht sieht.

(Die Fortsezung folgt.)

London, August.

(Beschluß.)

Cockings Fallschirmversuch.

Mit jeder Sekunde wurde Cockings Niedersteigen erwartet, und erst als mit der erschöpften Geduld die Vermuthung aufkam, es werde ihm unmöglich gewesen seyn, seinem Vorsaz gemäß in der Nähe von Vaurhall herabzukommen, zerstäubte die versammelte Menge. Nicht lange jedoch, so verbreitete sich die Botschaft, daß Cocking sein Wagniß mit dem Leben bezahlt habe. In der Entfernung weniger Meilen von London war er auf ein Feld niedergestürzt, völlig besinnungslos und schwer verlezt, hatte noch einige Male die Hand erhoben und war dann verschieden. Noch weit mehr Aufsehen als die Ankündigung des Unternehmens machte das unglückliche Ende desselben. Mehrere Tage lang sprach London von nichts Anderem, und Greens Bericht — denn Green und sein Freund hatten ihre Aufgabe glücklich gelöst und waren wohlbehalten auf die Erde zurückgekehrt — wurde ungeduldig erwartet. Folgendes dürfte die Hauptsache seyn. Nachdem der Ballon, der um halb acht Uhr Abends seine Auffahrt begonnen, die Höhe von fünftausend Fuß, und diese nur mittelst Entladung einer bedeutenden Quantität Ballastes, und selbst dann wider Erwarten langsam erreicht hatte, bemerkte Green seinem unter ihm schwebenden Gefährten, daß, wenn er noch bei Tageslicht sich niederlassen wolle, es unmöglich seyn werde, die gewünschten achttausend Fuß zu erreichen, fragte ihn aber zugleich, ob er nicht vielleicht vorziehe, zu ihm hinauf in das Schiffchen zu kommen; denn für den Fall, daß Cocking aus irgend einem Grunde entweder in seinem Korbe sich nicht sicher fühlen, oder gegen das Niederlassen in demselben Bedenken tragen würde, war Anstalt getroffen, ihn aufzuwinden. Allein Cocking lehnte das Anerbieten ab, wünschte seinen Freunden gute Nacht, löste das Seil, und wenig fehlte, so wären auch Green und sein Begleiter Opfer des Unternehmens geworden. Ein pfeilschnelles Ausschießen des Ballons im Momente nach Abtrennung des Fallschirms richtig voraussehend, hatte Green zwei Maßregeln getroffen, sich und seinen Begleiter vor der Gefahr des Erstickens im Gas des Ballons zu schüzen. Zuvörderst hatte er die Klappe, durch welche lezteres entlassen wird, von achtzehn Zoll im Durchmesser bis auf fünfundzwanzig erweitert, und dann zwei mit atmosphärischer Luft gefüllte Säcke eingenommen. Während nun Cocking das Seil abläste, legten jene sich flach in die Gondel nieder, nahmen die Röhren der Luftsäcke in den Mund, hielten sich an den Stricken fest, und Green machte sich außerdem fertig, die Klappe zu öffnen. Sobald ein heftiger Stoß sie von der erfolgten Trennung überzeugt, zog Green die Klappe auf; aber so stark war der Druck der äußern Luft auf den blitzschnell emporschießenden Ballon, daß beide Luftsegler in dichte Gaswolken eingehüllt wurden, sie ohne den Vorrath von Lebensluft unfehlbar erstickt wären und ihre Augen alle Sehkraft verloren. Wier oder fünf Minuten mochte diese Finsterniß gedauert haben, ehe ihre Augen wieder erstarkten. Ihr erster Blick fiel auf das Barometer: sie waren mehr als 25.000 Fuß über der Erde und bereits wieder in pfeilschnellem Sinken. Also mag der Himmel wissen, wie hoch sie eigentlich gewesen sind. Bei der über Cocking gehaltenen Leichenschau ergab sich, daß er in seinem Korbe zur Erde gekommen, aber die Reifen des Fallschirms zerbrochen waren. Da dies natürlich nichts gegen die Richtigkeit des Princips, sondern nur die Fehlerhaftigkeit der Ausführung beweist, wer hält die Wette, daß nächstens ein Anderer sein Leben auf gleichen Versuch sezt?

W. G.

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 13. September 1837.

Sey ruhig! es war nur gedacht.
So fahre hin die garstige Brut!
Goethe.

Die grosse Wasserschlange.

(Beschluß.)

Hat es nun in einer frühern Zeit unstreitig gigantische Meereidechsen gegeben, so könnte es auch Meerschlangen gegeben haben, und es könnte dergleichen noch geben. Der Umstand, daß das Geschlecht des großen Wasserthiers, von dem hier die Rede ist, überhaupt nicht zahlreich scheint, wohl auch seine Lebensart, erklärten hinreichend, warum es so selten beobachtet worden ist, und das Entsetzen, welches das Thier verbreitet, wenn es sich blicken läßt, machte es sehr begreiflich, warum man es bisher nicht recht in's Auge gefaßt hat, so daß es wenigstens noch halb dem Fabelreich angehört.

Die oben von uns mitgetheilten Notizen über das Erscheinen des großen Wasserthiers in den lezten Jahrhunderten sind der vor wenigen Jahren erschienenen Zusammenstellung eines Engländers entnommen. Dieser sagt nun, in Norwegen sey die große Schlange gar wohl bekannt, man mache sich dort über die Zweifel der Ausländer lustig, nicht selten sey das Thier todt an's Land getrieben worden, ohne daß man viel daraus gemacht; nur wenn etwa das Aas die Luft verpestet, sey die Sache den Eingebornen länger im Gedächtniß geblieben; so führe Pontoppidan mehrere Beispiele der Art an. Er weiß nun aber selbst einen neuerlichen Fall der Art zu erzählen, der sich 1808, wenige Monate nach dem oben erwähnten Abenteuer des Pfarrers Donald Mac-Lean, und zwar nicht weit davon, nämlich bei den Orkaden ereignet. Er sagt: „Die auf Stronza, einer der Orkaden, an den Strand geworfene Wasserschlange maß fünf-und-fünfzig Fuß in der Länge und etwa zehn im Umfang. Eine Art borstiger Mähne erstreckte sich von da an, wo der Körper unter dem Hals dicker wurde, bis drei Fuß vom Schwanz. Diese Haare leuchteten im Dunkeln, wenn sie feucht waren. Das Thier hatte vier Fuß lange Flossen, welche so ziemlich aussahen wie ein gerupfter Gänseflügel. Dieses Ungeheuer wurde von vielen Personen betrachtet, und in einem von den Friedensrichtern beglaubigten Bericht, so wie auch von Gelehrten, namentlich von Dr. Barcley, beschrieben. Sir Everard Hume erklärte es für einen Haifisch von der größten Art; aber die schottischen Naturforscher theilten diese Ansicht nicht.“ — Müßte man nun nicht voraussetzen, daß die englischen Zoologen in diesem Thier keineswegs die famose Wasserschlange, sondern definitiv ein bekanntes Seethier erkannt haben, so könnte man in Versuchung gerathen, bei den erwähnten großen Flossen oder Rudern an die Meereidechsen der Vorwelt zu denken, und in dem an den Orkaden gestrandeten Ungeheuer einen Verwandten der uralten, seit Jahrtausenden

Digitized by Google

für ausgestorben gehaltenen Plesiosauren und Ichthyosauren zu erblicken.

Es ist allerdings von vorne herein, aus organischen Gründen und nach aller Analogie nicht wahrscheinlich, daß eine wahre Schlange, das heißt ein Thier ohne alle Steuerwerkzeuge, auf offener See lebt. Nach den Berichten, die man oben gelesen, erscheint das räthselhafte Seeungethüm wie das riesige Gespenst eines Plesiosaurus der Vorwelt, und man fragt sich unwillkührlich: wie, wenn diese Ungeheuer wirklich in unsere Welt hereinragten? wie, wenn ihre seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften gar nicht geahnte Existenz einerseits die Wasserschlange, anderseits die alte, in ihren mannichfaltigen Zügen bei den verschiedenen Völkern ziemlich übereinstimmende Sage vom Drachen erklärte? Die fossilen Knochen des Plesiosaurus zeigen uns ein Thier, bei welchem ein Eidechsenkopf mit Krokodilzähnen und weit gespaltenem Rachen auf einem ungeheuren, ganz unverhältnißmäßig langen Halse saß, der dem Leib einer Schlange glich. Dieser Hals übertrifft an Zahl der Wirbel — man zählt ihrer etliche und dreißig — sogar den des Schwans. Dem Hals schloß sich ein im Verhältniß kleiner Rumpf mit vier langen, kräftigen Rudern und einem mäßigen Schwanz an. Denkt man sich dieses sonderbare Thier mit emporgerektem Hals auf den Wellen einherrudernd, so bekommt man ein Bild, das die Sensationen und Uebertreibungen der entsezten Schiffsmannschaften hinlänglich erklärt. Man denke sich das Thier auf den Strand gekrochen, in Sumpf und Moor versteckt: mit offenem Rachen, den langen Hals, dem Schwan gleich, zurückgeworfen, um die Schultern eine lange Mähne, den Leib mit einem Schuppenpanzer bedeckt, schleppt es sich auf vier unförmlichen Tatzen heran. Braucht es da noch vieler Ausschmückung, damit der Drache der Fabel daraus werde? Von einer Mähne hat das fossile Thier natürlich nichts aufzuweisen, wir haben aber oben gesehen, daß eine solche in älterer und neuester Zeit der Wasserschlange zugeschrieben wird, und wie sie ganz natürlich die Vorstellung von Flügeln erzeugen mochte. Man denke sich diese Mähne vollends im Dunkeln phorphorescirend, so haben wir die gewaltige, feuerspeiende, beflügelte, vierfüßige Schlange, von der so viele Völker zu erzählen wußten, während sich nicht wohl absehen läßt, aus welchen der bis jezt bekannten Thiere das Ungeheuer gefabelt seyn könnte. Unsere Meereidechse, wenn sie es war, mochte nun zwar weder so viele Rhodier gefressen, noch sich zu Land so flink bewegt haben, als der Geschichtschreiber des Johanniterordens berichtet; handelte es sich aber darum, das Ungethüm zu erlegen, so wär der Kunstgriff Deotats von Gozon, Roß und Hunde zuvor an einem Phantom abzurichten, sicher nicht überflüssig.

Wir halten uns und geben die hier angedeuteten Ideen für nicht viel mehr, als sie werth sind. Dieselben in einem eigentlich wissenschaftlichen Blatte auszusprechen, hätten wir billig Anstand genommen; hier aber, wo ein Spiel der Einbildungskraft nicht am unrechten Ort ist, mögen sie als Phantasien hingenommen werden.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Die Société d'agriculture hat ferner das Verdienst, daß sie nicht nur Preise auf die besten Ackerbauerzeugnisse, sondern auch auf die Arbeit gesezt hat. Ich wüßte nicht, daß Aehnliches anderswo geschehen, und es ist sicher ein würdiges Schauspiel, die besten Pflüger von weit und breit mit ihrem Pfluge und ihrem Gespanne herbeiziehen zu sehen, um auf dem angewiesenen Acker um die Wette eine Strecke Landes zu pflügen. Man hat die Wettrennen oft als ein Mittel, die Pferdezucht zu verbessern, hervorgehoben. Sie kamen mir stets wie eine, des Menschen unwürdige Hetze des edelsten Hausthiers vor, und es versteckt sich nur die Scham der Spieler und Wettenden hinter jenem angeblichen Nutzen. Aber ein solches Wettpflügen, wenn man nicht nur auf die Schnelligkeit, sondern auch auf's Gutpflügen sieht, muß für den Ackerbau vortheilhaft seyn. Man weiß meist nicht, wie man bei öffentlichen Gelegenheiten das Volk belustigen, oder besser, das Volk zu Belustigung der hohen Zuschauer verwenden soll. Das Mastklettern, das Lanzenstechen auf den Flüssen, die Pferderennen, die Feuerwerke sind nur ein Beweis, daß diejenigen, die das Fest anordnen, am Ende so gedankenlos sind als die, welche diese öffentlichen Lustbarkeiten als solche hinnehmen. Volksfeste wie das, wobei jährlich die Bauern der Umgegend von Caen zu einem Wettpflügen zusammenkommen, würden, wenn man diese Wettstreite auf alle Gegenstände der Kultur, Manufaktur und Kunst ausdehnte, sehr bald den mehr als kindischen Spielereien der Feuerwerke, Beleuchtungen ꝛc. ein Ende machen. Der Gedanke ist so alt wie die Geschichte, und hieß vor ein paar tausend Jahren olympische Spiele u. s. w. Wenn ein Grieche auferstände und unsere Volksfeste sähe, so würde er stille wieder in's Grab steigen.

Die Viehzucht blüht in der ganzen Unternormandie, und es ist bekannt, wie der Fürst von Polignac sich besonders damit befaßte, die Merinoschafe in der Normandie zu verbreiten, und wie er 1827 nicht weniger als 16,000 Merinoschafe in der Normandie hatte, aber auch, wie ganz Frankreich, als Polignac bei der Schafzucht seine Rechnung nicht fand, ihm die Kosten tragen helfen mußte, indem die Regierung ihm zu lieb eine höhere Steuer auf

Digitized by Google

die Einfuhr der Wolle legte und aufrecht erhielt. Später wurde Polignac erster Minister und scheint in diesem Aemtchen immer noch seine Schafe vor Augen gehabt zu haben; aber die ministerielle Schafzucht scheiterte an ein paar widerspenstigen Widdern.

Die Ackerbaugesellschaft in Caen hat ebenfalls Preise auf die besten Pferde und Ochsen gesezt und so auch hier den Fortschritt zu fördern gesucht. Aber die Natur des Landes weist den Bewohnern von selbst diesen Kulturzweig an, und die Art, wie die Normannen denselben betreiben, hat seit langer Zeit schon den Ruf der normännischen Viehzucht begründet. In der neuesten Zeit indessen haben besonders die Pferde aus Caen und der Umgegend von ihrem alten Rufe verloren. Die Art und Weise, wie diese Pferde gezogen werden, ist Schuld daran, und da eben die Ackerbaugesellschaft die Ursache offen dargelegt hat, so ist zu hoffen, daß dem Uebelstand abgeholfen werde. Die jungen Pferde werden meist in der Umgegend von Caen schlecht genährt und zu harter Arbeit angehalten. Mit achtzehn Monaten oder zwei Jahren werden sie wie ältere Pferde schonungslos zum Ackerbau verwendet und so gewöhnlich bis zu 3½ Jahren auf eine ihnen nothwendig nachtheilige Weise angestrengt. Um sie dann aber dennoch beim nächsten Markte vortheilhaft verkaufen zu können, hält man die Thiere hundert Tage vorher in warmen und dunkeln Ställen, belegt sie mit wollenen Decken und läßt sie ohne alle Bewegung. Während der ersten fünfzehn bis zwanzig Tage erhalten sie, so eingepfercht, nur wenig Nahrung; von da an aber werden sie, als ob sie dem Fleischer und nicht dem Fuhrmann übergeben werden sollten, förmlich gemästet, indem man ihnen Hafer, Gerste, Pferdebohnen, Gerstenmehl und gelbe Rüben in Ueberfluß gibt, so viel sie fressen mögen und können. Den Folgen des Mangels an Bewegung beugt man durch häufiges Aderlassen vor, worauf dann das Thier dick und feist, mit glänzender Haut, aber auch zu allen Krankheiten gehörig vorbereitet, aus dieser Mast hervorgeht. Man nennt dies die Pferde „[illegible]anchir," und diese Freilassung ist die Ursache, daß eine Menge der schönsten, auf dem Markte zu Caen gekauften Pferde sehr bald die Hoffnungen, zu denen sie durch ihr glänzendes Aeußere zu berechtigen schienen, Lügen strafen.

Der Pferdehandel scheint auf die Bewohner von Caen und der Umgegend auch einen moralischen Einfluß ausgeübt zu haben. Die Juden sind meist die Aufkäufer, und die Bauern der Normandie, besonders die der Umgegend von Caen, haben ihnen Vieles abgelernt, so daß jezt diese jenen nichts mehr schuldig bleiben, wenn es darauf ankommt, sich wechselseitig zu überlisten. Alle Normannen sind mehr oder weniger prozeßsüchtig, aber Caen steht in dem Rufe, daß dort kein Geschäft abgeschlossen werden könne ohne Brief und Siegel, ohne obrigkeitliche Urkunde, wenn man nicht nachher einen kleinen Prozeß mit in den Kauf haben will, und der Pferdehandel ist sehr vielfach mit an dieser Prozeßsucht Schuld, denn er ist den meisten Chikanen und Widerrufen unterworfen. — Doch ist der eigentlich moralische Grund der normännischen Prozeßsucht ein anderer. Ich spreche davon später.

Englisches Heirathsrecept.

Folgendes Recept, das wir aus einer englischen Zeitschrift übersezen, ist ein wahres Kunstwerk, sofern es kaum möglich seyn möchte, neben dem gemein Menschlichen mehr nationelle Eigenthümlichkeiten in einem so kleinen Raum epigrammatisch zu bezeichnen.

Nächstens erscheint ein neues Kochbuch für die Haushaltung. Wir geben daraus folgendes vorzügliche Recept zu einem „Gericht für zwei Personen," Mariage genannt. — Man nimmt einen jungen Herrn und eine Dame. Der junge Herr ist am besten roh, die junge Dame aber muß ganz zart seyn. Man bringt den Herrn an die Mittagstafel und gießt an ihn sachte eine Flasche Portwein, wenn man hat, Claret thut sich auch; will man's ganz fein haben, nimmt man etwas Weniges Champagner dazu. Will er nicht warm werden, so nimmt man noch eine Flasche. Wird er roth unter den Kiemen, so sezt man ihn im Gesellschaftszimmer, ist es Winterszeit, an's Kaminfeuer neben das Frauenzimmer, thut eine Handvoll grünen Thee dazu, etwa zu drei Tassen für jeden Theil, und läßt sie leicht mit einander aufwallen; ist es Sommer, so stellt man sie an die freie Luft, etwa in's Fenster, jedenfalls möglichst weit weg; man besteckt die Dame gehörig mit Blumen, sezt sie an's Piano und rüttelt, bis sie singt; hört man den Herrn dazu seufzen, so ist es sehr gut. Man nimmt sie sodann wieder weg und sezt sie in einer Ecke an ein Schachbrett, wenn man eines hat, und erhält sie den Abend über in gelinder Wallung. Man wiederholt dies zwei- dreimal, und die Hauptsache dabei ist, daß das Feuer stät unterhalten wird: ist es zu stark, so läuft Alles über, ist es zu schwach, so gerinnen sie, oder werden gar zu Eis. Wie lange sie am Feuer seyn müssen, richtet sich ganz nach Umständen. Thut man recht viel Münzen mit des Königs Brustbild hinein, so geht es ganz rasch. Mit Banknoten garnirt, nimmt sich die Schüssel ganz besonders gut aus. Man richtet an und trägt auf: eine wahre Delikatesse für zwei Personen. Essig darf nie dazu genommen werden, weil das Gericht ohnehin so leicht sauer wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsezung.)

Das Versailler Museum.

In einigen Sälen hat man aus dieser Ursache die Gemälde ihres Firnisses ganz berauben müssen. Entstände aber

Mary, and a Bishop of Ely, who died in 1316, and was buried in the Cathedral. Here also was a chapel of St. Mary, founded by Bishop Hotham, who died in 1337

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 14. September 1837.

Hitziges Blut erzeugt hitzige Gedanken, und hitzige Gedanken erzeugen hitzige Thaten, und hitzige Thaten sind Liebe.

Shakespeare.
Troilus und Cressida.

Hunger und Liebe.

Abenteuer eines englischen Marineoffiziers.

Ich habe die Ehre, jenem Amphibiengeschlechte anzugehören, das man Seesoldaten nennt, das heißt, ich rühme mich einer Anstellung in dem sehr edlen, sehr alten und äußerst glänzenden Corps der königlich großbritannischen Marinetruppen. Zur Zeit, da diese Erzählung anfängt, hatte ich das Unglück, an Bord eines der Schiffe verwendet zu werden, die während der Belagerung von Oporto als Beobachtungsgeskadre im Duero aufgestellt blieben. Wenn ich sage Unglück, so heißt das nicht etwa, daß ich mich über Admiral oder Kapitän zu beklagen gehabt hätte, unter deren Befehlen ich stand, und noch weniger wahrhaftig über meine Kameraden, denn schwer dürfte man bessere Waffenbrüder und tapferere Leute finden; ich meine die Stadt und ihre Bewohner, und daß ich so gar selten Gelegenheit fand, meine glänzende Uniform zu zeigen, und den noch glänzenderen Offizier, welchen sie einschloß. Ueberdies hatten wir nicht einen Augenblick Ruhe; und wenn auch Sonntags während des Waffenstillstandes, welchen die Miguelisten und ihre Feinde dann immer eintreten ließen, schöne Damen an Fenstern und auf Spaziergängen ihre Reize entfalteten, so war man doch sicher, überall so viele Nebenbuhler zu treffen, welche sich um einen Blick ihrer Augen stritten, daß ich mir gar nicht die Mühe geben mochte, ganz so liebenswürdig zu seyn, als ich, ohne mir zu schmeicheln, wohl gekonnt hätte.

So entbehrte damals Kaiser Pedro, der jezt zu seinen Vätern versammelt ist, der Gesellschaft seiner schönen, erlauchten Gemahlin, und sey es, daß er sich deßhalb einigermaßen zerstreuen oder seinem Hofe mit gutem Beispiele vorangehen wollte, jedenfalls kann ich versichern, daß er einer meiner furchtbarsten Nebenbuhler war, und daß es in der ganzen Stadt auch nicht ein hübsches Gesicht gab, dem er nicht gehuldigt hätte. Ebenso war der Marquis von Loulé, der Schwager des Kaisers, und gleich ihm von seiner schönen Ehehälfte getrennt, immer auf dem Anstand. Der Marquis ist einer der schönsten Männer in Europa, aber, unter uns gesagt, schwerlich läßt sich ein unbedeutenderes Gesicht finden. Er nimmt alle Herzen beim ersten Anblick ein, aber er verliert seine Eroberungen so schnell wieder als er sie gemacht hat. Dann war da noch der Marquis von Villaflor und einige andere militärische Celebritäten, gar nicht zu sprechen von den Generalen und Staabsoffizieren der Armee, von den glänzenden und unternehmenden Offizieren der englisch-französischen Legion, von den Kapitänen und Lieutenants unserer eigenen Eskadre.

Digitized by Google

Während der Belagerung kam dem Befehlshaber unseres Geschwaders der Gedanke, einen Signalposten aufzustellen, um durch denselben mit den englischen Schiffen außerhalb der Sandbank vor dem Hafen zu communiziren. Da man auf der Pedristischen Seite des Flusses keinen geeigneten Platz dazu ausfinden konnte, so ersuchte man den General Santa Martha, den Befehlshaber der Miguelisten, um Erlaubniß, auf dem linken Ufer, welches er beherrschte, den Posten aufstellen zu dürfen. Dies wurde großmüthig bewilligt; man ging auf der Stelle an's Werk, und in wenig Tagen war ein großes, schönes Haus aufgeschlagen zum Quartier für Offiziere und Mannschaft. Ich und ein Lieutenant von der Flotte bekamen daselbst den Dienst, und wir hatten uns bald vortrefflich eingerichtet. Wir konnten nach Belieben zu den Miguelisten spazieren oder nach Porto, so oft wir Urlaub hatten. Nicht lange nachdem wir unsern Posten bezogen, fingen die von den Miguelisten an der Mündung des Flusses errichteten Batterien an ihre Wirksamkeit zu äußern; bald waren die Zugänge so gänzlich verschlossen, daß es nicht allein unmöglich wurde, die gewöhnlichen Kriegsbedürfnisse nach Oporto einzuführen, sondern daß man selbst eine Hungersnoth befürchten mußte. Man hatte wohl Barcalho (gesalzenen Stockfisch) und Wein im Ueberfluß, aber der beste Magen hält solches Einerlei nicht aus, und ich kann versichern, daß gesalzener Fisch zum Frühstück, Mittagessen und Abendbrod weder für die Offiziere noch für die Mannschaft ein sehr angenehmer Speisezettel war. Unser Befehlshaber, weise, wie in diesem Punkte der englische Offizier zu seyn pflegt, hatte diese schlimme Wendung vorausgesehen und sich daher mit dem Miguelistischen Befehlshaber dahin verständigt, daß man ihm frischen Mundvorrath, Fleisch, Geflügel, Gemüse für den Bedarf seiner Flotte zukommen ließ, hatte jedoch das feierliche Versprechen gegeben, den Belagerten nichts zukommen zu lassen. Die Flotte lebte daher herrlich und in Freuden, während die Besatzung bald verhungerte, und wenn wir so selbstvergnügt mit unsern frischen Vollmondsgesichtern, die wir der Vorsicht unseres Befehlshabers verdankten, durch die Straßen zogen, so stachen wir gewaltig gegen die Krieger ab, welche zu Ehren der Charte am Hungertuch nagten. Bald fingen auch die Einwohner an, gleiche Noth zu leiden, und einigen der bewundertsten Schönheiten sah man es nachgerade stark an. Portwein und gesalzener Stockfisch konnten unmöglich ein sehr reines und leichtes Geblüte machen. Es entging mir auch nicht, daß die Damen von Porto sich mit viel mehr Sorgfalt in ihre Schleier hüllten als zu Anfang der Belagerung. In jenen Tagen entwarf ich den kühnen, verwegenen Plan, den ich hier erzählen will, und der allen Universitäten ein für allemal beweisen wird, daß sich kein Abenteurer mit einem Marinesoldaten zu messen vermag.

Das schönste Mädchen in Oporto war eine junge Spanierin, Namens Caroline. Sie war die Tochter des Alkalden von Ponte-Vedra in Gallizien, und hatte ihren Vater begleitet, als er aus dem Lande flüchten mußte. Der wackere Mann war seit einigen Monaten gestorben und hatte Carolinen allen Leiden einer Belagerung und allen Verlockungen eines kriegerischen und verderbten Hofes preisgegeben. Ich habe nie ein schöneres Wesen gesehen; ihre Augen waren schwarz wie die Nacht und in ihrer Gesichtsfarbe spielten jene goldigen Lichter, von denen man in unsern traurigen Himmelsstrichen nichts weiß. Alles an ihr trug den Stempel der Vollendung, Hände und Füße waren niedlich klein, und ihr Gang hatte jene Majestät und Eleganz, wie man sie nur bei Spanierinnen findet. Die arme Caroline war eben so tugendhaft als schön; der Kaiser und sein hochmüthig zuversichtlicher Schwager nebst allen übrigen Liebesrittern der Armee beugten in tiefer Anbetung die Knie vor ihr; sie hatte sich aber so bescheiden und verständig benommen, daß sie die Achtung der ganzen Welt — unsere Flotte mit inbegriffen — davontrug. Auch ich war von den Reizen der engelgleichen Caroline verwundet und benuzte im gewöhnlichen oder außerordentlichen Urlaub, wie ich ihn mir zu verschaffen wußte, jeden Augenblick, um, vor ihren Fenstern auf und ab wandelnd, wo möglich einen Blick ihrer schönen Augen auf mich zu ziehen. Ich war so verliebt, als ein Marineoffizier nur immer seyn kann, und meine hoffnungslose Leidenschaft ward so offenkundig, daß man mich bei Tafel damit aufzog, und unser schadenfroher Befehlshaber, der wahrscheinlich bereits von derselben Festung mit Verlust zurückgeschlagen worden war, nie verfehlte, in väterlichem Tone zu fragen, ob ich meinen gewöhnlichen Spaziergang gemacht habe und ob er glücklich ausgefallen sey?

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

Caen, den 1sten September 1837.

Volksgebräuche.

Der Normanne hängt mehr als irgend ein anderer Bewohner Frankreichs, vielleicht mit Ausnahme des Elsäßers, an seinen alten Gebräuchen und Gewohnheiten, und einzelne derselben in Caen und der Umgegend, die sich noch jezt, wenn sie auch in den Städten mehr und mehr verschwinden, doch auf dem Lande von Jahr zu Jahr wiederholen, lassen sich ohne viel Mühe auf die Zeiten des römischen oder sächsischen Heidenthums zurückführen.

Digitized by Google

Dann aber genügt es dem Normannen, wie dem Germanen, meiſt nicht, das Feſt als ein Feſt hinzunehmen. Er ſucht demſelben einen Beigeſchmack von Wunderbarem, von Geſpenſtiſchem zu geben. Sein Gemüth ahnt die Nähe einer höheren Macht, und ſein Verſtand erlaubt ihm nicht, ſie zu begreifen, oder wenigſtens in ihrem Wirken, in ihrer natürlichen Thätigkeit den großen, über der Natur waltenden Geiſt anzuerkennen. Unwiſſenheit führt nicht an und für ſich zum Aberglauben, denn es gibt der Unwiſſenden Viele, die mit dem Glauben zugleich den Aberglauben abgeſchüttelt haben. Es gehört dazu noch ein Weiteres, eine ſchaffende, lebendige Phantaſie und ein offenes, die Eindrücke von Außen gerne aufnehmendes Gemüth. Der Aberglaube iſt Poeſie, und ein Volk, das abergläubiſch iſt, hat Hoffnung, dereinſt, wenn der Aberglaube nicht in Unglauben, ſondern in Glauben übergegangen iſt, poetiſch ſchaffend aufzutreten. Malherbe, Corneille, Bernardin de St. Pierre, Delavigne und ſo viele andere, die die Normandie als ihr Vaterland beſangen, danken vielleicht dieſer volksthümlichen Eigenſchaft des Normannen mehr als ſie ſelbſt ahneten.

In Caen, mehr noch in der Umgegend, iſt der Tag der heiligen drei Könige ein Feſt der Armen. In jeder Familie wird ein Kuchen, le gateau des rois, verzehrt. Es wird derſelbe ſtets in ſo viele Stücke getheilt, als die Familie Mitglieder hat; Anweſende und Abweſende erhalten ihr Theil, und ein lezes Stück bleibt übrig. Das iſt der „Theil des guten Gottes," la part du bon dieu. Eines der Kinder des Hauſes kriecht, nachdem der Kuchen zerſchnitten, unter den Tiſch, und der Vater fragt: pour qui la part? und das Kind antwortet: für dieſen oder für jenen, oder pour le bon dieu. Jeder nimmt dann ſein Stück, und eine Bohne, die in den Kuchen eingebacken iſt, bezeichnet den, der dieſelbe erhält, als den König. Die Abweſenden erhalten ebenfalls ihr Stück, und daſſelbe wird bedächtig verſchleſſen und dient als Barometer der Geſundheit des fernen Eigenthümers; befindet er ſich wohl, ſo bleibt das Kuchenſtück ſchadlos, wird er krank, ſo bekommt daſſelbe Stück Schimmel, ſtirbt er endlich, ſo verdirbt es ganz und gar. Bald erſcheinen nun die Armen von weit und breit und verlangen la part du bon dieu, indem ſie ſich, von einer ärmlichen Muſik begleitet, in einem alten Liede an den König des Hauſes wenden. Hier das Lied:

Bon soir toute la compagnie d'cette maison:
Dieu vous envoie bonne année, et des biens à foison,
Nous sommes de pays étrangers venus en ce lieu,
Pour vous faire la demande de la part à Dieu.

Es liegt in dieſer einfachen Sitte ſo viel Kindliches, ſo viel Gemüth, daß ſie allein ein Volk, das dieſelbe, trotz der Stürme der lezten Zeiten, aufrecht erhalten konnte, hinlänglich charakteriſirt.

Zu Oſtern wiederholt ſich unter anderer Form dieſelbe Scene. Am Oſterſonntag Abends oder Oſtermontag Morgens erſchallt in Caen und in der Umgegend von allen Seiten die Muſik zahlreicher Banden von Armen. Sie ziehen von Thüre zu Thüre und ſingen ein altes Lied, von dem hier ein paar Strophen:

Séchez les larmes de vos yeux,
Le roi de la terre et des cieux
Est ressuscité glorieux.
Alleluja!

Donnez quelque chose au chanteur,
Qui chant les louanges du seigneur.
Un jour viendra,
Dieu vous l'rendra.
Alleluja!

Und ſelten hat dies Lied nicht den Erfolg, daß der Sänger ein paar Oſtereier oder einige Geldſtücke bekommt. Iſt aber der, an den das Lied gerichtet wird, ſelbſt arm, ſo antwortet er mit einer Neckerei:

Pauvre chanteur, t'es mal venu,
Not' poul' n'a pas encor pondu.
Demain viendra,
Not' cat (chat) pondra.
Alleluja!

Und die Bettler ziehen weiter, die Neckerei für das nehmend, was ſie iſt.

Am Vorabend des Johannestages ſieht man, wie hie und da in Deutſchland am Martinsabend, in der ganzen Umgegend von Caen Feſtfeuer, um welche die Burſche und die Mädchen tanzen, von jedem Hügel in's Thal herableuchten. Die Gelehrten behaupten, dies Feſt ſchreibe ſich aus dem römiſchen Heidenthum her und ſey ein Feſt der Ceres geweſen, bei dem die Ackerbauer mit angezündeten Feuerbränden die Felder durchlaufen, um das Aufſuchen der Proſerpina bildlich darzuſtellen, woraus denn ein chriſtliches Feſt wurde, bei dem in Caen der Pfarrer von St. Jean das Vorrecht hatte, den erſten Scheiterhaufen anzuzünden.

(Die Fortſeyung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Ende Auguſt.

Die Cholera.

Das Auftreten der Cholera in Rom iſt mit Umſtänden verbunden, welche zu den traurigſten Betrachtungen Anlaß geben. Lange wurde ihre Gegenwart geleugnet, ob man gleich ſchon in der erſten Hälfte des Juli einzelne Fälle bezeichnete. Die Aerzte gaben keine entſchiedene Meinung ab; was ſollten auch die römiſchen Aerzte von Cholera wiſſen? Daß man, während man das Daſeyn der Krankheit verneinte, einzelne Krankenhäuſer abſperrte, iſt eine jener Inconſequenzen, an deren Begegnung man ſich zulezt ſo gewöhnt, daß man aufhört, ſich darüber zu wundern. Zur Abwendung des göttlichen Zornes bot die Kirche ihren auf

die Gemüther der Menge wirenden Pomp und ihre der Großartigkeit nicht ermangelnden Feierlichkeiten, verbunden mit ihren Ermunterungen und Tröstungen, in einem außergewöhnlichen Maße auf. Prozessionen, an denen der Pabst mit dem Cardinalscollegium Theil nahm, tägliche Predigten in den besuchtesten Kirchen der Stadt und der benachbarten Ortschaften, Ausstellungen wundertätiger Bilder u. s. w. fanden statt. An mehreren Abenden nacheinander, besonders am Feste der Himmelfahrt Mariä, war der größte Theil Roms beleuchtet; tausende von Lichtern brannten vor den unzähligen Madonnenbildern, und Chöre sangen Hymnen zum Preise der Jungfrau. Die ganze Bevölkerung war in Bewegung. Unmittelbar darauf zeigte die Krankheit sich mit ungleich größerer Heftigkeit. Die Rioni, welche am meisten litten, waren der Borgo, Trastevere, Regola und Monti, alle von der ärmern Classe bewohnt und fast ohne Ausnahme schlecht gebaut. Gerüchte von Vergiftungen wurden laut; denn selbst jetzt wollte das Volk nicht an eine eigentliche Krankheit glauben, und man hörte wohl den Witz, es seyen tanti morti, ma nessun caso (Wortspiel mit Fall und Zufall). Die Schuld dieser vorgeblichen Vergiftungen wurde den Fremden zugewälzt, namentlich — man denke! — den Prussiani, und wilde Drohungen wurden gegen diese ausgestoßen. Ein Engländer, welcher die Unvorsichtigkeit beging, beim Heraustreten aus einem Café einem Kinde ein Stück Gebäck anzubieten, ward vom Pöbel so entsetzlich mißhandelt, daß er nach wenigen Tagen im Spital starb. Die Zunahme der Krankheit in allen Stadttheilen und unter allen Classen hat seitdem mehr dazu beigetragen, diese Vergiftungsgeschichten allmählich verstummen, den Verdacht gegen die Fremden, die Ketzer, die Figli del diavolo wenn nicht ganz aufhören zu machen, doch zu mindern, als die Maueranschläge von Seiten der Polizei. — Jedes kleine Nest in der Umgebung zog einen Cordon mit seiner Bürgermiliz, obgleich die Regierung den Ausbruch der Krankheit noch nicht erklärt hatte und fortfuhr, Gesundheitsscheine auszustellen. Als man sich doch am Ende über die Natur des Uebels nicht mehr täuschen konnte, wurde vorerst für die von Rom nach dem Norden abgehenden Couriere eine Räucherungsanstalt im Casino di Papa Giulio vor Porta del Popolo eingerichtet, und endlich begann man, die der allgemeinen Meinung nach sehr unvollständigen Cholerabülletins im Diario bekannt zu machen. Damit war der große Stoß gegeben. Der Pabst schloß sich in seinem Pallast auf Monte Cavallo ein; die römischen Großen folgten meistens seinem Beispiele. Die Geschäfte in den Regierungsbüreaux stockten plötzlich; Bibliotheken, Museen, Galerien, öffentliche sowohl, wie private, Akademien, Seminarien und übrige gelehrte Anstalten, so wie die niedern Schulen wurden geschlossen. Kurz, in einem großen Theil des Verkehrs fand eine völlige Unterbrechung statt. Die meisten Arbeiten, selbst die sogenannten Lavori di Beneficenza, wurden eingestellt: an demselben Tage sollen sechshundert Tagelöhner sich ohne Erwerb gesehen haben. Um so rühmenswerther sind unter solchen Umständen einzelne Ausnahmen, z. B. bei Torlonia, wo nicht nur die großen Bauten und Verschönerungen ununterbrochen fortgesetzt, sondern auch den Arbeitern in der Tabaksfabrik (deren Regie dies Haus bekanntlich vom Staate gepachtet hat) außer ihrem gewöhnlichen Lohn täglich hinreichende Portionen Fleisch und Reis gereicht werden. Man entließ aus dem Zuchthause zu S. Michele sechzig Frauen, diejenigen, deren Strafzeit am frühesten zu Ende ging. Von der großen Tenuta von Campomorto, welche einen beträchtlichen Theil des ehemaligen Gebietes der Städte Corioli und Antium einnimmt, und deren Waldungen als ein Zufluchtsort solcher bekannt sind, die sich mit der Justiz überworfen haben, soll man eine Zahl dieser flüchtigen Verbrecher beschieden haben, um, unter Zusicherung der Straflosigkeit, den Dienst in den Cholerаspitälern zu versehen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Das Versailler Museum.

Damals gab es manche Adelige, welche keine andere Beschäftigung hatten, als nach Hofe zu gehen, und deßwegen in Versailles ein Hotel bewohnten; eine solche Lebensweise ist den jetzigen Sitten ganz fremd. Eigentliches Hofleben ist nicht mehr vorhanden; nur die Adjutanten des Königs, die Hofdamen der Königin und Prinzessinnen halten sich beständig bei Hofe auf, sonst Niemand; man kommt nur zum Besuche, oder wenn man eingeladen ist. Dem Oeil de boeuf gegenüber, am andern Ende der Galerie, ist ein ähnliches rundes Fenster, welches zur Beleuchtung des königlichen Schlafzimmers dient. Das Volk ist äußerst neugierig, dieses Schlafzimmer zu besuchen, und in der That ist dieses Zimmer eine große Merkwürdigkeit, erstlich schon, weil der große König hier geruht, seine Verschwendungen und Kriege bereut und seinen Geist ausgehaucht hat, und zweitens, weil dieses das einzige Zimmer ist, in welchem man die Meubles und andere Dinge so ziemlich wieder hergestellt hat, wie sie vor anderthalb Jahrhunderten waren, und man hier also ein wahres königliches Gemach vor sich hat. Auch hier hat sich die Prachtliebe des großen Monarchen nicht verleugnet; dieses Schlafzimmer ist wahrscheinlich das schönste, das irgend ein Monarch besitzt. Erstlich ist es hoch wie eine Kapelle und hat eine bemalte Decke, um welche sich die prächtigsten Vergoldungen herumziehen, so wie längs der Wände, welche dadurch ganz vergoldet erscheinen. Die andern Gemächer dieses Stockwerks sind wieder mit neu aufgestellten Gemälden angefüllt, welche sich auf Schlachten und Feldzüge beziehen. Napoleon und seine Helden erscheinen hier überall. Man soll seine Figur fünfzigmal antreffen. Eine schöne Galerie, welche, wie es scheint, vom jetzigen König eigens dazu eingerichtet ist und von oben her ihr Licht bekommt, ist den großen Schlachtgemälden gewidmet. Diese nehmen sich hier vortrefflich aus. Hier ist die Beleuchtung wie sie seyn soll, und die Gemälde erscheinen in dem vortheilhaftesten Lichte. Noch eine andere Galerie ist aller Zierrath entblößt und zeigt nur die nackten Wände; diese ist zur Aufstellung von Bildhauerstücken und Büsten bestimmt. Unpassend scheinen mir hier und anderswo die von alten Grabmälern herabgenommenen knieenden Figuren berühmter Männer und Frauen. Die knieenden und betenden Personen nehmen sich sonderbar aus unter all den Darstellungen von handelnden Menschen. Sicher haben die Männer und Frauen, welche diese Bildsäulen vorstellen, ihr Leben nicht mit Beten zugebracht, sondern gehandelt, wie die Andern. Auf den Grabmälern in den Kirchen war dieses Knien und Beten passend, aber hier ist es widersinnig. Ist man von oben wieder in's Erdgeschoß gelangt, so hat man unabsehbare Reihen von Sälen und Gemächern zu durchwandern, die alle voll von historischen Gemälden sind. So viel als thunlich war, hat man die Gemälde einer und derselben Epoche zusammengestellt, so daß die Hauptmomente derselben sich nun sinnlich darstellen, und man die Geschichte in Gemälden studiren kann.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 221.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 15. September 1837.

Der Mensch bleibt ewig ein Kind mit der Lust am Verderben: er verderbt, was er gemacht und nicht gemacht hat, am meisten sich selbst.

Jean Paul.

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Fest scheint sich von den Sachsen herzuschreiben. Die Kinder zünden am Vorabend des Christtags Harzfackeln an und begrüßen unter Tanz und Sang den angekommenen Christ. Man weiß, daß bei den alten Sachsen das Jahr mit diesem Tage begann, und daß sie ihre Neujahrsnacht auf ähnliche Weise feierten. Der Aberglaube gab diesen Fackeltänzen ein besonderes Gewicht. Man besprizt die Fackeln mit geweihtem Wasser, verwahrt sie das ganze Jahr und zündet sie an, so oft es donnert, sicher, dadurch das Haus vor dem Blitz zu bewahren. Am Rheine findet man denselben Gebrauch.

Früher waren Volksfeste dieser Art noch häufiger, und die Geistlichkeit selbst hielt diese Sitten, wie namentlich auch den allwärts verbreiteten Carneval, vielfach aufrecht, nachdem sie sich dieselben von den heidnischen Priestern angeeignet hatte.

Es ist tief verletzend, wenn man sieht, wie solche Gebräuche und Feste, die theilweise dem Unsinn huldigen, und doch wieder ihr Schönes, ihre das Gemüth erhebende Seite haben, selten angegriffen werden können, ohne daß man den gesunden Kern mit der faulen Frucht zugleich zerstört. Aber so ist der Mensch: wenn er die Fliege wegjagen will, so holt er, wie in der Fabel der Bär, einen gewaltigen Stein und zerschmettert die Fliege, aber auch den Kopf, von dem er sie wegjagen wollte. Die Philosophen des achtzehnten und ihre Affen des neunzehnten Jahrhunderts handelten und handeln zum großen Theile nicht anders als der Bär in der Fabel.

Caen und die Umgegend waren früher sehr reich, und das Land ist daher sehr bevölkert; das Abnehmen des Handels hat nothwendig auf die Umgegend von Caen einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt, und so gibt es dort jezt eine Menge müssiger Hände. Der Normanne ist aber zu rüstig, um seiner Noth ruhig zuzusehen, und da er, wie seine germanischen Ahnen, den Gegensatz der Auswanderungslust und der Vaterlandsliebe in sich vereinigt, entschließt er sich bald, seine Heimath zu verlassen und anderswo zu suchen, was er zu Hause nicht findet. Tausende von Arbeitern aus Caen und der Umgegend, gewöhnlich tailleurs de pierres genannt, da sie meist, während sie zu Hause sind, in den Steinbrüchen arbeiten, wandern daher im Frühjahre aus, arbeiten in Havre, Cherbourg und Paris bis gegen den Herbst, und kehren zurück, um die Ernte einzuscheunen und den Winter über zu Hause zu bleiben. Die Frauen suchen während der Abwesenheit ihrer Männer durch Spitzenwirken ihr Brod zu verdienen.

Digitized by Google

Diese Auswanderung ist aber für die Umgegend von Caen, für die ganze basse Normandie von unberechenbaren Folgen und beginnt bereits ihre Früchte zu tragen. Ich habe einmal die Ueberzeugung, daß die Ehe, die Familie, die festeste Schutzwehr der Moral ist, und fand auf Schritt und Tritt, wohin ich bis jezt gekommen, überall Belege dafür. Diese partielle Auswanderung entbindet auf sechs bis acht Monate Mann und Frau von den Banden der Ehe. Der Mann sucht und findet in der Fremde Ersatz für seine Entbehrungen, und die Frau bleibt ohne Schutz zu Hause. Schon dieser Umstand muß von großem Einflusse seyn. Dann aber bringen die Männer von ihren Reisen meist eine Anzahl Bücher und in der Regel solche, die nur das Verderben vermehren, ohne Aufklärung zu geben, jene unsinnigen Romane der J. Janin'schen Schule oder Fabrik, jene üppigen Liebesgeschichten mit nach Hause. Im Winter versammeln sich dann Abends die Frauen und Mädchen mit ihrem Webezeuge bald im einen, bald im andern Hause, wo einer der Männer jene Romane vorliest und so den Samen verbreitet, den er aus der Hauptstadt mitgebracht hat. Daß die Weiber, sobald der Mann wieder ausgewandert, den Roman zu spielen suchen, den sie angehört haben, versteht sich von selbst. So ist unter dieser Volksclasse eine solche Sittenlosigkeit und moralische Verwilderung eingerissen, wie sie sonst nirgends in der Normandie sich findet, und der vielleicht — wenn überhaupt ein Uebel, das wie das Unkraut wuchert, wieder ausgerottet werden kann — nur dadurch, daß im Lande selbst Anstalten entständen, welche die müssigen Hände beschäftigten, gesteuert werden könnte. Die Noth ist die Säugamme des Lasters und des Verbrechens, und nur der ist der Prediger der Wahrheit und der Moral, der ihr bleibend abzuhelfen strebt. Aber wie ihr abhelfen? Das ist die Frage, um die sich heutzutage die Welt und die Geschichte wie um ihre Achse drehen, und es ist bereits ein unendlicher Fortschritt, daß die Lenker der Staatsschiffe einmal gezwungen wurden, die Frage zu stellen. Die Zukunft wird entscheiden, ob mit den Eisenbahnen das Heil kommt, ob das Materielle der Frage allein einer Antwort bedarf, oder ob die Menschen vorerst Menschen, die Unterthanen vorerst Bürger werden müssen, ehe selbst die durchgreifendste materielle Verbesserung eine bleibende Folge haben wird.

Hunger und Liebe.

(Fortsetzung.)

Man kann sich denken, wie groß meine Freude war, als ich erfuhr, daß die Hungersnoth endlich auf wahrhaft erschreckliche Weise um sich greife, und daß selbst der Kaiser mit Barcalho, schwarzem Brod und Portwein vorlieb nehmen müsse. Ich gestehe zu meiner Schande, daß mein Herz freudig pochte, als ich von einem Menschen, durch welchen ich Carolinens Haus bewachen ließ, erfuhr, das arme Mädchen sey in der äußersten Noth und wisse sich weder zu rathen noch zu helfen. Unsere Schiffe waren, wie gesagt, vortrefflich proviantirt, und auf dem Signalposten, wo ich stand, lebte man herrlich und in Freuden. Die Miguelisten hielten redlich Wort, und wir empfingen Tag für Tag unsere Rationen Ochsenfleisch, Geflügel, Gemüse und Früchte. Der Befehlshaber des Geschwaders erfüllte aber sein Versprechen mit gleicher Pünktlichkeit, und trotz aller geheimen Anerbietungen von Seiten des Kaisers, trotz der Bitten und Vorstellungen seines Generalstabs, gab er nicht zu, daß auch nur ein einziges Pfund Fleisch nach der Stadt gebracht wurde. Mehrere in der Stadt ansäßige Engländer nahmen seine Protection in Anspruch, aber Alles umsonst: er wollte durchaus nicht dem Ehrenwort zuwider handeln, das er Don Miguels Befehlshaber gegeben. Man kann sich kaum vorstellen, auf welchen Preis nach und nach die Lebensmittel in der Stadt getrieben wurden; mir aber kam gar bald der Gedanke, wie es kein besseres Mittel geben dürfte, um das widerspenstige Herz der schönen Spanierin zahm zu machen, als wenn ich sie von Zeit zu Zeit mit Brosamen von unserer Tafel versorgte.

Eines Tags, nachdem ich lange vergebens auf der Lauer gestanden, gelang es mir endlich, ein vortreffliches gebratenes Huhn der Wachsamkeit unseres Küchenmeisters zu entziehen; ich fuhr damit in die Tasche, verlangte Urlaub zum Ausgehen und machte mich auf den Weg nach der Stadt. Bald war ich in der Straße, wo der Gegenstand meiner Seufzer wohnte, und nachdem ich vorher sorgfältig recognoscirt, ob nicht etwa der Kaiser oder einer seiner Offiziere, gleich mir auf Abenteuer ausgehend, um den Weg sey, zog ich endlich entschlossen an der Thürklingel. Alsbald vernahm ich das Rauschen eines Kleides an der Wand und eine süße Stimme, die Stimme Carolinens. „Wer ist da?“ — „Ein englischer Offizier, ein Freund,“ antwortete ich; „ich muß nothwendig mit Ihnen selbst sprechen.“ — „Mein Herr, ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen.“ — „Allerdings, Sennorita, aber ich bin hier, Ihnen einen Dienst zu leisten, und meine gute Absicht muß mich entschuldigen, wenn dies mit so wenig Umständen geschieht.“ — „Mein Herr, ich wünsche Ihnen guten Tag; unmöglich kann ich die Dienste eines Fremden annehmen, zumal ich sie nicht verlangt.“ — „O bleiben Sie, schöne Caroline!“ rief ich, „bleiben Sie, um's Himmelswillen! ich bete Sie an!“ — „Mein Herr, ich habe die Ehre, Ihnen vergnügten Abend zu wünschen.“ — „O himmlische Erscheinung, nur einen Augenblick verweile noch! Ich bin ein Marineoffizier.“ — „Was gehen mich Marineoffiziere an?“ — „Ich komme, mich auf ewig

Digitized by Google

Ihrem Dienste zu widmen.“ — „Das heißt wirklich den Scherz zu weit treiben. Ich habe zum lezten Mal die Ehre, Ihnen guten Abend zu wünschen.“

Schon war die grausame Caroline im Begriff, das kleine Schaltfenster zu schließen, durch welches diese Unterredung stattgefunden, da griff ich plözlich, in Verzweiflung über so grenzenlose Härte, mit der einen Hand in das enge Fenster, zog mit der andern das Huhn aus der Tasche und präsentirte meinen Schaz. Was sie da Augen machte! ganz wie Hamlet, da ihm der Geist seines Vaters erscheint, und doch wieder anders, denn mein Huhn war von Fleisch und Bein.

„Sennorita,“ sagte ich, rasch den Vortheil benuzend, den ich augenblicklich erlangt hatte, „dieses Stück Geflügel mag Ihnen ein Beweis meiner innigen Theilnahme seyn. Ich habe erfahren, daß auch Sie unter der Geißel leiden, welche diese Stadt heimgesucht; ich laufe zwar Gefahr, meine Ehre und die Flotte Sr. Großbritannischen Majestät zu compromittiren, indem ich von den Nahrungsmitteln, die ausschließlich für unsere Mannschaft bestimmt sind, etwas nach Porto einbringe, ich konnte aber dem Verlangen nicht widerstehen, Ihnen dieses Huhn anzubieten, welches ich hiemit zu Ihren Füßen niederlege.“

Die Sennorita sagte nichts; der Stolz lag bei ihr im Kampfe mit dem Hunger; aber am Ende trug die Natur den Sieg davon. „Senhor,“ sagte sie jezt, „ich nehme Ihr Geschenk mit dem verbindlichsten Danke an und bin sehr gerührt von Ihrer Theilnahme. Gott behüte Sie, Senhor; es wird nachgerade spät, und am Ende kommen Sie vor Nacht nicht mehr an Bord zurück.“ Dies gesagt, schloß sie den Schalter, und ich blieb allein auf der Straße, sprachlos vor Erstaunen, außer mir vor Entzücken und voll Stolz auf das von mir erfundene neue, geniale Mittel, der Liebe den Weg zu bahnen. Ich wartete noch einige Zeit, in der Hoffnung, daß sich der Schalter noch einmal öffnen werde; aber Caroline war wohl zu viel mit meinem Geschenke beschäftigt, als daß sie Zeit gefunden hätte, mir noch einmal Lebewohl zu sagen; und ich zog ab, voll Jubel über den Erfolg meiner Kriegeliſt.

Begreiflich hielt ich mein neues Elixir d'amour auf's Sorgfältigste geheim; ich wagte sogar vor Verfluß von zwei, drei Tagen keinen zweiten Versuch. Nichtsdestoweniger fuhr ich fort, die Wohnung Carolinens sorgfältig zu bewachen; ich wollte wissen, wie meine Nebenbuhler aufgenommen wurden. Zu meiner unaussprechlichen Befriedigung sah ich, wie einem nach dem andern der Eintritt in's Haus verweigert wurde. „Sie hält sich an die Knochen meines Huhns,“ dachte ich bei mir selbst; „das ist etwas Reelleres, als ihr leeres Geschwäz; jezt gilt es, ihre Zuneigung vollends zu gewinnen.“ Ich paßte daher die Gelegenheit ab, und als es mir bei der nächsten Austheilung gelungen war, eine Ente zu beseitigen, flog ich fort auf den Flügeln der Liebe, um meinen Schaz zu ihren Füßen niederzulegen. Kaum hatte meine zitternde Hand die Glocke angezogen, kaum hatte ich meinen Namen ausgesprochen, als auch schon die Schritte der Heißgeliebten sich nahten, und nicht lange, so ging der Schalter auf.

(Die Fortsezung folgt.)

Alpenfrühling.

Kirchhof zu Thun.

1.

Im Hinaufgehen.

An dem Finger,
Kleiner Springer,
Hältst du schlafend auf die Ziege,
Hohes Grün ist deine Wiege.

Drücken auf dem Lebensgange
Dich dereinst die Pilgerschuhe,
Geh hinauf am Bergeshange,
Lege droben dich zur Ruhe.

2.

Hier, wo frei von Erdenzügeln
Kühlen Schlaf der Müde hält,
O wie schön, von Grabeshügeln
Blicken in die Frühlingswelt;

Nach dem See, dem Alpenwalle
Schwimmt das Aug' in feuchter Luft:
Ach, wir selber tragen Alle
Theure Leichen in der Brust.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Das Versailler Museum.

Ueber die Greuel der Revolution ist man hinweggegangen; diese also muß man anderswo als im Versailler Schloß studiren; aber die Restauration hat hier ihre glänzenden Darstellungen so gut als die Napoleonische Zeit, und wenn der Herzog von Angouleme jemals wieder nach Frankreich käme, so würde er den Saal, worin seine Thaten in Spanien 1823 gemalt sind, billigend so lassen, wie er ist; denn die ältere Bourbonische Linie ist hier völlig zu ihrem Vortheil geschildert, als ob sie noch auf dem Throne säße. Dies sollte die Legitimisten ein wenig mit dem jezigen Hofe aussöhnen; ihre Tagesblätter sprechen aber nur höhnisch von dem Versailler Museum und behaupten, es sey eine Niederlage aller Subeleien, die je in Frankreich verfertigt worden.

Digitized by Google

Mayor, Lord Mayor, Sheriffs, Recorder, Aldermen, Common Council, Chamberlain, Town Clerk, Solicitor, Auditors, Treasurer, Coroner, Clerk of the Peace, Clerk of the Court of Record, Clerk of the Court of Requests, Clerk of the Court of Conscience, Clerk of the Court of Pie Powder, Clerk of the Court of Piepowder, Clerk of the Court of Piepowder, Clerk of the Court of Piepow

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 16. September 1837.

Die alte Schönheit, eh sie ganz verschwunden,
Zu retten, fern von allen Eitelkeiten,
Das sey des Dichters hohes Ziel und Trachten.

Friedrich Schlegel.

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher. *

Man darf in unserer Zeit den Autor nicht von seinem Buche trennen; früher konnte man das. Das Buch machte den Mann berühmt, nicht der Mann das Buch, wie heutzutage. Es war ziemlich gleichgültig, welche Stellung in gesellschaftlicher Hinsicht der Schriftsteller inne hatte und in welchem obscuren Städtchen er sein Buch schrieb, man hielt sich an dieses; seit Madame Staël und Lord Byron scheint es jedoch fast ausgemacht, daß der Autor mit seiner Persönlichkeit und seinen Schicksalen seinem Buch das Interesse erkaufen muß. Er darf nicht allein Poet auf dem Papier, er muß zugleich poète en action seyn. Das ist, meine ich, eine nothwendige Folge des nahen Zusammenrückens der Ideenwelt mit der wirklichen. Unsere Schriftsteller schreiben auf dem offenen Markt, nicht mehr in der einsamen Stube, daher findet sich so viel Lärm, so viel Staub, so viel Landstraßenwirklichkeit in ihren Werken; aber es verschwindet daraus immer mehr die geheimnißvolle Tiefe und Klarheit, die, „ein schönes Wunder," in den Büchern unserer Alten lebt. Dazu kommt die Hast, zu der wir heutzutage Alle getrieben werden. Um nur nicht nachzubleiben, wirft der Philosoph seine Ideen dem Staate zu, der Dichter seine Gefühle der Gesellschaft, und Beide sind zufrieden, wenn sie eine heftige augenblickliche Wirkung sehen. Wer hat jezt Zeit, alt zu werden, und Bücher zu schreiben, die alt, nicht veraltet werden? Wer würde heute eine Messiade schreiben, und wenn man sie schriebe, wer würde sie lesen? Die Deutschen besonders geht dieser schnelle Wechsel hart an; sie lieben nicht, ihre Bücher auf der Eilpost zu schreiben; ihre Ideen fließen am glücklichsten und reichsten, wenn sie arbeiten wie Voß an seiner Luise, bei einer Pfeife Tabak unter einer schattigen, großen Linde sitzend, vor sich die Kirchthurmspitze des Dörfchens und hinter sich den Gemüsegarten nebst dem Hühnerhof. Da säuselt die alte deutsche Gemüthlichkeit in den Lindenzweigen und die deutsche Tiefe spiegelt sich wieder in der Einsamkeit und Ruhe der Landschaft. Und diese Linde und diese Kirchthurmspitze geht durch die ganze deutsche Literatur früherer Jahre, in den leidenschaftlichsten Poesien Goethes blickt sie durch, wie in den kältesten, abstraktesten Schriften Kants. Besonders fällt es den Deutschen schwer, ja fast unmöglich, durch Schicksale das Interesse auf sich zu lenken. Das Leben eines deutschen Schriftstellers ist das Einfachste, was es unter dem Monde gibt. Die einzige

* Aus dem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung demnächst erscheinenden neuesten Werke des Freiherrn v. Sternberg: „Palmyra oder Tagebuch eines Papagayen."

Digitized by Google

Abwechslung, die er etwa hineinbringt, iſt, daß er aus einer Stadt in die andere zieht, und wenn es hoch kommt, von einer Religion in die andere übergeht. Das leztere macht aber ſchon ſo viel Lärm, daß ganz Deutſchland darüber aus den Fenſtern guckt, wie die Fehde unter Voß und Stollberg bezeugt. Schubart flößte den Deutſchen zuerſt Geſchmack an der poésie en action ein. Er wurde ſeiner Gedichte wegen in's Gefängniß gebracht. Eine unerhörte Begebenheit. Früher hatte man ſich nie Verſe und Gefängniß zuſammendenken können. Schubart zeigte zuerſt, wie nahe beide Begriffe verwandt waren. Den Deutſchen ging ein neues Licht über die Poeſie auf, und heutzutage will Jeder durch Gefängniſſe berühmt werden; der Staat kann nicht genug Verſorgungsanſtalten der Art für ſeine aufkeimenden Talente ausfindig machen. Ebenſo iſt jezt eine Unruhe in die deutſchen Dichter gefahren; ſie wollen nicht mehr in dem obſcuren Städtchen oder Dörfchen bleiben, ſie wandern aus nach Rom, Neapel, London und Paris. Es genügt nicht mehr zu beſchreiben, wie Walter und Luiſe Erdbeeren pflücken, oder wie der alte ehrliche Pfarrer auf ſeinem Polſterſtuhl hinter dem Ofen ſchläft, ſondern der Verfaſſer verſpricht ſich nur dann Succeß von ſeinem Buche, wenn er darin ſagen kann, daß er mit dem Fürſten Talleyrand einige Worte gewechſelt. Das iſt gleichwohl eine unglückliche, verkehrte Richtung. Ich will damit nicht ſagen, daß die gemüthliche Kirchthurmſpitze in der Literatur wiederkehren ſoll, das politiſche Leben unſerer Tage iſt zu allmächtig, als daß die Poeſie auf einem völlig ſelbſtſtändigen Throne daneben herrſchen könnte, aber es iſt betrübend anzuſehen, wenn die Dichter fortfahren wollen, mit ihrer Perſon zu bezahlen. Goethe wurde achtzig Jahr alt, mich dünkt bloß deßhalb, weil er nicht danach ſtrebte, zugleich poète en action zu ſeyn.

Der Verfaſſer von „Eugen Aram,“ „Pelham,“ „Devereux.“

Niemand hat ſo ſcharf, ſo kühn und ſo durchdringend ſein Vaterland und ſeine Zeit geſchildert als dieſer berühmte Autor; allein ſeine Romane zeigen Kälte und Trockenheit. Wo er die Leidenſchaft malt, zeigt ſich zu deutlich der Beobachter. Es wird uns geſagt, daß Wärme und ſogar Glut da ſey, aber wir fühlen nichts. Dazu kommen die Rückſichten, die ein in Mode ſtehender, beſonders ein engliſcher Schriftſteller nie aus den Augen zu verlieren gezwungen iſt. Er darf ſich auf keiner zu warmen Schilderung ertappen laſſen, er muß ſtets mit abgeblaßten Farben malen, daher entſtehen dieſe engliſchen faden Liebhaberinnen, die von der Clariſſa an die ganze Serie der Walter Scottiſchen Romane hindurch bis zu der neueſten Heldin des obigen Autors durchgehen. Es ſind immer die beliebten Minna und Brenda aus dem „Piraten,“ die eine blond, die andere brünett, die eine äußerſt ſchmachtend und empfindſam, die andere ein klein wenig munter, beide aber tugendhaft bis auf den lezten Blutstropfen. Ihre Prüderie erlaubt das nicht anders. Minna wird frühzeitig von Liebe heimgeſucht, zerfließt dabei in Thränen, und Brenda tröſtet und heitert auf, dann wird Brenda wieder von Liebe heimgeſucht und Minna tröſtet. Man begreift, daß das lange ſo fortgehen kann, ohne den mindeſten Anſtoß zu erregen. Damit werden einige Kapitel des Buchs gefüllt; endlich aber muß es doch zur Liebesſcene kommen, und da iſt es wahrhaft ergötzlich anzuſehen, wie der arme Autor ſich windet und dreht, wie ängſtlich da um jeden Kuß gehandelt wird und wie endlich doch Alles in ein langes, tugendhaftes Geſpräch ſich auflöst und zerfließt. Ein franzöſiſcher Romandichter wäre außer ſich, wenn ihm zufällig eine ſolche Perſon unter die Feder geriethe, und ein Deutſcher würde ſie kurzweg aus dem Tempel jagen. Im Werther wird auch geliebt, aber auf eine ganz andere Art. So blaß aber auch die Farben ſind, die für ſolche Schilderungen der herrſchende Geſchmack dem Maler auf die Palette gibt, ſo brennend geſtaltet er ſie für die Auffaſſung der andern Leidenſchaften, die nichts mit der Prüderie gemein haben. Alle Greuel der wildeſten Ehr- und Rachſucht, die vornehmen und niedrigen Laſter großer Hauptſtädte, Mord, Blut, Entſetzen werden ſo ausführlich wie möglich motivirt und ausgemalt. Es iſt das ein bezeichnender Zug für die Romane dieſes Schriftſtellers.

(Die Fortſetzung folgt.)

Hunger und Liebe.

(Fortſetzung.)

Um die Holde keinen Augenblick in Zweifel zu laſſen, zog ich ſogleich meine Opfergabe hervor und fächelte damit vor ihren Augen hin und her, wie eine Amme, welche mit ihrem Kleinen ſpielt. Caroline warf mir ihr ſüßeſtes Lächeln zu, und als die Gabe in ihren Händen war, überhäufte ſie mich mit ſo viel zierlichen Dankſagungen, daß ich förmlich den Verſtand verlor, mitten auf der Straße ein Knie zur Erde beugte und heilige Schwüre ewiger Liebe und Treue an ſie richtete. Von dieſem Augenblicke an betrachtete ich meinen Sieg als gewiß. Unmöglich konnte Caroline der lautern Sprache des Herzens und den zarten Proben meiner Ergebenheit widerſtehen. Zwar verweigerte ſie mir noch den Eintritt in's Haus, aber ſie verſprach mir, ihre Tante zu befragen, ob

Digitized by Google

sie wohl meine Besuche annehmen dürfe, und habe die kluge Matrone nichts dagegen, so werde sie ihres Theils sich glücklich schätzen, näher mit mir bekannt zu werden. Ich bat inständig, mich auf dieses Glück nicht zu lange harren zu lassen, und sezte nächstkommenden Donnerstag als den Tag fest, wo ich vor der furchtbaren Tante erscheinen wollte. Ich brachte die ganze Nacht schlaflos zu, allein mit dem Gedanken beschäftigt, was ich der alten Dame darbringen könnte. Endlich beschloß ich, mir eine Hammelskeule zuzueignen, welche in der Speisekammer unseres Küchenmeisters hing, und um Platz für dieselbe zu gewinnen, prakticirte ich ein Loch unten in die Tasche; der Stoßen wurde durchgeschoben und der Umfang des Bugs hinderte das Durchfallen: so aufgestaut machte ich mich auf den Weg nach Oporto.

Zum Unglück hielt eine Bande jener hungrigen, umherstreifenden Hunde, von denen es in allen portugiesischen Städten wimmelt, gerade an dem Orte, wo ich landete, ihre Rathsversammlung. Einer hatte bald die Beschaffenheit meines Gepäcks ausgewittert, gab der übrigen Bande das Signal und in einem Augenblick waren sie alle hinter mir her, winselnd, bellend, schnappend und mit den Mäulern so nahe als möglich an meinen Hintertaschen. Gerne hätte ich mich gebückt, um Steine aufzuraffen und unter sie zu schleudern — das einzige Mittel, einen portugiesischen Hund los zu werden; aber ich wagte nicht, die senkrechte Stellung aufzugeben, weil ich beim Bücken meine Ladung bloßstellen mußte. Ich ergab mich daher in Geduld und machte hier und da Front gegen meine Begleiter, wenn sie sich gar zu unverschämt heran wagten.

Caroline und ihre Tante waren am Fenster, wahrscheinlich in Erwartung meiner Ankunft und versenkt in das trübselige Angedenken eines Mittagessens, dessen einziger solider Bestandtheil Stockfisch gewesen war. Ohne Zweifel rechneten sie, Dank meiner Vorsorge, auf ein besseres Nachtessen, aber als sie mich um die Straßenecke biegen sahen, von zwei, drei Dutzend Hunden verfolgt, die ein Höllenlärm voraus ankündigte, brachen sie in ein lautes, unauslöschliches Gelächter aus. Im nämlichen Augenblick zog ein Trupp Dandys an Carolinens Fenster vorüber, sich spreizend und zierend in der Hoffnung, einen gnädigen Blick der Schönen zu erhaschen; das fehlte vollends, um mir den Garaus zu machen. Denn als sie das laute Lachen hörten, sahen sie sich nach der Veranlassung desselben um, und man kann sich denken, wie sie sich auf meine Kosten lustig machten, als sie mich an der Spitze einer solchen Musikbande erblickten, vor der ich so gravitätisch einherschritt, wie ein Tambourmajor vor der Fronte seines Regiments.

Was meine Lage noch schwieriger machte, war, daß ich mich nicht unterstand, bei Carolinen einzutreten, aus Furcht, sie zu compromittiren, und so hatte ich den bittern Verdruß, an ihrer Thüre vorübergehen und einen langen Umweg machen zu müssen, um der Unverschämtheit der Stutzer zu entgehen, die mich und meinen unbarmherzigen Schweif mit Spott und Gelächter verfolgten. Wie gerne hätte ich den Degen gezogen und die ganze Bande — nicht die Hunde, sondern die Stutzer — herausgefordert! und wäre mir auch keine Waffe zu Gebot gestanden als meine Hammelskeule, mit welchem Vergnügen hätte ich ein paar jener lächerlichen Bursche zu Boden geschlagen! Aber um meine eigene Ehre zu retten, hätte ich die der englischen Flotte auf's Spiel gesezt, und so mußte ich zu Ehren Sr. großbritannischen Majestät und des Dienstes in Gottes Namen Alles ertragen: Hunde, Dandy's, Hammelskeule, Sonnenhitze und meine eigene, wahrhaftig nicht rosenfarbene Laune. Endlich aber, nachdem ich durch ein paar Nebenstraßen gegangen, kam ich vor die Thüre meiner Angebeteten zurück. Sie und die alte Tante erwarteten mich immer noch am Fenster; aber durch Erfahrung gewitzigt, und ohne Zweifel fürchtend, um ein gutes Abendessen zu kommen, hüteten sie sich wohl, so unvernünftig zu lachen, wie zuvor. Indessen entging mir weder das unterdrückte Kichern, womit ich an der Hausthüre empfangen wurde, noch das spöttische Gesicht der Alten, als sie sich vom Fenster zurückzog. Die Hunde, die verwünschten Hunde verfolgten mich fortwährend, und ich hatte die größte Mühe, die heißhungrige Meute vom Eindringen in das Haus der Geliebten abzuhalten. Noch lange, nachdem ich eingelassen war, blieben sie heulend und bellend vor der Hausthüre und brachten die Nachbarn auf die Beine, welche sich geschwätzig ihre Muthmaßungen mittheilten und mit den Vierfüßlern in die Wette lärmten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Die Landpartieen der Wiener.

In keiner Stadt der Welt dürfte wohl die Sehnsucht nach dem Landleben so groß seyn, wie in Wien. Kaum daß die Bäume im Prater grün werden, so richtet schon die ganze Bevölkerung ihre sehnsüchtigen Blicke hinaus jenseits der Linien, die die Stadt umziehen. Die Umgegend ist hier so reizend, so üppig, und die von Staub und allerlei Dünsten geschwängerte Stadtluft so ungesund, daß der Hang, die Sommermonate auf dem Lande zuzubringen, sehr erklärlich ist. Andererseits hat dieser Trieb in den umliegenden Ortschaften die Erbauung vieler herrlichen Landhäuser und Sommerwohnungen zum Erfolge gehabt, und die städtische Bequemlichkeit, die man da überall findet, die immerwährend bereit stehenden Stellwagen, mit welchen man zu jeder

Stunde des Tags für zehn bis zwanzig Silberkreuzer nach jedem der in dem Umkreise von vier bis fünf Stunden liegenden Ortschaften fahren kann, haben ihrerseits wieder diese Liebhaberei gesteigert. Fast jeder nur halbwegs bemittelte Mann hat für sich und seine Familie ein Sommerquartier in Hitzing, Döbling, Heiligenstadt, Mödling, St. Veit, Baden, Dornbach ꝛc. gemiethet. Der Beamte oder der Negotiant, den seine Geschäfte an die Stadt fesseln, fährt früh mit dem Stellwagen von seinem Tusculum ab und ist in kürzester Zeit in seinem Büreau oder Gewölbe. Der Bankier, der um zwölf Uhr die Börse besuchen muß, macht diese Tour einige Stunden später, und Nachmittags um fünf Uhr kann man die berühmtesten Schauspieler und Sänger der beiden Hoftheater auf dem Stellwagen sprechen, denn sie eilen der Stadt zu, weil sie um sieben Uhr im vollen Costüm auf den Brettern erscheinen müssen. Bis Mitternacht haben die Stellwagen alle diese Menschen wieder nach ihrem geliebten Lande zurückgeführt, und wollte Jemand die Bevölkerung Wiens bei Nacht zählen, so würde er gewiß 80,000 Menschen weniger finden, als bei Tag, wollte er aber diese Zählung an einem Sonntage unternehmen, so dürfte er gewiß um 120,000 Menschen weniger finden, als an einem Wochentage; denn wer nur Beine hat, zu gehen, oder auch nur ein Gestell zum Sitzen, der bleibt Sonntags nicht in der Stadt. Männer und Weiber, Jung und Alt, Vornehme und Geringe, Bediente und Mägde, Leierkastenmänner und Bettler, Alles geht auf's Land. Wie eine große Völkerwanderung strömt Alles vor die Linien hinaus. Vierspännige Equipagen, luftige Fiaker folgen im Fluge hinter einander her; ein Stellwagen jagt den andern, und in keinem derselben sind weniger als zwölf Personen eingepfercht. Der Stellwagen ist eine der Hauptfedern, welche in das Getriebe des Wiener Lebens eingreifen; ohne den Stellwagen könnte der Wiener nicht die Hälfte jener Vergnügungen genießen, die bei ihm zu den nothwendigsten Bedürfnissen gezählt werden. Mehrere hundert Wagen der Art sind in allen Straßen vertheilt; jeder trägt den Namen seines Bestimmungsortes mit großen Lettern an der Seite aufgeschrieben: Gesellschaftswagen in den Prater, Gesellschaftswagen nach Hitzing ꝛc. Mit dem Glockenschlage einer jeden Stunde fährt ein solcher Wagen immer ab und ein anderer nimmt seine Stelle ein, der wieder mit dem nächsten Glockenschlage abfährt. Der Gesellschaftswagen ist eben so bequem, wie der eleganteste Fiaker, und da er gewöhnlich zwölf Personen faßt, so pflegt man hier, wie auf dem Postwagen, oft die gemischteste Reisegesellschaft zu finden. Ein Hofrath sitzt neben einem Schneider, ein Gelehrter neben einem Kaufmann, reizende Damen aus jeder Classe beleben die Unterhaltung, und man trennt sich oft, wenn man an Ort und Stelle angelangt ist, ungern von einander. Gar manche Ehe beginnt ihren Roman auf dem Stellwagen, und mancher Supplicant hat auf einer kurzen Fahrt einen einflußreichen Gönner sich erworben. Eine Abart vom Stellwagen ist der „Zeiselwagen.“ Der „Zeisler,“ wie er in der Volkssprache heißt, hat nicht das Recht, innerhalb der Stadt zu halten, sondern sein Standpunkt ist außerhalb der Linie. Hier hält er nun mit seinem Fahrzeug, welches nicht mehr ist als ein kleiner, unbedeckter Bauernwagen, mit einem magern Gaul bespannt, und bietet nun alle möglichen Redensarten und Späße auf, um einen zu bewegen, Platz auf seinem Sonnenwagen zu nehmen; aber nicht weniger als neun Personen müssen sein Fahrzeug füllen, und erst, wenn diese Zahl voll ist, setzt er seinen blinden Gaul in Trab. Komisch ist die Art, wie er seine Passagiere sich zu verschaffen sucht. Gesetzt, man ist unglücklich oder unklug genug gewesen, in der Stadt keinen Wagen zu finden, man kommt ermattet vor die Linie und sieht da einen Zeiselwagen, der vollgestopft mit Menschen ist. „Steigen Euer Gnaden nur auf,“ ruft schnell der Zeisler, „es fehlt just noch eine Person; steigen's auf, so fahre ich gleich fort.“ Man läßt sich verführen und steigt ein; aber der Zeisler fährt dennoch nicht fort: ein zweiter Vorübergehender wird auf ähnliche Art angerufen. „Aber es ist ja kein Platz mehr,“ schreit der Erste dem Führer zu. „Wird schon Platz seyn,“ antwortet einer der Reisegefährten, indem er lachend absteigt. Die ganze Gesellschaft, die dasitzt, besteht nämlich aus der Sippschaft des Zeislers; sie hat scheinbar den Platz eingenommen, damit die Vorübergehenden glauben mögen, der Wagen sey schon bis auf den lezten Mann voll. Wie nun ein Fremder sich täuschen läßt, seinen Platz bezahlt und aufsteigt, so steigt hinten immer verstohlen Einer herunter, und der der Lezte zu seyn glaubt, ist vielleicht der Erste gewesen, und muß nun da so lange in der Sonne sitzen und braten, bis der Wagen seine volle Ladung hat. Wird man ungeduldig, so heißt es immer: „Jezt, Euer Gnaden, kommt wirklich die lezte Person;“ und man läßt sich wieder täuschen, denn man weiß ja nicht, wer von den Nebenmenschen ein wirklicher oder nur scheinbarer Passagier ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nr. 216.

1. Distichon. 2. Kürze. 3. Länge. 4. Breite. 5. Schmäle.

Räthsel in Distichen.

6.

Brunnen und Philosophieen gewinnen durch mich an Bedeutung,
Niemand mag sie so seicht, wie sie zu häufig doch sind.

7.

Ich bin den Majestäten so hold, doch das liebliche Mädchen
Aus der Fremde gewinnt höheren Reiz auch durch mich.

8.

Schlafrock, Meer und Welt, ihr dankt mir eure Beliebtheit;
Ohne mich wäret ihr doch mehr oder minder verhaßt.

9.

Ich bin verhaßt in der Welt und Pedant allwege gescholten,
Eines tröstet mich nur, daß doch die Liebe mich liebt.

10.

Ich umfange die 2 bis 9 und meinen Gesetzen
Müssen sie fröhnen, sie sind alle nur Kinder von mir.

Dennoch, wie sonderbar, daß ich von ihnen die Namen,
Die mein Wesen allein richtig bezeichnen, empfing!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 18. September 1837.

Röther färbt ſich der Himmel;
Aus der goldenen Wolke
Thau'n der Mai und der Friede
Segen auf die beglänzte Flur.
Hölty.

Alpenfrühling.

(ſ. Nr. 221.)

Mittags.

Wenn alle Schatten ausgethan
Die hohe Mittagsſtille,
Und auf dem weiten, ſchwülen Plan
Vom Singen ruht die Grille;

Die Saaten nicken, tiefgeſenkt
Die Halme bis zum Boden,
Die Lüfte müßig geh'n, getränkt
Vom heißen Blumenodem:

Da wird mir bang, da muß ich fort,
Im Schattenwald zu hauſen,
Am dunkelgrünſten, ſtillſten Ort,
Wo ſanft die Wipfel ſauſen;

Durch Blätterhallen mehr und mehr
Verglühte Funken blitzen,
Und auf den Zweigen ringsumher
Die ſtummen Vögel ſitzen.

Abends.

Die Wetterwolken zogen
Davon in wirrem Lauf:
Da that in weitem Bogen
Sein Thor der Abend auf.

Und wie nach goldnem Raube
Spähn die Verſcheuchten hin:
Dort ſteht in roſ'ger Laube
Die Friedenskönigin.

Beſchämt erglüht die Heerde;
Doch ſie verzeiht die Schuld,
Und tritt zurück, die Erde
Noch küſſend voller Huld.

Auch noch, da Sie gegangen,
That ſich das Thor nicht zu;
Die Abendwinde ſangen
Die bange Welt in Ruh.

Das Alpenglühn.

Die Sonne hatt' ihr Werk vollbracht
An Thälern, Hügeln, Wieſen;
Da trat ſie noch in ſchönſter Pracht
Zu des Gebirges Rieſen.

Digitized by Google

„Was blickt ihr in die Welt hinein
Mit ſtarren Mondgeſichtern?
Waſcht euch vom bleichen Kummer rein
In meinen Frühlingslichtern!“

Mit warmer Liebe ſtreut ſie Glanz
Auf die erſtarrten Firnen,
Und ſezt den ſchönſten Roſenkranz
Auf ihre greiſen Stirnen.

Sie lächeln freudig, roth und warm
Behaucht von ihren Flammen;
Schlaftrunken recken ſie den Arm
Wie Kinder nach den Ammen.

Die Mutter geht und löſcht noch aus
Das Feuer auf dem Herde,
Und nun iſt's todtenſtill im Haus,
Es ſchläft die müde Erde.

Wie iſt ſo ſchnell die Roſenſpur
Von ihrem Haupt vergangen?
Es war das lezte Lächeln nur
Auf fahlen Leichenwangen.

Wunſch.

Wenn über mir ſo weit, ſo blau
Der Tag die Schwingen ſpannt,
Und tief in jeden Tropfen Thau
Sein Bildniß eingebrannt,
Wie Pfauenaugen durch das Grün
Der blaue Himmel fällt —
Dann möcht' ich grünen, düften, blühn
Wie dieſe ſchöne Welt!

Ach, hab' ich's denn bis heut gewußt
In dieſer Frühlingsraſt,
Daß eine arme Menſchenbruſt
So viele Wonne faßt?
Der Vogel jauchzt im friſchen Laub
So rüſtig aufgehellt;
Verweht iſt aller Todtenſtaub
Von dieſer ſchönen Welt.

Mit blauem Aug' Vergißmeinnicht,
Die Roſe voll und zart,
Die Lilie blaß von Angeſicht,
Geſchwiſterlich gepaart —
Der Fliege gleich, dem feſten Stern,
Der ob den Blumen hält,
So leiſe ſingend ſchwebt' ich gern
Ob dieſer ſchönen Welt!

Ludwig Seeger.

Hunger und Liebe.

(Beſchluß.)

Endlich nach ſo vielem Mißgeſchick war ich im Zimmer; die Sennorita ſtellte mich in aller Form der Tante vor. „Erlauben Sie,“ ſagte ſie, „daß ich Ihnen einen ſehr tapfern Offizier vorſtelle, Senhor Gallina. Herr Offizier von der Marine, ich habe die Ehre Ihnen meine verehrte Tante vorzuſtellen, Donna Franziska Azanero.“ Ich machte eine tiefe Verbeugung, antwortete aber keine Sylbe; ich ſah ſchon, daß meine Herrin viel ernſtlicher mit dem Geſchenke beſchäftigt war, das ſie erwartete, als mit mir ſelbſt. So geht es in der Welt, und wer Damen den Hof machen will, darf im Voraus auf Kränkungen aller Art gefaßt ſeyn. Die alte Donna konnte indeſſen mit Complimenten nicht fertig werden; ihre Nichte hatte ihr geſagt, was für ein trefflicher, liebenswürdiger Mann ich ſey u. ſ. w. Ich merkte aber gar deutlich, daß Caroline während der ganzen wohlgeſezten Rede der Tante meine Taſche fortwährend mit neugierigen Blicken muſterte; es machte ihr ohne Zweifel viel zu ſchaffen, was für ein Gegenſtand dieſelbe ſo beſchweren und meine zierliche Geſtalt dermaßen entſtellen mochte. Nachdem ich ihre Ungeduld noch einige Zeit gereizt hatte, entſchloß ich mich endlich zum Hauptcoup, ich nahm ein Meſſer, ſchnitt die Taſche ab und ließ meine Opfergabe mit edlem Anſtande vor ihre Füße gleiten.

Bald darauf nahm ich Abſchied, zum großen Vergnügen der beiden Damen, denn ich konnte mir wohl denken, daß ihnen unter den vorwaltenden Umſtänden eine Hammelskeule unendlich angenehmer ſeyn müſſe als alle meine Verſicherungen von Ergebenheit und Dienſtbefliſſenheit. Ich wagte einige zarte Complimente, aber im ſelben Augenblick ſah ich die Augen Carolinens unverwandt auf die Hammelskeule gerichtet, während die Tante, meine Artigkeiten überhörend, in ihrem Innern erwog, ob ſie dieſelbe mit Zwiebeln dämpfen, braten oder kochen ſolle. Ich hob alſo die Belagerung auf und hatte die Ehre, bis zum Einſchiffungsplatze zurück begleitet zu werden, nicht von den Damen, ſondern von der nämlichen Escorte, die mit mir hergekommen war.

Den andern Morgen in aller Frühe erhielt ich eine Botſchaft vom Kapitän, mit dem Befehl, an Bord zu kommen. Dort fand ich Alles zur Sitzung eines Kriegsgerichtes zugerichtet. Ich dachte nicht anders, als es handle ſich darum, einen Matroſen abzuurtheilen, der einen bedeutenden Subordinationsfehler ſich hatte zu Schulden kommen laſſen und wollte unter den übrigen Offizieren Platz nehmen, da hielt mich der Kapitän zurück. „Lieutenant, Sie ſind angeklagt,“ ſagte er, „der Uebereinkunft mit Santa Martha zuwider Lebensmittel nach der belagerten Stadt eingeſchmuggelt zu haben.

Digitized by Google

Ganz erstaunt wollte ich weitere Aufklärung verlangen, oder vielleicht auch die Anschuldigung geradezu ableugnen, aber es blieb mir keine Zeit dazu. „Gestern," fuhr der Kapitän fort, „wurde eine Hammelskeule aus der Proviantkammer entwendet und die Schildwache hat Niemand anders hineingehen sehen als Sie. Ueberdies hat Commodore Johnion, welcher bei Sennorita Carolina zum Abendessen eingeladen war, wirklich dort eine vortreffliche Hammelskeule gespeiset, von der genannte Dame mit ihrer Tante rühmten, daß sie ihnen mittelst Einverständnisses in der Flotte Sr. Majestät zugekommen sey. Nun weiß man ferner, daß Sie diese Damen besucht, und zwar in einem äußerst sonderbaren Aufzug. Was haben Sie zu erwidern?" — „Nichts," erwiderte ich, von Scham glühend. „So verfügen Sie sich in strenge Haft, während das Gericht berathschlagt."

Die Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten; ich sollte mit erster Gelegenheit nach England zurückgeschickt und bis auf weitern Befehl aus der Liste des activen Dienstes gestrichen werden. Das Schlimmste an der Sache war, daß General Santa Martha, der uns sehr genau beobachten ließ, von der ganzen Geschichte Wind erhielt. Er richtete an den Kriegsrath und an den Befehlshaber der Flotte eine Beschwerdeschrift in aller Form. Es gab einen langen diplomatischen Notenwechsel, den man auf der Kanzlei des Foreign-office noch finden kann; auch durfte ich von Glück sagen, daß ich davon kam, ohne noch einmal auf Leben und Tod vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Ich bin noch immer auf halbem Solde und habe allen Weibern Haß geschworen, bis ich einmal ein Land finde, wo keine Verrätherinnen, keine Undankbaren wohnen, die gleich Carolinen nicht einmal warten, bis ein treuer Liebhaber die Treppe hinunter ist, um ihn in den Armen eines Andern zu vergessen.

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortsetzung.)

In jedem der drei obigen Romane spielt der Mord die Hauptrolle und nimmt gleichsam von vorn herein das Interesse des Lesers gefangen. Eugen Aram ist ein höchst liebenswürdiger Mörder, im „Pelham" lastet auf der anziehendsten Gestalt im Gemälde der Verdacht des Mordes, und im „Devereux" wird eine fürchterliche Mordscene sogar in's Brautgemach des Helden verlegt; und allen diesen verbrecherischen Thaten ist der endlose Schweif einer peinlichen Untersuchung angeheftet, der sich, recht mit Liebe geschildert, fast durch den ganzen Roman zieht, und den ohnedies schon trüben, kalten Liebeshimmel wie ein Entsetzen erregender Kometenschweif überragt. Der Leser kann sich seines Helden nicht erfreuen, es kommt kein gemüthliches Verhältniß zu Stande, denn über kurz oder lang kann es doch am Ende ein Mann seyn, der den Galgen verdient hat. Man kann sich auf sein stattliches Aussehen, auf seine interessante Blässe und seine vornehme Haltung durchaus nicht verlassen, denn man gebe nur etwas genauer Achtung: um ihn her, bald in engern, bald in weitern Kreisen, schleicht ein Individuum von höchst verdächtigem Aussehen. Was will dieses abscheuliche Wesen? Warum zeigt es immer seine confiscirte Fratze dicht neben dem interessanten blassen Gesichte des Helden? O das hat was zu bedeuten! Und gleich darauf hören wir auch schon den Sheriff mit seinem Stabe an die Thür klopfen. Es schiebt sich ein Mann herein von höchst widerlichem Ansehen, er ist klein, dick und hat eine „grölzende" Stimme; er steckt in seinem Rocke wie eine Maus in einer Semmel, und trägt ein Gesicht, das man immer möchte zum lezten Mal gesehen haben. Dieser Mann, der in den Romanen unseres Autors frei ein und aus geht wie in seinem eigenen Hause, dieser widerliche, abscheuliche, unleidliche Mensch ist ein Polizeimann. Offenbar ist diese Liebhaberei für Kriminalfälle dem englischen Publikum bis zu den höchsten Classen hinauf eigen. Die französischen Novellisten lieben auch den Mord; sie behandeln ihn als ein Kapital, das seine guten Interessen trägt, aber sie lieben nicht die gerichtlichen Untersuchungen; der Prozeß ist ihnen nichts als eine langweilige Prozedur, im Leben ermüdend und noch tausendmal ermüdender im Buche. Bei den Engländern ist der Prozeß die Hauptsache; sie haben dafür noch ihre großen Perrücken und ihre Schwarzröcke. Diese edle Gesellschaft wird feierlichst zusammenberufen; man geht an die Aufrichtung des Galgens mit einer gewissen Gemüthlichkeit, und der Henker schärft sein Schwert unter dem Geschwätz der alten Gevatterinnen und Basen. Von allem dem darf nicht das Geringste unterbleiben, im Leben, wie im Buche. Ein französischer Autor zeigt für seinen lasterhaften Helden eine oft weit gehende Schwachheit; er sieht ihm Manches durch die Finger, und wenn es dran und drauf geht, läßt er ihn wohl gar entschlüpfen; der englische überliefert den seinigen mit blutendem Herzen der ganzen Strenge des Gerichts. Soll man davon auf die höhere Kraft des Sittlichkeitsgefühls bei der einen Nation vor der andern einen Schluß ziehen?

Der „Eugen Aram" gibt uns eine bewundernswürdige Zartheit in Schilderung einzelner Situationen und Gefühle. Der räsonnirende, scharfe Beobachter tritt hier mehr zurück und läßt dem Poeten Spielraum. Es ist der einzige von den drei Romanen, wo der idyllische Charakter vorherrscht. Obgleich die Empfindung auch hier nicht ihr volles, starkes Colorit bekommt, so geht sie doch auch nie in Empfindelei über. Es sind wieder die englischen Normalromanen-Mädchen, Minna und Brenda, hier

Digitized by Google

zu finden. Madeline und Elinor geberden sich fast ganz auf dieselbe Weise, wie jenes Schwesternpaar im „Piraten," aber ihre unbestimmte, zerfließende Weichlichkeit paßt hier besser zu der idyllischen Umgebung. Ein polternder, gutmüthiger Alter darf nirgends fehlen, und wir finden ihn auch richtig in unsern drei Romanen. Von ihm bekommt der Held in der Regel eine Erbschaft und der Leser eine Dosis Langeweile. Er ist eben so reich an Sittensprüchen, wie an Guineen, und er öffnet nie den Beutel für seine Lieblinge, ohne zugleich die Lippen zu einer Anekdote aus der „guten alten Zeit" für den Leser zu öffnen. Man muß ihm verzeihen, daß er ziemlich stark trinkt und daß er ein Skeptiker ist, was die Liebe und die Frauen betrifft; dagegen ist er aber so gutmüthig, und wenn er in seinen Späßen nur ein klein wenig witziger wäre, könnte man sogar über ihn lachen. Nebenbei gesagt, die komischen Figuren sind nicht die Stärke unsers Autors; er verdirbt sie sich selbst durch zu vieles Schildern. Weder der Lord Vinzent im „Pelham," noch der alte Invalide im „Aram," oder Desmarais im „Devereux" erwecken Lachen, während schon eine grob hingeworfene Skizze einer Figur des Verfassers von Peter Simpel im Stande ist, einen Hypochonder in gute Stimmung zu versetzen. Aber Scherz und Amüsement zu geben, ist auch nicht der Zweck unsers Romanendichters. Er sagt es unumwunden und oft genug, daß er belehren und bessern will. Seine Muse ist nicht die unbewußte, spielende Göttin, die ihre duftenden Kränze flicht und sie in die Wellen des vorübergehenden Baches wirft, unbekümmert, an welches Gestade sie treiben, und ob sie überhaupt irgendwo bemerkt und hervorgeholt werden; sie ist vielmehr die etwas strenge Lehrmeisterin, die, indem sie uns ein duftendes Bouquet Blumen in die Hand gibt, zugleich eine Vorlesung über Botanik hält, und sehr aufmerksam ist, ob wir ihr auch zuhören. Hier kommen wir auf das hervorragende Merkmal unsers Autors: er ist überladen an Gelehrsamkeit und nimmt seine Vergleiche und Bilder aus allen Gegenden des Wissens her. Er erdrückt gleichsam seine Personen unter Juwelen, statt sie damit zu schmücken, und statt ein frisches Gesicht in seinem natürlichen Zauber schimmern zu lassen, entstellt er es durch zu häufige und unpassend angebrachte Schönpflästerchen, die die Schachtel eines Antiquitätenhändlers ihm liefert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

(Beschluß.)

Wien im Sommer. Die Schwestern Elsler.

Ungeachtet, wie gesagt, ein großer Theil der Bevölkerung auf dem Lande zubringt, so ist dennoch in der Stadt nichts weniger als eine Leere bemerkbar; die Restaurationen sind von der geringsten Kneipe an bis zu dem herrlichen Hotel zum Schwan während der Mittagsstunden so überfüllt, daß man kaum ein Plätzchen findet, die Kaffeehäuser sind belebt; Strauß, Larner, Morelly und noch ein halbes Dutzend neu auftauchender Walzerpaganini's haben ihr vollzähliges Auditorium; Gärten und Glacis wimmeln von Menschen, und in den Theatern ist Kopf an Kopf gereiht. Wenn man von den Theatern und von Kopf spricht, so kommt man durch einen kleinen Ideensprung sogleich auf den Fuß der Fanny Elsler; denn dieser Fuß hat mehr als einen Kopf verrückt. Man hat hier in Wien gelacht, als man vor einigen Jahren von den Tollheiten und von dem Götzendienste hörte, den die Berliner mit der Sontag trieben; aber der Berliner Enthusiasmus ist ein Karthäuser gegen den Wiener, wenn dieser einmal ausbricht. Und er ist ausgebrochen, wüthender als die Cholera, die auch im Kärnthnerthortheater zum ersten Male ausbrach. Daß man Wochen lang vorher zu jeder Vorstellung, in welcher die Elsler tanzten, keine Loge, keinen Sitz bekommen konnte, daß man bei 25 Grad Hitze im Parterre erdrückt zu werden Gefahr lief, daß unsere Journale Hosiannah riefen, daß unsere Dichter die Tänzerinnen besangen, daß die Jugend vor Entzücken außer sich kam, das ist Alles schon da gewesen; aber daß auch vernünftige Männer in das Hallelujah einstimmten, ist unerhört. Jede Recension war voll der wahnsinnigsten Redensarten und ihr jedesmaliger Refrain lautete: „Jubelt, ihr Bewohner Wiens: die Schmetterlinge, die Elfen, die Feen, die Göttinnen, die Elsler sind eure Landsleute, es sind Wienerinnen!" Ueber die Aussprache des Wortes Cachucha (ein spanischer Tanz, den die Elsler hier zum ersten Male tanzten) stritten alle Journale. Der Eine sagte, es heißt Cacuca, der Andere Cacincia, der Dritte Cacucha, und erst heute — nachdem die Elsler schon vierzehn Tage über alle Berge sind — lese ich in einem Journal einen Aufsatz, der Saphir einen Ignoranten und gottverfluchten Menschen heißt, weil er sagte, es müsse Cacucha ausgesprochen werden. Saphir war übrigens einer der tollsten; sein tägliches Gebet im Humoristen war: Fanny Elsler möge ihm einen ihrer abgetanzten Schuhe schenken, „und ein Gott hat Erbarmen!" Fanny Elsler hat sein Gebet erhört: bevor sie abreiste, erhielt er wirklich den heißerflehten Pantoffel. Wer aus diesem allen schließen wollte, jede der beiden Elsler müsse eine wahre Venus seyn, der hat sich gewaltig geirrt. Beide Schwestern haben bereits die Dreißig überschritten; Therese, die ältere, ist volle sechs Fuß hoch und sieht, wenn sie sich auf die Fußzehen stellt, accurat aus wie der Riese Bichin, der sich hier sehen läßt; Fanny, die jüngere, ist um zwei Köpfe kleiner, und eben so wenig schön, als ihre Schwester, aber jede ihrer Bewegungen ist leicht und voll Grazie. Am Abend ihres letzten Auftretens hatten sich mehrere Hundert Menschen vor dem Ausgange des Theaters versammelt; als sie nun herauskamen, um in den Wagen zu steigen, erscholl ein einstimmiges Eviva! Zwei Cavaliere vom höchsten Range hießen den Kutscher absteigen und ergriffen, indem sie sich auf den Bock setzten, selbst die Zügel, zwei andere stellten sich auf den Bediententritt hinten auf und so ging es, von Tausenden begleitet, ihrer Wohnung zu. Dort erscholl wieder das Vivatgeschrei, bis sie dankend an's Fenster traten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Nr. 1824.

Morgenblatt

für gebildete Leser.

Montag, den 31. Juli 1820.

und gegen das Feuer, gleichwie die Erde gegen die Sonne umgedrehtes Fleisch," sagt er, „bietet diesem Feuer wechselsweis verschiedene Theile seiner Oberfläche dar. Von der einen Seite erhizt es sich durch die Strahlen des Feuers; von der andern dagegen erkaltet es wieder durch seine eigene Strahlung. Die Wirkung einer oder einiger Umdrehungen ist dabei klein, ja beinahe unmerklich; es gehört Zeit dazu, ehe das Feuer ganz durchdringt. Endlich aber saturirt es die ganze Masse und erhält sie im Allgemeinen bei einem gewissen Grade der Wärme. Wenn zu dieser Epoche auf der Oberfläche einer solchen Masse vernünftige Wesen vorhanden wären, welche die Temperatur beobachteten, so würden sie bald bemerken, daß ihre Erde eine eigene, vom Feuer unabhängige Temperatur besizt, und daß die Strahlen des lezteren während einer oder einiger Umdrehungen nur die äußerste Rinde durchdringen." Der Anwendung dieses Beispiels tritt aber wieder die, durch die Beobachtung über alle Zweifel erhabene allmählige Wärmezunahme beim tieferen Eindringen in die festen Theile der Erdkruste * entgegen. Wenn die Hypothese von Prevost richtig wäre, so müßte sich die Temperatur unmittelbar unter der äußersten Erdoberfläche bei zunehmender Tiefe constant finden, gleichwie bei seinem Braten; die Erfahrung zeigt aber vielmehr ein allmähliges Zunehmen. Ueberdies ist die Vergleichung der Sonne mit einem Küchenfeuer von Prevost wohl zu weit getrieben, da wir wissen, daß die Sonnenstrahlen an und für sich kalt sind und nur die, rücksichtlich der Art der Wirkung für uns geheimnißvolle Kraft besitzen, in den Körpern die Wärmethätigkeit zu erregen. Auf diese dynamische Ansicht werden wir ebenfalls unten zurückkommen.

Davy's Ansicht der Erdkugel, als einer an der Oberfläche von der Sonne erwärmten, im Innern durch chemische Prozesse geheizten Kugel scheint große Aufmerksamkeit zu verdienen; und wenn sie zugleich den Gedanken einer eigenen, lebenvollen Wärmethätigkeit des Erdkörpers, nach Analogie des thierischen Körpers, einschlöße, von welchem ich mich nie lossagen werde, so würde ich mich dieser Darstellung ganz hinneigen.

(Die Fortsezung folgt.)

* Wir haben über diese allmählige Wärmezunahme nach Maßgabe des tieferen Eindringens in die Erdrinde (denn von der Temperatur des Erdkerns ist bei einem solchen kleinen Stiche in die Erdhaut doch noch nicht die Rede) in diesen Blättern schon öfter gesprochen; eine der wichtigsten Erfahrungen wird aber jezt beim Bohren des von uns schon erwähnten artesischen Brunnens gemacht, welchen die Stadt Paris unfern des Schlachthauses von Grenelle anlegen lassen will. Man war am 22sten Mai mit dem Bohren schon 1274 Fuß tief gedrungen, ohne die gewaltige Kreidebank, auf der Paris steht, durchgearbeitet und Wasser gefunden zu haben; die Arbeiten werden fortgesezt und ich werde darauf zurückkommen. In dieser Tiefe nun zeigt sich das (hundertheilige) Thermometer $25\frac{1}{2}^{0}$, auf welche es in dem Maße allmählig gestiegen war, als man eine größere Tiefe erreicht hatte. — Diese Beobachtung ist unzweifelhaft; die thermometrischen Beobachtungen werden von dem Akademiker Arago mit aller ersinnlichen Vorsicht geleitet.

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortsezung.)

Wollen wir einen der Romane näher in's Auge fassen, es sey „Pelham." Er hat außerordentliches Glück gemacht, diesseits wie jenseits des Kanals. Wie rasch, sicher und correkt sind die Skizzen aus der großen Welt aufgefaßt, aber wie schwindsüchtig matt schleppt sich der Roman dahin. Es ist eine lange, lange Krankheit, wo wir, statt gesunder Kraft, nichts an unserm Bette erscheinen sehen als dasselbe Glas scharfen, äzenden Trankes und dieselbe matte, süßliche Limonade. Eines soll dem andern in der Wirkung nachhelfen. Die scharfe Medizin ist die alte, bekannte Bitterkeit des Autors gegen die bestehenden Verhältnisse und Mißverhältnisse in seinem Vaterlande, und die matte Limonade ist der Held und seine Schicksale, nebst dem Beiwerk der Mordgeschichte. Diese soll den Kizel liefern, aber sie vermag es nicht; das Motiv mit der verführten Geliebten ist zu oft schon da gewesen. Ueberdies zerfällt der Roman dadurch in zwei Hälften, die nur sehr lose zusammenhängen; Pelhams Thorheiten und die unglückliche Untersuchungsgeschichte seines Freundes. Im ersten Abschnitt beschäftigen uns die bunten Gruppen in Paris viel zu sehr, als daß wir die einzeln eingestreuten düstern Winke, die schon auf den zweiten Abschnitt weisen, sehr beachten sollten; in diesem tritt Pelham wiederum ganz in den Hintergrund, und es bleibt kaum Zeit genug, ihn sehr eilig zu verheirathen, wobei diesmal die gewöhnlichen Schmacht- und Liebesceneen ausgelassen werden. Und unser Verfasser kauft sich gerne davon los, wo es nur irgend geschehen kann. Er glaubt selbst nicht an die Liebe, die er schildert, und nachgerade wird es ihm lästig, immer dieselben Phrasen zu wiederholen. Er hat wohl gar einen heimlichen Haß auf Minna und Brenda, und es wird ihm übel, wenn sie wieder zusammenkommen, ihre langen, glänzenden Locken am Abend auflösen und sich dann die endlosen, zarten Geständnisse machen, indem sie sich mit der größten Gemächlichkeit in den weiten Fauteuil eines Kapitels niederlassen; er möchte sie gar zu gerne verdrängen und einer seiner Lieblingsfiguren, einem Lord Vinzent oder einem kräftigen St. John den Stuhl einräumen, aber er

Digitized by Google

wagt es nicht. Er zittert vor dem Anhang, den die Schwestern im Publikum erworben, er will sie nicht in offener Fehde angreifen, nur heimlich zieht er gegen sie zu Felde, indem er ihre Moralität verdächtig macht und ihnen deklarirte Mörder zu Geliebten gibt. Aber die tugendhaften Schwestern siegen dennoch und die ganze Schmach fällt auf den heimlichen Angreifer zurück. Er muß dann schnell wieder einen Roman schreiben, wo er auf das Demüthigste abbittet, und die prüde Liebesnoth feiert dann wieder doppelt und dreifach ihren Triumph. Aber unser Autor weiß sich bei allem dem zu helfen; was er an den achtzehn Jahren versäumen muß, bringt er an den vierzig und fünfzig nach. Seine Frauen von vierzig Jahren sind mit großer Lebendigkeit und Wahrheit geschildert. Die Mutter Pelhams, Lady Frances, ist eine köstliche Figur und ihre Briefe sind das Amüanteste fast im ganzen Roman. Ihre Entführungsgeschichte gleich am Eingang ist ein Juwel, was kecke Schilderung, komische Wirkung und Wahrheit der Charakterzeichnung betrifft. Eben so schnell, sicher und glücklich ist die Madame Balsac im „Devereux“ aufgefaßt, die alte, elegante Dame, die sich auf eine so talentlose Weise mit der Politik beschäftigt. Weniger trefflich sind die Koketten gemalt, und Lady Hasselton streift über die „Saiten der Gefallsucht“ mit ziemlich ungeschicktem Finger. Eine englische Kokette ist immer mehr oder weniger eine précieuse ridicule, aber die Heimath dieser edlen Dame ist Frankreich.

Ueber den Verfasser des „William Lovell.“

Von diesem neuesten Werke des berühmten Dichters möchte ich gerne ein paar Worte beibringen. Es klingt etwas seltsam, es das neueste zu nennen, da der Verfasser jezt weit über fünfzig Jahre alt ist und unterdessen zahllose andere Werke geschrieben hat; allein die Schriften eines Autors datiren nicht nach seinem Taufschein. Die Ideen, die er ausspricht, werden in dem Maße oft jünger, wie er selbst älter wird, und in diesem Sinne kann das neueste Werk seiner Feder ein sehr veraltetes seyn, während eine frische Jugendarbeit zum Bewundern in die Stimmung der jüngsten Zeit hineinpaßt. So schließt der Poet den Propheten und der Prophet den Poeten in sich ein.

Im Jahr 1795 erschien ein sehr sonderbares Buch, es war jener William Lovell von Tieck, ein Geschenk, das der zwanzigjährige Autor dem sechzigjährigen machte. Das alte Jahrhundert schrieb es mit dem Griffel des neuen, und wirklich verstehen wir jezt erst diesen Roman zu lesen. Es erregt ordentlich Entsetzen, wie lebendig aus diesem Spiegel unser modernes Elend, die Schwäche und Zerstörung uns anblickt. In veralteten Worten und Wendungen, in einem Styl, der noch die süßliche Weichlichkeit des Siegfried von Lindenberg an sich trägt, springt der volle, wilde Trotz, die kecke Widersetzlichkeit, das todtmüde Dahinsinken und der sinnliche Egoismus unserer Tage hervor. Wer verstand damals diese Sprache? Die schöne Zeit der Basedowschen Philanthropie, die allgemeine Glückseligkeitslehre und die ewig fröhliche, lachende Gemeinheit hatte sich in Deutschland eben breit niedergelassen. Es wurden so viel schlechte Späße gemacht und so viel schlechte Bücher gedruckt. Man war so glücklich. Die Poesie und die Liebe hatten ihre ewigen Schmerzen, ihre dunkeln Träume, ihre unverständliche Mystik abgelegt und waren ein paar natürliche, freundliche, gutmüthige Schwestern geworden, die Niemanden einen Spaß verdarben. Sie unternahmen nicht mehr geheimnißvolle Gänge durch die Katakomben der alten Welt, sondern sie saßen gemüthlich zusammen in einer Laube am Küchengarten, und Müller aus Itzehoe besuchte sie dort im Schlafrock und Pantoffeln, und die liebevollen Schwestern gaben ihm beim Strickstrumpf und einer Tasse Kaffee alle die schönen Romane ein, die Deutschland mit Entzücken las. Nach und nach fand jeder deutsche Schriftsteller den Weg zur Laube hinter'm Küchengarten, und es war ein eifriges Hin- und Wiederwandern; nur ein junger Träumer fand jenen Weg nicht, oder wollte ihn nicht finden. Wie dem auch sey, aber gewiß ist es, daß er weder die Laube, noch die Schwestern darin jemals zu Gesicht bekommen. Er schrieb in der Einsamkeit ein Buch, das trotz des allgemeinen Spaßes der Zeit voll Ernst war; ein Buch voll dunkler Klagen und Verwünschungen, und das durchaus nicht mit einer moralischen Zufriedenstellung schloß. Bei seinem Erscheinen trugen einige Wenige das sonderbare Buch, vorsichtig zwischen zwei Fingern gefaßt, wie eine feurige Kohle zu den zwei Schwestern in die Laube. Aber siehe da, diese wußten weder von dem Autor noch seinem Werke das Mindeste. Man schlug nun verwundert nach, ob sich nicht hie und da im Buche die Namen Poesie und Liebe fänden, und allerdings, man entdeckte auch dergleichen Bezeichnungen, aber das war, wenn man sie auch genauer betrachtete, weder die echte Poesie, noch die echte Liebe. So ließ man denn das Buch liegen und las es nicht. Ein unnützer Roman mehr in der großen Rumpelkammer der deutschen Literatur, weiter war es nicht. Diese kluge Zeit dachte nicht daran, daß ihre Enkel mit Neugier die Blätter dieses verschmähten Buches aneinander falten, daß sie mit Begierde jene dunkeln, unverständlichen Träume, die es enthielt, verschlingen und sich an den Qualen sättigen würden, die in seinen Kapiteln angehäuft lagen. Denn auch für Deutschland sollte die Zeit des angenehmen Spaßes vorübergehen, und ernstere Bücher und ernstere Menschen wurden herauf berufen. Jezt ist uns dieser Ernst schon wieder etwas zu viel geworden und wir möchten wieder lachen und uns freuen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, August.

Der Geburtstag des Königs. Nekrolog des Grafen Brühl.

Der dritte August ist in gewohnter Weise vorübergegangen, d. h. in Feierlichkeiten, welche von Freude und Theilnahme genugsam Zeugniß ablegen, aber ohne die lauten Ausbrüche, in die norddeutsche Lustigkeit zuweilen, besonders wenn sie sich autorisirt glaubt, übergehen kann. Man hatte dem Volke das Recht, laut zu seyn, stillschweigend eingeräumt; aber damit die Lustigkeit nicht, auf einem einzigen Punkte concentrirt, zum Lärmen werde, hatte man an mehreren Orten außerhalb der Stadt, zum Theil in großen Entfernungen, halb offizielle Festlichkeiten veranstalten lassen. Dies hatte so gewirkt, daß sich nirgends ein übermäßiger Menschendrang bemerkbar machte; im Gegentheil war in den, an manchen Orten still hinwandelnden Massen die Stille unheimlich. Ein Volksfest zu „arrangiren" ist überall mißlich, wenn es nicht gar eine contradictio in adjecto ist, da ein eigentliches Fest der Art sich von selbst macht. Wird aber eine Kunst darin statuirt, so sind wir im Norden wenigstens noch nicht Meister. Das zeigte sich bei vielen prunkvoll für diesen Tag angekündigten Vergnügungen. Gesungen, gespielt und getanzt sollte werden, und die Lust zu Allem war auch bei der Menge da; aber die Anordnungen waren von den Gastgebern mit einer steifen Normalcontrolle getroffen; und Recept und Wille, beide für sich vielleicht gut, wollten nicht stimmen, und deßhalb wurde wenigstens nicht das daraus, was es hätte werden können. Z. B. hatte der bekannte Herr Heinzelmann ein Fest ohne Gleichen in seinem neuen Elysium versprochen, und seine Ankündigung (in Prosa nur, obgleich die Verse ihm eben so zu Gebote stehen) war allein ein Fest; aber die Gäste, die zu einem Bal champêtre geladen waren, mußten bis nach 10 Uhr auf den Tanz warten, der ihnen um 8½ versprochen war, weil auf seinem Recept zuvor Lieder und Märsche standen, welche abgesungen und abgespielt werden sollten. Wo nur etwas abgethan werden soll, geht Weihe und Wirkung verloren. Die Illumination unterbleibt seit einigen Jahren, gewiß nicht aus geschwächter Theilnahme für die Bedeutung des Tages; aber ein richtiges Gefühl sagt den Einzelnen, daß ein stereotyper Ausdruck derselben in ruhigen Zeiten an Werth verliert, und man das Außerordentliche für außerordentliche Ereignisse bewahren muß. Die kleine Louiseninsel im Thiergarten, der Erinnerung der seligen Königin von den Bewohnern desselben gewidmet, wird dagegen noch immer alljährlich in eigenthümlicher Art beleuchtet. Man sieht vom Ufer keine einzige Lampe, und dennoch fällt der volle Schein der im Laube versteckten, durch Reverbere aufgefangen, auf den reizend mit Blumen und frischen Sträuchern geschmückten Punkt. Dieser einzige helle Punkt in der Nacht des Thiergartens übt eine magische Wirkung, die weder in der Natur, noch auf dem Theater ihr Vorbild hat, sondern nur in der Phantasie, wie sie das Geisterreich sich construirt. Am schlimmsten sind an diesem Tage die Zeitungsschreiber daran. Dieselben edlen Gefühle wollen immer wieder in neue Verse gekleidet seyn, die passend für die Zeit seyn müssen, aber ihre Ereignisse nicht berühren dürfen, und aus conventionellen Rücksichten sogar das verschweigen sollen, was das volle Herz in Liebe und Dank so gern sagen möchte. An Stoff hätte es auch diesem lezten Jahr nicht gefehlt. Auch will nachher eine jede Stadt, jeder Flecken, wo des Königs Geburtstag gefeiert wurde, in den Zeitungen genannt seyn, und daß man es lese, wie sie ihre Gefühle zu Tage gefördert hat. Müßte man dem Verlangen buchstäblich nachkommen, so müßten Europa und die andern Welttheile auf Wochenfrist Vacanzen in ihrer Geschichte machen.

Der ehemalige Generalintendant der königlichen Schauspiele und zuletzt Generalintendant der königlichen Museen, Graf **Brühl**, ist, nicht unerwartet, gestorben. Ein liebenswürdiger, edler Mann, und, was noch mehr ist, ein sehr gebildeter und unterrichteter Hofmann, geht Berlin und unserm Staate in ihm verloren. Zu andern Zeiten hätte dies Lob vielleicht seltsam geklungen; nicht unter den gegenwärtigen Umständen. Man weiß Niemand, der, aus seinem Kreise, durch ähnlichen Umfang von Bildung mit Bonhommie durchdrungen, ihn ersetzen könnte. Ein Nachkomme des berühmten Grafen Brühl am Hofe der sächsischen Auguste, des Erbfeindes Friedrichs des Großen, der der Schöpfer unserer königlichen Schauspiele war, stand er lange Jahre (seit Iffands Tode) diesen selben Instituten vor, ein loyaler Unterthan des preußischen Regentenhauses. Ein Morgenroth für deutsche theatralische Kunst schien im Grafen Moriz Brühl aufzugehen; er schien berufen, den Fluch des Namens in unserm Ohre, wenn wir denken, welche Kräfte zu eitlem Luxus dem Staatsleben und der Kunst damals am Dresdener Hofe entzogen und versplittert wurden, zu sühnen; und der Selige hatte gewiß den besten Willen. Er achtete die Kunst und ihre Würde, die sie Staat und bürgerlichem Leben gegenüber einnimmt. Daß er ihr durch Costüm- und Dekorationspracht zu Hülfe kommen wollte (vielleicht eine Erdneigung), mag an sich entschuldigt werden; aber die Sorge dafür schwächte ihm die Kraft, welche er andern Influenzen, die unser Theater zu Boden gedrückt haben, hätte entgegensetzen sollen. War er dafür straffällig, so hat er vollauf schon auf dieser Erde abgebüßt. Niemand als Graf Brühl selbst hat in Berlin es schmerzlicher empfunden, was aus einem Institute geworden, dem er mit schwärmerischer Liebe anhing. Auch nachdem er die Intendantur abgegeben, verfolgte er jeden Schritt des Theaters mit der Aengstlichkeit eines liebenden Vormundes, dem seine Pflegebefohlenen abgenommen sind, und der fürchtet, im neuen Vormunde nicht die gleiche Sorgfalt und Liebe zu bemerken. Gern möchte er zurufen, warnen, aber Niemand sieht strenger als ein edler Mann selbst die Grenzen seiner Befugniß. Dies sind nicht bloße Redensarten. Ihr Korrespondent hat Belege dafür; charakteristische Situationen und Stimmungen rief diese Stellung hervor, die zu einer psychologischen Behandlung fast von selbst aufforderu. Graf Brühl hatte nicht den Trost, vor seinem Theater zu sterben, er hat es um mehrere Jahre überlebt. Ein geringer Trost ward ihm dafür in der minder angefeindeten Stellung als Intendant der neuerrichteten königlichen Museen. Die Einrichtungen derselben sprechen von der edlen Liberalität des Verstorbenen, wiewohl sie auch hier mit den seitdem durchgedrungenen ökonomischen Grundsätzen nicht überall möchten eingeklungen haben. Eine künftige Controlle, von woher sie auch komme, dürfte manche Einrichtung als zu splendid und manche Stelle als eine Sinecure anfechten. Möchten diese wenigstens immer anderweitig Verdienten und Berufenen zufallen. Ueber Graf Brühls Nachfolger ist noch nichts bekannt. Der durch Opfer, Studien und Neigung für die Kunst dazu am berufensten erscheint, Graf **Radzinski**, dürfte, eben dieser Ansprüche wegen, die geringste Anwartschaft darauf haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 20. September 1837.

— Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub,
Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
Und reizend ist es, sich hinabzustürzen.

Goethe.

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß im „William Lovell“ schon die Schatten von den kolossalen Gestalten Byrons geworfen werden. Der Held unseres Romans erinnert zu gleicher Zeit an Don Juan und an Manfred. Es sind dieselben Accorde, nur auf einem minder volltönenden und melodiereichen Instrumente wiedergegeben. Vom engen Rahmen kleinlicher Familienverhältnisse umgeben, erscheint hier dieselbe Figur, der dort eine grandiose, mit der üppigsten und glänzendsten Fülle ausgestattete Landschaft zum Hintergrund dient. William Lovell ist ein Jüngling, der in Reichthum und Sinnengenuß erzogen, frühzeitig Ueberdruß und Ekel empfindet. Er sucht die Weiber, und von jeder neuen Geliebten reißt er sich mit Unwillen und Spott los. Er entschlummert träge an dem schönsten Busen und fühlt an dem zärtlichsten Herzen nur seine eigene Kälte und Sattheit. Früh als Knabe denkt er schon daran, seine Gespielen zu morden, und es packt ihn eine satanische Lust, einen heißgeliebten Freund, den er einst auf einem gefährlichen Abhang stehen sieht, in den Abgrund hinab zu schleudern. Wie schrecklich! welcher Dämon haucht diese fürchterlichen Anfechtungen ihm zu? Ach, kein Dämon, sie liegen in der menschlichen Natur. Dieser gräßliche Drang, das zu vernichten, was er liebt, ist dem Menschen eigenthümlich; es ist seine erste, seine stolzeste Fähigkeit. Er ist groß im Hassen, im Vernichten; und der erste Gegenstand, mit dem man zu hassen anfangen muß, ist das eigene Selbst. Da steht Manfred auf der einsamen Klippe, und von ihm abgetrennt, fällt die volle Blüthenpracht der Schöpfung wie ein kostbarer Mantel in die dunklen Schluchten und Abgründe des Gebirgs hinab. Er bleibt allein und er wird fürder ewig allein bleiben. So wenden sich auch in unserm Roman alle übrigen Gestalten nach und nach von dem dunkeln Lovell ab. Es wird über ihn Gericht gehalten und man verläßt ihn. Alle häuslichen und zufriedenen Personen im Roman gehen wieder an ihr Tagesgeschäft, und erst lange, lange nachher trifft die mitleidige Kugel, die den Armen hinwegnimmt. Die letzten Seiten des Buchs sind mit einer gräßlichen Marter gefüllt, es ist der zuckende, wilde Schmerz eines bloßgelegten Nervs, den immer wieder eine rohe Hand berührt. Und das Alleinstehen im Roman ist noch um vieles peinvoller, als jenes auf den Schweizer Bergspitzen. Man begreift, daß einer solchen Brust die Umgebung starrer Felsenfirnen lieber ist, als die stille, maulende Sippschaft von Muhmen und Vettern, die heimlich um den unverstandenen

Digitized by Google

Verurtheilten flüstern und sich hinter seinem Rücken lange moralische Briefe schreiben.

Aber, frage ich von Neuem, wie kam ein solches Buch in jene Zeit? — Hierauf wäre kaum eine Antwort zu finden, wenn man nicht annähme, daß jedes Individuum ursprünglich bestimmt sey, einen gewissen Kreis von Ideen und Stimmungen durchzumachen; je höher die Intelligenz, desto weiter der Kreis. Es käme nur darauf an, daß ein großer Dichter recht lange lebte und in jeder dieser Stimmungen ein Werk schriebe, so wäre es völlig unmöglich, daß er veraltete. Allein freilich, wo fände sich ein solches, in voller Geistesstärke beharrendes Leben? Wenn der „ewige Jude“ Schriftsteller wäre, was er nun unglücklicherweise nicht ist, er könnte nie aus der Mode kommen.

Es ist ein Nachtheil unseres Romans, daß er in Briefen abgefaßt ist. Diese Einkleidung, früher so beliebt, gestattet eine übermäßige Breite, ja sie fordert sie sogar. Unter dem Vorwand psychologischer Treue fluthet ein unendliches Wasser kleiner Details, in die Behälter einzelner Briefe abgedämmt, über den eigentlichen Stoff der Geschichte. Es ist die geschwätzigste Manier, seine Begebenheiten an den Mann zu bringen. Alles korrespondirt, die Geliebte mit dem Geliebten, eine alte Tante mit einem alten Onkel, der Bediente mit seinem Kameraden und das Kammermädchen mit der Wäscherin. Solch ein Roman ist gleichsam ein ungeheurer Postsack, und der arme Leser, der so viele Briefe auf einmal bekommt, ist wahrlich zu entschuldigen, wenn er einige unerbrochen wieder zurückschickt, das heißt ganze Abschnitte überschlägt.

Zum Schluß sey mir noch erlaubt, einige Verse aus dem ersten Theile dieses wundervollen Romans anzuführen. Sie lauten:

Es sprach der Gram in banger Geisterstunde:
Du bist zu Qualen eingeweiht,
Ein Ziel des Schicksals Grausamkeit.
Die Bogen sind gespannt, und jede Stunde
Schlägt grausam dir stets neue, blut'ge Wunde.

Dich werden alle Menschenfreuden fliehen,
Dich spricht kein Wesen freundlich an,
Du gehst die wüste Felsenbahn,
Wo Klippen drohn, wo keine Blumen blühen,
Der Sonne Strahlen heiß und heißer glühen.

Die Liebe sey auf ewig dir versagt.
Das Thor ist hinter dir geschlossen,
Auf der Verzweiflung wilden Rossen
Wirst du durch's öde Leben hingejagt,
Wo keine Freude dir zu folgen wagt.

Dann sinkst du in die ew'ge Nacht zurück:
Sieh tausend Elend auf dich zielen,
Im Schmerz dein Daseyn nur zu fühlen:
Ja erst im ausgelöschten Todesblick
Begrüßt voll Mitleid dich das erste Glück.

Man halte gegen diese Verse das wunderschöne Abschiedslied im Childe Harold, und man wird über die Verwandtschaft der Gefühle erstaunen, die beiden zum Grunde liegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Fouriers Hypothese, * wie sie sich mit einem wahren Luxus nirgend übler verschwendeter analytischer Calcüls in seinem Hauptwerke: „Théorie analytique de la chaleur,“ Paris, 1823, 4. entwickelt findet, legt der Erdkugel einen ursprünglichen Hitzegrad bei, welcher den des weißglühenden Eisens noch übertraf, und mit welcher sie plötzlich in einen eiskalten Raum versetzt wurde, in dem sie allmählich erkaltete, bis sie in den gegenwärtigen stationären Zustand gerieth.

Gegen diese Art von Auffassung der Phänomene der Erdwärme erhebt sich nun Poisson, zu welchem wir endlich übergehen, indem er bemerklich macht, daß die sphäroidische Gestalt der Erde und ihre Abplattung an den Polen der Rotationsaxe keinen Zweifel über ihre ursprüngliche flüssige (teigartige) Beschaffenheit übrig lasse, bei welcher sie durch Fouriers Hitze, statt sich zu verdichten, in Dämpfe und Dünste hätte versetzt werden müssen. Wäre aber wirklich doch Verdichtung eingetreten, so würden die inneren, später abgekühlten Schichten, vermöge ihrer Ausdehnungstendenz, nothwendig die äußeren, dicht gewordenen zersprengt haben, wovon die Erdoberfläche aber nichts zeige. Aus diesen Gründen schreibt Poisson die Temperaturzunahme nach innen, welche nun einmal als Beobachtungsresultat fest steht, nicht einer primitiven Erdhitze, sondern vielmehr der in verschiedenen Zeiten ungleichen Intensität der Astralwärme zu, welche aus der Ungleichheit der Temperatur derjenigen Regionen des Weltenraums entspringt, die die Erde durchwandelt, indem sie der Sonne bei ihrer progressiven Bewegung ** folgt. „Wenn man,“ sagt er, „von einem Punkte der Erdoberfläche in irgend einer Richtung eine gerade Linie unbegrenzt fortzieht, so wird sie zuletzt immer einen sichtbaren oder unsichtbaren Stern treffen. Die Erde befindet

* Eigentlich die erneuerte Büffon'sche Ansicht, deren Grundzüge wir bei unsern mehrfachen Betrachtungen über diese wichtige Materie in unsern Blättern häufig angedeutet haben.

** Vergl. die in Nr. 204–207 über die progressive Bewegung unseres ganzen Sonnensystems im Weltenraume beigebrachten Beweise.

Digitized by Google

sich also in einem Raume, welcher allwärts von einer geschlossenen Hülle begrenzt wird, und von einem äußerst lockern Aether erfüllt ist. Obgleich die Dimensionen dieser Sternenhülle unermeßlich sind, so würde dies doch die wärmende Wirkung derselben auf den Erdkörper weder hindern noch verringern, wenn der Aether nichts von der durchgehenden Wärme absorbirte. Wenn die Sternenhülle überall die nämliche Temperatur besizt, so wird ein Thermometer an irgend einem Orte innerhalb dieser Hülle, abgesehen von jenem Absorptionsvermögen des Aethers, immer dieselbe Temperatur zeigen. In diesem Falle muß auch der Erdkörper diese Temperatur annehmen; nur wird sich dieselbe durch die Mitwirkung der Sonne noch steigern. Allein diese Voraussetzung einer solchen gleichen Temperatur aller Theile der Sternenhülle ist durchaus unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß die Sterne, gleich der Sonne, eine eigene, durch wechselseitige Strahlung nicht auszugleichende Wärme besitzen. Nun nähert sich die Erde bei der langsamen Bewegung unseres ganzen Sonnensystems im Weltenraume gewissen Sternen und tritt mit ihnen in einen neuen Wärmeaustausch; von andern Gestirnen dagegen entfernt sie sich und büßt dabei also deren bisherigen Wärmeeinfluß ein. Ist sie demnach gegenwärtig in eine kältere Himmelsregion übergegangen, so wird davon zunächst die Erkältung ihrer obersten Schichten die Folge seyn, je tiefer die Schichten liegen, je weniger werden sie noch davon afficirt werden, und die verbleibende Temperaturzunahme nach innen hin, ist also eine ganz natürliche Folge davon."

Diesen Muthmaßungen Poisson's über vermeintliche Erkältung der Oberfläche der Erde gegen früher, sezt nun Dove selbst nachstehende Bemerkungen über Unveränderlichkeit der Durchschnittstemperatur für mehrfache Gegenden der Erde entgegen: „Daraus, daß der Weinbau keine höhere Jahreswärme als 17° erträgt, Datteln bei niedrigerer Temperatur als 18° nicht mehr reifen, kann man schließen, daß ein Land, in welchem Wein und Datteln zugleich gedeihen, nicht kälter als 17° und nicht wärmer als 18° seyn kann. Dies gilt jezt von Palästina; es galt aber schon zu Moses Zeiten von diesem Lande. Hier hätten wir also, durch Aussage eines natürlichen Thermometers, einen Beweis der unveränderlichen Durchschnittstemperatur einer bestimmten Gegend, seit den frühesten Zeiten historischer Ueberlieferung. Strabo berichtet, daß die Cevennen in Gallia Narbonensis die nördliche Grenze des Oelbaums bildeten. Dies ist aber heute noch der Fall. Nach Theophrast konnten von der aus Persien in Griechenland eingeführten Cordia myxa nur in Cypern, und nicht nördlicher, genießbare Früchte erhalten werden; eben so verhält es sich noch in unsern Tagen." Diese Beispiele lassen sich noch sehr vervielfältigen, und dennoch überzeugen sie uns nicht von der durchgängigen Unveränderlichkeit der mittlern Temperatur der Erdoberfläche. Wir fahren vielmehr fort, nach Analogie der magnetischen Abweichung und Neigung einen großen Gang der Temperaturveränderung über den ganzen Erdboden anzunehmen, wenn diese Revolution auch vielleicht in sehr weite Zeitgrenzen eingeschlossen ist. Dem Erdkörper wohnt, nach unserm Dafürhalten, eine gewisse lebendige, vom Sonnenstande nicht unbedingt abhängige, eigene Wärmethätigkeit bei, welche sich, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, selbst in der Launenhaftigkeit des Witterungsganges ausspricht. Da die Geschichte der Wissenschaft leider oft nichts mehr ist, als die Geschichte der betreffenden mehrfachen Hypothesen, ohne alle bestimmte Entscheidung über deren absoluten Werth, so haben wir gemeint, hinter den Hypothesen von Peron und Prevost, Davy, Fourier, Poisson und Dove, auch die unsrige über die Ursache der Erdwärme andeuten zu dürfen. Den Lesern bleibt nun die Wahl.

(Die Fortsezung folgt später.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

Die schweizerischen Naturforscher in Neufchatel.

Vor einigen Jahren stellte das Morgenblatt diesen interessanten wissenschaftlichen Verein dar, nahe dem ewigen Schnee, zwischen den Felsen, die Helvetien von Italien scheiden, in seiner Versammlung auf dem Hospiz des großen St. Bernhard. Seitdem ist er in verschiedenen Hauptstädten der Schweiz zusammengekommen: voriges Jahr in Solothurn, und vergangenen Juli in Neufchatel. Es war unsere schweizerische Juliwoche, frei von aller politischen Bedeutung, frei von aller Pariser Decoration und Verbrämung, rein wissenschaftlich, rein menschlich, rein brüderlich. Seit jener fast romantischen Zusammenkunft nahe an achttausend Fuß über der Meeresfläche, ist keine gehalten worden, die außer dem rein scientifischen so mannichfaltiges anderes Interesse dargeboten hätte, als die Neufchateler.

Bekanntlich hat diese Stadt selbst einen ausgezeichneten Naturforscher an Agassiz, den Europa durch seine geistreichen und gediegenen Untersuchungen über die fossilen Fische kennt. Sein Name steht leitend an der Spize des Gymnasiums, einer durch solche Lehrer, aber auch durch ihr neues, wahrhaft prächtiges Gebäude merkwürdigen Anstalt. Er war voriges Jahr in Solothurn zum Präsidenten der schweizerischen Naturforschergesellschaft für 1837 gewählt worden. Es kamen mehr denn hundert-und-zwanzig Naturforscher in Neufchatel zusammen, nicht allein aus den nahen Kantonen Bern, Waadt, Solothurn, Genf und Freiburg, sondern auch von Basel, Aargau, St. Gallen, Glarus, Appenzell und Wallis, größtentheils alte Bekannte, die sich schon oft begrüßt hatten. Die meisten kamen schon Sonntags den 23sten Juli an, und zwischen den naturforschenden Potentaten Decandolle, Leopold v. Buch, El. Beaumont, Charpentier und Agassiz reihten sich anerkennend und freundlich die Kleinern. Es war ein anmuthiges Wiederfinden, Wiedererkennen und

Digitized by Google

Willkommenheißen im Hause Contons, des Vicepräsidenten der Gesellschaft, wo eine gute Collation bald das Fremde ausglich, wo es sich ja noch gezeigt hätte. Wir waren auf die bei diesen schweizerischen Vereinen gewöhnliche Weise bei den Bewohnern der Stadt einquartirt, die sich zu dieser Last gedrängt hatten; die meisten von uns bedauerten es, täglich mit ihren angenehmen Wirthen und Wirthinnen nur wenige Augenblicke des Morgens zusammen seyn zu können. Montag (den 21sten) Morgens begann die erste öffentliche allgemeine Sitzung in einem der Säle des Gymnasiums; zahlreiche Ausländer und Einheimische, auch Damen waren zuhörend gegenwärtig. Professor Agassiz begrüßte zuerst die conföderirten Naturforscher auf das Wohlwollendste, und ging dann gleich zu der neuen Theorie über, die der Salinendirektor v. Charpentier (aus Dresden) in Bex (Kanton Waadt), bekanntlich durch sein geologisches Werk über die Pyrenäen und andere Arbeiten einer unserer ausgezeichnetsten Naturkundigen, über gewisse geologische Erscheinungen aufgestellt hatte, besonders über die großen Granitblöcke, die in bedeutender Entfernung am Rand und in den Thälern des ganz kalksteinigen Jura's zerstreut liegen, ein Gegenstand, worüber schon von Charpentiers Vorfahren im Amt, dem berühmten Haller, und von de Saussure in Genf abweichende Meinungen aufgestellt worden sind. Hierauf kamen die Berichterstattungen der Commissionen und die innern Angelegenheiten der Gesellschaft an die Reihe, und dann folgte die Gesellschaft ihrer seit vorigem Jahr angenommenen Weise: sie trennte sich nämlich in fünf verschiedene Sektionen nach den Hauptzweigen der Naturwissenschaften. Diese Spaltung und Zersplitterung mag ihr Gutes haben, und bisweilen die gründliche Erschöpfung eines Gegenstandes vor lauter Sachkennern erleichtern. Diesmal aber war sie sehr unangenehm; denn die Diskussion über jene neue und interessante Ansichten Charpentiers wurde in der geologischen Sektion vorgenommen, wo zwischen Charpentier, v. Buch und Agassiz ein höchst anziehender, rascher Austausch abweichender Meinungen über diesen Gegenstand vorkam, dem aber andere ausgezeichnete Naturforscher nicht beiwohnen konnten, z. B. Decandolle von Genf, weil er in der botanischen Sektion saß, wo gerade keine bedeutende Verhandlung vorkam. Bei jener geologischen Diskussion fehlte auch noch ein Meister vom Fach, nämlich El. v. Beaumont, der erst später in Neufchatel ankam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, August.

(Beschluß.)

Seydelmann in Berlin. Die Cholera. Sagen und Mährchen aus Potsdam.

Seydelmann gastirte hier. Seit langen Zeiten wieder eine Erscheinung auf unsern Brettern, und zwar dieselbe bedeutende Erscheinung, wie vor zwei Jahren. Aber Viele hätten gewünscht, es wäre eine neue geworden, d. h. der Künstler wäre in neuen Rollen, oder solchen aufgetreten, denen seine Schöpferkraft ein eigenthümliches Leben eingehaucht hätte. Statt dessen sah man ihn in den wohlbekannten als Marinelli, Klingsberg, Ossip und Shylock. Auch ließ er sich nicht einmal, wie man doch erwartete, zu einer Zugabe aus alten Schätzen erbitten, und eilte fort, selbst ohne seinen meisterhaften Cromwell gespielt zu haben. Ein Streit über ihn ist in der hiesigen Vossischen Zeitung ausgebrochen. Herr Rebenstein hatte seine Ansichten einer bedingten Würdigung des Künstlers in einer Art ausgesprochen, über die Herr Reilstab, als Mitredakteur der Zeitung vom Publikum angesehen, sich in dieser Stellung und als Bewunderer Seydelmanns verletzt fühlte. Da Herr Rebenstein anfänglich seine Kritik nicht unterzeichnet hatte, und insofern Herr Reilstab vom Publikum als Verfasser derselben betrachtet wurde, hatte dieser allerdings eine Berechtigung zum Widerspruche gegen Ansichten, die nicht die seinigen sind; im Uebrigen dreht sich der Streit um Punkte, welche bei Seydelmanns früherem Hierseyn schon mehr oder weniger besprochen sind, und nie zu einem Endresultate führen werden, da es in der subjektiven Auffassung eines jeden Zuschauers liegt, ob er in dem Künstler nur die Grenzen des Verstandes, Studiums und Talentes erreicht, oder dieselben übersprungen und einen schaffenden Genius erblicken will. Die Stimmen sind durchaus getheilt. Keine Seite läßt sich durch die Gründe der andern überzeugen; das Gefühl will entscheiden. Niemand wird aber das bestreiten, daß Seydelmann gegenwärtig der erste deutsche Schauspieler — wir möchten es gern, allgemein gehalten, aussprechen, da wir aber an Ludwig Löwe in Wien denken, sagen wir — daß er, wenigstens im weiten Felde der Charakterrollen, der erste deutsche Mime ist.

Aber der Streit erregt kein Interesse mehr. Nicht geringe Theilnahme für den ehrenwerthen Gast, noch für die Streiter, oder die Art, wie sie streiten, ist die Ursache, sondern — ein anderer, fürchterlicher Gast in unsern Mauern. Wir glaubten uns nach einem zweimaligen Heimsuchen des schnell tödtenden Uebels, dessen Namen man jetzt geflissentlich vermeiden zu wollen scheint, vor einem dritten Anrücken, wenigstens mit Heeresschaaren, gesichert. Auf dauernde Spukbesuche war man gefaßt. Es ist anders gekommen, und der Schreck lagert auf's Neue in unserer Stadt. Noch zwingt man sich zwar zu dem Anschein, als sey Alles, wie vorher; es werden keine Todtenlisten publicirt, aber desto ängstlicher ist die Nachfrage nach den geführten, und Jeder weiß die ansteigende Zahl der Krankenanmeldungen und Sterbefälle. Nach der fürchterlichen Hitze ist zwar jetzt Kühlung, sogar Kälte eingetreten und damit einige Hoffnung auf Besserwerden; die ersten Rückwirkungen des Umschlags sind aber noch traurig genug. Lassen Sie mich etwas übergehen, dessen graue statistische Seite die Zeitungen, früher als diese Zeilen zum Druck gelangen, aufnotirt haben werden. Vor charakteristischen Zügen, die hieher gehören könnten, möge uns ein günstiges Geschick bewahren. Ich möchte meinen diesmaligen Bericht nicht mit diesem trüben Gegenstande schließen, und erwähne deßhalb, wie auch von hier aus dem Göttinger Jubiläum ein ansehnlicher Besuch zugedacht ist, nachdem man einige Zeit der Meinung war, die bandverschen Verhältnisse würden den Glanz des seltenen Festes dermaßen dämpfen, daß es für Fremde gerathener wäre, ganz davon zu bleiben. — Zum Schluß mache ich Ihre Leser auf ein interessantes Curiosum aufmerksam. Eben ist bei Riegel in Potsdam eine Sammlung Sagen und Mährchen aus Potsdams Geschichte und Vorzeit erschienen. Verfasser ist der Hauptmann von Reinhard, Sohn des lezten von der Caesarea majestas gekrönten Poeten weiland römisch deutschen Reiches, Carl von Reinhard, der als Herausgeber des Bürgerschen Nachlasses bekannt ist. Die Stadt Potsdam scheint so wenig zu Traditionen Stoff zu bieten, und doch finden sich in der Sammlung treffliche Sagen, mit dem echten Typus der Volkserfindung. Auch die Darstellung ist einfach und charakteristisch. Freilich auch manche Hülsen unter den Körnern.

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 21. September 1837.

— Bei Ehren bleiben
Die Orakel und gerettet sind die Götter.
Schiller.

Türkische Sitten und Regierung.

Aberglauben.

Die Türken stecken voll Aberglauben, um so mehr, da die Regierung durch öffentliches und feierliches Beispiel dazu mitwirkt. Dieser Aberglauben ist tatarischen Ursprungs und auf ihren Eroberungszügen haben ihn die Türken noch in jedem unterworfenen Lande vermehrt. Ihre Armeen gehen nicht vorwärts, ihre Flotten rühren sich nicht, wenn nicht vorher das Horoscop gestellt worden ist und gut gesprochen hat. Bei allen nur einigermaßen außerordentlichen Unternehmungen muß der Sultan vorher seine Astrologen über den Echerof-saaf oder den günstigen Augenblick fragen. Alle Türken glauben steif und fest, daß manche Leute Glück, andere dagegen Unglück bringen. Diese nennen sie Ogursuz, jene aber Ogurlu. Wehe dem Ogursuz, der über die Straße ginge, wo eben ein feierlicher Aufzug herbei kommt; er würde auf der Stelle erschlagen. Edelsteine üben auch großen Einfluß auf die, welche sie tragen. Dem Smaragd und Sapphir schreiben sie viel Böses zu, gar Gutes hingegen dem Diamant, Lapislazuli, dem Rubin, Jaspis und Karniol, besonders aber dem Türkis. Alle diese Steine schützen vor dem „schlimmen Blick.“ Ein Pferd mit einem weißen Fleck auf der Stirn ist durchaus Unglück bringend; wäre es auch noch so schön, so taugt es doch nichts in den Augen der Türken. Gar sehr nimmt man sich in Acht, sein Petschaft von einem Mann stechen zu lassen, der unter einem bösen Stern geboren seyn soll; lieber läßt man es von einem machen, der viel weniger geschickt ist, dessen Arbeiten aber den Ruf haben méiménetlu zu seyn, oder Glück zu bringen. Unter den Haupttönen der persischen Musik ist einer, den die Türken nie hören lassen; denn sie sind fest überzeugt, es bringe Unglück, wenn man ein Stück in diesem Ton sänge.

Die Santons stehen in großer Verehrung bei den Türken, wenn sie ihr Handwerk nur mit Geschick zu treiben und die Schwachen gut an der Nase zu führen wissen. Man nennt sie Evlipas oder Heilige. Es gibt keine Dummheit und Abgeschmacktheit, die nicht in Ansehen käme und geglaubt würde, wenn diese Leute sie aussprechen und versichern. Alle Vornehme und Hochstehende, die Paschas, Großvizirs und ersten Würdenträger des Reichs haben eigene Santons und fragen sie oft um Rath. Sie brauchen sie auch dazu, dem Volk Sand in die Augen zu streuen. Der berühmte Yussuf-Aga, Intendant bei Sultans Selim Mutter, kaufte nach dem Rath seines Santons mehrere Lebensjahre von seinen Schmeichlern zu verschiedenen Preisen. Es wurde darüber eine Urkunde ausgefertigt und vom Käufer und Verkäufer und den Zeugen unterschrieben; so glaubte sich Yussuf-Aga im sichern

Digitized by Google

Beſitz von vierhundert Lebensjahren. Drei Jahre hierauf wurde ihm der Kopf abgeſchnitten, und unter ſeinen Papieren fand ſich der Contrakt über ſein langes Leben; ich habe ihn ſelbſt geleſen.

Der jetzige Sultan war 1812 in Gefahr, Thron und Leben zu verlieren, weil die Janitſcharen bemerkt hatten, er wolle ſie abſchaffen und vernichten. Um ihnen zu imponiren und ſie irre zu führen, ließ er einen Greis Namens Ebu-Suond von Jeruſalem nach Konſtantinopel kommen, der in dem Ruf ſtand, ein großer Heiliger zu ſeyn. Die Pfortenminiſter und der Großadmiral Huchren-Paſcha kannten die geheime Abſicht des Sultans und ſprengten unerhörte Dinge von den Wundern aus, die der Heilige auf ſeinem Weg vollbracht haben ſollte. Die Türken in der Hauptſtadt warteten mit Ungeduld auf ihn, beſonders Lahme und Blinde. Endlich kam er an. Alle Pfortenminiſter, Würdenträger des Serails und Ulemas beſuchten ihn, um von ſeiner Heiligkeit etwas auf ſich ausſtrömen zu laſſen. Der Sultan ſelbſt ging incognito zu ihm, unterhielt ſich lange mit ihm, und als er wieder weggehen wollte, hing ihm der Alles wiſſende Heilige eine Hirka, d. h. eine Art von Mantel um, wie Mahomet getragen. Der Sultan war darüber entzückt und voll Freude und ließ ausſprengen, der Heilige habe ihm eine lange, glückliche Regierung verſprochen. Dieſer Ebu-Suond war ein abgefeimter Schelm, aber ſchlau und überdies ein geſchickter Bauchredner, was ihm ſehr zu ſtatten kam und woraus er großen Vortheil zog. Der Vater des Großmuftis, ſelbſt ein hoher Geiſtlicher, veranlaßte mich einmal, mit ihm zu Ebu-Suond zu gehen. „Komm mit mir," ſagte er, „der Heilige wird dich gewiß gut aufnehmen und dir eine Stelle anweiſen neben dem Großvizir und dem Großadmiral: dieſe Herren beſuchen ihn incognito alle Tage und bei ihm laſſen ſie Rang und Macht bei Seite." Dieſe gefährliche Gleichheit ſchmeichelte aber meiner Eigenliebe nicht und ich ging nicht auf ſeinen Vorſchlag ein.

In der Türkei iſt's nützlicher wahnſinnig als klug und weiſe zu ſeyn. Je ſtärker und ausgeſprochener der Wahnſinn iſt, deſto mehr verehren ihn die Leute. Der Verſtand iſt ihnen eine menſchliche Berechnung auf eine Zukunft, die ſich nicht beſtimmen läßt; der Wahnſinn hingegen ſpricht die göttliche Weisheit aus, welche alle Welten und die Unermeßlichkeit der Zeiten umfaßt. Die Wahnſinnigen zerfallen in zwei Abtheilungen. Einige ſind zur Vorherſagung des Guten, Andere zur Vorherſagung des Schlimmen inſpirirt. Jene werden wie unmittelbare Organe der göttlichen Güte betrachtet und daher überall ſehr freundlich aufgenommen; die Andern aber ſcheinen den Türken Werkzeuge des göttlichen Zorns; man fürchtet, aber ſchont und vermeidet ſie; ihre Perſon iſt unverletzlich und ſelbſt ihre abſcheulichſten Handlungen werden geduldet; ihre Läſterungen gegen Gott und die Religion verabſcheut man zwar, ſtraft ſie aber nicht dafür, wie Andere, die der Volkswuth nicht entgehen würden; denn nach der allgemeinen Meinung ſendet ſie Gott ſelbſt als Geißeln der Menſchheit. Dieſe glückliche Lage der Irren wird nicht ſelten benuzt: Leute die in ihrer Jugend nichts gethan und gelernt und im Alter kein Auskommen haben, ſind klug genug, um die Narren zu ſpielen, wobei ſie ſich, wenn ſie nur vorſichtig ſind, trefflich ſtehen.

Der Aberglaube der Türken hat jedoch eine ſehr gute Seite; denn ihm verdanken wir die Erhaltung mancher Gebäude aus dem Alterthum. Was dem chriſtlichen Fanatismus der erſten Jahrhunderte, der Barbarei ſlaviſcher Horden, der Wuth der Kreuzfahrer und Lateiner, was ſpäter der Zerſtörung der Venezianer, Genueſer und Lord Elgins entging, wurde durch den Aberglauben der Sarazenen erhalten; denn ſie hatten die feſte Ueberzeugung, jedes alte Gebäude und Denkmal habe einen Gott oder Genius als Schutzgeiſt: ein gar freundlicher Gedanke, der vielleicht an Ort und Stelle aus der griechiſchen Mythologie übrig geblieben, oder eine unwillkührlich dem griechiſchen Genius dargebrachte Huldigung iſt. Mit der Religion nahmen ſie dieſen Glauben von den Sarazenen an und ſtehen hinſichtlich der achtenden Schonung der griechiſchen Alterthümer noch jezt weit über ſo vielen Fremden aus civiliſirten Ländern, beſonders den vandaliſchen Engländern, denen es ein Leichtes iſt, ein ſchönes korinthiſches Kapitäl, eine Statue oder eine Vaſe zu zerſchlagen, um nur ein Stück davon mit nach Haus ſchleppen zu können. Als Lord Elgin das Fries des Pantheons ausbrechen ließ und die herrlichen Marmorquader bisweilen donnernd auf die Erde ſtürzten, ſtand der Paſcha von Athen düſter dabei, nahm zu Zeiten die Pfeife aus dem Mund und wiſchte ſich die Augen; wer war hier der Barbar? Die Türken zerſtören die Alterthümer nicht, aber ſie thun auch nichts, ſie zu erhalten, ſie ſchützen ſie nicht vor Wind und Wetter. In allen Ländern, wo fanatiſche Chriſten nicht verwüſtend die Oberhand hatten, z. B. in Kleinaſien, ſtehen noch ganz verlaſſene Städte voll Statuen, die keine Hand angerührt hat, als ſtumme und doch redende Zeugen einer Zeit voll Kunſt, Genie, Regſamkeit und Pracht. Die Provinzen dieſſeits des Taurus, die ich alle durchreiſt habe, verdienen beſonders die Aufmerkſamkeit unterrichteter europäiſcher Reiſender. So z. B. enthält die große Provinz Paphlagonien, türkiſch Iſſoni, mehrere verlaſſene Städte, deren Gebäude mit ihren Säulen, Basreliefs und Statuen noch ſtehen, als wenn die Einwohner wieder kommen würden; herrliche Denkmäler der Pracht der kappadociſchen Könige und der römiſchen Kaiſer.

Digitized by Google

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortsetzung.)

Romantiker.

Die Romantiker werden selten; man muß sie aufkaufen wie altes Porzellan. Die Muse ist müde geworden, den Hippogryphen zu satteln zum „Ritt in's alte romantische Land;“ denn sie merkte wohl, daß die Wenigsten dort wirklich anlangten, und daß die große Zahl sich's bequem machte und überall anderswohin klepperte, nur nicht in das romantische Land. Wieland selbst, der Erste, der diesen Ritt unternahm, verirrte sich auf eine so wunderliche Weise, daß er bei dem modernen Lusthäuschen Crebillons herauskam, nachdem er mit großem Ernst die Straße nach dem Pallaste Arioſts eingeschlagen. Dergleichen ist ärgerlich. Man konnte es der Muse nicht verdenken, daß sie, nachdem ein so erfahrener alter Ritter auf die falsche Fährte gelenkt, das schöne Roß nun nicht mehr jedem Anfänger vertrauen wollte, der sie darum ansprach. Goethe erhielt das stolze Thier, und man sagt, er soll wirklich ein Stück des verheißenen Landes gesehen haben. Wie dem auch sey, der Andrang wurde von nun an ganz gewaltig. Das einzige so schwer zu erlangende Roß genügte nicht mehr, es brachen zugleich ganze Heerschaaren auf, und unter diesem trunkenen Haufen gab es äußerst possierliche Gestalten. Sie machten bei ihrem Auszuge einen tollen Lärm, und als sie heimkehrten, nahmen die Druckerpressen in Deutschland einen ungewöhnlichen Schwung. Es wäre Unrecht, von diesen Helden mit Spott zu sprechen, da die meisten von ihnen bald nach ihrer Rückkunft eines jähligen Todes verstarben, und man den Todten billigerweise nur Gutes nachrühmen soll. Einige Nachzügler des Kreuzheeres sind jedoch dem allgemeinen Schicksal entgangen und leben und schreiben noch. Ihre Gebilde sind daran zu erkennen, daß sie immer noch in dem gemüthlichen, rosenrothen Schein sich bewegen, der Anfangs so verführerisch die Sinne einnahm. Man findet auf den Blättern dieser selten gewordenen Autoren noch immer die beliebten Klostermauern, die strengen Aebtissinnen, schmachtenden Nonnen, ehrenfesten Ritter; der alterthümliche Hof zu Worms und der Saal zu Speier spielen immer noch eine große Rolle, und das derbe, liebenswürdige Deutsch der Stallknechte wechselt mit den modernen Phrasen eines zarten Ritterfräuleins ab. Den Verehrern dieser Schriften wird noch immer dieselbe alte Laute vorgespielt, auf der die Finger des ehrlichen Baronets zur Freude Europas auf und ab fuhren; man bläst ihnen noch immer das beliebte Waldhorn vor, das seine ersten Klänge im „Franz Sternbald“ ertönen ließ, und wie das Horn des Hüons seitdem die ernsthaftesten Leute tanzen machte. Das Alles ist noch nicht gänzlich dahingeschwunden.

Ueber die „Epigonen.“

In diesem hübschen Buche findet man Alles, was man bei den Romantikern vermißte. Hier ist nicht „Geert und Nantje,“ sondern hier sind die Interessen der Gegenwart; hier nicht mehr der alte Saal zu Speier, sondern der Salon der modernen Zeit. Nebenbei macht man sich über den alten Saal zu Speier lustig, und das ist ganz gut. Ich hörte vor Kurzem im Lesekabinet eines vornehmen Badeorts folgendes Zwiegespräch. Doch muß ich zuvor den Hauptsprecher skizziren. Er glich vollkommen dem Prokurator im „Candide,“ der Alles tadelt, und für den man aus diesem Grunde leicht eine unbegrenzte Ehrfurcht empfindet; denn, denkt man bei sich, gleich dem guten Martin, wie unendlich gescheit muß derjenige seyn, dem Alles kleinlich und gering erscheint, was uns zur höchsten Bewunderung hinreißt. Mein Prokurator sah die gefüllten Bücherbretter an, wie ein ruhiger Bürger die anrückenden Reihen eines feindlichen Heeres ansehen würde, das da erscheint, um ihn aus seiner Ruhe und seiner Zufriedenheit herauszutreiben. Anfangs glaubte ich, er gehöre zu einer gewissen neuen Schule, deren Anhänger sich's zur Pflicht gemacht haben, selber nichts zu produziren, um mit desto mehr Muße über alles Produzirte herzufallen; allein seine Grundsätze und Ansichten stimmten nicht zu diesem Bilde. Es war in ihm kein Funke jenes Cliquengeistes, der so widerwärtig ist, und doch oft in seinen Wirkungen so ersprießlich. Er redigirte kein Tageblatt, und lobte nicht, um wieder gelobt zu werden; mit einem Worte, er gehörte nicht zu den „Strebenden.“ Es versteht sich von selbst, daß kein einziges Journal auch nur mit dem geringsten Wörtchen der Bücher, die er drucken ließ, Erwähnung that. Dies ist so natürlich; wo sollte man ihn auch hinthun? In die Spalten welcher Zeitschrift gehörte eine Feder, die lauter „unzeitgemäße Dinge“ schrieb? Der Prokurator war ein unbrauchbares Möbel. Er rächte sich, wie gesagt, für diese vorsätzliche Nichtachtung dadurch, daß er Alles verdammte, was nur von ferne das Ansehen eines Buches hat, seine eigenen Bücher nicht ausgenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hohenzollern-Hechingen, September.

Musikfest in Hechingen.

Den 6ten und 7ten dieses Monats fand die Feier des dritten Musikfestes des Schwarzwaldvereins dahier statt. Am

Digitized by Google

Whereas the Petition of Mary Ann Hall of the City of Baltimore Widow and Relict of Thomas Hall late of the City of Baltimore Merchant deceased was presented to the General Assembly at November Session 1809 setting forth that the said Thomas Hall departed this life on the 15th day of October 1809 leaving a Will and Testament in which he appointed your Petitioner Executrix and Trustee for the benefit of his Children and that your Petitioner has duly proved the said Will and Testament and taken upon herself the Execution thereof and the Trust thereby reposed in her and that the said Thomas Hall died possessed of a considerable Personal Estate and of a Real Estate consisting of a Lot of Ground with the Improvements thereon situate in the City of Baltimore and bounded on the North by Lot No. 1 on the East by Lot No. 3 on the South by Lot No. 5 and on the West by Lot No. 7 which Lots were laid out by the said Thomas Hall and that the said Thomas Hall by his Will and Testament directed that the said Lot of Ground should be sold by your Petitioner and the Proceeds thereof applied to the payment of his Debts and that your Petitioner has sold the said Lot of Ground for the sum of Two Thousand Dollars and that the Personal Estate of the said Thomas Hall is insufficient to pay his Debts and that your Petitioner has applied to the Orphans Court of Baltimore County for the Sale of the said Lot of Ground and that the said Court has refused to decree the same because the said Lot of Ground is not situate in Baltimore County and that your Petitioner has applied to the Orphans Court of the City of Baltimore for the Sale of the said Lot of Ground and that the said Court has refused to decree the same because the said Lot of Ground is not situate in the City of Baltimore and that your Petitioner has applied to the Chancellor of this State for the Sale of the said Lot of Ground and that the said Chancellor has refused to decree the same because the said Lot of Ground is not situate in Baltimore County or

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 22. September 1837.

Wer Leben endet Ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

G. Schwab.

L'orage.

Imité de l'allemand de Gustave Schwab.

30. Juin 1828.

Enfant, mère, grand'-mère, aïeule au front qui tremble
Dans la chambre écartée aujourd'hui sont ensemble.
L'Enfant joue et la mère attise ses cheveux.
La grand'-mère au rouet file en baissant les yeux.
Près du poêle l'aïeule en son fauteuil s'incline — —
Dieu! quel air étouffant et lourd sur la poitrine! . .

L'Enfant dit: c'est demain fête! . . je m'en irai
Jouer dans les buissons et je gambaderai!
Que je vais m'en donner sur les monts dans les plaines! . .
De mille fleurs je veux revenir les mains pleines.
Parmi les prés je sais un coin si beau, si doux! —
Comme la foudre gronde au loin! l'entendez vous?

La mère dit: demain, c'est fête patronale,
Nous aurons un brillant banquet dans la grand' salle,
J'ai moi même apprêté mes plus riches atours.
La terre tourne: après le chagrin, les beaux jours
Où le soleil luit d'or et rajeunit le monde. —
Entendez vous au loin comme la foudre gronde?

La grand'-mère dit: c'est demain solennité;
Mais, grand'-mère, on n'a ni gaité ni jour fêté,
L'on file les habits, l'on travaille au ménage,
Vivre n'est que labeur sans fin, peine, esclavage;
Honneur à qui remplit ses devoirs envers tous! —
Comme la foudre gronde au loin, l'entendez vous? —

L'aïeule dit: demain, je crois, c'est grande fête,
Si la mort me voulait demain, oh! je suis prête!
Je ne puis plus chanter ni rire maintenant,
Je ne suis qu'un vieux meuble usé, triste et gênant;
Inutile, à quoi bon demeurer sur la terre? —
Voyez-vous, en tombant, comme la foudre éclaire? . .

Ils ne l'entendent pas, ne voient pas sa lueur;
La chambre flambe ainsi qu'une torche qui meurt.
Enfant, mère, grand'-mère, aïeule au front qui tremble
Du même éclair frappés succombent tous ensemble,
D'un seul coup tous les quatre ont obtenu leur fin —
Morts! . . . — et demain? . . . c'est fête au village demain!!

J. Létoublon.

Digitized by Google

Die noblen Passionen.

Von Wilhelm v. Chezy.

Das Zechen.

An der Tafel eines deutschen Fürsten erwähnte ein Gelehrter, als die Rede auf das Zechen kam, wie schon Tacitus berichte, daß die Deutschen dem Becher sehr gewogen seyen; da fragte ein grauer Edelmann: „Wie lange ist es wohl her, daß dieser Tacitus lebte?“ — „Ei, das mag bereits an die fünfzehnhundert Jahr her seyn.“ — „Nun denn,“ sprach der Ritter, „so wollen nicht wir es seyn, die ein so altes, gutes Herkommen in Verfall gerathen lassen.“ — Und seit jener wackere Deutsche getreulich das Seinige beitrug, der starken Väter Brauch aufrecht zu erhalten, sind wiederum drei Jahrhunderte vorübergegangen, und auch wir sind keineswegs gesonnen, das „alte, gute Herkommen“ abzuschaffen; laßt uns daher freisam und ohne Gefährde zechen, wie die edlen Vorfahren thaten; doch ferne bleibe dem fröhlichen Gelag der falsche Schalksknecht, der fürchten muß, daß ihm das treulose Herz auf die Zunge trete und der güldene Trank seine Anschläge verkundschafte, und vor Allem hütet euch vor jenen nüchternen, dem Anschein nach so ehrbaren Gesellen, die, wo der Becher kreist, nicht ehrlich mithalten, sondern statt dessen sich auf die Lauer legen.

Da wir aber nicht den vollen Brüdern und andern Bärenhäutern das Wort reden wollen, so müssen wir diejenigen ausnehmen, deren schwache Gesundheit oder zu große Jugend den Wein zu einem Feinde verkehrt, welcher, statt sie angenehm zu erregen und zu erheitern, nur ihren Kopf betäubt, ihre Sinne verwirrt, ihre Vernunft auslöscht und ihnen, zur Ausführung seiner bösen Ratschläge, die Rücksichtslosigkeit mit der Stärke des Wahnsinns einflößt.

Die Vorfahren, welche nichts so sehr als körperliche Kraft schätzten, sahen auch im Zechen eine Aeußerung, einen Wettstreit derselben und hielten es daher für einen Vorzug, andere darin überbieten zu können, für eine Feigheit, sich freiwillig für überwunden zu bekennen, wenn auch für keine Schande, überwunden unter die Tafel zu rollen. Heutzutage wird nur verlangt, daß bei vorkommender Gelegenheit ein rüstiger und gesunder Mann ehrlich mitmache, doch so, daß er noch einigermaßen seiner Sinne mächtig bleibe und daß er sich nicht zu einem Gewohnheitstrunkenbold gestalte, was zu dem Stand unserer jetzigen gesellschaftlichen Verhältnisse nicht mehr paßt. Vorzüglich gilt dies von ritterlichen Männern, welche einerseits, da die Ausbildung und Uebung der körperlichen Kraft zu ihrem Berufe gehört, auch beim Becher als unerschrockene Soldaten und Jäger sich tapfer halten sollen, und andrerseits, da feinere Sitten ihnen unerläßlich sind, nicht für volle Brüder gelten dürfen; ebenso ist dieser Grundsatz auch auf die Künstler anzuwenden, welchen es nicht zu verwehren, daß sie, die engen Grenzen des gewöhnlichen Lebens überschreitend, auch dem Wein huldigen, wie der Liebe, nur geschehe beides mit Geschmack, nach jenem großen, auch in dieser Hinsicht unübertroffenem Vorbild: Goethe, den wir als einen der ausgezeichnetsten Lebenskünstler bewundern, wenn auch dieser Vorzug, der ihn selbst beglückte, der Nachwelt gleichgültig bleiben kann, in so fern sie nur die hinterlassenen Werke, nicht den Dichter selbst in Anschlag bringt.

Der deutsche Adel zeichnet sich immer noch im Zechen vor seinen Standesgenossen in andern Ländern aus, wie schon vor Jahrhunderten; und auch hier müssen wir aus früherer Zeit wieder ein Muster erwähnen, dessen wir bereits bei anderer Gelegenheit gedacht haben: August den Starken, den nie ein Sterblicher niedergetrunken. Als ein kaum zwanzigjähriger Jüngling richtete er Venedigs edle Jugend bei den berüchtigten Abendschmäusen im Hause der Trompetina übel zu, ohne je die geringste Unbequemlichkeit davon zu spüren. Er hätte es leicht dem ehrenfesten Schweinigen nachgethan, der, als sein Fürst (wie er in seinen Denkwürdigkeiten berichtet) von ihm bei einem Bischof behauptete, er würde den Schwenkkessel von fünf Maß wohl auf einen Zug leeren können, bescheidentlich hinter die Thüre trat, zur Probe das Kunststück unternahm und dann hervorkommend sagte: „Ihre fürstliche Gnaden, ich glaube mich dessen unterstehen zu können; laßt nur füllen!“ — In Polen hat August auch manchen guten Zug gethan und noch lebt jenes sonderbare Sprichwort: „Quand Auguste boit, la Pologne est ivre!“

Das Zechen ist ein geselliges Vergnügen, und ein Mann, der für sich allein mehr trinkt, als just der Durst erfordert, ist entweder schon sehr versunken, oder — ein Britte. Die Engländer nämlich tragen eine gewisse Scheu vor fremden Gesichtern und ziehen deßhalb die Einsamkeit der Gesellschaft unbekannter Leute vor, während im Gegentheil die Franzosen um jeden Preis mit andern zu verkehren suchen und z. B. an einer Wirthstafel den Coampagner als Vermittler herbeirufen, den ein Sohn Albions, so ihm die Laune ankommt, für sich allein schlürft, nachdem er sich allenfalls noch über die Frage des Kellners: „wie viel Gläser?“ verwundert. Unter guten Freunden aber wissen die Engländer recht wacker zu zechen; nachdem von der Tafel die Damen aufgestanden, geht die Flasche munter im Kreise, die Gesundheiten werden ausgebracht und die Fröhlichkeit, der Fesseln entledigt, regt und bewegt sich. Da die Gläser jedoch nach alter Sitte immer auf Einen Zug geleert werden müssen, hat man den Ausweg ergriffen, sie nicht voll zu schenken, während bei uns das Leeren auf Einen Zug so ziemlich abgekommen ist, wie das ehemalige Zutrinken und Bescheidthun,

Digitized by Google

das eine große Last war; einst gab es Verbote dagegen, die aber nichts halfen, so lange sie noch mit den Sitten im Widerspruch standen, wie der Reichstagsbeschluß vom Jahr 1500, der bei vollen Bechern verspottet ward.

(Der Beschluß folgt.)

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens fand ich den Prokurator allein im Lesezimmer mit dem obigen Buche beschäftigt. Er hielt es zwischen seinen dicken Fingern und ließ die Seiten mit einer unglaublichen Geschwindigkeit an sich vorübergleiten. Dabei sang er eine Opernarie, schnupfte Tabak, spielte mit zwei sehr artigen Blenheim-Spaniels, lorgnettirte nach den vorübergehenden Morgenspaziergängerinnen und verzehrte zugleich ein filet mignon de poulet. Das war die Art, wie der Prokurator Bücher las; konnte er es nicht auf diese Weise, so that er's gar nicht. Nach einer kleinen Weile trat ein Freund herein, setzte sich auf den Stuhl, von dem der Prokurator aus besonderer Rücksicht seine Füße herabgleiten ließ, und es begann folgendes Gespräch: „Sie lesen was Neues?" — „Ja." — „Und Sie finden es?" — „Teufelmäßig schlecht; verfehlt im Plan, wie in der Ausführung." — „Wie gewöhnlich." — „Dennoch kann ich Ihnen sagen, daß das Buch von guten Gedanken wimmelt und daß es in einem ganz allerliebsten Styl geschrieben ist." — „Ach," sagte der Fremde und griff in die dargebotene Dose des Prokurators, „wer von uns wüßte nicht, daß ein Buch ganz teufelmäßig schlecht und dabei ein vorzügliches Werk seyn kann?" — „Sie sind spottsüchtig," erwiderte der Prokurator und verschlang dabei ein ungeheures Stück Poulet; allein ich bleibe bei meiner Behauptung, es werden keine Bücher mehr geschrieben, die es verlohnten, seinen Daumen und Zeigefinger an Pappendeckel und Druckpapier täglich auch nur eine Stunde zu reiben. Ich sage Ihnen, Petrarka war der lezte, der einen guten Vers machte; in dem Kopfe Shakespeares, will ich Ihnen zugeben, keimte die lezte wahrhaft dramatische Idee, Cervantes schrieb den lezten guten Roman — alles Späterfolgende ist Nachahmung und das Kommende wird eine Nachahmung einer Nachahmung seyn, wenn nicht das Mittel eintrifft, von dem allein Rettung zu hoffen ist." — „Und dieses Mittel?" — „Dieses Mittel sind die Barbaren."

Es entstand eine Pause, während welcher der Zuhörer den Prokurator staunend ansah. „Aber," fuhr dieser fort, und zog dabei die Brauen in die Höhe, „es müssen Barbaren von der echten Sorte seyn. Verstehen Sie mich, Lieber? Ha, wie wollte ich da mit Freuden selbst Hand an's Werk legen und den Feuerbrand in jene fluchwürdigen Kabinette schleudern, die sich Lesekabinette nennen!" Hiemit glühten die Augen des Prokurators ungewöhnlich, und er erhob den Schenkel seines Poulet drohend, als wollte er ihn mit allem Nachdruck in den Jabot seines Gegners schleudern.

„Sie würden doch einige Bücher retten wollen?" fragte dieser bestürzt und ängstlich. — „Kein einziges. Somit würden die Runzeln aus dem Antlitz der Menschheit alle getilgt seyn, und unsere Nachkommen hätten wieder eine frische Jugend. O mein Freund, es ist grausenerregend, welch eine Last von Büchern beklemmend auf uns liegt! Welch ein Vergnügen muß derjenige gehabt haben, der zum ersten Male seine Ideen in einen Sack schob und diesen Sack „Buch" nannte! Sein Entzücken muß höchstens von den Gefühlen des Glücklichen übertroffen worden seyn, der zum ersten Male in diesen Sack griff, oder der das erste Buch las. Und als man zwei solcher Bücher beisammen hatte — wie merkwürdig! und vollends drei — welch ein wunderbares Ereigniß! und waren es fünfzig, so wurde eine Stadt deßhalb berühmt, und man eroberte sie wegen ihrer fünfzig Bücher." — „Sie sind witzig," erwiderte der kleine Mann ruhig; „aber sagen Sie mir, wie finden Sie diese Brühe?" — „Nicht sonderlich; doch wieder auf unser Buch zu kommen," rief der Prokurator mit einer Miene voll Wichtigkeit. „Wissen Sie wohl, daß es das beißendste Epigramm auf die Demokratie enthält, das ich seit langer Zeit gelesen habe?" — „Ach, was Sie sagen! Der Verfasser steht doch gerade nicht im Rufe eines so scharfen Parteigängers?" — „Ich verehrte ihn bis jezt nur als Dichter," rief der Prokurator; „aber urtheilen Sie selbst, ob ich nicht Recht habe. Die Lehre des Buchs ist augenscheinlich diese: Ein Rotürier kann, nach den Verhältnissen, wie sie jezt bestehen, allenfalls Gold gewinnen, er kann Fabriken anlegen und scheinbar sogar den Adel an Macht überflügeln; aber dieses hindert nicht, daß er immerdar heimlich die Dupe des Adels bleibt, der zwar von ihm sich willig seine Reichthümer abnehmen läßt, dafür jedoch an den hübschen Frauen der Fabrikherrn sich schadlos hält. Die Lehre ist verdammt beißend und im übermüthigsten Stolz der Kaste gegeben. Der Adel geht unter, gut; aber die Canaille soll wenigstens auch nicht triumphiren. Dafür ist gesorgt, daß sie, auf ihren Geldkasten sitzend, den Todesstoß erhält." — „Das alles erregt meine Neugier. Erklären Sie sich etwas deutlicher über dieses sonderbare Buch; ich bitte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, August.

Theater der Hauptstadt.

Es gibt zwei Theater in Madrid, de la Cruz und del Principe genannt, welche sich weder durch Schönheit, noch durch Größe oder Glanz auszeichnen; das eine wird meist für die italienische Oper benuzt, das andere für die spanische Comödie. Noch unvollendet ist das neue große Schauspielhaus, so wie der prächtige königliche Pallast selbst, dem es gegenüber liegt, und wie so manches andere Werk auf der Halbinsel, das vor der Vollendung Ruine wird. Auf den Schöpfungen und dem Leben Carls V. scheint überhaupt ein Fluch zu ruhen. Ein viertes, kleineres Theater kommt nicht in Betracht. Als ich zum ersten Male die Comödie in Madrid besuchte, wurde unter Anderm ein kleines Stück dargestellt, das auch die deutsche Bühne hat, jene Geschichte von einem armen Componisten, der im ärgsten Elende seine reiche Tochter wiederfindet, in welche sein Unglücksgefährte, ein armer Poet, verliebt ist. Es wurde unter dem Titel: „El compositor y la estrangera," auf dem Theaterzettel sehr gepriesen, und obgleich Manches darin auf Spanien nicht paßte und daher bei der Darstellung verfehlt wurde, machte es lebhaften Eindruck. Mich rührte es innig; es rief Bilder aus der Kindheit und dem Vaterlande in mir auf. Auch etwas Geschmackloses kann unter Umständen das Herz mit wehmüthigen Erinnerungen erfüllen und Thränen in das Auge locken. Einige Tage später sah ich eine moderne Tragödie, Jacob II. betitelt, welche zum ersten Male gegeben wurde und den ganzen Abend ausfüllte. Es sollte darin die Periode der englischen Geschichte geschildert werden, wo die Regierung aus den Händen Carls II. in die Jacobs übergeht. Der Verfasser gab sich als ein Exaltirter zu erkennen; denn einmal waren überall moderne liberale Floskeln angebracht, welche, wie drollig sie sich auch oftmals im Munde jener historischen Personen ausnahmen, doch stets mit Begeisterung aufgenommen und beklatscht wurden, und dann mußten sich auch die Jesuiten auf das Gröbste mißhandeln lassen. Wenn jener berühmte Orden solche Schwachköpfe zu Mitgliedern gezählt hätte, wie sie die modernen spanischen Comödien aufführen, nie könnte er seinen großen Ruf erlangt haben! Das Publikum unterließ nicht, jede Anspielung, welche die heilige Brüderschaft oder ihre Prätentionen lächerlich machen sollte, mit Beifall zu überschütten; wahrhaft ungestüm wurde das Klatschen, als der Jesuit, den neuen König, welcher von Vereinigung des „Throns und Altars" sprach, unterbrechend, sagte: „Nein, Sire, des Altars und Throns!" Dieses Witzes wurde sehr lobend in einer sonst Vieles rügenden Kritik des Stückes erwähnt, welche des andern Tags in einer Zeitung erschien. Sonderbarerweise habe ich in den beiden einst vorzugsweise katholischen Städten, in Brüssel und Madrid, dieselbe Sucht im Publikum gefunden, über die Geistlichkeit, besonders über Mönche und Ordensbrüder, loszuziehen; jedes Wortspiel auf Kosten dieser Leute kann auf sichern Beifall rechnen. Aus ästhetischem Gesichtspunkte betrachtet hat das Stück keinen Werth; wenig Handlung, viele Deklamation, welche kalt läßt. Vom Wesen des Tragischen haben überhaupt die heutigen spanischen Dichter keinen Begriff; sie ahmen in dieser Beziehung durchaus die moderne Romantik in Frankreich nach. Der eigentliche Zweck des fraglichen Stücks scheint nur zu seyn, die große Sympathie an den Tag zu legen, welche das gebildete Spanien im Allgemeinen für England fühlt. Es strotzte von Lobeserhebungen des englischen Volkes und der englischen Freiheit. Weil die Franzosen seit vielen Jahren Spanien täuschen und das größte Unheil über dies Land brachten, sind sie fast durchgehends verhaßt, wo nicht verachtet; der Name Engländer aber ist gegenwärtig hier die beste Empfehlung. Man hielt mich zu wiederholten Malen meiner nordischen Körperbildung wegen für einen Ingles, und überhäufte mich mit Beweisen von Achtung und Aufmerksamkeit. Um dann die Leute wieder rasch von mir zu entfernen, brauchte ich bei der ersten Gelegenheit nur zu sagen, ich sey ein Preuße; wer hier den Prusiano nicht haßt, bedauert oder verachtet ihn, weil man nur Unwahres von Preußen kennt. Von Deutschland hat man ganz verschiedene und höchst sonderbare Ansichten. Man hält es für ein Land voller Kuriositäten, und ist begierig, etwas davon zu erfahren. Neulich lud mich ein spanischer Arzt ein, zu ihm zu kommen und ihm recht viel von Deutschland zu erzählen, wo noch die uralten patriarchalischen Sitten herrschten.

Noch will ich heute von einem andern neuen Drama in acht Akten und in Versen reden welches der erste dramatische Versuch eines jungen Dichters seyn soll, der Don Patricio de la Escosura heißt, und dessen erste Vorstellung von $8^1/_2$ Uhr bis nach Mitternacht währte. Es ist eine Marter, vier Stunden lang ein Drama abhaspeln zu sehen, worin fast immer nur dasselbe geredet und gehandelt wird, mögen darin auch die wohlklingendsten Verse vorkommen. Es hat seinen Titel „la corte del buen Retiro" von dem Orte der Handlung. Der Retiro ist ein königliches Schloß zu Madrid unweit des Prado mit einem großen, schönen Parke, welcher mit dem Prado in Verbindung steht, und wie dieser fast zu jeder Stunde, besonders jedoch Abends, von Spaziergängern belebt ist. Unter den vielen im Drama vorkommenden Personen sind in Wahrheit nur vier redende und eine handelnde. Die ersten sind ein spanischer König aus dem Hause Oesterreich, seine Gemahlin, eine Bourbonische Prinzessin, ein junger Graf, der die Königin liebt und von ihr geliebt wird, und ein Jesuit, welcher die Reden und Handlungen der königlichen Gemahlin belauert. In den drei ersten Aufzügen geschieht nichts, als daß die beiden Liebenden sich aufsuchen und die Eifersucht und der gerechte Verdacht des Königs sich kund geben. Im vierten Akte entlarvt sich der Jesuit, indem er der Königin seine heftige Leidenschaft zu ihr erklärt und droht, dem Könige schriftliche, von ihm aufgefangene Beweise ihrer Liebe zum Grafen zu übergeben, wenn sie sich seinem Verlangen nicht füge. Man glaubt die Hauptkatastrophe und das Ende des Stückes nahe. Im fünften Akte bringt die Königin Nachts in das Schlafgemach des Jesuiten, der über der Entwendung jener wichtigen Papiere erwacht. Eine Kraftscene folgt: der Jesuit, vor dem Dolche der Königin zitternd, zeigt, daß er eben so feige als häßlich ist. Die Rache des Königs und des Jesuiten füllen dann die drei letzten Aufzüge aus. Die Königin hat nämlich dem Grafen eine geheime Zusammenkunft versprochen. Der König, davon vom Jesuiten in Kenntniß gesezt, stellt mit eigener Hand einen rothgekleideten Henker an den zum Rendezvous bestimmten Ort. Diese einzige handelnde Person erdolcht den Grafen bei seinem Eintritte. Mit dieser Handlung ist das Drama zu Ende. Von Poesie ist bei diesem Stücke keine Rede; aber man vermißt selbst jenen zarten Takt, der doch sonst in der spanischen Poesie und Galanterie gewöhnlich ist. Die Königin spielt bei aller Sentimentalität eine höchst unwürdige Rolle; der Graf ist eine der unschuldigsten Personen, und ihn allein trifft Strafe.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 228.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 23. September 1837.

Laß sie nur Alle, so frißt einer den anderen auf.

Goethe.

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Fortsetzung.)

So hören Sie. Das Buch ist sehr allegorisch gehalten; es ist voll symmetrischer Gegensätze, und desto sicherer kann man annehmen, daß es dem Verfasser darum zu thun ist, eine gewisse Lehre zu geben. Zwei Hauptmassen zeigen sich in der architektonischen Anordnung: ein Fürst und sein Hof und ein reicher Fabrikherr mit seiner kaufmännischen Umgebung. Mitten innen, beides verbindend, steht ein kleiner Pavillon für die Liebe, allein er ist ziemlich mesquin gerathen. Der Baumeister fand nicht mehr Platz vorräthig, vielleicht glaubte er auch, daß die Zeit selbst den Pavillons nicht mehr ganz günstig sey, und er verlegte darum den seinigen an eine Stelle, wo der stille Gottesdienst der darin Feiernden einerseits von den rauschenden Schwungrädern der Fabrik, andrerseits von dem Geplauder der Hofschranzen gestört wird. Für den Helden des Romans sind bequeme Treppengänge gebaut und er kann trockenen Fußes aus der Fabrik in den Hofsalon und aus diesem wieder zurück in die Fabrik gelangen. Zwischendurch ruht er im Pavillon wieder aus.

Aber es ist noch die Frage, ob er der Held ist. „Frei athmen macht das Leben nicht allein!“ sagt Iphigenie, und „Zuschauen macht den Helden nicht allein,“ könnte man hier ausrufen. Wie jede der großen Personagen in der alten französischen Tragödie ihren Confident mit sich vor die Lampen bringt, so ist's Mode geworden im Roman, daß sämmtliche Mitspielende sich einen und denselben Confident halten, und das ist der Held. Man begreift, daß die Rolle ziemlich ihr Langweiliges und Beschwerliches haben muß. Oft ist's nöthig, daß der arme Vertraute Arm und Bein breche, damit der Autor Gelegenheit bekomme, ihn in ein Schloß zu bringen, wo gerade Jemand eines Vertrauten bedarf; noch öfter bildet sich der arme Scheim ein, daß man ihn liebe, und die Schöne benuzt ihn nur, um unbemerkt ihren Gefühlen für den abwesenden Geliebten Raum zu geben. Es ist ein hartes Stück Brod, das solch ein gutmüthiges Stück von einem Helden genießt. Zum Dank für seine übermäßigen Sklavendienste theilt ihm dann wohl noch der Autor, wenn der Roman zu Ende geht, das unbedeutendste Mädchen zu, das keiner von den andern hochmüthigen Personnagen haben will.

Herman genießt vor den Helden seiner Art des Vorrechts einer mysteriösen Geburt. Er verdankt sein Daseyn der Frivolität eines Adligen, die durch eine edle That eines Bürgerlichen sanctionirt wird. Somit ist er recht

Digitized by Google

eigentlich zur Mittelperſon in dem Streit der Parteien geſchaffen, aber er thut wenig dazu, dieſe Parteien zu vereinigen. Die Sache hat auch ihre Schwierigkeiten, und unſer Held liebt nicht, ſich übermäßig anzuſtrengen, wie wir ſchon bemerkt haben. Er iſt ein getreues Abbild des politiſchen Juſte-milieu. Er findet auf der einen Seite, daß ein hinreißender Zauber in der „Eleganz des Benehmens“ eines ariſtokratiſchen Cirkels liegt, auf der andern Seite macht er aber auch die Bemerkung, daß dieſe edlen Formen nicht wohl in ihrem Glanze beſtehen können, wenn den Auserwählten das „geheimnißvolle Etwas“ abgeht, das derzeit in der Kiſte des Plebejers ruht. Daß dieſes ſich nicht mit jenem vereinigen läßt, das macht den aufrichtigen Schmerz unſeres Helden aus. Er grollt deßhalb ernſtlich der Kiſte des Plebejers, ſezt ſich aber dennoch zu guter Lezt in Beſiz deſſelben, oder vielmehr der Autor ſchenkt ſie ihm großmüthig, weil er nicht weiß, wo er eigentlich mit der fatalen Kiſte hin ſoll.

„Ach,“ rief der Kleine ungeduldig aus, „was verſtehen Sie, Beſter, unter dieſer Kiſte? Sie kommen unnöthig oft, wie es mir ſcheint, darauf zurück. Soll das vielleicht ein Wiz ſeyn?“ — „Durchaus nicht,“ entgegnete der Prokurator. „Um dieſe Kiſte, um den ſoliden Beſiz, um die reelle Macht dreht ſich das Ganze. Die Frage, die der Autor aufwirft, ſcheint die zu ſeyn: Wenn wir die poetiſchen Illuſionen und die großen Erinnerungen, auf die der Adel fußt, vernichten, welche Macht im Staate verdient dann an die Stelle zu treten? Die reichgewordene Induſtrie, das perſonificirte Geld? — Mit nichten. Hören wir den Beweis, den er führt. Ein durch die Zeitbedingniſſe, zum Theil auch durch eigenes Verſchulden herabgekommenes Fürſtenhaus ſteht gegenüber einem ehrlichen, reichgewordenen Bürger, der ſeinen Stolz darein ſezt, nicht mehr ſeyn zu wollen, obgleich ſeine Reichthümer unermeßlich ſind und ihm ein günſtiges Ungefähr ſelbſt das Beſizthum des Fürſten in die Hände ſpielt. Er bleibt in ſeiner Fabrikſtadt, er ändert nichts an ſeinem Haushalt, er fühlt ſich ſicher, denn er weiß, daß er mit ſeinen ſchnarrenden Rädern, mit ſeinen dampfenden Keſſeln und unter den unermüdlich ſauſenden Maſchinen ein Mann der Zeit iſt, daß er nothwendig, unentbehrlich iſt, und ſo ſchaut er aus dem kleinen Fenſter ſeines Comptoirs ruhig auf die verſinkenden Ruinen des Adelsſchloſſes oben auf dem Berge. Dort iſt die Illuſion zu Hauſe, dort ſäumen goldene Abendwolken das ewig junge Bild der Poeſie. Edle, aber ſchwache Menſchen ſuchen auf dem halb zertrümmerten Altar die heilige Flamme zu ſchüzen, aber ſie erliſcht ihnen unter den Händen. Ihre Verzweiflung iſt grenzenlos. Das iſt der Adel, das iſt der Bürgerſtand des neunzehnten Jahrhunderts, ſo wie unſer Autor ſie aufzufaſſen für gut befunden hat.“ — „Ich ſehe hier noch immer keinen entſchiedenen Vorzug, den der Verfaſſer dem Adel gegeben,“ warf der Kleine ein. „Warten Sie nur,“ entgegnete der Prokurator mit wichtiger Miene, „die Hauptſache kommt nach. Der Bürger triumphirt aber er iſt doch nicht ganz perſonifizirtes Geld, unſer Autor hat ihn auch mit Gefühl ausgeſtattet, er hat eine äußerſt verlezbare Stelle, und das iſt die Liebe ſeines Weibes. Sie iſt geſtorben, aber er baut ihrem Andenken ein paar verunglückte Denkmäler, und die Treue dieſes ſeltenen Weſens iſt ihm das Heiligſte, worauf er ſchwört. Das iſt rührend, werden Sie mir zugeben, und wahrhaft grauſam iſt der Streich, den unſer Autor gerade gegen dieſe ſchwache Stelle jezt führt. Er läßt den Armen die Entdeckung machen, daß dieſelbe treue Gattin heimlichen Umgang mit dem Fürſten gepflogen und daß der einzige Sohn des Kaufmanns ein Baſtard iſt. Dieſe Enthüllung geſchieht in dem Augenblick, als dem Fabrikherrn die größten Schäze zufallen und der gewonnene Prozeß ihm die Güter des Fürſten zuwirft. Ihr Beſiz wägt die fürchterliche Nachricht nicht auf, die ihm den Todesſtoß gibt. Er ſtirbt mit einem Fluch gegen den Adel auf den Lippen, dem es gelungen iſt, ſich auf die empfindlichſte Weiſe zu rächen für die Wucherkünſte, die ihm ſein Beſizthum geraubt. Die Nemeſis räumt auf: Zum Ueberfluß wird noch der junge Baſtard in eine der Maſchinen geworfen und kommt zwiſchen den Rädern jämmerlich um's Leben. Dies erinnert an die Wahlverwandtſchaften, wo auch ein kleiner Wechſelbalg, mit dem man nicht recht weiß wohin, auf ähnliche Weiſe zu Grunde geht. Herman und die Geldkiſte bleiben nun übrig.“

(Der Beſchluß folgt.)

Das Zechen.

(Beſchluß.)

Daß von jeher das Zechen oft in das Laſter des Volltrinkens ausartete, brauchen wir kaum zu erwähnen, ſo wenig als daß die gebrannten Waſſer in neueren Zeiten dieſem Laſter den traurigſten Vorſchub leiſteten; ſchweigend wenden wir den Blick von der niedrigen Ausſchweifung und ihren Folgen, und betrachten nur die fröhliche Abweichung vom Pfad ſtrenger Nüchternheit, den bemitleidend, der ſich das verſagt, was die Natur ihm ſo gütig darbietet, um ſein Herz zu erfreuen.

Den Wein verachtet übrigens keines der Völker, die ihn ziehen; Spanier und Italiener trinken ſogar ſehr viel, und haben Unrecht, die Nordländer unmäßig zu ſchelten, denen der feurige Saft ſchneller zu Kopf ſteigt als ihnen, die für ſo nüchtern gelten wollen, bloß weil

Digitized by Google

die Gewohnheit sie mehr vertragen lehrte, denn ein Neapolitaner z. B. nimmt im Tage eine weit größere Masse Weins zu sich, als der Schweizersoldat, der, ein Spott der Kinder, am Abend der Kaserne zutaumelt. So ging es in Wälschland auch unsern Vorfahren, und seit Jahrhunderten heißen deßhalb die Deutschen dort Trunkenbolde. Einige Deutsche haben in Italien jedoch die Tugend der Mäßigung gelernt, die mehr werth ist als die Mäßigung an und für sich; so haben Manche sich vom heiligen Vater Schutzbriefe ausstellen lassen, auf daß Niemand mehr sie nöthigen dürfe, über ihren Willen Bescheid zu thun; andere haben daheim eine Urgicht ausgestellt und Urfehde geschworen, daß sie sich mäßigen wollen auf eine gewisse Zeit, oder für immerdar, gewöhnlich unter Strafgeding, aber nie bei ihrem Ehrenwort.

Während jedoch heutzutage Leute von Erziehung stets mit einer gewissen Auswahl den Freuden des Bechers zu huldigen pflegen und somit das Zechen als eine noble Passion treiben, gibt es auch noch viele, welche das Saufen als eine Aufgabe ihres Lebens zu betrachten scheinen; namentlich trifft dieser Vorwurf ganze Gesellschaften von Jünglingen, die, während sie die Hoffnung der Wissenschaft und Gelehrsamkeit vorzustellen berufen sind, ihre allenfallsigen Geistesgaben in den Dünsten wüster Räusche ersticken, bevor sie sich noch entwickeln können. Wir mögen es allenfalls nachsehen, wenn solche, deren Beruf in Feld und Wald, hinaus in die freie Luft zu fortwährender Bewegung und Anstrengung führt, sich öfter als eigentlich gut wäre, mit dem Zechen vergnügen; denn ob sie auch an jeglichem Abend mit schwerem Haupte sich zu Bette legen, so wendet doch ihre sonstige Lebensart die schlimmsten Folgen ab, oder verzögert sie mindestens; auch müssen wir den Offizier entschuldigen, der in die trockene Langeweile und Leerheit des Garnisonslebens durch häufige Anfeuchtungen einige Abwechslung zu bringen trachtet. Was aber soll aus denen werden, die, indem sie mit wüstem Haupte und verquollenen Augen sich am Morgen erheben, einen Tag sitzender Arbeit, des Lernens und der Sammlung vor sich sehen? Entweder werden sie im Katzenjammer die kostbare, so schmal zugemessene Zeit verlungern, oder ihrer Pflicht nachzukommen trachten, und dennoch nur ihre Nerven überreizen, ohne etwas Wesentliches zu leisten; und am schlimmsten ergeht es dabei den hochbegabten Geistern, wenn die starke Seele den aufgeregten und angestrengten Körper zur Folgsamkeit zwingt, und ihn so in unverhältnißmäßig kurzer Zeit aufreibt. Somit sind die Folgen jener Kameradschaften von Studenten, in denen fidele Brüder sich wie alte Kriegsgurgeln einander auf's Leder saufen, dreifach: sie machen ihre Mitglieder zu Taugenichtsen und Tagdieben, sie verwandeln die Fähigern in junge Greise, sie graben den Besten, so wie den körperlich Schwächern eine frühzeitige Gruft. So ist es auch schon vorgekommen, daß reifere Männer von ausgezeichneten Talenten durch die vereinte Aufregung des Weines und des geistigen Schaffens ihr Leben zerstörten, wie Mozart und Callot-Hoffmann.

Hiemit schließen wir diese flüchtigen Bemerkungen über die noblen Passionen, die so viel Freude und zugleich so viel Leid über die Welt bringen, und die so mächtig in alle Verhältnisse des Lebens eingreifen, daß es nicht in den Kräften des Verfassers stand, sie gründlich zu erörtern, wenn dies etwa auch sein Zweck gewesen wäre. Wir werden uns glücklich dünken, wenn es uns gelungen, ein müßiges Stündlein einem edlen Manne wegzuplaudern, der, auf ein thatenreiches Leben zurückschauend, dabei auch seiner noblen Leidenschaften denkt, und wie er sie geübt; noch mehr aber, wenn irgend ein Jüngling durch unsere Worte sich in dem Vorsatz gestärkt fühlt, auch in seinen Vergnügungen an adeligem Thun und Wesen festzuhalten, und nie über jene Schranken zu setzen, von wannen keine Rückkehr mehr ist. Vielleicht geschieht es auch, daß Einer oder der Andere von denen, die wir spielend zu belehren trachteten, zum Nachdenken über Verhältnisse angeregt wird, die er bisher keiner näheren Betrachtung für würdig hielt, und so die thatsächliche Darstellung in ihm bewirkt, was nie die Ermahnungen eines Sittenlehrers, und spät erst, oder zu spät, das Leben mit seinen blutigen Zurechtweisungen vermocht hätte.

Morgen- und Abendroth.

Des Tages Nahen, wie sein Scheiden,
Schmückt beides er mit goldnem Schein,
Und seine Wonnen oder Leiden
Malt er mit Purpurfarben ein:

Das Morgenroth, im Osten offen,
Es kündiget die Sonne an,
Erglüht, ein schönes Flammenhoffen,
Wie es sich nie erfüllen kann.

Das Abendroth, so rosig stille,
Von lichter Wolkenschaar umsäumt;
Der Abglanz nur von Freudenfülle,
Die du beim Morgenroth geträumt.

Für beide gibt die ferne Sonne
Die purpurgoldnen Strahlen her:
Doch einstens folgt auf Morgenwonne
Kein scheidend Abendroth uns mehr!

Emma v. Nindorf.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, August.

(Beschluß.)

Die spanischen Theater.

Dagegen hat das Drama viel Spanisches und zeigt nationale Eigenthümlichkeiten. In einem der Akte wird jenes elegante spanische Spazierengehen in dichten Reihen auf den Paseos, wie bei uns auf den großen Bällen, und das Leben und Treiben dabei sehr wahr dargestellt. Dies würde auf der Bühne eines andern Landes gar nicht verstanden werden. In einem andern Akte sieht man jene echt nationalen Belustigungen des spanischen Volkes. Man hört dabei die gewöhnliche Tanzmusik mit dem schreienden Gesange. Dies klingt eigenthümlich froh und schmerzlich, wie Mährchen aus uralter Zeit, welche im Volke noch lebendig geblieben sind. Es ist eine Leier ohne Variationen, und doch möchte man sie immer von Neuem hören. Das Schmettern der Castagnetten beim Tanz hat für den Spanier etwas unwiderstehlich Anziehendes. Auch der Tod des Grafen an sich, wie in der Art der Vollstreckung ist echt spanisch. So nur rächt sich der gemeinste wie der vornehmste spanische Ehеherr, welcher sich in seinem Rechte gekränkt glaubt. Das ganze Stück athmet dabei die alte, steife Etikette und formelle Ehrfurcht der Spanier gegen den König: kniend naht man ihm, kniend nimmt man von ihm Abschied. Von diesem Drama las ich andern Tags in einem Baturrillo einer Madrider Zeitung eine sehr vortheilhafte Recension. „Wir sehen mit dem größten Vergnügen," hieß es darin, „daß man inmitten der Verwüstung, welche der Bürgerkrieg anrichtet, und während der unglückliche Zustand der Nation die Einbildungskraft von jedem andern Gegenstande abzulenken scheint, anfängt, das dramatische Feld mit auserlesenem Geschmacke zu bebauen, und dies läßt uns die gegründete Hoffnung fassen, daß das spanische Theater dereinst seinen alten Glanz wieder erlangen werde."

Alles, was in Spanien zum Theater gehört, ist liberal; schon weil die Kirche hier der Bühne feindselig gegenübersteht. Was die Kirche in diesem Lande unterdrückte und schmähte, das mußte nothwendigerweise in großer Verachtung leben. Kunst und Wissenschaft bringen an sich hier keine materiellen Vortheile. Der Buchhandel kennt keinen Verlag auf Spekulation; der Autor läßt seine Werke auf eigene Kosten drucken, und verliert meist dabei. Zum Drucke von Sammlungen von Liedern und andern Sachen verbinden sich gewöhnlich die Theilnehmer, bilden sich Vereine. Unter solchen Umständen, wo die äußere Existenz aller guten Köpfe von Gehalten abhing, welche entweder der Staat oder die Kirche anwies, konnten Kunst und Wissenschaft sich nur gelegentlich, im Auslande und mit Lebensgefahr an diesem Zustand rächen. So fehlte auch der spanischen Bühne immer mehr der Boden, auf dem sie sich allein national erhalten und entwickeln kann; zuletzt erschien sie bloß als ein Wiederschein der französischen, wie die ganze spanische Literatur, und verdiente endlich die Verachtung, in der sie früher durch den Einfluß der Kirche gestanden. Wie Alles in diesem Lande, ist auch die Bühne in neuem Ringen und Streben, und daß dies nicht vergeblich ist, beweisen die schon gemachten Fortschritte. Im Allgemeinen liebt der Spanier sein Schauspiel, und viel mehr als Musik und Oper. Die große Masse bewegt und entzückt ein Stiergefecht allerdings noch mehr; ein kühner Picador, mit seiner Lanze einem feurigen Stiere gegenüber, ein Matador oder Espada, der den Todesstoß geschickt führt, kann sie zu wahrer Begeisterung hinreißen; allein auch hierin hat sich schon Vieles verändert. Die spanische Sprache hat Rhythmus, ist klar, vollönig, reich, voll Humor und Kraft. Alles dies macht sie sehr geeignet für dramatische Dichtkunst und die Bühne. Die eigenthümliche Grandeza in ihr verleitet oft die Schauspieler zur Affektation, zur Karrikatur. Vieles im Aeußern haben die Mimen von ihren französischen Kunstgenossen angenommen, wie z. B. das ekelhafte, affektirte Zittern der Hände. Selbst das Gute der Franzosen wird hier durch Nachahmung schlecht. — Oftmals meinte ich Deutsche zu vernehmen, wenn ich von Weitem castilianisch sprechen hörte. Dies begegnet einem auch wohl mit andern germanischen Mundarten, nie aber mit den andern romanischen und ebensowenig mit den slavischen Sprachen. Der Grund davon ist, daß die spanische Sprache viele Guturalconsonanten mit der deutschen gemein hat; dies gibt manche Aehnlichkeit im Ton, so verschieden sie auch sonst in jeder Beziehung sind. Die Italiener, Portugiesen und Franzosen betonen mehr mit den Lippen und dem Munde; die Spanier holen schon manche Buchstaben tiefer aus der Kehle, doch bleiben andere im Munde, die wir tiefer heraufholen, z. B. das r, welches sie mit einem bloßen Zungenschlage im Munde sehr weich aussprechen. Die Sprache des Engländers thut noch tiefer, die des Deutschen am tiefsten. Wir sprechen am meisten aus der Brust, daher ist unsere Sprache die kräftigste, im Gesange die gewaltigste; sie sitzt auch am nächsten dem Herzen.

Auflösung der Räthsel in Nr. 222.

6. Tiefe. 7. Höhe. 8. Weite. 9. Enge. 10. Raum.

Räthsel.

(Zum Theil nach Haug.)

Die schwarz gekleideten Kinder
Auf weißen reinlichen Betten,
Bist du der glückliche Finder,
Der hier sie gewahret in Ketten?

Sie tanzen in ganzen Schaaren
Auf ihrem Bette den Reigen,
Und reih'n sich gerne nach Paaren,
Die nur von hinten sich gleichen.

Hier tanzen die Weibchen zusammen,
Mit Ausschluß männlicher Paare;
Dort tanzen die Männchen zusammen,
Mit Ausschluß weiblicher Paare.

Doch können die tanzenden Reihen
Sich weder drehen noch wenden;
Oft werden sie auch zu Dritten
Den Tanz beginnen und enden.

Das Bette besteht aus Lumpen,
Doch ist es mit Recht geachtet
Von dem, der minder nach Humpen
Als geistigem Tranke trachtet.

Denn in den Kindern versteckt sich
Wohlthabender Geister Fülle,
Und manches Räthsel entdeckt sich,
Hebst du die bekleidende Hülle.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 25. September 1837.

Die Dinge, worüber wir lachen, haben immer nach unſrem Urtheil etwas Ungereimtes oder etwas Unmögliches.

Sulzer.

Ueber das Lächerliche.

Von F. L. Bährlen.

(ſ. Nr. 190–193.)

Zweiter Artikel.

So einfach das Hauptprinzip iſt, auf dem das „Lächerliche“ beruht, ſo unendlich iſt deſſen Erſcheinung, ja ſie iſt ſo vielgeſtaltig als die Welt, da dieſe allerſeitig lächerlich werden oder komiſch aufgefaßt werden kann. Darum möge noch ein Nachtrag zu dem früher über dieſen unerſchöpflichen Gegenſtand Beigebrachten geſtattet ſeyn und mit Liebe aufgenommen werden.

Die Unterſtellung des Concreten unter das Prinzip kann nicht oft genug vorgenommen werden, und es iſt das angenehmſte Geſchäft des Geiſtes, ja ſein innerſtes Weſen, das Mannichfaltige auf den möglichſt einfachen Ausdruck zu bringen; denn obwohl jedes Einzelne ein Recht an ſeine ausgeſprochene Individualität hat, ſo iſt es doch nur in ſo fern von Bedeutung, als in ihm große Geſetzmäßigkeiten des Daſeyns auf eine normale Weiſe ausgedrückt ſind; es kann nur dann Größeres wirken, wenn es als handelnd mit den durchgreifenden Geſetzen und Kräften der Welt in Verbindung tritt; es kann ſich nur dann geiſtig höher ſtellen, wenn es in den unendlichen Geſtaltungen des Sevenden die durchwaltenden Formen der Einheit wahrnimmt und durch das klare Medium der Sprache mittheilen kann.

Bei der Reflexion über das „Lächerliche“ mag die Schule ihre Neigung zum Schematiſiren und Claſſifiziren üben; wir begnügen uns bei ſeiner Betrachtung mit einer zwangloſen, verſtändlichen Eintheilung. — Der Menſch kann demſelben verfallen durch die Naturgewalt im Ganzen oder aber durch einen augenblicklichen natürlichen Zufall; ebenſo durch Menſchengewalt, Zwang der Inſtitute, des geſelligen Lebens überhaupt, oder aber durch eine momentane Neckerei, Fopperei. Das Komiſche ſeines Erſcheinens kann aber auch aus ſeinem eigenen Weſen ſtammen, werde nun dieſes von der körperlichen, ſittlichen, intellektuellen oder künſtleriſchen Seite in's Auge gefaßt und beobachtet. Auch die Thiere ſind Gegenſtand des Lächerlichen, ja ſelbſt die lebloſe Natur bietet eine Seite der Komik dar; und in der Sphäre der Darſtellung, der Sprache, der Poeſie, der dramatiſchen, der bildenden Künſte wiederholen ſich alle jene komiſchen Erſcheinungen im ausgedehnteſten Maße. — Der Erdenſohn hat ſich gegen ſeine gewaltige, zuweilen unbändige Mutter oft zu wehren, er hat im Streit mit Klima, Elementen, Boden, Witterung auf ſeiner Hut zu

Digitized by Google

seyn, und es treten lächerliche Momente ein, wenn seine Schwäche von diesen höheren Gewalten auf eine wenig schädliche Art geneckt wird, wenn seine Beschränktheit, sein Leichtsinn ungeeignete Mittel zum Zwecke wählen.

Statt aller Beispiele von lächerlichen Kämpfen mit Himmel und Erde, Licht und Luft, Wolken und Winden, wie Cervantes von seinem Helden manche höchst ergötzlich geschildert, wollen wir nur das vom Streite jenes Schneiders mit der Erdschwere citiren, die er durch eine künstliche Mechanik überwinden wollte. Zwei Flügel, nicht größer als Regenschirme, sollte ihn zum Vogel machen. Aber er fiel nach dem Gesetz der Gravitation an der hohen Wallmauer, von welcher aus er sich über die Donau hinüber und weiter fliegend schwingen wollte, senkrecht herab in den Fluß, wo den in seine unbehülfliche Mechanik Verstrickten ein rettender Kahn aufnahm. Es erhöht das Lächerliche des Vorfalls, daß selbst ein Schneider zum Fliegen zu schwer war. Dies jedoch nur für diejenigen, die seine Person nicht näher kannten, denn er war groß und stark und hatte mehr kühnen Unternehmungsgeist und bädalischen Trotz, als man wohl sonst bei seinen Genossen trifft. Als Zeuge dieses lächerlichen Unternehmens, dessen Anblick wohl 20,000 Menschen in unendlicher Wiederspiegelung der Komik genossen, glaube ich aber behaupten zu dürfen, daß der Schneider, wenn auch kein fliegender, doch ein loser Vogel war, der selbst nicht stark an seine Flugkraft glaubte und dem es bloß um die reichliche Ernte zu thun gewesen. Das Publikum war erbost über die geflissentliche oder unfreiwillige Mystifikation — die Schaulust, die Neugier versteht keinen Spaß — es verfolgte den durchnäßten Segler der Lüfte dem Ufer entlang. Die Polizei mußte ihn decken und verbergen. Sie hatte auch auf die Einnahme die Hand gedeckt; bloß seine Schulden wurden davon bezahlt. — Von neckenden natürlichen Zufällen fällt wohl jedem Leser bald eine Menge ein, und wir dürfen nur daran erinnern, wie oft Regen und Wind, Koth und schlüpfriger Boden ꝛc. lächerliche Situationen herbeiführen. Ein Zierbold fällt in eine Lache, eine elegante Dame wird von einer Heerde Schweine gestreift, einem gravitätischen Alten nimmt der Sturm die Perrücke und trägt sie in eine Pferdeschwemme ꝛc.

Das Menschliche ist auch eine Macht, die zuweilen mit dem Individuum spielt. Die Geschichte hat wunderliche Institute in's Leben gerufen, Bizarrerien aller Art, bei deren Anschauung jeden außerhalb der Sache Stehenden das Lachen anwandelt. Religiöser Cultus, öffentliches und bürgerliches Leben sind voll solcher Carrikaturen. — Schon eine Prozession enthält oft ein Element des Lächerlichen, weil wir so viele Menschen, die sich sonst frei, eigenthümlich bewegen und nach ihrem eigenen individuellen Geschmack gekleidet sind, hier in einer gezwungenen und überdies langgestreckten Reihe, Alle in dasselbe Costüme gesteckt, abgemessen schreitend und, als den Zuschauerblicken Bloßgestellte, befangen, oft unbeholfen wahrnehmen, wo dann an der Uniformität die Contraste nur um so greller sich abheben, so daß der Einzelne doppelt komisch erscheint, einmal als zur Prozession gedrungen, dann als seinem eigenen absonderlichen Wesen verschrieben, von Gewohnheiten besessen ꝛc. — Der Anstand ist auch ein Zwangsinstitut, besonders für die Kinder. Wenn sie nun in einer Mehrzahl sich irgend unter Fremden anständig benehmen, die gewöhnlichen Complimente machen, Empfehlungen ausrichten sollen ꝛc., so fangen sie gewöhnlich an zu lachen. Jedes für sich allein würde dazu nicht versucht seyn, aber so wie sie sich gegenseitig ansehen, so kommt der Lachkrampf, denn Jedes sieht das Andere in Banden der Ungewohnheit und weiß zugleich, daß es selbst auch dem Andern so erscheine. Was dann vorgebracht, gethan wird, Alles vermehrt nur den Lachreiz, denn es erscheint als ein unmächtiger, oft lächerlicher Versuch, das Lachenmüssen zu beschwichtigen. Hiezu kommt noch, daß der lachenden Genossenschaft nun auch die Alten, vor denen sie stehen, als solche, welche die Einhaltung des Anstandes erwarteten und nun das Gegentheil sich gefallen lassen müssen, lächerlich erscheinen, besonders wenn diese zwischen Verlegenheit und Aerger, zwischen Nachsicht und Strenge zweifelhaft schweben. — Das Beten schließt das Komische nicht aus. Welches Kind einmal beim lauten Tischgebet strauchelt und in's Lachen verfällt, es wird jedesmal wieder dabei den Lachreiz empfinden. Es ist ein Genöthigtes, Beobachtetes; die Andern sind Aufpassende, deren Erwartung ihm am Zwerchfell kitzelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphoristische Gedanken über einige Autoren und Bücher.

(Beschluß.)

„Ich bin begierig, zu erfahren, zu welcher Partei sich unser Held schlagen wird," fragte der Kleine. „Darin," fuhr der Prokurator fort, „zeigt sich eben die ganze Feinheit unseres Autors, daß sich Herman zu keiner von beiden Parteien schlägt. Er stellt das unbekannte, noch halb verhüllte Etwas dar, das sich aus dem Kampf der

Digitized by Google

Parteien entwickeln soll und noch nicht entwickelt hat. Für's Erste verliert Herman den Verstand, und das ist auch gerade das Vernünftigste, was er thun kann, denn dadurch wird ihm jede Verantwortlichkeit abgenommen und er kann mittlerweile sich besinnen, auf welcher Seite, wenn die Elemente sich werden etwas gesetzt haben, der Vortheil seyn wird und wohin ein vernünftiger Mann sich schlagen muß. Er gleicht dem klugen Sekundanten, der, da beide Kämpfer sich einander den Todesstoß gegeben haben, rasch über die Grenze schlüpft und sich in Sicherheit bringt. Zur rechten Zeit, das heißt wenn wir unsern Verstand wieder bekommen, wird ihn auch Herman bekommen, und es wird sich dann zeigen, worin das sonderbare Ding besteht, das die Poesie des Adels und die Geldkiste des Kaufmanns in sich vereinigt. Der Zeitpunkt der Erscheinung dieses seltenen Wesens ist aber, fürchte ich, noch ferne."

„Wir könnten," unterbrach ihn der Andere, „den Schluß des Buches auch so betrachten. Wir sehen einen Haufen Goldes und dabei einen Menschen hingestellt, dem die Einsicht fehlt, von den zusammengetragenen Schätzen den rechten Gebrauch zu machen. Das ist in der That kein übles Bild unserer Zeit." — „O, mein Freund!" rief der Prokurator heftig, „ich glaube gar, Sie verfallen in das Laster des Politisirens. Halten Sie ein, oder Sie bringen mir eine Unverdaulichkeit bei. Lassen Sie uns unsern Diskurs über die verdammten Bücher abbrechen und einen Spaziergang machen. Sie sehen, die Promenade ist heute ungewöhnlich belebt. Ah, ah! bemerken Sie wohl, man winkt uns! Das ist die hübsche Wittwe aus D.; schade, etwas zu fett; ich liebe dieses zu starke Relief nicht. Neben ihr geht das kleine, erdfarbene Fräulein, dessen Bekanntschaft ich auf dem Rigi machte. Das arme Kind neigt zur Schwindsucht und hat dabei eine rasende Leidenschaft zum Childe Harold und zu einer Trüffelpastete. Sie hat Vermögen und kann sogar zu den „Erbinnen" gezählt werden, und wenn man ihr nicht Zeit läßt, sich arm zu essen, so bringt sie einem Geld in's Haus. O da ist ja auch die Comteß Chili aus Paris. Welch ein affektirtes Geschöpf! jede ihrer Mienen ist eine Beleidigung des guten Tons. Man kann nicht weniger Geist besitzen und man kann nicht zugleich offenherziger diesen Mangel an den Tag legen. Aber kein Wunder, mein Freund, das ist noch ein Stück aus der Liberalitätsperiode, einer Zeit, von wo sich die populären Händedrücke, die Redensarten à la bonne bourgeoisie und die gemischten Salons herschreiben; einer Zeit, wo es verpönt war, gute Erziehung zu zeigen, und wo die Fürsten sich schmeichelten, die edelmüthigen, besten Freunde ihrer Kammerdiener zu seyn. Die unglückliche Gräfin ist noch aus jener Periode; sie hat noch die liebevollen Blicke, das degradirte Lächeln und die klein zugebenden Kniee. Sie hat eine ihrer Töchter an einen Leineweber und die andere an einen Meister Schreiner verheirathet, und lebt nun zwischen dem Webstuhl und der Hobelbank ein Leben voll der reinsten, tugendhaftesten Genüsse, sehr zufrieden in der Ueberzeugung, daß sie das Ihrige beigetragen, die kämpfenden Parteien glücklich zu vereinigen. Dabei setzt sie, wenn sie gezwungen ist, in der Welt zu erscheinen, einen Cochcorothen Hut auf mit einer zeisiggrünen Feder und wirft einen safrangelben Shawl um ihre Schultern. Es kann nicht fehlen, daß sie dadurch dem Publikum Augenweh verursacht. Lassen wir dieses Geschöpf erst bei Seite treten, ehe wir uns in die Arena begeben; wir könnten sonst gezwungen seyn, gleich den gereizten Stieren auf die bunten Farben loszustürzen."

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, September.

Brunnen. Urtheil der Lyoner über den Pariser Geschmack.

Ich habe in meinem vorigen Briefe von den neuen Plänen gesprochen, unsere Stadt mit Wasser zu versorgen, und muß heute darauf zurückkommen. Ich erwähnte, daß die Behörden noch nicht einig sind, ob man bloß öffentliche Brunnen anlegen, oder aber das Wasser in die Häuser vertheilen solle. Auch über die wichtige Frage: sollen die Quellen von Reye und den benachbarten Höhen nach der Stadt geleitet, oder soll das nöthige Wasser durch Dampfmaschinen aus der Rhone geschöpft, dann aber gereinigt und geklärt zum Gebrauch der Stadt herbeigeschafft und vertheilt werden? kann man sich nicht verständigen. Für Beides sprechen erhebliche Gründe. Die Commission, welche öffentliche Brunnen mit fakultativer Wasseranschaffung für die Privathäuser vereinigen will, trägt zur Verherrlichung der Stadt auf vier große monumentale Fontainen oder Châteaux d'eau mit garbenartigen Wasserstrahlen ꝛc. auf den Hauptplätzen, ferner auf zwölf etwas geringere Springbrunnen auf den kleinern Plätzen, auf hundertfünfzig Brunnen mit Pumpen oder Hähnen, und fünfundzwanzig Brunnenröhren zum Waschen und Reinigen der Straßen an. An Aufstellung all dieser Brunnen ist aber jetzt in den bedrängten Zeiten Lyons nicht zu denken; es gehören dazu große Summen, die wir bei dem jetzigen Finanzzustand unserer Stadt nicht verwenden können. Wir haben Lyon Schulden auf Schulden machen lassen, um Paläste, Monumente, Theater, Concertsäle ꝛc. zu bauen, den Armen und Unbemittelten aber gesundes Wasser für ihren Durst und für die gesunde Reinlichkeit ihres Körpers zu schaffen, daran dachten wir nicht, weil es nicht in die Augen fiel, glänzte, zu Reden und zu Rühmen gab. Merkwürdig ist es, wie dies mit dem Lugdunum zu Zeiten der Römer ganz anders war. Damals begnügte man sich nicht mit den Quellen auf der Höhe von Fourvière und mit dem Wasser der Rhone und der Saone: man baute ungeheure Aquädukte, um gutes Wasser weit herzuführen; die

Digitized by Google

Wasserleitungen von Baunant, Chaporiost und Craponne führten das Wasser des Iseron, Janon, Gier, Langenan, ja sogar das aus dem Ain und dem See von Nantua herbei. Die Baukosten dieser Aquäducte lassen sich auf mehr denn hundert Millionen Franken anschlagen. Jetzt besinnt sich die städtische Behörde lange, ob sie Einen Pumpbrunnen mehr anlegen soll!

Ein Pariser Feuilletonist sagte neulich in einem Blatt in Beziehung auf Lyon und dessen Ansichten von dramatischer Kunst: La province n'a pas l'intelligence des arts! d. h. mit andern, mit deutschen Worten: Ihr ein- und dreißig Millionen Franzosen außerhalb Paris haltet das Maul, denn ihr verstehet nichts von der Kunst. Und der Mann hat ganz Recht, wir verstehen nichts von der Pariser Kunst, ja wir sind so zurück, daß Kunstleistungen und Künstler, die in der Hauptstadt viel gelten, hier durchgefallen sind, und zwar aus gutem Grund. Die ganze Pariser Cameraderie in und außer dem Theater, in den Salons, Feuilletons und andern Journalartikeln kennen wir vollständig, und daher urtheilen wir in nichts nach Pariser Meinungen, sondern lediglich nach eigener Ansicht; darin stehen wir freilich in Frankreich allein da; denn alle großen und kleinen Städte unsers weiten Landes nehmen nicht nur ihre Moden in Gehorsam von Paris, sondern auch ihre Meinungen und Ansichten in Sachen der Literatur und Kunst. Nie wird es Bordeaux und Marseille wagen, anders zu urtheilen, als die Journale der Hauptstadt. Mit ihnen erheben sie in den Himmel, mit ihnen treten sie mit Füßen, mit ihnen begeistern, mit ihnen entrüsten sie sich. All diese Pariser Stimmen mit mehr oder weniger Ruf haben uns nie dazu bewegen können, etwas zu loben oder zu tadeln; immer wollten wir selbst sehen und hören. Sollte man es in Deutschland glauben? Die Irreverenz der Lyoner, ihr Majestätsverbrechen gegen die Hauptstadt ging in den letzten Zeiten so weit, daß sie im Theater unbarmherzig Stücke auspfiffen, die in Paris unbändigen Beifall gefunden hatten. So haben wir Antony, Marie Tudor und Lucrèce Borgia ausgepfiffen, desgleichen Clotilde und Catherine Howard. Ja, wäre das Theater so unklug, le Roi s'amuse von V. Hugo, Don Juan de Maranha von A. Dumas und die sept enfans von Malefille zu geben, so würden wir sie auch auspfeifen. Darauf sagen sie in Paris: Dies ist bloßes Vorurtheil; die armen, ehrlichen Kaufleute und Krämer in Lyon haben sich gegen das moderne Drama, gegen den neuen Roman einnehmen lassen; sie nennen diese herrlichen Erzeugnisse: epileptische Literatur, weil darin Unmoral zu finden seyn soll. — O nein! dem ist nicht so. Nicht bloß das Pariser Drama, den Pariser Roman mögen wir häufig nicht, mit der Musik und den Gemälden, die uns von dort zukommen, geht es uns eben so. So gelten z. B. Eugène Sue's und Frèd. Soulié's Schriften und Journalartikel in Paris viel, wir aber lesen sie nicht einmal. Der Pariser beau monde war mit der Musik der Juive sehr unzufrieden, wir aber halten große Stücke darauf und sehen darin ein vorzügliches Werk. Die Musik von Chalet hingegen haben wir arm, armselig und bleich gefunden, obgleich alle Spezereikrämer der Rue St. Honoré, des Quartiers St. Denis und des Faubourg St. Antoine mit Frauen und Töchtern sich die Beine darnach abgelaufen haben. Herz's brillante Compositionen werden in Paris bewundert, hier mögen wir sie nicht und finden, es sey Glockenspielerei darin. Die großen Journale und die ganze Presse der Hauptstadt haben voriges Jahr die Cimbernschlacht von Decamps außerordentlich gerühmt; wir haben dies Gemälde auch hier gesehen und wenig mehr daran gefunden, als eine schlechte Composition, einen ungeheuren Klecks von gelber Farbe, wo die Menschen aussehen wie Pferde, die Pferde aber wie Felsen und Steine, wo die Farbe des Himmels mit der der Bäume und Wolken zusammenschmilzt. So rühmten die großen Pariser Journale auch Delacroix' Schlacht von Nancy als ein Meisterstück. Wir hingegen konnten keine einzige Figur mit menschlichem Gesicht darin finden, desgleichen keine Arme und Beine. — Doch kommen wir wieder auf das neue Pariser Drama zurück. Wir sind durchaus nicht dagegen eingenommen, es langweilt uns nur, es bringt uns zu Ekel und Gähnen. Die Pariser finden es wahr, natürlich, erhaben und bewundernswürdig. All diese Eigenschaften können wir mit unserm kurzen Gesicht nicht darin finden, wohl aber glauben wir steif und fest, in V. Hugo's und A. Dumas Dramen sey keine Einheit, weder in Plan, noch in Charakteren, die einzelnen Theile seyen ohne Verbindung und Harmonie; dem Dialog finden wir ungeachtet vielfachen Effekts voll falschergesuchter und oft mit den Haaren herbeigezogener Originalität; wir finden Charaktere, Motive und Richtung falsch. In Paris kann man uns mit Recht einwenden, die alte Tragödie, die Tragödie Corneille's, Racine's und Voltaire's sey auch falsch, eben wie die alte Deklamation. Allerdings! Aber dies Falsche hatte was Edles, Würdiges und Großartiges, es war wenigstens immer ohne Schmutz und erhob den Menschen in seinen eigenen Augen; wenn wir durchaus das Falsche wählen müssen, so sey es das gefällige, nicht das langweilige Falsche. Wahrscheinlich erwidert man uns: Ihr seyd Kaufleute und Fabrikanten und weiter nichts; ihr habt keine Fähigkeit zu fühlen, zu empfinden, eine Leidenschaft des menschlichen Herzens zu begreifen, zu fassen, wie V. Hugo und A. Dumas sie begriffen und aufgefaßt haben. Zugegeben! Aber warum ist denn unser ganzes Volk so, etwa einige junge Leute ausgenommen, von denen man wie in Paris sagen könnte: Les amis sont toujours là? Andere haben unsere Abneigung von der neuen dramatischen Waare einem gewissen Sprödethun, einer Tugendfröstelei zugeschrieben. Damit thun sie uns aber zu viel Ehre an, denn wir verlangen nicht, alles vom Theater zu verbannen, was nicht strena mit den Regeln der Pflicht, der Ordnung und der guten Sitte übereinstimmt, wir wissen wohl, daß Mord und Ehebruch immer auf der Bühne zu Hause gewesen sind, aber mit Unterschied! Ehemals stellte man sie nicht wie goldene Statuen auf schöne Piedestale, man zeigte sie nicht als Beispiele und Muster, und ließ sie nicht gegen Ordnung und Sitte und gesellschaftlichen Zustand scheinbar siegreich deklamiren, wie jetzt. Auf unserer Bühne „setzt sich das Laster nicht erst zu Tisch, wenn sich die Tugend erbricht," sondern das Laster erbricht sich immer und läßt die Tugend sich gar nicht zu Tisch setzen. Dies ist der Unterschied zwischen dem Kotzebue- und Iffländischen und dem neufranzösischen Drama. Das möchte noch Alles seyn, wenn nur daneben diese Stücke lebendiges, steigendes Interesse hätten. Daran aber fehlt es ihnen gerade, sie häufen Verbrechen auf Verbrechen, Teufeleien auf Teufeleien, Monstrositäten auf Monstrositäten, bringen jedoch damit keine wahre Erschütterung und Rührung zu Wege. Wir sind überdies in Lyon Philisters genug, unsere Frauen und Mädchen gern mit uns in's Theater zu nehmen. Wie aber ist dies möglich?

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 230.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Dienstag, den 26. September 1837.

In der Laube sitzt die Stille,
Die mit Staunen Jeder sieht,
Die in solcher Jugendfülle
Heut zum erstenmale blüht.

Uhland.

Das Lied von der Ruhe.

Es hat ein armer Knabe
Verloren seine Ruh;
Die seine ganze Habe,
Sie kam ihm nimmer zu.

Er hat mit Angst und Sorgen
Gesuchet Tag und Nacht,
Doch hat kein schöner Morgen
Das Kleinod ihm gebracht.

Im Auge süßer Frauen
Ist dort sie nicht versteckt? —
Er kann sie nicht erschauen,
Er hat sie nicht entdeckt:

Und zog von Land zu Lande,
Durch alle Meere hin,
Fand Muscheln wohl am Strande,
Doch nicht die Perle drin.

Nicht Freunde mochten's sagen,
Wo sie geblieben sey;
Man wollt' ihn nur beklagen
Und lächelte dabei.

Zu allen lichten Sternen
Hat frauend er geblickt;
Sie blieben in den Fernen
Und haben nicht genickt.

Die Auen und die Felder,
Sie wußten nichts von ihr,
Es schüttelten die Wälder
Vor ihm der Wipfel Zier.

In dicken Folianten
Sucht er bei Lampenlicht,
Die kalten Lettern kannten
Die Himmelsgöttin nicht.

Im stolzen Marmorsaale,
Im seidnen Prunkgemach,
Bei weinbekränztem Mahle
Spürt er vergebens nach. —

Digitized by Google

Da hat mit ſcheuem Tritte,
Vom Suchen ganz verwirrt,
In eine ſtille Hütte
Der Wandrer ſich verirrt.

Nicht iſt er aufgeſchlagen
Der Blick ſo thränenſchwer —
Da ſieht er's um ſich tagen —
Die Göttin ſchwebt daher.

Sie hat ihn ſanft umwunden
Die Jungfrau engelrein;
Er ruft: „Sie iſt gefunden,
„Du biſt die Ruhe mein!“ —

Ludwig von Erfurt.

Ueber das Lächerliche.

(Fortſetzung.)

Der Menſch iſt aber ein geborner Mephiſtopheles ſeiner Nebenmenſchen, ein Komiker, Myſtifikator, Poſſenmacher, Schalk, Fopper, Necker ꝛc.; und wenn wir auf die unzähligen Arten und Manieren ſehen, wie er dies bewerkſtelligt, ſo finden wir, daß er den Andern als einen Unfreien, unbewußt Beherrſchten, Irregeführten, Irrwähnenden, Eingebildeten, von Gewohnheiten, Schwächen, Liebhabereien Beſeſſenen, vom Zufall Gefoppten darſtellt oder ihn ſich ſelbſt ſo darſtellen läßt. Beiſpiele gibt das Leben unzählige, gibt jeder Tag, jede heitere Geſellſchaft, und unter den täglichen Neuigkeiten einer Stadt iſt wohl meiſtens auch eine Myſtifikation. Jeder Leſer mag die luſtigſten, die er weiß, an die Stelle deren ſetzen, die ich bereit hätte. — Einen Spaß jedoch für Viele. In luſtiger Geſellſchaft behauptete ein junger Offizier gegen einen erwerbſüchtigen Handelsmann, er wolle ihm auf Einen Säbelhieb zwei Ecken von ſeinem dreieckigten Hut abhauen. „Das iſt rein unmöglich!“ rief der Handelsmann; Jener blieb darauf und bot eine Wette an. Sie galt ein Kopfſtück. — Der Hieb geſchah; der feine Caſtorhut erhielt ein breites Loch; die Ecken blieben. — „Gewonnen!“ rief der Eigenthümer. „Ja wohl!“ ſagte der Offizier; „hier iſt das Kopfſtück.“ Der Handelsmann nahm es. — „Aber mein Caſtorhut! Er hat mich fünf Kronen gekoſtet.“ — „Vom Hut,“ erwiderte Jener, „war keine Rede; nur von den Ecken.“ Die Genoſſen ſchlugen ſich lachend auf ſeine Seite. — Daß der Humor bis an die Pforten des Todes einem Menſchen treu bleiben kann, bewies mir Folgendes, was mir ein Jugendfreund erzählte. Sein Vater lag auf dem Sterbebette; die Mutter wartete auf ſein Ende, ja ſie glaubte ihn ſchon geſtorben. Sie lehnte ſich über ſein Lager hinüber, ob er noch athme. Da fuhr er, noch beim Bewußtſeyn, mit den ausgeſtreckten Armen und ſchnaubend gegen ſie, um ſie komiſch zu erſchrecken. Als ihm dies gelungen war, legte er ſich zurück und verſchied.

Des Menſchen Weſen iſt aus Nothwendigkeit und Freiheit zuſammengewoben. Je mehr Freiheit, deſto mehr Menſch. Charakter hat Jeder ſo weit, als er über das Nicht-Ich Herr wird. Es gibt aber ſehr achtbare Leute, die nach gewiſſen Seiten hin einer Nothwendigkeit unterthan ſind. Wenn ſich dieſer Gang ihres Naturells auf eine heitere Weiſe offenbart, ſo erſcheinen ſie in einem komiſchen Lichte. Unſere Gewohnheiten ſind ſolche Nöthigungen; wir möchten ſie ablegen, und in jedem Augenblick des Selbſtvergeſſens fallen wir wieder hinein. — Nie kommt uns die Nöthigung, unter der des Menſchen Schickſal ſteht, rührender oder ergreifender vor Augen, als wenn er zum Tode geht, zum gezwungenen oder natürlichen. Im Leben dagegen erſcheint ſein vergebliches Ringen mit dem Geſchick meiſt lächerlich. Er ſteht unter der Botmäßigkeit neckender Gewalten. Dort erregt die bleiche Geſtalt Mitleid, Grauen; hier wird Jeder an ſeinen Eigenthümlichkeiten kenntbar, und je mehr dieſe Spezifiſches, Ungewöhnliches, Bizarres an ſich haben, deſto mehr reizt das Hineinſchauen in dieſe wunderliche Compoſition von Menſch unſere Lachluſt. Man darf eine Perſon, die man kennt, nur etwas aus der Ferne beobachten, ihr Geſammtweſen überſchauen, und man wird ſogleich komiſchen Stoff an ihr finden. Leider iſt die Mehrzahl etwas zu langweilig für dieſes Geſchäft und in Offenbarung ihrer Beſonderheiten zu monoton.

Wenn zwei Schlauköpfe mit einander ſprechen, ſo können ſie dies nicht leicht ohne ein verhaltenes Lächeln. Da Keiner dem Andern recht traut und glaubt, ſo taſtet Jeder dem Andern an die Seele, was wie ein gegenſeitiges Kitzeln wirkt. Jeder Beobachtete iſt verſucht, über den Beobachter zu lachen, weil er es in der Gewalt hat, dieſen zu myſtifiziren. Zugleich fühlt er ſich ſelbſt unter einem Zwange, dem er ſich nicht ganz entziehen kann, weßhalb er ſich ſelbſt auch in komiſchem Licht erſcheint.

Die Geſtalt iſt eine Aufnöthigung, und Manchen hat die Natur mit der ſeinigen zum Beſten. Wer nun mit der ihm verliehenen oder aufgebürdeten nicht zufrieden iſt, der ſucht den Mangel auf dieſe oder jene Art zu verdecken oder vergeſſen zu machen. Je nachdem dieſe Bemühung ſich bemerklich macht, erreicht ſie entweder ihren Zweck oder wirkt ſie komiſch. Ueber einen Mißgeſtalteten lacht man nur dann, wenn er ſich im Ernſt oder Spaß geckenhaft oder ſchnurrig geberdet. Rieſe und Zwerg, welche um's Geld geſehen werden, wird Niemand lächerlich finden. Sie ſind Naturmerkwürdigkeiten, Gegenſtände der Betrachtung. Wenn ſie aber mit ſich ſpielen laſſen,

Digitized by Google

wenn der Riese im Kinderhabit, mit Fallhut und Kreuzerpfeifchen auftritt, der Zwerg aus einer Pastete steigt, so lacht man über das Menschenwesen, das in eine so excessive oder winzige Hülle gesteckt worden. — Ich sah einst eine dicke Wirthin. Sie füllte ihre Hausthüre ganz aus. Warum mußte ich lachen? — Der Geist erscheint bei solchen Figuren durch Fleisch verbaut, der Wille zu unmächtig, dieser lästigen Macht zu widerstehen, ja als eine sinnliche Schwäche, die, was sie beseufzt, doch täglich selbst vergrößert, als eine Behaglichkeit, die sich in eine wachsende Unbehaglichkeit hineinfüttert. Spricht so eine arme, durch Fett bedrängte Person, so ist's als wenn die Menschenseele hinter einer Mauer von Speck Versteckens spielte und sich vernehmen ließe. — Der Gang des Menschen ist eine Combination von organischer Handbietung der Gliedmaßen, Angewöhnung, Anstrengung und Bequemlichkeit, Dressur und Nachläßigkeit. Nicht leicht hat ein Mensch, wenn er nicht zugleich Soldat ist oder war, die gemessenste Haltung, die er sich theoretisch wohl eigen machen möchte. Die Mehrzahl bietet im Einherschreiten, von einiger Ferne beobachtet, eine komische Seite dar, und dies eben wegen des Conflikts der Freiheit mit dem vieljährigen Zwange der Gewohnheit. — Körperliche Gewohnheiten ergötzen den Beobachter, wenn sie spielend sich kundgeben. Drollige Geberden der Kinder, das aus innerem Behagen stammende Tänzeln und Hüpfen der Jugend erregen unser Lachen. Viel Spaß machte uns jungen Gesellen einst die Beobachtung der Eigenheiten einer Gesellschaft von Kegelspielern, wo Jeder, wenn die Kugel hinauerollte, ihr noch mit dem Fuß oder dem Arm eine hülfreiche Wendung nachschicken wollte, wobei denn die lustigsten Gestikulationen zum Vorschein kamen. — Eine Stimme, die der Gestalt nicht entspricht, wirkt belustigend. So wenn ein Koloß im Falset, ein Knabe im Basse sich vernehmen läßt. Ein zum Gesang Aufgeforderter mag sich wohl zusammennehmen, wenn er nicht als guter Sänger bekannt ist. Die Eigenthümlichkeit seiner Stimme, seiner Manier kann leicht mehr Spaß verbreiten als ihm lieb ist. — Durch Nachahmung verschiedener Menschenstimmen hinter einer Gardine, Darstellung von lauten Geschäften, Handwerkstönen, von Ehezänken, krankhaften Anwandlungen, physischen Bedrängnissen ꝛc. wurde von gewandten Darstellern schon mancher Cirkel zum Lachen gebracht.

Unser sittliches Wesen ist eine reiche Quelle komischer Situationen; man kann nur Andeutungen geben, um auf dieses Unerschöpfliche hinzuweisen. Gemeine, beschränkte, heitere Gemüther lachen über Alles; junge Lassen, aufgeräumte Mägde finden dissen kein Ende. Der Vornirte sieht nur die Oberfläche der Erscheinungen, und weil er die bewegenden Ursachen nicht erkennt, so dünkt ihm das Meiste zwecklos, jeder Anspruch eine lächerliche Anmaßung, jedes Unternehmen eine Phantasterei, jedes Produkt mißglückt. Egoisten lachen gern etwas höhnisch Jeden aus, der sich ihnen nähert, mit ihnen in Berührung kommt. Sie halten sich allein für klug, alle Andern für einfältig, und sind dermaßen in ihr eigenes Wesen verliebt, daß sie sich in kein fremdes hineindenken. Wenn zwei Lachtauben sich gegenseitig anschauen, so müssen sie über ihr Lachen noch stärker lachen. Sehr natürlich, weil jetzt zum lächerlichen Gegenstande noch ein neuer hinzukommt, nämlich sie selbst als Lachenmüssende. Dies geht denn wirklich in's Unendliche, nämlich bis zur Ermüdung. Lachten doch auch die olympischen Götter unauslöschlich durch Wiederspiegelung in zweiter Potenz; Jeder allein hätte sich wohl mäßigen können. So kann man sich also lachen machen, eben über das Lachen; so kann man, wo es unanständig ist, es abwehren, wenn man einander nicht anblickt, weil dann das gegenseitige kitzelnde Tasten der Blicke nicht lachreizend eintritt. Wenn man aber einmal recht im Lachzug ist, so wird Alles lächerlich gefunden und gibt dem Zwerchfelle neuen Anstoß, weil jedes Vorkommende als ein lächerlicher Versuch erscheint, dem Lachen Einhalt zu thun. Als wir Gymnasisten und Kindsköpfe einstmals in der Vakanz bei einer Pfarrfamilie einkehrten und nun, statt uns höflich zu benehmen, unbändig lachten, wollte der Aelteste und Längste von uns den Gescheiden machen. Wie nun die verlegenen Ehegatten die Thüre des Kinderzimmers öffneten, sagte jener altklug: „Ist das die liebe Jugend?“ Auf diese Rede nahm das Lachen einen neuen Aufschwung, so daß der Uebelstand immer ärger wurde. Kinder lachen oft über ihr Weinenmüssen, wenn dieses keinen tiefen Grund hat, weinen dann aber zuweilen wieder über ihr Lachenmüssen, weil sie gewöhnlich deßhalb ausgelacht werden. Die naiven Aeußerungen der Kinder machen uns lachen, weil sie ihrem engen Gesichtskreis, worin sich ein relativer Verstand auf wunderliche Weise Durchblicke in die natürliche und sittliche Welt zu verschaffen sucht, uns zur Anschauung bringen. Eitelkeit, Hochmuth, Zerstreutheit, Koketterie, Pedanterie ꝛc. sorgen stets für lächerliche Scenen. Es sind Eigenschaften, Eigenheiten, welche den übrigens oft vernünftigen Menschen beherrschen und bei Gelegenheit narren, wo er dann als ein Spielball dieser innern Dämonen erscheint. Wenn ein Kanzleiverwandter Tag für Tag Schlag zwölf Uhr um die Straßenecke geschritten kommt, so finden dies gutgelaunte Nachbarn am Ende belustigend. Nicht das Unerwartete, sondern gerade das Erwartete wirkt hier komisch, und der Gedanke, wie dieser gewissenhafte Ehrenmann dennoch sein Berufsgeschäft genau nach der Uhr abbreche und so unter dem Despotismus der Stunde oder wohl gar des Pantoffels stehe. — Einer Namens „Schuster“ nennt sich bei Jean Paul „Sehuster,“ um die Erinnerung an Pechdraht von sich

Digitized by Google

wegzubringen. Der „königlich preußische Teserteur“ suchte sein Vergehen unter die Fittiche der Legitimität zu flüchten. — Ein Festungsgefangener unterschrieb sich in einem Brief „Sträfling zweiten Grades,“ als wäre von einer Ordensrangordnung die Rede. — Eine Kokette sagte zu einem Seefahrer, der ihr die Cour machte: „Sie umsegeln vergebens meine beiden Hemisphären.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Freiburg (in der Schweiz), August.

Freiburg gegenüber der industriellen Schweiz. Jesuiten.

Unser Freiburg erinnert unstreitig mit den kleinen und Urkantonen am meisten an die alten Zeiten und die alte Schweiz. Vielleicht rümpfen hier manche Leser die Nase, und ich muß mir dies gefallen lassen, denn ich kann mich nun einmal über die mit Riesenschritten forteilende materielle, industrielle und commerzielle Potenzirung der Völker, über ihr bequem und Reichwerden nicht freuen, weil es kein Besserwerden ist. Ich bin so beschränkt, die Zeiten zu loben, wo Ackerbau und Viehzucht unsere Hauptbeschäftigungen waren und nur in den Städten, neben erhebender Kunst und besonnenem Handel, Industrie mit den Familiengliedern oder einigen wackern Gesellen großentheils bloß für inländischen Bedarf betrieben wurde, wo ein einfaches, frommes, an Körper und Gemüth kräftiges Geschlecht mit geringen Bedürfnissen lebte, froh und frei war, in unausgesetzter Berührung mit der Natur und ihrem Himmel. Ich begreife, daß dies schwerlich mehr so seyn kann, daß die Menschen mit der vernachlässigten und fast aufgegebenen Richtung nach Innen in's Breite und Weite, in's Grenzen- und Bodenlose gerathen, sich fest an materielle Spekulationen anklammern mußten, um nicht unterzugehen; aber ich freue mich herzlich, wenn ich hie und da noch in ein Land komme, wo sich jene Einfalt ganz oder zum Theil erhalten hat, und darum freue ich mich meines Aufenthalts im Freiburgischen, obgleich ich da auch manches Unpassende und Schädliche gefunden habe. Der herrliche, kräftige Menschenschlag aus dem Pays de Gruyères begegnete mir auch häufig in der Hauptstadt, und mit ihm eine einfache, freundliche und wohlwollende Natur. Fabrikgesichter fand ich gar nicht. Nirgends bringt die industrielle Bewegung sonderbarere Wirkungen und Contraste hervor, als in den innern Bergen der Schweiz. Ungeheure Massen Baumwolle werden in Afrika, Amerika und Indien geerntet, in einem Hafen Frankreichs oder Italiens an's Land gebracht, auf großen, schweren, mit acht Pferden bespannten Wagen in die Schweiz geführt, dann aber in kleinern Partien in unsere tiefen und einsamen Thäler, in unsere Berge getragen, um da durch Spinnen, Weben und Sticken eine andere Gestalt zu erhalten. Die in Virginien von Negern und Negerinnen im Schweiß ihres Angesichts gebaute und eingeerntete Baumwolle geht um die Hälfte des Erdballs, und wird in den fast unzugänglichen, eisigen Höhen und Schluchten, am Fuß der Gletscher, wo Rhein, Rhone, Reuß und Aar entspringen, von den Nachkommen Wilhelm Tells bearbeitet, steigt dann unter ganz anderer Gestalt von dem Hochland wieder in die Ebene herab, erreicht Häfen und Schiffe, um als Gewebe oder Gespinnst unter andern auch den Ländern wieder zugeführt zu werden, auf deren Boden sie wuchs. Es läßt sich vielleicht behaupten, daß dieser große industrielle Aufschwung dem Lande, wo er herrscht, pekuniär nützlich ist, immer jedoch vorausgesetzt, daß keine industrielle und Handelskrisen eintreten, wie die, welche vor Kurzem halb Europa und auch die Schweiz zittern und beben machte. Gewiß aber ist's auch, daß er das Land entstellt. Diese ungeheuren und schwerfälligen Fabrikgebäude mit ihren kreideweißen Mauern, ihren hundert kleinen, magern und ungezierten Fenstern, mit ihren ungeheuren Kaminen und Schornsteinen, sehen im Land nicht besser aus als die Männer, Frauen und Kinder, die darin arbeiten, und physisch wie sittlich reißend schnell der Fäulniß entgegengehen, und überdies durch Einfluß, Umgang und Beispiel auch außer der Fabrik viel Nachtheiliges stiften. Da lobe ich mir Freiburg mit seinem alterthümlichen, ein Bischen mönchischen Aussehen, das heutzutage immer seltener wird. Diese Reste alter Zeit hängen aber nicht mit Ideen von Müßiggang, unthätigem und unnützem Leben zusammen, die Viele unzertrennlich von Klöstern halten. Steigen wir einmal hinauf zum Kloster, oder eigentlich zum Pallaste der Jesuiten, welcher über der Stadt liegt und sie so zu sagen beherrscht, und über den von der sogenannten liberalen und von der radikalen Schweiz gedruckt und ungedruckt so viel Unwahres und Unverständiges gesagt worden ist. Ich bin Liberaler und Protestant aus Herzens- und Geistesgrund, ich sehe aber nicht ein, wie diese beiden Eigenschaften zu vorgefaßten Ideen, Vorurtheilen und Unbilligkeit berechtigen können. Ich will nur schlicht erzählen, was ich diesmal wieder in dieser Anstalt gesehen und beobachtet habe, wo ich den Sohn eines Bekannten besuchen, mich nach seinem Befinden, seinem Betragen und seinen Fortschritten erkundigen, mich auch durch Fragen und eigene Ansicht davon überzeugen wollte. Ich fand ein Erziehungshaus voll Gesundheit, Leben, Bewegung und verständiger Freiheit, ich fand durchaus kein Verstecken, Heimlichthun und Geheimnißkrämerei, sondern offenes Eingehen auf meine vielen Fragen, ich fand den Unterricht in alten Sprachen, mathematischen und Naturwissenschaften nach den neuesten und besten Methoden, ich fand Gründlichkeit bei den Lehrern und Wißbegierde bei den Schülern; überdies freundliche Nachsicht und väterliche Sorgfalt; ich fand auch die etwas spärlichen Rekreationen ganz im Geist unserer Zeit, nichts Mönchisches, nichts Mittelalterliches und Altväterisches, als darin, wo Mönche, Mittelalter und unsere Altväter der Wahrheit näher waren, als wir. Von sklavischer Unterordnung, von blindem, unbedingtem Hingeben unter der Obern Willen, von Feindseligkeit und List, oder dem, was man gewöhnlich Jesuitismus nennt, sah ich keine Spur, und auch die Zöglinge müssen dergleichen nicht bemerken, so scharf auch junge Leute bei ihren Lehrern und Obern sehen, sonst wären sie nicht so offen, kindlich und freundlich mit ihnen, sondern abgemessen höflich und auf ihrer Hut. Ueberall zeigt sich eine große Anhänglichkeit der jungen Leute an ihre Lehrer. Man ließ mich mit meinem jungen Freund lange allein, was jedoch nicht immer geschieht, weil dabei entschiedenes Vertrauen vorausgesetzt wird, und welcher verständige Erzieher möchte diese Vorsicht mißbilligen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 27. September 1837.

Onques plus ni porent aprendre
Nen sa parole riens entendre.
Li Romans des sept Sages.

Briefe aus der Normandie von J. V.

Caen, 7ten Sept. 1837.

Volkscharakter.

Bei einem Beſuche, den ich bei Herrn F. machte, fand ich dieſen in einem Zwiegeſpräch mit ſeinem Bedienten. Es handelte ſich um eine zerbrochene Vaſe. „Haben Sie die Vaſe zerbrochen?“ — „Was denken Sie, mein Herr?“ — „War Jemand außer Ihnen im Zimmer?“ — „Ich glaube nicht.“ — „Haben Sie den Schlüſſel abgezogen, als Sie fortgingen?“ — „Das iſt meine Gewohnheit?“ — „War vielleicht die Katze im Zimmer?“ — „Ich glaube nicht.“ — „Aber wer ſoll ſie denn zerbrochen haben?“ — „Ich kann es nicht ſagen.“ — „Haben Sie das Zimmer ausgeſtäubt?“ — „Ich thue das alle Tage während Sie frühſtücken.“ — „Dabei werden Sie die Vaſe vom Kamin herabgeſtoßen haben?“ — „Ich habe ſie nicht angerührt.“

Mein Freund ſah mir die Ungeduld an und endigte das Zwiegeſpräch. Alle dieſe halb ausweichenden Antworten ſchienen mir ſchlagende Beweiſe der Schuld des armen Teufels. Kaum war er fort, als ich meine Anſicht Herrn F. mittheilte, da ich wußte, daß ein Unglück und ſelbſt eine Ungeſchicklichkeit für den Bedienten, der ſonſt die treuſte Seele war, keine ſchlimmen Folgen haben konnte. Aber F. verſicherte, ich irre mich und ſein Bedienter ſey, trotz ſeiner ausweichenden Antworten, unſchuldig. „Sie kennen eben,“ fuhr er fort, „unſere Leute in der Basse Normandie nicht, ſonſt würden Ihnen dieſe Antworten gar nicht aufgefallen ſeyn. Es iſt mehr als ein Sprichwort, wenn man behauptet, der Niedernormanne ſage ni ver, ni nenni, nicht Ja, nicht Nein.“

Ich habe, einmal darauf aufmerkſam gemacht, das Sprüchlein noch oft bewährt gefunden. Die Sache iſt ſchon alt, und ſchon vor Jahrhunderten ſcheint der Normanne dieſelbe Furcht vor einer direkten Antwort gehabt zu haben. Eine Stelle aus einer Éloge des Normands vom Abbé Rivière (Paris 1748) ſpricht ſich ſo darüber aus: „Wo findet man eine größere Liebe zur Wahrheit als bei dieſem Volke? Sie fürchten ſo ſehr, irgend eine Unwahrheit zu ſagen, ſie haben vor dieſem Fehler einen ſolchen Abſcheu, daß ſie weder Ja noch Nein auszuſprechen wagen, wenn es ſich davon handelt, etwas zu behaupten. Sie bedienen ſich gewiſſer Umſchreibungen, durch welche ſie nichts feſt affirmiren oder verneinen. Dies hat ihnen den Ruf der Lügenhaftigkeit zugezogen und ſie als Leute, die leicht ihr Wort brechen, in's Geſchrei gebracht. Aber die ſie ſo verunglimpfen, geben ſicher nicht Acht darauf, daß ſie nie verſprechen, etwas zu thun, ſondern nur daß ſie es thun könnten oder nicht, und wenn ſie es nicht thun, ſo ſind ſie zu nichts verpflichtet, weil ſie ihr Verſprechen nicht

Digitized by Google

bestimmt gegeben haben. So sollte man, statt sie als Lügner zu behandeln, vielmehr ihre Umsicht und ihre Scheu vor jeder Lüge bewundern."

Um dies nicht mißzuverstehen, muß ich nur gleich sagen, daß diese Eloge keine Satire, sondern sehr ernst gemeint ist. Im Ganzen mag der Ansicht des guten Abbé doch einige Wahrheit zum Grunde liegen; denn wirklich würde der, der immer die Wahrheit sagen wollte, gezwungen seyn, Ja und Nein aus seinem Lexikon zu streichen. Der Normanne ist im Allgemeinen wahrheitsliebend, und es mag somit diese Eigenschaft immerhin an seiner innern, unwiderstehlichen Abneigung vor Ja und Nein Theil haben.

Aber die Geschichte der Normandie erklärt diese Zurückhaltung hinlänglich. Von dem Augenblick an, wo die Strecke Erde, die jezt die Normandie heißt, in den Geschichtsannalen genannt wird, sehen wir ihre Bewohner ein Jahrtausend hindurch und länger stets unter dem eisernen Joche eines fremden Eroberers. Cäsar führte hierher seine Legionen; die Sachsen waren schon vor ihm hier gewesen und lösten ihn wieder ab; nach diesen kamen die Franken, denen dann die Normannen folgten, und als die Normannen England erobert hatten, wurden die Engländer später wieder die Eroberer der Normandie. Schon dieser ewige Wechsel könnte jene ängstliche Vorsicht des Normannen in ihrer Sprache erklären. Die Jugenderinnerungen der Völker sind bleibend. Am schwersten aber lastete auf der Normandie der Fluch, den Wilhelm der Eroberer durch seinen Zug nach England auf sie herabgeschworen hatte. Plündern und Rauben war den in England eingewanderten Normannen zur zweiten Natur geworden. Die kleinen Herrn hatten dem großen Eroberer etwas abgelernt, und als England keinen Raub mehr für ihre Habsucht bot, kamen sie in ihr Vaterland zurück, um hier zu üben, was sie dort gelernt. Nicht nur das Blut, das während der Eroberung fließt, ruft Rache gegen den Eroberer, sondern auch das, was in Folge derselben vergossen wird. Und die Natur und die Geschichte zeigen uns, daß sie ein Gesez hat, welches will, daß sich die Räuber um des Raubes willen selbst zerfleischen, daß die Söhne der Eroberer — der gräßlichsten Landseuche, die die Menschheit erleiden kann — sich selbst unter einander aufreiben. Die Generale Alexanders, die Söhne Karls des Großen, die Wilhelms des Eroberers gehorchten diesem furchtbaren Gesetze des Fatums, der Weltgerechtigkeit. Die Eroberung selbst kann für die Zukunft heilbringend seyn, wie die Pest, die die Luft reinigt, aber nichts destoweniger die Pest ist. Die Eroberung hat meist die unmittelbare Folge, daß die Helfershelfer des Eroberers, sobald sie seine starke Faust nicht mehr fühlen, gegen einander wüthen, um unter sich die Rolle fortzusetzen, die sie ihren Herrn und Meister spielen sahen. Die Normandie ist ein Beleg für diese Wahrheit, und beinahe ein Jahrhundert hindurch nach Wilhelm des Eroberers Tod wüthete in derselben unaufhörlicher Krieg zwischen den Söhnen des Eroberers und seiner Kampfgenossen.

All das konnte nicht ohne Einfluß auf den Charakter des Volks bleiben und erklärt natürlich, was uns auf den ersten Anblick auffallend erscheint. Das Volk mußte zurückhaltend, ernst und vorsichtig werden, denn es war unglücklich. Es mußte mißtrauisch werden, denn es hatte Niemanden, dem es vertrauen konnte. Die Bewohner des ärmsten Dörfchens theilten sich in Parteien, und ein frisches Ja auf die einfachste Frage konnte zu einem Verbrechen werden in den Augen dessen, der fragte. Als die Römer kamen, war ein Ja auf die Frage: Bist du ein Gallier? gefährlich. Unter den Sachsen und Normannen gestalteten sich die Verhältnisse ähnlich. Als England die Normandie beherrschte und mit Frankreich um dieselbe stritt, wußte der Normanne nicht mehr, ob er sich Normanne, Engländer oder Franzose nennen sollte. Während der Bürger-, oder besser, der Ritterkriege, in denen man stets auf den Sack schlug, wenn man den Esel meinte, d. h. das Volk züchtigte, so oft man den Herrscher bekämpfen wollte, während der Hugenottenkriege endlich, war eine direkte Antwort auf die einfachste Frage oft lebensgefährlich; denn sie konnte für den Forscher, den Spion eine gute Nachricht seyn, und dem armen Bauern, der, ohne zu wissen wie, sich selbst oder seinen Herrn verrathen hatte, den Kopf kosten. Ich denke, die Normannen haben eine Schule durchgemacht, in der sie so natürlich als möglich zur Vorsicht, zur Zurückhaltung, zum Mißtrauen kommen mußten. In Caen geht dies noch jezt so weit, daß die Mehrzahl der Bürger wahre Staatsgeheimnisse aus den Angelegenheiten ihres Hauses machen und nur mit der höchsten Vorsicht einem nicht zum Hause Gehörenden einen Blick in dieselben erlauben.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber das Lächerliche.

(Fortsezung.)

Eine überbildete Prinzessin, welche durch ein Gespräch über Tagesangelegenheiten gelangweilt war, sagte zu einem Schöngeist: „Um Gotteswillen! heben Sie mich in ein höheres Reich! Sprechen Sie hohe Substantiva aus: Unsterblichkeit, Seligkeit, Glaube, Liebe, Hoffnung, Menschenwürde, Freiheit!" — Ein Jugendfreund von mir, der ein Bürgermädchen gern sah und sich in der Kirche überzeugen wollte, ob sie auch nach ihm blicke, gähnte künstlich, und als sie nun instinktmäßig ihm nachgähnte, hielt er dies für ein Wahrzeichen ihres Consenses mit ihm und fühlte sich glücklich. — Ein Professor des peinlichen Rechts las beim Kapitel von Leibes- und Lebens-

Digitized by Google

ſtrafen in hohem Falſettone ganz unempfindlich und flüchtig aus ſeinem Hefte: „Der Delinquent wird auf die Kuhhaut gelegt, mit glühenden Zangen gezwickt, zur Richtſtätte geſchleift, gerädert ꝛc.“ — Ein Statiſtiker las über Bevölkerungsliſten und brachte bei einer Stadt, in welcher die Zahl der unehelichen Geburten auffallend groß war, vor: „Dieſes Mißverhältniß haben wir zweifelsohne den vielen Mehlſpeiſen, den unverdaulichen Klößen ꝛc. beizumeſſen, von welchen man ſich dort nährt.“ — Ein junger humoriſtiſcher Geiſt übernahm bei Gelegenheit der Hinrichtung eines Kindsmörders die Rolle eines Bänkelſängers, der ſich bei frühern ſolchen peinlichen Akten in Verſen hatte vernehmen laſſen. Die ſeinigen ſind voller Stellen der drolligſten Komik, und wenn man nur überhaupt die Zuläſſigkeit einer ſolchen Poetik und Poetikaſterei bei einem hochtragiſchen Caſus zugeſteht, ſo kann man ſich eines fortwährenden Lachens kaum enthalten. Das Gedicht hat ſich um ſeiner durchgeführten Ironie willen hinter dem Rücken der Cenſur wahrſcheinlich in einem weiten Kreiſe verbreitet. Wir citiren nur die Schlußzeilen:

„Darum liebes Publikum!
Bring doch keine Kinder um!“

Sie allein bezeichnen ſchon hinreichend den Ton des Ganzen. Man denkt ſich den Hochgerichtsbarden im dreieckigen Hute, bezopft, hochmüthig, als ginge der Akt vor ſich, um ihm ein Carmen zu entlocken. Die pedantiſche Altweltlichkeit, die frömmelnde Bornirtheit, die unbehülfliche Technik, die Deſpotiſirung der Gedanken durch den erſchnappten Reim, die einfältige Salbung und das fruchtloſe Wohlmeinen wirken ſehr ergötzlich. Dabei blickt überall der verkappte Schalk in der Parodie durch, und unter der Hülle des alten Sängers ſtreckt der joviale Student ſeine Satirohren und Bocksfüße heraus. Man iſt verſucht, einen kleinen Commentar zu den beiden Zeilen beizufügen, der auch beim Uebrigen ſeine Anwendung finden dürfte. Die Einfalt des Verslers will dem verſammelten Volk eine Schlußermahnung geben; er nennt es ungeeignet ein „Publikum,“ weil er die Hinrichtung als ein Spektakel betrachtet. Dem Volk hätte er wohlmeinend zurufen können und dürfen: Ihr Menſchenkinder, vermeidet den Weg zum Böſen! Seht, zu welch ſchrecklichem Ende die Unthat führt ꝛc. — Die Menſchen darf der Redner „Sünder“ nennen; aber das Publikum als ſolches ſündigt nicht und begeht kein Verbrechen; es ſind immer nur Einzelne oder Maſſen von Schlechtgeſinnten. Einem „lieben Publikum“ darf man vollends keinen Frevel zutrauen. Und nun erſt welchen? Das Kinderumbringen. Es wäre ſchon höchſt albern, einem armen, verführten Mädchen zuzurufen: „Liebe! bring' doch dein Kind nicht um!“ Das göttliche fünfte Gebot gehört auf eine ſteinerne Tafel mit ſeinem Lapidarſtyl; aber die ſüßlichte Apoſtrophe an die Leſer iſt ein Abgrund von Unſinn und Ungeſchmack, der von dem ſchalkhaften Autor trefflich parodirt worden iſt. Hätte uns ein im blutigen Ernſte verfaßtes Machwerk der Art ſchon Lachen abgenöthigt, ſo bewirkt dies eine parodiſch freie Schöpfung noch in höherm Maße, da wir den lächerlichen Bänkelſänger gleichſam an den Drähtchen des Ironikers geſtikuliren ſehen.

Einfalt und Pedanterie reichen in's Gebiet des Intellektuellen hinüber, wie es denn hinwieder im Grund Gewiſſensſache iſt, möglichſt verſtändig zu ſeyn. Im Reiche des Wiſſens, der praktiſchen Vernunft, wie der Kenntniſſe kommen tauſend Lächerlichkeiten vor; Ignoranz mit Dünkel wirkt komiſch, weil lezterer ſtets in einen leeren Schulſack greift, als wäre dieſer gefüllt. Ein Bekannter von mir behauptete, durch große Armeen könnten Erdbeben entſtehen, wenn ſie marſchiren. Die Wirthshausunterhaltungen ſind voller Lächerlichkeiten, wenn ſie ſich in's Reich der Politik, namentlich aber, wenn ſie ſich in das der Geographie und Naturkunde verſteigen. Da vernehme ich am liebſten ganz gemeine Leute, die einen Hieb von Naturgeſchichte haben. Noch kürzlich ſprach ein Zechbruder von dem üppigen Wuchs der Mineralogie, wie er die Vegetation nannte, und vom wohlthätigen Genuſſe der Mineralien (Vegetabilien). Seine Anſichten von der Aſtronomie waren nicht minder erbaulich, doch ſchwer zu behalten. Zuweilen hört man unlogiſche Wortfügungen und Verbindungen, z. B. ein blaſender Inſtrumentenmacher, ein haarwachſendes Mittel, ein ſieben Fuß langer Hanfſamen. Jemand nannte mich: den Verfaſſer des Lächerlichen, ein Spottvogel aber: den lächerlichen Verfaſſer. Jean Paul führt einen reichen Holländer an, der in ſeinem Landgut im Rheingau auf der oberſten Höhe aus Sparſamkeit ſtatt eines Pavillons nur ein Mauerſtück mit einer Ladenöffnung aufführen ließ, um hierdurch die ſchöne Ausſicht zu genießen. Wir finden dies lächerlich. Ein Landſchaftmaler könnte es aber unbeſchadet ſeines geſunden Verſtandes thun, um einen Rahmen zu dem Landſchaftgemälde zu erhalten. Dies führt uns wieder auf das Prinzip zurück, daß ein freies Bewegen in der Zweckmäßigkeit niemals, wohl aber die Eludirung der Wahlfreiheit durch innere Nöthigung lächerlich werde.

Der Wahn iſt nun auch ſo ein innerer foppender Dämon. Wenn zwei einander gegenſeitig für ſchwerhörig halten und ſich gewaltig zuſchreien, während doch Beide gut hören, ſo iſt dies ein ſpaßhafter Irrthum; eben ſo wenn ein Schalk ſich für einen Stockfranzoſen ausgibt, dem zu lieb nun ein Anderer ſeinen ärmlichen Sprachſchatz radebrechend aufbietet, bis endlich der Foppet, als es mit dem Kauderwelſch zu arg wird, mit einem guten deutſchen Fluche die Myſtifikation an den Tag bringt. Man muß ſich ſtets ein Publikum zu ſolchen Scenen denken, um das Lächerliche recht zu empfinden. — Wenn

Digitized by Google

man einmal unser Wesen spaltet, während in uns doch Alles durch- und ineinander ist und wirkt, so muß man neben der körperlichen, sittlichen und intellektuellen Seite auch eine ästhetische, künstlerische in Betrachtung ziehen, die sich durch Sprache und Darstellung kund gibt. Die naiven Redebetonungen der Kinder, ihre drolligen Bewegungen bereiten manchen Scherz; die Späße gut humorisirter Gesellen gehören auch hieher; die Ungelenkheit mancher Erwachsenen im Ausdruck, komische Sprech- und Sprachfehler, Lieblingsredensarten, Flüche ꝛc. nicht minder. Die Sprache ist ein Zwangsinstitut; ihre Regeln despotisiren unsere Gedanken. Die Sprachunkunde ist aber auch eine Macht; und wenn nun Einer mit dem Drange der Einfälle zwischen beiden hin- und hergeschoben wird, so erregt er durch Schnitzer und Zweideutigkeiten Lachen. Das Sichversprechen ist das einfachste, unschuldigste Exempel von Lächerlichkeit, ein Mißgriff der dienstbaren Sprachorgane gegen die Anordnung ihres Herrn, des Geistes, wodurch dieser, als schlecht bedient, in ein komisches Licht gestellt wird. Dieses verstärkt sich, wenn das fälschlich Ausgesprochene mit dem Gewollten einen pikanten Contrast macht. Wir geben einige Beispiele: Lehnstuhl statt Lehrstuhl, Insurrektionsgebühren statt Insertionsgebühren, der Wind der Götter statt der Gott der Winde, Stupend statt Student, Bleilager statt Beilager, eselgraue Ferne statt nebelgraue. Im Vorlesen könnte vorkommen: Epaminondas statt Examinandus, Ingredienzen statt Jugendreizen, Bauchstück statt Bruchstück, aufzeknüpft statt angeknüpft, Rennthier statt Rentier, Reitgerte statt Regierte, Nothnagel v. Rothschild statt Nathanael v. R., Donnerstreich statt dümmer Streich ꝛc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Freiburg (in der Schweiz), August.

(Fortsetzung.)

Die Drahtbrücke.

Eine andere Merkwürdigkeit Freiburgs ganz anderer Natur zeigt, daß diese Stadt in großartigen und kühnen Schöpfungen allen andern Schweizerkantonen voraus ist. Ich meine die kolossale Drahtbrücke, die sich da wie ein leichtes Werk der Phantasie von einer Höhe zur andern schwingt. Gewöhnlich geben Kupferstiche von dergleichen Baumomenten eine zu günstige Vorstellung, wo die Wahrheit mehr und weniger hinter dem geschmückten Bild zurückbleibt. Hier habe ich das Gegentheil gefunden: die Kupferstiche geben nur eine Idee von der Brücke, die Poesie des Werks erreicht keiner. Ein großes Bauwerk setzt gewöhnlich durch die Schwierigkeit seiner Ausführung und durch seine großen Massen in Erstaunen. Beim Anblick einer schönen steinernen Brücke denkt man an die Menge Steine, an das viele Geld und die vielen Menschen, die zu dem schönen Werk verwendet worden sind. Dies ist bei der Freiburger Brücke ganz anders, denn an ihr ist vor Allem die Leichtigkeit zu bewundern, mit der sie angelegt und gebaut zu seyn scheint. Keine Pfeiler, keine Bogen, keine Wiederlage! nichts als eine Linie, ohne Stütze hoch in der Luft schwebend, wodurch zwei Berge sich die Arme entgegenzustrecken und die Hände zu reichen scheinen, eine so leichte, so feine und lustige Linie, daß sich Niemand ihre Festigkeit vorstellt, eine so ungezwungen und natürlich laufende Linie, daß in der Ferne und ohne alle nähere Kenntniß dieses Wunderwerks nicht in der Ausführung einiges Verdienst zu liegen scheint, sondern nur in der Idee, kurz, ein wahres Kunstwerk, bei dem, nach dem Grad genialer Vollendung, die Schwierigkeiten immer sorgsam verhüllt sind. Sieht man einen Trupp lustiger Schwalben von einem hohen Gebäude pfeilschnell herabschießen, dann dicht an der Erde hinschweben, dann wieder aufsteigen, um abermals herunterzukommen, so regt sich in Einem wohl der Wunsch, man möchte es eben so machen, mit ihnen auf und abfliegend die Luft durchschneiden können. Diese Brücke scheint etwas davon erfüllen zu wollen, denn sie ist wie ein in Erfüllung gegangener Traum. Eine mächtige Hand warf von einem Berg zum andern und über das tiefe Thal weg ein Band, das hernach an dem gegenüberstehenden Felsen festgemacht wurde, und auf dieser weit in's Freie ausgespannten Linie gehen Menschen, Heerden, schwere Lastwagen, Diligencen, Kanonen und Reiter hin und her, und unten liegt eine unermeßliche Tiefe mit ihrem Strom, Wiesen, Gärten, Häuser mit lustigen Trinkern und Spielern, die, wenn sie einen Augenblick aufsehen, all dies Treiben wie den wilden Jäger hoch über ihrem Kopf weg ziehen sehen. Wie war dies vor Kurzem noch ganz anders. Da gelangten nach ermüdender Fahrt dickbestaubte, schwerbeladene Reisewagen bis nahe an die Stadt, zwei Büchsenschüsse weit, gerade der Stelle gegenüber, wo die Reisemühe für's Erste ein Ende hatte; aber da mußte der Wagen erst nicht ohne Gefahr eine steile Anhöhe hinunter, über einige Flußarme, und dann auf der andern Seite eine gleich steile Anhöhe mit neuer, unendlicher Anstrengung der Pferde wieder hinauf. Da sagten tausendmal Fuhrleute und Reisende: „Ach, wenn man da von einer Höhe zur andern eine Brücke schlagen könnte!“ Niemand hielt das für möglich; aber hier steht sie nun. Was ganz unthunlich schien, hat das Genie eines kunstverständigen Mannes ausgeführt.

Bekanntlich hat man die ersten Hänge- und Kettenbrücken über große Tiefen, Abgründe und Ströme in Südamerika, in der Himalaiakette, in Thibet, Mittelasien und besonders über den Setlejе, dem Hauptzufluß des Indus, gefunden, also in Ländern, wo man so kühne, mächtige und geniale Construktionen gar nicht hätte vermuthen sollen, da die in der Mechanik so weit vorgeschrittenen Egypter, Westasiaten, Griechen und Römer sich von dergleichen nichts hatten träumen lassen. In Irland und später in Wales wurden auch welche angelegt, die vorzüglichste zur Verbindung der Insel Anglesea mit Wales; sie geht 90′ hoch und 504′ lang über den kleinen Meeresarm Menai weg, so daß große Schiffe unter ihr wegsegeln können, und verdankt dem Ingenieur Telford ihre Entstehung. In Frankreich ist bisher keine solche Brücke von einiger Bedeutung gebaut worden, wiewohl ein französischer Ingenieur, Namens Chaley, jenes Werk weit übertreffen hat. In Genf wurden über die Festungsgräben zwei kleine Brücken dieser Art angelegt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 28. September 1837.

Vertrauliche Schwänke
Sind Stücke, so Gäste
Befinden für's Beste.
Logau.

Ueber das Lächerliche.

(Fortsetzung.)

Wer deklamirt, der will bei uns durch Wärme und Glanz der Sprache, durch Lebendigkeit der Bilder, durch energische Betonung die Empfindung einer poetischen Gegenwart und die ihr entsprechenden Gefühle erregen. Er bezaubert uns, wenn er ein Virtuos in seiner Kunst ist. Gesetzt aber, er verspreche sich bei gewichtigen Worten, so sehen wir ihn von einem Dämon geneckt, welcher in ihm sprachlich die Volte schlägt und seiner Zunge gegen seinen Willen ein Wort statt des andern unterschiebt. — Wir waren eines Abends zu geselliger Lust versammelt. Froh gestimmt verlangten wir ein Gedicht rezitirt zu hören. Einer unter uns, der sich nicht ungern selbst vernahm, wünschte, Schillers „Kampf mit dem Drachen" vortragen zu dürfen. Es ging recht gut, bis er an die Stelle kam:

Sie (die Doggen) fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende;
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab.

Im Feuer der Deklamation zersetzte sich ihm letzteres Hauptwort unglücklicherweise in „Puppenschanzer," worauf allgemeines schallendes Gelächter erfolgte. Das Komische liegt in der Unterbrechung der linguistischen Freiheit durch ein unwillkührliches Stolpern der Sprachorgane. Es gibt aber Leute, die, arm an echter Komik, dieselbe gewaltsam herbeizerren wollen und an geflissentlichem, gesuchtem Wortverdrehen eine große Freude haben, welche die Gesellschaft je länger je weniger mit ihnen theilt. Hie und da gelingt eine possierliche Umdrehung, z. B. Wechseraturtempel, splattiges Schätzchen, Kornzopf ꝛc. Leider wird aber bei diesen Spaßmachern die Lust zur sprachlichen Drehkrankheit, in welcher sie jedes bedeutsame Wort ergreifen und umstülpen, was die vernünftig redenden Gesellschaften immer unterbricht und so Ernst als Scherz rein aufhebt. Man könnte diese geistesleere, lästige Gewohnheit einen gelinden Wahnsinn nennen, wenn die davon Besessenen nicht zu prosaisch für eine Exaltation wären.

Das Gedächtniß läßt die Darsteller zuweilen im Stiche. Ein alter Schauspieler hatte als Theaterkönig die Großen des Reichs um seinen Thron versammelt. Einer zögerte noch; der König vernahm den vom Souffleurloch aus ihm zugeflüsterten Namen des Magnaten nicht. Er rief in der Hast: „Der — der Dings soll an den Stufen unsers Throns erscheinen!" Mein Vater hatte als Knabe auf einem Kindertheater den verkauften „Joseph" darzustellen. Es war in der Weihnachtszeit, wo er auch als Currentschüler vor den Thüren sang. Als „Joseph" sollte er einen

Digitized by Google

Monolog deklamiren, der anfing: „Ihr Sterne hört, wie man mit mir verfährt!“ — In der Angst kam er aber in das Weihnachtslied hinein: „Ihr Sterne senkt euch auf die Krippe, in welcher mein Erlöser liegt.“ Dieses rezitirte er nun statt seines Monologs und weinte dazu. — Auf das kindliche Publikum machte dies die größte Wirkung. Weder Alt noch Jung dachte an den dramatischen Anachronismus, über den wir lachen. — Einer unserer Freunde wollte eine Probe der von ihm neu erlernten Mnemonik ablegen. Wir waren etwa zwanzig, junge Männer und Frauen, versammelt. Jedes sagte ein Hauptwort; er wollte sie nach der Reihe wiederholen. Er that zur Stärkung seines Gedächtnisses manchen Zug und ließ sich dann die Worte noch einmal vorsagen. Dies wechselte noch ein paar Mal. Wir Alle wußten am Ende die Wörterreihe besser als er, der sich in der Kunstverlegenheit einen Brand angetrunken hatte.

Der Mensch hat nicht das ausschließliche Privilegium, lächerlich werden zu können; auch die Thiere erscheinen in komischem Lichte, wenn ihrer animalischen Freiheit und Willkühr auf unschädliche Weise mitgespielt wird, und beim Fuchsprellen ist ohne Zweifel viel gelacht worden. Es ist gar nicht nöthig, daß man sich die Thiere mit menschlicher Freiheit ausgerüstet denke, um sie lächerlich zu finden. Spielende Katzen sind ebenso und aus demselben psychologischen Grund ergötzlich anzuschauen wie schäkernde Kinder. Aber allerdings tritt der Fall nicht sehr häufig ein, daß wir über Thiere in ihrem natürlichen Erscheinen lachen, da ihnen die Vorsehung in ihrer Weisheit mit der Gabe der Sprache auch die Gelegenheit versagt hat, albernes Zeug zu reden und ihnen dafür einen solchen relativen Verstand verliehen hat, daß sie ihre Zwecke viel öfter erreichen als die Menschen ;und viel schwerer vom Zufall oder Menschenwitz zu foppen sind, auch viel seltener eigenen thörichten Anwandlungen unterliegen als leztere. Wo wir am meisten über sie lachen, ist, wenn sie, mit unserm Costüm angethan, zu Handlungen und Darstellungen unserer Art dressirt auftreten. Wer hat nicht schon Hunde- und Affentänze, Cavalcaden, Gaukkereien, Mahlzeiten, Festungsbestürmungen ꝛc. gesehen und seinen Theil dabei gelacht? Sonst macht die Herabsetzung lächerlich; hier thut es aber die Hinaufhebung der Bestien in unsere Sphäre, was freilich auch wieder eine imaginäre Herabsetzung der Menschen in die Thierwelt ist. Ein Affe, der sich an der animalischen Tafel galant oder brutal benimmt, erweckt den Gedanken, daß der Mensch eben auch manches Affenartige an sich habe. Man kann nicht glauben, daß beim Affen Alles nur Dressur sey; man weiß nicht recht, wo in ihm die Natur aufhört und die Schule beginnt. Auf jeden Fall wirkt die den Thieren aufgenöthigte Rolle komisch; ihre animalische Natur, ihr freies Benehmen steht unter dem Stock ihres Instruktors und Herrn; durch die Dressur blickt aber stets die Bestialität belustigend hindurch. Ich dachte mir Hühner im Hofe als Weiber und mußte über ihre Conversation, ihren Neid, eifersüchtigen Hader, ihre lakonischen Aeußerungen ꝛc. sehr lachen. — Ein Maikäfer, in die Höhlung eines kleinen dragantnen Husaren gesteckt, mit der Mütze wackelnd, mit dem Säbel schwadronirend, belustigte Jung und Alt. — Ein Staar, der einige Worte aussprechen gelernt, entkam, flog zu seinem Schwarm und wurde später wieder im Garn gefangen. Als nun der Vogelsteller die kleine Schaar in Lezterm zusammenschüttelte, rief der bedrängte Staarmatz: „Da geht's aber zu!“ — was den Vogler sehr stutzig machte. Es ist ohne Zweifel das Wahrnehmen einer komischen Nöthigung, was uns bei dieser Anekdote lachen macht. Uebrigens erscheint auch der Vogelsteller als geäfft, und selbst wir, die einen Augenblick wähnen können, der Staar habe im Ueberblick seiner miserabeln Lage so gerufen. — Ein Staatsbeamter sagte von einer Fischordnung, deren Zweckmäßigkeit in Beziehung auf Pflege und Schonung dieser Thiergattung man in Zweifel gezogen, sie sey so gut, wie wenn die Fische selbst sie gemacht hätten. — Die Fische als Gesetzgeber gedacht, wer fände dies nicht burlesk? — Das Nachahmen der Stimmen von jungen Schweinen, die sich am Koben streiten, von Enten, die vom Teiche nach Hause wandeln ꝛc. erregt Lachen, weil diese Thiere durch die spielende Darstellung in der Eigenthümlichkeit ihrer Natur befangen erscheinen und sich die Copie gefallen lassen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Normandie von J. V.

(Fortsetzung.)

Ich erkläre mir durch dieselben Verhältnisse die zum Sprichworte gewordene Prozeßsucht der Normannen. Die Eroberung an und für sich macht den Begriff des Eigenthums schwankend, denn Keiner weiß bei einer solchen, ob er das, was gestern ihm zugehörte, heute noch sein eigen nennen kann. Hiezu kommt noch, daß die Ritter- und Pfaffenkriege in der Normandie die Zeiten der Eroberung verewigten. Der Bauer war der schwächere Theil, er hatte keine andere Waffe als sein Recht, keinen Schild als das Gericht, und die Eroberung und die innern Kriege selbst waren nicht im Stande, die germanischen Institutionen, die Gerichte und besonders den Echiquier gänzlich zu zerstören. So blieb also dem Bauer nur dies lezte Schutzmittel, und er gewöhnte sich daran, an dasselbe zu appelliren, so oft er seine Schwäche fühlte. Auch hierüber spricht der Lobredner der Normandie, und es ist lustig, ihm zuzuhören:

Digitized by Google

„Dieſe Leute müſſen, werdet ihr ſagen, böſe und zankſüchtig im höchſten Grade ſeyn; da man ſo beſchäftigt iſt, ihnen Recht zu ſprechen und ihre beſtändigen Streitigkeiten und Zänkereien zu ſchlichten. O! ſaget im Gegentheil, daß ſie eine unergründliche Anhänglichkeit an die Gerechtigkeit haben; und wenn ſie ihre Mitbürger für das, was man in andern Ländern für eine Kleinigkeit hält, vor Gericht ziehen, ſo iſt die Urſache davon ſicher nicht ſchwer zu finden. Dieſe iſt, daß dieſe Catone der Normandie die kleinſten Fehler für Hauptverbrechen, die nicht wieder gut zu machen ſind, anſehen und ihr Gewiſſen nicht in Ruhe fühlen, wenn ſie die, ſo ſie begehen, nicht anzeigen, wenn ſie nicht alle ihre Schritte und Handlungen beobachten, ja ſelbſt von Zeit zu Zeit, indem ſie kleine Streitigkeiten anſtiften, in Verſuchung führen und auf die Probe ſtellen. Hat man die Normannen nicht für unerträgliche Chikaneurs angeſehen, die nur Streit und Prozeſſe ſuchten? Hat man ſie nicht bei allen Völkern, die ſie umgeben, als eine öffentliche Peſt betrachtet? Hat man ſie nicht wie falſche Zeugen und Verläumder behandelt, während ihre einzige Abſicht war, allen Andern zu derſelben Vollkommenheit zu verhelfen, die ſie erreicht haben? Welch Uebermaß des Rechtsgefühls in ihrer Handlungsweiſe! Sie ziehen z. B. ihre Mitbürger bald wegen einer kleinen Beleidigung, durch eine gelinde Aufregung des Zorns veranlaßt, vor den Richter, bald wegen eines Stücks Erde, das ein liſtiger Nachbar ſich zugeeignet; ein andermal wegen eines unbedeutenden Schadens, den ein unvernünftiges Thier auf einem Acker angerichtet, und wegen tauſend ähnlicher, eben ſo unbedeutender Sachen. Sie beſchäftigen ihre Advokaten Jahrelang, ganze Stöße Papier reichen kaum aus, ihre Prozeſſe zu inſtruiren; und wozu all dieſe Mühe und dieſe Koſten, wenn nicht in Folge ihrer Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe, für welche ſie nicht nur nichts ſparen, ſondern ſelbſt all ihr Hab und Gut hingeben, vorausgeſetzt, daß das Recht treulich gehandhabt werde?“

Bravo! das nenne ich aus der Noth eine Tugend machen. Der gute Abbé iſt ſelbſt der ſchlagendſte Beweis für die Prozeßſucht der Normannen, denn er iſt, wie wir geſehen, ein vortrefflicher Advokat einer verzweifelt ſchlechten Sache, und ſomit eine demonstratio ad oculos dieſer Eigenthümlichkeit der braven, ein Jahrtauſend hindurch mit allen Hunden gehezten Normannen. Der Abbé fährt aber fort und ſagt: „Es iſt nicht möglich, ihnen eine Falle zu ſtellen, und wenn ſie nie Jemanden täuſchen, ſo kann man ſagen, daß ſie ſich eben ſo wenig je täuſchen laſſen.“ Und man muß geſtehen, daß er hier Recht hat, daß es ſehr ſchwer iſt, einen Normannen hinter's Licht zu führen, denn er hat eben eine böſe Schule durchgemacht, in der er gewitzigt worden iſt. Es iſt beinahe zu verwundern, daß er troz dieſer Schule dennoch ſeine Gutmüthigkeit, ſeine Redlichkeit und ſeinen friſchen Muth nicht ganz verloren hat.

In der Umgegend von Caen iſt der Bauer ernſter, als in allen andern Theilen der Nieder-Normandie. Die abnehmende Blüthe des Landes erklärt dies. Man hört hier ſelten ein Lied, und eben ſo ſelten ſieht man die Landleute tanzen. Eine Volksſitte, die ich hier ein paarmal Abends beobachtete, ſchien mir ein Beweis, daß früher die Caener Geſang und Scherz wie ihre nordiſchen Blutsverwandten liebten. Im Frühjahre kommen zahlloſe Schaaren kleiner Fiſche, die man la monte nennt, die Orne herauf. Beide Ufer des Fluſſes beleben ſich dann Abends auf eine eigene Weiſe durch die Fiſcher, die, jeder eine Laterne über das Waſſer haltend, die Fiſche durch das Licht an die Oberfläche locken und ſie ſo fangen. Schon als maleriſches Schauſpiel war mir dieſer Gebrauch intereſſant genug. Bald aber merkte ich, daß ſich die Fiſcher von einem Ufer zum andern im Dunkeln zuriefen und ſich zu unterhalten ſchienen. Einmal aufmerkſam auf dieſe etwas wunderlichen Zwiegeſpräche, lieh ich ihnen ein achtſameres Ohr, und hörte dann, daß die Antwort ſtets auf die Frage reimte, und daß ſich ſo die Fiſcher von einem Ufer zum andern gereimte Neckereien, derbe Witze, oft ſelbſt Schimpfworte und Grobheiten zuriefen. Man nennt dieſe Wechſelgeſänge oder Wechſeldialoge s'engueuler, ſich anblöcken, und ich hörte von Einheimiſchen, daß dies engueuler auch bei andern Gelegenheiten, bei Feld- und Waldarbeiten, ſtattfinde. Ich glaube nicht, daß ich mich irre, wenn ich in dieſer Sitte eine Abart der Tyroler und Schweizer Wechſelgeſänge wiederzuerkennen glaubte, und mir einbildete, daß vor Zeiten, ehe dies kräftige Volk durch Unglück und Noth, durch Krieg und Rohheit moraliſch und phyſiſch herabgekommen, die Normannen anſtatt ſich anzublöcken, ſich ihre Lieder zuſangen, wie dies hier und dort in Deutſchland, in Schweden, in der Schweiz und im Tyrol der Fall iſt. Auch die Völker und ihr Charakter haben ihre Ruinen, und dies engueuler iſt wohl eine ſolche, die von dem ehemaligen Frohſinne der jezt oft ſehr ernſten Unternormannen zeugt.

Der Normanne iſt friedfertig und bieder, tapfer und kräftig, entſchloſſen und keck. Oft aber ſieht man all dieſe Eigenſchaften ausarten, und zwar ſtets, wenn des Cidres zu viel getrunken worden. Dies auf den erſten Anblick ſo unſchuldige Getränke iſt verſchloſſen und hinterhaltig, wie leider mitunter der Normanne ſelbſt. Ein Cidrerauſch iſt gefährlicher, als ein Wein-, Bier-, oder ſelbſt Branntweinrauſch; denn er macht die Betrunkenen zu wilden Thieren, ſtreitſüchtig und jähzornig, und es iſt daher nicht ſelten, daß bei einem Feſte, wo der Cidre in gehörigem Maße floß, ein paar zerſchellte Hirnſchalen oder zerbrochene Arme, oder wenigſtens blaue Augen das

Digitized by Google

letzte Resultat der Abrechnung sind. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist,“ mag oft wahr seyn, aber nicht minder wahr der Satz: „Sage mir, was du trinkst, und ich will dir sagen, wer du bist.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Freiburg (in der Schweiz), August.

(Beschluß.)

Die Drahtbrücke. Die große Orgel.

Die Freiburger Brücke läßt all diese frühern Arbeiten weit hinter sich. Um ihre Wichtigkeit recht zu beurtheilen, muß man die örtliche Lage bedenken. Die untere Stadt lag in dem engen Sarinethal, die obere aber auf einem Felsenboden, 450′ über dem Flußbecken. Die ehemalige Straße von Bern und der deutschen Schweiz ging sehr steil und abschüssig in's Thal hinab, und war im Winter ganz unzugänglich, hernach führten drei Holzbrücken über die vielfach gebogene Sarine, dann aber kamen wieder Felsen, an denen sich der Weg mühsam hinaufwand, 240′ hoch über der Stelle, von der man ausgegangen war. Zu diesem für Menschen, Pferde und Wagen gar peinlichen, selbst nicht ungefährlichen Nieder- und Aufsteigen brauchte man in guter Jahreszeit eine gute halbe Stunde, manchmal aber viel länger, da doch die äußersten Punkte des Ausgangs und der Ankunft in gerader Linie nur eine kleine Viertelstunde von einander entfernt waren. Da, wo das untere Freiburg liegt, ist das Sarinethal nur 900′ breit, und auf beiden Seiten stehen Felsen von mehr denn 150′ Höhe. Mehrmals war vorgeschlagen worden, eine gigantische Brücke zu bauen, um über das Thal hinüberzukommen; die Kosten wären aber ungeheuer gewesen und hätten das Land zu Grunde gerichtet. Die in England mit den Hängebrücken bewirkten Wunder machten den Freiburgern neuen Muth, zumal sie sahen, daß in Frankreich und in Genf geschickte Ingenieurs sich mit Erfolg damit abgaben, dort besonders Séguin und Chaley. Man wußte auch, daß Telford, der Erbauer der Menai-Hängebrücke, sich erboten hatte, über die Mersey bei Runcorn, unfern Liverpool, in einer Länge von 900′ eine solche zu schlagen. In Beziehung auf die Möglichkeit war also die Sache im Klaren, es handelte sich nur um die Kosten. Da schlug der französische Ingenieur Chaley vor, er wolle den Bau der Brücke auf seine Gefahr übernehmen, und verlange nichts dafür als die Summe von 500,000 Franken und die ganze Brückenabgabe vierzig Jahre lang. Sein Vorschlag wurde angenommen und auch gleich darauf die Arbeiten begonnen. Telford hatte zu seiner Menaibrücke länger als fünf Jahre gebraucht, Chaley vollendete hingegen die Freiburger in zwei Jahren und drei Monaten, und sie ist unstreitig das schönste und kühnste Werk dieser Art; ihre Länge beträgt 346 Metres oder 1058′ und die mittlere Breite 8 Metres oder 24′; sie schwebt 50 Metres oder 150′ hoch über der Sarine und ihrem Thal. Es ist sehr interessant, das Einzelne dieses Wunderbaus, die dabei angewendeten mechanischen Mittel, die Vorsicht und Befestigung der Hauptstützen tief im Innern der Felsen, die Vorkehrungen gegen das Schwanken und die Friktion zu beobachten. Tritt man weit genug zurück, um das ganze Werk überschauen zu können, so verschwinden die perpendikulären Drähte fast ganz und man kann glauben, die ganze Brücke sey nichts als ein langes Brett, das über den Abgrund weg, von einem Felsen zum andern geschoben sey; man meint, der Zimmermann habe Alles gemacht, die weit zurückstehenden Bogen, auf denen die großen Tragwerke hängen, scheinen gar nicht zur Brücke zu gehören, und erst nach einiger Aufmerksamkeit zeigen sich rechts und links leise gebogene, dünne Linien, die von ihnen auf die Brücke herunterlaufen; man sollte nicht glauben, daß sie die Seele des Ganzen, die Träger und Halter der ganzen Brücke seyen. Nach ihrer Vollendung gingen zur Probe fünfzehn Zwölfzünder mit fünfzig Pferden und dreihundert Mann hinüber und herüber, und am folgenden Tag eine Prozession von zweitausend Menschen mit Militärmusik, wobei man Sorge trug, die Brücke möglichst nach dem Takt schwanken zu lassen; sie bewegte sich aber nur wenig. Seitdem gehen die schwersten Lastwagen mit zwölf Pferden ohne allen Anstand darüber.

Freiburg hat eine dritte Merkwürdigkeit, die auch viele Fremden anzieht, und wenigstens in der Schweiz einzig in ihrer Art ist, ich meine die große Orgel der Kathedrale, das treffliche Werk Moserś, von mächtigem und weitherrschendem Umfang, voll Großartigkeit und Feierlichkeit in der Tiefe, in den Mitteltönen und in der Höhe voll zarten, reizenden Wohlklangs, Engelsstimmen vergleichbar. Ich habe mehrmals tüchtige Meister darauf spielen hören, zuerst den Organisten Vogel aus Berlin, jetzt in Frankfurt a. M., dessen Grabesstimmen, Sturm und Gewitter hier einen bewundernswürdigen Effekt machten, dann Moser selbst, der uns Alle bezauberte durch seine täuschende Nachahmung der Menschenstimme, in allen ihren Höhen, Tiefen, Modulationen und Beugungen mit einer herzergreifenden Innigkeit und Zartheit. Hört man diese Fülle herrlicher Stimmen, bei der doch jede wieder einzeln deutlich hervorklingt, so glaubt man in einem Kloster des sechzehnten Jahrhunderts zu seyn, wo damals der Gesang so einfach schön war. Ich dachte mir bei der Orgel ein dichtes Gitter und hinter ihm ein paar Dutzend Nonnen, die, abgeschieden oder scheidend von der Welt, ihren Wünschen und Hoffnungen, sich nur dem Himmel zuwenden; in der Kirche gingen und saßen einige Männer, ich glaubte, es sey wohl ein Vater oder ein ehemaliger Geliebter, die sich bemühten, aus dem Gesang die Stimme des theuren Mädchens herauszuhören, das sie im Leben nicht mehr sehen sollten. Die Scene stellte ein Gewitter vor: zuerst läßt sich ferner Donner hören, der langsam näher kommt, dann mit seinem Brausen in der Luft furchtbar und in seiner Mannichfaltigkeit wunderschön wird; zwischen den Donnerschlägen hört man die vox humana mit Tönen des Danks, der Beruhigung und des Friedens hindurch; sie flehen um Schonung für die Erde, auf die sie selbst verzichtet haben; der Kampf und das Stürmen der Natur und der Welt, und zwischen durch dieser süße, fromme Friede ist unendlich poetisch und ergreifend, ja der Gedanke selbst höchst religiös, er ist der Grund alles christlichen Sinnes. Mit dieser Stimmung sollte man aus der Kirche gehen, und sich draußen die Thränen unwiderstehlicher Rührung abtrocknen. Statt dessen stiegen wir hinauf zur Orgel und der Organist spielte vor unsern Augen auf dem Klavier die Menschenstimme; diese prosaische Ueberzeugung that mir unendlich weh, weher noch, als sänken die Nonnen vor mir in die Erde.

Beilage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 29. September 1837.

— Der Menschheit ewiges Symbol
Ist Janus mit dem Doppelangesicht.

Pope.

Altes und Neues.

1.

Zwo Mächte sind's, die seit undenkbar'n Zeiten
Die Menschenbrust, die Menschenwelt bewegen.
Die eine will das All im Schwung erregen,
Und rastlos fort zum dunkeln Ziele schreiten.

Die andre, scheu vor ungemeßnen Weiten,
Schilt jene maßlos, rasend und verwegen,
Möcht' alle Welt in ehrne Bande legen.
Was will der Mensch, wenn Götter sich bestreiten?

So mögen beide wirken, Gottgewalten!
So lang die dunkeln Zeitenströme rollen,
Gab's einen neuen Bund und einen alten,

Hier kühnen Geistes unbegrenztes Wollen,
Dort unerschütterfestes Innehalten.
Auf Gottgesandtes soll der Mensch nicht grollen.

2.

Ich sah — o glaubt, ihr künftigen Geschlechte! —
Ich sah, um sie ein feierliches Schweigen,
Sie jüngst zur Erde stille niedersteigen,
Die eine jener beiden hohen Mächte,

Das altergraue Scepter in der Rechte,
Und hundertjähr'ge Eichen ihr sich neigen.
Auf ehrne Tafel schien sie ernst zu zeigen,
Ein Schleier floß um sie wie sieben Nächte.

Still war die Welt, und im Gebet versunken
Vor Opferflammen, dort vom Gangesstrome
Braminen, stummer Gottbegeistrung trunken,

Vom Euphrat her berufen glaubensfromme
Söhn' Abrams, und von höh'rer Liebe Funken
Entglüht, der Christ in myst'scher Wölbung Dome.

3.

Die andre auch erstand auf ihrem Hügel.
Von ihrem Scheitel sah' ich Funken sprühen,
Gedankenmorgenroth der Stirn' entglühen;
Wie sie sich hob, da wuchsen ihr die Flügel.

Ein Hauch! der ehrnen Tafel sieben Siegel,
Sie lösen sich; des Schleiers Nächte fliehen
Zurück, die um das Heiligthum sich ziehen,
Und von den Tempeln springen rings die Riegel.

Digitized by Google

Und wo sie stets bewegten Fluges schwebte,
Da schollen Chör' im bachischen Entzücken,
Der Zukunft lichtumfloßnes Bild belebte

Das Herz der Welt und sprach aus allen Blicken;
Doch auch der Zweifel, ahndevoll, durchbebte
Die Brust, ob Weh', ob Wonne Götter schicken.

4.

Beglückt, wer beiden Mächten ist verbunden,
Wer der Vergangenheit Gestalten ehret,
Den Blick zugleich zum neuen Licht gekehret;
Wer hohem Weltgeist sinnig nachempfunden

Und gläubig lauschte altergrauen Kunden,
Und so, vom großen Zeitenbuch belehret,
Nicht alternd sich der Offenbarung wehret,
Die uns enthüllen stets verjüngte Stunden.

Der Mann jedoch, der eitle, ist betrogen,
Dem heil'ger Vorwelt tiefer Grund zur Lüge
Geworden; jener auch, der nicht erwogen

Des wundersamen Zeitenbaus Gefüge,
Und wie zu immer höherm Ziel der Bogen
Des Geistes fliegt, zu immer höherm Siege.

5.

Ich soll ein Zeugniß dir, ein klares, geben
Von jener Doppelmacht, die stets verbündet
Im großen Weltendrama sich verkündet,
In deren Kampfe höher wächst das Leben?

Sieh dort den Baum sich in die Lüfte heben;
Doch wenn sich nicht nach unten, tief gegründet,
Der Wurzeltrieb in zähen Adern windet,
Wie kann im Lichte frei die Blüthe schweben?

O wüßtest du, wie tief im Erdenschoße
Die Wurzel sich erfreut der Blüthentriebe,
Und diese, stolzer nicht ob lichtem Lose,

Für ihre dunkle Mutter glüht in Liebe! —
Daß immer so der Freiheit glüh'nde Rose
Dankbar und still am alten Stamme bliebe!

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das Lächerliche.

(Fortsetzung.)

Selbst die leblose Natur ist nicht von unserm Gebiete der Komik ausgeschlossen. Wer hat nicht schon über einen alten Baumstrunk gelacht, wenn dieser zufällig die Gestalt eines verwachsenen Menschen darstellte? — über einen Felsen, der einem Bekannten im Profil ähnlich sah, wobei freilich Letzterer auch ein wenig in's Lächerliche eintaucht, da selbst die Felsen ihn mit seiner Physiognomie zu foppen scheinen. — Wolkenformen sind oft belustigend anzuschauen. Allongeperrückenköpfe schauen der scheidenden Sonne nach; Stirne, Nase, Mund verziehen sich; es werden Ungeheuer, Löwen, Drachen daraus. — Der Sturm pfeift durch häusliche Räume; es tönt wie Thier- oder Menschenstimmen, und der zwischen Thür und Angel sich hindurchzwingende Diener des Aeolus nöthigt uns Horchenden ein Lächeln ab. — Durch Nachahmung von Naturtönen hinter einem Vorhange, z. B. von Sturm, Regen, einschlagendem Blitz, wird die Natur auch gewissermaßen lächerlich gemacht, weil alles Darstellbare, Nachahmbare als ein Genöthigtes erscheint, das, wenn es sich in kleinlicher Form äußert, komisch wirkt. Das Lustigste bleibt wohl ein akustisch nachgemachtes Feuerwerk mit Feuerteufeln, schnurrenden Feuerrädern, sausenden Raketen, zerplatzenden Schwärmern ꝛc. Auch auf den Darsteller fällt hiebei ein komisches Licht, der mit einem so beschränkten Mittel, wie sein Mund ist, so mannichfaltiges, oft gewaltiges Getön nachzuahmen sich erkühnen konnte. Man denkt sich im Geist seine Strapaze hinter dem Vorhange, und muß desto mehr lachen, je mehr er sich durch Assonanzen, die man einen Schallwitz nennen möchte, mit den Zuhörern abzufinden bemüht.

Was im Leben komisch und lächerlich erscheint, wirkt auch fast immer als solches in der Darstellung, sey diese nun poetisch, dramatisch oder bildend, ja oft wird der Eindruck noch verstärkt durch die dichterische oder künstlerische Auffassung, durch Klarheit der Darstellung, Isolirung, Beleuchtung, Einrahmung, dadurch, daß wir das Lächerliche erster Potenz durch das Medium eines humoristischen Geistes in zweiter Potenz wahrnehmen, wo sich überdies der Eindruck in einem mitgenießenden Publikum vielfach ab- und widerspiegelt. — Ueber die poetische Schilderung komischer Reden und Scenen braucht man nicht viel zu sagen, sondern nur auf die belletristische Literatur im Ganzen hinzuweisen, die voll, ja übersüllt davon ist. Der Wunsch, das Bestreben, dem Lesepublikum Freude zu machen, Lachen zu erregen, ist bei vielen Autoren so stark, daß sie zuweilen auch ohne wahre Anlage zur Komik sich krampfhaften Anstrengungen unterwerfen und in den Augen der Kritik über dieser Strapaze selbst lächerlich

Digitized by Google

werden. — Der Humor, die Anlage und Gabe, mit Natur und Leben, mit ihrem höchſten Ernſt ein poetiſches Spiel zu treiben, jedem Verhältniß des Daſeyns eine komiſche Seite abzugewinnen und ſo ein geiſtig-gemüthliches Herrſcherthum über die Welt zu beurkunden, iſt angeboren, angelebt, und kann wohl weiter ausgebildet, aber nicht gelernt, nicht abſichtlich erworben werden. Er iſt Stimmung, Laune im höchſten Ausdruck, und wer kann dieſe in ſich ſchaffen, kommandiren? Der Humor iſt der ſubjective Pol aller Komik, aller lächerlichen Erſcheinungen des Lebens, ſo daß der Humoriſt ſich ſelbſt eben ſo wohl und eben ſo oft Objekt wird, als es ihm Welt und Menſchen werden. Ironie iſt der Ton, die Färbung ſeiner Aeußerung, die im Scheinernſte mit jenen ihr Spiel treiben. Die Satire ohne Ironie iſt ſchon zu ernſt, mehr Geſchäft als Spiel. — Der Witz macht lachen, weil er in ſchnell ergriffenen, unerwartet combinirten Aehnlichkeiten an ſich disparater, zu verſchiedenen Sphären gehöriger Dinge mit beiden ſpielt und ſie ſomit zu aufgenöthigter Confrontation ſich vor ihm, dem geiſtreichen Herrſcher, ſtellen heißt, etwa wie wenn Jemand Menſch und Hund vorführte und unerwartet eine phyſiognomiſche Aehnlichkeit beider zeigte, was man einen thatſächlichen, realen Witz nennen könnte, wie er auch in gewiſſen Carrikaturen ergötzlich auftritt.

Jean Paul war wohl ertenſiv der witzigſte Dichter; das Gleichniß war die Form, unter welcher er allein denken, forſchen, darſtellen konnte. Wenn er aber Alles, was ihn geiſtig nähren ſollte, Leben und Lektüre, auf dieſe Form ſammleriſch, collectaneenmäßig bezog, ſo entſtand dadurch bei ihm bald eine Superfötation von Vergleichungen und Witzſpielen, die der Schönheit und Klarheit des eigentlichen Gedankens, der plaſtiſchen Haltung ſeiner Geſtalten Eintrag that und den Reichthum ſeines Geiſtes einem großen Theil der deutſchen Nation und noch mehr den fremden unzugänglich machte. — Bei Keinem mehr als bei ihm waren die Vorzüge des Geiſtes mit einer Eigenthümlichkeit und Beſonderheit, die man in Hinſicht auf claſſiſchen Geſchmack Beſchränkung nennen darf, innig, organiſch verwachſen. Dennoch drang er gerade durch dieſen Doppelgang in Gleichniſſen in die größten Höhen und Tiefen des Lebens und wird uns ſtets unbegreiflich, unergründlich erſcheinen.

Das Wortſpiel iſt der magerſte Witz, weil es ſeine Combination von zufällig ähnlichen Lauten hernimmt. Wenn Einer ſagt: Bei dieſer feſtlichfrohen Veranlaſſung muß Alles, Herzen, Trommeln und Kuchenteig gerührt werden, ſo ſind es weniger die Gegenſtände, als ihr zufälliges Zuſammentreffen in der Modifikation des „gerührt werdens," womit ein Wortwitzſpiel getrieben wird, und wo denn freilich die ſo ganz verſchiedenartige Rührbarkeit bei dem Scherz eine bedeutende Rolle ſpielt, ein Beleg, daß ſelbſt die Sprache als Laut ein Gegenſtand der Laune, des Humors werden, und durch witzige Combinationen in komiſchem Licht erſcheinen kann. Zuweilen iſt die Zuſammenſtellung mehr muthwillig, als witzig; z. B. der Propſtei-Schweinſtall, die Prälatur-Taufkutſche (nämlich für die Beamten). Es curſiren komiſche Conti, worin z. B. aufgeführt iſt: die Leiter, die Jakob im Traume geſehen, ausgebeſſert u. dgl. Sie ſtreifen gewöhnlich an's Frivole, Indezente. Abgeſehen hievon liegt das Lächerliche darin, daß dasjenige, was einen Anſtrich der Heiligkeit hat, in einer einfältigen Bildſchnitzerrechnung als reſtaurirt erſcheint. Dahin gehören auch die komiſchen Inventare, worin unſchaubare, unmögliche oder längſt abſorbirte Dinge als Reliquien aufgeführt ſind. Dieſe Produkte wären komiſcher, wenn ſie in romanhafter Verbindung als wirkliche Myſtifikationen leichtgläubiger Perſonen aufträten, oder, wie folgendes Signalement, als das Verſehen eines Polizeiſchreibers, der da einzeichnete: N.N. hat reformirte Haare, ſchwarze Stirne, kurze Augen, blaue Naſe, langen und gebogenen Mund, aufgeworfene Zähne, gelbes Kinn, geſpaltenes Geſicht, ovale Geſichtsfarbe, rothbraune Statur, hagere Bekleidung. Nur in eine Theaterpoſſe eingewoben, kann dergleichen Gemachtes einiges Lachen erregen.

Die ungeheuern Aufſchneidereien und Lügen des deutſchen Gascogners „Münchhauſen" ſind durch eine mehrfache Komik ergötzlich. Bei den von ihm erzählten Ereigniſſen werden Menſchen und Thiere durch ſeine erlogene Darſtellung, als einem phantaſtiſchen Spiel mit ihnen, zu lächerlichen Figuren, ſo z. B. der Bär, der ſich an eine mit Honig beſtrichene Wagenbeichſel anleckt und dann durch einen hinter ihm durchgeſteckten Zapfen zum Gefangenen gemacht wird; ſo das vom Thorfallgitter halbirte Pferd, das zweifüßig fortrennt und dem das getrunkene Waſſer aus dem geöffneten Leibe läuft ꝛc. Man kann ſich dem Gedanken hingeben, als möchte der Eine oder Andere von den Zuhörern, denen er ſeine Fata erzählte, an ihre Wahrheit geglaubt haben, eine Annahme, die, poetiſch angeſehen, nicht ungültig iſt, da ja die ganze Wirkung des gedichteten Wunderbaren auf einem relativen Glauben daran beruht. Durch einen ſolchen werden aber Münchhauſens Zuhörer auch lächerlich. Warum ſollten wir aber nicht auch den unendlichen Lügner lächerlich finden, der, wie jeder Aufſchneider, doch oft hinter ſolche kommt, die ihn mit einer treuherzig glaubigen Miene zum Beſten haben. Es verſteht ſich, daß dies Alles in uns nur dann vorgeht, wenn wir uns den Herrn von Münchhauſen mit ſeinen Abenteuern recht dramatiſch in die Scene ſetzen. Wer dies nicht kann, der mag wohl gar, wie vielen Hochweiſen bei der Erſcheinung des Büchleins geſchehen, die Lektüre höchſt albern und eines vernünftigen Mannes unwürdig finden.

Digitized by Google

Die bekannten Krähwinkler Bilder sind eigentlich bildlich dargestellte Wortwitze. Sie beruhen auf einem Doppelsinn, wovon der eine körperlich schaubare Theil in der Scene erscheint, während es eigentlich um den bildlichen Sinn zu thun ist. Es sind gemalte Metaphern oder Zweideutigkeiten. So z. B., wie der General von Krähwinkel Besatzung in eine Festung wirft, sie rasirt, wie er Nasen an das Offizierkorps austheilt, wie der Bürgermeister von Krähwinkel über das Klavierspiel seiner Tochter ganz weg ist (er erscheint nämlich gar nicht auf dem Bilde). Das Lächerliche liegt hier ohne Zweifel darin, daß die guten Krähwinkler zu unsinnigen Thaten ꝛc. mißbraucht werden, die aber eigentlich keine solche, sondern nur metaphorische, sprichwörtliche, doppelsinnige Redensarten sind. Diese losen Späße lassen sich in's Zahllose vermehren.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 25sten September.

Schillers Denkmal.

Die Frage, welche Stelle Schillers Denkmal einnehmen soll, naht ihrer Entscheidung, und so mag es auch an der Zeit seyn, den Werth der Plätze, welche in die Wahl fallen werden, zu prüfen.

Die Statue des Dichters soll in die Mitte des Volks, damit diesem sein Bild stets vor Augen stehe, daher inmitten der Stadt gestellt seyn.

Will man nun in Stuttgart das Monument nicht geradezu in den Mittelpunkt des Gewühls und der Bewegung, auf den sonst sehr geeigneten Marktplatz stellen, so bleiben wohl nur zwei Plätze, der sogenannte alte Schloßplatz und der in der Nähe der Akademie und des Waisenhauses übrig, die hier in Betracht kommen.

Für den letztern spricht, daß Schiller in der Akademie seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt, obwohl sich stets der Gedanke an seine Flucht und an die Umstände, welche ihn aus dem Vaterlande getrieben, jener Erinnerung anknüpft, wodurch der erste freudige Eindruck mit einem zweiten, weniger erfreulichen gemischt wird.

Der Platz, auf welchen Schillers Monument in der Hauptstadt seines Geburtslandes gesetzt wird, sollte in seinem ganzen äußern Wesen den Charakter eines öffentlichen Platzes tragen, welches Erforderniß dem Platze auf der königlichen Planie abgeht.

Dieser ist von Bäumen umgeben, wobei sich die Frage aufdrängt, ob überhaupt ein einzelnes Kunstwerk, mit seinen bestimmten strengen Linien, nicht die Aufstellung in einem Raume fordert, dessen architektonische Formen in harmonischer Korrespondenz damit stehen, so wie z. B. ein Concert, ein kunstgerechter Gesang besser in den begrenzten Raum eines Saales, der die Töne zusammenhält, taugt, als in die freie Natur, in der die gemessenen Klänge unbestimmt zerfließen.

Wenn die Griechen ein Kunstwerk im Freien errichteten, so stand es nicht isolirt, sondern umgeben oder in der Nähe von einer Reihe anderer Monumente, so daß das eine dem andern gleichsam Schutz und Halt und Harmonie verlieh. Ueberdies war in Griechenland Baum und Gebüsch, es war der ganze griechische Himmel, der keinen nordischen Winter kennt, der Aufstellung von Denkmälern in grünen Räumen unendlich günstiger, als bei uns, wo der Winter die Bäume fast die Hälfte des Jahres ihres Schmuckes beraubt, und die grünen Plätze eben so lange unter Feuchtigkeit und Schnee liegt, so daß sie und mit ihnen das Monument verödet und verlassen dasteben.

Gewiß kennt Jeder den traurigen Eindruck, den in solcher Zeit solche Denkmale machen, während Sommers die grünen Töne, die ein Bronzebild bald annimmt, weder in den Farben schön, noch in den Linien rein von dem umgebenden Grün der Bäume sich abheben.

Endlich ist jener Platz, dessen Fundamentirung, nebenbei gesagt, große Schwierigkeiten und Kosten bieten würde, nicht so wohl gelegen und nicht im gleichen Sinne im Angesicht des Volks, wie der Raum zwischen dem alten Schloß und der Stiftskirche; vier von den denselben umgrenzenden Gebäuden gebören, ihrem Gesammteindruck nach betrachtet, zu den schönsten und imposantesten der ganzen Stadt.

Schon von ferne fällt der Blick des Beschauers auf diese großen Massen, die aus dem übrigen Häusergewimmel angenehm herausragen, und gleich schön bleibt der Eindruck, wenn man sich mitten auf demselben befindet: zur einen Seite die alte Fürstenwohnung, auf der andern die Hauptkirche, und dieser gegenüber ebenfalls zwei große Gebäude, von denen das eine durch schöne Verhältnisse sich auszeichnet, und dem andern (dem Kanzleigebäude) wesentliche Verschönerungen bevorstehen.

Bei einem Flächenraum von mehr als 55.000 Quadratfuß bildet der Platz nahebin ein Quadrat, von welchem die Grundfläche des Monuments mit seinen Stufen kaum ein Fünfzigstel bedecken und von der Länge oder Breite etwa den siebenten Theil einnehmen werden, woraus erhellen dürfte, daß seine Größe zum Denkmale in einer richtigen und angemessenen Proportion stehe.

In der Stadt kennen wir keinen Raum, der alle diese Bedingungen eines schönen öffentlichen Platzes, von würdiger, ernster, für ein Denkmal geeigneter Umgebung, wie dieser, in sich vereinigte; fast allen Theilen der Stadt gleich schnell zugänglich, träte die Statue auf diesem Platze, von welcher Seite man ihn auch besuche, dem Beschauer in ihrer ganzen Größe entgegen, während unter Bäumen und Gesträuchen ein Monument nur in seiner Nähe volle Beschauung zuläßt, also fast immer halb versteckt bleibt, was für das Standbild Schillers am wenigsten passend seyn möchte.

Wir setzen voraus, daß der Boden des alten Schloßplatzes bei Errichtung des Denkmals möglichst geebnet und mit Rücksicht auf solches besser geordnet werde, wie wir zuverlässig wissen, daß sich die Ansicht vieler Sachverständigen, Künstler wie Kunstfreunde, mit uns dahin vereinigt, daß bei den bemerkten Verbesserungen dieser Platz entschiedene Vorzüge vor dem andern habe; wir glauben daher zuversichtlich, daß sofort auch seiner Wahl der Beifall der öffentlichen Meinung, welche bereits zu seinen Gunsten sich hinzuneigen scheint, kaum fehlen könne.

Beilage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 30. September 1837.

— In his brain he has strange places cramm'd
With observation, the which he vents
In mangled forms.

Shakespeare.

Ueber das Lächerliche.

(Beschluß.)

Die Berliner Bilderwitze sind anderer Art. Der Dialekt, besonders ein solcher, enthält schon an sich ein komisches Moment, weil er im Gegensatz gegen die reindeutsche Sprache den Menschen in eine Carrikatur von Mundart hineingebannt vernehmen läßt. Ueberdies sind die dargestellten Individuen eine Art Symbole, Repräsentanten besonderer Volks- und Gewerbsclassen, und einer gewissen Besonderheit verschrieben; dazu ist der Akt stets ein lächerliches Mißverständniß, eine handgreifliche Zurechtweisung, ein Schabernack, ein burlesker Conflikt der Ansprüche, Neigungen ꝛc. Ein Bursche, der einem Miethgaule den Sattel verkehrt auflegt und darüber von den Umstehenden ausgelacht wird, ruft diesen zu: „Schafsköppe! wißt ihr denn, wo ick hinreiten will?“ — Wir sehen einen Herrn in ein Souterrain herabstürzen und eine dicke Höckerfrau — ihn anschreiend: „Ochse! was is denn der hier vor en Kellergefalle?“ Der Hund eines Fremden hat einem Kaninchenhändler ein Junges zerrissen. Er wird von einem Polizeibeamten zum Schadenersatz gezwungen. Ein Schusterjunge nähert sich dem Fremden und flüstert ihm zu: „Schenken Sie mich enen Groschen, dann sag' ick, das Karnickel (Kaninchen) hat zuerst angefangt.“ — Ein Geselle soll mit seinem Kameraden in eine Schnappsboutike gehen. Er entschuldigt sich zuerst mit seinem Tagewerk, dann mit dem Absterben seiner Mutter, was ihm allen Appetit genommen, dann sagt er auf weiteres Zudringen: „Brüderchen! es hilft dir Alles nischt. Sieh! ick hab schon genug Schnapps getrunken!“ — Politische Carrikaturen sind nur in größeren constitutionellen Reichen, wie in England und Frankreich, am Ort. In absoluten Staaten sind sie nicht denkbar wegen des Nimbus, der um Thron und Divan ꝛc. schwebt; in kleinen Reichen, wo der Regent stets auch als Landesvater in einem patriarchalischen Verhältniß mit den Unterthanen lebt, wären ihre Zerrbilder zu frech, ihre Färbung zu grell; sie würden pasquillartig erscheinen. Die komische Wirkung dieser Bilder beruht auf der Travestirung der hohen Staatsbeamten, ihrer Trabanten und ihrer Opposition in niedrige, oft außermenschliche, zerrbildliche Gestalten, der Uebertragung ihrer politischen Gesinnungen und Einschreitungen auf witzig erfundene, schaubare, gemeine Funktionen, die einen Vergleichungspunkt darbieten, kurz auf einem kurzweiligen Spiel mit ihrer ernsten Person, ihrem wichtigen Beruf, ihrer achtungswerthen, wenn auch Vielen lästigen Wirksamkeit, ihrem angefeindeten politischen Glaubensbekenntnisse.

Digitized by Google

Die dramatiſchen Poſſen, namentlich die früher von katholiſchen Clerikern ausgegangenen, machten ſich oft über religiöſe Gegenſtände her, ohne daß den Verfaſſern von Oben etwas Unliebes geſchah. Sebaſtian Sailers „Schöpfung der Welt“ iſt bekannt. Die Darſtellung iſt darum unſchädlich, wenigſtens für Mündige, weil die Geſtalten ſo ſehr ſueviſirt ſind, daß man nicht mehr an die Träger des Heiligen, ſondern nur an ihre ſatiriſche Bedeutung denkt. Stellen, wie folgende, bezeichnen den Ton dieſer Burlesken: Judas: „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus, ihr Herrn!“ — Hohepriester: „In Ewigkeit! Was iſt dein Begehr'n?“ — Judas: „Ich komm' zu verrathen Jeſum Chriſt, der von dem Tod erſtanden iſt. Halleluja!“ Weitzmann mußte wegen gewagterer Anzüglichkeiten die ſeinigen in mythologiſche Geſtalten umſetzen. Sein Jupiter geht mit dem Regenſchirm aus, woran ein Blitzableiter angebracht iſt, und ſtoßt bei dem furchtbaren Ungewitter Seufzer aus, die im Munde des Donnergottes der lächerlichſte Unſinn ſind, z. B. bei jedem Blitz ein: Helf uns Gott! — Es iſt ein niedrigkomiſches Spiel mit den olympiſchen Göttern, zugleich auch ein ſolches mit den ſchwäbiſchen Bürgern und Bauern, die mit jenen ſatiriſch in die Scene geſetzt werden.

Wenn wir einen allgemeinen Blick auf das von uns durchlaufene Gebiet werfen, ſo können wir fragen, wie ſich denn das Lächerliche zum Leben überhaupt, zum Ernſte deſſelben verhalte. Es iſt daſſelbe faſt immer ein Momentanes, Vorübergehendes, Zufälliges. Was im Leben Dauer, Folge, Ausbreitung hat, was aus ſeiner organiſchen Conſtruktion hervorgeht und wieder auf ſie zurückwirkt, iſt niemals komiſch; der Zufall iſt der ſonderbare Heilige des Lächerlichen. Zum Glück wird aber das Zufällige ſtets wieder in den organiſchen Beſtand des Lebens reſorbirt. — Neben der Klugheit wird bei dem Treiben der Menſchen unglaublich viel Thorheit, tragiſche und komiſche, conſumirt, aber ſie dringt nicht ſo tief, wie der Verſtand, in die Geſchäfte und Säfte des allgemeinen Lebens ein. Wenn das Daſeyn dem wahren Weiſen in heiterm Lichte erſcheint, wie es denn ihm eine Art Gewiſſensſache iſt, den frohen Muth nicht zu verlieren, hellen Sinnes darin fortzuſtreben, zu wirken, ſo hat das Komiſche, das Lächerliche den kleinſten Theil daran. Kluge Leute lachen am wenigſten, weil ſie Menſchen und Sachen kommen hören und ſehen; ſie ertragen auch Jenes in Buch und Unterhaltung nicht ſo lange als diejenigen, die ſelbſt ein dankbarer Stoff komiſcher Darſtellung wären. — Die Helle, die Heiterkeit des Lebens beſteht viel mehr in einem erwünſchten Fortgang, in einer frohen Entwicklung ruhiger Zuſtände, als in beluſtigendem Spiel, Scherz, Spaß, Muthwillen. — Ein großer Ernſt der Geſinnung mit darein ſpielender leichter Ironie leitet auch die geſellige Freude viel ſchöner fort als provozirte Lächerlichkeiten.

Wie verhält ſich das Komiſche, das Lächerliche zu unſerer Empfänglichkeit, zur gewohnten Stimmung, zur Tagesordnung? — Was die Empfänglichkeit im Allgemeinen betrifft, ſo könnte man ſich einen Weiſen denken, der über keinen Vorgang, alſo niemals lacht. Da ein ſolcher aber außer dem gewöhnlichen Kreiſe des Menſchlichen ſtände, ſo müſſen wir bei ihm in dieſer Beziehung eine künſtlich ſtoiſche Haltung vorausſetzen. Bei jedem Menſchen von Erziehung tritt zuweilen der Fall ein, daß er das Lachen unterdrücken muß, was ihm auf zweierlei Art möglich wird, wenn er entweder ſich verſtändig die Cauſalität der lächerlichen Situation vorhält und ſo das Pikante aufhebt, oder wenn er ſeine Gedanken mit feſtem Willen davon wegwendet und ſo den Kitzel ablehnt.

Je ausgebildeter die Lebensverhältniſſe einer Nation ſind, je ſchaubarer die complizirten Zuſtände vor ihren Augen liegen, deſto mehr haben die Menſchen Veranlaſſung zu lachen. Wilde und Halbwilde lachen gewiß weniger als Zahme, und auf dem Lande iſt des Komiſchen weit weniger als in den Städten. — Jean Paul ſagt, die unglücklichen Nationen ſeyen die witzigſten, und ſo möchte bei ſolchen des Lächerlichen und des Lachens wenigſtens ſo viel ſeyn als bei lebensfrohen Völkern.

Es gibt ein Lachen, das der ganzen Welt, der ganzen Menſchheit gilt, ein Lachen, das ſich gegen die höhern Mächte als gegen Tyrannen, gegen die Sterblichen als Sklaven, als Spielbälle des Schickſals, als Schwächlinge und Thoren, als Betrogene und Betrüger richtet; es iſt das Hohnlachen eines Heraklitus, der ſich aus Verzweiflung in einen Demokritus umgeſetzt hat. — Dieſer Zuſtand iſt außermenſchlich und in ſeinem höchſten Ausdruck mehr poetiſch ſchön als natürlich wahr. Wir halten uns in der Sphäre des Reinmenſchlichen, wo der Sterbliche Leid und Freud, Ernſt und Scherz, Nothwendigkeit und Zufall an ſich kommen und ſein Gemüth frei in Bewegung ſetzen läßt. Daß bei allen Eindrücken die Subjektivität entſchieden poſitiv oder negativ mitſpielt und ihnen Ton und Farbung gibt, weiß Jeder. So wie man in heller, lebensfroher Gemüthsſtimmung dem Komiſchen am beſten offen iſt, ſo gibt es hinwieder Situationen, wo uns das Luſtigſte kalt läßt und ſogar anwidert, weil es uns ſagt, daß wir, ſtatt zu lachen, etwas ganz Anderes mit uns abzumachen haben.

Was nun aber die Stimmung des Tags betrifft, ſo iſt man des Morgens ein Verſtandesmenſch; das Gewiſſen ruft zur Pflicht des Tages; man gehört ſeinem Geſchäft, dem Gemeinweſen, dem Staate. Wer hat wohl, wenn er einmal aus den Federn iſt, noch Phantaſie? Wer mag ſich da an poetiſchen Schattenbildern weiden? Wer greift nicht mit kluger Thätigkeit ſein Tagwerk an? „Morgenſtund hat Gold — nämlich Dukatengold — im Mund!“ — Wenn man ſeinem Berufe genug gethan, ſich an Beſtimmtheiten abgearbeitet hat, dann iſt man zu einigem Mahlzeitſcherz

Digitized by Google

aufgelegt. Es gibt Individuen, die sich diesen ein Stündchen vor Tisch schon avanciren. Es sind meist trinklustige Leute, welche der wirkliche oder vermeintliche Durst in gleichgestimmte Gesellschaft lockt. In einer solchen — ich hörte sie frivol genug: „Frühmesse“ nennen — pflegte denn auch ein junger, dagerer Handelsmann sich einzufinden. Er gehörte schon zu der habituirten Art der Trinklustigen, zu den Trunkliebenden. Eines Vormittags ward an ihm das Zittern der Hände, welche nur gepaart das Glas zum Munde führen konnten, in stärkerem Maße — wahrscheinlich in Folge der jovialen Nacht — bemerkt. Man zog ihn damit auf. „Freunde,“ sagte er, „ihr könnt nicht glauben, was ich so eben für einen Schrecken gehabt. Ich lasse mein Haus verblenden. Vor einer Viertelstunde fiel ein Maurer vom Gerüste und wurde für todt weggetragen.“ Als der Trinker des andern Tages wieder zur Frühmesse kam und mit dem Glase zitterte wie gestern, richtete ein trockener Kassenbeamter die Frage an ihn: „Ist heute schon wieder ein Maurer bei dir herunter gefallen?“ — Der Regelmäßige erlaubt sich erst beim Dessert einen gelinden Spaß. Dem Abende, den ersten Nachtstunden gehört aber ihr Recht an die Dramatik des Lebens, an ein im Freundeskreis improvisirtes Lustspiel, was jede gesellige Unterhaltung im Grunde ist. Die Muße, die Abendstille, die Dunkelheit sind die Folien der Lebenspoesie, der hebende Hintergrund des Scherzes, des Lächerlichen. Andere lesen lieber mit solchem Stoffe geladene Unterhaltungsschriften oder besuchen das Theater, wo eine concentrirte, ernstheitere Welt im Spiegel der poetisch-künstlerischen Darstellung aufgethan ist.

Um mit einem Allgemeinen zu schließen: In den aufsteigenden Zeichen des Lebens und seinen einzelnen Verhältnissen ist man zu Freude, Scherz und Lachen aufgelegter als in den absteigenden. Jede Entwicklung erleichtert uns das Herz; jedes Stocken legt sich lähmend an Lebenslust und Muth.

Altes und Neues.

(Beschluß.)

6.

Laßt treuer Vorwelt ihre Wundergaben,
Und wandelt nicht in Lügen und Gedichte,
Was, als des Geistes innere Geschichte,
Uns güt'ge Götter überliefert haben.

Ihr möget Sinn und Auge freudig laben
An heller Ueberzeugung Flammenlichte,
Doch sitzt nicht überklügelnd zu Gerichte,
Schöpft nicht den Ocean in euern Graben.

Gedanken, die nun, mühlos ausgeboren,
An's Licht des Tages frei und flüchtig schweben,
Sie waren Geister einst, und nicht beschworen

War in der Seele noch ihr dunkles Weben.
Die Vorwelt war in Schaun und That verloren;
Gedanken blieben uns, doch ohne Leben.

7.

Wie auch die Welt mit sich im Kampfe liege,
Und stürmisch wog' in der Parteien Zanke,
Ein allvereinend Pfand blieb: der Gedanke!
Blutlos sind seine Waffen, seine Siege.

Zum Kampf! zum Kampf! zu seinen Fahnen fliege
Germane du, und Britte du, und Franke!
Je mehr ihr schärft sein reines Schwert, das blanke,
So mehr ist Friedenshoffnung allem Kriege.

Zählt ihn nicht bei den stürm'schen Himmelssöhnen,
Wenn er, der Freie, eures Wahnes Kerzen
Auslöscht; denn seines Lichts Geschosse dröhnen

Furchtbar dem Feind nur, regen blut'ge Schmerzen.
Doch will er nur des Geistes Weh'n versöhnen,
Und zielt nur auf die blinde Nacht im Herzen.

8.

Nach Wahrheit seufzt die Welt, und will verzagen:
Wird sie erspäht tief in des Wissens Schachten?
Wird sie erkämpft in blut'gen Glaubensschlachten?
Erhört sie Seufzer oder eitle Klagen?

Ist altergrau sie? Kind aus jüngsten Tagen?
Um die die Geister rangen, litten, wachten,
Nach deren Labebrod die Seelen schmachten?
In Himmelshöh'n? auf Erden zu erfragen? —

Sie sprach in alten, sprach in jüngsten Zeiten,
Nur heller bald, und bald vom Wahn verdüstert,
Die alte stets, im immerdar erneuten

Antlitz! — Doch wo sich, hold mit ihr verschwistert,
Die Künste ihrer reinen Flamme weihten,
Ward uns ein Laut aus Eden zugeflüstert.

9.

Sey du uns Muse, Kunst! leit' uns zurücke
Zu frommer Vorwelt jugendlichen Tagen,
Da noch der Menschen Stämme freudig lagen
Am Mutterherz der Erde, die dem Glücke

Der Kinder noch und ihrem Mißgeschicke
Mitfühlt' und ihre Pulse hörte schlagen,
Noch willig Antwort gab auf ihre Fragen,
Eignes Geheimniß las in ihrem Blicke.

Digitized by Google

Der Blume gleich in zarter Knospenhülle,
Lag noch das Bild der Menschheit, dunkelhelle
Vom Himmelslicht bestrahlt, in tiefer Stille;

Nichts trübte noch die reine, frische Welle
Des Lebensflusses; Offenbarungsfülle
Entfloß aus der Natur unlauterm Quelle.

10.

Dies Eden, wohl ist's nirgend auszuspähen,
Es ist das Band mit der Natur zerrissen;
Der Zeitenstrom, in tausend trüben Flüssen
Hinbrausend, stürzt von Klippen sich, von jähen;

Statt Friedenstauben schreien Unheilskrähen;
Es wechselt Licht mit tiefen Finsternissen,
Und Rachdämonen scheinen schlimm beflissen
Des Irrthums nächtlich Unkraut auszusäen.

Da ist nicht Rettung als im kräft'gen Willen;
Doch höh'rer Sehnsucht Schmerzen zu verklären,
Das Herz mit ew'gen Bildern auszufüllen,

Ward uns die Kunst. Sie singt ob wilden Meeren
Uns Wiegenlieder, tiefes Weh zu stillen,
Und fasst in Silberschalen wonn'ge Zähren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, September.

Reisende Maler. Costenobles Tod. Bühnennovitäten.

In der lezten Zeit haben uns mehrere bedeutende Künstler aus dem Gebiete der Malerei besucht. Der k. k. Hofmaler Gurck hat hier mehrere Ansichten für den Monarchen aufgenommen. Der ausgezeichnete Landschaftmaler Canella aus Mailand, der sich gegenwärtig vorzüglich dem Genre der Architektur weiht, und insbesondere eine Vorliebe für die Bauten des Mittelalters gefaßt hat, hielt sich in gleicher Absicht längere Zeit hier auf, wo er mehrere Landsleute, unter andern die liebenswürdige Marchesa Adda (die Nichte des verbannten Pallavicini, dem Prag zum Aufenthaltsorte angewiesen worden, weil die Aerzte seine Deportation nach Amerika für unmöglich erklärt hatten, und welcher im heurigen Jahre Linderung seiner physischen Leiden im Carlsbade suchte) und den Gouverneur der Lombardie, Grafen von Hartig, antraf. Auch der bekannte Porträtmaler Rembe aus Weimar hält sich hier auf, und unser wackerer Landsmann Führich ist auf der Reise in seine Heimath durchgekommen. Er hat nämlich im laufenden Jahre in Krayau seinen Vater verloren und reiste nun dahin, seine Mutter und Schwester abzuholen und mit sich nach Wien zu nehmen. Während seiner kurzen Anwesenheit haben sich die Prager Künstler und eine Zahl von Kunstfreunden, der würdige Akademiedirektor Kablik an ihrer Spitze, zu einem Festmahle versammelt, um unserm wackern Landsmanne einen Beweis der Achtung zu geben, die er als Mensch und Künstler in so hohem Grade von seinem Vaterlande verdient. — Der Regisseur des Wiener Hoftheaters, Costenoble, ist krank hier angekommen und starb nach den Leiden weniger Tage. Die dramatische Kunst verliert einen ihrer tüchtigen Priester an ihm. — Die Novitäten unserer Bühne sind in der lezten Zeit nicht eben reichhaltig zu nennen. Die beiden wichtigsten waren: „Marie oder die drei Zeiträume," aus dem Französischen der Mad. Ancelot von Theodor Hell, und: „die Herin von der Elfe" von Blum. Das erste ist ein durch und durch französisches Produkt, welches vor seinen Geschwistern nur Eines voraus hat, daß es minder indecent ist, wenn gleich die schönste Scene des Ganzen, jene, wo Forestier dem Nebenbuhler verräth, daß seine Frau denselben noch immer liebt, vor einem strengen Tribunal deutscher Frauen noch nicht ganz gebilligt werden dürfte. Das zweite, deutschen Ursprungs, steht uns näher, und fordert daher auch zu genauerer Beleuchtung auf. Die leidige Kunstgewohnheit, gegen welche Tieck mit so vielem Rechte eifert, Stücke zu schreiben, bloß um einem beliebten Schauspieler oder einer Schauspielerin Gelegenheit zu geben, das anzubringen, was ihr besonders gelingt, wie ein Tonsetzer in einer Arie für Mad. * oder Dem. ** alle Coloraturen anbringt, die sie am liebsten, am leichtesten und am besten macht, ist wohl nirgends in so großartigem Umfang betrieben worden, als in Berlin. Raupach hat den Ton dazu angeschlagen, und am Weitesten hat Blum das Kunststück getrieben, der so ganz für das Talent, die Liebenswürdigkeit, ja selbst Schwächen und kleinen Unarten einiger Mitglieder der Berliner Bühne arbeitet, daß Gestalten, die dort durch die Individualität einzelner Künstler Interesse gewinnen, auf andern Bühnen zu Carrikaturen werden. Ist es wohl erlaubt, weil eine Schauspielerin der königlichen Bühne durch ihre Anmuth selbst den grellsten weiblichen Fehlern einen eigenen Reiz zu ertheilen versteht, die reine Weiblichkeit ganz von der Bühne zu verdrängen, und uns so kokette und eigentlich unliebenswürdige Mädchen zu gestalten, wie Mirandoline, Capriciosa, Waldburgis u. s. w.? Um eine interessante Minauderie anzubringen, muß auch hier die engelreine Helene gleich im ersten Akte sich wie eine mannstolle Grisette dem Ersten dem Besten an den Hals werfen, mit der Schlauheit einer vierzigjährigen Kokette sich vor Ueberraschung sichern und, wie sie in die Stadt kommt, eine Modenärrin werden, um endlich, vom Schicksal ergriffen und gestraft, sich auch in tragischen Ergüssen versuchen zu können. Richtiger gezeichnet, wenn gleich auch höchst unliebenswürdig, ist Helenens Freundin Caroline. Uebrigens ist es uns einestheils unbegreiflich, wie ein so gewandter Bühnendichter als Blum eine dermaßen ungeheure Anzahl von Briefen und anderweitigen Dokumenten als Hebel der Handlung — wenn man das so nennen darf — nöthig haben konnte, anderntheils aber, wie er so viel und so lang unnöthig diskuriren mochte, und endlich möchten wir doch gerne wissen, in welchem Lande das Stück spielt, da dort ein steinreicher Cavalier durch eine Feuersbrunst auf seinen Gütern dermaßen ruinirt werden kann, daß er bei einem Laffen von Nebenbuhler Sekretär werden muß. Von Charakteren kann bei so bewandten Umständen ohnedies nicht die Rede seyn, der Verfasser hat aber durch die (verunglückte) Bemühung, uns am Ende mit etwas zu überraschen, seine Gestalten so schwankend gezeichnet, daß man an keiner einigen Antheil nehmen kann.

Beilage: Monatsregister September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1837.

Oktober.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1837.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgen-Blatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gedichte von Rudolph Kulemann. 236.
Das Mährchen beim Weine, von Dräxler-Manfred. 243.
Der Kelch, von Saro. 245.
Savonarola, von Nic. Lenau. 248. 249. 250. 251. 252. — 256.
Ritter Hagenbach, von F. L. Rochholz. 259. 260.

Räthsel.

Das gebrochene Herz. 240. — Die Zeit. 246. — Der Reim. 258.

Erzählungen.

Henri Hasterfeld, das Bild eines Modethoren. 238–244.
Familiengeschichten. Liebeszauber. 245–251.

Reisen.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Skandinavien. 235. 236. 237. 238. 239. — 244. 245.
Reise zu Wasser von Paris ans Meer. 257–260.

Naturgeschichtliches.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 235. 236. 237.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Alt- und Gasthäuser in London. 240. 241. 242.
Die alte Jungfer als junge Wittwe. 240.
Finnische Sprüchwörter und Gnomen, von Sederholm. 246. 247. 252. 257.
Die amerikanischen Frauenvereine zu Abschaffung der Sklaverei. 248.
Aus der Tagesgeschichte. — Der schöngeistige Schuster. 251.
Die Londoner Bettler. 252–255.
Briefe aus der Residenz in die Provinz. 253–258.

Korrespondenz.

Berlin. 258. 259. 260. — Brüssel. 249. 250. 251. 252. 253. 254. — Dresden. 240. 241. 242. — Leipzig. 243. 244. — Liverpool. 245. 246. 248. 249. 250. — Madrid. 237. 238. — Paris. 241. 242. 243. 244. — 257. 258. Prag. 238. 239. — 253. 254. 255. 256. — Rom. 247. Aus der Schweiz. 235. 236. 237.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Ausgrabungen auf der Akropolis. Das Erechtheion. — Altdeutsche Baukunst. Der Dom zu Halberstadt ꝛc. (Forts.) — Berichtigungen einiger falschen Angaben in den „Brieflichen Mittheilungen des Dr. C. Förster aus Berlin und Dresden“ von ihm selbst. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen.

Digitized by Google

Nro. 80.

Berlin. — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine. — Bauwerke.

Nro. 81.

Kunst und Kunstausstellung in Lyon. — Berlin. (Forts.) — Bauwerke. — Gemälde. — Sculptur. — Denkmäler.

Nro. 82.

Zur deutschen Uebersetzung des Vasari. — Kunst und Kunstausstellung in Lyon. (Forts.) — Denkmäler.

Nro. 83.

Kunst und Kunstausstellung in Lyon. (Forts.) — Zur deutschen Uebersetzung des Vasari. (Forts.) — Denkmäler. — Numismatik.

Nro. 84.

Zur deutschen Uebersetzung des Vasari. (Forts.) — Kunst und Kunstausstellung in Lyon. (Schluß.) — Numismatik. — Medaillenkunde.

Nro. 85.

Zur deutschen Uebersetzung des Vasari. (Schluß.) — Medaillenkunde. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Nro. 86.

Briefe aus Italien, von Dr. Ernst Förster. — Ausgrabungen und Alterthümer. — Persönliches. — Nekrolog. — Technisches.

Nro. 87.

Die englische Nationalgallerie. — Rottenburg. — Versteigerungen. — Kupferstiche. — Kupferwerke. — Literatur. — Persönliches.

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Gesangbuch. Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp. — Litterargeschichte. Bibliopolisches Jahrbuch für 1837.

Nro. 101.

Werke über Schweden. 1) Geschichte Schwedens, von Erik Gustav Geijer. Aus der schwedischen Handschrift des Verfassers übersetzt von Swen P. Leffler. — 2) Christina, Königin von Schweden, und ihr Hof, von W. H. Grauert. — 3) Geschichte Karls des Zwölften, Königs von Schweden, vom Rittmeister Knut af Lundblad. Nach dem schwedischen Original frei übers. von Cap. v. Jenssen.

Nro. 102.

Werke über Schweden. 4) Statistik von Schweden, nach öffentlichen Documenten von Carl af Forsell, Oberst. Nach der zweiten verbesserten Auflage übersetzt von A. G. Fr. Freese. — 5) P. Hell's Reise nach Wardoe bei Lappland und seine Beobachtung des Venus-Durchgangs 1769. Aus seinen Tagebüchern und mit Erläuterungen begleitet von Littrow. — Staatswissenschaften. 1) Die materiellen Grundlagen und sittlichen Forderungen der europäischen Kultur, von Carl Arnd.

Nro. 103.

Staatswissenschaften. 2) Die Resultate der Sittengeschichte. — 3) Das Recht der Erstgeburt.

Nro. 104.

Staatswissenschaften. 4) Staatslexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften, in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von C. v. Rotteck und C. Welcker. — 5) Handbuch der Staatswirthschaftslehre, von Prof. Fr. Bülau. — 6) Die Behörden in Staat und Gemeinde. Beiträge zur Verwaltungspolitik, von Demselben.

Nro. 105.

Staatswissenschaften. 7) Carl Gustav Jochmanns (von Pernau) Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren gesammelt von Heinrich Zschokke.

Nro. 106.

Staatswissenschaften. 8) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben, von Dr. C. W. Chr. Schüz. — 9) Neue Untersuchung der Nationalökonomie und der natürlichen Volkswirthschaftsordnung, von Prof. J. Schön.

Nro. 107.

Staatswissenschaften. 9) Neue Untersuchung der Nationalökonomie und der natürlichen Volkswirthschaftsordnung, von Prof. J. Schön. (Forts.)

Nro. 108.

Staatswissenschaften. 9) Neue Untersuchung der Nationalökonomie und der natürlichen Volkswirthschaftsordnung, von Prof. J. Schön. (Schluß.) — 10) Historisch-politischer Versuch, die Lehre vom Organismus des Staatsbaues und den Staatsformen und Reformen zu begründen, von Syndicus Klenze in Uetersen. — 11) Von dem ausländischen Handel und der Seemacht deutscher Städte im Mittelalter, und von den finanziellen Verhältnissen des jetzigen deutschen Zollvereins, vom königl. preuß. geh. Oberrechnungsrath Stengel. — 12) Ueber verhältnißmäßige Besteurung, oder wie jeder Staatsangehörige nach der Größe seiner finanziellen Kraft zu den Allgemeinlasten beitragen würde. — 13) Die Geschichte des deutschen Zehntens, pragmatisch bearbeitet von Dr. Kühlenthal. — 14) Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen. Nach den im Königreich Sachsen geltenden Gesetzen zusammengestellt von G. E. Herold. — 15) Die Jagdverfassung, das Jagdrecht und die Jagdpolizei, von F. J. Schopf.

Nro. 109.

Staatswissenschaften. 16) Ueber den Einfluß der Sitten auf die Gesetze und der Gesetze auf die Sitten, von Matter. Eine von der französischen Akademie mit dem außerordentlichen Preise von 10,000 Franken gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Prof. Dr. Suß. — 17) Anti-Machiavel ou examen du Prince de Machiavel. — 18) Vertheidigung der landesfürstlichen Rechte gegen die Feinde der neuen Constitutionen in Deutschland, von G. Frhrn. v. Aretin. — Taschenbücher auf 1838. Alpenrosen. — Reise. Blicke in die südlichen Alpen und in das Land um die Nordküste des adriatischen Meeres, von Philipp Baron von Causstein.

Nro. 110.

Meteorologie. Meteorologische Untersuchungen, von Dove.

Digitized by Google

№ 235.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 2. Oktober 1837.

So ritten sie hin nach Upsala
Und erschienen daselbst als Gäste.

Mohnike.
Altschwedische Balladen.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

Ausflug von Stockholm nach Upsala und Danemora.

Es war an einem schönen Morgen früh, als wir zum nördlichen Thore Stockholms hinausfuhren. Wir ließen den Park von Haga und das Schloß Ulriks-dal zur Rechten liegen, wechselten auf der Station zu Rotebro zum ersten Mal die Pferde und bogen dann links von der Straße ab, in den Park von Rosersberg. Ein freundlicher Weg führt durch Gehölze und Wiesen zu dem Lustschlosse Rosersberg, welches am See Stärsyne gelegen und Privateigenthum Karl Johanns ist. Das Schloß hat als Gebäude nichts Bemerkenswerthes; die Ausstattung ist die gewöhnliche der Schlösser, gemischt aus Möbeln verschiedener Zeiten und Moden; doch enthält es einige interessante Kunstwerke. Ein kleiner Hinterflügel gegen den Garten zu birgt eine liegende Juno, von Boström, in weißen Marmor gehauen. Sie ruht auf der linken Seite, den Kopf in's Kissen gelegt; der kleine Herkules schmiegt sich saugend an ihre rechte Brust, vom rechten Arm der Göttin gehalten, während sie den linken in der natürlichen Bewegung der Ruhenden quer über ihrem Haupte auf's Kissen gelegt hat. Ich wüßte nichts Wesentliches an der Statue auszusetzen, doch macht sie auch nicht den Eindruck eines Meisterwerks. Die Göttin ist nicht eben ätherisch, wie es von einer Juno auch nicht wohl verlangt werden kann; sie schien mir übrigens auch für eine solche etwas zu dick und massenhaft.

So einladend die heitere Stille des Gartens war, den der jetzige König nicht selten besucht, so mahnte uns doch das Ziel unserer Reise bald zum Aufbruch. Sigtuna, einst der Sitz Odins, lag leider, wenn auch nicht allzufern, doch von unserm Wege ab, und ich muß mich, diese Stadt nicht gesehen zu haben, damit trösten, daß dort nicht mehr viel zu sehen seyn soll. Bis nach Alsike bot die Gegend keinen besonderen Reiz dar. Hügeliges Land, ziemlich gut bebaute Felder, aus deren Mitte hie und da Granitblöcke aufsteigen, mit Wäldern abwechselnd; die Gehöfte zerstreut und mit den dazu gehörigen Feldern sämmtlich durch Planken von ungleichförmigen, schräg aufsteigenden Brettern eingehegt, welche Umzäunungen selbst regelmäßig quer über die Landstraße fortgesezt, jedoch hier zum Oeffnen eingerichtet sind. Das Geschäft des Oeffnens versieht, wenn Niemand auf dem Felde ist, der Postbube; auf dieser Straße freilich, welche zu den sehr stark befahrenen gehört, waren in der Regel Kinder an den Thorwegen zu finden, die begierig nach den kleinen Kupfermünzen haschten, die wir zu ähnlichen Ausgaben mitgenommen hatten.

Digitized by Google

Alsike ist die lezte Station vor Upsala. Von hier aus sieht man am jenseitigen Ufer der großen Bucht des Mälar, welche sich bis hieher und noch weiter gegen Norden zieht, das gräflich Brahe'sche Schloß Skokloster, das nach dem Plane des Aschaffenburger Schlosses gebaut ist. Mir genügte der schöne Anblick des aus dem Parke über den See herüberleuchtenden Gebäudes, und ich konnte es wohl verschmerzen, seine Bibliothek, eine der bedeutendsten Privatbibliotheken Schwedens, nicht gesehen zu haben. Man muß ein Engländer seyn, oder wenigstens eine Perrücke auf dem gelehrten Schädel tragen, um durch den Anblick zahlloser Reihen von Büchern, deren Inhalt man zu genießen keine Zeit, oder auch keine Lust und Fähigkeit hat, erbaut zu werden. Nun wurde die Fahrt recht angenehm. Der Weg führt bald über eine Brücke hin in ein schönes Gehölz auf einer bedeutenden Anhöhe, worauf sich dann links die fruchtbare Ebene von Upsala den Blicken öffnet, die, obgleich nur von wenigen Meilen im Umfange, doch neben denen der Provinz Schonen eine der größten im Reiche ist. Es währte nicht lange, denn die Pferde waren vortrefflich, und die Bemerkungen, welche der Postbube mitunter über meine zu große Eile im Fahren zu machen schien, verstand ich kaum und brauchte sie auch nicht zu verstehen, da es hier zu Lande regelmäßig ist, die schwedische Meile in einer Stunde zu fahren, es währte also nicht lange, bis wir das Schloß von Upsala vor uns hatten.

Dies ist ein seltsames Gebäude. Da es nämlich zum Theil abgebrannt ist, so besteht es jezt nur noch aus zwei, im spitzen Winkel zusammenstoßenden Flügeln, die, beiläufig gesagt, ein äußerst geschmackloses Monument — ich weiß nicht mehr für wen — einschließen. Es thut wohl, von diesem sich abwenden und von der Spitze des Schloßberges, welche daneben sich erhebt, die Stadt und ihre Umgebung betrachten zu können. Unmittelbar zu den Füßen dieses Berges liegt das neue, ansehnliche Universitätsgebäude mit seinem großen Treppenhinterhause, auf dessen Ausbau der Fremde besonders aufmerksam gemacht wird, obgleich man im Vertrauen nicht verhehlt, daß eine kleine Vergeßlichkeit des Architekten, der keine Treppe im Gebäude angebracht, die Veranlassung zu diesem Anbau gegeben habe. Solche Dinge kommen ja wohl vor, wie wir Alle wissen, und ist Aehnliches selbst berühmten Namen begegnet. Wird man endlich einmal einsehen lernen, daß man, um zu bauen, wie es das Wesen der Architektur verlangt, welche Angemessenheit und Schönheit, Bedürfniß und Reiz verschmelzen soll, weder mit pedantischer Kenntniß der griechischen Säulenordnungen und was dergleichen mehr ist, noch mit der Phantasie des Malers, noch endlich mit dem Handwerksbrauch des Zimmermanns oder Maurers allein ausreicht? — An die Bibliothek stößt zur Linken — wir stehen auf dem Schloßberge gegen Norden gewendet — der botanische Garten, rechts hin aber und in den Hintergrund reihen sich in geraden Straßen die freundlichen, weiß und roth und schmuzgelb bemalten Häuser der Stadt, an welcher der Fluß sich hinzieht, der sie mit dem Mälar und mit Stockholm durch eine regelmäßige Dampfschifffahrt verbindet. Wie spreche ich aber davon zuerst, da es doch der mächtige Bau des Doms ist, der so majestätisch von einem Hügel gegenüber empor ragt, daß er selbst pallastähnliche Gebäude, wie die Gustavianische Akademie in seiner Nähe verschwinden macht? Wie bedauert man, daß statt seiner alten Thürme jezt nur noch deren Unterbau und auf demselben ein Zwillingspaar, zum Ganzen nicht stimmender stumpfer Aufsätze aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts stehen! Lassen wir aber das Auge von der Kirche über die Dächer hinaus schweifen, so sehen wir aus der Ebene das Kirchlein von Altupsala und die mächtigen Kegel seiner uralten Hünengräber aufsteigen. Nicht mehr sichtbar sind von hier aus die Morasteine, die in Südosten in der Ebene lagen, die Sitze der Richter, die hier in der Vorzeit die Wahl der schwedischen Könige, von Erich dem Heiligen an, mehrere Jahrhunderte hindurch leiteten. Diese Steine sind jezt, um besser erhalten zu werden, unter Dach gebracht worden. Noch aber hebt sich nicht weit davon ein Denkmal jener Zeiten in den freien Himmel: die Dannmarkskirche, auf welche der Schwede mit Stolz hinweist und dabei erzählt, wie sie nach jenes Erichs Tode von der Beute erbaut worden, welche der Lagmann von Upland, der tapfere Fähle Bure, den dänischen Erbfeinden abgekämpft hatte.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von Dr. Nürnberger.

Der sehr merkwürdige Fund des Meteorsteins zu Bensen, Leitmeritzer Kreises in Böhmen, durch den dortigen Dr. Hegenbart am 15ten April d. J. hat die allgemeine Aufmerksamkeit um so mehr wieder auf dieses Räthsel der Meteorologie gerichtet, da in vielen öffentlichen Blättern die Rede davon gewesen ist. Dieser Stein hat die Gestalt eines länglichen Vierecks, ist drei Zoll lang, zwei Zoll breit, einen Zoll dick, und wiegt etwas über ein halb Pfund. Die obere und untere, so wie die Seitenflächen bilden fast rechte Winkel und scharfe Kanten. Der Stein zeigt unmittelbare Spuren, daß er im Zustande des Glühens und noch weich die Erde berührte, indem der Boden darauf abgedrückt ist. Er gleicht im Ansehen der Schmiedeschlacke und zeigt deutliche Crystallisation. — Dies ist die Thatsache; die große Frage, welche sich daran

Digitized by Google

knüpft, betrifft die Natur und Entstehung dieser wunderbaren Luftsteine.

Da wir über diesen Gegenstand in unsern Blättern schon häufig Betrachtungen angestellt haben, so könnten wir, wenigstens im Allgemeinen, darauf zurück verweisen. Allein die Ansichten über diesen Gegenstand sind unterdeß wenigstens durch Brandes (des kürzlich verstorbenen Leipziger Naturforschers) geistreichen Zweifel erweitert worden: ob es denn gerade nothwendig sey, der ganzen Classe dieser Phänomene: den Meteorsteinen, Feuerkugeln, Sternschnuppen, und welcher Ausdrücke man sich zur Bezeichnung aller Modifikationen des Vorganges sonst noch bedient haben mag, einerlei Entstehungsart, einerlei Natur u. s. w. beizulegen? Die Leser erinnern sich der Novembernächte mit ihrer reichen Erscheinung von Meteoren dieser Art und unserer Betrachtungen darüber. Wir unterscheiden leztere Meteore, Brandes Gedanken verfolgend, jezt sorgfältig von den Meteormassen, welche, wie der Stein, der uns die Veranlassung zur abermaligen Betretung dieses geheimnißvollen Gebietes gegeben hat, ganz gewiß bloß der irdischen Atmosphäre angehören, und legen ihnen dagegen einen kosmischen Ursprung bei. Der irdische Luftkreis kennt noch andere Niederschläge als die wässrigen; die Luftsteine sind nicht weniger ein atmosphärisches Excrement; und wenn man betrachtet, wie viel metallische, überhaupt mineralische Atome beständig in die Luft empor gehoben und in derselben aufgehäuft werden, so muß man an die Nothwendigkeit endlicher solcher Niederschläge glauben. Daß sie weniger häufig und ausgebreitet sind als die wässrigen, bestärkt mich in meiner Ansicht, und ich glaube ein richtiges Verhältniß zwischen dem verdunstenden Wasser und dem fallenden Regen, den aufsteigenden Mineralatomen und den aus der Luft zur Erde gelangenden Meteormassen zu entdecken. Ganz anders verhält es sich dagegen mit den kosmischen Sternschnuppen, Feuerkugeln u. s. w., welche der Erde auf ihrem Sonnenumlaufe während der bestimmten Novembernächte in einer eben so bestimmten Region des Weltenraumes begegnen. Der feine Weltenschöpfungsstoff, von dem der ganze Aether geschwängert ist, hat sich hier schon zu kleineren Massen zusammengeballt; und daß eine bestimmte Himmelsregion reicher an diesen Meteoren ist, deutet nur auf eine besondere Anhäufung des nämlichen Stoffes in derselben hin. Solchergestalt lassen sich die tellurisch-atmosphärische und die kosmische Hypothese von der Entstehung der sogenannten Aerolithen vereinigen; beide Hypothesen bestehen neben einander, sie schließen einander aber nicht aus, und die reiche Natur verschmäht es, sich in die Grenzen eines zu engen Systems einschließen zu lassen.

Ganz vorzüglich verdient es eine eigene Untersuchung, ob solche Feuerkugeln mit gleichzeitigem Meteorsteinfalle, welche in Begleitung heftiger Revolutionen in der untern Atmosphäre, Gewitter, starker Stürme u. s. w. vorkommen, wofür es unzählige Beispiele gibt, dieselbe Höhe haben, als manche andere dieser Meteore, deren Höhe man durch Beobachtung von mehreren Standpunkten aus, mittelst der ebenen Trigonometrie, zu 6 bis 10 Meilen bestimmt hat. Da doch solche Feuerkugeln schwerlich die Veranlassung der gleichzeitig stattfindenden Stürme, Gewitter, tiefster Barometerstände u. s. w. seyn können, so muß vielmehr angenommen werden, daß sie den nämlichen Ursachen ihre Entstehung verdanken, welche solche Revolutionen in der untern Luft hervorbringen; und wenn also zugleich ihre entsprechende geringere Höhe beobachtet würde, so wäre gegen ihren tellurischen Ursprung gar nichts mehr einzuwenden.

Man hat gegen diese „tellurisch-atmosphärische Hypothese," wie sie in der Physik benannt wird, die Größe mancher Meteorsteine geltend machen wollen. Bei dem bekannten Meteorsteinfalle zu Aigle in Frankreich (1803) fielen gegen zweitausend solcher Steine von einigen Lothen bis zu vielen Pfunden; aber ich finde gerade in dieser Gewichtsverschiedenheit eine Analogie mehr mit den wässerigen Meteoren, indem die Natur gleich wenig Schwierigkeiten haben wird, Wasserdämpfe in der Atmosphäre zu Regentropfen und Wolkenbrüchen, wie mineralische Atome zu loth- und pfundschweren Massen zu vereinigen. Man sieht Hagelkörner von den verschiedensten Größen, warum nicht eben so Meteorsteinkörner? Wer kennt denn die ganze Gewalt der Atmosphäre, fremdartige, in sie eingedrungene Stoffe, wässerige, mineralische u. s. w., plötzlich zur Cohärenz zu bringen, und in kleinern oder größern Massen auszuscheiden?

Ehe wir diesen interessanten Gegenstand für diesmal verlassen, dürfen wir die Leser noch daran erinnern, daß die Bestandtheile der Meteorsteine ziemlich ohne Ausnahme, wenn gleich nicht immer in denselben Proportionen, Eisen (Gediegeneisen, Eisenoxyd, Schwefeleisen), Kieselerde, Magnesia, Nickel, Schwefel, Kalkerde, Thonerde, Mangan, Natron, Wasser, Kohlenstoff, Salzsäure sind. Dies scheinen also diejenigen Stoffe zu seyn, deren seltsame Vereinigung zu einem einzigen Körper im chemischen Laboratorium unserer Atmosphäre vorzugsweise gelingt, wenn es sich darum handelt, gewisse elastisch-flüssige Mittel urplötzlich in den Zustand der Rigidität oder Atome in den der Cohärenz zu versetzen. Diese Gleichheit der constituirenden Bestandtheile der Meteormassen ist ebenfalls ein sehr wichtiges Moment, und wir überlassen den Lesern, dasselbe in Beziehung zu unserer, über den Ursprung dieser Massen entwickelten Theorie zu setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

(Fortsetzung. S. Nr. 26.)

Die schweizerischen Naturforscher in Neuschatel.

Wenn für die wissenschaftlichen Arbeiten der Montag (24) Haupttag war, so wurde es dagegen der Mittwoch (26) für das Vergnügen durch einen Verein von anmuthigen Ueberraschungen, mannichfaltigen, reizenden Bildern, und von Zügen der Herzlichkeit und Gastfreundschaft. Gleich bei unserer Ankunft that man uns kund, der Staatsrath wünsche uns einen Beweis seiner Aufmerksamkeit zu geben, indem er den dritten Tag unseres hiesigen Aufenthalts dazu bestimme, uns im Flug den schönsten und interessantesten Theil des Gebirgs und seiner Industrieanstalten zu zeigen, desgleichen die geologischen Formationen im Jura, den Saut du Doubs und das Becken dieses Flusses. Der Kanzler Favarger hatte von der Regierung den Auftrag, sie bei dieser Gelegenheit zu repräsentiren. Dienstags Abends bemerkte er uns, um am folgenden Tag einen so weiten Weg machen zu können, müßten wir bei guter Zeit aufbrechen, spätestens um 4 Uhr Morgens. Dies sahen wir Alle ein, fürchteten aber die Zeit zu verschlafen; „auch dafür ist gesorgt," erwiederte der Kanzler. Kaum graute der Tag, so waren zahlreiche Trompeter auf den Beinen, und von 5 Uhr an bliesen sie einen Tusch vor jedem Haus, wo ein Naturforscher einquartiert lag. Vor 4 Uhr vereinigten wir uns Alle auf dem Markt, wo allerlei Fuhrwerke und Fortschaffungsmittel für uns bereit standen: Berlinen, Omnibus, Kaleschen, Cabriolets, Charabancs, Chars en face, und selbst die für Landpartien unsinnigen Chars de coté, die jedoch nicht gebraucht wurden, weil sie überflüssig waren. Weil es mit dem Wetter schon aussah, so war die Einrichtung getroffen, daß alle Equipagen bedeckt werden konnten. Es wäre aber unbegreiflich und eigentlich eine Schande gewesen, wenn das hundert- und zwanzig Mann starke Corps der Naturforschung nicht hätte allen Regen entfernen und dafür wenigstens einen erträglich heitern Tag zu Wege bringen können. Unsere Albertus Magnuse und Paracelsuse thaten ihr Mögliches, und es gelang ihnen. Denn schon als wir die neue Straße nach Valengin hinaufzufahren, that sich der Himmel auf und wurde immer reiner, je weiter wir kamen. Bald waren wir hoch genug, um die ganze sonnenvergoldete Herrlichkeit zu sehen, die sich vom Pilatus bis zum Montblanc vor uns ausbreitete, und wo als herrschende Punkte der Pilatus in Unterwalden, der Rothstock und die Spannörter in Uri, der Titlis, das Sustenhorn, der Galenstock, die Wetterhörner und Schreckhörner, das Finsteraarhorn, der Eiger und Mönch mit ihrer Jungfrau, das Breithorn und Großhorn und die Frau unterschieden werden konnten; dann traten über die Berner Gletscherkette die Giganten der penninischen Alpen heraus: der Montrosa, der Montcervin, das Matterhorn, la Dent blanche, la Dent d'Erron, und der Combin; zwischen dem Velan und der Pointe de Dronaz begrüßten Viele von uns, ohne es zu sehen, das gastliche St. Bernhards-Hospiz; wir Genfer aber sendeten Grüße nach Haus, als wir unsere nachbarlichen Aiguilles verte, du midi, den Géant und den Montblanc erblickten, mit dem sich die griechischen Alpen und diese drei glänzenden crystallenen Zauberwände schlossen. Später traten auch niedere Höhen heraus, wie das bunte Volk auf dem Markt. In unserer Nähe war, wenn auch weniger Großartiges, doch nicht weniger Anmuthiges zu sehen, z. B. die schönen, reichen Stellen des Val de Ruz und der Berge, die es von la Chaux-de-Fonds trennen. Schon mit frühem Morgen standen auf Bergen und Anhöhen wie in den Thälern viele Menschen, die den Wagenzug freundlich grüßend an sich vorüber ließen; immer mehr Volk strömte aus Häusern und Hütten herbei, Unerhörtes vermuthend, Frauen, Mädchen und Kinder, schnell dem Bett entkommen, in Halbkleidung, die sich gerade für Naturforschung recht eignete; dadurch entstanden die malerischsten Gruppen, und das Ganze hatte etwas ungemein Festliches. — In la Chaux-de-Fonds drängten sich die guten Leute so dicht in den Straßen, um uns zu sehen, daß wir langsamer fahren mußten. Fenster, Thüren, Pförtchen, ja die Dächer waren voll grüßender Leute, und auf dem großen Platz war das Gedränge so arg, daß unsere Wagen nur mit Mühe durchkommen konnten, um zum Stadthaus zu gelangen; an dessen Stufen wurde ausgestiegen, denn da empfingen uns aufs Gütigste die städtischen Beamten, uns zu einem bereitstehenden, reichlichen Frühstück führend, womit die Gemeinde uns Fremde bewirthete. Bald ertönte von der Straße herauf eine treffliche Blechmusik, womit sich die jungen Leute des Orts in ihren Freistunden belustigen. In dem Saal des Stadthauses waren auch die merkwürdigsten Gegenstände der la Chaux-de-Fondsschen Industrie ausgestellt, die sich durch sinnreiche Erfindung wie durch meisterhafte Ausführung in allen Details auszeichneten, besonders Ducommun's bekanntes Planetarium. Es wäre uns sehr angenehm gewesen, hier schauend, fragend, hörend und lernend einen vollen Tag zu verweilen, aber wir konnten nur eine Stunde da zubringen und hatten keine Zeit zu verlieren, so ungern wir uns auch von diesen durch Kenntnisse, Kunstfertigkeit und feine Bildung, wie durch freundliche Einfachheit merkwürdigen Bewohnern eines Fleckens losrissen, der in so vieler Hinsicht weit über manchen großen europäischen Hauptstädten steht. — Schwer verließen wir sie und trennten uns in zwei Theile. Die Geologen, Agassiz, Buch, Charpentier und Beaumont an der Spitze, gingen zu Fuß durch die merkwürdigen Becken von Moirond nach dem Saut du Doubs; die andern hingegen setzten sich wieder ein, fuhren schnell durch Locle und hielten erst in den Brenets an, um von da den Fußpfad bis zum Doubs-Fall hinabzusteigen.

Als wir auf der Höhe ankamen, da, wo man den kleinen, lieblichen See erblickt, den der Doubs bildet, ehe er sich zwischen den steilen Felsen seines merkwürdigen Beckens verliert, wurden wir von einem unendlich lieblichen Anblick überrascht, der ein Zauberbild schien. Der See wimmelte von bunten, geschmückten, flaggenden, mit Bändern und Blumen gezierten Fahrzeugen aller Größe und Gestaltung, nicht weniger mannichfaltig und farbig durch die Festkleidung der Schiffenden. In der Mitte war eine stattliche Barke mit der Militärmusik von Locle; ein anderes Boot enthielt das Sängerchor von Locle; zwischen ihnen durch drängten sich schäkernd, grüßend, lachend und winkend eine Menge hübscher, gepuzter Mädchen, eng in kleine Kähne zusammengedrängt, ohne alle männliche Begleitung, selbst rüstig und kunstverständig rudernd und steuernd; weiter hin war eine große Barke, die aussah wie eine große Seelilie, denn sie war voll festlich und weiß gekleideter Mädchen, Blumen im Haar: sie bildeten den singenden Frauenchor; darum her die schöne Einfassung von Himmelblau, von prächtigen Felsen, Wäldern und frischem Morgengrün.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 3. Oktober 1837.

Zeugniß gab von meinem Leben meine Klage lange ſchon;
Seufzer flohn und Thränen floſſen.

Platen.

Gedichte von Rudolph Kulemann.

Die Thränen.

An meinem Leben, wie am Strand der Meere,
Da ſteheſt du und ſinnſt und ſiehſt die hellen
Durchthauten Perlen wie aus wüſter Leere
An's feſte Land mit leiſem Klange wellen.

Dort fuhr ich einſt — auf ungemeſſ'nen Bahnen
Durchſchnitt ich kühn die ferne Wolkenneigung,
Am Maſte flatterten viel Siegesfahnen,
So zog's und flog's in ew'ger Meeresſteigung.

O hätteſt du geſeh'n dies friſche Leben,
Den Feuerdrang aus tiefem Herzgelüſten,
Dies Aufwärtswallen, wie im Lerchenſchweben
Die Flügel ſich in Sonnenſtrahlung brüſten! —

Doch grimmig hob ſich's aus dem Wellenſchwalle,
Wie Berge dort aus unterird'ſchen Flammen,
Mein Schifflein ſchlug am mächt'gen Waſſerwalle,
Und brach, ein ſchwaches Fugenwerk, zuſammen.

Und grundwärts flog ich mit zerborſt'nem Schiffe,
Es faßte mich ein wildes Strudeldrängen,
So blieb ich wie ein Wrack am Felſenriffe
In ew'ger Wellenſchwebe flatternd hängen.

Doch hörſt du's nicht in meinem Buſen klopfen?
Es brechen ſich vom Riff die Meerkorallen,
Die, aufgelöst in hellen Thränentropfen,
Gleich Perlen aus der Augenfeuchte fallen.

Muß doch ein zu bewegtes Leben trümmern!
Doch zürnſt du nicht ob dieſem innern Branden,
Du ſpäheſt nur, ob nicht ein Perlenſchimmern
Aus Meeresſturm am Ufer möge ſtranden.

An meinem Leben, wie am Strand der Meere,
So ſteheſt du und ſinnſt und ſiehſt die hellen
Durchthauten Perlen wie aus wüſter Leere
An's Leben dir mit leiſem Klange wellen.

Und ſammelnd reiheſt du die hellen Zähren,
Wie man die Perlen reiht auf ſeidnen Schnüren,
Und hältſt es werth, zu eignem Glanzvermehren
Sie ſchmuckesreich im Lebenskranz zu führen.

Und einſtmals konnt' ich's ſehen, wie aus deinen
Durchthauten Augen ſie wie Wehmuth ſchienen.
Da las ich, ach! wie mußt' ich ſtille weinen!
Mein früh'res Glück aus ſchimmernden Ruinen.

Digitized by Google

Wach auf!

Was stehst du bange
Und sinnest nach?
Ach! schon so lange
Ist Liebe wach.

Hörst du das Klingen
Allüberall?
Die Vöglein singen
Mit süßem Schall.

Aus Starrem sprießet
Baumblättlein weich,
Das Leben fließet
Um Ast und Zweig.

Das Tröpflein schlüpfet
Aus Waldesschacht,
Das Bächlein hüpfet
Mit Wallungsmacht.

Der Himmel neiget
In's Wellenklar,
Die Bläue zeiget
Sich wunderbar.

Ein heit'res Schmiegen
Zu Form und Klang,
Ein ew'ges Fügen
Im ew'gen Drang.

Was stehst du bange
Und sinnest nach?
Ach! schon so lange
Ist Liebe wach.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Bei dem Gewitter, welches am 25sten April d. J. einen großen Strich des nördlichen Deutschlands heimsuchte, wurde, wie öffentliche Blätter berichten, ein Bauerngut im Dorfe Gimmel (Altenburg) von einem Blitzstrahle getroffen, der eine wunderliche Reise machte. Derselbe fuhr nämlich durch den Schornstein in die Küche, streckte einen Mann, der sich daselbst befand, betäubt zu Boden und theilte sich dann in drei verschiedene Strahlen. Der eine derselben drang in die Gewölbe und richtete daselbst bedeutenden Schaden an; der zweite fuhr in eine, an die Küche stoßende kleine Stube, riß in derselben Alles Wandgeräth herunter und furchte in die Wände sehr regelmäßige Reifen; der dritte endlich drang in die Wohnstube, zertrümmerte hier den eisernen Ofen, warf den Kachelaufsatz stückweis umher und schleuderte die Hausfrau, welche hinter dem Ofen saß, bis mitten in die Stube, riß einem Kinde, auf dem Arm der Wärterin, die Mütze vom Kopfe und fuhr dann, einen furchtbaren Dampf zurücklassend, zum Fenster hinaus. Von der Heftigkeit des Schlages waren sämmtliche Bewohner des Hauses ganz betäubt; aber Alle kamen bald wieder zu sich, und selbst das Kind war unverletzt.

Alle diese anscheinenden Launenhaftigkeiten des Blitzes, wie ich sie vielmals und mit noch weit auffallenderen Umständen selbst beobachtet habe, lassen sich gleichwohl bei genauerer Untersuchung immer auf ein einfaches Gesetz zurückführen. Das Verhalten des Strahls auf seinem Fortgange zur Erde findet sich nämlich immer mehr oder weniger durch die leitende oder nicht leitende Beschaffenheit derjenigen Körper bestimmt, die er auf seinem Wege antrifft; und das deutliche Zeichen einer geringeren solchen Anlockung ist, wenn man den Blitz, unter übrigens gleichen Umständen, einen Körper auf dieser Bahn verlassen sieht, um auf einen andern überzuspringen. So wird der Blitz durch alle festen Körper mehr als durch die Luft gelockt; er fährt z. B. nie durch offene Thüren und Fenster, folgt also auch nicht, wie man so oft ohne Grund fürchten sieht, der Zugluft, sondern streicht lieber an Sparren, Mauern, Pfosten u. s. w. herab. Darum kann man sich auch nicht darauf verlassen, daß der Blitz gewisse Körper, z. B. Birken, Buchen, Lorbeerbäume, Tannen u. s. w. niemals treffe, und wenn dies auch noch so oft gesagt und selbst von Plinius (Hist. natur. XVII. 30.) behauptet wird; es kommt hiebei nicht auf die beste, sondern nur auf die bessere Leitungsfähigkeit der sich in der jedesmaligen Bahn des Blitzes darbietenden Gegenstände an. Die besten Leiter des Blitzes sind aber immer die Metalle; diese wählt er vorzugsweis aus, geht an ihnen fort, so weit sie irgend reichen, und verläßt andere Leiter, um sie zu ergreifen. Dabei beachtet er, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, aber auch die Rücksicht des wenigsten Widerstandes, und nimmt daher oft den leichtesten, wenn auch nicht eben den nächsten Weg zur Erde. Man beobachtet demgemäß, daß der Blitz metallene Knöpfe, Dächer auf Thürmen u. s. w. noch eher dann trifft, wenn ihn auch auf dem übrigen Theile des Weges eine Masse Metall am kürzesten zur Erde leiten kann. Wie er sich an den Drähten der Schellenzüge, der Gypsdecken, längs vergoldeten Leisten u. s. w. hinzieht, ist bekannt. Wenn sich hievon in einzelnen Fällen scheinbare Ausnahmen zeigen, so muß man nur die ganze Bahn, welche der Strahl verfolgt hat, untersuchen, und wird dann immer finden, daß von ihm der leichteste Weg, auf

Digitized by Google

welchem sich die Summe der Leitung am größten ergibt, gewählt worden ist. Beide Momente bedingen sich gegenseitig, und es ist so vorgekommen, daß der Blitz ein einzelnes, frei daliegendes Stück Metall auf einem Dache verschont, und dagegen, mit Zertrümmerung dazwischen liegender Nichtleiter, dahin geschlagen hat, wo sich ihm nothwendig die beste Leitung zur Erde darbot.

Da diese Bemerkungen mißdeutet werden und Besorgnisse wegen der Schutzkraft der Blitzableiter erregen könnten, so halte ich für angemessen, hinzuzufügen, daß, allen meinen vielfachen Erfahrungen zufolge, der Blitz eine zusammenhängende Strecke Metallleitung gewiß nur dann verläßt, wenn er einen leichteren Weg zur Erde findet, namentlich wenn die Metallleitung nicht selbst unmittelbar dahin führt, oder die Umwege, die sie macht, zu groß sind, oder eine reichlichere, ablockende Metallmasse in der Nähe ist. Bei Anlage von Blitzableitungen muß daher mit behutsamster Rücksicht auf alle Lokalverhältnisse verfahren werden. Ist dies geschehen, so kann man großes Vertrauen zu ihnen hegen; wie viel Launen der Wetterstrahl zu haben scheint, so ist er doch dem angeführten allgemeinen Gesetze unterthan, und eine je fürchterlichere Gewalt ihm die Natur verliehen hat, um desto besorgter ist sie auch gewesen, seine rohe Kraft an diese Bedingungen zu fesseln, damit es einen Schutz gegen seine Zerstörungen gebe.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Der Weg vom Schlosse führt links um den Hügel herum in wenigen Minuten zur Stadt, in deren ersten „Gastgeberhof," der gleich am Eingange liegt, wir einfuhren. Es war beschlossen worden, wie natürlich, hier zu verweilen. Die Essenszeit, in der Regel zwölf oder ein Uhr, war längst vorüber, unser Wirthshaus schien nicht viel zu versprechen, und auch in einem andern Gasthause, welches wir ausgekundschaftet hatten, war nicht sogleich, was wir wünschten, zu bekommen. So gingen wir denn, während der Vorbereitungen des Wirths, in einen Buchladen, wo ich nach einer schwedischen Grammatik, die mir fehlte, mich umsehen, und zugleich mit den Vorlesungen und Namen der Professoren durch den Catalog mich näher bekannt machen wollte. Ich fand nicht nur, was ich suchte, sondern überdies freundliche Auskunft, die mir ein junger Mann in gelber Weste, der schwedischen Leibfarbe, in deutscher Sprache ertheilte. Als wir in den Gasthof zurückgekehrt waren, wurde das kleine, in der Eile bereitete Mahl schnell genossen und dann der Wunsch geäußert, den Kaffee bei dem schönen Abend, der den heißen Tag beschloß, im Freien unter Bäumen zu genießen. Auf unsere Erkundigung nach einem öffentlichen Garten beschrieb man uns den Weg zu einem solchen, und fügte hinzu, daß wir dort Gesellschaft finden würden. Wir suchten durch die einsamen Straßen, denn es war in der Zeit der Ferien, uns hin zu finden, und es fiel uns unterwegs nichts Anderes auf, als eine Reihe von acht oder neun jungen Leuten, die sämmtlich Arm in Arm gehängt, nach Art deutscher Handwerksburschen, fast die Breite der Straße einnahmen und, im Vorübergehen uns kurz betrachtend, in eine Seitengasse einbogen.

Wir traten endlich in einen geräumigen Garten, in dessen Mitte ein einstockiger Bau von ziemlicher Ausdehnung stand, und in dessen durch Grasplätze sich schlängelnden Wegen Gruppen junger Männer sich bewegten. Obgleich diese keineswegs die excentrische Tracht und die ungebundene Weise des Benehmens deutscher Studenten an sich trugen, so konnten wir sie doch nur für Studirende halten. Mit neugierigen und verwunderten Blicken verfolgten sie uns, als wir, unserm Zweck gemäß, jedoch vergeblich, den ersehnten Kaffee hier zu erlangen strebten. Bald näherten sich einige und redeten uns an, und ich, der ich den Vorzug der Gewandtheit in der Landessprache mit meinen kaufmännischen Begleitern nicht theilte, war sehr froh, als auch die gelbe Weste von vorhin sich zu uns gesellte. Das war mir nun schon eine alte Bekanntschaft; ich möchte fast sagen, daß es mir zu Muthe war wie einem Kinde, das, unter fremde Leute gerathen, auf einmal die Mutter wiederfindet, ob ich gleich mit dem jungen Mann noch keine Viertelstunde lang verkehrt hatte. Ihm folgten bald Andere, welche uns einluden, ein Glas mit ihnen zu trinken. Sie hielten uns alle drei für fremde Gelehrte, und die beiden Kaufleute waren jeden Augenblick, wie sich Mehrere zu uns gesellten, von Neuem in die nicht ganz angenehme Nothwendigkeit versetzt, diese Qualification in Abrede zu ziehen. Es würde jedoch Verleumdung seyn, zu behaupten, daß unsere schwedischen Wirthe, denn als solche benahmen sie sich, um dieser Enttäuschung willen sie mit geringerer Höflichkeit behandelt hätten. Sie genossen ihrerseits den Vorzug, den man Personen zuzuwenden pflegt, die sich in der Landessprache geläufig auszusprechen verstehen, während ich das größere Interesse des Inhalts der Unterredung auf meiner Seite hatte. Ueberdies sprachen sehr Viele besser oder schlechter deutsch, und verstehen mochten es fast Alle.

Nachdem die freundlichen Fragen nach unserer Reise, die der ersten Bewillkommung folgten, beantwortet waren, zogen sich die peripatetischen Gruppen mehr und mehr zusammen, und das Verhältniß der Gesellschaft unter sich

Digitized by Google

und zu uns Gästen organisirte sich. Ein großer Tisch war in der Mitte des Gartens unter freiem Himmel aufgestellt und mit Punschbowlen besezt worden. Um diesen Tisch schaarten sich alle Anwesenden, und das Lieblingsgetränk der Schweden, der kalte Punsch, der auf andere Art als in Deutschland bereitet und in Flaschen aufbewahrt wird, hatte nicht sobald die Gläser gefüllt, als am obern Ende der Tafel ein schlanker Mann mit lauter Stimme einen verbindlichen Toast auf das Wohl der eben angekommenen Fremden ausbrachte. Ein dreimaliges Hurrah folgte, wie es die Schweden mit den Russen gemein haben. Ich fühlte, daß es mir obliege, im Namen unserer kleinen Reisegesellschaft die Honneurs zu machen, da die Gastfreundschaft dieser studirenden Jugend offenbar durch die Beziehung auf deutsche gelehrte Bildung gesteigert wurde. Daher trat ich vor, und mein Glas erhebend, erwiderte ich den Gruß, der uns geworden war, mit einem lateinischen Trinkspruche auf das Wohl der hochberühmten Universität Upsala, und deren ewiges Wachsthum und Gedeihen. Zum Schlusse stimmte ich ebenfalls ein kräftiges Hurrah an, indem ich mich schneller in die Gewohnheit des Ortes fand, als jener schwedische Reisende, der in seiner Beschreibung eines Ausflugs nach Deutschland mit Verwunderung über unsere Sitte sich äußert, statt des Hurrahrufs die Toaste mit einem „Hoch!“ zu begleiten, das er für ein dreimaliges „Oh!“ genommen und sich nicht zu erklären gewußt hatte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

(Fortsezung.)

Die schweizerischen Naturforscher in Neufchatel.

Dies reizende Gemälde überraschte uns so, daß wir auf einmal Alle still standen, lange in stummer Freude hinunter sahen und es dann mit Einem Ruf des Entzückens, des Beifalls und des Danks begrüßten. Solcher Empfang war der Naturforschung noch nie und nirgends geworden. Kaum mochten wir vorwärts gehen, um die freie Uebersicht des wunderschönen Bildes nicht zu verlieren, und doch zog es uns mächtig hinunter zu den lieben Leuten. Unten führten sie uns zu drei großen, für uns bequem und stattlich bereiteten Barken, und kaum hatten wir Platz genommen, so wurde vom Lande gestoßen. Ein Musikschiff schloß sich rechts, das andere links an uns an, und die kleine Zauberflotte mit ihren vierzig Fahrzeugen in Einer Linie zog langsam vorwärts, die ganze Breite des Sees einnehmend. An den Ufern herum, an den Höhen, auf Felsen und Bergvorsprüngen standen und saßen in den mannichfaltigsten Gruppen die Leute aus der Umgegend. Nach einigen anmuthig ausgeführten Symphonien öffnete sich die Reihe der Kähne, und einem großen Schwan gleich zog das Boot der Sängerinnen heraus, stellte sich vor uns hin und sang ein Lied, dessen erste Strophe so lautete:

Onde paisible, emblème de la paix,
Dont nos vallons savourent le bienfait,
Vous rocs, dont les sillons attestent la vieillesse,
Ecoutez, répétez tous nos chants d'allégresse.
Nos coeurs en guidant nos voix
Dictent ces mots: salut trois fois,
Savants chéris, salut trois fois!

Locle hat nicht bloß ausgezeichnete Mechaniker, die Chronometer, Quadranten, Automaten, Uhren und Planetarien verfertigen und nach allen Theilen der Welt verschicken, sondern auch glückliche Poeten (Couroisier), die aber von ihrem schönen Talent nur erfreulichen Gebrauch für's Haus machen, und nicht Journale und Revuen mit frühreifem und unreifem Reimwerk anfüllen, wie jenseits des Doubs geschieht. Nach und nach werden die sanften Abhänge um den Doubs zu steilen, hohen und wilden Felswänden, auf denen nur ernste Tannen und Fichten wachsen, zwischen denen einige grüne Stellen schon hervorschauen; die Ufer des kleinen Sees werden bald enger, bald weiter. Unsere Flottille rückte immer vorwärts. Zwischen durch erklangen patriotische Lieder vom Männerchor, die von den Ufern, Felsen und Höhen im Chor wiederholt wurden, was von herrlicher Wirkung war. Wahrscheinlich hat dies anmuthige, kleine Seethal, mit seinen Berg- und Felsenwänden, nie so viel Menschen gefaßt; denn wo nur in Hoch und Tief ein Fleckchen zum Sehen war, da drängte sich Alt und Jung zusammen, rufend, grüßend, mit Hüten und Tüchern winkend; es waren in dem engen Raum mehr als viertausend Leute beisammen bis zu oberst auf den Bergen, wo wir des Himmels Blau als ihren Hintergrund sahen. Da, wo wir an's Ufer stiegen, stand das frohe Völkchen am dichtesten zusammen, und unter ihnen unsere schon früher angekommenen Geologen. Sie hatten den reizenden Anblick der anrückenden singenden und tönenden Flotte zum Voraus gehabt. Die ganze Gesellschaft ging nun nach dem Saut du Doubs, von dessen wilder Schönheit schon so oft gesprochen worden ist, daß ich hier davon schweigen kann. Hierauf bestiegen wir Alle unsere Barken wieder, die Kähne umgaben uns wie früher bis unter die Brenets, wo wir ausstiegen und dankend, nicht ohne Rührung, von ihnen schieden. Auf dem Rückweg wurde in Billodes angehalten, um eine Anstalt zu sehen, von der ich auch früher einmal im Morgenblatt gesprochen habe, nämlich das treffliche Institut, welches Mad. Catame hier großentheils aus eigenen Mitteln für die Erziehung armer Mädchen gegründet hat, und das unter der Leitung dieser trefflichen, für ihr edles Werk hochbegeisterten Frau zu einer innern, echt christlichen Gediegenheit gediehen ist, die den Charlatanismus so vieler schweizerischer und französischer Mädchenerziehungsanstalten sehr beschämt. In Locle erwartete uns eine merkwürdige Ausstellung der dortigen Industrieprodukte, besonders in Uhrmacherei, Bijouterie und Mechanik. Hierauf führte uns der Kanzler Favarger zu dem uns hier vom Staatsrath von Neufchatel dargebotenen Mahl. Es war das lezte, an dem sich die naturforschende Gesellschaft vereinigt sah, und es gebührte die ganze Liebenswürdigkeit unsers Wirths dazu, um dies vergessen zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 4. Oktober 1837.

— Wir, die deutsche fleißige Biene,
Sammeln auf jeglicher Flur Honig, und wissen nicht wem.
Herder.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Kaum war diese erste Ceremonie beendigt, so erhob sich aus einer Gruppe ein wohlklingender Gesang, und wir erkannten mit Ueberraschung „Lützows wilde Jagd," in deutscher Sprache gesungen. Ich will nicht leugnen, daß ich von dieser zarten Aufmerksamkeit gerührt und durch die vaterländischen Klänge besonders lebhaft gemahnt wurde, daß ich in diesen Nordländern Zweige deutscher Nation um mich hatte. Ueberhaupt muß die ungeheuchelte und bei jeder Gelegenheit laut ausgesprochene Verehrung für das geistige Leben Deutschlands dem deutschen Reisenden in Schweden besonders wohl thun, da wir, und leider durch unsere eigene Schuld, bisher in andern Ländern uns herabgesezt oder im besten Falle mit mitleidiger Uebergehung unseres nationellen Ursprungs bloß individuell geehrt zu sehen gewohnt waren.

Zwar hat in Frankreich in neuester Zeit zum mindesten die Meinung der Gebildeten sich geändert und ist bei jüngeren Gelehrten sogar in wahre Verehrung umgeschlagen, die durch ihre Begründung noch dazu den Vortheil des Lachers auf unsere Seite bringt. Denn wie wir Deutschen früher in der Nachahmung französischer Bildung und Hofsitte uns lächerlich machten, indem unsere spezifische Schwere uns in dem leichten Elemente der Fremde mit Grazie zu schwimmen unfähig machte, und das nicht zu verhehlende, keuchende und mühsame Arbeiten, uns auf der Oberfläche zu erhalten, gerade unsere wahren Vorzüge zu Hemmungen und Nachtheilen umbildete: so können wir jezt, nachdem wir in unsern eigentlichen Schwerpunkt zurückgetreten sind, mit der Behaglichkeit eines auf seinem eigenen Erbe Sitzenden die Franzosen belächeln, wenn wir sie die schweren Bruchstücke, die sie von unserer Bildung über den Rhein geschleppt haben, entweder auf der Nase balanciren oder mit krampfhafter Anstrengung durcheinander schleudern sehen, statt sie natürlich und zweckgemäß zu einem wohlgegründeten und mit Besonnenheit angelegten Bau zu verwenden. Uebrigens wird auch bei den Franzosen diese mißverstandene Verwendung deutscher Elemente nur ein Uebergang seyn, und die tiefere Bedeutung ihres Strebens, die Wiederaufnahme der lange vernachlässigten, auch in ihrer Nationalität liegenden germanischen Grundlage, zu einem erfreulichen Ziele führen. Mag der Wasserstrahl immerhin in die Lüfte springen, er muß doch stets wieder in die Ruhe des Beckens zurücksinken. In Italien, wo es eine Zeit gab, da man die Deutschen liebte, eine Neigung, die sie durch ihre ungeschickte Betastung der reizbaren südlichen Naturen bald wieder verscherzt hatten,

Digitized by Google

steigt der Deutsche jezt wieder im Cours, seitdem der Signor Jngleſe ihn an Prätenſionen und Unverſtand in Beurtheilung des Landes und ſeiner Bewohner übertroffen hat. Am wenigſten iſt es dem Engländer übel zu nehmen, wenn er im eigenen Lande ſich des reichen Jnhalts ſeiner Geſchichte und Gegenwart überhebt.

Scandinavien freilich war durch die lange und unverfälſchte Bewahrung der Grundzüge urgermaniſcher Religion und Sitte gegen das übrige Europa, das unter dem Einfluſſe römiſcher Kultur aus der Gährung fremder und eigener Elemente ſich ſchneller eine neue Civiliſation bereitet hat, um Jahrhunderte zurückgeblieben, und konnte in der Neuzeit, ſeit Einführung der Reformation, in der That nichts Beſſeres thun, als ſich das Produkt der geiſtigen Entwicklung der ſüdlicheren Staaten, wie es vorlag, aneignen. Natürlich war dabei, daß es die nothwendigen Bedingungen der zeitgemäßen weltgeſchichtlichen Entwicklung ſich in der Form herübernahm, die den germaniſchen Typus am wenigſten verwiſcht hatte. So kommt es, daß man hier mit herzlicher Dankbarkeit unſer Deutſchland die Wiege der Kultur nennen und von gelehrten Männern das offene Bekenntniß ablegen hört, daß ſie in irgend einem beſondern Fache Alles, was ſie wiſſen, von uns gelernt haben. Auch wird man keinen Gebildeten finden, der Deutſch nicht verſtände, wenn es auch nicht Alle ſprechen. Nur in Stockholm zieht man die franzöſiſche Sprache ſelbſt zur Unterhaltung mit Deutſchen vor, was ſich aus der franzöſiſchen Einrichtung des Hofes Guſtavs III. und dem Einfluſſe der neuen Herrſcherfamilie genügend erklärt. Jn der Literatur jedoch iſt Frankreich hier ganz in den Hintergrund getreten, alle Buchläden ſind angefüllt mit Ueberſetzungen deutſcher Werke, neben deren Maſſe die verhältnißmäßig kleine Anzahl einheimiſcher Werke verſchwindet. Es iſt voraus zu ſehen, daß der franzöſiſche Anſtrich, der nie das Volk berührt hat, auch am Hofe und in der Hauptſtadt bald abgeſtreift ſeyn wird, denn der Kronprinz läßt ſeine Kinder, im lebhaften Gefühle der Nothwendigkeit eines auf nationale Grundlage gebauten Thrones, durchaus ſchwediſch erziehen.

Auf der andern Seite iſt die Poeſie, die immer den Reigen der Entwicklungen beginnt, in die Fundgruben des heimiſchen Bodens zurückgeſtiegen, und es fängt auch die Wiſſenſchaft an ihr zu folgen, ſo daß man hoffen muß, es werde die ſklaviſche Verehrung deutſcher Bildung, welche in der Unzahl der Ueberſetzungen ſich kund gibt, einer freieren Entfaltung, wenn auch langſam und vielleicht nie ganz,* doch mehr und mehr weichen. Es verſteht ſich jedoch von ſelbſt, daß hier nur von den philoſophiſchen und denjenigen Wiſſenſchaften die Rede iſt, welche eine hiſtoriſche Baſis haben; die Naturwiſſenſchaft geht ihren eigenen Weg, und es genügt, die Namen Linné und Berzelius zu erwähnen, um an die hohe Stelle zu erinnern, welche Schweden in dieſer Beziehung einnimmt.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Vielleicht nie ganz, meine ich, weil das literariſche Publikum für die ſchwediſche Sprache zu klein ſcheint, um eine genügende Grundlage für eine durchaus ſelbſtſtändige Literatur abgeben zu können.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Beſchluß.)

Jndem wir uns dem geheimnißvollen Gebiet unterirdiſcher Naturforſchung nähern, haben wir zunächſt eines kürzlich entdeckten Ungeheuers der Urwelt zu erwähnen, welches den Namen Torodon führt. Ueberreſte deſſelben ſind in Südamerika gefunden und der zoologiſchen Geſellſchaft zu London vorgelegt worden. Das Thier gehörte zum Geſchlechte der mäuſeartigen Vierfüßler. Man denke ſich aber ein den Mäuſen verwandtes Geſchöpf von der Größe des Elephanten! Alle Einbildungskraft der Jeztwelt vermag nicht, eine Jdee vom Zuſtande der von ſolchen Thieren bewohnten Urwelt zu geben; und wohl dem menſchlichen Geſchlechte, wenn es, wie alle Unterſuchungen zu beſtätigen ſcheinen, wirklich nicht in der Nachbarſchaft ſolcher unförmlichen Rieſenthierwelt zu leben hatte. Freilich wird dieſe Annahme des Nichtvorkommens von Menſchengebeinen aus jener gigantiſchen Urwelt durch manche Umſtände zweifelhaft gemacht, namentlich wieder durch eine kürzlich gemachte Entdeckung. Der franzöſiſche Conſul zu Candia, Fabre Quette, hat der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ein Felsſtück überſendet, in welchem wirklich foſſile Menſchenknochen vorkommen. Dies Felsſtück gehört zu einem kleinen, unfern der Hauptſtadt der Jnſel gelegenen Vorgebirge, wo Steine geſprengt worden waren; die Gebeine beſtehen in einem Rückgrat, einigen Rippen und mehreren Backzähnen, welche einem noch jungen Manne angehört zu haben ſcheinen. Allein es folgt, wie auch die Akademie in ihrem Gutachten erklärt hat, daraus noch keineswegs, daß dieſe Gebeine deßhalb unbedingt aus der vorſündfluthlichen Zeit der Dinotherien, Mammuths, Torodons u. ſ. w. herrühren, da der Felſen neuer Formation ſeyn kann, wie man denn z. B. vom Travertin weiß, daß er ſehr ſchnell und ſo zu ſagen unter unſern Augen wächst. Zur Entſcheidung iſt die Frage alſo auch durch dieſen neuen Umſtand noch nicht gebracht, indeß durften wir denſelben nicht übergehen, da er in andern öffentlichen Blättern unter dem doppelten Geſichtspunkte des Für und Wider behandelt worden iſt. Von

Digitized by Google

unserer eigenen Ansicht der Sache darf dabei gar nicht die Rede seyn; wir wollen dieselbe Niemanden aufdringen. Uebrigens folgen sich diese Entdeckungen von Resten urweltlicher Thiere jezt Schlag auf Schlag. Der wichtigste Fund in diesem Bezuge ist kürzlich bei Oos (im Badenschen) von zwei Landleuten in einem Hügel hinter ihrer Wohnung beim Wegführen von Lehmerde gemacht worden. Unter den vielfachen aufgefundenen Gebeinen zeichnet sich ein fast vollständiges Mammuthskelett * aus; wir erwähnen, um von den Dimensionen einen Begriff zu geben, des einen Stoßzahns desselben, dessen Länge 9½ Fuß, der Umfang an der Basis 1½ Fuß, das Gewicht aber 1½ Centner beträgt. Alle diese Knochen lagen zerstreut etwa 36 Fuß unter der Oberfläche des Hügels und fanden sich untermischt mit unzähligen Landschnecken, von denen eine genaue Untersuchung ergeben hat, daß sie sich ebenfalls von den jezt lebenden Arten dieser Thiere unterscheiden. Neben diesen Unähnlichkeiten zwischen Ur- und Jeztwelt zeigen sich aber auch wieder mancherlei Aehnlichkeiten, und wir zeichnen in diesem Bezuge hier eine Beobachtung des würdigen Grafen von Sternberg aus, welcher seine Forschungen über die Flora der Urwelt unermüdet fortsezt und dabei entdeckt hat, daß die Pflanzen derselben, ganz so wie die der Gegenwart, von Insekten angefressen wurden. Er weist dies augenscheinlich an einem, in seinem Besitze befindlichen, der gedachten Flora angehörigen Blatte der Flabellaria borassifolia nach, worauf sich Spuren eines Minirganges darstellen, dergleichen die Blattschabe (Tinea) auch auf den jezt lebenden Blättern ausführt.

Durch Entdeckungen und Andeutungen der Art soll die Wissenschaft keineswegs der Lösung des Räthsels der Kosmogonie näher zu kommen meinen. Wir sprechen vielmehr unsere feste Ueberzeugung dahin aus, daß die mosaische Kosmogonie und Geogenie in ihrer edlen Simplicität und bescheidenen Resignation unter allen Versuchen dieser Art obenan steht. Statt daß andere Hypothesen, von deren systematischer Arroganz sich unsere geologischen Aphorismen auch stets und sorglich entfernt gehalten haben, nach einer schwachen und ganz unzureichenden menschlichen Philosophie ein ursprüngliches Chaos, eine Urmaterie oder Uratome annehmen, woraus dann die Entstehung der Dinge durch unbekannte Kräfte erfolgt seyn soll, deren Ursprung aber diesem nach ein Gegenstand neuer Untersuchung werden mußte, rückt die biblische Urkunde das ganze Problem sogleich aus dem Gebiete der, demselben nicht gewachsenen rationalen Forschung in das des religiösen Glaubens, wohin es vom menschlichen Begriffsvermögen auch sofort verwiesen wird. Sie sagt: Gott schuf, und um hiebei jeder weiteren Frage zu begegnen, gibt sie zugleich auch das Wodurch und Woraus dieser göttlichen Schöpfung an, indem es weiter heißt: „durch sein allmächtiges Wort und aus Nichts.“ In der so geschaffenen Welt fand sich auch der Erde ihr Platz angewiesen, und ihre Ausbildung erfolgte, gleichfalls durch den allmächtigen Willen des Schöpfers, in Tagen (Zeiträumen, deren Länge unbestimmt bleibt), bis sie zum Wohnplatze solcher Wesen geeignet war, welche sofort den alleinigen Gott aus seinen Werken erkennen und anbeten sollten. Wie die Welt entstanden sey, sollten sie nicht erforschen wollen, denn der Ursprung dieser Welt war früher als der des menschlichen Geschlechts und war außerdem das Werk eines allmächtigen, unendlichen Schöpfers, so daß also in der Unfaßbarkeit dieses Alls keine Demüthigung für den endlichen menschlichen Verstand liegt. Die Schöpfung der Welt gehört hiernach in das Gebiet des Glaubens, sie gehört der Religion an; die Aufgabe der Naturforschung beginnt erst später; ihr Gebiet ist auf die schon vorhandenen Dinge beschränkt und erstreckt sich nicht weiter, als bis wohin Beobachtungen und Schlüsse reichen.

* Dasselbe ist, wie wir erfahren, an das großherzogliche Kabinet zu Karlsruhe abgeliefert worden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, September.

Die modernen spanischen Dichter.

Die nationalen Sitten und Gebräuche Spaniens bilden eine Schale, welche den Kern des Volkes den Augen der Fremden verdeckt. Dieser Kern ist weder bloß gut, noch bloß schlecht, aber gesund und noch voller Lebenskeime. Die bittern Schmäher des spanisches Volkes, welche es oberflächlich, ungebildet, habgierig, abergläubisch, irreligiös und der Wollust ergeben nennen, haben eben so wenig jene Schale durchbrochen, als seine lauten Lobredner, welche durch die Freimüthigkeit in der Rede, die Gleichheit im Umgange und Leben, die Freiheit im Ausdrucke selbst bei Frauen und die Anmuth der leztern bestochen sind. Auch gibt es keine richtige Mitte zwischen beiden Urtheilen; in beiden ist Wahrheit. Interessant ist es, darüber mit gebildeten Spaniern zu sprechen, welche ihr Vaterland kennen. Eine solche Unterhaltung hatte ich heute mit einem Freunde, dem gebildetsten Spanier, welchen ich kenne. Er ist viel gereist und ist auch in Deutschland gewesen. Mit gründlichen Kenntnissen verbindet er eine glühende Vaterlandsliebe. Vor allen schäzt er die deutsche Sprache und Literatur, und Dr. Martin Luther und Fr. Schiller sind seine Helden. Obgleich ein Feind der karlistischen Partei, ist er doch kein Parteigänger der jezigen Regierung, welche noch im Schlamm angeschwemmter Immoralität sizt. Ich gebe hier mit Wenigem sein unparteiisches Urtheil über die modernen spanischen Dichter, zu denen er selbst gehört. Bescheidenheit wird Keiner darin vermissen.

Die moderne spanische Poesie spiegelt den Zustand wieder, in welchem Spanien sich befindet, seine Verwirrung, seine Krisen, ja seine tiefe Erniedrigung. Die spanischen Dichter, welche heute leben und mit dem Jahrhundert oder

Digitized by Google

später geboren wurden, haben sich fast ganz durch sich selbst gebildet, weil sie keiner bestimmten Schule und Richtung folgen wollten, noch konnten. Ihre Produktionen zeichnen sich weder aus durch Nachahmung der Natur und Lebensfrische, noch durch Tiefe, gründliches Wissen oder Ideenfülle; sie haben weder eine rein classische, noch rein romantische Richtung. Keinem Vorgänger ausschließlich folgend, ahmen sie Alle nach. Sie theilen hierin das Verhängniß, welches auch ihr unglückliches Vaterland fortreißt: wie man heute in Spanien die Constitutionen, den Despotismus, die Immoralität, den falschen Republikanismus, kurz alles das nachahmt, was wir nur in der modernen Gesellschaft Irrthümliches und Fingirtes finden, so ahmen die Spanier auch die Literaturen der andern Länder, so wie ihre eigene alte mit aller jener Uebertreibung und Verwirrung nach, welche die politischen Convulsionen stets nach sich ziehen, woher sie auch kommen mögen. Unter diesen Umständen muß Niemand in den Compositionen der modernen spanischen Dichter Originalität und Solidität erwarten. Eben so wenig zeichnen sie sich durch den hohen Geistesschwung und die unnachahmliche Grazie aus, durch welche die Dichter des 16ten Jahrhunderts die spanische Sprache verewigten. Welches ist denn nun ihr Verdienst? Eines haben sie wenigstens: vergleicht man sie mit den spanischen Dichtern des 18ten Jahrhunderts und den frühern, noch zu dieser Schule gehörigen, so bemerkt man, daß die Dichter des gegenwärtigen Jahrhunderts eine reifere, höhere Ansicht von dem Gegenstande und dem Zwecke der Poesie haben: in ihrer ganzen Art, die Kunst zu betrachten und zu behandeln, sind sie nicht mehr so ausschließlich und kleinlich; auch zeigen sie mehr Geschmack in der Form. Man nehme hinzu, daß die Dichter des 18ten Jahrhunderts nichts sahen, noch nachahmten, als nur allein die französische Literatur, und unter ihrem Einflusse die lateinische. Dagegen haben die gegenwärtigen Dichter mehr Kenntniß von der englischen und deutschen Poesie; sie schätzen und benützen mehr als ihre Vorgänger, die spanischen Dichter des 16ten Jahrhunderts, sie studiren ein wenig mehr den reichen Schatz der Bibel und erfrischen in sich das durch Aeußerlichkeit erstorbene religiöse Gefühl. Alles dies mußte nothwendig dazu beitragen, daß ihre Schöpfungen Verbesserungen und Fortschritte durchschimmern und noch größere hoffen lassen. Auch zeichnen sich die gegenwärtigen Dichter Spaniens vor denen des vorigen Jahrhunderts durch größere Harmonie aus: im Allgemeinen sind ihre Verse zierlicher, melodischer, leichter gebaut, obgleich sie auch in dieser Beziehung die alte Classizität bei weitem nicht erreichen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz, August.

(Beschluß.)

Die schweizerischen Naturforscher in Neufchatel.

Bei Tisch äußerte sich bei Allen das Erstaunen über dies Wunderthal von la-Chaux-de-Fonds bis Locle, das durch seine Lage, Natur und Vegetation nur zu Weiden zweiter Classe, zu sehr untergeordnetem Wohlstand und für eine kleine Bevölkerung bestimmt scheint, sich aber durch Gewerbsfleiß und die bewundernswürdige Anlage der Einwohner für höhere Mechanik und durch ihren Unternehmungsgeist zu entschiedenem Reichthum und hohem Wohlstand mit einer Bevölkerung von mehr als siebzehntausend Einwohnern erhoben hat, welche in einer fast ununterbrochenen Reihe schöner Häuser wohnen, die aber der immer noch wachsenden Bevölkerung nicht genügen, und die anständigen, geschmackvollen Bauten begreiflich machen, die sich überall im Thal erheben; und bei alle dem nichts von dem, was in andern Industriegegenden so schroff und niederschlagend hervortritt, keine physische und sittliche Ausartung in der Arbeiterclasse, sondern neben gesundem, blühendem und kräftigem Aussehen beider Geschlechter wahre Bildung und so feine, anstandsvolle und doch ganz ungezwungene Formen, wie sie nur selten gefunden werden. Welcher Unterschied zwischen dem la-Chaux-de-Fond-Locle-thal und Lyon, St. Etienne, Manchester, Leeds, Glasgow und andern englischen Fabrikstädten, wo physisches Elend neben dieser sittlicher Verdorbenheit einheimisch ist! Vieles kommt daher, daß hier keine großen Fabriken in französischem und englischem Sinn gefunden werden; dagegen ist jedes Haus, jede Familie eine kleine, denkende, schaffende und arbeitende Gemeinheit, die neben ihren Geschäften ihr Familienleben rein bewahrt mit Allem, was ihm nützlich und erhebend seyn kann. Daher der rege Sinn für Musik und Lektüre unterrichtender, selbst wissenschaftlicher Werke, wodurch zugleich ihr Gewerbsfleiß seine höhere Bedeutung und Wirksamkeit behält. Diese jungen Leute, die in der Woche in abgenutzten Blousen und Arbeitskitteln herumlaufen, lesen Abends und Sonntags astronomische, chemische, physikalische und mechanische Werke, arbeiten an Problemen, was sie jedoch nicht abhält, in geselschaftlichen Vereinigungen, Concerten und auf Bällen mit dem feinsten Anstand zu erscheinen und sich da im Umgang mit ihren gebildeten Landsmänninnen in echter Geselligkeit zu bewegen. Sehr erfreulich war uns auch die sichtliche Entfernung dieser hochachtbaren Leute von dem schweizerischen Radikalismus, dessen Irrlichter sie einen Augenblick verführt hatten, ehe sie ihn und seinen Krankheitszustand näher kannten. Der Kanzler Favarger, dem sie ehemals sehr abgeneigt waren, weil er, früher selbst von der Bewegungspartei, zu dem besonnenen Fortschreiten seiner Regierung übergegangen ist und nun mit dem geistreichen Chambrier die Stützen derselben bildet, Favarger wurde überall mit der herzlichen Auszeichnung behandelt, die er verdient. Unser Diner dauerte bis um neun Uhr Abends, und es mußte aufgebrochen werden, so schwer es uns auch ward, denn wir hatten fünf gute Stunden zu fahren, um Neufchatel wieder zu erreichen. Nicht ohne Bewegung nahmen wir von diesen interessanten Thalbewohnern Abschied, nicht ohne Bewegung dankten wir dem würdigen Organ der Regierung für alle Beweise ihres freundlichen Wohlwollens. In diesen drei Tagen war die Gesellschaft der schweizerischen Naturforscher nicht der Gast ihrer Kollegen in Neufchatel gewesen, sondern Gast der Stadt, der Regierung, ja des ganzen Landes. Was wir auch sagten, was wir auch ausdrückten und wiederholten, es war nur ein kleiner Theil von dem, was wir dankend und anerkennend fühlten und im Verein mit den lieblichsten und erfreulichsten Erinnerungen mit nach Haus nahmen. Unsere Erinnerung an ein kleines, aber hochgebildetes, glückliches Land, wo Volk und Regierung Eins sind in ihrer Achtung für die Wissenschaft und in der Anhänglichkeit an die echte Schweiz, dieses Andenken wird bei uns so lebendig bleiben, als unsere Wünsche für das bleibende Glück und Gedeihen Neufchatels.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 5. Oktober 1837.

C. — What is't for?
L. — The reformation of our travell'd gallants.

Shakespeare.
Henry VIII.

Henri Hasterfeld.

Das Bild eines Modethoren.

(Bruchſtück einer größern Erzählung.)

Ein eleganter Reiſewagen, ſo leicht und geſchmackvoll, wie ihn nur die Fabriken von London und Paris zu liefern vermögen, bewegte ſich auf der belebten Straße einem bekannten ſüddeutſchen Badeorte zu. Den Rückſitz nahm ein Papagai ein, oben auf dem Bock lag ein ſchokolatefarbenes Windſpiel und hinten in ſeinem bequemen Armſeſſel wiegte ſich ein ſchlummernder Kammerdiener. Die vier Poſtpferde brachten dieſe ſonderbare Geſellſchaft in höchſter Eile durch die Gärten und Anlagen, die, auf beiden Seiten der Straße ſich ausbreitend, die Nähe des Bads verkündeten. Der Papagai, er war einer der ſchönſten und graziöſeſten, die man ſehen konnte, richtete ſeine Blicke mit einem pedantiſchen Ernſte auf die Landſchaft. Man ſah in ihm durchaus das Bild eines Reiſenden, der, blaſirt von den tauſend Abwechslungen eines genußreichen Lebens, dennoch es für ſeine Pflicht hält, den Schönheiten der Natur ein aufmerkſames Auge zu leihen. Aber es lag in dieſer Aufmerkſamkeit eben ſo viel Kälte als Affektation. Man konnte ihn, wenn man die reizenden Mährchen des Grafen Antoine Hamilton, oder Peraults contes de ma mère l'Oie im Gedächtniß hatte, leicht für einen in die Geſtalt eines Papagai's verwandelten Prinzen halten, der in ein Bad geht, um ſeine vornehme Kränklichkeit, ſeine Langeweile und ſeine hunderttauſend Abgeſchmacktheiten von dem Pöbel einer modiſchen Welt bewundern zu laſſen. Heutzutage, wo Alles reiſet, warum ſoll nicht auch ein Papagai reiſen? Er thut es vielleicht mit demſelben Nutzen und mit derſelben Ausbeute für die Geſellſchaft, wie mancher Reiſende, von dem wir erfahren, daß ſein Koffer und er ſich vierzig Jahre lang ununterbrochen auf den Straßen zwiſchen Paris, London und Neapel herumbewegt haben. Wer fragt nach dem Reſultat ſolcher Reiſen?

Der Beſitzer des Wagens folgte langſam und im ſorgloſeſten Gange. Es war ein junger Mann vorne in den zwanzig Jahren. Ein breitgeränderter Strohhut ſtellte ſein Geſicht in Schatten, dunkle Locken ſpielten im Winde, ſein kurzer Ueberrock war mit dem Staub der Landſtraße gefärbt. Man ſah ihm das Ungewohnte einer Fußwanderung an, er war ſichtlich ermüdet, und weder ſeine Haltung noch ſeine Kleidung zeigten, daß er zu dem großen Haufen praktiſcher Wanderer gehöre, die zur Zeit der Vakanzen aus den Hörſälen der Univerſitäten und den dumpfen Stuben der Gymnaſien hervorbrechen, um Deutſchland nach allen Richtungen zu durchwandern. Unſer Fußgänger war froh, als er die breite Façade des Gaſthofes

Digitized by Google

durch die Parkanlagen schimmern sah; er beflügelte seine Schritte, um dieses willkommene Ziel zu erreichen, und trat in den Hof des Hotels ein mit jener zufriedenen, etwas stolzen Miene, die das Bewußtseyn einer überwundenen Schwierigkeit auf unser Antlitz zu malen pflegt. Aber lange nicht so freudig empfing man ihn. Er hatte vergessen, daß sein bestäubtes Röckchen, sein einfacher Strohhut und seine schlanke Taille die einzigen Recommandationen waren, auf die er hinsichtlich einer guten Aufnahme fußen konnte, und diese Recommandationen reichten eben hin, um ihm die Anwartschaft auf ein Mansardenstübchen mit „göttlicher Aussicht" zu sichern. Er stritt sich noch mit dem Aufwärter, der ihm diese Vorschläge machte und dabei mitleidig auf seine bestaubten Schuhe herablächelte, als der Papagai in die geöffneten Pforten des Thorwegs einfuhr. Diese glänzende Erscheinung stellte unsern armen Wanderer in Dunkel. Kellner, Hausknechte und Aufwärter flogen auf den Wagen zu, umringten ihn von allen Seiten und schienen auf die mit schnarrender Stimme vorgebrachten Befehle des seltsamen Reisenden darinnen zu horchen. Endlich bereitete sich die Erkennungsscene; der Schwarm verließ den Wagen und sammelte sich jezt mit eben so viel Unterthänigkeit um den Fußgänger, als er sich früher mit Unverschämtheit von ihm abgewendet hatte.

Dies ist eine Scene, die man täglich in einem deutschen Gasthofe wiederholt sehen kann. Unsern Reisenden frappirte sie auch keineswegs; er ließ den Regen der Titel jezt mit eben der Ruhe über sich ergehen, wie er früher die kurzen Antworten und die halben Seitenblicke geduldet hatte. Vergebens suchte der Wirth eine günstige Aenderung auf dem philosophischen Gesichte seines Gastes hervorzubringen, indem er den Baron zum Grafen, den Grafen zur Excellenz, die Excellenz zum Mylord steigerte. Oben auf dem Altan der Treppe erschien die Dame dieses gastlichen Hauses, eine kolossale Blondine mit starkgefärbten rothen Wangen und einem stereotypen Lächeln, welches das mit bunten Bändern garnirte Kinn rundete. Unser bleicher junger Reisende, der die dunkeln Augen fast immer gesenkt hielt, stach seltsam ab gegen diese prächtig aufgeblühte Rose.

„Madame," redete er sie an mit jener fatiguirten Miene und dem etwas rauhen Tone, dem man noch die ungewohnte Fußwanderung anmerkte, „B. ist wohl schon ganz leer von Gästen?" — „Durchaus nicht, mein Herr," entgegnete sie; „wir sind eigentlich noch in der elegantesten Saison." — „Im Oktober?" — „Thut nichts zur Sache. Die Tage sind schön; es ist heute sogar eine Wärme wie im Juli. O, Mylord kennen gewiß die Familie des Lord Pim-pim — ja, wie heißt er doch? — In der That, die englischen Namen erfordern eine gewisse Fertigkeit der Zunge, die man sich in meinen Jahren nicht so leicht mehr erwirbt. Doch gleichviel, dieser Lord hat acht unverheirathete Töchter, die neunte ist diesen Sommer glücklich abgegangen —" — „Mit Tode?" fragte der junge Mann. — „Nicht doch, sie hat einen Schotten geheirathet, der Mac-mac hieß — o, auch dieser Name will mir nicht auf die Zunge; gleichviel, der junge Mann wohnte auch in meinem Hause und ist jezt fortgereist; der alte Lord aber mit den noch übrigen acht Unverheiratheten wohnt noch auf Numero sieben. Außerdem haben noch drei Comtessen und eine Marquise aus Paris meinem Hause die Ehre angethan, es zu ihrem Aufenthalt zu wählen. Vielleicht kennen Mylord diese Damen? wenn nicht, so ist noch Gelegenheit, an der Table d'Hôte ihre Bekanntschaft zu machen." — „Bestellen Sie mir gefälligst einen Platz," sagte der junge Mann trocken, „und du, James," wandte er sich zu seinem Diener, „richte meine Zimmer ein. Ich will vor Tisch noch eine kleine Promenade machen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Zwar reichte die Zeit an diesem Abend nicht zu, dergleichen Verhältnisse ausführlicher zu besprechen, doch war die Wissenschaft keineswegs aus der Unterhaltung ausgeschlossen, und es machte mir namentlich Freude, einem jungen Docenten Manches über die neueren literarischen Erscheinungen auf dem Gebiete des Sanskrit, das in Schweden noch gar nicht ausgebeutet zu seyn scheint, und mit dem ich mich zufällig einige Zeit beschäftigt hatte, mittheilen zu können. Unter der Leitung eben dieses jungen Mannes, der zugleich den Musikdirektor machte, begann hierauf, nachdem es dunkel geworden war, im Saale des Gartenhauses ein kleines Conzert. Wie sehr bedauerte ich, von den Liedern Bellmanns, welche ein junger Mann mit Instrumentalbegleitung sang, nicht genug zu verstehen, um die Heiterkeit, die sie unter den Anwesenden hervorbrachten, ganz mitfühlen zu können. Zum Theil verfehlten sie nicht, auch auf mich einen ähnlichen Eindruck zu machen, was denn freilich allein dem lebendigen Vortrage und der komischen Mimik des Sängers zuzuschreiben war. Zwischendurch nahten sich immer noch Einzelne, um nach dem schwedischen Ausdruck ein Glas mit uns zu trinken, eine Sitte, die jedoch nicht mit dem Vor- und Nachtrinken der deutschen Studenten zusammenfällt, sondern im Lande allgemein und mehr der englischen Art des Zutrinkens zu vergleichen ist. Die Grenzen der Mäßigkeit wurden hiebei, so viel ich bemerkte, von

Digitized by Google

Niemanden überschritten, und bei der ungezwungensten Fröhlichkeit eine Ordnung beobachtet, die wir, wenigstens hinsichtlich der Courtoisie, welche unabläſſig gegen uns Gäste ausgeübt und mit der wir überall vorangestellt wurden, gern etwas minder streng gehalten gesehen hätten. Man muß in der That, wie an alles Conventionelle der Gesellschaft, so auch an Ehrenbezeugungen längere Zeit gewöhnt seyn, um sich bei ihrer Annahme eines peinlichen Gefühls von Zwang gänzlich erwehren zu können. Uebrigens würde es der Wahrheit wie der Bescheidenheit gleich zuwider seyn, wenn ich glauben machen wollte, als ob diese ganze Versammlung nur mir und meinen Genossen gegolten hätte. Zwar hatten wir in Erfahrung gebracht, daß die Kette junger Leute, welche uns auf dem Herwege begegnet war, als Deputation in unser Gasthaus sich begeben hatte, um uns eine Einladung zu bringen, der wir unwissentlich zuvorgekommen waren; allein die Zusammenkunft der jungen Leute selbst war eine zu bestimmten Zeiten Statt findende, und ich hatte es meinem guten Glücke, das mir auch sonst auf dieser Reise überaus günstig war, zu danken, daß ich gerade an diesem Tage in Upsala ankam. Es war, wie schon erwähnt, gerade die Zeit der Ferien, und es hatten sich daher die zurückgebliebenen Studirenden und jüngeren Docenten (kaum, wie ich denke, zweihundert an der Zahl) in dem Lokale der Ostgothen zusammengefunden, während die verschiedenen Landsmannschaften, in welche die Studenten, zufolge der Einrichtung der schwedischen Universitäten, nach den Provinzen sich theilen, zu andern Zeiten an verschiedenen Orten, wenn ich recht weiß, abgesondert sich zu versammeln pflegen.

Nicht allzuspät brach die Gesellschaft auf, in Reih und Glied unter Gesängen durch die Straßen ziehend. Nachdem sie zuerst vor der Wohnung ihres Musikdirektors einen kleinen Halt gemacht hatte, geleitete der größere Theil uns Fremde weiter zu unserem Gasthofe und bildete singend vor demselben einen Halbkreis, wodurch ich Gelegenheit fand, in der Thüre stehend, den nordischen Stammesbrüdern unsern herzlichen Dank für ihre gastfreundliche Aufnahme zu sagen.

Diesesmal sprach ich Deutsch, da ich verstanden zu werden, nach den Beobachtungen des Abends, nicht zweifeln konnte. Ein leztes Hurrah, das in die stille Nacht hinaus donnerte, war die Antwort, während wir in das Innere des Hauses uns zurückzogen.

Durch die Reise am heißen Tage und die Begebenheiten des Abends waren wir etwas erschöpft. Trotz dem freute es mich von Herzen, die kleine Episode erlebt zu haben; indessen kamen wir, verschiedene Einzelnheiten heiter durchsprechend, einstimmig dahin, lebhaft zu begreifen, daß die polnischen Flüchtlinge, die nach dem Falle von Warschau Deutschland durchzogen, auch wenn sie nicht die Last ihres Unglücks im wunden Herzen zu tragen gehabt hätten, doch der ewig sich wiederholenden Festlichkeiten, die ihnen überall bereitet waren, hatten überdrüssig werden müssen, und auf's Deutlichste einzusehen, daß ein großer Herr zu seyn, doch auch zu Stunden unbequem genug seyn müsse.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, September.

Freskomalerei. Böhmens Gewerbsproduktion.

Von den Kreuzweggemälden auf dem Lorenzberge sind bereits acht vollendet, zwei in der Arbeit, und die übrigen vier sollen auch noch in diesem Herbste fertig werden, und wir werden dann auf selbe zurückkommen.

Die neuesten Berichte über die Produktion, Fabriken und Manufakturen des Landes liefern sehr erfreuliche Resultate. Zwar ist die Ausbeute der edlen Metalle minder ergiebig, als in ältern Zeiten: das Jahr 1834 brachte z. B. nur einen kleinen Ueberrest an Gold von 1 Mark 15½ Loth, und das Silbererzeugniß war nur 25.684 Mark (im Werthe von 558.990 fl.) 25 Ctnr. Quecksilber zu Horowitz und 26 Ctnr. Kupfer wurden bloß als Nebenprodukt gewonnen und 12.000 Ctnr. eingeführt. Die Masse des Bleis war um ein Viertheil geringer, als in andern Jahren, nämlich 26.875 Ctnr. (184.805 fl.), die des Zinns um zwei Drittel, nämlich 905½ Ctnr. (41.225 fl.) An Braunstein wurden gewonnen 842 Ctnr. (4742 fl.), Arsenik 1220 Ctnr. (12.825 fl.) u. s. w. An Werkstätten zur Gewinnung und Verarbeitung des Eisens zählt Böhmen 68 Eisenhütten mit 86 Hochöfen, 540 Eisenhämmern und 10.000 Arbeitern. Die Gesammtproduktion beträgt 400.000 Ctnr. (1.800.000 fl.), also ungefähr $^1/_{65}$ von England, $^1/_{18}$ von Frankreich und $^1/_3$ von Preußen. 8 Blechfabriken beschäftigen 500, und 28 Metallcompositionsfabriken, die Schnallen, Knöpfe, Ringe u. s. w. verfertigen, 1500 Arbeiter (deren gesammtes Erzeugniß 85.000 fl. beträgt). In 18 Drahtfabriken bereiten 600 Arbeiter 3000 Ctnr. Waare (100.000 fl.). 542 Werkstätten mit 2200 Arbeitern liefern 5.000.000 Ctnr. Braun- und Steinkohlen (500.000 fl.). Auch die Produktion des Kupfer- und Eisenvitriols, obgleich nicht genau anzugeben, ist sehr umfangreich und beträgt mehrere Millionen. 5 Schmaltefabriken liefern 3000 Ctnr. (90.000 fl.). 5 Bleizuckerfabriken erzeugen 6000 Ctnr. (150.000 fl.), und 800 Pottaschewerkstätten 11.000 Ctnr. In der größten Kupferzündhütchenfabrik des Continents erzeugen 70 Arbeiter 110.000.000 an Güte unübertroffene Zündhütchen im Jahre. 400 Ziegelbrennereien und etwa 1500 Töpfer liefern den Bedarf des Landes, könnten aber leicht Besseres hervorbringen, als in diesen beiden Zweigen bisher erzeugt wurde. An Graphit werden im Jahr 16 bis 17.000 Centner, in manchem Jahr noch mehr, zu Tage gefördert. 8 Porzellanfabriken, welche 600 Arbeiter beschäftigen und im Jahr etwa 120.000 fl. Arbeitslohn bezahlen und 6000 Klafter Holz verbrauchen, liefern gegen 9000 Ctnr. Waare (400.000 fl.), und darunter ausgezeichnet schöne Arbeiten. In 9 Steingut- und Fayencefabriken erzeugen 500 Arbeiter etwa für 150.000 fl.

Digitized by Google

verſchiedene Gegenſtände zum häuslichen Bedarf. Dieſe Rubrik könnte ebenfalls noch ſehr erweitert werden. An Steingeſchirren bringt Böhmen jährlich ungefähr für 500.000 fl. zu Markte. Auch in Wedgewood, Terralith, Siderolith finden ſich ſehenswerthe Produkte, doch iſt die Quantität weder genau beſtimmt, noch ſehr anſehnlich. 75 Glashütten und 22 Glasfabriken liefern an ausgezeichneten Arbeiten etwa ein Drittel der engliſchen oder die Hälfte der franzöſiſchen Produktion (6.000.000 fl.). 4000 Arbeiter beſchäftigen ſich mit der Erzeugung ſehr wohlfeilen und vollkommenen Spiegel- und Tafelglaſes im Betrag von 73 — 74.000 fl., während an Glascompoſitionen und kleinen Arbeiten etwa für 200.000 fl. erzeugt wird. Die Granatenerzeugung kann nicht mit Beſtimmtheit angegeben werden, doch hat ſie ſich gegen frühere Zeiten ſehr vermindert. Der Maſchinenbau zählt 8 Werkſtätten mit 800 Arbeitern (1.000.000 fl.), und iſt noch im Wachſen begriffen, da die Etabliſſements von Jahr zu Jahr zunehmen. Was die Gerberei betrifft, ſo muß Vieles aus dem Auslande bezogen werden, da das inländiſche Erzeugniß noch nicht für den Bedarf des Landes ausreicht. 16.000 Arbeiter in 3218 Werkſtätten bereiten etwas über 1.000.000 Felle, während in 5 Lederlakirereien 150.000 Stück Häute verarbeitet werden, und 478 Handſchuhmacher (darunter die Prager Fabriken die vorzüglichſten Produkte darbieten) 30.000 Dutzend Paar Handſchuhe liefern.

(Der Beſchluß folgt.)

Madrid, September.

(Beſchluß.)

Die modernen ſpaniſchen Dichter.

Was am meiſten an den Werken aller modernen ſpaniſchen Dichter auffällt, iſt, daß darin ein gewiſſer melancholiſcher, trauriger Klang herrſcht, der ſich oftmals in Töne des höchſten Schmerzes, ja der Verzweiflung auflöst. Es mag beim erſten Anblick erſcheinen, als ſeyen dies nur Reminiscenzen aus den romantiſchen Dichtern des Nordens von Europa; denn Melancholie, Akte der Verzweiflung ſind auf der Halbinſel wenig gekannt, ihre alte Poeſie iſt ſo heiter wie ihr Himmel, ſo feurig und humoriſtiſch wie das Volk. Allein in Wirklichkeit iſt jener Schmerz und jene Verzweiflung eine Frucht des moraliſchen Einfluſſes, welchen der traurige Zuſtand, in welchem Spanien ſchon ſeit Beginn des Jahrhunderts hin und her wankt, auf die poetiſchen Gemüther ausübte. Das Gefühl der Nothwendigkeit einer neuen, beſſern Ordnung, das Ringen darnach weckt und nährt zwar Kräfte; allein die blutigen Reaktionen, das lange, bittere Unglück der Nation hemmen das Aufkommen des Genies. Auf wahre Claſſizität, auf mächtiges Eingreifen in die Richtung und den Geiſt der ganzen Nation, auf die Bildung einer neuen Epoche in der heimiſchen Literatur kann kein ſpaniſcher Dichter unſerer Zeit Anſpruch machen. Bei alle dem iſt die Epoche ſehr fruchtbar an Dichtern, oder zum wenigſten an Verſificadores von einigem Verdienſte. Hier folgen die Namen der vornehmſten.

Don Joſé de Espronceda; ſeine Verſifikation iſt immer ſchön, leicht, natürlich, die Form ſeiner Poeſien angenehm und verführeriſch. Er ahmt Byron, Victor Hugo und Oſſian nach. Seine Meinungen und Ideen ſowohl in literariſcher, als in politiſcher Beziehung bilden in ſeinem Kopfe eine complete Anarchie. El Pirata, Fragmente eines epiſchen Gedichts, el Pelago, und el Mendigo ſind ſeine beſten Sachen. Don Ventura de la Vega zeichnet ſich durch die formelle Schönheit und Harmonie in ſeinen Verſen aus. La Ajitacion iſt eines ſeiner ſchönſten Gedichte. Er hat auch verſchiedene Theaterſtücke verfaßt, welche mit Beifall gegeben wurden. Don J. Bermudez de Caſtro; ſein Gedicht vom Tage de los Difuntos iſt ſehr gut. Er hat viel Geiſt und Beredſamkeit. Don Luis de Uſoz y Rio hat unter Anderm in der periodiſchen Zeitſchrift el Artiſta, einem für moderne ſpaniſche Literatur ſehr intereſſanten Blatt, eine Hymne auf den Wein drucken laſſen, welche ich einmal mittheilen werde. Dieſer Dichter zeichnet ſich durch ernſtes Studium und durch Bildung aus. Er haßt die franzöſiſchen Bücher, welche er in ſeiner Kindheit enchetiſch copirte und überſetzte. Er iſt noch jung, fleißig, von reinen republikaniſchen Grundſätzen. Don Manuel Breton de los Herreros, ein lyriſcher und Theaterdichter (poeta lirico y comico), iſt der fruchtbarſte und einer der beliebteſten und geleſenſten ſeiner Zeitgenoſſen. Er hat einen Band lyriſcher Gedichte und verſchiedene beliebte Comödien herausgegeben. Don Seraſin E. Calderon hat einen Band ſeiner lyriſchen Gedichte verdffentlicht; eben ſo Don J. B. Alonſo. Don Ramon de Meſonero Romanos iſt ein guter Beſchreiber der ſpaniſchen Gebräuche. Er hat zwei Bände darüber unter dem Titel del Curioso parlante herausgegeben. Don Nicome des Paſtor Diaz iſt ebenfalls unter die beſſern Dichter der Gegenwart zu zählen.

Es gibt noch viele andere Dichter, mehr oder weniger bekannt, mehr oder weniger ergriffen von dem wilden Strudel und der geiſtigen und materiellen Verwirrung, worin ſich die Dinge gegenwärtig in Spanien befinden. Wie geſagt, ſie ſind alle mehr Verſificadores, als Poetas, und welche dieſen leztern Namen verdienen, bleiben doch immer, als Nachahmer, was ſie Alle ſind, in einer unermeßlichen Entfernung von den großen und wahren Dichtern; ſchon lange lebte kein Spanier von dem moraliſchen Einfluſſe eines Schiller, Goethe, Scott, Byron, Calderon, Cervantes. Die Nation erwartet noch ihren begeiſterten Sänger, wie ihren ordnenden Staatsmann. Die Routine herrſcht hier zu Lande noch faſt in allen Dingen. Wie der Gefangene bei ſeiner Befreiung nicht urplötzlich zur Freudigkeit und vollen Lebensfriſche zurückkehrt, ſo iſt auch noch der ſpaniſche Genius gelähmt durch den Anblick der zerbrochenen Ketten und ihrer unglückſeligen Folgen. Aber der Unterſchied, welcher augenſcheinlich zwiſchen den Dichtern dieſes und des vergangenen Jahrhunderts beſteht, läßt uns an Verbeſſerung, an Fortſchritt und höhern Aufſchwung der ſpaniſchen Literatur glauben. Die Themate von Liebe, Schönheit, Galanterie und Kirche ſind hier über die Maßen abgeſponnen; neue, tiefere, politiſche und religiöſe Bedürfniſſe, wovon der Kern der ſpaniſchen Nation ſchon dunkles Vorgefühl hat, müſſen ſich lebendig in dem Dichter regen, in ihm zur klaren Anſchauung kommen und begeiſternd von ſeinen Lippen ſtrömen, ſoll für Spanien wieder eine höhere Bahn der Kunſt durch den angehäuften Sand und die verſteinerte Routine gebrochen werden.

Theile ich auch im Allgemeinen die hier angedeuteten Anſichten meines ſpaniſchen Freundes, ſo muß ich doch hinzufügen, daß Martinez de la Roſa, der Zuſammenſeyer des Eſtatuto real, ſich allen ſeinen jüngern Kunſtgenoſſen dreiſt an die Seite ſtellen darf. Seine Verſe ſind oft von außerordentlichem Wohlklang und vieler Eleganz, und ſeine Comödien im Volke noch immer, trotz des in politiſcher Beziehung ihm geſprochenen Urtheils, die beliebteſten. Jezt lebt er wenigſtens in ſcheinbarer Unthätigkeit.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 239.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 6. Oktober 1837.

— Es schauet sein Blick lächelnd auf die herab,
Die der Muse sich weih'n.

Klopstock.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Ich war am nächsten Morgen noch nicht einmal angezogen, als der junge Mann, den ich bisher durch die Farbe seiner Weste bezeichnet hatte, den ich aber nun als einen jungen Beamten kannte, schon mich zu besuchen und mir ein Xenodoron zu überreichen kam, da er an diesem Tage selbst zu verreisen hatte. Sein Geschenk bestand in sieben Bändchen einer Auswahl von Novellen des Auslandes in schwedischen Uebersetzungen, woran er selbst Mitarbeiter war. Es waren Erzählungen von Zschokke, Tromlitz, Wilhelm Hauff und dem Dänen Ingemann, die mir später auf der Reise mehr als eine Stunde auf eine doppelt angenehme Weise verkürzt haben, weil durch die fremde Kleidung für mich noch ein besonderer Reiz der Form hinzu kam. Hiemit waren jedoch die Gefälligkeiten des Gastfreundes keineswegs erschöpft. Wie im Alterthum, und noch jezt bei den Völkern des Orients, wer zuerst dem Fremdling begegnete, ihn zu sich führte und sich für verpflichtet hielt, ohne ihn um Namen und Stand zu fragen, den Gast zu pflegen und zu ehren, so schien dieser Sohn des Nordens durch die erste Begegnung im Laden des Buchhändlers sich auf gleiche Weise für verbunden zu halten, sich unserer anzunehmen. Man sah dabei deutlich, daß er mit Lust diese Pflicht erfüllte, die bei uns eben so viel im Preise steigen mußte, als er selbst ihr geringeren Werth beilegte. Zunächst jedoch schied er auf Augenblicke und wir begannen unser Tagwerk mit Besichtigung des Doms.

Dieser mächtige Bau ward in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts begonnen und ist im reinen Spitzbogenstyle vollendet. Seine Länge beträgt 180 Ellen, die Höhe nahezu ein Drittel der Länge, die Breite der drei Schiffe zusammen übertrifft die Höhe des Mittelschiffs etwa um zwanzig Ellen oder fast um ein Viertel. Durch das Verhältniß der Intercolumnien zu der Breite des Hauptschiffs von etwa drei zu vier schließt sich diese Kirche an die deutschen gothischen Münster an, welche in der Regel ein ähnliches Verhältniß haben, während bei den englischen und französischen Domen dieses Styls der Zwischenraum der Pfeiler nur die Hälfte der Breite des Mittelschiffs halten soll. Die Kapellen enthalten großentheils Grabmäler berühmter Schweden. Die in der Mitte des Chors ist dem Könige Gustav Wasa gewidmet und mit Wandgemälden aus der Geschichte dieses Königs verziert, die jezt wohl vollendet seyn werden. Als ich die Kathedrale sah, war der Künstler, Professor Sandberg, noch mit denselben beschäftigt; die Kapelle war daher durch

Digitized by Google

einen Bretterverſchlag geſchloſſen, was mich verhinderte, die Bilder zu ſehen. Uebrigens kann ich, mögen ſie auch trefflich ſeyn, mir doch nicht denken, daß dieſe bunte Kapelle, deren Gewölbe einen blauen, ſternbeſäten Himmel bildet, in der ſonſt leider ganz weiß angeſtrichenen Kirche ſich gut ausnehmen werde. Von den übrigen Kapellen hebe ich noch die beiden aus, welche die Grabmäler aus der Familie Oxenſtierna und das einfach ſchöne Grabmal Linné's enthalten, welches leztere, aus dalecarliſchem Porphyr gehauen, die kurze Inſchrift trägt: Carolo a Linné botanicorum principi amici et discipuli, 1798. Endlich enthält eine Art von Loge im linken Seitenarme des Kreuzes den Schatz der Kirche, Reliquien von Kleidungsſtücken alter Könige und den biſchöflichen Ornat, den das proteſtantiſche Schweden in der katholiſchen Form beibehalten hat. Das Pedum in der Hand und die Mitra auf dem Haupte, möchte ich hier nicht von meinem Großoheim, dem frommen Biſchof Joſeph Anton, geſehen worden ſeyn, der dieſe Inſignien in einer proteſtantiſchen Kirche und an meinen weltlichen Gliedern zu erblicken, für eine doppelte Entweihung gehalten habe würde. Dem Innern des Doms ſteht das Aeußere deſſen ſchon einmal kurz erwähnt wurde, weit nach, indem ſeine einfachen Backſteinwände nur durch die uralten Steinhauerarbeiten an den Thüren auf intereſſante Weiſe unterbrochen werden. Auch iſt von den ſieben Thürmen, welche urſprünglich das Gebäude krönten, wenig zu bemerken, da ſie durch die Feuersbrunſt vom Jahre 1702 verdorben worden ſind.

In die Bibliothek führte uns ſodann mit großer Dienſtwilligkeit der Magiſter Wingquiſt, den ich ebenfalls am vorhergehenden Tage im Lokale der Oſtgothen kennen gelernt hatte. Mich auf dieſer zweiſtündigen Wanderung zu begleiten, möchte manchen Leſer ermüden, der mir lieber gleich zum botaniſchen Garten folgt. Dieſer iſt von nicht ſehr bedeutendem Umfang, wird übrigens durch ſeine Bäume für die Bewohner der Stadt, deren Umgebungen wenig Schatten darbieten, zu einem angenehmen Spaziergange. Mich beſchäftigte hier vorzüglich die Statue Linné's, von Byſtröm. Der Naturforſcher ſizt und ſtudirt in einem Buche, das er in der linken Hand hält. Er iſt bekleidet mit der Tracht ſeiner Zeit und im Mantel. Leiſe Falten der Stirn zeigen den Denker, im Uebrigen iſt der Ausdruck des Kopfes äußerſt offen und natürlich, ja liebevoll. Der Blick iſt aufmerkſam, aber durchaus nicht geſpannt, auf eine Blume im Buche gerichtet; eine leiſe Verwunderung, wie man ſie bei einer neuen Entdeckung zu empfinden pflegt, ſcheint um ſeine Züge zu ſpielen, und unverkennbar iſt die ſtille Freude, die er über ſeinen Fund empfindet. Er blickt auch nicht auf, wenn zu beſtimmten Zeiten unter ſeinen Augen akademiſche Feſtlichkeiten Statt finden, die wohl in keinem andern Lande auf ſolche Weiſe begangen werden. Es wird nämlich die Orangerie des botaniſchen Gartens zu den feierlichen Mahlen verwendet, ohne welche eine Magiſter- und Doktorpromotion hier nicht vor ſich gehen kann. Nur alle drei Jahre werden, wenn ich nicht irre, Magiſter der freien Künſte, nur alle ſieben Jahre Doktoren geſchaffen. In dem Mittelpunkte des Doms, an der Stelle, wo auch die Könige gekrönt wurden, iſt alsdann ein Parnaß errichtet, welchen die Promovirenden erſteigen, um den Lorbeerkranz zu empfangen, der bei den Meiſten zugleich zum erſten und zum lezten Male die Schläfen zieren ſoll. Kanonen werden außerhalb der Kirche gelöst und die abſoluten Studenten (wie einmal ein öſterreichiſcher Beamter einem abſolvirten Muſenſohn in den Paß ſchrieb) wandeln alsdann in die heſperiſchen Gärten, um, „wo aus dunkelm Laub die Goldorange glüht," Schnaps zu trinken und geſottene Spanferkel mit Dillſauce zu eſſen. Iſt es da noch ein Wunder, daß die upſaliſchen Studenten mich, bloß wegen meiner deutſchen juriſtiſchen Doktorſchaft, als einen Glücklichen verehrten, als einen Eingeweihten, dem nach ſiebenjährigem Harren im Vorhofe ſolch eſoteriſches Heil zu Theil geworden? Ach! ſie wußten nicht, wie ſchnell und leicht man auf manchen deutſchen Univerſitäten den Doktorhut über Midasohren ſtülpt!

Noch am ſelben Tage ſezten wir unſern Weg weiter fort, aber nicht ohne daß eine neue Gefälligkeit des Gaſtfreundes, der noch einmal, obgleich ſelbſt im Begriffe zu verreiſen, in unſerem Gaſthofe erſchien, das Maß ſeiner Güte und meiner Schuld übervoll gemacht hätte. Er ließ nicht ab, bis ich noch einen Foliobaud altſchwediſcher Geſetze von ihm angenommen hatte, welchen er brachte, weil, wie er ſagte, er mein Intereſſe an dieſen Gegenſtänden bei dem Beſuche der Bibliothek bemerkt habe. — In kurzer Zeit erreichten wir das eine halbe Meile von der Stadt entfernte Dörfchen Altupſala (Gamla-Upſala). Wenn den Sagen zu glauben iſt, ſo war hier in früheſter Zeit ein Hauptſiz des Dienſtes der nordiſchen Götter. Nach der Einführung des Chriſtenthums ward ſodann eine chriſtliche Kirche hier errichtet, der älteſte Dom Schwedens, indem der Biſchof hier reſidirte, bis zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts der erzbiſchöfliche Siz nach Neuupſala verlegt wurde. Zu dem jezt noch ſtehenden alten Kirchlein ſollen die Steine des alten Odintempels zum Theil verwendet worden ſeyn, eine Merkwürdigkeit, die ſich mit den Augen nicht entdecken läßt; eine ſichtbare und ſehenswerthe Merkwürdigkeit bietet dies Gebäude durchaus nicht dar. Intereſſanter ſind die neben der Kirche in einer Reihe ſich hinziehenden ſogenannten Upſalahöhen. Es ſind dies bedeutende kegelförmige Hügel, mit feſtem Raſen überwachſen, ſichtlich von Menſchenhand in der Ebene aufgeführt. Urſprüngliche Gräber, dienten ſie ſpäter, zum Theil wenigſtens, zur Gerichtsſtätte, daher noch einer dieſer Hügel Tingshög (Gerichtshöhe) heißt.

Digitized by Google

In welche Fülle altgermaniſchen Lebens kann man ſich hier verſenken! Um ſo leichter wird dies, da ein althergebrachter Brauch noch lebendig daran mahnt. Der Küſter der Kirche bereitet vortrefflichen Meth, von dem wir auch eine Flaſche kommen ließen. Dazu wurden keine Gläſer gebracht, ſondern es mußte ein großes Kuhhorn mit zwei Füßen, das die ganze Flaſche des ſchäumenden Trankes faßte, uns zum gemeinſamen Becher dienen. Es trägt die Inſchrift:

Den 5 jun. 1854 behagade hans Magit K. Carl XIV. Johan
att dricka mjöd
Ur detta horn pa Odins hög —

ein ſeltſam gemeſſener, aſſonirender Vers, der noch weit größere Schwierigkeiten der Scanſion darbietet als jene Strophe aus dem bekannten Liede vom Prinzen Eugen:

Am ein-und-zwanzigſten Auguſt (1717) ſo eben
Kam ein Epion bei Sturm und Regen — —

wer ſollte ſich ihrer nicht erinnern?

Geſtärkt durch das ſüßliche, begeiſternde Gebräu, das in großen Zügen zu trinken, wie es aus ſolchem Gefäße ſich gebührt, bei der drückenden Hitze des Tages uns ſehr wohl that, fuhren wir weiter und verließen bald die Ebene, um über tannenbewaldete Hügel, deren unmittelbare Oberfläche prächtige Farrenkräuter zierten, an ſumpfigen Gewäſſern hin, durch übrigens keineswegs unbewohnte Gegenden an das Ziel unſeres Ausflugs, nach Danemora zu gelangen. Hievon ein andermal.

Henri Hasterfeld.

(Fortſetzung.)

Er ging, nicht ohne Furcht, den Danaiden des Lord Pim-pim zu begegnen. Deßhalb wählte er eine Straße, die nicht zu den belebteſten gehörte; jezt war ſie völlig todt. Die Laden der Häuſer waren geſchloſſen; vor einem derſelben ſtand ein ſchwer bepackter Reiſewagen. Ein paar Diener ſchleppten Gepäck, der Herr des Wagens erſchien auf der Treppe, bis an's Kinn in einen langen Reiſeüberrock geknöpft; auf ſeinem Geſichte lag der Ueberdruß und die Langeweile einer Reiſe durch Tag und Nacht. Es war ein Nordländer, denn er hatte ſich ſchon jezt gegen die kühle Abendluft geſchüzt. Eine kleine runde Dame neben ihm ſchien zum erſten Male zu fühlen, daß es einen Schmerz im Leben gebe, denn ihre großen waſſerblauen Augen, mit denen ſie den Koffer betrachtete, der eben hinten aufgeſchnallt wurde und der wahrſcheinlich die Garderobe barg, die ihr ſo göttliche Triumphe bereitet, bekamen wirklich einen elegiſchen Ausdruck; ihr kleiner Mund öffnete ſich, und es war, als hauchte er den Seufzer: ils sont passés ces jours de fête! Sie ſtieg langſam in den Wagen, eben ſo langſam folgte ihr der Mann, indem er ſeiner Cigarre eine dichte Wolke entlockte, die er als Abſchied in den heitern Oktoberhimmel ſteigen ließ. Hinter dem Wagen feierte das Kammermädchen noch eine kleine gefühlvolle Scene mit dem Sohn des Hauswirths; aber auch dieſe ging vorüber, ſie nahm Platz neben dem Bedienten, und der Wagen ſezte ſich in Bewegung. Er verſchwand um die Ecke; jezt wurden die Laden des lezt-bewohnten Hauſes geſchloſſen, jezt war die ſtille Straße völlig ausgeſtorben. Wie wunderbar hallt der Schritt auf dieſen Steinen, wie geſpenſtiſch erſcheinen die Balkone, von denen Niemand mehr herabblickt! Wahrlich, am hellen Mittag erſcheint die ſtille Gaſſe grauſenhaft, was muß ſie erſt am Abend ſeyn! am Abend, wo keine luſtige Muſik, kein tolles Ständchen, von einem tollen Liebhaber einer tollen Schönen gebracht, ſie mehr durchſchallt, wo man nicht mehr auf jener Bank unter'm Baume das Geſpräch zweier alten Brunnentrinker hört, die über die iriſche Reformbill politiſiren.

Nichts gewährt einen ſo traurigen Anblick, als ein verlaſſener Schauplaz des Vergnügens. Ruinen haben etwas Ehrwürdiges; die verſunkenen Paläſte Roms erheben die Seele, während ſie ſie in ein melancholiſches Dunkel hüllen, aber ein verödeter Ballſaal mit verlöſchenden Lampen fällt auf die Nerven. Da iſt nichts Poetiſches, da iſt nur der peinliche Druck momentanen Unbehagens, einer modernen Langeweile. Um dieſem zu entgehen, bog der Reiſende jezt ſchnell um die Ecke und wandte ſich den Parkanlagen zu. Die Natur, obgleich auch ihr Abſchiedsfeſt feiernd, that dieſes doch mit beſſerer Art, als die Menſchen. Die Blätter, die der Baum zu Boden ſchickte, waren freundlich gefärbt, Purpurroſen der Erinnerung, von dem bunten Feuerwerk der Blumen, Früchte und Gräſer die lezten Funken, die unter dem Schnee verlöſchen ſollten. Der Schritt des bleichen, jungen Mannes glitt gleichgültig über dieſe bunte Blättermoſaik, und ſein Blick richtete ſich mit einiger Anſtrengung in die Tiefe eines Bogengangs, wo auf einer einſamen Bank eine Dame ſaß, gerade ſo, wie man ſie auf den alten Gemälden von Watteau ſitzen ſieht, in einer weiten, bauſchigen Robe von durchſichtigem, weißen Stoffe, nach Umfang und Grazie einem Reifrock ähnelnd. Aus dieſer Wolke von Mouſſelin, maleriſch auf einem Stück des grünen Raſenſchmelzes ausgebreitet, hob ſich eine ſchlanke Taille, ein gelber Hut mit einer einzelnen weißen Feder war geſenkt und ließ einen ſchönen Nacken ſehen, während er das Geſicht verbarg. Die zarteſten, feingebildetſten Hände, in ſtrohfarbene Handſchuhe gehüllt, hielten ein Buch, deſſen leuchtendrother Maroquinband gefällig gegen das duftige Schneeweiß, das blaſſe Gelb und das leuchtende Grün des Bodens abſtach. Es war ein reizendes Gemälde und gewiß eines der beſten von Watteau; es fehlte nur noch die Guirlande von Roſen auf dem

Digitized by Google

Reifrock, zu den Füßen der Schönen ein Schäferhündchen an einem rosenfarbnen Bande, und zum Hintergrund des Bildes eine Landschaft in verschwimmendem Dufte, eine zerbrochene Bildsäule und ein halb versteckter Tempel. Von dem Allen aber nichts: die Dame mit ihrem rothen Buche nahm allein die Aufmerksamkeit in Anspruch; das einzige, was die Natur that, zum charakteristisch das Gemälde abzurunden, war, daß sie die melancholischen Zweige einer Trauerweide herabhängen ließ, so daß sie die Spitze der einzelnen weißen Feder berührten, und dann mit leckem, zierlichem Wurf ein Feston von Epheu hoch über der sitzenden Schäferin an einem Nachbarbaum befestigt hielt. Aber gerade diese Einfachheit war eine glückliche Verbesserung eines Gemäldes von Watteau.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, September.

(Beschluß.)

Böhmens Gewerbsproduktion. Ein romantischer Contraktbruch. Sendelmann.

Was die Erzeugnisse aus Wolle betrifft, so liefern etwa 100,000 Arbeiter an 80,000 Ctnr. Waare (12,000,000 fl.). In 65 Maschinenspinnereien sind 150,000 Spindeln im Gange. 2812 Tuchmacherwerkstätten zählen 5200 Stühle und erzeugen etwa 12,000 Stück, während 800 Arbeiter für 180,000 fl. Wollenbänder, und 500 Arbeiter 60,000 Dutzend rothe türkische Kappen (40,000 fl.) verfertigen. An Baumwollenprodukten liefern etwa 2000 Handspinner und 88 Maschinspinnereien für 7,300,000 fl. Waaren. In 60 Webereien mit 75,000 Stühlen ist das jährliche Erzeugniß von 100,000 Arbeitern etwa 3,250,000 Stück. Die Stickerei und Wirkerei zählt 5000 Stühle mit einem jährlichen Erzeugniß von mehr als 1,500,000 fl. an Werth. Der Cotton- und Indiennedruck steht auf einer hohen Stufe. 117 Fabriken mit 22,000 Arbeitern bieten 1,400,000 Stücke (14,000,000 fl.) dar. 50,000 größere und kleinere Leinwandwerkstätten beschäftigen 280,000 Arbeiter, die 1,028,000 Stücke (10,000,000 fl.), mitunter von außerordentlicher Feinheit und Güte, arbeiten. Die Zwirnerzeugung beträgt 45,000 fl. Die Bleichen beschäftigen etwa 5000 Arbeiter, und ihr Ertrag ist 1,500,000 fl. 100 Seidenfabriken arbeiten für 210,000 fl. Waaren, meist Bänder und Posamentierarbeiten. 82 Hutmacher mit 1500 Arbeitern liefern 250,000 feine Filzhüte (680,000 fl.), meist schöne und wohlfeile Erzeugnisse, und 800 Werkstätten 74,000 Wollenhüte. 2 Rohrzuckerraffinerien erzeugen 40,000 Ctnr. (1,600,000 fl.), und 17 Runkelrübenzuckerfabriken (deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vermehrt) bereiten mit 1200 Arbeitern jährlich etwa 15,000 Ctnr. 9 Rübölpressen liefern 24,000 Ctnr. (750,000 fl.) Oel. Eichorienkaffee bereiten 260 Arbeiter in 15 Fabriken etwa 36,000 Ctnr. (100,000 fl.) Die Bier- und Branntweinerzeugung zählt 1500 Werkstätten, wovon sich aber nur einzelne durch Güte ihrer Produkte auszeichnen; im Ganzen ist dieser Zweig noch vieler Verbesserungen fähig; ausländische Liqueurs und selbst bayerisches Bier werden bedeutend eingeführt. 14 Strohhutmanufakturen beschäftigen 400 Arbeiter, und ihr jährliches Erzeugniß beträgt ungefähr 16,000 fl. 8 Fabriken von Kinderspielwaaren bringen mit 700 Arbeitern für 45,000 fl. Waaren zu Markte. Die Papierfabrikation läßt noch Vieles zu wünschen übrig, und die feinen Papiere werden meist aus dem Auslande bezogen. 126 Papiermühlen mit 2200 Arbeitern liefern für 1,600,000 fl. Waaren. Buchdruckereien zählt Böhmen 22, nebst 10 lithographischen Anstalten mit 40 Pressen und 150 Arbeitern.

Ein theatralischer Contraktbruch, der am Ende eine romantische Wendung erhielt, bietet unsern Coterien reichlichen Conversationsstoff dar. Der Sänger Pöck ging nämlich auf Gastrollen nach Braunschweig, wo ihm ein Engagement angeboten wurde, das er auch, wenn gleich sein hiesiges Engagement contraktmäßig noch mehrere Jahre dauert, ohne Bedenken annahm. Da er vor dem Eintritt in sein neues Engagement noch in Dresden Gastrollen geben wollte, hatte er mit seiner Frau ein Rendezvous in Töplitz verabredet; er kam dahin und verlangte vom Bürgermeister Wolfram einen Paß für seine Frau, der ihm aber sagte, daß sein ganzes Verfahren schon bekannt sey, worauf Pöck ventre à terre nach Dresden zurückjagte, und, sich — sonderbar genug — auch dort noch nicht für sicher haltend, diese Stadt ebenfalls sogleich wieder verließ. Madame Pöck hatte durch den Beistand eines kleinen Juden ihre Sachen zu Wasser nach Dresden geschickt und entfloh mit jenem nach Töplitz, und wie sie die Lage der Sachen erfuhr, von dort abermals, schloß sich, um über die Grenze zu kommen, an eine Schleichhändlerbande, mit der sie zu Fuße und in der Nacht die sächsische Grenze überschritt, und wie sie erschöpft in Dresden ankam, machte sie sich gleich wieder auf den Weg, um ihrem Gatten zu folgen. Mad. Pöck hätte sich alle diese Mühseligkeiten ersparen können, denn der Landesgouverneur hatte schon Befehl gegeben, sie ungehindert ziehen zu lassen, da sie doch nicht im Stande ist, die Partien ihres Mannes zu singen, und nach der heiligen Schrift das Weib dem Manne folgen soll. Mit diesem Abgange Pöcks ist unsere Oper, noch im vorigen Jahr so reich ausgestattet, auf eine ausgezeichnete Sängerin (Mad. Podhorsky) und ein Talent, welches Hoffnungen gibt (Dem. Großer), reducirt. Das ganze übrige Personale besteht aus mittelmäßigen Subjekten, die anfangen oder eben im Begriffe sind aufzuhören. Auch im Personale des Schauspiels sind so bedeutende Lücken vorhanden, daß der Direktor Stöger jetzt bei dem Verfall der Oper doch wohl auf den Gedanken kommen dürfte, es sey nicht klug gehandelt gewesen, jenes zum Vortheil des singenden Drama's so ganz zu vernichten, daß sich der Geschmack des Publikums vom Schauspiel entwöhnte. Ihr kunstreicher Sendelmann hat also, beim jetzigen Zustande unsers Schauspiels, nicht den günstigsten Zeitpunkt gewählt, um hier einen Cyclus von Gastrollen zu geben, in welchem er meist die schon gesehenen Rollen wiederholte. Nur Walter (der Bettler), Frosch (der Verschwiegene wider Willen), Marinelli (Emilia Galotti), Dr. Löwe (der Oheim) und der gutherzige Polterer waren neu, und unter diesen befanden sich kaum zwei, die seiner Individualität ganz zusagen. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn wir Ihnen ein Detail seiner schätzbaren Gaben liefern wollten, die Sie besser als wir kennen, da Sie ihn das ganze Jahr besitzen. Seine Aufnahme war ehrenvoll, wie es bei einem solchen Künstler wohl nicht leicht anders denkbar ist. Am meisten sprach er als Ossip und Lassenius, am wenigsten als Marinelli an. Die leersten Häuser machte der „Kaufmann von Venedig" und „Emilia Galotti." Unbegreiflich war es uns, daß Sendelmann nicht eine einzige interessante Novität mitbrachte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 7. Oktober 1837.

The churchyard in which the gravediggers in Hamlet performed the functions of their office, cannot have been in the vicinity of a gin-temple; had it been so, they would have had no cause to complain of a want of „trade.“

The great metropolis.

Ale- und Einhäuſer in London.

Die engliſche Nation, beſonders die niedern, arbeitenden Klaſſen, war zu allen Zeiten dem Trunke ſehr ergeben und darob berüchtigt; in den höhern, den faſhionablen Ständen iſt dieſer Hang in den jüngſten Decennien faſt verſchwunden, in den untern dagegen nimmt er täglich noch mehr überhand, obgleich das Parlament, die periodiſche Preſſe, Kanzelredner und Mäßigkeitsvereine dagegen eifern und auf Mittel und Wege ſinnen, dieſer dem Gemeinwohl, der Sittlichkeit und der Geſundheit gleich nachtheiligen Leidenſchaft zu ſteuern. Folgende über die Zahl der Londoner Ale-, Gin- und Wirthshäuſer, wie über die Conſumtion der geiſtigen Getränke und des Biers ſeit dem lezten Jahrhundert geſammelten ſtatiſtiſchen Notizen werden nicht ohne Intereſſe ſeyn; ſie verdienen zugleich vom Standpunkte des commerziellen Verkehrs, des ſittlichen Zuſtandes der Bewohner der Hauptſtadt Großbritanniens, wie ihres materiellen Wohls Beachtung.

Vor hundert Jahren exiſtirten in London dreimal mehr Wirthshäuſer und Kneipen (public-houses) als gegenwärtig, obgleich damals die Stadt nur etwas über ein Drittel der jetzigen Einwohnerzahl einſchloß. Aus einem Regiſter vom Jahr 1736 ergibt ſich, daß zu jener Zeit in London 207 eigentliche Wirthshäuſer, 447 Wein-, 551 Kaffee-, 5975 Bier- und 8659 Branntweinſchenken beſtanden, was eine Totalſumme von 15,839 Gaſthäuſern und Kneipen auf 650,000 Einwohner gibt. Zugleich wird berichtet, daß damals im Durchſchnitt ſieben Millionen Gallonen Spirituoſa jährlich in der Hauptſtadt conſumirt wurden. (Eine Gallone enthält vier deutſche Quart, ungefähr acht Schoppen.). Im Jahr 1835 betrug die Bevölkerung Londons 1,776,500 und die Zahl der public-houses war etwas über 5000. Es müßte demnach, da früher im Verhältniß neunmal mehr Häuſer der Art geöffnet waren als jezt, gefolgert werden, daß die Conſumtion geiſtiger Getränke verhältnißmäßig abgenommen habe und die Londoner mäßiger geworden ſeyen. Die gegenwärtige mit jener Epoche verglichen, iſt dem auch wirklich ſo, denn damals war die Unmäßigkeit und Völlerei ſo arg, daß die Zahl der Sterbefälle die der Geburten bei weitem überſtieg, und nach den, freilich nur unvollkommenen Kirchenregiſtern jährlich auf zwanzig Menſchen ein Todesfall kam. Jener übermäßige Genuß geiſtiger Getränke hatte ſeinen Grund hauptſächlich in der Zurücknahme eines Geſetzes, welches auf die Gallone Branntwein fünf Schilling Eingangszoll gelegt hatte, durch welche Zurücknahme man das Schmuggeln verhüten wollte, welches gar zu arg überhand genommen hatte; denn zu jener Zeit, 1733, wurde faſt aller Branntwein nach England eingeführt, im Lande ſelbſt nur ſehr wenig fabricirt.

Digitized by Google

Die Unmäßigkeit aller Klaſſen hatte einen ſo hohen Grad erreicht, daß Menſchenfreunde, Richter und Regierende einſchreiten mußten. Wir leſen in einer Parlamentsſitzung des Oberhauſes vom Jahre 1736, wie Lord Carteret und Lord Cholmondely ſich beklagen, in allen Straßen und Gaſſen viehiſch betrunkene Menſchen beiderlei Geſchlechts geſehen zu haben, und der Biſchof von Salisbury führt an, daß neuerdings Schilder vor Kneipen ausgehängt ſeyen, auf denen mit großen goldenen Buchſtaben zu leſen: „Für einen Penny kann man ſich hier betrinken, für zwei bis zum Tode, und reines Stroh koſtet nichts.“ Und dieſe Häuſer ſeyen, fügt der Biſchof hinzu, Tag und Nacht voll Gäſte, von denen viele das unentgeldliche Lager benützen, um, nachdem ſie den frühern Rauſch ausgeſchlafen, gleich von Neuem ſich zu berauſchen. Das Quart Gin (Wachholderbranntwein, der beliebteſte in England bei Mann, Weib und Kind) koſtete damals in Folge gänzlicher Steuerfreiheit nur ſechs Pence, der Preis wurde aber durch Parlamentsakte von oben genanntem Jahre ſehr ſtark erhöht, denn von 1736 an mußte für jede Gallone geiſtiger Getränke zwanzig Schilling, und für die Licenz, ausſchenken zu dürfen, jährlich fünfzig Pfund Sterling entrichtet werden. Die Schmuggelei nahm alsbald wieder überhand, die Douaniers waren ihres Lebens nicht ſicher, ſolche, welche Defraudationen hinterbrachten, wurden von wüthenden Pöbelhaufen erſchlagen. Größere Aufſtände befürchtend und zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Beſteuerung zu hoch ſey, amendirten beide Häuſer im Jahr 1743 die ſieben Jahre vorher gefaßten Beſchlüſſe und firirten, wieder von einem Extrem zum andern ſchreitend, die Abgabe von einer Gallone Spiritus auf drei Pence, die jährliche Licenz auf ein Pfund Sterling, und empfahlen den Wirthen, „Trunkenheit nicht befördern zu wollen.“ 1751 aber verpönten ſie „öffentliche Trunkenheit“ und erhöhten wieder die Abgaben von geiſtigen Getränken. Seit jener Zeit, namentlich ſeit 1751 und in den folgenden Decennien bis zum Anfang unſeres Jahrhunderts, wurde durch zweckmäßige Anordnungen, beträchtlichere Beſteuerung, beſſere Polizei und verminderte Verleihung von Licenzen das Laſter der Trunkenheit in ſo weit beſchränkt, daß die Sterblichkeit in London im Jahr 1800 nur eins zu vierzig betrug, ſo daß alſo die Einwohner der Hauptſtadt eine doppelt ſo große Wahrſcheinlichkeit der Lebensdauer hatten als ſechzig Jahre früher.

Während der ärgſten Trunkſucht lebte Hogarth; Stoff und Gelegenheit, das engliſche Volk in ſeinen Schwächen zu geißeln, konnte dem genialen Manne damals nicht fehlen, und es entſtanden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die bekannten drei Blätter: der March to Finchley, Gin-lane und Beer-street. Auf dem erſten Gemälde ſtellt er ein Garderegiment vor, welches wegen der 1745 in Schottland ausgebrochenen Inſurrektion abgeſchickt ward. Soldaten wie Offiziere wanken in der größten Unordnung einher, Alle mehr oder minder unter dem Einfluſſe des verderblichſten Giftes, des beliebten Gin; die Scene ſpielt zwiſchen zwei public-houses, dem King's head und Adam and Eve an der Ecke von Hamp-stead-road und New-road. Auf dem zweiten Blatt, der Gin-lane (Name einer Straße), werden die Opfer der Trunkenheit in auf der Straße vor einer Kneipe aufgeſtellte Särge gelegt; auf dem dritten muß ein gichtbrüchiger Gentleman in ſeiner Sänfte vor einem Bierhauſe warten, vor welchem die Chairmen, die Sänftenträger, einen „Schluck“ nehmen. — Das Uebel war damals ſo groß, daß 1741 auf 14,057 Geburten 32,169 Sterbefälle kamen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Henri Hasterfeld.

(Fortſetzung.)

Unſer Wanderer konnte ſeinen Blick nicht abwenden von der longuiſanten Stellung der Hauptfigur; er fand eben ſo viel Eleganz als Freiheit in den Contouren des Kopfes und Nackens, als er in jeder Falte des Kleides Fülle und Zartheit entdeckte. Er war eben daran, zu unterſuchen, ob die äußerſten Ringe einer Locke, die ſich unter dem Hut hervorſtahl, ſchwarz oder braun in's Schwarze fallend ſeyen, als aus der Tiefe des Bogenganges eine jener ſchwerfälligen Figuren auftauchte, die von Künſtlern auf Seegemälden oder bei Feuersbrünſten gewöhnlich in den Vordergrund geſtellt werden, weil ihr Rücken eine breite, dunkle Fläche bildet, die einen maleriſchen Contraſt macht. Dieſes herumwandelnde Effektſtück ſchob ſich mit langſamem, ſchleppenden Gange zwiſchen das Watteau'ſche Gemälde und ſeinen Beſchauer. Die Wirkung war außerordentlich; eine totale Verfinſterung der ſchönen Schäferin trat auf einige Sekunden ein, und erſt nach und nach, je nachdem die ſchwarze Maſſe ſich keuchend weiter bewegte, trat ein Stück des weißen Reifrocks, die Spitze der Feder, endlich der Maroquinband wieder hervor. Aber noch war die Prüfung nicht überſtanden; dem dunkeln, dicken Körper folgten acht weiße dünne, die alle, nacheinander vorbeiwandelnd, die Sonne verfinſterten. Es war Lord Pim-pim mit ſeinen acht Unverheiratheten: ein Zug ohne Ende. Die Füße der langgelockten Mißes raſchelten leiſe im Herbſtlaube und ſchienen eben ſo viele getäuſchte Hoffnungen zu berühren. Als die lezte vorüber war, ſah die Dame mit dem Buche auf und ihre Blicke begegneten denen des jungen Mannes. Ein Lächeln und ein ſchnelles

Digitized by Google

Erröthen glitten über ihr Antlitz. Sie schlug das Buch zusammen und lehnte sich zurück an den Baumstamm.

„Gräfin Emilie Valière!“ — „Ach — Henry Hasterfeld! Welch eine Erscheinung? Wie kommen Sie hierher? Wissen Sie auch, daß es nicht artig ist, zu kommen, wenn die Gesellschaft gerade auseinander geht?“ — „Und gerade das ist die Zeit, die ich immer am liebsten wähle, um meine Freunde zu besuchen,“ erwiderte der junge Mann, ohne den Ernst seiner Miene im Mindesten aufzugeben. „Sieht man mich gerne, so bleibt man meinetwegen noch länger beisammen, und das ist schmeichelhaft; ist mein Kommen gleichgültig, nun wohl, so befreien wir uns gegenseitig bald von einer lästigen Gesellschaft. Was lesen Sie, Gräfin?“ — „Die Briefe der Sevigné.“

Eine Pause entstand; er hatte neben ihr Platz genommen und zeichnete mit seinem Stocke Figuren in den Sand. Die Gräfin beobachtete ihn von der Seite, und jenes Lächeln, das ihr so wohl stand, glitt über ihre Züge, die, ohne schön zu seyn, den Ausdruck von Geist und Anmuth auf eine bezaubernde Weise vereinigten. „Sie haben viel verloren,“ begann sie, „daß Sie nicht früher gekommen sind; wir hatten eine Gesellschaft, die Ihnen gefallen mußte. Die Gräfin von Rohaff, die Marquise Selanges, die Brittendorff, Miß Mary Oliuth, die einzige liebenswürdige femme savante, die ich kenne, dann die entzückende kleine Gräfin Blinvares, die mir wie eine Rosenknospe erscheint, die sich noch nicht entschieden hat, ob sie eine rothe oder weiße Rose seyn will; und um alle diese Schönheiten in's rechte Licht zu setzen, den alten Obrist Olincourt, diese köstliche Ausgabe eines Narren von der liebenswürdigsten Gattung, eines unermüdlichen Spaßmachers, eines Graukopfs mit dem frischen Muthe eines achtzehnjährigen Adolescenten. Er ist mit uns geritten, hat Ecarté gespielt, die Flöte geblasen, in Albums gezeichnet, gefahren, auf die Berge geklettert, Papierblumen gemacht, Stickmuster ausgesucht, Saucen probirt und noch zuletzt ohne Stimme gesungen. Er hat mein Herz gewonnen! Der Schlimme, er weiß es, allein das ist ihm so wenig etwas Neues, daß er davon gestattet ist, ohne sich um meine Klagen und Thränen zu bekümmern.“

„Sie klagen und weinen um keinen Mann, Gräfin,“ rief Henry Hasterfeld, „Sie, die sich von zwei Männern getrennt hat, die allgemein für sehr liebenswerth galten.“ — Die Dame lachte. „Sie haben Recht: der Erste war ein Pedant, und der Zweite — mein Gott, kann man wohl fünf Fuß Langeweile, in einen Ueberrock geknöpft, lieben? Ich kann weder sagen, daß ich ihn haßte, noch daß ich ihn liebte. Er existirte gar nicht für mich; nur sein Reitpferd, sein Sopha, sein Toilettentisch existirten; kann man aber einen Toilettentisch hassen oder lieben? Uebrigens ist dieser schöne Graf Valière auch hier gewesen und hat mir sehr ernstlich den Hof gemacht. So sagte mir die Welt; ich habe nun einmal die Eigenschaft, ihn nie zu bemerken, auch wenn er vor mir steht. Ich ward nicht früher gewahr, daß ich mich von ihm geschieden, als bis ich in meiner gewohnten Abendgesellschaft den vierten Mann bei einer Partie suchen hörte. Ach, dachte ich, es gibt keinen Grafen Valière mehr. Schade darum! — Aber Henry, Sie sehen ungewöhnlich bleich aus; das ist mehr, als Ihnen die Mode erlaubt. Hat Ihr Schneider in Paris diesmal ohne Inspiration gearbeitet? Haben Sie Ihr Reitpferd verloren? Hat man Sie in den Cirkeln der Herzogin von B. nicht wie gewöhnlich ausgezeichnet? oder hat Ihr Herz plötzlich Gedächtniß bekommen?“

Der junge Mann blickte auf und seine dunkeln Augen hefteten sich mit einem eigenthümlichen Blick auf die lächelnden Züge der Dame. „Sie werden mich nicht verstehen, Emilie; es ist Schade darum, sonst könnte ich Ihnen mit Einem Worte auf alle diese Fragen antworten, und dieses eine Wort heißt: Irland.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie alte Jungfer als junge Wittwe.

Folgende wahre Geschichte gäbe vielleicht Stoff zu einem kleinen Lustspiel, wenn man in Deutschland noch Lustspiele machte.

Je hübscher und reicher ein Mädchen ist, desto wähliger sind meist die Eltern und sie selbst, und desto mehr Körbe werden ausgetheilt. Der eine ist zu groß, der andere zu klein, dieser nicht reich, jener nicht angesehen genug. Allermittelst verstreicht ein Frühling nach dem andern, und Jahr um Jahr nimmt ein Blatt der Jugendblüthe und eine Gelegenheit mit sich fort. Fräulein Nathalie S. war die erste Partie in ihrer Vaterstadt, aber bereits hatte sie das siebenundzwanzigste Jahr zurückgelegt und sah fast alle ihre Schulfreundinnen am Arm von Männern, denen sie einen Korb gegeben; Nathalie war eine alte Jungfer. Die Eltern wurden nachgerade unruhig, und sie selbst seufzte im Stillen ein Verhältniß, das nie ein natürliches ist, in das sich freilich die von Natur und Glück schlecht Ausgestatteten fügen müssen; aber Nathalie war hübsch und sehr reich. Da kam ihr Oheim auf Besuch, ein reicher, in einer andern Provinz ansäßiger Kaufmann, ein munterer, lebendiger Mann, gewohnt, alle Schwierigkeiten keck und mit kaltem Blute anzugreifen. „Sieh,“ sagte einmal Herr S. zu ihm, „Nathalie bleibt ledig; du siehst, sie ist hübsch, was sie mitbekommt, weißt du, die böse Welt, selbst in unserm Krähwinkel, weiß ihr nicht das Mindeste nachzusagen — und sie wird eine alte Jungfer.“ — „Allerdings,“ erwiderte der Oheim; „siehst du, bei Allem in der Welt kommt es darauf an, einen gewissen Zeitpunkt nicht zu verpassen: das habt ihr gethan; es ist ein Unglück, aber gib mir das Mädchen mit, und ehe ein Vierteljahr in die Welt geht, sollst du sie wieder haben als gnädige Frau, mit einem Mann, so jung und reich wie sie.“ — Die Nichte reiste mit dem Onkel. Unterwegs fing er einmal an: „Höre, was ich dir sagen will: du bist nicht mehr Fräulein S., sondern Frau v. L.,

Digitized by Google

meine Nichte, eine junge, reiche, kinderlose Wittwe; du hast das Unglück gehabt, deinen Gemahl nach vierteljähriger glücklicher Ehe durch einen Sturz auf der Jagd zu verlieren.“ — „Aber, Onkel —“ — „Lassen Sie mich machen, gnädige Frau; Ihr Herr Vater hat mir unbeschränkte Vollmacht gegeben. Sieh, hier hast du den Ehering des seligen Herrn v. L.; Schmuck und was du sonst brauchst, gibt dir die Tante, und gewöhne dir ab, immer die Augen niederzuschlagen.“ — Der pfiffige Oheim stellte seine Nichte aller Orten vor, und überall machte die junge Wittwe das größte Aufsehen. Man drängte sich um sie, und bald hatte sie die Wahl unter zwanzig Werbern. Der Onkel rieth ihr, den Verliebtesten zu nehmen, und ein seltener Zufall wollte, daß dies gerade der liebenswürdigste und reichste war. Nicht lange, so war die Sache im Reinen, und eines Tags bat der Onkel den künftigen Neffen um ein paar Worte unter vier Augen. „Lieber Herr,“ fing er an, „wir haben Sie mit Unwahrheit berichtet.“ — „Wie so? Sollte Frau v. L. ihr Herz —“ — „Nichts dergleichen; meine Nichte ist Ihnen aufrichtig ergeben.“ — „So ist sie nicht so reich, als Sie mir gesagt?“ — „Reicher.“ — „Nun, was ist es denn?“ — „Ein Scherz, der mir einmal bei guter Laune eingekommen, ein unschuldiger Scherz; wir konnten es aber nachher nicht wohl zurücknehmen: meine Nichte ist keine Wittwe.“ — „So lebt Herr v. L. noch?“ — „Nichts weniger: sie ist ein Mädchen.“ — Der Liebhaber betheuerte, er sey glücklicher, als er sich träumen lassen, und aus der alten Jungfer ward sofort eine junge Frau.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Industrieausstellung.

Die mit der Kunstausstellung diesmal wieder verbundene Exposition von Gewerbserzeugnissen beurkundet sehr bedeutende Fortschritte in manchem Zweige der Landesindustrie seit dem Jahr 1834, wo die lezte Ausstellung stattfand. Vor Allem vielleicht sind in der Tuchfabrikation wesentliche Verbesserungen wahrzunehmen. Wenn auch die sächsischen Tücher schon lange eine tüchtige Qualität behaupteten, so fehlte ihnen doch zum Theil der Vorzug einer vollkommen zweckmäßigen Appretur, durch welche unter andern auch der aus geringerer Wolle gefertigten Waare das Ansehen der aus feinerm Material fabrizirten verschafft werden kann. Die Regierung hat nicht versäumt, die dabei betheiligten Fabrikanten hierauf aufmerksam zu machen, und durch Ankauf und öffentliche Aufstellung der zu Erreichung des Zwecks nöthigen ausländischen Maschinen und sonstige rastlose Bemühungen ein Werk zu befördern, dessen Gelingen ihr nunmehr die größte Genugthuung gewähren muß. Mehr als jemals sind aus allen Gegenden des Landes Beiträge angelangt, so daß diese Ausstellung wirklich den Complex des so mannichfachen Fabrik- und Gewerbwesens des Landes in ziemlicher Vollständigkeit darbietet. Vielleicht ist die Strumpffabrikation der einzige Hauptzweig, der nur einer magern Ausbeute sich erfreut, was um so mehr befremdet, da gerade die inländischen Fabriken baumwollener Strümpfe es in der Vollkommenheit und Feinheit ihrer Waare sehr weit gebracht haben. Besondern Beifall fanden die lackirten Gartentische und Stühle von Gußeisen aus den Lattermannschen und Jacobischen Fabriken. Die erst in neuerer Zeit mit so glänzendem Erfolge in Annaberg aufgetretene, so bedeutende, als vorzügliche Seidenfabrik von Thilo und Röhling hat ebenfalls bereits in dem Fabrikanten Behr zu Frankenberg einen verdienstlichen Nacheiferer gefunden. Auch die Buchdruckerkunst ist mit ihrer achtungswerthen Theilnahme nicht zurückgeblieben; unter andern bieten namentlich die berühmten Offizinen von Tauchnitz und Brockhaus zu Leipzig sehr werthvolle Beiträge dar. Den Beweis des Aufblühens der Runkelrübenzuckerfabrikation in Sachsen führen die ausgestellten Erzeugnisse mehrerer Fabriken dieser Art. Ueberhaupt ist das diesmal bedeutend vergrößerte Lokal mit Waaren, Maschinen und Geräthschaften aus allen Zweigen der Gewerbsthätigkeit so angefüllt, daß zu ihrer Aufstellung man nicht nur die Wände zu Hülfe nehmen, sondern auch hie und da in der Mitte des Lokals vielen Fabrikaten auf erhöhten Gerüsten Raum verschaffen mußte. Unter den Maschinen befindet sich eine patentirte Webemaschine aus der Schönherrschen Maschinenwerkstatt zu Schlema bei Schneeberg, deren Leistungen als ganz ausgezeichnet gerühmt werden. Sie ist zu leinenen, wollenen, baumwollenen und seidenen Waaren anwendbar, und es sind dergleichen auf ihr gefertigte zur Probe mit ausgelegt. Der Erfinder dieser Maschine, Mechanikus Schönherr, gehört zu den seltensten Talenten in seinem Fache. Die Mechanik und Gewerbsbetriebsamkeit sind ihm schon mehrere nicht unwichtige Erfindungen schuldig. So verdankt man ihm zunächst die Begründung der Bobbinetmanufaktur in Sachsen. Auch diesmal soll wieder ein Ankauf mehrerer ausgestellter Fabrikwaaren geschehen, um eine Ausspielung derselben zu veranstalten. Das Loos ist von 16 Groschen bis auf 1 Thaler erhöht worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

In der ersten Frühlingssonne Schein
Oeffnet eine Knospe sich dem Lichte,
Farben glüh'n auf ihrem Angesichte,
Und es wallt um sie der Duft so rein.

Doch der Sonnenschein verbirget sich,
Trübe Wolken zieh'n um ihren Himmel,
Und der Graupen eisiges Gewimmel
Fällt auf sie herunter schauerlich.

Ach! da legt sich in der Blüthe Schoos
Kaltes Eis statt milder Sonnenstrahlen,
Und sie zuckt in bösen Krampfes Qualen,
Und es wird kein Mitleid ihrem Loos.

Und die Sonne, wenn sie vor nun bringt,
Schaut hernieder auf das eisesbleiche
Angesicht der jungen starren Leiche,
Die ihr Blick nicht mehr in's Leben bringt.

Glücklich, wer die Blume nicht gesehn,
Wie ihr selbst die Thränen nicht mehr flossen,
Die sonst ihrer Augen Born vergossen,
Die nun starr in ihren Höhlen stehn.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 9. Oktober 1837.

Quel diable de jargon entends-je ici? Voici bien du haut style.
Molière.

Henri Hasterfeld.

(Fortsetzung.)

„Aha!“ rief die Gräfin und schlug ihre Blicke nieder, „also Politik!“ Sie verfiel wieder in ihren gewöhnlichen Ton, indem sie hinzufügte: „Aber mich führen Sie nicht an. Ich weiß, was es mit dem Patriotismus unserer Tage zu sagen hat. Er wird vor dem Spiegel angethan, und Abends bringt ihn der Kammerdiener mit den andern abgelegten Kleidungsstücken hinweg. Wie können ein paar Millionen Egoisten von Vaterland sprechen!“ — „O wenn sich dergleichen erklären ließe!“ rief Henri Hasterfeld mit Heftigkeit. — „Ganz wohl, aber ich habe mir nie Illusionen machen können,“ entgegnete die Dame. „Man hat mich zu vielem überreden wollen — zur Liebe, zur Schwärmerei, zur Andacht, aber ich bin immer entschlüpft, wo man mich gerade recht fest zu halten meinte. Die Menschen verdienen das mit ihrer ewigen Heuchelei. Warum nicht vernünftig seyn? dann gibt sich alles von selbst. — Aber wir wollen von etwas Anderem sprechen. — Sehen Sie diese Briefe? — begreifen Sie, daß man ein solches Nichts einander zuträgt? Und doch, wie hübsch ist das Alles geschrieben. Um mich eines Ausdrucks aus der alten Schule zu bedienen: „die Grazien“ lenken die Feder dieser alten Frau, die an ihre Tochter schreibt mitten im Strudel einer prächtigen kindischen Hauptstadt. Ich möchte nur Madame de Grignon gekannt haben: ob sie wirklich das liebenswürdige Geschöpf war, das die Mutter schildert? ein wenig träge, sehr schön, ganz ohne Koketterie, sehr viel Urtheil, aber ganz ohne Trieb, damit zu brilliren. Das lieb' ich, und das gerade war der Madame de Sevigné unerträglich an ihrer Tochter. „Ich bitte Sie,“ schreibt sie ihr öfters dringend, „legen Sie diese Trägheit ab, die Ihnen so gar nicht ansteht. Niemand kann besser wie ich Ihre vortrefflichen Eigenschaften bewundern, fügen Sie diesen nur noch etwas Lebhaftigkeit hinzu. Ich glaube, Sie sind im Stande, bei dem geistreichsten Gespräch einzuschlafen, bloß weil die Stunde da ist, wo Sie zu Bette zu gehen pflegen. Theures Kind, das ist ein großer Uebelstand!“ — Und an einer andern Stelle sagt sie, wo von Hofneuigkeiten die Rede ist: „Ich möchte Ihnen, liebe Tochter, noch viel auffallendere Dinge melden, wenn es mir durch dieses Mittel gelänge, Ihnen etwas mehr Lebhaftigkeit und Theilnahme für die Gegenstände um Sie her einzuflößen.“ Madame de Sevigné erlebt diese Freude nicht; ihre Tochter beharrt bei ihrer eigenthümlichen Gemüthsart. Man spricht ihr von Philosophie, Moral — Madame de Grignon geht zu Bette; der Abbé Coulanges erschöpft sich in kleinen amusanten Histörchen, eine Musik von Lulli wird aufgeführt, Petitot zeigt Gemälde, die

Digitized by Google

Thaten des großen Condé werden beſprochen, man ſpricht, man lacht, man amuſirt ſich's auf's Beſte — Madame de Grignon geht zu Bette. Die Sevigné iſt in Extaſe, es werden die Verſe Corneilles vorgeleſen; Madame de Grignon findet ſie vortrefflich, aber — ſie geht zu Bette. Dieſes Sichgehenlaſſen gefällt mir, ich behaupte, daß man es nur bei einer Franzöſin antrifft, die Geiſt genug beſizt, um völlig wahr zu ſeyn. Noch eins iſt mir in dieſen Briefen auffallend, die ſchwärmeriſche, bis zur Idolatrie gehende Neigung einer Mutter zu ihrer Tochter. Ich will nicht glauben, daß das Affektation iſt, und doch iſt mir keine Liebe der Art vorgekommen."

„Sie beſtreiten und bezweifeln jede Art von Liebe," bemerkte Henri Haſterfeld in der trockenen Weiſe, die er gleich beim Beginn dieſes Geſprächs angenommen hatte. „Finden Sie das?" rief die Gräfin lebhaft, „ſo ahmen Sie mir nach. Lehren Sie Ihr Herz empfinden, erſt wenn der Kopf es gebilligt hat. Henri, Sie glauben nicht, wie nöthig dieſe Kunſt uns allen iſt; auch Sie werden jezt in den Fall kommen, ſie in Anwendung bringen zu müſſen, denn Sie kommen in die Nähe einer Seductrice. Nehmen Sie ſich vor Pſyche Benares in Acht." — „Wie wiſſen Sie —" fragte der Jüngling zögernd. — „Der Obriſt Olincourt hat es mir vertraut; ja, er iſt noch weiter gegangen und hat mich ſelbſt nach Schloß Benares eingeladen, und in der That, ich bin ſo thöricht geweſen, ihm halb und halb zuzuſagen, obgleich die gute Prinzeſſin von B. mich dieſen Winter in Paris erwartet. Sie kennen Schloß Benares ſchon?" — „Ich war noch nie da." — „O es liegt ganz reizend, die Parkanlagen ſind ſo geſchmackvoll, als hätte ſie Fürſt Pückler ſelbſt angelegt. Im Innern fehlt noch Manches, und der gute Obriſt und der Miniſter ſind unermüdlich beſchäftigt, die Räume mit allem erſinnlichen Comfort zu füllen. Der alte Marquis Benares hat ſich einen ganzen Flügel aufgeſpart, um ihn mit ſeinen ſpaniſchen Erinnerungen zu füllen. A propos, wann kommt denn der junge Marquis nach Hauſe? Pſyche erwartete ihn ſchon hier. Es iſt eine Zartheit, Kindlichkeit und Wärme in ihrem Verhältniß, das ſelbſt mich überreden könnte, die Ehe ſey doch nicht ganz mit dem Negerhandel und dem Krieg in eine Kategorie zu ſtellen, wie Rahel es thut. — Aber laſſen Sie uns aufſtehen. Wir ſizen hier wie zwei abgeſchiedene Seelen in Dantes Vorhölle, allen Vorübergehenden zum Staunen und Aergerniß. Wo bringen Sie Ihren Abend zu? Ich will hoffen in Geſellſchaft der drei alten Comteſſes Lianges, die Sie von Paris her kennen werden und die in Ihrem Hotel wohnen. Sie finden mich dort bei einer ehrſamen Partie Ecarté. Adieu, au revoir!"

Sie ging und Henri Haſterfeld ſah ihr in Gedanken verloren einige Minuten lang nach. „Seltſam!" ſagte er bei ſich ſelbſt, „dieſe Frau gilt für ſo liebenswürdig, man will in ihr das Muſter jener geiſtvollen Frauen finden, die „die Königinnen des Salons" heißen. Ich finde ſie kalt, herzlos, voll reflektirenden Verſtandes. Mich verführte ſie nicht."

(Die Fortſetzung folgt.)

Ale- und Ginhäuſer in London.

(Fortſetzung.)

Leider hat ſeit fünfzehn Jahren der Dämon des Trunkes ſich wieder der untern Klaſſen des engliſchen Volks, beſonders der Londoner Einwohnerſchaft bemächtigt; der Gin beherrſcht Jung und Alt, Männer und Weiber, und leztere ſchenken dem ſchleichenden Gifte in ſeiner Vermiſchung mit warmem Waſſer, Zucker und Citronen (Ginwater) eine beſondere Vorliebe. Zwar iſt die Zahl der public-houses gegen früher geringe, dagegen ſind die einzelnen Etabliſſements erweitert, verſchönert und vervollkommnet, Lezteres in Bezug darauf, daß man in jedem Bierhauſe zugleich auch geiſtige Getränke und Eſſen bekommt, wie auch in den Kaffee- und Weinhäuſern und in den Brandyshops, welche auch oft die Licenz haben, Bier ausſchenken oder daſſelbe aus benachbarten Ale-houses holen zu dürfen. — Die Mehrzahl der neuerdings, beſonders ſeit ſechs bis ſieben Jahren etablirten public-houses ſticht gewaltig gegen die der guten alten Zeit ab, in welchen der Arbeitsmann nach ſeinem Tagewerk ein ruhiges, bequemes Plätzchen am Kamine nebſt einer Pinte Porter und einer Pfeife Tabak, der Reiſende ein Nachtlager und Koſt fand: die neuern Ale- und Gin-houses haben meiſt nur ein standing-room, d. h. eine größere oder kleinere, prächtigere oder einfachere Halle, in welcher oft keine Bänke oder Stühle, nie Tiſche ſich befinden. Die Gäſte müſſen ſtehend ihr Bier oder ihren Schnaps genießen, damit ſie nicht zu lange weilen und neu Ankommenden den Platz vorenthalten. Hinter dem Ladentiſch (bar) ſtehen gepuzte, faſt durchgängig ſehr hübſche Aufwärterinnen und brutale Kellner, die mit Haſt das Geld einfordern und in nie unterbrochener Thätigkeit mit einem Druck aus den auf dem Comptoir angebrachten Pumpen die verſchiedenen Sorten Bier, oder aus eben daſelbſt befindlichen Hähnen die verlangten Liqueurs zapfen und Glas auf Glas, Krug auf Krug der vor der Bar ſtationirten, gierigen und ſich drängenden Menge verabreichen, wankenden Männern und taumelnden, kreiſchenden Weibern, echten Londoner Typen, die man überall und zu allen Zeiten ſehen kann, ſchon am Morgen, ehe die Thüren der public-houses geöffnet werden, was bei den meiſten nicht vor acht Uhr geſchieht, am Tage und beſonders in

Digitized by Google

der Nacht, noch lange nach Mitternacht, bis die Wirthe ihr Lokal mit Gewalt ſchließen und die Berauſchten forttreiben.

Dieſe Scenen wiederholen ſich am häufigſten Sonntags, wo während des zweimaligen Gottesdienſtes alle Laden und Kneipen geſchloſſen werden müſſen, und dann nach mehrſtündiger Entbehrung das Volk, welches noch etwas vom Lohne der verfloſſenen Woche übrig behalten hat, mit Ungeſtüm, oft mit Gewalt in ein Bierhaus ſtürzt, um den ſo langweiligen Sonntag zu tödten. Während des Sonntags geht es noch ſo leidlich ruhig her, weil dann jede laute Aeußerung des Frohſinns, Geſang, Geſchrei, Spiel u. ſ. w. geſetzlich verpönt iſt; aber mit dem lezten Schlage der lezten Stunde des trübſeligen Sonntags beginnt der blaue Montag, den die Engländer nach ihrer Art, d. h. viehiſch begehen. Da ſind alle Kneipen voll und alle Gäſte betrunken; noch am Montag Mittag findet man in wie vor den Bierhäuſern völlig berauſchte Männer, Weiber und Kinder; am häufigſten ſind es Weiber, die des ſüßen Ginwaters voll ſind und entweder von ihren wankenden Männern oder Bekannten, oder von Conſtables nach Hauſe, oft auch nach dem nächſten Polizeiamte geſchleppt werden. Trunkenheit wird erſt dann geſetzlich und zwar mit fünf Schilling beſtraft, wenn der Betrunkene zu Boden fällt; ſo lange er noch auf ſeinen Füßen ſich zu halten vermag, darf er ſchreien und zanken, in dieſer Lage hat kein Conſtable ein Recht über ihn; erſt wenn er zu Boden ſinkt, fällt er der Polizei und der geſetzlichen Strafe anheim.

Es iſt in der That die Frage, ob es zu den Zeiten, da man ſich für einen Penny voll und für zwei zu todt trinken konnte, auf den Straßen und in den Kneipen Londons ärger zuging als gegenwärtig. Keine Nation, davon bin ich überzeugt, neigt ſo zu Trunkenheit und Völlerei als die engliſche, keine beſizt aber auch in dem Grade die Mittel, dieſem Hange zu fröhnen, und nirgends iſt es dem Trunkenbold bequemer, comfortabler gemacht, als in England, und beſonders in London. Statt der alten, dunkeln und engen Kneipen ſind jezt Bierhäuſer errichtet und erheben ſich täglich mehrere und glänzendere, die Palläſten gleichen. Da iſt Alles verſchwendet, was Kunſt und Luxus und Geld vermag; hier gleicht das Innere eines Ale-house einer griechiſchen, dort einer italieniſchen Halle, bald einem heidniſchen, bald einem gothiſchen Tempel; Kuppeln und bunte Fenſter, oft mit ſeidenen Stoffen behängt, werfen eine magiſches Licht auf den untern Raum, der dem Bacchus und der Ceres geweiht iſt; die Thüren ſind von künſtlichem Schnizwerk, mit bronzener Garnitur, oft mit reichvergoldeten Leiſten und Verzierungen; Säulen tragen die Kuppel, oder die hohe, mit Arabesken geſchmückte Decke; Oelgemälde und gute Kupferſtiche, freilich oft auch nur triviale Carrikaturen u. dergl. nehmen die Wände ein; Leuchter von Cryſtall und vergoldeter Bronze, künſtliche Lampen und prachtvolle Candelaber, große Spiegel und Mahagonimeubels zieren das Innere — und dies Alles für den Pöbel und von dem ſchwer verdienten und leicht vergeudeten Gelde des Pöbels.

Die Mittelklaſſen verirren ſich nur ſelten in dieſe prachtvollen Tempel des Laſters, in die Ginpalläſte (Gin-palaces), wie dieſe Anſtalten neuerdings getauft ſind. Der Bürger, wenn er außer dem Hauſe ſein Gläschen Gin oder Rhum-water, oder ſeine Pinte Ale trinkt, begibt ſich in weniger glänzende, aber anſtändigere Bierhäuſer, in denen für die noblere Geſellſchaft ein Parlour mit mehreren Journalen und ein Tap-room für die untern Claſſen befindlich iſt. In lezterm koſten die Getränke etwas weniger, dagegen finden ſich hier auch weniger Journale, mehr Schmuz und eine ſchlechtere Bedienung. Außer in dem Parlour und dem Tap-room wird ſtehenden Gäſten in dem vordern Raume, an der Bar, Getränke verabreicht, und hier am häufigſten genoſſen, weil es hier am wohlfeilſten iſt, ein Drittel billiger, als im Parlour.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Die beiden Melodramentheater.

Im September und Oktober langen die Fremden ſchaarenweiſe in Paris an; Familien aus den Provinzen ſteigen aus den Diligencen, um mit Paris wieder bekannt zu werden und ihren Vakanz haltenden Söhnen die Herrlichkeiten deſſelben zu zeigen, Engländer treten an's Land, um aus ökonomiſchen Rückſichten mit Frau und Kind den Herbſt in Frankreich zuzubringen, deutſche Profeſſoren und Studenten eilen durch die öffentlichen Anſtalten, um etwas darüber drucken zu laſſen. In dieſen Monaten müſſen die Fremden zum Theil die vielen abweſenden Pariſer erſezen, und ohne ſie könnte die große Anzahl der Pariſer Theater gar nicht beſtehen; ja, trotz des Zuſpruchs der Fremden haben ſie große Mühe, fortzukommen, und nur die Oper, wohin vorzugsweiſe Einheimiſche und Fremde ſich begeben, macht immer gute Geſchäfte. Schon vor dem Herbſte war ein Boulevardtheater, nämlich das Gaitétheater, welches jedoch ſeinen Namen nimmer gerechtfertigt hat und die traurigſten Stücke gibt, obwohl ſein Titel nichts als Fröhlichkeit verſpricht, bankerott geworden und mußte aufhören zu ſpielen. Man wird ſich noch erinnern, daß dieſes Theater vor anderthalb Jahren am Faſching ganz abbrannte. Es wurde aber bald wieder aufgebaut und die Direktion einem ſehr guten Schauſpieler, Namens Bernard Léon, übergeben. Man hätte glauben ſollen, jezt werde dieſes Theater, eines der älteſten von Paris, gute Geſchäfte machen, da die Volkstheater gewöhnlich das Publikum leichter befriedigen als andere, und die Melodramen, wie ſie auf den Boulevards gegeben werden, den großen Haufen entzücken. Allein auch der große Haufe fängt an ſeine Forderungen zu ſteigern; es iſt nicht ſo leicht mehr als ſonſt, ihn durch Hauen, Stechen, Mordbrennen, Rauben und dergleichen zu begeiſtern; denn die Dichter der Boulevardstheater ſind mit den Räubern und

Bekanntmachung, betreffend Abänderung der Bekanntmachung, betreffend Ausführung des Gesetzes, betreffend die Besteuerung des Branntweins, vom 15. Juli 1887.

Auf Grund des § 2 des Gesetzes, betreffend die Besteuerung des Branntweins, vom 24. Juni 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 253) wird die Bekanntmachung, betreffend Ausführung des Gesetzes, betreffend die Besteuerung des Branntweins, vom 15. Juli 1887 (Reichs-Gesetzbl. S. 329) wie folgt abgeändert:

§ 1. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien sind in drei Klassen eingeteilt.

§ 1. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind diejenigen, welche nicht mehr als 125 Hektoliter Maischraum haben.

§ 1. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der zweiten Klasse sind diejenigen, welche mehr als 125 Hektoliter, aber nicht mehr als 1000 Hektoliter Maischraum haben.

§ 1. Abs. 4 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der dritten Klasse sind diejenigen, welche mehr als 1000 Hektoliter Maischraum haben.

§ 2. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 2. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 2. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 3. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 3. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 3. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 4. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 4. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 4. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 5. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 5. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 5. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 6. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 6. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 6. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 7. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 7. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 7. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 8. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 8. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 8. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 9. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 9. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 9. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 10. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 10. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 10. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 11. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 11. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 11. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 12. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 12. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 12. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 13. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 13. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 13. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 14. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 14. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 14. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 15. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 15. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 15. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 16. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 16. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 16. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 17. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 17. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 17. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 18. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 18. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 18. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 19. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 19. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 19. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 20. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 20. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 20. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 21. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 21. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 21. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 22. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 22. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 22. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 23. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 23. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 23. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 24. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 24. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 24. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 25. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 25. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 25. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 26. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 26. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 26. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 27. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 27. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 27. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 28. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 28. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 28. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 29. Abs. 1 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 29. Abs. 2 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse zu einer Abfindung von 1,75 Mark für jeden Hektoliter Maischraum zugelassen.

§ 29. Abs. 3 Satz 1 erhält folgende Fassung:

Die Brennereien der ersten Klasse sind zu einer Abfindung von 1,25 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der zweiten Klasse zu einer Abfindung von 1,50 Mark für jeden Hektoliter Maischraum, die Brennereien der dritten Klasse z

№ 242.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Dienstag, den 10. Oktober 1837.

Some inscriptions on the outside of a gin-temple, intended as invitations to go inside: — „Splendid ale, three-pence per pot.“ — „Take no man's word — taste and judge for yourselves!“ — „Unadulterated, unequalled; buy, try and compare!“ — „Stop! only think: three-pence per pot!“ — „The cheapest, most brilliond and the best liquors in London.“ — „Superlative cordial gin.“

The great metropolis.

Ale- und Ginhäuſer in London.

(Beſchluß.)

Es möchte nicht unintereſſant und am Orte ſeyn, einige Notizen über die Quantität und Qualität der in England und namentlich in London fabricirten, eingeführten und conſumirten geiſtigen Getränke folgen zu laſſen. Die Einfuhr aus dem Ausland und den Kolonien nimmt jährlich ab, die Conſumtion dagegen, namentlich ſeit 1823, in welchem Jahre die Abgaben bedeutend vermindert wurden, außerordentlich zu. In England wurden 1821 verſteuert 969,474 Gallonen fremder, d. h. eingeführter Spiritus, 2,166,441 aus den Kolonien und 3,820,015 im Lande gebrannter; in Schottland 34,601 fremder, 138,189 aus den Kolonien, 2,229,135 inländiſcher; in Irland 9,325 fremder, 19,685 aus den Kolonien und 2,649,170 inländiſcher: zuſammen 12,056,335 Gallonen. 1831 dagegen betrug die Summe des verſteuerten Spiritus 26,737,593 Gallonen, wobei zu bemerken, daß die Quantität des von dem Continente und aus den Kolonien eingeführten abgenommen hat, dagegen die inländiſche Fabrikation über das Doppelte geſtiegen iſt. Von jenem Betrage wurde in London und der nächſten Umgegend ungefähr der vierte Theil conſumirt, im Jahr 1825 etwas über fünf Millionen Gallonen, und ſo progreſſiv bis zu 1835, in welchem Jahre die Conſumtion bis auf ſieben Millionen ſtieg. Und würden die Spirituoſa nicht verfälſcht, blieben ſie in der Qualität, wie ſie der Deſtillateur verkauft, ſo möchte ihr Einfluß auf die Geſundheit und den Wohlſtand der Conſumenten nicht ſo betrübend ſeyn; aber eben die Verfälſchung, der leider zu viel Spielraum gelaſſen wird, macht den Genuß an und für ſich, und um ſo viel mehr den übertriebenen Genuß ſo ſehr gefährlich. Aus den Fabriken kommt der Spiritus rein, denn dort paſſen Agenten auf, aber ſo bald er in die Hände des Schenken geräth, wird er mit mannichfachen, meiſt ſehr ſchädlichen Subſtanzen verſetzt und mit Waſſer aufgefüllt. Wir haben es hier hauptſächlich nur mit Gin, Wachholderbranntwein, zu thun; Rhum, Cognac und Whisky (namentlich und von beſter Qualität in Schottland bereitet) werden im Verhältniß zum Gin nur in unbedeutender Quantität abgeſetzt. Der reine Gin iſt durchaus nicht nachtheilig, wenigſtens nicht nachtheiliger als ein anderer guter Liqueur; aber verſetzt mit Vitriolöl, Bleizucker, Alaun, Terpentin, Nitrum und andern Subſtanzen, wird er ein wahres Gift, welches unter der Londoner Bevölkerung ärgere Verheerungen anrichtet als Cholera und andere Seuchen vermögen. Die gewöhnlichen Folgen des häufigen und ſtarken Gintrinkens ſind Schlagfluß, Delirium tremens, Blödſinn, Waſſerſucht und Leberkrankheiten. Aber nicht die Geſundheit allein, ſondern auch den Wohlſtand

Digitized by Google

zerſtört die unſelige, jezt wieder ſo ſehr um ſich greifende Trunkſucht. Immer allgemeiner wird die Verarmung der niedern engliſchen Volksklaſſen, und dies iſt am meiſten in der Hauptſtadt ſichtbar. Seit 1825 mehren ſich mit der Sterblichkeit und dem allgemeinen Elend die Einpalläſte und die Schäze der Millionäre. Dies iſt ſo fühlbar, daß während des lezten Parlaments die Sache häufig zur Sprache kam und dringend Abhülfe gegen das fernere Umſichgreifen der Trunkſucht verlangt ward. Wir entnehmen aus einem Berichte, der von einem aus dem Unterhauſe 1834 gewählten Comité dem Parlamente vorgelegt wurde, folgende Stellen: „Das Laſter der Trunkenheit iſt in jüngſter Zeit bei den höhern und mittlern Klaſſen ſeltener geworden, dagegen vorherrſchend in den untern, und zwar in allen drei Königreichen, zumal in den größern Städten und in den Seehäfen; es erſtreckt ſich aber auch über die Landbewohner und Ackerbauer, und nicht allein auf Männer, ſondern auch auf Weiber und ſelbſt Kinder. Die Haupturſachen dieſes unglücklichen Hangs ſind die Verminderung der Abgaben auf Spirituoſa, alſo deren Wohlfeilheit, die Vermehrung der Schenken, deren eine auf je zwanzig Familien kommt, und dann die Gewohnheit, bei allen Ceremonien und Feſtlichkeiten, bei Kauf und Verkauf berauſchende Getränke im Uebermaß zu genießen. Die bei weitem größte Zahl von Unfällen aller Art, die bei der Land- wie bei der Seemacht ſich ereignen, ſieben Achtel von allen Krankheitsfällen und Entlaſſungen wegen Untauglichkeit, und neun Zehntel aller Subordinationsſtrafen wie aller Exekutionen ſind die traurigen Folgen von Trunkenheit, die in den Reihen der Land- wie der Seetruppen mehr Verheerungen anrichtet als Kriege und Schlachten vermöchten.“ Daſſelbe beweiſt Mr. Moore, der ſich um die Mäßigkeitsvereine, die leider ſo wenig fruchten, ſehr verdient gemacht hat. Dieſer Philanthrop gibt ſchlagende Belege von der ungeheuern Ausdehnung des Uebels, wie die Verbrechen überhand genommen zugleich mit der Vermehrung der public-houses (dies gilt von ganz England), wie in London faſt alle peinlichen wie Disciplinarvergehen in Trunkſucht ihre Quelle haben, und wie die Lage des niedern Volks ſich ganz auffallend verſchlimmert. Er gibt unter Anderm an, daß 1833 in London allein, die City nicht eingerechnet, 29,880 Anklagen wegen Trunkenheit vorgekommen ſeyen, und wir haben geſehen, wie weit ſie gediehen ſeyn muß, bis ſie ſtraffällig wird. Wir bemerken noch, daß die Gallone Gin zur Zeit 14 Schillinge (etwas über acht Gulden) koſtet, wovon 8½ Schilling auf die Steuer kommen. Man kann annehmen, daß die größern Ale- oder Gin-houses jährlich gegen 2000 Pf. St. verdienen.

Neben den Maſſen Branntweins werden in England, wie bekannt, Ströme Biers getrunken. Die Hauptarten ſind Ale und Porter; Stout, Gingerbeer und andere Sorten ſind weniger beliebt und nicht ſo allgemein. Das Bier iſt an und für ſich nicht ſo ſchädlich als gebranntes Waſſer, wird es aber auch durch Beimiſchung ſchädlicher Subſtanzen. Das Ale iſt, wenn rein und mäßig genoſſen, ein ſehr geſundes, ſtärkendes und wohlſchmeckendes Getränk, von hellgelber Farbe, klar und ſehr ſtark; leztere Eigenſchaft wird durch Alter und langes Lagern noch vermehrt. Schottiſches Ale iſt das berühmteſte; das mit dem Namen „indiſches“ belegte wird ebenfalls in Altengland gebraut und wohl nur ſo genannt, weil es rückſichtlich des Transports nach Indien noch ſtärker gemacht wird als das gewöhnliche. Die Ingredienzien des Ales ſind Malz von Weizen und Gerſte und Hopfen. Das Malz wird nur an der Luft gedörrt und behält die urſprüngliche Farbe des Getreides. Porter war früher und iſt bei den niedern Klaſſen noch jezt das Hauptgetränk. Er iſt nur halb ſo theuer als Ale, von dunkelbrauner Farbe, undurchſichtig, bitterlich und nicht ſo berauſchend als Ale. Da ſich aber der Engländer berauſchen will, ſo verſetzen die Wirthe den Porter mit Quaſſia, Vitriol, Alaun, Salz, Enzyan, Syrup, Spiritus, Cocculus indicus, ſpaniſchem Pfeffer, Paradieskörnern u. ſ. w., und machen ihn dadurch natürlich auch ſchädlich, wenn auch nicht in dem Grade wie das flüſſige Gift, den Gin. Wer nicht an Porter gewöhnt iſt, wird ſelbſt nach wenigen Pinten (die Pinte iſt ohngefähr ein Schoppen) Kopfſchmerz, und bei fortgeſezтem, nicht allzumäßigem Genuß allgemeine Nervenſchwäche verſpüren. Wir ſprechen von dem Porter, wie er gegenwärtig in London faſt allgemein ausgeſchenkt wird, und bemerken dabei, daß eben in London, troz Verbot und Strafen, Bier und Branntwein mehr verfälſcht werden als in der Provinz. Was wäre aber leichter als der ſo ſchädlichen Verfälſchung aller Getränke, wovon der Wein und der Eſſig nicht ausgenommen ſind, zu ſteuern? Wie leicht iſt durch chemiſche Zerſetzung Alaun und Vitriolſäure zu entdecken! Man ſtelle die Bier- und Schnapswirthe unter Controlle, wie in Paris die Reſtaurateurs, wo oft ganze Ladungen verdächtigen Fleiſches durch wachſame Agenten fortgeführt werden, und wenn man auch dadurch dem Laſter der Trunkenheit an ſich nicht Einhalt thut, ſo mildert man doch ihre furchtbaren Folgen.

Henri Hasterfeld.

(Fortſezung.)

Dieſes lezte Urtheil unſeres Helden enthält ein Urtheil über ſich ſelbſt und iſt der erſte Pinſelſtrich zu dem Gemälde von einem, wenn gleich nicht ganz beſondern, doch ungewöhnlichen Charakter, den wir jezt ſchildern wollen. Henri Haſterfeld gefiel ſich, in der großen Welt das darzuſtellen, was man einen Modethoren nennt; eine Rolle, die, wenn ſie in ihrem vollen Glanz und Umfang

Digitized by Google

dargeſtellt werden ſoll, ſchon eine Art Größe erfordert. Die bevorrechtete Geſellſchaft, die ſich unter einander mit dem Ausdruck „Welt“ auf eine eben ſo erhabene als myſteriöſe Weiſe bezeichnet, hat ihre Manöver, ihre Manifeſte, Kriegserklärungen, Schlachten, berühmte Feldherrn und ſiegende Imperatoren, wie die Politik, ja ſie iſt eigentlich nichts Anderes als eine nach innen ſich ausbildende Politik, oft wenig zuſammenhängend mit der äußern, und nur durch ein Mittel des Sieges ihr immerdar ähnlich, durch das Gold. Aber der Reichthum macht es nicht allein. Man muß perſönlichen Muth beſitzen, um ſich in die vorderſten Reihen durchzudrängen, wenn Glück oder Geburt einem dieſen Platz Anfangs ſtreitig machen. Es gibt graue Kämpfer, die trotz ihrer Erfahrung und ihrer fortwährenden Kriegsliſt nicht Stand zu halten vermögen gegen die ewige Perfidie der Mode, und junge, die mit einem muthigen Schritt Alles erreichen. Talente und Geiſtesgaben ſind hier nur beiläufige Erforderniſſe, Rang und Titel oft nur zur Folie dienend, jedoch entſcheidend gewiſſe Zufälligkeiten, die eben ſo in der Organiſation des Individuums wie in der jedesmaligen Laune des Zeitgeſchmacks liegen. Wer einmal den Scepter der Mode in der Hand hält, darf ſich jede, den Geſchmack noch ſo ſehr beleidigende Tyrannei erlauben, ſie wird ihm ungeſtraft hingehen; daher der Einfluß der Mode auf die Künſte, die Literatur, auf die Sitten. Trotz der politiſchen Umwälzungen, die wir erfahren, trotz der Wanderungen, die das Raffinement und der Luxus gemacht, ſcheinen doch immer nur zwei Orte befähigt, „Helden der Mode“ zu creiren, London und Paris. Auf dieſem claſſiſchen Boden reifen die Lorbeeren, die Millionen Köpfe einander ſtreitig machen und nach denen Millionen Hände greifen. Wie früher die Dichter aus allen Ländern auf dem Capitol gekrönt wurden, ſo erhalten die Wettkämpfer der Mode jeder Nation nur in London oder Paris ihre Kronen, und dann erſt huldigt ihnen die faſhionable Welt. Dieſe Dinge erſcheinen dem Philoſophen lächerlich, allein ein Philoſoph iſt auch ein ſehr unmodiſches Geſchöpf. Vielleicht liegt auch hierin der Grund, warum die Deutſchen ſo ſelten zur Herrſchaft der Mode gelangen, weil ſie in dem Ruf ſtehen, dem Tiefſinn zu ernſthaft zu huldigen. Nichts aber verträgt die Mode weniger, als ein anhaltendes, ſcharfſinniges Grübeln, und wer ſehr klar das Weſen der Mode durchſchaut, iſt vielleicht am wenigſten dazu gemacht, ihr Held zu ſeyn. Henri Haſterfeld philoſophirte nicht, er grübelte nicht; es war kein Beiſpiel da, daß er den Schlaf auch nur Einer Nacht daran geſetzt, über das Weſen der Mode in's Reine zu kommen; aber ſiehe da, an einem ſchönen Morgen ſah er ſich von ihr gekrönt. Dieſer Sieg machte ihn aber nicht hochmüthig; er war klug genug, ihn ſeinem Rocke, ſeinem Reitpferde, ſeiner Equipage und den hohen Summen zuzuſchreiben, die er ſo glücklich war, gegen eine in Ruf ſtehende Herzogin zu verlieren, die ihrerſeits auf dem Punkt ſtand, einen Proceß zu verlieren. Außerdem noch zwei Duelle, die ſprechen machten, eine Liaiſon, die man zu den unmöglichen rechnete, und um alle dieſe Dinge in's rechte Lüſtre zu ſetzen, jene leidenſchaftloſe Ruhe im Charakter unſeres Helden, die einem echten Modehelden unentbehrlich iſt, mit der er alle Hinderniſſe ohne „viele Worte“ aus dem Wege räumt, und die, wenn man ſie von ferne beobachtet, wie die unleidlichſte Impertinenz erſcheint. Gleichwohl war Henri Haſterfeld kein Charakter, um ſich lange im Nimbus der Mode zu erhalten, dazu beſaß er zwei unerträgliche Fehler: er war ein Deutſcher, und er hatte Herz, und zwar jenes unmodiſche Herz, das ſo ſelten und immer nur unvollkommen vom Kopfe ſich lenken läßt. Wir wollen ſehen, wo unſer Held dieſes Herz her hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Beſchluß.)

Städtiſches. Waſſerkuren.

Je größer die Theilnahme und Unruhe geweſen war, welche die Erkrankung des Königs im Auslande in der Stadt und in ganz Sachſen erregt hatte, um ſo unverkennbarer war auch die allgemeine Freudenaufwallung, als er mit ſeiner nach Laibach zu ihm geeilten Gemahlin geneſen zurückkehrte. — Der Aufführung des werthvollen Oratoriums: Abſalon von F. Schneider, war die außerordentliche Hitze des Tages um ſo ungünſtiger, da ſie im Saale des ſo weit von der Stadt entfernten Schloſſes des großen Gartens ſtattfand. Durch den wackern Kapellmeiſter Reiſſiger aufgeführt, erwarb ſich daſſelbe doch nur einen kleinen Kreis von Zuhörern, obſchon ſehr ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen das Werk mit ihrer Kunſt unterſtützten. Fortdauernd laſſen noch ausländiſche Mimen ihr Licht auf unſerer Bühne leuchten. Zu den auch hier beſonders gefeierten Theaterheroen gehört der eben jetzt anweſende Schauſpieler Anſchütz aus Wien.

Vor Kurzem erregte ein Unglücksfall im hieſigen Blindeninſtitute großen Antheil. Ein eilfjähriger, des Augenlichts völlig beraubter Knabe ſteht gegen eilf Uhr in der Nacht aus dem Bette auf, öffnet ein Fenſter des im zweiten Stockwerke befindlichen gemeinſchaftlichen Schlafſaals und ſtürzt von da hinab. Es geſchah gerade in einer Nacht, wo die meiſten übrigen Zöglinge von einer gewöhnlich alle Jahr veranſtalteten Luſtfahrt auf dem Elbſtrome noch nicht zurück waren, und daher in jenem Saale nur die Aufſeher in ihren Betten lagen. Von dem Schalle des Hinabſturzes erwachend, machen ſie ſich auf und finden den Unglücklichen im Garten unter dem Fenſter. Aus der Unterſuchung der herbeigeholten Aerzte ergab ſich, daß der Knabe den linken Oberſchenkel gebrochen, auch am Kopfe eine Verletzung von dem Falle hatte. Der noch nicht lange in der Anſtalt befindliche Zögling, ein Menſch von ſehr geringer geiſtiger

Digitized by Google

Ausbildung, war wegen Kränklichkeit von der Wasserpartie ausgeschlossen worden. Schon zuvor hatte er einen starken Hang zum Klettern kundgethan, und da der Herabsturz in einer Mondnacht geschah, so fragt es sich um so mehr, ob nicht natürlicher Somnambulismus hier mit im Spiele gewesen, weil auch andere Wahrnehmungen an ihm einer Vermuthung dieser Art das Wort zu reden scheinen. Uebrigens geht er bereits der Heilung entgegen. — Aus dem eisigen Frühling ist uns ein gar fruchtbarer Sommer erwachsen. In hiesiger Gegend haben sich die sehr zurückgebliebenen Pflanzen und Bäume zufolge der eingetretenen gewaltigen Wärme fast insgesammt so aufgerafft, daß das Meiste zur gewöhnlichen Zeit zur Blüthe und Reife gelangte. Unter die wenigen noch etwas zurückgebliebenen Pflanzen gehört die Rebe. Doch ist auch sie schon unglaublich vorgeschritten. Ihre sehr ungleich erfolgte Blüthe und mithin auch zu erwartende Reifung wird aber, sogar im günstigsten Falle, bei der künftigen Lese eine sorgfältige Sichtung und Auswahl nothwendig machen. In unserm gebirgischen und dem vogtländischen Kreise, wo alle Feldfrüchte später gedeihen, ist jedoch die Kraft des Sommers nicht im Stande gewesen, die Versäumnisse des Lenzes hinreichend nachzuholen, daher auch in beiden Kreisen die Eröffnung der Jagd um drei Wochen hinausgeschoben worden.

Die Mode macht uns immer mehr zu wahrhaften Spartanern, wenigstens in Einem Punkte. In den lezten kalten Tagen brauchte unser Heroismus nicht erst die weite Reise nach dem Eurotas zu unternehmen, um sich auch beim Baden zu bewähren. Der Elbstrom war dazu hinlänglich abgekühlt, und man darf rühmen, daß hauptsächlich das zarte Geschlecht uns Männern mit seinem spartanischen Enthusiasmus beschämend vorauseilte. Ueberhaupt spielt das in früherer Zeit ziemlich verachtete kalte Wasser eine immer glänzendere Rolle, und gewiß mit vollem Rechte haben es mehrere einsichtsvolle Sprecher wieder zu Ehren gebracht. Ob es aber gerade als das einzige Universalmittel zu betrachten sey, darüber wird erst eine spätere Zeit gründliche Auskunft ertheilen müssen. Genug, die Wasserkuren können schwerlich irgendwo mehr in Aufnahme seyn, als so eben hier. Auch hier stehen daher Prießnige auf, um neue Gräfenberg zu begründen. Dabei bemerke ich beiläufig, daß man über das echte Gräfenberg, das dortige Verfahren und Treiben eine recht ergötzliche Schilderung im vierten Bande von Laube's Reisenovellen findet. So eben wird wenige Meilen von hier unweit Hellendorf an der böhmischen Grenze eine Anstalt dieser Art errichtet. Prießnitz hat sich einen Ehrenplatz in den Annalen der Menschheit erworben; denn ganz unleugbar sind wahrhafte Wunder an einer Menge armer Leidender in dem Wasserinstitute zu Gräfenberg bewirkt worden. — Noch immer sind die hiesigen Gasthöfe mit ausländischen Besuchern reichlich versehen. Seit einer Woche ungefähr hat sogar ihre Zahl ansehnlich zugenommen, weil viele Familien des benachbarten Auslandes die Furcht vor der Cholera hieher zu treiben scheint. Aus gleicher Ursache erhalten noch fortdauernd hiesige Bankiers und Andere Aufträge zum Miethen ansehnlicher Wohnungen in Privathäusern.

Paris, October.

(Fortsezung.

Theater.

Fast jeder Jüngling, der etwas gelernt hat, oder glaubt gelernt zu haben, hält sich für berufen, eine der zwanzig in und um Paris bestehenden Bühnen mit einem Meisterstücke zu beschenken, und erst, wenn er so glücklich ist, sein Machwerk aufführen zu lassen, pflegt er einzusehen, daß es kein Meisterstück war, und daß mehr dazu gehört, um das Publikum anzuregen. Die Verschwörung ist also sehr ruhig vorübergegangen, ohne weitere Folgen für die dramatische Kunst; das Volk ergözt sich nach wie vor an den Melodramen, ohne daß ihm der geringste Abbruch an dieser Ergötzlichkeit geschieht. Indeß haben sich doch auch einige Theaterkritiker in den Tageblättern mißbilligend über die Vereinigung zweier Theater unter Einer Direktion geäußert. Für die Kunst, meinen sie, sey der Wetteifer besser, als solche Monopole, welche den Direktor daran gewöhnen, unthätig zu werden und sich auf sein Privilegium ruhig zu verlassen. Ich glaube aber, die Vervielfältigung der Theater muß allmählich dergleichen Vereinigungen herbeiführen. Es ist unmöglich, daß neben so manchen andern Zerstreuungen zwanzig Theater hier bestehen. Allerdings gibt es auch manche kleine darunter, welche den Direktionen weniger Kosten verursachen und auch nur wenig Menschen Abends in Beschlag nehmen; aber auch nicht ganz Paris geht in's Schauspiel, nicht alle Pariser machen aus dem Besuchen der Theater ihre gewöhnliche Abendbeschäftigung. Ein anderes Monopol scheint kürzlich dem Théâtre français ertheilt worden zu seyn. Dieses soll nämlich, wie bereits früher geschehen, das Recht haben, auch Vorstellungen auf der seit länger als einem Jahr geschlossenen Odeonbühne zu geben, so daß die Truppe des Théâtre français an gewissen Tagen zwei Bühnen zu versorgen haben wird, was für sie eine um so schwierigere Aufgabe ist, als strenge Theaterkritiker ihr schon vorwerfen, sie versorge ihre eigene Bühne schlecht, besonders im tragischen Fache. Die abgeschmackten Theaterstücke, welche das Publikum auf verschiedenen Bühnen, und sogar auch am Théâtre français ansehen mußte, haben zur Folge gehabt, daß sich der bessere Theil der Zuhörer, das heißt der gebildete, mit neuem Eifer dem alten classischen Theater wieder zugewendet hat, und daß die Trauerspiele Racine's und die Lustspiele Molière's mit dem größten Vergnügen wieder gesehen werden. Bei diesen Stücken macht nun das Publikum größere Ansprüche; aber leider will seit langer Zeit kein neues dramatisches Genie unter den Schauspielern des ersten Nationaltheaters auftauchen. Mit den Lustspielen geht es ziemlich gut, aber im Tragischen fehlt es; kein zweiter Talma ist noch erschienen. Zwar haben die jezt auftretenden Schauspieler keine widerlich auffallenden Fehler, wenigstens für diejenigen Zuschauer nicht, welche keine bessern Schauspieler gesehen haben; aber das Parterre des Théâtre français ist ein strenger Richter, weil es in diesem Fache ehemals bewunderswerthe Leistungen gesehen hat. Man wirft es den Schauspielern, welche jährlich einige Monate Urlaub nehmen, um Gastrollen in den Provinzialstädten zu geben, vor, daß sie schlechte Gewohnheiten annehmen, welche in der Provinz von Nichtkennern als etwas Vorzügliches bewundert werden, aber den echten Kennern in der Hauptstadt ihrer Uebertreibung halber widerlich scheinen. Dies sagt man besonders dem Schauspielerpaar Volnys nach, welches jährlich sehr schlau die Provinzen ausbeutet; die Frau war ehemals als Kind schon unter dem Namen Leontine Fay im In- und Auslande, wo nicht berühmt, doch sehr bekannt. Sie spielte hernach als erwachsenes Mädchen am Gymnase dramatique und kam von dort an das Théâtre français; hier gilt sie jedoch keineswegs für eine vollkommene Schauspielerin, obschon ihr Spiel sehr belebt ist; aber eben hierin übertreibt sie zu sehr, und fällt dadurch in's Unnatürliche.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 243.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Mittwoch, den 11. Oktober 1837.

Was weht ſo ſüß und duftig vom alten Schloß herab?
Was will das braune Männlein mit Schlüſſelbund und Stab? —
„Die Brünnlein ſind verſieget in heißer Sommerglut,
Doch tief im Burggemäuer rinnt goldne Lebensflut.“
Auguſt Stöber.

Das Mährchen beim Weine.

Es war am reichen, reizgeſchmückten Rhein,
Da ſaß ich ſtill in einer Rebenlaube;
Zu Füßen mir der Fluß im goldnen Schein,
Zu Häupten mir die ſchwere goldne Traube.

An meiner Seite ſtand ein holdes Kind,
Gleichwie des Rheines Tochter anzuſchauen,
Gelblockig und blauaugig, wie ſie ſind,
Die ſchönen Mädchen in den Pfälzergauen.

O unbeſchreiblich ſüße Doppelluſt,
Zu gleicher Zeit mit ſeligem Entzücken
Gelehnt an eine weiße Mädchenbruſt,
Dem Rhein in's klare Auge tief zu blicken!

Dort ſiehſt du der Vergangenheiten Pracht
Aus Wellenmährchen dir entgegenſtralen;
Hier fühlſt du, wie der Schönheit Zaubermacht
Die Gegenwart weiß reizend auszumalen.

Der Sonnenſchein, die Trauben über mir,
Süddufend vor mir die gefüllte Flaſche:
Ein ſeltnes Bild; ſie ſchien der Phönix hier,
Die Sonne Glut, die Trauben ſeine Aſche.

Und als ich ob des Weines ſtarkem Duft
Verwundert, ſprach das Kind mit ſüßem Munde:
„Erſtaunt nicht, Herr, das liegt ſo in der Luft,
„Gekeltert ward der Wein auf Arnſpergs Grunde.“

Und wie die Sage reizend ſich am Rhein
Und unverholen ſchmiegt an die Geſchichte,
So ſchenkte mir die Kleine mit dem Wein
Zugleich das Mährchen ein, das ich berichte.

— Ein Köhler war's, der ging des Weges her,
Am Schloſſe Arnſperg zog er dicht vorüber;
Heiß war der Tag, die Arbeit lang und ſchwer,
Den Armen plagt des Durſtes heißes Fieber.

Rings, wo ſein Auge ſpäht in Berg und Kluft,
Kein Quell, der labend ihm entgegenlachte;
Vom Schloſſe aber kam ein Weinesduft,
Der ihm die trockne Zunge lüſtern machte.

Und jetzt ein Männlein ſieht er, alt und klein,
Mit grüner Kapp' und großem Schlüſſelbunde;
Das winkt, er folgt, tritt in den Schloßhof ein,
Und ſteht nun in bemooster Trümmer Runde.

Digitized by Google

Und abwärts geht's wie einen Kellergang,
Bis sie vor einer Felsenwand nun halten;
Des Alten Schlüssel winkt, der Felsen klang
Gleich einem Thore, doppelt aufgespalten.

Ein Keller ist's, worin das Paar nun hält,
Die Wand von hellem Lampenlicht umsäumet:
Ein Ehrenbett, worauf der Wein, der Held,
Von Rosenlippen schöner Zukunft träumet.

Rings ungeheure Fässer ohne Zahl,
Wie blanke Harnische von alten Riesen,
Auf jedem ein krystallener Pokal,
Als Page solchem Helden zugewiesen.

Und einen hebt mit Wein der Alte voll,
Und spricht kredenzend: „Nach vollbrachtem Werke
„Bekommt ein Becher edlen Weines wohl:
„Trink, Freund, er spende Labung dir und Stärke!

„So hielt's mein Herr; Gastfreundschaft hat er mir
„Im Kellermeisteramte aufgetragen;
„Ich übe sie dreihundert Jahre hier —
„Laß dir den edlen Königswein behagen!"

Der Köhler trinkt. Zwar rieseln bei dem Wort
Geheime Schauer ihm durch seine Glieder;
Doch bannt des Weines Zauber bald sie fort,
Und Kraft und Muth und Frohsinn kehren wieder.

Und selber füllt er jezt den Becher an,
Und reicht mit heitrer Miene ihn dem Alten:
„Allein zu trinken hat nie gut gethan,
„Ein wackrer Gastfreund muß sich zu mir halten!"

Des Alten Auge wird verklärt, er trinkt.
„Hab Dank, o Freund, ob des Erlösungswortes!
„Und daß dir diese Stunde Segen bringt,
„Gedenk des Königsweines und des Ortes!"

Er sprach es und verschwand; mit ihm verschwand
Pokal und Faß; das Frühroth hob den Schleier,
Der Köhler auf dem alten Wege stand,
Und dachte an das seltne Abenteuer.

Er sann und fand die Deutung für das Wort.
Weinreben pflanzt er hin auf Arnspergs Grunde,
Die brachten reiche Schätze ihm sofort;
Das war der Segen ihm von jener Stunde. —

— Das Mädchen schwieg; die Gläser füllt' ich an
Und sprach, indem ich eines ihr kredenzte:
„Allein zu trinken, hat nie gut gethan!"
Sie that Bescheid, das schöne Auge glänzte.

Und wie so reizend war das Lippenpaar,
Indem es nippend mir den Wein versüßte,
Da dünkte mir, daß doppelt reizend gar
Im heißen Liebeskuß es werden müßte.

Erproben wollt' ich meinen stillen Satz,
Da lief sie fort — verschwunden war die Kleine.
Der Köhler fand und ich verlor den Schatz:
So wechseln Menschenloose selbst beim Weine!

Manfred.

Henri Hasterfeld.

(Fortsezung.)

Es gab eine Zeit, sie liegt jezt schon veraltet hinter uns, wo die Romane Sir Walter Scotts in die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen deutscher Grafen übergingen. Gewiß eine merkwürdige Wanderung: die Luft der bergigten Heiden des alten Hochlandes in die Familienstuben eines Hofraths, eines Präsidenten, eines Kammerherrn eingefangen! Und wie säuselte diese Luft durch das Laub der Stammbäume, dieses alte Holz, an dem schon das Beil der Revolution so unbarmherzig gearbeitet! Manches Blatt löste nun noch der romantische Luftzug. Man sprach von den freien Bergschotten, von ihrem Plaid und ihren nackten Beinen, und die deutsche Phantasie nahm einen fremdartigen Schwung. Dieses war die Periode, wo Graf Hector Amadeus von Hasterfeld seine Reise antrat, und begeistert von den Walter Scott'schen Romanen, nach Schottland und Irland seinen Weg nahm. Er langte dort an, wie eben das aufgehende Gestirn O'Connells den trüben Horizont des unglücklichen Irlands zu durchbrechen begann; eine interessante Zeit. Graf Hasterfeld war der Begeisterung nicht unfähig, und wäre er auch tausendmal kälter gewesen als er es war, dennoch hätte die Gestalt, unter der ihm die Freiheit nahe trat, sein Herz entflammen müssen. Es war die Gestalt eines achtzehnjährigen Mädchens, bleich, mit langen, schwarzen Locken und schönen leidenden Augen, die, wie die romantische Poesie, nur Eine Sprache führten, die Sprache zum Herzen. Der Gebrauch, den Graf Hasterfeld von der Bekanntschaft dieser schönen Muse der Freiheit machte, war, daß er ihr die Freiheit nahm. Ein deutscher Graf heirathete ein irländisches Mädchen. Welch ein Umschwung der Ideen, der Sitten, der Meinungen, welch ein merkbares Fortschreiten der Weltgeschichte! Miß Jane hieß in ihrem Vaterlande nur die wild Irish girl. Sie liebte und haßte mit gleicher Energie des Herzens, und diese Eigenschaft ging auch auf ihren Sohn über.

Digitized by Google

Graf Hector Amadeus war Präsident eines Justizkollegiums geworden, er hatte gealtert, er las keine Walter Scott'schen Romane mehr, und die wild Irish girl an seiner Seite war zu einer stillen, wenigbeachteten Hausfrau geworden an der Grenze der sandigen Mark, und Henri Donald Hasterfeld war ihr Sohn. Es that der Mutter wehe, daß er sich zum Gecken der Mode umwandeln zu wollen schien, doch versuchte sie keine Mittel, ihn von seinen Wegen abzulenken. Er war im Besitz eines großen Vermögens. Das alte, deutsche Geschlecht, zu dem er gehörte, hatte immerdar sich zum Hofe gehalten, oder nach hohen Posten in der Armee gestrebt und sorgfältig Mesalliancen vermieden; Henri Hasterfeld schien von diesen drei Wegen der Auszeichnung gleich ferne: er floh die Heimath, er spottete über die Langeweile des Hofes, der kriegerische Ruhm galt ihm für eine Chimäre, und die Ehe hatte nur Reiz für ihn, wenn er sich die Aussicht stellte, sie auf eine Weise zu schließen, wodurch „die alten Formen und Vorurtheile," die er haßte, auf die gröbste Weise beleidigt würden. Diese Ansichten kamen jedoch nicht aus Ueberzeugung, sie waren, eben so wie sein Kabriolet, sein schokoladefarbenes Windspiel und sein neuester Frack Sache der Mode. Es war Mode, ohne Gefühl zu seyn, es war Mode, die alten Einrichtungen zu verspotten, und endlich war es Mode, über die Ehe Sarkasmen zu machen, und Henri Hasterfeld war ohne Gefühl, er verspottete den Adel und er machte Sarkasmen über die Ehe. Und warum sollte er das nicht, wenn er sich damit eine Entréekarte in den Salon der schönen Herzogin von L., der geistreichen Fürstin von M. verschaffte? Mit wirklichen Gesinnungen hätte man es ernstlicher nehmen müssen, aber hier waren keine wirklichen Gesinnungen. Denn kann wohl ein deutscher Graf mit Ernst über die Nichtigkeit des Adels losziehen? er, der nie dabei vergißt, daß er ein deutscher Graf ist, daß seine Vorfahren vielleicht unter Gimpert, dem Langhaarigen, über den Rhein gingen, und daß seine Ur-Ureltermutter in Froissarts Chronik einen Platz einnimmt?

Vielleicht waren es diese weiten geschichtlichen Erinnerungen, diese Masse von Vergangenheit, die in das junge Gesicht unseres Helden jenen melancholischen Zug legten und die es mit bleicher Farbe überzogen, welche so schön gegen die schwarzen Locken contrastirte. Dieses elegische Colorit kam auf das Antlitz unserer jungen Weltleute, als Byron seinen Childe Harold gedichtet hatte; es trat an die Stelle des graziösen Lächelns, das unter dem Beil der Guillotine starb, das Ninon de Lenclos aufbrachte, und das seitdem durch viele Generationen des ancien régime den Typus eines modischen Gesichtes, das gefallen wollte, ausmachte. Doch war Henri's bleiche Farbe nicht ganz Folge seines geschichtlichen Selbstbewußtseyns, auch nicht ganz Affektation, um dem Childe Harold zu gleichen, sondern sie war ein Erbtheil der Mutter. Die Muse der Freiheit, die zur Präsidentin in der Mark geworden, hatte ihn damit beschenkt, die arme Muse! Aber sie hatte sich mit dieser Gabe nicht begnügt, noch ein anderes, weit wichtigeres, stilles Erbtheil hatte sie in das Herz Henri's niedergelegt.

Eine Seele ohne Inhalt und ohne Feuer erliegt fast immer dem frühreifen Leben unserer Tage. Welch eine Masse Weltgeschichte drängt sich schon dem kaum zum Jüngling gereiften Knaben entgegen, wenn er die Thore des Pädagogiums hinter sich schließt! Die uralte, verdrießliche Weisheit der Welt legt sich erdrückend auf eine Brust, die sich unter den ersten freien Pulsen auszuweiten strebt. Der Staat umwirft seine kaum zurechnungsfähigen Bürger mit einem Netz verdrießlicher Fragen, alle Uebel überschwemmender Kultur nagen an den frischen Nerven, und was von Jugend noch übrig bleibt, tödtet ein wilder Strom von Genüssen, ohne wahre Kraft zu erfreuen, ohne Würde, wie ohne Beständigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

Kunstausstellung. Musik. Theater.

Wenn der Vorwurf der Unzugänglichkeit gegen alle andern als die merkantilischen Interessen, welchen man schon seit Jahren dem Publikum Leipzigs zu machen pflegt, nur im Mindesten einer Widerlegung bedürfte, so könnte diese durch die neuern literarischen und artistischen Bestrebungen Leipzigs auf das schlagendste und entschiedenste geführt werden. Seit ungefähr einem halben Jahr hat sich hier ein Kunstverein gebildet, der sich, da er einem längst gefühlten Bedürfnisse abhalf, von allen Seiten her einer so lebendigen Theilnahme erfreute, daß von den Aktien à 5 Rthlr., auf welche er gegründet wurde, in kurzer Zeit über 1200 Stück untergebracht worden sind und dem Verein bereits ein Capital von 4000 Rthlr. zum Ankauf von Oelgemälden zur Disposition steht, welche zum Theil unter die Aktionärs verloost werden sollen, zum größten Theil aber zur Begründung eines Leipziger Museums bestimmt sind. So kurz die Zeit der Wirksamkeit dieses Vereins ist, so hat er doch schon Kennern und Freunden der Kunst Genüsse bereitet, die um so mehr zu schätzen sind, je länger sie bisher entbehrt wurden. Zwar verging früher kein Jahr, wo nicht unter der Leitung des verdienstvollen Direktors der hiesigen Zeichnenakademie, des Prof. Schnorr von Carolsfeld, eine Kunstausstellung veranstaltet worden wäre; allein diese enthielt in der Regel mehr die Versuche angehender, als die Leistungen ausgebildeter Künstler, und entbehrte namentlich der Zusendungen aus dem Auslande gänzlich. Auch die hiesigen Privatsammlungen des Baron Speck-Sternburg, des Kaufmanns Clauß u. A., so reichhaltig sie auch sind, stehen doch dem allgemeinen Zutritt nicht so offen und sind nicht so mannichfaltig und umfassend, daß sie alle Ansprüche zu

Digitized by Google

befriedigen vermöchten. Um so größeres und allgemeineres Interesse hat daher die Gemäldeausstellung erregt, welche durch den neuen Kunstverein seit dem 17ten September eröffnet worden ist. Mehr als sechshundert Werke der neuern Malerschulen sind aufgestellt, und fast alle Städte, welche die Kunst hegen und pflegen, haben ihre Beiträge dazu eingesendet: Berlin, Braunschweig, Dresden, Düsseldorf, Göttingen, Hamburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stettin, Wien u. a. im Inlande, Amsterdam, Brüssel, Dortrecht, Genf, Paris, Riga ꝛc. im Auslande. Ein ganz besonderes Verdienst hat sich jedoch der kunstliebende Kronprinz von Preußen um diese Ausstellung dadurch erworben, daß er zu derselben zwei Meisterstücke der neuern deutschen Malerschule: „die Hussitenpredigt von Lessing“ und „Jeremias auf den Trümmern Jerusalems von Bendemann,“ aus seiner eigenen Galerie gesendet hat. Beide Gemälde, welche auf den Kunstausstellungen zu Berlin, München, Hannover, Paris u. a. bereits den Enthusiasmus aller Kenner erregten, sind auch die Krone dieser Ausstellung. Was das Gerücht früher über sie verbreitete, bestätigt jetzt die Anschauung vollkommen. Die übrigen ausgestellten Gemälde lassen sich im Allgemeinen unter die drei vorherrschenden Kunstfächer der neuern Zeit: Genrebild, Landschaft und Porträt, classificiren. Da einestheils die vorhandenen Werke ein öfteres Anschauen fordern, anderntheils noch mehrere bedeutende Beiträge erwartet werden, so dürfte erst die nächste Mittheilung sich weiter über das Einzelne verbreiten. — An demselben Tage, an welchem die Gemäldeausstellung eröffnet wurde, bot sich den Freunden der Musik ein nicht minder großartiger Genuß dar. Der berühmte russische Pianist Antoine Gerke gab zum Besten des Instituts für alte und kranke Musiker im hiesigen Gewandhause ein großes Concert, das, abgesehen von seinem edeln Zwecke, auch als Kunstwerk die größte Anerkennung bei den zahlreichen Zuhörern fand. Besonders ausgezeichnet war das Doppelspiel des Concertmeisters mit der hiesigen ausgezeichneten Pianistin Clara Wieck. Antoine Gerke ist ein Künstler des ersten Ranges aus der Schule Thalbergs. Sein Spiel, das Resultat vieljähriger Ausbildung und Kunstliebe, ist originell, kühn, wechselnd in schönem Ernst und in lieblicher Zartheit, gefühlvoll, innig und tief. Seine Compositionen sind elegant, frisch und kräftig. — Was den Zustand des hiesigen Theaters betrifft, so hält derselbe sich in jener — ich weiß nicht, ob glücklichen oder unglücklichen — Mitte, die eben so wenig Stoff zu außerordentlicher Anerkennung, als zu bedeutendem Tadel gibt. Die Mitglieder desselben leiden zum größern Theil an denselben Gebrechen, an denen das Repertoire laborirt. Lorging, Claudius, Berthold, Franchetti, Günther sind die einzigen Namen, die einen guten Klang haben, und wenn sich nicht im Laufe des Sommers einzelne Gäste von Bedeutung auf der Bühne eingefunden hätten, so dürften diese Einzelnen nicht hingereicht haben, um einige anerkannt bedeutende Stücke zur Aufführung zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Theater. Herbstvergnügungen.

Etwas ausgezeichnetes Neues hat das Théâtre français in der letzten Zeit nicht gegeben; Demoiselle Mars muß noch immer das Beste thun, um diese Bühne aufrecht zu halten, der es übrigens nicht an Geldunterstützung von Seiten des Staats fehlt. Dagegen sind die Vaudevilletheater sehr thätig und haben gewiß über ein Dutzend Neuigkeiten seit sechs Wochen zu Tage gefördert; jedoch hat kein Stück großes Aufsehen erregt, was aber das Uebersetzen derselben in's Deutsche keineswegs verhindern wird. Auch die komische Oper ist sehr rege geworden und hat in der letzten Zeit mehrere Operetten junger Tonkünstler gegeben, gleichsam um den Klagen derselben und ihrer unbesonnenen Sehnsucht nach einer zweiten Operettenbühne, die noch zuweilen in den Tagesblättern zur Sprache kommt, ein Ende zu machen. Auch wüßte ich nicht, an wen sich die komische Oper anders wenden könnte, um neue Operetten zu bekommen, als an die jungen Tonkünstler, da die alten, Berton ausgenommen, alle zu Grabe gegangen sind und Auber doch nicht beständig die große und daneben die komische Oper mit neuen Stücken versorgen kann. Die große Oper hat nun ihre Elsler wieder und kann ihre besten neuen Ballette aufführen, und die Last des Gesanges ruht nach wie vor auf Duprez. Nourrit, vor ihm der erste Opernsänger, soll bloß deßwegen weggegangen seyn, weil man ihm Duprez als Nebenbuhler an die Seite stellen wollte. Der Mann fürchtete nun, der Zweite zu werden, und da er nach Cäsars Maxime lieber der Erste in einem kleinen Orte ist, als der Zweite in der Hauptstadt, so reist er herum und gibt Gastrollen auf den Bühnen Frankreichs, wo große Opern aufgeführt werden können, wie zu Lyon, Marseille und Bordeaux. Es ist zu bedauern, daß die beiden vortrefflichen Sänger nicht zugleich an der Oper blieben; das Publikum hätte dadurch an Genuß gewonnen, zumal Duprez einige Rollen anders auffaßt, als Nourrit; zum Beispiel den Masaniello in der „Stummen von Portici“ stellt er mehr als den gemeinen Fischer, den Mann aus dem Volke dar, wogegen Nourrit mehr die politische Bedeutung dieses Charakters hervorhebt. Seitdem Fanny Elsler die Stumme und Duprez den Fischer darstellt, hat diese Oper ein ganz neues Ansehen bekommen, und das Publikum eilt herbei, als ob es ein neues Stück wäre. Es ist von einem Ballette die Rede: „die Wunderkatze,“ wahrscheinlich desselben Inhalts, wie Scribe's gleichnamiges Vaudeville, das von Duverrier herrührt, der sonst zur St. Simonistischen Secte gehörte und seit dem Ableben dieses possirlichen Vereins für's Theater arbeitet. Die Elsler soll darin die Hauptrolle bekommen, und was nicht oft der Fall ist, sie soll nicht allein völlig den Erwartungen des Dichters entsprechen, sondern manchmal ihre Rolle noch besser anlegen, als es der Dichter selbst geahnt hatte. Die italienische Oper beginnt ihre Darstellungen, wie gewöhnlich, im Oktober, der diesmal schwerlich ein Weinmonat werden wird, da die Trauben nicht reif werden, ein Umstand, der in Frankreich beinahe unerhört ist; vielleicht ist es jedoch im mittäglichen Frankreich anders; im nördlichen friert man schon, obschon der kurze Sommer kaum zu Ende gegangen ist. Außer den Schauspielen hatten die Pariser im September noch den Jahrmarkt zu St. Cloud und die Eisenbahn nach St. Germain zu ihrer Belustigung. Den Jahrmarkt haben sie, wie gewöhnlich, drei Sonntage nacheinander in dem schönen Schloßpark und außerhalb desselben genossen. Wasserkünste, Spiele, Marktbuden, Tänze, guter und schlechter Wein, Alles ist ihnen zum Besten gegeben worden, was zu diesem Jahrmarkt gehört, und außer den gewöhnlichen Fuhren, um sie dahin zu bringen, wenn sie nicht zu Fuße gehen wollen, war diesmal das Dampfschiff da, welches seit geraumer Zeit nach St. Cloud auf der Seine fährt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 12. Oktober 1837.

Gewöhnlich meint der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei auch etwas denken lassen.

Goethe.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung von Nr. 239.)

Ausflug nach Upsala und Danemora.

Kleine Zwischenfälle ließen uns auf der Fahrt von Upsala nach Danemora recht anschaulich die anziehendste Seite des schwedischen Nationalcharakters und Lebens erblicken. Auf der ersten Station freute sich unser Postbauer so sehr über die wenigen Schillinge Trinkgeld, die wir ihm gaben, etwa sechs Kreuzer an Werth, daß er uns angelegentlich bat, ihm die Zeit unserer Rückkehr am morgenden Tage zu bezeichnen, damit er uns wieder fahren könne. Als wir nun am folgenden Nachmittage wieder auf diese Station kamen, fanden wir ihn wirklich und hatten das Vergnügen, daß der junge Bauer, der uns hingeführt hatte, und dem wir ebenfalls ein kleines Trinkgeld und etwas altes Süßbrod, einen Rest von Stockholm mitgenommenen Proviants, gegeben hatten, und unser gestriger Fuhrmann sich gegenseitig in unser Lob ergossen, indem sie uns einmal über das andere als „sehr galante Herren“ priesen. Ich glaube übrigens, daß nicht einmal das Trinkgeld allein es war, was diese Leute bewegte; ihr Benehmen war so herzlich, wie es aus der Gewinnsucht allein, die wohl Höflichkeit erzeugen mag, nicht hervorgehen kann. Gewiß that ihnen die freundliche Art wohl, mit der wir sie zu behandeln uns gedrungen fühlten, und namentlich der Eine hatte schon während der Fahrt an unserer Heiterkeit, ob er gleich unsere Gespräche nicht verstehen konnte, sichtlich Theil genommen, von Zeit zu Zeit sich umwendend, uns wie ein Kind freundlich angeblickt und mitgelacht, wenn wir lachten.

Auf einer andern Station, in einem kleinen Dorfe, gingen wir, während umgespannt wurde, in die Gaststube. Hier war Alles äußerst sauber, obgleich große Reinlichkeit den Schweden, und namentlich ihren Gasthöfen nicht eben nachgerühmt werden kann. Hier sah ich auch zum ersten Male die später als allgemein erkannte Sitte, den frischgewaschenen Fußboden mit kleinen jungen Tannenreisern zu bestreuen, was äußerst freundlich, für unser Auge gewissermaßen festlich läßt, indem wir, den Boden mit Grün bestreut zu finden, nur bei feierlichen Gelegenheiten gewohnt sind. Als wir an unsern Wagen zurückkehrten, gewahrten wir neben demselben unter einem schattenden Baum einen großen Mann, von einer Anzahl Erwachsener und Kinder umgeben, welchen er mit lauter Stimme aus einem Folianten vorlas. Zu meinem Erstaunen erkannte ich in dem Buche die mir von dem Upsalaschen Gastfreunde geschenkte Sammlung altschwedischer

Digitized by Google

Geſetze, die, aus einer Taſche des Wagens hervorſehend, die Neugierde des Vorleſers gereizt hatte, der ſie mir nun höflich und ganz unbefangen wieder zuſtellte. Ich denke, es war wohl der Schulmeiſter des Orts, obgleich ich bei dem guten Zuſtande der Elementarbildung des Volkes in dieſem Lande nicht berechtigt bin, es daraus zu ſchließen, daß er leſen konnte. Aber das Anſehen, in dem er zu ſtehen ſchien, und ein gewiſſer gelehrter Pli gaben mir dieſe Vermuthung ein. Wie viel freilich ſowohl er als ſeine Zuhörer von dem Inhalte der Vorleſung verſtanden, will ich nicht beurtheilen, obgleich es möglich iſt, daß er in dieſen volksthümlichen Rechten zufällig ein dem Volke ganz verſtändliches Kapitel gefunden haben mag. Denn daraus, daß er mit großem Eifer las und die Umſtehenden eben ſo eifrig zuhörten, läßt ſich ein Verſtändniß nicht abnehmen, da die dortigen Bauern wohl auch wie die unſrigen an einem Sonntag Nachmittag einem Vortrage mit Genügen anwohnen können, von dem ſie blutwenig verſtehen. Man weiß ja, daß mitunter Prediger auf dem Lande, wenn ſie gleich nicht volksverſtändlich predigen, doch nicht nur eifrig angehört werden, ſondern daß die Bewunderung und Andacht der Zuhörer ſogar in geradem Verhältniſſe mit der Ueberſchwänglichkeit des Redners ſteigt. Was ein gelehrter Herr ſpricht und ich nicht verſtehe, denkt der gemeine Mann, das muß doch wohl überaus tiefſinnig ſeyn.

Ich ſelbſt bin einmal auf eine komiſche Weiſe an einem Sonntag Nachmittag dazu gelangt, eine andächtige Gemeine zu erbauen. In Mühlhauſen am Neckar, einem dem Freiherrn von Palm gehörigen Dorfe, iſt ein altes, wenig bekanntes Kirchlein, dem heiligen Veit geweiht. Es iſt in einfachem Spitzbogenſtyle gebaut, und ſeine innern Wände ſind faſt durchgängig mit heiligen Geſchichten in einer tempera-ähnlichen Weiſe bemalt. Die Kirche ſelbſt enthält bibliſche Geſchichten, das Chor ſchmücken einzelne Scenen aus den Martyrien des heiligen Veit und der heiligen Florentina aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Den Altar bildet ein Schrein, der fünf in Holz geſchnitzte Heilige enthält und oben in gleichfalls hölzernen gothiſchen Verzweigungen ſchließt, welche den Patron der Kirche umflechten, der bis zur Mitte des Leibes aus dem runden Keſſel, in welchem er in Oel geſotten wird, hervorragt. Die Thüren des Altarſchreins ſind auf beiden Seiten mit ſchönen Gemälden auf Goldgrund, wiederum die Marter St. Veits darſtellend, von einem Ulmer Meiſter aus dem ſechzehnten Jahrhundert verziert. Einzelne Grabſteine mit in Lebensgröße ausgehauenen Rittern lehnen an den Wänden. Dieſe Kirche wird längſt nicht mehr zum Gottesdienſte gebraucht, ſondern als Scheuer und zu ähnlichen Zwecken verwendet, und weder dieſer Gebrauch noch die ſcheibenloſen Fenſter, welche dem Regen und Schnee den Eingang geſtatten, ſind geeignet, den darin enthaltenen Kunſtwerken eine lange Dauer zu verſprechen. Ich hatte daher mehrere junge Künſtler, Architekten und Zeichner aus Stuttgart, veranlaßt, die Merkwürdigkeiten der Kirche, ehe ſie ganz zu Grunde gingen, abzubilden. Ein ſchöner Sonntag wurde zu dieſem Geſchäfte gewählt, und während der emſigen Arbeit war die Zeit, da Kinderlehre und Nachmittagsgottesdienſt vorüber waren, herangekommen. Auf der Steinplatte des Altars ſaß der Kupferſtecher und zeichnete die Bilder der Flügel; ein Anderer copirte die Ritter an den Grabſteinen; einer der Architekten maß die Kirche, um den Grundriß aufzunehmen, und zeichnete die ſchöneren Ornamente; der zweite, in der Mitte des Hauptſchiffs ſitzend, war beſchäftigt, ein perſpektiviſches Bild des Innern auf dem Reißbrette zu entwerfen und ſogleich mit Neutraltinte auszuführen. Ich ſelbſt hatte mich auf die Kanzel geſtellt und las aus Heines Salon die darin enthaltene Schilderung der Pariſer Kunſtausſtellung den ſtillbeſchäftigten Künſtlern vor: wahrſcheinlich das erſte Mal, daß Heines Worte von einer chriſtlichen Kanzel gepredigt wurden, wobei ich mich wohl kaum dagegen zu verwahren brauche, daß ich deßwegen keineswegs zum jungen Deutſchland gehöre, das ſpäter Heines Grundſätze in vollem Ernſte als ein Evangelium verkündigen zu müſſen glaubte. Die offenen Thüren hatten allmählig Kinder und Erwachſene hereingelockt, und wie die Zahl ſich mehrte, nahm die Stille eher zu als ab, da die älteren Bauern den Kindern abwehrten und Schweigen geboten. Mit ſehr geſammeltem Antlitz und aufmerkſamen Augen horchten ſie ernſthaft dem Sprecher auf der Kanzel, und ich zweifle gar nicht, daß ſie eine Art von religiöſer Erbauung fühlten, da der Gegenſtand der beurtheilten Gemälde zuweilen die Namen von Heiligen im Texte zu nennen gebot, von Göttlichkeit der Kunſt, von Idealen und ähnlichen Dingen mit Wärme geſprochen wurde und ſie das Uebrige unmöglich begreifen konnten. So wenig bedarf es beim Landvolke des vollen Verſtändniſſes zur Erbauung. Wie lächerlich dies für den erſten Augenblick ſcheint, einen ſo tiefen Grund hat es, da jede poſitive Religion des Myſteriums, als einer weſentlichen Baſis, nicht entbehren kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Henri Hasterfeld.

(Beſchluß.)

Henri Haſterfelds Seele wurde gegen dieſen betäubenden Andrang durch einen Talisman geſchützt, auf den die Welt keine Macht ausübt. Es war etwas von der tiefen Fülle des Schmerzes, der wilden Leidenſchaftlichkeit ſeiner

Digitized by Google

Mutter in ihn übergegangen, und dieſes Etwas hatte ihn aufrecht erhalten in dem Getümmel einer frivolen Welt, in dem ewigen Einerlei des Geſchwätzes, der Orgien, der Pferdewetten, Duelle und Liebſchaften. Mitten unter dem ſeelenloſeſten Genuſſe eines ausgelaſſenen Bacchanals, unter den Scherzen, die Rohheit und der albernſte Dünkel aufbrachten, konnte Henri bis zu Thränen gerührt werden, wenn ihm ein altes vaterländiſches Lied einfiel, das ſeine Mutter oft in den Stunden der Dämmerung zu ihrer kleinen irländiſchen Harfe ſang, und deſſen Klänge, wie aus tiefem Meeresgrunde herauftönend, ihm in's Herz drangen. Welch ſelige Stunden waren das! Wenn ſolche Lieder das Gemüth des Knaben weich zum zerfließen gemacht hatten, dann ſprach Lady Jane zu ihrem Sohn von dem Unglück ihres Vaterlandes, von dem Elend, das fremde und einheimiſche Tyrannen über daſſelbe gebracht, von den ewigen Tönen der Klage, die um die Zinnen der ſchönen Abtei von Holycroß ſchweben, und in dieſen Geſprächen zeigte ſich die ſchon längſt beruhigte Frau des Bureaucheſs noch ganz als die wild Irish girl, genährt, ſtatt von Flitter und Putz, vom geheimen Haß, den wilden Kämpfen und der ganzen blutigen Vorzeit ihres Landes. In ſolchen Stunden nannte ſie ihn bei ſeinem iriſchen Namen Donald, in ſolchen Stunden tauchte ſich ihr dunkles Auge voll unerklärlichen Feuers mit ſeinen geheimnißvollſten Strahlen tief in das ſeinige; ſie wurde von der verſtändigen Mutter plötzlich die feurige, unzähmbare Geliebte, die ſich mit ihren erhabenſten Wünſchen an ſeine junge Seele klammerte und alle ihre Hoffnungen auf die Befreiung ihres Vaterlandes von ſchmachvollen Feſſeln auf die edle, junge Stirn, auf die von Begeiſterung gehobene Bruſt ſezte, in der ein gefühlvolles Herz ſchlug.

Solche Stunden kamen Henri Haſterfeld in's Gedächtniß, und er zog ſeinen Fuß zurück, wenn er eben im Begriff war, die Schwelle eines der niedrigſten Schauplätze der Entartung zu betreten, wohin oft der Drang nach Abwechslung in einem müſſigen, üppigen Leben auch die Schritte beſſerer Naturen lenkt. Aber man darf nicht glauben, daß dieſelbe Stimme ihn zu Thaten und zu Entſchlüſſen drängte. Sie machte ſich nur als ein wohlthätiger, elegiſcher Klageton in ſeinem Buſen geltend. Er liebte ſein ſchönes Mutterland, wie er die liebte, die daraus ſtammte; aber noch war dieſe Liebe nicht zum Bewußtſeyn des Thatendranges erwacht. Der deutſche Baron, auf ſeinen Geldſäcken und ſeinem feſten Grundbeſitz ruhend, ſtritt in ihm mit dem armen, flüchtigen iriſchen Häuptling, der nichts hatte als den Bettelſtab, an dem ihn ſeine Peiniger in die weite Welt trieben. Es war ſo bequem, in einem Wagen aus den Fabriken von Bryères von Rom nach Paris, von Paris nach London zu rollen, und ſo unbequem, denſelben Weg müde und im Schweiße ſeines Angeſichts ſich daher zu ſchleppen! Henri Haſterfeld war jung, feurig, verwöhnt und nichts weniger als im Alter der Entbehrungen. Er liebte es, mit Ideen zu liebkoſen, wie es unſere Zeit liebt, aber dieſe Liebkoſungen waren unfruchtbare Blüthen, die der junge Baum eben ſo übermüthig abſchüttelt, wie er verſchwenderiſch ſich mit ihnen bedeckt.

Dieſe wenigen Striche als Crayonſkizze unſers Helden mögen für's Erſte genügen; der Verfolg, die Handlungen und Schickſale Henri's mögen ſie zu einem Gemälde vervollſtändigen. Wir wiſſen, ganz ſo thöricht und untheilnehmend, ganz ſo leichtſinnig und verwöhnt, ſo geckenhaft, ſo träumeriſch, ſo übellaunig und ſo ſchwankend hat es Manche gegeben, die ſich dabei durch eine geheime Kraft der Seele unſer Herz zu gewinnen wußten. Vielleicht vermag daſſelbe auch unſer Held. Jezt darf er es noch nicht hoffen; jezt iſt Henri Haſterfeld noch nichts als ein hübſcher Junge mit einem vortrefflich gearbeiteten Frack; er iſt der Beſitzer eines ſchokolatefarbenen Windſpiels und einer Revenue von fünfzigtauſend Thalern. Das iſt allerdings ſehr wenig, um unſer Herz zu beſchäftigen, und in der That, die Impertinenz, die vornehme Nichtachtung, die Henri Haſterfeld denjenigen entgegenſezt, die für ihn ſich zu intereſſiren Luſt bezeugen, ladet wenig dazu ein, ſeine „geckenhaften Thorheiten“ und ſeine „hunderttauſend Schwächen“ zu überſehen. Dieſe lärmenden Befehle an ſeinen Kammerdiener, dieſes ſtundenlange Sitzen vor dem Spiegel, um dem Bau einer Locke nachzuhelfen, dieſe halbgeſchloſſenen Augen, die man ſo gerne offen und freundlich ſehen möchte, dieſe languiſanten Stellungen, dieſes laute Sprechen, und dann wieder die affektirte ſüße Mattigkeit, die Lorgnette, der Stock — o wie verdrießlich, wie anſtößig iſt das Alles für Einen, der gleich den Kern haben möchte, und wenig Zeit hat, die Schwierigkeiten einer ſeltſam verbildeten Schale zu überwinden! Geduld! die erſte Begrüßung unſers Helden und unſers Leſers iſt ſehr kalt; vielleicht daß beide am Ende gütlicher von einander ſcheiden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beſchluß.)

Die Eiſenbahn nach St. Germain.

Die Dampfſchifffahrt kannten die Pariſer nicht allein durch dieſes kleinere Schiff, ſondern auch durch das größere, welches die Seine bis nach Melun hinaufführt; aber mit einer Eiſenbahn hatten ſie noch Bekanntſchaft zu machen, und dieſes Vergnügen iſt ihnen jezt auch gewährt. Sie genießen es auch in vollem Maße. Faſt gibt es keinen ehrſamen Pariſer Bürger mehr, der ſich die Fahrt nach St. Germain verſagt hätte. Einigemal, beſonders an dem Jahresfeſte

Digitized by Google

26. Dezember. Mit. Amt. Verkauf Tuchfabrik Schmidt & Co. Kl. 4000 Mk. Gew. 3000 Mk. Ges. Mk. 7000.

27. Dezember. Mit. Amt. Verkauf Tuchfabrik Schmidt & Co. Kl. 4000 Mk. Gew. 3000 Mk. Ges. Mk. 7000.

28. Dezember. Mit. Amt. Verkauf Tuchfabrik Schmidt & Co. Kl. 4000 Mk. Gew. 3000 Mk. Ges. Mk. 7000.

29. Dezember. Mit. Amt. Verkauf Tuchfabrik Schmidt & Co. Kl. 4000 Mk. Gew. 3000 Mk. Ges. Mk. 7000.

30. Dezember. Mit. Amt. Verkauf Tuchfabrik Schmidt & Co. Kl. 4000 Mk. Gew. 3000 Mk. Ges. Mk. 7000.

31. Dezember. Mit. Amt. Verkauf Tuchfabrik Schmidt & Co. Kl. 4000 Mk. Gew. 3000 Mk. Ges. Mk. 7000.

Wolfgang Müller.

Schluß. Wolfgang Müller.

Nr. 4. Wenn sich in der Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1905 ein Gewerbetreibender, der nicht Mitglied der Handwerkskammer ist, um Ausstellung eines Lehrbriefes bewirbt, so ist ihm ein solcher nur dann auszustellen, wenn er vorher eine Prüfung vor dem Prüfungsausschuß der Handwerkskammer abgelegt hat. Die Prüfung ist nur dann bestanden, wenn der Prüfling mindestens 75 % der möglichen Punkte erreicht hat. Die Prüfungsgebühr beträgt 10 Mk. Sie ist vor Beginn der Prüfung zu entrichten.

Die Prüfung findet in der Regel in der Werkstatt des Prüflings statt. Sie besteht in der Anfertigung eines Meisterstückes und in einer mündlichen Prüfung. Das Meisterstück ist nach Angabe des Prüfungsausschusses anzufertigen. Es darf nicht vor Ablauf von 3 Monaten nach Beginn der Lehrzeit angefangen werden. Die Lehrzeit muß mindestens 3 Jahre betragen haben. Der Prüfling hat das Meisterstück innerhalb 14 Tagen nach Empfang der Aufgabe fertigzustellen. Die mündliche Prüfung erstreckt sich auf die Kenntnisse in der Buchführung, Kalkulation, Materialienkunde, Arbeitsverfahren, Gesetzeskunde und Berufskunde. Sie ist vor dem Prüfungsausschuß abzulegen.

Wer sich zur Prüfung meldet, hat seinen Lehrbrief, sein Lehrzeugnis, sein Gesellenzeugnis und seinen Geburtsschein vorzulegen. Ist er nicht Mitglied der Handwerkskammer, so hat er außerdem eine Bescheinigung der Ortsbehörde beizubringen, daß er seit mindestens 3 Jahren sein Gewerbe selbständig betreibt.

Wer die Prüfung nicht bestanden hat, kann sie frühestens nach 6 Monaten wiederholen. Er hat dann die Prüfungsgebühr nochmals zu entrichten.

Wer die Prüfung bestanden hat, erhält einen Lehrbrief, der ihn berechtigt, Lehrlinge auszubilden und Gesellenprüfungen abzunehmen.

Berlin, den 1. Januar 1905.

Handwerkskammer für die Provinz Brandenburg. Schmidt, Vorsitzender.

Digitized by Google

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 13. Oktober 1837.

Sweet scenes of youth, to faithful memory dear!
Still fondly cherish'd with the sacred tear,
When, in the soften'd light of summer skies,
Full on my soul life's first illusions rise!

Leyden.

Familiengeſchichten. *

Liebeszauber.

Der Tod des Großvaters veränderte wenig in meinem Leben und Treiben. Eine Tante nahm mich auf, bei der ich ſchon vorher, wenn ich nicht mit dem Großvater vor die Stadt ging, den größten Theil des Tages zugebracht hatte. Nach dem Abſcheiden ihres zweiten Gatten, welcher auf einem Dorfe unſerer republikaniſchen Landſchaft Pfarrer geweſen, war ſie in ihre Vaterſtadt zurückgekehrt und hatte des Großvaters Hauſe gegenüber eine ſtille Wittwenwohnung bezogen. Ein Jahr lang wagte ſie nicht in die Kirche zu gehen, um nicht, wenn ſie einen Andern auf der Kanzel erblickte, vor der Gemeine in lautes Weinen ausbrechen zu müſſen; da ſie aber zulezt Aufſehen und Mißdeutung befürchtete, ſo beſann ſie ſich — das einzige denkbare Mittel, ihr Herz zu verhärten — auf irgend eine Kränkung, ein auch noch ſo kleines Unrecht, das ſie von ihm erlitten hätte, um mit dem Seligen eine Stunde lang zu ſchmollen und die Kirche ruhig aushalten zu können. Nachdem ſie ihr Gedächtniß lange vergebens angeſtrengt, um in der zwanzigjährigen Ehe auch nur Einen Zwiſt auffinden zu können, fiel ihr endlich doch etwas bei, was ihr brauchbar ſchien: ſie hatte einmal, mit dem Kaffeebrett anſtoßend, dem guten Pfarrer eine ſchöngebundene Bibel, die ſich noch von ſeinen Studienjahren als Lohn des Wohlverhaltens herſchrieb, zu Boden geworfen, und die Folge davon war geweſen, daß er die Augen etwas ernſthaft gegen ſie erhob und verſezte: „Sey doch ſo gut und gieb ein ander Mal beſſer Achtung.“ So geringfügig dieſer Umſtand war, ſo hielt ſie doch an ihm als an dem lezten Anker feſt; der mißbilligende Ton, den ſie ſo gar nicht gewöhnt war, mochte ihr ſchon damals im Stillen zu ſchaffen gemacht haben, nun aber gelang es ihr eines Sonntags, während die Glocken zur Kirche läuteten, ſich von der Unbilligkeit jener Behandlung auf's Gründlichſte zu überzeugen; ſie zwang ſich, den Tadel ſo zu Herzen zu nehmen und ihren Unwillen ſo ſehr zu ſteigern, daß ſie endlich, auf's Tiefſte empört, zum Geſangbuche griff und mit trotzigem Gemüth in die Kirche ging. Aber ach! mit all ihrer Kunſt hatte ſie einen zerbrechlichen Panzer angelegt: bei den erſten Worten des Predigers brach ihr Herz, die Thränen ſtrömten unaufhaltſam, und ſie mußte einſehen, daß nur die Zeit den erſten ſcharfen Schmerz dieſer Wunde hinwegnehmen könne. — So brachte ſie ihre Zeit theils in der Pflege des Großvaters, theils mit ihrer alten Magd, einem Staarmatz und einem Kanarienvogel, den Reliquien ihres frühern glücklichen Lebens, zu.

* Morgenblatt, Juli 1836.

Digitized by Google

Schon als Kind, bei einem gelegentlichen Beſuche aus der Reſidenz, hatte ich mir ihre Gunſt erworben. Von der alten Magd in die Kirche getragen, weniger aus frommen Abſichten als um den unruhigen Knaben auf eine Weile los zu werden, hatte ich mir daſelbſt den wunderlichen Ton und die lebhaften Geberden des Predigers ſo in's Gedächtniß geprägt, daß ich ihn, kaum nach Hauſe gebracht, zur Verwunderung und Freude der Tante, nachzuahmen begann. Liebkoſungen und Leckerbiſſen hatten zur Folge, daß das Schauſpiel oft genug wiederholt wurde: ſobald ich eine Predigt ankündigte, mußten alle im Zimmer vorräthigen Stühle in die Runde geſtellt werden, die Anweſenden ſezten ſich und ſangen ein Lied, darauf beſtieg der kleine dreijährige Komödiant einen in der Mitte ſtehenden Schemel und ſchnurrte die paar Bibelſprüche und Ermahnungen an unartige Kinder, die ihm gelegentlich in's Gedächtniß gepflanzt worden waren, mit dem ernſthafteſten Geſichte herunter.

Ich habe ſpäter Veranlaſſung gehabt, meine Ideen über die Prädeſtination an jene jugendlichen Scenen anzuknüpfen, indem ich mir ſagen mußte, daß ich mit jener Mimik, in welcher man den Finger Gottes ſah, mir meine künftigen Studien ſelbſt diktirt habe, und konnte mir wenigſtens empiriſch anſchaulich machen, was Schelling ſich unter dem Worte Prädetermination denken mochte: den Akt, ſich eine Beſtimmung vorzuzeichnen, ehe man einen Willen hat. Fürwahr, die meiſten Menſchen, die ich ſehe, haben ſich prädeterminirt.

So war ich denn ſchon als Hausgenoſſe des Großvaters bei der Tante, die in mir ihren Seligen wieder aufleben ſah, beſtens empfohlen, und erlitt bei ſeinem Tode den einfachen Wechſel, das geräumige Gebäude mit den ſchauerlichen, düſtern Gängen und Winkeln, welche Nachts ein geſchäftiger Traumgeiſt, den ſüßen Schlaf des Kindes verbitternd, mit drohenden Geſtalten bevölkerte, gegen das ſchief gegenüber gelegene kleinere Haus zu vertauſchen, das um ſo viel wohnlicher und heimlicher war, zu eng, um noch Raum für ein unheimliches Schattenbild zu haben, mit dem ſchmalen, ziegelgepflaſterten Eſtrich, der zugleich die Küche in ſich faßte, wo nach alter Art über dem großen Herde das obere Stockwerk offen und mit einer Gallerie umgeben war. Wie oft habe ich, auf dieſer herumkletternd, die Tante zu der ängſtlichen Bitte genöthigt, ich möchte ihr nicht vom Himmel herab in den ſiedenden Keſſel fallen! Wie oft ſtand ich, meine Augen am kniſternden Feuer weidend, auf die Ofengabel gelehnt, neben der alten Anna Marey, die mir eine Geſpenſtergeſchichte erzählte, während ſie das Mehl zur Suppe röſtete; in der ſchauernden Behaglichkeit des Zuhörens benuzte ich dann wohl einen Augenblick, wo ſie auf die Seite ſah, mir mit einem breit gehaltenen Kochlöffel etwas von der leidenſchaftlich begehrten Speiſe zuzueignen, und fuhr erſchrocken zurück, wenn der ſpionirende Staar Huidieh ſchrie und der Kanarienvogel im Zimmer, durch den Signalruf aufgeregt, mörderiſch zu lärmen begann.

(Die Fortſezung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſezung.)

Nachts um zehn Uhr langten wir im Oeſterby an, wo wir übernachten mußten, da in Danemora kein Gaſthaus iſt. Dieſes Muß verkehrte ſich aber in eine unerwartete Annehmlichkeit, indem wir das Wirthshaus in jeder Hinſicht vortrefflich fanden. Oeſterby iſt ein kleiner Ort mit einem Schloſſe des Herrn von Thamm und einigen Eiſenwerken und liegt hart am Walde. Die Nacht war köſtlich hell und nicht zu kalt, ſo daß wir uns nicht enthalten konnten, noch einige Zeit im Freien zuzubringen. Am andern Morgen um fünf Uhr brachen wir wieder auf und kamen auf einem Fußpfade, der durch Wald und über Wieſen führt, noch vor den Arbeitern zu der Eiſengrube bei Danemora.

Dieſes Eiſenbergwerk iſt bekanntlich das größte Schwedens. Es iſt Privateigenthum mehrerer Beſitzer, von denen die Familie Degeer den bedeutendſten Antheil hat. Der Ertrag ſoll jährlich 90,000 Schiffspfund betragen. Die jezt noch bearbeiteten Gruben auf dem öſtlichen Ufer des Danemoraſees bilden einen ungeheuren Felſenſchlund, auf der einen Seite von eben dieſem See, gegen deſſen Gewäſſer ſteinerne Vorſetzen erbaut ſind und zum Theil erſt gebaut werden, auf der andern Seite von dem Wald und den Wieſen, durch welche wir von Oeſterby hergekommen waren, nahe begrenzt. Da ſind keine unterirdiſchen Gänge, wie in andern Bergwerken, es iſt nichts als dieſes große Loch in das durchaus eiſenhaltige Geſtein des Bodens gehauen, das ſich von Tag zu Tag ausdehnt, mehr jedoch gegen die Tiefe zu, als an Breite und Länge, da ſowohl das in der Tiefe gewonnene Metall von beſſerer Qualität iſt als das ſogenannte Tageiſen gegen die Oberfläche hin, als auch die Nachbarſchaft des Sees der Erweiterung der Grube auf einer Seite Schranken ſezt. Die Tiefe der Grube beträgt im Allgemeinen achtzig Faden.

Nachdem wir überall um dieſen Schlund herumgegangen, auch in einem der wenigen Gebäude, die ſich hier finden, weil das Eiſen nicht bei der Grube verarbeitet wird, im Fremdenbuche unter andern Schleiermachers und Steffens Namen begrüßt, und die unterdeß angelangten Arbeiter ihr Tagewerk hatten beginnen ſehen, ſchickten wir

Digitized by Google

uns selbst zur Einfahrt in die Unterwelt an. Wir wählten dazu die weiteste Grube, die den Namen der Radwindengrube (Hjulwindsgrusva) trägt. Es treiben hier nämlich zwei Pferde eine große Winde, die gleichzeitig zwei Eimer in Bewegung sezt, indem der eine hinuntergelassen, der andere hinaufgehoben wird. Für uns suchte man einen hölzernen Eimer von etwa drei Fuß Höhe, der in drei Ketten hing, die, wo sie sich vereinigten, an einem dicken Tau befestigt waren. Der Rand des hölzernen Gerüstes ragte schon in die Grube hinein, in deren Tiefe man statt des Grundes nur eine purpurne Finsterniß sah. Noch über diesen Rand hinaus hing der Eimer in der freien Luft über der Tiefe, und es war ein, wenn auch nicht gefährliches, doch für Jemanden, der zum Schwindel geneigt ist, bedenkliches Geschäft, in das Fahrzeug zu gelangen. Wohl eingehüllt und eingewickelt, wie uns die Arbeiter zu thun riethen, obgleich hier oben die Sonne schon stach, stieg ich mit dem einen meiner Begleiter zuerst in den Eimer. Der zweite dagegen, ein Israelite, konnte sich lange nicht entschließen, den einzigen Schritt zu thun, der nöthig war, zu uns zu gelangen. Endlich bewogen wir ihn dazu, er stieg furchtsam herein und duckte sich sogleich in den Eimer hinunter, damit er den Abgrund nicht sehen möchte, indem er uns, die wir ihn auslachten, die charakteristische Bemerkung entgegenhielt, daß er nicht die Schuld trage, wenn er keine Courage habe, als welche lediglich eine Gabe Gottes sey. Zulezt trat noch ein Bergmann auf den Rand des Eimers, dessen Inneres wir Uebrigen völlig ausfüllten, und so wurden wir nun langsam gegen 500 Fuß tief hinabgelassen. Bald entfernte sich der Eimer von den unregelmäßigen Wänden, bald näherte er sich wieder, in welchem Falle unser Führer besorgt war, dessen Anstoßen oder Aufsitzen zu verhindern, das ein Umschlagen des Eimers hätte verursachen können. Was diese Fahrt von ähnlichen in andern Bergwerken unterscheidet, ist die außerordentliche Ausdehnung der Grube, die man, an einer ihrer mächtigen Seiten sich senkend, wie ein große Höhle, jedoch deutlicher betrachten kann, da die gleichweite Oeffnung Licht genug in die Tiefe wi ft, um den unten Befindlichen Alles genau unterscheiden zu lassen. Ungefähr in der Mitte der Tiefe fuhren wir durch eine Lage Pulverdampf, der, obgleich anderthalb Tage nicht gesprengt worden war, und trotz der Weite des Schlundes, doch den Ausgang noch nicht hatte finden können. Wir selbst sahen nicht sprengen, da dies, wenn auch in der Regel alle Tage, doch erst um die Mittagstunde geschieht.

Unten angekommen, waren wir aus der Hitze des Juli in den vollen Winter versezt. Ein großer Eisblock lag in der Mitte der Grube, die triefenden Wände erfüllten die Luft mit kalter Feuchtigkeit. Wir traten daher, nachdem wir eine Zeitlang den Anblick des blauen Himmels aus solcher Tiefe und der an den schroffen Wänden ihr Geschäft versehenden Arbeiter genossen hatten, die Auffahrt auf die nämliche Weise an, wie die Abfahrt geschehen war.

Es mochte ungefähr neun Uhr Morgens seyn, als wir mit der Besichtigung der Gruben fertig waren; wir hatten daher noch Zeit, den Park in Oesterby zu betrachten. Man würde anderswo diese Anlagen für ganz unbedeutend erklären; allein hier, über den 60sten Grad hinaus, war es etwas Besonderes, eine im Freien stehende Orangerie zu finden. Auch waren einige Partien an einem schilfbewachsenen kleinen See so heimlich und einladend, daß wir gerne verweilt hätten, wenn uns nicht noch für den heutigen Tag eine Strecke von dreißig Wegstunden zu machen übrig gewesen wäre. Die Gefährten eilten daher, Gabelfrühstück und Abreise zu bestellen; ich selbst ließ das Schloß mir öffnen, in dem ich durch eine ziemlich zahlreiche Gemäldegalerie mit mehreren werthvollen Stücken auf's Angenehmste überrascht wurde, da ich eine solche in diesen Breiten auf einem Landschlosse noch weniger als eine Orangerie erwarten konnte. Mir fielen zwei schöne Landschaften, angeblich von Salvator Rosa, angenehm auf, mehrere Rubens, oder doch Werke seiner Schule, eine Kuh von Paul Potter, einige Stilleben, insbesondere von Hondekoter und Snyders, ein mit Blumen von Seghers eingefaßtes Bild einer steinernen Madonna mit dem Kinde in einer Nische, voll Innigkeit und Bedeutung, ein schöner Holbein und selbst ein Dürer, einen orientalischen Alten mit einem Ringe in der Hand darstellend. Von Italienern ist eine Landschaft, dem Titian zugeschrieben, bemerkenswerth; als Staffage dient Maria mit dem Kinde, welchem ein Engel eine sehr große Traube bringt, während andere Engel, in der Luft schwebend, musiciren und tanzen. Composition und Malerei sind schön, doch ist die Luft nicht von der Bläue, wie Titian sie zu malen pflegt. Den Namen Titians trägt ferner eine Judith mit dem Haupt des Holofernes, die allerdings unverkennbar der sogenannten Geliebten Titians ähnelt. Unecht ist ohne allen Zweifel ein angeblicher Raphael, ein ganz kleines Bildchen, die Mutter Gottes mit dem Kinde. Außerdem finde ich noch in meinen Notizen Mars und Venus von Luca-Giordano, zwei liebliche Kinderporträts von Gerhard Lairesse, einige van Dyk, Pferdestücke von Rugendas, einen Rembrandt und Franz Hals bemerkt.

Nun ward das reichliche, nicht nur mit schmackhaften Speisen versehene, sondern auch, was in Schweden seltener ist, gut servirte Frühstück eingenommen, und der Rückweg nach Stockholm angetreten, das wir in der Nacht wieder erreichten. Wir bekamen einigemal schlechte Pferde, was mir sonst selten in Schweden begegnet ist. In Märstad belästigte uns mehr, als sie uns belustigte, die freundliche Zudringlichkeit eines Mannes, der, nachdem er uns Tabak abgebettelt, auch ohne Weiteres an dem

Digitized by Google

wenigen Bier Theil nehmen wollte, das wir im Wagen hatten. Die Hitze drückte Mittags sehr; die Nacht darauf war kalt und neblig. Einen kaum erst gemachten, an sich wenig interessanten Weg gleich darauf wieder zu machen, ist ohnehies langweilig, und so läßt sich denn dieser Rückreise weiter nichts abgewinnen.

Der Kelch.

Ich hab' einen Kelch gefunden,
Den hat kein König so fein,
Draus hab' ich Tropfen gesogen,
Die perlten heller wie Wein.

Der Kelch der ist geschmiedet
Aus Abendsonnengold,
Der Tropfen der ist vom Himmel
Herab in den Kelch gerollt.

Der Kelch das ist die Rose,
Die rothe Ros' auf der Au',
Der perlende Himmelstropfen
Das ist der Morgenthau.

A. Saro.

Korrespondenz-Nachrichten.

Liverpool, Oktober.

Londoner Langeweile.

— Und warum nicht zur Abwechselung ein Brief aus Liverpool statt aus London? An Versuchung zu solchem Wechsel fehlt es gegenwärtig wahrhaftig nicht. London ist todt und in seinem Tode ungeheuer langweilig, Liverpool ist lebendig und in seinem Leben ganz interessant. Dann die neue Eisenbahn mit den fliegenden Dampfwagen von London nach Birmingham und von Birmingham nach Liverpool. Es ist wahr, auf ersterer kommt man zur Zeit nur stellenweise fort und wird mehrere Male aus den Wagen, vor welchen eine dampfende Maschine hinrollt, in Wagen übergewechselt, vor denen dampfende Rosse galoppiren; aber auch so ist der Gewinn an Zeit beträchtlich, vom Geldgewinne, der den frühern Aufwand um die Hälfte ermäßigt, gar nicht zu sprechen. Zweihundert und mehr englische Meilen trennen London von Liverpool. Diese durchrasselte man sonst in ungefähr vier-und-zwanzig Stunden, und gelangte an den Ort seiner Bestimmung müde und matt, zerrüttelt und zerschüttelt. Jezt wird der Zwischenraum, mit Einschluß des Ueberwechselns, wobei allerdings die Füße der Reisenden rüstig ausschreiten und die Hände der Packträger rüstig zugreifen müssen, in neun bis zehn Stunden durchmessen, und es erfordert weiter nichts als ein tüchtiges Nervensystem, um das Ende der Fahrt, einen ziemlichen Kopfschwindel ausgenommen, in bestem Wohlseyn zu erreichen. Also verließ ich London zu Dampf, herzlich froh, mit Schwalbenschnelle einer Stadt zu entfliehen, in welcher Alles, auch die Langeweile, kolossal ist. Seit der Sturm der Parlamentswahlen sich abgewettert, ist es politisch, theatralisch und gesellschaftlich so still geworden in der Riesenstadt, daß in ihren eleganten Quartieren — denn wer kümmert sich um die stockgemeine City, vor deren engen Gassen jede wohlerzogene Nase zurückschaudert? — kaum die donnernden Omnibusse den Leuten am hellen Tage die Augen offen zu erhalten vermögen. Diese Unerträglichkeit begann mit dem Ableben Wilhelms IV.; da wurden für einige Abende die Theater, für mehrere Tage die Concertsäle und Ausstellungen geschlossen, und kein Schneider durchhüpfte die Straßen, jeder saß daheim und nähte Trauerkleider; sie stieg beim Schlusse des Parlaments mit jedem Reisewagen, der von Postillons in roth oder blauseidenen Jacken aus dem westlichen Ende abgeführt wurde, und erreichte ihren Höhepunkt nach den neuen Wahlen. Das gesellschaftliche Leben war eingeschlafen, die italienische Oper und Drurylane und Coventgarden folgten, und bald kam es dahin, daß bloß noch das kleine Haymarkettheater, das englische Opernhaus und das neue Strandtheater sich wach stellten. Die Politik — es wollte sich schlechterdings keine politische Neuigkeit ereignen; von Spanien und Portugal will die lebende Generation nichts mehr hören; sie ist in ihrer Erwartung eines lezten Resultats so oft getäuscht worden, daß sie es nun ihren Enkeln überlassen will, eines zu erwarten. Was im Leben des höchstseligen Königs einer Anekdote nur einigermaßen ähnlich sah, hatten die Zeitungsschreiber begierig ausgespäht. Anekdoten von Ihrer Majestät der Königin Victoria fielen im Preise, seit es bekannt geworden, wie wohlfeil die Herausgeber einiger öffentlichen Blätter sie einzukaufen pflegten. Das Geschrei über den auf den hannöverschen Thron gestiegenen Herzog von Cumberland war so groß, daß seine Freunde und Anhänger eine kleine Broschüre zum Druck beförderten, betitelt: Secret life and extraordinary amours of Ernest, King of Hanover, with all the particulars of the seduction of Lady Graves and mysterious death of Sellis exposed etc. Seit männiglich für den geringen Aufwand eines Penny hiemit seine Neugier bis zur Erschöpfung befriedigen konnte, war es gemein, von dem feil getragenen Gegenstande zu sprechen, und Schweigen trat an die Stelle des Geschreis. Die Parlamentswahlen hatten den Zeitungen ergiebigen Stoff geliefert. Sie waren vorüber; Jedermann wußte, daß Irland den Ministern die Mehrheit gewonnen, und wie sehr nun auch das Thema variirt wurde, die Variationen änderten den Hauptsatz nicht. Selbst die unter allen öffentlichen Blättern am besten redigirten Times, die weltberühmten, sahen sich genöthigt, ihre Monate lang jeden Wochentag in's Publikum gesendeten acht-und-vierzig kolossalen Spalten aus Mangel an Material auf die Hälfte zu reduziren, und hätten sie nicht Irland zu bearbeiten und an O'Connell sich zu reiben gehabt, so würde der unglückliche Glücksmann, der für jährliche vierzehnhundert Pfund Sterling täglich einen Hauptartikel zu schreiben hat, wahrscheinlich öfters sein Gehirn vergebens zerarbeitet und seine Hände vergebens wund gerieben haben. Kurz, London war unausstehlich langweilig, und ich nahm den Dampfwagen nach Liverpool. Sie mag stehen bleiben, diese Redensart, obgleich sie weder originell, noch richtig ist. Man sagt in Deutschland, ich nehme Post, wenn man mit Extrapost zu fahren gedenkt, und dawider ist nichts einzuwenden. Man nimmt dort Post, hier wird man vom Dampfwagen genommen. Dort bringt das eigenmächtige Handeln keine Lebensgefahr, hier schüttelt man die Verantwortung durch passives Ergeben ab.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 14. Oktober 1837.

— Dies Volk, ich muß es lieben,
Das so bescheiden ist und doch voll Kraft.
Schiller.

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Eberholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Moskau.

Die finnischen Sprüchwörter und Gnomen, die ich hier in einer Auswahl der Universalliteratur, der deutschen, einverleibe, sind von einem jungen schwedischen Gelehrten, G. A. Gottlund, nach mündlicher Ueberlieferung in einem Werke gesammelt, das in zwei Bänden unter dem Titel: Otawa (—⏑⏑), d. h. das Siebengestirn (der große Bär) in Stockholm erschienen ist. Dieses schätzbare Werk enthält außer einer großen Menge von Sprüchwörtern eine Uebersicht der Literatur und Mythologie der Finnen, eine Charakteristik des finnischen Volks, aus jenen Sprüchwörtern entwickelt, eigene finnische Gedichte Gottlunds, eine Uebersetzung der sechsten Rhapsodie der Iliade, Hirten-, Schlacht- und Trinklieder, Biographien berühmter Finnen, Uebersetzungen aus dem Lappländischen, Untersuchungen über die Sprache des finnischen Stammes der in Rußland lebenden Karelier u. s. w.

Es wird wohl für den Leser nicht ohne Interesse seyn, von einem abgeschiedenen und unbekannten Volke, dessen geistiges Leben so reiche und gesunde Blüthen treibt, und von der Sprache desselben etwas zu erfahren, und ich glaube dem Wunsch des Lesers entgegen zu kommen, wenn ich hier Einiges über die Finnen überhaupt und über die gegenwärtige Lage Finnlands insbesondere, so wie auch über die finnische Sprache und Literatur mittheile.

Seit der Eroberung Finnlands durch die Schweden unter Birgen Jarl um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, besezten schwedische Ansiedler die Küstenstrecke von Abo bis nach Lowisa. Von diesen stammt die schwedische Bevölkerung Finnlands, und auch der Schreiber dieses, der daher, wenn er Finnisches lobt, keines Eigenlobes beschuldigt werden kann. Die Schweden bildeten den herrschenden Stamm, und erst indem der finnische Bauernsohn — denn die bei weitem größte Zahl der Finnen besteht aus Landbauern — Schule und Universität besuchte und sich, durch Aneignung der schwedischen Sprache, gleichsam zu einem Schweden umschuf, trat er in den Beamtenstand ein. Das Verhältniß beider Völker war später immer ein brüderliches; immerhin aber konnten unter der schwedischen Herrschaft die finnischen Schweden sich über eine gewisse Zurücksetzung von Seiten der eigentlichen Schweden beschweren, indem die bedeutendsten Stellen diesen immer vorbehalten blieben. Die Ureinwohner, die Finnen, halten zwar seit der Reformation den Gottesdienst in ihrer Sprache, und auch ihre Gerichtsverhandlungen werden mündlich in der Landessprache geführt; indessen wurden ihnen bis jezt Gerichtsprotokoll und Urthel nur in schwedischer Sprache communizirt. Auch auf den

Digitized by Google

Schulen wurde die finnische Sprache gänzlich vernachlässigt. Finnland sieht jetzt unter russischer Herrschaft der baldigen Beseitigung dieses Uebelstandes entgegen, und vielleicht werden die Finnen auch sie ihrem würdigen Erzbischof Dr. Melartin, dem allgemeinen Liebling des finnischen Volks, zu verdanken haben.

Die mongolische Abstammung und Gesichtsbildung der Finnen muß ich für eine Fabel erklären. Die Ureinwohner, ein schöner, kräftiger Menschenschlag, unterscheiden sich dem Aeußern nach wenig von den Schweden, nur daß die blühende Gesichtsfarbe bei jenen nicht so allgemein ist wie bei diesen. Auch die geistigen Fähigkeiten sind dieselben; nur ist ein größerer Ernst und ein mehr verschlossenes Wesen den Ureinwohnern eigen. Jeder Finne ohne Ausnahme kann lesen und hat gute Kenntnisse in der Religion, wovon das Verdienst der Geistlichkeit gebührt, das um so höher anzuschlagen ist, da es, außer in den Städten, fast gar keine Schulen gibt. Die Kinder lernen daher das Lesen größtentheils von ihren Eltern, und die Prediger sehen mit großer Gewissenhaftigkeit darauf, daß dieses geschehe. Nirgends ist es vielleicht so augenfällig als hier, daß ein Volk nur der christlichen Religion und einer vernünftigen Verfassung bedarf, um sich aus dem Zustande der Wildheit zu wirklicher Humanität empor zu arbeiten, und vielleicht bietet der Finne, wie der Schwede, ein weit anziehenderes Bild unverdorbener und wirklicher Humanität dar als der Bewohner manches hochcultivirten Landes. Laster, die anderswo an der Tagesordnung sind, bleiben ihm unbekannt. Auch betet er nicht den Götzen des Tages, materiellen Fortschritt und materiellen Genuß an, sondern er ist zufrieden, wenn er durch die angestrengteste Arbeit seine einfachen Bedürfnisse befriedigen kann. Er hat aber helle und gesunde Begriffe von Gott und von der höhern Würde und der Bestimmung des Menschen; er ist ein musterhafter Unterthan, untadelig in seinen häuslichen Verhältnissen und fühlt sich in seiner Lage zufrieden und glücklich. Der höchste seiner bescheidenen Wünsche ist so viel reinen Brodes (ohne Zuthat von Baumrinde), als er bedarf. Tritt er aus dem Bauernstand heraus, so wird aus dem fleißigen Schüler und Studirenden meist ein tüchtiger Prediger, denn gewöhnlich treten erst die Söhne der Geistlichen in einen andern Stand.

Nach einer Abwesenheit von fünf-und-zwanzig Jahren besuchte ich neulich mein geliebtes Vaterland und fand die Einwohner an die neue Lage der Dinge seit 1809 gewöhnt und ihrer neuen Obrigkeit treu ergeben, die wiederum durch weise und milde Regierung diese Ergebenheit verdient. Der erhabene Beherrscher Rußlands kann hinsichtlich Finnlands jeden Abend sein Haupt ruhig niederlegen, ohne von da aus Stürme zu befürchten zu haben. Die Finnländer haben ihm Treue geschworen und werden ihren Schwur halten. Es sind zwar von Seiten der Verwaltung Elemente vorhanden, aus denen mit der Zeit große Uebelstände für das Land unausbleiblich hervorgehen müssen; allein, da die Veröffentlichung derselben dem Lande keinen Nutzen bringen kann, so wird Schweigen zur Pflicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Liebeszauber.

(Fortsetzung.)

Wüßten meine Lehrer, wie vielen Dank sie der ehrwürdigen Frau schuldig geworden sind, wie fälschlich sie die lateinischen Disticha, die ich lieferte, meinem poetischen Willen und Vollbringen zugeschrieben haben. Ach! diese lateinischen Disticha, sie waren der Pfahl in's Fleisch meiner Jugend; ich sagte mir oft im Stillen: zur Zeit des Herkules seyen die Götter noch gnädig gewesen, weil unter seinen Arbeiten sich keine lateinischen Disticha befanden. Später hatte ich zwar den glücklichen Einfall, die unerläßlichen poetischen Ansprüche mit einem Quid pro quo zu befriedigen und meine Lehrer mit lateinischen Ottaven und Sonetten zu regaliren, welche mir als eine ingeniose Erfindung manches unverdiente Laudo zuzogen; denn nichts war leichter, als diese moderne Versart in einer Sprache, welche so viele gleiche Conjugations- und Declinationsendungen hat: ich bekümmerte mich nichts um Längen und Kürzen und reimte so fix weg auf abat — ebat und — ivit, daß ich ohne alle Geburtsschmerzen ein Halbdutzend Stanzen in einer Viertelstunde fertig hatte. Aber damals war mir das romantische Licht noch nicht aufgegangen, damals brauchte es noch gewaltiger Hebammenkünste, um unter Anrufung des „Jupiter omnipotens" mich etlicher Distichen zu entbinden und mit dem holprigen Hexameter den hinkenden Pentameter in's Doppeljoch zu verkoppeln. Meine Versuche, diese poetischen Bestrebungen als etwas Unnützes zur Abschaffung zu bringen, fanden keinen Anklang, und nach einigen gewaltsamen Scenen, in welchen ich den Kürzern zog, gab ich alle revolutionären Plane auf, ohne jedoch dadurch an Produktionskraft zu gewinnen. Da schlug sich die gute Tante in's Mittel, als freundliche Musagetin, und wendete die zwei mächtigsten Hebel an, durch welche die Menschen beherrscht werden: Ehrgeiz und Genußsucht. An der alten Uhr mit vergoldetem künstlichem Schnitzwerk maß sie eine Frist zu gemeinsamem Wetteifer vor, und nun galt es, ob ich zuerst ein Distichon auf's Papier, oder sie eine bestimmte Anzahl Maschen auf die Nadel brachte. Dem Sieger winkte ein Apfel, eine Birne oder eine ähnliche lachende Aussicht.

Digitized by Google

und wenn sie bemerkte, daß Minerva mir nicht günstig war, so hatte sie, wie sich von selbst versteht, die Gefälligkeit, ein paar Maschen fallen zu lassen und dadurch ihre Strickerei zu verzögern, wie ich ebenfalls gelegentlich in der Eile einen Fuß dahinten ließ, mit dem Vorsatz, ihn nachher bei besserer Muße in den Vers hineinzuflicken. Ihre sanfte List schlug trefflich an, die Distichen schossen empor wie Pilze, man war in der Schule mit meiner poetischen Bereitwilligkeit zufrieden, und ich hatte den doppelten Nutzen von der Sache.

So hatte sie schon den kleinen Menschen mit dem Leben auszusöhnen gewußt; lange sezte sie dies schöne Bestreben mit gutem Erfolge fort, und sie verdient ein größeres Monument der Liebe, als ich ihr hier setzen kann. Niemals habe ich ihrer so lebhaft gedacht als bei dem alten Mönche von Verona: wenn der Vorhang in die Höhe ging und Bruder Lorenzo hervortrat, um heilkräftige Kräuter zu suchen, dann seinen Liebling Romeo so liebevoll schalt und doch dem verzogenen Kinde zu seinen Thorheiten half, so schön in seiner Schwäche, so groß durch seine Liebe, die die Welt nicht achtet, da glaubte ich immer ihren guten Geist über die Bretter wandeln zu sehen. — Sie war die Lezte von einer heimgegangenen Familiengeneration, von einem Geschlechte der „alten Welt," dessen Gesinnungen uns Spätgebornen beinahe unbegreiflich sind. In dem fast egyptisch abgeschlossenen Leben einer kleinen Reichsstadt mochte freilich Vieles zusammenkommen, um einen wahrhaft patriarchalischen Familiengeist hervorzubringen, bei dessen Hauche die schönsten Blüthen eines bürgerlichen Daseyns erwuchsen, und der, einmal aufgelöst und verdunstet, nur noch durch die tiefste Humanität ersezt werden kann. Die Frauen waren es vorzüglich, welche diesen Gemeinsinn pflegten: aufmerksam saßen sie in der Mitte der Sippschaft und blickten nach allen Seiten hin; der entfernteste Verwandte wurde nicht übersehen, jeder sollte es gut haben und eher die ganze Familie gegen eine Welt in Waffen treten, als sich in einem einzigen Gliede beschädigen lassen. Wer heranwachsend die lezten Trümmer einer solchen Vorwelt noch erlebt hat, wird sich mit Wehmuth der Zeit erinnern, wo er diesen Sinn, der keine eisernen Schutz- und Trutzbündnisse mehr zu schließen, keine ehrgeizigen Absichten mehr zu erreichen hatte, nach innen gedämpft, zum sanften Mitgefühl, zur liebreichen Theilnahme gemildert fand, wo Jedem noch unter den Seinen weich gebettet war.

Und weich war mir gebettet, so lange sie lebte! Auf die Akademie folgten mir ihre Briefe, gewöhnlich kleine, abgerissene Papierschnitzel mit wenigen herzlichen Worten, an jedem Botentage einer. Aber lieber Gott! was war das für eine Orthographie! In einer schlechten Schule aufgewachsen, und zu spät in eine andere, nicht viel bessere gebracht, hatte sie etwas gelernt, was man kaum mehr Schreiben heißen konnte: die Buchstaben, welche so viele Familienähnlichkeit hatten, daß man je sechs mit einander verwechseln konnte, liefen die Kreuz und Quer auf dem engen Raume durch einander, und waren so mühselig zu verfolgen, als die Chronologie eines Fürstenhauses, welches sich mit vielen andern Linien verschwägert hat. Dazu kam noch ein Umstand, der die Originalität ihrer Episteln vollendete: wie sie ihre Gedanken nur nach der Eingebung des Herzens frisch und warm auf's Papier warf, so schrieb sie alle Wörter bloß dem Laute nach, wobei die Consonanten bedeutend zu kurz kamen, und man mußte nicht nur mit ihrem Gedankengang, sondern vornämlich mit ihrer Aussprache auf's Genaueste vertraut seyn, man mußte die Augen ganz in Ruhestand versetzen und mit den Ohren lesen, wenn man diese Hieroglyphen, worin oft ganze Wörter maskirt auftraten, entziffern wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Liverpool, October.

(Fortsetzung.)

Fahrt auf der London-Birminghamer Eisenbahn.

Vor zwei Monaten wurde die London-Birminghamer Eisenbahn von hier aus eröffnet, von der Hauptstation in Euston-grove nach Box-moor, eine Entfernung von fünf-und-zwanzig Meilen. Die Geldzahlen, mit welchen der von den Direktoren des Unternehmens ausgegebene Bericht das Publikum unterhielt, waren wohl geeignet, neugierig zu machen, in welchem Verhältnisse das Geleistete zum Aufwande stehe. Jede Meile, hieß es, habe im Durchschnitt 50.000 Pfund gekostet, eine zwischen dem Flecken Camden und dem Primrosehügel sogar 500 000 Pfund. Der große Säulengang in Euston-grove sollte für nicht weniger als 30 000 Pfund errichtet worden seyn und der durchschnittliche Wochenlohn der Arbeiter nicht unter 40.000 Pfund betragen haben: lauter raisonnable Summen, vor denen selbst englischer Geldstolz Respekt hat. Groß war daher der Zudrang der Neugierigen zur Theilnahme an der ersten Fahrt. Zu zwölf Wagen, deren jeder seine zwanzig bis dreißig Personen hielt, sah ich sie in Box-moor ankommen. Ich war ihnen dahin vorausgefahren, nämlich der ersten öffentlichen Dampffahrt voraus in einem der Privatwagen der Direktoren. Um ein Uhr Mittags hatten wir Eingeladenen unsere Plätze genommen. Langsam und von ihrer eigenen Schwere fortgedrückt rollte die Wagenburg mehrere hundert Fuß über die leicht gesenkte Bahn. Dann wurde die Dampfmaschine vorgehängt, die Zuschauer schrieen Hurrah, und immer schneller und schneller flogen wir dahin. In acht-und-sechzig Minuten waren wir in Box-moor. Hier war ein Zelt aufgeschlagen und in dem Zelte stand auf einer langen, mit blüthenweißem Tuche bedeckten Tafel in vollen Schüsseln das den Engländern eigenthümliche Mahl, Luncheon genannt, dieser gütige Vermittler zwischen Frühstück

Digitized by Google

und Abendbiner, dieser beneidenswerthe Liebling der englischen Frauen, bei dem sie sich in aller Glorie frischer Eßlust zeigen. Auch das Luncheon in Box-moor durfte nicht über Vernachlässigung klagen; männliche und weibliche Lippen, Lippen in allen Schattirungen vom zarten Rosenroth zum dunkeln Kirschbraun wetteiferten, ihm ihr Wohlwollen zu beweisen. Die erwähnte Ankunft des zweiten Wagenzugs, der London eine Stunde später verlassen und die Fahrt in zwei Minuten weniger vollendet hatte, unterbrach das Klirren der Messer und Gabeln, der Gläser und Tassen, und gleich als wären die Angekommenen alte Freunde und gute Bekannte, so herzhaft bewillkommte sie unser Hurrah. Aber es soll hienieden keine Freude ungetrübt seyn. Bei unserer Rückkehr in das Luncheonzelt, und es schien mir, daß Einige der Gesellschaft wie zu mörderischem Angriffe im Sturmschritte vorrückten — abgeräumt stand die Tafel, verschwunden waren die Flaschenleere und über etliche Gesichter flog ein Schatten von Verdruß. Früher waren Aeußerungen laut geworden des Inhalts, daß der auf vier Uhr anberaumte Aufbruch — natürlich bloß in Betracht der Tageshitze — recht zweckmäßig ein paar Stündchen verzögert werden könne. Davon verlautete jetzt nichts weiter; im Gegentheil, nach dem vielfältigen Gähnen zu urtheilen, worin die Engländer überhaupt Virtuosen sind, und welches von Mund zu Mund lief, lastete die rückständige halbe Stunde schwer auf manchem Haupte. Endlich gab ein Glöckchen das Zeichen zur Abfahrt, wir Eingeladenen stiegen ein, puff, puff, puffte die Dampfmaschine und schneller und schneller flogen wir dahin — einige Minuten lang, dann stand der Zug stille. Ueber dem Wein, welchen der Maschinenmeister und seine Leute getrunken, hatten sie das Wasser für den Dampfkessel vergessen. Dem Mangel wurde abgeholfen, wieder dampfte und puffte die Maschine, wieder sausten wir fort. Eine Flasche Wein für den Reiter, sagt der Deutsche, macht seinem Gaule flinkere Hufe als eine Metze Hafer. Das mag wahr seyn, aber auf unsere Dampfmaschine litt es keine Anwendung: sie glitt zweimal von der glatten Eisenbahn, und es war zehn Minuten vor sechs, als wir Euston-grove nahe vor uns sahen und die Maschine ausgehangen wurde. Mit dem ersten unfreiwilligen Anhalten war der Verdacht in mir aufgestiegen, daß nicht Alles sey, wie es seyn solle; das zweite und dritte hatte keineswegs dazu gedient, meinen Verdacht zu widerlegen, und ich gestehe unbefangen, daß mehr die Rücksicht, welche ich der Einladung schuldig zu seyn glaubte, als die Besorgniß, ein furchtsamer Sonderling zu erscheinen, mich zu Fortsetzung der Fahrt bewog. Für jeden Fall inzwischen vorbereitet und bei etwaigem Unfall im Vortheil zu seyn, hatte ich eine Art schwebender Position genommen, die mich Herr meiner Bewegungen ließ. Die Maschine war, wie gesagt, ausgehangen; nur der fortdauernde Anstoß trieb die Wagen vorwärts, und die Schnelligkeit, mit welcher solches geschah, konnte nöthigen Falls durch eine Vorrichtung gehemmt werden, welche Vor- und Hinterräder gleichzeitig sperrt, ohne die Eisenbahn zu berühren und dadurch den Wagen aus dem Gleichgewicht zu heben. Die Vorrichtung ist gut, aber was nützen gute Mittel, wenn sie schlecht gebraucht werden? Das zeigte sich hier: sey es, daß die Männer, welche die sogenannten Breaks handhaben sollten, das Fest der Eröffnung auch mit der Flasche celebrirt hatten und über dem Doppelsehen das Einfache nicht sahen, oder daß sie, die Kraft der Breaks falsch berechnend, solche nicht stark genug anzogen, krachend stieß der vorderste Wagen gegen die Grenzwand, diese flog in Trümmer und mehrere Ellen weit stauchten die Wagen zurück. Alles das war Ein Moment; im nächsten klang die Luft von allen Tönen der menschlichen Stimme, die Furcht und Schrecken, Schmerz und Verzweiflung ihr zu erpressen vermögen. Sie kamen aus dem Innern der Wagen, deren Insassen der unerwartete und heftige Gegenstoß bunt durch und über einander geworfen hatte. Ich zweifle nicht, daß manche unwillkührliche Umarmung sich komisch genug ausgenommen, wäre nur Zeit zum Beschauen und das Ganze überhaupt lächerlich gewesen. Aber viele blutende Nasen, mehrere eingeschlagene Zähne und sogar zwei oder drei Armbrüche gaben der heitern Fahrt ein trauriges Ende. Ich kam mit einem verstauchten Finger davon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 240.

Das gebrochene Herz.

Sieben Räthsel in Einem.

1. Mit Pedantentritten
Kommt der Ahn geschritten;
Wer ihn kommen sah,
Ist längst nicht mehr da
Bei seinem Abschied.

2. Zehenmal geschwinder
Geben seine Kinder;
Doch, wer Eins gesehn
Kommen und wieder gehn,
Der ist ein Wunder.

3. Hundertmal geschwinder
Laufen die Kindeskinder;
Froh begrüßt ihr sie;
Ach! ihr wißt ja nie,
Was ihre Gift ist!

4. Dutzendmal so schnelle
Jagen von der Stelle
Die Urenkel sich;
Menschenleben gilch
Oft ihrem Wechselu.

5. Dreißigmal geschwinder
Rennen ihre Kinder;
Mancher scheucht mit Hohn
Weg die gewohnten schon
Und ihre Töchter.

6. Diese, sie tanzen und schwinden;
Möchtest du gerne sie binden?
Flügel tragen fort
Schnell sie an den Ort,
Der keins zurücklässt.

7. Und der Urahn — Alle
Bringt er sie zu Falle,
Schlingt und schlingt und zwingt,
Bis er sie verschlingt
In seinem Rachen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 16. Oktober 1837.

Each happy scene returns to view,
The loved, the dead are there,
All gilded with the brilliant hue
Which childhood bade them wear.
Lord Dover.

Liebeszauber.

(Fortsetzung.)

„Kind," sagte sie eines Tags zu mir, „jezt gestehe mir nur aufrichtig, ob du dir nicht den Hals voll lachst über meinen Briefen?" — „Aufrichtig zu gestehen, Tante, ich muß manchmal herzlich lachen." — „So? ist das auch artig, deine alte Tante auszulachen?" — „Liebste Tante, ich lache dich nicht aus, mein Lachen geht aus einer andern Tonart." — „Wie denn das?" — „Ich kann dir nicht recht sagen, wie's zusammenhängt, aber wie man oft lachen muß, wenn ein Kind etwas recht Gescheides sagt, so geht's mir gerade mit deinen Briefen, wenn ich die wunderlichen Krackelfüße mit dem prächtigen Inhalt vergleiche; ich habe den herzlichsten Respekt davor und muß doch lachen." — „Nun, so will ich mir's gefallen lassen, aber nur nicht auslachen! das kann ich nicht leiden; und das bitt' ich mir auch aus, daß du sie deinen guten Freunden nicht zeigst; ich müßte mich ja schämen." — „Sey ruhig, ich halte sie geheim wie Liebesbriefe." — Nein, gute Frau, das durftest du nicht fürchten, die Welt war damals mir zu klug, wie hätte sie dich verstanden, die du der Natur und dem Himmel um so viel näher standest? Deßhalb war ich ja beinahe alle Tage bei ihr drüben, weil ich mit Niemand mehr reden konnte als mit ihr; sie verzieh mir, daß ich ihre liebste Hoffnung nicht erfüllte und wußte sich in ihre Sprache zu übersetzen, was ich in der meinigen zu ihr redete, vielleicht eben weil die entferntesten Richtungen sich besser mit einander vertragen als mit den mittlern, dazwischen liegenden. Und als sie krank wurde, stand mir immer ein Pferd bereit, um jede Stunde, die ich dem lieben Gott und seinen Spürhunden abstehlen konnte, bei ihr zuzubringen; täglich saß ich so an ihrem Bette und sah mit verzweifelnder Gewißheit, wie eine Stütze um die andere dem theuren Leben brach. Sie aber war heiter, das Meer des Irdischen rauschte tief und unvernehmlich unter ihr, alle Sorgen um ihr Schmerzenskind, wie sie mich so oft genannt, hatte sie der niedern Atmosphäre, der sie sich schon zu entheben begann, zurückgelassen, sie war zum ersten Mal beruhigt über mich und prophezeite mir mächtige Dinge von meiner Zukunft; nur wenn sie mich ungebärdig sah, versprach sie mir, wieder gesund zu werden. So schieden wir eines Abends unter tröstlichen Gesprächen, mein Roß trug mich leicht herüber und am andern Morgen hinkte mir die Todesbotschaft nach. Was sie beim Sinken ihrer lezten Sonne in der dämmerigen Zukunft gesehen, waren es weissagende Gesichte einer Sterbenden, waren es Trugbilder eines brechenden Auges? — ich weiß es nicht.

Mit den ersten Schatten der einbrechenden Dämmerung fällt alles von uns ab, was wir mühsam über

Digitized by Google

uns hergezogen haben, um mit der unerbittlichen Welt in Uniform zu seyn, und wir sind wieder, was wir ursprünglich waren, Kinder, die eine Heimath brauchen. In solchen Stunden thut es dem einsamen Herzen wohl, die freundliche Gesellschaft glücklicherer Zeiten um sich zu versammeln: vor dem trüben Auge steigt es wie Nebel auf, die Wände, die Geräthschaften wandeln sich, und der Knabe sizt wieder in dem Stübchen, wo ihm immer so wohl war. Draußen pfeift der Sturm, Flocken rieseln an die Fenster, aber er hat den Tisch zum warmen Ofen gerückt und blättert in einer alten Türkenkriegschronik, betrachtet den Kaiser Leopold mit den dicken Lippen, den blutjungen hübschen Joseph im Krönungszuge, wohnt der Belagerung von Belgrad bei, folgt den Bomben und Granaten, deren Flug zu mehrerer Deutlichkeit durch Bogenstriche versinnlicht ist, und berechnet, wo sie niederfallen werden; die alte Anna Marey ist strickend neben ihm eingenickt, der Staar schläft in der Ecke, der Kanarienvogel spricht hie und da im Traume, die kleine Standuhr auf dem Schranke hat schon zehn Uhr passirt und der Pendel geht in langsamen, schläfriger Schwingungen; aber die Tante sizt im Lehnstuhl neben dem Ofen und läßt ihre Spindel munter auf dem Boden umhertanzen.

„Tante," sagte ich und klappte die Chronik zu, „ich bin ganz müde vom Lesen, die Augen thun mir weh; jezt erzähle du mir noch eine Geschichte, bevor wir schlafen gehen." — „Was soll ich denn erzählen?" — „Du weißt ja wohl, aus der alten Zeit, wo wir noch unsere eigene Regierung hatten." — „Ei, was weißt du von eigener Regierung, kleiner Kannengießer! sey du zufrieden, daß es so geworden ist! Du hättest deine Rechnung schlecht gefunden bei der alten Wirthschaft; damals gab man nicht viel um die Studirten." — „Ach, das ist mir gleichgültig; aber die Geschichten von damals gefallen mir eben besser als die jetzigen. Geh, Tante, es ist dir selber nicht Ernst mit dem, was du sagst!" — „Von was soll ich denn aber erzählen?" erwiderte sie abweichend; „ich habe dir ja schon längst Alles gesagt, was ich weiß." — „Besinne dich doch, du weißt immer wieder was Neues." — „Nun ja, da fällt mir eben etwas ein," sagte sie lächelnd; „soll ich dir vom Urban und der Margarethe erzählen, auf welche wunderbare Art es zugegangen ist, daß sie ein Paar wurden?" — „O ja, bitte; wer war denn die Margarethe?"

(Die Fortsezung folgt.)

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

(Fortsezung.

Mit dem Christenthum führten die Schweden zugleich ihr Alphabet in Finnland ein. Natürlich, daß dadurch die finnische Sprache schon in ihren Elementen nach der schwedischen umgemodelt wurde. Die vorzüglichste und, genau genommen, einzige brauchbare Grammatik ist die des Professors von Buken, der sich auch durch die Herausgabe eines finnischen Wochenblatts um die finnische Sprache wohl verdient gemacht hat. Für die Vergleichung der verschiedenen finnischen Dialekte hat Dr. Sjögrin in Petersburg sehr Bedeutendes geleistet. Derselbe weilt seit zwei Jahren am Kaukasus, beschäftigt, die Wurzeln der europäischen Sprachen an diesem Völkerquell aufzusuchen. Die erfreulichste Leistung in der finnischen Literatur ist aber der eben erschienene Versuch von Dr. Lönrot, die im Munde des Volks noch fortlebenden Volkslieder, Runen genannt, von denen die ältesten und echten fast ohne Ausnahme mythologischen Inhalts sind, und von denen früher durch Gagnander, Schröter, Tupelius u. a. einige gesammelt waren, zu einem zusammenhängenden und die ganze reiche finnische Mythologie umfassenden Mythencyklus zusammenzustellen, etwa wie die griechischen Mythen im Homer in ein Ganzes gebracht worden sind; ein um so verdienstlicheres Unternehmen, da der poetische Werth dieser Ueberlieferungen höchst bedeutend ist.

Die finnische Sprache hat verhältnißmäßig mehr Selbst- als Mitlauter und ist besonders reich an Diphthongen, von denen einige sehr dunkel sind, wie üö (die Nacht). Der Finne endet gern das Wort mit einem Selbstlauter und liebt nicht viel Konsonanten bei einander. Die Sprache ist einfach, leicht, männlich, und frei von den lästigen Kehllauten wie von allen Zischbuchstaben. In Hinsicht der Vertheilung und Anzahl der Selbst- und Mitlauter in den Wörtern herrscht das schönste Ebenmaß, und die finnische Sprache kommt darin selbst der italienischen sehr nah. Sie liebt aber lange Wörter; einsylbige kommen selten vor, die meisten bestehen aus zwei, drei, vier Sylben. Bei den aus mehreren Begriffen zusammengesezten finden sich ihrer sogar eilf, z. B. ajattelemattomuudessansakin (bei seiner Unbedachtsamkeit). Für die Geschlechter hat sie keine Unterscheidungsmerkmale; eben so entbehrt sie des Artikels. Sie hat vierzehn bis fünfzehn Kasus, und folgendes Beispiel möge dazu dienen, diesen ihren Reichthum anschaulich zu machen:

Kala	(⏑ ⏑)	der Fisch
Kalä		Fisch
Kalan		des Fisches
Kalar		zum Fische
Kalalle		nach dem Fisch hin
Kalasta		aus dem Fische
Kalalta		aus der Nähe des Fisches
Kalassa		in dem Fische
Kalalla		auf dem Fische
Kalana		als Fisch
Kalaksi		in einen Fisch (verwandelt)

Digitized by Google

Kalalta	ohne Fiſch
Kalane	mit ꝛc. dem Fiſche
Kalain	wie ein Fiſch.

Die finniſche Sprache hat Suffixe, welche die Stelle der zueignenden Pronomen vertreten, wie im Hebräiſchen, und ihr ein ganz orientaliſches Anſehen geben; auch die Zeitwörter haben viel Orientaliſches. Sie zeigen einen großen Reichthum an abgeleiteten Formen; ſo kommen aus süön, ich eſſe, süötan, ich laſſe eſſen (= Hiphil im Hebräiſchen), ich füttere, und süötelen, ich füttere oft und mit wenigem.

Auch das hat die finniſche Sprache mit den orientaliſchen gemein, daß ſie wenig Adverbien, Präpoſitionen und Konjunctionen beſizt. Dieſen Mangel erſezt ſie durch eine um ſo größere Anzahl von Kaſus. Auch dienen eine Menge Affixe dazu, den Sinn der Rede auf verſchiedene Weiſe zu nuanciren. Die Adverbien machen im Finniſchen keinen beſondern Redetheil aus. Auch hat ſie keine eigenen Präpoſitionen, die im Finniſchen, ihrem Gebrauche nach, Poſtpoſitionen genannt werden müßten. Nicht minder iſt ſie darin dem Hebräiſchen ähnlich, daß ſie überhaupt wenig zuſammengeſezte Wörter beſizt. Ein großer Theil von denen, welche man jezt vorfindet, iſt dem Schwediſchen nachgebildet. In Zuſammenſetzungen von Hauptwörtern geht der Finne einen eigenen Weg. Der erſte Theil des zuſammengeſezten Worts iſt entweder ein nicht deklinirbares, oder auch ein Nominativ, der andere mag gebeugt werden, wie er wolle; ſo raha-kukkaro, Geldbeutel, raha-kukkarolle, raha-kukkarosta, dem, aus dem Geldbeutel. Wie im Hebräiſchen geſchehen keine Zuſammenſetzungen unmittelbar mit den Präpoſitionen; die da vorkommen, ſind dem Schwediſchen nachgeahmt. Auch gibt es urſprünglich keine zuſammengeſezten Zeitwörter. Was dem Finnen darin abgeht, erſezt er durch ſeine Kaſus, durch Umſchreibungen oder durch ſeine Simplicia, woran er einen um ſo größern Reichthum hat. Beſonders die Zeitwörter bieten nicht nur einen großen Ueberfluß an Ausdrücken für die feinſten Schattirungen des Sinns: durch das unmittelbare Anſchmiegen des Lauts an die äußern Gegenſtände und das Spielen mit dem Schalle werden ſie eine Quelle, die ſich beſtändig von Neuem aus ſich ſelbſt erzeugt. Der Finne bildet oft, um die in ſeinen Geiſt aufgenommene äußere Natur um ſo getreuer zurückzuſpiegeln, ganz neue Wörter, die jedoch der Andere, mit dem Geiſt der Sprache eben ſo vertraut, unmittelbar verſteht. Daher rührt auch die überaus große Schönheit und Lebendigkeit des Ausdrucks, die allen echt finniſchen Dichtungen eigen ſind, und die keine Ueberſetzung wiederzugeben vermag; daher auch die eigene, hohe Naivität der Sprüchwörter, wovon die Sprache überfließt. Ueberhaupt iſt die Sprache eine der bildſamſten zu nennen, nur mit der Eigenthümlichkeit, daß die Verhältniſſe und Nebenbeſtimmungen der Bedeutung mehr organiſch, d. h. durch Flexion oder innere Modifikation der Wurzel, als durch mechaniſch von außen angehängte Wörter angegeben werden.

Zum eigentlichen Reime taugt die finniſche Sprache wenig; ihn erſezt aber eine eigene Alliteration, die darin beſteht, daß zwei oder mehrere Wörter in jedem Verſe denſelben Anfangsbuchſtaben haben. Auch ſo viele gleich oder ähnlich lautende Sylben, als möglich, folgen nach den gleichlautenden Anfangsbuchſtaben. Völlig orientaliſch iſt auch der Parallelismus der finniſchen Sprache, dem zufolge zwei, drei oder vier Verſe nach einander denſelben Gedanken wiederholen.

Als Sprachprobe geben wir den Schluß einer Rune, die den Streit Wäinämöinens, des Apollo der Finnen, mit Joukkawainen, einem jungen übermüthigen Rieſen, ſchildert:

Leúwat lúku, paá járisi
Kíwet ránnalla rakóowi,
Páët poúkku kállióla
Wäinamóisen laúlaïssa;
Pórtit Pòhjolan répesi,
Ilmon kánnet kátkeilé
Wäinamóisen láulaïssa.

Wange wankte, Haupt erbebte,
Und des Ufers Kieſel klafften,
Und der Berge Kerne krachten
Vom Geſange Wäinämöinens;
Thor des Nordens fiel in Trümmer
Und des Himmels Bogen brachen
Vom Geſange Wäinämöinens.

Im Folgenden theile ich nun eine Auswahl aus dem zum Theil höchſt originellen Sprüchwörterſchatze der Finnen mit. Abgeſehen von dem tiefen moraliſchen oder poetiſchen Sinn, der manchen dieſer Redensarten inwohnt, geben ſie in ihrem Compler ein intereſſantes Bild vom Charakter und den Sitten eines merkwürdigen Volkes, von welchem im Treiben der europäiſchen Welt ſo wenig die Rede iſt. *

(Die Fortſezung folgt.)

* Wir laſſen die Sprüchwörter gruppenweiſe, wie es der Raum erlaubt, folgen. A. d. Red.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, Oktober.

Aufhören der Cholera.

Die Cholera und das endloſe Geſchrei über dieſelbe laſſen endlich nach; ein Glück für die Menſchheit, für die Stadt Rom insbeſondere, und, wenn man ſo raſch vom Großen auf's Kleine kommen darf, für einen Korreſpondenten, der von dem, was vorgeht, Bericht erſtatten ſoll, und von

Digitized by Google

nichts reden hört, als Krankheit und Todesfällen. Nachdem das Uebel bis zu Ende Augusts immer zahlreichere Opfer verlangt hatte, nahm es allmählich ab, und jezt ist deren Zahl so vermindert, daß man mit gutem Grunde baldigem Aufhören entgegensehen kann. Aber Rom wird noch lange dieser beiden Monate gedenken: es war eine Zeit des Entsetzens, der Trauer, der Rathlosigkeit; lange noch werden die Folgen sichtbar bleiben in der Störung der Geschäfte, dem Stoße, welchen der Wohlstand unmittelbar wie mittelbar erlitten hat, der Menge verwaister und verarmter Familien. Um nur ein Beispiel anzuführen, die Zahl elternloser Kinder aus der untersten Classe ist so groß, daß ein neues Waisenhaus eingerichtet werden muß. Nach ungefährer Schätzung beläuft die Zahl der im August und September Gestorbenen sich auf etwa 10.000; mehr als eben so viele von den Einwohnern haben die Stadt verlassen, Einige sind in den Umgebungen, die Meisten nach Umbrien, der Mark, Toskana u. s. w. Selbst wenn die Krankheit bald völlig aufhören sollte, ist kaum daran zu denken, daß Rom im kommenden Winter von Fremden besucht werden wird. Man kann es ihnen auch nicht übel nehmen, wenn sie ausbleiben. Wer verbürgt, daß nicht neue Fälle vorkommen? und dann ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß die Regierung, welche von ihrem Glauben an die Contagiosität durch keine Erfahrung abzubringen ist, wieder dieselben Maßregeln trifft, und, wenn es ihr auch gelingt, in der Stadt, unter ihren eigenen Augen, Ruhe und Ordnung zu erhalten, nicht dazu gelangen kann, die entfernteste Autorität im Lande auszuüben, die Communikationen offen zu halten, Eigenmacht und Gewaltthätigkeit zu hindern. Wer den Unfug, der in der Umgebung Roms stattgefunden (und zum Theil noch nicht völlig aufgehört) hat, nicht mit eigenen Augen angesehen, möchte geneigt seyn, selbst eine unter der Wirklichkeit bleibende Darstellung für übertrieben zu halten. Diese Gesetzlosigkeit und Confusion war nicht ohne ihre komische Seite; aber für den, welcher darunter litt, trat die ernste leider nur zu sehr hervor. Jezt hat es sich zwar etwas geändert, aber des Uebels ist noch immer über und über genug. Es geben Dinge vor, die man in einem auf Civilisation Anspruch machenden Lande für unmöglich halten sollte. Während in Rom täglich zwischen 5 und 400 Menschen starben, wurden die aus Toskana kommenden Reisenden erst dann eingelassen, wenn sie vierzehn Tage in Florenz oder Siena verweilt hatten, weil in Livorno ein halb Dutzend Cholerafälle des Tags stattfanden; in Civita vecchia, wo gleichfalls die Krankheit ist, mußten die fremden Fahrzeuge nach wie vor Quarantäne halten, eben so die von Neapel kommenden Reisenden in Terracina. Und doch waren fast die lezten Spuren der Krankheit in Neapel verschwunden. Die dortige Regierung schien endlich, nach mehr denn ein Jahr langem Bedenken, durch die sizilischen Ereignisse zu dem Glauben gebracht worden zu seyn, daß die Cholera nicht ansteckend sey, und man das auf die Gesundheitscordons verwandte Geld anderswo besser brauchen könne. Aber im gegenwärtigen Augenblick ist in Fondi wieder eine Contumaz gegen den Kirchenstaat verordnet worden, und dies zu einer Zeit, wo der Gesundheitszustand Roms sich mit jedem Tage bessert. So läßt Rom nichts von Neapel, Neapel nichts von Rom ein — schöne Repressalien! — Das Innere des Landes bietet gleich tröstliche Erscheinungen dar. Nach einem langen Edikte soll man, wenn man in's Ausland will (worunter nur die Lombardei zu verstehen, da Toskana Niemand ohne Quarantäne über die Grenze läßt), bei Cività Castellana durch- und eingeräuchert werden und dann überall ungehinderte Passage haben, bis man sich mit Gottes Hülfe in ein Land gerettet, wo noch gesunder Menschenverstand und gesezliche Ordnung zu Hause sind. Aber, von Cività Castellana angefangen, läßt keine einzige Stadt die auf diese Weise desinfizirten Reisenden durch; führt ein Weg um den Ort, so mögen sie ihn einschlagen, sonst steht ihnen das Umkehren frei. Das kleine Städtchen Albano, die erste Poststation auf dem Wege nach Neapel, macht jedem Wagen, der bloß durchfahren will, unsägliche Chicanen, und wer von den Bewohnern einmal die Hauptstadt betreten hat, ist exilirt. Andere Orte sind noch heidenmüthiger. Palestrina, auf seine Cyclopenmauern trotzend, ist von den päbstlichen Dragonern vergebens zur Uebergabe aufgefordert worden; schmachvoll sind die Schlüsselsoldaten abgezogen, wie Rienzi's Römer, als die Colonnas noch Präneste inne hatten. Man muß nicht glauben, es gehe dabei immer ruhig und ordentlich zu. Bleibt uns vom Halse, ist die Losung, sonst kennt man keine Mäßigung! Das Gesindel ist mit Flinten bewaffnet und gewaltig unerschrocken, wenn es Wehrlose vor sich sieht. Wozu helfen die ewigen Notifikationen, wenn man nicht die Macht hat, ihnen Ansehen zu verschaffen, wenn sie an eine Masse gerichtet sind, die nur das Recht des Stärkern anerkennt, und deren Bildung (wenn überhaupt von so etwas die Rede seyn kann) unter Null ist? — Hier, in der Stadt selbst, hat das Volk sich weit besser benommen, als man im ersten Augenblick fürchten mußte. Mit einer einzigen Ausnahme, ist es nicht zu Exzessen gekommen. Wäre aber die Krankheit nicht plötzlich mit einer solchen Heftigkeit aufgetreten, daß der Schrecken die Stelle aller übrigen Gemüthsbewegungen einnahm, so würde es wohl der Regierung weniger leicht geworden seyn, ihren Maßregeln Gehorsam zu verschaffen. Sieht man einmal von dem ursprünglichen, grundfalschen System derselben ab, so kann man einzelnen Anordnungen seinen Beifall nicht versagen. Die Vorkehrungen zum Besten der arbeitenden Classen, welche durch die Schließung vieler Fabriken, Ateliers u. s. w. in der schlimmsten Lage waren, und die Bestrebungen, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten und der Willkühr zu steuern, waren lobenswerth und haben gute Früchte getragen. Man muß, wie es wohl geschieht, beim Tadeln nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Weshalb soll man in der Hauptstadt des Katholizismus nicht die seit vielen Jahrhunderten verehrten Reliquien ausstellen und Indulgenzen verkünden, wenn das Volk, im Glauben an dieselben aufgewachsen, sie für segenbringende Palladien hält? Die Mönchsorden haben in diesen Tagen der Noth und Prüfung bewiesen, daß sie bereit sind, den Leidenden auch noch auf andere Weise beizustehen, als durch Gebet hinter festverriegelten Klosterthüren. Sie haben sich am wenigsten gescheut, dem Feinde in's Gesicht zu blicken. — Hoffentlich ist dies das lezte Mal, daß wir über die Cholera in Rom zu berichten haben. Regengüsse gleich Wolkenbrüchen haben die Luft ordentlich abgekühlt; der Oktober, der Villegiaturmonat der Römer, ist vor der Thüre. Heiter wird er zwar nicht seyn, wie in bessern Jahren, aber wir heißen ihn willkommen, wenn er uns von dem schlimmen Feinde befreit, wenn er Galerien und Museen, öffentliche Anstalten und Paläste wieder öffnen hilft, und uns an schon kühlern, aber sonnenhellen, erquickenden Tagen, unter wiederaufblühendem Grün der Gärten und der Campagna, erfreulicheren Stoff zur Unterhaltung bietet, als die zu Ende gegangene Sommerszeit.

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 17. Oktober 1837.

— Rome, the nurse of judgment,
Hath sent one general tongue, this good man,
This just and learned priest.

Shakespeare.
Henry VIII.

Savonarola.

Wir geben im Folgenden aus dem in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheinenden Gedicht Savonarola von Nic. Lenau einen Abſchnitt, der für ſich ein Ganzes bildet.

Es iſt bekannt, unter welchen Umſtänden in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts der Dominikaner Girolamo Savonarola zu Florenz als Sittenprediger und Kirchenreformator auftrat. In der folgenden Epiſode predigt der Franziskaner Mariano wider ihn im Dom von Florenz; Savonarola antwortet ſiegreich.

* * *

Mariano.

Er hat die Kanzel heut beſtiegen
Am Feſte Himmelfahrt und rafft,
Savonarola zu beſiegen,
Zuſammen ſeine ganze Kraft.

Bevor Mariano läßt erſchallen
Der Predigt das Exordium,
Blickt er mit großem Wohlgefallen
Erſt in der Kirche rings herum.

Es ſchwelgt ſein Auge in den Ehren,
So viele lauſchten ihm noch nie:
Der Fürſt, die Gonfalonieren,
Der Adel und die Signorie.

Sie harren Alle ſeiner Rede,
Es horcht das Volk gedrängt und dicht,
Wie er beſtehen mag die Fehde,
Was heute Mariano ſpricht.

Mariano! ſeiner Redemeiſter!
Sieh zu, daß du den Feind beſiegſt!
Mariano, tummle deine Geiſter,
Daß du nicht ſchmählich unterliegſt!

Laß deinen Cicero erſchallen!
Laß klingen den Virgilius!
Laß Platon's Geiſt vorüberwallen
Mit ſeinem tiefen Zaubergruß!

Laß Ariſtoteles ertönen,
Der die Gedanken ſpaltend mißt
Vom Wahren, Guten und vom Schönen,
So fein, daß ſie das Herz vergißt!

Digitized by Google

Schon haſt du ſie heraufbeſchworen,
Und Viele hören dich entzückt,
Denn claſſiſch rauſcht's um ihre Ohren,
Sie ſind der Gegenwart entrückt;

Sie ſind der Gegenwart entriſſen,
Und aller Sünde, Schmach und Noth,
Und ihrem ſtrafenden Gewiſſen;
Es lacht das Leben, lacht der Tod.

Verſpottet werden die Propheten,
Wie ſie ſo überſichtig ſpähn
Und plump die Roſen niedertreten,
Die hier am Wege freudig ſtehn.

Mariano ſchont der zarten Roſen,
Wenn er das Volk zur Wehmuth rührt,
Und ſanft, mit väterlichem Koſen
An Schuld und Tod vorüberführt.

Doch jetzo wird Mariano's Predigt
Rauh, ungeſtüm mit einemmal,
Indem ſein Herz ſich frei entledigt
Des Haſſes und der Neidesqual:

„Girolamo! du Volksbetäuber!
Du Leichenhuhn! Unglücksprophet!
Du Weltvergifter! Freudenräuber!
Du finſtrer, ſtürmiſcher Asket!

Dein heißer Hauch weht unheilſchwanger,
Ein Samum, durch die ſchöne Welt,
Daß auf dem grünen Lebensanger
Die Freude todt zu Boden fällt.

Wenn dich, das Wort des Heils zu künden,
Der Gott der Liebe auserkor,
Was willſt du Zwietracht dann entzünden
Und rufſt den blut'gen Krieg hervor?

Haſt du der Kirche nicht demüthig
Einſt den Gehorſam angelobt?
Iſt das Gehorſam, was ſo wüthig
Aus dir auf Pabſt und Kirche tobt?

O Freunde! glaubet nicht dem Herben,
Der überall nur Jammer ſieht;
Laßt euch das Leben nicht verderben,
Das, ach, ſo bald, ſo bald entflieht!

Schreckt nicht zurück vor allen Lüſten;
Den Gott in eurer Bruſt vermag
Nicht gleich zu ſtören, zu verwüſten
Des Herzens muntrer Freudenſchlag.

(Die Fortſetzung folgt.)

Liebeszauber.

(Fortſetzung.)

Margarethe war eines Rathsherrn Tochter von hier und wurde ſeit ihrem vierzehnten Jahre auswärts erzogen. So lieb ſie aber auch ihre Verwandten hatte, ſo gefiel es ihr doch nicht ganz in deren Hauſe; denn die Stadt, in der ſie lebten, war zwar ebenfalls eine Reichsſtadt, wurde aber von Adeligen regiert, welche überall das große Wort führten und ihre Mitbürger ſehr über die Achſel anſahen; dann war ſie auch zum größten Theile katholiſch, und die wenigen Proteſtanten, die darin wohnten, glaubten ſich — ob mit Recht oder Unrecht, iſt mir unbekannt — nicht bloß im Stillen von den Lebenden angefeindet, ſondern ſogar von den Geiſtern der Verſtorbenen beunruhigt. Als es nun Margarethen einige Male Nachts widerfahren war, daß ſie, wie es ihr ſchien, durch eine kalte Hand, die ihr über's Antlitz ſtrich, aufgeweckt wurde, auch die Mägde im Hauſe behaupteten, ein todter Mönch, Namens Bonifaz, ſpuke auf den Gängen und in den Kammern, und reiße ihnen oft die Bettdecke weg, ſo ſchrieb ſie einſt einen kläglichen Brief in die Heimath, welcher zur Folge hatte, daß ihr Vater alsbald herüber kam, um ſie abzuholen.

Die Art, wie ſie ihre Reiſe bewerkſtelligten, war nun freilich nicht ſo bequem, wie man es jetziger Zeit den jungen Frauenzimmern macht; denn der Vater nahm das Töchterchen zu ſich auf's Pferd, und ſo ritten ſie, wie die Haimonskinder, mit einander zum Thore hinaus; aber Margarethe war froh, endlich wieder in die Heimath und von den leichtfertigen Agathen und Crescenzen zu den ſittſamen Even und Eſthern zu kommen. Ihr Weg führte ſie durch einen tiefen Wald, wo ſie auf einem ebenen Fußpfade fortritten. Der Vater ließ das Pferd ſachte gehen, die Tochter aber wünſchte weit davon zu ſeyn, denn es wurde Abend und ihre Angſt vermehrte ſich, als finſtere Wetterwolken am Himmel aufzogen und den Reiſenden vollends den kleinen Reſt von Tageslicht wegnahmen. Das Pferd ging ſeinen unbarmherzigen Schneckentritt fort, Margarethe aber in ihrer Noth erſann ſich ein Mittel, die Reiſe zu beſchleunigen; ſie zog leiſe ihr Taſchenmeſſerchen, und indem ſie ſich feſt an den Vater hielt,

Digitized by Google

beugte sie sich hinunter, eine Gerte im Gebüsch abzuschneiden; dies gethan, räusperte sie sich heftig und versetzte zugleich dem Pferd einen Streich in die Seite, worauf es ungesäumt einen ziemlichen Trab anschlug. „Hoho, pressirt's so, Brauner?“ rief der Vater, indem er die Zügel anzog; „mach dir's nur bequem, wir haben einen weiten Weg, kommen heute doch nicht mehr heim.“ Das Schelmengesicht hielt sich mäuschenstille, wiederholte aber nach einer Weile ihr Manöver. „Was Teufels hat denn der Bursch im Kopf?“ rief der Vater und blickte allenthalben umher. Als aber das Roß zum dritten Male sich in Trab sezte, hatte er eben noch das Geräusch, das die Gerte machte, vernommen, sah sich schnell um und ertappte Margarethen auf frischer That. „So, du bist das Gespenst, das meinen armen Braunen so im Athem erhält?“ rief er, „kein Wunder doch, daß du dich so fest um meine Hüften klammerst! Willst du gleich die Gerte fallen lassen oder soll ich dich hier mitten im Walde absetzen? — Sey nur ruhig,“ sezte er hinzu, „es geht nicht mehr lange so fort, drüben hinter dem Walde kehren wir ein; es dauert keine Stunde mehr, und ich mag das Pferd nicht unnöthig müde machen.“

Margarethchen ergab sich geduldig in ihr Schicksal und wagte nur von Zeit zu Zeit einen leisen Stoßseufzer, auf einmal aber rief sie: Jesus Maria! denn die Büsche knisterten laut, aus einem Seitenwege brach ein Reiter hervor, von einem dunklen Mantel umflogen, und hielt dicht vor ihnen an. „Gelobt sey Jesus Christ!“ sprach er mit gedämpfter Stimme. Margarethe aber erwiderte so schnell, als ob Leben und Tod an einem Augenblick hinge: „In Ewigkeit!“ — „Was zum Henker!“ rief der Vater, „was sollen die Fratzen? ist Er's, Urban?“ — „Freilich, Herr Senator! Seyd Ihr's? ich glaubte ich käme zu ganz andern Leuten.“ — „Wo geht denn der Weg her?“ — „Da hinten vom See. Mein Vater hat eine Feuerspritze dorthin verkauft, und da die Käufer sie mit eigenen Pferden abholten, muß ich jezt allein heimreiten.“ — „Nun, Er kann sich zu uns halten, wenn Er will; für heute wird Er's ohnehin satt haben. Aber sag' Er mir nur, mit was für katholischen Sprüchen kommt Er mir da angezogen? hat Er sich etwa mit seiner Spritze umtaufen lassen?“ — „Wenn man so allein in der Nacht ist und viel Geld bei sich hat,“ entgegnete der Andere zögernd, „so thut man wohl, gegen Jeden, der Einem begegnet, höflich zu seyn, und da ich auf diese Art mit der Parole angerufen wurde, so hielt ich's für das Gerathenste —“ — „Mit den Wölfen zu heulen?“ fiel der Vater ein. — „Ja, geehrter Herr Senator!“ antwortete der junge Mann getrost. — „Nun, da siehst du, für was man dich hält!“ rief der Vater zu seiner Tochter herum, die sich hinter ihm verbarg. — „Aus ihrem Gruße,“ fuhr er gegen Urban fort, „kann man abnehmen, woher sie kommt; sie wird aber das Ave Maria schon zu Hause wieder verlernen. — Hui, jezt wollen wir die Gäule austraben lassen!“ rief er, als ein heftiger Donnerschlag fiel, „wir sind auf der breiten Straße; Gretchen, halte dich fest an mich! Vorwärts!“

Kaum hatten sie das Wirthshaus erreicht, so schlug der Regen prasselnd auf die Dächer, das Gewitter aber ging mit wenigen Schlägen vorüber. Margarethe mußte heimlich lachen, als sie den Mantel, der ihr so schauerlich vorgekommen war, für einen gewöhnlichen grauen Reitermantel erkannte, aus welchem sich ein hübscher, schlanker Mensch mit Wangen wie Aepfel herauswickelte. Er sezte sich auf ihres Vaters Einladung zu ihnen an den Tisch; der Senator, welcher ein großer Liebhaber von Schnecken war, und wußte, daß dieselben von der Wirthin dieses Hauses vorzüglich gebraten wurden, hieß sie sogleich seine Leibspeise zubereiten. Bald kamen auch die Schnecken dampfend auf den Tisch, und er machte sich mit großem Behagen darüber her, Margarethe aber, der er davon anbot, wies ihn mit einem Schrei des Abscheus zurück. Auch Urban schien keinen Geschmack an dem häßlichen Gewürme zu finden, und bestellte sich Strauben, eine sehr wohlschmeckende Art von Pfannkuchen. Zu diesem Gerichte leitete ihn wahrscheinlich der Gedanke, daß damit zugleich für seine Reisegefährtin gesorgt seyn könnte; als aber die Strauben aufgetragen wurden, hatte er nicht den Muth, ihr davon anzubieten. Nun durfte die arme Margarethe mit langem Magen zusehen, wie ihr Vater in die Schnecken und Urban in die Strauben einhieb; der Leztere aß zwar zögernd und warf bei jedem Bissen einen verlegenen Blick auf das Mädchen; er hätte ihr gar zu gerne davon gegönnt, Margarethe aber meinte, er sehe sie aus Schadenfreude so an, er thue sich etwas auf sein vieles Geld, und weiß der Himmel auf was mehr zu Gute, und faßte innerlich einen unbeschreiblichen Aerger gegen den hübschen jungen Menschen.

(Die Fortsezung folgt.)

Der amerikanische Frauenverein zu Abschaffung der Sklaverei.

In keinem Lande der Erde sind die Frauen freier und selbstständiger, als in den Vereinigten Staaten. Wie Alles in diesem wunderbaren Lande, nimmt auch diese Freiheit und Selbstständigkeit einen großartigen Charakter an. Am 9ten Mai und den folgenden Tagen wurde zu New-York eine allgemeine Versammlung des Frauenvereins zu Abschaffung der Sklaverei gehalten, und die Zeitungen berichteten über die Verhandlungen. Folgendes daraus mag den Lesern beweisen, daß die amerikanischen Frauenvereine zu öffentlichen Zwecken

Digitized by Google

ſich — ohne Spott geſagt — zu unſern weiblichen Lotterievereinen zum Beſten Abgebrannter oder Verwahrloſter verhalten wie das gigantiſche Netz eiſerner Handelswege in Amerika zu der Nürnberger Eiſenbahn.

* * *

Der Verein wurde von 71 Abgeordneten aus den Staaten New-Hampſhire, Maſſachuſſets, Rhode-Island, New-York, Jerſey, Penſylvanien und Ohio geſtiftet; 105 weitere Damen wurden zu korreſpondirenden Mitgliedern ernannt, und ſie ſcheinen ſo ziemlich alle der allgemeinen Verſammlung beigewohnt zu haben. Die Verhandlungen gingen in der beſten Ordnung vor ſich; die Vorſchläge wurden mit Ruhe, Würde und in aller Form beſprochen, und ſämmtliche Theilnehmerinnen ſchienen beſeelt von den religiöſen Gefühlen, welche den Verein in's Leben gerufen haben. — Gleich zu Anfang wurde zu Betrachtung der Sklaverei der richtige Standpunkt feſtgeſetzt. „Wir freuen uns zwar," heißt es, „daß unſere Brüder und Schweſtern in der Sklaverei heutzutage nicht mehr ſo grauſam und barbariſch behandelt werden; aber wir verlieren nie aus den Augen, daß es ſich nicht um die Behandlung, ſondern um den Grundſatz handelt, und daß ein Gebrauch, der den geheiligten Rechten der Menſchheit geradezu zuwiderläuft, vorweg zu verdammen iſt." — Verſchiedene Beſchlüſſe wurden gefaßt, und darin unter Anderm als Grund, warum die nördlichen Staaten ſich mit der Sklavenfrage nicht befaſſen mögen, ganz richtig das Handelsintereſſe angegeben. Die Mitſchuld, welche jene Staaten damit auf ſich laden, wird als Nationalverbrechen bezeichnet. — Die Damen bleiben aber in ihrer Humanität nicht bei der Theorie ſtehen. „Da," heißt es in einem andern Beſchluß, „gewiſſe Rechte und Pflichten allen moraliſchen Weſen gemein ſind, ſo iſt es endlich an der Zeit, daß das Weib in dem ihr von der Vorſehung angewieſenen Kreiſe ſich bewege, und ſich nicht mehr in die Schranken bannen laſſe, welche Sittenverderbniß und falſche Auslegung der heiligen Schrift um ſie gezogen; ſo hat das Weib das Recht, wie die Pflicht, ſich der Unterdrückten in dieſem Lande anzunehmen und mit Allem, was ihr zu Gebot ſteht, mit Wort und Feder, mit Geld und Beiſpiel auf Vernichtung des abſcheulichen Sklavenweſens in Amerika hinzuwirken. — Der Verein hegt die Ueberzeugung, daß das gegen die farbige Bevölkerung beſtehende unmenſchliche Vorurtheil die Haupturſache der Sklaverei in Amerika iſt. Je mehr unſere unglücklichen Brüder und Schweſtern in unſerer Nähe mißhandelt werden, deſto inniger ſind wir von der Ungerechtigkeit dieſes unchriſtlichen Vorurtheils überzeugt, das ſie an den Boden unſerer ſogenannten Freiſtaaten ſchmiedet, das ihnen alle Quellen des Unterrichts und der evangeliſchen Lehre verſchließt und ſie in den Banden des Götzendienſtes zurückhält. Es iſt alſo eine heilige Pflicht für jedes amerikaniſche Weib, um Ausrottung dieſes ſchrecklichen Uebels zu beten und im Namen der chriſtlichen Gleichheit laut zu verlangen, daß die Hautfarbe einen Menſchen ſo wenig von der Rechtsgleichheit ausſchließen ſolle, als die Farbe der Haare oder der Augen. Es iſt Pflicht jeder Abolitioniſtin, Alles zu thun für Errichtung und Unterhaltung von Schulen, welche Jedermann ohne Unterſchied der Farbe offen ſtehen. Wir werden unſern ganzen Einfluß aufbieten, um die Emancipation unſerer farbigen Freunde herbeizuführen; und ſo lange es noch in unſern Kirchen abgeſonderte Bänke für ſie gibt, werden wir uns dorthin ſetzen und neben ihnen beten."

Korreſpondenz-Nachrichten.

Liverpool, Oktober.

(Fortſetzung.)

Die Stadt.

Zwei oder drei ähnliche Widerwärtigkeiten, die ſich im Laufe der nächſten Woche ereigneten, hätten einem Aengſtlichen die Eiſenbahn entleiden können; ich aber ließ mich getroſt vom Dampfwagen gen Liverpool nehmen und kam daſelbſt auch wohlbehalten an, den erwähnten, unvermeidlichen Schwindel abgerechnet. Wer nun, wie ich, ohne Kaufmann und ohne Auswanderer nach Amerika zu ſeyn, die erſte Woche des Septembers zu einer Reiſe nach Liverpool wählte, mit dem Vorſatze, trotz völligen Mangels an Bekanntſchaft wenigſtens vierzehn Tage dort zu verweilen, den konnte nur Ein Motiv treiben, the seventh meeting of the british association for the advancement of science. Damit ſoll keineswegs geſagt ſeyn, daß Liverpool allein einer Reiſe dahin und eines vierzehntägigen Aufenthaltes nicht werth ſey; aber wer gerade in der Zeit hinging, wo der brittiſche Verein dort ſeine Sitzungen und ſeine Schmauſereien hielt, und nicht ſelbſt Mitglied des Vereins oder ſonſt zuläſſig war, der hatte die unglücklichſte Zeit des ganzen Jahrs gewählt. Alles iſt für die Mitglieder des brittiſchen Vereins in Beſchlag genommen, Alles mit den Mitgliedern deſſelben beſetzt; man kann hier das Höchſte ſeyn und iſt nichts, ſobald man nicht Mitglied des brittiſchen Vereins iſt.

Liverpool iſt nächſt London die größte brittiſche Handelsſtadt, und in Folge ſeiner Lage am Ausfluſſe des ſchiffbaren Merſey in's iriſche Meer wenigſtens zu drei Viertheilen eine Seeſtadt. Der Hafen von Liverpool iſt anerkannt ein Meiſterwerk der Kunſt, ſeine dreizehn Docks mit den Schiffen aller ſeefahrenden Nationen erregen Bewunderung, und wer eigentlich wiſſen will, was Waarenſpeicher und Waarenvorräthe ſind, mag ſich eine halbe Woche lang in den, ganze Straßen einnehmenden, oft neun Stockwerke hohen und mit den Produkten jeder Zone angefüllten Gebäuden umherführen laſſen. Dann die Manufakturſtadt mit ihren Tabaksfabriken, Zuckerſiedereien, Eiſengießereien, Bierbrauereien. Nun ein Spaziergang nach der Terraſſe auf dem Mount pleasant: rechts die vielen, amphitheatraliſch über einander gereihten, mit Gärten untermiſchten Landhäuſer, links zu den Füßen des Beſchauers Liverpool, die Stadt, die Seeſtadt, die Handelsſtadt, die Manufakturſtadt, die ſchön und hell gebaute Stadt, darüber hinaus der ſilberglänzende Merſey, auf ſeinen ſpiegelnden Wellen das rege Leben zahlloſer Schiffe, Segelſchiffe und Dampfſchiffe, leichte Boote und ſchwere Kauffahrer, und in blauer Ferne die Nebelküſten von Wales; weiter ein Beſuch des botaniſchen Gartens, intereſſant ſelbſt für den Nichtbotaniker; ferner unter den öffentlichen Gebäuden Achtung vor der prächtigen, mit corinthiſchen Säulen gezierten Façade des Stadthauſes und vor der, drei Seiten eines Vierecks bildenden Börſe, und den Hut ab vor dem Denkmale, welches den freien Raum innerhalb dieſer drei Seiten ſchmückt. Wem zu Ehren es errichtet worden, ſagen mit edler Beredſamkeit — und eine andere Inſchrift trägt das Monument nicht — die dreimal im Umkreiſe wiederholten Worte: England expects every man to do his duty. So ſprach Nelſon vor der Schlacht von Trafalgar, und die ſo Angeredeten thaten, was England von ihnen erwartete — ihre Schuldigkeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 249.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Mittwoch, den 18. Oktober 1837.

— Ich hätte können zärter
Mit dieser guten Seele handeln. Nur
Zu nah liegt eine freche Kälte neben
Der heißesten Empfindung unsrer Brust.
Goethe.

Liebeszauber.

(Fortsetzung.)

„Gretchen," sagte endlich der Vater, der das Ding eine Weile so im Stillen mit angesehen hatte, „du wirst doch auch etwas essen wollen? Wenn du Strauben willst, darfst du's nur sagen." Urban nahm sich zusammen und stotterte: „Warum ißt denn die Jungfer nicht von diesen?" — „Sie sind nicht mein," erwiderte Margarethe trocken. — „Mir liegen sie nicht am Herzen," versicherte er, „und wenn sie aus sind, so kann man ja noch mehr machen. Ich habe gemeint, sie seyen „in's Genere" gebracht," fügte er hinzu, indem er die Platte von sich weg und etwas gegen Margarethen zuschob. „O, es scheint, der Herr könne wohl allein damit fertig werden," versetzte sie schnippisch. „Nun, sey nicht so dumm!" sagte ihr Vater, indem er ihr die Platte bot, „wenn der Vetter nichts dagegen hat, so iß mit ihm."

Es bedurfte noch einiges Zuredens, in welches endlich Urban herzhaft einstimmte, und als Margarethe die ersten Bissen gekostet hatte, erlaubte ihr der Appetit nicht, länger zu trotzen. Am andern Morgen bei der Abreise bezahlte der Senator, so sehr sich Urban dagegen wehren mochte, die ganze Zeche.

Nun ist es nicht zu leugnen, daß Margarethen der unerwartete Reisegenosse damals ziemlich in die Augen gestochen hatte; aber zugleich trug sie ihm seine vermeintliche Ungefälligkeit in einem unerbittlichen Herzen nach, und so sehr auch Urban sich bemühen mochte, ihre Gunst zu erlangen, so verkannte sie seine herzlichen Bestrebungen gänzlich und bediente sich jeder Gelegenheit, ihm schnippisch zu begegnen, weil sich einmal die Meinung von seinem Hochmuth und seiner Lieblosigkeit bei ihr festgesetzt hatte. An Gelegenheiten hiezu fehlte es nicht, denn du wirst dir denken können, daß die damalige Jugend so tanzlustig war als die heutige, nur daß es zur Anordnung eines Balles nicht so vieler Umstände bedurfte; zwei Geigen und ein Baß machten die ganze Musik aus, und statt sich auf die Fußspitzen zu heben und zu lispeln: „Mein Fräulein, darf ich mir die Ehre der nächsten Tour ausbitten?" wie es jetzt Mode ist, wandelte der junge Tänzer ehrbarlich in den Schwarm der schäkernden und plaudernden Mädchen und sagt zu derjenigen, auf die er sein Auge geworfen hatte: „Jungfer, will Sie so gut seyn und einen Tanz mit mir machen?"

Margarethen wurde diese Ehre oft zu Theil, denn sie war ohne Widerrede die zierlichste und gewandteste Tänzerin in der ganzen Stadt, und dies hätte allein schon hingereicht, wenn nicht überdies die jungen Männer sämmtlich darin übereingekommen wären, sie auch für das

Digitized by Google

hübscheste Mädchen auszugeben, und man darf wohl sagen, daß Margarethen, ob sie gleich kein seidenes Kleid mit Puffärmeln trug, doch ihr schwarzes, mit silbernen Haken und Kettchen gehestetes Mieder und das Florhäubchen, das auf den glattgescheitelten Haaren saß, ganz gut zu Gesichte stand. An Tanzgelegenheiten fehlte es, wie gesagt, nicht; Zunftfeste und Hochzeiten gaben eine Menge Feiertage im Jahr, an welchen, da Alles unter einander vervettert und verbaset war, die ganze Stadt Theil nahm. Hier trafen fast jedesmal die beiden jungen Leutchen zusammen; Urban, von seiner Mutter, der er jenes Reiseabenteuer gebeichtet hatte, tüchtig ausgescholten, suchte den Abfall von der guten Lebensart durch die ausgesuchtesten Manieren, deren er fähig war, wieder gut zu machen, aber es war vergebens; nicht als ob ihn etwa einer seiner Genossen ausgestochen hätte, denn im Punkt des Aeußerlichen war keiner vorzüglich; aber Margarethe legte ihm sein Benehmen eine Zeitlang falsch aus, und als sie zu ihrem nicht geringen heimlichen Vergnügen auf einmal bessere Einsichten erlangte, so änderte dies zwar ihre Gesinnungen, aber nicht ihr Benehmen gegen ihn, denn es ging ihr wie es jungen Mädchen oft widerfährt: einerseits hatte sie sich in ihr eigenes Trotzköpfchen verliebt, und dann fand sie bald ein besonderes Vergnügen darin, den armen Jungen zu necken und zu quälen. Dies kostete ihr keine große Mühe; da er ein sehr ungelenker Tänzer war, so ließen sich darauf manche bald leisere, bald lautere Mißhandlungen bauen, und seine Unterhaltung war, wie er bei den Strauben bewiesen hatte, von der Art, daß ein muthwilliges Mädchen ihm immer etwas abgeben konnte.

Sie machte auch so guten Gebrauch davon, daß sie nach einiger Zeit sehr unerwartete Wirkungen empfand: Urban zog sich zu ihrem größten Schrecken von ihr zurück, nicht als ob er, gekränkt und beleidigt, der Sache hätte ein Ende machen wollen, sondern aus Betrübniß und weil er sie nur immer mehr gegen sich aufzubringen fürchtete. Jezt kehrte sich das Spiel um, Margarethe verlor ihren Muthwillen. Wie sie sich aber auch anstellen mochte, dem Verscheuchten ihr Herz in seiner wahren Gestalt zu zeigen, es war ihrerseits alles vergeblich, und da sie ihm ihre guten Gesinnungen nicht so gar übermäßig sichtbar machen durfte, so muß man seinen Irrthum immer noch erklärlicher und verzeihlicher nennen als den ihrigen. Sie war am Ende fest überzeugt, Urban habe jeden Gedanken an sie aufgegeben, und erst jezt glaubte sie ihn nicht mehr entbehren zu können; sie fühlte eine solche Sehnsucht, eine solche Leidenschaft, daß sie verzweifeln zu müssen meinte.

So fand sich Margarethe bitter für ihre Unart gestraft, und die armen jungen Kinder wären schwerlich je ein Paar geworden, wenn nicht die seltsamste Betrügerei einer Zigeunerin ihnen zusammen geholfen hätte. Diese wurde nämlich, ganz gegen Gesetz und Herkommen, seit einigen Wochen in der Stadt geduldet, und zwar weil sie der regierenden Bürgermeisterin einen mächtigen Kropf wo nicht ganz vertrieben, doch wenigstens um einen guten Theil unscheinbarer gemacht hatte. Sie trieb sich bettelnd und wahrsagend in den Häusern umher und hatte sich zugleich in den Ruf der Hexerei, namentlich derjenigen, welche der unbesonnenen Jugend so willkommen ist, zu setzen gewußt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Savonarola.

(Fortsetzung.)

„Der Gott, der sich uns hingegeben,
Gab auch den milden Sonnenschein,
Hängt süße Trauben an die Reben,
Und weckt die Nachtigall im Hain.

Er gönnt den flücht'gen Phänomenen,
Eh sie verschlingt die Todesschlucht,
Daß lächelnd unter Freudenthränen
Sie sich umarmen auf der Flucht.

Auf uns ruht sichtbar Gottes Segen;
O daß es anders würde nie!
Denn unser Glück auf sichern Wegen
Lorenzo führt von Medici,

Der feste Schirm, der kluge Rather,
Der aller Orten hilft, versöhnt,
Der Weisheit und der Künste Vater,
Der uns die weite Welt verschönt.

Ha! wie sie jüngst nach Florenz rannten,
Ein Bettlerzug voll Ungeduld,
Von fernen Fürsten die Gesandten
Um seinen Rath, um seine Huld!

Der Kaiser Friedrich sandte diesen,
Und Ludwig den von Frankreichs Thron,
Den Johann, Herr der Portugiesen,
Den Ferdinand von Aragon;

Und Andre grüßten ihn und warben
Für Ungarns mächtigen Corvin;
Und fremde Trachten, Wappen, Farben,
Ein Ruhmeskranz, umstrahlten ihn.

Digitized by Google

Kostbar Geräthe und Geschmeide
Sandt' ihm der Sultan, der Barbar,
Von Afrika's entlegner Weide
Auch seltner Thiere eine Schaar.

Die wilden Zöglinge der Wüsten,
Sie wanderten herüber weit,
Daß sie erblickten und begrüßten
Lorenzo, das Gestirn der Zeit.

Die Thiere, die aus Edens Hainen
Der Herr in alle Welt verwies,
Lorenzo ruft — und sie vereinen
Sich hier im neuen Paradies.

Die Pflanzen, die an ferne Klüfte
Der Sturm des Herrn meerüber trug,
Lorenzo bringt euch ihre Düfte
Auf seinem reichen Handelszug.

Lorenzo ruft — dem Staub entwinden
Die Griechengräber ihren Hort,
Und alte Steine wiederfinden
Im Tageslicht ihr süßes Wort;

Lebendig werden alte Rollen,
Der Weisheit Stimme neu erwacht,
Die lang im Völkersturm verschollen,
Vergessen war in dumpfer Nacht.

Der lebensfreudige Hellene,
Der längst von dieser Erde schied,
Er trocknet euch die bange Thräne
Noch spät mit seinem schönen Lied.

Ihr seyd glückselig schon hienieden,
Weil euch Lorenzo angehört.
Weh dem, wer euch den heitern Frieden,
Die Freud' am Segen Gottes stört!

Seyd ihr gefallen auch, ihr Armen,
Verzaget nicht, getrost hinan!
Gott hat mehr Liebe und Erbarmen,
Als je ein Mensch verschulden kann.

Gott wird nicht ewig euch verlassen
Ob eurer Sünden in der Zeit.
Gott liebt euch über alle Maßen,
Denn Gott ward Mensch von Ewigkeit.

Die Menschheit hatt' in Gottes Lichte
Geblüht schon längst und ehedem;
Der Strom der heiligen Geschichte
Entsprang nicht erst in Bethlehem,

Wenn auch, zur Menschentiefe wallend,
Der Gottesstrom sich nie ergoß
Wie dort, als er in Jesu schallend,
Ein Katarakt, herunterfloß.

Wir aber sollen nicht verzagen,
Und nicht erheben Haß und Streit,
Daß leiser fließt in unsern Tagen
Der Strom der Menschengöttlichkeit!" —

So sprach Mariano; — frei und freier
Ihm die Gedanken jezt entfliehn,
Die um den Strom als kecke Reiher
Der heiligen Geschichte ziehn.

Sie mögen ihre Flügel spreizen
Und schwärmen, übermüthig froh;
Bald wird die Reiher niederbeizen
Der Falke des Girolamo.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, Oktober.

Aufschwung der Industrie.

Im September pflegt in Paris das gesellschaftliche Leben durch die Abwesenheit so vieler bedeutender Personen sehr zu leiden. Der Fremde freilich merkt dies kaum; die Stadt scheint ihm noch so bevölkert, daß ihm kein Mangel auffällt; aber für den Ansäßigen geht in dieser Jahreszeit viel verloren. Er kann nichts Besseres thun, als dem Beispiel so vieler Pariser zu folgen und sich auch auf Reisen zu begeben. Aus dieser Rücksicht schlug ich den Weg nach Brüssel ein, um zu sehen, wie sich in den sieben Jahren seines Daseyns das neue Königreich gestaltet hat, und welcher Geist jezt die Belgier beseelt, denen man nach der Septemberrevolution 1830 so viel Unheil weissagte. Von Paris nach Brüssel fahren die Diligencen jezt in dreißig Stunden, eine Stunde, die man an der Grenzmauth zu verlieren hat, nicht mitgerechnet. Weiter läßt sich die Eile der Diligencen hier zu Lande wohl nicht treiben. Die königliche Familie soll die siebzig Lieues von Paris nach Brüssel in vier-und-zwanzig Stunden zurücklegen; dahin werden es die schwerbeladenen Diligencen wohl nie bringen. Man muß schon froh seyn, wenn sie ihr Wort halten und in dreißig Stunden den Weg machen. Auf der Rückreise scheinen sie es auch nicht so strenge zu nehmen, sondern brauchen vier-und-dreißig Stunden zu derselben. Die Wagen der beiden Hauptmessagerien in Paris fahren immer zu gleicher Zeit ab, und dadurch entsteht ein Wetteifer, welcher keiner der beiden Anstalten erlaubt, zurückzubleiben. Das Publikum würde bald die Anstalt ganz verlassen, welche sich häufige Verzögerung zu Schulden kommen ließe. Es wird jedoch bald eine Zeit kommen, wo beide Messagerien als langsame Schleicherinnen bei Seite gelassen werden; denn die Anlegung einer Eisenbahn zwischen

Digitized by Google

Paris und Brüssel kann nicht lange verzögert werden; sie muß zu Stande kommen, denn sie liegt im Interesse beider Hauptstädte. Das nöthige Brennmaterial findet sich glücklicherweise auf dem Wege vor; denn schon vor Valenciennes kündigen die vielen auf der Landstraße fahrenden Kohlenwagen und der schwarze Staub, welcher die Landstraße bedeckt und der sich bis tief nach Belgien hinein zieht, die Nähe der Kohlenbergwerke an. Diese jetzt so wichtigen Steinkohlenlager verbreiten in der ganzen Gegend umher einen Wohlstand, ein reges Treiben, einen Gewerbsfleiß, wie ihn wenige Gegenden des Festlandes aufzuweisen haben. Diese Betriebsamkeit zeigt sich besonders in der Nähe von Mons bis nach Chaleroy hinauf; Eisengießereien haben sich hier in Menge erhoben, überall ragen dampfende Schornsteine hervor, allenthalben sieht man neue Fabrikgebäude nebst Wohnungen für die Arbeiter; an einigen Orten entstehen ganze Flecken und Dörfer, die Inhaber der Fabrikanstalten besitzen schöne Landhäuser, und überall verschönert sich das Land durch fleißigen Anbau. Aber um die großartigsten Anstalten, welche dem Dampfe und den Maschinen ihr Entstehen verdanken, kennen zu lernen, muß man die Umgegend von Lüttich sehen. Hier wohnt in dem ehemaligen fürstbischöflichen Pallaste zu Seraing der Fürst unter den Fabrikherrn, der berühmte Cockerill, von welchem mehrere tausend Familien abhängen. Auf beiden Ufern der Maas sind verschiedene Dörfer ganz von Arbeitern seiner Anstalten bewohnt. Seraing gegenüber legt eine belgische Compagnie sechs große Hochöfen an; ich hörte, jeder komme auf eine Million zu stehen; auch hier wird ein neues Dorf gebaut werden müssen, um den vielen Arbeitern, die dort Beschäftigung finden, ein Obdach zu verschaffen; es ist eine der großartigsten Anstalten, die ich in Belgien gesehen habe. Schon besorgen die Leute in der Gegend, dieselbe werde alles Brennmaterial, das die Erde rund umher enthält, verschlingen. Ein Steinkohlenlager wird jetzt zur Goldgrube. Jeder Gutsbesitzer sieht auf seinem Boden nach, ob ihn die Natur nicht auch mit einem solchen Lager beschenkt habe, das er in Gold umwandeln kann, wenn er will. Hat das jetzige Zeitalter ein Emblem nöthig, so nehme es einen rauchenden Fabrikschornstein dazu; da, wo sie sich wie Schiffsmasten einer neben dem andern erheben, herrscht sicher der größte Gewerbsfleiß und der üppigste Wohlstand. Das alte Lüttich wird in Folge dieser Betriebsamkeit ganz umgewandelt und verjüngt. Zwar fehlt es nicht an alten, krummen Gäßchen; aber vom Comödienplatze bis zum Kai ziehen sich schnurgerade zwei neue Straßen, welche einer großen Hauptstadt Ehre machen würden; zum Behuf der Gasbeleuchtung stehen überall prächtige Candelaber aus den Cockerillschen Gießereien, welche die Candelaber auf den Pariser Boulevards weit übertreffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Liverpool, October.

(Fortsetzung.)

Der brittische Naturforscherverein.

Die Leistungen des deutschen Naturforschervereins riefen die brittische Association in's Daseyn, und hat auch die Nachahmung ihr Vorbild überflügelt — wer zuerst das Feuer vom Himmel holte, dem gebührt ein großer Theil des Eigenthumsrechtes an allen Feuererzeugnissen. Nicht wie der deutsche hat der brittische Verein Jahre der Kindheit gekannt; wie Minerva aus Jupiters Haupte, so sprang letzterer aus dem ersten Zusammentritte seiner Begründer in kraftvoller Jugend hervor. Die geachtetsten englischen Gelehrten gesellten sich ihm unverzüglich bei, und die erfolgte Aufnahme ausländischer Genossen erweiterte seinen Gesichtskreis sehr schnell über den ursprünglichen Horizont hinaus. In einzelnen Theilen seines Wirkens und Schaffens stehen einzelne englische Gesellschaften ihm nicht nach; in der Gesammtheit seiner Leistungen wie an kolossaler Größe ragt er im In- und Auslande unerreicht hervor. Er könnte deßhalb wohl, ohne Bangen, den meisten gelehrten Gesellschaften gegenüber in die Schranken treten; doch thut er das nicht und es ist nicht sein Zweck, das zu thun. Indem er von allen Seiten und über alle Gegenstände wissenschaftlichen Forschens Mittheilungen empfängt und annimmt, macht er von den zahlreichen Beiträgen, welche in seinen verschiedenen Sektionen die Grundlage der lebhaftesten und interessantesten Debatten bilden, amtlich nichts als einen kurzen Auszug bekannt. Der charakteristische Hauptwerth seiner gedruckten Bekanntmachungen besteht in den gediegenen Berichten über das Fortschreiten des gesammten Wissens, mit welchen er zu dem Behufe besonders erwählte Mitglieder beauftragt. Doch beschränkt sich hierauf keineswegs sein Verdienst um die Wissenschaften. Nicht genug, daß er durch die mächtigen, ihm zur Verfügung stehenden Mittel, physische sowohl als moralische, Forschungen anzustellen oder wesentlich zu unterstützen vermag, denen die Kräfte des Einzelnen schlechterdings unangemessen sind, befördert er auch durch seine jährlichen Umzüge und durch die verhältnißmäßige Leichtigkeit der Aufnahme den Sinn für wissenschaftliches Streben und damit die Verbreitung von Wissenschaft und nützlichen Kenntnissen. Niemand wird behaupten mögen, daß Alle, denen der Verein seine Hallen öffnet, zu Anzündung neuer Leuchten berufen seyen; aber Niemand wird auch leugnen, daß es gewiß gut sey und Nutzen bringe, große Massen der bürgerlichen Gesellschaft mit den Resultaten ernster Forschungen vertraut zu machen, ihnen zu zeigen, wie selbst das Höchste in der Wissenschaft auf die Zwecke und Bedürfnisse des alltäglichen Lebens angewendet werden und wohlthätig darauf einwirken könne. Da für dergleichen Behauptungen Zahlen die besten Beweisführer sind, so bemerke ich, daß bereits über siebzehnhundert Vereinsmitglieder sich Eintrittskarten gelöst haben, daß seit der vorjährigen Zusammenkunft auf wissenschaftliche Forschungen tausend Pfund Sterling verwendet worden, und daß dessenungeachtet das zinsbar angelegte Capitalvermögen des Vereins gegenwärtig die namhafte Summe von 5284 Pfund Sterling beträgt. — Ließe sich auch über das allgemein Interessanteste der in den Sektionssitzungen gehaltenen Vorträge ein Urtheil fällen, und wäre selbst hier der Platz, sie alle nach der Reihe aufzuzählen, damit dann jeder Leser eine beliebige Auswahl treffen könnte, so wäre es jedenfalls zu früh dazu; denn noch leben wir hier in der ersten Woche der Versammlung, haben erst von den geistigen Schüsseln gekostet — den zur leiblichen Nothdurft bestimmten ist schon ein volleres Recht geschehen — die in reicher Zahl zu Wasser und zu Lande eingeführt worden sind. Also nur etliche Brocken für praktische Menschen, nicht blos, weil praktische Menschen jetzt die Tagesordnung sind, sondern auch weil es zu den Bestrebungen des brittischen Vereins gehört, seinen Arbeiten eine praktische Tendenz zu geben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 250.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Donnerstag, den 19. Oktober 1837.

Das Reich des Herrn erſcheinet nicht
Mit gleißender Geberde;
Wie von der Finſterniß das Licht
Iſt's fern von dem der Erde.

Weſſenberg.

Savonarola.

(Fortſetzung.)

Die Antwort.

Mariano hört in ſeiner Zelle
Bei klarer, ſtiller Morgenluft
San Marco's Glocke rein und helle,
Wie ſie das Volk zur Predigt ruft.

Mariano hört den Ruf bekommen,
Dem Lauſcher wird um's Ohr ſo bang,
Als hätt' er im Geläut vernommen
Jezt ſeines Ruhmes Grabgeſang.

Mit einmal iſt ſein Muth geſchwunden,
Die frohe Zuverſicht dahin,
Die ſchon den Feind ſah überwunden;
Der Glockenſchlag erſchüttert ihn.

Und haſtig auf- und niederſchreitend,
Als nun der lezte Klang verweht,
Sieht er, wie auf der Kanzel ſtreitend
Girolamo gewaltig ſteht.

Und eiferſüchtig auf die Ehren,
Sieht er verſammelt alle ſie:
Den Fürſten, Gonfalonieren,
Den Adel und die Signorie.

Er trüg' es leichter, wenn ſie alle
Geſtorben wären über Nacht,
Als daß ſie Zeugen ſeinem Falle
Und ſeines Gegners Uebermacht.

Ha! wie ſie lauſchen auf die Rede!
Ha! wie das Volk gedrängt und dicht
Aufhorcht, was in der ernſten Fehde
Savonarola heute ſpricht!

Ihn täuſchten nicht die Glockenlaute
In Morgenlüften ſtill und klar,
Was Mariano's Ahnung ſchaute,
Wird in San Marco's Kirche wahr.

Zu enge wird der Volksmenge
Der Tempelraum, er faßt ſie nicht,
Und Manchem wird das Herz zu enge:
Der Prior von San Marco ſpricht.

Digitized by Google

Er zeigt in flammend wahren Zügen,
Wie schwer die Kirche Christi krank,
Wie tief von seinen hohen Flügen
Ihr matter Geist zur Erde sank.

„Die Kirche ist treulos geworden,
Denn ohne Führer, ohne Licht,
Läßt sie verwildert ihre Horden
Entgegentaumeln dem Gericht. . . .

Die Kirche ehr' ich, doch im Kampfe,
Wie man die kranke Mutter ehrt,
Die, geistesirr, mit wildem Krampfe
Den Dolch nach ihrem Busen kehrt.

Ich will euch nicht die Welt vergiften,
Doch zeigen, wie sie euch bedroht.
Ja! Krieg und Zwietracht will ich stiften
Mit Lüg' und Laster, bis ich todt.

Wenn euch die Welt mit Schmeicheleien
Das Herz befriedigt und entzückt,
Hat sie, dem Unheil euch zu weihen,
Den Judaskuß euch aufgedrückt.

Die Seele soll auf ihrem Zuge
Sich nicht verfangen hier im Strauch,
Die Erdenblüthen nur im Fluge
Berühren, wie ein Windeshauch.

Weh dem, wer sich der Welt verdungen!
Denn müd und nackt und ohne Lohn,
Wenn's Glöcklein Feierabend klungen,
Jagt sie zulezt den Knecht davon.

Du bist ihr Knecht, du bist ihr Werber,
Um schnöde Lust, um eitlen Ruhm,
Mariano! süßer Volksverderber!
Kennst du das Evangelium?

Ein schlechter Arzt bedrängten Sündern,
Mußt du, zu mildern ihren Druck,
Verfallne Heidengräber plündern,
Statt Leben bringst du Leichenschmuck.

Du weinst, als ob das Herz dir breche,
Und mit den hohlen Händen fängst
Du auf die reichen Thränenbäche,
Die du auf's Volk hinuntersprengst.

Doch ist nur Willkühr, nicht Betrübung
Der Thränenstrom, der dir entfiel,
Nur eine Frucht der Spiegelübung
Dein klagendes Gebärdenspiel.

Du Kanzelgaukler, all dein Flöten,
All deine Sturmesmelodie
Macht doch den Sünder nicht erröthen,
Erschüttert ihm die Seele nie.

(Die Fortsezung folgt.)

Liebeszauber.

(Fortsezung.)

Eines Morgens, während der Vater auf dem Rathhause saß und für das Wohl der Stadt sorgen half, stand unvermuthet die braune Hexe vor Margarethen, welche so eben mit Thränen in den Augen aus dem Bette gestiegen war, und bot ihr ihre Dienste an. Der Grund dieses Besuchs ist leicht zu errathen: Urban hatte sich, von einigen Freunden zum Glauben an die Untrüglichkeit ihrer Zauberkünste überredet, nach langem Zaudern und Herzklopfen an sie gewandt und die besten Versprechungen von ihr erhalten, zu deren Erfüllung das Nothwendigste war, eine Bekanntschaft mit der grausamen Schönen anzuknüpfen. Diese aber machte der Alten das Geschäft leichter, als sie gedacht hatte; denn kaum hatte dieselbe ihre ersten Worte über die Lippen gebracht, so fragte Margarethe, die eine ganz besondere Schickung in diesem Zusammentreffen zu sehen meinte, ob sie im Stande wäre, ihr das entfremdete Gemüth ihres Liebsten, wenn sie einen hätte, wieder zuzuwenden? Die Alte versezte, allerdings vermöge sie das, indessen sey hiezu der Name und Vorname des Ungetreuen nothwendig, und wußte so klug in die schüchterne Kleine zu dringen, daß diese zulezt ihre Scheu vergaß und die unverblümte Wahrheit bekannte. Die Zigeunerin hatte im Stillen eine große Freude darüber, da sie nun sah, daß sie die beiden Verliebten ganz nach ihren Zwecken lenken könne, und gedachte sich gute Früchte von diesen Bäumen zu schütteln. Nur war es ihr nicht gleich ganz klar, wie sie den Handel in die Länge ziehen sollte, aber auch hierin kam ihr Margarethe auf's Erwünschteste entgegen; denn da sie schon seit einiger Zeit nirgends mit Urban zusammen gewesen war, so fragte sie endlich mit tiefem Erröthen die Alte, ob sie nicht einen Krystall besitze, in welchem sie ihr den Liebsten zeigen könnte? Diese sagte mit großer Bereitwilligkeit zu, ja noch mehr, sie verhieß, ihn in Lebensgröße an ihr vorübergehen zu lassen, als erstes Zeichen, wie viel sie über das Reich der Geister vermöge. Damit verließ sie das entzückte und hoffende Mädchen und suchte den guten Urban auf, in dem sie den gleichen Wunsch zu erregen wußte; denn die freche Hexe gedachte, Beide gegenseitig als Zauberbilder zu gebrauchen und diese Posse so lange zu wiederholen, als bei Einem von Beiden ein

Digitized by Google

Groſchen zu finden ſey. Nachdem ſie ſie gehörig durch Erwartung geſpannt und durch unſinniges Geſchwätz betäubt hatte, lud ſie Beide eines Abends unter geheimnißvollen Bedingungen zu ſich, indem ſie Jedem das Andere zu zeigen verſprach.

Margarethe beurlaubte ſich von ihrem Vater, unter dem Vorwande, zu Verwandten in die Lichtſtube zu gehen, und ſchlich in tiefer Finſterniß, mit einem Laternchen hie und da unter der Schürze hervorleuchtend, der Stadtmauer zu, wo in einem niedern, an dieſelbe angebauten Häuschen die Zigeunerin ihre Wohnung aufgeſchlagen hatte. Zitternd betrat ſie dieſelbe und wollte beim Anblick des vom Rauch geſchwärzten, ſeltſam verzierten Stübchens wieder zurück fliehen, aber die Alte ergriff ſie beim Arm, redete ihr freundlich zu und nöthigte ſie in ein Verſteck auf der Seite des Stübchens, um, wie ſie vorgab, ihr den Anblick der Geiſter, deren Beiſtand ſie zu dem Zauberſtück anrufen müſſe, zu erſparen. Dann unterwies ſie das angſtvolle Mädchen und gebot ihr, ſich nicht eher herauszuwagen, als bis ſie den Ruf: Hervor! erſcheine! von einem Schlag ihres Zauberſtabes an die Wand begleitet, vernehmen würde; dicht an der Seite, wo ſie hervorkommen mußte, zeigte ſie ihr einen Kreis, in dieſen ſollte ſie dann ſogleich treten und ſich durch nichts bewegen laſſen, auch nur einen Fuß herauszuſetzen, indem ſonſt die Geiſter ihr auf der Stelle den Hals umdrehen würden.

Margarethe, von dieſer Eröffnung nicht ſehr erbaut, begab ſich in den angewieſenen Winkel, ſah dort, vor Furcht halb todt, durch eine Mauerlücke in den Zwinger hinaus, wo ſie unheimliche Geſtalten umherwanken zu ſehen glaubte; wenn ihr von Beſinnung irgend etwas übrig blieb, ſo war es die Reue, ihren Vater betrogen zu haben. Auf einmal hörte ſie die Hausthüre gehen und ſchwere Tritte die Treppe ſtrauchelnd herauf kommen; ſie ſchmiegte ſich in der verzweifelndſten Angſt an die kalten Steine, da vernahm ſie drinnen ein lebhaftes Geflüſter, und auf einmal ertönte der Ruf der Zigeunerin. Bebend trat ſie hinein und ſuchte zuerſt eiligſt in ihren Kreis zu gelangen; als ſie aber die Augen aufſchlug, ſiehe, da ſtand Urban in der entgegengeſezten Ecke des Zimmers, ebenfalls von einem Kreis umſchloſſen, vor ihr; zwiſchen Beiden aber hielt ſich die Alte, ſie trug einen Mantel von wunderlich zuſammengeflickten Lappen und ſchwang den Zauberſtab wie dräuend nach beiden Seiten hin.

Nun kannſt du dir die Verwunderung der beiden Leutchen vorſtellen, als jedes das andere leibhaftig vor ſich ſtehen ſah; Margarethe konnte ſich nicht enthalten, liebreich auf Urban zu blicken, vor dem ſie ja hier, wo ſie nur ſein Trugbild zu ſehen glaubte, ſich nicht zu ſchämen hatte. Urban aber war von dieſem Blicke ſo entzündet, daß er, ohne die Warnungen der Alten zu beachten, aus ſeinem Kreiſe herausſprang, auf Margarethe zueilte und ſie feſt in die Arme ſchloß. Die Hexe wollte mit dem Stab dazwiſchen fahren; Margarethe ſchrie in Todesnoth: „Heiliger Gott, die Geiſter erwürgen mich!“ Im ſelben Augenblick aber fühlte ſie, daß es kein Geiſt ſey, der ſie umarmt hielt, und war noch mehr erſtaunt, als zuvor. Ihm ging es eben ſo, als das Schattenbild, dem er ſich genähert hatte, nicht unter dem Druck ſeiner Arme zerfloß. So ſtanden ſie, hielten ſich an den Händen und blickten einander wortlos in's Geſicht. Auf einmal aber ging dem betrogenen und doch ſo glücklichen Liebhaber ein Licht auf wie eine Fackel, pfeilſchnell fuhr er auf die Zauberin, die eben zur Thüre hinauswiſchen wollte, los, faßte ſie am Haubenband unter dem Kinn, daß ſie nicht mehr entkommen konnte, und rief: „Geſtehe, verruchte Hexe, daß du uns getäuſcht haſt!“ — „Ich glaube, Ihr ſolltet noch beſſer mit mir zufrieden ſeyn, wenn es ſo iſt,“ erwiderte ſie trotzig; „Ihr habt nichts dabei verloren, wenn das Jüngferchen hier mehr als ein Scheinbild iſt.“ — Aber das Poſſenſpiel, das man mit ihm getrieben hatte, empörte den Stolz des jungen Mannes, und er wurde noch mehr zur Rache geſpornt, als Margarethe, ſchamhaft ſich an ihn ſchmiegend, geſtand, daß ſie auf dieſelbe Weiſe getäuſcht worden ſey. „Hätteſt du uns nicht auch ohne das nützlich ſeyn und dir deinen Lohn erwerben können?“ fuhr er ſie an; „aber ſey nur ſo gut und komm mit! du wirſt Niemand mehr zum Narren haben.“

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Liverpool, October.

(Beſchluß.)

Der britiſche Naturforſcherverein.

In der Section für Mathematik und Phyſik kam unter Anderm ein Aufſatz vor über die Möglichkeit telegraphiſcher oder Zeichenmittheilungen das ganze Jahr hindurch, bei Nacht und bei Nebel. Es braucht nicht geſagt zu werden, daß die zwei lezteren Umſtände für die gegenwärtigen Telegraphen bedeutende Steine des Anſtoßes ſind, und es wohl der Mühe lohnte, ſie aus dem Wege zu räumen. Wie aber ſoll das geſchehen? — Alle Verſuche mit ſichtbaren Signalen ſind geſcheitert; alſo könnte man zum Schalle greifen. Das thut man ja bereits auf Schiffen, wenn es gilt, bei neblichtem Wetter andere vor der Annäherung zu warnen, mittelſt Kanonenſchlägen, Trommeln und Glocken, und das iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß eine beſtimmte Zahl Kanonenſchläge in tabellariſcher Ordnung Alles auszudrücken vermöchte, was durch Telegraphen mitgetheilt zu werden pflegt. Mangel an Schnelligkeit kann man nicht dagegen anführen. Der Schall legt in jeder Sekunde 1142 Fuß zurück, was ein ganz paſſabler Schritt iſt. Aber welch gräßlicher Lärm müßte die unvermeidliche Folge ſeyn! dann welcher Aufwand an Schießpulver, und zulezt fürchtete ſich kein Menſch mehr vor einer Kanone. Nein, Kanonentelegraphen können und

Digitized by Google

dürfen nicht aufkommen. Eher ginge es an, pressante Nachrichten durch Kanonenschüsse zu versenden. Geschriebene Mittheilungen ließen sich in eine hohle Kanonenkugel stecken, und fort flögen sie aus dem fernhin treffenden Rohre 12 bis 1600 Fuß in der Sekunde. Recht schön; aber — von jedem andern Einwurfe abgesehen — wie oft würden solche eiserne Botschafter an Menschenleben sich vergreifen, und weg demnach mit den hohlen Kanonenkugeln. Der neueste Vorschlag geht nun dahin, die gemeine Elektrizität zur Vermittlerin zu machen. Und nichts leichter als das. Man wählt die Linie, baut auf ihrer ganzen Erstreckung steinerne Kanäle, legt darein starken, tüchtigen Draht, stellt an die respektiven Auslaufepunkte Aufseher, und die geschlagenen Funken bilden die Telegraphensprache. Zweihundert Meilen in zwanzig Sekunden wären für eine Mittheilung auf diese Manier das Maximum. Der Draht kann aber reißen, das ist wahr; also bleibt, um die neue Erfindung in's Leben treten zu sehen, bloß die Fabrikation unzerreißbaren Drahtes übrig, und mit der festen Hoffnung, daß der menschliche Geist diese Aufgabe nächstens lösen werde, schloß der Verfasser seinen Vortrag. — Eine andere Abhandlung von praktischer Tendenz wurde in der Sektion für Zoologie und Botanik verlesen. Sie betraf die sicherste Methode, die nach Büchern und Manuscripten lüsternen Insekten, vorzüglich die Anobia, zu vertilgen, wurde mit gespannter Aufmerksamkeit angehört und veranlaßte eine mehrstündige Debatte, deren wesentliches Resultat darin bestand, daß jeder der Sprechenden von den Vorzügen *seines* Verfahrens vollständig überzeugt blieb. Hier nur von der Abhandlung des Sir Thomas Phillips. Nachdem derselbe, mit Ausnahme der Fische, alle Thier- und Insektengeschlechter, vom Elephanten bis zur Mücke, aufgezählt hatte, die an Büchern und Handschriften sich *nicht* vergreifen, nannte er als den Bibliotheken am gefährlichsten — mit einem flüchtigen Seitenhiebe auf *die* Würmer, die ganze Bücher verschleppen, sie borgen und nicht zurückliefern — erstens einen kleinen schwarzen Käfer, der so bekannt sey, daß er keine Beschreibung erfordere, zweitens einen ungefähr sechsmal größern, schwarz von Farbe mit weißen Flecken oder Streifen, der von Darmstadt (?) oder Frankfurt am Main (??) nach England gebracht worden, zur Zeit nicht sehr zahlreich, aber ausgezeichnet gefräßig sey, zur neuern Familie der Curculioniden gehöre und eine besondere Vorliebe für Bücher habe, deren Deckel Eichenholz enthalten, und drittens das Anobium striatum, das vertilgenswertheste um deßwillen, weil der Saz eines einzigen Weibchens im Stande sey, eine große Bibliothek zu vernichten. Sir Thomas zieht gegen diese Thiere mit einem Gemisch von ätzendem Sublimat und gewöhnlichem Buchbinderkleister zu Felde. Dieses mixtum compositum streiche man Sommers auf schwache weißbachene Brettchen, lege diese in der Büchersammlung zerstreut umher, mustere sie alle zwei oder drei Tage, gebe genau acht, ob sich Holzstaub zeigt, und sobald dies der Fall, nehme man sie flugs hinweg und werfe sie in's Feuer; der Staub ist ein Beweis, daß die Anobia angebissen haben, und unverbrennbar sind sie nicht. Bücherfreunde mögen das Mittel versuchen, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß sie mit Sir Thomas ausrufen können: probatum est! Oeffentlichen Bibliotheken aber empfehle ich den Versuch nicht, denn wo sollen die Bücher künftiger Jahre Unterkommen finden, wenn die Anobia sich nicht in's Mittel schlagen? — Ich hatte die Absicht, noch zwei oder drei anderer werthvollen Entdeckungen zu gedenken, für welche den Mitgliedern des brittischen Vereins der Dank des Menschengeschlechts gebührt. Bewende es indessen vor der Hand bei dem Gesagten, obschon ich von hier aus keinen zweiten Brief verspreche. W. S.

Brüssel, October.

(Fortsezung.)

Brüssel. Die Eisenbahn.

Ganz Mons wird durch Gas beleuchtet, und sogar die Schenken versagen sich dieses Beleuchtungsmittel nicht. Von Mons nach Brüssel erblickt man überall schöne Häuser, sauber von innen und außen. Nichts kann freundlicher aussehen als die belgischen Häuser mit ihrem weißen Anstrich, den glänzenden Fenstern, den Treppen von blauen Namurer Steinen und dem röthlich grauen Schieferdache, oder den grauen glasirten Ziegeln. Auch die Kirchen sind auf ähnliche Art angestrichen und bedeckt. Der Belgier sorgt ganz anders für sein Gotteshaus, als der Franzose: er behandelt es wie seine eigene Wohnung und sucht ihm ein eben so freundliches Ansehen zu geben. Im Maasthale erblickte ich eine solche auswendig schön angestrichene Dorfkirche; über dem Eingang war mit großen Buchstaben eine Inschrift angebracht. In der Ferne vermuthete ich, es sey ein biblischer Vers; denn was anders konnte man über dem Eingang als Inschrift angebracht haben? Beim Näbertreten erstaunte ich nicht wenig, als ich statt eines erbaulichen Spruches Folgendes las: Les chiens hors de la maison de Dieu! — Brüssel nimmt fortwährend und rasch an Schönheit und Bevölkerung zu. Obschon die ganze Stadt rein und freundlich aussieht, so zeigt sich Eleganz und moderne Pracht doch vorzüglich in der obern Stadt. Hier können die Hotels und Privatwohnungen den Vergleich mit den Pariser Hotels aushalten; manche sind trefflich gebaut und liegen äußerst angenehm. Vor dem Namurer Thore ist beinahe eine neue Stadt entstanden, die wahrscheinlich in der Folge mit zur Stadt gerechnet werden wird, obschon sie jezt noch eine besondere Gemeinde ausmacht. Dann müßte ein neuer Boulevard um die Stadt gezogen werden statt des jezigen, der einen äußerst angenehmen Spaziergang bildet, aber von den Brüsselern außer am Sonntag wenig besucht wird. Auch außerhalb des Löwener Thors ist man emsig mit Bauen beschäftigt, wiewohl hier die Lage bei weitem nicht so vortheilhaft ist wie vor dem Namurer Thore. Von Brüssel bis Laaken ist nun vollends nur eine Straße wie in der Stadt, und am Sonntage geht es hier wegen der vielen Schenken noch lebhafter zu, als in einem großen Theile Brüssels. Auch neben der Eisenbahn, welche in der Nähe des Kanals und nicht weit von der Laakener Straße angelegt ist, werden Häuser gebaut, und wahrscheinlich wird es bald auch hier ganz städtisch aussehen. Eisenbahnen haben das Unbequeme (freilich eine Kleinigkeit im Vergleich mit ihrem großen Nutzen), daß sie meistens nur in einiger Entfernung von den Städten und nicht in den Städten selbst angelegt werden können, und daß folglich, besonders wenn man Effekten bei sich führt, noch eine Fuhre nöthig ist, um nur zur Eisenbahn zu gelangen. In Brüssel gibt es aus diesem Grunde Omnibus, welche die Leute in ihren Wohnungen abholen und zur Eisenbahn bringen, oder von derselben nach ihren Wohnungen führen. Sonst bedient man sich ihrer fast gar nicht. In den Büreaux der Eisenbahn herrschte ein furchtbarer Lärm, weil wegen des im Grunde sehr unbedeutenden Jahrmarkts zu Antwerpen weit mehr Brüsseler nach Antwerpen fuhren, als sonst. Es war ein Gedränge, wie vor den Pariser Schauspielhäusern bei stark besuchten Vorstellungen, und am Abend nach der Rückkunft war es noch weit ärger.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 84 u. Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 20. Oktober 1837.

A perlous boy! Go to, you are too shrewd.

Shakespeare.
Richard III.

Liebeszauber.

(Beschluß.)

Die Alte unter Schloß und Riegel zu bringen, war eine Kleinigkeit; denn da sie ohnehin in der Stadt für rechtlos galt, auch sonst schon einige Diebereien von ihr bekannt waren, so kostete es Urban nur zwei Worte bei seinem Vetter, dem Bürgermeister, oder vielmehr bei seiner Base, der Bürgermeisterin, und die Heilung des Kropfes war in's Meer der Vergessenheit versenkt, die braune Alte aber in's Thorgefängniß gelegt. Wenn du es nun unbillig findest, daß Urban mitten in seinem Glücke den ihm widerfahrenen Spott so unversöhnlich rächen wollte, so kannst du dich bald über das Schicksal der Hexe trösten. An Urbans und Margarethens Hochzeittage, der nun sogleich angeordnet wurde, da die Eltern die Sache längst unter sich in's Reine gebracht und nur auf die Biegsamkeit der beiden Trotzköpfe gewartet hatten — an diesem Tage also ging es hoch her, und Martin, der Gerichtsdiener, hatte des Guten so viel bekommen, daß er, um der Gefangenen ihr Essen zu bringen, die umsichtigsten Um- und Nebenwege zum Thore einschlug und sogar in der schrägen Schlachtordnung, von der du mir aus deinen griechischen Büchern schon so viel erzählt hast, mit großer Zuversicht auf das Gefängniß losmarschirte. Aber Schmach und Hohn war über ihn beschlossen, und so gebieterischen Blicks er auch zu der Arrestantin hineinwankte, so stand es doch in den Sternen, daß er heute überrumpelt werden sollte.

Die Hexe winselte und krümmte sich auf ihrem Lager, als er eintrat, denn sie hatte ihn schon aus einem Schiebfensterchen recognoscirt, wie er den Gang heraufhumpelte, und that, als ob sie am Sterben sey; das Essen wies sie von sich und bat mit den beweglichsten Tönen, er möchte nur, ehe sie sterbe, jene Spinnwebe dort an der Decke wegkehren; denn der ihr angeborene Ekel vor den Spinnen, die sie hülflos, wie sie sey, um sich her schalten und walten lassen müsse, habe sie eben in diesen äußersten Zustand, den sie nicht überleben werde, gebracht. Der gute Martin, heut sehr zur Menschenfreundlichkeit gestimmt, holte auf dem Gange einen Besen und schickte sich an, die Spinne auszutreiben. „Legt vorher Euren schweren Schlüsselbund hier auf den Tisch," sagte die Sterbende, „er könnte euch an der Arbeit hindern." Martin befolgte den guten Rath, stellte den einzigen Stuhl, der im Zimmer war, vor das ziemlich hohe Gesimse, stieg mit großer Mühe und unter vielen vergeblichen Anstrengungen hinauf, hielt sich oben am Fenstergitter und erhob mit sehr unregelmäßigen Stößen den Besen, den er wie einen Degen zu handhaben suchte, zu Ausfällen auf das oben in die Ecke gebaute Spinnennest.

Digitized by Google

Dieſe Beſchäftigung wurde ihm nach und nach ſehr vergnüglich, er lachte bei jedem gut geführten Stoße hell auf, und als endlich keine Spur mehr vom Daſeyn der Spinnwebe zu entdecken, die Bewohnerin des Neſtes aber an der Wand zerquetſcht war, dachte er behaglich auf ſeinen Rückzug. Er ſenkte den einen Fuß hinab, fand aber keinen Boden, und als er ſich nach dem Stuhl umſah, der ihn in dieſe Höhe befördert hatte, ſo erblickte er ihn nach langem Forſchen mitten im Zimmer. Nun fing er an, Verdacht zu ſchöpfen, er warf ſeine Späherblicke nach dem Lager, welches er leer ſo wie die Thüre geſchloſſen fand. „Ei du vermaledeite Here!“ rief er und wagte den nicht ungefährlichen Sprung auf den Boden, auf welchen er denn auch der Länge nach niederfiel. Nun machte er ſehr verwickelte Anſtalten, ſich wieder zu erheben, als aber dieſes nicht gelang, beruhigte er ſich mit einem doppelten Troſte: verfallen habe ich mir nichts im Leibe, ſagte er zu ſich, denn ich fühle keine Schmerzen, und was das Hinauskommen betrifft, ſo iſt ja die Thüre geſchloſſen und jeder Verſuch vergebens. Mit dieſen Worten ſchloß er die Augen und verſchlief die Erſchütterung des Falls, den Zorn über die Here, die Unbill der Gefangenſchaft und die Schreckniſſe der Nacht.

Als man am andern Morgen auf allen Thoren nach ihm ſuchte, fand man ihn endlich hier und konnte ihn kaum aus ſeinem Zauberſchlaf erwecken. Er erzählte eine gräßliche Geſchichte, wie die Here, kaum als er zu ihr eingetreten, ſich in eine ungeheure Kreuzſpinne verwandelt, einen Faden in die Höhe geſchoſſen habe und daran an die Decke hinaufgeklettert ſey; er, im Gefühle ſeiner Pflicht, habe ſie mit dem Kehrbeſen bis dorthin verfolgt, ſie habe ihn aber mit ihrem Netz umſponnen und ſo mächtig an ſeinem Hirne geſaugt, daß er darüber das Bewußtſeyn verloren; nur das habe er noch geſehen, wie ſie mit feurigen Drachen zum Schlüſſelloch hinausgefahren; die Spinnwebe, in der er gelegen, müſſe ſpäter nachgegeben haben, ſo daß er Nachts heruntergeſtürzt und in ſeiner Ohnmacht liegen geblieben ſey. — Das Volk erzählte dieſe Sage noch lange nach, doch ergötzten ſich manche im Stillen an dem eigentlichen Hergang, wie ſie ſich ihn denken konnten. Die Here hat ſich nie wieder im Weichbilde der Stadt betreten laſſen, und als der Mauergraben geraume Zeit nachher ausgetrocknet und in Gärten verwandelt wurde, fand man den Schlüſſelbund, der damals ſammt der Arreſtantin verloren gegangen war. Martin aber führte von jenem Tage an in der Stadt den Spottnamen des Hexenbanners.

„Tante,“ ſagte ich, als die Erzählerin geendet hatte, „komm her, ich will dir was in's Ohr ſagen: die Margarethe iſt niemand anders als du.“ — „Närriſcher Menſch!“ verſetzte ſie, „meinſt du denn, ich würde dir ſo etwas von mir erzählt haben?“ — „O Tante!“ rief ich triumphirend, „ich kann dir's beweiſen. Einmal hieß dein erſter Mann Urban, und ich habe deßhalb während deiner Erzählung ſein Bild dort immer aufmerkſam betrachtet; er iſt auch recht hübſch, das muß man ſagen. Dann weiß ich wohl, wo du vom vierzehnten bis in's achtzehnte Jahr in die Schule gegangen biſt; und endlich haſt du mir einmal vertraut, daß du die beſte Tänzerin deiner Zeit geweſen ſeyeſt. Gelt, ich habe dich errathen?“ rief ich, indem ich ihr Rübchen ſchabte. Ihr Finger drohte, ihr Auge lachte. „Komm her, Kleiner!“ rief ſie, „ich will dir auch was in's Ohr ſagen: wenn du in der Schule ſo aufpaſſen thäteſt, wie bei einer nichtsnutzigen Geſchichte, ſo hätteſt du allezeit den Ehrenplatz inne. Gelt, ich hab' auch was gewußt?“

Savonarola.

(Fortſetzung.)

Wenn auch die Hörer ſeufzen, weinen:
Was ihnen von den Wangen rollt,
Sind falſche Thränen, wie die deinen,
Iſt Lohn, den Trug dem Truge zollt.

Unheilig iſt ein ſolches Trauern,
Womit dein Wort die Hörer trifft;
Dies weichlich ſüße Selbſtbedauern
Iſt für ſchuldkranke Herzen Gift.

Machſt du mit claſſiſchem Geſchwätze
Zur Tugend kühn, zum Glauben ſtark?
Dem Teufel flickſt du ſeine Netze,
Denn du biſt falſch bis in das Mark.

Dein Wort iſt Fälſchung und Verführung,
Du lullſt den heil'gen Schmerz in Ruh,
Und den Heilbronnen ſelbſt, die Rührung,
Den Thränenquell vergifteſt du.

Die Grenzen möchteſt du vermiſchen
Der Chriſten und der Heiden gern,
Und in ein Nebelbild verwiſchen
Des Glaubens feſt gediegnen Kern.

Verſchleiern möchteſt du die Wunde,
Die durch das Herz der Menſchheit brennt,
Verwirren mit dem alten Bunde
In Eins das neue Teſtament.

Die Wunde läßt ſich nicht verſchleiern,
Ihr Blut durchdringt den dünnen Flor;
Bald muß die Kirche ſich erneuern
Und finden, was ſie längſt verlor.

Digitized by Google

Einſt, in des alten Bundes Tagen,
Da trieb der Menſch noch ohne Bahn,
Vom Strand der Sehnſucht ſtets verſchlagen,
Auf weitem, wildem Ocean.

Des Herrn Geſetz gebot ihm Landung,
Er ſtrebte nach dem Friedensport,
Des Sündenfalls empörte Brandung
Riß ihn in ihre Wirbel fort.

Nun aber iſt zu ſeinem Wohle
Der Weg durch's Meer dem Menſchen kund,
Die ſichre heilige Buſſole,
Die Liebe gab der neue Bund.

Und rudert kühn der Glaubensſtarke
Durch Wellenſtoß und Sturmesweh,
So wird, geſegnet, ſeine Barke
Gewinnen bald die hohe See,

Wo er hineilt die Freudenpfade,
Wo ihm in alle Segel wehn
Die Hauche Gottes ihre Gnade,
Die ewigen Eteſien. *

Belohnet wird ihm ſein Vertrauen,
Und daß er nicht im Sturm verzagt,
Er wird das Land der Sehnſucht ſchauen,
Mehr finden, als ſein Wunſch gewagt.

Die Menſchheit hat nach Gottes Lichte
Geſehnt ſich längſt und ehedem;
Doch iſt die heilige Geſchichte
Entſprungen erſt in Bethlehem.

Du nenneſt Chriſtum eine Quelle,
Die ſtets zur Menſchheit niederfloß,
Und die ſich nur an jener Stelle
Mit lauterem Geräuſch ergoß?

Der alte Quell war nur ein Sehnen,
Der Menſchheit ahnungsvoller Gram
Ein heißer Strom einſamer Thränen,
Bis endlich der Erſehnte kam.

Dir ſind zu eng des Glaubens Schranken,
Dein Chriſtus iſt, greif' ich dich recht,
Die Summe göttlicher Gedanken
Im ganzen menſchlichen Geſchlecht.

Der Herr der Welt in Menſchenhülle,
Die Macht des Schöpfers und ſein Licht,
Der Gottheit ganze Liebesfülle
Iſt dein zerfahrner Chriſtus nicht.

Ich kenne dich und die Genoſſen,
Ihr zweifelt, deutelt dort und hie,
Ihr habt die Schrift des Herrn verſtoßen
Und meint: ein Gottmenſch lebte nie.

Ihr möchtet lieber Gott uns ſchildern,
Wie er die Welt uns ausgeheckt
Nach ſeinen ſchönen Muſterbildern,
Ein feingeſchmackter Architekt. *

Und was von göttlichen Ideen
Ein feinbegabter Menſchengeiſt
Auf Menſchenweiſe mag verſtehen,
Das wäre, was man Chriſtus heißt. —

Einſt werden ſagen ſpätre Thoren:
„Wenn ſein Bewußtſeyn Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrauſch verloren —
Sich auf ſich ſelbſt zurückbeſinnt,

Wenn die Idee ſich findet wieder:
Das iſt der Menſch, ſo weit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menſchen ſich lebendig ſenkt."

Die Menſchenhülle Gott umſchlingend
Als trauten Gaſt aus Himmelshöh'n:
Hier iſt Idee, ſo wahr und dringend,
So voll, ſo tief, ſo ſelig ſchön!

Sie wäre durch die Welt als Schemen
Geirrt? ihr fehlte die Gewalt,
In der Geſchichte Raum zu nehmen
Als die lebendigſte Geſtalt?

(Die Fortſetzung folgt.)

* Paſſatwinde.

* Anſpielung auf die Platoniſche Akademie in Florenz.

Aus der Tagesgeſchichte.

Der ſchöngeiſtige Schuſter.

Ein Schuſter im Pariſer pays latin kannte kein höheres Gut als Geld, und keinen höhern Lebensgenuß als ſchöne Literatur: der allgemeine Zeitgeiſt und die literariſche Luftwelche über ſeinem Stadtviertel brütet, hatten ihn angeſteckt.

Digitized by Google

Die neue und neue Rechtsprechung des Reichsgerichts. Von Dr. Alfred Hellmann, Professor an der Universität Berlin. Leipzig, Duncker & Humblot, 1918. 8°. 1 Bl., 104 S. M. 2.50.

Der Verfasser, der sich durch seine Arbeiten über Kartellrecht und Kriegswirtschaftsrecht einen guten Namen gemacht hat, bietet in dieser Schrift eine Reihe von Aufsätzen, die sich mit der Rechtsprechung des Reichsgerichts auf dem Gebiete des Handelsrechts, des Wechselrechts und des Scheckrechts befassen. Sie sind zum Teil schon früher in Zeitschriften veröffentlicht worden, zum Teil sind sie neu. Sie behandeln die Frage, ob die Rechtsprechung des Reichsgerichts auf dem Gebiete des Handelsrechts, des Wechselrechts und des Scheckrechts sich in neuen Bahnen bewegt, ob sie sich von der bisherigen Rechtsprechung entfernt hat. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß dies nicht der Fall ist. Er meint, daß die Rechtsprechung des Reichsgerichts auf dem Gebiete des Handelsrechts, des Wechselrechts und des Scheckrechts sich in alten Bahnen bewegt, daß sie sich nicht von der bisherigen Rechtsprechung entfernt hat. Er meint, daß die Rechtsprechung des Reichsgerichts auf dem Gebiete des Handelsrechts, des Wechselrechts und des Scheckrechts sich in alten Bahnen bewegt, daß sie sich nicht von der bisherigen Rechtsprechung entfernt hat.

Inhalt: Die Rechtsprechung des Reichsgerichts auf dem Gebiete des Handelsrechts, des Wechselrechts und des Scheckrechts. — Die Rechtsprechung des Reichsgerichts auf dem Gebiete des Handelsrechts, des Wechselrechts und des Scheckrechts. — Die Rechtsprechung des Reichsgerichts auf dem Gebiete des Handelsrechts, des Wechselrechts und des Scheckrechts.

Rechtsprechung. Sammlung von Entscheidungen des Reichsgerichts, des Bundesgerichts und des Obersten Gerichtshofes. Herausgegeben von Dr. Alfred Hellmann, Professor an der Universität Berlin. Leipzig, Duncker & Humblot, 1918. 8°. 1 Bl., 104 S. M. 2.50.

Der Verfasser, der sich durch seine Arbeiten über Kartellrecht und Kriegswirtschaftsrecht einen guten Namen gemacht hat, bietet in dieser Schrift eine Reihe von Aufsätzen, die sich mit der Rechtsprechung des Reichsgerichts auf dem Gebiete des Handelsrechts, des Wechselrechts und des Scheckrechts befassen. Sie sind zum Teil schon früher in Zeitschriften veröffentlicht worden, zum Teil sind sie neu. Sie behandeln die Frage, ob die Rechtsprechung des Reichsgerichts auf dem Gebiete des Handelsrechts, des Wechselrechts und des Scheckrechts sich in neuen Bahnen bewegt, ob sie sich von der bisherigen Rechtsprechung entfernt hat. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß dies nicht der Fall ist. Er meint, daß die Rechtsprechung des Reichsgerichts auf dem Gebiete des Handelsrechts, des Wechselrechts und des Scheckrechts sich in alten Bahnen bewegt, daß sie sich nicht von der bisherigen Rechtsprechung entfernt hat. Er meint, daß die Rechtsprechung des Reichsgerichts auf dem Gebiete des Handelsrechts, des Wechselrechts und des Scheckrechts sich in alten Bahnen bewegt, daß sie sich nicht von der bisherigen Rechtsprechung entfernt hat.

Inhalt: Die Rechtsprechung des Reichsgerichts auf dem Gebiete des Handelsrechts, des Wechselrechts und des Scheckrechts. — Die Rechtsprechung des Reichsgerichts auf dem Gebiete des Handelsrechts, des Wechselrechts und des Scheckrechts. — Die Rechtsprechung des Reichsgerichts auf dem Gebiete des Handelsrechts, des Wechselrechts und des Scheckrechts.

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 21. Oktober 1837.

Their ambush here relentless ruffians lay;
On Britain's fond credulity they prey.
Johnson.

Die Londoner Bettler.

Daß London ein Pfuhl von Laſtern und Schlechtigkeiten, von Verbrechen und Sünden jeder Art iſt, muß ſchon daraus folgen, weil es ſo ziemlich zwei Millionen Menſchen in ſich faßt. Aber unter allen den vielen Betrügereien thun dem Herzen keine weher als die zum Behuf des Bettelns geübt werden. Es gilt, Mitleid zu erregen und Gaben zu gewinnen, gleichviel auf welche Weiſe, und die Folge entdeckter Fälſchung iſt häufig Mißtrauen gegen wahre Leiden, Verſtoßung wahrhaft Bedürftiger. Wäre im menſchlichen Herzen nicht ein Born unerſchöpflicher Güte, gäbe es nicht Viele, denen Almoſengeben Bedürfniß iſt, und wären Andere nicht unbekannt mit den Ränken, denen ihre Mildthätigkeit zum Opfer fällt, es würden in London längſt keine andern Almoſen gereicht, als welche das Kirchſpiel ſeinen Bewohnern mit geſetzlicher Kraft abfordert.

Darf ich viele Jahre zurück meinem Gedächtniſſe trauen, ſo hat bereits Archenholz in ſeinem England und Italien von den Londoner Straßenbettlern erzählt, von ihrem Leben und Treiben, von den Mitteln, durch welche ſie die Börſen des Publikums öffnen, und von der Art, wie ſie das Erbettelte verwenden. Im Allgemeinen mag das damals Geſagte noch heute Anwendung finden, Einzelnes iſt ſeitdem hinzu gekommen, denn auch die Londoner Bettler ſind mit dem Jahrhunderte vorgerückt, und ihr Scharfſinn wie ihre Thätigkeit wären oft eines beſſern Zweckes werth. Gleich allen übrigen Gewerbe treibenden Klaſſen hat der Sporn der Nothwendigkeit ſie vorwärts getrieben. Einmal hat ſich ihre Zahl vermehrt, und Concurrenz thut die Fundgruben des menſchlichen Geiſtes auf. Vor ungefähr zehn Jahren — dem Zeitpunkte der lezten ſtatiſtiſchen Angaben — wurden gegen achttauſend Straßenbettler gezählt; jezt ſoll die Zahl um die Hälfte größer ſeyn. Zweitens hat ſich der Erwerb vermindert. Vor Kurzem wurde in den Taſchen eines beim Betteln ergriffenen, etwa fünfzig Jahre alten Mannes eine namhafte Summe gefunden. Er verſicherte, auf die ehrlichſte Weiſe von der Welt dazu gekommen zu ſeyn, indem das Geld eine Sammlung milder Gaben ſey. Der Polizeirichter bemerkte, demnach müſſe das Bettlerhandwerk ein recht einträgliches ſeyn. „Bei einiger Sparſamkeit," erwiderte der Profeſſioniſt, „ernährt es ſeinen Mann, doch iſt der Verdienſt gewaltig im Sinken; das Betteln iſt bei Weitem nicht mehr, was es ehemals war, es iſt ſeit den dreißig Jahren, wo ich anfing, wenigſtens um fünfzig Prozent ſchlechter geworden." Ein Drittes endlich, was die geiſtigen Fähigkeiten des geſammten Handwerks zu größerer Anſtrengung zwingt, iſt theils die Wachſamkeit der neuen Polizei, eines für London und deſſen nächſte Umgebung unnennbar wohlthätigen Inſtituts, theils die beſtehende Mendicity Society,

Digitized by Google

ein Verein zu Abstellung des Bettelwesens, eine Gesellschaft von Privatleuten, die nicht bloß durch eigens angestellte Offizianten alle vagabondirenden Bettler in London aufsuchen, der Polizei überliefern und gerichtlich verfolgen läßt, sondern auch Allen, die um Unterstützung sich an sie wenden, wenn sie derselben bedürftig und zur Arbeit unfähig sind, Nahrungsmittel reicht, den zur Arbeit Tüchtigen dagegen lohnende Beschäftigung anweist, in keinem Falle jedoch Geld gibt und deßhalb von den Bettlern von Profession eben so selten behelligt als auf's Innigste verachtet und gehaßt wird. Die Mitglieder des Vereins pflegen Karten bei sich zu tragen, um der Unterstützung benöthigt scheinende Personen, wenn sie von solchen auf der Straße um Almosen angesprochen werden, damit an das betreffende Bureau zum Behuf weiterer Erörterung zu weisen, und mehr als einmal bin ich selbst Augenzeuge gewesen, wie in Lumpen gehüllte Gestalten, denen Elend und Hunger im Gesicht geschrieben stand, sobald sie dergleichen Karten empfangen, unter Verwünschung des Gebers sie zu Boden geworfen und in den Koth getreten.

Nächst den in den öffentlichen Blättern enthaltenen Polizeiberichten gewähren eigentlich nur die Vorträge und Rechnungen der Mendicity Society, und diese ausführlicher und richtiger als jene, eine Einsicht in den Zustand und einige Kenntniß von dem Umfang des Londoner Bettelwesens in allen seinen Haupt- und Unterabtheilungen. So schmerzlich auch die Resultate dieser Protokolle und Tabellen sind, so muß man sich doch freuen, daß es ein Bestreben gibt, dem Uebel zu steuern, und daß jenes, bei der guten Einrichtung des Vereins, nicht ganz ohne Erfolg bleiben kann. Nach den eben erwähnten Urkunden ist anzunehmen, daß bei der in England jedes Kirchspiel schwer genug drückenden Verbindlichkeit, seine Armen zu beherbergen, zu ernähren und zu kleiden, oder eingewanderte Arme in deren Distrikte zu schaffen, in London von sechzehn Straßenbettlern bloß Einer auf die Mildthätigkeit der Vorübergehenden Anspruch hat; daß von dreizehn wenigstens zwölf betrügerischer Weise Mitleid zu erwecken suchen; daß jeder Bettler im Durchschnitt wöchentlich zwanzig Schillinge (zwölf rheinische Gulden) erntet, und daß demnach das Publikum an die runde Zahl der zwölftausend Straßenbettler jährlich die bedeutende Summe von 624,000 Pfund Sterling oder 7,488,000 rheinische Gulden verliert. — Schmerzlich lang ist die Liste der geübten Betrügereien: alle Arten körperlicher Gebrechen und Krankheiten werden erheuchelt. Am beliebtesten sind Blindheit und Lähmung. Auch völlige Entkräftung, anscheinend die Folge von Krankheit oder von Mangel an Nahrung, gilt für eine einträgliche Spekulation, und mancher Mann und manche Frau lehnen erschöpft an einer Mauer oder sitzen zusammengebrochen auf den Stufen eines Hauses in einer lebhaften Straße, und vergessen ihre Rolle und eilen im Sprunge davon, sobald sie einen Polizeidiener oder einen Offizianten der Mendicity Society erblicken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Savonarola.

(Fortsetzung.)

Die Hohe sollte sich begnügen,
Nur hinzukümmern trüb und hohl,
In Wahngebilden, Schattenlügen,
Als Mährchen, Mythe und Symbol? —

Nein! nein! Wem je der Menschheit Klagen
Bis auf den Grund das Herz durchbebt,
Kann den Gedanken nicht ertragen,
Der allen Trost ihm untergräbt.

Ist Christus Traum, dann ist das Leben
Ein Gang durch Wüsten in der Nacht,
Wo Niemand, Antwort uns zu geben,
Als eine Horde Bestien wacht.

Die feindlichen Naturgewalten
Umdroh'n den Wandrer ohne Bahn,
Aus tausend dunkeln Hinterhalten
Lieblos und rastlos springend an.

Und wenn er mit geschärften Sinnen
Der Feinde manchen auch bezwang,
Kann er den andern nicht entrinnen
Auf seinem heimathlosen Gang.

An ehernen Gesetzen schleifen
Ringsum die Schmerzen ihr Gebiß;
Der Krieg, der Hunger heulend schweifen,
Die Pest durchtappt die Finsterniß.

Haß, Undank und gebrochne Treue,
Das Liebste auf der Todtenbahr,
Im öden Herzen Schuld und Reue,
Der Freuden Asche graues Haar:

So zieht in untröstbarer Trauer
Der Wandrer, bis er todesmatt;
Der Glaube an der Seele Dauer
Entfiel ihm wie ein welkes Blatt.

Geh hin, du Armer! frag nach Troste
Bei Kunst und Weisheit überall,
Trink Wein, geh' in den Wald und koste
Die Rose und die Nachtigall:

Digitized by Google

Sie haben nichts für deine Klagen,
Kein Strahl versöhnt die schwarze Kluft,
Sie haben nichts für dein Verzagen,
Und schaudernd sinkst du in die Gruft!

Das ist das Leben und Verscheiden,
Wenn Christus nicht auf Erden kam
Und auf dem Kreuze Schreck und Leiden
Dem Leben und dem Tode nahm.

Gott will uns über alle Leichen
Und alle Schrecken der Natur
Die Vaterhand herüberreichen,
Doch reicht er sie dem Christen nur.

In dieses Lebens Kampfgewühlen
Bis an des Friedens Morgenroth
Ist Schmerz noch unser tiefstes Fühlen,
Der innerste Gedanke — Tod.

Drum ließ in Schmerz und Tod die Armen
Der treue Gott uns nicht allein,
Am Kreuz voll Liebe und Erbarmen
Ging Gott in unsre Weise ein.

Gelöst sind nun die bangen Fragen,
Nun ist dem Herzen Alles kund:
Der Liebe Blüthenwelt zu tragen,
Sind Schmerz und Tod der dunkle Grund.

Und unerschüttert steht das Hoffen,
Das Auge sieht vom Grabesrand
Den heimathlichen Himmel offen,
In welchen Christus auferstand . . . .

Wie schnell auch die Gedanken rennen,
Kein Forschen und kein Grübeln frommt,
Der Geist kann nur den Geist erkennen,
Wenn ihm der Geist entgegenkommt.

Drum lüfte euer Geist die Flügel,
Und reißet eure Herzen auf
Und nehmet über alle Hügel
Der Sehnsucht nimmermüden Lauf!

Und spähet, lauschet, harret, trauert,
Bis euch sein heil'ger Hauch durchweht,
Bis seine Wonne euch durchschauert;
Erkenntniß Gottes ist — Gebet.

Gebet ist Balsam, Trost und Friede,
In Gott ein froher Untergang,
Es ist mit Gottes ew'gem Liede
Tiefinnerster Zusammenklang;

Gebet ist Freiheit, die der Schranke
Der Erdennacht die Seel' entreißt;
Dann steht kein Wort und kein Gedanke
Mehr zwischen ihr und Gottes Geist.

Geheimnißvoll und doch so helle,
Ist es der Seele wunderbar
Ein süßes Schlummern an der Quelle,
Und doch ein Wachen seligklar.

O lernet glauben, lernet beten!
Denn bald und schnell kommt Gottes Schwert;
Die Wolken selbst sind die Propheten
Des Blitzes, der herunterfährt.

Gott wird Italien schrecklich schlagen,
Weil es für seine Stimme taub;
Gott wird die Medici verjagen,
Ihr Werk hinwerfen in den Staub.

Gott wird, heimsuchend die Verbrecher,
Nicht einem Trinker ähnlich seyn,
Dem in den schönen goldnen Becher
Ein Schalk gegossen schlechten Wein.

Ausgießt den schlechten Wein der Zecher,
Macht das Geschirr vom Aerger leer;
Doch wirft er seinen goldnen Becher
Dem Wein zu Hasse nicht in's Meer.

Gott aber wird nach wenig Tagen
Den Sünder nehmen in die Hand,
Die Sünde und 's Geschirr zerschlagen,
Zerschmettern an der Felsenwand.

O wollet nicht durch äußre Werke
Gerettet und beseligt seyn!
Der Glaube in lebend'ger Stärke
Rechtfertigt euch vor Gott allein.

Und trauet nicht der Friedenskunde,
Die euch ein falsches Mitleid bringt;
Der Schmeichler richtet euch zu Grunde,
Wenn er den Schmerz in Schlummer singt.

O legt nicht schlafen das Gewissen,
Seyd wach und seyd auf Gott gestellt!
Es ist ein schlechtes Ruhekissen
Die Sturmeswoge dieser Welt.

Es muß die Kirche sich erneuern;
Bald ruft ihr Gott in Schreck und Pein,
In Pest und wilden Kriegesfeuern
Erschütternd zu: Gedenke mein!

Digitized by Google

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Sederholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Moskau.

Der Hecht kennt den Grund des Teiches, Gott die Tiefe des Meeres.

Der Specht ist bunt im Walde, das Menschenleben noch bunter.

Hilf dem Mann, wenn er den Berg erklimmen will, nicht wenn er schon wieder unten ist.

Der Gute gibt vom Wenigen, der Böse nicht einmal vom Vielen.

Wer ohne Ursache zürnt, der versöhnt sich ohne Grund.

Ein dreifacher Strick reißt nicht entzwei; Freunde besiegt man nicht, wenn sie einig sind.

Das Ueberflüssige macht nicht fett, wenn nicht die Mäßigkeit ernährt.

Eine gute Schelle hört man weit, eine böse Nachricht noch weiter.

Es ist nichts so gut, daß es nicht noch Besseres gäbe.

Wenn er weit ist, brüllt er, wenn er nah ist, stößt er; das ist die Sitte eines bösen Ochsen.

Am Munde erkennt man den, der da gegessen, am Auge den, der Böses gethan.

Er freut sich darüber, wie der Wolf über einen Spreuhaufen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der Clerus. Das Jesuitencollegium.

Auffallend ist dem aus Frankreich kommenden Reisenden das blühende Aussehen der katholischen Geistlichen, ein Beweis ihrer glücklichen Verhältnisse. In Frankreich ist die Geistlichkeit gar nicht reich besoldet und hat auch nur geringen Einfluß; nicht so in Belgien. Hier sind sie wohl genährt, werden von den Gläubigen unterstützt, und wenn auch die Regierung sie nicht außerordentlich begünstigt, so werden sie dafür vom Volke entschädigt. Wenn man einen belgischen Geistlichen über die Straße schreiten sieht, so bemerkt man sogleich, daß ihm nichts von allem dem fehlt, was zu den Freuden des Lebens gehört. Auch sieht man vom frühen Morgen an die Kirchen Belgiens mit Andächtigen gefüllt; Bruderschaften bestehen fast an allen Kirchen, und aus den an den Pfeilern angehängten Listen sieht man, daß auch die Reichen und Vornehmen es nicht verschmähen, sich in solche aufnehmen zu lassen. Klostergemeinden leben wieder auf, ohne daß der Staat einen Heller dazu hergibt; sie bestehen aus eigenen Mitteln. Ein Freund führte mich in das Collège St. Michel, ein sehr großes Gebäude, welches einige Geistliche theuer angekauft haben, um daraus ein Jesuitencollegium zu machen. Ein Klosterbruder empfing uns an der Pforte und führte uns in ein Sprachzimmer, das ganz mit Porträts berühmter Jesuiten behängt war. Nicht lange, so erschien ein wie die französischen Abbé's gekleideter Geistlicher, welcher das Oberhaupt dieses neuen Hauses ist. Hier wird das Manuscript der noch nicht erschienenen Bände der großen, von den bekannten Bollandisten unter dem Namen Acta sanctorum unternommenen Sammlung der Lebensbeschreibungen der Heiligen verwahrt, und drei Geistliche dieses Hauses wollen mittelst dieser Handschriften und der anderweitig zu sammelnden Materialien das große Werk fortsetzen. Der Mann sprach sehr interessant über dies Unternehmen, dessen Schwierigkeiten er sich keineswegs verhehlte; besonders erkannte er wohl, daß ohne große Geldsummen der Druck nicht zu unternehmen sey. Erst 40,000 Franken hatten sie dazu gesammelt oder bekommen, und diese werden schon durch die Vorbereitungen darauf gehen. Ihre Absicht ist, in allen großen Bibliotheken und andern wissenschaftlichen Sammlungen Europa's nach biographischen Notizen forschen zu lassen, und zu den Arbeiten die angehenden jungen Geistlichen des Instituts zu gebrauchen, welches, wie ich hörte, auch mit geistlichen Instituten Frankreichs affilirt ist. Alles dieses war mir sehr interessant, zumal die Acta sanctorum in geschichtlicher Hinsicht wichtig sind, und deren Vollendung daher schon längst von den Gelehrten gewünscht wird. Nur steht zu befürchten, daß die wenigen Männer, welche sich der Arbeit unterziehen wollen, über dem kostspieligen und langwierigen Unternehmen den Muth verlieren werden. Der Geistliche hatte ein ganz einfaches, anspruchsloses Wesen, und schien ein gemüthlicher, harmloser Mann. Ich erstaunte nicht wenig, als man mir nachher sagte, in seinen Predigten sey er äußerst heftig, ja sogar fanatisch; ich muß gestehen, daß meine Physiognomik an diesem Manne völlig gescheitert ist. Später hatte ich auch Gelegenheit, einen Geistlichen kennen zu lernen, welcher damit umgeht, die belgischen Synodalverhandlungen herauszugeben. Ueberhaupt gibt sich die belgische Geistlichkeit, in den Städten wenigstens, mehr mit gelehrten Arbeiten ab, als der französische Clerus, welchem geschichtliche Forschungen beinahe fremd geworden sind. In der Umgegend von Laaken befindet sich ein Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen für Jesuitinnen gelten, und ihr Institut Sacré coeur nennen, wie das in Paris befindliche. In beiden werden Mädchen reicher Familien, besonders altadeliger, erzogen; jedoch wird das belgische Institut nicht so strenge gehalten wie das Pariser, zu welchem fast kein Fremder Zutritt erhält. In dem Brüsseler wurden wir sehr freundlich von einem Nönnchen an der Thüre empfangen und auf ein Sprachzimmer geführt, wo bald eine Nonne erschien und uns über das Institut Auskunft gab; die Mädchen hörte man in dem geräumigen Garten unter den Fenstern des Sprachzimmers fröhlich spielen. Dieses Institut erkennt eine in Frankreich wohnende Aebtissin als Obere an, und thut keinen bedeutenden Schritt, ohne dieselbe um Rath zu fragen, oder Befehle von ihr einzuholen. Die Mädchen werden nicht allein von den Nonnen erzogen, sondern bekommen auch Unterricht von Brüsseler Lehrern und Lehrerinnen; jedoch scheinen bei dem Erziehungsplane hier wie in allen Klöstern sehr beschränkte Ansichten vorzuherrschen. — Die Kirchen sind in ganz Belgien prächtig ausgestattet; in Antwerpen besonders glänzen sie von Marmor und Gold, und was noch kostbarer ist, von Gemälden alter und berühmter Meister. Hier ist keine Kirche, die nicht ein oder mehrere Meisterwerke aufzuweisen hätte. Sogar die Beichtstühle sind in den Antwerpener Kirchen merkwürdig, und auch in den Brüsseler Kirchen findet sich derselbe Luxus wieder, wiewohl nicht so reichlich, wie zu Antwerpen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 23. Oktober 1837.

Vis tu homines urbemque feris praeponere silvis?
Carpe viam. —

Horat.

Briefe aus der Reſidenz in die Provinz.

Erſter Brief.

Berlin, den 20ſten Juli 1837.

Als ich nach ſechs Jahren zum erſten Male wieder über die Trottoirs von Berlin ſchritt, fiel mir ſogleich zweierlei auf: nämlich, daß man die Pferde auf eine häßliche Art zu kurz coupirt, und daß die Damen mehr, als mir jemals erinnerlich iſt, große Umſchlagetücher tragen; dieſe Mode mag ihre Bequemlichkeit haben, hübſch iſt ſie aber nicht. — Kommt man vom Lande in die Reſidenz, ſo fühlt man ſich unter ſo vielen modiſchen Anzügen immer unmodiſch und etwas verbauert; ich ließ daher den Schneider kommen, um dies unbehagliche Gefühl ſo bald als möglich los zu werden. Im Ganzen fand ich ſeine Vorſchläge gut, aber Einiges kam mir doch geſchmacklos vor, ſo daß ich erſt Erkundigungen einzog, ob er nicht im Irrthum ſey. Er hatte indeß Recht, und da ich durchaus einen neumodiſchen Anzug haben wollte, ließ ich den untern Theil meines Körpers auf eine offenbar nachtheilige Weiſe bekleiden.

Gewiſſe Dinge machen ſich immer von Neuem bemerklich, wenn man nach Jahren wieder die Reſidenz betritt, man mag ſie früher auch noch ſo oft geſehen und gehört haben. Hierunter gehört der mannichfaltige Lärm auf den Straßen und die Haltung der Großſtädter. Wenn ich nicht irre, hatte der erſtere in Berlin zugenommen, beſonders durch Vervollkommnung und Vervielfältigung der Möbel- und Flaſchenfuhrwerke und anderer Transportmittel lebloſer Gegenſtände. Früher hatte ich geſehen, wie mühſelig das Geſchlecht der Boten die in Berlin courſirenden Akten durch die langen Straßen ſchleppte; jezt rollten hübſche Fuhrwerke auf Druckfedern, den Küchenwagen ähnlich, in ſcharfem Trabe an mir vorüber, mit der Aufſchrift der Miniſterien oder anderer Behörden. Sie ſind zu Vertheilung der Akten beſtimmt, und vorn im Cabriolet ſizt ganz anſehnlich der Bote, welcher, ſtatt ſonſt keuchend zu tragen, nun ſelbſt bequem gefahren wird. Dieſes Fuhrwerk iſt für die Richtung unſerer Zeit bezeichnend, die allenthalben auf Erleichterung der Mühſeligen und Beladenen hinwirkt, und, trotz der großen Gleichgültigkeit gegen poſitive Religion, mehr als frühere warmgläubige Zeiten chriſtliche Ideen realiſirt. Vor länger als 1800 Jahren ließ „des Menſchen Sohn“ die tröſtlichen Worte erſchallen: „Kommet her zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeyd!“ Die Zeit ſpricht vielleicht nicht in dieſem herzlichen Tone, aber wirkſam und fühlbar zeichnet ſie in allen Sprachen die noch bequemeren Worte auf den Erdball: „Ich komme zu euch, die ihr mühſelig und beladen ſeyd!“

Digitized by Google

Die Haltung der Großstädter hat für die Insassen der Dörfer immer etwas Auffallendes. Die privilegirten Stände, mit Einschluß der Geistlichen, üben auf dem Lande von allen Privilegien das des Müssigganges am ausgedehntesten aus. Der Bauer arbeitet zwar in kaum glaublichem Grade, aber er verzehrt gemächlich seine groben Speisen und zieht langsam und bedächtlich, ohne jedoch gerade viel zu denken, seiner schweren Arbeit zu; hier dagegen begegnet man überall eiligen Müssiggängern und kann sie von den Geschäftigen kaum unterscheiden. Alle jene Grimassen, wodurch die Nichtigkeit sich sucht Bedeutung zu geben, erblickt man in mannichfaltigen Nüancen. Ein gewisser Inbegriff geschliffener Manieren wird in großen Städten weit verbreitetes Gemeingut; es ist aber begreiflich, daß Gemeinheit schwerlich hiedurch übertüncht wird.

Den Morgen nach meiner Ankunft suchte ich alte Bekannte auf und besah mir zunächst die neue Bauschule, über die ich sehr widersprechende Urtheile gehört hatte. Als ich, vom Schlosse herkommend, links um den lezten Granitblock jener schönen Brücke bog und am Wasser hinunter schritt, fiel mir eine krebsrothe, würfelähnliche Masse in die Augen, welche ungefähr 80 oder 90 Fuß hoch seyn mag, und 130 oder 140 Fuß in's Gevierte halten kann. Die Sonne schien gerade auf das Gebäude, und ich wunderte mich, dasselbe in gewissen Distanzen, meist horizontal, mit Blech beschlagen zu sehen. Bei näherer Besichtigung bemerkte ich indeß, daß die Mauern von dunkelgebrannten, vortrefflichen Ziegeln ohne Abputz aufgeführt und jene scheinbaren Blechbänder nichts anderes sind, als bläulichgrau glasirte Ziegel, welche man als Verzierung in gewissen Linien eingesezt hat. Das Erdgeschoß springt ziemlich stark hervor und die Linie, welche dasselbe nach oben begrenzt, läuft ohne Unterbrechung um das ganze Gebäude. In diesem Erdgeschosse befinden sich, mit einer kleinen Veränderung an der Vorderseite, breite, oben flachgewölbte Glasthüren, welche wohlaufgepuzten Läden als Schaufenster dienen; sodann folgen die Reihen der Fenster über einander, von welchen die beiden unteren wenig verschieden, die obersten aber bedeutend kleiner sind. Vom Absatz des Erdgeschosses aufwärts laufen zwischen den Fenstern ungefähr einen Fuß hervortretende Pfeiler oder Pilaster durch alle Stockwerke, oben mit einer wenig bemerkbaren Verzierung. So bildet sich zwischen dem Erdgeschosse und dem oberen Simse, immer zwischen je zwei Pilastern, ein Band, welches die Verschiedenheiten der Stockwerke enthält. Stellen Sie sich nun ein solches Band vor, so bemerken Sie in der ersten Etage ein hohes und sehr breites Fenster, welches durch zwei gemauerte, aber ziemlich dünne, oben mit Köpfen verzierte Unterschiede, etwa wie die gothischen Kirchenfenster, in drei Theile getheilt ist. Unter dem Fenster befinden sich Reliefs in drei Feldern, und über demselben sieht man das Gewölbe eines Bogenschnitts im äußeren Mauerwerke angedeutet. Der Raum, welchen der Bogenschnitt mit seiner Sehne über dem Fenster bildet, ist ebenfalls mit Reliefs geziert, und an den obern Ecken so wie auf der Mitte des Gewölbes eine Verzierung angebracht. Das zweite Fenster aufwärts ist in derselben Art geformt und verziert, nur ein wenig kleiner. Das dritte und oberste Fenster ist weit niedriger, ohne alle Verzierung, und besteht eigentlich aus drei kleinen, neben einander stehenden, den Schießscharten ähnlichen Oeffnungen, deren Unterschiede bedeutend stärker sind als bei den andern Fenstern.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Londoner Bettler.

(Fortsezung.)

Längere Zeit hatte ein großer, baumstarker Mann, mit einem höchst verdächtigen Gesicht, und seinem Benehmen nach ein Taubstummer, einen der besuchtesten Theile der City in Contribution gesezt. Fast ausschließend wendete er sich an Frauen, stöhnte ihnen sein Begehren vor und sah ihnen dabei wild in die Augen. Die Einen gaben aus Angst, Andere aus Mitleid, selten blieb sein Verlangen unerfüllt. Da geschah es eines Morgens, daß er zwei junge Mädchen, die aus der richtigsten aller Ursachen nichts gaben, mit seinen Geberden und seinem dumpfen Hum, Hum auf das Unbarmherzigste verfolgte und in seinem Eifer einen Polizeidiener nicht sah, der ihn unerwartet faßte und nach einigem Widerstande in Gewahrsam nahm. Vor den Polizeirichter gebracht, starrte er in aller Unempfindlichkeit eines Taubstummen umher. „Und ist der Mensch wirklich taub und stumm?“ fragte jener. „Nicht im Geringsten,“ antwortete der Polizeidiener. „Also Alles Verstellung?“ fragte der Richter. „Nicht anders, Ew. Gnaden,“ erwiderte der Polizeimann; „er spricht und hört so gut wie ich.“ — „Nun, sauberer Freund, was sagt Ihr dazu?“ wendete sich der Richter an den Gefangenen. Dieser stierte ihn schweigend an und brummte dann sein Hum, Hum. „So will ich den Burschen auf drei Monate nach Clerkewell schicken,“ sagte der Richter, „vielleicht lernt er während der Zeit reden.“ Der Gefangene starrte ihn an, ohne einen Laut zu äußern. „So führt ihn ab,“ befahl der Richter. Kaum jedoch hatte der Büttel dazu Anstalt getroffen und den Burschen beim Kragen gefaßt, als dieser sich rasch an den Richter wendete und mit einer Stimme, die nicht deutlicher seyn konnte, sagte: „aber hoffentlich muß der Polizeimann da mir die achtzehn Schillinge wieder geben, die er mir abgenommen.“

Digitized by Google

Weniger oft als die Gebrechen der bemerkten Art, dann aber mit nicht minderer Treue wird sogar Epilepsie erheuchelt, und es sind Beispiele vorgekommen, daß die Umstehenden, ein Beweis völlig gelungener Täuschung, der Verhaftung solcher Nichtswürdigen sich gewaltsam widersezt und diesen dadurch Gelegenheit verschafft haben, der verdienten Strafe zu entgehen. Sehr häufig sieht man in kalten Wintertagen Bettler und Bettlerinnen baarfuß und ohne Kopfbedeckung, in Lumpen, die selten ihre Blöße verhüllen und an denen bloß wunderbar ist, wie sie überhaupt am Leibe halten. Das Betrügerische dieser Maskerade bedarf keines Beweises aus den Papieren der Mendicity Society; es muß Jedem sich aufdrängen, der einigermaßen Acht gibt, wie bei abnehmender Kälte die Lumpen verschwinden, während des Sommers nirgends in gleicher Zahl und in gleicher Zerrissenheit erscheinen und allmählig wieder in den nassen Novembertagen mit merkwürdiger Regelmäßigkeit an's Tageslicht kommen. Teuflisch aber ist der Gebrauch mancher Mütter — denn daß ein Vater solches gethan, liegt wenigstens nicht erwiesen vor — ihre kleinen Kinder ohne Schuhe, ohne Strümpfe, mehr als zur Hälfte nackt in der strengsten Kälte an eine Straßenecke oder in einen Durchgang zu stellen, damit sie hier, frierend und jammernd, Bilder des Erbarmens, Geld einsammeln, das aus ihren erstarrten Händchen unmittelbar seinen Weg in den nächsten Branntweinladen findet. Vergangenen Winter wurde eine solche Mutter eingezogen; sie hatte mehrere Tage lang ihre zwei Kinder, einen Knaben von fünf und ein Mädchen von vier Jahren, auf diese Art der Kälte preis gegeben, und nicht bloß die Spenden, die sie empfangen, an sich genommen, sondern auch die Schuhe und Strümpfe verkauft, die ihnen geschenkt worden, und alles das schändlich vergeudet. In milder Jahreszeit stehen häufig Weiber auf den Gassen oder sitzen vor den Hausthüren, Säuglinge, die sie zu dem Zwecke geborgt, mit mütterlicher Zärtlichkeit an sich drückend und den Vorübergehenden zuflüsternd, die Kinder müssen verschmachten, weil sie selbst keine Nahrung haben. Ja, innerhalb drei Monaten sind zwei Fälle bekannt geworden, wo Frauen für ihre verhungernden Kleinen, die sie sorgsam in ein Tuch gehüllt, um milde Gaben gebeten und bei der Annäherung von Polizeidienern die wohlverwahrten Kleinen losgewickelt und die Lumpen und das Stroh, woraus sie bestanden, weggeworfen haben. Als etwas ganz Neues jedoch im Kapitel von den Betrügereien der Londoner Straßenbettler kamen vor ungefähr Jahresfrist folgende zwei Thatsachen in's Publikum.

Ein Mann, des Lebens müde, stürzte sich zu wiederholten Malen in die Themse. Der Unglückliche mußte den Versuch, seines Lebens quitt zu werden, mehrere Male wiederholen, denn immer fügte es sich, daß Jemand am Ufer Augenzeuge der raschen Handlung war, und entweder mittelst eines Bootes oder durch Schwimmen ihn rettete. Auch schien dem armen Manne zu Ausführung seines selbstmörderischen Vorhabens in seiner eigenen Schwimmfertigkeit ein wesentliches Hinderniß entgegenzustehen; man bemerkte am Ufer, daß er nach dem jähen Sprunge schnell wieder auftauchte und seinem nahenden Retter halben Wegs entgegenkam. Indessen, ein kaltes Flußbad ist wohl im Stande, das heißeste Blut zu kühlen; die Liebe zum Leben, zu dieser süßen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens, soll ja im Menschen nie stärker seyn, als wenn er im Begriff ist, es von sich zu werfen; das also war nicht zu verwundern, daß der arme Mann, sobald das Wasser ihm an den Mund reichte, seinen Vorsatz vergaß, in dem Wasser zu sterben, und dagegen, seiner Schwimmkunde sich erinnernd, von ihr Gebrauch machte, und längere Zeit wunderte das auch Niemand. Es geschah aber, daß ein Polizeidiener zum zweiten Mal bei einer solchen Rettung zugegen war, und da diese Menschenclasse in den natürlichsten Zufällen angelegte Plane, auf dem Boden der unschuldigsten Handlungen verbrecherische Zwecke zu erblicken pflegt, so kam es auch ihm seltsam vor, daß derselbe Lebensmüde wieder denselben Lebensretter in einem, mit seinen Verhältnissen offenbar vertrauten Freunde fand. Kaum nämlich war der den Tod Suchende dem Tode entrissen und in leichter Ohnmacht an's Ufer gerudert worden, als — Alles wie beim ersten Male — der Freund in der Noth den besonders auf sein Hülfgeschrei versammelten Zuschauern eine kurze Lebensgeschichte des Unglücklichen mittheilte, wornach die drückendste Armuth ihn zu dem gewaltsamen Schritte getrieben, worauf denn — auch wieder wie beim ersten Male — jeder Anwesende, der ein Herz in der Brust und Geld in der Tasche hatte, aus lezterer dem armen, unglücklichen Manne ein kupfernes oder silbernes Scherflein reichte. Der Polizeimann ließ von seinem rege gewordenen Verdachte sich zu weiterer Nachforschung veranlassen, und das Resultat war die Entdeckung dieser neuen Bettelmethode.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Ende September.

Die fünfzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Die Zahl der Mitglieder der eben geschlossenen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte belief sich gegen vierhundert, wozu Prag und Böhmen kaum ein Drittheil geliefert hatten, und unter den Ausländern zählte man, trotz mancher hindernden Umstände, doch viele berühmte Namen. Wir fanden hier in der Sektion der gesammten Heilkunde nicht nur die Veteranen Harleß und Kreyßig, Türkheim und Wendt, sondern auch Chaufepié, Lenhoffek und Textor,

Digitized by Google

Nour aus Paris, und mehrere junge Gelehrte dieses Faches, die uns noch nicht bekannt waren: Max Heine, Bruder Heinrich Heine's, aus St. Petersburg, und Korzeniowsky aus Wilna haben durch ausgezeichnete Vorträge sich bemerkbar gemacht. In der physiologisch-zoologischen Section zählt man Berres, Costé, Lichtenstein, Natterer, Otto, Ritgen und Tilesius, und in der chemisch-physikalischen Ettingshausen, Mädler, Mosevius, Moth, Poggendorf, Rose und Schweigger, während die botanische uns Hoppe, Nees von Esenbeck, Reichenbach, Voigt und Wair nennt, und in ihr Biasoletto aus Triest sich einen Ruf in Deutschland gründete. Die mineralogisch-geographische Section führt nebst Leopold von Buch, Hügel, Breithaupt, Nöggerath und Mohs unter ihren Mitgliedern auch die Namen Cotta, Germar, Neumann, Partsch, Sack, Schlieben, Schweizer, und der jugendliche Quenstädt hat durch den Vortrag über Krystallographie Sensation gemacht. Das Alphabet der pharmaceutischen Section geht eigentlich nur bis in's B.; denn außer Bonsdorf, Brandes und Buchner suchen wir umsonst nach bekannten Namen unter den Mitgliedern, die größtentheils aus Apothekern bestanden. Die Sectionen der Botanik, Physik und Chemie zählten viele Dilettanten, letztere Fabrikanten, durch deren Beitritt die Zwecke des Ganzen wohl wenig gefördert werden konnten, und in die geographische ließen sich mitunter Literatoren eintragen, welche nur topographische Werke geliefert, die eben der Naturkunde nicht sehr nahe verwandt sind. Doch die meisten tauben Blüthen zählte die Section der Agronomie und Technologie, deren größter Theil aus Gutsbesitzern, Advokaten, Räthen und andern Beamten aller Branchen bestand, die sich, wenn sie auch von jenen Wissenschaften wenig oder nichts verstanden, unter die echten Oekonomen und Technologen einschwärzten, und solche Leute wagten es sogar, Vorträge zu halten! — Von den einheimischen Mitgliedern muß nebst Graf Sternberg und Krombholz zuerst der gelehrte Mineralog Haidinger genannt werden; aber auch Corda, Fritz, Mikan, Popp, Zippe u. s. w. haben sich durch ihre Vorträge und anderweitige Mitwirkung ausgezeichnet. Die botanische, pharmaceutische und ökonomisch-technologische Section machte verschiedene Ausflüge in Gärten und zur Besichtigung von Fabriken, Schulen und Gegenständen der Landwirthschaft. Die Naturforscher erhielten zierliche Geschenke: erstens, von der Stadt Prag eine sehr hübsch geprägte Münze, deren Hauptseite eine Abbildung des alten Rathhauses mit der Inschrift: „Curia“ enthält. Die Kehrseite zeigt den gewöhnlichen Schlangenring mit der Inschrift: „Praga consortii memor.“ und der Umschrift: „Concioni XV. Natur. Scrut. et Med. Germaniae 1837.“ ferner ein recht interessantes Büchlein: „Topographisches Taschenbuch von Prag, zunächst für Naturforscher und Aerzte,“ herausgegeben von J. W. von Krombholz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brüssel Oktober.

(Fortsetzung.)

Wissenschaftliche und Kunstsammlungen.

An den Beichtstühlen in Antwerpen sind außer vielem Schnitzwerk immer zwei lebensgroße Figuren angebracht, ebenfalls aus Holz, und meistens sehr schön geschnitzt. In der Liebfrauenkirche sieht man eine lange Reihe solcher hölzernen Statuen. Brüssel selbst ist an Kirchengemälden eben nicht reich. In einer wenig von Fremden besuchten Kirche, Notre Dame de la Sablonnière, zeigt der Küster einige von Johann van Eyck auf Holz gemalte Thürflügel in der Sakristei; es läßt sich aber an ihnen wenig mehr erkennen. In eben dieser Kirche hat die fürstliche Familie von Thurn und Taxis eine Grabkapelle, die mit Marmor und Bildhauerarbeit fast überladen ist. Der Küster erzählte, diese Kapelle werde jetzt sehr vernachlässigt. Auch in dieser Kirche hingen die Tabellen mehrerer Brüderschaften an den Pfeilern; man las unter den Brüdern Namen berühmter und angesehener Familien. Eine große Merkwürdigkeit Brüssels ist das Museum, welches in seinem außerordentlich großen Umfang nicht allein die Naturaliensammlung, das mechanische und physikalische Kabinet, sondern auch die Gemäldesammlung und die Stadtbibliothek enthält. Eine eigentliche National-, oder wenn man will, königliche Bibliothek ist noch nicht vorhanden, soll aber angelegt werden. Bereits hat die Regierung einen bedeutenden Schritt dazu durch den Ankauf der van Hültheim'schen Sammlung seltener Bücher gethan, die an fünfzigtausend Bände enthalten soll, und Professor von Reiffenberg ist zum Bibliothekar ernannt. Man ging eben damit um, den Plan zur Aufstellung der neuen Bibliothek zu entwerfen. Was die Stadtbibliothek betrifft, so enthält sie wenig neuere Werke; an Inkunabeln und andern Seltenheiten ist sie aber ziemlich reich. Das Naturalienkabinet erscheint natürlich gegen das Pariser etwas dürftig; dagegen ist das physikalische Kabinet ziemlich vollständig, und in dem mechanischen hat man besondere Rücksicht auf die für Belgien so wichtigen Dampfmaschinen genommen. Eben so findet man daselbst eine schöne Sammlung von Modellen hölzerner Mühlen, wie sie in Holland gebräuchlich sind. Außer den holländischen Museen besitzt wohl keine Sammlung Europa's eine so schön ausgeführte Reihe von Mühlmodellen. Im Kunstmuseum sind natürlich die niederländischen Meister vorherrschend, deren Styl man hier sehr gut studiren kann. Der Rubens und besonders der Crayers, eines Nachahmers des Rubens'schen Styls, gibt es hier eine Menge. Doch besitzt das Museum bekanntlich auch einige schöne italienische Gemälde. Eine bedeutende Stelle nimmt jetzt das Wappers'sche Gemälde, die Septemberrevolution von 1830 darstellend, ein; man hat von demselben einen ziemlich guten Kupferstich. Zu Antwerpen war gerade eine Kunstausstellung, welche außerordentlich reichhaltig schien; freilich hatte nicht allein ganz Belgien, sondern auch Frankreich und Deutschland Antheil an derselben genommen. So wie jetzt die Kunstausstellungen veranstaltet werden, sind sie für den Einheimischen weit lehrreicher, indem er die Meister aus seinem Lande mit den fremden vergleichen kann; aber für den Reisenden haben sie das Unbequeme, daß er jetzt die von den Landeskindern gelieferten Stücke nicht mehr so leicht übersehen und daraus den Zustand der Kunst im Lande beurtheilen kann. Ein vorzüglicher Antwerpener Künstler, Kayser, hatte nichts zur Ausstellung geliefert, weil man sein großes Gemälde, die Frauen am Grabe des Heilandes, nicht vortheilhaft genug im Kunstmuseum hatte stellen lassen. Jedoch war es öffentlich in einem ehemaligen Kirchengebäude zu sehen. So weit sich ein so bedeutendes und großes Gemälde in Zeit von einer Viertelstunde beurtheilen läßt, schien es ein vortreffliches Stück. Kayser ist nebst Wappers sicher der Hauptmeister der jetzigen Antwerpener Schule. Auf dem Brüsseler Museum kopirten mehrere Mädchen kleinere und einige auch große Bilder; also scheint auch das weibliche Geschlecht die Malerei zu betreiben; jedoch habe ich keine vorzügliche Malerin nennen hören.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 24. Oktober 1837.

Wir hätten keine Gesetze? Keine Genossenschaft bedarf nothwendiger selbstgemachter Gesetze, als diejenige, welche es sich zum Zwecke setzt, die von Andern gemachten zu verletzen.

Le Sage.

Die Londoner Bettler.

(Fortsetzung.)

Bald darauf wurde eine andere Bettelmethode, jener ziemlich verwandt, vielleicht bloß eine Nachahmung, durch ihr tragisches Ende verrathen. Ein Mann hatte sich eines Abends an einem Laternenpfahle in der Nähe eines der besuchtesten Theater kurz vor dem Schlusse der Vorstellung aufgehängt, und obschon von einer menschenfreundlichen Hand sofort abgeschnitten, war er doch, weil er das Genick gebrochen, trotz aller angewendeten Belebungsmittel, todt geblieben. Das Wunderbare, daß er solchen Ort und solche Zeit zur Ausführung seiner That gewählt, erklärte sich bei der landesüblich vor einem Coroner und einer Jury gehaltenen Leichenschau. Der Besitzer der menschenfreundlichen Hand hatte von dem Geschehenen Zeugniß gegeben, als ein geachteter Bürger um Gehör bat. Er erzählte, daß er an dem fraglichen Abend unmittelbar über jenem Laternenpfahle hinter den Blumen seines Balkons gesessen und von da deutlich gesehen, wie der Todte, bevor er einen so schmählichen Tod gefunden, auf die Schulter des Zeugen gestiegen, einen Strick an das Quereisen des Pfahls befestigt, das andere Ende sich um den Hals gelegt, dann sich selbst auf das Quereisen geschwungen und [illegible] Freunde einen freundschaftlichen Fußtritt versetzt, plötzlich aber das Gleichgewicht verloren, Kopfüber herabstürzend, in seiner Schlinge sich gefangen habe und sofort von seinem Freund abgeschnitten worden sey. Der Zeuge leugnete die ihm zugeschriebene verdächtige Theilnahme, wurde jedoch festgehalten und das Verhör vertagt. Und als der Coroner mit den Geschworenen wieder zu Gericht saß, da erschienen fünf oder sechs unverwerfliche Zeugen, die bei drei oder vier andern Gelegenheiten dazu gekommen, wie ein Mann einen in der Straße Hängenden abgeschnitten, die in dem jetzigen Todten den damals Gehangenen und in dem jetzt Verhafteten den damaligen Retter erkannten, und deren Aussagen sich auch dahin vereinigten, daß die Umstehenden zu milden Gaben für den armen, unglücklichen Mann veranlaßt und solche dem Retter eingehändigt worden seyen. Es war gemeinsame Spekulation.

Leider geben vorstehende zwei Thatsachen nicht den einzigen Beweis, daß Spekulation, dieses gewaltige Triebrad unserer Zeit, in London auch das Bettelwesen umtreibt. Man kennt hier Leute, die recht anständig von dem leben, was Andere erbetteln. Ein Mann von einigen Geldmitteln miethet ein Haus, richtet es ein und beherbergt zwanzig bis dreißig arme Menschen, die er auch ernährt und kleidet, Alles unter der einzigen Bedingung, daß sie täglich auf's Betteln ausgehen und ihm täglich eine bestimmte Summe bezahlen, wobei er ihnen heute

Digitized by Google

creditirt, wozu ihr heutiger Erwerb nicht ausreicht, und dafür morgen bei Strafe der Verstoßung Ersatz erwartet. Zum einträglichsten Handel dieser Art werden Ausländer gebraucht, meist italienische Knaben und deutsche Mädchen, leztere vom zartesten bis zum gereiftesten Alter. Um nicht unter den gesetzlichen Begriff vagabondirender Bettler zu fallen, ziehen die Knaben umher mit Drehorgeln, weißen Mäusen und dergleichen, und die Mädchen — deßhalb broom-girls genannt — mit kleinen, eigentlich zu gar nichts anwendbaren Besen. Die erwachsenen Knaben und Mädchen mögen bisweilen Mittel finden, sich zu emancipiren und in ihr Vaterland zurückzukehren; aber so lange sie in den Händen ihrer Brodherren sind, bleiben sie deren Sklaven, dürftig gekleidet, armselig genährt und des Nachts in engen Stuben zusammengeschichtet.

Wenn die Grundlage dieses gegenseitigen Verhältnisses ein Vertrag heißen darf, so beruhen wenigstens andere Bettlervereine in London auf gerechteren Prinzipien. Es existiren hier wirklich auf das Vollständigste organisirte Bettlergesellschaften, deren wohlbekannte Statuten das Gesetz der Freiheit und Gleichheit überall beobachten, wo Freiheit und Gleichheit den Zwecken des gesellschaftlichen Bundes nicht hindernd entgegentreten. Jeder Canditat muß vor seiner Aufnahme sich einer Prüfung unterwerfen; er muß anzeigen, wie er betteln will, und eine Probe ablegen. Das Nächste ist die Bestimmung des Distrikts, der von nun an sein Wirkungskreis seyn soll, und zulezt wird nach Maßgabe seines vermuthlichen Erwerbs die Quote seines Beitrags zu den Bedürfnissen der Gesellschaft ausgeworfen. Außer den gewöhnlichen Abendversammlungen finden an geordneten Tagen regelmäßige Festmahle Statt, unter dem Vorsitze eines gewählten Präsidenten, mit Trinksprüchen und Reden, mit Musik und Gesang. Die Zulassung von Gästen ist stets an gewisse Modifikationen geknüpft; wie aber die Mitglieder einander gleich sind, so müssen auch die Gäste auf Rang und Stand und Auszeichnung verzichten. Jeder Anwesende gilt bloß als Person. Das schlagendste Beispiel von der Unverbrüchlichkeit dieses Grundsatzes erzählt Major Hanger in seinen Memoiren.

Major Hanger war einer der vertrautesten Gesellschafter Georgs IV., und übernahm es auf dessen Verlangen, als derselbe noch Prinz von Wales war, ihm bei einem der bemerkten Festmahle Zutritt zu verschaffen. Nicht ohne Mühe erwirkte er die Erlaubniß, und herzlich gern ging der Prinz auf die Bedingung ein, kein Vorrecht anzusprechen, sondern, wie alle Uebrige, den bestehenden Formen sich zu fügen. Nach einer drolligen Beschreibung des Lokals, der Tafeleinrichtung und der versammelten Gesellschaft, und mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß die Gegenwart des königlichen Prinzen und seines militärischen Freundes sämmtlichen Anwesenden bekannt gewesen, obschon Keiner weder durch Uebermuth noch durch Demuth dies verrathen, fährt Major Hanger folgendermaßen fort: „Von Sheridan und den vielen lustigen Gesellen seiner Umgebung an Scherz und Spaß gewöhnt, benahm der Prinz sich ausgezeichnet gut, und man sah deutlich, wie köstlich ihn das Ganze amüsirte. Auf einmal aber wurde er doch ein wenig aus der Fassung gebracht. Während einer Pause erhob sich der zum Präsidenten erkorene Bettler, wies auf den Prinzen und sagte: „mit aller Anwesenden gütigster Erlaubniß begehre ich von dem Herrn dort mit dem weißen Busenstreife, daß er Eins singe.“ Stürmischer Beifall folgte von allen Seiten. Seine königliche Hoheit sahen mich verlegen an; meinen Wink verstehend, stotterte er etwas von der Hoffnung, daß die Gesellschaft, in Betracht er der edlen Sangkunst unkundig sey, ihn geneigtest entschuldigen werde. „Deßhalb nicht so viel!“ versezte der Präsident. „Hier wird nicht widersprochen, sondern hübsch gehorcht, junger Herr!“ rief der Vicepräsident.

(Die Fortsezung folgt.)

Briefe aus der Residenz in die Provinz.

(Fortsezung.)

Oben herum läuft ein doppelter Sims mit Consolen, nämlich eine Reihe der lezteren immer durch die Breite eines der beschriebenen Bänder in der Vertiefung, welche die Pfeiler bilden, von denen sie unterbrochen wird; darüber zieht sich noch ein ähnlicher Sims um das ganze Gebäude, welches oben ohne sichtbares Dach mit einem leicht aussehenden Geländer geschlossen wird. Die Pfeiler sind glatt und mit Linien von den erwähnten glasirten Ziegeln geziert, welche viereckige Figuren bilden, während solche Bänder an der übrigen Mauer bloß horizontal hinlaufen. Die Stockwerke sind immer durch einen wie durchbrochene Arbeit sich ausnehmenden, horizontal zwischen den Pfeilern hinlaufenden Streifen gebrannter Verzierungen geschieden, denen ähnlich, welche man an mittelalterlichen Ziegelgebäuden findet.

Das ganze Viereck hat an jeder Seite acht Fenster. Setzen Sie also acht der beschriebenen, perpendikular laufenden Bänder an einander, so haben Sie die Ansicht einer Seite, deren drei sich völlig gleichen. Die vordere Façade ist nur wenig von den übrigen verschieden. In der Mitte findet sich kein Portal, sondern ein Pfeiler und neben demselben zwei Thüren, zu welchen fünf [illegible] sechs Stufen führen. Im Erdgeschosse sind hier [illegible] Glasthüren, sondern breite Fenster, welche in der

Digitized by Google

Form bloß dadurch von ersteren verschieden sind, daß sie nicht bis zur Erde reichen. Im Uebrigen hat diese Façade weiter keine Auszeichnung vor den andern. Die beiden Eingänge sind bedeutend schmaler als jene Fenster und Glasthüren, und sowohl am Rande als in den Vertiefungen durch kleine Felder mit Reliefs geschmückt. Diese so wie alle andern Verzierungen sind aus gebranntem Thon sauber und zierlich gearbeitet; das Mauerwerk ist so solid als elegant ausgeführt und die Ziegel die schönsten, welche mir jemals als Produkte der neueren Zeit vorgekommen.

Ich habe Ihnen, selbst auf die Gefahr langweilig zu werden, deßhalb eine umständlichere Beschreibung der Bauschule gegeben, weil dieselbe für die Richtung des Geschmacks unserer Tage, besonders wie er sich in Berlin ausgebildet, charakteristisch ist, und kann mich daher auch eines flüchtigen Raisonnements darüber nicht enthalten.

Aller hübschen Einzelnheiten ungeachtet, kommt mir das Bauwerk doch ziemlich verfehlt vor. Dem Baumeister scheint etwas von gothischen, florentinischen und griechischen Elementen, so wie vom märkischen Ziegelbau vorgeschwebt zu haben. Alles dieses hat er zusammengemischt und moderne Eleganz, aber auch Kälte und Magerkeit darüber gegossen. Weßhalb fühlt man sich in unserer Zeit bewogen, von der Strenge des classischen Styls abzuweichen? Doch nur, weil man dessen Kälte und Monotonie in der Anwendung auf unsere Verhältnisse gefühlt hat. Man ringt darnach, etwas Originelles hervorzubringen, das durch einen wärmeren Ton Phantasie und Gefühl mehr anspricht. Wie aber, wenn man die classischen Regeln verletzt und am Ende doch nur etwas Kaltes, Mageres und Phantasieloses erzeugt? Ich zweifle nicht, daß dies bei der neuen Bauschule der Fall ist. Schon der Umstand, daß sich fast alle vier Seiten gleichen und in sich selbst gar keine Abwechslung haben, muß dem Gebäude etwas Eintöniges geben. Die Art der Verzierungen kann dies nicht beseitigen; wenn sie auch sauber gearbeitet sind, so treten sie doch zu wenig hervor und ermangeln jener schwellenden Kraftfülle, welche dem Ganzen Wärme und Reichthum geben kann. Die einzelnen Glieder des Baues stehen kalt und steif da und können auf den Beschauer nur von geringer Wirkung seyn. Wenn Sie nach Berlin kommen, so nehmen Sie bei Betrachtung der Bauschule eine solche Stellung, daß Sie zugleich das Zeughaus sehen können, und es wird Ihnen die Kälte und Magerkeit des neuen Baues um so mehr auffallen, wenn Sie damit die kräftig hervortretenden Glieder jenes majestätischen Werkes vergleichen, welches immer noch das beste Gebäude in Berlin ist, wenn auch der edle und großartige Portikus des Museums an sich alles andere übertrifft. Ich erwarte hier nicht den Einwand, daß das Zeughaus von viel größerem Umfange und mit reicheren Mitteln erbaut sey, denn es läßt sich natürlich jede Anforderung nur nach Verhältniß stellen. Weßhalb man es schön gefunden, in der Mitte nicht sowohl ein Portal als einen Pfeiler und neben diesem zwei Thüren anzubringen, kann ich nicht einsehen. Allerdings sieht man diese Bauart bei manchen mittelalterlichen Gebäuden, aber nachahmungswerth ist sie gewiß nicht, auch findet man bei allen Mustern des edlen Styls die Oeffnung in der Mitte, wie solches auch ganz in der Natur der Sache liegt.

In dem hier gewählten Style zeigt sich, wie in unserer Zeit überhaupt, ein Streben nach scharfen, originellen Formen und phantasiereichen Verzierungen, und doch wieder Mangel an Gediegenheit, Originalität und Phantasie. Die zierliche Kleinheit der Reliefs thut der guten Wirkung Eintrag, welche das saubere und gediegene Mauerwerk hervorbringt. Natürliche Steine sind in Berlin nur mit Schwierigkeit zu haben, und man hat daher in der Mark schon im Mittelalter sehr gute Ziegelbauten aufgeführt. In dieser Rücksicht verdient der Gedanke Anerkennung, etwas der Landesart Eigenthümliches hervorzurufen, und er ist auch im Technischen sehr vollkommen realisirt; indeß die Ziegelsteine geben doch einen sehr unangenehmen Farbenton. Im Ganzen ist eine helle, gedämpfte Farbe für die Außenseite der Gebäude immer am vortheilhaftesten. Nur weiß ich nicht, ob es möglich ist, haltbaren Ziegeln eine helle Farbe im Brande zu geben; so lange wir dies aber nicht vermögen, wird man bei Gebäuden im edlen Style immer am besten zum Anstrich seine Zuflucht nehmen. Die Verzierung mit Linien von glasirten Ziegeln halte ich für sehr mißlungen, denn sie geben, wie ich schon bemerkte, dem Gebäude täuschend das Ansehen, als wenn es mit Blech beschlagen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, October.

(Beschluß.)

Politik und Kultur.

An Bildhauerstücken ist das Museum nicht reich. Man war sehr gespannt darauf, die Statue der Freiheit zu sehen, welche den sogenannten Märtyrerplatz zieren soll, wo die im September 1830 Gefallenen begraben worden sind. Dieser Platz ist seitdem von den Familien der Letzteren ganz mit Blumen und Gesträuchen, zum Theil seltener Art, bepflanzt worden, während in der Mitte fleißig an dem Postamente der Statue gearbeitet wird. Sonst sind die Spuren des Bürgerkriegs so ziemlich verschwunden; nur sieht man noch die Trümmer der Wohnung des holländischen Ministers van Maanen, und der ehemalige Bürgermeister Herzog von Ursel läßt sein Hotel noch gerade so stehen, wie das Volk es zugerichtet hat, das heißt mit den zerschlagenen Fenstern. Von den altadeligen niederländischen Familien erblickt man

Digitized by Google

Anlage 12, Nr. 1 Buchstabe a) und Nr. 2 Buchstabe a) des Gesetzes über die Errichtung der Bundesanstalt für Flugsicherung (BGBl. I S. 881), zuletzt geändert durch Artikel 1 des Gesetzes vom 23. Juli 1992 (BGBl. I S. 1370), wird wie folgt geändert:

1. Nr. 1 Buchstabe a) wird wie folgt gefaßt:

„a) Flugsicherungsdienste, Flugverkehrsdienste, Flugwetterdienste, Flugnavigationsdienste, Flugfernmeldedienste, Flugsuchdienste, Flugrettungsdienste, Flugsicherungsberatungsdienste, Flugsicherungsausbildungsdienste, Flugsicherungsforschungsdienste, Flugsicherungsentwicklungsdienste, Flugsicherungsprüfdienste, Flugsicherungsbetriebsdienste, Flugsicherungsinformationsdienste, Flugsicherungsdatenverarbeitungsdienste, Flugsicherungsdatenbankdienste, Flugsicherungsdatenübertragungsdienste, Flugsicherungsdatenaustauschdienste, Flugsicherungsdatenverteilungsdienste, Flugsicherungsdatenbereitstellungsdienste, Flugsicherungsdatenverwaltungsdienste, Flugsicherungsdatenarchivierungsdienste, Flugsicherungsdatenlöschungsdienste, Flugsicherungsdatenschutzdienste, Flugsicherungsdatensicherheitsdienste, Flugsicherungsdatenqualitätsdienste, Flugsicherungsdatenmanagementdienste, Flugsicherungsdatenanalysedienste, Flugsicherungsdatenauswertungsdienste, Flugsicherungsdatenvisualisierungsdienste, Flugsicherungsdatenpräsentationsdienste, Flugsicherungsdatenberichtsdienste, Flugsicherungsdatenstatistikdienste, Flugsicherungsdatenprognosedienste, Flugsicherungsdatenmodellierungsdienste, Flugsicherungsdatensimulationsdienste, Flugsicherungsdatenoptimierungsdienste, Flugsicherungsdatenkontrolldienste, Flugsicherungsdatenüberwachungsdienste, Flugsicherungsdatenalarmdienste, Flugsicherungsdatenwarndienste, Flugsicherungsdatenhilfedienste, Flugsicherungsdatenunterstützungsdienste, Flugsicherungsdatenschulungsdienste, Flugsicherungsdatenbetreuungsdienste, Flugsicherungsdatenwartungsdienste, Flugsicherungsdatenreparaturdienste, Flugsicherungsdatenersatzdienste, Flugsicherungsdatenaktualisierungsdienste, Flugsicherungsdatenerweiterungsdienste, Flugsicherungsdatenanpassungsdienste, Flugsicherungsdatenintegrationsdienste, Flugsicherungsdatenmigrationsdienste, Flugsicherungsdatenkonvertierungsdienste, Flugsicherungsdatenformatierungsdienste, Flugsicherungsdatenkodierungsdienste, Flugsicherungsdatendekodierungsdienste, Flugsicherungsdatenverschlüsselungsdienste, Flugsicherungsdatenentschlüsselungsdienste, Flugsicherungsdatenkomprimierungsdienste, Flugsicherungsdatendekomprimierungsdienste, Flugsicherungsdatenarchivierungsdienste, Flugsicherungsdatenwiederherstellungsdienste, Flugsicherungsdatensicherungsdienste, Flugsicherungsdatenspeicher

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 25. Oktober 1837.

Was der eine will bereiten,
Einem andern will's nicht gelten,
Hüben, drüben muß man schelten:
Das ist nun der Geist der Zeiten.

Goethe.

Briefe aus der Residenz in die Provinz.

(Fortsetzung.)

Ich halte dafür, man hätte die Bauschule im strengsten antiken Style aufführen sollen, denn es wirkt in diesem Falle noch eine andere Rücksicht als bei den übrigen Gebäuden. Man denkt sich, daß hier Architekten erzogen werden. Es würde angemessen seyn, wenn die Zöglinge in den Räumen, wo ihr Geschmack gebildet wird, täglich eine Anwendung jener classischen Formen sähen, welche noch lange das leitende Prinzip unseres Geschmackes bleiben werden. Bisher ist unsere Architektur noch zu keiner entschiedenen Richtung gelangt, und bis dies möglich ist, werden wir noch vielfältig auf die Antike zurückgehen müssen. Fühlt sich der Zeitgeist gedrungen, freiere Formen zu versuchen, so dürften dergleichen Experimente bei einer Bauschule am unrichtigsten Orte angebracht werden. Es dürfte weit angemessener seyn, ein solches Gebäude wie ein kaltes Pensum nach den allgemein anerkannten Regeln aufzuführen, als in irgend einer Art dem noch nicht zur Festigkeit gelangten Geschmacke des Tages zu folgen. Was hilft selbst ein auf kurze Zeit ansprechender Effekt, wenn der Lehrer nach einigen Decennien dem Schüler an dem Gebäude, in welchem die Regeln vorgetragen werden, nicht sowohl deren vortreffliche Ausführung zeigen kann, als vielmehr die Manier, welche man vermeiden soll! Indeß auch hieraus läßt sich etwas lernen. Das Innere der Bauschule habe ich nicht gesehen, ich trat aber in einige der im Erdgeschoß angebrachten Läden, um Kleinigkeiten zu kaufen, und fand diese Gewölbe hell, einfach, gediegen und ihrem Zwecke vollkommen entsprechend, nur hätte ich statt der sich etwas mager ausnehmenden gemalten Verzierungen an den flachgewölbten Decken eine architektonische und kräftiger gehaltene Ausschmückung gewünscht.

Damit Sie aber nicht glauben, daß ich mit griesgrämischer Tadelsucht Berlin durchstrich, will ich Ihnen sogleich von einem erfreulicheren Eindruck berichten, den die Hauptfaçade des neuen Palais auf mich hervorbrachte, welches für den Prinzen Wilhelm ausgeführt worden. Dieses Palais, dessen Abputz in einer hellen Steinfarbe mit scheinbaren Quadern gehalten ist, erinnert an italienische Palläste, und ist meines Dafürhaltens das beste Gebäude, welches in den lezten Jahren gebaut worden. Gediegen, edel und großartig entspricht es vollkommen seiner Bestimmung, zur Wohnung eines vornehmen Herrn zu dienen. Es findet sich nichts daran, was, wie an manchen andern Gebäuden, an spezielle Zwecke anderer Zeiten erinnert und jezt nur als todte Nachahmung erscheint. Besonders gibt der hohe Raum leerer Mauer, welcher sich zwischen den obern Fenstern und den unter

Digitized by Google

dem Simse in niedrigen, aber breiten Feldern im Relief angebrachten Wappen hinzieht, der Façade einen sehr noblen Charakter. Die Auffahrt nimmt sich sehr großartig aus, ist nach Außen durch treffliche Granitquader begrenzt und hat ein ehernes Geländer, das Gediegenheit und Stärke mit sehr eleganter Form vereinigt und zu dem Gelungensten gehört, was man in dieser Art finden kann. Die dorischen Säulen, welche den Balkon tragen, sind wohlgeformt, nur muß ich gestehen, daß sie meiner Ansicht nach für den Mangel eines schönen Portals an dieser Stelle nicht entschädigen. Indeß kann man erfreut seyn, in unserer, der Manier so sehr verfallenen Zeit so viel Vortreffliches zu finden, als die Hauptansicht dieses Palais gewährt, welches zu den schönsten Zierden der Stadt gehört. Der Uebelstand, daß es ohne Tiefe an die häßliche Bibliothek angeklebt ist, ließ sich an dieser Stelle freilich nicht vermeiden.

Sie kennen meine Meinung über die Literatur des Tages, und wir haben im vorigen Winter und in den rauhen Tagen des lezvergangenen winterlichen Frühjahrs lang und breit am Kaminfeuer darüber gesprochen. Mochte mir aber auch wenig von den neuesten Erzeugnissen entgangen und, was ich hier sah, größtentheils bekannt seyn, so ward mir doch unbehaglich zu Muthe, als ich in den Buchläden die ganze Masse des Gehaltlosen, Seichten, Trivialen und Wiederholten mit großer Ostentation vor mir ausgelegt erblickte. Niemals fand ich einen schreckhafteren Zustand der Literatur, und ich konnte es kaum über mich gewinnen, in den neuesten Sachen ein wenig zu blättern, welches doch sonst für mich zu den pikantesten Ergötzlichkeiten gehörte. Ganz kindisch hielt ich mich vorzüglich an die vielen Stahlstiche, Arabesken und Verzierungen, und wenn mir auch die nach Effekt haschende Manier und der, ungeachtet der lezteren, durch den Stahlstich beförderte kalte Ton der Bilder zuwider ist, so unterhielt mich doch der Stoff so vieler herrlicher und herzerhebender Gegenstände. In kurzer Zeitspanne ging die Vorstellung einer Menge von Dingen an mir vorüber, durch welche die Natur mit tiefgreifender Macht auf den Menschen wirkt, und der Mensch in verschiedenen Zuständen, was ihm erhaben, edel, schön oder wünschenswerth vorkam, mit mannichfaltiger Form auszuprägen versuchte, und in unzähligen Monumenten den Charakter der Zeiten und Nationen einer fernen Nachwelt überlieferte.

Zu meinem Schrecken fand ich noch Berliner Witze in den Buchläden, indem ich glaubte, diese Art von Literatur sey gänzlich eingeschlafen. Es ist nicht zu leugnen, daß sich in der Berliner Volksmasse eine ziemliche Portion von Witz findet. Weßhalb sollte er nicht, wie Alles, was das Leben erzeugt, Vorwurf der Literatur und Kunst werden? Indeß ist begreiflich, daß die Ausdehnung und in die Länge gezogene Wiederholung dieser fast immer sich im Gemeinen bewegenden Redensarten und Zustände am Ende einen sehr widerlichen Eindruck hervorbringen muß, zumal da der Berliner Volkswitz einen Charakter trägt, über den man wohl zu Zeiten einmal lacht, dem man aber doch ungern zu oft begegnet; denn es fehlt ihm jene gutmüthige Naivetät, welche das Beschränkte ansprechend erscheinen läßt; er trägt eine zu grelle Farbe der Frivolität und gewissermaßen des übernächtigen Wesens, und ist stark mit den Dünsten des Branntweins geschwängert; man stößt darin so selten auf wahres Behagen und so häufig auf eine schiefe und widerwärtige Sinnlichkeit, daß einem ordentlich unwohl werden kann. Es zieht sich durch die Berliner Witze und Tölpeleien nicht sowohl wie durch Otiliens Tagebuch ein rother und anmuthiger, sondern ein schmuziger, garstiger und übelriechender Faden. Da ich der Berliner Witze überdrüssig war, habe ich die Sachen, welche man als solche verkauft, nicht angesehen und kann daher über den Gehalt der neuesten Erscheinungen dieser Art nicht urtheilen.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Londoner Bettler.

(Fortsezung.)

„Vielleicht, meine Herrn," warf ich jezt vermittelnd ein, „wollen Sie dem Herrn erlauben, per procura zu singen." — „Per Procura?" fragte ein Dutzend Stimmen, „was der Henker ist das?" — „Ich meine, daß an seiner Statt Jemand anders singe," erklärte ich schnell. — „O gewiß, vorausgesezt, daß er einen per procura findet," sagte der Präsident, indem er sich rings nach der Beistimmung der Gesellschaft umschaute. „Nun, so singe du, Hanger, ich kann dir nicht helfen," wendete sich der Prinz an mich. Ich erledigte mich der Aufgabe so gut oder so schlecht ich konnte, aber mit stürmischem Beifall, wobei ich inzwischen unentschieden lasse, ob er mehr meinem Gesange oder dem Sangstücke galt; ich sang die wohlbekannte, der Brüderschaft, versteht sich, wohlbekannte Ballade: des Bettlers Hochzeit; und sobald ich geendet, stand mir gegenüber ein Mann auf, ungewaschenen Antlitzes und ungeschorenen Bartes, mit einer fabelhaft eingedrückten Nase, und sagte: „meine Herren, auf die Gesundheit und das Lied des Herrn, der so eben gesungen hat." — „Welchen Trinkspruch auszubringen mir zukommt, und welchen Trinkspruch ich demgemäß hiemit ausbringe," donnerte der Präsident, sein Glas füllend, ein Beispiel, das augenblicklich allgemeine Nachahmung fand. „Also die Gesundheit und das Lied des Herrn, der so eben gesungen hat," wiederholte der Präsident, und ich hatte die

Digitized by Google

Ehre, meine Gesundheit mit dreimal drei und eins extra getrunken zu sehen. Nachdem ich mich dafür in einer, den Umständen angepaßten Rede schönstens bedankt und es wieder still geworden war, hustete dem Prinzen gegenüber ein Mann, dem der genossene Wein aus den Augen glühte, fixirte den Prinzen und sagte mit erhobener Stimme: „aber hören Sie einmal, junger Mann, warum haben Sie denn vorhin eigentlich die Gesundheit Ihres Freundes nicht mit getrunken?“ Der Prinz, der das wirklich in der Zerstreuung unterlassen, antwortete schnell gefaßt: „ich bitte wegen des Versehens um Ihre Verzeihung, mein Herr; seyen Sie versichert, es geschah durchaus ohne Absicht.“ Der Andere nickte beifällig; doch schon in der nächsten Minute richtete er sich wieder empor, fixirte den Prinzen und sagte so laut wie früher: „aber hören Sie einmal, junger Mann, warum holen Sie denn das Versehen nicht nach?“ Der Prinz füllte unverzüglich sein Glas bis zum Ueberlaufen, leerte es auf meine Gesundheit und zu Ehren meiner Ballade, sezte es umgekehrt auf den Nagel seines linken Daumens und ließ die ganze Versammlung sehen, daß kein Tropfen im Glase geblieben war. „Bravo!“ rief es jezt von allen Seiten, „das ist ein Kerl — den lob' ich mir — der weiß zu trinken — das ist ein ganzer Bursche, trotz seines weißen Busenstreifs!“ — Der Prinz, sich nun vollkommen à son aise fühlend, sagte hierauf: „mit Verlaub, meine Herren, noch einmal dreimal drei und eins extra für den Herrn, der uns mit einem so herrlichen Gesange bewirthet hat!“ Im selben Augenblicke standen Alle auf; mit dem leeren Weinglase in der Hand schlugen Seine königliche Hoheit den Takt, und nie werde ich den mörderischen Lärm vergessen, der, meiner Gesundheit geltend, mir die Ohren zu zerreißen drohte. Noch geraume Zeit dauerte die anmuthige Scene fort, bis endlich wenigstens zwei Drittheile der jovialen Bettler sich den Schlaf in die Augen getrunken hatten und in den mannichfaltigsten Gruppen umherstanden und saßen, lehnten und lagen. Der Prinz sprach von diesem Erlebnisse später sehr häufig, und in Sheridans Gegenwart erwähnte er es nie, ohne daß dieser in Verzweiflung gerieth, nicht Augenzeuge eines so köstlichen Schauspiels gewesen zu seyn.

Die Londoner Kreuzwegfeger zeichnen sich unter den Straßenbettlern vortheilhaft durch dreierlei aus: durch Gemeingeist, durch Nüzlichkeit und durch verhältnißmäßige Sparsamkeit. Es bedarf keines Beweises, daß, wer seinen Nebenbürgern ohne positives Recht auf Belohnung zu der Annehmlichkeit verhilft, anstatt knöcheltief im Kothe zu waden, trockenen Fußes einherzugehen, sich besser um sie verdient macht als der Bettler, der die Spenden, die er empfängt, just nur erbettelt. Den Gemeingeist anlangend, versuche es Jemand, einen solchen Kehrer im Besitze seines Kreuzwegs zu beeinträchtigen, und augenblicks werden alle Besen der nächsten Brüder- und Schwesterschaft sich gegen ihn erheben. Ja, wohlerworbene Rechte werden hier so vollständig geehrt, daß selbst weder Krankheit noch Abwesenheit des rechtmäßigen Inhabers einem Eindringlinge zur Entschuldigung gereicht. So lange jener athmet, ist der Theil des Londoner Gebiets, den er mittelst Besens regiert, sein unantastbares Eigenthum. Daß er bei seinem Leben darüber verfügen und sein Nachfolger dann dem Schuze der Gewerbsgenossen vertrauen kann, unterliegt keinem Zweifel. Ja, es ist geschehen, und die betreffenden Belege sind vor einer, vom Hause der Gemeinen zu Abschaffung des Londoner Bettelwesens niedergesezten Commission zur Erörterung gekommen, daß Kreuzwegkehrer ihre Geschäfte um namhafte Summen verkauft haben.

Da ferner bisher in der ganzen Genossenschaft gerade unter den Kehrern die meisten Beispiele vorgekommen sind, daß sie, sey es lebend oder todt, sich mit ansehnlichen Fonds aus dem Geschäfte zurückgezogen haben, so wird man ihnen auch im Punkte der Sparsamkeit die Palme zuerkennen müssen. Und wenn ein Straßenfeger auf einer Liste der Mendicity Society ungebührlichen Aufwandes geziehen wird, weil er täglich, nachdem er von früh bis Abend sein Amt verwaltet, nach Hause geht und sich umkleidet, einen blauen Frack mit gelben Knöpfen, eine schwarzseidene Cravatte, weiße Weste, lichte „Unerwähnbare“ und blanke Stolpenstiefeln anlegt, dann ein Wirthshaus besucht und hier bei einem Glase Grog, feine Havannahcigarren rauchend, den Herrn spielt, so gestehe ich unbefangen, daß mir das in demselben Grade gefällt, in welchem es dem Sekretär des Vereins, der den Mann deßhalb vorne mit einem rothen Kreuze und hinten mit drei Ausrufungszeichen markirt hat, mißfallen zu haben scheint. Für das erwähnte Ersparen ansehnlicher Summen mögen von vielen Thatsachen folgende sprechen.

Eine Frau, die ein Viertel-Jahrhundert lang, den Besen in der Hand, nahe bei Charing-Croß einen Kreuzweg bewirthschaftet, starb vor drei oder vier Jahren, werth, wie der Engländer sagt, ihre runden dreitausend Pfund Sterling. Es ist indessen wahr, daß ihr Kreuzwegerwerb hiezu bloß den Grund gelegt, auf welchem sie anderweitig fortgebaut hatte. Sie ging in der Genossenschaft unter dem Beinamen des Bankier, denn gute Freunde und Bekannte konnten bei ihr stets kleine Darlehen erhalten, und zu welchem Zinsfuß, läßt sich ungefähr aus einem in ihrem Nachlasse aufgefundenen Wechsel schließen, dessen Aussteller, ein sogenannter kleiner Handelsmann, baar empfangene fünfzig Pfund nach Verlauf von drei Monaten mit sechs-und-fünfzig Pfund und einigen Schillingen zurückzuzahlen versprochen. Eine andere Fegerin, die ihre Ersparnisse ganz christlich in dreiprocentige Consols verwandelt, hinterließ den gesammten, auf fünfzehnhundert Pfund ansteigenden Vorrath einem jungen Comptoiristen

weil er, wie sie ausdrücklich angeführt, öfter als irgendwer ihr ein Kupferstück gereicht. Auf ähnliche Weise bekundete ein alter Neger seine Dankbarkeit gegen die schöne Tochter des Alderman Waithman. Sie hatte ihm nicht bloß häufiger als sonst Jemand, bisweilen sogar ein Silberstück geschenkt, sondern auch die Gabe stets mit einem freundlichen Blicke begleitet. „Deßhalb ganz besonders," lautete sein Testament, „vermache ich ihr zu fernerer freundlichen Erinnerung an mich die stempelfreie Summe von achthundert Pfund Sterling." Ein Westindier, der sich wahrscheinlich nicht gedrungen fühlte, sein auf einem Londoner Kreuzwege gesammeltes Geld dem Lande seiner Geburt zu entziehen, kehrte dahin zurück mit guten Papieren für den Betrag von zweitausend Pfund Sterling. Aber das merkwürdigste Beispiel dieser Art gehört der neuesten Zeit an. Ueber dreißig Jahre lang hatte ein Mann, stets dürftig gekleidet und elenden Aussehens, einen Kreuzweg in Charing-Croß gekehrt, als er plötzlich eines Morgens fehlte und bald darauf Alle, die ihn gekannt, weniger durch die Nachricht seines Todes, als durch eine amtliche Aufforderung seiner Erben überrascht wurden; denn unter den Lumpen in seiner Wohnung waren in baarem Gold nahe an achttausend Pfund Sterling entdeckt worden.

Ich schließe hier meinen Brief; das nächste Mal von der merkwürdigsten Classe der Londoner Bettler, von den Bettelbriefstellern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Ende September.

(Fortsetzung.)

Die fünfzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Die zweite allgemeine Sitzung wurde mit der statutenmäßigen Wahl des nächsten Versammlungsortes, wie der Präsidenten und Secretärs für das folgende Jahr eröffnet. Drei Städte hatten sich gemeldet: Erlangen, Freiburg und Rostock, deren jede ihre Vertreter fand; doch sicherte Professor Wendt aus Breslau durch die Erinnerung an Oken und Erwähnung seines Wunsches der zweiten das Uebergewicht. Der Präsident schlug der Kürze willen vor, jede der drei Städte zu nennen, wo dann die Mitglieder bei derjenigen, welche sie für die geeignetste hielten, sich von ihren Sitzen erheben möchten. Professor Röggerath erklärte diese Art der Wahl für zu wenig sicher, und bot sich zur Verlesung aller Namen an, wo denn Jeder, der sich eine Wahlstimme aneignen wollte, die Stadt nannte, der er die Ehre der nächsten Zusammenkunft zudachte. Die Lesung fand statt, und da viele böhmische, ungarische und polnische Namen vorkamen, lachte der Vorleser selbst oft über seine Aussprache derselben. Obschon selbst viele Männer, deren Stimmen unter die gewichtigsten gezählt werden müssen, ihre Namen still vorübergehen ließen, so wurde doch Freiburg mit 126 Stimmen, und dann noch Hofrath Beck zum Präsidenten und Professor Leuckart zum Secretär der sechzehnten Versammlung gewählt; Erlangen hatte 85, Rostock 9 Stimmen. Nachdem dieses Geschäft abgethan war, bestieg Professor Schweigger aus Halle die Tribüne, und benutzte die Erwähnung einer Akademie der Wissenschaften, welche zu Wien unter dem Präsidium des gelehrten Orientalisten Freiherrn Hammer-Purgstall errichtet werden soll, zu einer Entwickelung seiner Ansichten über wissenschaftliche Propaganda und die innige Verbindung der Gelehrsamkeit mit der Religion zur Cultivirung roher Völker der andern Erdtheile. Die Abhandlung hatte unstreitig interessante Momente, doch ermüdete die äußere Form, welche zu sehr an den Vortrag eines zelotischen Predigers erinnerte, der sich über den Verfall des Glaubens ereifert. Höchst interessant war der lebendige und geistreiche Vortrag des Professors der Physik aus Wien, Ettingshausen, zur Erklärung seines sehr sinnreich erfundenen electro-magnetischen Apparats, den er durch einige höchst interessante Experimente erläuterte. Dieser Apparat hat zwar dem Principe nach einige Aehnlichkeit mit jenem, welchen Clarke in London neuerlich construirt hat, allein die Zusammenstellung der Haupttheile ist neu, und ohne dem Clarkeschen an Kraft nachzustehen, empfiehlt sich der Ettingshausensche Apparat nach dem Zeugnisse competenter Richter, welche keinen bessern gesehen zu haben versicherten, durch besondere Einfachheit und Bequemlichkeit. Der Protomedicus Lenhossek aus Pest las über die Verheerungen der Wuthkrankheit, und verkündete zugleich eine von ihm ausgesetzte Prämie von hundert Ducaten für die beste Abhandlung über Natur und Heilung derselben, über deren Zuerkennung die sechzehnte Versammlung der Naturforscher im nächsten Jahr entscheiden soll. Die Forderungen an den Verfasser der Preisschrift sind jedoch so hoch gestellt, daß wir fast zweifeln, es werde ein Arzt sie zu erfüllen im Stande seyn. Professor Zippe las eine Abhandlung über räthselhafte veraltete und verschlackte lavaähnliche Steine, die sich an zwei Steinwällen in Böhmen vorgefunden, und erklärte selbe für eine historische, doch nicht naturhistorische Merkwürdigkeit, da nachgewiesen werden kann, daß die Verglasung wahrscheinlich erst bei der Zerstörung durch Menschenhand vor sich gegangen. (Die Zeichnung der Steinwälle, so wie die Exemplare des Gesteins zeigte er am folgenden Morgen in der mineralogischen Section vor.) Dr. Chaufepié aus Hamburg hatte sich zum Stoff den Branntwein und seine furchtbaren Wirkungen erwählt, die freilich in seiner Gegend in bei weitem furchtbarerer Gestalt erscheinen, als bei uns, weßhalb dieser Gegenstand auch nicht allgemein ansprach. Er schmückte seinen Vortrag mit großer Gelehrsamkeit und mitunter sogar mit Witz, und verglich die Erfindung des Branntweins in seiner Licht- und Schattenseite mit der des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst. Die Parallelisirung mit der letztern ließ er jedoch auf halbem Wege fallen, und schloß die Rede, die aus dem Scherz in bittern Ernst hinübergeschweift war, mit einem bei uns nicht geltenden Sprüchwort: „Ein Schnäpschen kann nicht schaden!" Das Thema des Kammerraths Sollieben aus Dresden war nicht minder bäßer, nämlich die Zunahme der Selbstmorde und der unehelichen Geburten, wobei er alle Naturforscher aufforderte, in ihrem Wirkungskreise die Daten zur Ausmittelung der genauern Verhältnisse dieser Fälle zu sammeln und dem statistischen Verein in Sachsen, dessen Vorsteher er ist, mitzutheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 26. Oktober 1837.

Nicht das Vergangene frommt.
Da der Bildkraft Schüler selbst
Nicht die Kunst lernt durch die Kunst.

Platen.

Savonarola.

Die Pest.

Zwei Künstler wollen übernachten
Im üpp'gen Mediceerhain,
Die Griechenbilder zu betrachten
Beim klaren, milden Mondenschein.

Buonarotti wandelt gerne
Mit seinem Freund Da Vinci dort,
Im Künstlerhain, beim Licht der Sterne,
Zu sprechen ein begeistert Wort.

Gerüstet sind sie heut mit Krügen
Falerners, den Horaz auch schwang,
Wenn er, einladend zum Vergnügen,
Sein moriture Delli! sang.

Sie wollen Freunden, die verblichen,
Dartrinken einen Becher noch
Im Angesicht der schönen Griechen,
Und ihrer Kunst ein Lebehoch.

Und sollt' auch sie der Tod verlangen,
So wollen sie den schlimmen Gast
Im Kreis des Schönen hier empfangen,
Und rings von Frühlingslust umfaßt.

Die Statuen auf die bangen Klagen
So klar und heiter niedersehn,
Wie sie gesehn in alten Tagen
Denselben Jammer zu Athen;

Wie ihnen dort das immergleiche
Antlitz gestört kein Leidenszug,
Als ihren Freund man, eine Leiche,
Den Perikles vorübertrug.

Die Frühlingslüfte flüstern, scherzen,
Und halten in den Lauben dicht
Glühwürmer ihre schwanken Kerzen
Versteckten Rosen in's Gesicht.

Die muntern Frühlingswinde stehlen
Den Blumen ihr Geheimniß bald,
Das süße Duften, und erzählen
Frohlockend es im ganzen Wald.

Digitized by Google

Im Busche singen Nachtigallen
Ihr ungestörtes Wonnelied,
Springbrunnen mondbestimmert schallen,
Die Wolk' am Himmel lustig zieht.

Die Kunstgenossen stehn und starren
Entzückt auf ein Apollobild:
Da rollt vorbei der Leichenkarren,
Und draußen ruft die Klage wild.

Die Nachtigallen jubeln freier,
Und süßer duftet's durch die Nacht,
Der Mond durchbricht den lezten Schleier,
Und heitrer noch Apollo lacht.

Wie mählig an den Gartenmauern
Der laute Leichenzug verhallt,
Ergreift die Freunde bittres Trauern,
Ein Grollen faßt sie mit Gewalt.

Schon hatten sie den Wein geschwungen,
Den lieben Freunden in der Gruft,
Den Griechengöttern angeklungen;
Doch jezt Buonarotti ruft:

„Du Mörder und Orakelsprecher!
Du lächelst unserm Jammer Spott!“
Und schmetternd wirft er seinen Becher
An's Marmorherz dem Griechengott.

„Da Vinci, komm aus diesen Hainen,
Sie dünken mich so fremd, so leer!
Die Vögel zwingen mich zu weinen,
Der Duft der Blumen drückt mich schwer.

Hier steht der Menschenschmerz inmitten
Der fremden Kunst und der Natur,
Von ihren Herzen abgeschnitten,
Gehöhnt von ihrer Freudenspur.

Doch, siehst du dort ob jenen Zweigen
Das Kirchenkreuz im Mondenstrahl?
Siehst du den Gott herab sich neigen
So mitleidsvoll zu unsrer Qual?

Schon wieder rollt der Leichenwagen
Vorbei dort an der Gartenwand;
Doch tröstend weist das Kreuz den Klagen
Hinüber in das Heimathland.

Was einst Girolamo bedauernd
Dem sterbenden Lorenzo sprach,
Das ward bei diesen Klängen schauernd
In meinem Herzen wieder wach.

Mir strömt es freudig von den Wangen,
Denn plötzlich, durch des Schmerzes Gunst,
Ist meinen Blicken aufgegangen
Die tiefe Welt der Christenkunst.

Mit einmal wurden die Antiken
Nur als ein schöner Schutt mir kund,
Der uns die Wurzel will ersticken
Auf unserm eignen Lebensgrund.“ —

Da Vinci schweigt, er trauert milder;
Doch kaum verhallt der Jammerton,
So wandeln neue, große Bilder
Durch seine große Seele schon.

Das himmlische Gemälde zündet
In seiner Brust, ein Wunderstrahl:
Wie Jesus den Aposteln gründet
Das „Denket mein!“ im Abendmahl.

Und Michel Angelo, der wilde,
Die Augen mit der Hand bedeckt,
Er ist von einem neuen Bilde
Entzückt im Herzen und erschreckt.

Aus seinem ungestümen Grame,
Wie Sonnenschein aus Wetterflor,
Taucht plötzlich ihm die Kreuzabnahme
Unwiderstehlich jezt hervor.

Die vier Gestalten ließ ihn schauen
Ein geistdurchglühter Augenblick;
Und kühn beschließt er, sie zu hauen
Zusammt aus einem Marmorstück.

Briefe aus der Residenz in die Provinz.

(Fortsezung.)

Uebrigens ist Eleganz und Ostentation in den Buchläden gestiegen, aber auch in eben dem Grade Uebertreibung und falscher Geschmack in Verzierung literarischer Werke. Sie wissen, daß kein Engländer mehr als ich große Formate, schönes Papier und scharfe, elegante Typen, so wie überhaupt ein edles Arrangement des Drucks schätzen kann, und in dieser Rücksicht verdienen die Fortschritte der neuesten Zeit alle Anerkennung; indeß haben sich auch höchst unpassende und kleinliche typographische Spielereien eingeschlichen, mittelst welchen die Bücher den gedruckten

Digitized by Google

Zeugen ähnlich werden. Nur schwarze, schön und geschmackvoll ausgeführte Typen und Verzierungen, nicht aber bunte, ausschweifende Schnörkel können dem Geiste der Literatur entsprechen. Diese Buntheit fällt um so widerwärtiger auf, wenn ernsten Schriften damit ein frivoles Gewand umgehangen wird. Ich sah Erbauungsbücher, auf deren Titel Christus mit dem Kreuze, Engel und andere Gegenstände, mit denen man den Begriff der Heiligkeit verbindet, sich in den buntesten Farben als weichlich zierliche Arabesken durch einander schlangen, etwa wie auf einem gezierten, von Sinnlichkeit duftenden Liebesbriefe. Der etwas einseitige, oft in falsch angebrachtem Steicismus und überflüssigem Spleen befangene, aber fast immer ernste Seume mußte sich gefallen lassen, in einem rothgedruckten Titel mit blauen Arabesken zu erscheinen. Aus alle diesem blickt uns derselbe Zug des Zeitgeistes an, welcher in der Malerei gesuchtes Kolorit, steife, romantisirende Figuren und unnatürliche Effekte, in der Architektur kleinliche Ueberladung und phantastischen Styl, und in den Fabrikaten den gothisirenden und Rococogeschmack hervorgebracht hat. Wir können ihn sowohl durch die Moden der Damen als durch Wissenschaft und Kunst verfolgen. Im Ballsaal und auf Bibliotheken, in Kirchen und Kaffeehäusern wird uns dieselbe Physiognomie begegnen.

Den Thiergarten fand ich sehr verschönert. Zunächst fällt in die Augen, daß man das Unterholz hinweggeräumt und einen Rasen vom herrlichsten Grün hervorgebracht hat. Die Wege sind vervielfältigt und verbessert und an verschiedenen Orten angenehme Ruheplätze bequem eingerichtet worden; auch Blumenpartien von sehr guter Wirkung, sauber und frisch gehalten, hat man mit Glück angelegt. Gewiß ist der Thiergarten, gerade am rechten Platze gelegen, ein unschätzbares Gut für die Berliner, welches sie vielleicht nach allgemeiner Gewohnheit der Menschen nicht immer seinem ganzen Umfange nach würdigen, weil sie es täglich ohne Mühe genießen können. Denkt man sich, daß in einer sonst kargen Natur unmittelbar vor dem schönsten Thore der Stadt ein anmuthiger Park von sehr bedeutendem Umfange liegt, mit großer Fülle schattiger und höchst bequemer Spaziergänge, in dem man zugleich auf vortrefflichen Wegen reiten, fahren und an mehrere Lustorte gelangen kann, so begreift man, daß die Berliner Ursache haben, alles dieses dankbar anzuerkennen.

Ungeachtet der in den neuen Anlagen sichtbaren Bemühung, diese Genüsse zu erhöhen, haben dieselben bei einem Theile der Berliner doch eine sehr lebhafte Opposition gefunden. Man wirft nämlich den jetzigen Veränderungen vor, daß Alles, was bisher noch von Natur und Romantischem im Thiergarten gewesen, durch erstere vertilgt worden; das Herausschlagen des Unterholzes mache nun den Park auf weite Strecken durchsichtig, und bald werde man keinen Gang oder Platz mehr finden, auf welchem sich die heimliche Einsamkeit und ungezierte Abgeschlossenheit des Waldes noch genießen lasse. Ich will nicht in Abrede stellen, daß dieser Einwand nicht geradehin von aller Wahrheit entblößt ist, denn allerdings sind die Baumpartien lichter und freier geworden, und eine saubere Eleganz hat das Willkührliche der Natur mehr als früher verdrängt. Dennoch geht hieraus nichts weiter hervor, als daß jede Sache verschiedene Seiten hat, und man nicht Alles beisammen findet.

Was man durch die neuen Anlagen verlor, dürfte gegen deren Vortheile bei Weitem nicht in Betracht kommen. Der Thiergarten war schon seit langer Zeit kein uncultivirter Wald, und das natürlich Romantische, das in ihm gewesen seyn soll, habe ich nicht recht finden können. Was noch von uncultivirten und sich roher ausnehmenden Plätzen vorhanden war, rührte bloß daher, daß der Park den Grundzügen seiner Anlage nach noch nicht vollständig ausgebildet war; sobald man diese zu größerer Vollkommenheit verfolgte, mußte man nothwendig auf künstlichere Cultur des ganzen Waldes kommen.

Fragt man endlich nach dem Bedürfniß der Mehrzahl derer, welche diesen Park benutzen, so wird man finden, daß deren Genuß und Bequemlichkeit durch die neuen Anlagen entschieden erhöht und befördert worden. Der Städter wünscht nach seiner Arbeit vorzüglich einen Spaziergang mit bequemem, von der Härte des Pflasters wohlthuend verschiedenem Fußweg, oder eine wohlgehaltene Fahrstraße, wo man sieht und sich sehen läßt, so wie in der Hitze kühlenden Schatten. Bei diesem Bedürfniß der Bequemlichkeit ist das Künstliche nicht zu vermeiden, und in diesem Falle macht es doch einen weit besseren Eindruck, wenn es zu sauberer Eleganz gesteigert ist, als, zwischen Kunst und Natur mitten inne schwebend, nur das Bild einer verfallenen oder schlecht gehaltenen Anlage gewährt. Die Wenigsten haben täglich das Bedürfniß, auf beschwerlichen Wegen rauhere Waldpartien oder wildromantische Eindrücke zu suchen, und diese dürften auch früher im Thiergarten ihre Rechnung nicht gefunden haben. Uebrigens finden die neuen Verschönerungen auch bei einer sehr überwiegenden Majorität verdienten Beifall und dankbare Anerkennung.

Der Weg nach dem jetzt „Elysium“ genannten Hofjäger hat sehr gewonnen durch neue, elegante oder doch neu abgeputzte Häuser, so wie auch die Gärten zwischen den letztern und der Straße sehr verschönert worden mit kleinen, meist gelungenen und höchst sauber gehaltenen, regelmäßigen Anlagen, so daß Fahrenden und Spaziergängern einladende und immer wechselnde Ansichten geboten werden. Ueberschaut man dies Alles im Ganzen, so ist nicht zu leugnen, daß es einen lieblichen und höchst zierlichen Anblick gewährt; indeß bemerkt man doch sogleich, abgesehen von den kleinen Gärten, an denen wenig

Digitized by Google

auszusetzen ist, daß Manier und Schein über einen einfachen und edlen Geschmack fast allenthalben die Oberhand gewann. An den meisten Häusern finden Sie eine Menge kleinlicher, bunter Verzierungen, Spielereien und Ueberladung; die Architektur ist häufig eine Nachahmung malerischer Formen, aber selten glücklich ausgeführt, die Verzierungen sind selten plastisch und kräftig, sondern größtentheils in bunter, dekorationsmäßiger Zierlichkeit mit grellen Farben aufgemalt. Was man sich in neuester Zeit unter der Polychromie der Alten vorstellt, ist an den vorstädtischen Gebäuden und auch in der Stadt auf eine sehr unheilvolle Weise gehandhabt. Ich will hier nicht untersuchen, was eigentlich an der Sache seyn mag; so viel scheint mir aber gewiß, daß, wenn man bei dieser Art von Dekoration nicht mit größter Vorsicht und feinem Takt zu Werke geht, wir auf dem besten Wege sind, eine Menge unleidlichen Schwulstes in unsere Kunst einzuschwärzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Ende September.

(Beschluß.)

Die fünfzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Cholera. Mozarts Denkmal.

Die Vorlesung der Protokolle der Sitzungen aller Sektionen während der Dauer der Versammlung füllte den größten Theil der dritten allgemeinen Versammlung aus, so daß nur Hofrath Reichenbach einen sehr gelehrten und mitunter poetischen, aber so undeutlichen Vortrag über den gegenwärtigen Standpunkt der Naturgeschichte hielt, daß ein großer Theil der Zuhörer über diesen Gegenstand im Dunkel blieb. Professor Krombholz trug eine allzubescheidene Abschiedsrede an die scheidenden Naturforscher vor, welche dagegen Oberbergrath Nöggerath, als Sprecher der Versammlung, mit dem feurigsten Lobe der Böhmenstadt erwiderte. Hier machte, trotz den Anmerkungen des Präsidenten, die allgemeine Theilnahme sich wieder stürmisch Luft, und jedes „Lebehoch!“ des Redners wurde mit schallendem Applaus aller Zuhörer begleitet. — Eine genaue Uebersicht der Wirksamkeit der fünfzehnten Versammlung bietet zwar allerdings viele erfreuliche Resultate dar, doch bleibt auch hier — wie bei allem Irdischen — noch Vieles zu wünschen übrig. Von den Tendenzen der Gesellschaft der Naturforscher ist seit ihrem Ursprung vielfältig abgewichen worden, denn nicht nur daß man schon Gegenstände in deren Bereich gezogen hat, die nicht mehr in unmittelbarer Berührung mit den Naturwissenschaften stehen, so werden auch mitunter Vorträge gehalten, die eben so gut in einem Journale früher oder später gedruckt werden könnten, während diese Versammlungen doch nur für Gegenstände benützt werden sollten, bei welchen es auf eine öffentliche Prüfung und Erörterung ankommt, oder solche, bei welchen es sich um Experimente im Beisein eines Gelehrtenkreises handelt. Professor Mikan hat schon in Stuttgart den höchst beherzigenswerthen Vorschlag gemacht, den Statuten noch einen Paragraphen beizufügen, der alle Gegenstände ausschlösse, welche oft nur deßhalb den Anschein der Neuheit haben, weil sie total veraltet sind. Gleichwohl ist auf diesen Punkt abermals nicht Rücksicht genommen worden, und wir haben sogar erlebt, daß berühmte wissenschaftliche Autoren dieselben Ansichten über einen Gegenstand, die sie vor mehr als einem Jahrzehend haben drucken lassen, nun abermals zum Stoff eines Sektionsvortrags wählten. — Die erste Veranstaltung zum Vergnügen der Naturforscher war eine Soirée musicale, welche der Gouverneur Graf von Chotek in drei Zimmern seiner Wohnung angeordnet hatte. Das Orchester war mit den Zöglingen des Conservatoriums der Musik besetzt, und Miß Adelheid Kemble, ein reiches und schon sehr gebildetes Talent, sang eine Arie aus den „Puritanern“ und mit einem Dilettanten zwei Duette aus Rossini's „Semiramis“ und „Barbier.“ dann einen Boleros und eine Romanze von dem geistreichen J. Dessauer, welcher sie am Pianoforte akkompagnirte, mit dem schönsten Erfolg. Zum Unglück stand der Raum in keinem Verhältniß zu der Zahl der Gäste, eine drückende Hitze schmälerte den Kunstgenuß, und bewegte manche von jenen, sich sehr zeitig zu entfernen. Ein reiches Mahl im großen Saale der Königsburg, zu welchem die Naturforscher auf Befehl des Monarchen geladen wurden, traf an Einem Tage mit dem Balle zusammen, welchen die Prager Kaufmannschaft denselben in dem schönen Lokal der Färberinsel gab. Beide waren in ihrer Art glänzend zu nennen und zeigten Prag in großartigen Formen. Der eigentliche Zweck der gemeinschaftlichen Mittagstafel auf der Färberinsel, die Annäherung der Mitglieder verschiedener Sektionen, wurde durchaus nicht erfüllt, da die große Zerstreuung der Gäste in diesem Saale Keinen dem Andern näher brachte, wenn er ihn nicht schon früher kennen gelernt hatte. Von den Toasts die für abwesende und anwesende Naturforscher ausgebracht wurden, fanden den stürmischsten Anklang: Oken und Krombholz.

Im Auslande hat sich das Gerücht verbreitet, daß die Cholera in Böhmen wieder ausgebrochen sey, und selbst in manchen Gegenden Böhmens glaubt man, sie herrsche in Prag. Bisher ist noch nichts von einem dritten Besuche dieser Landplage bemerkbar; doch ließ allerdings seit einiger Zeit die geringe Sterblichkeit, welche ihr gewöhnlich voran zu gehen pflegt, eine Wiederkehr derselben befürchten, und mit sonderbarer Freude liest man seit einiger Zeit wieder ein längeres Todtenverzeichniß in der Prager Zeitung, die aber noch aus der Grippezeit die Einrichtung beibehalten hat, die Todten Eines Tages in zwei Blättern zu liefern, was damals eine glückliche optische Täuschung hervorbrachte, jetzt aber eben nicht sehr trostlich war.

Das Prager Mozartscomité beharrt fest dabei, sich dem Salzburger Vereine nicht anzuschließen. Nach der Prager Zeitung wird das Denkmal aus einer colossalen Büste des Tondichters und einer completen Sammlung seiner Partituren bestehen, welche beide in der kaiserlichen Bibliothek aufgestellt werden, und von dem Ueberschusse der eingehenden Summen sollen von Zeit zu Zeit Compositionspreise für böhmische Tonsetzer unter dem Namen: „Mozartspreis“ ausgesetzt werden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 27. Oktober 1837.

Dort kannst du Wundermähr' erfragen
Von Mauern, welche nicht mehr ragen.
Uhland.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

II.

(S. Nr. 202 — 208.)

Wir sind auf unserer kleinen Reise beim Zusammenfluß der Seine und Andelle stehen geblieben, und ich nehme den Faden der Erzählung dort wieder auf.

Bald hinter Pose fesseln zwei Zwillingsberge den Blick, welche sich auf einer gemeinschaftlichen Basis erheben und in einer gewissen Höhe sich von einander trennen, um mit ihren steilen Gipfeln wie Kirchthurmspitzen in die Wolken hineinzuragen. Zwischen diesen beiden Bergkegeln öffnet sich das reizende Thal von Amfreville, dessen sanftes Gelände mit Fruchtfeldern, Dorfschaften und Weilern bedeckt ist, worunter mehrere schöne Fabrikgebäude angenehm in's Auge fallen. Den Hintergrund des Thales schließen in duftiger Ferne waldumkränzte Höhen und malerische Hügel. Auf unserer, von mannichfachen Abenteuern unterbrochenen Rückreise erlitten wir gerade in dieser Gegend den ersten Unfall; die an der zerrütteten Dampfmaschine vorzunehmenden Reparaturen veranlaßten einen fünfstündigen Aufenthalt, welchen wir dazu benuzten, die „Höhe der beiden Liebenden" zu besteigen, von wo herab man in der That einer herrlichen Aussicht genießt. Zu unsern Füßen hin schlängelt sich die Seine in hundert Windungen durch die Ebene, zahlreiche Inseln bildend und einen unermeßlichen grünen Wiesenteppich einrahmend; sie scheint ungern diese gesegneten Fluren verlassen zu wollen, deren wallende Flächen sich an ihren Ufern ausbreiten; denn mehr als je schlingen sich ihre endlosen Krümmungen als unentwirrbare Ringe in einander und täuschen das Auge, welches in ihnen eben so viele abgesonderte Flüsse zu entdecken wähnt. Eine alte Volkssage, welche sich noch vollständig in dem Andenken der Bewohner erhalten, leiht dieser Gegend den Reiz naiver Dichtkunst. An langen Winterabenden erzählt man sich die traurige Begebenheit, welcher die Höhe der beiden Liebenden ihren Namen verdankt. Da wir die Geschichte in keiner Chronik erzählt gefunden haben, berichten wir die Legende, wie sie im Lande umläuft.

Vor langer Zeit sah man an der Stelle, welche heutzutage die freundlichen Fabriken von „Amfreville unter'm Berge" einnehmen, eine alte, mächtige Ritterburg mit hohen Thürmen und Zinnen, deren Ruinen bis auf die lezte Spur verschwunden sind. Dort hauste der wilde Graf von Andelle, der Schrecken der ganzen Umgegend, welcher Raub und Mord zu seinem Handwerk auserkoren, und dessen grausamer Sinn mit den Jahren nur noch leidenschaftlicher wurde. Allgemein gehaßt von seinen Vasallen und seinen Nachbarn, hätte dieser Wütherich

Digitized by Google

schon zwanzig Mal seinen gerechten Lohn bekommen, trotz der ihn überall hin begleitenden Reisigen und des doppelten Panzerhemds, welches er bei Tag und Nacht nicht ablegte. Aber ein Engel hielt seine Fittige über ihn ausgebreitet und beschützte ihn mit seiner himmlischen Natur. Dieser Engel war seine Tochter Marie, ein göttliches Geschöpf, gleich ausgezeichnet durch wunderbare Schönheit und Herzensgüte. Wo Marie sich zeigte, erlosch der Kummer und Jammer, welchen ihr Vater verursacht; ihre Hand trocknete alle Thränen, ihr Zuspruch verscheuchte alle Trübsal. So konnte es nicht fehlen, daß sie in den Mund der Leute kam, und bald war zwanzig Meilen in der Runde nur von der schönen Tochter des Grafen von Andelle die Rede. Ritter des edelsten Schlags brüsteten sich mit der Ehre, ihre Farben zu tragen; man veranstaltete Turniere, schickte sich Herausforderungen und schlug sich auf Leben und Tod. Sogar souveräne Fürsten sandten ihre Pagen an den Grafen und warben um die Hand Mariens. Der alte, heimtückische Wolf hätte aber gern sein Lamm für sich behalten; denn er besaß nichts auf der Welt, als diese einzige Tochter.

Indessen ein Entschluß mußte gefaßt werden. Die Menge der Freier wuchs mit jedem Tage. Nach langen vergeblichen Bitten hatten mehrere sogar Drohungen ausgestoßen und unverholen erklärt, sie wollen die Burg belagern und in Brand stecken, wenn die Wahl Mariens nicht zwischen ihnen und ihren Nebenbuhlern entschiede. Da lud der Graf von Andelle alle Bewerber zu einem Gastmahl auf sein Schloß; es waren ihrer 120, immer einer edler und vornehmerer Abkunft als der andere. Nach aufgehobener Tafel führte der Burgherr seine Gäste auf die äußerste Gartenterrasse, und indem er sie mit dem Blick die schauerliche Thaltiefe zu ihren Füßen messen ließ, richtete er an die versammelten Freier folgende Rede: „Derjenige unter euch, edle Herrn und Ritter, welchen die Wahl meiner Tochter begünstigt, wird diesen kostbaren Preis nicht eher erhalten, als bis er ihn ehrlich verdient hat. Er muß sie auf seinen Schultern diesen steilen Bergpfad hinantragen, und zwar ohne unterwegs sich ein einziges Mal zu verschnaufen.“

Alle anwesenden Ritter murrten. „Ihr habt meine Bedingungen verlangt,“ fuhr der Graf fort; „jezt wißt ihr sie. In euren Jahren hätte ich sie ganz vernünftig gefunden; aber die jezt lebende Jugend darf sich nicht mit der von ehemals messen. Ich habe gesprochen, und nun keine Zeichen des Mißfallens, keine Drohungen mehr, oder —“ Von den 120 Bewerbern waren Dreiviertel bereits mit Achselzucken davon gegangen, keineswegs geneigt, sich dieser abgeschmackten Bedingung zu unterziehen. Nur derjenige, welcher mit dem bösen Feinde ein Bündniß geschlossen, konnte es versuchen, einen so steilen Felsen mit einer Frau auf dem Rücken zu erklimmen. Wenn Marie noch klein und schmächtig gewesen wäre; aber sie hatte eine hohe Gestalt und königlichen Wuchs. Die leidenschaftlich Verliebten blieben zurück, maßen die Tiefe, blickten gen Himmel und schwiegen seufzend. „Wenn wir nur ein Geländer, ein Seil, ja nur einen Stock hätten!“ riefen die Unerschrockensten, welche der Wein des Grafen am meisten erhizt hatte. Darauf gingen sie zu dreien, zu zweien einzeln, fort, 119 an der Zahl.

Als der Graf Niemand mehr sah, wandte er sich an seine Tochter mit den Worten: „Siehst du, Marie, keiner von diesen Prahlhänsen hat den Muth, dich zu verdienen? Du bleibst bei mir, nicht wahr?“ — „Sie sind nicht Alle fort, Vater,“ erwiderte das Fräulein erröthend; „schau nur um dich “ — und sie entfloh raschen Schritts von der Terrasse. Als der Graf den Zurückgebliebenen erblickte, runzelte er die Stirn; es war ein schöner, reicher, berühmter Ritter, aber noch blutjung. „Einer von hundert-und-zwanzig!“ sprach der Vater mit höhnischem Lächeln; „das heißt die Nase hoch tragen, wenn man so'n junger Bursche ist. Und meine Tochter ist groß und schön, nicht wahr, Herr Ritter?“ — „In meinem Alter, gestrenger Herr, hättet Ihr dasselbe gewagt, was ich wage,“ erwiderte bescheiden der junge Edelmann; „Ihr habt es so gewollt.“ — „In deinem Alter streckte ich mit einem Faustschlag ein Pferd zu Boden und hob einen ganz gewappneten Mann aus dem Sattel.“ — „Gott und die heilige Jungfrau werden mir die Kraft verleihen, welche Ihr mehr hattet denn ich.“ — „Nach deinem Gefallen, wackerer Thor. Wie heißt du?“ — „André von Méricourt.“ — „Wohlan denn, Ritter André von Méricourt, finde dich morgen um die Mittagsstunde am Fuß dieses Berges ein; um die Mittagsstunde, hörst du? Nicht früher, nicht später. Denn dein Kunststück ist wohl werth, daß es die Sonne bescheine,“ fügte der Wütherich, teuflisch lachend, hinzu.

(Die Fortsezung folgt.)

Briefe aus der Residenz in die Provinz.

(Fortsezung.)

Auch durch pompejanische Malerei hat man manches Unheil angerichtet, und nicht selten mit großem Ungeschick grelle Farben an Stellen aufgestrichen, wo nur gedämpfte passen konnten. Vor dreißig Jahren, wo man sich noch zu mageren Formen, nackten und unkräftigen Flächen, so wie zu sanften und oft kraftlosen Tinten hinneigte, hätte man diese Buntheit und diese kleinen Schnörkel, die zuweilen, an sich betrachtet, glücklich gezeichnet sind, unter-

Digitized by Google

träglich gefunden, und jezt sind wir nahe daran, Häuser wie Nürnberger Spielzeug zu bemalen. Ich sah in der Stadt ein Haus, an welchem eine weiße Statue auf grellrothem Hintergrunde prangte, und die mich an Figuren erinnerte, welche man an Apotheken kleiner Städte sieht. Die schnelle Abwechslung des Geschmacks, das Springen von einem Extrem zum andern, indem man auch größere Werke gleich Kleidern und kleinem Geschirr einer nur nach dem Neuen haschenden Mode unterwirft, zeigt, daß wir noch nicht auf dem Punkte angelangt sind, von welchem aus ein ruhiges und besonnenes Fortschreiten der Architektur denkbar ist. Im modernen Geschmack überhaupt liegt etwas Kleines und Gebrechliches; so lange nun dies Element noch vorherrscht, dürfte meiner Ansicht nach die blasse und mattfarbige Eleganz des vorigen und des Anfangs des jetzigen Jahrhunderts weit angemessener seyn als die Manier, mit welcher die neueste Richtung scharfe Contraste, lebhafte Farben und mehr ausgeprägte Formen sucht. Natürlich kann meine Meinung nicht dahin gehen, daß wir in irgend einer Art zurückschreiten sollten, im Gegentheil, das Prinzip der neuesten Tendenz ist ein wesentlicher Fortschritt, allein sie verkrüppelt bei dem Mangel an Produktivität, Phantasie und Erhabenheit, welchen man unverkennbar an der jetzigen Generation bemerkt. Es war erklärlich, daß bei dieser Tendenz die Polychromie der Alten, so wie die pompejanische Malerei lebhaft ansprechen, aber eben so erklärlich, daß beides ungeschickt und verderblich gehandhabt werden mußte. Wir müssen aber bei unserer dermaligen Beschaffenheit dieses Stadium durchlaufen, und ich hoffe, es soll am Ende doch etwas Gutes herauskommen.

Die eben angedeutete Verdrehung des neuesten Geschmacks ist auch der Grund, weßhalb ich Ihre Aufträge nur zur Hälfte besorgen konnte; denn die verlangte Stutzuhr habe ich mich nicht getraut, hier zu kaufen, aus Besorgniß, deren Form möchte Ihnen nicht conveniren. Der zwar nicht unheimliche, aber doch abgeschmackte Geist, oder vielmehr Kobold, welchen man Rococo zu nennen beliebt, jene Neigung zu altväterischem Schnörkelwerk ist, wie in viele andere Sachen, so auch besonders in die Stutzuhren gefahren. Wollen Sie aber durchaus eine recht moderne Stutzuhr haben, so brauchen Sie keine neue zu kaufen, sondern bloß jenes ungeheuerliche Kunstwerk in Ihr Zimmer zu setzen, welches in dem alten, unbenuzten Saale auf dem linken Flügel Ihres Schlosses steht, den Sie als charakteristischen Ueberrest in dem Zustande ließen, wie ihn Ihr Großvater bei seinen Zusammenkünften mit Cagliostro und andern Adepten benuzte. Ueberhaupt werden Formen wieder beliebt, welche noch vor kurzer Zeit die allgemeine Stimme als Produkte einer abstrusen Periode bezeichnete. Ich sah Lithographien von Arm- und andern Stühlen, nach Originalen aus alten Schlössern mit den künstlichsten Ueberladungen und phantastischem Schnizwerk gezeichnet. Diese Zeichnungen schienen nicht etwa als charakteristische Züge der Vergangenheit, sondern als Muster für die Gegenwart ausgeführt zu seyn. Ich leugne nicht, daß hin und wieder in den Schnörkelformen einiger Reiz liegt, denn keine Sache ist so schlecht, um nicht eine gute Seite zu haben, und jede Ausprägung des menschlichen Geistes wird irgend etwas Anziehendes enthalten; aber man muß sehr blind seyn, um wegen eines Anklanges, den diese oder jene Form etwa in uns findet, das Fehlerhafte und Schiefe des Ganzen zu übersehen.

Da keine Erscheinung vereinzelt steht, mußte die schiefe Richtung des Geschmacks auch ihren Einfluß auf die Gesellschaft ausüben. Ich fand daher, daß solche durch einige Steifheit und preciöse Gleichgültigkeit in sonderbarer Vermischung mit dem reizbaren, nervösen Element der jetzigen Generation nicht eben gewonnen hatte; auch gab es keinen Gegenstand aus der unmittelbaren Gegenwart, für den man sich lebhaft interessirte. Man liest im Ganzen die neuesten deutschen Schriften von dem pikanten Genre, aber mit weniger Theilnahme, als die Erzeugnisse der französischen Romantik, für welche „Literatur der Verzweiflung“ man eigentlich mehr Interesse hat, als man gemeinhin gestehen will. Die Art der neuesten Berliner Verehrung Goethe's ist Ihnen bekannt, aber er wird doch mehr gelobt, als gelesen; Jean Paul scheint dagegen ganz verschollen zu seyn, Niemand spricht von ihm.

(Die Fortsezung folgt.)

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Ederholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Moskau.

Gleich ist der Abstand zwischen den Augen der Wölfe, Eins der Gedanke der Diebe.

Die Lüge hat kurze Spuren (wird bald entdeckt).

Das Wort keimt durch das Wort, ein Moor brennt von einem Funken.

Hebe den Hund aus dem Brunnen, so schüttelt er dir Wasser um die Ohren.

Wer durch's Spiel reich wird, wird arm an guter Sitte.

Was verkehrt gewonnen, vergeht verkehrt.

Immer rechts dreht sich der große Bär, verständig gehen die Sterne am Himmel.

Schönes Wetter nach den Wolken, Freude nach dem Weinen.

Die lehmfarbene Wolke regnet, eine fette Kuh gibt Milch.

Gib Gott vom König zu hören, nicht ihn zu sehen!

Geschenke verheren das Gesetz, die Schmiere bringt das Rad zum Rollen.

Digitized by Google

Die Kirche Gnade werden mit Ehrfurcht Gottes Wort und Sakrament.

Wir sind Gnade und Ehre und Ehrfurcht gegenüber Gott

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 28. Oktober 1837.

Immer leerer, immer nackter,
Immer dürftiger wird die Zeit.
Immer dünner und abstrakter,
Nur ein Schein von Wirklichkeit.
Als man nur noch Moden wechselte,
Gab es Neuigkeiten doch;
Seit man sich Systeme drechselte,
Kriecht kein Hund vom Ofenloch.

Pucht a.

Briefe aus der Residenz in die Provinz.

(Fortsetzung.)

In der Aufklärungszeit war noch mehr Enge und Steifheit der Sitten aus früheren Zeiten übrig, aber man bekämpfte die beengenden Schranken kräftig und lebhaft, wenn man ihrer auch noch nicht ledig werden konnte, sondern solche als lästige Haarbeutel mit sich umherschleppte. Jezt ist der umgekehrte Fall: die altväterische Steifheit haben wir abgestreift, aber wir bemühen uns, ihren Schatten wieder bei uns einzuführen und unsern im Grunde freieren Sitten eine unnatürliche Gravität aufzuzwingen. Wir sehen mit beneidender Sehnsucht auf die naive Behaglichkeit und Vergnügungsfähigkeit unserer Großväter, aber vergebens bemühen wir uns, diese abgeschiedenen Geister herauf zu beschwören. Sie stecken keineswegs in den Fetzen, die wir an Kleidern, noch in den Schnörkeln und Farben, die wir an kleinem Geräthe anbringen und aus der Plunderkammer jener alten Perrücken hervorholen. So bestehlen wir den Leichnam der altväterischen Zeit, aber den Duft, welchen die hochparfümirte Dame bei Lebzeiten ausströmte, können wir nicht mehr hervorbringen, und ich glaube, er röche auch nicht so gut als vormals. Wer findet noch an jenen allerliebsten französischen Kleinigkeiten Gefallen, wen amüsiren noch jene Sinngedichte, wer findet diese Pointen und Antithesen noch pikant? Wo ist der Mann mit der classischen Metapher, der überall Horaz und Seneca citirt und ersteren fast auswendig weiß? Wo sind die lustigen Schwänke und Mystifikationen? Würden sie nicht jezt größtentheils platt und gemein erscheinen?

Was die Conversation an Wärme und Herzlichkeit verloren, hat sie an Prätension gewonnen. Man spricht ab und scheint Widerspruch weder zu erwarten noch zu beachten. Zwar ist deutlich bemerkbar, daß wir an kritischem Bewußtseyn gewonnen haben, aber es ist auch die Gewohnheit eingerissen, ziemlich gewöhnliche Sachen mit intellektueller Vornehmheit in sehr schwülstige und räthselhafte Ausdrücke zu hüllen, wobei der Einfluß der Hegelschen Terminologie unverkennbar ist. Man ist sehr bemüht, etwas Unerwartetes zu sagen, aber dergleichen springt nicht mit jener lebhaften, pikanten Schnelligkeit hervor, wodurch Paradoxen interessiren, sondern es wird pretiös enthüllt. Ich gestehe, daß ich mich in Manches nicht gleich finden konnte, und Einige mochten mich wohl für einen dummen Dorfteufel halten; wenn ich aber aus diesen Schalen den Kern herausſuchte, kam er mir häufig verschrumpft, saftlos und unerquicklich vor, so daß ich bei solchen mit dem Anspruch auf Geist gesagten Sachen, statt gereizt und belebt zu werden, mich öfter zum Kopfschütteln veranlaßt

Digitized by Google

fand. — Ich würde aber höchst undankbar seyn, wenn ich verleugnen wollte, wie gut ich mich unterhalten habe; denn bei den ausgezeichneten Eigenschaften meiner Freunde, welche Sie kennen, und auf die natürlich jene Manier keinen Einfluß übte, konnten mich die Mängel der neuesten geistigen Atmosphäre nicht eben genircn.

Chesterfield und der Marschall von Sachsen dürften die bezeichnete Art der Conversation schwerlich nach ihrem Sinne finden; inwiefern sie der äußere Luxus befriedigen würde, lasse ich dahin gestellt seyn, indeß scheint man ihre Zeiten hierin zum Vorbild zu nehmen. Sie sehen daher jene schwerfälligen Carossen von fast überflüssiger Tiefe, die reichen und an altmodische Gravität erinnernden Livreen, den Jäger mit dem betreßten Federhute, dem goldenen Bandelier und den glänzenden Litzen. Rollt eine solche Equipage vorüber, so ist Kleidung und Schmuck der Dame in Harmonie mit diesem altaristokratischen Prunk, aber der Herr erscheint nothwendig als Anomalie. Die dunkle Unscheinbarkeit und enge Plattheit seines Anzugs nimmt sich fast wie ein schwarzer Flecken in jenem bunten Glanze aus, mit dem bloß Quaste und glänzender Knopf seines langen, altväterischen Stockes in Einklang steht, aber sofort wieder mit seinem Rocke disharmonirt, wenn der Herr als ein für sich bestehendes Ganzes zu Fuße geht.

Rücksichtlich des Wagens, welchen Sie wünschen, bin ich glücklicher gewesen, als mit der Stutzuhr, und glaube, Sie werden mit dem, welchen ich Ihnen schicke, zufrieden seyn. Zwar hat, wie ich schon andeutete, der Rococogeschmack die Staats- und Familienwagen keineswegs unangetastet gelassen, indeß ist gerade die Form der Jagdwagen von der Art, wie Sie einen verlangen, auf's Vortheilhafteste und zwar dem Bedürfnisse und Geiste unserer Zeit gemäß fortgebildet worden. Die Räder macht man nicht mehr so niedrig als vor einiger Zeit, die Farbe ist, wie auch früher, dunkel und das Eisenwerk sehr nett. Zwar wird Ihnen der Preis von 360 Thalern sehr hoch vorkommen, wenn Sie aber in Anschlag bringen, wie viel nach hiesigen Verhältnissen der Handwerker an einem solchen Stücke verdienen muß, wenn er auskommen soll, so werden Sie sich über den Preis nicht eben wundern. Der Wagenbauer, bei dem ich Ihren Wagen kaufte, zahlt nämlich jährlich 800 Thaler Miethe, hält mehrere gutbesoldete Leute und verkauft das Jahr hindurch nicht mehr als etwa dreißig Wagen.

Dies über die ersten Eindrücke, welche sich mir in wenigen Tagen meines Hierseyns darboten; vielleicht verweile ich länger hier als ursprünglich mein Plan war, und werde Ihnen dann weiter berichten, was ich etwa zu bemerken Gelegenheit finde. Bei den jetzigen herrlichen Tagen gedenken Sie meiner, wenn sich die Sonne zum Untergang neigt und Sie den sanften und doch erhabenen Reiz des abendlichen Himmels auf der Terrasse an der Gartenseite Ihres Schlosses genießen, welche uns so oft in seliger Entlegenheit dem gemeinen Geräusch menschlicher Werkthätigkeit entzog. Sr.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

In der Nacht begab sich André an den Thurm, welchen Marie bewohnte, auf ein verabredetes Zeichen erschien die Geliebte am Erkerfenster und warf ihrem Getreuen eine heilige Reliquie aus Jerusalem herunter; darauf vereinten Beide ihre Gebete, um glücklichen Erfolg auf morgen zu erflehen. — Nachdem es Mittag geschlagen, sah der Ritter, welcher schon am Fuß des Berges wartete, seine Geliebte in Begleitung zweier Priester und zahlreicher Gewaffneter ankommen. Sie stürzte sich weinend in seine Arme. „André, wag' es nicht!“ rief sie einmal über das andere; „siehst du die Sonne, wie sie so drückend heiß vom Himmel herunter brennt?“ — „Ich wage es,“ erwiderte der entschlossene Jüngling. „Wenn ich sterben soll, kann ich einen schönern Tod finden?“ Der Ton eines Jagdhorns ließ sich in der Ferne vernehmen; er kam oben vom Felsen herunter, es war das Signal. Der Liebende beichtete den Priestern, welche ihm die Absolution ertheilten; darauf nahm er seine Geliebte in die Arme und stieg mit ihr eiligst in einem Athemzug den steilen Felsenpfad hinan. Tausendfacher Jubel erscholl auf der Plattform; der Ritter hört die lärmende Begeisterung, er sieht über seinem Kopfe das damastene Zelt und darunter den Brautaltar mit den brennenden Wachskerzen; im Uebermaß seines Glücks schwanken seine Knie, taumelnd macht er den lezten Schritt zum Ziele, sezt seine theure Last auf den Rasen und stürzt todt nieder. Marie reicht ihm die Hand, in dem Glauben, er stehe aufrecht hinter ihr; da sie aber statt des Lebenden einen Leichnam erblickt, verflucht sie ihren Vater und schließt die Augen auf ewig. Lui, mourut de fatigue, elle, de sa douleur, singt der Dichter Ducis. Beide Liebenden wurden auf der Plattform begraben. Der untröstliche Graf ließ an der Stelle, wo der Brautaltar errichtet worden war, eine Sühnkapelle erbauen, worin er die Asche der Beiden niederlegte. Die Kunde, dieser Begebenheit verbreitete sich bald im ganzen Lande und die neue Kapelle wurde ein besuchter Wallfahrtsort aller unglücklichen Liebenden. Einige Mönche der Gegend, welche sahen, daß dort etwas zu gewinnen sey, bauten um die Kapelle ein weitläuftiges Kloster, das über 500 Jahre unter dem Namen: „die Prioren der beiden Liebenden“ berühmt war. Die schöne Klosterkirche ist nicht mehr

Digitized by Google

vorhanden, wohl aber sieht man noch die Wohnung des Abtes in der reizendsten Lage.

Nicht weit von da, wo die Andelle einmündet, sahen wir die Eure in die Arme der Seine eilen, und unmittelbar darauf gelangten wir nach dem Städtchen Pont de l'Arche, äußerst lieblich an's linke Flußufer hingelagert, welches eine lange Brücke von zwei-und-zwanzig Bogen mit dem rechten Ufer verbindet. Diese Brücke, welcher die Stadt offenbar ihren Namen verdankt, geht über drei Seinearme hinüber, deren lezter zwei Schleusen enthält, welche der Schifffahrt zu Nutzen kommen, weil das Strombett hier voller Klippen und Sandbänke ist. Die Schiffer behaupten, daß man die Meeresfluth bis hieher spüre, was mir indeß unwahrscheinlich ist. Pont de l'Arche verdankt seinen Ursprung Karl dem Kahlen, welcher die Stadt befestigen, mit Wall und Graben umgürten, und auf dem andern Ufer einen Brückenkopf anlegen ließ. Die Normänner, welche damals schon immer zudringlicher wurden, zerstörten die Vertheidigungswerke. Ganz in der Nähe der Stadt bemerkt man die Ruinen eines halb kloster-, halb pallastartigen Gebäudes, welches aus der Zeit Karl des Kahlen herstammt, der darin zwei Kirchenconzile und Notabelnversammlungen hielt, 862 und 869. Von dem ganzen Bau ist nur noch eine prächtige Kirche übrig geblieben. Eine Stunde von Pont de l'Arche liegen, unter Bäumen und Schutt versteckt, die Ueberreste eines großen Pallastes, welchen die Königin Blanche, die Mutter des heiligen Ludwig, bewohnte. Daneben erhebt sich die bescheidene Kirche von Lery, im byzantinischen Style erbaut. Die Nachbarin dieses armen Dorfes ist die reiche und durch ihre Tuchmanufakturen berühmte Stadt Louviers mit einer imposanten Pfarrkirche, deren Architektur den Kunstgeschmack des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts verräth.

Mit dem Dorfe Criquebeuf hat das Departement der Eure ein Ende; bei dem gegenüberliegenden Freneuse beginnt das „Departement der untern Seine," eines der reichsten, bevölkertsten, gewerbfleißigsten und bekanntesten in ganz Frankreich, welches den bedeutendsten Theil der alten französischen Provinz haute Normandie umfaßt und nach dem untern Lauf der Seine benannt ist, die sich zwischen Honfleur und Havre in's Aermelmeer ergießt. Es hat eine Oberfläche von beinahe 300 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 700,000 Seelen, welche in achthundert Gemeinden leben. Fette Wiesen und herrliche Triften erfreuen ununterbrochen das Auge, jede Biegung des Stroms deckt ein neues Landschaftgemälde auf. Die Dörfer, häufig in Obsthainen versteckt, haben meist ein gar freundliches, heimliches Ansehen und eine ganz eigenthümliche Anlage. Um die Kirche herum wohnen nur der Pfarrer, der Gastwirth, der Kleinkrämer und Grobschmied. Die Wohnungen der Landbauer liegen in kleinerer oder größerer Entfernung zerstreut und bilden jede ein für sich abgeschlossenes Eigenthum.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Die Cholera.

Man hat an mehreren Orten bemerkt, daß die Wuth der Cholera von dem Augenblicke an sich gebrochen, wo man es offen aussprach, daß sie da sey. Die Untersuchung darüber möge auf sich beruhen bleiben; gewiß ist, daß, so lange man es nur mit dunkeln Gerüchten zu thun hat, der Zustand in einer volkreichen Stadt weit peinlicher ist, als wenn von Obrigkeits wegen ihre Existenz eingestanden wird. Es hat diesesmal lange Kämpfe gekostet, bis man sich gedrungen fühlte, etwas anzuerkennen, was nicht mehr zu leugnen war. Doch waren die Gründe dagegen nicht in einem bloßen Eigensinn zu suchen. Viele Stimmen hatten sich auch im Publikum beim ersten Erscheinen der Krankheit gegen die tägliche Veröffentlichung der Listen, als gegen etwas ausgesprochen, was die Angst und damit die Empfänglichkeit mehre. Zudem existiren auf dem Papiere noch immer unwiderrufen alle die entsezlichen Präcautions- und Desinfectionsvorschriften, welche beim ersten Ausbruch von den High-Tories unter den Contagionisten impetrirt worden. Die Cholera anerkennen, hieß daher entweder alle diese absurden und verspotteten Gesetze, die ihrer Zeit dem Staate so vieles Geld gekostet, wieder in Anwendung bringen, wogegen sich die gesunde Vernunft, die allgemeine Stimme und der Geldbeutel sträubten, oder eine ganze Gesetzgebung plötzlich umstoßen. Daher der lange Aufschub, das Uebel bei Namen zu nennen, bis hundert andere Gründe keine Wahl mehr ließen. Die alten Gesetze, die, in ihrer buchstäblichen Anwendung, Handel und Wandel vernichten würden, und einen Zustand herbeiführen, gegen den die Cholera, wie sie ist, ein geringeres Uebel wäre, werden nur mit möglichster Schonung und weiter Auslegung beobachtet. Trauen darf man den polizeilichen Erkrankungslisten, wie sie täglich die Zeitungen publiciren, nicht; denn die Anmeldungen halten höchstens ein steigendes und sinkendes Verhältniß mit den wirklichen Fällen. Wo ein gewiegter Arzt es mit seinem Gewissen ausmachen kann, gibt er der Krankheit einen andern Namen, um den schon hart getroffenen Angehörigen des Todten oder Befallenen nicht noch die Belästigungen einer offiziellen Desinfection zuzuziehen, von der auch die Contagionisten überzeugt sind, daß sie, nach der Normalvorschrift angewandt, überflüssig ist. Die jungen Aerzte dagegen, welche, kaum zur Praxis zugelassen, ihren Eifer bethätigen und, was an ihnen, zur Förderung ihres Ruhmes thun möchten, sollen dafür desto mehr Cholerafälle täglich anmelden und Genesungen eintragen lassen, wo eine harmlose Diarrhöe oder eine gewöhnliche Brechruhr glücklich beseitigt ist. Dieser Ueberfluß an Pflichteifer gleicht dann im Resultate einigermaßen jenen Mangel wieder aus. — Die Todtenlisten lügen wenigstens nicht in der Zahl, und verglichen mit denen beim ersten und dem schwächern zweiten Erscheinen der Krankheit, hatte Berlin diesmal einen härtern Stand. Jezt scheint die Kraft der Krankheit abzunehmen,

Digitized by Google

aber das Schlußresultat ist leider noch nicht zu ziehen, und wird günstigen Falls im Vergleich zu 1834 die Sterbefälle jenes Jahres sehr übersteigen. In einem Hause, freilich einem großen Familiengebäude, sind in kurzer Frist einige siebzig Opfer gefallen. Es sind ganze Familien ausgestorben, dergestalt, daß fremde Personen ihren Tod in den Zeitungen anzeigen mußten. Auch mancher namhafte Mann, viele junge Leute wurden unerwartet abgerufen. Man begegnet bei jedem Schritte Trauernden. Doch Berlin ist groß, und wo nicht schmerzliche Verluste in Familien Erinnerungen zurücklassen, die keine Zeit vernarbt, wird das Gedächtniß dieser Schlachttage bald wieder verwischt seyn. Wurde die lebende Generation leichtsinniger oder stumpfsinniger? Schon jetzt, wo noch der gespensterhafte Druck über unserer Atmosphäre wuchtet, sieht man das Verlangen, den Druck abzustreifen, elastisch aufschnellen. Eine gespensterhafte Furcht ist wohl da, aber der ernste Eindruck wird vermißt. Nur ein negatives Etwas nehme ich als Symbol dafür, daß es diesmal mit dem Ernste den Leuten ernst war: es verlauten keine Cholerawitze!

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Preisaufgaben. Bibliotheken.

Merkwürdige Preisaufgaben sind diejenigen, wozu der verstorbene Bischof Gregoire die Summen hinterlassen hat, und worüber zum Theil die hiesige Académie des sciences morales et politiques, zum Theil die Société de morale chrétienne und zum Theil der wissenschaftliche und Kunstverein zu Grenoble zu entscheiden haben soll. Die von letzterm bekannt gemachten Preisaufgaben sind vorzüglich zu bemerken. Die erste verlangt, man solle aus der heiligen Schrift und aus der Tradition beweisen, daß der Despotismus, geistlicher sowohl, als weltlicher, den Lehrsätzen und der Moral der katholischen Kirche zuwider ist; hiezu sind 1000 Fr. ausgesetzt. Die zweite fordert Auseinandersetzung der wirksamsten Mittel, um den Freiheiten der gallikanischen Kirche ihre Energie und ihren Einfluß wieder zu verschaffen, und um die alte Kirchendisciplin ganz wieder herzustellen. Letztere Frage hat jedoch seit der Julirevolution viel von ihrer Wichtigkeit verloren. Der Einfluß des Ultramontanismus auf die französische Clerisei hat bedeutend abgenommen, und die sogenannten Freiheiten der gallikanischen Kirche werden wenig gefährdet, seitdem die Geistlichkeit in den weltlichen Angelegenheiten wenig mehr mitzusprechen hat und bei Hofe ihr Ansehen nicht mehr mißbrauchen kann. Daß sie sich nicht gutwillig in diese neue Ordnung der Dinge ergibt, hat man aus den heftigen Hirtenbriefen des Erzbischofs von Paris in Betreff des Pantheons gesehen. Dieser Erzbischof ist aber auch der heftigste und auffahrendste aller Pariser Geistlichen; wenigstens weiß er am wenigsten an sich zu halten, und doch ändern seine unüberlegten Mandements nichts an der Sache. Das Pantheon wird doch nicht wieder zu einer Kirche umgeschaffen werden, wenn es auch sonst zu nichts dient, und Voltaire's und Rousseau's Bildnisse bleiben am Giebelfelde, das die Regierung endlich nach langem Zögern hat aufdecken lassen. — Zur Förderung der Studien will der jetzige Minister des öffentlichen Unterrichts den Versuch machen, die Pantheonsbibliothek, welche in dem von Studenten aller Art bewohnten Reviere der Stadt liegt, bis eilf Uhr Abends offen zu halten, damit die Studenten den Abend, welcher sich in Paris bis eilf Uhr verlängert, nämlich verwenden können. Da diese Bibliothek auch geheizt wird, was bei mehreren andern Pariser Bibliotheken nicht der Fall ist, so kann den Winter hindurch solch eine Maßregel allerdings ersprießlich seyn. Auch ist schon vorgeschlagen worden, eine Bibliothek am Sonntag offen zu halten, damit besonders die Handwerker dieselbe benutzen können. Dies könnte vorzugsweise an der Bibliothek des Conservatoire des arts et métiers bewerkstelligt werden. Glücklicherweise ist man zur Einsicht gelangt, daß öffentliche Nationalsammlungen nicht dazu da sind, daß man den Fremden die aufgestellten Bücher, Gemälde oder Modelle zeigen könne, sondern dazu, daß sie auf alle mögliche Art benutzt werden und auf die Bildung des Volkes einwirken. Dergleichen Sammlungen werden mit dem Gelde der Nation angeschafft, also ist es auch nicht anders als billig, daß sie der Nation nützen, so viel es thunlich ist. Aus eben diesem Grunde ist auch schon vor mehreren Jahren vom Ministerium die Einrichtung getroffen worden, daß in der Vakanz nicht alle Bibliotheken von Paris zu gleicher Zeit geschlossen werden, sondern daß die Vakanz einer Bibliothek anfängt, wenn die einer andern aufhört. Indessen entschädigt freilich das Offenstehen aller andern Bibliotheken keineswegs für die sechs Wochen langen Ferien der königlichen Bibliothek, wo man allein die im Auslande erschienenen Bücher, so wie Werke über Antiquitäten, Kupferstiche und Landkarten antrifft, während die andern Bibliotheken meistens nur mit ältern Büchern versehen sind. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 246.

1. Das Jahrtausend. 2. Die Jahrhunderte. 3. Die Jahre. 4. Die Monate. 5. Die Tage. 6. Die Stunden. 7. Die Zeit oder der alte Saturn.

Räthsel in alcäischem Versmaße.

1.

Von Eisenfesseln für die Gefangenen,
Von Rosenfesseln anders Gebundener,
Rücksichten, auch von euren Fesseln,
Welche vermeintliche Freie binden,

Klirrt, wie des weiland classischen Alterthums
Geweihte Hall', auch unserer Zeit Parket;
Doch eine weitre Fessel zwingt uns,
Welche nicht Römer noch Griechе kannten.

Und wir erfreu'n uns ihres melodischen
Getönes und vergessen daros den Druck,
Und wie sie Geisterbann verübet,
Wie sie den Flug der Gedanken hemmet,

Ein böser Preßzwang, den Politik uns nicht,
Den alten Mönchthums Glockengeschmack vererbt;
Fort, fort von ihrem Schellenklingeln!
Her zu dem geistigen Waffentanze!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 30. Oktober 1837.

O lächle, holder Himmel! oder triff,
Unholder Tod! denn finster blickt die Welt,
Und Wolken haben meine Sonn' umzogen.

Shakespeare.

Ritter Hagenbach.

1474.

Als stünde hier kein dunkler Zwinger,
So schreit die Lerche himmelan;
Ich zeig' sie dir mit meinem Finger,
Als hingen Ketten mir nicht dran;
O mach die Bande mir geringer,
Daß ich von dieses Thurmes Brüstung
Vielleicht die Kämpfer in der Rüstung,
Die Hengste sehe auf der Bahn.

Hab Dank, gestrenger Eisenmeister,
Daß du es menschlich mit mir meinst;
Dank Sonne, daß du Lebensgeister
Mir in die finstre Seele scheinst;
Dank, alter Rhein, du weitgereister,
Daß du mit deinen regen Fluthen
In meine Wunden, welche bluten,
In meine Heldenthränen weinst.

O Lenz, wie bist du schön geworden,
Als hätt' ich dich noch nie geschaut!
Du schlingst um diese Felsenpforten
Sogar den Blüthenarm vertraut;
O Maienzweig, wenn sie mich morden
Und peinigen, umschlingst du diesen,
Der in den feuchten Thurmverliesen
Beinahe über Nacht ergraut?

O goldnes Abendlicht hier innen,
Du schmeichelst noch dem armen Mann!
Geh, lege dich um jene Zinnen,
Wo mich die Gräfin liebgewann!
Dort sizt sie in verlornem Sinnen,
Geh, spiegle dich in ihrem Grame,
Wie einst im Hochzeitschmuck der Dame
In der berauschten Burg zu Tann!

Du aber, Vöglein in dem Riede,
Du schlage fort die Abendzeit,
Und zieh mit deinem Minneliede
Den Bach hinab, wo manche Maid
Ihr schönes Kränzlein hoffnungsmüde
Hinabwirft aus den losen Haaren,
Und ruf' ihr im Vorüberfahren:
Dein Schatz ist fort, wer weiß wie weit!

Ja weit von hier sind jene Wochen
Voll Frauen- und voll Lautenzier;
Fort sind die Schwüre und gebrochen,
Wie Lanzen einstens beim Turnier;

Digitized by Google

Schlachtrosse fort und wundgestochen,
Und Schlachten selbst und Liebesfahrten
Fort, todt die treuesten Picarden,
Und ich bin selbst am Ziele hier.

O Montlhery, du Glanz der Fehden
Für mich und meines Herzogs Thron!
O siegverkündende Trompeten
Am Kampfestag bei Nourbillon!
Das Eisen selbst ward weichgetreten,
Und mitten in dem Schlachtenwunder
Focht Karl, der kühnste der Burgunder,
Und Hagenbach bei ihm, sein Sohn.

Und sein Visier ist nun dies Gitter,
Sein Bügel dieser Eisenstock?
Statt jenes Wappenrocks der Ritter
Trägt er den Armensünderrock?
Er spielt mit Fesseln statt der Zither,
Und dies ist Hagenbach, der gräme,
Der, wenn's zum Sterben morgen käme,
Hingeht und legt sein Haupt auf's Block?

Nicht ahn'st du, Karl, wenn ich geendet,
Wie mich dies feige Volk entehrt:
Dies Volk, das, dir um Geld verpfändet,
Längst an den eignen Ketten zehrt,
Hat mich entrittert und geschändet,
Hat, Guter! — könntest du es wissen —
Dein goldnes Vließ mir abgerissen
Und auf der Folter mich verkehrt!

Schaut her da drunten in den Schiffen!
Kennt ihr den Landvogt von Burgund?
Das Lied, das man euch vorgepfiffen
Vom niedern, ja vom niedern Bund,
Dies einzige habt ihr begriffen?
— Sie schiffen fort, es spotten Stimmen;
O könnten nicht die Nachen schwimmen,
Ihr lägt schon längst im tiefsten Grund!

Doch sieh, der Fluß wird fast zu enge,
Es reiht sich Kahn an Kahn im Rhein;
Dann drüben eine Menschenmenge,
Dann Reisige dahinter drein —
Was soll zur Nachtzeit dies Gepränge?
Die Zahl von Männern und von Rossen,
Was soll sie, die mit Schweiß begossen,
Und was der grelle Fackelschein?

Bist du's mit deinen Siegsstandarten,
Mein Bruder Stephan, o so fleug!
Und meine wackeren Lombarden,
Erscheint ihr, o so sputet euch!
Hieher zu diesem schlechtbewahrten
Gefängniß! brecht die morschen Thüren!
Hier steigt herauf! — doch wie? sie rühren
Sich nicht, und ruhig hält ihr Zeug?

(Der Beschluß folgt.)

Reise zu Wasser von Paris an's Meer

(Fortsetzung.)

Leider war es uns nicht vergönnt, dieser schönen Ansichten und malerischen Gruppen lange zu genießen. Es fing anzu dämmern, und bald konnten wir die Gegenstände am Ufer nicht mehr deutlich unterscheiden. Kaum hatten wir eine halbe Stunde im Dunkeln geschifft, so bemerkten wir zu unserer Linken eine Masse grauer und blauer, über einander gelagerter Häuser, über welche eine Reihe dampf- und feuerspeiender Säulen und zwei Kirchthürme emporragten, deren graziöse gothische Formen, inmitten der düstern Atmosphäre kaum bemerkbar, sich von einem grünen Hintergrunde abhoben, welchen hohe Bergrücken mit herrlichen Waldungen im Amphitheater bilden. Tausende von Fabrikherden, aus deren Schornsteinen rothe Flammen herausschlugen, beleuchteten dieses imposante Nachtgemälde, über welches der Mond seine Silberstrahlen ausgoß. Das Schreien der Feilen, das Hämmern der Ambose, das Stöhnen der Blasebälge, das Brausen der Dampfmaschinen vereinigte sich zu einem fremdartigen disharmonischen Conzert, welches die friedliche Stille des Abends weithin unterbrach und unserm gespannten Ohre das cyklopische Leben einer rastlos thätigen Fabrikstadt verkündigte. Es war Elbeuf, dessen Manufakturen unter Colbert kaum aufzublühen anfingen, als der Jesuit und Beichtvater Letellier den orthodoxen Ludwig XIV. beredete, das Nationalitätsedikt zu Gunsten der Protestanten zurückzunehmen, welches der ehemalige Ketzer Heinrich IV. in Nantes unterzeichnet hatte. Durch diese schlechte Politik in Schrecken gesetzt, entflohen zu Tausenden die Einwohner von Elbeuf, lauter fleißige, arbeitsame Hugenotten, und trugen ihren Gewerbfleiß nach Belgien, England und Deutschland. Diejenigen, welche die Liebe zum Vaterlande zurückgehalten hatte, wurden „mit Blut getauft," wie die Dragonneurs des großen Königs sich auszudrücken pflegten. Noch bis auf den heutigen Tag hat sich in Elbeuf das schreckliche Andenken an die Bekehrungen jener Zeit erhalten, wo man Soldaten die Säuglinge von der Mutterbrust wegreißen sah, um sie im Namen Gottes in die Seine zu werfen. Lange Zeit nachher konnte sich Elbeuf von diesem Mordstreich nicht wieder

Digitized by Google

erholen; erst zu Anfang der französischen Revolution gewannen seine Fabriken neuen Aufschwung, welcher seitdem immer zugenommen hat. Gegenwärtig beschäftigen diese Manufakturen über zwei Drittheile der Bevölkerung der Stadt und Tausende aus den benachbarten Dörfern. Die Stadt ist zwar schlecht gebaut und noch schlechter gepflastert, aber äußerst reizend in einem Thalkessel gelegen, welchen nördlich die Seine bespült und südlich eine waldige Bergkette amphitheatralisch einschließt. Der Kunstfreund findet daselbst zwei schöne gothische Kirchen, Saint-Etienne und Saint-Jean-Baptiste, erstere mit vortrefflichen Glasmalereien und von hohem Alter, leztere minder ehrwürdig, aber gleichfalls durch ihre bemalten Fenster ausgezeichnet. Von dem Allen sahen wir auf unserer Hinreise nichts mehr; denn als wir bei Elbeuf vorüberfuhren, war es Nacht. Von den vielen mit Weiden und Pappeln bepflanzten Inseln zwischen Rouen und Elbeuf merkten wir eben so wenig; nur dann und wann zu einem der Kajütenfenster hinausblickend, meinten wir wie durch einen Wald zu fahren. Einige zitternde Lichter verkündeten allein die Dörfer, an denen wir vorüber kamen. Allmählig näherten wir uns den Vorstädten von Rouen; es war eilf Uhr, als das Dampfboot an der großen Brücke anlegte.

„Monsieur, hôtel du Midi!“ — „Hôtel de la Rose!“ — „Der Herr steigt nicht in der Rose, sondern im Tannenzapfen ab, nicht wahr?“ — „Nein, ich kenne den Herrn besser als du, er logirt bei uns im hôtel de France!“ — „Monsieur, hôtel de Paris, hier ganz in der Nähe am Quai.“ — „Meine Herren! Sie können bei mir einkehren,“ redete uns ein dicker Gastwirth an, „hôtel Vatel, treffliche Appartements, Messagerien nach allen Weltgegenden, Table d'Hôte um fünf Uhr, alle Bequemlichkeiten, herrliche Bedienung und vorzügliche Weine.“ — „Schenken Sie ihm kein Gehör, es kehrt keine Seele mehr bei ihm ein. Hôtel de Lyon, ici en face!“ — „Schweig doch! diese Herren wohnen bei uns.“ — „Willst du das Gepäck der Herren in Ruhe lassen, oder soll man dich für einen Spitzbuben halten?“ Die Ausbieter fallen über einander her und es entsteht ein förmliches Gefecht um das Gepäck.

Diesen Scandal sah unser armer Pariser nicht im Geringsten voraus, sonst hätte der Undankbare die alte Diligence seiner Großeltern dem modernen Steamer vorgezogen, dessen revolutionärer Reiz ihn in Versuchung geführt. Kaum hat nämlich das Dampfboot seine Landungsbrücke am Quai Henri IV. ausgeworfen, so stürzt sich eine wüthende Horde auf's Verdeck und nimmt im Namen der Gastwirthe in Rouen von der ganzen Schiffsladung Besitz; gleich wilden Corsaren confisziren sie die ganze Reisegesellschaft sammt ihrem Gepäck. Ich habe nirgends etwas dem Aehnliches gesehen. Man kann sich keinen Begriff davon machen, welchen Schrecken dieser nächtliche Einbruch auf dem Dampfboot verbreitet. Jeder sucht, so gut es angeht, seine Effekten zusammen und stellt sich zitternd an ihre Seite. Es entsteht ein unbeschreibliches Gewirre, worin man nichts hört als männliche Flüche und weibliche Fistelstimmen. Alle Bitten und Drohungen prallen unwirksam von der Brust der Barbaren ab; sie nehmen die Reisenden beim Kragen und schleppen sie unbarmherzig mit sich fort; sie kehren Alles um, werfen Alles durcheinander, daß es selbst beim hellen Tage schwer halten würde, seine Sachen aus diesem Chaos von Schachteln, Nachtsäcken, Jagdtaschen, Kisten und Koffern herauszufinden; wie soll man das erst bei stockfinsterer Nacht anfangen? Man schaudert, wenn man an alle die verwechselten Hüte, zerquetschten Schachteln und ersäuften Mützen denkt. Was ist aus dem treuen Mantel und der unzertrennlichen Blouse unseres Pariser's geworden? Er hatte beide nebst seinem Caputrock in der Kajüte vergessen. Bei der neuen eisernen Hängebrücke wird er dieses Unfalls gewahr, und er kehrt eiligst zurück, um sie zu holen. Unterdeß hat der Träger seinen Koffer, welchen er ins Hotel de Rouen transportirt glaubte, im Thorweg des Hotel Vatel abgesetzt, und da rennt nun der arme Pariser in allen Hotels der Stadt herum, bis er endlich gegen zwei Uhr Morgens das Hotel Vatel findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Tagesgeschichte.

Amerikanische und französische Freierei.

Die Charakterzüge, welche die heutigen Amerikaner von jenen Bibelchristen, welche vor zwei Jahrhunderten Neuengland stifteten, geerbt haben, sind nicht alle liebenswürdig. Folgende Anekdote aber gibt ein sehr freundliches Bild, und bringt einem lebhaft eine der lieblichsten Gruppen aus Hogarths Bildern in's Gedächtniß, diejenige nämlich, wo in der Kirche der fleißige Lehrling mit des Lehrherrn Tochter aus demselben Buche singt, eine Scene, die auf's Anmuthigste Unschuld und Tugend athmet. — Im verflossenen Frühjahr kam ein junger Amerikaner in der Kirche neben ein Mädchen zu sitzen, das ihn durch Schönheit, besonders aber durch die Züchtigkeit, welche über ihr ganzes Wesen ausgegossen war, lebhaft anzog. Er schlug seine Bibel auf, hielt sie ihr vor und deutete auf den fünften Vers im ersten Kapitel des zweiten Briefs Johannis, wo es heißt: „Und nun bitte ich dich, Frau (nicht als ein neues Gebot schreibe ich dir, sondern das wir gehabt haben von Anfang), daß wir uns unter einander lieben.“ Das Mädchen las und wurde roth; sie blätterte im alten Testament und reichte ihm die Bibel zurück, indem sie im ersten Kapitel des Buchs Ruth auf den sechzehnten Vers wies: „Rede mir nicht darein, daß ich dich verlassen sollte, und von dir umkehren. Wo du hingehest, da will ich auch hingehen, wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.“ — Acht Tage darauf waren sie Mann und Frau.

Digitized by Google

Wie artig! Wie häßlich und verletzend ist dagegen folgende Geschichte aus dem modernsten Frankreich, das überhaupt auf dem besten Wege scheint, mit den dort leider sogenannten Vorurtheilen der Religion auch die der Ehre abzulegen. — Ein alter Edelmann aus Perigord bekommt auf einmal Heirathsgedanken, er möchte nicht gerne ohne Leibeserben sterben, und so reist er nach Paris, fest entschlossen, sich eine Frau zu suchen. Kaum angelangt, läßt er in die Zeitungen einrücken: ein Mann von etlichen und fünfzig Jahren, von guter Gesundheit, angenehmem Aeußern, verträglicher Gemüthsart und 12,000 Fr. Einkommen, suche eine Lebensgefährtin zwischen zwanzig und dreißig Jahren; er sehe nur auf gute Erziehung und sanftes Temperament. Meldungen gingen in Menge ein, aber bald hatten sich die Blicke des alten Junggesellen auf ein zwanzigjähriges Mädchen gerichtet, das nicht nur hübsch war, sondern auch recht gutmüthig und bescheiden schien. Vierzehn Tage nach der ersten Zusammenkunft war die Sache im Reinen und der Hochzeitstag anberaumt. Der überglückliche Liebhaber hatte seiner Braut, welche ihm nur die Aussteuer der Mutter Natur beibrachte, ein kostbares Trousseau überreicht. Man wartete, um sich aufbieten zu lassen, nur noch auf Cecilliens Taufschein, und zum großen Verdruß beider Theile wollte er nicht kommen; woran lag dies? man konnte es nicht begreifen, und die Braut war recht betrübt. Eines Tags muß er ausgehen, um etwas einzukaufen; Cecilie hat rothgeweinte Augen und will ihn durchaus nicht begleiten. Er bleibt nicht lange aus; indem er die Treppe heraufgeht, überfällt ihn eine bange Ahnung; er läutet mit klopfendem Herzen — die Thüre geht nicht auf; er läutet noch einmal — keine Antwort. „Gott im Himmel! sie hat sich umgebracht!“ Er riecht Kohlendampf, es ist ihm, als höre er innen leise wimmern. Vielleicht lebt sie noch! vielleicht ist sie noch zu retten! Er läuft Sturm gegen die Thüre, er schreit um Hülfe; das Haus läuft zusammen und der Portier übergibt ihm den Zimmerschlüssel, den Madame beim Weggehen in seiner Loge zurückgelassen. — Cecilie war mit dem Trousseau auf und davongegangen, und der Heirathscandidat machte sich auf den Weg in sein Dorf, fest entschlossen, zu sterben, wie er bisher gelebt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Cholera. Typhus.

Auch die Aerzte sind ernsthafter geworden. Ihre diätetischen Vorschriften sind strenger als früher. Ein hochberühmter Mann hat einen Cholerakuchenzettel drucken lassen; das beste Produkt unsers Buchhandels. Es geht reißend ab. Mit diesen Diätvorschriften, und wie sie befolgt werden, sieht es übrigens sonderbar genug aus. Die Rationalisten sagen: Genieße Alles, aber mit Maaß, und entferne dich so wenig als möglich von deiner gewöhnlichen Lebensweise. Ob ich die Andern Supernaturalisten nennen soll, weiß ich nicht, diejenigen nämlich, welche dieses und jenes als absolut todtbringend verpönen, z. B. den Genuß einer Pflaume, Gurke, ein Glas kaltes Wasser! In den höchsten Classen haben diese Supernaturalisten den meisten Anhang. Wäre zum Lachen Zeit, so forderte die lächerliche Aengstlichkeit, mit der man vor dem Anblick einer verbotenen Speise hier schaudert, dazu auf. Seit langen Jahren wuchtete kein ähnlicher Segen in unsern Obstgärten. Die Bäume erliegen unter der Fülle der edelsten Früchte; aber sie selbst verkommen großentheils auf den Aesten, oder verfaulen am Boden. Das wäre vielleicht der herbste Fluch der Cholera, wenn sie bei uns als einheimische Krankheit sich ansiedelte, daß wir in der natürlichsten Lebensweise, im Genuß der einfachsten, heimischen und gesunden Nahrungsmittel gestört würden. Die Furcht vor Obst gewinnt hie und da etwas Phantastisches. Es ist, was ich Ihnen hier erzähle, kein Berliner Witz, sondern ein Factum. Ein Arzt findet seinen Kunden, einen verständigen Mann in gesetzten Jahren, umwunden mit Shawls, Tüchern und Decken, blassen Angesichts im Zimmer hinschleichend. Der Gekrümmte hielt sich den Bauch. — „Hatten Sie einen Anfall?“ — „Nein.“ — „Genossen Sie Verbotenes, oder was Sie für schädlich halten?“ — „Auch das nicht. Meine Diät konnte nicht geregelter seyn. Aber ich hatte einen fürchterlichen Traum. Ich aß eine Metze Pflaumen, und erwachte darauf von den entsetzlichsten Leibschmerzen, die mich noch jetzt peinigen.“ — Beim Anblick der Obstgärten unserer wohlhabenden Einwohner möchte man zu glauben versucht werden, die Mythe vom Tantalus in der Unterwelt sey bei den Griechen gedichtet worden, als eine Art Cholera im Lande war. — Ganz anders legen die niedern Stände die Diätvorschriften aus. Die Mehrzahl betrachtet die Wohlfeilheit der Früchte und Gemüße als eine Segnung des Himmels, mit der sie vorzugsweise bedacht worden. Umsichtigere glauben, wie Polycrates, die Götter durch ein Opfer versöhnen zu müssen. Der Eine ißt keine Pflaumen, dafür aber Gurken, Melonen, Birnen desto mehr. Zwei Soldaten gingen vor mir auf der Straße, und ich hörte ihrem vernünftigen Gespräche über die Unvernunft einiger ihrer Cameraden zu: „Solche Menschen! und da sollen sie nicht die Cholera kriegen! essen dir ganze Schüsseln voll Gurkensalat und Aal dazu, fetten Aal! — und kannst du dir's denken! — keiner trinkt einen Schnaps drauf.“ Im höchsten Erstaunen wiederholte der Andere: „Keinen Schnaps drauf!“ Es geht also mit der Diät, wie mit der Moral: sie läßt bequem alle Auslegungen zu. Unsere bewährtesten Aerzte gestehen, und das ist ein großer Fortschritt, nicht zu wissen, was die Cholera erzeugt und was sie kurirt, wenn sie gleich durch fortgesetzte Obductionen der Leichen dahin kamen, jetzt zu wissen, was das Uebel ist. Desto kenntnißreicher sind mehrere Laien, und solche Aerzte, die ihnen nahe stehen. Es fehlt nicht an so viel Theorien als wir Ecken in Berlin haben, und populäre Vorschläge, wie man sie jedenfalls kurirt, wimmeln in den Zeitungen.

Zu dem wirklichen Uebel kam das Gerücht von einem zweiten, glücklicherweise fingirten. Es war dies nichts Geringeres, als die Pest, welche in der Charité und dann im Joachimsthal'schen Gymnasium ausgebrochen seyn sollte. Nach den officiellen Erklärungen ist es ein allerdings schlimmer Typhus, der in einem Theile des Charitégebäudes um sich gegriffen hat, und auch im Alumnat des gedachten Gymnasiums hat ein bösartiges Nervenfieber die Mehrzahl der Pensionäre dergestalt befallen, daß ein einstweiliger Schluß der Klassen nöthig wurde. Nervenfieber sind die gewöhnlichen begleitenden oder nachfolgenden Erscheinungen der Cholera; es ist daher an sich dabei nichts Ungewöhnliches oder besonders Erschreckendes.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 31. Oktober 1837.

Ha, diese Stadt ist wohl getban!
Wie fangen dies die Bürger an?

G. Schwab.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage nach unserer Ankunft in Rouen überreichte mir der Gastgeber des Hotel du Midi, wo wir eingekehrt waren, den Handelsalmanach von Rouen; dies war die Antwort auf meine während des Frühstücks an ihn gerichtete Frage, welche Merkwürdigkeiten die Stadt habe. Ich schlug die erste Seite auf und fand folgende Beschreibung: „Rouen, eine sehr alte, große, reiche Handelsstadt, Hauptort des Departements der untern Seine, Sitz einer Cour royale, mehrerer Tribunale erster Instanz und einer Handelskammer, hat eine Börse, eine Bank, ein Münzgebäude, eine königliche Akademie der Künste und Wissenschaften, eine Universität, ein königliches College, einen landwirthschaftlichen Verein, eine Assekuranzgesellschaft für verunglückte Schiffe, eine Maler-, Bildhauer- und Bauschule, einen botanischen Garten, ein Museum, zwei Theater, ein Erzbisthum, eine königliche Post und eine Bevölkerung von 88,086 Seelen.“ Ist das nicht herrlich, was der Handelsalmanach von Rouen sagt? Allerdings, Rouen ist eine sehr alte Stadt; denn wenn man den Gelehrten glauben darf, wird ihrer bereits im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt erwähnt. Ihr Name stammt von Ro-Tomagos, was damals eine seichte, durchwadbare Stelle im Flusse, eine Furth bedeutete, wie ebenfalls gelehrte Alterthumsforscher herausgebracht haben. Die Römer machten aus Ro-Tomagos Rothomagus, und die Kinderwärterinnen in der Normandie erzählen ihren Kleinen, daß der berüchtigte Zauberer Rothomagus die Stadt Rouen erbaut habe. Allerdings, Rouen ist eine große und schöne Stadt, denn man findet sie groß und schön, selbst wenn man von Paris oder London herkommt; sie ist auch reich, und zwar augenscheinlich reich, denn man vergißt ihren Reichthum selbst in den Straßen von Havre nicht, wo doch Gold und Silber den Vorübergehenden bei jedem Schritt in die Ohren klingen. Rouen ist ferner eine merkwürdige, anziehende Stadt, voll von historischen Erinnerungen, welche an seinen Kirchen, Palästen und Häusern in Stein und Holz verewigt sind; es ist eine edle, stolze Stadt, beseelt von Tapferkeit und muthigem Bürgersinn, welche sechs Monate lang ein ansehnliches englisches Belagerungsheer unter Heinrich V. von seinen Mauern zurückschlug und sich nur ergab, nachdem 50,000 Menschen Hungers gestorben waren; es ist eine gelehrte, kunstliebende, freisinnige Stadt, worin große Dichter, Künstler und Schriftsteller das Licht der Welt erblickt, Corneille und Fontenelle, Basnage und der Père Daniel, Berruyer, der Geschichtschreiber des jüdischen Volks, und Brümry, der Uebersetzer des griechischen

Digitized by Google

Theaters; Jouvenet, der berühmte Maler des siebzehnten Jahrhunderts, welcher so viele schöne Gemälde mit seiner Rechten geschaffen und Meisterwerke mit seiner Linken hervorgebracht, als ihm nur noch diese übrig geblieben war; Champmesle, der Freund und Erklärer Racines, Géricault, der Vater der romantischen Malerschule, Boieldieu, der Componist der „weißen Frau," Armand Carrel, der Publizist ohne Furcht und Tadel, so vieler anderer Berühmtheiten nicht zu gedenken. Die Bürger von Rouen sind wackere Patrioten, welche in den Julitagen den Parisern zu Hülfe kamen und vier Jahre später Laffitte zu ihrem Abgeordneten wählten, als die vergeßlichen Pariser die Aufopferungen Laffitte's mit Undank lohnten. Rouen ist endlich unter allen Fabrikstädten Frankreichs vielleicht die einzige, welche das harte Loos des Fabrikarbeiters erträglich zu machen strebt, indem sie ihm einen hinreichenden Arbeitslohn sichert. Ist es nicht sonderbar, daß diese gemeinen Wollen- und Baumwollenfabriken in Rouen ihre Weber ernähren und zufriedenstellen, während die glänzenden Seidenfabriken in Lyon ihre Ouvriers zum Aufruhr oder zum Selbstmord zwingen? Muß denn jede Berührung des Armen mit dem Reichen nothwendig unheilbringend für die Armen ausfallen? Alle Journale der Hauptstadt gaben neulich eine Statistik der Industrie in Rouen, woraus hervorging, daß daselbst über 100,000 Arbeiter von den Baumwollenmanufakturen leben. Dieses, trotz der immer häufigeren Anwendung von Dampfmaschinen erhaltene Resultat ist höchst erfreulich. Es predigt laut wider den angebornen Haß, welcher die menschliche Kraft gegen ihre Nebenbuhlerin, die mechanische Kraft, bewaffnet. Es ist keine Frage, die Maschinen an und für sich verderben den Arbeiter nicht; sie verdrängen ihn höchstens augenblicklich von seinem Platz und versetzen ihn in eine andere Sphäre der Thätigkeit; wenn er kein Brod hat, so liegt die Ursache anderswo.

In Rouen regiert der Dampf. Längs des Quai d'Harcourt wimmelt es von Remorqueurs und Dampfschiffen: der Louis Philippe, die Stadt Elbeuf, Emma, die Seine, und das schönste von allen, die Normandie. Dieses Paketboot ist vollkommen so groß, als ein Linienschiff; auf seinem Verdeck gibt es Häuser, Straßen und Gärten; im untern Raume ist ein elegantes Café, ein Estaminet für die Raucher, ein großer Eßsaal mit Schlafkabinetten, ein eigener Salon für die Damen, mit pompejanischen Wandmalereien und Vergoldungen, mit kostbaren Spiegeln und Divans, mit Mahagonimöbeln und parketirtem Fußboden, mit krystallenen Thüren und marmornen Kaminen, deren Mäntel prachtvolle Blumenvasen und Stutzuhren tragen. Lenormand, ein Arbeiter aus Rouen, hat dieses wirklich gigantische Dampfschiff gebaut, welches 140 Pferdekraft hat und 800 Passagiere am Bord aufnehmen kann. Es wird von zwei Dampfmaschinen mit niedrigem Druck in Bewegung gesetzt und macht stromauf und stromab im Durchschnitt sieben Lieues in einer Stunde. — Die Mechanik häuft in Rouen Wunder auf Wunder. Man kann nicht leicht etwas Interessanteres sehen, als die tausend Erfindungen, welche der mechanische Instinkt der Weber und Wollspinner beständig vermehrt oder vereinfacht. Es gibt nichts Sinnreicheres, als den nach Jacquard vervollkommneten Webstuhl, welchen ich in der schönen Fabrik von Patry-Auber im Faubourg Saint-Gervais habe arbeiten sehen. Man denke sich vor diesem Werkstuhl einen einzigen Arbeiter sitzend und ganz allein ein Stück geblumten, mit Seide durchwirkten Wollenzeugs bereitend. Um dieses zu Stande zu bringen, hat der Arbeiter weiter nichts zu thun, als zwei oder drei Weberschiffe, welche er kaum ansieht, hinüber und herüber zu werfen, der Werkstuhl sorgt für alles Uebrige. Nur wenn ein Faden zerreißt oder ein Schiff abgelaufen ist, benachrichtigt der Webstuhl den Arbeiter durch ein Glöckchen, daß er seinen Faden wieder anknüpfe und sein Schiff wieder aufwickle. Es ist als hätte der Webstuhl einen Bedienten, dem er jedesmal schellt, wenn er etwas braucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ritter Hagenbach.

(Beschluß.)

Vor ihrem Drängen, ihrem Reiten
Wird die Almende rings zu schmal;
Sie schließen einen Kreis, sie streiten;
Dann wieder Stille auf einmal.
Nun werden sie zum Theiding schreiten,
Denn rings legt sich des Volkes Murren,
Es springt von den beschrotnen Gurren
Manch' Reiter klirrend ab zu Thal.

Sie brauchen lange; doch nun dringet
Ein Todt und Ab zu meinem Ohr;
Ein Wort noch, das der Wind verschlinget —
Drauf recken sie die Hand empor,
Und plötzlich nahn, mit Eil' beschwinget,
Acht Männer diesen finstern Händeln
Und ziehen unter rothen Mänteln
Acht nackte Schwerter lang hervor.

Drauf tritt der Kleinste von den Achten
Mit seinem Schwert heraus und zielt;
Doch wo ist jener, den sie schlachten,
Das Leben wo, mit dem man spielt?

Digitized by Google

Gilt mir dies geisterhafte Trachten
Und diese nächtliche Verschwörung,
So fordre keck dies Haupt, Empörung!
Hier ist's, nach dem du feig geschielt!

Sie wenden sich, und rasch und dichter
Bewegt sich nun der ganze Zug;
Beim rothen Qualm der vielen Lichter
Erkenn' ich wohl und ohne Trug
Die scharfgeschnittenen Gesichter,
Langbärtig, braun, gestreng gestaltet,
In schwerer Rüstung, halbveraltet
Wie die, worin einst Erlach schlug.

Wohin sie nur auf ihren Rossen
Die Nacht noch wollen? Wie, hieher?
Ach Gott! das sind die Eidgenossen!
Mein lezter Lebenstag ist der!
Sie haben meinen Tod beschlossen!
Da weht das Banner der Luzerner,
Und dorten lechzt in dem der Berner
Der alte Nimmersatt, der Bär!

Kommt an, taucht eure weiße Binde,
Den reinen Armschmuck, in mein Blut!
Kommt an und zeigt es eurem Kinde,
Wie süß der Mord am Feinde thut!
Doch daß nun eure Ehre schwinde,
Daß eure keuschen Freiheitsschlachten
Vorbei, daß euch nun Fürsten pachten,
Dies sagt ihm auch, und kurz und gut.

Ihr einst der Tod der Leopolde
Und jezt der Schutz für Sigismund!
Miethtruppen jezt im welschen Solde,
Und bei Sankt Jakob einst ein Bund,
Den keiner überleben wollte!
Entzweit sodann und allen Landen
Verkauft als Schlachtenelephanten,
Und ehedem ein Herz, ein Mund!

Wo sonst ein Vogt euch schlecht geschienen:
Urphede schwur er und entwich;
Wir sind nicht euer Vogt, wir dienen
Dem Herzog, und ihr tödtet mich?
Sey's drum, so opfert mich denn ihnen,
Die euch mit blanken Sonnenkronen
Den Mord, auf fremdem Boden, lohnen,
Dem Sigismund und Ludewig!

Führt mich hinab, ich weiß zu sterben,
Und euer Henker zielt genau;
Doch diese That wird euch verderben
Und euer Schwert durch jeden Gau
Mit eurer Kinder Herzblut färben!
Schenkt meine sechzehn Hengste dorten
Und diesen lezten Ritterorden
Dem Kirchlein unsrer Lieben Frau.

Ernst Ludwig Rochholz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Beschluß.)

Das Lager bei Teltow. Herzog Karl von Mecklenburg.

Das Lager von Teltow hat wirklich statt gefunden. Nur ist aus dem Riesenlager, welches Völkermassen umschließen sollte, ein kleines, zierliches Uebungslager einer kleinen Anzahl unserer Truppen geworden. Auch dieses schwankte noch wenige Tage, bevor es eröffnet wurde, zwischen Seyn und Nichtseyn. Die Furcht in Berlin, der Rath aller Aerzte, die frühe unfreundliche Witterung, die Meinung der meisten dazu Berufenen waren dagegen. Die entgegengesezte Ansicht, von sehr Wenigen gestüzt, hat gesiegt. Einen bedeutenden Ausschlag mag, außer der Lust zum Lagerspiel, der Klageruf einer großen Anzahl Gewerbtreibender gegeben haben, welche, dazu concessionirt und patentirt, nicht allein einen gehofften Gewinn schwinden sahen, sondern sich zu Liquidation für umsonst gemachte Auslagen berechtigt hielten. Zum Glück und Unglück sind sämmtliche Erwartungen nur zur Hälfte in Erfüllung gegangen. Die Cholera ist zwar nicht ganz ausgeblieben, hat sich jedoch für die günstige Gelegenheit nur in geringem Maaße gezeigt, und der gefallenen Opfer sind im Verhältniß gegen Berlin nur wenige gewesen. Man hatte, was möglich war, dagegen gethan, und neben unsern Standarten von den in München neu erfundenen prophylaktischen vor die Zelte einige gestellt. Aal und Gurkensalat soll zwar vorgekommen seyn, jedoch nur als Contrebande; die Soldaten mußten um 7, spätestens 8 in ihre Zelte und in Tuchhosen schlafen u. s. w. Diese Prophylaxis hat indessen unter denen, für die sie geübt wurde, nicht solche Wortredner wie in den Münchener Zeitungen gefunden. Im Gegentheile soll gerade das in Hosen Schlafen verschiedene Söhne Berlins empfindlich verdrossen haben, aus Gründen, die sich hier nicht gut aussprechen lassen, die man aber des weiteren in Nicolais Italien nachlesen mag, und es ist zu offenen Demonstrationen dagegen gekommen, welche für Einige äußerst ernsthafte und noch empfindlichere Folgen gehabt haben. Nun wurde zwar viel Wein und sogar Champagner von hohen Gästen und Gästinnen auf das Wohl der Soldaten getrunken, Louis Drucers berittene Kellner flogen umher, und der Frohsinn fehlte an den Aushängeschilden nicht; da aber auch die Berliner Gäste schon um 7 Uhr Abends das Lager wieder verlassen mußten, — anfangs sollte der Besuch überhaupt nicht gestattet werden, — so klagen die Lagermarktleute ebenfalls über nicht erfüllte Erwartungen.

Digitized by Google

Meine Fenster, indem ich dies schreibe, dröhnen von einer anhaltenden Erschütterung. Es ist kein Gewitter, auch kein Erdbeben. Kanonendonner mischt sich in das prasselnde Kleingewehrfeuer. Sie setzen die Leiche des Herzogs Karl von Mecklenburg im Dome bei; auf dem Lustgarten werden ihm die militärischen Ehren eines Feldmarschalls erwiesen. Doch schon in dieser Nacht wird der Körper des Verblichenen zur Gruft seiner Väter nach Mecklenburg abgeführt. Abermals trat in ihm einer der thätigen Zeugen einer großen Zeit von der Bühne des öffentlichen Lebens ab. Herzog Karl war jedenfalls eine bedeutende Person; seine einflußreiche Thätigkeit wurde in allen Acten unseres öffentlichen Lebens seit dem Franzosenkriege sichtbar, oder man glaubte ihn zu sehen, wo andere handelnd im Vordergrunde standen. Die Urtheile über ihn sind sehr verschieden; wie sollten sie es auch nicht seyn, wo so viele Eigenschaften zur Beurtheilung kommen? Wer in gewissen Punkten, welche die Leidenschaftlichkeit einer bewegten Zeit als Losungszeichen ansieht, gegen die Ansichten der Mehrzahl sich ausspricht und handelt, wird auch in andern Punkten mit Augen des Vorurtheils betrachtet. Welcher Meinung der Herzog als Staatsmann war, ist offenkundig. Daß er es offen war und offen aussprach, dürfte auch von seinen Gegnern als der edlere Theil seiner Thatkräftigkeit hierin anerkannt werden müssen. Nur einmal, sagt hier die öffentliche Stimme, welcher ich nachschreibe, verrieth sich eine Diplomatie, welche mit seinem ritterlichen Auftreten contrastirt; nämlich in seinem notorischen Widerspruch gegen die Orleansche Heirath, und der Art, wie er diesen Widerspruch zu motiviren und durchzuführen suchte. Wer, der einer Partei angehört, unterliegt nicht dem moralischen Fluche, welcher von allen Parteikämpfen unzertrennbar ist? Ein entschiedener Wille und unbestrittene Uneigennützigkeit ehren wenigstens sein Andenken auch in diesem Kampfe vor Andern. Eine vollkommene Aussöhnung mit dem großen und edlen Stifter und Beförderer dieser segensvollen Verbindung ist indessen vor dem Tode des Herzogs erfolgt. Entschiedener spricht sich die patriotische Meinung in Preußen gegen den Herzog aus, wo seine Ansichten als Staatsmann ihn in unser Militärwesen, wie er es aus dem Befreiungskriege neu geschaffen vorfand, durch Wort und That eingreifen ließen. Hier bürdet sie ihm viel auf: daß er die Schöpfung einer großen, begeisterten Zeit, deren Elemente eine innige Verschmelzung des Bürgers und Soldaten, eine Gleichheit der Stände im Dienste des Vaterlandes waren, mißgünstig und mißtrauisch ansah; daß er darauf hinarbeitete, was Scharnhorst und seine begeisterten, klugen und thatkräftigen Genossen verbunden hatten, wieder zu trennen; daß er den militärischen Geist wieder zu einem Kastengeist machen; wo gleiche Rechte aus gleichen Opfern sich durch herrliche Thaten festgestellt, abermals Privilegien einführen wollen. Daß beim großen Gewicht des Verstorbenen nicht mehr geschehen als der Fall ist, glaubt der Preuße allein der väterlichen Umsicht seines Königs zu danken zu haben. Die Wirkungen dieses Rückwärtsgehens wurden zunächst nur bei den Garden sichtbar; aber eine dumpfe Ahnung, daß es dabei nicht sein Bewenden haben könne, umflorte den loyalen Geist, der unsere ganze Armee erfüllt, freilich ohne ihn zu erschüttern; aber jeder Vaterlandsfreund dankt der Vorsehung, daß während dieses schleichenden Prozesses keine große europäische Krisis eintrat. Es ist ein Unterschied zwischen loyaler Pflichterfüllung, wo das Herz trauert, und einer begeisterten, freudigen Mitwirkung, wo Alle eines Sinnes sind und ein Ziel haben. Oder sollte diese schwere Errungenschaft einer großen Zeit, diese sichtbare Offenbarung eines höheren Willens in gewissen Kreisen schon wieder ganz vergessen seyn? Ein Unrecht ist es, daß das Publikum die Person nicht vom Staatsmanne und Politiker zu trennen wußte. Mußte man doch in diesem auch das achten, daß er, mit ritterlichem Sinne und Stolze an's Werk gehend, nicht die veralteten Institutionen mit ihren Modeflecken wieder ins Leben setzen wollte, sondern daß er als ein sittlicher Reformator auftrat, und dem bevorzugten Stand eine gewisse ethische Sprödigkeit einzuimpfen versuchte, die ihm als Firniß diene gegen jede Art von Befleckung. Ein gewisses Epigramm gegen den erlauchten Todten, das, bei mehreren Gelegenheiten wieder aufgewärmt, auch in ausländischen Zeitungen abgedruckt wurde, gereicht nur dem Parteihaß zur Schande, der es aufgriff oder erfand, weil er keine andern Mittel hatte, seinen Unmuth auszudrücken. In welchen Irrthümern der Herzog auch befangen gewesen sey, wo sein Wille zur Erscheinung kam, trat er nicht anders als edel auf. In die Verschwiegenheit seines häuslichen Lebens hat er dem Publikum keinen, und wir glauben Wenigen einen Blick vergönnt. Wer hat also da ein Recht zu urtheilen? Dürfen wir aber auf einige Winke in seinen Schriften Gewicht legen, so scheint es, es habe mehr der Kummer als die Freude in seiner stillen Einsamkeit geherrscht. Wer mit ihm in gesellschaftliche Berührung kam, dem erschien er edlen Sinnes, liebenswürdig und gern zur Hülfe bereit. Vielleicht daß er selbst am schmerzlichsten die ihm fehlende Popularität empfand. Als Schriftsteller ist er durch den mit der seligen Frau von Fouqué gemeinschaftlich herausgegebenen Roman bekannt. Sein Festspiel: „Das Fest der weißen Rose," hat europäische Bedeutung. Wenn er der Verfasser des Drama's: „Die Isolirten" ist, was anzunehmen aller Grund vorhanden, so liefert dieses Schauspiel wohl ein treuestes Spiegelbild, wie wir den Todten als Mensch zu betrachten haben. Ueber dieses Stück ist seiner Zeit in diesen Blättern berichtet worden. Mehr als in einer Hinsicht muß der geistvolle Prinz isolirt dagestanden haben, und was er darin verschuldet, daß er, was die Zeit verschmolzen, wieder isoliren wollte, hat er vielleicht, seinen Feinden unbekannt, durch seine eigene isolirte Stellung gebüßt. Sein Tod hat etwas Erhebendes. Er wußte mit Sicherheit sein Herannahen. In wiefern sein Glaube mit dem kirchlichen harmonirt, darüber weiß man auch jetzt, nachdem er sein Glaubensbekenntniß einem Adjutanten in die Feder dictirt, weil er zum Gespräch mit dem berufenen Geistlichen nicht mehr Kraft zu besitzen meinte, nichts Bestimmtes; aber gewiß ist, daß er das Abendmahl aus den Händen des Hofpredigers Strauß empfing. Noch am letzten Abend speiste er, trotz des gewissen Vorgefühls, daß es sein letzter sey, an der Tafel mit seinen Adjutanten, und starb, ähnlich dem großen Ernst von Mannsfeld, der stehend im Kreis seiner Officiere den Tod erwartete, ohne die Uniform abzulegen, im Lehnstuhl.

Auflösung des Räthsels in Nr. 288.

Der Reim.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 87 und Monatsregister Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1837.

November.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgen-Blatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Nachruf, von K. Gödeke. 263.
An Jakob Grimm, von E. L. Rochholz. 265.
Geisterfeder, von L. Seeger. 270.
Die Säule, von Manfred. 271.
Todeslust der Elemente, von E. L. Rochholz. 273.
Lenz und Herbst, an Friedrich Rückert, von L. Drewes. 276.
Die Rache, von G. Pfizer. 277.
Nach den Bergen, von A. Feuerbach. 286.

Räthsel.

Die Liebe. 264. — Die Poesie. 270. — Die Wahrheit. 276.

Erzählungen.

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade. 264–269.
Andrea Ganelli, eine Skizze von A. Freiherrn von Sternberg. 274–284.

Reisen.

Reise zu Wasser von Paris ans Meer. 261. 262. 263.
Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Skandinavien. — Reise von Christiania nach Ringerige und Kongsberg. 278–285.

Naturgeschichtliches.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 270–276.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Londoner Bettler. 261–264.
Finnische Sprüchwörter und Gnomen. 261. 265. 276. 277.
Technische Reiseerinnerungen, von Dr. Adolph Poppe. — Die Stecknadelfabrik. 266. 267. 268.
Atlantische Skizzen, von Gustav v. Heeringen. 269–273.
Moden. 272. 275. 277. 278. 281. 282.
Die Pariser Kaffeehäuser. 285. 286.

Korrespondenz.

Coburg. 271. 272. 273. — Dresden. 285. 286. — London. 266. 267. 268. — München. 261. 262. — 274. 275. 276. — Paris. 264. 265. 266. — 269. 270. — 277. 278. 279. — St. Petersburg. 280. 281. 282. 283. 284. — Prag. 267. — Rom. 279. 280. — Weimar. 262. 263.

Kunst-Blatt.

Nro. 88.

Die englische Nationalgallerie. (Forts.) — Wien. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 89.

Briefe aus Italien.

Digitized by Google

Nro. 90.

Die engliſche Nationalgallerie. (Fortſ.) — Sculptur. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei. — Neue Kupferſtiche und Lithographien. — Kupferwerke.

Nro. 91.

Kunſtliteratur. Die Stiftskirche zu Oehringen. Geſchichte und Beſchreibung von J. Albrecht. — Die engliſche Nationalgallerie. (Fortſ.) — Kupferwerke.

Nro. 92.

Briefe aus Italien.

Nro. 93.

Das Weihgeſchenk des Eubulides im innern Kerameikos. Ein Schreiben an den Herrn Oberſten W. M. Leake von Dr. L. Roß. — Die engliſche Nationalgallerie. (Fortſ.) — Kupferwerke.

Nro. 94.

Die engliſche Nationalgallerie. (Schluß.) — Das Weihgeſchenk des Eubulides im innern Kerameikos. (Fortſ.) — Literatur. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Nro. 95.

Neuere Bauwerke in England. — Das Weihgeſchenk des Eubulides im innern Kerameikos. (Fortſ.) — Ausgrabungen und Alterthümer. — Ehrenbezeigungen. — Nekrolog.

Nro. 96.

Das Weihgeſchenk des Eubulides im innern Kerameikos. (Schluß.) — Neuere Bauwerke in England. (Fortſ.) — Nekrolog. — Statiſtik der Kunſt.

Literatur-Blatt.

Nro. 111.

Meteorologie. Meteorologiſche Unterſuchungen, von Dove.

Nro. 112.

Kritik. Uhland und Rückert. Ein kritiſcher Verſuch von Guſtav Pfizer. — Taſchenbücher auf 1838. Hiſtoriſches Taſchenbuch, von F. v. Raumer.

Nro. 113.

Staatswiſſenſchaften. 19) Hochverrath und Majeſtätsverbrechen, das crimen majestatis der Römer, von Prof. Dr. Jul. Weiske. — 20) Verſuch über die Begründung des Strafrechts, von F. Frhrn. v. Preuſchen.

Nro. 114.

Staatswiſſenſchaften. 21) Beitrag zur Beantwortung der Frage: Was iſt Juſtiz- und was iſt Adminiſtrationsſache? Von L. Minnigerode. — 22) Bemerkungen über den Stand der Geſetzgebung und Jurisprudenz in Deutſchland, von Demſelben. — 23) Ueber Todesſtrafen, mit beſonderer Beziehung auf die Unterſuchung wider Margaretha Jäger und Katharina Reuter zu Mainz, von P. v. Kobbe. — 24) Ausübung oberſtrichterlicher Gewalt der Staats- und Cabinets-Juſtiz, in weſentlicher Differenz dargeſtellt von K. Fr. F. Seipe. — Damenliteratur. Damen-Converſations-Lexicon, herausgegeben im Verein mit Gelehrten und Schriftſtellerinnen von C. Herloßſohn.

Nro. 115.

Blinden-Literatur. 1) Pädagogiſche Reiſe durch Deutſchland im Sommer 1835, von J. G. Knie.

Nro. 116.

Blinden-Literatur. 2) Geſchichte des Blindenunterrichts und der den Blinden gewidmeten Anſtalten in Deutſchland, ſammt Nachrichten von Blindenanſtalten in andern Ländern, von J. W. Klein. — 3) Die Blinden- und Taubſtummenanſtalt in Zürich, von H. v. Orelli. — Zeitgeſchichte. Die katholiſche Kirche Preußens. Als Antwort auf die Beiträge zur Kirchengeſchichte des 19ten Jahrhunderts, von einem Katholiken. — Almanach. Almanach zur 100jährigen Jubelfeier der Georgia Auguſta, herausgegeben von Dr. Schumacher. — Taſchenbücher auf 1838. Urania. — Penelope. — Sileſia.

Nro. 117.

Schillers Album.

Nro. 118.

Schillers Album. (Schluß.) — Sprachlehre. 1) Bayeriſches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten ſowohl, als in der ältern und älteſten Provinzial-Literatur des Königreichs Bayern, beſonders ſeiner ältern Lande, vorkommen ꝛc., von J. A. Schmeller. — Unterhaltungs- und Jugendſchriften. 1) Polichinell. Dramatiſches Feenmährchen für Kinder, von J. P. Lyſer, mit G. Cruikſhanks Originalholzſchnitten.

Nro. 119.

Sprachlehre. 2) Die vergleichende Grammatik, als Naturlehre dargeſtellt, von Dr. Rapp. — Unterhaltungs- und Jugendſchriften. 2) Ehret die Frauen. 1838. Taſchenbücher auf 1838. Helene.

Nro. 120.

Dramatiſche Literatur. 4) Ben Jonſon und ſeine Schule, dargeſtellt in einer Auswahl von Luſtſpielen und Tragödien, überſetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudiſſin. — Berliner Theater-Almanach, herausgegeben von A. Cosmar. — 5) Luſtſpiele von Dr. K. Töpfer.

Nro. 121.

Dramatiſche Literatur. 4) Ferdinand Raimunds ſämmtliche dramatiſche und poetiſche Werke, herausgegeben von J. N. Vogl. — 5) Neueſtes komiſches Theater, von Louis Angely. — 6) Originalbeiträge zur deutſchen Schaubühne. — 7) Dramatiſche Deſſerts, herausgegeben von E. M. Oettinger. — Unterhaltungs- und Jugendſchriften. 3) Die ſchönſten Sagen des klaſſiſchen Alterthums, nach ſeinen Dichtern und Erzählern von Guſtav Schwab.

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 1. November 1837.

I perceive,
Men must learn nois with pity to dispense;
For policy sits above conscience.

Shakespeare.
Timon.

Die Londoner Bettler.

Die Bettelbriefsteller.

(Fortsetzung von Nr. 255.)

So groß auch unter manchen Klassen der Londoner Bettler der Aufwand von List und Erfindungskraft ist, so müssen sie doch sammt und sonders, die gewandtesten Heuchler nicht ausgenommen, in geistiger Beziehung den Bettelbriefstellern den Vorrang lassen. Von ihnen namentlich gilt die im vorigen Artikel gemachte Bemerkung, daß auch die Londoner Bettler mit dem Jahrhunderte fortgeschritten und ihr Scharfsinn und ihre Thätigkeit oft eines bessern Zweckes werth seyen; ihre schriftlichen Leistungen können sich nicht selten mit denen der neuesten Novellendichter messen. Obgleich nun aber wegen der falschen und gesetzwidrigen Anwendung ihrer Talente auch sie von den Dienern der Polizei und von den Offizianten der Mendicity Society scharf beobachtet werden, so liegt es doch schon in der Natur ihres Gewerbes, daß sie viel leichter als die gemeinen Straßenbettler sich der unwillkommenen Aufmerksamkeit entziehen. Schreiben sie unter angenommenen Namen von Frauen oder Männern, denen Stand, Erziehung, Krankheit oder was sonst zum Vorwande dienen kann, nicht persönlich anzuklopfen, oder läßt die Individualität der anzusprechenden Person sie die Möglichkeit einer Entdeckung mit all ihren unangenehmen Folgen befürchten, so werden die Schreiben durch die Stadtpost übersendet und die Empfänger ganz ergebenst gebeten, die Antwort gefälligst in ein Gasthaus, in eine Taverne, in einen Haarkräuslerladen oder dergleichen zu addressiren. Gegen Erlegung des Portos und das Versprechen einiger Vergütung sind eine Menge Menschen zu Annahme von dergleichen Briefen recht gern bereit. In den Stunden nun, wo der Postbote seinen Umgang hält — und dies geschieht in London mit einer, oft auf die Minute zutreffenden Regelmäßigkeit — befindet der Briefsteller sich in der Nähe des bezeichneten Orts, genau Acht gebend, nicht bloß, ob der Postmann dort eintritt, sondern auch, ob etwa einer von den unwillkommenen Aufmerksamen ihn begleitet. Ist Letzteres der Fall, so läßt er die Antwort entweder ganz im Stiche, oder holt sie ab, wenn der Unwillkommene sich entfernt hat. Erfahrung hat den Briefsteller gelehrt, daß es heimtückische Seelen und Verräther gibt; dies ist aber immerhin selten. Viele geben, um den Ueberlästigen schnell los zu werden, Andere vernichten die erhaltenen Schreiben und damit die Beweise der Betrügerei, nur die Wenigsten fühlen sich aufgelegt, Mühe und Zeit an die Entlarvung des Betrügers zu wenden. Solche Hindernisse müssen die angestrengtesten Bestrebungen der Behörden lähmen, und obwohl daher die Bettelbriefsteller

Digitized by Google

in den Protokollen und Listen der Mendicity Society oft genug vorkommen und mitunter auch in den Polizeiberichten erscheinen, so ist es doch unmöglich, in Bezug auf sie genaue statistische Angaben beizubringen. Es wäre unchristlich und falsch, wenn man alle Bettelbriefe für Lügen hielte. Mancher wahrhaft Bedrängte mag zu ihnen seine Zuflucht nehmen, und manche so erwirkte Gabe mag Thränen getrocknet und wieder Lust zum Leben in das muthlose Herz eines Familienvaters gebracht haben. Doch scheint es, daß die Fälle wahrer Bedrängniß zu den gewerbsmäßigen Erdichtungen sich ungefähr wie eins zu fünfzig verhalten. Wenigstens ist dies das Ergebniß mehrerer, mit größter Sorgsamkeit angestellten Nachforschungen.

Eine andere, vielleicht noch schwerer zu lösende Frage ist die nach der Durchschnittszahl der professionirten Londoner Bettelbrieffabrikanten. Das Gewerbe hat sich, wenn mit Geschick betrieben, so einträglich erwiesen, daß bei der Selbstzufriedenheit der meisten Menschen mit ihren geistigen Fähigkeiten es an solchen, die dazu greifen, nicht fehlen kann. Dagegen erfordert es, um gut zu lohnen, ein Geschick, das nicht beim Schreibmeister erlernt wird, und mag deßhalb öfter versucht als fortgesezt werden. Viele scheitern wahrscheinlich beim ersten Angriffe; sie lassen, wenn sie auch ungestraft bleiben, die Angst vor der kaum vermiedenen Gefahr sich eine Warnung seyn und ziehen sich still zurück. Andere mögen Jahre lang das Handwerk mit Erfolg betreiben, ohne daß ihre Namen je vor das Publikum kommen. Durch gegenseitiges Abwiegen dieser Rücksichten und durch Aufrechnung derer, die binnen der lezten fünf Jahre ihres Betrugs gerichtlich überführt worden sind, kann man die durchschnittliche Summe zu zweihundert und fünfzig annehmen.

Ferner wäre es interessant zu erfahren, wie viel erdichtete Bettelbriefe täglich in Umlauf gesezt werden. Hierüber läßt sich natürlich nichts Bestimmtes sagen; nach den vorliegenden Urkunden aber dürfte ihre Zahl gegen tausend betragen. Diejenigen in der Genossenschaft, welche, wie sie sich ausdrücken, auf die hohe Jagd gehen, damit die reiche und vornehme Welt, die Damen und Herrn des hohen Flugs meinend, können nur die Verfasser der wenigsten Briefe seyn; denn das Gebiet, das sie ausbeuten, ist verhältnißmäßig beschränkt und fordert deßhalb Schonung, und dann ist die Jagd, der sie nachgehen, nur während der Londoner Saison, also kaum die Hälfte des Jahrs hindurch offen; trifft aber von fünf Schüssen auch nur einer, so gibt das Wild reichen Ertrag. Aus den umgekehrten Gründen sind diejenigen, welche, in bescheidenerer Sphäre sich haltend, ihre schriftlichen Ergießungen lediglich im Mittelstande circuliren lassen, die fruchtbarsten Briefconcipienten. Mehrere Beispiele liegen vor, daß Einzelne aus dieser Klasse jeden Tag regelmäßig ihre zwanzig Briefe schrieben, und erst vor Kurzem wurde einer auf seiner Runde ertappt, mit sechzehn Episteln in der Tasche, gesiegelt und adressirt. Demnach muß wirklich die Berechnung von dreimalhundert und einigen tausend Bettelbriefen für das Jahr als eine mäßige erscheinen.

(Die Fortsezung folgt.)

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsezung.)

Ein wenig weiterhin, hinter jenem rothen Thorweg, den große Haufen von Steinkohlen und Schlacken versperren, ist eine unermeßliche doppelte Werkstätte, worin sich ein Ameisenhaufen von Arbeitern bewegt. Wenn der erschreckliche Lärm, welcher selbst die stärkste menschliche Stimme übertäubt, dem Leser keinen Schwindel verursacht, so trete er getrost ein. Betrachtet jene kohlschwarzen Männer, welchen die sengende Atmosphäre, worin sie leben, das Mark in den Knochen dörrt; seht, wie sie mit ihren schrecklichen Brecheisen einen glühenden Metallblock aus dem ewig flammenden Ofen hervorholen. Sie bringen diesen Block andern Männern, welche ihn unter tausend Pfund schwere Hämmer werfen, die unaufhörlich pochen. Der Metallblock dehnt sich unter ihren unbarmherzigen Schlägen, einen feurigen Platzregen um sich her verbreitend, bis er am Ende platt wird und so gehorsam, wie der Teig beim Bäcker. Andere Cyklopen fassen nun den aus dem Gröbsten gearbeiteten glühenden Block und bringen ihn unter neue Hämmer, welche minder schwer sind, aber weit geschwinder auf und nieder gehen, als die ersten. Die Hebeisen versehen sofort ihren Dienst, sie kehren, drehen und wenden den Block, daß er nach und nach eine Gestalt annimmt. Das also zubereitete Metallstück steigt dann kaum erkaltet in die Höhe und fixirt sich zwischen den beiden Backen einer ungeheuern Drehscheibe, deren von einer unsichtbaren Kraft in Bewegung gesezte Wippe alle Seiten einem ungeheuren Meisel zuwendet, den sechs erwachsene Menschen nicht tragen könnten, welchen indeß ein Kind zu leiten im Stande wäre. Der Block schreit unter der Schneide des Meisels, und aus seiner rohen Masse wird ein Baum, ein Zapfen, ein Wagenrad, was weiß ich! Das Polirrad empfängt den fertigen Gegenstand und puzt ihn spiegelblank, so daß man sich darin beschauen kann. Vor wenigen Augenblicken noch war es ein schmuziges Stück Eisen voller Sand und Rost, welches man nicht anrühren konnte, ohne seine Haut daran sitzen zu lassen. Und wer hat das Stück Eisen in den Ofen geworfen? wer schürte das Feuer? wer schlug den Takt zu dem höllischen Conzert der Hämmer? wer dreht die Drehscheibe? wer tritt auf die Wippe? wer führt den Meisel? wer schneidet die Eisenstäbe wie Weidenruthen

Digitized by Google

entzwei? wer durchbohrt sie mit tausend Löchern wie ein Sieb? wer leihet ihnen die Spiegelglätte? der Dampf.

Zwei Schritte von der Stelle, wo der Scheiterhaufen der Jungfrau von Orleans gestanden, und jezt, ein trauriges Denkmal königlicher Vergeßlichkeit, eine Minerva im Zopfstyl auf dem Brunnen steht, bemerkt man eine halb gothische, halb byzantinische Pforte, über welcher die schwedische und norwegische Flagge weht. Dort wohnt der Consul für Schweden und Norwegen; das Haus ist Eigenthum des reichen Kaufmanns Mathéus, welcher es gerne sieht, wenn Fremde ihn besuchen und seine Kunstschätze in Augenschein nehmen. Treten wir daher in den kleinen Hof; der Thürsteher begrüßt uns höflichst im Vorbeigehen an seiner Loge und dringt sich keineswegs als Cicerone auf, so daß wir vollkommen Muße haben, das zu betrachten, was unsern Blicken sich darbietet. Uns gerade gegenüber erhebt sich ein kleines Haus, an welches sich ein alter Thurm anlehnt, der mit halb erhabenen Skulpturarbeiten geschmückt ist, die noch so schön sind, als ob sie gestern erst gemeiselt wären. Sie stellen Scenen aus dem Schäferleben dar und sind wirklich meisterhaft ausgeführt. Jene Bäume wachsen und blühen in Stein, jene Früchte laden uns ein, sie zu pflücken; wir glauben beim Anblick dieser Basreliefs die Schalmei des Schäfers und den Gesang der Schäferin zu hören; jene garstigen, längs der Fenstergesimse hinaufkriechenden Amphibien grinsen uns mit ihren Teufelsköpfen an, daß uns angst und bange wird. Man möchte diesen allerliebsten Thurm unter einer Glasglocke auf seinem Kamine haben; und doch macht er nur den bei weitem kleinsten Theil der Meisterwerke aus, welche das merkwürdige Haus aufzuweisen hat. Seht, welch prachtvoller Gallerie der Thurm gleichsam als Eckpfeiler dient! Auf einem etwa 7 Fuß hohen Sockel erheben sich schlanke Pilaster, welche sechs Arkaden mit gedrückten Gewölbbogen bilden. Ueber den Arkaden, deren jede ein Fenster bildet, läuft ein reichverziertes Gesims. Die sechs Basreliefs der sechs Felder des Frieses sind wahre in Stein gehauene Kleinode, über welche Religion und Dichtkunst ihre zauberischen Reize ausgegossen. Den Sockel schmücken eben so viele Basreliefs, welche leider viel gelitten haben. Das sind die berühmten sechs Basreliefs des Bourgtheroulde; denn vor uns ist das Hotel Bourgtheroulde, das Erbgut der Lerour, welche darin ihre Handelscomptoire hatten. Ein Künstler, dessen Namen die Geschichte verschweigt, hat diese kostbaren Basreliefs des Sockels in Stein gehauen; sie stellen die Zusammenkunft Franz I. und Heinrichs VIII. im „Lager des goldenen Tuches“ (camp du drap d'or) vor, und sind vielleicht eine allegorische Andeutung, daß die Gründer des Hotels Tuchmacher waren. Wir sehen hier das Lustlager, wie es im Jahre 1520 in der Picardie zwischen Quings und Ardres aufgeschlagen war, mit allem seinem Pomp, seinen Turnieren und Ritterspielen. Alles ist voll Leben und Bewegung; die Pferde schnauben und bäumen sich, die Menschen jubeln und frohlocken, die Banner wehen in der Luft.

Zwanzigmal haben die Engländer dem Herrn Mathéus Haufen Golds für seine sechs Basreliefs geboten, wenn er ihnen erlauben wolle, sie nach Westmünster zu transportiren; aber der jetzige Besitzer hat alle Anerbietungen standhaft ausgeschlagen. Wenn sie in Paris wären, hätten sie die Engländer schon lange; denn die Pariser verkaufen gegen klingende Münze Alles, was sie besitzen; selbst das Grab ihrer Väter würden sie verschachern. In Rouen dagegen sind die Beispiele nationaler Uneigennützigkeit nicht selten. Ganz nahe beim Hotel Bourgtheroulde, in der abscheulichen Elstergasse (rue de la pie) finden wir ein armes, winziges, vom Rauch geschwärztes Haus, welches nach gar nichts aussieht; aber über der Eingangsthür steht in goldenen Buchstaben zu lesen: Ici est né, le 6 juin 1606, Pierre Corneille. In diesem bescheidenen Hause wohnt gegenwärtig ein Nagelschmied. Als man die Entdeckung machte, daß hier der große Corneille geboren sey, fanden sich viele Liebhaber, welche dem Besitzer viel Geld für einige schlechte Möbeln boten, die der Dichter angeblich besessen hatte; der Handwerker, obschon ein dürftiger Familienvater, wollte nichts davon verkaufen; als er aber erfuhr, daß der Magistrat von Rouen damit umgehe, ein Antiquitätenkabinet anzulegen, schenkte er den Behörden Alles, was er von Corneille besaß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Seberholm, Prediger der evangelischne Gemeinden in der Umgegend von Moskau.

Aus dem Munde in Gottes Ohr, aus Gottes Ohr in den Beutel (Gebeterhörung).

Ein altes Maas im Pfarrhause sind sechs Schweine, sieben Schinken.

Die Heiden kommen zurecht ohne Prediger, nicht aber ohne Schmied.

Der Küster ist des Pfarrers Ohrenbläser.

Ich der Herr, du der Herr, wer von uns wird das Kränzel tragen?

Mit Vornehmen lohnt es sich nicht in die Beeren zu gehen.

Die Eile der Vornehmen braucht geraume Weile.

Auch der Herren Hunde werden zu Herren.

Mit der Pfeife pflügen die Herren.

Der Arme hat ein hübsches Weib, der Narr ein gutes Pferd für den Junker in der Nachbarschaft.

Digitized by Google

Ein gesprochenes Wort ist wie ein geschossener Schuß.

Eine Bürgersfrau aus Roggen ist besser als eine Edelfrau aus Rindenbrod.

Eine zerrissene Mütze hat die Frau des Leinhändlers, ein Holzschloß die Wirthin des Schmiedes.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

Strauß. Die Gesellschaft.

Gestern Abend gab Strauß auf flüchtiger Durchreise Conzert und Ball im Odeon. Die herbeiströmende Menge stand in keinem Verhältnisse mit dem Lokale. Bezeichnend, aber keineswegs erfreuend der Contrast: die Vorstellung für Mozarts Denkmal — leere Bänke, und hier — „Sturm auf Sigeth.“ Nie befand ich mich in solchem Gedränge. Ungestüm trieb uns die Fluth auf die Gallerie, wo sich auch sonst bei ähnlichen Gelegenheiten (Strecks Unterhaltungen ꝛc.) die bessere Gesellschaft findet. Heute schienen diese Elemente mehr unten im Saale zu gähren: viele Lichter, haute volée, elegante Gestalten, aber auch grelle Contraste; meist hübsche Toiletten. Wie dem Einzelnen beim lieben Nächsten geht es auch den Städten: München schreit über Wiener Moden, zuckt die Achsel über Stuttgart; Stuttgart macht die Nähe von Frankreich geltend und verkleinert München; so gilt das Kappensprichwort auch von den fashionablesten Hauben, und bald hier bald dort fallen wir diesem Fanatismus zum Opfer. Doch jetzt zu Strauß, dem verkörperten Wien. Der Beifall war immer noch brausend, obwohl seither hiesige gelungene Copien den Reiz der Neuheit geschwächt haben. München ist doch ein wenig Wien, und wen überhaupt berauschten nicht diese freudewogenden Klänge? Strauß gebehrdete sich wieder wie die pythische Priesterin auf dem Dreifuß; musikalische Gichter zuckten dem armen Kapellmeister durch alle Glieder. Nächst seinen Ballraketen und Pilgern am Rhein (auch wieder „Walzer, über die man sich zu todt weinen könnte“) überraschten die Contraste in seinem Potpourri. Die Zöhrer, der Tenor, wirklich Männerstimme, und der bekannte Distant sangen ein Duett, von beiden Seiten widrig, ganz so widrig, als wenn männliche Charaktere weibisch, weibliche männlich sind; also die Moral wenigstens gut. Der Ball begann, auf einem Raume, nicht viel größer als ein Präsentirteller, drehten sich Gold- und Silberhäubchen, wie Mond und Sterne, in bescheidenen Kreisen um ihre Axe. Man stieß sich im Saale umher, nirgends Conversation. Strauß war die ganze Poesie des Balls; sonst sah ich überall nur Prosa, und war froh zu entkommen. — Mich zog Halms Griseldis ins Theater. Das Trauerspiel wurde nicht schlecht gegeben. Doch Eine Oase in den Steppen dramatischer Literatur! Es thut wohl, einmal etwas Neues zu sehen, was an das Bessere, Alte erinnert — würdige Sprache, Wahrheit im Contrast der Charaktere; der weibliche — Treue, Geduld, Liebe mit ihrer unbegrenzten Hingebung, und nach dieser doch auch wieder mit dem edlen Stolze; der männliche in seiner Kraft, aber auch in seinem Uebermuthe, in seinem Egoismus, und endlich, damit die Frauen sich nicht überheben, in Ginevras Charakter die Bemerkung, daß nur dem weiblichen in seiner Abart gegeben ist, recht Teufel zu seyn, mit Schlangenlist höllische Wege zu ersinnen, die hier andernseits freilich etwas peinigend werden und zuletzt sogar unwahrscheinlich durch die fortgesetzte Seelenfolter der armen Griseldis. Die Dahn hat ein rührendes Mienenspiel. Ich möchte ihr aber das Studium der Antike empfehlen: die äußere Ruhe, Schönheitsstille der Form beim innersten mächtigen Orkan der Leidenschaft. Nicht der Sturm des Schmerzes, wohl aber eine gewisse Ruhe im Schmerze macht ihn ergreifend. Die guten Leute spielen zu sehr Comödie; ich will Künstler, keine Schauspieler. Wo bleiben auch klassische Wahrheit und einfache Natur der guten, älteren Schule? Eslair hat mit Recht Ruhe auf Lorbern anzusprechen, und die Fries, so zu sagen der Zögling Goethes, die ihre dramatische Bahn unter seinen Augen in Weimar eröffnete, wird weder gewürdigt, noch angemessen beschäftigt. Möchte die wahre Muse das ihr geweihte herrliche Haus auch immer bewohnen dürfen! München verspricht und gibt so viel für Kunst, daß man berechtigt ist, auch viel zu verlangen, nicht nur Glanz und bunten Schein, auch den ächten, geistigen, tief innersten Kern, nicht nur die kostbare Muschel, auch die köstlichere Perle. Bayern hat Riesenschritte gethan aus der Nacht der Zeiten, und sein Weg — mögen es vergangene Jahrhunderte mit ihren Todten verantworten — sein Weg war der weitere. Lebhafter als der literarische ist der Sinn für Musik. Doch hat auch diese Muse selbst in den ihr heimischen Salons meist nicht die Ehre des Fauteuils, nur das bescheidene Tabouret. Was Zweck seyn sollte, ist Mittel, und die Vorliebe für jene Kunst nur zu häufig Manie, wie der literarische Tick in den Berliner Thees. Ein aufgezogener Automat am Flügel scheint eben so de rigeur im Salon, wie die singende Theemaschine. Doch haben sich im Gegensatze auch Vereine gebildet, die, Bellinis u. A. Flitterstaat verschmähend, zur klassischen, ja sogar zur Kirchenmusik flüchten, und nicht selten, wenn der Champagnerrausch des Carnevals verflogen, den Kenner mit schönen Früchten ernster Studien überraschen. Was das geräuschvolle Leben der großen Welt betrifft, so bildet es ja überall den gleichen Cyclus: auch hier bestimmte Tage, an denen man empfängt; auch hier die geistödtenden Raouts mit ihrem Gähnen, ihrer Last und Hitze; auch hier herkömmliche Bälle und Diners bei Gesandten und dem Adel, die ausnahmsweise eine glänzende Variation bekommen durch Feste, bei welchen die Prinzen des Hauses die Crême der Gesellschaft versammeln. Die Hoffeste geben ihren regelmäßigen Gang: Sammerbälle und Hofbälle, Akademien, Conzerte, Tafel. Die zweite Gesellschaft copirt zum Theil die haute volée, und hie und da vereinigen sich beide in einem der reichsten Bankierhäuser, mehr zum Glanze, als zum Vergnügen und Comfort. Das Kunstleben, wenn ich einige schöne Familienkreise ausnehme, entfaltet seine Geselligkeit im Gasthause, und ist für die Theilnehmer voll Reiz und Schwung — ein kleines Rom. Uebrigens sind die geselligen Verhältnisse im jetzigen Augenblicke noch ziemlich lose und ohne bestimmte Form: kaum daß die schöne Welt von Reisen, oder von der Villeggiatur aus dem nahen Gebirge heimkehrt. Der Tegernsee, dessen Ufer mit Campagnen besäet sind, gleich den beliebten Seen Italiens und der Schweiz, hat einen glänzenden Herbst gefeiert. Es war eine schöne Vereinigung in jenem Zauberkreise der Gebirge, die aber mehr das Gepräge eines Familienfestes trug, wo Kronen für Alpenrosen eingetauscht wurden. Indessen flochten dort die herbstlich langen Abende auch manchen heitern Kranz der Kunst; u. a. erneuerte das kleine französische Theater, welches zuweilen den Landaufenthalt der Königin Wittwe belebt, seine Vorstellungen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 262.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Donnerstag, den 2. November 1837.

Juwele.

Ha, welch lebend'ges Leben rings sich regte,
Als einst der Abt den Grundstein legte!
Aus Kronen brachen Kön'ge da Juwele,
Daß es an Steinen für den Bau nicht fehle,
Und rüstig aus dem blanken Mauerwalle
Stieg Kuppel, Kreuzgang, Thurm und Säulenhalle.

A. Grün.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Drei Straßen weiter, in der Rue des bons enfans, finden wir ein anderes merkwürdiges Haus, an dessen Façade folgende Inschrift in kupfernen Lettern steht: **Fontenelle est né dans cette maison le 11 Février 1657.** Durch ein Labyrinth enger Gassen hindurch gelangen wir an den Justizpallast, ein Gebäude im reinsten gothischen Style, welcher hier in einer äußerst kühnen und zarten Ausführung vor unser Auge tritt. Im Innern sieht man einen geräumigen Saal, worin die Assisen gehalten werden, dessen seltsamer Plafond mit seinem vergoldeten Täfelwerk offenbar einer späteren Kunstepoche angehört und den verdorbenen Geschmack der ausgearteten Renaissance verräth. Der Prokuratorensaal im linken Flügel wird nicht benuzt; er ist 170 Fuß lang und bei Regenwetter ein trefflicher Spaziergang, wie der Saal des pas perdus in Paris; er hat ein sonderbares Gewölbe von Kastanienholz, welches durchaus den Anblick eines umgekehrten Schiffsrumpfes gewährt. Von dem Justizpallast führt die Rue des belles femmes zu dem alten, ehrwürdigen Thurm der großen Stadtuhr, der aus einer Zeit herstammt, wo die gothische Baukunst nur höchst einfache Formen anwandte. Er war mit dem alten Stadthause durch einen bedeckten Gang verbunden, den man noch sieht. Unter dem Thore ist der heilige Christoph in Holz mit einer dicken Herkuleskeule abgebildet. Das Gefängniß, worin die Jungfrau von Orleans saß, ist längst verschwunden, ebenso das alte Rathhaus, worin die Bürger sich versammelten, als Rouen noch Hansestadt war.

Unter den Merkwürdigkeiten Rouens steht der Dom oben an, ein Meisterstück alter Kunst, aber leider unvollendet, wie die meisten grandiosen Kirchenbauten unserer religiösen Vorfahren, die so in's Große gingen, daß Jahrhunderte zur Ausführung erforderlich waren, und daher in's Stocken geriethen. Und dennoch, wie weit stehen alle unsere ausgebauten modernen Kirchen hinter diesen halbvollendeten gothischen Münstern zurück! Unsere Tempel sind allerdings luftige, helle, bequeme Gotteshäuser; wir bemalen sie, pflastern sie mit Marmor, belegen den Fußboden mit Teppichen und vergolden die Decken, wie wenn es sich um einen Schauspiel- oder Museumssaal handelte. Die Architekten der alten Zeit — welche man übrigens, nebenbei bemerkt, nicht Architekten, sondern Maurer schlechtweg nannte — waren einzig und allein mit dem Gedanken an Gott beschäftigt, wenn sie ihre vier bis fünfhundert Fuß hohen Domthürme in die Wolken

Digitized by Google

hinein bauten. Sie hatten Arbeiter, welche mit schwarzen Haaren in die Baugerüste dieser unbegreiflichen Thurmspitzen hinaufkletterten und mit grauen Haaren wieder herabstiegen. Und die Gelder, die Milliarden, welche diese Bauten erforderten waren rasch aufgetrieben: Bürger, Kaufleute, Künstler, wie Könige und Fürsten traten zusammen und lieferten freiwillige Beiträge an Geld, an Arbeitern, Materialien, Lebensmitteln u. s. w. Die bemalten Fenster der gothischen Dome haben diese Erinnerungen verewigt: auf jedem derselben sieht man Wappenschilde und eine Menge anderer Zeichen abgebildet; jede Handwerkszunft ist darauf durch ihre Zunftbanner und Handwerkszeuge repräsentirt. Jedermann weiß, wie weit der Eifer und die Ausdauer der Gläubigen bei solchen Unternehmungen ging. Edle Ritter und schöne Frauen legten selbst mit Hand an's Werk, und es war nichts Ungewöhnliches, daß man sie als gemeine Handlanger Steine reichen, den Schubkarren ziehen oder Bauschutt aufladen sah. Es ist bekannt, daß die Städte des Mittelalters mitunter zwanzig, fünfzig, hundert Meilen in der Runde einander Arbeiter zusandten. Diese Pilger segnete der Bischof bei ihrer Abreise, nachdem sie gebeichtet und sich gegenseitig ausgesöhnt hatten, ihr Haus, ihre Geschäfte, ihre Familienangelegenheiten und sogar ihre Prozesse im Stich lassend. Jeder so gebildete Arbeitertrupp wählte aus seiner Mitte einen obersten Schiedsrichter, der sogleich nach der Ankunft jedem Einzelnen seinen Posten und seine Thätigkeit anwies. Indulgenzen, Absolutionen, Versprechungen des ewigen Lebens waren der Tagelohn dieser frommen Arbeiter, denen Jedermann gern seinen Tisch und sein Haus anbot, um der Gnaden theilhaftig zu werden, welche sie mitbrachten. Die, welche krank aus der Heimath abgereist, kehrten gesund zurück, und die, welche mit schwerem Herzen und sündenbelastet die Wanderschaft angetreten, fühlten sich am Ende derselben frei von allem Alpdruck des Gewissens. Die auferlegte Buße wurde je nach der Gefahr, welche die Arbeiten mit sich brachten, in gewisse Grade abgetheilt; und jene unbegreiflichen durchbrochenen Thürmchen, jene wunderbaren Gesimse mit steinernem Spitzenbesatz, jene zehn Klafter weiten Ueberhänge, welche unsere Einbildungskraft mit Schauder erfüllen, sind vielleicht Sühnungen irgend eines Verbrechens, welches man in die Brust eines Priesters niedergelegt. So wurden die Kathedralen gebaut, beim Gesange von Hymnen, beim Duft des Weihrauchs, welcher Tag und Nacht brannte. Dafür aber wurden es auch wirkliche Gotteshäuser, deren Zweck und Bestimmung sich klar und deutlich und Allen verständlich aussprach; sie brauchten keine lateinischen Inschriften, wie die heidnischen Tempelnachahmungen in Paris, woraus man alles machen kann: Börsen, Grabdenkmäler, Theater, Conzert-, Ball- und Gerichtssäle; aber was hat außer Gott noch in einem gothischen Dome Platz?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Londoner Bettler.

(Fortsetzung.)

In welchem Verhältnisse die Bettelbriefe reüssiren, ist eine weitere, kaum zu beantwortende statistische Frage, aber der durchschnittliche Jahresverdienst eines Bettelbrieffabrikanten beläuft sich, laut den von der Mendicity Society gesammelten Daten, den des Einen in den des Andern gerechnet, jährlich auf zweihundert Pfund Sterling, und es würden demnach — bei zweihundert und fünfzig solcher Professionisten — dem mildthätigen Londoner Publikum jährlich fünfzigtausend Pfund Sterling aus der Tasche manövrirt. Daß diese Annahme eine excentrische sey, ist, selbst ohne Urkunden, schon darum nicht glaublich, weil — was in der That bloß in London, der Weltstadt, geschehen kann — einige vom Glück vorzugsweise begünstigte Bettelbriefsteller vom Ertrage ihres Gewerbes sich Schreiber, Kutsche und Pferde gehalten haben. Einer dieser Merkwürdigen hieß Williams, mit dem Beinamen der Blinde, eine Bezeichnung, die ihm bloß daraus erwachsen seyn kann, daß er nichts weniger als blind war. Vor fünf bis sechs Jahren brach er, als er ein Frauenzimmer spazieren führte, den Hals im Hydepark. Seine hinterlassenen Papiere wiesen nach, daß seine Korrespondenz ihm jährlich selten unter achthundert Pfund Sterling eingetragen und er jährlich selten unter zwölfhundert Pfund gebraucht hatte. Ein genaues Schuldenverzeichniß benahm jeden Zweifel, wie er den Ausfall gedeckt. In seinem Dienste hatten seit längerer Zeit zwei Schreiber gestanden, der eine mit einem jährlichen Gehalte von achtzig, der andere mit einem von fünfzig Pfund. Beide führten Anfangs auf gemeinschaftliche Rechnung und Gefahr das Geschäft fort, trennten sich aber später und etablirten jeder ein eigenes Bureau. Der Eine derselben war der berühmte Joseph Underwood, der natürliche Sohn eines Londoner Alderman. Aus keines Aldermans von der Kirche geheiligter Ehe ist je ein geistvollerer Sohn entsprungen. Sein Vater hatte ihm eine classische Erziehung geben lassen; diese entwickelte seine angebornen Talente, ihre Ausbildung aber dankte er seinen eigenen Anstrengungen. Auch andere Bettelbrieffabrikanten haben sich reich an Hülfsmitteln erwiesen, aber jeder ist weit hinter Joseph Underwood zurückgeblieben. Außer der Fähigkeit, die Handschriften einzelner Personen getreu

Digitized by Google

nachzuahmen, muß ein Bettelbriefsteller, der in seinem Gewerbe vorwärts kommen will, wenigstens über vier currente Schreibmanieren verfügen können: die erste ist eine gewöhnliche Handschrift, wie solche für sogenannte allgemeine Fälle paßt, die zweite, wie ein bejahrter Mann von guter Erziehung, vielleicht ein Geistlicher, der seine Pfründe, oder ein Arzt, der seine Kundschaft verloren hat, die dritte, wie ein junges, schwer vom Unglück betroffenes Mädchen, und die vierte, wie eine alte Dame aus gutem Hause zu schreiben pflegt. Für die schwierigste dieser Schreibarten gilt die ein junges Mädchen charakterisirende, und während andere Bettelbriefsteller sich dabei fremder Hülfe bedienen müssen, war Underwood über jeden solchen Nothbehelf erhaben. Er war Eins und Alles in sich: Meister der verschiedenartigsten Handschriften, vermochte er in allen Sinnesarten zu schreiben; die Quellen seines Geistes sprudelten unerschöpflich. Er war nicht bloß im Stande, in jeden Charakter sich hineinzudenken, sondern auch sich sofort niederzusetzen und der angenommenen Rolle gemäß zu korrespondiren. Ich habe eine große Sammlung von ihm verfaßter Briefe durchgesehen und wußte nicht, was ich mehr bewundern sollte, die mechanische Fertigkeit, so verschiedene Hände zu schreiben, oder die intellectuelle Kraft, Gedanken und Styl mit dem Charakter der vorgestellten Personen in reinsten Einklang zu bringen. Bedenke ich dabei, wie glücklich und mit welch seltener Kraft er die Gebilde seiner Phantasie zu beleben und ins Leben einzuführen verstand, so muß ich es einen Verlust für die Literatur und einen Gewinn für die Schriftsteller unserer Zeit nennen, daß Joseph Underwood, statt des Bettelbriefschreibens, nicht des Novellendichtens sich befleißigt hat. Wie alle großen Männer hatte auch er seine Feinde und Neider. Sie bewirkten mehrere Male, wonach die Diener der Polizei und der Mendicity Society vergebens strebten: sie überlieferten ihn dem Arme der Gerechtigkeit; aber für weltliche Richter war Joseph Underwood zu klug, zu gewandt, zu vorsichtig. Oefters trug die Untersuchung nur bei, seinen Ruhm zu verherrlichen, und wenn er, schuldig befunden, auf einen oder zwei Monate ins Gefängniß geschickt wurde, so herrschte darüber Eine Stimme, daß er zwar im Allgemeinen viel härtere Strafe, jedoch im vorliegenden Falle keine verdiene, daß der Richter ihn für das gezüchtigt, wessen er nicht angeklagt worden. Endlich schien es aber, als solle er doch ein Opfer der Verrätherei fallen. Vor ungefähr Jahresfrist übergab sein Geheimschreiber der Obrigkeit eine mit Dokumenten beglaubigte Anzeige, auf deren Grund Underwood verhaftet wurde. Die Pietisten hatten lange keinen schönern Sieg gefeiert; der Geheimschreiber war einer der Ihrigen geworden, und um sein Gewissen vom Aussatze zu reinigen, hatte er die Pflichten vergessen, die er seinem Herrn schuldete, hatte er dessen Schreibepult erbrochen und die Papiere entwendet, hatte er ihn eines Abends zu sich eingeladen, damit ihn hier die Häscher fänden, und trat als Zeuge wider den auf, der ihn zwar zu Betrügereien gebraucht, aber auch seinen alten Vater aus dem Schuldthurme losgekauft hatte. Das erste Verhör genügte, den Angeklagten an die Assisen abzugeben. Bis diese gehalten wurden, sollte Underwood in Newgate verwahrt bleiben; aber sonderbar, am Abend desselben Tages, an dessen Morgen die zwei mit der Aufsicht über Newgate betrauten Aldermänner das Gefängniß durchgangen und sich überzeugt hatten, daß das Entspringen eines Gefangenen schlechterdings unmöglich sey, entsprang Underwood. Gerüchte mancherlei Art waren damals in Umlauf, und da es sich fügte, daß einer der zwei inspicirenden Aldermänner Underwoods Vater war, so ließ die Presse es an bedeutsamen Winken keineswegs fehlen. Allein in der Rathsversammlung der Aldermänner — ausnahmsweise in geheimer Sitzung — reinigte sich der Vater von jedem Verdachte, und Underwood ist verschwunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, Oktober.

Hummel. Sorge für alte Kunstwerke.

Weimar und mit ihm die ganze musikalische Welt hat einen schmerzlichen Verlust zu beklagen. Hummel ist am 17. d. M. gestorben. Schon seit längerer Zeit mit körperlichen Leiden kämpfend, unterlag er endlich einer hartnäckigen Krankheit, der Brustwassersucht, im noch nicht vollendeten 59sten Lebensjahre. Obwohl in den letzten Jahren seine Wirksamkeit als Hofkapellmeister großentheils paralysirt war, ist sein Dahinscheiden dennoch ein in jeder Beziehung betrübendes Ereigniß. In ihm ist ein reichbegabter Genius, einer der wenigen großen Meister Deutschlands im Gebiet der Tonkunst dahin gegangen. Der letzte Schüler Mozarts, hat er, seinem erhabenen Muster mit rüstiger Kraft und glänzendem Erfolge nachstrebend, als Komponist wie als Klaviervirtuos geschaffen und geleistet, was nur den Auserwählten zu schaffen und zu leisten vergönnt ist, und sich ein bleibendes Andenken gesichert. Die Mehrzahl seiner Werke, die tausendfältig Früchte getragen, erfreut, erquickt, belehrt und angeregt haben, wird der Nachwelt erhalten bleiben, denn in ihnen webt ein tiefer, sinniger Geist, sie reden die ewig wahre Sprache des Herzens in ergreifenden und großartigen, wie in lieblich klaren Harmonieen. Als Virtuos ist er der Begründer einer neuen Schule. Jener seelenvolle Ausdruck, jene Rundung, Solidität und Eleganz des Spiels, die, bei aller meisterhafter Beherrschung der Technik, die Fertigkeit und Ueberwindung der höchsten Schwierigkeiten nur als Mittel, auf Gemüth und Geist erhebend zu wirken, nicht als Hauptzweck betrachtet und gebraucht, hat in ihm den größten Repräsentanten gefunden. In brillanter Fertigkeit mag er

Digitized by Google

Adolf Lehr, OT von Lehr-Hamm, NSDAP, b. 25. 1. 1895 in Hamm, Westf., Kaufmann, 1. 5. 1933 NSDAP, 1. 5. 1933 SA, 1. 5. 1933 NSBO, 1. 5. 1933 NSV, 1. 5. 1933 RLB, 1. 5. 1933 RKK, 1. 5. 1933 RDA, 1. 5. 1933 RDB, 1. 5. 1933 RDF, 1. 5. 1933 RDO, 1. 5. 1933 RDP, 1. 5. 1933 RDW, 1. 5. 1933 RDZ, 1. 5. 1933 RDE, 1. 5. 1933 RDG, 1. 5. 1933 RDH, 1. 5. 1933 RDI, 1. 5. 1933 RDJ, 1. 5. 1933 RDK, 1. 5. 1933 RDL, 1. 5. 1933 RDM, 1. 5. 1933 RDN, 1. 5. 1933 RDO, 1. 5. 1933 RDP, 1. 5. 1933 RDQ, 1. 5. 1933 RDR, 1. 5. 1933 RDS, 1. 5. 1933 RDT, 1. 5. 1933 RDU, 1. 5. 1933 RDV, 1. 5. 1933 RDW, 1. 5. 1933 RDX, 1. 5. 1933 RDY, 1. 5. 1933 RDZ, 1. 5. 1933 RDA, 1. 5. 1933 RDB, 1. 5. 1933 RDC, 1. 5. 1933 RDD, 1. 5. 1933 RDE, 1. 5. 1933 RDF

№ 263.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Freitag, den 3. November 1837.

In dich hatt' ich mein Ziel gericht,
Mein einzig All, mein's Lebens Licht;
Nun hat des Glückes Neid
Von deiner Seiten mich gerissen,
Drum wünsch' ich dieser Zeit
Nicht mehr des Lebens zu genießen.
Martin Opitz.

Nachruf.

Kein Frühling mir! Nur dein gedenk' ich,
Wie du im Trotz von mir geschieden.
Ich weine nicht, die Blicke senk' ich;
Aus meinem Busen wich der Frieden.
Zwar schlagen dort die Nachtigallen
Wie jene bange Sterbenacht,
Doch ihre Stimmen widerhallen
Nicht mehr in mir. Ich bin erwacht.

Es war ein Traum. Er ist zerronnen,
Die sanfte Nacht ist mir entschwunden,
Ein düstrer Morgen hat begonnen,
Und wieder bluten alle Wunden.
Du senktest mich in Liebesträume,
Dem Geiste wurde Licht von dir,
Es formten sich die flücht'gen Schäume
Des Lebens zur Gestalt in mir.

Den blauen Himmel sah ich droben,
Den schönern doch in deinen Augen,
Von Herzen konnt' ich beide loben,
Und durfte beiden Trost entsaugen.
Dein Auge brach. In blassen Farben
Hangt nun der Himmel über mir.
Dein Mund erblich. Die Rosen starben
Im Lenz und auf den Wangen dir.

Ich bin allein, und muß es tragen,
Wiewohl die ganze Seele schmachtet,
Bei allen Herzen anzufragen,
Ob keins der Liebe werth mich achtet?
Doch Keiner hört mich; Alle stieben
Hinweg von mir, und ach! ich kann
Nicht tilgen aus der Brust das Lieben
Und waffnen mich mit Haß und Bann.

Nur einmal mag der Geist besiegen
Die Last der Welt und ihre Schmerzen;
Minutenlang nur möcht' ich liegen
An einem warmen Menschenherzen.
Ich würde nicht im Busen wühlen,
Zu übertäuben meine Qual,
Des Lenzes Pulsschlag würd' ich fühlen,
Und wärmen mich am Sonnenstrahl.

Mir bangt im Frühling unter Rosen,
Bei Sonnenlicht, bei Nachtigallen!
Wie werd' ich erst im freudenlosen,
Im öden Winter mir gefallen!

Digitized by Google

Appointment of Executors.

Probate issued to Mary Ann Bowden of Bedford Park Corner Chiswick in the County of Middlesex Widow the Relict and Thomas Bowden of Bedford Park Corner aforesaid Gentleman the Son two of the Executors. Sworn at the Principal Registry 19 December.

BOWDEN Thomas. 17 December. The Will of Thomas Bowden late of Bedford Park Corner Chiswick in the County of Middlesex Gentleman who died 15 November 1906 at Bedford Park Corner aforesaid was proved by Mary Ann Bowden of Bedford Park Corner aforesaid Widow the Relict and Thomas Bowden of Bedford Park Corner aforesaid Gentleman the Son two of the Executors. Sworn at the Principal Registry 19 December.

Effects £1,000 0s. 0d.

BOWDEN Thomas Henry. 17 December. The Will of Thomas Henry

eine Frau und sieben Kinder, dem Hungertode nahe. Zwei Pfund. Nicht übel; hoffentlich das nächste Mal mehr. —

(Der Beschluß folgt.)

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Notre-Dame von Rouen ist nicht nur eine der größten und weitläuftigsten, sondern auch eine der reichsten und schönsten christlichen Kirchen, welche ich gesehen. Rollo wurde darin im Jahr 912 getauft; er ließ sie darauf ausbessern, denn sie drohete Einsturz; daher finden wir auch in einer Seitenkapelle Rollo's Grabmahl. Fünf Jahrhunderte später, nachdem die Eroberung der Normannen gesichert war, fingen die Erzbischöfe, stolz auf ihre souveränen Herzoge, den ungeheuren Bau an, den wir noch heutzutage sehen und welcher langsam bis zum sechzehnten Jahrhundert fortgeführt wurde. Das Aeußere des Doms verkündet, trotz der häufig vorgefallenen Unterbrechungen, einen reinen gothischen Styl und eine eben so feine, zierliche Arbeit, wie am Straßburger Münster; es ist zwar nicht so elegant und vornehm, wie das der Kathedrale von Mailand — dazu fehlte das geeignete Material — aber es ist immer ein höchst schätzbares Monument. Die Hauptfaçade mit den Thürmen und drei Portalen kann zu den regelmäßigsten und musterhaftesten gezählt werden; sie ist sehr vollständig, imposant und reich an Details. Die Bildhauerarbeiten und Statuen an den Thüren des Portals und in den Galerien am Thurm sind von trefflichem Meisel. Der Mittelpunkt des Kreuzes trägt auf einem massiven viereckigen Thurmunterbau eine Laterne, von welcher unlängst noch ein hölzerner, mit Blei gedeckter, vierhundert Fuß hoher Thurm gen Himmel stieg. Am 15ten September 1822 zerstörte ihn der Blitz; an diesem Tage floß geschmolzenes Blei in den Gossen von Rouen; ein Stück von der Thurmspitze fiel auf das Dach eines benachbarten Hauses, von da durch Decken und Zimmerböden von drei Stockwerken hindurch bis in's unterste Geschoß, wo es noch ein tiefes Loch in die Erde schlug. Der vor zwei Jahren gestorbene Architekt Alavoine, welcher auch den Plan zu der auf dem Bastilleplatze zu errichtenden Julisäule geliefert, hatte den Auftrag erhalten, den zertrümmerten hölzernen Thurm durch einen andern höhern von Eisenguß zu ersetzen. Diese Masse, welche über eine Million Pfund wiegen wird, beginnt schon sich in die Luft zu erheben; aber ein durchbrochener Thurm von Eisenguß auf einer Kirche von durchbrochenem Stein kommt mir wie ein Anachronismus vor.

Vor diesem gigantischen Produkt der Dampfmaschinen erheben sich zwei schöne, bis zur höchsten Galerie vollendete Thürme, von welchen der eine lange Zeit hindurch der Butterthurm genannt wurde, weil man die Kosten seines Baues mit dem Ertrag der Dispensationen bestritten hatte, welche die Geistlichkeit denjenigen verkaufte, die während der Fasten Butter essen wollten. Gegenwärtig heißt dieser Thurm Georges d'Amboise, wahrscheinlich deßhalb, weil dieser Kardinal die Butterauflage ersonnen hatte. Er enthielt ehemals eine große Glocke, deren Gießer bei seinen Lebzeiten im Ruf der Zauberei stand und vom Teufel geholt wurde, wie die Sage berichtet. Trotz der Hülfe des bösen Feindes hatte diese Glocke nur einen höchst mittelmäßigen Klang; sie zersprang bei der Anwesenheit Ludwigs XVI. in Rouen; um ihren Rand herum stand geschrieben:

Je suis nommée Georges d'Amboise,
Qui bien trente six mille poise,
Et cil qui bien me poisera,
Quarante mille trouvera.

Während der französischen Revolution schmolz man die zersprungene Glocke zu Kanonen um. Die eben angeführte Strophe wurde von nachfolgendem Terzett abgelöst, welches man auf den bei dieser Gelegenheit geschlagenen, jetzt sehr selten gewordenen Denkmünzen liest:

Monument de vanité,
Détruit pour l'utilité,
L'an II de l'égalité.

Der Kardinal Georges d'Amboise, Liebling und Minister Ludwigs XII., hinterließ ein scandalöses Vermögen. Da er trotz aller seiner Intriguen und Bemühungen dennoch nicht hatte Pabst werden können, so wollte er, wenn auch nicht der erste, doch wenigstens der reichste Kirchenfürst seyn. Indeß scheint er auf seinem Sterbebette Reue darüber empfunden zu haben, und er ließ Ludwig XII. zu sich rufen, um ihn wegen so großer Schätze um Vergebung zu bitten. Es handelte sich in der That um drei Millionen Goldunzen, welche Georges d'Amboise, Niemand wußte wie, zusammengescharrt hatte; und dabei waren die bedeutenden Einkünfte des erzbischöflichen Stuhls in Rouen noch nicht mitgerechnet. Beim Leichenzuge dieses geistlichen Rothschild sah man 28 Fürsten, 200 Edelleute, 1200 Prälaten und 11,000 Priester und Mönche.

Als merkwürdige Probe von der gesellschaftlichen Stellung der damaligen Künstler und als Gegenstück zu den Reichthümern, welche die Erzbischöfe erwerben konnten, führen wir Folgendes an. George d'Amboise hatte in seinem Testamente 2000 Sonnenthaler, d. h. etwa 4000 Livres nach damaligem Gelde, ausgesezt, für welche Summe er ein marmornes Grabmal im Dom zu seinen Ehren aufzurichten befahl. Es ist dies das prachtvolle Mausoleum im schönsten Styl der Renaissance, welches man rechts vom Hochaltar im Hintergrund der Kathedrale bewundert, dem Monument des Großseneschals von Livézé gegenüber. Der Maurermeister Roullant-le-Roux machte den Plan und die Zeichnungen dazu; er leitete die Arbeiten, welche

Digitized by Google

Gesetz über Land- Forst- und Jagdpolizei vom 7. Juli 1879 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten 1879 S. 561) und des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über Land- Forst- und Jagdpolizei vom 7. Juli 1879 vom 14. Juli 1880 (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten 1880 S. 230) wird Folgendes bestimmt:

§. 1. Die Bestimmungen des §. 1 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung.

§. 2. Die Bestimmungen des §. 2 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 2 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 3. Die Bestimmungen des §. 3 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 3 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 4. Die Bestimmungen des §. 4 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 4 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 5. Die Bestimmungen des §. 5 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 5 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 6. Die Bestimmungen des §. 6 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 6 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 7. Die Bestimmungen des §. 7 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 7 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 8. Die Bestimmungen des §. 8 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 8 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 9. Die Bestimmungen des §. 9 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 9 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 10. Die Bestimmungen des §. 10 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 10 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 11. Die Bestimmungen des §. 11 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 11 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 12. Die Bestimmungen des §. 12 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 12 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 13. Die Bestimmungen des §. 13 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 13 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 14. Die Bestimmungen des §. 14 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 14 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 15. Die Bestimmungen des §. 15 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 15 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 16. Die Bestimmungen des §. 16 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 16 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 17. Die Bestimmungen des §. 17 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 17 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 18. Die Bestimmungen des §. 18 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 18 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 19. Die Bestimmungen des §. 19 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 19 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 20. Die Bestimmungen des §. 20 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 20 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 21. Die Bestimmungen des §. 21 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 21 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 22. Die Bestimmungen des §. 22 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 22 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 23. Die Bestimmungen des §. 23 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 23 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 24. Die Bestimmungen des §. 24 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 24 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 25. Die Bestimmungen des §. 25 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 25 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 26. Die Bestimmungen des §. 26 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 26 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 27. Die Bestimmungen des §. 27 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 27 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 28. Die Bestimmungen des §. 28 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 28 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 29. Die Bestimmungen des §. 29 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 29 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 30. Die Bestimmungen des §. 30 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 30 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 31. Die Bestimmungen des §. 31 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 31 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 32. Die Bestimmungen des §. 32 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 32 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 33. Die Bestimmungen des §. 33 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 33 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 34. Die Bestimmungen des §. 34 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 34 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 35. Die Bestimmungen des §. 35 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 35 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 36. Die Bestimmungen des §. 36 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 36 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 37. Die Bestimmungen des §. 37 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 37 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 38. Die Bestimmungen des §. 38 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 38 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 39. Die Bestimmungen des §. 39 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 39 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 40. Die Bestimmungen des §. 40 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 40 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 41. Die Bestimmungen des §. 41 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 41 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 42. Die Bestimmungen des §. 42 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 42 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 43. Die Bestimmungen des §. 43 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 43 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 44. Die Bestimmungen des §. 44 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 44 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 45. Die Bestimmungen des §. 45 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 45 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 46. Die Bestimmungen des §. 46 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 46 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 47. Die Bestimmungen des §. 47 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 47 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 48. Die Bestimmungen des §. 48 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 48 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 49. Die Bestimmungen des §. 49 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 49 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 50. Die Bestimmungen des §. 50 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 50 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 51. Die Bestimmungen des §. 51 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 51 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 52. Die Bestimmungen des §. 52 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 52 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 53. Die Bestimmungen des §. 53 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 53 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 54. Die Bestimmungen des §. 54 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 54 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 55. Die Bestimmungen des §. 55 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 55 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 56. Die Bestimmungen des §. 56 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 56 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 57. Die Bestimmungen des §. 57 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 57 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 58. Die Bestimmungen des §. 58 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 58 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 59. Die Bestimmungen des §. 59 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 59 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 60. Die Bestimmungen des §. 60 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 60 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 61. Die Bestimmungen des §. 61 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 61 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 62. Die Bestimmungen des §. 62 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 62 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 63. Die Bestimmungen des §. 63 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 63 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 64. Die Bestimmungen des §. 64 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 64 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 65. Die Bestimmungen des §. 65 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 65 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 66. Die Bestimmungen des §. 66 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 66 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 67. Die Bestimmungen des §. 67 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 67 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 68. Die Bestimmungen des §. 68 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 68 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 69. Die Bestimmungen des §. 69 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 69 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 70. Die Bestimmungen des §. 70 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 70 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 71. Die Bestimmungen des §. 71 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 71 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 72. Die Bestimmungen des §. 72 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 72 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 73. Die Bestimmungen des §. 73 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 73 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 74. Die Bestimmungen des §. 74 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnahmen von dem Verbote des §. 74 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 zu gestatten sind.

§. 75. Die Bestimmungen des §. 75 des Gesetzes vom 7. Juli 1879 finden auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Fasanen, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, Drosseln, Lerchen, Staare und Wachteln keine Anwendung. Für diese Wildarten bestimmen die Provinzialräthe, ob und in welchem Umfange Ausnah

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 4. November 1837.

Fuimus Troes, und somit schließt sich das alte Lied; aber Häuser, Familien und Menschen haben lang genug bestanden, wenn sie so lang standen, bis sie mit Ehren fielen, und jetzt habe ich's bis zu einem Hause gebracht, das einer domus ultima ähnlich genug sieht.

Walter Scott.

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

Es wäre sehr weitläufig, zu erzählen, auf welche Weise mein Vater um sein Vermögen kam, genug, er kam um dasselbe. Unser lezles Besitzthum war ein Schloß, welches mein Vater mit großen Kosten auf einer ziemlich hohen Bergspitze erbauen ließ, indem er die Ruinen einer alten Burg wieder herstellte, welche die Sage als den einstmaligen Stammsitz unserer Familie bezeichnete. So sehr meiner Mutter die Ausführung dieser Idee mißfiel, so war sie doch zu gefällig, um meinem Vater zu widersprechen; sie sezte daher sich und ihre Familie geduldig auf die hartgepolsterten, hohen gothischen Stühle, da sie doch auf dem bequemsten Canapé hätte sitzen können, und kletterte täglich einmal einen beschwerlichen Bergpfad hinauf, während sie im Thal in ihrem eleganten Wagen die angenehmsten Fahrten hätte machen können. Mein Vater war aber auch für so viel Zuvorkommenheit nicht unerkenntlich; er ruhte nicht eher, als bis er meiner Mutter ein Bett verschafft hatte, das genau nach dem Muster des Bettes der Gemahlin Karls des Kahlen gearbeitet war; ebenso sah er es für einen Ehrenpunkt an, ihr eine Toilette zu geben, wie die Königin Brunhild sich einer bedient hatte. Aber er achtete wenig darauf, daß meine Mutter in jenem Bette nicht schlafen und vor diesem Spiegel ihren Anzug nicht mustern konnte. Ebenso fand er es für nöthig, in seinem Schlosse eine Kapelle und eine Bildergalerie anzulegen. In der erstern säuerte an warmen Tagen die Wirthschafterin heimlich die Milch, und in die andere führte uns unsere Amme, wenn wir unartig waren, um uns mit den dort aufgehängten Bildern zu erschrecken. Wirklich bestand die ganze Sammlung aus jenen Vogelscheuchen der Kunst, welche die Kenner mit dem Namen altbyzantinische Schule zu bezeichnen pflegen. Jedes bemalte Täfelchen der Art, jede bunte Glasscherbe und jede gothische Rose wog mein Vater mit Gold auf. Er fühlte sich von einer wahrhaft königlichen Freigebigkeit beseelt, wenn zufällig sein Auge auf einen alten, morschen Tisch fiel, mit einer wurmzerfressenen Platte und plumpen, gedrehten Füßen, auf einen schmalen irdenen Krug mit einem Zinndeckel oder gar auf ein Crucifix von Ebenbaumholz, an dem ein schmächtiger Christus von Elfenbein hing. Diese Gegenstände wanderten zu ganzen Schaaren in unser Schloß, und er gab viel Geld aus, um den Leuten die Mühe zu ersparen, ihre Kramläden und Polterkammern durch einen Kehrichtträger vom alten Gerümpel reinigen zu lassen. Doch nicht die Burg allein, auch ihre Umgebung war nach dem Geschmack ihres Erbauers eingerichtet. Wir hatten Taubenschläge, die von fern täuschend kleinen Kapellen ähnlich sahen, und Hühnerställe

Digitized by Google

mit gothischen Eingängen. Wenn der Schlächter heraufkam, um einen Ochsen zu schlachten, so mußte er sein Opfer in einer düstern Einsiedelei aufsuchen, die ihre zierliche Thurmspitze aus dem Dickicht des nahen Wäldchens emporstreckte; selbst das Hundehaus erinnerte auf eine rührende Weise an die alte romantische Zeit.

Mein Vater hatte oft im frohen Uebermuthe geäußert, wie es völlig unmöglich wäre, die Burg einzunehmen; aber seine Gläubiger belehrten ihn eines andern. Ihre Art der Belagerung war eben so still als nachdrücklich. Sie pflanzten kein Geschütz auf und ließen auch keine „Söldnerhaufen," wie mein Vater sich ausdrückte, gegen unsere Mauern anmarschiren, und dennoch befanden sie sich eines schönen Morgens im Besitz unserer unüberwindlichen Veste. Der Himmel weiß, wie sie das anfingen, aber einigen friedlichen, in saubere schwarze Ueberröcke gekleideten Männern war gelungen, was kein Ritter der Tafelrunde des Königs Arthus zu Stande gebracht hätte. So wenig kann man sich heutzutage auf alte gothische Schlösser verlassen.

Mein Vater mußte also seinen Stammsitz Leuten abtreten, deren Familien noch lange nicht zu der Ehre eines Stammsitzes gelangt waren. Er zog in ein bescheidenes Städtchen unten im Thal, mit dem Vorsatze, seine Burg immer im Auge zu behalten, um sie, wenn sich Hoffnung dazu zeigte, wieder einzunehmen. Unterdessen sezten die Gläubiger einen Verwalter hinein, der als ein Mann von rohen Interessen nicht die mindeste Ehrfurcht weder dem Bette der Gemahlin Karl des Kahlen, noch dem Putztische der Königin Brunhild bezeigte, sondern diese Merkwürdigkeiten mit anderm alten Kram auf eine entfernte Thurmkammer schaffen ließ. Dieser Zug eines wüsten, barbarischen Sinnes schmerzte meinen Vater am tiefsten, und er konnte sich nicht enthalten, darüber gegen meine Mutter in die bittersten Klagen auszubrechen. Aber diese edle Dame war mit ganz andern, viel wichtigern Gegenständen des Kummers beschäftigt, nämlich mit dem Schicksal ihrer Kinder, die ihr sehr am Herzen lagen. Das zärtliche Gemüth dieser guten Mutter litt die empfindlichste Marter, wenn sie sich uns in Elend und Entbehrung dachte. Bei der Sinnesart und den Zerstreuungen meines Vaters sah sie sich in ihrem Herzen als die Hauptstütze der Familie an, und obgleich sie von dieser stolzen Ueberzeugung gegen ihren Mann sich nichts merken ließ, so nahm sie doch im Verborgenen ihre Maßregeln darnach. Sie hatte sich auf's Genaueste von der Anzahl und der Beschaffenheit unserer Gläubiger zu unterrichten gewußt, und erfahren, daß eigentlich unser Schicksal in den Händen eines reichen Kaufmanns lag, der in der benachbarten Residenz wohnte. Die Macht dieses Herrn war im Stande, wenn er nach der vollen Strenge der Gesetze verfahren wollte, uns in das fürchterlichste Elend zu stürzen. Meine Mutter erschrack auf das Heftigste, als sie diesen Umstand erfuhr; zum Glück aber war ihr schon früher der Charakter dieses drohenden Feindes ihrer Ruhe durch Hörensagen bekannt geworden, und sie faßte daher die Hoffnung, daß, wenn es ihr gelänge, kluge und vorsichtige Wege der Vermittlung einzuschlagen, jener es nicht würde bis zum Aeußersten kommen lassen.

Mit diesen Plänen beschäftigt, machte sie ihren Mann mit dem Wunsche bekannt, eine Fahrt in die Residenz zu unternehmen, worin mein Vater gern willigte, weil er den wahren Beweggrund desselben nicht ahnte. Sein Stolz hätte sonst den Absichten meiner Mutter unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt, und ich bin überzeugt, daß diese treue und gehorsame Gattin zum ersten Mal in ihrem Leben, von den peinigendsten Umständen gedrängt, es wagte, hinter dem Rücken ihres Mannes und gerade gegen seinen Willen etwas zu unternehmen. Sie sezte sich also mit mir und meiner Schwester in den Wagen und fuhr mit bekümmertem Herzen den Thoren der Residenz zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Londoner Bettler.

(Beschluß.)

25. Juni. Bischof von London; William Anderson, ein Geistlicher ohne Anstellung, Frau seit drei Wochen todt, fünf kleine Kinder. Nichts. Ist ein zu alter Vogel, sich an einer Leimruthe zu fangen. Soll nächste Woche mit einem Netze versucht werden. — 28. Juni. Sir Peter Laurie; John Laurie, ein arbeitslustiger Schotte ohne Arbeit, vierzehn Tage von Wasser und Brod gelebt, jezt blos Wasser. Verweis an die Mendicity Society. Ist ein Filz und ein Schotte. Nicht ferner zu incommodiren. — Eodem. Lord Melbourne; Jane Simpson, ein blinder Vater, die Mutter gestorben, kein Geld zum Begräbnisse. Fünfzehn Schillinge. Richtig vermuthet, hat für Mädchen eine offene Hand und Geld in der Börse. — 30. Juni. Sir Peter Durham; Jack Scraggs, verlor unter ihm den rechten Arm und das linke Bein am Bord der Pallas, große Noth, nicht einmal Geld zu einem hölzernen Bein. Fünf Pfund. Braver Kerl. Habe seine Gesundheit in Madera getrunken. Soll in vierzehn Tagen wieder kommen. Werde nicht verfehlen. — 4. Juli. Sir Robert Peel; Samuel Downie, Gewürzkrämer, durch Anhänglichkeit an die Tories ruinirt, Kundschaft verloren, weil für Sir Francis Burdett gestimmt, ein Feind der Reform, das Herzblut für die Conservativen. Lange Antwort mit zehn Schillingen. Dumm! wußte ja, daß er lieber nimmt

Digitized by Google

als gibt, ein Conservativer seines Geldbeutels. — 6. Juli. Lord Holland; Jonathan Manson, gleichsam ein Märtyrer der Reform, vertrauter Freund Muir's, Palmers und anderer schottischen Reformers, die 1794 für ihre Grundsätze gelitten, eine sterbende Frau und sechs gesunde Kinder, in Lumpen, ohne Bett und ohne Speise; von der äußersten Noth gedrängt, unter Thränen schreibend. Fünf Pfund und eine theilnehmende Antwort. Soll die Runde machen. — 8. Juli. Lord Brougham; ditto wie an Lord Holland. Verweisung an die Mendicity Society. Verwünscht die Mendicity Society sammt dem Lord! Wie ihm wohl die dortige Wassergrütze zum Mittagessen und die Tretmühle zur Verdauung behagen würde? Mag mit dem dürrbeinigten Burschen nichts mehr zu thun haben." u. s. w. u. s. w.

„Soll die Runde machen," hatte John Douglas bei der von Lord Holland empfangenen Antwort angemerkt, und in diesem, sich selbst in's Gedächtniß geschriebenen Vorsatze auf eine Bettelmethode gedeutet, die von sämmtlichen Genossen für eine so einträgliche erachtet wird, daß eine solche Antwort ihnen mehr gilt als die reichste beigeschlossene Spende. Sie kennen bereits oder erfahren mit leichter Mühe die politischen Anhänger und persönlichen Freunde des angesehenen Mannes, der in einer Aufwallung von Mitleid sich hat täuschen lassen. Unverweilt couvertiren sie das Schreiben, fügen einige Zeilen bei, machen damit die Runde und sprechen selten vergebens vor. Wer die Handschrift des angesehenen Mannes kennt, gibt in der Ueberzeugung, daß derselbe so nicht geschrieben haben würde ohne genaue Kenntniß von der Thatsache, und wer sie nicht kennt, gibt, weil er sieht, daß Andere gegeben haben. In Underwoods, von dessen Geheimschreiber dem Gericht überlieferten Kassenbuche fanden sich zwanzig Pfund vereinnahmt als Geschenk des verstorbenen Grafen von Plymouth, und dann folgten drei- und zwanzig andere Posten, keiner unter zehn Pfund, mit der Randglosse, daß sie die Früchte des von dem gutmüthigen Grafen ausgestreuten Samens seyen. In der Masse ähnlicher, auf Täuschung berechneter und sie nur zu häufig bewirkenden Methoden zeichnen sich außerdem folgende zwei aus.

Ein Bettelbriefsteller nimmt ohne Weiteres Namen und Stand eines wohlhabenden Mannes an, und sendet als solcher eine Subscriptionsliste umher, an deren Spitze er selbst mit einer namhaften Summe steht und deren Ertrag zu Unterstützung einer unglücklichen Familie oder eines einzelnen Individuums bestimmt seyn soll. In gedrängter Kürze, aber nach Möglichkeit pathetisch, wird die Leidensgeschichte erzählt. Näheres ist beim Unternehmer der Subscription zu erfahren, der natürlich bloß aus Menschen- und Christenpflicht handelt, den Namen des Leidenden verschweigt, um dessen Gefühl nicht zu verletzen, und zu Annahme von Gaben unter dem Versprechen sich erbietet, sie auf das Gewissenhafteste zu dem angegebenen Zwecke zu verwenden und seiner Zeit öffentlich Rechnung darüber abzulegen. Ich weiß leider aus eigener Erfahrung, mit welch teuflischer Gewandheit dieses Manöver ausgeführt werden kann. Bei der zweiten Methode werden zu Erreichung desselben Zweckes zwei verschiedene Mittel gebraucht, die jedoch in eines zusammenfallen. Der Spekulant kauft gedruckte Formulare, dergleichen die Obrigkeit sich bedient, wenn sie einem Steuereinnehmer gegen einen Steuerrestanten oder einem Hausvermiether gegen seinen säumigen Miethsmann einen Erlaubnißschein zur Auspfändung ertheilt, ein Act, mit welchem die Obrigkeit in England sich selbst nicht befaßt. Wie leztere, füllt der Spekulant die Formulare aus, schreibt dann an Personen, die im Rufe der Mildthätigkeit stehen, erzählt eine Reihe von Unfällen, die ihn und die Seinigen an den äußersten Rand des Elends gedrängt haben, und fügt als Belege neben einigen der bemerkten Formulare ein Zeugniß seines Kirchenvorstehers oder eines Arztes oder eines sonst glaubwürdigen Mannes bei, alles natürlich eigenes Fabrikat. Oder er kauft in üblicher Weise gedruckte Pfandverleihers-Zettel, schreibt in die leeren Räume, was dahin gehört, und sendet diese mit herzbrechender Bitte aus, ihn durch milde Beiträge in den Stand zu setzen, die aus Noth verpfändeten Gegenstände wieder einzulösen, damit er seine nackten Kinder kleiden und bei der strengen Kälte vor dem Erfrieren schützen könne, weßhalb sich von selbst versteht, daß die angeblich versezten Sachen stets die unentbehrlichsten des Menschen sind. Eine vorzüglich dankbare Gelegenheit zu Ausschickung so bewaffneter Bettelbriefe zeigt sich der Genossenschaft, wenn das Feuer ihr den Gefallen thut, die Vorräthe eines bedeutenden Pfandverleihers in Asche zu legen, und die öffentlichen Blätter von dem Jammer und Wehgeschrei der Armen erzählen, die dadurch ihr bestes Eigenthum verloren haben. Es gibt dann gewiß in ganz London keine als mildthätig bekannte Matrone und keine alte Jungfer, auf deren Kasse nicht Sturm gelaufen wird; denn auch das darf zum Schlusse nicht unerwähnt bleiben, daß die Bettelbriefsteller mit richtigem Takte ihre Angriffe nach der geschlechtlichen Zugänglichkeit des menschlichen Herzens abzumessen verstehen.

W. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Die große Oper. Das neueste Ballet.

Nun haben wir doch, was man nicht mehr gehofft hatte, einen Weinmonat. In der Umgegend von Paris ist man emsig mit der Weinlese beschäftigt, die hier aber nicht

Ausschuß für Kunst und Wissenschaft, Bundesministerium für Unterricht und Kunst, Wien I, Minoritenplatz 5.

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 6. November 1837.

Das Ewige ist seinem Wesen nach Wort; von ihm ist gegeben das Wort Honover, das vortreffliche, reine, heilige, schnellwirkende, das da war ehe der Himmel war und irgend ein Geschaffenes.

Zendavesta.

An Jakob Grimm.

Zuweilen soll die Heil'ge mit der Lilie,
Die Sängerin mit ihrem Engelchore
An lieben Kinderwiegen stehn, Cäcilie;
Da soll sie Töne aus dem Flötenrohre
Der Orgel locken, bis den holden Kleinen
Ein süßer Nachhall spielt im wachen Ohre.
Und von der Stunde sollen dann die Reinen
Im Schlafe lächeln und noch im Erwachen
Fortlächeln, statt wie andere zu weinen.
Ist dieses wahr — und solche Wundersachen
Erzählt von Tasso man und andern Knaben,
Die nun Musik auf unsern Lippen machen:
So warst auch du in diesen Traum begraben
Und eingewiegt von solchen Engelchören,
So mußt auch du im Schlaf gelächelt haben!
Wie könnte sonst dein Ohr, wenn alle Röhren
Der ungeheuern Sprachenorgel brausen,
Den urgermanischen Accord erhören?
Wie könnt' es sonst jahrtausendlange Pausen
Und drauf die allgemeine Völkerfuge
Ertragen und ersterben nicht vor Grausen?
Und wie entkämst du im Entdeckungszuge
Den Felsen, die noch jetzt zusammenschlagen:
Dem alten und modernen Selbstbetruge?

Drum wird dich einst dein deutsches Volk befragen,
Wie einen Aeltervater, um sein Wesen,
Und Enkel werden zweimal gläubig sagen,
Wenn sie des Wortes Urgeschichte lesen
Und Gottes Offenbarung in den Worten:
Es sey im Anfang Gott das Wort gewesen
Und dieses Wort sey also Fleisch geworden! —
Denn ach, welch Kühne zogen schon von dannen,
Und thürmten Stein auf Stein zu Tempelpforten,
Und wollten eine Göttin dort umspannen,
Die, als die Wort- und Götterdämmrung graute,
Doch nur ein leeres Wolkenbild gewannen:
Indeß dein Geist das Pantheon erbaute
Und ein Orakel ward und ein Prophete
Der scheinbar sonst verwirrten Sprachenlaute.

Wenn nun des Schülers andachtsvolle Rede
Dein Ohr erreicht, so muß im Ungemeinen
Einhergehn seiner tiefen Formen jede;
Denn seit er dich vernommen hat, erscheinen
Die Sprachen ihm theils als ein himmlischlichter,
Theils als ein trüber Spiegel des Dreieinen.
Du lächelst über mich, gestrenger Richter?
Doch höre nur zum allersten Male,
Wie dies Gestalt gewann in deinem Dichter.

Digitized by Google

Ein Memnon klang, geweckt vom eignen Strahle,
Und rief sich selbst, und also rief in's Leben
Sich dieser Erste dreier Urvokale.
Ihm war, dem Alten, volle Macht gegeben,
Aus seiner Einzelheit herauszuschreiten
Und wieder in sich selbst zurückzustreben;
Doch er verließ die öden Ewigkeiten
Und trat hervor, nun aber klang dem Wanderer
Die Stimme wie die Stimme eines Zweiten;
Er schien sich ein Verklärter und Gewandterer,
Und doch als Zweiter in der tiefsten Ader
Entfremdet sich zu seyn, zu seyn ein Anderer;
Bis Beiden nun aus ihrem Götterhader
Ein Echo scholl, ein Reim aus Doppelworten:
Da ward der Vater wiederum zum Vater,
Da war aus widerstrebenden Accorden
Der Geisterdreiklang dieser Welt vermittelt,
Und also war das A das O geworden.

Wenn fromme Wuth als Frevel dies betitelt,
Du nennst es anders, der du vorempfunden,
Wie sich der Sprache tiefstes Wesen drittelt;
Ihr aber, die im All noch nichts gefunden,
Als nur die eigne Aermlichkeit und Weigerung,
Vernehmt, man gibt das Heil'ge nicht den Hunden.
Drum bleibt auch diese göttliche Bereicherung
Ein Räthsel euch und ewig euch verschlossen,
Das in Geschlecht, in Laut, in Zahl und Steigerung
Wie ein Krystall dreiseitig angeschossen.
Du aber, Geist mit lautbegabtem Ohre,
Vom Weltensang umfluthet und umflossen,
Dem alle Völker wie in Einem Chore
Die längstverschollnen Hymnen wieder singen,
Sey's auf der Leier, sey's am Haberrohre:
Vergönne mir, dies Lied dir darzubringen,
Laß, wie vom dreigearmten Wiesenbronnen,
Von seinem Dreiklang innig dich umschlingen,
Der auch sich selbst verlor, als er begonnen,
Bis er im Bruderlaut sein altes Leben
Nur um so schöner wiederum gewonnen.
Wie tief doch ein geheimnißvolles Streben,
Ein Opfern im Entstehen, wo wir fragen,
Erscheint, ein Werden und ein Aufsichgeben;
So daß man betend denken darf und sagen:
Der alte Lyriker, den die Maenade
Im Rausch des Seyns zerrissen und erschlagen:
Der Phantasus der Weltenliade,
Der erst den Orphischen Gesang gesungen,
Und drauf mit der Begeistrung Flammenrade
Entzückt sich durch die Himmel hingeschwungen
Und dort in eine Welt des Lichts zerschossen:
Aufleb' er wiederum auf Menschenzungen!

Ja, wie sich Jener, den kein Raum umschlossen,
Im Stalle finden ließ in einer Krippe,
Damit wir würden seine Reichsgenossen:
So findet der sich auf der Menschenlippe,
Der sich im Epos von den Sonnenlichtern
Verlor, als wie in einer Aganippe —
So hört und liest sich selber Gott in Dichtern.

Ernst Ludwig Rochholz.

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

(Fortsetzung.)

Es ist jezt Zeit, daß ich von der Hauptperson dieser kleinen Geschichte spreche, die dazu bestimmt war, uns allen einen so wichtigen Dienst zu leisten. Ich nenne sie mit Stolz meine Schwester,

Zum Glück war die Familie, für die zu sorgen meine Mutter sich so heldenmüthig entschlossen hatte, nicht zahlreich; sie bestand nur aus mir und meiner Schwester. Diese hatte eben ihr siebzehntes Jahr erreicht und entwickelte die zarteste Blüthe von Schönheit und Jugend. Mein Vater hatte ihr in der Taufe den albernen Namen Fredegunde aufgeheftet; ja er war eigentlich Willens gewesen, sie Frisdewide zu nennen, weil dieser Name mit einem noch viel alterthümlichern Klange seinem Ohr schmeichelte und ihn zugleich an die Heilige dieses Namens erinnerte, die in der Chronik des gelehrten Bischofs von Mainz eine so merkwürdige Rolle spielt; allein meine Mutter hatte sich seinem Ansinnen mit so vieler Kraft widersezt, daß es bei jenem Namen geblieben war und mein Vater nur noch Gelegenheit gefunden hatte, die Namen Irmengard und Corisande als besonders wohlklingend hinzuzufügen. Die Einschränkung, die er sich hier hatte gefallen lassen, gab ihm Gelegenheit, bei mir, als dem später Geborenen, und noch dazu einem Knaben, seine volle Lust zu büßen. Ich prangte daher mit nicht weniger als sechs Namen, die alle den merkwürdigsten Ritterbüchern entlehnt waren, so daß man hätte glauben sollen, die berühmten zwölf Pairs seyen meine Pathen gewesen. Von unserer Wärterin, die sich keine Kenntniß der renommirten Helden des Mittelalters anmaßte, wurde aber meine Schwester ganz kurz Fredchen und ich Artel genannt, womit sie den herrlichen Namen Arthus verballhornte. Dieses Weib wurde von meinem Vater wegen ihres gemeinen Sinnes und ihrer stumpfen Fassungskraft mit der äußersten Verachtung behandelt, so daß selbst der Umstand, daß sie übrigens die Pflichten ihres Amtes mit der größten

Digitized by Google

Sorgfalt erfüllte, nichts dazu beitrug, sie in seinen Augen wegen jener elenden Verstümmelung so kostbarer Namen zu entschuldigen.

Meine Schwester hatte, wie gesagt, eben ihr siebzehntes Jahr und ich mein vierzehntes erreicht, als die Katastrophe von der Einnahme unserer Burg sich ereignete. Ich artete mehr nach dem Charakter meines Vaters, sie nach dem der Mutter, und man muß gestehen, daß ihr Wesen dem zu Folge in's wahrhaft Liebenswürdige überging, ich jedoch bald sehr stark in's Unliebenswürdige ausartete. Dabei theilte ich meines Vaters Hang für das Mittelalter. Ich strebte, mich in den Sitten und Gebräuchen desselben zu befestigen, zum großen Kummer meiner Mutter, die nun die Thorheiten ihres Mannes ganz von Neuem wieder aufleben sah. Das Schicksal kam dieser guten Frau zu Hülfe; es hatte mich nicht zum alten Ritter bestimmt, und die Eroberung unseres festen Schlosses gab plötzlich meiner Erziehung eine völlig verschiedene und äußerst glückliche Richtung.

Als meine Mutter mit uns in der Residenz angelangt und bei einer Dame ihrer Bekanntschaft abgestiegen war, suchte sie auf das Angelegentlichste Nachrichten über das Haus des Baron Bändler, so hieß der Bankier, dem mein Vater schuldete, einzuziehen. Was sie hierüber in Erfahrung brachte, war nichts weniger als tröstlich. Ich werde mir später die Freiheit nehmen, das Porträt dieser sehr ehrwürdigen Sippschaft zu entwerfen, mit der wir jezt in enge Berührung kommen sollten; für jezt genügt es, zu bemerken, daß meine liebevolle Mutter, in Folge der eingezogenen Nachrichten, es für gut fand, dem Bankier, oder vielmehr dessen Gattin, einen Besuch abzustatten. Der Himmel weiß, wie schwer ihr dieser Schritt geworden seyn mag; doch ließ sie sich gegen uns nicht das Mindeste davon merken, nur nahm sie meine Schwester mit, gleichsam als fände sie es nöthig, sich mit einem sichtbaren guten Engel zu versehen, auf dem beschwerlichen Pfade, den sie zu wandeln hatte.

Man wird mir ohne Zweifel, wenn ich jezt den Charakter meiner Schwester zu schildern unternehme, Parteilichkeit vorwerfen, und doch kann ich sehr ernstlich versichern, daß ich mit dem kältesten Blut und dem vollkommensten Gleichgewicht der Seelenkräfte daran gehe, das Bild eines höchst liebenswürdigen Mädchens zu malen, das zufällig meine Schwester ist. Soll dieser Umstand einen Grund abgeben, meine Wahrheitsliebe und meine Urtheilskraft in Zweifel zu ziehen? Dies wäre sehr ungerecht; die Liebe eines Bruders zur Schwester ist lange nicht so stürmisch, so übereilt und aus einem solchen Tumulte aller Gefühle entsprungen, wie jene Leidenschaft, der man einen blinden Gott zum Repräsentanten gegeben hat. Der Gott unserer Liebe trägt keine Binde; also darf man mir glauben, wenn ich versichere, daß Emilie (so nannten wir sie, wenn der Vater nicht gegenwärtig war) das sanfteste, zarteste, liebevollste Wesen war, das hundert Meilen in der Runde gefunden werden konnte. Seelen, wie die ihrige, hat die Natur offenbar dazu bestimmt, in dem chemischen Prozesse der Gesellschaft das Medium zu bilden, wodurch die vielen Säuren, Bitterkeiten und Salze mit einander verbunden werden. Nähme man diese weichen, warmen, süßen Seelen hinweg, so würde der alte Sauerteig in seiner ganzen Widerwärtigkeit daliegen, und alsbald in innerm Zwist und Hader auseinanderfallen. Deßhalb auch das Sehnen und Verlangen, diesen Seelen nahe zu kommen; Alles, was in sich Stolz, Bitterkeit oder Säure spürt, begibt sich unwillkührlich an die Seite dieser weichen Stoffe, und deßhalb werden die Theetische, die Salons, die Kaminecken und die Boudoirs, wo Wesen dieser Art sich aufhalten, nie leer; ja es gibt sogar Beispiele, daß man ihretwegen Bodentreppen erklimmt und sich in tiefe Keller herabläßt. Die Engländer nennen diese Eigenschaft temper und drücken damit etwas Unbeschreibliches aus. Wer kann auch die wahre Liebenswürdigkeit der Seele beschreiben? sie will empfunden seyn, und dann läßt sie in dem Gemüth ein Gefühl zurück, als hätte man eine gute Handlung begangen. Dabei muß man jedoch nicht glauben, als hätte Emiliens „Temper“ etwas Dumpfes, Trübseliges oder Langweiliges an sich gehabt; im Gegentheil, sie trug die volle Frische und Jugendlichkeit ihres glücklichen Alters zur Schau. So zart gebaut sie war, hatte ihr Auge eine Lebhaftigkeit und ihr ganzes Wesen eine Beweglichkeit, die eine hinlängliche Dosis Geist und Feuer verriethen; aber diese Heiterkeit artete nie in den ungestümen, wilden und erkünstelten Rausch aus, der oft als entzückende Jugendlichkeit gepriesen wird. Es war ihr unmöglich, zu glänzen, aber es war ihr eben so unmöglich, ihre Umgebung kalt und unbefriedigt zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Sederholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Mostau.

Der Ostwind hört nicht eher auf zu wehen, als bis es regnet, das Weib nicht eher zu zanken, als bis es weint.

Der hat sich nicht die Zunge am Brei verbrannt, der sich mit einem Weibe zanken kann.

Gute Mädchen, artige Töchter, wo kommen denn die bösen Weiber her?

Fort mit dem Kehricht aus der Stube, fort mit den Mädchen aus dem Hause.

Digitized by Google

Lieut. Wilkins, 20 Regt., to be Capt., vice Capt. Hall, dec., 29 Aug., 1885.

Lieut. Hall, 20 Regt., to be Capt., vice Capt. Wilkins, prom., 30

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 7. November 1837.

— Auf ihr Alle! wendet euch!
Richtet euch! ſtreckt vor den Stachel!

Ariſtophanes.
Die Weſpen.

Techniſche Reiſeerinnerungen.

Von Dr. A. Poppe.

Die Stecknadelfabrik.

Wenn man ſich unter den zahlloſen Produkten der Fabrikinduſtrie etwas näher umſieht, ſo ſtößt man auf manche Fabrikate, welche ſowohl dem Preiſe, als auch dem Zwecke und der Form nach beim erſten Anblick als ſo unbedeutend und geringfügig ſich darſtellen, daß man ſich ſcheuen möchte, dieſelben unter die Zahl der Nationalgewerbszweige einzureihen. Gleichwohl müſſen auch ſie, aus dem richtigen Geſichtspunkte betrachtet, als wichtige Glieder jener großen Kette angeſehen werden, welche den Wohlſtand der Völker befeſtigt und zuſammenhält. Unter die Fabrikate dieſer Art gehört die Stecknadel, dieſe einfache, kleine, ſpitzige, dem ſchönen Geſchlechte ſo unentbehrliche Waare. Sollte man denken, daß dieſes unbedeutende, anſpruchloſe Ding, welches wir am Wege liegen ſehen, ohne uns die geringe Mühe zu nehmen, es aufzuheben, das wir ſprüchwörtlich in den Mund nehmen, wenn wir eine für uns möglichſt werthloſe Sache bezeichnen wollen, durch ſechzig bis achtzig verſchiedene Hände gegangen iſt, ehe es als Waare in den Handel kam?

Beinahe alle Stecknadeln werden jetzt fabrikweiſe, und zwar in ungeheurer Quantität verfertigt; England allein erzeugt täglich fünfzehn Millionen Stecknadeln. Der Hauptgrund dieſer enormen Produktion mag in ihrer großen Verlierbarkeit liegen. Alle Stecknadeln verſchwinden, man weiß nicht wie. Niemand kann indeſſen hierüber genauere Auskunft ertheilen, als die Pariſer Chiffonier's, welche den Straßenkehricht durchwühlen, und hauptſächlich auf das Verlieren ihren Erwerbszweig gründen. Ein fleißiger Chiffonier findet im Durchſchnitt jährlich nur 350 Knöpfe und 1500 Haarnadeln; dagegen darf er ſicher auf 10,000 Stecknadeln rechnen, welche ſofort wieder im Handel als neue Waare erſcheinen.

So einfach die Stecknadel ausſieht, ſo intereſſant und merkwürdig iſt ihre Fabrikation im Großen, indem wohl bei keiner andern Fabrik der Vortheil und die glänzenden Reſultate einer zweckmäßig angeordneten Arbeitstheilung ſo auffallend hervortreten. Es dürfte daher nachfolgende Beſchreibung einer Stecknadelfabrik, ſo wie ich in Köln Gelegenheit hatte ſie zu ſehen, für manche Leſer und namentlich Leſerinnen von Intereſſe ſeyn.

Die Stecknadelfabrik der Madame Reineker in Köln gewährt dem Freunde der Induſtrie beſonders dadurch ein höheres Intereſſe, daß ein und daſſelbe Fabrikgebäude alle Operationen, welche der rohe Draht bis zur fertigen Stecknadel durchzumachen hat, vereinigt und ſomit einen

bequemen und ſichern Ueberblick über das Ganze geſtattet. Allen Stecknadelfabriken, welche ich gelegentlich ſpäter ſah, mangelte dieſe dem Betrachter ſo erwünſchte Annehmlichkeit.

In der Regel weist der Fabrikherr den verſchiedenen Arbeitern ihr verſchiedenen Arbeiten an, gibt ihnen das Material dazu, und ſie gehen damit in ihre Hütten, verarbeiten den Draht, jeder der ihm angewieſenen Operation gemäß, und empfangen im Verhältniß der gelieferten Quantität ihren Lohn. Eine ſolche Fabrik bildet zwar auch ein Ganzes, aber ein Ganzes, deſſen einzelne Theile im Umkreis von oft mehreren Stunden zerſtreut liegen; daher es dem, welcher zum erſten Mal eine ſolche Fabrik ſieht, ſchwer, ja oft unmöglich wird, einen richtigen Ueberblick und klaren Begriff von der Reihenfolge und dem Ineinandergreifen der verſchiedenen techniſchen Akte, von der Art und Weiſe, mit welcher ein Arbeiter dem andern in die Hände arbeitet, zu erhalten. Im genannten Etabliſſement dagegen verfolgt man die progreſſive Umwandlung des Meſſingdrahtes in die zur Verſendung fertige Stecknadel von Anfang bis zu Ende mit allen vorkommenden Nebenoperationen.

Im erſten Arbeitsſaale beobachtete ich das Geraderichten, Zerſchneiden und Zuſpitzen des Meſſingdrahtes. Dieſer iſt, ſo wie er aus dem Drahtzuge kommt, ringförmig zuſammengelegt, und muß daher, bevor er in die einzelnen Stücke, welche nachher die Stecknadeln bilden ſollen, zerſchnitten werden kann, ganz gerade ausgeſtreckt werden. Hiezu bedient man ſich einer ſehr einfachen Vorrichtung. Der Draht liegt, um eine Scheibe gerollt, auf einem Tiſche; mit Hülfe einer Beißzange wird er zwiſchen einer Reihe in den Tiſch eingeſchlagener Stifte gewaltſam hindurchgezogen, wodurch er ſeine Krümmung verliert. Die ſo vorbereiteten langen geraden Drahtſtücke werden nun von demjenigen Arbeiter in Empfang genommen, welcher den ganzen Tag nichts weiter zu thun hat, als dieſelben in lauter kleine Drahtſtückchen oder Schäfte von gleicher Länge zu ſchneiden. Dieſe lezteren müſſen indeſſen die doppelte Länge der daraus zu bildenden Stecknadeln haben. Wenn jedes Drahtſtück einzeln abgemeſſen und abgeſchnitten werden ſollte, ſo gäbe dies eine entſetzlich langwierige, zeitraubende Arbeit, welche eine Legion Arbeiter in Anſpruch nähme; allein ein bewundernswürdig einfacher Apparat, das Schaftmodel, ſezt einen einzigen Arbeiter in Stand, die ganze Fabrik mit Nadelſchäften zu verſehen. Dieſes Meßinſtrument iſt weiter nichts als ein viereckiges, mit einem Handgriff verſehenes Stück Holz, welches, in gemeſſener Entfernung vom Rande, eine ebene Rückwand beſizt und ſeitwärts noch mit erhöhten Leiſten verſehen iſt. Der Arbeiter nahm ungefähr achtzig Drähte auf einmal in die Hand, ſtieß ihre Enden, um ſie in einerlei Fläche zu bringen, gegen die erwähnte Rückwand des Models, und ſchnitt ſie mittelſt einer koloſſalen, an einen Block befeſtigten Scheere alle mit einem Ruck an der Kante des Models ab; ſo erhielt er lauter Nadelſchäfte von gleicher Länge. Dieſe Operation wiederholte er in der Minute wenigſtens zehn Mal und lieferte daher in dieſer kurzen Zeit den Stoff zu 1600 Stecknadeln.

Die rohen Stecknadelſchäfte, welche dieſer Arbeiter zubereitet, werden den Händen von vierzehn Zuſpitzern übergeben. Vier Pferde ſetzen acht-und-zwanzig in zwei Reihen vertheilte Spitzringe in ungeheuer ſchnelle Umdrehung. Dieſe die Stelle der Schleifſteine vertretenden Spitzringe ſind ſtählerne Scheiben, deren Umfang, um eine rauhe Oberfläche darzubieten, feilenartig mit Querfurchen behauen iſt. Jeder Arbeiter ſizt vor zwei Spitzringen, einem rauh und einem feiner behauenen; zwiſchen beide Daumen und beide Zeigefinger faßt er eine Partie von etwa dreißig Stecknadelſchäften und drückt ihre Enden gegen die eine rauhere Scheibe, indem er mit vieler Geſchicklichkeit jedes einzelne Nadelſtück zwiſchen den Fingern hin und her rollt. Dann hält er die roh zugeſpizten Schäfte gegen die zweite feiner behauene Scheibe, um der Spitze den gehörigen Grad der Feinheit und Politur zu geben. Nun kehrt er die Schäfte um und wiederholt mit den andern Enden den eben beſchriebenen Prozeß. Ein Schleifer ſpizte nach meiner Beobachtung in ſechzehn Sekunden eine Handvoll Schäfte, oder etwa fünf-und-zwanzig Stück zu beiden Seiten, d. h. er verſah innerhalb ſechzehn Sekunden fünfzig Stecknadeln mit Spitzen. Acht Sekunden verfloſſen, bis er mit einer neuen Handvoll bereit war. Demnach wäre ein ſolcher Zuſpitzer im Stande, in einem Tage, bei einer Arbeitszeit von acht Stunden, 60,000 Stecknadeln mit ihren Spitzen zu verſehen. Dies ſtimmt auch wirklich mit den Angaben Anderer überein.

(Die Fortſezung folgt.)

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

(Fortſezung.)

Die ſeltſam überſpannte Phantaſie meines Vaters, die auf eine für uns ſo mißliche Art in's Leben getreten war, hatte ſich in der Seele ſeiner Tochter zu einer ſanften Poeſie umgeſtaltet. Sie erfand und erzählte ganz niedliche Mährchen. Hätten wir gewußt, daß dieſes Talent ſie uns entführen würde, wir hätten nicht mit ſo ausſchweifender Freude ihren kleinen Erzählungen zugehört, die ſie mir und einigen Kindern der Nachbarſchaft oft in den Abendſtunden vorzutragen pflegte. Ich ſehe ſie noch vor mir, wie ſie in ihrem weißen Kleide, mit den bleichen, zarten Zügen, in der dunkeln Mauerblende in unſerm

Digitized by Google

Bemerkungen zu den Arbeiten von Herrn Lorentz und Herrn Einstein über das Gravitationsfeld.

Von

H. Bauer in Marburg.

Herr Lorentz hat in seiner Arbeit über das Gravitationsfeld[1] die Gleichungen der Gravitation in der Form

$$\Delta\varphi - \frac{1}{c^2}\frac{\partial^2\varphi}{\partial t^2} = 4\pi\varrho + \frac{1}{c^2}\left(\frac{\partial^2 f_x^2}{\partial t^2} + \frac{\partial^2 f_y^2}{\partial t^2} + \frac{\partial^2 f_z^2}{\partial t^2}\right)$$

$$\Delta f_x - \frac{1}{c^2}\frac{\partial^2 f_x}{\partial t^2} = \frac{\partial}{\partial x}\left(\frac{\partial f_x^2}{\partial t} + \frac{\partial f_y^2}{\partial t} + \frac{\partial f_z^2}{\partial t}\right)$$

$$\Delta f_y - \frac{1}{c^2}\frac{\partial^2 f_y}{\partial t^2} = \frac{\partial}{\partial y}\left(\frac{\partial f_x^2}{\partial t} + \frac{\partial f_y^2}{\partial t} + \frac{\partial f_z^2}{\partial t}\right)$$

$$\Delta f_z - \frac{1}{c^2}\frac{\partial^2 f_z}{\partial t^2} = \frac{\partial}{\partial z}\left(\frac{\partial f_x^2}{\partial t} + \frac{\partial f_y^2}{\partial t} + \frac{\partial f_z^2}{\partial t}\right)$$

angegeben, wo φ das Gravitationspotential, ϱ die Massendichte, f_x, f_y, f_z die Komponenten der Gravitationskraft bedeuten. Diese Gleichungen sind nicht invariant gegen die Lorentzsche Transformation, wie Herr Einstein[2] bemerkt hat. Herr Einstein hat daher eine andere Form der Gravitationsgleichungen aufgestellt, die invariant gegen die Lorentzsche Transformation sind.

Ich möchte hier zeigen, daß man auch die Gleichungen von Herrn Lorentz in eine invariante Form bringen kann, wenn man die Gravitationskraft f durch eine Größe $\mathfrak{f}$ ersetzt, die mit f durch die Gleichung

$$f = \frac{\mathfrak{f}}{\sqrt{1 - \frac{\mathfrak{f}^2}{c^2}}}$$

verbunden ist. Dann lauten die Gleichungen

$$\Delta\varphi - \frac{1}{c^2}\frac{\partial^2\varphi}{\partial t^2} = 4\pi\varrho + \frac{1}{c^2}\left(\frac{\partial^2 \mathfrak{f}_x^2}{\partial t^2} + \frac{\partial^2 \mathfrak{f}_y^2}{\partial t^2} + \frac{\partial^2 \mathfrak{f}_z^2}{\partial t^2}\right)$$

$$\Delta \mathfrak{f}_x - \frac{1}{c^2}\frac{\partial^2 \mathfrak{f}_x}{\partial t^2} = \frac{\partial}{\partial x}\left(\frac{\partial \mathfrak{f}_x^2}{\partial t} + \frac{\partial \mathfrak{f}_y^2}{\partial t} + \frac{\partial \mathfrak{f}_z^2}{\partial t}\right)$$

$$\Delta \mathfrak{f}_y - \frac{1}{c^2}\frac{\partial^2 \mathfrak{f}_y}{\partial t^2} = \frac{\partial}{\partial y}\left(\frac{\partial \mathfrak{f}_x^2}{\partial t} + \frac{\partial \mathfrak{f}_y^2}{\partial t} + \frac{\partial \mathfrak{f}_z^2}{\partial t}\right)$$

$$\Delta \mathfrak{f}_z - \frac{1}{c^2}\frac{\partial^2 \mathfrak{f}_z}{\partial t^2} = \frac{\partial}{\partial z}\left(\frac{\partial \mathfrak{f}_x^2}{\partial t} + \frac{\partial \mathfrak{f}_y^2}{\partial t} + \frac{\partial \mathfrak{f}_z^2}{\partial t}\right)$$

und sind invariant gegen die Lorentzsche Transformation.

Ich möchte ferner zeigen, daß man auch die Gleichungen von Herrn Einstein in eine invariante Form bringen kann, wenn man die Gravitationskraft f durch eine Größe $\mathfrak{f}$ ersetzt, die mit f durch die Gleichung

$$f = \frac{\mathfrak{f}}{\sqrt{1 - \frac{\mathfrak{f}^2}{c^2}}}$$

verbunden ist. Dann lauten die Gleichungen

$$\Delta\varphi - \frac{1}{c^2}\frac{\partial^2\varphi}{\partial t^2} = 4\pi\varrho + \frac{1}{c^2}\left(\frac{\partial^2 \mathfrak{f}_x^2}{\partial t^2} + \frac{\partial^2 \mathfrak{f}_y^2}{\partial t^2} + \frac{\partial^2 \mathfrak{f}_z^2}{\partial t^2}\right)$$

$$\Delta \mathfrak{f}_x - \frac{1}{c^2}\frac{\partial^2 \mathfrak{f}_x}{\partial t^2} = \frac{\partial}{\partial x}\left(\frac{\partial \mathfrak{f}_x^2}{\partial t} + \frac{\partial \mathfrak{f}_y^2}{\partial t} + \frac{\partial \mathfrak{f}_z^2}{\partial t}\right)$$

$$\Delta \mathfrak{f}_y - \frac{1}{c^2}\frac{\partial^2 \mathfrak{f}_y}{\partial t^2} = \frac{\partial}{\partial y}\left(\frac{\partial \mathfrak{f}_x^2}{\partial t} + \frac{\partial \mathfrak{f}_y^2}{\partial t} + \frac{\partial \mathfrak{f}_z^2}{\partial t}\right)$$

$$\Delta \mathfrak{f}_z - \frac{1}{c^2}\frac{\partial^2 \mathfrak{f}_z}{\partial t^2} = \frac{\partial}{\partial z}\left(\frac{\partial \mathfrak{f}_x^2}{\partial t} + \frac{\partial \mathfrak{f}_y^2}{\partial t} + \frac{\partial \mathfrak{f}_z^2}{\partial t}\right)$$

und sind invariant gegen die Lorentzsche Transformation.

[1] H. A. Lorentz, Versuch einer Theorie der elektrischen und optischen Erscheinungen in bewegten Körpern, Leiden 1895, p. 229.

[2] A. Einstein, Ann. d. Phys. (4) 23, p. 197, 1907.

Mr. Speaker, the Chief Clerk of the Department of Commerce and Labor has been in the service of the Government for 30 years, and has been Chief Clerk of the Department of Commerce and Labor for 8 years. He is a man of high character and ability, and has rendered valuable service to the Government. He is a native of Virginia, and has been a resident of the District of Columbia for many years. He is a member of the Masonic fraternity, and has been a member of the Knights of Pythias for many years. He is a man of high character and ability, and has rendered valuable service to the Government. He is a native of Virginia, and has been a resident of the District of Columbia for many years. He is a member of the Masonic fraternity, and has been a member of the Knights of Pythias for many years.

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 8. November 1837.

— Words do well,
When she, that speaks them, pleases those that hear.
Shakespeare.

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

(Fortsetzung.)

Es wird jezt nöthig seyn, etwas von der edlen Dame zu sagen, die meine Schwester bei sich aufnahm, unter der Bedingung, daß diese ihr die schlaflosen Nächte verkürze. Man muß es dieser Frau gebührend nachsagen, daß sie das sanftmüthigste Geschöpf von der Welt war; auch hatte sie zu viel Fett, um viel Leidenschaften zu haben. Ihr einziges Trachten ging dahin, eine vornehme Miene in ihr rundes, lebhaft geröthetes Antlitz zu bringen. Kaum hatte der Bankier, ihr Mann, sein Adelsdiplom in der Tasche, als auch seine Gemahlin anfing, Chesterkäse zu essen und den Lord Byron zu lesen. Ihr Magen verdaute das Eine eben so wenig als ihr Geist das Andere; allein das machte durchaus nichts zur Sache; genug, daß Madame glaubte, jene beiden Dinge, der Chesterkäs und der Childe Harold, müßten nothwendig von einer Frau von Welt genossen werden. Der Baron nahm wenig Notiz von diesen vornehmen Ausschweifungen seiner Gemahlin; er ging nach wie vor dem Diplom seinem Erwerb nach, und hatte nur ein Kleinod, das ihm am Herzen lag, das war die Firma seines Hauses. Er hatte sich von jeher eine gewisse scharfe Unerbittlichkeit zu eigen gemacht, die ihn antrieb, jede Forderung mit Gewalt einzutreiben, wenn gelindere Mittel nichts fruchten wollten. Unser altritterlicher Freiherr hatte also von ihm Alles zu fürchten, und das Gewitter hätte ganz unfehlbar eingeschlagen und gezündet, wenn nicht meine liebenswürdige Schwester dieses Mal zum Ableiter sich hergegeben hätte. Meine gute Mutter wußte etwas von den Thorheiten der Baronin, sie wußte, wie sehr es dieser schmeicheln mußte, wenn sie Artigkeiten und Besuche von einer Dame empfing, die im Besitze eines guten Rufes und eines angesehenen Namens stand. Nur durch diplomatische Verhandlungen so zarter Art konnte dem Uebelstande abgeholfen werden.

Meine Mutter erschien bei der Baronin, und beide Frauen sprachen eine übermäßig lange Zeit über gestickte Ofenschirme, silberne Leuchter, Fußteppiche, Kaminvasen und Fenstervorhänge. Jedes Wort meiner Mutter fing die Baronin wie einen Orakelspruch auf. Zulezt stockte aber diese geistreiche Unterhaltung, und ich weiß nicht, welch ein verwünschter Zufall die Rede auf meine Schwester und auf ihr Talent zum Erzählen brachte. Sogleich fing die dicke Dame Feuer und brachte die Bitte vor, meine Schwester möchte eine Probe ihres Talents auf der Stelle ablegen. Die gute Emilie war gerne bereit dazu. Die Neuheit der Erscheinungen, die sie heute zum ersten Male sah, die große, prächtige Stadt, das Gewühl auf

Digitized by Google

den Straßen, alles dieses hatte die lebhafte Phantasie des reizenden Mädchens ungewöhnlich angeregt, und sie brachte geschickt genug die eben bezeichneten Eindrücke im Kontrast mit der alterthümlichen frühern Residenz ihres Vaters in einem niedlichen Geschichtchen zur Sprache. Die Baronin war außer sich vor Entzücken. „Ach," sagte sie, „wenn ich zu dem Glücke gelangen könnte, in meinem Salon ein solches Talent zu besitzen! Meine schlaflosen Nächte würden dann, anstatt eine Qual meines Daseyns zu bilden, den wahren Genuß desselben ausmachen."

Diese etwas lächerliche Uebertreibung überhörte meine Mutter keineswegs, obgleich sie sich die Miene gab. Sie baute im Stillen an ihrem Plane weiter. Doch warum soll ich weitläufig und gleichsam Schritt vor Schritt die ganze Verhandlung, die für mich ein so unangenehmes Resultat hatte, auseinandersetzen? Meine Mutter willigte in das Verlangen der Baronin, meine Schwester ihr auf unbestimmte Zeit zu überlassen, damit sie ihr Geschichten erzähle, und jene Dame übernahm dafür stillschweigend die Verpflichtung, den Bankier, ihren Mann, zu einer nachsichtsvollen Frist für meinen Vater zu stimmen. So war denn Alles ausgeglichen, und meine Schwester war die neue Scheherazade, die da Mährchen erzählte, nicht allein um sich, sondern auch um die Ihrigen zu retten, eine Handlung, die vielleicht nicht so poetisch wie die der morgenländischen Prinzessin war, dafür aber einen größern Schimmer von Tugend um sich verbreitete.

Die gute Emilie! Und was erzählte sie nun der reichen Bankiersfrau? Gewiß nicht sehr bedeutende Geschichtchen; allein welche noch so einfache Novelle erhält nicht Werth, wenn sie von den Lippen eines siebzehnjährigen Mädchens fließt, das den zartesten Sinn, die reizendste Naivetät mit einer ungewöhnlich lebhaften Phantasie verbindet, und das dazu noch von einer so graziösen Lieblichkeit der äußern Erscheinung begleitet wird? Ich werde mich wohl hüten, dem kalten Papier und der vielleicht wenig geneigten Theilnahme meiner Leser eine der kleinen Geschichten, die Emilie hinter der Astrallampe und auf dem weichen Canapé der Baronin erzählte, anzuvertrauen; sie möchten zu dürftig ausfallen. Nur einige Bemerkungen will ich beifügen, die der Gegenstand unwillkührlich hervorruft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Technische Reiseerinnerungen.

(Fortsetzung.)

Es wunderte mich, bei den Spitzringen keine Anordnung angebracht zu sehen, um die Arbeiter vor dem so schädlichen Feilstaub zu schützen. Daß es an Erfindungen, welche diesem Uebel vorbeugen sollen, nicht fehlt, war mir wohl bekannt; wahrscheinlich haben sie ihrem Zwecke nicht entsprochen. Indessen ist zu bedauern, daß der menschliche Erfindungsgeist, welcher zu Gunsten des Kraftersparungssystems und der körperlichen Bequemlichkeit der Arbeiter sich so außerordentlich thätig zeigt, bis jezt noch kein befriedigendes Mittel ersonnen hat, um jenes Gift abzuwehren, welches der am Spitzringe Arbeitende mit jedem Athemzuge einschlucken und damit sein Leben verkürzen muß. — Die Zuspitzer übergeben die doppelt zugespizten Nadeln einem andern Arbeiter, dessen Geschäft darin besteht, durch Halbiren dieser Drahtstücke den eigentlichen Stecknadelschaft, welchem nun noch der Kopf fehlt, zu bilden. Dies geschieht wieder, wie oben, auf sehr schnelle Weise mit Hülfe des Schaftmodels.

Aus dem zweiten Arbeitssaale tönte uns ein klapperndes Getöse entgegen. Hier erhält die Stecknadel ihren Kopf, dieses wesentliche Glied ihres einfachen Körpers. Wenn man eine Stecknadel näher betrachtet, so bemerkt man, daß Schaft und Kopf nicht aus einem Stück gearbeitet sind, auch wird ein feiner Riß, welcher rings um den Kopf in einer Schraubenlinie läuft, dem Auge nicht entgehen. Der Kopf muß daher vorher besonders zubereitet und dann erst an den Stecknadelschaft befestigt worden seyn. Die Zubereitung des ganzen Bedarfs an Stecknadelköpfen wird von wenigen Knaben mit unglaublicher Geschwindigkeit bewerkstelligt. Sie bedienen sich hiezu einer einfachen, dem gewöhnlichen Spinnrade ähnlichen Vorrichtung, welche aus einer kleinen Rolle und einem größeren Rade besteht, um welche wie beim Spinnrade eine Schnur geschlagen ist, so daß, wenn das große Rad von einem der Knaben umgedreht wird, auch die kleine Rolle sehr geschwind umläuft. Der zweite Knabe steckt in die Umdrehungsaxe der lezteren einen geraden, ziemlich dicken Draht, und befestigt an denselben einen feineren Messingdraht, den er so geschickt zu halten weiß, daß der erstere Draht, welcher sehr rasch mit der Rolle sich umdreht, von dem lezteren der Länge nach übersponnen wird, wobei eine Windung genau an die andere sich anlegt. Darauf streift derselbe Knabe mit geringer Mühe den übersponnenen Draht von dem andern herab und erhält dadurch eine dünne Drahtröhre von etwa zwei Fuß Länge, welche er sofort dem dritten Knaben übergibt. Dieser steht mit einer Scheere in Bereitschaft und schneidet mit großer Gewandtheit die Drahtröhre in lauter kleine Stückchen von gleicher Größe. Jedes dieser Stückchen bildet ein Drahtgewinde von zwei Windungen und verwandelt sich durch die darauf folgende Operation in einen Stecknadelkopf. In zwölf Sekunden war eine Röhre gebildet, welche Gewinde zu 300 Stecknadeln enthielt. Rechnet man, in Betracht des durch das Abschneiden und

Digitized by Google

Wiederaufnehmen des zu überspinnenden Drahtes und durch zufällige Umstände verursachten Zeitverlustes, dreißig Sekunden auf die Verfertigung der Röhre, so ist ein fleißiger Knabe im Stande, in einem Tage, bei achtstündiger Arbeit, zu 288,000 Stecknadelköpfen den Stoff zu liefern, folglich die ganze Fabrik zu versehen. Die Kinder, welche aus den Röhren die Gewinde aus freier Hand schneiden, hatten eine solche Uebung, daß sie im Mittel sechzig Schnitte in der Sekunde machten, wornach ein Kind in acht Stunden Arbeitszeit 28,800 Gewinde liefern kann.

Das Geklapper, welches mir, wie gesagt, schon von Weitem in die Ohren drang, rührte von einem Heer von Maschinen her, deren Anblick unwillkührlich an jene entsetzliche Kopfabschneidungsmaschine, die Guillotine, erinnert. Hier gilt es indessen, Köpfe anzusetzen, und zwar recht fest anzusetzen; denn eine Stecknadel, die den Kopf verloren hat, fällt überall durch und ist unbrauchbar. Das Anköpfen der Nadeln wird durch ungefähr vierzig Knaben von sechs bis zehn Jahren besorgt. Jedes Kind sizt vor seiner Wippe, deren Haupttheile ein kleiner Ambos und ein darauf passender, mittelst eines Fußtrittes auf und nieder bewegbarer Stempel sind. In dem Ambos befindet sich ein halb kugelförmiges Grübchen von der Größe des zu bildenden Stecknadelkopfes und in dem Stempel ein korrespondirendes Grübchen, welche beide zusammen eine Form für den Nadelkopf abgeben. Neben sich hat das Kind zwei Behältnisse, wovon das eine mit den Nadelschäften, das andere mit den kleinen Drahtgewinden gefüllt ist. Es faßt mit dem stumpfen Ende des Schaftes ein Gewinde, führt den Schaft in die Form auf dem kleinen Ambos, schiebt das Gewinde bis an das äußerste Ende der Nadel und thut mit dem schweren Stempel drei bis vier Schläge darauf, welche hinreichen, nicht nur den Kopf zu befestigen, sondern auch demselben die bekannte Kugelform zu geben. Die Gewandtheit und Geschicklichkeit, welche die zarten Geschöpfe bei dieser Manipulation beweisen, ist wahrhaft bewundernswürdig; das Ergreifen des Nadelschaftes, das Fassen des winzigen Ringchens, das Zurechtlegen auf dem Ambos, die vier Schläge mit der Wippe, alle diese partiellen Akte, in welche sich die Operation des Ankövfens theilt, sind das Werk von fünf Sekunden, wornach ein Kind in einer Stunde 720 Stecknadeln liefern kann. Der Grund, warum zu diesem Prozesse so kleine, zum Theil kaum sechsjährige Kinder genommen werden, liegt eben in der Natur des Geschäftes, welche zarte, gelenkige Hände und ein feines Gefühl in den Fingerspitzen verlangt, wie man es nur bei Kindern suchen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Oktober.

Zeitschriften. Böhmische Musiker und Priester in Amerika.

Die schon vor längerer Zeit angekündigte neue Zeitschrift: „Ost und West, Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.“ redigirt von Rudolph Glaser, herausgegeben von Jakob Sambs, ist mit dem Juli in's Leben getreten, und zeigt im Ganzen eine so anständige Haltung, so schätzbare Mitarbeiter auch aus dem Auslande, daß sie allerdings auf einige Aufmerksamkeit Anspruch zu machen ein Recht hat. Bis jezt scheint ihr ein festes System zu fehlen, und aus den uns vorliegenden Blättern können wir noch den Umfang ihrer eigentlichen Tendenz nicht entrathsel.n. — In unserer ältern Zeitschrift „Bohemia“ hat sich Franz Schusalka förmlich als böhmischer Saphir installirt, und seinen Beruf mit einer Humoreske (das böhmische Bier), satirischen Pillen u. s. w. bewährt. Die vierte oder Notizenseite dieses Blattes hat in der lezten Zeit eine ganz veränderte Gestalt erhalten; denn nicht nur, daß die größern böhmischen Badeorte mehr oder minder ausführliche Berichte einsenden, es finden sich auch aus vielen andern kleinen Städten des Reichs Korrespondenzen, und da sieht es freilich sonderbar aus, wenn das Blatt neben einer andern deutschen Zeitschrift liegt, und man in dieser die Aufschriften Paris, London, Rom, Wien, Berlin ꝛc., dort aber Chrudim, Elbogen, Falkenau, Leitmeritz, Saaz und Schlan liest. Was soll man aber dazu sagen, wenn ein poetischer Patriot aus Bilin so beginnt: „Hieher, stolzer Franzmann! der du dich brüstest, allein zu besitzen den Wein der Liebe und der heitern Laune, entsprossen der üppigen Rebe an der Aube und der Marne! Ich beneide dich nicht um deiner Champagne perlenden Nektar, der, ein Fremdling den Armen, seine Freuden nur beim üppigen Mahle des Reichen vergeudet. Hieher, wo die freundliche Najade ihren Wunderborn, der den Saft jeglicher Rebe in schäumenden Nektar umwandelt, unerschöpflich spendet für Reich und Arm, doch nicht bloß erheiternd im flüchtigen Rausche, sondern auch zu neuem, kräftigen Walten das siechе Leben erstarkend u. s. w.“

Interessant ist die Nachricht, daß eine Gesellschaft von Prager Musikanten, an deren Spitze ein tüchtiger Musiker Namens Lobet steht (Prague Company), die Compositionen von Strauß und Lanner in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bekannt macht; sie geben dort sehr besuchte Concerte und besorgen die Herausgabe der Tänze für die Musikalienhändler. Der „New-York-American“ vergleicht Strauß mit Fulton und nennt die Galoppe einen Dampftanz, während ein anderer amerikanischer Journalist zu erklären versucht, warum gerade Prag so viele gute Musiker hervorbringe. Prag, meint er, liege zwischen Dresden und Wien und bilde die richtige Mitte zwischen diesen beiden deutschen Hauptstädten, von denen die erstere eine Stadt der Kunst (a city of art) und die lezтere eine Stadt der Natur (a city of nature) sey. Prag vereinige Beides, Natur und Kunst, und diese Vereinigung gerade sey es, die dem musikalischen Talente stets förderlich gewesen, und die unter Anderm auch eine Henriette Sontag hervorgebracht, deren wunderbarer Ruf, allerdings in etwas fabelhafter Gestalt, sich auch über Nordamerika verbreitet hat. — Unter den Missionären in Nordamerika zeichnet sich einer unserer Landsleute, P. Johann Neumann, vortheilhaft aus, welcher vor zwei Jahren das Gelübde ablegte, sich dem amerikanischen Leopoldinervereine zur Verbreitung des Christenthums anzuschließen. In

Digitized by Google

dieser Absicht verließ er im Februar des vorigen Jahrs sein Vaterland, ging im April an Bord des Dreimasters l'Europe, und betrat am Frohnleichnamstage die amerikanische Erde, wo ihn der achtzigjährige Bischof von New-York auf's Herzlichste empfing und ihm am 26sten Juni die heiligen Weihen ertheilte. Hier sah New-York seit seiner Gründung die erste geistliche Primizfeier, bei welcher der neugeweihte Priester dreißig von ihm vorbereiteten Kindern das erste Abendmahl reichte. Tags darauf begab er sich in den ihm zugewiesenen Missionsbezirk, welcher in den Umgebungen des Niagara, zwischen dem Erie- und Ontariosee liegt. P. Neumann fand viele deutsche Ansiedler da, welche mit Freuden die lange entbehrten Tröstungen ihrer Religion empfingen, und sein Bestreben so lebhaft unterstützten, daß er bereits mehrere Schulen errichtet, den Bau von drei Kirchen begonnen und den vierten vorbereitet hat. Er wird in seinem Blockhause von den tief in den Wäldern wohnenden Kolonisten häufig besucht, und viele Andere, selbst Wilde, unternehmen unermüdet mehrere Tagereisen, um seiner Spur zu folgen; oft wird er auch mehrere Meilen weit an ein Sterbebette berufen, und so ist sein Leben eine beständige Wanderschaft. Bedenkt man dabei, daß er ohne alles sichere Einkommen ist und nur von dem lebt, was ihm die Armuth seiner Gemeinden mittheilt, so ist es begreiflich, daß es ein höherer Geist seyn müsse, der ihn aufrecht erhält, und ihm sein Loos nicht nur erträglich, sondern selbst zu dem seligsten macht. Von diesem Geiste wünscht er alle seine Nachfolger beseelt, nur dann verspricht er ihrem Wirken einigen Erfolg. „Hier," sagt er, „darf das Herz des Seelsorgers an nichts Freude haben, als an dem Seelenheil seiner Kinder. Liebt er Bequemlichkeit, Ehre, oder gar das Geld, so verliert er das Zutrauen; sein Wirken ist zu Ende." Obgleich auf diese Weise vielseitig in Anspruch genommen, verwendet er seine freien Stunden zu dem als Liebhaberei betriebenen Studium der Botanik, das in einer ganz neuen Pflanzenwelt ganz neue Reize findet. Er sammelte bereits Mehreres von dem Seltensten, und gedenkt es gelegenheitlich seinem Vaterlande als einen Beweis seiner Anhänglichkeit zu verehren. Ein zweiter böhmischer Missionär, P. Clemens Hammer, hat sich auf dem Wege nach Amerika am 29sten Juli dieses Jahrs zu Havre eingeschifft. Er bringt den Gläubigen der andern Hemisphäre manche erfreuliche Gabe aus dem Vaterlande, unter andern ein großes Altarblatt von Kablik mit.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Königin Victoria. Vorbereitungen auf den Lord Mayorstag.

Häufiger noch reitet die Königin aus, und von den verschiedenen Pferden, welche in tüchtiger Schule für die königliche Jungfrau abgerichtet, aber keineswegs zu unerschütterlicher Gelassenheit niedergeritten worden sind, scheint sie am liebsten einem Eisenschimmel die lange, gekräuselte, schwarze Mähne zu klopfen. Und wenn das Thier dann stolzer den feinen Mohrenkopf hebt, das silberne Gebiß beißt, daß der weiße Schaum herabtropft, und wie auf Springfedern die kleinen Hufe treten, so sieht man, der Eisenschimmel weiß, daß eine Königin, und fühlt, daß eine geschickte Reiterin ihn zügelt. Ein bis zum Boden niederreichendes Kleid von feinem grünen Tuch umschließt ihre zarte, aber volle Gestalt; in der nationalen Kunst, den schwarzen Biberhut aufzusetzen, wetteifert die Tochter einer deutschen Mutter siegreich mit der edelsten Engländerin, und kein Schleier fällt vom Hute nieder, und der einzige Juwel an der Person der Königin ist ihre Jugendfrische. Die Natur hat ihr einen hohen Wuchs versagt, allein zu Roß erscheint sie gleich hoch mit der Herzogin, ihrer Mutter, die, eine hohe Frau, ihr meist zur Seite reitet, und sitzt so edel, daß von den zwölf und mehr vornehmen Herren ihres Gefolges mancher auf seinem Pferde doppelt stark umherzubaumeln scheint. Und wo immer Menschen versammelt stehen, die Königin erwartend, da sind die Kutscher und Jockei's angewiesen, langsam zu fahren, da muß auch der Eisenschimmel den Schritt zähmen, und die Königin dankt, zur Rechten und zur Linken, mit gleicher Huld dem Edelmanne und dem Bauer.

Am 15ten November steht die Eröffnung des Parlaments bevor, und da mit dieser die Londoner Season beginnt, so wird London in seiner ersten Season unter der neuen Regierung endlich einmal eine vernünftige haben, eine aus der guten alten Zeit, wo die Menschen, um sich zu amüsiren, nicht die glühenden Sommer-, sondern die kühlen Wintermonate in den hiesigen Salons zubrachten. Die Season wird dessenungeachtet eine sehr glänzende werden; die erwähnte Loyalität der vornehmen und reichen Engländer wird sich auf's Neue bewähren. Was im Jahr 1836 abscheulich gemein — shocking vulgar — gewesen wäre, nämlich sich vor Weihnachten in London blicken zu lassen, wird im Jahr 1837 durch die Königin zur Eleganz gestempelt werden. Ob das Jahr 1838 in die bisherige Unvernunft zurücksinken oder die neue Regierung auch den Ruhm gewinnen wird, die Londoner Season vernünftig zu machen, möchte vor der Hand allerdings ungewiß seyn. Genug, es ist jetzt die Absicht der Königin, wie es früher der Wunsch der Herzogin von Kent war. Allein vor Eröffnung des Parlaments ist noch ein wichtiger Tag, der 9te November. Es ist kaum zu glauben, wie viele Köpfe und Hände dieser Tag bereits seit Wochen in Thätigkeit setzt. Man nimmt ein Zeitungsblatt zur Hand, und ein Avertissement nach dem andern und ein Artikel nach dem andern handeln vom 9ten November. Eine Menge Neugieriger suchen in der City Fenster zu miethen, die Häuserbesitzer in den betreffenden Straßen bieten ihre Fenster an, und die geforderten und bewilligten Preise betragen hie und da fünf Guineen für den Kopf. Dann benutzt jeder Krämer den 9ten November, um unter dieser interessanten Rubrik sich und seine Waaren einem vergeßlichen Publikum in's Andenken zu rufen, und es ist lächerlich, aber wahr, daß selbst ein Bandagenfabrikant zu solchem Reizmittel gegriffen hat. Wo ein Artikel aus der City steht, da steht gewiß auch etwas vom 9ten November. Bald werden die Hausbesitzer bedeutet, an jenem Tage weder Bänke, Stühle, Tische und dergleichen vor ihre Häuser zu stellen, noch Gerüste zu erbauen oder früher erbaute stehen zu lassen. Bald werden sie erinnert, ihre Fensterbrüstungen, Altangeländer und die steinernen Einfassungen ihrer Dächer, nach Vorschrift einer unter Wilhelm III. ergangenen Parlamentsakte, zu untersuchen und nöthigenfalls zu repariren. Bald spricht der Lord Mayor ihnen seine feste Ueberzeugung aus, daß Jeder die Fronte seines Hauses mit Teppichen und Blumengewinden behängen und Abends stattlich erleuchten werde, von Seiten eines obersten Magistrats eine höchst artige Manier, seinen Willen kund zu thun. Bald werden die Straßen angegeben, durch welche am 9ten November weder Pferde, noch Wagen, noch Karren, sondern bloß Menschen passiren dürfen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 9. November 1837.

— Tantum series juncturaque pollet.
Horat.

Technische Kriegerinnerungen.

(Beschluß.)

Von hier trat ich in ein anderes geräumiges Zimmer, wo die Köpfe an die Schäfte nicht angeschlagen, sondern angegossen werden. Dieses seltener angewendete Verfahren ist zwar viel leichter und produktiver als ersteres, liefert aber ein weniger dauerhaftes Fabrikat. Auch hier finden wieder dreißig bis vierzig Kinder Beschäftigung. Jedes Kind hat eine Form vor sich, welche zum Gießen von fünfzig und mehr Köpfen auf einmal eingerichtet ist. Damit der Guß festhält, sind die Schäfte vorher an derjenigen Stelle, wo der Kopf hinkommen soll, durch eine der oben erwähnten Wippe ganz ähnliche Vorrichtung rauh geschlagen worden. Das Kind nimmt nun eine Handvoll Nadelschäfte und bringt sie auf die eine Hälfte der Form in Rinnen, welche dicht neben einander liegen und sich in halb kugelförmige Grübchen endigen; sodann deckt es die zweite korrespondirende Formhälfte, welche durch Charniere mit der ersteren verbunden ist, darüber, so daß nun das stumpfe, rauhgeschlagene Schaftende von einer kugelförmigen Höhlung umgeben ist, welche nur noch durch die Masse ausgefüllt werden darf. Ueber alle diese kleinen Höhlungen geht eine Rinne, von deren Grund kleine Gießlöcher in die einzelnen Grübchen gebohrt sind. Wenn alle Formen zum Gusse bereit stehen, so füllt ein erwachsener Arbeiter die Composition, deren Bereitung ein Geheimniß ist, aus dem Schmelztiegel in einen Trichter mit feiner, durch eine Art Hahnen verschließbarer Mündung. Er hält die Trichteröffnung über die nächste beste Form, öffnet den Hahnen und fährt in einem Striche über alle Gießlöcher in der Rinne hinweg, wodurch sich alle Kopfhöhlungen füllen. Dies ist das Werk einer Sekunde. So schnell wie möglich eilt der Mann nun zu einer zweiten, dritten, vierten Form und füllt sie auf dieselbe Weise. Der Knabe aber schlägt, sobald der Guß erkaltet ist, die Form auseinander, nimmt die nunmehr mit Köpfen versehenen, zum Theil noch an einander hängenden Stecknadeln heraus, trennt das überflüssige Metall und bereitet die Form zu einem zweiten Gusse vor. Von der ungemeinen Produktivität dieser Methode kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß der erwähnte Arbeiter in Zeit von zwei Minuten an 2000 Stecknadeln mit ihren Köpfen versehen hatte.

Nun ging es in den lezten Arbeitssaal, worin ich gegen fünfzig Kinder von acht bis zwölf Jahren, und zwar zum größten Theile Mädchen, mit Aufstecken der Stecknadeln auf Briefe in emsiger Thätigkeit erblickte. Mit dieser Arbeit, welche mit großer Behendigkeit und Geschicklichkeit gehandhabt wird, schließt sich die Kette der verschiedenen technischen Akte, welche den rohen Draht in zweckmäßig

Digitized by Google

geordneten Uebergängen allmählig in die zur Verpackung fertige Stecknadel umwandeln. Jedes Kind hat vor sich eine Art Mulde, in welcher die Stecknadeln verworren durcheinander liegen. Wenn es nun jede Stecknadel einzeln aussuchen und an's Papier stecken wollte, so würde diese Operation vielleicht mehr Zeit und Arbeit kosten, als die Verfertigung der Stecknadel vom Anfang bis zum Ende. Daher kommt es erstens darauf an, die Stecknadeln so zu ordnen, daß eine gewisse Quantität auf einmal bei den Köpfen gepackt werden könne, zweitens, dieselben in größeren Partien zu zehn oder zwölf auf einmal auf das Papier zu stechen, und zwar in gleichen Distanzen. Zu dem Ende ist das muldenförmige Behältniß, worin die Stecknadeln liegen, um ein Axe drehbar, und der Boden desselben ist reihenweise von mehreren schmalen Ritzen durchbrochen. Indem das Kind die Mulde einige Male hin und her schwingt, gerathen die Nadeln in die Ritzen, können aber nicht ganz durchfallen, sondern bleiben an den Köpfen hängen, die Spitzen nach unten gekehrt; nun packt es mit dem Daumen und dem Zeigefinger eine Anzahl Nadeln und legt sie in gehöriger Ordnung auf den eigentlichen Aufsteckapparat, welcher eben so einfach als sinnreich ist. Er besteht aus einem horizontalen messingenen Lineal, so lang als die Breite des Briefs und so breit als zwei Drittel der Stecknadellänge, welches seiner Breite nach mit so vielen kleinen, gleichweit von einander abstehenden Rinnen versehen ist, als der Brief Stecknadeln in einer Reihe enthalten soll. Vor diesem Lineal ist eine Vorrichtung, welche das Papier an der Stelle bricht und einklemmt, wo die Nadeln durchgestochen werden sollen. Das Kind nimmt also, wie oben bemerkt, eine Anzahl von etwa dreißig Nadeln aus der Mulde und streicht sie über das Messinglineal, wobei jede Nadel in eine Rinne so zu liegen kommt, daß alle Köpfe über die eine Kante des Lineals hervorstehen. Auf diese Weise liegen durch einen Strich alle Stecknadeln in Reih und Glied so neben einander vor dem Papiere, daß es nur eines leichten Drucks mit der Hand auf die Köpfe bedarf, um zehn bis zwölf Stecknadeln auf einmal auf den Brief zu stechen. Diese einzelnen Manipulationen gehen so rasch vor sich, daß im Durchschnitt jedes Kind in einer Minute einen Brief liefert. — In demselben Saale bemerkte ich außerdem noch mehrere Knaben, welche das ganze Quantum der producirten Stecknadeln noch einmal belesen und die fehlerhaften Stücke aussondern; andere waren ausschließlich damit beschäftigt, die krummen und verbogenen Nadeln auf einem kleinen Amboße wieder gerade zu klopfen.

Mit der Stecknadelfabrikation vereinigt dieses Etablissement auch noch die Fabrikation der Häftchen und Haarnadeln, aber in einem beschränkteren Maßstabe. Das Häftchen geht durch drei Hände; ein Knabe zerschneidet mit Benutzung des Schaftmodels den Eisen- oder Messingdraht in Stücke von gehöriger Länge, ein zweiter Knabe bildet mittelst eines einfachen Instruments an beiden Enden des Drahtstückes ein kleines Oehr, der dritte Knabe endlich biegt den Draht nur noch um einen dünnen Cylinder, um das fertige Häftchen zu erhalten. Das zugehörige Häckchen durchläuft auf ähnliche Weise vier Hände, ehe es vollendet ist. Die Fabrikation der Haarnadel ist noch einfacher; die geraden Drahtstücke werden zuerst an beiden Enden auf dem Spitzringe flach zugespizt, dann in der Mitte umgebogen.

In hohem Grade befriedigt verließ ich das Etablissement. Wenn man, wie ich, kurz vorher eine Fabrik, wie die des John Cockerill in Seraing gesehen hat, so sollte man kaum denken, daß die Fabrikation einer Waare, deren geringer Einzelwerth zum Sprüchwort geworden ist, das Interesse noch anzuregen im Stande sey. Aber eine Stecknadelfabrik besizt einen eigenthümlichen, ich möchte sagen verführerischen Reiz, der einen industriösen Kopf leicht zu ähnlichen Unternehmungen hinreißen kann. Man sieht das Ganze beinahe ausschließlich durch Kinder betrieben, welche hier eine, ihrem zarten Alter und ihren Kräften angemessene Beschäftigung finden und dabei einen geringen Arbeitslohn in Anspruch nehmen; man überzeugt sich mit eigenen Augen von den unverkennbaren Vortheilen einer selbst bis auf die kleinsten Details ausgedehnten Arbeitstheilung; das Auge sieht sich vergebens nach großen complicirten Maschinen um, man erblickt nur höchst einfache, aber unendlich viel leistende Apparate zur Unterstützung der Handarbeit; der zu verarbeitende Stoff ist wohlfeil, der Absatz der Waare muß sehr bedeutend seyn, denn in unzähliger Menge geht die Stecknadel aus den lezten Händen hervor; kurz, es vereinigt sich hier Alles, was den technischen Nachahmungstrieb zu erwecken im Stande ist.

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

(Fortsetzung.)

Wir haben eine solche Menge von Novellen, warum schreibt man nicht solche, die besonders zum mündlichen Vortrag in einer gebildeten, heitern Gesellschaft geeignet sind? Warum verzichtet der Dichter auf diese so reizende Beihülfe, die ihm der graziöse und lebhafte Vortrag eines jungen Mädchens gewähren muß? Welches Lüstre muß eine kleine, scherzhafte Geschichte erhalten, wenn schöne Lippen mit dem süßesten Lächeln die Perioden runden und der Glanz schöner Augen mit dem Glanz geistreicher Effektstellen zusammentrifft? Und dann ein bequemer Fauteuil, eine duftende Tasse Thee, ein brennender Kamin, ein warmer Teppich und eine im verhüllten Glanze schimmernde Lampe — was können diese Dinge nicht bewirken, um,

Digitized by Google

zusammengenommen, selbst die schalste Erzählung amusant erscheinen zu lassen? Aber freilich, unsere unendlich langen Novellen werden sich nie vortragen lassen; es müßten jene kurzen, niedlichen Geschichtchen seyn, wie Boccaz sie erfindet und erzählt, nur sittsamer, einem Salon unserer Tage angepaßt. Es müßten jene witzigen, halb albernen, halb spöttischen Mährchen seyn, wie Lafontaine sie erzählt, nicht ernsthaft genug, um den Verstand wach zu rufen, und nicht frivol genug, um die Phantasie durch unnütze Sprünge zu ermüden. Wie die Stücke des Gozzi müßten diese Geschichten Platz für den Improvisator lassen, um manchen muthwilligen Scherz, manche dreiste, lustige Anspielung auf den Zuhörerkreis einzuflechten; es könnten sogar zwei Erzähler sich in eine Novelle theilen und Einer den ernsten Theil, der Andere den scherzhaften übernehmen, ein junges Mädchen die Schilderungen der Liebe vortragen und so gleichsam den lyrischen Theil mit einem sanften Organ hervorheben, und den derbern Stoff, die Satire, den Humor dann ihrem Nachbar abtreten. Was ließe sich nicht Alles machen, um die Langeweile eines „Abends nach der Mode" ein wenig zu verscheuchen!

Aber ich kehre wieder zu meiner kleinen Scheherazade zurück. — Es waren einige Wochen vergangen, in denen sie der schlaflosen Baronin Geschichtchen erzählt hatte, da ereignete sich das Wunder, daß der Salon dieser Dame, der sonst durch Oede und Verlassenheit einen niederschlagenden Anblick darbot, sich nach und nach zu beleben anfing, und daß da Gruppen sich zusammenfanden, von denen man nicht begriff, wie sie gerade in dieses Haus kamen. Es waren lebhafte Frauen, geistreiche Männer, und dann jene geheimnißvollen Wesen, die im Rufe stehen, durch ein bloßes Zeichen, ein kleines hingeworfenes Wort, einen halbdeutlichen Wink ganze Stadtviertel in Bewegung zu setzen. Man wußte zum bewundern genau die Stunde anzugeben, wo diese Wesen in diesem oder jenem Hause sich befanden. Waren es Männer, so zog ein ganzer Schwarm ihrem Frack, der Form ihres Hutes, der Farbe ihrer Handschuhe nach, waren es Damen, so hing der Blick von hundert Frauen unausgesezt an den Puffen ihrer Ermel, an den Federn ihres Hutes, an dem Ueberzuge ihrer Mäntel. Immer waren aber diese geheimnißvollen Wesen der Gegenstand der Aufmerksamkeit von Tausenden. Sie konnten sich vor ihrem zahlreichen Cortege nicht in Sicherheit bringen; das Schicksal hatte sie einmal aus der Menge herausgerissen und sie trugen die ganze Last der Mode und der Berühmtheit. Von diesen Wesen fanden sich nun einige in dem Salon der Baronin Bändler ein. Wo gab es jezt eine glücklichere Frau als sie! Man sprach jezt von ihr, man sprach jezt von ihrer Haube, auf der ein Bouquet gelber Rosen prangte, man sprach jezt von ihrem Service und ihrem Kaminschirm. Es wurde Mode, im Zimmer der Baronin zu einer gewissen Stunde zu sitzen und Geschichten anzuhören. Man stritt sich um einen Stuhl, um ein gepolstertes Tabouret, als wären außerordentliche Vergünstigungen daran geknüpft. Wer nah am Kamin saß, wurde beglückwünscht, wer alle Abende kommen durfte, war ein Gegenstand des Neides, wer auch nur an der Thüre ein bescheidenes Plätzchen fand, konnte vom Schicksal für begünstigt gelten. Und alle diese bewundernswürdigen Wirkungen brachte meine gute Schwester hervor. Sie erzählte, und — die halbe Stadt hörte ihr zu. Aber sie hätte unmöglich alle Abende erzählen können, wenn sie auch dazu in ihrer unerschöpflichen Phantasie Stoff gefunden: es fanden sich bald welche, die ihr die zu schwer werdende Bürde abnahmen.

Zu den ausgezeichneten unter den Remplaçans der schönen Emilie gehörte ein junger Dichter, ein Talent von ausgezeichnetem Rufe; nach ihm eine Marquisin, die kleine Geschichten, untermischt mit Gesang, vorbrachte; dann ein alter Obrist, der hie und da ein munteres Jagdabenteuer einschalten durfte, ein Diplomat, der in der Manier des Freiherrn von S—a Hofanekdoten, ziemlich stark gefärbt, vortrug, und noch manche Andere. Aber sie Alle erkannten die schöne Emilie als ihr Oberhaupt. In der That, die dicke Baronin konnte jezt immerhin schlaflose Nächte haben, sie beklagte sich nicht mehr darüber, denn sie war eine Femme du monde geworden, und ein solches Vorrecht erkauft man nie zu theuer.

Mein Vater spürte die auffallendsten Vortheile von dieser Umwandlung. Er hatte es jezt plötzlich mit einem Gläubiger zu thun, der mit sich handeln ließ. Mein Vater dachte sogar daran, sein altes Schloß wieder zurück zu erobern. Meine Mutter sah sich von Neuem mit dem Bette Karls des Kahlen und der Toilette der Königin Brunhild bedroht, in mir erwachten wieder alle Träume der Ritterwelt. Der Schluß jedoch dieser kleinen anspruchlosen Geschichte beweist, daß sich Zustände, die einmal da gewesen, nie wiederholen. Meine Schwester war wider Willen in's Haus der Baronin gezogen, und man hätte jezt durch die härtesten Zwangsmittel sie kaum wieder daraus entfernen können. Sie war umgewandelt und auf die Seite unserer Feinde getreten; mit Einem Worte, Gustav, der Sohn des Bankiers, hatte sich ihr Herz zu eigen gemacht. Man erzählt nicht ungestraft drei Jahre hintereinander Liebesgeschichten: endlich verstummt die Beredsamkeit der Lippe vor der des Herzens. Wie rührend wußte Emilie die Geschichte Aschenbrödels zu erzählen, eines armen, verlassenen Kindes, das seinen Schuh und sein Herz verliert. Wie erschütternd klangen in ihrem Munde die Klagen des Mädchens, und wie glänzend trat aus dem Hintergrunde ihres wundervollen Bildes der schöne Prinz hervor, der Aschenbrödel zu Glück und Ehren bringt. Gustav zögerte nicht einen Augenblick, sich die Rolle des Prinzen zuzueignen. Er sah im Spiegel seine

Digitized by Google

Nach Abzug von 6 Prozent Rabatt und 2 Prozent Skonto verbleiben 92 Prozent des Rechnungsbetrages, das sind 1104 Mark. Die Differenz zwischen dem Rechnungsbetrag und dem Nettobetrag beträgt 48 Mark.

Berechnen Sie den Rechnungsbetrag.

Lösung: Der Rechnungsbetrag beträgt 1200 Mark.

Begründung: Die Differenz zwischen dem Rechnungsbetrag und dem Nettobetrag beträgt 48 Mark. Diese Differenz entspricht 4 Prozent des Rechnungsbetrages. Also gilt: 4 Prozent entsprechen 48 Mark. Daraus folgt: 1 Prozent entspricht 12 Mark. Somit gilt: 100 Prozent entsprechen 1200 Mark.

Probe: 6 Prozent Rabatt von 1200 Mark sind 72 Mark. 2 Prozent Skonto von 1200 Mark sind 24 Mark. Zusammen sind das 96 Mark. Der Nettobetrag ist also 96 Mark weniger als der Rechnungsbetrag. Es gilt: 1200 Mark − 96 Mark = 1104 Mark.

Antwort: Der Rechnungsbetrag beträgt 1200 Mark.

Aufgabe 3: Ein Kaufmann bestellt bei einem Großhändler Waren im Wert von 2500 Mark. Der Großhändler gewährt 5 Prozent Rabatt und 3 Prozent Skonto. Der Kaufmann bezahlt innerhalb der Skontofrist.

Berechnen Sie den Nettobetrag.

Lösung: Der Nettobetrag beträgt 2300 Mark.

Begründung: Der Rabatt beträgt 5 Prozent von 2500 Mark, das sind 125 Mark. Der Skonto beträgt 3 Prozent von 2500 Mark, das sind 75 Mark. Zusammen sind das 200 Mark. Der Nettobetrag ist also 200 Mark weniger als der Rechnungsbetrag. Es gilt: 2500 Mark − 200 Mark = 2300 Mark.

Probe: 5 Prozent Rabatt von 2500 Mark sind 125 Mark. 3 Prozent Skonto von 2500 Mark sind 75 Mark. Zusammen sind das 200 Mark. Der Nettobetrag ist also 200 Mark weniger als der Rechnungsbetrag. Es gilt: 2500 Mark − 200 Mark = 2300 Mark.

Antwort: Der Nettobetrag beträgt 2300 Mark.

Aufgabe 4: Ein Kaufmann bestellt bei einem Großhändler Waren im Wert von 2500 Mark. Der Großhändler gewährt 5 Prozent Rabatt und 3 Prozent Skonto. Der Kaufmann bezahlt innerhalb der Skontofrist.

Berechnen Sie den Rechnungsbetrag.

Lösung: Der Rechnungsbetrag beträgt 2500 Mark.

Begründung: Der Rechnungsbetrag ist der Betrag, der auf der Rechnung steht. Er ist unabhängig davon, ob Rabatt oder Skonto gewährt werden. Also gilt: Der Rechnungsbetrag beträgt 2500 Mark.

Probe: Der Rechnungsbetrag ist der Betrag, der auf der Rechnung steht. Er ist unabhängig davon, ob Rabatt oder Skonto gewährt werden. Also gilt: Der Rechnungsbetrag beträgt 2500 Mark.

Antwort: Der Rechnungsbetrag beträgt 2500 Mark.

Aufgabe 5: Ein Kaufmann bestellt bei einem Großhändler Waren im Wert von 2500 Mark. Der Großhändler gewährt 5 Prozent Rabatt und 3 Prozent Skonto. Der Kaufmann bezahlt innerhalb der Skontofrist.

Berechnen Sie den Rabattbetrag.

Lösung: Der Rabattbetrag beträgt 125 Mark.

Begründung: Der Rabatt beträgt 5 Prozent von 2500 Mark. Es gilt: 5 Prozent von 2500 Mark = 0,05 · 2500 Mark = 125 Mark.

Probe: 5 Prozent von 2500 Mark sind 125 Mark. Es gilt: 0,05 · 2500 Mark = 125 Mark.

Antwort: Der Rabattbetrag beträgt 125 Mark.

Aufgabe 6: Ein Kaufmann bestellt bei einem Großhändler Waren im Wert von 2500 Mark. Der Großhändler gewährt 5 Prozent Rabatt und 3 Prozent Skonto. Der Kaufmann bezahlt innerhalb der Skontofrist.

Berechnen Sie den Skontobetrag.

Lösung: Der Skontobetrag beträgt 75 Mark.

Begründung: Der Skonto beträgt 3 Prozent von 2500 Mark. Es gilt: 3 Prozent von 2500 Mark = 0,03 · 2500 Mark = 75 Mark.

Probe: 3 Prozent von 2500 Mark sind 75 Mark. Es gilt: 0,03 · 2500 Mark = 75 Mark.

Antwort: Der Skontobetrag beträgt 75 Mark.

Aufgabe 7: Ein Kaufmann bestellt bei einem Großhändler Waren im Wert von 2500 Mark. Der Großhändler gewährt 5 Prozent Rabatt und 3 Prozent Skonto. Der Kaufmann bezahlt innerhalb der Skontofrist.

Berechnen Sie den Nettobetrag.

Lösung: Der Nettobetrag beträgt 2300 Mark.

Begründung: Der Rabatt beträgt 5 Prozent von 2500 Mark, das sind 125 Mark. Der Skonto beträgt 3 Prozent von 2500 Mark, das sind 75 Mark. Zusammen sind das 200 Mark. Der Nettobetrag ist also 200 Mark weniger als der Rechnungsbetrag. Es gilt: 2500 Mark − 200 Mark = 2300 Mark.

Probe: 5 Prozent Rabatt von 2500 Mark sind 125 Mark. 3 Prozent Skonto von 2500 Mark sind 75 Mark. Zusammen sind das 200 Mark. Der Nettobetrag ist also 200 Mark weniger als der Rechnungsbetrag. Es gilt: 2500 Mark − 200 Mark = 2300 Mark.

Antwort: Der Nettobetrag beträgt 2300 Mark.

Aufgabe 8: Ein Kaufmann bestellt bei einem Großhändler Waren im Wert von 2500 Mark. Der Großhändler gewährt 5 Prozent Rabatt und 3 Prozent Skonto. Der Kaufmann bezahlt innerhalb der Skontofrist.

Berechnen Sie den Rechnungsbetrag.

Lösung: Der Rechnungsbetrag beträgt 2500 Mark.

Begründung: Der Rechnungsbetrag ist der Betrag, der auf der Rechnung steht. Er ist unabhängig davon, ob Rabatt oder Skonto gewährt werden. Also gilt: Der Rechnungsbetrag beträgt 2500 Mark.

Probe: Der Rechnungsbetrag ist der Betrag, der auf der Rechnung steht. Er ist unabhängig davon, ob Rabatt oder Skonto gewährt werden. Also gilt: Der Rechnungsbetrag beträgt 2500 Mark.

Antwort: Der Rechnungsbetrag beträgt 2500 Mark.

Aufgabe 9: Ein Kaufmann bestellt bei einem Großhändler Waren im Wert von 2500 Mark. Der Großhändler gewährt 5 Prozent Rabatt und 3 Prozent Skonto. Der Kaufmann bezahlt innerhalb der Skontofrist.

Berechnen Sie den Rabattbetrag.

Lösung: Der Rabattbetrag beträgt 125 Mark.

Begründung: Der Rabatt beträgt 5 Prozent von 2500 Mark. Es gilt: 5 Prozent von 2500 Mark = 0,05 · 2500 Mark = 125 Mark.

Probe: 5 Prozent von 2500 Mark sind 125 Mark. Es gilt: 0,05 · 2500 Mark = 125 Mark.

Antwort: Der Rabattbetrag beträgt 125 Mark.

Aufgabe 10: Ein Kaufmann bestellt bei einem Großhändler Waren im Wert von 2500 Mark. Der Großhändler gewährt 5 Prozent Rabatt und 3 Prozent Skonto. Der Kaufmann bezahlt innerhalb der Skontofrist.

Berechnen Sie den Skontobetrag.

Lösung: Der Skontobetrag beträgt 75 Mark.

Begründung: Der Skonto beträgt 3 Prozent von 2500 Mark. Es gilt: 3 Prozent von 2500 Mark = 0,03 · 2500 Mark = 75 Mark.

Probe: 3 Prozent von 2500 Mark sind 75 Mark. Es gilt: 0,03 · 2500 Mark = 75 Mark.

Antwort: Der Skontobetrag beträgt 75 Mark.

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 10. November 1837.

Have you a mind to sink?

Shakespeare.
The tempest.

Atlantische Skizzen.

Von Gustav v. Heeringen.

I.

Dunkelblau war der Himmel, dunkelgrün der Strom, und ein Nachmittag, hell glühend, wie ein reiner Diamand, ohne Zittern der Luft, ohne jene elektrische Schwüle, wie sie den heißen Tagen des Nordens eigen ist, lachte über dem Tajo und umarmte die schönen, weichen Küsten von Estremadura. Wie lieblich das Grün ihrer Haine und Berge gegen den Himmel abstach, wie feierlich die marmornen Dome von Lissabon emporragten! Unter mir rollte der Strom und trug mit unzufriedenem Rauschen das überladene Boot, auf welchem nebst mehreren andern Passagieren und zahllosen Kisten, Koffern und Ballen auch ich und meine wenigen Habseligkeiten sich befanden. Um eine dieser lezteren hatte ich, im Boote liegend, meinen Arm geschlungen; sie war rauh, haarig, voller Leben, Beweglichkeit und Appetit nach Rosinen und Maiskörnern, Orangen und Mandeln, von denen sich ein großer Vorrath in einem schönen bunten, von Aloefäden geflochtenen Handkorb befand, der auch einen Theil meines Gepäckes bildete und ein Geschenk Mariquinhas war. Gewöhnliche Menschen würden das armlange Subjekt, dessen Kopf meine Hand so gemüthlich streichelte, schlechtweg einen Affen genannt haben, mir war es mehr: es war in dem Augenblick der Theilnehmer meines Schicksals. Er stammte aus Mariquinhas Loja und kostete mich zehn Cruzados. „Macacc," flüsterte ich in sein Ohr, während ich ihm eine Mandel zu verspeisen gab, „ich habe dein Schicksal an das meinige geknüpft, und du mußt Portugal mit mir verlassen, dieses Land der Sonne und der Orangen und der Granaten. Schwillt dein Herz nicht vor Wehmuth, Macacc? Sieh dich noch einmal um nach Mariquinhas hoher Stadt! Winke ihr mit deiner schwarzen Hand ein Lebewohl! Wie ihre Thürme allmählig verschwinden! Schon ist Alfama nicht mehr sichtbar und O Mejo tritt in den Hintergrund. Bald wird dieses ganze prachtvolle Bild nur noch unserer Erinnerung angehören." Macacc, der noch kein Deutsch verstand, schien wenig von dieser elegischen Klage gerührt, sondern sah mich, da seine Mandel eben verspeist war, mit jenem menschlichgemeinen Ausdruck und der Geberde an, welche da sagt: Es ist alle, gieb mehr her! Irmao, Mariquinhas Bruder, ein brauner, schöner achtzehnjähriger Bursche mit offener Brust und schwarzen, fliegenden Locken, der auf dem höchsten Ballen Platz genommen hatte, so daß es aussah, als sey er der König des Bootes, lächelte auf uns, die wir zu seinen Füßen gelagert waren, mit einer Art von königlicher Anmuth nieder. Er verstand und sprach

Digitized by Google

französisch, aber mit dem tiefen, dunkeln, südlichen Accent von Portugal. Wenn er es redete, glichen seine Worte einer bekannten Landschaft, die man durch ein rothgefärbtes Glas betrachtet. „Wie muß ich ihn regieren, mit Milde oder mit Strenge?“ fragte ich zu ihm hinauf, indem ich auf meinen Schicksalsgefährten wies, und Irmao erwiderte: „Nach den Umständen, mein Herr.“ — „Sehr richtig, Irmao, und der ist ein wahrer Philosoph, der sich am besten in die Umstände fügt; meinen Sie aber nicht, daß die unsrigen recht schlimm werden könnten, noch ehe wir Belem erreichen? Das Boot geht zu tief, wir haben keine Hand breit Bord und der Strom ist unruhig.“ — „Senhor, das ist er immer hier. Wir sind auf der Höhe von Pampulia und Alcantara. Aber meiner Treu, das Boot geht tief und die Barqueiro's sind so still!“

Das war gegründet. Ernst und düster verrichteten die Schiffer ihre Arbeit und antworteten nicht ein einziges Mal auf tausend Fragen, welche vier bis fünf im Boot befindliche Damen, die vor Angst vergingen, bald in französischer, bald in portugiesischer Sprache unaufhörlich an sie richteten. Offenbar hatte das Boot zu viel geladen; es war dem Sinken nahe und wir befanden uns, je mehr wir uns Belem näherten und je stärker die Wirkung des nahen Meeres in immer höheren Wogen sichtbar ward, in wirklicher Gefahr. Verschiedene Wellen stürzten in unser Boot, welches bald emporgehoben, bald in die Tiefe geworfen ward. Die Seekrankheit meldete sich bei den Damen, und indem sie ihre widrigen Empfindungen ihrer Furcht beigesellte, machte sie ihren Zustand in der That qualvoll. Sie lagen einander weinend in den Armen oder bestürmten die Barqueiro's mit den süßesten Namen, sie zu retten, im Fall das Boot sänke. Dieses Ueberladen von Booten, welche Passagiere mit ihrem Gepäck an Bord eben absegelnder Schiffe bringen, ist gar nichts Seltenes und rührt von der Habsucht der Schiffer her, die zulezt am wenigsten dabei wagen. Sie sind alle geübte Schwimmer, haben ihren Lohn vorweg und wissen sich zu trösten, wenn ohne ihre Schuld ein Unglück geschah. Es sind übrigens die ehrlichsten Leute von der Welt, die niemals einen Passagier, der sich ihnen anvertraut hat, berauben und über Bord werfen, was sie doch auf der ungeheuren Fläche des Tajo, wo Niemand ihr Verbrechen entdecken würde, so füglich könnten. Mehr als einmal bin ich aus dem Pallast von Necessidades nach Pampulia hinunter gegangen und habe mich hier in diesem öden Hafen voller Winkel, Vorsprünge und Treppen dem ersten besten braunen Kerl anvertraut, der mich, wenn eben Ebbe war, anpackte, auf seine Schultern sezte und so durch das seichte Wasser nach seinem Boote trug. Ein Ruck seiner herkulischen Gestalt, ein Stoß von seinen Fäusten, ein Schlag mit der Ruderstange, und es war geschehen um den vorwitzigen Fremdling mit seiner goldenen Uhrkette und dem Aeußern, welches eine ziemlich volle Börse versprach. Doch niemals kommt ein solcher Fall vor, und das verdient laut gepriesen zu werden. Jezt aber theilte sich die Angst der Frauen und das besorgte Wesen einiger Männer endlich auch mir mit, vielleicht in Folge der ersten Spuren von Uebelbefinden, erzeugt durch das Schwanken des Fahrzeugs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

(Beschluß.)

Der Liebeshandel ging zwei Jahre im Geheimen fort, dann wurde er laut. Gustav warb um meine Schwester, und mein Vater erschrack nicht wenig, als er um seine Einwilligung ersucht wurde. Er verweigerte sie in den bestimmtesten Ausdrücken. Meine Mutter war untröstlich, denn sie hatte ihrerseits gegen diese Heirath nichts einzuwenden. „Warum,“ rief sie, „soll ein junger Mann von Bildung, von untadelhaftem Betragen Emilien nicht heirathen?“ — „Aber, meine Beste,“ erwiderte mein Vater, und in seinem Antlitz lag der ungemessene Stolz eines Mannes, der eine Stammburg besessen hat, „kann ich diesen Ritter, den ein Geldsack zum Ritter gemacht hat, kann ich ihn wohl einst mit meiner Frisdewide, oder Fredegunde, wie du sie nennst, auf die Burg hinaufführen, wenn sie einmal wieder mir gehört? Müßte ich dann nicht erröthen und erschienen nicht alle meine Pläne und Aussichten als eine zwecklose Spielerei? Nein, nein; es ist ganz gut, daß meine edle Tochter diesen Leuten etwas erzählt hat; der Adel kann dem Bürger schon was erzählen, er hat Erinnerungen, Traditionen, die jenem fehlen; aber weiter darf es nicht gehen. Eine Heirath hier zu stiften, wäre sehr thöricht, und alle Ritterbücher und Turnierordnungen sind dagegen.“

Diese Sprache meines Vaters zeugt von seiner gänzlichen Abgeschiedenheit von der Welt. In Wahrheit lebte er auch ganz seinen Grillen und Abenteuerlichkeiten; er war um dreißig Jahre in seinem Ideengange zurück geblieben; man nannte ihn im Städtchen nur den alten Ritter. Er war der alte, verknöcherte Adel im Gegensatz zu Emilien, die den modernen Adel, den Adel der Gesinnung, die schöne Hinneigung für die lebendigen Weltinteressen bezeichnete. Und in der That, dieses Bild ist passend: wenn wir unsere alten köstlichen Erinnerungen, unsere geweihten Traditionen, unsere Folianten mit ehrenwerthen Namen und Thaten nur dazu anwenden, daß

Digitized by Google

sie dem frischen Leben als bunter, farbenvoller Teppich dienen, wenn wir manche Beispiele alter Zeit als ein lustiges Geschichtchen im Salon und nicht als eine zänkische Streitfrage auf dem Markte der Politik behandeln, so gewinnen die Gegensätze sogleich ein verträglicheres Ansehen, ja sie hören zuletzt ganz auf Gegensätze zu seyn.

Meine Mutter gab es auf, diese und ähnliche Ansichten meinem Vater beizubringen, aber sie wollte auf der andern Seite weder Gustav noch Emilien unglücklich machen. Der Lebensweg meiner Schwester nahm jetzt etwas von dem Ungewöhnlichen und Romantischen an, das immerdar in ihren Erzählungen geherrscht hatte. An einem Abende, als wieder im Salon die Gesellschaft sich versammelte, machte Emilie ihr altes Recht geltend. Sie erzählte unter veränderten Namen ihre eigene Geschichte. Sie selbst machte sich zur Prinzessin, Gustav zum Prinzen, und eine böse und eine gute Fee arbeiteten abwechselnd an Vereinigung und Trennung des Liebesbündnisses. Nie hatte Emilie so anmuthig erzählt, ihre Stimme, ihr Mienenspiel hatten noch nie einen so weichen Zauber entfaltet, aber sie erzählte ja auch die Geschichte ihres eigenen Herzens, eine Geschichte, die ein Mädchen nie schlecht erzählen wird. Gustav hörte aus der Ferne zu, seine innere Bewegung war so heftig, daß er fürchtete, sie würde ihn verrathen, wenn er näher käme. Der Kreis der Zuhörer lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. Diejenigen, welche um das Geheimniß wußten, erriethen in dem poetischen Spiele, wo das Mährchen aufhörte und die Wirklichkeit begann; die Nichteingeweihten fanden die Erzählung ganz besonders rührend, ohne angeben zu können, worin dieses Rührende bestand.

An diesem Abend war zufällig ein wirklicher Prinz, nicht bloß einer im Mährchen gegenwärtig. Er sah die schöne Scheherazade zum ersten Mal, und er fand, daß der Ruf nicht zu viel von ihr gerühmt. Er kannte ihre Geschichte, und wußte auch, daß die Weigerung des Vaters die Quelle ihres Unglücks ausmachte. Es war sonst nicht seine Sache, sich in Liebesangelegenheiten zu mischen, allein hier empfand er einen unwiderstehlichen Drang dazu. Als meine Schwester ihre Erzählung beendet hatte und die Gesellschaft sich zu zerstreuen begann, fand er eine ungezwungene Gelegenheit, mit Emilien zu sprechen. Mit jener Leichtigkeit, die in der großen Welt erreicht wird, und in die sich bei einem edlen Charakter so schön die Sprache des Vertrauens und Gefühls kleidet, kündigte er sich ihr als den Vertrauten ihres Geheimnisses an. „Ich stehe leider nicht mit der guten Fee in Verbindung, von der Sie Hülfe erwarten," sagte er; „allein ich kann vielleicht, wenn Sie mich dazu autorisiren, mit Ihren Freunden gemeinsam wirken, um die nachtheiligen Zurüstungen der bösen Fee unwirksam zu machen." — Emilie erröthete, und der Prinz nahm dieses Erröthen für ein Zugeständniß, und hielt sich von diesem Augenblicke an für berechtigt, für das Glück meiner Schwester zu sorgen.

Er benuzte seine Macht, um eben so vorsichtig als sicher zu gehen. Zuerst forschte er die Gesinnung des alten Bankiers aus und fand, daß er von seiner Frau beherrscht wurde, und die Baronin günstig zu stimmen, konnte nicht schwer fallen. Die größte Schwierigkeit blieb übrig, die hartnäckige Weigerung meines Vaters zu besiegen. Mit der Zustimmung der Eltern Gustavs versehen, ging er daran, den alten Ritter auf seine Seite zu bringen. Es gelang ihm, und zwar durch folgendes Mittel.

Der Prinz gab einen glänzenden Maskenball. So wenig dies auch im Geschmack der Zeit war, so hatte sich dennoch ein Theil der Gesellschaft entschlossen, in die alten grauen Zeiten des Ritterthums zurückzukehren. Aus einem hellerleuchteten Saal, wo eben die frivolen Arien Rossini's verklangen, und in geläufigen Phrasen eine moderne Conversation hinschwirrte, öffnete sich mit einem Male der Zugang zu einer düstern Klause des neunten Jahrhunderts. Es war das Gemach des getreuen Eginhards, des Lieblings Karls des Großen. Man sah den blühenden Jüngling vertieft in Bücher und Papierrollen; Zitherklänge erschollen und weckten ihn aus seinen Träumereien. Die schöne Emma erscheint, und eine verliebte Scene geht in blühender Sprache an den Zuschauern vorüber. Ein Page des Kaisers überrascht die Liebenden, und diese, dem Verrathe und allen seinen Folgen preisgegeben, zittern für ihr Leben. Sie machen Versuche, sich zu retten; ein mißgünstiges Geschick vereitelt diese. Die finstersten, drohendsten Gewölke scheinen sich über ihren Häuptern zusammenziehen zu wollen, da erscheint der Kaiser. Sein Antlitz ist ernst, aber es ist der Ernst eines Vaters, nicht der des beleidigten Kaisers; jenen kann man zu besänftigen hoffen, dieser bleibt auch der rührendsten Bitte verschlossen. Eginhard sinkt vor dem gewaltigen Helden auf die Knie, Emma umfängt ihn mit den rührendsten Liebkosungen einer Tochter. Karl zürnt nicht; sein Ernst galt nur dem strafbaren Verschweigen einer Leidenschaft, die er nicht für strafbar hält, obgleich sie gegen die Gesetze des Bestehenden sich auflehnt. Er gibt die glückliche Emma ihrem Eginhard, und der Erzbischof Turpin segnet den Bund ein.

Diese Bilder in ihrem alterthümlichen Rahmen verfehlten ihre Wirkung auf das Publikum nicht, besonders auf den Ritter nicht, der sich in das Land seiner Träume versezt sah. Man überließ es ihm, über die Bedeutung dieser Scenen nachzudenken, und erst einige Wochen darauf begann der Prinz seine Brautwerbung. Mein guter Vater war jezt in der That in eine schlimme Falle gerathen: seine Zusage geben, hieß seinem Stammbaum einen unedlen Zweig einpfropfen, sie versagen, war eine Beleidigung für den Prinzen und für das Andenken des großen

Digitized by Google

Mr. Ed. Cox, and Mr. Jno. Bell, Mr. Jno. Bell, Mr. Jno. Bell,

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 11. November 1837.

Das narbenvolle Antlitz unseres Trabanten bleibt, wie der auffallendste, so der für den Menschen interessanteste Gegenstand am Nachthimmel.

Lichtenberg.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger.

Im Gebiete der Himmelskunde haben wir diesmal sogleich zweier wichtigen Erscheinungen Erwähnung zu thun: des lange erwarteten Beer-Mädler'schen Commentars zu der in diesen Blättern vielfach angeführten Mondkarte, und des als Manuscript gedruckten, uns durch besondere Gunst zugekommenen Berichts des Dorpater Astronomen Struve an den russischen Cultminister v. Ouvaroff über Doppelsterne. Die erstere dieser beiden Erscheinungen anlangend, liegt der betreffende schöne Quartband * endlich vor uns; und da wir, nach seinem Umfange, nicht einmal vielen unserer Leser die unmittelbare Beschäftigung damit zumuthen dürfen, so wird es angemessen seyn, über seinen interessanten Inhalt hier auszüglich Einiges beizubringen.

Dieses für die Kenntniß des Mondes classische Werk zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, deren erstere der mathematischen und physikalischen Selenographie, die zweite aber der Topographie der uns zugewendeten Mondhalbkugel, nach den vier Quadranten, aus denen die zugehörige Karte besteht, gewidmet ist. In jenem ersteren physikalischen Theile ist sogleich ganz neu die Bemerkung, mit den für ihre Richtigkeit geführten Beweisen, daß es in den Polargegenden des Mondes so hohe Berge gibt, daß die Gipfel derselben ewigen Sonnenschein haben, wiewohl sich die Sonne wegen der dortigen äußerst geringen Schiefe der Ekliptik nur unbedeutend über den Aequator erhebt; bloß bei Mondfinsternissen, wenn sich die Berggipfel mit in den Erdschatten eintauchen, büßen sie auf kurze Zeit die Beleuchtung ein. Ueberhaupt verursachen die überaus bedeutenden Ungleichheiten der Mondoberfläche auf den meisten Punkten derselben entsprechende große Verschiedenheiten in der Tagesdauer, und der Gipfel des hohen Mondgebirges Huygens z. B. wird neun Stunden früher als sein Fuß von der Sonne erreicht, gleichwie umgekehrt viele von den großen Mondgruben so tief sind, daß aus diesem Grunde, in Verbindung mit ihrer Lage, weder Sonne noch Erde jemals darin erblickt werden. Diese Umstände müssen auch große climatische Unterschiede für sehr geringe Entfernungen hervorbringen; und Alles, was die Erde an ihren Gebirgen Aehnliches zeigt, muß

* Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie. Mit besonderer Beziehung auf die von den Verfassern herausgegebene Mappa selenographica, von Wilhelm Beer und Dr. Johann Heinrich Mädler. Berlin, Schropp, gr. 4. mit Steintafeln, Preis 7 Thaler preuß.

Digitized by Google

weit hinter dem Monde zurückbleiben. Die höchste aller gemessenen Mondhöhen ist der südwestliche Wall des Gebirges, welches den Namen Newton trägt: sie beträgt 22,360 Fuß, und wenn dies nicht höher als manche Erdberge erscheint, so muß man dagegen in Betracht ziehen, daß der Monddurchmesser nur etwa 460 Meilen, also wenig über ein Viertel des Durchmessers der Erde (von 1720 Meilen) beträgt, so daß die dortigen Berge, nach diesem Verhältnisse, fast viermal höher als unsere Berge sind. Eines der wichtigsten Resultate dieser großen Arbeit über den Mond ist aber der von den Autoren geführte Beweis, daß der Erdtypus auf der Mondfläche nicht wiederkehre und daß sich die Natur, diese reiche Bildnerin, dort in ganz abweichenden Formen gefallen habe. Das Element des Wassers, in der irdischen Bedeutung des Wortes, existirt z. B. auf dem Monde höchst wahrscheinlich gar nicht, und die Mondluft ist der unsrigen auch nicht vergleichbar. Die Strahlensysteme des Mondes ferner, diese großen, besonders von den Gebirgen ausgehenden Lichtadern, welche jede Mondkarte zeigt, werden nur immer räthselhafter, je mehr man sie betrachtet, indem die Erde gar nichts Analoges darbietet. Die von früheren Astronomen behauptete Schneebedeckung der Mondpolarzonen leugnen unsere Beobachter ebenfalls; dagegen sehen sie an mehreren Stellen der Mondoberfläche ein unverkennbares lichtes Grün (was ist dies aber?). Die Leser werden fragen, ob denn alle die Vervollkommnungen unserer Fernröhre, von denen in diesen Blättern so viel und so ehrend die Rede gewesen ist, noch nicht hinreichen, um wenigstens in das topographische und physische Detail dieses nächsten aller Weltkörper einzudringen? Allein man ermesse, daß der Mond beiläufig 50,000 Meilen von der Erde entfernt ist, und daß also eine 50,000malige Vergrößerung angewendet werden müßte, um uns die Gegenstände so groß erscheinen zu lassen, wie wir sie in der Entfernung von einer Meile sehen würden. Unsere Fernröhren, in ihrer heutigen Gestalt, gestatten aber, bei der Anwendung auf den Mond, höchstens eine 300malige Vergrößerung, wenn, in Folge der Beschaffenheit unserer Atmosphäre, nicht Alles ganz undeutlich werden soll; wie kann man da kleinere Objekte, Kunstgegenstände, Bewohner u. s. w. zu erblicken hoffen?

Aus dem oben erwähnten Bericht Struves über die Doppelsterne, auf welchen wir nun übergehen, theilen wir Folgendes mit. „Ich erlaube mir," heißt es im Verlauf dieses Berichts, „der Vollständigkeit wegen einige allgemeine, auf den hier zu behandelnden Gegenstand der Doppelsterne Bezug habende Sätze vorauszusenden. Die Fixsterne sind Himmelskörper, die mit eigenem Lichte leuchten, d. h. Sonnen. Unsere eigene Sonne, in eine etwas über drei Millionen mal größere Entfernung gerückt, würde nur noch so hell gesehen werden, als der Stern erster Größe Arcturus. Die verschiedene Helligkeit, in welcher uns die Fixsterne erscheinen, hängt zwar auch von ihrer Größe und leuchtenden Kraft ab, wird aber offenbar vorzugsweis durch die verschiedene Entfernung bedingt, in der sie sich von der Erde oder unserm Sonnensystem überhaupt befinden. Im Allgemeinen sind also die helleren Sterne die uns näheren, und die schwächsten diejenigen, deren Entfernung von uns am größten ist. Die Eintheilung der Fixsterne nach Graden der Helligkeit ist bekannt. Sterne sechster Größe werden noch mit dem bloßen Auge gesehen; Sterne zwölfter Größe sind die lichtschwächsten, welche ein mächtiges Fernrohr noch am Himmel entdecken läßt. — Schon das unbewaffnete Auge sieht an mehreren Stellen des Himmels einige Fixsterne so nahe an einander, daß man sie nur mit Mühe von einander trennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Ein lauter Schrei begrüßte in diesem Augenblick ein anderes Boot, welches in geringer Abweichung von unserer Fahrlinie uns entgegen ruderte. Es kam von Belem, vermuthlich von unserm Schiffe, und seine Führer mochten schon an unserer langsamen Bewegung — wir durften der Schwere wegen kein Segel aufziehen — und an unserer ganzen Erscheinung bemerken, was uns Noth that, so daß es kaum des allgemeinen Anrufs bedurft hätte, um sie zum Herbeirudern zu bewegen. Bald befanden wir uns in vollkommener Sicherheit am Bord einer großen, schönen, leeren Gondel, in welcher wir unserm beladenen Boot vorausfuhren, das, bedeutend erleichtert, nun auch schneller und besser dem Thurm von Belem zuruderte.

Alter Thurm von Belem, Wächter und Schlüssel des Tajo! noch sehe ich deine ernste, bleiche arabische Gestalt aus den Fluthen emporsteigen und von der einen Seite den Strom bewachen, von der andern hineinragen in das unermeßliche Meer. Unheimlich ist deine Erscheinung, denkt man der Qualen, die du in deinem Innern verbirgst, deiner Kerker, deiner Wassergewölbe, deiner Folterbänke! Du bist wie ein Gedanke Philipps, groß und despotisch. Viele Thürme habe ich gesehen auf deutschen Bergen, auf den Rebenhügeln von Frankreich und den Felsenküsten von England, aber keiner ist dir ähnlich. Wenn jene Ritter sind mit zierlichem Waffenschmuck, mit Schild und Pickelhaube, bist du ein Sultan, der sich auf spanischer Erde verspätet.

Digitized by Google

Das Schiff, welchem wir zusteuerten und das segelfertig vor Belem lag, war eine französische Handelsbrigg und führte einen etwas anmaßenden, aber sehr schönen Namen. Es nannte sich die Rose des Tajo. Wer kann einer Französin etwas übel nehmen? Dazu hatte die Brigg einigen Grund, eitel zu seyn; sie war leicht, schön, schlank und elegant gebaut, und daß sie noch in bester Jugendzeit stand, sah man schon in der Ferne. Wie schön geschweift ihre Seiten waren, wie zierlich ihr Schnabel, wie sie so ganz darauf eingerichtet schien, ihre Bestimmung zu erfüllen, d. h. die Fluthen des Oceans rasch und kühn zu durchschneiden. Noch vom Anker gehalten, bewegte sie sich schon mit einer Art von Grazie; sie tanzte auf den Wellen wie eine lebenslustige Jungfrau, die vor dem Beginn des Reigens ihre Glieder bereits nach dem Takt der Musik wiegt. Von ihrem Hackbord wehte die große dreifarbige Flagge und lustige Wimpel flatterten auf ihren Masten, kokettirend mit den Winden, welche von Mittag bliesen und, abgekühlt in den algarvischen Gebirgen, Frische und Wohlgeruch athmeten. Wir legten bei der Rose an und stiegen auf einer zierlichen, für die Passagiere niedergelassenen Treppe an Bord.

Der Kapitän empfing uns; ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, groß, hübsch und mit jenem Ausdruck, welcher ihn zum bon garçon stempelte, wie er in den Hafencafé's von Lissabon hieß. Sein Lieutenant, sein erster, sein zweiter Steuermann, seine Matrosen, seine ganze Mannschaft — Alle waren junge Leute mit frischen, hellen, kummerlosen Antlitzen, wie man sie gerne sieht, vorzüglich wenn man zu Schiffe geht. Mir ward ganz wohl zu Muthe; ich roch keinen Dampf, keine Maschine schüttelte dieses Segelfahrzeug und machte mich krank; ich hörte kein englisch reden, kein breites, seekrankes Yes traf mein Ohr; dafür das leicht hin und wieder fliegende Oui der Franzmänner, Weisungen, mit Bonmots ertheilt, Befehle mit Lachen gegeben und hingenommen. Auf dem Verdeck und in den Kajüten herrschte ganz jenes geschäftige, fast ängstliche Treiben, welches der Abfahrt eines großen Schiffes überall voran geht, nur daß es hier unter der Einwirkung französischer Elemente stand. Zahllose Boote umkreisten die „Rose des Tajo," stießen an oder stießen ab; Waarenballen und Gepäck wurden emporgewunden, in die untern Räume geschafft, gefragt, gerufen, geschrieen und gelacht. Ringsum erscholl „Monsieur, Madame oder Mademoiselle," selten noch ein „Senhor oder Senhora" von den Lippen eines Barqueiro oder Gallego, welcher seine Bezahlung empfing, oder der portugiesischen Douaniers, die noch am Bord waren, oder der Freunde und Bekannten der Abreisenden, welche Letztere hieher begleitet hatten; dazwischen die anordnende höfliche Stimme des Kapitäns und seiner Offiziere, die Scherze der Matrosen, die sie mitten in der strengsten Uebung des Gehorsams nicht unterließen. War das Leben auf dem Verdeck munter und bewegt, so war es dies nicht minder unten in den Kajüten, wo die Passagiere sich begrüßten und in den ihnen angewiesenen Kojen sich einrichteten, so gut sie konnten. Es ist mit diesen letztern eine eigene Sache und das Gefühl ganz eigenthümlich, mit welchem man den sargartigen Schrank betrachtet, der auf ungewisse Zeit der Schauplatz unserer Leiden und unserer Ruhe seyn wird, und in welchem ausgestreckt, von zerbrechlichen Wänden umgeben, wir über die Tiefen und Schrecknisse des Ozeans hinwegschweben sollen. Der meinige war bald ausgefunden, in Besitz genommen, und ich eilte auf das Verdeck zurück mit heimlich blutendem Herzen; denn dieses hohe, unglückliche Lissabon und sein Himmel und seine dunkeln, schönen Gestalten waren mir in die Seele gewachsen. Noch einmal mußte ich die Janqueira hinaufschauen, noch einmal den weißen Ajudapallast begrüßen mit seinem Garten voll Palmen, und Alcantara, an welches das göttliche Thal gleichen Namens mit seinem Aquäduct sich anschließt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geisterseher.

Man sagt, wir gehn nicht auf geheurem Boden,
Wir theilen ihn mit finstrer Wesen Schaar,
Wir setzen unsre Füße durch den Oden
Der Gräulichen und werden's nicht gewahr.
Es wandelt aufgerichtet, ohne Schritte,
Geht fest vor dir und langsam durch die Luft,
Es dringt herein bis in des Lebens Mitte,
Und haucht es an mit kaltem Leichenduft.
Es lispelt dir in's Ohr erstorbne Worte,
So laut um dich des Tages Stimmen schrein:
Ist offen wohl des Schattenreiches Pforte,
Und schwärmen Geister bei uns aus und ein?
Ich weiß es nicht. Doch wenn der blaue Himmel
So plötzlich oft sein Angesicht versteckt,
Wer ahnt, was dann für scheußliches Gewimmel
Der Erde Blüthengarten ausgeheckt?
Und sahst ihr nie die Nacht zusammenbeben,
Als wie ein irres Weib in jähem Schreck?
Sie möchte fliehn und kann sich nicht erheben,
Starrt tausendaugig nur auf Einen Fleck.
Wohl denen, die nicht schau'n noch denken können,
Was eine milde Hand mit Dunkel deckt!
Ist wohl sein Licht dem Seher zu mißgönnen,
Dem nach dem Haupt der heil'ge Wahnsinn leckt?

Ludwig Seeger.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Fanny Elsler. Der Musardsche Proceß.

Der Typus des Kopfes scheint dem Figaro nicht so graziös, wie man behauptet: „sie besitzt ein äußerst schönes Haar, das glänzend, wie Rabenflügel, auf beiden Schläfen in Locken herabwallt; aber dies dunkle Haar der Südländer sticht zu sehr von ihrer ganz germanischen Gesichtsbildung ab; solche Haare gehören nicht zu solch einem Kopf; und eben so wollen sich ihre schwarzen Augen, die wie zwei Sterne an einem Krystallhimmel glänzen, mit der Nase gar nicht vertragen, die wiederum, so wie die Stirne, ganz deutsch ist. Man hat Fanny Elsler eine nordische Spanierin genannt, und ihr dadurch ein Compliment zu machen geglaubt. Hierin liegt aber gerade ihr Fehler; ihr Lächeln, ihre weiße Haut, der Zuschnitt ihres Gesichtes, ihre ruhige Stirne verrathen eine Deutsche; allein ihr Haar, ihre kleinen Füße, ihre niedlich zarten Hände, der etwas kühne Zuschnitt ihrer Taille gehören einer Spanierin an; zwei Naturen und zwei Temperamente liegen bei ihr miteinander im Streite; besser wäre es, wenn ihre Schönheit sich nur für Eine Nation entschiede u. s. w.“ Ich führe hier nur einige Züge dieses kuriosen Porträts an, dessen Verfasser mit dem Rathe endigt, Dlle. Elsler solle ihre Fingerspitzen nicht allzusehr mit Rosenroth färben, „indem diese Sorgfalt gar nicht nöthig sey.“ Man sieht hieraus, wie genau die Personen, welche hier auf die Bühne treten und berühmt sind, in den Tageblättern geschildert werden. — Wenn man von den Notabilitäten spricht, welche hier öffentlich auftreten, so fällt Einem auch immer der Name Musard ein; denn der Mann tritt alle Abend in seinem schön geschmückten Concertsaal auf, läßt sich in den Zeitungen tüchtig ausposaunen und kommt Einem auch noch auf andere Art vor Gesicht oder in's Gedächtniß. So hat er auch Schriftsteller werden wollen und so eben eine „Abhandlung über musikalische Composition“ herausgegeben, wiewohl er nie etwas Anderes componirt oder vielmehr arrangirt hat, als Tanzquadrillen. Aus seiner Abhandlung wird man daher so wenig die Tonkunst lernen, wie aus seinen Quadrillen. Dann ist neulich sein Name häufig in einem sonderbaren Processe vorgekommen, der am Handelsgericht geführt wurde, und worüber sich die Journale nicht wenig lustig gemacht haben. Man wird sich aus der Carnevalszeit noch erinnern, wie einmal Musard mit seinen Musikanten auf einen Opernball berufen wurde, und daselbst eine so gewaltige Erschütterung in den Gemüthern der Tanzenden bewirkte, daß sie wie behext umhertaumelten und aus Dankbarkeit den Mann im Triumph auf den Schultern umhertrugen, wodurch er nun vollends in die Mode kam. Es hieß damals, man habe es dem Operndirektor Duponchel sehr übel genommen, daß er den schrecklichen Rumor gelitten habe, und er sey zu 10.000 Franken Geldbuße verurtheilt worden, aber nicht von einem öffentlichen Gerichte, sondern von einer Commission de surveillance, wovon bisher Niemand gehört hatte. Dies schien so sonderbar, daß Manche es nicht glauben wollten. Der neulich am Handelsgericht geführte Proceß hat den dunkeln Vorgang nun völlig aufgeklärt. Es hat sich nämlich ergeben, daß, als Duponchel die Operndirektion übernahm, ihm eine Aufsichtscommission beigegeben wurde, welche das Recht haben sollte, ihm im Falle der Uebertretung der ihm vorgeschriebenen Bedingungen Geldbußen bis zu 10.000 Fr. aufzulegen. Nun hatte Duponchel die Unternehmung der Opernbälle an einen gewissen Mira abgetreten, und Mira war es, der Musard berief. Duponchel sah vorher, daß es Lärm geben würde, und rief die Polizei. Der Polizeipräfekt verbot den Musardschen Ball, aber Mira bewirkte einen Gegenbefehl vom Minister des Innern, und der Ball fand wirklich statt. Darauf nun verurtheilte die Aufsichtscommission Duponchel zu 10.000 Fr. Geldbuße, und Duponchel wandte sich an Mira, um die 10.000 Fr. wiederzubekommen. Dieser aber wies ihn lachend ab, und somit kam die Sache neulich vor's Handelsgericht. Hier machte sich Mira's Advokat über Duponchel lustig, daß er in seiner Einfalt eine Summe von 10,000 Fr. an Leute erlegt, welche gar keinen legalen Charakter haben; Mira, sein Client, habe den Ball mit Erlaubniß der Regierung gegeben, und folglich sey er Niemand Rechenschaft schuldig. Das Gericht erkannte dieses für richtig, und wies Duponchel mit seiner Klage ab. In der That war dieser Proceß und überhaupt der ganze Vorgang voll von Ungereimtheit. Der bloße Name Musard bewirkt einen panischen Schrecken; der Polizeipräfekt verbietet sein Erscheinen in der Oper und der Minister des Innern erlaubt es. Eine Commission, die sich mehr Macht zueignet, als sogar das Polizeigericht besitzt, fordert dem Operndirektor, welcher alles Mögliche gethan hat, um den Ball zu verhindern, eine bedeutende Geldsumme ab, und Duponchel ist so gut und gibt sie her, fordert sie aber einem Andern wieder ab, welcher ihm ein Schnippchen schlägt und dem die ordentlichen Richter Recht geben, so daß Duponchel den Spott der Tageblätter noch in den Kauf erhält. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 264.

Die Liebe.

Räthsel in alcäischem Versmaß.

3.

Sie beut die Hand der andern Unsterblichen,
Die, hohes Vorrecht! selber sich preisen darf;
Sie thut es in gerechtem Stolze,
Daß sie die Pforten des Himmels öffnet.

Sie lichtet Nacht, sie zieht um des Lebens Grau
Die Regenbogenfarben, die bunten, her,
Daß schöner Zeit verschwundne Wonnen
Sich, im Gemüthe, verklärt erneuen;

Wirft ihre Fackeln selbst in die dunkle Nacht
Zukünft'gen Lebens, das noch im Chaos ruht;
Weiß in den Geistes Schacht zu dringen
Und in der Tiefe das Gold zu finden,

Das erst nach langen Jahren unendlicher
Mühsal und Arbeit Philosophie entdeckt;
Sie hat gemünzt es und verschenket
Schon an die Kinder der goldnen Zeiten.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 13. November 1837.

Die gute That, das schöne Wort
Es strebt unsterblich, wie Er sterblich strebte.
Goethe.

Die Säule.

Jskender war's, den Griechenland
Hat Alexander zubenannt,
Der zog vorbei in Siegeseile
Mit seinem Heer an einer Säule.

Leer war das niedre Capital,
Doch schien's, als ob darauf einmal
Gestanden eine Statue habe.
Da sprang vom Troß ein kecker Knabe

Hinauf, und wie er oben stand,
Da zuckte plötzlich sein Verstand;
Sein Mund, vom heil'gen Drang bemeistert,
Erklang prophetisch und begeistert.

Er drehte sich im Kreise rings,
Und wie sein Auge rechts und links
In die verschiednen Pole blickte,
Sprach auch verschieden der Verzückte.

Als König da, als Weiser hier,
Und dort als kundiger Wesir:
Jskender fragte die Begleitung
Um solcher Räthselding's Deutung.

Da sprach der weise Stagirit,
Der immer ihm zur Seite schritt:
„O Herr, ein tiefer Zauber waltet
In dem, was sich vor dir entfaltet.

Die Säule Jethi' matali' —
Den Griechen ist Orakel sie —
Deckt einen großen Mann im Grabe
Mit Weisheits- und Prophetengabe.

Des großen Mannes Geist und Wort,
Sie wirken noch im Tode fort:
Wer auf die Säule sich geschwungen,
Der fühlt sich bald davon durchdrungen.

Der Schrift bedarf solch Denkmal nicht,
Weil es lebend'ge Worte spricht;
Dem Großen bleibt in allen Zeiten
Die Zauberkraft und das Bedeuten.

Unwiderstehlich faßt's den Geist,
Dem es in Herrlichkeit sich weist:
Dem Todten muß, was lebt auf Erden,
Zum Dolmetsch der Bewund'rung werden.

Digitized by Google

Und wie das Große liegt in Kraft,
Prophetengeist und Wissenschaft,
In Schätzen und im Seelenfrieden,
So sind die Säulen auch verschieden.

Verschiedne Zungen reden sie,
Wie sie der Todte ihnen lieh,
Je wie das Große seines Lebens
Verschieden in der Art des Strebens.

Und also Wunscherfüllung auch
Nennt solchen Stein der Sprachgebrauch, *
Weil dem Verzückten er kann geben,
Was dieser nie besitzt im Leben."

Jezt war die Säule wieder leer,
Der Knabe albern wie vorher,
Der weise Deuter hat geschwiegen,
Der König stand mit ernsten Zügen.

Wohl nannten ihn die Menschen groß,
Er aber schwieg und dachte bloß:
Ob seines Todtenhügels Erde
Einst solche Säule schmücken werde?

Manfred.

* Der persische Sprachgebrauch nämlich; wie denn überhaupt diese Mittheilung auf einer orientalischen Sage aus „Iskender" name beruht.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

In der Nähe des hellsten Sterns der Leier z. B. gewahrt ein scharfes Auge einen Stern länglichter Form, in welchem es eine solche Vereinigung zweier Sterne ahnt, eine Ahnung, welche durch die gewöhnlichsten Fernröhren bestätigt wird, die diesen Stern in zwei sehr nahe stehende verschiedene Sterne auflösen. Man könnte daher diesem Stern den Namen eines Doppelsterns beilegen; gewöhnlich aber nennt man nur diejenigen Sterne so, die auf den ersten Blick ganz den einfachen Sternen gleichen und sich erst durch mächtigere Instrumente trennen lassen. Ihr scheinbarer Abstand darf dann 32 Sekunden nicht übersteigen. Denken wir uns mit diesem scheinbaren Halbmesser von 32 Sekunden um einen Stern einen Kreis beschrieben, und in diesem Kreise noch zwei oder mehrere andere Sterne, so heißt eine solche Sternvereinigung hienach ein dreifacher oder vierfacher Stern. Der hellere Stern eines solchen Sternsystems wird Hauptstern, der schwächere (oder die schwächern) Begleiter genannt. Die Erscheinung eines solchen Doppelsterns kann einen zweifachen Grund haben. Bei der unendlichen Menge von Sternen, welche sich in den Tiefen des Himmels neben und hinter einander finden, wird es sich treffen, daß zwei Sterne, der eine vielleicht in sehr weiter Entfernung hinter dem andern, doch nahe in derselben Gesichtslinie zusammenfallen. Sie bilden dann zufällig einen Doppelstern, und dergleichen Doppelsterne heißen optische, eben weil ihr so nahes Beisammenerscheinen nur eine Täuschung des Auges ist, welches das auch noch so weit hinter einander Stehende an derselben scheinbaren Innenfläche der eingebildeten Himmelskugel neben einander zu sehen wähnt. Wenn dagegen zwei Sonnen von so geringem gegenseitigen Abstande zugleich dieselbe oder fast dieselbe Entfernung von der Erde haben, so muß angenommen werden, daß ihr Zusammenseyn nicht bloß durch einen Zufall veranlaßt werde, daß sie vielmehr ein System bilden, in welchem eine Wechselwirkung stattfindet, die derjenigen analog ist, welche sich zwischen unserer Sonne und ihren Planeten zeigt, kurz, daß dort Sonnen um Sonnen, oder mehrere Sonnen um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt kreisen. Dergleichen Sternsysteme nun nennen wir, im Gegensatze jener optischen, mit Recht physische Doppelsterne. Die astronomische Wichtigkeit beider Arten von Doppelsternen leuchtet bald ein. Bei einem optischen Doppelstern muß sich die scheinbare Stellung der beiden Sterne gegen einander ändern, so wie die Erde bei ihrer Bewegung um die Sonne einen andern Standpunkt im Weltenraum einnimmt, und zwar desto mehr, je näher der eine und je entfernter der andere Stern ist. Wir besitzen daher in den Stellungsveränderungen der optischen Doppelsterne ein Mittel, und zwar das geeignetste, um die (jährliche) Parallare des nähern Sterns, d. h. um die Entfernung desselben von unserm Sonnensystem zu erforschen. Schon Galilei machte hierauf aufmerksam, und Herschel d. Ae. erneuerte den Vorschlag, die Veränderung im gegenseitigen Abstande der beiden Sterne eines optischen Doppelsterns, nachdem die Beobachtung aus dem einen oder dem andern Punkte der Erdbahn angestellt wird, zur Bestimmung der Entfernung der Fixsterne anzuwenden. Hier eröffnet sich also eine große Aussicht für die Sternkunde. Von noch höherer Bedeutsamkeit sind aber die physischen Doppelsterne. Finden sich zwei Sonnen durch Anziehung verbunden, so müssen Bewegungen in geschlossenen Curven erfolgen. Die frühere Astronomie kannte solche Bewegungen nur in unserm Planetensystem; die Doppelsterne zeigen sie uns in der unermeßlichen Entfernung der Fixsterne. Wenn Newtons Gravitationsgesetze die erhabenste Entdeckung sind, die der menschliche Verstand in Jahrtausenden gemacht hat, so entscheidet es sich jezt, ob diese Gesetze nur unserm Sonnensysteme, für welches sie ursprünglich gefunden, oder vielmehr dem ganzen Weltall angehören, und es beginnt eine ganz neue Epoche für die Sternkunde.

Digitized by Google

Struve legt sodann dem Minister Rechenschaft von den auf der Dorpater Sternwarte zur praktischen Verfolgung der eben entwickelten Ideen theils begonnenen, theils schon vollendeten Arbeiten ab, deren systematische und ausführlichere Darstellung mit allen Resultaten unzähliger Nachtwachen sich in dem von uns angekündigten großen Werke des Verfassers über Doppelsterne finden wird. Um einen allgemeinen Begriff von den zu diesem Werke gemachten Vorarbeiten zu geben, führen wir an, daß, Behufs der Bestimmung der Doppelsterne, eine Durchmusterung aller Sterne (einschließlich derer achter Größe), welche sich vom Nordpol bis zum fünfzehnten Grade der südlichen Abweichung, also auf fast zwei Dritteln der ganzen Himmelskugel finden, unternommen wurde (indeß die in Dorpat unsichtbare Umgegend des Südpols von Sir John Herschel am Vorgebirge der guten Hoffnung revidirt wird), daß dabei, mit Hülfe des Suchers, alle diese einzelnen Sterne in das Feld des Refractors gebracht und weit über 10,000 Mikrometermessungen ausgeführt worden sind.

Es ist den astronomischen Beobachtungen eigenthümlich, daß die Wissenschaft meist erst in später Zukunft den größten Nutzen von ihnen gewinnt, wenn sie mit erneuten, gewöhnlich noch vollkommneren Beobachtungen verglichen werden. Da Alles in der Astronomie darauf ankommt, Bewegungen zu erkennen, so kann es seyn, daß, wenn diese sehr langsam erfolgen, manche Beobachtung erst nach Jahrhunderten, ja vielleicht Jahrtausenden fruchttragend wird. Wo aber die Veränderungen rascher erfolgen, da kann auch eine, nur wenige Jahre umfassende Beobachtungsreihe zu bedeutenden Entdeckungen führen. Für die Doppelsterne besitzen wir die Messungen, welche vor etwa einem halben Jahrhundert vom ältern Herschel, dem Gründer dieses Theils der Astronomie des Fixsternhimmels, angestellt worden sind. Sie geben das Fundament unserer jetzigen Kenntnisse in diesem Gebiete ab, welche sich von Jahr zu Jahr durch neues Material erweitern und vervollkommnen; und durch Vergleichung dieser Beobachtungen mit seinen eigenen ist es Struve gelungen, die Umlaufszeiten mehrerer Doppelsterne mit großer Sicherheit zu bestimmen. Diese Sternsysteme sind:

η in der Krone,	Umlaufszeit	43 Jahre.
ϱ im Krebs,	„	56 „
ξ im großen Bären,	„	60½ „
p im Schlangenträger,	„	80 „
σ in der Krone,	„	200 „
Castor,	„	215 „
γ in der Jungfrau,	„	513 „

Es ist merkwürdig, daß hier Sonnen um Sonnen in einer kürzern Zeit kreisen als der Planet Uranus braucht, seinen Umlauf um unsere Sonne zu vollenden, wozu bekanntlich 84 Jahre gehören. Wir müssen daraus schließen, daß entweder diese Sonnen näher an einander stehen, als Uranus unserer Sonne steht, oder daß die Summe der Massen zweier sich so rasch umkreisenden Sonnen bedeutend größer ist als die Masse unserer Sonne (indem sich bekanntlich die Anziehungen und also die Beschleunigungen direkt wie die Massen und umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhalten).

(Die Fortsetzung folgt.)

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Das Treiben auf dem Verdeck hatte sich verdoppelt, als ich nach kurzer Abwesenheit wieder hinauf kam; vom Vorderdeck her ertönte das mir schon bekannte gesangartige Schreien der Matrosen, womit sie das Emporwinden des Ankers begleiten. Eben stiegen die Douaniers die Schiffstreppe hinab in ihr Boot, ein allgemeines Abschiednehmen fand statt — mein Herz stand still. Mit einer Art von Angst suchten meine Augen Irmao. Was ging Irmao mich an, der gemeine Knabe, der Mariquinhas, einer Obsthändlerin, Bruder war? Dennoch bebte ich, er könne mich ohne Abschied verlassen haben. Dem war nicht so: ich sah ihn auf dem Verdeck am Rand eines Bootes knieen, in dessen Innerem er dem Affen neben mehreren Hammeln, mit Zustimmung des Steuermanns, einen Wohnplatz bereitet hatte; er befestigte dort die kleine Kette Macacc's, und Thräne auf Thräne rieselte über seine Wangen. „Irmao," sagte ich, „warum weinen Sie?" — „J'ai pitié de ce pauvre Macacc," erwiderte er; „car il mourra dans votre pays." — „Irmao, es ist Zeit, daß Sie mich verlassen, leben Sie wohl!" — „Viva! viva!" sagte der redliche Bursche und ergriff meine Hände. — „Sagen Sie Mariquinha, daß ich ihr Andenken mit in die Ferne nehme. Glück und Segen auf sie und auf Eure Orangen und auf Eure Affen und auf Eure ganze Loja, die ich nicht wieder betreten werde! — Adieu! mein Junge, Adieu!"

Er verließ mich und stieg hinab in eines der abstoßenden Boote. Bald rauschte und brauste es über unsern Häuptern; es war das Spiel der aufgerollten Segel mit der Brise; die Wogen des Meeres oder des Tajo schlugen heftiger gegen unsern Kiel, und mit einem Male schien die Lage des Thurmes von Belem eine andere. Das Schiff war in Bewegung, wir reisten ab. Näher trat uns das Fort von Bagio, welches auf einer Felsenklippe Belem gegenüber schon im Meere liegt, und indem wir rasch um die Landspitze bogen, erhoben sich über uns, auf der terrassenförmigen Küste, die Mauern des Castells von San Juliao. Wie laut waren diese Mauern, wie brüllten die Kanonen des Castells von San Juliao, von Bagio,

Digitized by Google

Die Wahl wird auf Grund der Wahlliste vollzogen. Jeder Wahlberechtigte hat so viele Stimmen, als Mitglieder zu wählen sind. Er kann jedem Kandidaten nur eine Stimme geben. Gewählt sind diejenigen Kandidaten, welche die meisten Stimmen erhalten haben. Bei Stimmengleichheit entscheidet das Los.

Die Wahl ist geheim. Sie kann durch Zuruf erfolgen, wenn niemand widerspricht.

Wahlberechtigt sind alle Mitglieder, die mindestens 6 Monate dem Verein angehören.

Wählbar sind alle Mitglieder, die mindestens 1 Jahr dem Verein angehören.

Die Wahl ist ungültig, wenn sie nicht in der vorgeschriebenen Weise vollzogen wurde.

Ungültig ist auch die Wahl, wenn sie nicht binnen 3 Monaten nach Ablauf der Amtsdauer des bisherigen Vorstandes vollzogen wurde.

Ungültig ist ferner die Wahl, wenn sie nicht binnen 3 Monaten nach Eintritt einer Vakanz

№ 272.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Dienstag, den 14. November 1837.

— Wie die Segel weiß die Schwingen breiten,
Die Küſte ſeinem Blick entflieht, da bracht'
Den Elementen er zuletzt noch gute Nacht.

Byron.
Childe Harold.

Atlantiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Ich bin auf wenig Segelſchiffen gefahren und habe daher keinen beſtimmten Maßſtab für die Schnelligkeit. Aber die Roſe des Tajo, wie leicht, wie ſicher durchſchnitt ſie die Wellen! Es iſt bekannt, wie hoch dieſes Meer geht und wie gewaltig es ſeine unermeßlichen Fluthen bewegt. Aber mochte die Woge noch ſo groß und zürnend ſeyn, welche gegen den Kiel der Roſe anrollte, gewiſſermaßen mit Lächeln ſtürzte ſie ſich hinein, theilte ſie, riß ſie auseinander, ſo daß perlenweißer Schaum hoch empor ſprizte, und kam gebadet, benezt wie mit Thau, ſiegreich wieder hervor. Die Nacht hatte mir den Anblick der eſtremaduriſchen Küſte entzogen; trauernd verließ ich das Deck und ging hinab zur Ruhe. Aber dieſe Ruhe war nur unvollſtändig und kurz; die Luft der Kajüte drückte mich, die nahe Nachbarſchaft fremder Menſchen über und unter mir in den Kojen erſchien mir verdrießlich, und der erſte Widerſtand der menſchlichen Natur gegen die Bewegung des künſtlichen Gebäudes, in welchem eingeſchloſſen man dem fremden Element dahingegeben iſt, fing an, ſich in meinem Innern zu regen. Es mochte Mitternacht ſeyn, als es mich nicht länger in meinem Wandſchranke duldete. Mühſam und vorſichtig ſtieg ich über die beiden andern hinweg, die ſich unter mir befanden, und war erſt auf der Hälfte Weges, als eine grimmige Hand mein Bein erfaßte. — Qui vive? brüllte es mit einer Löwenſtimme aus dem Innern des Schrankes hervor, wo derjenige lag, der mein Herabklettern hinderte. „Scélérat! tu veux mon sang, mais c'est le tien qui coulera!“ Mit dieſen Worten ſank die Geſtalt, welche ſich halb aufgerichtet und mich gepackt hatte, langſam zurück; ich merkte nun, daß ich es mit einem Träumenden zu thun hatte, und ſezte ein wenig ärgerlich meinen Weg fort. Ich hatte zwar am Abend ſchon mehrfache Bekanntſchaften gemacht, doch wußte ich nicht genau, wer die Koje unter mir eingenommen hatte und wer mein Träumer war. Unter nicht ſehr freundlichen Gefühlen, erzeugt von den erſten Regungen eines unvermeidlichen Uebels, kam ich auf das Verdeck und ſezte mich, in meinen Mantel gehüllt, unfern vom Steuermann auf eine Bank nieder.

Die friſche Seeluft, welche mich balſamiſch anhauchte, verwehte mit ihrem ſüßen Athemzug alle feindſeligen oder zürnenden Gedanken aus meiner Seele, und erweckte dagegen jene ſanfte Melancholie, welcher wir Deutſche uns in ſternhellen Nächten ſo gern hingeben. Der Himmel war mit Tauſenden von Lichtern beſäet und leuchtend von jener ruhigen, ewigen und überirdiſchen Schönheit, die unſere Seelen überwältigt, indem ſie ſie erhebt. Ich dachte an Gott und betete leiſe mit wahrer, inniger Andacht. Dabei

waren meine Hände nicht gefaltet, und ich bat um nichts und flehte um nichts, weder mit eigenen, noch mit fremden Worten; denn die Begehrlichkeit unserer Kirchengebete ist meinem Herzen immer fremd geblieben; aber jede Fiber meines Gehirns und jeder Aderschlag meines Bluts durchströmte einige Minuten lang das Entzücken eines göttlichen Wesens. Es ging jedoch bald vorüber, wie denn ein langes Gebet ein Unding ist und nichts Seltsameres erfunden werden konnte als eine stundenlange Andacht, und die Beachtung des zunächst Liegenden trat wieder an seine Stelle. So ist denn der kleine Raum wieder leer, den ich auf der Mutter Erde einnahm, sprach ich zu mir, und nicht einmal ein Plätzchen für meine Gebeine würde ich in Europa versperren, wenn es diesem wogenden Meere etwa gefiele, mich mit sammt dem Brette zu verschlingen, auf welchem ich schwimme. Wenn es geschähe, würde wohl kaum eine Welle darum höher aufrauschen, und in wenigen Jahren wären wir Alle, die hier am Bord sind, vergessen und verschmerzt. Denn die Menschheit selbst ist ein Meer mit auftauchenden und niedergehenden Wellen, eine Generation verdrängt die andere, und den Wogenwechsel nennt unsere Sanduhr Menschenalter und Jahrhunderte. Wie die Brandung herüber donnert von der Küste, wie es braust und rollt in der Tiefe und die Welten über mir so still sind! Aber auch sie haben sicher ihre Töne, ihre Melodien, ihren Donnerklang, nur mein irdisches Ohr vernimmt ihn nicht. Sollte wohl jenseits des Todes — Was wohl der Steuermann dort von diesen Dingen halten mag? er steht so ernst, so feierlich am Compaß, wie ein Lenker der Schicksale. „Pilot," wendete ich mich an ihn, „die Nacht ist schön." — „Den Teufel ist sie! sie ist viel zu windstill, mein Herr. Wir kommen nicht von der Stelle, die Segel schlaffen mehr und mehr; gestern Abend war's besser." — „Darf ich Sie mit einem Gespräch belästigen, Pilot?" — „Warum nicht, mein Herr? es wird mir ein Vergnügen seyn, mich mit Ihnen zu unterhalten," erwiderte der Franzose, denn die Franzosen sind höflich und verbindlich, selbst auf dem Meere, in der Nacht, am Compaß. „Es ist wahr, Pilot, der Wind geht nicht stark; aber wenn plötzlich sich ein Sturm erhöbe und wir im Meer unsern Untergang fänden?" — „Ah bah, welche Voraussetzung! Aber wenn es geschähe, so wäre es Schade um das schöne Schiff. Es ist noch neu und die schönste Handelsbrigg, welche von der Rhede von Havre ausläuft." — „Gewiß wäre es Schade, aber um die Menschen auch, Pilot. So viel ich sehe, sind Sie noch jung, wie fast Alles auf diesem Schiffe: möchten Sie schon sterben?" — „Dazu habe ich auf Ehre nicht die geringste Lust." — „Glauben Sie, Sie verzeihen die Dreistigkeit meiner Frage, glauben Sie an Unsterblichkeit?" — „Hm, sind Sie ein Priester? ein Abbé vielleicht?" — „Das nicht, aber dennoch möchte ich wissen, welche Ansicht Sie von der Unsterblichkeit unserer Seele haben, die uns in der Kindheit schon gelehrt wird." — „Mein Herr, ich bin 1814 geboren und habe noch wenig darüber nachgedacht, was nach meinem Tode mit mir geschehen wird. Ich denke, es wird mir nicht anders ergehen, als allen denen, die vor mir gestorben sind, und das sind parbleu! nicht Wenige, mein Herr! Ihr Loos wird auch das meinige seyn, ein anderes mag ich nicht!" — „Das ist recht gut, aber zu allgemein. Ich wünschte —" — „Ich wünschte, mein Herr," unterbrach mich der junge Steuermann mit einiger Ungeduld, „daß Sie den Schiffsjungen bemerkten, der schon eine Weile neben Ihnen steht und Absichten auf den Hühnerstall zu haben scheint, zu welchem Sie ihm den Zugang versperren."

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Aus diesem und andern Umständen folgert die Conjecturalastronomie zwar nur hypothetisch, aber nicht willkührlich, daß sich z. B. in dem vorstehend angeführten Doppelsterne des großen Bären, dessen dort angegebene Umlaufszeit von 60½ Jahre ganz besonders genau bekannt ist, zwei Sonnen durch Anziehung zu einem Systeme vereinigt finden, deren Masse 117 und 42, also zusammen 159 mal so groß ist, als die Masse unserer Sonne. Legt man diesen beiden Sonnen gleiche Dichtigkeit mit lezterer bei, so sind die Durchmesser derselben 4⁹/₁₀ und 3½ mal größer als der Sonnendurchmesser. Die Form der Bahn bei diesem Doppelstern ist elliptisch und die Excentricität sehr bedeutend. — Mit dieser Citation, welche einen ganz neuen Einblick in die Wunder der Fixsternwelt gewährt, und welcher wir Interessanteres und Erhabeneres nicht weiter zur Seite zu setzen wissen, schließen wir unsern Auszug aus diesem merkwürdigen Bericht, der zugleich einen Maßstab zur Beurtheilung des jetzigen blühenden Zustandes der Astronomie im russischen Reiche * abgibt.*

* In diesem Bezuge erhalten wir so eben eine Mittheilung über den Fortgang der Arbeiten an der in unsern Blättern vielfach erwähnten Hauptsternwarte unsern Petersburg. Zu diesen Arbeiten, zur Anschaffung der Instrumente u. s. w. waren im verflossenen Jahre 370,746 Rubel angewiesen. Im Hauptgebäude wurden zunächst nur die nothwendigsten Constructionen fortgeführt; dagegen ist ein Theil der zu Wohnungen bestimmten Flügel in den äußern Umrissen vollendet. Eben so fleißig und mit dem besten Erfolge wird in München bei Oertel und Upschneider, in Hamburg bei Repsold und in Wien bei Pistl an den bestellten Instrumenten fortgearbeitet; Manches ist schon wirklich abgeliefert, und so dürfen wir hoffen, diese für die Wissenschaft sehr viel versprechende Anstalt bald eröffnet zu sehen.

Digitized by Google

Wir haben in unsern frühern Berichten ausführliche Nachricht über die merkwürdigen Sternschnuppen- und Feuerkugelnächte des 12ten und 13ten Novembers gegeben, und das Phänomen, wie es bis jezt beobachtet worden, in allen seinen Einzelnheiten beschrieben. Indeß bleibt uns, was die Regelmäßigkeit seiner alljährlichen Wiederkehr in jenen bestimmten Nächten betrifft, nachträglich zu bemerken, daß dasselbe auch schon in den Jahren 1684, 1781, 1791, 1799, 1803, 1815, 1818/1819, 1820, 1822, 1824, 1825, immer zu derselben Zeit, beobachtet worden ist. Da also an der Periodicität gar nicht mehr zu zweifeln ist, so gewinnt die Hypothese, welche diesem Phänomen seinen Platz in derjenigen Region des Weltenraums anweist, in der sich die Erde bei ihrem Umlaufe um die Sonne gerade zu jener Zeit befindet, an Wahrscheinlichkeit. Unterdeß will man aber gefunden haben, daß um die Zeit des 10ten Augusts mit ziemlich gleicher Regelmäßigkeit eine ähnliche Erscheinung wiederkehre. Der Breslauer Astronom Boguslawski forderte daher Anfangs jenes Monats die Astronomen auf, ihre Aufmerksamkeit diesem Gegenstande zu widmen, um so mehr, als in den bevorstehenden Novembernächten gerade Vollmond einfällt, welcher die Beobachtungen vereiteln wird. Vereinte mehrfache Beobachtungen könnten uns vielleicht einigen Aufschluß über die Höhe, Entfernung, Größe, Bahnlänge und Geschwindigkeit dieser Meteore geben, und somit einen Theil des geheimnißvollen Dunkels aufklären, welches dieselben noch umringt. In der That sind uns einige Berichte über die Resultate der Augustbeobachtungen zu Gesicht gekommen, wodurch die Voraussetzung des Breslauer Astronomen bestätigt zu werden scheint; indeß muß natürlich die Wiederkehr des Vorgangs abgewartet werden.

Einiges Aufsehen hat in der lezten Zeit ein Versuch des Licenciaten Lau zu Hamburg gemacht, die Erscheinung des Zodiacallichts der Sonne durch eine neue Hypothese zu erklären. Viele Leser werden schon bemerkt haben, daß zuweilen, wenn die Sonne eben auf- oder untergegangen ist, ein weißliches Licht von ihr ausgeht, welches sich am Horizont schief aufwärts in der Richtung des Thierkreises (Zodiacus, daher der Name) erstreckt und spitz ausläuft; um die Zeit der Nachtgleiche ist diese Erscheinung, aus nachher zu erörternden Gründen, in unsern Breiten am besten zu beobachten. Man hat dieses Licht bis jezt einer selbst leuchtenden, oder von der Sonne erleuchteten Atmosphäre zugeschrieben, von der wir annehmen, daß sie den Sonnenkörper in Gestalt eines sehr abgeplatteten, gleichsam linsenförmigen Sphäroids umgebe, welches nach der Richtung des Sonnenäquators, der mit der Ekliptik fast zusammenfällt, die größte Ausdehnung habe. — Gegen diese Annahme erklärt sich nun aber unser Hamburger Beobachter. „Ich habe," sagt er, „diese Erscheinung in Brasilien häufig beobachtet; sie zeigt sich im April und Mai als ein Lichtkegel am Himmel, welcher seine 20 bis 25 Grad breite Basis an demjenigen Punkte des Westhorizonts hat, wo eben die Sonne untergegangen ist. In unsern Breiten sehen wir das Zodiacallicht selten und immer sehr undeutlich, welcher Umstand daher rührt, daß wir eine lange Dämmerung haben, deren Licht jenes Licht absorbirt. In den tropischen Ländern dagegen senkt sich die Sonne fast und zuweilen ganz senkrecht unter den Horizont, daher sie sich in weniger Zeit tief untertaucht, so daß der Uebergang von Tag zu Nacht kurz ist; die Dämmerungen sind also auch kurz, und das Zodiacallicht kommt besser zu Gesicht. Merkwürdig ist es, daß dies Phänomen an gewisse Jahrszeiten gebunden scheint, denn noch „nie" (?) ist es im Sommer oder Winter gesehen worden. Aus allem diesen ziehe ich nun den Schluß, daß das Zodiacallicht nicht, wie bisher angenommen worden, die Sonne atmosphärenartig, in Gestalt einer Linse, umgibt, sondern daß dasselbe ein „Lichtschweif" ist, der seine Basis an der Sonne und seine Spitze in der Richtung des Sternbildes des Krebses habe. Vorzüglich interessant ist dieser Lichtschweif der Sonne, weil er zu der Annahme einer Bewegung der Sonne durch den Weltenraum (vergl. unsern vorigen Bericht) führt, und selbst dazu dienen kann, die Richtung dieser Bewegung zu erforschen."

(Die Fortsezung folgt.)

Moden.

Der Zeitgeist ist gegenwärtig ein turbulenter Kannegießer, ein Alles versuchender Poet, ein Alles wissender und an Allem verzweifelnder Schöngeist; er ist aber ein ganz phantasieloser Schneider: wenn er bei der männlichen Tracht für Groß und Klein nach demselben alternen Muster zuschneidet, so dispensirt er sich auch bei der weiblichen von der poetischen Thätigkeit; er macht den eklektischen Alterthümler, nimmt die Chronik des Oeil de Boeuf zum Musterbuch und impft das bauschigte Halstuch Marie Antoinettens auf das Mieder der Pompadour. — Wir haben schon öfters auf die historische Bedeutung der fast alle Sphären durchdringenden Gleichförmigkeit der männlichen Kleidung aufmerksam gemacht, und der Gegenstand verdiente wohl einmal aus dem Gesichtspunkt der modernen Philosophie besprochen zu werden. Die männliche Welt, wenigstens im Sonntagspuz, ist nach Schnitt und Stoff gleichförmig uniformirt, wie das Fußvolk großer Heere; je vornehmer einer ist, desto ängstlicher sucht er, wenigstens auf dem öffentlichen Platz, in der Masse unterzugehen. Auch im vorigen Jahrhundert herrschte im Schnitt ein ziemlich durchgreifendes System, aber desto ausgesprochenere Abstufung in Stoff und Zierrath. Jezt erscheint nur noch das Landvolk in manchen Provinzen Deutschlands und Frankreichs als ein farbloses Ueberbleibsel einer Zeit, wo man die Qualität der Menschen nach Spitzen und Tressen und der Feinheit des Tuchs schäzte, und solch ein bäurischer Kirchgänger mit dem dreieckigen Hut, dem plumpen, weitschößigen Rock, dem umfangreichen Brusttuch und den schweren Schnallenschuhen gleicht dem Peter in Swifts Mährchen von der Tonne, dem man die Gallonen vom altväterlichen Rock getrennt, das

Digitized by Google

Figure 1. Cross-section of the Mississippi Embayment. Modified from Stearns (1957).

Downloaded from http://pubs.geoscienceworld.org/gsa/gsabulletin/article-pdf/120/11-12/1907/3441...

№ 273.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Mittwoch, den 15. November 1837.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln,
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ewige regt sich fort in allen.
Goethe.

Todeslust der Elemente.

So höre denn, du gutes Kind,
Die Elemente, welche blind
Noch immer sind und nichts als sind!

Ich Thau, den einst das Blumenheer
Gefangen nahm, ich weinte sehr,
Da ließ man wieder mich in's Meer.

Ich Sandkorn, das im Meer verschwand,
Mich nahm ein Fischlein bei der Hand
Und zog mich wiederum an's Land.

Ich war ein Hauch aus einer Gruft,
Ich ward ein frischer Rosenduft,
Nun bin ich wieder reine Luft.

Und ich, ein Strahl, der gestern nur
In hochgeflammte Tulpen fuhr,
Bin heute wieder Licht und pur.

Glückseliges, das nach uns wird,
Als Nachtigall um Blumen girrt
Und endlich sich in Gott verirrt!

Ernst Ludwig Rochholz.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Irrthümlich in der obigen Explication ist die Behauptung, daß das Zodiacallicht nie zu anderer Zeit als der der Nachtgleichen erblickt werde. Wir finden eine Beobachtung von Cassini vom 4ten December 1687, also aus der Zeit der Sonnenwende, wobei er das Thierkreislicht überdies zugleich um 6½ Uhr Abends nach Sonnenuntergange und am folgenden Morgen um 4 Uhr 40′ vor Sonnenaufgange sah,* wornach die Sonne also einen doppelten „Lichtschweif“ haben müßte. Legt man ihr nun einen solchen bei, wie denn wirklich auch Kometen mit einem Doppelschweife an entgegengesezten Enden des Kerns beobachtet worden sind, so erklärt diese Annahme die Erscheinung freilich eben so gut, als die obige Hypothese einer linsenförmigen Gestalt der Lichtsphäre der Sonne, welche leztere Hypothese indeß, wie gesagt, bis jezt ziemlich

* Auch de la Caille, in seiner bekannten afrikanischen Reise, bemerkt ausdrücklich, daß, da in der heißen Zone Aequator und Ekliptik mit dem Horizont so große Winkel machen und die Dämmerungen so kurz sind, der Zodiacalschein ziemlich das ganze Jahr durch Morgens und Abends sichtbar ist und zuweilen senkrecht auf dem Horizont und im lebhaftesten Glanz erblickt wird.

Digitized by Google

Mayor of Southampton, Esq., the Sheriffs of Southampton, Members of the Corporation, Officers of the Royal Yacht Squadron, Officers of the Army and Navy, Clergy, Gentry, Merchants, Tradesmen, Inhabitants, and Strangers, will be held in the Royal Pavilion, on Wednesday, the 14th day of August, 1861, at Two o'clock precisely, for the purpose of presenting an Address to Her Majesty the Queen, on the occasion of Her Majesty's visit to this Town.

The Chair will be taken by the Mayor.

Dated this 12th day of August, 1861.

By Order of the Mayor,

ROBERT BRUCE,
Town Clerk.

ließ, wie eine Klappe, und der Himmel eines Behältnisses war, in welchem eine Schaar gefiederter Individuen sich befand. Sie schienen zusammengekauert, in Schlaf versunken, während der Mouche sich über sie beugte und mit todbrohenden Blicken in ihre geöffnete Hürde hinabsah. Er war jetzt ihr Schicksal; ahnungslos schlummerten sie, die Unschuldigen, und die Hand des Todes, welche Eines von ihnen forderte, war schon ausgestreckt. „Dieses nicht, Mouche!“ rief ich, als ich sah, daß der Bursche ein schneeweißes ergriff, dessen Farbe jetzt sein Verderben zu werden drohte, da sie offenbar im Halbdunkel die Hand des Mörders angelockt hatte; „ein anderes, Mouche“ — „Ein anderes? und warum denn?“ fragte der Knabe verwundert. — „Weil, weil — Sehen Sie, wie schön weiß es ist! Ich dächte das daneben, das braune.“ — „Und nun nehme ich gerade das weiße!“ rief der Junge, und er packte es lachend, erhob sich, zeigte mir sein muthwilliges, rundes Gesicht und einen Mund, in welchem Reihen von Perlen glänzten, und ließ den Deckel der Hürde fallen. Darauf ging er nach der Gegend des Deckes, wo die Küche war, und ich hörte das bedauernswerthe weiße noch eine Minute lang unter seinen Händen weinen, bis es still ward. Es war nur ein Huhn, aber das Schlachten eines Thiers in meiner Nähe greift mir jedesmal in die Seele.

Dicht beim Hauptmast, in der Mitte des Schiffs, lagen verschiedene Boote, Segelstangen, Taue, und in einem der ersteren wohnte Macacc, mein Unterthan aus Mariquinhas schöner Orangenloja. Wo sollte ich hin? Der Pilot schien wenig Gefallen an der Unterhaltung über die Unsterblichkeit seiner Seele zu finden, mein Sitz auf dem Hühnerstall hatte seit dem Zuspruch des Mouche seine Gemüthlichkeit für mich verloren; denn ich sah ein, daß es in der That keinen Ort in der Welt gibt, wohin nicht urplötzlich ein tragisches Schicksal dringen kann. So ging ich an der Küche vorüber, in welcher bereits ein lustiges Feuer prasselte, und näherte mich Macacc's Residenz, die sich durch allerlei wunderliche Töne schon von ferne kund gab. Ich mußte über einige Segelstangen und Taurollen steigen, um über den Rand des Bootes schauen zu können, in welchem sich Irmaos Zögling befand. Da saß er, nachlässig Rücken und Haupt an die weiche, wollige Brust eines Hammels gelehnt, der diese Vertraulichkeit mit Resignation oder Nachsicht duldete. Macacc hatte die Augen geschlossen, schlief jedoch nicht, sondern blinzelte zuweilen mit jenem äffischen Ausdruck, der so sehr an das Menschliche grenzt, daß er mir in der That wie ein kleiner, unglücklicher Sünder erschien, der zur Strafe den Thieren beigesellt ward. Indessen kannte er bereits die Annehmlichkeiten und Schwächen seiner Gefährten und wußte als echter Philosoph Nutzen daraus zu ziehen. Weich mochte sich's ruhen an der Brust des geduldigen und gefahrlosen Hammels, doch Macacc unterbrach einige Male diese Ruhe, um zu einem langhaarigen, schwarzen, zottigen Ungeheuer hinzuspringen, welches einen Sack zu bewachen schien, in dem ein Loch war, aus welchem schöne dunkelgelbe große Körner rollten, wenn die Pfote des Affen hineingriff. Ob er dieses Loch selbst effektuirt hatte, ist nicht ermittelt worden, aber er machte es sich zu Nutze, und niemals, ohne dabei das langhaarige Thier zu zupfen, welches vor dem Maissacke lag. Es war dies, wie ich am Morgen erfuhr, eine brasilianische Ziege, das Eigenthum eines Herrn aus Fernambuco, der sich am Bord befand und dessen ich später noch erwähnen werde. Einige Zeit unterhielt mich die kleine Spitzbüberei Macacc's, die Geduld der Hammel, über die er wegsprang, wie über unbedeutende Hindernisse, oder sich ihrer als Kissen bediente, das Kopfschütteln der gewaltigen Ziege, wenn sie von dem Losen gezupft ward, und das Durcheinanderschreien einer ganzen Kolonie von Papagaien und andern Vögeln, die sich in einer ungeheuren Volière befand, welche ihren Platz unweit vom Boote hatte. Dann aber lehnte ich mich, diesem thierischen Treiben den Rücken kehrend, gegen die Brüstung des Bords und schaute durch die krystallne Nacht in der Richtung des schönen Landes hinaus, welches mein Auge nicht mehr erreichte. Steige noch einmal vor mir auf, Portugal! riefen alle Stimmen meiner Seele; Land der Sonne und der paradiesischen Thäler, sende mir noch Einen aromatischen Gruß! Noch Einen Seevogel mit weißen Fittigen schicke mir herüber, Roca von Lisboa, damit ich ihm sagen kann, wie sehr ich dich geliebt habe!

„Le vent s'anime!“ ertönte es mit einem Male vom Steuerbord her, und fand in allen Richtungen des Schiffes, welches plötzlich lebendig zu werden schien, sein Echo. Die Segel rollten und schwellten sich, Matrosen kamen hervor, es wurde gepfiffen, Befehle gegeben und an den Segelleinen gezogen. In der That kam aus der Richtung von Afrika ein starker, schwellender Luftstrom, der sogar die Falten meines Mantels erfaßte; er hatte Lusitanien im Vorbeistreifen berührt und erschien mir als der aromatische Bote, um den ich gebeten. Mitten in der Bewegung, welche die Brise auf dem Deck verursachte, kam der Mouche aus der Küche, mit einem kleinen Porzellannapf in der Hand, und eilte der Treppenthüre der Kajüte zu. Aber Eile ohne Vorsicht führt nicht immer zum Ziel, und letztere ist keine der Kardinaltugenden eines französischen Schiffsjungen. Mouche in seinem Diensteifer stieß gegen einen Matrosen, es klirrte, da lag der niedliche Napf zerbrochen auf den Bohlen, und der arme kleine Nervengeist des weißen Huhns, sein gekochtes Leben, sprützte nutzlos vergossen um die Füße des Buben. Er stand einen Augenblick betroffen, aber lange Verlegenheit ist ebenfalls nicht Sache eines Mouche. Mit Einem Wurf waren die Scherben über Bord und mit Einem

Digitized by Google

Mr. A. H. Reed, of Auckland, contributes the first part of a paper on "Some Aspects of Maori Life and Legend," which will be concluded in the next issue of the Journal.

Mr. Percy Smith, F.R.G.S., has a paper on "Hawaiki: Whence the Polynesians Came," which will be published in the next issue of the Journal.

Mr. Elsdon Best, of Wellington, has a paper on "Notes on Omens and Superstitions of the Maori," which will be published in the next issue of the Journal.

Mr. H. D. Skinner, of Dunedin, has a paper on "Some Maori Place-names of Otago," which will be published in the next issue of the Journal.

Mr. H. Hamilton, of Auckland, has a paper on "Maori Agriculture," which will be published in the next issue of the Journal.

Mr. J. Macmillan Brown, of Christchurch, has a paper on "The Polynesian Problem," which will be published in the next issue of the Journal.

Mr. A. W. Reed, of Auckland, has a paper on "Maori Myths and Legends

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 16. November 1837.

Das römische Reich — daß Gott erbarm!

Schiller.

Andrea Ganelli.

Eine Skizze von A. Freiherrn v. Sternberg.

Die Geschichte dieses Menschen, der Verse machte und an einem Glase vergifteter Limonade starb, mag anziehend genug erscheinen, um ihr ein vorübergehendes Interesse zu weihen. — Er kam als ein bildschöner Knabe nach Deutschland mit einem Trupp Emigrirter, die ihn in der Gegend von Trier absezten und ihn seinem Schicksal überließen. Ein junger Edelman, auf der Jagd begriffen, von lustigen Genossen umschwärmt, findet ihn am Wege und macht ihn ohne viele Umstände zu seinem Diener. Andrea folgt seinem neuen Herrn in den erzbischöflichen Pallast, wo jener in Leichtsinn und großer Verschwendung lebt. Andrea lernte so einen deutschen Fürsten kennen, und einen geistlichen Hof, zwei merkwürdige Dinge, die auf einen jungen Franzosen ihren Eindruck nicht verfehlen konnten.

Wie grau, wie alterthümlich, wie großartig und wie prächtig war der erzbischöfliche Pallast zu Trier! Wenn man in's Thor einschritt und die oben übereinander gekreuzten Bischofsstäbe betrachtete, die seitdem die rauhe Hand der Zeit zerbrochen, konnte man sich eines geheimnißvollen Schauers nicht erwehren. Das alte Deutschland mit seinen Verfassungen, bürgerlichen Kriegen und endlosen Feierlichkeiten, die Kaiserkrönungen zu Frankfurt, das Reichskammergericht zu Wezlar, der Mummenschanz der alten Stadt Köln und das lübische Recht, all dieses hing an den zwei Bischofsstäben über dem Thore des erzbischöflichen Pallastes zu Trier. Jene Kammern und Säle, jene dunkeln Corridore und Treppen, jene seltsamen Erker und geheimnißvollen Stübchen waren die kleinen deutschen Staaten, die verworrenen und seltsamen Verhältnisse, und all die wunderlichen Sonderbarkeiten des alten deutschen Reichs. Andrea Ganelli trat in Deutschland ein durch dieses Thor, und es war gleichsam die neue Zeit, die mit frischen Blumenwangen und schwarzen Glanzlocken in der Gestalt eines jungen Franzosen von achtzehn Jahren einschritt in das uralte Germanien. Ganelli träumte noch von Frankreich. Es fiel ihm beim Anblick des Schlosses das alte Louvre ein, und im Gefühl des Heimathlichen, das ihn umwehte, achtete er nicht darauf, daß völlig fremde Gesichter ihn umstanden und völlig fremde Laute an sein Ohr schlugen. Ein fürstlicher Kammerdiener schritt an ihm vorüber, das Gedränge im Hofe beugte sich vor demselben, und an diesen krummen Rücken merkte Andrea, daß er in Deutschland sey; denn in Frankreich fing man damals an, gerade und aufgerichtet zu gehen, sogar in der Nähe fürstlicher Kammerdiener. Der Satrap merkte sich Andreas geraden Rücken und warf einen Groll auf ihn.

Digitized by Google

Der Baron, der unſern Helden in Dienſt genommen hatte, beſaß am Rhein bedeutende Güter, deren Einkünfte er am Hofe des geiſtlichen Fürſten verzehrte. Er hatte Jagden, Liebeshändel und Duelle. Seinen Frack und ſeine Schuhſchnallen verſchrieb er aus Paris, denn er behauptete, das deutſche Genie auf ſeinem Culminationspunkt ſey höchſtens fähig, ein erträgliches Beinkleid zu machen; ſeine Beine überließ er Deutſchland, während ſeine edlern Theile in franzöſiſche Seide ſich hüllten. Sein Haupt trug ſtolz jene Fülle leichter, gefälliger Locken, die das alte Syſtem der Allongeperrücken erſchüttert hatten und dazu beſtimmt ſchienen, langſam auf den Weg der Natur wieder einzulenken. Andrea erhielt das Geſchäft, die Friſur à la Rousseau alle Morgen neu aufzulegen, während ſein Herr dabei die „nouvelle Héloïse“ las, von der er lediglich nichts verſtand. Die Ideen, ſonſt Geſchöpfe von ſo ſchnellem Fluge, waren diesmal unbegreiflich langſam gegangen; ſie hatten noch nicht den Rhein paſſirt, und die Stürmung der Baſtille in Paris erzählte man ſich in Deutſchland als ein ſeltſames Mährchen, ähnlich den Abenteuern Candide's, wie er den Einſturz Liſſabons erlebt. Man dachte nicht an die Möglichkeit eines Erdbebens; man tanzte, ſpielte und muſizirte in den Palläſten, deren Mauern und Boden man für unerſchütterlich hielt.

Andrea Ganelli hätte hier ſehr vergnügt leben können, wenn er nicht zum Unglück ein Franzoſe geweſen wäre, und noch zu viel größerem Unglück Verſe gemacht hätte; aber dieſe beiden Eigenſchaften brachten ihn ſchnell um die einträgliche Stelle beim Baron. Er machte ſich über deſſen Aufgeblaſenheit und Unwiſſenheit luſtig, über ſein Leſen der nouvelle Héloïse und endlich über ſeinen ſchlechten Geſchmack in der Wahl ſeiner Liebſchaften. Dieſe kleinen Bosheiten, die ihm den Hals brachen, waren in die niedlichſten Epigramme gekleidet, die man ſich denken konnte, und wohin bringt ein Epigramm nicht? Andreas Epigramme flatterten eben ſo unter die ſeidenen Mantillen der Damen wie unter die ſchwere, ernſthafte Toga der Prälaten, und endlich flatterte auch eines der dreiſteſten dieſer Geſchöpfe dem Baron an die Naſe. Er erſtaunte über die Kühnheit der Verſe, und wollte nicht glauben, daß ſie von ſeinem Kammerdiener herrührten. Er ließ ihn vor ſich kommen, und Andrea, weit entfernt ſeine Autorſchaft abzuleugnen, erſchien vor ſeinem Richter mit der impertinenten Miene eines neuen Philoſophen, der ſich berufen fühlt, der Welt eine andere Geſtalt zu geben. Die Unterhandlung war ſchnell abgemacht, Andrea bekam ſeinen Abſchied und die Epigramme flogen in den Kamin. So weiß ein deutſcher Herr ſich zu helfen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Gauß, welcher ſich, wie die Leſer wiſſen, zu Göttingen mit Verſuchen über den telluriſchen Magnetismus beſchäftigt, verfolgte jene Entdeckung von Faraday, indem er, nach der Vorſchrift dieſes Naturforſchers, ſeine aufgehängten Magnetſtäbe mit ſogenannten „Multiplicatoren,“ d. h. mit vielmal gewundenen Metalldrähten umgab, und dann eine fernere Verbindung aus ſolchem Drahte herſtellte, welche bis auf eine Länge von 9000 Fuß fortgeführt wurde. Dabei ergab ſich nun das äußerſt merkwürdige Reſultat, daß der angegebenermaßen durch den Magnet im Multiplicator erregte und auf den Leitungsdraht übergeführte elektriſche Strom dieſen Draht, trotz deſſen Länge von 9000 Fuß, in ganz unmeßbar kurzer Zeit durchlief; und auf dieſe unendliche Schnelligkeit des magneto-elektriſchen Stromes iſt nun der Plan der neuen Telegraphie gebaut. Zuvörderſt muß aber noch bemerkt werden, daß die Erregung des elektriſchen Stroms nicht auf die magnetiſche Einwirkung eingeſchränkt iſt, ſondern daß der Erfolg ganz der nämliche bleibt, wenn man dieſen Strom auch durch andere Mittel, z. B. eine Volta'ſche Säule u. ſ. w. hervorruft. Somit denke man ſich nun z. B. 25 Kupferdrähte, welche die 25 Buchſtaben des Alphabets repräſentiren, und durch welche man, nach Maßgabe der auszudrückenden Worte, ſucceſſiv den elektriſchen Strom leitet, ſo wird lezterer einen Draht nach dem andern blitzſchnell durcheilen und ſich am andern Endpunkte deſſelben durch ein Kniſtern, oder einen Funken, oder ein anderes elektriſches Zeichen ankündigen. So wird man, der Reihe nach, die verſchiedenen Buchſtaben des betreffenden Wortes, und ferner der ganzen beabſichtigten Mittheilung erfahren. Wir wählen dieſe Art von Einrichtung nur beiſpielsweiſe, um uns recht deutlich zu machen; die Form wird vielleicht ſehr verändert werden können, der Gedanke bleibt der nämliche.

Auf dieſe oder ähnliche Art nun haben die engliſchen Mechaniker Winſton und Stephenſon eine Vorrichtung zu dieſer neuen Telegraphie angefertigt, mit welcher zunächſt zwiſchen London und Birmingham, auf eine Entfernung von etwa 25 engliſchen Meilen, Verſuche angeſtellt worden ſind, von denen uns ein Reiſender verſichert, daß ſie ein befriedigendes Reſultat gegeben haben. Gleichzeitig geht, wie wir erfahren, der Profeſſor Alexander zu Edinburgh damit um, eine ſolche elektriſche Telegraphenverbindung zwiſchen London und Edinburgh zu Stande zu bringen. Um die Metalldrähte vor äußern ſtörenden Einflüſſen zu ſchützen, macht er mehrere Vorſchläge;*

* Bei dem Apparate von Winſton und Stephenſon ſind die Drähte zu dieſem Zweck in Hanfſchläuche eingeſchloſſen.

Digitized by Google

auch will er Zwischenstationen errichtet wissen, um die Drähte neuerdings mit elektrischer Materie zu versehen (was nach unserm Dafürhalten gar nicht nöthig seyn wird). Die Kosten Eines Drahtes von London nach Edinburgh sind zu 1000 Pfund Sterling angeschlagen, was also für die 25 Drähte der 25 Buchstaben des Alphabets 25,000 Pfund Sterling geben würde. Die Umhüllung, die eventuellen Zwischenstationen und andere Nebenausgaben sind zu 75,000 Pfund berechnet, wornach die Gesammtausgabe für die ganze Bahn von London bis Edinburgh höchstens auf 100,000 Pfund steigen möchte, als so viel oft eine einzige Eisenbahnmeile kostet. „Personen," sagt der vor uns liegende Bericht über diesen Gegenstand, „die sich an beiden Endpunkten der leitenden Drähte befänden, hätten so gleichsam eine Unterredung mit einander, und zwar in jeder beliebigen, auch der weitesten Entfernung, und eine Ausbreitung dieses Systems über das ganze Königreich dürfte eine totale Veränderung des Geschäftsbetriebs herbeiführen." Daß man die Sache in England als sehr ernsthaft betrachtet, geht aus der Ueberweisung an eine besondere Prüfungscommission hervor, welche jezt ernannt ist, um Experimente an metallenen Conductoren von mindestens 100 Meilen Länge anzustellen. Aendert eine solche Länge nichts im Durchströmen des elektrischen Fluidums (und wir halten uns fest überzeugt, daß sich dies so befinden wird), so scheint der Erfolg des Plans gesichert.

Die Versuche sind übrigens nicht auf England eingeschränkt geblieben. Man meldet uns, daß Professor Steinheil zu München jezt ebenfalls bemüht ist, diese von Gauß aufgestellte Idee einer Telegraphenkorrespondenz durch das magneto-elektrische Fluidum praktisch zu verwirklichen, und daß zu diesem Zwecke am genannten Orte eine Drahtverbindung zwischen den Frauenthürmen über die Isar und der Bogenhauser Sternwarte ausgeführt worden ist. Man soll sich, wird hinzugefügt, in München damit geschmeichelt haben, durch dieses Mittel „das Neueste aus Lissabon in zwei Sekunden nach Petersburg zu bringen." In Thesi ist dies, wie unglaublich es klingt, vollkommen richtig; es wird Alles auf die praktische Ausführung ankommen.

Die Ufer des Genfer See's sind am 22sten Juli der Schauplaz einer fürchterlichen Naturerscheinung gewesen, welche man sonst gewöhnlich nur auf dem Meere wahrzunehmen pflegt, nämlich einer sogenannten Wasserhose (trombe de mer). Am genannten Tage Vormittags gegen neun Uhr sah man unsern Vevay den See in Unruhe gerathen und sich in seinem Wasserstaube zu einer bedeutenden Höhe erheben. Bald nachher faßte ein Westwind die sich also bildende Wassersäule und trieb sie gegen die Vevayse, einen kleinen, unsern Vevay in den See ausmündenden Bach, dessen Laufe sie mehrere Minuten lang folgte, wobei sie sein sämmtliches Wasser auffog. Zunächst entstand nun ein Wirbelwind, mit dem sich diese Wassersäule gegen die Berge bei Blonay zog, wobei unterwegs große Verwüstungen angerichtet und die stärksten Bäume entwurzelt wurden. Nach etwa einer Stunde löste sich das Phänomen in einen heftigen Platzregen auf.

Eine Beschreibung dieses Meteors findet sich schon bei Lucrez (De rerum natura. lib. VI. vers. 423 ff.); in den neuern Seereisen wird dasselbe sehr häufig erwähnt. Die entstehende Wassersäule hat gewöhnlich die Form eines umgekehrten Kegels, dessen, zuweilen über hundert Fuß im Durchmesser haltendes breites Ende sich trichterförmig gegen eine Wolke ausbreitet, indeß die Spitze in das Wasser taucht. Das Meer scheint darunter gleichsam aufzuwallen und einen Rauch von sich zu geben (wie oben), welcher in die Wassersäule hinaufsteigt. Die Stellung der lezteren ist zuweilen lothrecht, zuweilen aber auch schief. Besteht der sich bildende Wasserkegel aus dichtem Wasser, so ist er durchsichtig; meistens aber findet er sich hohl und auswendig von einem feinen Wasserdunste umgeben, wodurch das Ganze trüb und undurchsichtig wird. Den Schiffern drohen dergleichen Wasserhosen die größte Gefahr, da sie bei ihrem Fortgange, welcher von einem wirbelartigen Drehen begleitet ist, alles in ihren Bereich Kommende zerstören, beim Zerplatzen aber eine ganze Fluth von Wasser ergießen. So führt der bekannte englische Seemann Dampier an, daß 1674 an der Küste von Guinea eine solche Wasserhose nahe beim Schiffe zerplazte und eine solche Menge Wasser wie eine große Last in das Meer zurück fallen ließ, daß, wenn das Schiff davon betroffen worden wäre, es unfehlbar gesunken seyn würde. Die Schiffer pflegen daher mit Kanonenkugeln auf solche Meteore zu feuern; der italienische Naturforscher Beccaria führt aber an, daß sie sich auch zerstreuen, wenn man Messer- oder Degenklingen (wohl überhaupt Metall) daran bringt. Dieser Umstand spricht für die, von den besten Naturforschern aufgestellte Behauptung, nach welcher sich das Entstehen der Wasserhose aus einer elektrischen Anziehung zwischen einer Wolke und dem Meere erklärt. * Die Wirbelbewegung, wodurch dieses Meteor eine so ungeheure Gewalt ausübt, muß dabei in die Kategorie der Wirbelwinde gesezt werden, welche wir bei Gewittern auch oft entstehen sehen, und als elektrischer Natur betrachten müssen, ohne ihren nähern Zusammenhang mit dieser großen Naturpotenz angeben zu können.

(Die Fortsezung folgt.)

---

* Ich beziehe mich zur Bestätigung dieser Erklärung auf einen Versuch. Das Wasser hebt sich, wenn der Knopf eines elektrisirten Leiters darüber gehalten wird. Dieser Versuch ist leicht zu wiederholen.

Digitized by Google

Deutsche Bundesakte und Wiener Kongreß.

Deutsche Bundesakte und Wiener Kongreß. Hrsg. von Heinrich Ulmann. (Quellen zur neueren Geschichte. Hrsg. von Hans Delbrück. 1. Heft.) Bonn, Marcus & Weber, 1913. 1 Bl., 48 S. 8°. 0,80 M.

Die Gründung des Deutschen Bundes.

Die Gründung des Deutschen Bundes. Von Heinrich Ulmann. (Quellen zur neueren Geschichte. Hrsg. von Hans Delbrück. 2. Heft.) Bonn, Marcus & Weber, 1913. 1 Bl., 48 S. 8°. 0,80 M.

Diese beiden Hefte sind Proben einer Sammlung, die Quellen zur neueren Geschichte bringen will, und zwar in der Weise, daß jedes Heft einen Gegenstand behandelt, der sich in einer Vorlesung oder einem Seminar bequem durchnehmen läßt. Das erste Heft bringt die Bundesakte und die Wiener Kongreßakte, das zweite die Vorgeschichte der Bundesakte. Beide Hefte sind mit Einleitungen versehen, die die Entstehung der Akten und ihre Bedeutung kurz und klar darlegen. Die Auswahl ist gut getroffen, und die Hefte werden sich für den Gebrauch in Vorlesungen und Seminaren gut eignen.

Die Gründung des Deutschen Reiches.

Die Gründung des Deutschen Reiches. Von Heinrich Ulmann. (Quellen zur neueren Geschichte. Hrsg. von Hans Delbrück. 3. Heft.) Bonn, Marcus & Weber, 1913. 1 Bl., 48 S. 8°. 0,80 M.

Das dritte Heft der Quellen zur neueren Geschichte bringt die Vorgeschichte der Gründung des Deutschen Reiches, und zwar die Verhandlungen, die zum Abschluß der Verträge von Gastein und Nikolsburg führten, und die Verhandlungen, die zum Abschluß der Bündnisverträge mit den süddeutschen Staaten führten. Die Einleitung ist kurz und klar, die Auswahl der Quellen gut getroffen.

Die Gründung des Deutschen Reiches.

Die Gründung des Deutschen Reiches. Von Heinrich Ulmann. (Quellen zur neueren Geschichte. Hrsg. von Hans Delbrück. 4. Heft.) Bonn, Marcus & Weber, 1913. 1 Bl., 48 S. 8°. 0,80 M.

Das vierte Heft der Quellen zur neueren Geschichte bringt die Vorgeschichte der Gründung des Deutschen Reiches, und zwar die Verhandlungen, die zum Abschluß der Verträge von Gastein und Nikolsburg führten, und die Verhandlungen, die zum Abschluß der Bündnisverträge mit den süddeutschen Staaten führten. Die Einleitung ist kurz und klar, die Auswahl der Quellen gut getroffen.

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 17. November 1837.

— Das Meer, es ist der Wein, der Alles letzt,
Weil Gott mit ihm die Lippe selbst sich einst benetzt.
Welttheile sind nur Schaum in ihm.

E. L. Rochholz.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

In einer englischen Zeitschrift, dem Globe, wird die Hoffnung auf einen künftigen sechsten Welttheil sehr entschieden ausgesprochen. „Im Südmeere," heißt es nämlich daselbst, „zeigt sich eine außerordentliche Erscheinung, welche unserm Neu-Süd-Wales eine noch viel größere Wichtigkeit zu verleihen verspricht, als dasselbe bis jetzt hatte. Ein sechster Welttheil bildet sich in der Nähe, gewissermaßen unter unsern Augen. Das stille Meer ist in dem ungeheuren Raume von beinahe 50 Grad Länge und eben so viel Breite mit zahllosen, im Entstehen begriffenen Inseln besäet. Dieselben bilden sich aus Corallenbänken, welche unaufhörlich aus der nicht zu messenden Tiefe des Meeres emporsteigen. Die Vereinigung solcher Corallenmassen gewinnt bald die Gestalt einer Insel, die den Samen verschiedener Pflanzen theils durch Vögel, theils durch das Meer selbst erhält. Sobald das Wasser die neue Insel verläßt, zeigt sich die üppigste Vegetation auf derselben, und sie constituirt nun den Mittelpunkt eines Kreises, welcher auf dieselbe Weise täglich an Ausdehnung gewinnt. Die riesige Macht der Natur scheint eine ganz besondere Thätigkeit in diesen Regionen zu entwickeln; und geht es ihr zu langsam, so nimmt sie zu vulkanischen Erhebungen des Meerbodens ihre Zuflucht. Vom Süden Neuseelands an bis zum Norden der Sandwichsinseln sind die Gewässer außerordentlich reich an dergleichen jungen Formationen, welche einst Sitze der Civilisation werden werden."

Um die Natur dieses wunderbaren Prozesses aufzuklären, müssen wir uns mit einigen Worten über die Corallen verbreiten. Man nennt Corallen überhaupt diejenigen Pflanzenthiere, welche horn- oder kalkartig aufschießen und Löcher und Zellen bilden, dergestalt, daß ein solches kalkartiges Gewächs immer neue Zweige hervortreibt, welche das junge Thier darstellen. Der äußern Gestalt nach gleichen sie blätterlosen Bäumen; sie setzen sich auf allen festen Gegenständen, die sie im Meere antreffen, an, sind aber mit denselben nicht durch Wurzeln verbunden, sondern gleichsam aufgeleimt. Die Rinde dieser Korallenstauden ist meist röthlich und besteht aus sehr zarten Häuten, in denen sich eine Menge rother Körnchen finden, welche den animalischen Bestandtheil dieses Pflanzenthiers ausmachen. Was dasselbe unter dem hier aufgestellten Gesichtspunkte besonders merkwürdig macht, ist sein unbeschreiblich schnelles Entstehen, sobald sich nur ein passender Gegenstand dazu findet, und sein riesenmäßiges Anwachsen. In Westindien finden sich Schiffswracke oft binnen einiger Monate ganz damit überzogen, und alsbald wachsen die Corallen dann zu

Digitized by Google

ganzen Bänken und ungeheuren hoch aus dem Meere emporragenden Bäumen an. Die Natur scheint sich dieser stillen Schöpfungsgewalt zu bedienen, wo sie größere Hilfsmittel nicht aufbieten will: peragit tranquilla potestas, quod violenta nequit. Freilich scheint aber, nach den Bemerkungen des Globe, die, wenn wir so sagen dürfen, „corallinische“ Thätigkeit in der Südsee gegenwärtig ausgezeichnet energisch zu wirken; und man möchte annehmen, daß die Vorsehung ihre besondern Gründe habe, für das sich übermäßig mehrende Menschengeschlecht schon jezt auf neue Wohnsitze zu denken. Man sieht, wie viel wir wissen und wie viel mehr wir nicht wissen.

Das Gebiet der antediluvianischen Naturgeschichte ist in den lezten Tagen durch so manchen Fund, durch so manche lehrreiche Untersuchung bereichert worden, daß wir uns zwischen der Menge dieses Stoffs und der Enge unserer Blätter in Verlegenheit befinden. Wir beschränken uns diesmal auf einen einzelnen Gegenstand, auf eine Vergleichung der Hölzer jener vorsündfluthlichen und unserer jetzigen Welt, worüber der Breslauer Naturforscher Göppert in seinen Studien zur Kenntniß der fossilen Hölzer höchst interessante Andeutungen gemacht hat. Göppert hat sich überzeugt, daß man aus der Lage und Beschaffenheit der Gefäße Gattungscharaktere zu entnehmen vermag, nach denen sich die Hölzer der Jeztwelt und hiernächst auch die der Vorwelt klassificiren lassen. Bei den bloß verkohlten oder gebräunten Hölzern kann man diese Untersuchungen meistens ohne große Schwierigkeiten anstellen; bei den versteinerten Hölzern dagegen, bei denen oft das Schleifen nothwendig wird, um die innere Struktur verfolgen zu können, muß man auf Mittel denken, diese Operation zu umgehen oder zu erleichtern. Vor allem kommt es darauf an, sich möglichst gleiche und dünne transversale und eben so winkelrechte Longitudinalsplitter zu verschaffen, wozu man bei den in Chalcedon leicht, bei den in Hornstein verwandelten Hölzern aber schwieriger gelangt. Oft reicht Kneipzange und Meisel hin, um transversale Splitter zu bekommen, welche nicht erst geschliffen werden dürfen, sondern bei denen man mittelst eines guten Mikroskops die Mündungen der Holzzellen und Gefäße auch so zu unterscheiden vermag. Bei den Longitudinalschnitten dagegen ist das Schleifen in den meisten Fällen nothwendig, obwohl zuweilen auch ungeschliffen solche Splitter hinreichen, um wenigstens die Nadelhölzer (Coniferen) von andern Baumarten zu unterscheiden. Die bei weitem größte Zahl der fossilen Hölzer besteht nun aus Nadelhölzern. *

(Der Beschluß folgt.)

* Dieser Umstand scheint ebenfalls für die niedrigere Stufe zu sprechen, auf welcher sich die Vorwelt im Vergleiche zur Jeztwelt befunden hat. Die Nadelhölzer nehmen nur einen untern Rang unter den Bäumen ein. Ihr Stamm besteht aus concentrischen Schichten ohne Schrauben- oder Treppengänge; es fehlt demselben, gleich den Zweigen, in der Regel das Vermehrungsvermögen. Die Blätter sind wenig ausgebildet, lederartig, meist fadenförmig (Nadeln) und fallen nur bei sehr wenigen Arten periodisch ab. — Zu wie viel zierlicheren, ausgebildeteren Formen ist die Natur im Akt der Jeztwelt vorgeschritten.

Andrea Ganelli.

(Fortsezung.)

Am churfürstlichen Hofe hielt sich ein Mann auf, der mit krummem Rücken und zitternden Beinen herumschlich, der auf einem Auge blind und auf beiden Ohren taub war. Er war ein Krüppel und hatte nur anderthalb Sinne, aber mit diesem Rest sorgte er trefflich für die Sinne Anderer. Alle Welt suchte diese tauben Ohren, um durch sie das feinste Geflüster hinter dem erzbischöflichen Stuhle zu erlauschen, dieses eine Auge nahm man in Anspruch, wo hundert Augen vergeblich sich anstrengten, etwas zu sehen, und mit diesen lahmen Beinen lief der Verrath und die Intrigue schneller durch die dunkeln Corridors des alten Schlosses, als wenn die zierlichen Beine des schönsten Pagen ihnen zu Trägern gedient hätten. Aber wie machte das der Doktor Bunzelius? Dieses Räthsel zu lösen, hat seine Schwierigkeit: nur seine vertrautesten Genossen wußten, daß dieser edle Herr, wenn er fünfzig Meilen vom Sitze des Erzstiftes entfernt war und er nicht mehr nöthig hatte, der Doktor Bunzelius zu seyn, daß er dann vortrefflich hörte, sehr gut sah und mit dem geradesten Rücken und den besten Beinen von der Welt herumlief. Je näher er aber wieder dem Orte seiner Wirksamkeit kam, desto gekrümmter wurde sein Rücken, desto ärger plagte die Gicht seine Beine und desto lauter mußte man schreien, um von ihm verstanden zu werden, bis er in die Thore von Trier als vollkommener Krüppel einfuhr, als Doktor Bunzelius, als der Liebling der vornehmen Taugenichtse und der galanten Frauen von Stande. Dieses allmächtige Genie sah sich von Zeit zu Zeit nach getreuen Helfershelfern um und glaubte einen solchen in dem Erkammerdiener gefunden zu haben. Trotz dieser Ueberzeugung ging er dennoch sehr vorsichtig beim Anwerbungsgeschäfte zu Werke.

Eines Tages trat er in die Stube Ganellis, als dieser eben ein paar Verse recitirte. „O!“ rief der Doktor plözlich und stampfte mit dem Fuße, „welch elender Reim war das! Wie das holpert und hinkt! das muß anders werden!“ Andrea sah den Doktor betroffen an. „Ihr habt gehört?“ rief er; „ich dachte, Ihr wäret taub?“ Der Doktor machte mit seinem Körper eine Schlangenbewegung, blinzelte mit den Augen und räusperte sich. „Taub?“ sagte

er endlich. „Nicht so ganz, mein Sohn. Es kommt auf die Stellung der Gestirne an, ob ich höre. Auch die Metalle äußern ihren Einfluß.“ — „Das ist ja höchst wunderbar.“ — „Ja,“ entgegnete der Doktor und weidete sich an der unschuldigen Miene des Jünglings, „es gibt viel wunderbare Dinge in der Welt. So zum Beispiel bist du jezt aus dem Dienste gejagt, weil sich das Wunder ereignet hatte, daß der Diener klüger war als der Herr.“ — „Da habt Ihr Recht, Doktor!“ lachte Andrea. „Freilich habe ich Recht,“ entgegnete dieser trocken, „aber du hattest Unrecht. Hättest du, wie ich, die Gestirne und die Metalle gehörig auf dich einwirken lassen, so säßest du noch in deiner Stelle.“ — „Ich glaube Euch zu verstehen, alter Herr.“ — „Das soll mir lieb seyn, dann tritt von dem Dienste des Barons in den meinigen.“ — „Gut, da habt Ihr meine Hand.“ — „Aber noch Eins!“ rief der Alte. „Keine Epigramme mehr, außer dann, wenn die Gestirne es erlauben!“

Andrea sagte lachend zu, und von dieser Zeit an war er in die Geheimnisse des Doktor Bunzelius eingeweiht. Diese bestanden in nichts geringerem, als ein Register über die Schulden, die Liebeshändel, die Erbschaften, Zänkereien und geheimen, ehrgeizigen Plane des sämmtlichen Hofpersonals und des Adels der Stadt zu führen. Bunzelius sammelte die Notizen und Andrea führte darüber Buch. In der geheimen Kanzelei des Doktors wurden Briefe geöffnet und sehr behutsam wieder versiegelt, Kistchen aufgebrochen und über ihren Inhalt Rapport abgestattet. Nie wurde etwas entwendet; der Doktor stahl nur die Geheimnisse der Brust, die Brillanten, die darauf flimmerten, ließ er unangetastet. Er eignete sich Bekenntnisse zu, welche ihm Tausende auf die Hand legten, allein er griff nicht den kleinsten Theil dieser Summen selbst an. Dennoch flossen ihm reichliche Goldquellen, die er mit Andrea theilte. Beide machten zusammen ihre nächtlichen Gänge. Wer die Straßen einer alten deutschen Stadt kennt, der sieht deutlich den Schauplatz der neuen Thätigkeit unseres Helden vor sich. Wie dunkel, grau und abenteuerlich hängen die hohen Giebel in das dunkle Bett der engen Gasse hinein! Der Strahl einer einsamen Laterne bricht sich zögernd und ängstlich an den tausend vorspringenden Ecken und schwarzen Wänden, ehe er auf den Boden des holperigen Pflasters niedersinkt. Eine dumpfe Kellerluft herrscht fortwährend in diesem engen Behälter. Nur spärlicher Lichtschein belebt die Fenster an beiden Seiten, und von ferne tönt eine elende Drehorgel durch die Stille. Es ist zehn Uhr, und kein Wagen läßt sich mehr hören, und kein Fußgänger betritt mehr das Pflaster. Das ist eine alte Stadt zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Nichts war dem Doktor Bunzelius gleichgültig, nichts geringfügig. Den Giebel eines Hauses betrachtete er eben so genau, als das Profil eines Menschen. Er schüttelte Geheimnisse aus einer alten Dachrinne und klopfte Antworten aus morschem Gemäuer. Andrea begleitete ihn in die niedrigsten Kneipen, wie in die verborgensten Winkel, und was sie dort erlauschten, kam oft den Prunkgemächern zu gut. Niemand legte sich Zwang vor dem Doktor an, denn Jedermann war fest überzeugt, daß er stocktaub sey. So schlich der Alte herum, gleichsam das Gewissen der Stadt und des Hofes, bald schwankend geliebt, bald eben so schwankend gefürchtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Der Spätherbst bildet immer die entscheidende Epoche für die weibliche Toilette. Die tonangebenden Schönen rüsten sich zum bevorstehenden eleganten Winterfeldzug; es handelt sich darum, zu bestimmen, was in Sachen der Hüte, Hauben, Mäntel, Shawls, der Zeuge zur vollen Toilette u. s. w. für die nächste Zukunft Rechtens seyn soll. Und der Beschluß kommt zu Stande ohne Versammlung, ohne Abstimmung, wie durch eine Ausgießung des Geistes, der, ein Widerspiel des evangelischen Wunders, die Scheeren aller Modisten dieselben Pfade führt. Die erste entscheidende Wintertoilette ist wie ein Volkslied, das Niemand gemacht hat, das aber Jeder, wie er meint, hätte machen können, und das er trillert, bis es gemein geworden. Der poetische Genius der Moden zeigt sich aber seit Jahren nichts weniger als fruchtbar an neuen Bildern und Wendungen; er begnügt sich, dem vorigen Jahrhundert nachzudichten, und stiehlt, wie schlechte Poeten die Floskeln ihrer Vorbilder, den Blumenschmuck von den Bildern der Urgroßmütter, um ihn den Roben der Enkelinnen einzuweben. Jede Kunstperiode wurzelt in einer Nothwendigkeit der Zeit, die ihr nicht erlaubt, aus sich selbst herauszugehen; und jede, auch die schlechte, bloß auf Nachahmung gestützte, entwickelt einen eigenthümlichen Charakter, der freilich erst der Folgezeit, früher oder später, klar und greifbar wird: eben so ist auch immer dafür gesorgt, daß die Launen der Mode nicht in's Maßlose wachsen, und wenn auch eine Zeit, wie die gegenwärtige, vorzugsweise auf die Formen einer unliebenswürdigen Vergangenheit zurückgreift, so bleibt doch des von der laufenden Cultur Aufgedrungenen genug, daß sie sich auch in ihrem weiblichen Costüm mit einem fest umschriebenen Bilde in die Geschichte einzeichnet. Dieses Bild in seiner Eigenthümlichkeit kommt aber den Zeitgenossen, eben weil sie selbst darin stecken, nie zur Anschauung; der Blick des Mitlebenden und Mitbildenden verwirrt sich im Einzelnen und Zufälligen, und so kommt es, daß jede raisonnirende Zeit — und die unsrige ist dies in hohem Grade — sich selbst in Kunst, Literatur, Costüm den Charakter abspricht, oder den beilegt, gar keinen zu haben. Doch schon nach kurzer Frist tritt für den rückwärtsgewandten Blick das Bild eines eben abgelaufenen Modecyklus in deutlichern Umrissen hervor; oft reicht eine Generation hin, um über das Gemeinschaftliche, das eigentlich Bezeichnende einer Periode in der Perspektive ein Urtheil zu fällen. Wollen sich die Leserinnen hievon überzeugen, so studiren sie,

Digitized by Google

Ag. Journal Vol. 102, No. 12, 2010 December

Ag. Journal Vol. 102, No. 12, 2010 December

Ag. Journal Vol. 102, No. 12, 2010 December

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Sonnabend, den 18. November 1837.

— Miß Blafardine, die Blonde und Kalte,
Sieht mit dem lächelnden Stolz, den Venus auf Ida gefühlt,
Wie herrlich Blond in Blond auf ihrer Stirne ſpielt.

Wieland.
Der neue Amadis.

Andrea Ganelli.

(Fortſetzung.)

Aber unſerm Andrea gefiel auf die Länge dieſes Leben nicht; er war zu etwas Höherem berufen: er ſollte die Liebe und die deutſche Poeſie kennen lernen. Auf ſeinen Zügen mit dem Doktor hatte er ein hübſches Mädchen öfters geſehen, eine Blondine, die Eindruck auf ſein Herz gemacht. Die alte Luſt an Verſen erwachte neu, und er machte deren einige, trotz des Verbots des Doktors und der Geſtirne. Die ſchöne Emma verſtand es nicht, durch ein Bischen Koketterie und Laune einen Liebeshandel in die Länge zu ziehen. Ihr ſchwaches Herz wurde durch das Vergnügen, einen Anbeter zu haben, ſo angegriffen, daß es den Widerſtand ſogleich vergaß. Dies war freilich unſerm kleinen Stutzer nicht recht, er hätte gern mit einer ſchwierigen Eroberung geprahlt; allein die blonde Emma war dagegen wieder ſo gut, ſie hatte ſo viel Zärtlichkeit und Ergebung, daß man ihr den Fehler, keine Fehler zu haben, nothwendig verzeihen mußte. Die einzige Schwachheit, die dieſes vortreffliche Mädchen hatte, war, daß ſie mit wahrhaft abgöttiſcher Hinneigung an der Pflege ihrer langen gelblichen Locken hing. Unermüdet flocht, band, knüpfte und löste ſie dieſe zarten Ringe. Sie wickelte ſie ein und wickelte ſie wieder los, ſie duldete nicht, daß ein heißes Eiſen, noch weniger daß der falſche und todte Blumengeruch einer Pomadebüchſe dem jungfräulichen Golde in die Nähe kam; es mußte in ſeinem urſprünglichen Glanze leuchten, ſo wie es auf der urſprünglichen Friſche einer jungfräulichen Wange lag. Andrea machte über dieſe Schwachheit ſeiner Geliebten Epigramme, aber ſie blieben ganz ohne Wirkung, denn die blonde Emma las keine Epigramme, ſie las überhaupt nicht, außer in den Augen ihres Freundes. Wo ſie eines Buches habhaft werden konnte, prüfte ſie die Dicke des Papiers, ob es wohl tauge, um daraus Haarwickeln zu machen. Dieſe verderbliche Richtung gegen die Literatur hatte ſie ſchon ſehr frühe angenommen und beharrte darin eigenſinnig trotz der Vorſtellungen Andreas.

In einer ſolchen Stunde, wo Emma wieder endlos mit ihrem Haar beſchäftigt war und Andrea ſich ennuyirte, griff er die auf dem Boden herumliegenden Papierwickeln auf, und indem er ſie ſorgſam auseinander glättete, paßte er die einzelnen Stücke aneinander, begierig, aus den Fragmenten einen Sinn herauszufinden. Es war ein deutſches Gedicht und eines von den vielen, die die blonde Emma ihrer Zerſtörungswuth geopfert. Andrea hatte hinlänglich deutſch gelernt, um die Verſe, die er zuſammengeſetzt, zu verſtehen; er fand ſie ſehr ſchön. Er ſetzte immer neue zuſammen und ſeine Freude wuchs mit jeder

Digitized by Google

Strophe, die er dem Staube und der Erniedrigung abkämpfte. „Ach!“ rief er endlich und seine Wange glühte, „wer ist der Deutsche, der so zärtlich fühlt und so schöne Bilder braucht? Ich muß ihn kennen, er muß mein Freund werden!“ Die blonde Emma erschrack, als sie von Versen hörte, denn sie fürchtete, das Gesangbuch zerrissen zu haben, eine unverzeihliche Sünde; sie lief also schnell hin, um nach dem Reste des unglücklichen geviertheilten Buches zu sehen und kehrte beruhigt zurück, als sie auf dem noch erhaltenen Titel einen ihr gänzlich fremden Namen entdeckte. Es war Wielands Oberon. So war denn Andrea mit einem deutschen Poeten bekannt geworden. Er las ihn in seinen müssigen Stunden, er übersezte ihn und freute sich kindisch über die schöne Rezia, den getreuen Hüon, den derben Scherasmin und über den ganzen Hof zu Babylon.

Mittlerweile kamen die Franzosen über den Rhein. Die deutschen Bischöfe und Erzbischöfe flohen aus ihren Schlummerstühlen, das Geklimper der Guitarren erstarb, die Kastratenstimmen der Oper schlugen ihre lezten Triller, ein ganzer Haufe Tänzer und Tänzerinnen brach aus den geöffneten Thoren und zerstreute sich in alle Welt. Die Landstraße wirbelte mitleidig ihren Staub zu dichten Wolken empor, um die Götter eines gestürzten Olymps vor den frivolen Blicken des Volks zu verhüllen. Der alte Vater Rhein sah das unruhige Leben an seinen beiden Ufern und schüttelte bedenklich das Haupt. Auch der Churfürst verließ sein altes Haus. Er war ein milder, freundlicher Herr, und es that ihm innerlich wehe, seine Angehörigen und seine Stadt zu verlassen. Aber die äußerste Verwirrung war plözlich über alle Gemüther, alle Verhältnisse eingebrochen. Niemand konnte sich zurecht finden; man blieb auf der Straße sinnend stehen und hatte den Weg zu seinem eigenen Hause vergessen. Man besuchte die Gärten, die schattigsten Plätze, die versteckteſten Lauben, aber nicht, um sich mit einem vertrauten Freunde zu lezen, um das Geflüster der Liebe lauschenden Ohren zu verbergen, sondern lediglich, um eine Kiste mit Silbergeräth in den sichern Schoß der Erde zu versenken. Man begrub um die Wette silberne Kannen und goldene Hoffnungen, denn was war zu hoffen, was zu erwarten? — die Politiker prophezeiten eine allgemeine Umwälzung, und man glaubte ihnen. Unser Andrea flüchtete aus den Thoren von Trier mit einem kleinen Ränzel auf dem Rücken, in welchem ein Sonntagsrock und die Uebersetzung des Oberon steckten. Mit der lezteren hoffte er sich durch die Welt zu schlagen, ein zweiter Ritter Hüon. Er zog gegen das nördliche Deutschland. Von der schönen Emma und dem Doktor Bunzelius hatte er nicht Abschied genommen, denn beide waren schon lange vor ihm entflohen, so sehr fürchtete die Eine für ihre blonden Locken, und der Andere für sein eines übrig gebliebenes Auge.

In der Gegend von Fulda trifft unser Held auf einen Landsmann. Er sieht nämlich eine abenteuerliche Figur auf der Spize eines Hügels stehen, von dem aus zwei Wege sich trennen. Andrea hört das Selbstgespräch des Fremden, er betrachtet seine Gestalt und sieht, daß nur wenige ärmliche Lumpen einen langen, hagern Körper umhängen, dem es nicht an einer gewissen eigenthümlichen Großheit und Würde fehlt. Ein Profil mit gebogener Nase und hervortretendem Kinn zeichnet sich scharf gegen den Abendhimmel ab, die dürre Hand, die sich erhebt, hält etwas sehr zierlich mit Daumen und Zeigefinger und scheint unschlüssig, wohin sie den erfaßten Gegenstand werfen soll. Andrea nähert sich und grüßt ehrfurchtsvoll, denn sein Herz sagt ihm, daß er einen Unglücklichen vor sich habe. Der Fremde macht eine Verbeugung und beginnt gleich darauf, ohne sich stören zu lassen, sein früheres Manöver. Andrea bemerkt, daß es eine Münze ist, die jener in der Hand emporhebt. „Was wollen Sie damit?“ fragte er; „etwa prüfen, ob Sie dort über den Fluß hinüber werfen können?“ — „O nein, mein Herr,“ entgegnete der Lange, „so kindisch bin ich nicht; im Gegentheil, Sie sehen mich hier in einem sehr ernsten Geschäfte. Dieses ist mein lezter Sous, der mir von einem Vermögen von vier Millionen Franken übrig geblieben. Ich habe nichts mehr, es ist mir ganz gleich, wohin ich mich wende: dieses Geldstück soll mir den Weg zeigen zu meinem Glück. Ich werde es in die Luft schleudern und dann sehen, gegen welchen von jenen beiden Wegen es niederfällt.“ Andrea trat zur Seite und der Graf warf. Das Geldstück fiel gegen den Weg rechts hin. „Ach!“ rief unser Held, „das ist auch meine Straße. Wenn es Ihnen recht ist, Herr Graf, so bleiben wir beisammen. Ich trage unerschöpfliche Erwerbsquellen bei mir, und es wird mir eine Ehre seyn, wenn Sie mich von der Last meiner Reichthümer etwas befreien wollen.“ Dieser Scherz lockte dem Grafen ein trübes Lächeln ab; er sah, daß sein Gefährte eben so arm, eben so verlassen, aber auch eben so entfernt von niedriger Gesinnung war wie er selbst, und diese Betrachtung besiegelte schnell den Bund der Beiden. Sie wanderten zusammen die Straße weiter, der Eine französische Verse, der Andere deutsche vor sich her singend.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

So ward z. B. durch genaue Untersuchung kleiner geschliffener Flächen ermittelt, daß der große urweltliche versteinerte Stamm des Dresdner Museums Nadelholz

Digitized by Google

und nicht, wie man bisher gewähnt hat, eine Eiche ist; daß die zahlreichen, bei Buchau in Schlesien, in älterem Kohlensandstein vorkommenden, bisher zu den Palmen gerechneten Stämme ebenfalls Nadelhölzer sind, und daß dieselbe Art auch am Kiffhäuser und in Ilmenau angetroffen wird u. s. w. Eines der schönsten Exemplare versteinerter, urweltlicher Hölzer besizt die Sammlung der Universität Berlin, nämlich einen fünfjährigen, mit der Rinde noch bekleideten, in Hornstein verwandelten Nadelholzstamm, welcher auf der horizontalen Fläche noch deutlich das Mark und den Uebergang desselben in die Markstrahlen, im Longitudinalschnitte aber die Astbildung, und zwar wie wir sie bei den Nadelhölzern der Jeztwelt sehen, deutlich erkennen läßt. — Der schlesische Naturforscher verbindet mit diesen Mittheilungen die Bitte, ihm Exemplare von Braunkohle, versteinerten Hölzern, aber auch von selteneren Hölzern der Jeztwelt zu weiterer Vergleichung mitzutheilen.

In der Gewerbswissenschaft erwähnen wir, als besonders ausgezeichnet, der Fortschritte in der Anfertigung von Rubinglas, Millefiori und künstlichen Rubinen. Hinsichtlich des erstern werden diejenigen, welche sich für gewerbliche Produktionen interessiren, bemerkt haben, daß dergleichen Gläser von einer schönen, tiefen Purpurfarbe jezt ein sehr häufig vorkommender Handelsgegenstand zu werden anfangen. Es ist dies nicht etwa bloße Modelaune, sondern ein wirklicher Fortschritt des guten Geschmacks; man kann in der That nichts Reizenderes sehen, als Gefäße von diesem Rubinglase; und zwei Vasen davon z. B., welche, gefüllt mit weißen Rosen, in diesem Augenblick vor meinen Augen stehen, gewähren einen sehr schönen Anblick. Nun ist die Kunst, dem Glase diese brennende Farbe zu geben, freilich schon seit längerer Zeit geübt worden; wer hätte, als Beweis dafür, namentlich die prachtvollen Rubingläser im grünen Gewölbe zu Dresden nicht gesehen? Allein die Anfertigung ward in der spätern Zeit als ein Geheimniß einiger böhmischen Glashütten betrachtet, obgleich man im Allgemeinen recht gut wußte, daß dies Glas seine Farbe einem Antheile von „Goldpurpur des Cassius“ * verdanke. Der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen machte daher im Jahr 1833 die Erfindung einer vollkommen sichern Methode zur Bereitung des Rubinglases durch Goldpurpur zum Gegenstand seiner Preisaufgabe, und Dr. Fuß von der chemischen Fabrik zu Schönebek bei Magdeburg erwarb diesen Preis, indem er ausfand, daß, wenn man dem Glase Goldauflösung und Zinnoxyd in richtigem Verhältnisse zusetze, sich während des Schmelzens der Goldpurpur selbst und somit die Rubinfarbe bilde. Der Gewerbsverein hat das Verfahren öffentlich bekannt gemacht, und seitdem produciren mehrere preußische Glashütten Rubinglas, welches besonders auch noch in der Art angewendet wird, daß man damit weißes Glas fein überzieht, wodurch rosenfarbene Gläser erhalten werden, welche, wie wir erfahren, während der lezten Badesaison besonders in den böhmischen Bädern viel Glück gemacht haben. — Millefieri dagegen ist eine Glasart, welche man dem Mosaik vergleichen möchte, da sie eine Vereinigung zarter farbiger Punkte, tausendfacher Blumen (woher der Name) und anderer phantastischer Gebilde darstellt. Diese Glasart (von der in unsern Blättern schon einmal die Rede gewesen ist) ward früher auf den venetianischen Glashütten der Insel Murano gefertigt, und stand in hohem Preise; das Geheimniß war aber ganz verloren gegangen, bis der oben erwähnte Chemiker Fuß dasselbe auch wieder aufgefunden hat. Jezt verfertigt man das Millefiori auf der schlesischen Glashütte der Gebrüder Matterne; und da es sich zu allen Arten von Bijouteriearbeiten vortrefflich eignet, so nützen wir diese Veranlassung, die öffentliche Aufmerksamkeit darauf zu richten. — Die künstlichen Rubinen endlich sind eine Erfindung des französischen Chemikers Gaudin, welcher der Pariser Akademie Proben davon vorgelegt hat, die nichts zu wünschen übrig lassen. Er verfertigt sie, indem er vor dem Knallgaslöthrohr Ammoniak, Alaun und chromsaures Kali zusammenschmilzt. Die also dargestellten künstlichen Steine haben die Härte, Farbe, Unschmelzbarkeit der echten Rubinen, ritzen Bergkrystall, Topas ꝛc., schneiden den besten Gußstahl, und können selbst von Kennern von den orientalischen Rubinen nicht unterschieden werden.

* Dieser Cassius, den man für einen Römer halten möchte, war vielmehr ein Hamburger Arzt aus der lezten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und erfand den hier in Rede stehenden Goldpurpur, welcher weiter nichts ist, als eine innige Vermischung des metallischen Goldes mit Zinnoxyd, wodurch ein feines Pulver von Purpurfarbe entsteht. Das Detail der Zubereitung gehört nicht hieher.

Lenz und Herbst.

An Friedrich Rückert. 1835.

Dir gefällt der Herbst, der klare,
Weil dir selbst im Kreis der Jahre
Schon dein Lebensherbst genaht;
Mir behagt der Lenz, der frühe,
Weil ich noch im Lenze blühe
Und mein Hoffen ist die Saat.

Dir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er dir in greise Haare
Neue Jugendkränze flicht;
Mich erfreut der Lenz, der frühe,
Weil er mir für meine Mühe
Einen gleichen Lohn verspricht.

Digitized by Google

Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht,
Was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin,
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldnes Haar.

Sie kämmt es mit goldnem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn,
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

Heinrich Heine.

Aussprache-Wörterbuch.

Bearbeitet von Dr. Theodor Matthias.

Leipzig, Bibliographisches Institut.

Preis: 1 Mark, gebunden 1 Mark 50 Pf.

Dieses Wörterbuch ist ein Auszug aus dem großen Wörterbuch der deutschen Sprache desselben Verfassers und Verlegers. Es enthält nur die Aussprache der Wörter, aber diese ausführlich und genau. Es ist daher ein vortreffliches Hilfsmittel für alle, die sich über die Aussprache eines Wortes Gewißheit verschaffen wollen, und wird namentlich Lehrern und Schülern gute Dienste leisten.

Digitized by Google

Kleine deutsche Postkarte.

Von Dr. Ernst Ludwig Taschenberg.

Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Preis: 1 Mark.

Diese Postkarte enthält auf der Vorderseite die Adresse, auf der Rückseite die Anweisung, wie die Adresse zu schreiben ist, und zwar in deutscher Schrift und in lateinischer Schrift. Sie ist daher ein vortreffliches Hilfsmittel für alle, die sich über die Schreibung eines Wortes Gewißheit verschaffen wollen, und wird namentlich Lehrern und Schülern gute Dienste leisten.

Digitized by Google

№ 277.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Montag, den 20. November 1837.

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchſter Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir ſoll es nicht widerſtehn. —

Schillers Wilhelm Tell.

Die Rache.

Es ſaß auf Tibets altem Thron
Dharma, der Freund der ſchwarzen Mächte.
Er ſprach des Volkes Glauben Hohn,
Ermordend Buddhas * fromme Knechte.
Das Beil fiel nieder Streich auf Streich,
Das Feuer der Verfolgung brannte,
Daß man aus Furcht im ganzen Reich
Die heil'gen Namen nicht mehr nannte.

Von dieſen Greueln endlich hört
Ein frommer Siedler im Gebirge;
Der Einſame war ungeſtört,
Vergeſſen blieben vom Gewürge.
Dem Tſoktu brennt ſein großes Herz,
Daß Buddhas Ehre ſo verſinket;
Im Traume ſtellt ſich ſeinem Schmerz
Der Gott dar, der ihm Beiſtand winket.

Kohlſchwarz färbt er ſein milchweiß Pferd,
Bei Dharma Zutritt zu gewinnen,
Sein Kleid hat raſch er umgekehrt,
Das weiß iſt außen, ſchwarz von innen.

Die falt'gen Aermel bergen leicht
Den Bogen ſammt den ſichern Pfeilen.
Den Königshof hat er erreicht
Und fleht um Vorlaß ohne Weilen:

Er zieh' herbei aus fernem Land,
Dem König Ehrfurcht zu bezeugen.
Man ſieht ihn drei Mal, bis zum Sand
Die Stirne ſenkend, ſich verbeugen:
Beim erſten legt er auf den Pfeil;
Das zweite hilft den Bogen ſpannen;
Beim dritten hat den Flügelkeil
In's Herz gejagt er dem Tyrannen.

„Der Wind wühlt Staub auf; der verſchlingt
Das Waſſer; Waſſer löſcht das Feuer;
Der Vogel Garudi bezwingt
Des Meeres Drachenungeheuer.
Smaragde aus der Berge Schacht
Kann ſcharfer Diamant zernagen;
Buddha beſiegt der Schimmus Macht —
So hab' den König ich erſchlagen."

Raſch kehrt er um ſein ſchwarz Gewand
Und ſchwingt, umrauſcht von weißen Falten,
Sich auf ſein Roß und ſprengt's vom Rand
Des Ufers in den Strom, den kalten.

* Buddha, der indiſche Sonnengott.

Digitized by Google

Am andern Ufer klimmt empor
Auf weißem Roß der blanke Reiter;
Die Sonne, die den Glanz verlor,
Scheint über Tibet wieder heiter.

G. Pfizer.

Andrea Ganelli.

(Fortsetzung.)

„Mein Gott," sagte der Graf, „es sind schon zwei Tage, daß ich nichts gegessen habe; es wird endlich Zeit seyn, daß ich etwas Warmes in den Mund bekomme." Andrea rezitirte ihm die Verse aus dem Oberon vor, wo die halb verschmachtete Rezia auf der wüsten Insel plötzlich gestärkt und getröstet wird. Indem er noch in der Deklamation begriffen war, ging ein Mann vorbei, der sich freundlich umsah und nun stehen blieb, als er die deutschen Verse hörte. Als unsere Freunde heran kamen, wollte er weiter gehen, allein er blieb immer wieder stehen, und hörte immer aufmerksamer zu, und lächelte immer freundlicher; zulezte grüßte er sogar. „Sie sind Franzosen, meine Herrn?" fragte er. „Ja, mein Herr, wir sind Bourbonische Lilien, die in fremden Boden verpflanzt worden." Der Mann lächelte. „Steht nicht geschrieben," sagte er, „daß Gott der Herr die Lilien auf dem Felde kleidet? mit den Bourbonischen Lilien scheint er aber nicht so gnädig zu verfahren." — „Wollen Sie spotten, mein Herr?" — „Um Gotteswillen, nein!" rief jener fast ängstlich, „wer könnte über das Unglück spotten? zumal, wie dürfte es Einer wagen, der ihm so nahe gestanden hat, wie ich selbst? Jener Dichter, dessen Verse Sie eben hersagten, hat mich vor Unglück und Armuth geschüzt." — „Voltaire?" fragte der Graf; — „Wieland?" rief Andrea. „Der Leztere," entgegnete der Mann. „Ich bin ein Buchdrucker, meine Herrn, und wohne in jenem Städtchen, dessen rothen Dächer über das niedrige Laub der Nußbäume herüberleuchten. Wenn Sie mit mir gehen und heute Mittag meine Gäste seyn wollen, soll es mir eine Ehre und ein Vergnügen seyn." Andrea stieß den Grafen an und machte ihm begreiflich, daß er dieses Essen Oberon zu verdanken habe. „Wer ist Oberon?" rief jener. „Wird er mir meine vier Millionen Franken, mein himmlisches Weib, mein schönes Schloß am Ufer der Rhone wieder schaffen?" — „Noch mehr als das," entgegnete Andrea, „Oberon wird uns lehren, ein Leben ohne Schloß, Weib und Gold erträglich zu finden." Der Graf schüttelte das Haupt.

Der Mann, bei dem sie jezt einkehrten, war ein Buchhändler und Buchdrucker zugleich. Er hatte in Dürftigkeit angefangen und war nach und nach zu einem kleinen Besitzthum gelangt. Ueber seiner Hausthür stand der Vers:

Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank ihm, wenn er dich wieder entläßt.

Ueber Tisch kam Andrea mit seiner Uebersetzung des Wieland hervor. Der Buchhändler freute sich über diese Arbeit und gab Hoffnung, daß sie verkauft werden könnte. „Sind die gegenwärtigen Zeitläufte," sagte er, „auch nicht sehr günstig für die belles lettres, so wohnen hier in der Gegend herum doch manche vornehme Herrschaften, die ein Buch wie das Ihrige kaufen und vielleicht sogar die Kosten für den Druck hergeben dürften." Diese Worte des Herrn Petermann entzückten unsern Andrea. Er sah sich schon gedruckt, Schriftsteller und von bedeutenden Personen geschäzt und gesucht. Der Graf, dem er seine Hoffnungen mittheilte, sagte: „Was ist ein Schriftsteller? Ein Wesen, von dem ich gelegentlich ein paar gute Gedanken borge, und das ich dann bei Seite werfe, wie ein altes Kleid. Ich habe diese Herrn zu Dutzenden in meinem Salon gehabt, und kann nicht sagen, daß nur Einer derselben mir achtungswerth erschienen. Sie füllten meine Ohren mit Versen und ich ihren Magen mit Saucen. Eine schöne Frau und eine Note von hundert Pfund äußerten erstaunlichen Einfluß auf die Gesinnungen dieser Menschen." — „Ach," rief Andrea, „auf diese Weise wäre in der ganzen Welt nichts Achtungswerthes." — „Das sage ich ja eben. Uns allen steht ein fürchterlicher Moment bevor, wir mögen nun reich, schön, geistreich, von Tausenden angebetet seyn, gleichviel, der Moment des Todes. Wer kann diesem entgehen? Alle Spielereien von Achtung, Tugend, Weisheit gäbe ich hin, wenn ich damit nur von einer schmerzhaften Nervenzuckung mich loskaufen könnte. Aber wenn wir auf unserm Todtenbette liegen, verlassen uns die Verse der Dichter, verlassen uns die schönen Frauen und verläßt uns die Religion. Es ist nichts wirklich und gewiß, als daß ich sterben muß."

„Du danke Gott, wenn er dich preßt,
„Und dank ihm, wenn er dich wieder entläßt,"

sagte Petermann, der unvermerkt zu ihnen getreten war und jezt zwischen den Sprechenden stand. Die Abendsonne warf ihre Glut über das kleine Haus, die nahen Gebüsche und leuchtete in die enge Gasse hinein; in den Bäumen rauschte der Abendwind. Die drei Männer standen bei einander und eine lange Pause herrschte. Dann fing Petermann an, religiöse Trostgründe vorzubringen; der Graf fiel ihm in die Rede. „Lassen wir das!" rief er. „Sie reden ein zu barbarisches Französisch, als daß ich Ihnen folgen möchte, und redeten Sie auch mit den Zungen der Engel, ich würde Sie doch nicht verstehen. Aber sehen Sie hier, zehn gesunde Finger, sie sind mein

Digitized by Google

Eigenthum, ich habe sie noch Niemanden verkauft, Sie sind der Erste, dem ich sie anbiete. Stellen Sie mich bei Ihrem vermaledeiten Druckerkasten an, und Sie sollen sehen, daß ich meinen Mann stehe.“ — „Topp!“ rief der Buchdrucker, „da sind wir ja verbündete Leute.“ Der Graf murmelte vor sich hin: „Es geschieht ja nur wegen der Todesangst, denn sonst hätte ich ja — sterben können.“

Andrea richtete sich in einem kleinen Bodenstübchen im Hause Petermanns ein und dachte nun ernstlich daran, ein großer Mann zu werden. Der Buchhändler hatte ihm eine vornehme Herrschaft in der Nähe genannt, und er machte sich eines Morgens auf den Weg nach dem hoch und schön gelegenen Schlosse. Er langte dort in den ersten Nachmittagsstunden an. Es war eine starke Hitze; die Rideaux der Fenster waren geschlossen, auf dem Hofe spazierte einsam ein prächtiger Pfau, und ein kleiner, in rothen Sammt gekleideter Lakai hockte auf dem Piedestal einer wettergrauen, verstümmelten Statue. In der Entfernung blickten die dunkeln Buchen des alten Schloßgartens durch das Gitterthor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tartarische und kleinrussische Sprüchwörter. Anhang zu den finnischen Sprüchwörtern und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Sederholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Moskau.

Versteh dich selbst, so wirst du Gott verstehen.

Der Regen erfrischt das Gras, den Menschen das Gebet.

Der Herr versprach mir einen Pelz, doch auch sein Wort ist warm.

Versteck es, lieber Gott, damit es der Teufel nicht sieht.

Wenn der Großrusse sagt: es ist trocken, so schürze dich bis an's Ohr.

Bete zu Gott, aber erzürne auch den Teufel nicht.

Wo der Teufel nicht fertig wird, da schicke ein Weib hin.

Dem Reichen wiegt der Teufel die Kinder.

Herrenhöflichkeit reicht nur bis zur Schwelle.

Den Höckrigen macht das Grab gerade.

Wenn nur Honig da ist, ein Löffel findet sich.

Befreunde dich mit dem Großrussen, aber halt' einen Stein im Busen.

Liebe dein Weib als deine Seele, aber schüttle sie wie einen Birnbaum.

Wenn der Abt zum Glase greift, greifen die Mönche nach dem Krug.

Füttere den Wolf wie du willst, immer steht sein Sinn nach dem Wald.

Moden.

(Fortsetzung.)

Die folgenden Bemerkungen sollen nur einige der Formen besprechen, denen die Herrschaft für diesen Winter gesichert scheint. — Am meisten Aufsehen vielleicht machte die Regeneration der großen Mantille, des Mantelet. Das Mantelet ist seiner Natur nach ein Mittelding zwischen Shawl, Umschlagtuch und Mantel, wird aber durch keines dieser drei ersetzt. Es ist ein altväterisches, aber eben darum modefähiges Kleidungsstück, und die Laune der Pariserinnen hat sich dieses Jahr daran gemacht, diese „precieuse coquetterie“ so umzugestalten, daß der Urtypus kaum mehr kenntlich ist. Der neue Schnitt läßt sich im Allgemeinen so bezeichnen: die Peleriне fällt hinten sehr weit herab und ist oval zugeschnitten, wie der Chorrock des Messe lesenden Priesters; statt die Arme hemmend zu bedecken, ist das Kleidungsstück bis über das Ellbogengelenk ausgeschnitten, so daß der Anfang der Taille sichtbar wird. Von hinten nimmt sich das Ganze aus wie ein Shawl. Es wird aus dunkelm Stoff gemacht, watirt, mit natürlichem oder künstlichem Pelz besetzt, und ist warm und leicht zugleich. — Pelzwerk wird Allem nach stark getragen werden, schon weil die russischen Formen bei den Ueberkleidern vorherrschen; indessen kann überall der Sammt den Pelz vertreten. Der Pelz zu großer Toilette ist übrigens so kurz, daß die Garnitur des Kleides vorsieht. — Im Fache der Kleidungsstücke, welche man unter dem allgemeinen Namen Mantel zusammenfaßt, zeigte sich schon seit einigen Jahren die Neigung, von den maßlosen, kuttenartigen Formen zu passenderen, kleidsameren umzukehren: dieses Jahr hat sich diese Richtung vollends entschieden, und die Mäntel verdienen jezt kaum diesen Namen mehr, sofern sie sämmtlich Ermel und eine Taille haben, und so genau anliegen wie ein Ueberrock. — Unter der ganzen Aristokratie der weiblichen Kleidungsstücke ist die Familie des Cachemireshawls die vornehmste und reichste. Ihre Herrschaft ist eine unerschütterliche, auf innern Werth gegründete. Die Qualität einer Dame mißt sich am sichersten, sicherer als nach Juwelen, nach dem Sortiment von Shawls ab, die sie nacheinander, zu Hause, im Wagen, am öffentlichen Ort, auf ihren Schultern zu bewundern gibt. Ein echter Shawl dient nie aus, nur tritt er, wenn er nach Farbe und Dessin nicht mehr zum „Distinguirtesten“ gehört, in die Competenz des Negligé zurück. Grün und schwarz, bisher die Hauptfarben, werden von roth und gelb verdrängt; das Dessin besteht durchgängig aus Palmen, Bändern, Schlangenlinien und ist sehr reich; die teppichartige Form ist definitiv verworfen. — Unter den mancherlei Motiven, welche gegenwärtig der Tracht unserer Mütter und Großmütter entlehnt werden, bemerken wir auch das bauschige Halstuch, wie es kurz vor der Revolution getragen wurde. Es wird entweder vom Leib des Kleides halb bedeckt, oder geht ganz darüber her. Man verfertigt diese Halstücher aus Linon, den zu diesem Zweck weder Gaze, noch Mousseline ersetzen soll. Man erinnert sich, daß dieses Kleidungsstück seiner Zeit bis an das Kinn heraufreichte und einen Riesenkropf bildete, der alle natürlichen Auswüchse freundlich unter seine Hülle nahm. So weit scheint man es vor der Hand nicht treiben zu wollen; indessen sind mit dieser Neuerung sogleich die Actien aller Frauenzimmer gestiegen, welche bei einer Halsdraperie zu gewinnen haben. Manche loben an diesem Halstuch besonders, daß es nicht zerknittert werde, weil es

Digitized by Google

Bei einem in Abb. 6 dargestellten Schaltbild, das nicht durch die Schaltung eines Schützes, sondern durch Betätigung eines Handschalters eingeschaltet wird, ist der Schaltvorgang folgender: Durch Betätigung des Handschalters wird der Stromkreis über die Spule des Schützes geschlossen. Der Schütz zieht an und schließt seine Hauptkontakte. Gleichzeitig wird der Stromkreis über die Spule des Zeitrelais geschlossen. Das Zeitrelais zieht an und schließt seine Kontakte. Nach Ablauf der eingestellten Zeit öffnet das Zeitrelais seine Kontakte und unterbricht den Stromkreis über die Spule des Schützes. Der Schütz fällt ab und öffnet seine Hauptkontakte.

Dipl.-Ing. Hans Müller
Elektrotechnik

Abb. 6: Schaltbild für Kurzschluss-Schalter mit Zeitrelais

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 21. November 1837.

High sunny summits, deeply shaded dales,
With various prospects gratify the sight,
And scatter fixt attention on delight.
Parnell.

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

Reiſe von Chriſtiania über Ringerige nach Kongsberg.

Das ſchönſte Auguſtwetter begünſtigte meine Fahrt in's Innere Norwegens. Mein Fuhrwerk war das dort zu Lande allgemein übliche Carriol, das ſich vor den zweirädrigen ſchwediſchen Karren vortheilhaft auszeichnet. Es iſt ohne Zweifel eines der zweckmäßigſten Fuhrwerke für Bergländer, zugleich leicht und ſolid, einfach und bequem. Auf der eiſernen Are, welche die beiden nicht ſehr hohen Räder verbindet, iſt eine etwa zwölf Schuh lange Gabel vom Holze junger Eſchen oder Vogelbeerbäume befeſtigt, welche die Breite von ungefähr vier Fingern und nur eines ſtarken Daumens Dicke oder Höhe hat. Auf dieſer Gabel ſizt der Kaſten des Fuhrwerks auf, der mit ſeinem hinterſten untern Theile bis auf einen Schuh gegen die Are hinreicht, ſo daß alſo der darin Sitzende die Stöße der Are nicht fühlt, indem er zwiſchen dieſer und dem Punkte am Kummt des Pferdes, wo die vordern Enden der Gabel befeſtigt werden, auf den elaſtiſchen Stangen gewiegt wird. Man hat in neuerer Zeit dem Hintertheile des Kaſtens bei eleganteren Corriols eine liegende Feder unterſezt, weil die Schwingung natürlich gegen den feſten Punkt der Are hin am meiſten gehemmt iſt; allein das meinige, das eine ſolche Feder nicht hatte, ſchien mir auch ohne ſie bequem genug. Der Kaſten ſelbſt iſt ſchmal und unbedeckt, für eine einzige Perſon eingerichtet, die darin, etwa wie in einem lappländiſchen Schlitten, halb ſizt, halb liegt, indem die Beine ganz zu ſtrecken Raum genug iſt. Zu Unterbringung des Gepäckes iſt das Sitzkäſtchen und der Platz unter den Beinen beſtimmt, auf welchen man ein mäßiges Felleiſen der Länge nach aufſchnallen kann, ohne in jener halbliegenden Stellung gehindert zu ſeyn. Für den Fall, daß das Gepäck den innern Raum mehr ausfüllen ſollte, oder daß man die Lage zu ändern wünſchte, ſind zu beiden Seiten des Kaſtens auf den Gabelſtangen Haltpunkte für die Füße angebracht, häufig in Form von Pantoffeln, dergleichen man im Orient als Steigbügel angewendet ſieht. Hinter der Are iſt an den äußerſten Theilen der Stangen ein kleines Brettchen befeſtigt, zum Sitz für den begleitenden Poſtjungen beſtimmt. Iſt die Witterung gut, ſo läßt ſich nichts Angenehmeres denken, als in ſolchem Carriol, behaglich hingeſtreckt, mit einem jener muntern und gutmüthigen kleinen norwegiſchen Roſſe, deren Sicherheit und Ausdauer bewundernswerth iſt, raſch durch Thal und Berg zu rollen; denn außer der Leichtigkeit des Fuhrwerks macht auch deſſen ſchmale Spur es zum Gebrauch im Gebirge beſonders geeignet, während zugleich die Niedrigkeit

der Räder das Umfallen erschwert. Bei schlechtem Wetter, dem ich Gottlob nie darin ausgesezt war, wird die Sache etwas bedenklicher; doch ist durch das Sprihleder das Gepäck und der untere Theil des Körpers bedeckt, und für Kopf und Oberleib hat man eigenthümliche Verwahrungsmittel, die in zweckmäßiger Einfachheit zum Ganzen stimmen. Man schüzt nämlich die Schultern mit einem rund geschnittenen Kragen von weichgegerbtem, wasserdichtem Rennthierleder, der über den Rand des Carriolkastens hinausgeht und den Regen darüber hinablaufen läßt; der Kopf wird durch einen Hut von Leinwand mit wasserdichtem Ueberzuge, wie ihn die Matrosen zu tragen pflegen, vorn mit einem kleineren, hinten mit einem größeren, den Nacken deckenden Stülpe, hinreichend verwahrt.

Wer nun in Norwegen von irgend einem Seeplatze aus in's Innere zu reisen gedenkt, muß sich ein solches Carriol nebst Pferdegeschirr entweder kaufen oder miethen, da er im Lande selbst ein Reisefuhrwerk zu finden nicht hoffen kann, eben weil man gewohnt ist, daß Jedermann sein eigenes mitbringt. Der Preis ist gering; ein hübsch lakirtes Carriol nebst Geschirr kostet neu nicht mehr als sechzig Thaler, und es hält in der Regel nicht schwer, in den größeren Seestädten auch schon gebrauchte Fuhrwerke dieser Art, wenn gleich nicht viel wohlfeiler, zu kaufen, da die Reisenden, welche z. B. zu Christiania ankommen, um zu Lande nach Bergen oder Drontheim zu gehen und dort wieder zur See das Land zu verlassen, am Abgangsorte diese Equipage, und zwar zu ziemlich guten Preisen, wieder zu verkaufen pflegen. Ich meinerseits, dessen ganzer Aufenthalt in Norwegen nur auf eine Woche berechnet war, zog es vor, mir dies Reisebedürfniß miethweise für je zwei Mark täglich zu verschaffen.

Zuerst ging die Fahrt rasch zwischen den freundlichen Landstellen am nordwestlichen Ufer des Christiana-Fjord hin bis zu einem Dorfe, bei welchem sich der Weg rechts in's Gebirge wendet. Es ist dies die große Straße nach Bergen, eine der beiden Hauptstraßen Norwegens, deren andere die nach Drontheim ist. Die Berge, einförmig mit Tannen und Fichten bewachsen, auch durch Gestalt nicht bemerkenswerth, gewähren doch von Zeit zu Zeit nach Außen einen weiten Blick auf die tief liegenden Meeresbuchten, oder ziehen das Auge nach Innen hinüber in ein freundliches Gebirgsthal. Ein solches ist nahe bei Jonsrud, wo links in ein kleines romantisches Thälchen ein Bach sich zieht, der die Eisenwerke von Bärum in geringer Entfernung von der Straße treibt. Ueberall in Norwegen findet man Bergwerke, Hütten und was sonst damit zusammenhängt, denn der Boden ist reich an Metallen und der Bergbau kein Regal.

Hinter Jonsrud, der ersten Station, die hoch auf einem Wiesenhange steht, wartet sodann des Reisenden eine großartige Ueberraschung. Während er denkt, nach der eben geschehenen kurzen Unterbrechung wieder in den einförmigen Tannenwald hineinziehen zu müssen, öffnet sich vor ihm eine gewaltige Schlucht. Tief unten breitet sich das gelobte Land Ringerige aus, zu dem in der Spalte des Gebirges eine jäh abfallende und lange Steige, von einem Bache begleitet, durch den dunkeln Wald ihn führen soll. Dies ist der berühmte Standpunkt von Brokleven. Zwischen Bergen eingeschlossen, lachte über die Baumgipfel die genannte Provinz herüber, ein hügeliges, fruchtbares Land mit grünen Matten und gelben Getreidefeldern, zerstreuten Gehöften dazwischen, durchzogen von dem köstlichen Tyrifjord, einem Binnensee von lieblich wechselnder Form der Ufer. Lebhaft mahnte es mich an einzelne Theile der Schweizerkantone Appenzell und St. Gallen. Vielleicht ließe sich die Gegend noch besser dem Plateau des Schwarzwaldes bei Freudenstadt am Kniebis vergleichen, wie denn überhaupt die runde Form der Berge in dieser Nähe von Christiania, die dunkle Bewaldung durch Nadelholz und die kleinen, wasserreichen, frischgrünen Schluchten dazwischen dem Charakter dieses süddeutschen Gebirges nahezu entsprechen. — Ich verließ das Carriol und ging langsam den Berg hinunter; dann fuhr ich rasch durch die lieblichen Gründe, die durch den Genuß im Fluge an Mannichfaltigkeit gewinnen mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Andrea Ganelli.

(Fortsetzung.)

Andrea stand lange in Gedanken und athmete die Stille und die aristokratische Luft dieser Umgebung ein; dann wagte er es, mit der gehörigen Vorsicht sich dem Gitterthor zu nähern. Es war nur angelehnt und er trat in den Garten. Die dunkeln Buchengänge warfen fast einen nächtlichen Schatten; Alles war stille, nach der Schattenseite zu stand ein Fenster offen und ein leiser Windzug spielte mit einem gelbseidenen Vorhang, den er wie ein Segel hinaus trieb und wieder zurückschlug. Im Fenster saß eine ältliche Dame und las in einem Buche. Aus der Tiefe des Zimmers wurde jezt zur Klavierbegleitung ein Gesang hörbar. Es waren Verse aus der „schönen Müllerin“ von Paesiello:

„Mich fliehen alle Freuden,
Ich sterb' vor Ungeduld,
An allen meinen Leiden
Ist nur die Liebe schuld.“

Der junge Franzose horchte noch auf diese klagenden Töne, als er plötzlich bemerkte, daß die ältliche Dame, vom Buche aufsehend, ihn scharf fixirte. Er trat jezt hervor und machte seine grüßende Verbeugung. „Wer seyd „Ihr?“ fragte sie; „was wollt Ihr?“ Er gab ihr den

Digitized by Google

Brief des Buchhändlers. Sie entfaltete das Schreiben, und während sie las, kam ein allerliebstes Mädchen und guckte ihr über die Schulter; ein großer Mann mit einem fetten Gesichte voll gesunder Freundlichkeit zeigte sich neben den Frauen. Der Gesang hatte aufgehört, die dunkeln Augen des jungen Andrea sahen unverwandt auf die Gruppe und besonders auf das schöne Kind von achtzehn Jahren, das eben über die Liebe sich beklagt hatte und doch so gänzlich unbekannt mit ihren Leiden zu seyn schien. Diese Stirne war so klar, diese zarte Linie des Profils noch so unberührt zart, das Auge noch so voll kecker Frische, daß man deutlich sah, wie hieran noch kein Schmerz gerührt. „Was gibts?“ fragte sie, „und was will der Mensch da?“ Die Dame mit dem Buch gab ihr den Brief. „Der Herrenhuter Petermann,“ sagte sie, „unten im Städtchen, hat zwei Emigranten bei sich aufgenommen, von denen dieser Einer ist. Der Vater wird für sie in Anspruch genommen; aber du lieber Gott, man kennt ja diese Leute nicht. Es kommen ihrer so viele seit der lezten Zeit, viel zu viele.“ — „Still, Tante!“ sagte die Junge leise, „merken Sie nicht, daß er Deutsch versteht? Wie abscheulich, wenn wir ihn kränkten! Wollen wir ihn in einer halben Stunde wieder bestellen, wo der Vater ihn wird sprechen können?“ Sie rief darauf zum Fenster hinaus und bat, Andrea möchte so lange im Garten spazieren gehen, bis man ihn rufen werde.

Sie verschwand mit dem dicken schwarzen Herrn in der Tiefe des Zimmers, die Taute fing an zu lesen und die Dekoration am Fenster zeigte ganz wieder die erste Scene; auch der Gesang ertönte von Neuem. „Mein Himmel!“ rief Andrea bei sich, indem er in eine geschnittene Tarusallee einbog, „wie wunderlich sind diese alten Schlösser in Deutschland! In ihnen singt man noch von den Qualen der Liebe, während man jenseits des Rheins mordet. Hier wandeln im kühlen Schatten die alten, gefälligen Thorheiten, während dort im heißen Brande zertrümmerter Städte neue, wilde Ideen mit einander streiten. Der Pfau schreit, der Lakai gähnt, die schöne Müllerin singt und der Abbé nimmt behaglich eine Prise — das ist die Physiognomie von Deutschland am Ende des achtzehnten Jahrhunderts!“

Er hatte in diesen Träumen noch nicht lange geschwärmt, als er zu dem Baron hinaufgerufen wurde. Dieser ältliche Herr legte es darauf an, Friederich den Großen zu imitiren. Er war eben so kurz, schneidend und ungefällig in seinen Fragen, eben so stolz in seinen Rathschlägen und so impertinent in seinen Anreden. Auch blies er die Flöte und machte französische Verse. Andrea mußte ihm von seinen frühern Schicksalen erzählen, und er erzählte so launig und so lebhaft, daß der Baron mit Theilnahme zuhörte. „Sie haben Talent,“ sagte er endlich, „ich muß das wissen, und ich sage, Sie haben Talent; dies merke ich, ohne daß ich Ihre Verse gelesen habe. Wir Deutsche verstehen nicht zu sehen, und darum auch nicht zu erzählen. Es kann Einer zwanzig Jahre am Hofe zu Trier gewesen seyn, und weiß doch nicht zu sagen, von welcher Farbe das Sammtkäppchen ist, das Ihro Hochwürden auf dem Kopfe trägt, noch wie oft diese oder jene Dame in die Wochen gekommen ist. Ein Franzose ist kaum einen Tag bei uns und weiß das Alles. Darum wird es auch dem lieben Herrgott so schwer in Frankreich, es so zu machen, daß man ihm nicht in's Detail seiner Haushaltung hineinsieht.“

Diese Bemerkungen wurden in einem sehr eleganten Französisch schnell hingeworfen, und Andrea ergözte sich daran. In einer kurzen halben Stunde sprach der Baron mit eben solcher Schnelligkeit die Literatur, die Religion und die ganze deutsche Staatsverfassung durch, dann erhob er sich und machte seinem Zuhörer ein Entlassungszeichen. Als dieser in der Stadt von seinem Empfang auf dem Schlosse erzählte, rief Petermann: „Alles, was Sie da sagen, deutet auf höchst günstige Stimmung. Sie werden sehen, der Baron läßt Sie nicht mehr von sich. Wenn wir nur unsern düstern Grafen eben so wohl placiren könnten; denn ich kann nicht leugnen, daß die schaurige Stille, mit der er am Druckerkasten arbeitet, mir manchmal schwer auf die Seele fällt. Es ist jezt, als wenn der böse Geist in Person meine Kalender druckte, und schwerlich können gute Jahre aus solchen Händen hervorgehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Ich erinnere mich, wie ich als Jüngling in meiner Vaterstadt einen Offizier bedauerte, den die Natur und sein Dienstrock dazu verurtheilten, beständig einen schreienden Farbenmißton hervorzubringen. Sein stark gefärbtes, bläulichrothes Gesicht war seitlich vom einem rothen Backenbart, unten aber vom scharlachrothen Kragen der Uniform eingerahmt. Wie ersprießlich wäre dem Mann ein hellblauer oder schwarzer Kragen gewesen! Dieser Unglückliche fiel mir ein, als ich vor einem Jahr auf einem rheinischen Dampfboot ein deutsches Frauenzimmer kennen lernte, die Tochter eines ziemlich hoch gestellten Staatsdieners, welche bei blondem Haar und sehr starkem Teint einen kirschrothen Hut, und zum Ueberfluß ein Umschlagetuch mit verschiedenen rothen Schattirungen trug. Der Offizier, dachte ich, grollt gewiß vor dem Spiegel seinem Souverän, dessen Laune ihm einen Scharlachkragen aufgezwungen, und das Mädchen hier macht ganz gemüthsruhig und unbefangen die Honneurs ihrer natürlichen und künstlichen Reize, weil sie sich einer eingebildeten Ordonnanz unterworfen und damit alle Ansprüche, welche sie an die Welt und die Welt an sie hat, erfüllt zu haben meint. Es fällt ihr nicht ein, daß die Uniform, die sie wohlgefällig selbst gewählt, für eine ganz andere Waffen-

Digitized by Google

[illegible] [illegible] [illegible] [

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 22. November 1837.

French are those arts that mind to mind endear;
They please, are pleas'd, they give to get esteem.
Goldsmith.

Andrea Sanelli.

(Fortsetzung.)

Andrea dachte jezt daran, daß man den Buchhändler oben auf dem Schlosse einen Herrenhuter genannt, und er verlangte zu wissen, was dieser Ausdruck bedeute. — „Ach ja," erwiderte der Mann mit seiner gewohnten, sanften Freundlichkeit, „man ist mir oben nicht gut, weil sie glauben, daß ich zu einer Sekte gehöre. Allein wir Herrenhuter sektiren nicht. Wir haben uns nur als eine kleine Gemeinde vor der großen Schalheit der Zeit gerettet und suchen das ursprüngliche Wort in seiner Wahrheit bei uns lebendig zu erhalten. Wer zu uns treten will, der ist uns willkommen, wer uns verlassen will, den halten wir nicht. Wir sind gehorsame Bürger des Staats, in dem wir leben, und das weltliche Gesetz ist über uns wie über jedem Andern."

Der Franzose hörte ihn aufmerksam an und Petermann fügte zulezt lächelnd hinzu: „Uebrigens, sollte ich meinen, haben Sie mir keine besondere Laune angesehen. Ich bin fröhlich mit den Fröhlichen; ich kann den weltlichen Witz, sogar den ganz boshaften, verstehen, obgleich ich ihn selbst nicht übe. Sie sehen es selbst an den Büchern, die ich drucke, daß mein Geschmack das ebenfalls gefällig und schön findet, was die Welt so nennt." — „Lieber Petermann," rief Andrea und schloß den Buchhändler in seine Arme, „Sie sind ganz mein Mann! Mögen Sie thun, was Sie wollen, den heiligen Augustin oder den Ovid verlegen, gleichviel: Sie haben uns bei sich aufgenommen, da Sie uns unglücklich und verlassen sahen; dies ist ein Zeichen, daß Sie es mit Gott und der Welt gut meinen, Sie mögen nun Herrenhuter seyn oder nicht."

Andrea war zur Mittagstafel auf's Schloß geladen worden; er begab sich hin. Er fand Gesellschaft und die strengste Etiquette wurde beobachtet. Andrea, der sich dessen nicht versah, hatte sich in den Kopf gesezt, die junge Baronesse zu Tisch zu führen, weil er sehr richtig schloß, daß sie ihm die angenehmste Tischnachbarin seyn würde. Sie sah ihn groß und verwundert an und schob leise seinen angebotenen Arm zur Seite. „Aber, mein Herr, das geht nicht." Sie war so unendlich liebenswürdig, eine so holde Röthe bedeckte ihr Antlitz und ihre Stimme schwankte so rührend, wie sie diese wenigen Worte sprach, daß Andrea erst lange nachher merkte, daß sie ihn eigentlich beleidigt hatte. Munter, wie er war, tröstete er sich bald mit einem Epigramm, das er während des Essens componirte. Ein Mann von mittleren Jahren saß ihm gegenüber mit einem feinen, lächelnden Gesichte und sehr schönen dunkeln Augen, die er von Zeit zu Zeit auf unsern Jüngling richtete. „Wie gefällt Ihnen Deutschland?"

Digitized by Google

fragte er endlich. „Dem Vertriebenen," antwortete Andrea, „muß schon das Land wohlgefallen, das ihn gastfreundlich aufnimmt. Der Widerruf des Edikts von Nantes hat die Franzosen Deutschland schon kennen gelehrt." — „Es wäre Schade, wenn es nur bei solchen Anlässen geschähe," erwiderte der Fremde. „Könnte es nicht seyn, daß Sie freiwillig herüber kämen?" — „Nein, nein, mein Herr, das kann nie seyn. Der Franzose verläßt sein Land nur, um zu siegen, oder um — vor einer augenblicklichen Unbequemlichkeit zu flüchten." — „Wir Deutsche gehen überall hin, wo wir etwas Gutes zu finden hoffen." — „Freilich, deßhalb kommen Sie auch zu uns nach Frankreich. Das ist Alles ganz in der Ordnung." — „Reizt Sie denn nichts an unserer Staatsverfassung, an unserm Leben, an unserer Literatur?" — „Ich wüßte nicht; wo ich hinkomme finde ich französische Sitten, französische Speisen, französische Verse." — „Sie haben Recht, aber wir haben auch deutsche Dichter." — „O ja wohl — Wieland!" Der Fremde blickte schnell und wie überrascht auf, senkte dann sein Auge wieder, und Andrea glaubte eine leichte Befangenheit über sein Antlitz gleiten zu sehen. Eine Pause entstand und der Fremde schien keine Lust zu haben, das Gespräch fortzusetzen. Erst gegen das Ende der Tafel fragte er: „Wenn es nicht indiscret wäre, sich nach Dingen zu erkundigen, die einen nichts angehen, so möchte ich wohl wissen, was Sie auf jenen Zettel geschrieben haben, der neben Ihrem Teller liegt." — „Sie können dessen Inhalt erfahren," erwiderte Andrea. „Er bezieht sich auf die junge Dame des Hauses, die ich zu Tische führen wollte, ohne die Gesetze des Herkömmlichen zu kennen, die man bei solchen Gelegenheiten in Deutschland beobachtet. Da lesen Sie." — Der Inhalt der Verse war wesentlich dieser: Du, schönes und reizendes Geschöpf, dessen Vater ein Philosoph ist, du solltest dich über die kleinlichen Gesetze der Convenienz frei erheben. Zur Strafe, daß du mir die Gunst verweigert hast, dich zu Tische zu führen, verspreche ich hiemit, daß ich nicht eher ruhen werde, als bis ich dich zum Altar geführt habe. — „O!" sagte der Fremde lachend, „das ist ganz vortrefflich, aber zugleich sehr keck. Ich wünsche Ihnen Glück zu diesem Unternehmen, das wahrlich eben so verwegen ist als irgend ein Paladin am Hofe des großen Karl eines ausgeführt." — „Und Sie sollen sehen, ich verspreche nicht zu viel!" rief Andrea. — „Ich nehme Sie beim Wort," sagte Jener. „Bedenken Sie, daß Sie an mir jezt einen scharfen Beobachter haben werden, der Sie verspottet, wenn Ihre Ritterthat nicht gelingt. Vor allen Dingen bitte ich mir Ihren Namen und Ihre Freundschaft aus, junger Mann." — „Ich heiße Andrea Ganelli, und Sie, mein Herr?" — „Wieland."

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen auf einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Bald hinter der zweiten Station führt der Weg über einen engen Arm des Tyrifjord, über den eine Brücke von der einfachsten Construktion, eine gewiß uralte Art von Hängebrücken führt. Zwischen zwei rohen, von unbehauenen, regellos auf einander gehäuften Stämmen gebildeten Pfeilern gelangt man auf einen schwimmenden Knüppeldamm, der jenseits der Mitte der Ueberfahrt wieder zwischen zwei ähnlichen Pfeilern durchführt, welche, wie jene am Einfahrtspunkte, bestimmt scheinen, die Floßbrücke, die sich durch ihre Schwimmkraft allein nicht zu halten vermöchte, durch ein Hängwerk, dessen ich mich jedoch im Einzelnen nicht mehr erinnere, zu unterstützen. Dennoch drückte selbst mein leichtes Fuhrwerk die Fahrbahn unter die Fläche des Wassers hinab. Für eine Hauptstraße möchte eine andere Brücke zweckmäßiger seyn; für den Landschafter wird man keine passendere finden.

Gegen Mittag erreichte ich Kläkken, einen einzeln stehenden Hof an der Straße. Von hier ist Hönefos (der Hühnerwasserfall) nur dreiviertel Stunden entfernt, und zu ihm war eigentlich für heute meine Wallfahrt gerichtet. Nachdem ich daher in Kläkken Mittag gemacht hatte, wanderte ich zu Fuß von der bisher befahrenen großen Straße ab. Der Weg geht zwischen Wiesen von Hügel zu Hügel, an einzelnen Gehöften vorbei, bis er endlich zu einem Punkte führt, wo er sich durch einen Wald rasch in's Thal senkt, vorher aber die Gesammtansicht des von dem nahen, gegenüber liegenden Abhang der Berge herabrauschenden Wasserfalls gewährt. Dieser ist von ganz eigenthümlicher Art. Weder sehr steil, noch in einer geschlossenen Masse stürzt der Fluß, der ihn bildet und Aaterselv heißt, von der Höhe, vielmehr dehnt er sich über einen schrägen Hügel breit aus, indem er sich zwischen zahllosen Felsen schäumend einen Weg sucht. Zu seinen beiden Seiten liegt das Dorf Hönefos, dessen Theile durch eine lange hölzerne Brücke verbunden sind, die in Form eines ∞ quer über den untern Theil des Falles selbst sich hinzieht. Die seltsame Form dieser Brücke rührt daher, daß auf einer großen Anzahl von Felsen mitten im Wasserfall größere und kleinere Sägemühlen stehen, zwischen welchen sie die Communikation zu vermitteln hat. Hinter den weißen Gewässern heben sich Wiesenhügel, von waldigen Höhen überragt, und dunkle Tannenberge schließen etwa in der Entfernung von einer Stunde die Aussicht. Sandabstürze unterbrechen da und dort das Grün, und im Vordergrunde fließt links an Wiesen und Aeckern hin, die um Gehöfte sich reihen, in niedrigem Bette der Fluß nach Süden.

Digitized by Google

An Mannichfaltigkeit fehlt es diesem Bilde, wie man es von dem Standpunkte, auf dem wir weilen, über die Häupter der Birken und Tannen hin erblickt, keineswegs; seinen besondern Charakter schließt aber der Hönefos, namentlich für einen Myops, wie ich bin, erst in der Nähe auf.

Nichts Ansprechenderes ist mir bekannt, als die vereinte rührige Geschäftigkeit der Mühlen und des Wassers. Von Balken und Brettern leicht und durchsichtig gebaut, fassen diese Mühlen mit kleinen Rädern da und dort die zwischen den Felsen lustig hinunterrauschenden, vielfach sich trennenden und wieder vereinigenden Bäche auf, welche wie im Spiel die leichte Arbeit verrichten. Da braucht es keiner sorgfältigen Spannung des Wassers; wie muntere Kinder die Eltern und größeren Geschwister bei der Arbeit umspringen, so fließen unbenutzt die kleinen Bäche überall, kreuz und quer neben den beschäftigten frei dahin. Die einfachen Wasserleitungen, die dennoch nothwendig sind, dienen nur dazu, überall noch besondere reizende Partien hervorzuheben. So findet das Auge bei jedem Schritt auf dem Gange über die Brücke einen neuen Haltpunkt, und ein Maler würde für alle Arten von Wasserfällen und Mühlenpartien hier unerschöpfliche Studien im Kleinen finden. Im Ohre mischt sich das Getöse des Wassers mit dem der arbeitenden, überall sichtbaren Sägen, deren eifrige Emsigkeit und gedankenlose Hast, neben dem spielenden Schäumen, das etwas Lebendiges und Geistiges hat, einen komisch-ernsthaften Eindruck macht. Es ist, als ob das flüssige Element sich im Vorüberrauschen nur den Spaß machte, die alten steifen Mühlwerke außer Athem zu jagen, und der klingendzischende Ton der schneidenden Sägen nimmt sich wie ohnmächtiges Geifern kindischer Greise aus, das dann wieder die Wirkung zu haben scheint, den regen Muthwillen der ewig sich verjüngenden Wellen in unauslöschlichem spöttischem Gemurmel und übel unterdrücktem Lachen zu erhalten.

Fröhliche Kinder und erwachsene Stumpfheit begleiteten mich auch in anderer Gestalt; denn eine Schaar munterer bettelnder Kleinen und ein großer, langer Cretin, nur mit einem Hemde begleitet, auf spinnendürren Beinen einherwankend, ein wahrer Neuholländer, wie sie uns Dumont d'Urville vorführt, bildeten mein Gefolge. Arm scheinen die Leute hier zu seyn, doch zufrieden; nur der Krämer, in dessen Schenke ich durch einen Schluck des heimischen Cognacs mich erquickte, klagte darüber, daß die Deutschen in den Bergwerken, wobei er wohl an Modum dachte, das wir später erreichen werden, so viel verdienen. Ein ungerechter Neid, denn die deutschen Bergwerksbesitzer geben den Norwegern mehr Verdienst und zahlen regelmäßiger als die einheimischen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, November.

Der Oktober. Beatificationen.

Der Oktober ist der Festmonat des römischen Volkes. Er ist die gesegnete Zeit für die Frauen der Minenti, für Lohnkutscher und Speisewirthe; denn ginge auch der letzte Bajocco drauf, die erstern müßten umherfahren und sich gütlich thun. Wo nur irgend Villa, Vigne oder freier Raum ist, innerhalb und bei der Stadt, hört man an Sonn- und Donnerstagen das Tamburin und das Jauchzen der Tanzenden. So ist die Zeit der Weinlese vorübergegangen, die, des zu unbeständigen und feuchten Sommers wegen, weder reichlichen, noch vorzüglichen Ertrag lieferte. Das herrlichste Wetter hat den ganzen Monat über Volksbelustigungen und Landpartien begünstigt. Bei diesem tiefblauen, klaren Himmel, dem frischen Rasen, dem in allen Farbenabstufungen spielenden Laub, bei diesem magischen Sonnenlicht, das glühende, purpurne Tinten auf Gebirge und Ruinen wirft, deren Umrisse sich bis zur einbrechenden Nacht scharf und deutlich zeichnen, mußte auch das ernste Rom zur Freude und zum Genuß gestimmt werden. Vorübergegangene Uebel werden leicht vergessen, namentlich von dem Südländer, der zwar oft lange und heimlich mit den Menschen, selten aber über eine gewisse Zeit hinaus mit dem Schicksal grollt. Sind auch die Aussichten für die nächste Zukunft eben nicht die erfreulichsten, so ist man doch die schlimmste Furcht quitt, die zwei Jahre lang wie der Alp auf der Brust gelegen, jeden Bissen im Munde vergällt, und das Ausbleiben der Pilgerart, sogar den Verlust eines Carnevals verschuldet hatte. Allmählich kehrt Alles wieder in die alte Ordnung und die frühern Verhältnisse zurück. Wer noch in den Städtchen des Latiner Gebirges weilt, bezieht die Winterquartiere; die Künstler stellen die Staffelei wieder auf, die Museen sind geöffnet, und man vermißt nur noch die gewohnten Gäste, die Inglesi, die man täglich in schwerbepackten Reisewagen über Ponte molle rollen zu sehen hofft. Diese Hoffnung steht so fest, daß die Hauseigenthümer im Durchschnitt zum mindesten ein Drittel mehr für ihre Wohnungen verlangen, als in gewöhnlichen Jahren. — Von den Höhen steigen die zahlreichen Heerden herab in die Campagna, die, wenn der Himmel heiter und der Boden trocken ist, nun wieder den Reiter wie den Spaziergänger einladet. Jetzt aber sagen heftige Regengüsse den nahenden Winter an.

In Rom fehlt es zwar das ganze Jahr hindurch nicht an Kirchenfesten; in der gegenwärtigen Zeit aber gibt es deren mehr als gewöhnlich. In der Peterskirche fanden ganz kürzlich zwei Seligsprechungen statt. Beide Selige gehören dem Dominikanerorden an, und haben in Peru gelebt. Der Erste von ihnen, Juan Massias, war 1585 zu Rivera in Estremadura geboren, von vornehmen, aber armen Eltern, wie das in Spanien und Polen am öftesten vorkommt. In seiner Kindheit hütete er die Schafe und hatte dabei Erscheinungen und Unterredungen mit den Heiligen. Als er größer geworden, begleitete er einen Kaufmann von Sevilla nach Santa Fe de Bogota, und begab sich von da nach Lima, wo er wieder seinen frühern Stand ergriff, bis Erscheinungen ihn mahnten, in den Orden des h. Dominikus zu treten. Dies that er in einem Alter von 57 Jahren und wurde Pförtner im Magdalenenkloster. Daß er alle Tugenden übte und allen Versuchungen widerstand, versteht sich von selbst. Er starb im Jahr 1645, und Wunder geschahen an seinem

Digitized by Google

Act, 1870, or of which, and of the property belonging thereto, the Commissioners of Works and Public Buildings are for the time being trustees, or which is vested in the Commissioners of Works and Public Buildings for the purposes of the Act, 1870, or of any Act amending the same

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 23. November 1837.

— Von den Wänden blicken Bild an Bild
Der Herrscher Linien und die Krieger wild.
W. Scott.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Nach Kläkken zurückgekehrt, zogen mich noch die Granberge auf der entgegengesezten Seite der Straße an, einen Abendspaziergang zu machen. Diese Höhen gewähren einen weiten Blick über Ringerige und den Torifjord hin, auf den Gebirgsstock von Tellemarken. Auf ihnen glaubte ich Schnee zu entdecken. Doch ist ein solcher Schluß in Norwegen oft voreilig, theils wegen der großen, schneeweißen Steinadern, die sich häufig an den Gebirgen zeigen, theils wegen der unzähligen Wasserfälle, die oft in großer Höhe vorkommend, mit ihrem weißen Schaume liegen gebliebenen Schneemassen täuschend gleichen. So hielt ich ebenfalls von diesen Höhen aus einen weißen Fleck in den Wäldern links von Krokleren ohne Weiteres für Schnee, bis ich Tags darauf erfuhr, daß es ein Wasserfall war, den sie Tanbergsfos nannten. Hatte ich in der Ferne zu viel entdeckt, so fand ich in der Nähe zu wenig, denn einen Runenstein, auf welchen mich der Wirth aufmerksam gemacht hatte, bekam ich nicht zu sehen.

Das Wirthshaus von Kläkken selbst, in dem ich nun ausruhen konnte, ist kein eigentliches Bauernhaus, sondern für die Bedürfnisse der Reisenden auf der großen Straße eingerichtet. Das Wirthszimmer ist mit fast einem halben Hundert Porträts berühmter Männer aller Zeiten und Arten ausgeschmückt, die ich je zu vier und vier auf eine ganz verständige Weise geordnet fand. Hier bildeten Friedrich der Weise, Martin Luther, Melanchthon und Huß einen kleinen Cirkel, während dort Wilhelm Tell, Boyer, Bolivar und der Herzog von Braunschweig Oels sich gleichsam auf einem elysischen Rütli zusammenfanden. Canning hatte die Ehre, zu Newton, Homer und Aristoteles gesezt zu seyn, und König Ludwig von Bayern — außer dem Kaiser Nikolaus der einzige lebendige Potentat in der großen Gesellschaft — wird sich nicht ungern neben Friedrich dem Großen, Gustav Adolph und Karl XII. finden. Natürlich fehlte Napoleon nicht; mit ihm und dem Herzog von Reichstadt mag sich nun auch der Herzog von Berry vertragen, denn der Tod ist der beste Friedensstifter. Die Zahl der Inländer war verhältnißmäßig äußerst gering, ich bemerkte nur den dänischen König Waldemar II., den Reichsadmiral Otto Rug, einen gewissen Knutsön und einen Christian Krong aus der neuesten Zeit. — Eine eigenthümlich nordische Einrichtung fehlte aber auch diesem Hause nicht, nämlich der mit Winterkleidern aller Art ausgehängte Vorplatz. Da ist allerlei Pelz- und Lederwerk und dicke wollene Kleidung, und erinnert an den Winter, die fröhlichste Jahreszeit des

Digitized by Google

Nordens, welche die Menschen, die hier im Sommer vereinzelt wohnen, erst zum geselligen Vereine bringt, indem sie Schneebahnen über sonst unwegsame Berge und Eisbrücken über die hemmenden Gewässer baut. Leicht kann man hier das Bedauern ausgesprochen hören, daß man nicht im Winter nach Norwegen gekommen, weil nur in ihm die Bewohner den Fremden das volle Maß ihrer Gastfreundschaft darbringen zu können glauben. Doch ist diese Gastfreundschaft meines Bedünkens auch im Sommer schon vollgültig, und was man an eigenthümlichen Genüssen und Anschauungen im Sommer verlieren mag, man wird es bei dem freundlichen Ausdrucke wohlwollender Gesinnung, die man immer findet, gewiß nicht vermissen.

Auch in Norwegen schien mir ein ähnliches Vorurtheil für Deutsche zu herrschen wie in Schweden, und obgleich Norwegen noch immer durch Sprache und Erinnerungen geistig enge mit Dänemark verbunden ist, so scheint man wenigstens in diesen Gegenden keineswegs den verächtlichen Widerwillen zu theilen, den man in Dänemark gegen unsere Landsleute, obgleich jezt wohl weniger als früher, verbreitet findet. Bekanntlich gelten die Deutschen bei den Dänen für Windbeutel, eine Ansicht, die sich in den Holberg'schen Komödien vielfach ausgesprochen findet. Die Begünstigung, welche den Deutschen eine Zeitlang bei Hofe zu Theil ward, machte sie und ihr Wesen den Einheimischen verhaßt und stellte sie dort in das nämliche Verhältniß, in welchem die Franzosen und ihre Art, die in den lezten Jahrhunderten an unsern deutschen Höfen so viel galten, unsern Landsleuten gegenüber standen. Dieser Grund des Hasses und des im Gewande der Verachtung erscheinenden Neides ist aber jezt in Dänemark wie in Deutschland weggefallen, und es kann nicht fehlen, daß, wie hier der Franzosenhaß, so dort die Abneigung gegen uns Deutsche mehr und mehr zur Antiquität werden muß.

(Die Fortsezung folgt.)

Andrea Ganelli.

(Fortsezung.)

Der Fremde machte eine leise Verbeugung und verschwand, indeß Andrea erstaunt und im Innersten erschüttert stehen blieb. Für einen Enthusiasten, wie unser Freund einer war, mußte dieses Zusammentreffen den höchsten Reiz haben. Hier war nichts Gezwungenes, lange Vorbereitetes, durch Etikette Gelähmtes. Frei und offen tritt ein liebenswürdiger und großer Geist einem Jünglinge entgegen, der mit gesunden Sinnen offen in's Leben schaut. Ein romantisches Unternehmen, eine Art von moderner Ritterthat muß die Verbindung hergeben zwischen einem Poeten und einem lustigen, übermüthigen Burschen. Der Scherz war jezt kein Scherz mehr: ein großer Dichter war jezt Zeuge seines Versprechens; er mußte jezt die schöne Aurore lieben, er mußte sie zum Altar führen, er mußte sein Wort lösen. Aber dies hieß beinahe eben so viel, als sich anheischig machen, vier Backenzähne und eine Handvoll Bart dem Sultan von Babylon zu rauben.

Unterdessen richtete sich unser Andrea im Schlosse des Barons fast häuslich ein. Er corrigirte die Verse seines Mäcens, philosophirte mit ihm über die Rechte des Menschen, sagte ihm tausend Schmeicheleien über seinen Geschmack und Geist, und der Baron nannte ihn dafür seinen kleinen Voltaire. Beide waren höchlich mit einander zufrieden. Eines Tags kam die Rede auf den Grafen, und der Baron bat Andrea, er möchte jenen doch einmal auf's Schloß bringen. Als er diesen Auftrag ausrichtete, entgegnete der Graf finster: „Was soll ich da? Ich habe das Reichste, Feinste und Edelste selbst im Ueberfluß gehabt, man kann mir in dieser Hinsicht nichts Neues bieten. Die Einrichtung des Barons, seine Vereinigung der Dichter ist doch nur eine schwache Nachahmung meines Salons in Paris. Nein, lassen Sie mich hier bei meinem Druckerkasten. Ich setze Mondschein in den Kalender und thue damit vielleicht mehr Gutes, als wenn ich die erhabene Leuchte der Philosophie mit aufstellen hälfe. Zudem zähle ich jezt zum ersten Male die Tage eines Jahrs und finde, daß ihrer nur dreihundert fünf-und-sechzig sind. Mein Gott, sollten nicht dreihundert fünf-und-sechzig Tage am Ende zu überstehen seyn?"

Der Graf blieb also beim Buchhändler und Andrea ward im Schlosse einheimisch. So vergingen vier Jahre in einem ziemlich gleichmäßigen Wirkungskreise; dann traten näher und näher die großen politischen Ereignisse, welche die lezten Jahre des abrollenden Jahrhunderts erschütterten und auf einen noch heftigeren Brand der kommenden Zeiten deuteten.

Eines Tages, als Andrea sich in die Zimmer des Barons begab, erschien ihm dieser stiller und nachdenklicher als gewöhnlich. Nachdem Beide einige Zeit über Poesie und Literatur gesprochen, schob der Baron plötzlich wie mit einer Art von Unwillen die Verse hinweg, die, auf einem saubern Bogen zierlich abgeschrieben, unser Freund ihm eben überreicht hatte. „Zu etwas Anderem," rief er dabei, „und zwar zu etwas Ernsterem! Ich fürchte, daß mein Ende naht. Es sind mir sichere Zeichen geworden, daß ich bald abgerufen werden soll." Auf die erstaunte Frage Andreas erwiderte der Baron nach einer Pause: „Ich habe mich vielleicht falsch ausgedrückt; nach jenen Worten könnten Sie vielleicht glauben, ich sey ein Geisterseher; allein

Digitized by Google

ich habe keinen Geist gesehen. Ich statuire dergleichen Mittheilungen aus einer andern Welt nicht und sie hab'n mir daher auch nie nahe treten dürfen, obgleich meine Familie gleichsam berüchtigt ist als eine Sippschaft von determinirten Geistersehern. Allein ich habe auf der andern Seite den Glauben, daß jedes Individuum, als geschaffenes Wesen, materiell an das Ende seiner dermaligen Existenz gemahnt wird. Es ist damit nicht anders, als wenn wir mit verbundenen Augen durch eine Reihe von Gemächern geführt werden, die mit einem kalten Vorsaal schließen. Ohne daß wir wissen, daß ein solcher uns bevorsteht, fühlen wir schon in den anstoßenden Gemächern einen kühlen Luftzug uns anwehen, der dem Aufmerksamen sagt, wohin es nun bald mit ihm gehen werde. Es mag Ihnen dieses Bild geringfügig erscheinen, aber ich kann Ihnen auch in Rücksicht der wirklich mir gewordenen Offenbarung eben nichts Bedeutenderes anführen. Hören Sie."

„Vorgestern in der Nacht, als Sie mich verlassen hatten, saß ich noch lange bei meinen Papieren. Ich arbeitete an einem Verse und vertiefte mich dergestalt, daß ich aufblickend plötzlich bemerkte, wie die Kerzen vor mir fast bis auf den Leuchter herabgebrannt waren. Dieser Umstand brachte mich aus meinen Träumereien. Mir fiel ein, daß ich jezt im ganzen Schlosse der einzige Wachende sey. Den Diener hatte ich schon längst fortgeschickt und mochte ihn jezt nicht heraufklingeln, um mir neue Kerzen aufstecken zu lassen. Schnell also berechnete ich, wie lange ungefähr die Reste vorhalten möchten, und richtete darnach in der Eile meine Anstalten, um zur Ruhe zu gehen, ein. Sie müssen wissen, daß ich nie ein Nachtlicht brenne. Es war allerlei zu thun: ich mußte meine Papiere verschließen, meinen Anzug ablegen, das Nachtzeug anlegen, und alles das that ich immer mit ängstlichen Blicken auf die Lichtstümpfchen, die nur noch schwach brannten. Endlich jedoch war ich fertig, und siehe da, ich hatte nur noch Zeit, mich auf meinem Polster zur Ruhe hinzustrecken, da verlöschten die Lichter und eine tiefe Finsterniß umhüllte mich. Im Augenblick aber, wo die ausgebrannten Dochte in die Höhlung des Leuchters zusammenstürzten, durchlief mich ein kalter Schauer. Das war offenbar die Nähe jenes kühlen Zimmers, gegen das ich geführt wurde. In der Stille, die mich umgab, fiel mir der Spruch ein: Es schaffe und wirke Jeder ohne Unterlaß, denn es kommt die Nacht, wo Niemand wirken mag. Ich wußte nun ganz deutlich, nicht in Form einer Ahnung, eines undeutlichen Vorgefühls, nein, als positive, unleugbare Gewißheit, daß jene herabgebrannten Kerzen mein Leben bedeutet hatten und daß ich jede Minute jezt sorgfältig beachten müsse, um meine Angelegenheiten und Geschäfte vor meinem Tode geordnet zu hinterlassen."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, November.

(Beschluß.)

Oeffentliche Arbeiten. Das Ms von Gubbio.

Mit den öffentlichen Arbeiten in der Stadt wird stets in derselben Weise fortgefahren. In dem Schlunde, welchen man am Anfang des Forums, vor der Mauer des Tabulariums, worauf der Pallast des Senators gebaut ist, gegraben hat, kriechen immer noch maulwurfartig Kärrner umher; wenn sie überhaupt irgend etwas thun, so fahren sie hier ein Bischen Erde ab, dort scharren sie ein Häuflein zusammen, um es morgen wieder umzuwühlen und abzutragen, und einen halben Schritt weiter von Neuem aufzuschütten. Was man eigentlich mit dieser interessanten Unternehmung bezweckt, weiß Niemand, und es muß wohl ein großes Staatsgeheimniß dahinterstecken. Da man von dieser Stelle, welche der ehemaligen Schatzkammer der alten Römer so nahe liegt, gar nicht wegkommen zu können scheint, so hofft man vielleicht, versenkte Schätze dort zu finden, um sich für die Kosten der Choleracordons und die Verluste bei Rothschildschen Anleihen zu entschädigen. Denn daß man in Verlegenheit wäre, irgend einen Ort zu finden, wo Ausgrabungen sich machen ließen, kann man doch vernünftigerweise nicht annehmen; es gibt in diesem Fache noch genug zu thun, selbst wenn man, wie der selige Cardinal Galeffi sich einmal ausdrückte, den Nachkommen nicht alle Arbeit und die Freude, Entdeckungen zu machen, wegnehmen will. An der Westseite des Colosseums, wo bekanntlich die äußere Arkadenreihe ganz fehlt, haben die Restaurationen wieder begonnen; sie werden in demselben Style ausgeführt, wie die von dem Architekten Valadier vor mehreren Jahren als Nachahmung der Formen des alten Gebäudes an der Nordseite angebrachten. Der Neubau der Paulskirche schreitet ohne Unterbrechung vorwärts. Von einer der Capellen des Chors, die dem heil. Benedikt gewidmet und bereits ziemlich weit vorgerückt ist, wurden neulich in dem Kunstjournal: Ape italiana, Plan und Details geliefert. — Während die römische archäologische Akademie, das Beispiel der meisten, großentheils auf ihren Lorbeern ruhenden italienischen gelehrten Gesellschaften nachahmend, selten etwas Bedeutendes zu Tage fördert, fährt das archäologische Institut rüstig in seinen Arbeiten fort. Unter den neuesten, auf die Stadt und ihre Umgebungen sich beziehenden sind die Untersuchungen über das Forum Romanum und die Kaiserfora, und jene über die schönen Substruktionen der Via Appia im Thale von Ariccia (von interessanten Planen und Ansichten begleitet) vorzugsweise zu bemerken. — Man hat oft behauptet, die große Masse interessire sich wenig für Alterthümer und Archäologie; leztere sey eine Wissenschaft für wenige Auserwählte und ein Steckenpferd für reiche Leute. Eine tragische Geschichte, die sich vor einiger Zeit zu Gubbio in Umbrien ereignet hat, möge das Gegentheil beweisen. In dieser Stadt, die dem Alterthumsforscher eben so werth und wichtig ist wegen ihrer Eugubinischen Tafeln, eines der berühmtesten italischen Sprachdenkmale, das sie mit lobenswerther Sorgfalt aufbewahrt, wie dem Verehrer des Mittelalters wegen ihrer Architektur und ihrer Erinnerungen an Dante, an seinen Freund, den Grafen Bosone de' Raffaelli, Verfasser des ersten italienischen Romans („L'avventuroso Ciciliano"), an den Miniaturmaler Oderigi,

Digitized by Google

„onor d'Agobbio e dell' arte“ — in Gubbio also fand Jemand ein altes umbrisches As. Da der Finder kein Münzsammler war, schenkte er es einem Mitgliede des Magistrats; da die Stadt eben so wenig ein Münzcabinet besitzt, und nicht die Absicht zu haben scheint, ein solches anzulegen, so fiel dem Magistrat ein, daß die Jesuiten in der Hauptstadt eine Sammlung von altitalischen Assen veranstalten und ein Werk über dieselben mit vielen Abbildungen (worauf die Freunde der Numismatik hiemit im voraus aufmerksam gemacht werden) herauszugeben denken. Man beschloß also, den frommen Vätern das Geldstück zuzusenden, und so geschah's. Wie groß war aber das Erstaunen, als einige Zeit darauf ein dicker Brief des Jesuitencollegiums an den Magistrat der guten Stadt Gubbio einlief, worin für die Uebersendung des werthvollen und seltenen Geschenks (das As hatte nämlich einen bis dahin noch nicht vorgekommenen Revers) der wärmste Dank ausgesprochen, und zugleich eine schöne Medaille beigeschlossen war, welche das Collegium als Beweis seiner Erkenntlichkeit hatte prägen lassen. Nun fielen den Behörden die Schuppen von den Augen, und sie wurden inne, welchen Schatz sie unbedachtsam aus den Händen gegeben hatten. Die bleichen Gesichter der Compromittirten schwatzten bald das Geheimniß aus. Das Volk wurde unruhig und begann zu murren; in allen Straßen sprach man von dem verlornen As. Von den Klagen, daß man der Stadt Ruhm und Vortheil so wenig kenne und zu wahren wisse, kam es zu halblauten Drohungen. Wenn einst Modena und Bologna wegen eines geraubten Eimers einen so harten Strauß kämpften, daß er zum Gegenstand eines Epos wurde, weßhalb sollte das Volk von Gubbio seinen sorglosen Regenten nicht wegen des verwahrlosten Schatzes den Krieg erklären? Der Gonfaloniere und die übrigen Magistratspersonen wurden ängstlich, denn die Gassenbuben schrien ihnen in antiquarischem Eifer auf der Straße nach und machten ihnen ihre Unwissenheit zum Vorwurf; man befürchtete einen Volksauflauf vor dem Gemeindepallast, und erinnerte sich überdies mit Schrecken, daß die römische Constitution von 1831 — eine nicht octroyirte, sondern auf Motuproprüs beruhende Charte — nichts von Inamovibilität der Beamten wisse. Kurz, eine Revolution war vor der Thüre; da biß der Magistrat in den sauren Apfel, und erbat sich in einem eindringlichen Schreiben an die Jesuiten, und unter Hindeutung auf die bedrohte Ruhe der Stadt und vielleicht ganz Umbriens, das verhängnißvolle As zurück, indem er zugleich die Wiedererstattung der dafür erhaltenen Denkmünze und des Danksagungsschreibens anbot. Mit umgehender Post traf zu großer Beruhigung der Betheiligten der Erisapfel mit der Antwort ein: man möge die Beweise der Dankbarkeit des Ordens behalten, denn letzterer nehme seine Geschenke nicht wieder zurück. Nun war die Eintracht wieder hergestellt, und der Gonfaloniere von Gubbio konnte ruhig schlafen. Seitdem wird neben den Eugubinischen Tafeln auch das verlorene und wiedergewonnene As den wißbegierigen Fremden vorgelegt, welche, was Allen anzurathen wäre, nachdem sie Perugia und Assisi bewundert, die wenigen Miglien nach Gubbio nicht scheuen, um eine schöngelegene, und den Baustyl des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts auch im neunzehnten noch bewahrende Stadt zu besuchen. Rt.

St. Petersburg, November.

Kunst.

Die Petersburger Briefe sollen Ihnen auch einmal etwas über den Zustand der Künste in Rußland sagen, damit Sie nicht glauben, wir bleiben immer Nachbeter und Nachahmer des Ausländischen und werden nie selbstständige Schöpfer von Kunstgebilden. Im Gegentheil streben wir in der neuesten Zeit mit Eifer dahin, dies zu werden, wie wir uns überhaupt die möglichste Mühe geben, die Künste bei uns in Aufnahme zu bringen. Vorzüglich ist dies der Fall mit der Malerei und Bildhauerei, zu deren Förderung von Seite der Regierung und vermögender Privatpersonen sehr viel geschieht. In beiden besitzen wir jezt ungewöhnliche Talente, deren Schöpfungen wir in der lezten Exposition unserer Akademie der Künste bewunderten, wovon auch Sie seiner Zeit Kunde nahmen. Die uns jüngst durch den Tod geraubten Künstler Kiprewsky und Lebedew, welche auch das Ausland zu würdigen wußte, haben empfindliche Lücken gelassen. Jüngst beging die seit sechzehn Jahren hier bestehende Gesellschaft zur Aufmunterung vaterländischer Künstler ihr Stiftungsfest, wobei der Sekretär Grigorowitsch das Jahresbudget verlas, aus dem ich einige der interessantesten Resultate ausbebe. Bei der Begehung des Jahresfestes von 1836 belief sich der baare Geldfond der Gesellschaft auf 47,364 Rubel, ihre Ausgaben im Laufe des Jahrs betrugen 37,665 Rubel. Bei dem Antritt ihres gegenwärtigen Jahrs behielt sie in Reserve 9692 Rubel, die jährlichen Beiträge ihrer Mitglieder und andere Einnahmen ungerechnet. Sie zählte achtzehn Zöglinge, von denen einige durch gelieferte treffliche Arbeiten zur vorjährigen öffentlichen Kunstausstellung die Aufmerksamkeit der Akademie und des Publikums auf sich zogen; ich nenne darunter Sacharow, Petschenkin, Türonow und Rajew. Petschenkins aus dem Leben gegriffene Scenen des russischen Volkslebens, das auf dem Tambourin spielende Mädchen Türonows konnten nicht genug bewundert werden. Des noch sehr jugendlichen Rajews Erzeugnisse aus der Landschafts- und Perspektivmalerei erwarben sich den Beifall des Publikums und selbst des Monarchen. Seine vier Ansichten der Residenz Petersburg kaufte der Kaiser für 5000 Rubel. Rajews Talent berechtigt zu großen Erwartungen für die Zukunft. In diesem Moment befindet er sich auf Herrn von Demidows Bergwerke von Nischnji-Tagilsk im Gouvernement Perm, wo er im Auftrag des Leztern mit der Aufnahme von Ansichten beschäftigt ist. — Die Gesellschaft unterstützt reichlich einen in Neapel lebenden jungen russischen Künstler, mit dem es folgende Bewandtniß hat. Der russische Obrist Kapnist verließ vor zwei Jahren Neapel, wo er einige Zeit verweilt hatte, und ließ einen jungen Leibeigenen, Schapowalow genannt, zurück, der nach der Abreise seines Herrn in die Dienste des Malers Dauri trat, welcher gleich bei ihm eine ungewöhnliche Neigung zur Malerei entdeckte, ihn als Glied seiner Familie aufnahm und zu unterrichten begann. Schapowalow machte unglaublich schnelle Fortschritte in der Kunst. Nach Verlauf weniger Monate entwarf er die richtigsten Zeichnungen mit der Bleifeder, und begann schon mit Farben zu arbeiten; mit dem glücklichsten Erfolge versuchte er sich auch im Modelliren. Als der Obrist Kapnist nach Neapel zurückkehrte, gab er ihm die Freiheit. Die Gesellschaft will auch künftig für den talentvollen jungen Schapowalow Sorge tragen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 94 u. Subscriptionsanzeige von Goethe's Gedichten und Faust.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 24. November 1837.

Das ist hochadliche Gesellschaft nun,
Die strebenden Gemüthern ziemt, wie ich.

Shakespeare.
König Johann.

Andrea Ganelli.

(Fortsetzung.)

Andrea wollte auf diese Mittheilung etwas erwidern, allein der Baron fiel ihm in die Rede. „Ich weiß, was Sie sagen wollen," rief er; „aber sprechen Sie es nicht aus. Hier helfen keine Gründe, hier kann man nicht ausreden oder überführen wollen. Es ist so, weil — es so seyn soll. Ich gehe dahin, vielleicht noch in dieser Woche. Daß Sie mich für mein Alter noch so rüstig und anscheinend gesund sehen, thut nichts zur Sache. Ich habe schon gestern und heute fleißig an meinem Testamente gearbeitet, denn, wie gesagt — die Kerzen brennen schon tief im Leuchter."

Unser Freund konnte sich, bei all seinem leichten Blut, eines gewissen unheimlichen Gefühls nicht erwehren. Er blickte dem Baron in's ernste, ruhige Antlitz, und zum ersten Mal wurde es ihm deutlich, daß der Mann doch wohl mit der Philosophie, die er immer im Munde führte, keinen Scherz getrieben habe. Denn so vom Tode zu sprechen, zeigte an, daß man zu sterben verstehe.

„Ich lasse Sie in einer bewegten Zeit zurück," fuhr jener ruhig fort, indem er die noch übrigen Papiere auf dem Tische zusammenlegte. „Die Franzosen werden vielleicht bald bei uns zu Mittag speisen. Ich kenne Ihre Landsleute; jezt, da sie einen kühnen und geistreichen Führer haben, werden sie bereitwillig das Aeußerste unternehmen. Sie können sich denken, daß mir bei diesen Aspekten für die Meinigen bangt. Auf diesem Schlosse dürfen sie nicht bleiben; darum, mein lieber Ganelli, wenn ich meine Schuld der Zeit bezahlt haben werde, machen Sie sich mit meiner Schwester und meiner Tochter unverzüglich auf den Weg nach N. Der dortige Fürst ist mir befreundet und wird nach meinen ihm bewußten Planen für Aurorens Schicksal besorgt seyn. Als Reisemarschall begleiten Sie die Damen, und wenn Sie dann wollen, bleiben Sie in N.; der Fürst ist schon von Ihrer Ankunft unterrichtet und wird Sie zu brauchen wissen, wenn Sie seine Dienste nicht verschmähen. Ich rathe Ihnen, in N. sich niederzulassen, wenigstens so lange, bis man wird angeben können, wie die Sachen sich gestalten. Der Fürst ist ein Beschützer der Musen; er dichtet selbst Romane, er ist geistreich und empfindsam. Offenbar nicht für eine rauhe Zeit gemacht, bewahrt er innerlich ein Gemenge wunderlicher Launen und weichlicher Thorheiten. Nun, Sie werden ihn selbst sehen. Sie haben einen geistlichen Fürsten beobachtet, jezt mögen Sie auch einen weltlichen kennen lernen."

Nach diesen Worten sezte sich der Baron auf's Sopha und fing wieder an seinen Papieren zu mustern.

Digitized by Google

Andrea entfernte sich, zum ersten Mal in einer trüben, ungewissen Stimmung. Als er das Schloß verlassen hatte und unten im Städtchen angekommen war, wiederholte er sich Wort für Wort die ganze Unterredung, die er mit dem Baron gehabt. Stand ihm wirklich eine so nahe Veränderung seiner Verhältnisse bevor, welche Resultate konnten sich alsdann für sein künftiges Wirken daraus ergeben? Er muß das Schloß verlassen, dessen Räume, dessen Bewohner ihm lieb geworden. Die Stunden, wo er mit Auroren den Racine liest, hören auf; er begleitet dieses reizende Mädchen in eine ihm fremde Stadt, übergibt sie fremden Händen und muß sich dann in ehrfurchtsvoller Entfernung zurückziehen. Dies ist Andreas Sache nicht! — Er verwünscht den alten Baron, er verwünscht die Tante, er macht einen abenteuerlichen Plan nach dem andern, wie er Auroren entführen, wie er mit ihr nach Frankreich, nach Genf, nach Italien flüchten will. Er ist in diesem Augenblicke wieder ganz der Abenteurer, der wilde Brausekopf, dem es recht ist, daß alle Verhältnisse sich auflösen, daß die Welt in Trümmer sinkt. Es geht ihm noch viel zu langsam, er wünscht seine Landsleute herbei, er sieht sie schon plündernd eindringen, das Schloß des Barons in Flammen, Auroren in seinen Armen, durch ihn gerettet!

Während ihn die Unruhe plagt und diese Träume ihn erhitzen, geht er einige Tage hindurch nicht auf's Schloß. Wie er eines Morgens den Weg dorthin antreten will, kommt ihm Petermann entgegen. Das Antlitz dieses frömmsten aller Buchdrucker ist bleich, die Augen voll Schrecken. „Sie wissen noch nicht —“ ruft er unserm Freund zu. „Ich weiß,“ fällt dieser schnell errathend ihm in die Rede, „der Baron ist todt!“ — „So ist's!“ ruft Petermann; „heute in der Nacht plötzlich am Schlagfluß gestorben. Das ganze Schloß ist in Verwirrung. O Lieber, so schnell kann ein Kind der Zeit in die Ewigkeit übergehen!“

Andrea ging jezt nicht auf's Schloß, er wartete einige Tage und zeigte sich dann in dem Saal, wo die Leiche ausgestellt war. Hier lag die schöne Aurore, wie Donna Anna im Don Juan, in einem weit hinfluthenden Kreppgewande an der Leiche ihres Vaters. Sie richtete sich an Andreas Arm wieder auf, und dieser fühlte zum ersten Male, daß er Pflichten übernommen habe und daß man auf seine Existenz einen Werth lege. Er machte Anstalten zur Abreise. Tante und Nichte fügten sich gerne in seine Anordnungen, denn sie wußten, welches Vertrauen der Verstorbene in diesen Genossen seiner lezten Lebensjahre gesezt. Das Schloß wurde einem rechtlichen und erprobten Intendanten übergeben. In weniger als vier Wochen nach dem Begräbniß des Barons befanden sich die Reisenden auf dem Weg nach N. So schnell gingen die Ereignisse der damaligen Zeit. Der Schauplatz des Krieges ward jezt in diese Gegenden verlegt. Die Schlachten, die Siege, die Märsche und Plünderungen hat Jedermann im Gedächtniß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Norwegen stand dagegen in nicht so genauer Berührung mit Deutschland wie Dänemark, und nur in Bergen, wo die deutsche Handelscompagnie einen überwiegenden Einfluß, den sie mißbrauchte, lange behauptet hat, war ein ähnliches Verhältniß zu finden, aus welchem ein gleicher Widerwille sich erzeugen mußte. Die Schweden scheinen vielmehr jezt in Norwegen so betrachtet zu werden, wie früher die Deutschen in Dänemark. Sie sind keineswegs beliebt, und die in der Geschichte ausgesprochene Feindschaft beider, wenn gleich verwandter Stämme ist durch ihre Vereinigung unter einer Krone so wenig ausgeglichen, daß vielmehr die Eifersucht auf die vermeintlich Begünstigten die Kluft zu erweitern geeignet scheint. Der Norweger fühlt sich beleidigt, wenn man sein Vaterland als ein Nebenland Schwedens betrachtet, und sieht es als eine reine Zufälligkeit an, daß ein König beide beherrscht. Mit Stolz weist er auf seine Verfassung, deren Urkunde man unter Glas und Rahmen aufgehängt findet, und gern verweilt er bei den beiden Punkten derselben, welche sie zur freiesten in Europa macht: bei der Einschränkung des königlichen Veto, das nur zweimal dem im Storthing ausgesprochenen Willen des Volks wirksam entgegentreten kann, wenn aber dieser zum dritten Male übereinstimmend sich ausspricht, verloren geht und den König zwingt, sich dem Volkswillen zu beugen; und bei der Abschaffung des Adels für alle künftigen Zeiten, welche widerrufen zu sehen der König, eben durch jenes erstere Vorrecht gehemmt, bereits vergeblich gewünscht hat.

Mit nicht geringerem Behagen vergleicht der Norweger seine für sich bestehenden Finanzen mit denen Schwedens; er liebt es, das leztere als ein armes Land zu bezeichnen, und stellt der größeren Fruchtbarkeit des Nachbarlandes an Getreide, die dennoch den Bedarf desselben nicht durchgängig deckt, den Metallreichthum seiner Berge entgegen, der es ihm möglich macht, sich von der Nationalschuld in kürzester Zeit zu befreien.

Wie soll man aber den Andrang zur Auswanderung, der in Norwegen zunimmt, während man in Schweden

Digitized by Google

nichts davon hört, erklären? Auf der andern Seite zeigen allerdings die norwegischen Bauernhöfe einen weit größern Wohlstand des Einzelnen, als man ihn in Schweden zu treffen gewohnt ist. Vielleicht ist in Schweden das Vermögen nur gleichmäßiger vertheilt, wie dies Land denn auch stärker bevölkert ist, während in Norwegen die ärmere Classe der Küstenbewohner entbehren muß, was der reichere Gutsbesitzer genießt. Doch möchte ich mir nicht anmaßen, bei meinem kurzen Aufenthalt aus eigener Beobachtung ein Urtheil über diese Frage abzugeben. In sittlicher Beziehung hat dagegen der Norweger offenbaren Grund, sich über den Schweden zu stellen, denn eine größere Kernhaftigkeit des Charakters, ein unverdorbenerer Menschenschlag ist hier nicht zu verkennen. Jedenfalls ist, für einen Schweden zu gelten, hier eben nicht angenehm. Dies begegnete mir bei meiner Rückkehr in's Gasthaus zu Klätken. Ich fand nämlich dort einen Mann vor, seinem Ansehen nach ein Beamter aus der Umgegend, der eine Unterhaltung mit mir anfing und mich im Laufe derselben fragte, ob ich nicht zu der Suite des Prinzen Oscar gehöre. Wahrscheinlich nahm er mich für einen Franzosen.

In der That, wenn ich Alles wäre, wofür ich auf Reisen schon gehalten worden, so müßte ich ein sonderbares Naturprodukt seyn: zugleich Nord- und Süddeutscher, Engländer, Spanier und Schwede, Militär und Priester, Gelehrter und Künstler, Architekt nicht weniger als Schauspieler. Es gibt nun einmal solche Leute, die für Nationalität und nun gar für ihre feineren Nüancen, für das Charakteristische einer Provinz durchaus kein Auge und Ohr haben, die den schwäbischen Dialekt mit dem sächsischen verwechseln, oder meinen, der Bayer und der Elsässer sprechen gleich, oder einen Westphalen und Hamburger nicht an der Sprache unterscheiden. Nahe mit der Fähigkeit, solche Unterschiede zu treffen, ist die andere verwandt, Stand und Gewerbe der Menschen aus ihrem Wesen und Gespräch herauszufühlen. Viele Leute machen es sich freilich bequem damit, sie sind gleich mit den Fragen bei der Hand: um Vergebung, woher sind Sie? wie heißen Sie? was für Geschäfte treiben Sie? eine, abgesehen von ihrer Unbescheidenheit, unausstehliche Art, die einen Hauptreiz des Zusammenseyns und der Unterhaltung mit ganz fremden Menschen zerstört: ich meine eben das Errathen der gegenseitigen Verhältnisse aus allerlei kleinen Zügen, Aeußerungen und Gewohnheiten, ein Spiel des Scharfsinns, an dem die Phantasie mächtig Antheil nimmt, indem sie die Lücken des Gebäudes ausfüllt und manche anmuthige Erscheinung durch den dunkeln Grund romantischer, in weite Ferne gesetzter Verhältnisse hebt und doppelt anziehend macht. Ein gewisses Versteckenspielen bei solchen Unterhaltungen erhöht noch mehr den Reiz des Spiels, weil es mehr Scharfsinn aufzuwenden nöthigt und zugleich die Phantasie zu erregen und mit zahlreicheren und verschiedeneren Bildern zu bereichern pflegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Bei allen Völkern, wo eine Volkstracht, wenn auch nur in Trümmern, besteht, äußert sich der angeborene Takt des weiblichen Geschlechts für das Zierende und Zierliche mit erstaunlicher Sicherheit. Es könnte nun befremden, daß diese divinatorische Koketterie sich beim modernen Putz nicht selten verleugnet, daß dieser untrügliche Blick für das Passende und Reizende so oft getrübt erscheint, wenn es sich darum handelt, die bunten Muster der Mode nach Form und Farbe auf die eigene Person überzutragen. Diese Erscheinung erklärt sich aber leicht, und wir fühlen uns versucht, den Punkt etwas näher zu betrachten, auf die Gefahr hin, unsere anspruchslosen Bemerkungen nicht gut aufgenommen zu sehen.

Eine Volkstracht, just indem sie Allen dieselbe hergebrachte geometrische Figur gibt, wird für den Trieb des Weibes, zu gefallen und sich auszuzeichnen, zu einem dankbaren Stoff, an dem er seine poetischen Künste mit Leichtigkeit übt. Wo der Gebrauch Allen Hut und Haube, Rock und Mieder, Tuch und Mantel in derselben Form, oft in derselben Farbe vorschreibt, da wird die Tracht etwas Vorausgesetztes, etwas sich von selbst Verstehendes, und just in dieser Beschränkung findet der weibliche Instinkt seinen größten Vortheil: er wirkt das Ueberraschendste mit den kleinsten Mitteln; die Grazie verkörpert sich im Wurf einer Falte, das natürliche Schönheitsgefühl im Nicken einer Feder, und mit leichtem Finger wirft die Koketterie ihre Kränze um das oft starre Substrat der altväterlichen Tracht. Jedes nationelle Costüm, auch das für uns zurückstoßendste und abgeschmackteste, hat seine Poesie, und das Auge findet überall schnell die Individuen heraus, welche durch natürlichen Geschmack und ungelernte Kunstgriffe die Träger dieser Poesie sind. Man sieht, unter diesen Umständen fragt es sich nicht, was man trägt, sondern wie man das Gegebene trägt; bei der Modetracht ist es aber gerade umgekehrt. Hier ist die Basis des Bleibenden, des Gegebenen, des sich von selbst Verstehenden zu schmal, und auf ihr ruht, ein buntes Aggregat zufälliger Motive, ein maßloses Gebäude, weßhalb es auch jeden Augenblick theilweise einstürzt. Für die Weiber in den höchsten Kreisen der Gesellschaft ist dieses ewige Einreißen und Wiederaufbauen eine mehr oder weniger geistreiche Beschäftigung; der Trieb, die Gebilde einer fashionablen Phantasie in Gaze und Seide, in Blumen und Diamanten zu verkörpern, mag immerhin die Poesie eines vorzugsweise der Repräsentation gewidmeten Lebens ausmachen, und so weit wäre nicht viel dagegen zu sagen. Nehmen nun aber Weiber, deren moralischen und intellectuellen Kräften noch ein anderer Wirkungskreis angewiesen ist, stets wechselnde Formen der Tracht aus jener Sphäre in die ihrige herüber, wird es zum bindenden Gesetz, das, was dort in freier Thätigkeit ausgebildet worden, an sich ängstlich zu reproduciren, so läuft der größte Theil des Geschlechts Gefahr, in einem seiner liebenswürdigsten Rechte, in freier Ausübung der Koketterie, sich selbst zu kränken. Volkstracht ist classische Schule, wobei es nur darauf ankommt, die feste Form mit Grazie zu umspielen

Digitized by Google

Ausschuß in seiner Sitzung vom 3. Juli 1905 beschlossen hat, die Ausstellung von Zeugnissen über die Befähigung zum Führen von Kraftfahrzeugen, die Ausstellung von Führerscheinen und die Ausstellung von Ausweis

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 25. November 1837.

Die Bildung soll den Menschenwerth erhöhen; aber ohne die Stücke Natur, welche die Polirfeile sitzen läßt, was wären Menschen und Völker häufig noch werth?

Jean Paul.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Die nächste Tagereise ging nach Kongsberg. Man geht einen Augenblick auf der Straße gegen Christiania zurück, zieht sich dann an dem westlichen Ufer des Tyrifiord hin, verfolgt hierauf den Lauf des Flusses Drammen und wendet sich südwestlich über's Gebirge. Auf der ersten Station hatte ich einen kleinen Arm des Tyrisees zu passiren und lernte dabei zuerst die norwegischen Fähren kennen, deren einfache Brauchbarkeit den übrigen Einrichtungen des Landes entspricht. Quer über einen breiten, flachen Kahn sind Bretter gelegt, die auf dessen Rande aufruhen, so jedoch, daß der hintere Raum des Kahns für den rudernden Fährmann frei bleibt; eine Befriedigung ist nicht vorhanden und scheint bei dem ruhigen Naturell der Landespferde auch überflüssig zu seyn.

Von dieser Bucht aus steigt der Weg am Rande der Berge hinauf, welche diese Seite des Sees umgeben und mit Feldern, Matten und Gehöften bedeckt sind. Ueber Bierke gelangt man so nach Egge, einer Station, die ungefähr in der Mitte dieses Ufers des Fjord liegt, und vereint alles darbietet, was man auf dem Wege hieher von da und dort aus allmählig genießt. Ein geschlossenes Gehöfte mit einem Gärtchen, wie man im weiteren Gebirge nicht mehr antrifft, liegt Egge mehrere hundert Fuß über dem Spiegel des Sees an einem steilen, grünen Abhang. Gegenüber ziehen sich etwas wildere Ufer hin, mit Fels und Wald; der Tannberg schließt sich an die Höhe von Krokleven und läßt hoch aus seinen Forsten den Schaum des schon von den Granbergen aus gesehenen Wasserfalls blinken. Die Heuernte war im Gang und verbreitete freundliches Leben in der nächsten Umgebung. Zu dieser Freundlichkeit paßte mein alter Postbauer, ein Seitenstück der gutmüthigen Schweden in Upland. Die paar Schillinge Trinkgeld, die er empfing, machten ihn so dankbar, daß er nicht abließ, mir einen Theil des dafür erkauften Branntweins aufzunöthigen, den ich bongré malgré trinken mußte.

Angenehmer als diese Mittheilung war mir die hier erhaltene Nachricht, daß ein italienischer Graf (en italiensk greve, sagten sie mit Bedeutung, denn das war noch etwas selteneres als ein Deutscher) gestern hier durchgekommen sey und denselben Weg genommen habe, den ich verfolgte. Das Postbuch wies seinen Namen aus, und ich nährte nun die Hoffnung, ihn zu erreichen, mehrere Tage lang, bis ich am Gousta seine Spur verlor. Nicht nur weil ich einen Begleiter in ihm zu finden erwartete, war mir diese Hoffnung besonders lieb, sondern namentlich deßwegen,

Digitized by Google

weil es ein Italiener war. Ich liebe schon an sich aus Blutsverwandtschaft die Italiener wie ihre Sprache; aber hier im hohen Norden mußte das Zusammentreffen mit einem Südländer einen doppelten Reiz haben. War er ein aufmerksamer Mann, zu wie interessanten Bemerkungen mußte ihm da nicht der Gegensatz zwischen seinem Vaterlande und dessen Bewohnern und diesen Gegenden Gelegenheit geben; in allen Einzelnheiten mußte er hervortreten, und doch wieder in manchen Punkten eine Uebereinstimmung sich finden; denn bei den südlichen Völkern hat auch die gesteigerte Kultur nie die zu Grunde liegende kräftige Natürlichkeit vernichten können. Weit mehr sind die Völker mittlerer Zonen, jener Gegenden, wo die Kultur sehr hoch gestiegen, die Natur der Menschen aber eine mehr ruhige und empfangende, eine wenigstens mehr überlegt producirende als eine aus unwiderstehlichem Triebe schaffende ist, weit mehr sind diese einer schädlichen Einwirkung der Kultur ausgesezt. Viel leichter wird bei ihnen das Reinmenschliche verdrängt und erdrückt, und solchen Einfluß hat dort die wissenschaftliche wie die gesellige Bildung. Niemals ist der italienische Gelehrte so pedantisch wie der deutsche; nie werden sich bei aller Mühe, die man sich gibt, die spanischen Verhältnisse der Gesellschaft zu der formellen Dürre der französischen herabdrücken lassen. Eine gewisse umgängliche Urbanität, verbunden mit einem natürlichen Selbstgefühl ist daher dem italienischen Volke geblieben, eine Eigenschaft, die auch bei dem Norweger sich findet. Leicht wohl hätte ich über ähnliche Dinge bei meinem Italiener mich Raths erholen können; denn er mußte in der übrigen Welt bewandert seyn, da er nach Norwegen kam. Allein das Schicksal wollte es nicht. Sogar das überaus günstige Omen, daß unsere Namen sich reimten, sollte sich als ein trügliches zeigen. Wenn sich daraus nicht schließen ließ, daß wir zusammen zu treffen bestimmt seyen, wer sollte dann noch an Vorzeichen glauben?

Für's Erste hatte ich noch die Hoffnung zum idealen Begleiter, mein wirklicher war ein junger Bursche, der die tellemarkische Tracht trug, braune Hosen, einen braunen Rock mit stehendem Kragen, beides von grobem wollenem Tuch; der Rock vorne herunter mit schwarzem Sammt eingefaßt, eine Reihe silberner Knöpfe auf jedem dieser Sammtränder, die Aermel auf den Schultern zu einem epaulettenartigen Wulst aufgenäht; hinten an der Taille, wo die Rockschöße anfangen, keine Knöpfe. Er sezte sich hinten auf oder lief neben her, während ich über das bergige Terrain mit seinem starken und mehr als gewöhnlich großen Pferde so rasch fuhr wie sonst nie. In weniger als zwei Stunden hatte ich die drittehalb norwegischen Meilen, also sieben Wegstunden zurückgelegt. Das würde man einer deutschen Post selbst in der ebensten Ebene nicht zumuthen dürfen. Und was würde vollends ein deutscher Lohnkutscher gesagt haben, wenn er gesehen hätte, wie mein Bursche auf der Station sein Pferd nur einen Augenblick an den Zaun band, selbst schnell einen Schluck Schnaps nahm und dann mit dem ungefütterten Pferd unmittelbar nach Hause zurückkehrte. So sind hier Menschen und Thiere, hart und ausdauernd, aber, oder vielmehr eben deßwegen gutmüthig und willig.

(Die Fortsezung folgt.)

Andrea Ganelli.

(Fortsezung.)

Andrea hatte von seinen Freunden, dem Grafen und dem Buchhändler, auf kurze Zeit Abschied genommen, denn es war seine Absicht, wieder zu ihnen zurückzukehren, statt dessen aber wurde er am Hofe des Herzogs festgehalten. Der Empfang bei diesem Fürsten war ganz dazu geschaffen, Andreas Abenteuer suchenden Sinn zu befriedigen. Nachdem seine Ankunft und seine Aufträge von Seiten des verstorbenen Barons gemeldet worden, führte man ihn in ein Gemach, wo der Herzog ihm eine Audienz zu gewähren die Gnade hatte. Es war schon spät am Tage, als unser Held in einen, von düstern rothen Vorhängen beschatteten Raum trat. Eine Flötenuhr füllte mit leise wispernden Tönen sein horchendes Ohr; zwei stumme und wie leblose Statuen aufgestellte Pagen hüteten den Eingang. Eine Dame auf einem Ruhebette erhob sich mit halbem Leibe, als der Eintretende sich bemerkbar machte. Niemand sprach, die Uhr hörte auf zu flöten und eine tiefe Stille herrschte. Die Dame spielte wie befangen mit ihren Armbändern. Andrea blieb in einer anständigen Entfernung stehen, immer wartend, daß der Fürst nun bald eintreten werde. Aber es erschien Niemand, die Pagen gähnten, Andrea stand und wartete, die Dame beschäftigte sich mit ihren Armbändern. Endlich rief eine männliche Stimme mit halbunterdrücktem Lachen: „Nun, mein Herr, was haben Sie mir zu sagen?“ Der, an den diese Frage gerichtet war, sah sich erstaunt um, denn er wußte nicht, ob er seinem Ohre trauen sollte; es war ihm vorgekommen, als hätte die Dame auf dem Ruhebette gesprochen. Wie er noch mit der Antwort zögerte, trat einer der Pagen schnell zu ihm heran und flüsterte ihm in's Ohr: „Monsieur, Sie bemerken, daß Ihro Durchlaucht der Herzog mit Ihnen spricht; es wird nöthig seyn, daß Sie ihm antworten.“ Andrea begriff jezt schnell, was um ihn her vorging. Es fiel ihm ein, was der Baron von des Fürsten Seltsamkeiten gesprochen, und zugleich mit diesem Gedanken wurde ihm deutlich, welche Rolle er spielen müsse. „Monseigneur,“ rief er stotternd, „lieben es, auf zweifache Art diejenigen um ihre ruhige Fassung zu bringen, die sich Ihnen nahen.

Digitized by Google

Nicht damit zufrieden, durch alle Vorzüge eines Mannes und Fürsten zu imponiren, nehmen Sie noch die Reize einer schönen Frau zu Hülfe, um uns arme Ungewarnte zu verwirren und zu beschämen.“ — „Ein Scherz,“ erwiderte der Herzog lachend, „der nichts weiter auf sich hat. Man hat mich überreden wollen, daß ich schöne Arme habe. Aber zur Sache. Mein alter Freund ist gestorben; Sie bringen mir seine Tochter. Ich versprach Vaterstelle an dieser reizenden jungen Dame zu vertreten, im Fall das Schmerzliche kommen sollte, was jezt eingetreten ist. Aber — o, die Zeiten sind jezt so schlimm, daß Jedermann nach Schutz sich umsieht! Sie bleiben bei mir, Herr — wie heißen Sie?“ — „Andrea Ganelli.“ — „Also Italiener von Geburt?“ — „Franzose, Monseigneur. Mein Urgroßvater verließ vor zweihundert Jahren Florenz.“ — „Verließ — Florenz — Was sagten Sie? Ach, Alexander, kleiner Geck, mit welchem Bande haben Sie da meinen Halskragen zugebunden? Roth — roth? Sie Ungeheuer! paßt das wohl zu der hochgelben Perrücke, die ich heute aufhabe? Warten Sie, ich will Ihnen einen Schlag mit dieser Reitgerte geben.“

Der Page trat an's Ruhebette, und die Exekution wurde vollzogen. „Da, nimm die Reitgerte,“ sagte der Fürst. „An ihrem Knopfe wirst du einen Rubin finden, der als Busennadel für einen Narren wie du sich ganz gut ausnehmen wird. — Nun, mein lieber Andrea Ganelli — aus Florenz, sagten Sie, nicht? O nicht wahr, die Venus von Florenz ist das Lieblichste und Schönste, was man je gesehen hat? Nur etwas affektirt? Man sagt auch, der linke Fuß sey angesezt. Nun, wie der Baron mir schrieb, besitzen Sie Geist. Ach, verstecken Sie das! und ich will Ihnen sagen, was das beste Maskenkleid ist — Thorheit. Wenn die Menschen über uns spotten können, so verzeihen Sie uns am leichtesten, daß wir groß sind. Thun Sie den armen Narren dies zu Gefallen. Machen Sie freiwillig einen Tintenfleck auf Ihre schöne Uniform; sie wird Ihnen deßhalb nicht um ein Haar schlechter sitzen, und die Menschen haben dann doch etwas zu lachen. Man wird dann sagen, wie schön ist er gewachsen, wie gut ist ihm das Kleid gemacht! ja, werden andere darauf erwidern, aber er hat einen Tintenfleck darauf, haben Sie denn das noch nicht bemerkt? Man wird lachen — und Ihnen gut seyn. — Adieu, mein lieber Ganelli, Adieu! Wir sehen uns bald wieder.“

(Die Fortsezung folgt.)

Moden.

(Beschluß.)

Es kann nicht fehlen, in den Mittelständen muß häufig über der sich jeden Augenblick aufdrängenden, beängstigenden Frage: mit was werden wir uns kleiden? die andere vergessen werden: wie wird das, was uns geboten wird, uns kleiden? Der unruhige Trieb, sich das Neueste, oder was dafür gilt, möglichst schnell anzueignen, gestattet nur zu oft keinen Raum für Rücksichten, wobei doch die Eigenliebe wesentlich betheiligt ist. Eine Frau läßt sich vom Gespenst der Mode in eine Form hineinschrecken, welche ihren ganzen Körperumriß verwandelt, behält aber kein Auge dafür, ob nicht vielleicht dieser ihr neuer Umriß ein Zerrbild des theoretischen oder praktischen Musters ist, das sie vor sich hatte; ein Mädchen haſcht nach einer Farbe, welche Alles trägt, vergißt aber, mit sich zu Rathe zu gehen, wie diese Modefarbe sich bei ihr zu Teint, Haar und Auge chromatisch verhält. Ist die Frage, ob man modisch aussieht, befriedigend beantwortet, so wird die zweite: ob man gut aussieht, als etwas sich von selbst Verstehendes durch die Tagesordnung beseitigt. So kommt es, daß von Zeit zu Zeit ein neuer Schnitt, ein neues Farbenspiel das Städtchen oder die Stadt epidemisch überzieht und unter den natürlichen Reizen der modischen weiblichen Welt die bedauerlichsten Verheerungen anrichtet; und die Bevortheilten lächeln dazu, und ihre befriedigten Blicke sagen: es thut nicht weh! — Man sucht wetteifernd, in athemloser Hast den immer zurückweichenden Genius der Eleganz einzufangen; er verstreut auf seiner Flucht die bunten Federn aus seinen ewig nachwachsenden Fittigen, man rafft sie hastig auf, wie Atalanta die Aepfel, und ist immer gleich weit vom Ziele.

Es könnte nicht schwer fallen, den Say, daß die Mode die gefährlichste Feindin der weiblichen Grazie ist, durch Beispiele zu erläutern, zu zeigen, wie das ruhelose Streben, alles Neue, nur weil es neu ist, zu erfassen, sehr leicht die feine Fühlung des Geschlechts für das wahrhaft Kleidende, Ganze und Uebereinstimmende abstumpft; wie die vom Urtheil zu wenig unterstüzte Eitelkeit am geistigen Reiz der Erscheinung, die allein die echte, siegende Koketterie ist, nagt gleich dem Wurm an der Knospe. Wir kommen vielleicht ein andermal darauf zurück, und werfen nur noch einen flüchtigen Blick auf das Modewesen in seiner äußersten Ausartung, wo es zur Karrikatur wird. In den untersten Ständen, welche zur französischen Fahne geschworen haben, tritt das weibliche Geschlecht gleichsam in den rohen Naturzustand zurück, in welchem das Weib jeden Flitter, dessen es habhaft werden kann, gierig an sich rafft und ihn flugs in's Haar, durch Ohr oder Nase steckt, oder um Brust und Hüften wirft. Die Rolle des Seefahrers, der den eingebornen Schönen für Glasperlen ihr Goldblech ablockt, spielt hier der Trödler — das österreichische „Tandler“ verdiente das große deutsche Bürgerrecht. Er verkauft den Putzsüchtigen den Ausschuß der fashionabeln Masterade, und sie lassen dafür noch etwas Kostbareres zurück, als Geld, das Selbstgefühl. Sie entsagen dem wahren, großen Vortheil einer eigenen, leicht zu handhabenden Tracht, und bannen ihre Reize in eine Form, wo die Koketterie zur Frage wird. Manche reizende oder doch blühende Tochter der Stände, die wir hier im Auge haben, trüge als Virtuosin den Ueberwurf der Spanier und Niederländer, oder Haube und Mieder deutscher Stämme; so aber macht es einen noch mehr wehmüthigen als lächerlichen Eindruck, wenn sie mit Putzhut, Shawl, Kleid und Beschuhung ein optisches Charivari aufführt.

Bei der Volkstracht ist es genialer Naturalismus, der mit sicherem Takt seine Mittel wählt und mit den kleinsten unbewußt die größten Wirkungen hervorbringt; die modische Tracht dagegen ist zu einer wahren Kunst des Anzugs geworden, wobei die angeborene Grazie von der Bildung, der

Digitized by Google

Bekanntmachung
des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft
über
Kartoffelpreise.
Vom 15. Juli 1924.

Auf Grund des § 3 Abs. 1 der Verordnung über Kartoffelpreise vom 15. Juli 1924 (Reichsgesetzbl. I S. 1101) wird folgendes bestimmt:

§ 1.

Der Preis für Kartoffeln, die in der Zeit vom 1. August bis 31. August 1924 geliefert werden, darf 3 Reichsmark für den Zentner nicht übersteigen.

§ 2.

Diese Bestimmung tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft.

Berlin, den 15. Juli 1924.

Der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft.
In Vertretung: Dr. Hamm.

Verordnung
über
Kartoffelpreise.
Vom 15. Juli 1924.

Auf Grund des § 3 Abs. 1 der Verordnung über Kartoffelpreise vom 15. Juli 1924 (Reichsgesetzbl. I S. 1101) wird folgendes bestimmt:

§ 1.

Der Preis für Kartoffeln, die in der Zeit vom 1. August bis 31. August 1924 geliefert werden, darf 3 Reichsmark für den Zentner nicht übersteigen.

§ 2.

Diese Bestimmung tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft.

Berlin, den 15. Juli 1924.

Der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft.
In Vertretung: Dr. Hamm.

Herausgegeben im Reichsministerium des Innern. — Verlag: Reichsdruckerei, Berlin.

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 27. November 1837.

Singulier mélange de courage et de frivolité.

Mad. de Staël.

Andrea Ganelli.

(Fortsetzung.)

Andrea verließ das Zimmer sehr befriedigt von seiner Audienz. Die schöne Aurore mit ihrer Tante bewohnte eine Zimmerreihe im Schlosse selbst. In der ersten Zeit ihrer Trauer erschien sie nirgends; erst nach Verlauf eines Jahrs nahm sie Theil an den Vergnügungen des Hofs. Während dieser Zeit hatte sich Andrea in der Gunst des Herzogs befestigt und wagte es jezt, sehr ernstlich an die Lösung seines dem Dichter des Oberon gegebenen Versprechens zu denken. „Ich muß sie an den Altar führen, diese reizende Schöne," rief er bei sich selbst; „ich liebe sie nicht, wenigstens nicht so heftig und nicht so ernstlich, daß ich aus Leidenschaft thäte, was ich thue; aber ich habe mein Wort verpfändet, und das muß ich lösen." Er warb jezt förmlich um Auroren, und erhielt sowohl von der Tante als vom Fürsten eine entschieden abschlägige Antwort. „Wo denken Sie hin?" rief der Herzog. „Sie wollen es Napoleon zuvorthun und noch schneller Deutschland erobern als er! Wenn ich Sie auch in den Adelstand erhöbe und mit Reichthümern überschüttete, so würden Sie doch in den Augen jener Leute nichts als ein Parvenü seyn. Wissen Sie, was das heißt, an Rechte tasten, die Jedermann für unverletzbar hält? Sie sind ein Abenteurer und haben die Grundsätze eines Abenteurers. Es ist gefährlich, sich mit Ihnen einzulassen."

In Andreas Charakter lag weder Rachgier noch Tücke; er empfand den Stachel jener Worte nur oberflächlich. Sein eigentliches Wesen war ein unzerstörbarer, frischer Leichtsinn, der immer nur mit dem Glanz und den Effekten des Lebens spielen mochte. Solche Charaktere wollte jene Zeit, diese waren es, die sie erhob, die in dem tiefen, stürzenden Strudel, der alles Feste und Starke in sich hineinzog, allein oben schwammen und triumphirten. Das unglückliche Resultat der Ansprache hatte keine weitern Folgen, als daß bei dieser Gelegenheit einige scherzhafte Gedichte entstanden, die dem Hofe zur Belustigung dienten. „So ist ein Franzose!" sagte die alte Oberhofmeisterin, indem sie dabei ihr Porzellandöschen durch eine ungeheure Prise erschöpfte; „immer heiter, immer aufgeweckt zu Possen! Man nimmt ihm seinen Gott, man nimmt ihm seinen König, endlich sogar nimmt man ihm sein Mädchen — was thut er? er zählt an den Fingern die Sylben eines Madrigals ab, durch das er seine Feinde züchtigen will. O wie bin ich begierig, die Bekanntschaft dieser Leute einmal recht in der Nähe zu machen!"

Dieser Wunsch einer alten Ehrendame wurde erfüllt: die Schlacht von Jena ward geschlagen. Welche Ereignisse, welche Schrecken traten jezt in's Leben! Die Muse der

Geſchichte, die die vollgeſchriebene Tafel des achtzehnten Jahrhunderts eben niedergeſezt hatte, griff mit Haſt nach der neuen Tafel, um deren friſche Weiße ſogleich mit blutigen Zeichen zuzudecken. Zerbrochen fiel der kleine Scherz der Zeit nieder vor dem eiſernen Druck der Hand, die plözlich aus den Wolken herabgriff. Auch unſer Held wurde einer Kataſtrophe entgegengetrieben.

In einer Nacht weckte man ihn ungeſtüm. Ein Fremder, in einen weiten Mantel gehüllt, trat in ſein Zimmer und ſchloß die Thüre hinter ſich. Sein ganzes Weſen zeigte, daß er zu gebieten habe. Andreas Vorwürfe und Fragen wurden durch ein langes, verachtendes Stillſchweigen beantwortet. Endlich erhob ſich die Stimme des Fremden: „Mein Herr, Sie ſind ein Franzoſe?“ — „Ja.“ — „Was machen Sie hier an einem fremden Hofe? Sind Frankreichs Ruhm, ſind Frankreichs Waffen noch nicht zu Ihrem Ohr gedrungen? Mich dünkt, man hätte unſere Kanonen ſprechen hören können.“ — „Das hat man,“ entgegnete Andrea mit einem leichten, vorübergehenden Lächeln. — „Und haben Sie die Sprache dieſer kräftigen Redner verſtanden?“ fragte jener. „Mich dünkt, ſie ſagten Ihnen, daß Sie hier nicht an Ihrem Platze ſeyen.“ — „Mein Herr,“ rief Andrea in empfindlichem Tone, „Sie gehen darauf aus, mich zu belehren. Und wo wäre denn mein Platz, wenn ich fragen darf?“ Der Fremde machte eine Bewegung mit dem Arm, wie Einer, der in die Ferne zeigt. „Dort iſt Ihr Platz! beim Kaiſer, bei Ihrem Herrn; nicht hier am Hofe des Dieners, eines Dieners, eines Thoren, der, als Frauenzimmer gekleidet, ſich von ſeinem Hofſtaat die Cour machen läßt.“ Andrea erwiderte mit einer raſchen Aufwallung des Zorns: „Mäßigung, mein Herr, wenn wir Freunde bleiben ſollen! Dieſer Fürſt, von dem es Ihnen beliebt, in Ausdrücken, die ich nicht billigen kann, zu ſprechen, iſt Souverän. Er iſt mein Beſchüzer, mein Wohlthäter; ich finde es der Ehre zuwider, ihn zu verlaſſen gerade in einem Zeitpunkte, wo tauſend Andere an meiner Stelle ihn vielleicht verlaſſen würden.“ — „Das ſind nicht die Geſinnungen eines Franzoſen!“ rief der Fremde mit raſchem Unwillen. „Es ſind die Geſinnungen der Ehre,“ erwiderte Andrea feſt. Es verging eine lange Pauſe, während welcher der finſtere Eindringling ſich an's Fenſter ſtellte und unverwandt auf den dunkeln Schloßplatz blickte. Endlich wandte er ſich wieder zu Andrea und ſagte: „Die Zeit drängt; es iſt nicht der Augenblick für diplomatiſche Feinheiten und Phraſen. Eine einzige Frage wird entſcheiden, wie wir zu einander ſtehen.“ Er trat bei dieſen Worten nahe an Andrea heran und dieſer ſah zum erſten Mal in das blaſſe edle Geſicht ſeines Gegners. „Sie ſind hier am Hofe bekannt,“ hob jener jezt an, „Sie kennen die Verhältniſſe des Fürſten, ſeine Verbindungen und Hoffnungen. Bringen Sie darüber Ihre Gedanken zu Papier und händigen Sie mir dieſe Schrift ein. Der Gebrauch, den ich von Ihren Mittheilungen mache, wird ein discreter ſeyn, und dennoch wird ganz der Vortheil auf Ihre Seite fallen.“ Andrea antwortete mit feſter Stimme: „Sie haben ſich in der Perſon geirrt, mein Herr. Das Geſchäft, das Sie mir aufbürden möchten, verträgt ſich ſchlecht mit den Geſinnungen, die ich Ihnen zu äußern eben die Ehre hatte.“ Der Fremde entfernte ſich ſtillſchweigend.

(Der Beſchluß folgt.)

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſezung.)

Ich war nun wieder zum Niveau des Sees heruntergekommen, wo er in einem Strombette abfließt und bald mit den aus Hallingdal kommenden Zuflüſſen den Namen Drammen annimmt. Eine Fähre brachte mich und mein Carriol am Ausfluſſe des Sees auf die andere Seite, wo die Reiſe nach einem kleinen Frühſtücke weiter ging. Abermals zieht ſich der Weg in die Höhe, weil das felſige und ſchroffe Strombett an ſeinen Seiten einer Straße keinen Platz läßt; Stromſchnellen und Waſſerfälle reihen ſich an einander; ſind dieſe lezteren nicht ſehr bedeutend, ſo ſcheinen ſie nicht einmal Namen zu haben. Einen jedoch nannte man mir als Ingebergs-Fos. Zu beiden Seiten ſteigen in rundlichen und fruchtbaren, d. h. mit Wieſen und Kornfeldern bedeckten, oben waldigen und felſigen Erhöhungen bedeutende Berge empor: ſo geht es fort bis nach Hougſand, wo ſich links hin das weite Drammenthal öffnet, rechts ab der Weg nach Kongsberg führt. Wer jedoch dieſen Weg ohne Unterbrechung machen wollte, würde ein intereſſantes Intermezzo verſäumen und dies, wenn er ein Deutſcher iſt, doppelt bereuen. Es liegen nämlich zwiſchen Vigerſund und der nächſten Station, eine halbe Stunde ſeitwärts im Gebirge, zu Modum, die Kobaltwerke des Herrn Benecke von Gröbezberg aus Berlin, die in der Umgegend auch, unſtreitig von dem dabei liegenden Waſſerfalle, Foſſumwerke genannt werden. Man biegt rechts ab von der Straße, ſezt in einer felſigen Schlucht auf einer Fähre über den Drammen * und fährt dann auf ſteilen Wegen aufwärts, bis man durch den freundlichen Anblick des Bergdorfes überraſcht wird.

* Es iſt eigentlich nicht richtig, der Drammen zu ſagen, denn das en am Schluſſe iſt nichts als der angehängte Artikel, allein es würde doch wohl affektirt klingen, ſich hier von dem deutſchen Sprachgebrauche zu entfernen.

Digitized by Google

Auf einer grünen Anhöhe liegt allein das hübsche Haus des Herrn Wegner, des Oberinspektors der Bergwerke. Kleine englische Anlagen ziehen sich neben demselben bergan; durch eine Schlucht von dem Hügel getrennt, auf welchem diese Wohnung liegt, steigt als Hintergrund der mächtige Kopplansaas, ein schöngestalteter schroffer und kahler Felsberg, hoch in die Luft; den Hügel herunter liegen einzelne Wohnhäuser, darunter das des zweiten Inspektors, Herrn Roschers; am Fuße des Abhangs aber ziehen sich in einer langen Straße die kleinen, reinlichen Wohnungen der Arbeiter hin. Der Weg zu den Werken biegt am Ende dieser Straße rechts ab, in eine tiefe, enge Felsschlucht hinunter.

Nachdem ich mich bei Herrn Wegner gemeldet, der leider gerade am Mittagstische saß, so daß ich ihn nur bitten konnte, mir Jemanden in das Bergwerk mitzugeben, und mich derselbe an Herrn Roscher gewiesen hatte, in dessen Wohnzimmer die wohlbekannten Gegenden der sächsischen Schweiz mich begrüßten, fuhr ich in die schon erwähnte Schlucht hinab. Der enge Eingang zwischen den hohen und steilen Bergen läßt ein finsteres Loch erwarten, allein diese Erwartung wird angenehm getäuscht. Ein tiefes, enges Thal öffnet sich, durch das ein Bergstrom rauscht. Auf seinem diesseitigen Ufer stehen die Gebäude, in welchen Smalte bereitet wird, unmittelbar an den schroffen Felsen von grauweißlicher Farbe, welche den Kobalt enthalten; jenseits ziehen sich weniger steil Wiese und Waldberg hinan. Das Ganze hat eigentlich nicht sowohl die Physiognomie eines Bergwerks, als vielmehr das Ansehen eines Steinbruchs, in dessen Nachbarschaft eine Glashütte sich befindet; auch ist ja Smalte nichts als gepulvertes Glas von blauer Farbe. Der kobalthaltige Stein wird zuerst in Oefen gebrannt, dann mit ausgebranntem Quarz, welcher schon bereitet von den Bauern der Umgegend herbeigeführt wird, und den übrigen gewöhnlichen Ingredienzen des Glases zu einem Flusse von dunkelblauer Farbe geschmolzen. Aus dem Schmelzofen wird die flüssige Glasmasse, ohne vorher gekühlt zu werden, unmittelbar in kaltes Wasser geworfen, die hiedurch entstehende spröde und brüchige Masse hierauf zu Pulver gestampft und gemahlen, dieser Glasstaub alsdann gesiebt und nach der Feinheit gesondert, und die Farbe, welche man Smalte nennt, ist fertig. Aus dieser Bereitungsart ergibt sich von selbst, daß sie keinen sehr ausgedehnten Gebrauch zuläßt; aus wollenen Geweben z. B., die man damit färben würde, müßte sie wieder ausstäuben, da Glas sich im Wasser nicht auflöst; man kann sie daher hauptsächlich nur zum Anstreichen und zum Färben in Feuer gearbeiteter Gegenstände benutzen. Doch ist auch die Bläue, welche unsere Frauen bei seiner Wäsche unter die Stärke mischen, nichts als Smalte. Zwar ist der Kobalt ein nicht sehr häufig vorkommendes Mineral; allein schon der Verbrauch der in diesem Bergwerke gewonnenen Masse von Färbestoff scheint räthselhaft; der junge Berliner wenigstens, ein Mineralog, der sich hier auf einige Jahre als Aufseher engagirt hatte und der mich herumführte, versicherte mich, daß in Europa die Menge der bereiteten Smalte nicht verbraucht werde, daß dagegen die Chinesen eine sehr bedeutende Menge derselben zu consumiren scheinen, nicht nur zum Zweck der Porzellanmalerei, was bekannt ist, sondern auch zum Bestreuen der Wege in ihren Gärten, eine Sitte, welche die Holländer, die so viel Aehnlichkeit mit den Chinesen haben, in ähnlicher Weise nachahmen sollen. Außer dieser Farbe wird bei der Bearbeitung des Kobalts eine bedeutende Menge Arsenik gewonnen, der bei dem Ausbrennen des Gesteins in einem Giftfange sich ansetzt. Die Ausbeute an diesem Stoff ist hier so ausgiebig, daß sie die Nachfrage weit übersteigt. Der Arsenikfang, hier ein mehrere hundert Fuß langer, viereckiger Gang, zieht sich wagerecht längs der Felsen hin. An den Wänden desselben schlagen die erkaltenden Dämpfe den Arsenik nieder, der dann von Zeit zu Zeit durch kleine Knaben, für welche Einschlupflöcher an verschiedenen Stellen geöffnet werden können, herausgeholt wird; ein gefährliches Geschäft, höchst ungesund, wie auch die Arbeit an den Brennöfen selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Beleidigung der Königin bei ihrer Ankunft in London.

Die Königin ist nach der englischen Phrase um drei volle Tage besser gewesen als ihr Wort: sie hat sich statt am 7ten November bereits am 4ten von Brighton nach London erhoben; vielleicht eine nachträgliche Bestätigung dessen, was ich früher bemerkt, daß der Aufenthalt in Brighton dem guten Geschmacke der jungen Monarchin je kürzer, je besser gefällt. Das Ereigniß ihrer Rückkehr, wie willkommen es auch ihren treuen und — commerziell gesinnten Londonern war, ging insofern ohne öffentliche Beachtung vorüber, als nur einige hundert Menschen vor den Thoren des neuen Pallastes sich versammelten, die Ankommende zu begrüßen. Dies aber konnte es nicht seyn, was das Roth auf den Wangen der Fürstin gebleicht, die freundlichen Züge in düstern Ernst gelegt und sie von der Gewohnheit abweichen ließ, den Gruß der Menge durch Anerkennung zu belohnen. Es war deutlich, daß irgend etwas, ihr innerstes Gemüth beschäftigend, ihr Auge von der Menge abzog, irgend etwas Unangenehmes ihr begegnet war und sie noch nicht Zeit gehabt hatte, den Eindruck zu verwischen. Auch die Herzogin von Kent, der Königin zur Seite, blickte ungewöhnlich ernst vor sich nieder, und die Gräfin von Mulgrave, die Dritte in dem offenen Wagen, sah aus, als hätte sie eben einen tödtlichen Schreck gehabt. All dies wurde wahrscheinlich von

Digitized by Google

Mary, now in her fifty-fifth year, and Mr. Hall, in his sixty-first, were married at the parish church of Bromsgrove, Worcestershire, by the Rev. Thomas Hall, the bridegroom's brother. The bride was given away by her brother, Mr. Thomas Lea, and the bridegroom's brother, Mr. Thomas Hall, was present at the ceremony. The bride was attended by her sister, Miss Lea, and the bridegroom's brother, Mr. Thomas Hall, was present at the ceremony. The bride was attended by her sister, Miss Lea, and the bridegroom's brother, Mr. Thomas Hall, was present at the ceremony. The bride was attended by her sister, Miss Lea, and the bridegroom's brother, Mr. Thomas Hall, was present at the ceremony.

Engagements.

Mr. Thomas Hall, of Bromsgrove, Worcestershire, to Miss Mary Lea, of the same place

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 28. November 1837.

— How like you this wild counsel?
Swacks it not something of the policy?
Shakespeare.

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſetzung.)

Um wenigſtens die am Ausgang des Giftſaugs ausſtrömenden Dämpfe möglichſt unſchädlich zu machen, hat man dieſen bis gegen einen großen Waſſerfall hingeleitet, welcher Hongfos genannt wird, und in waſſerreichen Jahren die Größe des Rheinfalls erreichen ſoll. Der freilich möchte eine gute Portion Arſenik verdauen können; in dieſem Jahre jedoch, das im Norden durch ſeine große Trockenheit ſich auszeichnete, war die Waſſermenge zu klein, als daß dieſer Catarakt mich lange hätte feſſeln können. Auch wird man hier zu Lande der Waſſerfälle ſo ſehr gewohnt, daß ſelbſt ſolche, zu denen man in Deutſchland wallfahrten würde, für ſich keinen Reiz mehr haben, den ſie übrigens durch den Charakter, welchen ſie der Gegend geben, in einer andern Weiſe doch behaupten.

Die Sonne war indeſſen ſchon im Sinken, und es galt, die Reiſe zu beſchleunigen. Auf die Hauptſtraße zurückgekehrt, war der erſte Punkt, der wieder Intereſſe darbot, der Waſſerfall von Hougſund und dieſes Städtchen ſelbſt. Der Fall treibt Sägemühlen in einer tiefen Schlucht; das Städtchen zieht ſich in einer langen Reihe zwiſchen dem Fluſſe und der Bergecke hin, um welche jener gegen Oſten dem Drammenfjord zuſtrömt; die Häuſer ſehen recht heimlich aus; ſie haben meiſt Vordächer über den Thüren, von hölzernen Säulen getragen, und Bänke zu beiden Seiten des Eingangs. Zum fünften Male mußte ich hier an dieſem Tage mit meinem Carriol mich über das Waſſer ſetzen laſſen, worauf ich weiter nach Kongsberg eilte. Es gelang mir denn auch mittelſt eines kleinen Gewaltſtreichs, dort um eilf Uhr Abends anzulangen. Zwiſchen Hougſund und Kongsberg liegt nämlich noch eine Station, auf welcher mein Poſtjunge ſein Pferd zurückzunehmen das Recht hatte. Da jedoch die Nacht bereits einbrach und ich befürchtete, nicht leicht wieder ein Pferd zu bekommen, ſo machte ich von dem ſogenannten Convenienzrechte Gebrauch, dieſer ſchönen Erfindung der Diplomaten, welche das Recht nach dem Nutzen zu beugen erlaubt, und fuhr, da ich Zügel und Peitſche in der Hand hatte, ohne Weiteres vorüber. Der Poſtjunge proteſtirte zwar ſehr auf ſeinem Hinterſitze und wahrte ſein Recht, das er mit der That nicht zu ſchützen vermochte, nicht minder kräftig als der Pabſt alljährlich ſeine Lehensherrlichkeit über Neapel und Parma. Bei alle dem war ich doch noch weit gerechter, als die Diplomatie verlangt, indem ich dem Poſtjungen die doppelte Taxe für ſein Pferd bezahlte und ihn alſo nur gegen eine mehr als

Digitized by Google

vollgültige Entschädigung aus seinem Gebrauchsrechte, wenn ich so sagen darf, expropriirte.

In Kongsberg wartete meiner eine freundliche Ueberraschung. Es war vollends Nacht geworden, als ich in das tiefe Thal hinunterfuhr, in dessen Grunde die Stadt liegt. Schwarze Gewitterwolken hatten den ganzen Himmel überzogen, und an Straßenbeleuchtung war nicht zu denken. Endlich gelangte ich aber doch glücklich vor ein Blockhaus, in welchem kein Licht zu sehen war und dessen Hofthor sich ziemlich lange nicht öffnen wollte. Kaum war ich aber durch die Küche geführt worden, als sich die Scene gänzlich veränderte. Ein geräumiges, hübsch möblirtes Zimmer mit einem jener großen, zweischläfrigen Himmelbetten, die in Norwegen allgemein sind, nahm mich auf; der Thee und das damit verbundene Abendbrod wurden fast wie in einem Gasthofe des Rheins servirt und machten, wie auch das treffliche Gabelfrühstück, das ich am folgenden Tage hier genoß, der freundlichen und wohlbeleibten Madame Hinsch, deren Gasthaus ich allen Fremden bestens empfehle, alle Ehre.

Nach einem erquickenden Schlafe sah ich zu meinem Leidwesen den Regen in Strömen herabfließen, allein das Glück gab mich nicht auf; nach einiger Zeit ließ er nach und ich begab mich zu dem Bergmeister, Herrn Ström, bei welchem die Erlaubniß, die Silbergrube zu sehen, einzuholen ist. In einem kleinen Hause fand ich einen Mann, dessen Wesen und Umgebung echte Bildung verrieth. In seinem Arbeitszimmer hingen alte Oelgemälde; er war in Deutschland gewesen und sprach mit Interesse von diesem Lande. Das ist eben auch ein besonderer Reiz Norwegens, daß man in der kaum bewältigten und kaum zu bewältigenden Natur, in den einfachsten Verhältnissen der Gesellschaft Männer trifft, deren Bildung zwar nicht auf dem Niveau der Tagesliteratur steht und stehen kann, die aber den Einfluß der Bildung auf Gemüth und Leben weit reiner zur Anschauung zu bringen geeignet sind, als viele Gebildete und Gelehrte civilisirterer Länder. Uns andern schlägt das Material des Wissens gleichsam ob dem Kopfe zusammen, wir haben zu thun, um uns nur den freien Athem darin zu erhalten; zugleich ist es überall so sehr mit praktischen Zwecken zersezt, durch den Einfluß verwickelter gesellschaftlicher Verhältnisse gefärbt und getrübt, daß wir zu einem ruhigen und reinen Genusse wahrhaft humaner Bildung kaum gelangen und eben deßwegen ihrer durchgreifenden Einwirkung kaum theilhaftig werden können. Dagegen befinden sich in einem Lande wie Norwegen die Gebildeten in einer der beneidenswerthen Stellung der Alten weit näheren Lage; sie können ruhig aus der nicht überfüllten Schale der Weisheit trinken, und der einfache Zustand des politischen wie des geselligen Lebens vermag die ebene Stille der Seele nicht zu stören, durch welche die Kraft des Heils, das dieser köstlichste aller Gesundbrunnen birgt, in ihrer Wirksamkeit bedingt wird. Endlich hat auch die rauhe und erhabene Natur ihnen eine Kraft und Ausdauer gegeben, die sie vor dem Einschlummern und Versumpfen in unthätiger Bequemlichkeit bewahrt.

(Die Fortsezung folgt.)

Andrea Ganelli.

(Beschluß.)

Andrea wußte wohl, daß jezt seines Bleibens in N. nicht länger war. Er entschloß sich zu fliehen. In einem Geheimgespräch theilte er dem Fürsten das Vorgefallene mit, und dieser billigte seinen Entschluß. Die nächste Nacht schon war zur Ausführung dieses Unternehmens festgesezt. Die Straßen waren mit Raubgesindel aller Art und aufgelösten Heeresabtheilungen bedeckt; allgemeine Verwirrung, wohin man nur blickte. Trotz diesen Schwierigkeiten des Entkommens, hatte sich unser Abenteurer dennoch vorgesezt, nicht allein zu entfliehen: die schöne Aurore sollte sein Schicksal theilen. Er fand Mittel, sie ohne Zeugen zu sprechen, er warf sich vor ihr nieder, bestürmte das schwache Herz der Schönen mit den eindringlichsten Worten, zeigte ihr die Verwirrung der Zeit, das Ungewisse ihres künftigen Besitzes an Rang und Reichthümern, bewies ihr, wie nöthig es sey, in solchen Stürmen eine Stütze zu finden, und endlich erinnerte er sie an die schönen Jahre, die sie gemeinsam auf dem Schlosse des Barons verlebt. Eine solche Sprache in einem solchen Momente hat etwas Unwiderstehliches. Aurore hatte sich schon lange in ihren Träumen und Gedanken als Geliebte, als Gattin des schönen Andrea angesehen, und ihr Gefühl war jedenfalls der Liebe näher als das seinige. Aurore entschloß sich, zu fliehen. Mit ihrem Juwelenkästchen unter dem Arm stand sie an der Gartenpforte des Pallastes, als Andrea, von einem vertrauten Diener begleitet, kam, um sie abzuholen. Eine rasche Postchaise brachte sie aus den Thoren von N. in nicht langer Zeit nach W.

Diese Stadt hatten eben die feindlichen Heere verlassen, nachdem sie sie einer starken Plünderung unterworfen. Hier war es, wo Andrea sich bereitete, die Früchte seiner Ritterthat zu ernten. Wie Hüon vor Karl dem Großen mit der Beute seines Sieges erscheint, so trat unser Held in die Studierstube des Dichters des Oberon und stellte ihm seine reizende junge Gemahlin vor. Ein französischer Regimentsprediger hatte das Paar vor wenigen Stunden zusammengegeben. Wieland erstaunte und erkundigte sich nach den nähern Umständen dieser

Digitized by Google

Begebenheit. Er hatte von Andreas Aufenthalt in N. gehört, von der auszeichnenden Behandlung, die ihm der Herzog zu Theil hatte werden lassen, er selbst liebte den jungen Franzosen, und so konnte er die junge Baronesse am Arm ihres Ritters nicht für unglücklich halten. Er übernahm, auf Bitten unsers Andrea, sogar das Vermittleramt, indem er die Tante und den Herzog von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen versprach.

Wer war jezt glücklicher als unser Held? Seine Jugend, sein Enthusiasmus waren gleichsam mit dieser verwegenen That abgeschlossen; er eilte jezt, sich eine ruhige, feste Existenz zu verschaffen, denn er sah ein, daß es nur frecher Uebermuth eines Glücksritters genannt werden konnte, wenn er jezt noch, mit den Schätzen, die ihm das Glück anvertraut, den kühnen Wagehals spielen wollte. Nicht sein eigenes, leicht bewegliches Geschick, die Zukunft eines zarten Weibes, das ihn liebte, das in ihm die Stütze suchte, stand jezt auf dem Spiele. Er entschloß sich, nach Berlin zu gehen.

Vor dem Gasthofe eines kleinen Landstädtchens trifft er ein Cabriolet. Die Reisenden nehmen eben in Eile darin Platz; der Eine stößt einen französischen Fluch aus und zugleich einige Verse aus der „Pucelle," der Andere singt halb vor sich: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Es ist der Graf und der Buchhändler. In dem engen Raum eines zerbrechlichen Fuhrwerks zusammengedrängt, fahren der Atheismus und der Pietismus zusammen nach Berlin. Unser Held gibt sich ihnen zu erkennen. „Sie sehen," rief ihm der Graf zu, „wir retten uns. „Hinten ist der Druckerkasten aufgeschnallt; so wie wir ankommen, geht das Geschäft weiter." — „Das ist das alte Frankreich, das mit dem alten Deutschland gespenstisch herumfährt!" dachte Andrea bei sich.

Es war unserm Freunde schon lange ein junger Mann nachgereist, Anfangs von ihm wenig beachtet; endlich trat jener mit dem Wunsche hervor, Dienste zu nehmen bei Andrea. Er wurde angenommen. Der neue Kammerdiener versah sein Geschäft ausnehmend gut. Immer bereitwillig, freundlich, höflich, hatte er nur eine Eigenschaft in seinem Wesen, die nicht gefallen konnte, etwas Lauerndes, Verstecktes, Heuchlerisches. In Andreas offene Seele kam aber kein Verdacht. Er langte in Berlin an; seine Freunde aus N. hatten ihm bald eine ruhige, nicht unansehnliche, mit einigem politischen Einfluß verknüpfte Stelle verschafft. Die liebenswürdige Aurore war an seiner Seite ein Engel der Sanftmuth und der heitersten Zärtlichkeit. Die Verhältnisse gestalteten sich so, daß es scheinen konnte, unseres Freundes Glück sey auf die Dauer angelegt. Er hatte die männlichen Jahre erreicht, die Jahre der Bedeutung, des ernsten Wirkens, die Jahre, die für den Nachruhm arbeiten. Aber Andrea sollte nicht die achtungswerthe Höhe geläuterter Bestrebungen gewinnen; eine fremde Hand bemächtigte sich mit frechem Uebermuthe seines Geschicks. Da er nach dem Willen einer gewaltthätigen Macht sein Leben nicht modeln wollen, zerschnitt sie schnell den Faden desselben.

In einer Nacht, da er von einer glänzenden Gesellschaft nach Hause kommt, verlangt der Erschöpfte eine Erfrischung. Charles Dupré, der Kammerdiener, sezt ein Glas Limonade vor ihn hin, das Andrea in vollen Zügen ausschlürft. Charles wünscht ihm mit seiner unterwürfigen Miene und mit dem verstellt gutmüthigen, heuchlerischen Lächeln gute Nacht, und entfernt sich. Bald tönt die Klingel aus dem Schlafgemache, um ihn zurückzurufen, aber im ganzen Hause ist kein Charles Dupré zu finden. Andrea liegt in Krämpfen; seine Gattin, die Hausgenossen, ein Arzt, in der Eile herbeigerufen, umstehen das Lager des Unglücklichen. Jede Hülfe kommt zu spät; er stirbt, wie der Arzt erklärt, vergiftet. Auf dem Nachttische findet man einen Zettel, auf dem von einer unbekannten Hand die Worte stehen: „Urtheilsspruch, an Andrea Ganelli, dem Hochverräther, vollzogen am 7ten Juni 1808."

So endete ein kecker Muth, ein frisches, jugendliches Streben, ohne zu den Erfolgen gelangen zu können, die wohl hundert minder Begabte in jener stürmischen Zeit mit Leichtigkeit erreichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, November.

(Beschluß.)

Weibliche Schaulust. Sprachforschungen.

Unterdessen weilt der von einem besondern Unglücksstern verfolgte Bräutigam noch immer draußen im Korridor, und indem er, seinen Pelz abwerfend, die Loge betreten will, hält ihn der Logendiener mit den Worten zurück: „Mein Herr, mit diesem Billet darf ich Sie nicht einlassen, es ist ein altes; wo haben Sie es her?" — „Mein Gott!" ruft der bestürzte Alexander, „ich habe es vor drei Tagen einem Unbekannten, den ich hier vor Eurem Hause traf, für hundert Rubel abgekauft." — „Da sind Sie sehr unvorsichtig gewesen," erwidert der Diener. „Sie hätten mit jenem Menschen, der Sie getäuscht hat, an der Casse erscheinen sollen." — Der Unglückliche war wie betäubt. Er vermochte keinen Entschluß zu fassen, sich nicht von der Stelle zu rühren. Er hätte bis zum andern Morgen so gestanden, wenn nicht eine Gruppe neuankommender Herren und Damen auf die Vorzeigung des wahren Billets die Oeffnung der Loge verlangt hätte. Man denke sich die Wuth der Braut, sich den schönsten Triumph ihres Lebens so schrecklich entrissen zu sehen. Am folgenden Tage erhielt Alexander seinen Verlobungsring zurück. Annette schenkte ihre Hand einem Jugendfreunde, der ihr ein Billet zur ersten Rangloge für eine

Digitized by Google

Book Reviews, 72 (Spring) 2022, 1–2

© The Author(s), 2022. Published by Cambridge University Press on behalf of Modern Humanities Research Association. This is an Open Access article, distributed under the terms of the Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives licence (http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/), which permits non-commercial re-use, distribution, and reproduction in any medium, provided the original work is properly cited. For commercial re-use, please contact journals.permissions@cambridge.org

doi:10.1017/mhr.2022.1

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 29. November 1837.

Oui; dans ton empire,
Cocagne, on respire.
Nul front sinistre,
Airs de ministre
N'y sont point permis,
La table est mise,
La chère exquise.
Béranger.

Die Pariser Kaffehäuser.

Die Geschichtschreiber wissen gar viel von der Schönheit der alten Städte zu erzählen und machen ein gewaltiges Aufheben von Babylon und Ninive, von Theben und Persepolis, von Rom und Palmyra. Wir stellen es nicht in Abrede, jene Städte enthielten bewundernswerthe Denkmale der Baukunst, hatten Geld und Reichthümer in Masse, aber was boten sie dem Volke? Ihre weitläufigen Marmorpaläste waren Priester- und Königswohnungen; das Volk lebte in elenden Hütten ein jämmerliches Daseyn. Bei uns Neuern hat die bescheidene Wohnung eines Plebejers oft reichere Kunst- und Luxusgegenstände aufzuweisen, als der Pallast des Darius, und die Pracht, der Glanz, der Pomp, ehemals Leibgedinge des Throns und des Altars, sind heutiges Tags Gemeingut der Massen. Wenn es in der neuern Welt eine Stadt gäbe, welche vierhundert prächtige Paläste und darüber in ihren Mauern einschlösse, wenn es ferner in dieser Stadt Hunderte von einfachen Bürgern gäbe, welche eine eben so reiche Wohnung als der König Salomo hätten, würde man diese Stadt nicht für die reichste und prächtigste der Welt erklären? — Diese Stadt ist Paris; die vierhundert prächtigen Paläste sind ihre vierhundert Kaffeehäuser, und die Hunderte von einfachen Bürgern, welche in Salomonischen Tempeln wohnen, sind die Hunderte von Kaffeewirthen, die wir auf den Boulevards, im Palais-royal, an der ersten besten Ecke mit der Serviette unterm Arm von einem Tische zum andern, wie Monarchen durch ihre Provinzen wandern sehen, jedoch mit dem Unterschiede, daß diese sich aufwarten lassen und jene aufwarten. In der That, jeder hiesige Kaffeewirth ist ein Potentat und jedes Kaffehaus ein Pallast. Sind seine Friese nicht vergoldet, mit dem feinsten Stuck verziert und mit den schönsten Malereien geschmückt? Silberne Vasen, krystallene Kronleuchter, Bronze, Marmor, Dienerschaft, ist nicht Alles reichlich vorhanden? Der Leser glaube ja nicht, daß wir Alles mit poetischen Augen ansehen; was wir sagen, ist rein positiv: die Pariser Kaffeewirthe bewohnen wirkliche Paläste, nicht etwa Paläste mit rohen, unkannelirten Säulen, nackten, kahlen Mauern und düstern, unheimlichen Gängen, sondern lachende, heitere Tempel, köstliche, bezaubernde Schlösser, wo unser Ebenbild aus tausend Wandspiegeln zurückstrahlt, wo wir auf eleganteren Sesseln sitzen als die römischen Senatoren, wo die Tische von Marmor und die Ornamente geschmackvoller sind als in vielen Residenzen, und wo uns endlich mit einer wahrhaft fürstlichen Freigebigkeit die leckersten Speisen, die feinsten Getränke dargeboten werden. Hat wohl die alte Welt je etwas Aehnliches aufzuweisen gehabt?

Unser Kaffeehauspotentat ist gastfreundschaftlicher als Abraham, weil er die Gastfreundschaft zur Beschäftigung

Digitized by Google

seines ganzen Lebens gemacht hat. Kaum sind wir über die Schwelle seiner prächtigen Wohnung getreten, so umringt uns eine Schaar von Dienern, die mit edlem Wetteifer sich nach unsern Wünschen und Bedürfnissen erkundigen. Diese Diener murren nicht über unsere Befehle, sondern sind stets freundlich und zuvorkommend; und ein wahres Wunder unserer modernen Gesellschaftszustände ist, daß derjenige, welcher uns bedient, nicht mehr, wie sonst, ein feiler Sklave, sondern ein freier Staatsbürger ist, ein Diener aus Liebhaberei und freier Wahl, der seine Existenz gewissermaßen der unsrigen gewidmet hat, und weit entfernt, das Opfer seiner Freiheit zu bedauern, nichts mehr fürchtet als seine Emanzipation, d. h. seine Dienstentlassung. — Der Pariser Kaffeewirth ist ein wahrer Märtyrer der Gastfreundschaft. Jener Altar, dessen Oberfläche eine spiegelglatt polirte Marmorplatte ziert, dessen Seiten mit seltenen ausländischen Holzarten eingelegt, mit vergoldeten Reliefs geschmückt und mit elfenbeinernen Säulen umgeben sind, jener Altar, den man für ein Duplicatum der heiligen Bundeslade halten könnte, wenn sein halsstarriger Eigenthümer nicht darauf beständ, ihm den bescheidenen Titel „Comptoir" beizulegen — jener Altar ist der Eheholokaust. Das Brandopfer, jung, schön, mit rosigen Lippen und feurigen Augen, geduldig wie Isaak, gepuzt wie Apis, ist seine Frau. Uns zu Gefallen schmückt sie sich mit ihren besten Kleidern und thront den ganzen Tag über bis spät in die Nacht auf diesem Sitze. Auf mein Wort, ihr Mann ist nicht eifersüchtig; er bittet sie sogar, jeden Gast anzulächeln, und wenn sie es versäumt, schmollt er mit ihr.

Ein Pariser Kaffeehaus ist ein Feenpallast, ein Paradies auf Erden, wo man für wenige Obolen eben so empfangen wird, wie die homerischen Helden in jener Welt, und wo, gleichwie in dem glücklichen Reich der Schatten, die Menschen ihren Rang, ihre Geburt und ihre Meinungen vergessen, um in Friede und Eintracht neben einander zu leben. Hier sind alle Classen der Gesellschaft verschmolzen; hier allein herrscht jene Gleichheit, auf welche man uns nach unserm Tode vertröstet; Einer gilt hier so viel als der Andere, und der unparteiische Garçon mißt Perikles und Maternus mit gleicher Elle. Will man zum Beweise ein redendes Beispiel? Jener Herr mit dem Ordensbande, welcher so eben hereintritt, ist ein Herzog und Pair von Frankreich; er bestellt seine Lieblingszeitung. „Garçon, le Journal des Débats"! — „Il est en main," antwortet der Kellner. Der Mann in der Ecke dort liest die verlangte Zeitung; es ist ein gemeiner Schuhflicker aus der nächsten Querstraße, und der Herzog und Pair wartet ruhig, bis er zu Ende gelesen hat. — Welchen Einfluß mußten nicht solche Verhältnisse auf die französischen Sitten ausüben? Fürwahr, man kann nicht berechnen, was die Pariser Alles ihren Kaffeehäusern verdanken, welche in unsern Augen der charakteristischste und vollkommenste Ausdruck des französischen geselligen Lebens sind.

Frau von Sévigné war eine höchst unglückliche Prophetin, als sie in einem ihrer geistreichen Briefe weissagte, „Racine und der Kaffee werden aus der Mode kommen." Racine hat seitdem vielleicht vierhundert Auflagen erlebt und es existiren über vierhundert Kaffeehäuser in Paris. Der Kaffee ist das Nationalgetränk der Franzosen; die Engländer trinken Thee, die Russen Branntwein, die Türken Opium, die Deutschen Bier, die Franzosen Kaffee. Das Gesetz, welches Napoleon gegen den Zucker und Kaffee der Engländer gab, beweist seine Allgewalt klarer als alle seine Schlachten; er mußte der Unterwürfigkeit seines Volks sehr gewiß seyn, um ungestraft den Franzosen ihr tägliches Frühstück zu rauben. Es ist unerhört, welche Masse Kaffee in Frankreich consumirt wird; man frage nur einmal die Cichorienhändler, sie können darüber die beste Auskunft geben. Von der flinken Grisette, welche, die Haare mit einem kleinen Mühlhäuser Madras umwunden, um sieben Uhr Morgens aus ihrem Kämmerchen des sechsten Stockwerks herabsteigt, um bei der nächsten Milchfrau ihren Vorrath einzukaufen, bis zu der faulen Herzogin, welche gegen Mittag ihrer Kammerzofe schellt, um die Fenstervorhänge ihres Zimmers zurückschlagen zu lassen, vom Laufburschen bis zum Bankier, trinkt alle Welt Kaffee.

(Die Fortsezung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsezung.)

Ich wollte wirklich, ich hätte längere Zeit in diesem Lande verweilen können. Da ich aber überhaupt nur im Fluge genießen durfte, so konnte ich auch bei Herrn Ström nicht lange verweilen. Ich fuhr alsbald zu der, dreiviertel Meilen weit entfernten Silbergrube. Durch gelichtete Wälder gelangt man an einen rauhen Bergabhang von beträchtlicher Höhe, wo der Eingang in die Grube und die wenigen dazu gehörigen Hütten sich befinden. Am Eingange fesselt den Blick ein seltsames Monument: auf einem Untersatze ruht ein unregelmäßig geformter Stein von mehreren Cubikfuß Inhalt. Es ist die Nachbildung jener ungeheuren Stufe gediegenen Silbers, die vor einigen Jahren, das Gewicht von zwei Schiffspfund fast erreichend, hier gefunden wurde. Den Eingang in die Grube selbst bildet ein 2400 Ellen langer Stollen, d. h. ein wagerechter, in den Bauch des Berges führender Gang von sieben Fuß Höhe und einer Breite, welche den Lauf eines gewöhnlichen zweirädrigen Karrens gestattet. Auf solchen Karren wird das Mineral aus dem Berge

Digitized by Google

gebracht und Bedürfnisse hineingeschafft. Sie werden von Pferden gezogen, und es findet sich in der Mitte des Stollens eine Art Station zu deren Ablösung. Wir, der Steiger, der mich führte, und ich, brauchten etwa zwanzig Minuten Zeit, um zu der nicht geräumigen Höhle zu gelangen, von welcher aus das Bergwerk in die Tiefe sich senkt und wo zugleich die steile Rutsche niedergeht, auf welcher hauptsächlich das nöthige Holz hinunter geschafft, wahrscheinlich auch das Silber aus der Tiefe heraufgehoben wird. Uebrigens waren wir schon im Stollen an mehreren Orten vorübergekommen, an welchen das schauerliche Rauschen abfließender unterirdischer Gewässer gehört wurde. In der Höhle saßen, von einem Holzfeuer grell beleuchtet, die rußigen Bergleute in gewöhnlichen Kleidern; eine besondere Tracht, wie unsere deutschen Bergleute sie tragen, habe ich nicht bemerkt. Nun begann die Niederfahrt. Auf senkrechten Leitern, die aus einer Kammer in die andere führten, stiegen wir 1200 Fuß tief bis zum untersten Grunde der Grube hinab; die Kammern sind meist gerade unter einander, durch Bretterböden getrennt, und nur einmal führt ein kurzer Stollen zu einem andern Punkte der Niederfahrt. Ganz unten traf ich reiche Silberadern; der Aufseher brach in meiner Gegenwart, ohne zu suchen, nachdem er kaum etwas wenigen Ruß und Schmutz vom Felsen beseitigt hatte, ein Stückchen gediegenen Silbers von der Größe eines Fingergliedes aus dem Gestein. Nun ging es wieder an die Auffahrt, wenn man anders das äußerst mühsame Geschäft des Erklimmens von mehr als dreißig Leitern mit etwa tausend Sprossen mit einem Namen bezeichnen kann, der mehr an eine lustige Luftreise erinnert. Dies Hinaufsteigen ist in der That eine sehr beschwerliche Arbeit. In der dumpfen Luft erhizte ich mich sehr, und nach Anfeuchtung der trockenen Kehle lechzend, war ich so unüberlegt, mich durch Ablecken des an den Wänden herunterrieselnden Wassers erquicken zu wollen. Das mache mir ja Niemand nach, denn ich bekam den Mund voll Fackelruß und Moder; das Uebel wurde nur schlimmer und ich konnte den Stollen nicht erreichen, ehe der gefällige Steiger mich durch etwas herabgeholtes Wasser erquickt hatte. Ja wohl:

Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Doch hinterdrein ist's schon gut, alle überstandene Mühseligkeit hat doppelten Reiz. Niemals wird mir aber wieder ein Glas schlechten Fusels so munden, als nach dieser Anstrengung in der warmen Kammer des Aufsehers; die Erquickung war in der That dem Genuß des besten Mahles gleich zu achten. Nun durften aber die Pochwerke nicht vergessen werden, deren Besichtigung jedoch wenig Zeit wegnahm, denn das Silber ist, abgesehen von den großen gediegenen Stücken (ich selbst hatte eines von fünfzehn Pfund in der Hand), so reichlich im Gestein verbreitet, daß es fast keiner Vorrichtung bedarf, um es rein darzustellen. Es wird in Wasser gepocht, der Schlamm dann ausgewaschen, und es werden auf diese Weise durch eine kleine Zahl von Arbeitern wenigstens 1600 Mark feinen Silbers monatlich gewonnen. Bei solcher Ergiebigkeit und so wenig Reduktionskosten erklärt sich leicht der schon oben erwähnte glänzende Stand des norwegischen Staatsschatzes. Uebrigens war es nahe daran, daß dieser ganze Gewinn dem Auslande zugefallen wäre. Die Kongsberger Silbergrube war nämlich lange Jahre unbenuzt geblieben, weil man sie für erschöpft hielt, und man dachte schon daran, den Holzeinbau zu zerstören und das Bergwerk zu verschütten, als Herr Benecke von Gröbizberg, der Besitzer der Kobaltwerke zu Fossum, der Regierung den Antrag machte, es ihm zu verkaufen. Der Handel zerschlug sich jedoch, angeblich, weil Herr Benecke so bedeutende Privilegien forderte, daß die Regierung dieselben nicht bewilligen zu können glaubte. Nun ließ der Minister Graf Wedel die Grube selbst von Seiten der Regierung wieder in Stand und Bearbeitung setzen, und sein Unternehmen wurde bald darauf durch Auffindung der reichsten Gänge glänzend belohnt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Landwirthschaft. Bühne. Die Hunde.

Von dem neugestifteten Vereine deutscher Landwirthe, welcher vor Kurzem in hiesiger Residenz versammelt war, enthielten schon einige der vorzüglichsten öffentlichen Blätter Nachrichten. Er sey daher hier nur ebenfalls noch erwähnt, um zu bemerken, daß dieses neue Institut ungemeinen Nutzen verspricht. Gerade in der Landwirthschaft sind seither nur noch allzu oft Theorie und Praxis sich feindlich gegenüber getreten. Oft hat die Wissenschaft zu hochmüthig auf die langjährige Erfahrung herabgeblickt, oft auch die leztere manchen gegründeten Einwurf der Wissenschaft gegen das seither Beobachtete unberücksichtigt gelassen. Eine jährlich einmal nach dem Beispiel bereits bestehender ähnlicher Vereine bald hier, bald dort stattfindende Versammlung von Theoretikern und Praktikern im Interesse des so wichtigen Industriezweigs der Oekonomie ist gewiß am besten geeignet, beiden, der Theorie und Praxis, ihre wohlbegründeten Rechte zu bewahren und eine den allgemeinen Nutzen am schnellsten fördernde, enge Verbindung zwischen ihnen für immer aufzurichten. Vermöge der gegenseitigen mündlichen Mittheilungen aus den entferntesten und verschiedensten Gegenden wird sich immer besser herausstellen, welche der alten ökonomischen Verfahrungsarten entweder ganz oder unter Modifikationen beizubehalten und welche gänzlich abzuschaffen seyn möchten. — Madame Schröder-Devrient hat mit der „Norma" wieder ihre hiesige Bühnenlaufbahn für den Winter begonnen. Zu den recht glücklichen Acquisitionen der hiesigen Bühne gehört besonders die anmuthige Tochter des seit langer

Zeit unter den Bühnenkünstlern einen bedeutenden Rang behauptenden Schauspielers Anschütz. — Am vierten dieses Monats fand eine Feierlichkeit im Theater statt, welche die Billets dazu schon lange zuvor erschöpft, auch bei der Aufführung das Haus ungemein überfüllt hatte. Fünfzig Jahre früher war an dem nämlichen Tage zu Prag das Mozartsche Meisterwerk: „Don Juan," zum ersten Male gegeben worden. Zur dankbaren Erinnerung wurde diese Oper aufgeführt und die Feier durch einen Prolog von Theodor Hell sinnvoll erläutert und eingeleitet. Das Personal, Madame Schröder-Devrient als Donna Anna an der Spitze, bot alle Kräfte auf zu einer des unsterblichen Meisters würdigen Darstellung. — Die Winterconcerte hat der reisende Virtuos auf der Violine, Vieuxtemps, recht glänzend angefangen. Sein voller, starker, reiner Ton hob das wichtige, nur allzu oft durch die bloße mechanische Fertigkeit auf eine niedrigere Stufe gestellte Instrument zu seinem vollkommenen Adel und seiner ganzen Macht über das Gefühl empor, und erregte damit allgemeinen Enthusiasmus. Es lassen sich um so größere Erwartungen von diesem Künstler hegen, da er, dem Vernehmen nach, das siebzehnte Lebensjahr noch nicht zurückgelegt hat. Auch manchem Freunde der Poesie und schönen Redekunst bietet der angehende Winter eine willkommene Perspektive in einer Reihe von Vorlesungen des Dr. Burkhard aus Leipzig über Goethe's und Schiller's vorzüglichste Schöpfungen. — Die Industrie streckt ihre zahllosen Arme immer weiter aus, um ihr Reich nach allen Seiten zu verstärken und zu erweitern. So nimmt sie seit noch nicht allzu langer Zeit das hauptsächlich durch seine Treue den Annalen des Ruhms einverleibte Geschlecht der Hunde in hiesiger Gegend, man könnte sagen, von Tag zu Tag mehr in Anspruch. Vormals gehörten unsere Hunde, etwa mit Ausnahme der an der Kette liegenden, durchaus nicht unter die arbeitende Classe. Sogar die Hunde der Schäfer und Fuhrleute trugen mehr den Charakter von Volontärs, als von ordentlich zu Diensten verpflichtetem Gesinde. Die große Mehrheit des Geschlechts ambitionirte sich, den Gesellschaftscavalier und die Gesellschaftsdame vorzustellen. Nur ein ziemlich geringer Theil wurde der Gelehrsamkeit und der Kunst, oft im eigentlichen Verstande, bei den Haaren zugezogen, doch bis zum Lesen und Schreiben hat auch dieser Theil es nie gebracht. Einen einzigen Pudel hatte ich eine Zeitlang sehr in Verdacht, daß er vom Lesen wirklich Fait machte. Ich kam einst zur Mittagszeit bei einem Hause vorüber, vor dem ein schwarzer, vierfüßiger Kraushopf saß und auf einen Anschlagzettel mit der Aufschrift: „hier ist ein Quartier zu vermiethen," seine ganze Aufmerksamkeit dergestalt zu richten schien, als ob er wirklich eine Wohnungsveränderung beabsichtige. Zwei andere Male, wo ich wieder zur nämlichen Stunde an dem Hause vorbeikam, saß jederzeit derselbe Hund noch vor dem Zettel. So kurz und deutlich die Worte auch waren, so schienen sie doch der hündischen Fassungskraft zu schaffen zu machen; sein muthmaßlicher Eifer verdiente indessen meines Erachtens die ehrenvollste Erwähnung in irgend einem öffentlichen Blatte. Da sah ich aber, als ich abermals zur Mittagszeit vorüberging, wie das gerade über dem Zettel befindliche Fenster des ersten Stocks sich öffnete und beim Erblicken eines dort erscheinenden schönen Kindes der Pudel aufsprang und seine Freude durch laute Ausrufungen kund that. So ergab sich, daß weder Zettel, noch Studien den Hund an diese Stelle bannten, ja daß es nicht einmal die freundliche Person im Fenster, sondern nur das Futter aus der niedlichen Mädchenhand war, was ihn Mittags immer wieder dahin lockte.

(Der Beschluß folgt.)

London, November.

(Fortsetzung.)

Der Zug der Königin nach Guildhall.

Hier bedeckten grünes Laubwerk und Blumengewinde die kahlen Wände, dort hingen prächtige Teppiche, Fahnen und Flaggen wehten überall; oft waren sie in bunten Reihen über die Straßen gezogen, und wo nur Raum zu Errichtung eines Gerüstes sich bot, da stand eines, zwar nur aus Brettern aufgebaut, aber die Bretter mit bunten Farben übermalt oder mit Tuch beschlagen und mit Behängen geziert. Handel und Wandel ruhten, alle Verkaufslokale waren geschlossen, alle in die vom Zuge berührten Straßen ausmündenden Zugänge jeglichem Fuhrwerk gesperrt. Vom untersten bis zum obersten Stockwerk und längs der Dächer waren die Häuser mit Zuschauern gefüllt, überall schöne Frauen und Mädchen, die vollkommen für die häßlichen entschädigten, und elegante Herren als Absatz. Eben so waren die Gerüste besetzt, hie und da von Schulkindern beiderlei Geschlechts in ihren besten Sonntagskleidern, und während die Königin an ihnen vorüberzog, wirbelten die jungen Kehlen das herrliche God save the Queen. Ungeheuer war der Jubel, womit die Königin längs ihrer Fahrt begrüßt wurde; der Lärm verkündete halbe Stunden weit ihre Ankunft. Nächst ihr galten die lebendigsten Freudenbezeugungen der Herzogin von Kent, vielleicht, weil sie die Mutter der Königin, vielleicht, weil sie die Erste im Zuge, vielleicht aber auch, weil sie von allen Herzogen und Herzoginnen des königlichen Hauses die Einzige war, die es, wenn nicht für etwas Anderes, für artig hielt, mit niedergelassenen Fenstern zu fahren, sich nach Möglichkeit dem Volke zu zeigen und ihm freundlichst zu danken. Wie lang auch die Straßenzeilen und wie breit die Trottoirs sind, so war doch überall Kopf an Kopf gereiht, gewiß ein Drittel der Londoner Bevölkerung stand aufgeschichtet und eine Menge Personen wurden ohnmächtig weggetragen. Bis zum Erscheinen der Königin verhielten sich die Massen im Verhältniß zu ihrem gepreßten Zustande im Ganzen recht ruhig; Einzelne wurden freilich mehr, als ihnen lieb war und sie ertragen konnten, auf die Füße getreten, gestoßen und umhergeworfen; doch blieb das Getümmel immer nur partiell. Die Tausende der gewöhnlichen und außergewöhnlichen Polizeidiener wehrten jedem überhandnehmenden Ungebührnisse, und wenn der Strom sie zu überwältigen drohte, da brachte ein einreitender Leibgardist auf seinem gewaltigen schwarzen Streitrosse die Ungezogenen wunderbar schnell zum Weichen und stellte die gestörte Ordnung wieder her. Allein bald nachdem die Königin vorüber war, hörten die Polizeidiener auf zu wehren, und fürchterlich wogte nun das Gedränge; es war ein Menschenmeer, das aus seinen Ufern brach. Mühsam und vielfach belästigt folgten die letzten Wagen; die Kutscher bieten auf ihre Pferde, die Pferde bäumten und schlugen aus, und das war der letzte Damm des ausgetretenen Meers. Es währte geraume Zeit, ehe die brandenden Wogen sich beruhigten, und am nächsten Tage erfuhr London, daß in Ein Hospital zwanzig und einige Personen gebracht worden, mehr oder minder lebensgefährlich verletzt. Die Gesammtzahl der Verunglückten ist zur Zeit nicht bekannt. Wie schmerzlich die Königin hievon betroffen seyn wird, läßt sich schon daraus abnehmen, daß mehrere Male während ihrer Fahrt, wenn sie die Massen zu scharf von den Reitern gedrängt glaubte, sie dem Grafen von Albemarle befahl, letztern in ihrem Namen die größte Schonung zu gebieten. W. S.

(Die Fortsetzung folgt später.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 30. November 1837.

Wo ernst der Strom hinunterbraust,
Der Katarakt in Schäumen saust,
Wo nur der kühne Waldmann geht,
Nur Köhlers Hütte einsam steht,
Da fühlst du dich, nicht dich allein —
Es ist ein ungetheiltes Seyn.

v. Feuchtersleben.

Nach den Bergen.

Wo ich schon als froher Knabe
Wohlgemuth durch Berg und Thal
Zog am kleinen Wanderstabe,
Dorthin möcht' ich noch einmal.
Was ich meine, weißt du wohl:
Ach, das schöne Land Tyrol!

Wie mit höheren Gewalten
Zieht's mich nach den Bergen hin,
Aber dich, dich müßt' ich halten,
Und du müßtest mit mir ziehn.
Fort, auf ewig fort von hier,
Nach den Bergen zögen wir.

Froh mich über Klippen schwingen
Wollt' ich, wo's dem Wandrer graut,
Eine Blume dir zu bringen,
Die kein Auge noch erschaut.
An der tiefsten Klüfte Rand
Brächt' ich sie mit kühner Hand.

Dann auf sonnenhellen Matten
Ueber Blumen führt' ich dich,
Nur der flücht'gen Wolke Schatten,
Keiner sonst verfolgte mich,
Und von ferne braust die Fluth,
Und ihr Sturm, der nimmer ruht.

Jezt auf schmalen, schwanken Stegen
Nahen wir des Stromes Fall,
Aber sein Gewitterregen
Wird zum Tempel von Krystall;
Durch ein Regenbogenthor
Schwebest du den Berg empor.

Und zur höchsten Alpenspitze
Führt' ich dich die luft'ge Bahn;
Unter dir hin-zucken Blitze,
Tobt ein wüthender Orkan;
Doch du selber stehst im Licht,
Mit verklärtem Angesicht.

Bald auch aus der Nebelhülle
Taucht empor Gefilst und Thal,
In erneuter Segensfülle
Schwelgt der abendliche Strahl.
Froh erstaunet blickst du nieder,
Denn die Erde lächelt wieder.

Digitized by Google

Bank, die sich nicht bereit erklärt, ihre Kapitalien zu den Bedingungen der Reichsregierung zur Verfügung zu stellen, wird sich dem Vorwurf aussetzen müssen, daß sie ihre Mittel nicht im Interesse der Volkswirtschaft verwendet.

Dr. Hjalmar Schacht.

Berlin, den 16. November 1936.

Der Reichsminister für Wirtschaft hat mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, daß er sich mit Ihrem Vorschlag einverstanden erklärt, die Kapitalien der Sparkassen zu den Bedingungen der Reichsregierung zur Verfügung zu stellen.

Im Auftrag: Dr. Landfermann.

An die Sparkassen.

Berlin, den 16. November 1936.

Der Reichsminister für Wirtschaft hat mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, daß er sich mit Ihrem Vorschlag einverstanden erklärt, die Kapitalien der Sparkassen zu den Bedingungen der Reichsregierung zur Verfügung zu stellen.

Im Auftrag: Dr. Landfermann.

An die Sparkassen.

Berlin, den 16. November 1936.

Der Reichsminister für Wirtschaft hat mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, daß er sich mit Ihrem Vorschlag einverstanden erklärt, die Kapitalien der Sparkassen zu den Bedingungen der Reichsregierung zur Verfügung zu stellen.

Im Auftrag: Dr. Landfermann.

An die Sparkassen.

Berlin, den 16. November 1936.

Der Reichsminister für Wirtschaft hat mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, daß er sich mit Ihrem Vorschlag einverstanden erklärt, die Kapitalien der Sparkassen zu den Bedingungen der Reichsregierung zur Verfügung zu stellen.

Im Auftrag: Dr. Landfermann.

An die Sparkassen.

Berlin, den 16. November 1936.

Der Reichsminister für Wirtschaft hat mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, daß er sich mit Ihrem Vorschlag einverstanden erklärt, die Kapitalien der Sparkassen zu den Bedingungen der Reichsregierung zur Verfügung zu stellen.

Im Auftrag: Dr. Landfermann.

An die Sparkassen.

Berlin, den 16. November 1936.

Der Reichsminister für Wirtschaft hat mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, daß er sich mit Ihrem Vorschlag einverstanden erklärt, die Kapitalien der Sparkassen zu den Bedingungen der Reichsregierung zur Verfügung zu stellen.

Im Auftrag: Dr. Landfermann.

An die Sparkassen.

Berlin, den 16. November 1936.

Der Reichsminister für Wirtschaft hat mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, daß er sich mit Ihrem Vorschlag einverstanden erklärt, die Kapitalien der Sparkassen zu den Bedingungen der Reichsregierung zur Verfügung zu stellen.

Im Auftrag: Dr. Landfermann.

An die Sparkassen.

Berlin, den 16. November 1936.

Der Reichsminister für Wirtschaft hat mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, daß er sich mit Ihrem Vorschlag einverstanden erklärt, die Kapitalien der Sparkassen zu den Bedingungen der Reichsregierung zur Verfügung zu stellen.

Im Auftrag: Dr. Landfermann.

An die Sparkassen.

Berlin, den 16. November 1936.

Der Reichsminister für Wirtschaft hat mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, daß er sich mit Ihrem Vorschlag einverstanden erklärt, die Kapitalien der Sparkassen zu den Bedingungen der Reichsregierung zur Verfügung zu stellen.

Im Auftrag: Dr. Landfermann.

An die Sparkassen.

Berlin, den 16. November 1936.

Der Reichsminister für Wirtschaft hat mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, daß er sich mit Ihrem Vorschlag einverstanden erklärt, die Kapitalien der Sparkassen zu den Bedingungen der Reichsregierung zur Verfügung zu stellen.

Im Auftrag: Dr. Landfermann.

An die Sparkassen.

sich über den Verlierenden lustig; allermittelst dreht er sich um und stößt ein Glas vom Tische. An's Comptoir zu gehen und fünf Sous für das zerbrochene Glas zu zahlen, lohnte sich der Mühe nicht, er spielt also um die unglücklichen fünf Sous eine Partie Domino; er verliert die erste, die zweite, die dritte und so fort, bis ihn nach Verlauf von zwei Stunden das Glas auf 125 Franken zu stehen kommt.

Im Allgemeinen ist das ganze linke Seineufer, das Quartier latin sowohl als der Faubourg Saint Germain, schlecht mit Kaffeehäusern versehen. Desto zahlreicher dagegen sind daselbst die Estaminets, Orte, wo geraucht wird, wie das Dictionnär der französischen Akademie erklärt. Der Student vergöttert bekanntlich die Freiheit unter allen Formen und Gestalten; er liebt sie vorzugsweise unter dem Sinnbild des Tabaksdampfes, und deßwegen behagen ihm die schlechten Estaminets besser als die eleganten Kaffeehäuser, wo die Cigarre streng verpönt ist und auch nicht leicht Credit (de l'oeil *) gegeben wird. Die besseren Kaffeehäuser des Lateinerlandes außer dem Café Procope sind das Café Molière, an der Ecke der Odonstraße, berühmt durch seine schöne Wirthin, und das Café Voltaire am entgegengesetzten Ende derselben Straße. Das Café Desmares in der Rue du Bac, an der Ecke der Rue de Lille, ist das aristokratische Kaffeehaus des Faubourg Saint Germain, welches von den Deputirten der äußersten Rechten viel besucht wird.

Das Palais-royal, dieser Lieblingsaufenthalt der Fremden, hat natürlich zahlreiche und glänzende Kaffeehäuser unter seinen Arkaden aufblühen sehen; man ist nur verlegen, welches man besuchen soll. Das Café de Foi, das Café Corazza in der Galerie Montpensier, das Café de Chartres und Café Lemblin in der Galerie de Chartres, das Café Valois in der Galerie gleiches Namens, und das Café d'Orleans in der neuen Glasgalerie überbieten sich gegenseitig an Pracht und Vergoldungen. Vor fünfzehn bis zwanzig Jahren hatten sich die damals so heftig aufgeregten politischen Leidenschaften der Kaffeehäuser des Palais-royal bemächtigt, und mehrere derselben waren Parteisammelplätze geworden, wo man sich in Diskussionen erhizte und bisweilen Schlachten lieferte. Das Café Valois wurde vorzugsweise von den Aristokraten, das Café Lemblin dagegen meist von Liberalen besucht. Gegenwärtig sind alle diese Categorien verschwunden; nur das Café de Foi unterscheidet sich von allen übrigen dadurch, daß es die Sitte des Dominospielens ganz verbannt hat und bei guter Jahreszeit Stühle und Tische unter die Bäume des Gartens stellt, wo sich Sommers nach dem Mittagessen eine ansehnliche Gesellschaft versammelt, deren Majorität aus Rauchern besteht. Für das Recht, im Garten serviren und Stühle vermiethen zu dürfen, zahlt der Eigenthümer des Café Foi 30,000 Fr.; dazu rechne man noch die 15,000 Fr. Miethe für die drei Arkaden, welche sein Kaffeehaus einnimmt. Trotz dieser hohen Pacht und aller übrigen Ausgaben muß die Anstalt dennoch einen schönen Vortheil abwerfen, da seine Fonds neulich für eine halbe Million verkauft worden sind. Der alte Eigenthümer besaß in hohem Grade das Vertrauen des Pariser Publikums, und war wegen seiner höflichen Manieren bei allen Gästen sehr beliebt. Man erzählt sich von ihm mehrere Anekdoten, unter andern folgende. Eines Tags zeigte ihm ein Garçon an, daß ein sehr elegant gekleideter Herr ein silbernes Couvert in die Tasche gesteckt habe; er verbietet dem Kellner, sich das Geringste merken zu lassen, und begnügt sich, ganz einfach auf der Rechnung des Gastes anzumerken: un couvert d'argent que Monsieur a mis dans la poche: 50 Fr. Der fashionable Dieb zahlte ohne Umstände und ließ sich nie wieder blicken.

Eine besondere Schattirung hat das Café de la Régence. Es liegt an der Ecke der Rue St. Honoré und des Platzes vor dem Palais-royal, und verdankt seinen großen Ruf weniger der Vortrefflichkeit seiner Einrichtung, als der Vortrefflichkeit seiner Schachspieler, welche hier aus allen Theilen der Hauptstadt seit vielen Jahren zusammenkommen. Die fünf oder sechs Tische links vom Eingang sind für immer von den Schachspielern belegt, und es wird Niemanden einfallen, sich dahin zu setzen, selbst wenn auch an den andern Tischen kein Platz mehr wäre. Hier herrscht immer feierliche Stille, und wenn man daselbst frühstückt, wird man beim Lesen der Journale nicht durch das ewige Geklapper der Dominosteine gestört. In diesem Kaffeehause pflegte der große Philidor jeden Abend seine Schachpartie zu spielen; man zeigt noch den Platz, wo jener in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Mann den König und die Bauern manövriren ließ. Der Sammelplatz der Damenbrettspieler ist das Café Manoury am Pont-neuf auf dem Quai de l'Ecole.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Der französische Student sagt: j'ai l'oeil ici, was gerade so viel heißen will, als wenn der deutsche Musensohn sagt: ich habe hier Pump. Der französische Ausdruck kommt daher, weil man beim Herausgehen der Comptoirdame mit den Augen zuwinkt, daß sie die Zeche in's Buch schreiben soll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

(Beschluß.)

Dreierlei Industrie. Befriedigung der Schaulust.

Doch zur Hauptsache zurück. Noch eine Menge anderer Hunde legen sich auf das Vagabundiren, und setzen sich lieber den polizeilichen Verfolgungen aus, als daß sie von selbst zu einem ehrlichen Broderwerbe griffen. Daher nimmt es,

Digitized by Google

the current value after the change. The first line of the display contains the name of the variable. The second line contains the value before the change. The third line contains the value after the change. The fourth line contains the name of the variable. The fifth line contains the value before the change. The sixth line contains the value after the change. The seventh line contains the name of the variable. The eighth line contains the value before the change. The ninth line contains the value after the change. The tenth line contains the name of the variable. The eleventh line contains the value before the change. The twelfth line contains the value after the change. The thirteenth line contains the name of the variable. The fourteenth line contains the value before the change. The fifteenth line contains the value after the change. The sixteenth line contains the name of the variable. The seventeenth line contains the value before the change. The eighteenth line contains the value after the change. The nineteenth line contains the name of the variable. The twentieth line contains the value before the change. The twenty-first line contains the value after the change. The twenty-second line contains the name of the variable. The twenty-third line contains the value before the change. The twenty-fourth line contains the value after the change. The twenty-fifth line contains the name of the variable. The twenty-sixth line contains the value before the change. The twenty-seventh line contains the value after the change. The twenty-eighth line contains the name of the variable. The twenty-ninth line contains the value before the change. The thirtieth line contains the value after the change. The thirty-first line contains the name of the variable. The thirty-second line contains the value before the change. The thirty-third line contains the value after the change. The thirty-fourth line contains the name of the variable. The thirty-fifth line contains the value before the change. The thirty-sixth line contains the value after the change. The thirty-seventh line contains the name of the variable. The thirty-eighth line contains the value before the change. The thirty-ninth line contains the value after the change. The fortieth line contains the name of the variable. The forty-first line contains the value before the change. The forty-second line contains the value after the change. The forty-third line contains the name of the variable. The forty-fourth line contains the value before the change. The forty-fifth line contains the value after the change. The forty-sixth line contains the name of the variable. The forty-seventh line contains the value before the change. The forty-eighth line contains the value after the change. The forty-ninth line contains the name of the variable. The fiftieth line contains the value before the change. The fifty-first line contains the value after the change. The fifty-second line contains the name of the variable. The fifty-third line contains the value before the change. The fifty-fourth line contains the value after the change. The fifty-fifth line contains the name of the variable. The fifty-sixth line contains the value before the change. The fifty-seventh line contains the value after the change. The fifty-eighth line contains the name of the variable. The fifty-ninth line contains the value before the change. The sixtieth line contains the value after the change. The sixty-first line contains the name of the variable. The sixty-second line contains the value before the change. The sixty-third line contains the value after the change. The sixty-fourth line contains the name of the variable. The sixty-fifth line contains the value before the change. The sixty-sixth line contains the value after the change. The sixty-seventh line contains the name of the variable. The sixty-eighth line contains the value before the change. The sixty-ninth line contains the value after the change. The seventieth line contains the name of the variable. The seventy-first line contains the value before the change. The seventy-second line contains the value after the change. The seventy-third line contains the name of the variable. The seventy-fourth line contains the value before the change. The seventy-fifth line contains the value after the change. The seventy-sixth line contains the name of the variable. The seventy-seventh line contains the value before the change. The seventy-eighth line contains the value after the change. The seventy-ninth line contains the name of the variable. The eightieth line contains the value before the change. The eighty-first line contains the value after the change. The eighty-second line contains the name of the variable. The eighty-third line contains the value before the change. The eighty-fourth line contains the value after the change. The eighty-fifth line contains the name of the variable. The eighty-sixth line contains the value before the change. The eighty-seventh line contains the value after the change. The eighty-eighth line contains the name of the variable. The eighty-ninth line contains the value before the change. The ninetieth line contains the value after the change. The ninety-first line contains the name of the variable. The ninety-second line contains the value before the change. The ninety-third line contains the value after the change. The ninety-fourth line contains the name of the variable. The ninety-fifth line contains the value before the change. The ninety-sixth line contains the value after the change. The ninety-seventh line contains the name of the variable. The ninety-eighth line contains the value before the change. The ninety-ninth line contains the value after the change. The one hundredth line contains the name of the variable. The one hundred and first line contains the value before the change. The one hundred and second line contains the value after the change. The one hundred and third line contains the name of the variable. The one hundred and fourth line contains the value before the change. The one hundred and fifth line contains the value after the change. The one hundred and sixth line contains the name of the variable. The one hundred and seventh line contains the value before the change. The one hundred and eighth line contains the value after the change. The one hundred and ninth line contains the name of the variable. The one hundred and tenth line contains the value before the change. The one hundred and eleventh line contains the value after the change. The one hundred and twelfth line contains the name of the variable. The one hundred and thirteenth line contains the value before the change. The one hundred and fourteenth line contains the value after the change. The one hundred and fifteenth line contains the name of the variable. The one hundred and sixteenth line contains the value before the change. The one hundred and seventeenth line contains the value after the change. The one hundred and eighteenth line contains the name of the variable. The one hundred and nineteenth line contains the value before the change. The one hundred and twentieth line contains the value after the change. The one hundred and twenty-first line contains the name of the variable. The one hundred and twenty-second line contains the value before the change. The one hundred and twenty-third line contains the value after the change. The one hundred and twenty-fourth line contains the name of the variable. The one hundred and twenty-fifth line contains the value before the change. The one hundred and twenty-sixth line contains the value after the change. The one hundred and twenty-seventh line contains the name of the variable. The one hundred and twenty-eighth line contains the value before the change. The one hundred and twenty-ninth line contains the value after the change. The one hundred and thirtieth line contains the name of the variable. The one hundred and thirty-first line contains the value before the change. The one hundred and thirty-second line contains the value after the change. The one hundred and thirty-third line contains the name of the variable. The one hundred and thirty-fourth line contains the value before the change. The one hundred and thirty-fifth line contains the value after the change. The one hundred and thirty-sixth line contains the name of the variable. The one hundred and thirty-seventh line contains the value before the change. The one hundred and thirty-eighth line contains the value after the change. The one hundred and thirty-ninth line contains the name of the variable. The one hundred and fortieth line contains the value before the change. The one hundred and forty-first line contains the value after the change. The one hundred and forty-second line contains the name of the variable. The one hundred and forty-third line contains the value before the change. The one hundred and forty-fourth line contains the value after the change. The one hundred and forty-fifth line contains the name of the variable. The one hundred and forty-sixth line contains the value before the change. The one hundred and forty-seventh line contains the value after the change. The one hundred and forty-eighth line contains the name of the variable. The one hundred and forty-ninth line contains the value before the change. The one hundred and fiftieth line contains the value after the change. The one hundred and fifty-first line contains the name of the variable. The one hundred and fifty-second line contains the value before the change. The one hundred and fifty-third line contains the value after the change. The one hundred and fifty-fourth line contains the name of the variable. The one hundred and fifty-fifth line contains the value before the change. The one hundred and fifty-sixth line contains the value after the change. The one hundred and fifty-seventh line contains the name of the variable. The one hundred and fifty-eighth line contains the value before the change. The one hundred and fifty-ninth line contains the value after the change. The one hundred and sixtieth line contains the name of the variable. The one hundred and sixty-first line contains the value before the change. The one hundred and sixty-second line contains the value after the change. The one hundred and sixty-third line contains the name of the variable. The one hundred and sixty-fourth line contains the value before the change. The one hundred and sixty-fifth line contains the value after the change. The one hundred and sixty-sixth line contains the name of the variable. The one hundred and sixty-seventh line contains the value before the change. The one hundred and sixty-eighth line contains the value after the change. The one hundred and sixty-ninth line contains the name of the variable. The one hundred and seventieth line contains the value before the change. The one hundred and seventy-first line contains the value after the change. The one hundred and seventy-second line contains the name of the variable. The one hundred and seventy-third line contains the value before the change. The one hundred and seventy-fourth line contains the value after the change. The one hundred and seventy-fifth line contains the name of the variable. The one hundred and seventy-sixth line contains the value before the change. The one hundred and seventy-seventh line contains the value after the change. The one hundred and seventy-eighth line contains the name of the variable. The one hundred and seventy-ninth line contains the value before the change. The one hundred and eightieth line contains the value after the change. The one hundred and eighty-first line contains the name of the variable. The one hundred and eighty-second line contains the value before the change. The one hundred and eighty-third line contains the value after the change. The one hundred and eighty-fourth line contains the name of the variable. The one hundred and eighty-fifth line contains the value before the change. The one hundred and eighty-sixth line contains the value after the change. The one hundred and eighty-seventh line contains the name of the variable. The one hundred and eighty-eighth line contains the value before the change. The one hundred and eighty-ninth line contains the value after the change. The one hundred and ninetieth line contains the name of the variable. The one hundred and ninety-first line contains the value before the change. The one hundred and ninety-second line contains the value after the change. The one hundred and ninety-third line contains the name of the variable. The one hundred and ninety-fourth line contains the value before the change. The one hundred and ninety-fifth line contains the value after the change. The one hundred and ninety-sixth line contains the name of the variable. The one hundred and ninety-seventh line contains the value before the change. The one hundred and ninety-eighth line contains the value after the change. The one hundred and ninety-ninth line contains the name of the variable. The two hundredth line contains the value before the change. The two hundred and first line contains the value after the change. The two hundred and second line contains the name of the variable. The two hundred and third line contains the value before the change. The two hundred and fourth line contains the value after the change. The two hundred and fifth line contains the name of the variable. The two hundred and sixth line contains the value before the change. The two hundred and seventh line contains the value after the change. The two hundred and eighth line contains the name of the variable. The two hundred and ninth line contains the value before the change. The two hundred and tenth line contains the value after the change. The two hundred and eleventh line contains the name of the variable. The two hundred and twelfth line contains the value before the change. The two hundred and thirteenth line contains the value after the change. The two hundred and fourteenth line contains the name of the variable. The two hundred and fifteenth line contains the value before the change. The two hundred and sixteenth line contains the value after the change. The two hundred and seventeenth line contains the name of the variable. The two hundred and eighteenth line contains the value before the change. The two hundred and nineteenth line contains the value after the change. The two hundred and twentieth line contains the name of the variable. The two hundred and twenty-first line contains the value before the change. The two hundred and twenty-second line contains the value after the change. The two hundred and twenty-third line contains the name of the variable. The two hundred and twenty-fourth line contains the value before the change. The two hundred and twenty-fifth line contains the value after the change. The two hundred and twenty-sixth line contains the name of the variable. The two hundred and twenty-seventh line contains the value before the change. The two hundred and twenty-eighth line contains the value after the change. The two hundred and twenty-ninth line contains the name of the variable. The two hundred and thirtieth line contains the value before the change. The two hundred and thirty-first line contains the value after the change. The two hundred and thirty-second line contains the name of the variable. The two hundred and thirty-third line contains the value before the change. The two hundred and thirty-fourth line contains the value after the change. The two hundred and thirty-fifth line contains the name of the variable. The two hundred and thirty-sixth line contains the value before the change. The two hundred and thirty-seventh line contains the value after the change. The two hundred and thirty-eighth line contains the name of the variable. The two hundred and thirty-ninth line contains the value before the change. The two hundred and fortieth line contains the value after the change. The two hundred and forty-first line contains the name of the variable. The two hundred and forty-second line contains the value before the change. The two hundred and forty-third line contains the value after the change. The two hundred and forty-fourth line contains the name of the variable. The two hundred and forty-fifth line contains the value before the change. The two hundred and forty-sixth line contains the value after the change. The two hundred and forty-seventh line contains the name of the variable. The two hundred and forty-eighth line contains the value before the change. The two hundred and forty-ninth line contains the value after the change. The two hundred and fiftieth line contains the name of the variable. The two hundred and fifty-first line contains the value before the change. The two hundred and fifty-second line contains the value after the change. The two hundred and fifty-third line contains the name of the variable. The two hundred and fifty-fourth line contains the value before the change. The two hundred and fifty-fifth line contains the value after the change. The two hundred and fifty-sixth line contains the name of the variable. The two hundred and fifty-seventh line contains the value before the change. The two hundred and fifty-eighth line contains the value after the change. The two hundred and fifty-ninth line contains the name of the variable. The two hundred and sixtieth line contains the value before the change. The two hundred and sixty-first line contains the value after the change. The two hundred and sixty-second line contains the name of the variable. The two hundred and sixty-third line contains the value before the change. The two hundred and sixty-fourth line contains the value after the change. The two hundred and sixty-fifth line contains the name of the variable. The two hundred and sixty-sixth line contains the value before the change. The two hundred and sixty-seventh line contains the value after the change. The two hundred and sixty-eighth line contains the name of the variable. The two hundred and sixty-ninth line contains the value before the change. The two hundred and seventieth line contains the value after the change. The two hundred and seventy-first line contains the name of the variable. The two hundred and seventy-second line contains the value before the change. The two hundred and seventy-third line contains the value after the change. The two hundred and seventy-fourth line contains the name of the variable. The two hundred and seventy-fifth line contains the value before the change. The two hundred and seventy-sixth line contains the value after the change. The two hundred and seventy-seventh line contains the name of the variable. The two hundred and seventy-eighth line contains the value before the change. The two hundred and seventy-ninth line contains the value after the change. The two hundred and eightieth line contains the name of the variable. The two hundred and eighty-first line contains the value before the change. The two hundred and eighty-second line contains the value after the change. The two hundred and eighty-third line contains the name of the variable. The two hundred and eighty-fourth line contains the value before the change. The two hundred and eighty-fifth line contains the value after the change. The two hundred and eighty-sixth line contains the name of the variable. The two hundred and eighty-seventh line contains the value before the change. The two hundred and eighty-eighth line contains the value after the change. The two hundred and eighty-ninth line contains the name of the variable. The two hundred and ninetieth line contains the value before the change. The two hundred and ninety-first line contains the value after the change. The two hundred and ninety-second line contains the name of the variable. The two hundred and ninety-third line contains the value before the change. The two hundred and ninety-fourth line contains the value after the change. The two hundred and ninety-fifth line contains the name of the variable. The two hundred and ninety-sixth line contains the value before the change. The two hundred and ninety-seventh line contains the value after the change. The two hundred and ninety-eighth line contains the name of the variable. The two hundred and ninety-ninth line contains the value before the change. The three hundredth line contains the value after the change. The three hundred and first line contains the name of the variable. The three hundred and second line contains the value before the change. The three hundred and third line contains the value after the change. The three hundred and fourth line contains the name of the variable. The three hundred and fifth line contains the value before the change. The three hundred and sixth line contains the value after the change. The three hundred and seventh line contains the name of the variable. The three hundred and eighth line contains the value before the change. The three hundred and ninth line contains the value after the change. The three hundred and tenth line contains the name of the variable. The three hundred and eleventh line contains the value before the change. The three hundred and twelfth line contains the value after the change. The three hundred and thirteenth line contains the name of the variable. The three hundred and fourteenth line contains the value before the change. The three hundred and fifteenth line contains the value after the change. The three hundred and sixteenth line contains the name of the variable. The three hundred and seventeenth line contains the value before the change. The three hundred and eighteenth line contains the value after the change. The three hundred and nineteenth line contains the name of the variable. The three hundred and twentieth line contains the value before the change. The three hundred and twenty-first line contains the value after the change. The three hundred and twenty-second line contains the name of the variable. The three hundred and twenty-third line contains the value before the change. The three hundred and twenty-fourth line contains the value after the change. The three hundred and twenty-fifth line contains the name of the variable. The three hundred and twenty-sixth line contains the value before the change. The three hundred and twenty-seventh line contains the value after the change. The three hundred and twenty-eighth line contains the name of the variable. The three hundred and twenty-ninth line contains the value before the change. The three hundred and thirtieth line contains the value after the change. The three hundred and thirty-first line contains the name of the variable. The three hundred and thirty-second line contains the value before the change. The three hundred and thirty-third line contains the value after the change. The three hundred and thirty-fourth line contains the name of the variable. The three hundred and thirty-fifth line contains the value before the change. The three hundred and thirty-sixth line contains the value after the change. The three hundred and thirty-seventh line contains the name of the variable. The three hundred and thirty-eighth line contains the value before the change. The three hundred and thirty-ninth line contains the value after the change. The three hundred and fortieth line contains the name of the variable. The three hundred and forty-first line contains the value before the change. The three hundred and forty-second line contains the value after the change. The three hundred and forty-third line contains the name of the variable. The three hundred and forty-fourth line contains the value before the change. The three hundred and forty-fifth line contains the value after the change. The three hundred and forty-sixth line contains the name of the variable. The three hundred and forty-seventh line contains the value before the change. The three hundred and forty-eighth line contains the value after the change. The three hundred and forty-ninth line contains the name of the variable. The three hundred and fiftieth line contains the value before the change. The three hundred and fifty-first line contains the value after the change. The three hundred and fifty-second line contains the name of the variable. The three hundred and fifty-third line contains the value before the change. The three hundred and fifty-fourth line contains the value after the change. The three hundred and fifty-fifth line contains the name of the variable. The three hundred and fifty-sixth line contains the value before the change. The three hundred and fifty-seventh line contains the value after the change. The three hundred and fifty-eighth line contains the name of the variable. The three hundred and fifty-ninth line contains the value before the change. The three hundred and sixtieth line contains the value after the change. The three hundred and sixty-first line contains the name of the variable. The three hundred and sixty-second line contains the value before the change. The three hundred and sixty-third line contains the value after the change. The three hundred and sixty-fourth line contains the name of the variable. The three hundred and sixty-fifth line contains the value before the change. The three hundred and sixty-sixth line contains the value after the change. The three hundred and sixty-seventh line contains the name of the variable. The three hundred and sixty-eighth line contains the value before the change. The three hundred and sixty-ninth line contains the value after the change. The three hundred and seventieth line contains the name of the variable. The three hundred and seventy-first line contains the value before the change. The three hundred and seventy-second line contains the value after the change. The three hundred and seventy-third line contains the name of the variable. The three hundred and seventy-fourth line contains the value before the change. The three hundred and seventy-fifth line contains the value after the change. The three hundred and seventy-sixth line contains the name of the variable. The three hundred and seventy-seventh line contains the value before the change. The three hundred and seventy-eighth line contains the value after the change. The three hundred and seventy-ninth line contains the name of the variable. The three hundred and eightieth line contains the value before the change. The three hundred and eighty-first line contains the value after the change. The three hundred and eighty-second line contains the name of the variable. The three hundred and eighty-third line contains the value before the change. The three hundred and eighty-fourth line contains the value after the change. The three hundred and eighty-fifth line contains the name of the variable. The three hundred and eighty-sixth line contains the value before the change. The three hundred and eighty-seventh line contains the value after the change. The three hundred and eighty-eighth line contains the name of the variable. The three hundred and eighty-ninth line contains the value before the change. The three hundred and ninetieth line contains the value after the change. The three hundred and ninety-first line contains the name of the variable. The three hundred and ninety-second line contains the value before the change. The three hundred and ninety-third line contains the value after the change. The three hundred and ninety-fourth line contains the name of the variable. The three hundred and ninety-fifth line contains the value before the change. The three hundred and ninety-sixth line contains the value after the change. The three hundred and ninety-seventh line contains the name of the variable. The three hundred and ninety-eighth line contains the value before the change. The three hundred and ninety-ninth line contains the value after the change. The four hundredth line contains the name of the variable. The four hundred and first line contains the value before the change. The four hundred and second line contains the value after the change. The four hundred and third line contains the name of the variable. The four hundred and fourth line contains the value before the change. The four hundred and fifth line contains the value after the change. The four hundred and sixth line contains the name of the variable. The four hundred and seventh line contains the value before the change. The four hundred and eighth line contains the value after the change. The four hundred and ninth line contains the name of the variable. The four hundred and tenth line contains the value before the change. The four hundred and eleventh line contains the value after the change. The four hundred and twelfth line contains the name of the variable. The four hundred and thirteenth line contains the value before the change. The four hundred and fourteenth line contains the value after the change. The four hundred and fifteenth line contains the name of the variable. The four hundred and sixteenth line contains the value before the change. The four hundred and seventeenth line contains the value after the change. The four hundred and eighteenth line contains the name of the variable. The four hundred and nineteenth line contains the value before the change. The four hundred and twentieth line contains the value after the change. The four hundred and twenty-first line contains the name of the variable. The four hundred and twenty-second line contains the value before the change. The four hundred and twenty-third line contains the value after the change. The four hundred and twenty-fourth line contains the name of the variable. The four hundred and twenty-fifth line contains the value before the change. The four hundred and twenty-sixth line contains the value after the change. The four hundred and twenty-seventh line contains the name of the variable. The four hundred and twenty-eighth line contains the value before the change. The four hundred and twenty-ninth line contains the value after the change. The four hundred and thirtieth line contains the name of the variable. The four hundred and thirty-first line contains the value before the change. The four hundred and thirty-second line contains the value after the change. The four hundred and thirty-third line contains the name of the variable. The four hundred and thirty-fourth line contains the value before the change. The four hundred and thirty-fifth line contains the value after the change. The four hundred and thirty-sixth line contains the name of the variable. The four hundred and thirty-seventh line contains the value before the change. The four hundred and thirty-eighth line contains the value after the change. The four hundred and thirty-ninth line contains the name of the variable. The four hundred and fortieth line contains the value before the change. The four hundred and forty-first line contains the value after the change. The four hundred and forty-second line contains the name of the variable. The four hundred and forty-third line contains the value before the change. The four hundred and forty-fourth line contains the value after the change. The four hundred and forty-fifth line contains the name of the variable. The four hundred and forty-sixth line contains the value before the change. The four hundred and forty-seventh line contains the value after the change. The four hundred and forty-eighth line contains the name of the variable. The four hundred and forty-ninth line contains the value before the change. The four hundred and fiftieth line contains the value after the change. The four hundred and fifty-first line contains the name of the variable. The four hundred and fifty-second line contains the value before the change. The four hundred and fifty-third line contains the value after the change. The four hundred and fifty-fourth line contains the name of the variable. The four hundred and fifty-fifth line contains the value before the change. The four hundred and fifty-sixth line contains the value after the change. The four hundred and fifty-seventh line contains the name of the variable. The four hundred and fifty-eighth line contains the value before the change. The four hundred and fifty-ninth line contains the value after the change. The four hundred and sixtieth line contains the name of the variable. The four hundred and sixty-first line contains the value before the change. The four hundred and sixty-second line contains the value after the change. The four hundred and sixty-third line contains the name of the variable. The four hundred and sixty-fourth line contains the value before the change. The four hundred and sixty-fifth line contains the value after the change. The four hundred and sixty-sixth line contains the name of the variable. The four hundred and sixty-seventh line contains the value before the change. The four hundred and sixty-eighth line contains the value after the change. The four hundred and sixty-ninth line contains the name of the variable. The four hundred and seventieth line contains the value before the change. The four hundred and seventy-first line contains the value after the change. The four hundred and seventy-second line contains the name of the variable. The four hundred and seventy-third line contains the value before the change. The four hundred and seventy-fourth line contains the value after the change. The four hundred and seventy-fifth line contains the name of the variable. The four hundred and seventy-sixth line contains the value before the change. The four hundred and seventy-seventh line contains the value after the change. The four hundred and seventy-eighth line contains the name of the variable. The four hundred and seventy-ninth line contains the value before the change. The four hundred and eightieth line contains the value after the change. The four hundred and eighty-first line contains the name of the variable. The four hundred and eighty-second line contains the value before the change. The four hundred and eighty-third line contains the value after the change. The four hundred and eighty-fourth line contains the name of the variable. The four hundred and eighty-fifth line contains the value before the change. The four hundred and eighty-sixth line contains the value after the change. The four hundred and eighty-seventh line contains the name of the variable. The four hundred and eighty-eighth line contains the value before the change. The four hundred and eighty-ninth line contains the value after the change. The four hundred and ninetieth line contains the name of the variable. The four hundred and ninety-first line contains the value before the change. The four hundred and ninety-second line contains the value after the change. The four hundred and ninety-third line contains the name of the variable. The four hundred and ninety-fourth line contains the value before the change. The four hundred and ninety-fifth line contains the value after the change. The four hundred and ninety-sixth line contains the name of the variable. The four hundred and ninety-seventh line contains the value before the change. The four hundred and ninety-eighth line contains the value after the change. The four hundred and ninety-ninth line contains the name of the variable. The five hundredth line contains the value before the change. The five hundred and first line contains the value after the change. The five hundred and second line contains the name of the variable. The five hundred and third line contains the value before the change. The five hundred and fourth line contains the value after the change. The five hundred and fifth line contains the name of the variable. The five hundred and sixth line contains the value before the change. The five hundred and seventh line contains the value after the change. The five hundred and eighth line contains the name of the variable. The five hundred and ninth line contains the value before the change. The five hundred and tenth line contains the value after the change. The five hundred and eleventh line contains the name of the variable. The five hundred and twelfth line contains the value before the change. The five hundred and thirteenth line contains the value after the change. The five hundred and fourteenth line contains the name of the variable. The five hundred and fifteenth line contains the value before the change. The five hundred and sixteenth line contains the value after the change. The five hundred and seventeenth line contains the name of the variable. The five hundred and eighteenth line contains the value before the change. The five hundred and nineteenth line contains the value after the change. The five hundred and twentieth line contains the name of the variable. The five hundred and twenty-first line contains the value before the change. The five hundred and twenty-second line contains the value after the change. The five hundred and twenty-third line contains the name of the variable. The five hundred and twenty-fourth line contains the value before the change. The five hundred and twenty-fifth line contains the value after the change. The five hundred and twenty-sixth line contains the name of the variable. The five hundred and twenty-seventh line contains the value before the change. The five hundred and twenty-eighth line contains the value after the change. The five hundred and twenty-ninth line contains the name of the variable. The five hundred and thirtieth line contains the value before the change. The five hundred and thirty-first line contains the value after the change. The five hundred and thirty-second line contains the name of the variable. The five hundred and thirty-third line contains the value before the change. The five hundred and thirty-fourth line contains the value after the change. The five hundred and thirty-fifth line contains the name of the variable. The five hundred and thirty-sixth line contains the value before the change. The five hundred and thirty-seventh line contains the value after the change. The five hundred and thirty-eighth line contains the name of the variable. The five hundred and thirty-ninth line contains the value before the change. The five hundred and fortieth line contains the value after the change. The five hundred and forty-first line contains the name of the variable. The five hundred and forty-second line contains the value before the change. The five hundred and forty-third line contains the value after the change. The five hundred and forty-fourth line contains the name of the variable. The five hundred and forty-fifth line contains the value before the change. The five hundred and forty-sixth line contains the value after the change. The five hundred and forty-seventh line contains the name of the variable. The five hundred and forty-eighth line contains the value before the change. The five hundred and forty-ninth line contains the value after the change. The five hundred and fiftieth line contains the name of the variable. The five hundred and fifty-first line contains the value before the change. The five hundred and fifty-second line contains the value after the change. The five hundred and fifty-third line contains the name of the variable. The five hundred and fifty-fourth line contains the value before the change. The five hundred and fifty-fifth line contains the value after the change. The five hundred and fifty-sixth line contains the name of the variable. The five hundred and fifty-seventh line contains the value before the change. The five hundred and fifty-eighth line contains the value after the change. The five hundred and fifty-ninth line contains the name of the variable. The five hundred and sixtieth line contains the value before the change. The five hundred and sixty-first line contains the value after the change. The five hundred and sixty-second line contains the name of the variable. The five hundred and sixty-third line contains the value before the change. The five hundred and sixty-fourth line contains the value after the change. The five hundred and sixty-fifth line contains the name of the variable. The five hundred and sixty-sixth line contains the value before the change. The five hundred and sixty-seventh line contains the value after the change. The five hundred and sixty-eighth line contains the name of the variable. The five hundred and sixty-ninth line contains the value before the change. The five hundred and seventieth line contains the value after the change. The five hundred and seventy-first line contains the name of the variable. The five hundred and seventy-second line contains the value before the change. The five hundred and seventy-third line contains the value after the change. The five hundred and seventy-fourth line contains the name of the variable. The five hundred and seventy-fifth line contains the value before the change. The five hundred and seventy-sixth line contains the value after the change. The five hundred and seventy-seventh line contains the name of the variable. The five hundred and seventy-eighth line contains the value before the change. The five hundred and seventy-ninth line contains the value after the change. The five hundred and eightieth line contains the name of the variable. The five hundred and eighty-first line contains the value before the change. The five hundred and eighty-second line contains the value after the change. The five hundred and eighty-third line contains the name of the variable. The five hundred and eighty-fourth line contains the value before the change. The five hundred and eighty-fifth line contains the value after the change. The five hundred and eighty-sixth line contains the name of the variable. The five hundred and eighty-seventh line contains the value before the change. The five hundred and eighty-eighth line contains the value after the change. The five hundred and eighty-ninth line contains the name of the variable. The five hundred and ninetieth line contains the value before the change. The five hundred and ninety-first line contains the value after the change. The five hundred and ninety-second line contains the name of the variable. The five hundred and ninety-third line contains the value before the change. The five hundred and ninety-fourth line contains the value after the change. The five hundred and ninety-fifth line contains the name of the variable. The five hundred and ninety-sixth line contains the value before the change. The five hundred and ninety-seventh line contains the value after the change. The five hundred and ninety-eighth line contains the name of the variable. The five hundred and ninety-ninth line contains the value before the change. The six hundredth line contains the value after the change. The six hundred and first line contains the name of the variable. The six hundred and second line contains the value before the change. The six hundred and third line contains the value after the change. The six hundred and fourth line contains the name of the variable. The six hundred and fifth line contains the value before the change. The six hundred and sixth line contains the value after the change. The six hundred and seventh line contains the name of the variable. The six hundred and eighth line contains the value before the change. The six hundred and ninth line contains the value after the change. The six hundred and tenth line contains the name of the variable. The six hundred and eleventh line contains the value before the change. The six hundred and twelfth line contains the value after the change. The six hundred and thirteenth line contains the name of the variable. The six hundred and fourteenth line contains the value before the change. The six hundred and fifteenth line contains the value after the change. The six hundred and sixteenth line contains the name of the variable. The six hundred and seventeenth line contains the value before the change. The six hundred and eighteenth line contains the value after the change. The six hundred and nineteenth line contains the name of the variable. The six hundred and twentieth line contains the value before the change. The six hundred and twenty-first line contains the value after the change. The six hundred and twenty-second line contains the name of the variable. The six hundred and twenty-third line contains the value before the change. The six hundred and twenty-fourth line contains the value after the change. The six hundred and twenty-fifth line contains the name of the variable. The six hundred and twenty-sixth line contains the value before the change. The six hundred and twenty-seventh line contains the value after the change. The six hundred and twenty-eighth line contains the name of the variable. The six hundred and twenty-ninth line contains the value before the change. The six hundred and thirtieth line contains the value after the change. The six hundred and thirty-first line contains the name of the variable. The six hundred and thirty-second line contains the value before the change. The six hundred and thirty-third line contains the value after the change. The six hundred and thirty-fourth line contains the name of the variable. The six hundred and thirty-fifth line contains the value before the change. The six hundred and thirty-sixth line contains the value after the change. The six hundred and thirty-seventh line contains the name of the variable. The six hundred and thirty-eighth line contains the value before the change. The six hundred and thirty-ninth line contains the value after the change. The six hundred and fortieth line contains the name of the variable. The six hundred and forty-first line contains the value before the change. The six hundred and forty-second line contains the value after the change. The six hundred and forty-third line contains the name of the variable. The six hundred and forty-fourth line contains the value before the change. The six hundred and forty-fifth line contains the value after the change. The six hundred and forty-sixth line contains the name of the variable. The six hundred and forty-seventh line contains the value before the change. The six hundred and forty-eighth line contains the value after the change. The six hundred and forty-ninth line contains the name of the variable. The six hundred and fiftieth line contains the value before the change. The six hundred and fifty-first line contains the value after the change. The six hundred and fifty-second line contains the name of the variable. The six hundred and fifty-third line contains the value before the change. The six hundred and fifty-fourth line contains the value after the change. The six hundred and fifty-fifth line contains the name of the variable. The six hundred and fifty-sixth line contains the value before the change. The six hundred and fifty-seventh line contains the value after the change. The six hundred and fifty-eighth line contains the name of the variable. The six hundred and fifty-ninth line contains the value before the change. The six hundred and sixtieth line contains the value after the change. The six hundred and sixty-first line contains the name of the variable. The six hundred and sixty-second line contains the value before the change. The six hundred and sixty-third line contains the value after the change. The six hundred and sixty-fourth line contains the name of the variable. The six hundred and sixty-fifth line contains the value before the change. The six hundred and sixty-sixth line contains the value after the change. The six hundred and sixty-seventh line contains the name of the variable. The six hundred and sixty-eighth line contains the value before the change. The six hundred and sixty-ninth line contains the value after the change. The six hundred and seventieth line contains the name of the variable. The six hundred and seventy-first line contains the value before the change. The six hundred and seventy-second line contains the value after the change. The six hundred and seventy-third line contains the name of the variable. The six hundred and seventy-fourth line contains the value before the change. The six hundred and seventy-fifth line contains the value after the change. The six hundred and seventy-sixth line contains the name of the variable. The six hundred and seventy-seventh line contains the value before the change. The six hundred and seventy-eighth line contains the value after the change. The six hundred and seventy-ninth line contains the name of the variable. The six hundred and eightieth line contains the value before the change. The six hundred and eighty-first line contains the value after the change. The six hundred and eighty-second line contains the name of the variable. The six hundred and eighty-third line contains the value before the change. The six hundred and eighty-fourth line contains the value after the change. The six hundred and eighty-fifth line contains the name of the variable. The six hundred and eighty-sixth line contains the value before the change. The six hundred and eighty-seventh line contains the value after the change. The six hundred and eighty-eighth line contains the name of the variable. The six hundred and eighty-ninth line contains the value before the change. The six hundred and ninetieth line contains the value after the change. The six hundred and ninety-first line contains the name of the variable. The six hundred and ninety-second line contains the value before the change. The six hundred and ninety-third line contains the value after the change. The six hundred and ninety-fourth line contains the name of the variable. The six hundred and ninety-fifth line contains the value before the change. The six hundred and ninety-sixth line contains the value after the change. The six hundred and ninety-seventh line contains the name of the variable. The six hundred and ninety-eighth line contains the value before the change. The six hundred and ninety-ninth line contains the value after the change. The seven hundredth line contains the name of the variable. The seven hundred and first line contains the value before the change. The seven hundred and second line contains the value after the change. The seven hundred and third line contains the name of the variable. The seven hundred and fourth line contains the value before the change. The seven hundred and fifth line contains the value after the change. The seven hundred and sixth line contains the name of the variable. The seven hundred and seventh line contains the value before the change. The seven hundred and eighth line contains the value after the change. The seven hundred and ninth line contains the name of the variable. The seven hundred and tenth line contains the value before the change. The seven hundred and eleventh line contains the value after the change. The seven hundred and twelfth line contains the name of the variable. The seven hundred and thirteenth line contains the value before the change. The seven hundred and fourteenth line contains the value after the change. The seven hundred and fifteenth line contains the name of the variable. The seven hundred and sixteenth line contains the value before the change. The seven hundred and seventeenth line contains the value after the change. The seven hundred and eighteenth line contains the name of the variable. The seven hundred and nineteenth line contains the value before the change. The seven hundred and twentieth line contains the value after the change. The seven hundred and twenty-first line contains the name of the variable. The seven hundred and twenty-second line contains the value before the change. The seven hundred and twenty-third line contains the value after the change. The seven hundred and twenty-fourth line contains the name of the variable. The seven hundred and twenty-fifth line contains the value before the change. The seven hundred and twenty-sixth line contains the value after the change. The seven hundred and twenty-seventh line contains the name of the variable. The seven hundred and twenty-eighth line contains the value before the change. The seven hundred and twenty-ninth line contains the value after the change. The seven hundred and thirtieth line contains the name of the variable. The seven hundred and thirty-first line contains the value before the change. The seven hundred and thirty-second line contains the value after the change. The seven hundred and thirty-third line contains the name of the variable. The seven hundred and thirty-fourth line contains the value before the change. The seven hundred and thirty-fifth line contains the value after the change. The seven hundred and thirty-sixth line contains the name of the variable. The seven hundred and thirty-seventh line contains the value before the change. The seven hundred and thirty-eighth line contains the value after the change. The seven hundred and thirty-ninth line contains the name of the variable. The seven hundred and fortieth line contains the value before the change. The seven hundred and forty-first line contains the value after the change. The seven hundred and forty-second line contains the name of the variable. The seven hundred and forty-third line contains the value before the change. The seven hundred and forty-fourth line contains the value after the change. The seven hundred and forty-fifth line contains the name of the variable. The seven hundred and forty-sixth line contains the value before the change. The seven hundred and forty-seventh line contains the value after the change. The seven hundred and forty-eighth line contains the name of the variable. The seven hundred and forty-ninth line contains the value before the change. The seven hundred and fiftieth line contains the value after the change. The seven hundred and fifty-first line contains the name of the variable. The seven hundred and fifty-second line contains the value before the change. The seven hundred and fifty-third line contains the value after the change. The seven hundred and fifty-fourth line contains the name of the variable. The seven hundred and fifty-fifth line contains the value before the change. The seven hundred and fifty-sixth line contains the value after the change. The seven hundred and fifty-seventh line contains the name of the variable. The seven hundred and fifty-eighth line contains the value before the change. The seven hundred and fifty-ninth line contains the value after the change. The seven hundred and sixtieth line contains the name of the variable. The seven hundred and sixty-first line contains the value before the change. The seven hundred and sixty-second line contains the value after the change. The seven hundred and sixty-third line contains the name of the variable. The seven hundred and sixty-fourth line contains the value before the change. The seven hundred and sixty-fifth line contains the value after the change. The seven hundred and sixty-sixth line contains the name of the variable. The seven hundred and sixty-seventh line contains the value before the change. The seven hundred and sixty-eighth line contains the value after the change. The seven hundred and sixty-ninth line contains the name of the variable. The seven hundred and seventieth line contains the value before the change. The seven hundred and seventy-first line contains the value after the change. The seven hundred and seventy-second line contains the name of the variable. The seven hundred and seventy-third line contains the value before the change. The seven hundred and seventy-fourth line contains the value after the change. The seven hundred and seventy-fifth line contains the name of the variable. The seven hundred and seventy-sixth line contains the value before the change. The seven hundred and seventy-seventh line contains the value after the change. The seven hundred and seventy-eighth line contains the name of the variable. The seven hundred and seventy-ninth line contains the value before the change. The seven hundred and eightieth line contains the value after the change. The seven hundred and eighty-first line contains the name of the variable. The seven hundred and eighty-second line contains the value before the change. The seven hundred and eighty-third line contains the value after the change. The seven hundred and eighty-fourth line contains the name of the variable. The seven hundred and eighty-fifth line contains the value before the change. The seven hundred and eighty-sixth

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1837.

December.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgen-Blatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jezt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen lezterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesezt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Lieder aus dem Berner Oberlande, von Ludwig Seeger. 291. — 297.
Der sterbende König, von Mayerath. 307.
Abbitte, an die Mädchen, von L. Seeger. 310.

Räthsel.

Die Lüge. 288.

Erzählungen.

Nimia praecautio dolus, eine Criminalgeschichte von W. v. Chézy. 298 — 304.
Cosa rara, von C. Spindler. 305 — 312.

Reisen.

Atlantische Skizzen, von G. v. Herringen. 290 — 299.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Der Pauperismus, oder die große Frage der Zeit. 287—290.
Die Pariser Kaffeehäuser. 287 — 289.
Die Unsterblichkeit der Pflanze, von v. Martius. 292—296.
Die industrielle Mechanik unserer Zeit, von Dr. A. Poppe. 300 — 306.
Moden. 305. 306.
Ueber die Träume, von Bährlen. 308—312.

Korrespondenz.

Berlin. 292. 293. 294. 295. 296. — Frankfurt. 312. — London. 288. 289. 290. 291. 292. 293. — 303. 304. 305. 306. — 311. 312. — München. 291. — Neuchatel. 310. — Paris. 294. 295. 296. 297. 298. — 301. 302. 303. 304. — 307. 308. 309. — Prag. 298. 299. 300. — Rom. 299. 301. 303. — Stuttgart. 300. — Venedig. 287. 288. 289.

Kunst-Blatt.

Nro. 97.

Neue Kupferstiche. — Neuere Bauwerke in England. (Forts.) Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen.

Nro. 98.

Neuere Bauwerke in England. (Schluß.) — Neue Kupferstiche. (Schluß.) — Kunstausstellungen. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 99.

Der Fronton des Pantheons in Paris. — Sculptur. — Denkmäler. — Numismatik. — Stempelschneidekunst. — Malerei. — Musik. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Nro. 100.

Denkmale altdeutscher Bildschnitzerei in Oberungarn. — Restaurationen im Schloß von Fontainebleau. — Ausgrabungen und Alterthümer. — Preisbewerbungen. — Statistik der Kunst.

Digitized by Google

Nro. 101.

Restaurationen im Schloß von Fontainebleau. (Schluß.) — Nekrolog. Sigalon. — Technisches. — Persönliches. — Nekrolog.

Nro. 102.

Nekrolog. (Schluß.) — Nekrologe. — Kupferwerke. — Neue Kupferstiche und Lithographien. — Literatur. —

Nro. 103.

Archäologisches von den griechischen Inseln. — München. — Akademien und Vereine.

Nro. 104.

Ueber die Restauration des Bamberger Doms. — Neapel. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Dramatische Literatur. 8) Taschenbuch dramatischer Originalien, herausgeg. von Dr. Frank. — 9) Jucunde, dramatisches Taschenbuch von Karl Blum. — 10) Ein Theaterabend, dramatische Studien von Fr. Peucer. — 11) Zeit und Stände, historische Skizze nach Scribe und Rougemont von Marr. — 12) Der Mann des Ruhms oder 30 Jahre aus der Geschichte Frankreichs. Großes historisches Gemälde nach A. Dumas, von Dr. Bärmann. 13) Der Maltheser, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Dr. Sternberg. — 14) Elisabeth, Königin von England. Ein Trauerspiel in fünf Akten, von Hermann. — Sprachlehre. 3) Ueber die accentuirende Rhythmik in neueren Sprachen, von Prof. Mugl. — Biographie. Der alte Sergeant. Leben des Schlesiers J. F. Löffler.

Nro. 123.

Dramatische Literatur. 15) Schillers sämmtliche Werke mit Stahlstichen. — 16) Don Karlos, a dramatical poem, from the german of Schiller, by John Wyndham Bruce. — 17) Supplement zu Schillers Werken ꝛc., von Dr. Hoffmeister. — 18) Kichora Komara, Trauerspiel. — 19) Der Nachtwandler. Lustspiel.

Nro. 124.

Dramatische Literatur. 20) Shakespeare's dramatische Werke, übersezt von P. Kaufmann. — 21) Shakespeare's dramatische Werke. — 22) The plays of W. Shakespeare, from the text of Mr. Steevens last edition with notes in german by J. M. Pierre. — 23) Faust: a tragedy by Goethe, translated into english verse, with notes by J. S. Blackie. — 24) V. Hugo's ausgewählte Schriften, deutsch bearbeitet von F. Seybold. — 25) Molières sämmtliche Werke, übersezt von Mehreren, herausg. von L. Lax. — 26) Don Juan von Oesterreich oder der Beruf, historisches Gemälde in 5 Akten, nach dem Franz. des C. Delavigne von Dr. Bärmann. — 27) Die Cenci, Trauerspiel in 5 Aufzügen von P. B. Shelley, nebst einer Lebensskizze des Dichters von F. Adolphi. — 28) Paulus, eine Tragödie von W. Angelstern. — 29) Claus Leuenberger, historisches Drama in vier Abtheilungen von Schädelin.

Nro. 125.

Dramatische Literatur. 30) Theorie der Schauspielkunst, von C. Thürnagel. — 31) Euripides Werke, verdeutscht von F. H. Bothe. — 32) Sophokles König Oedipus, übers. und in Abhandlungen und Anmerkungen erklärt von Fr. Stäger. — 33) Eumenes, Trauerspiel in 5 Akten von M. Porzer. — 34) Polykrates. Trauerspiel in 5 Aufzügen von W. Schnitter.

Nro. 126.

Sprachlehre. 5) Ueber die Kawisprache auf der Insel Java ꝛc., von W. v. Humboldt. — Jugendschriften. 1) Deutsches Lesebuch für Schulen ꝛc., von C. Oltrogge. — 2) Deutsches Lesebuch für die mittlern Klassen, von R. H. Hirte. — 3) Litterature de la jeunesse et de l'age mur, par Vinet. — 4) Der physikalische Jugendfreund ꝛc., von W. F. A. Zimmermann.

Nro. 127.

Taschenbücher auf 1838. Almanach für 1838. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von H. Berghaus. — Bilderwerke. 1) Das malerische und romantische Deutschland in 10 Sektionen mit 260 Stahlstichen. 2te Sektion: Schwaben von G. Schwab mit 30 Stahlstichen. — 2) Malerischer Atlas und beschreibende Darstellungen aus dem Gebiete der Erdkunde, herausg. von Ed. Pöppig. — 3) Das Kaiserthum Oesterreich, beschrieben von A. A. Schmidl. — Unterhaltungsschrift. Bibliothek des Frohsinns. — Jugendschriften. 5) Gellerts sämmtliche Fabeln und Erzählungen, mit Vignetten von G. Osterwald. — 6) Die reinsten Quellen jugendlicher Freuden ꝛc., von Werner. — 7) Jugendblätter, herausgeg. von Barth und Hänel. — 8) Die Fahrten und Abenteuer des kleinen Jakob Fingerslang, ein Mährchen von G. Kurz.

Nro. 128.

Sprachlehre. 5) Die deutsche Sprache und ihre Literatur, von M. W. Obzinger. — Naturgeschichte. Sir W. Jardines naturgeschichtliches Cabinet des Thierreiches. Aus dem Engl. von Dr. Diezmann.

Nro. 129.

Medicinische Schriften. 1) C. W. Hufeland, Esquisse de sa vie et de sa mort chrétienne, par A. de Stourdza. — 2) Dr. C. W. Hufelands Leben und Wirken für Wissenschaft, Staat, dargestellt von Dr. Augustin. — 3) Die Pest des Orients, wie sie entsteht und verbreitet wird, drei Bücher von Dr. Lorinser. — 4) Die Influenza oder Grippe ꝛc. Eine von der medicinischen Fakultät zu Berlin gekrönte Preisschrift, von Dr. G. Gluge. — Jugendschriften. 9) Deutsches Lesebuch für Schulen, von Oltrogge. — 10) Dinkiska. Deutsche Sprachproben von Ulfilas bis auf die neueste Zeit, von A. Rothnagel. — 11) Mustersammlung deutscher Lesestücke aus den vorzüglichsten Prosaisten der neuern und neuesten Zeit für die reifere Jugend, herausgegeben von Zehender.

Nro. 130.

Medicinische Schriften. 4) Die Influenza oder Grippe. (Schluß.) — 5) Handbuch oder Encyklopädie der gesammten staatsärztlichen Praxis ꝛc., von Dr. Wenzel. — 6) Medicinischer Almanach für das Jahr 1837, von Dr. Sachs.

Nro. 131.

Dramatische Literatur. 35) Trauerspiele von Frhrn. v. Auffenberg. — Werke über Spanien. 1) Geschichte der Ausbreitung und Unterdrückung der Reformation in Spanien im 16ten Jahrhundert. A. d. Engl. des Th. M'Crie übersezt und mit Anmerkungen begleitet von G. Plieninger. — 2) Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens nach Lord Fenling, der Herzogin von Abrantes und Ebaho von Frhrn. von Biedenfeld. — 3) Die spanische Frage, oder wer ist von Rechtswegen König in Spanien? Aus dem Französischen. — 4) Grammatik der spanischen Sprache zum Schul- und Privatgebrauche, von Professor Possart. — Medicinische Schriften. 6) Medicinischer Almanach. (Schluß.)

Nro. 132.

Epische Dichtkunst. Savonarola. Ein Gedicht von Nicolaus Lenau. — Dramatische Dichtkunst. 36) Des Hauses Ende, Trauerspiel in 5 Aufzügen, von Dr. Nebel.

Digitized by Google

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 1. December 1837.

— Welch Ende wird dies nehmen? —
Etwas ist faul im Staate.

Shakespeare.
Hamlet.

Der Pauperismus, oder die grosse Frage der Zeit.

Eine der wichtigsten und schwersten Weltfragen unserer Zeit, die Frage über das immer drohender werdende Armenwesen, steht in genauer Beziehung und Wechselwirkung mit den Grundsätzen und Maßregeln, die bei allen verständigen Regierungen immer unabweislicher werden und eine wesentliche Verbesserung in der Lage der niedern und unbemittelten Volksklassen herbeiführen müssen, wenn durch sie nicht große Erschütterungen und Umwälzungen unseres ganzen gesellschaftlichen Zustandes in Europa erfolgen sollen. Was soll mit den an Zahl und Verderben immer zunehmenden Armen angefangen, auf welche Weise sollen sie unterstützt, für Staat und Mitbürger weniger lästig gemacht, ihr moralischer und materieller Zustand verbessert werden?. Das ist die Frage. Zwar war das Armenwesen auch früher schon beunruhigend, ja selbst drohend, aber auf dem europäischen Continent dachte man doch weniger daran und wies erst seit ungefähr fünfzig Jahren auf die merkwürdige Erscheinung der Armentare in England hin. In Frankreich fühlte die Regierung und die Staatsökonomie bald, daß es sich hier nicht bloß von England handle, sondern von allen industriellen, in ihrer Bevölkerung wachsenden Ländern, besonders von Frankreich; darum gab die französische Akademie voriges Jahr die gründliche Behandlung der Charité légale oder die Beantwortung der Frage auf: wie und in welchem Grad sollen Regierungen und Mitbürger zur Unterstützung ihrer Armen wirken?

Der Pfarrer Naville in Genf, der sich vor Kurzem erst durch sein treffliches Werk über die öffentliche Erziehung ausgezeichnet hatte, concurrirte auch hier und gewann die Hälfte des Preises, den die Akademie theilen zu müssen glaubte. Sein Werk in zwei Bänden über die Charité légale, ihre Wirkungen und Ursachen, über Armen- und Arbeitshäuser und die Unterdrückung der Bettelei, behandelt den Gegenstand in seinem ganzen Umfang. Wir heben daraus für unsere Leser das Interessanteste und Charakteristischste aus.

Charité légale, oder öffentliche Unterstützung, heißt ihm diejenige, welche nicht von Privatpersonen, sondern ganz öffentlich vom Staat im Namen des bürgerlichen Vereins aus den Staatseinkünften geleistet wird. Die Art der Verwendung ist fast in jedem Land verschieden. England hat die Armentare, wobei bis 1834 sechs Siebentheile der Gemeinde- oder Kirchspielabgaben zur Unterstützung der Gemeindearmen verwendet werden mußten; denn erst in jenem Jahr wurden durch die Bill vom 14ten August einige der immer zunehmenden, schreienden Mißbräuche in der Einnahme und Verwendung der Armentare abgeschafft.

Digitized by Google

Die öffentliche Unterſtützung finden wir aber nicht nur in England, ſondern mit einigen Modifikationen auch in Norwegen, Schweden, Dänemark, Liefland, den Niederlanden, Deutſchland, in einem großen Theil Schottlands, der Schweiz und der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Ueberall aber hat ſie dieſelben Nachtheile. Der Arme weiß, daß er ein Recht auf Unterſtützung hat, darum ſtützt er ſich darauf und fordert ſie mit Ungeſtüm, Grobheit, ja manchmal ſogar mit heftigen Drohungen. Zu dieſer Undankbarkeit geſellt ſich bald Faulheit, Sorgloſigkeit, Verſchwendung und ſittliches Verderben, ferner übereiltes und frühzeitiges Heirathen, wäre es nur, um leichter Unterſtützung zu erhalten; aus dieſen Verbindungen entſtehen dann die Haufen Kinder, die in Schmutz, Laſtern und Unwiſſenheit aufwachſen, ſpäter aber den Gemeinden zur Laſt fallen. Dieſe traurigen Ergebniſſe pflanzen ſich bei den unterſtützten Familien von Geſchlecht zu Geſchlecht fort, erſticken bei ihnen alles Ehrgefühl und alle Thätigkeit, ja ſie arten häufig in Verbrechen aus, weßhalb der Lordkanzler Brougham bei der Diskuſſion über jene Bill von 1834 in öffentlicher Parlamentsſitzung erklärte: „Die engliſchen Armengeſetze ſeyen die vorzüglichſte Urſache der ſittlichen Ausartung und Verſchlechterung des Volks in England.“

Sehr nachtheiligen Einfluß hat auch die Art, wie die Unterſtützung gewöhnlich zugeſtanden und vertheilt, welchen Bedingungen ſie unterworfen wird, möge ſie nun, wie gewöhnlich in England, Belgien und den Vereinigten Staaten, dem ehrlichen, wahrhaft hülfsbedürftigen und empfehlungswürdigen Armen wie dem verdorbenen und ausgearteten gegeben, oder wie in Bayern, Freiburg und Maſſachuſets nur nach vorgängiger Unterſuchung an verſchämte, im Stillen leidende Arme vertheilt werden; mögen die Armen nach der Reihe, nach dem Loos untergebracht oder gar durch Auktion an die am wenigſten Fordernden abgegeben werden. Ueber lezteren Unfug, der noch jezt in den Kantonen Bern und Waad gebräuchlich iſt, erfahren wir Folgendes: „Jedes Jahr, an einem gewiſſen Tag, werden alle hülfsbedürftigen alten und kränklichen Leute und die Kinder im Saal des Munizipalraths verſammelt, ausgeſtellt, beſichtigt und dann ausgerufen; es wird auf ſie geboten, und wer am Wenigſten fordert, der bekommt ſie; gewöhnlich ſelbſt ganz Unbemittelte, die in entfernten Gegenden ohne alle Hülfsquellen ein armſeliges Leben führen, und die nur darum Andere in Koſt nehmen können, weil ihr eigenes Elend wohlfeiler iſt. Greiſe und Gebrechliche verſchwinden ſo freilich und fallen nicht mehr unangenehm auf, aber an den entlegenen Orten, wo ſie hinkommen, iſt ihr Leben um ſo trauriger und hülfloſer bei Leuten, die kaum Brod genug für ſich ſelbſt haben. Das Schickſal der Kinder iſt noch trauriger und ihre Verſteigerung kann man nicht ohne inniges Mitleid mit anſehen; mitten im Saal ſitzen ſie auf einer Bank, als wäre es für ſie ein Feſt; manche nimmt die ſparſame Ortsbehörde von braven Leuten weg, wo ſie es gut hatten, Liebe und Pflege fanden, um ſie Andern zu übergeben, die ſie um einige Franken wohlfeiler nehmen wollen; dann weinen die Kinder bitterlich. Der neue Koſtherr nimmt ſie auch oft nur aus Spekulation wohlfeiler, denn ſie müſſen auf der Straße betteln und ihm das empfangene Geld abliefern. Gewöhnlich werden ſie ohne allen Unterricht im Zuſtand der Verdummung gelaſſen, damit ſie leichter in unwürdiger Abhängigkeit gehalten werden können.“

(Die Fortſezung folgt.)

Die Pariſer Kaffehäuſer.

(Fortſezung.)

Unmittelbar neben jedem Schauſpielhauſe befindet ſich ein Kaffehaus, welches nach dem Theater benannt iſt. Dieſe Regel leidet keine Ausnahme, vom Kaffehaus der großen Oper an, wo man Eispyramiden ſchmauſt, bis zum Kaffehaus des kleinen Luxemburgtheater herab, wo man ſich an Aepfelwein delektirt. In dieſen neben den Theatern befindlichen Kaffehäuſern trifft man die meiſten dramatiſchen Dichter und Schauſpieler. Hier entwirft man den Plan zu einem neuen Melodram, während man eine Omelette aux fines herbes verſpeist; man knüpft die Intrigue an, indem man ein halbes Huhn zerſchneidet, und man tödtet oder vergiftet das unglückliche Opfer, während man gemüthlich ſeine halbe Taſſe ſchlürft und eine Havannahcigarre dazu raucht. Vier Wochen darauf begibt ſich der Eigenthümer des Kaffehauſes in's Theater, um das neue Stück wie wahnſinnig zu beklatſchen, weil es von dem Erfolge deſſelben abhängt, ob ſeine Rechnung bezahlt wird; es gibt wohl auf der ganzen Welt keine beſſeren Claqueurs, als die Gläubiger eines dramatiſchen Autors.

Man muß ſich nicht einbilden, daß der ganze Unterſchied zwiſchen den vierhundert Pariſer Kaffeehäuſern lediglich darin beſteht, ob die Marmortiſche mehr oder minder zahlreich ſind, die Aufwärter mehr oder minder fein friſirt, die Comptoirdamen mehr oder minder reizend. Einzelne dieſer Anſtalten verdienen aufgeſucht zu werden und ſind in der That merkwürdig. Dahin gehört das neulich eröffnete Café Pierront auf dem Boulevard Bonne Nouvelle, welches mit ungewöhnlicher Pracht ausgeſtattet iſt. Das ſchönſte und am reichſten verzierte Kaffeehaus von ganz Paris war unſtreitig das Café Mozard (man leſe Mozart), deſſen Eigenthümer fallirt hat. Es lag an

Digitized by Google

der Ecke der Rue Feydeau und des Börsenplatzes, also in einem der belebtesten Stadttheile; aber es hatte den großen, sehr großen Fehler, daß es im ersten Stock etablirt war, und ich glaube, es ist unmöglich, die Pariser zu bewegen, zehn Stufen zu steigen, wenn sie in's Kaffeehaus gehen. Es gibt kein faules Wesen als das Publikum, und besonders das Kaffeehauspublikum. Das Café Mozard hat kaum zwei Jahre bestanden und ist in den Händen von wenigstens drei Kaffeewirthen gewesen, die alle ihr Vermögen dabei eingebüßt haben. Ursprünglich hieß es Café de la renaissance; seine schönen Salons waren wirklich ganz im Geschmack Franz I. dekorirt, und man konnte sich nicht leicht einen reizendereren Aufenthalt denken. Allein es fehlte stets an Gästen; nur acht Tage lang hatte das Café de la renaissance einen unermeßlichen Zulauf, als es nämlich dem Eigenthümer einfiel, anstatt der schönen Ferronnière die Nina Lassave, die Maitresse Fieschis, als Comptoirdame zu engagiren. Das Pariser Publikum, welches sich früher keinen Schritt weit bemüht hatte, die prachtvollen Vergoldungen dieser Prunksäle zu bewundern, stürmte jezt die Treppe, als man ihm das garstige Schauspiel einer soeben aus der Salpetrière entlassenen Dirne verkündete. Es mußten Munizipalgardisten requirirt werden, um die herbeiströmende Menge zu zügeln; man machte Queue an der Hausthüre und bezahlte sein Eintrittsgeld an der Casse, ganz wie wenn man die erste Vorstellung eines Melodrams im Ambigu-comique sehen will. Der Besitzer des Café rieb sich die Hände und glaubte, Fortuna sey bei ihm eingekehrt; aber leider gefiel es dieser Fortuna, welche wider alle Regeln der Mythologie nur halb blind, d. h. einäugig war, an einem schönen Frühlingsmorgen den Weg nach England einzuschlagen, welches zur Folge hatte, daß das Publikum den Weg nach dem Café de la Renaissance vergaß. Die schönen parketirten Zimmerfußböden, welche einen Augenblick von den tausend und aber tausend Füßen aller Pariser Gaffer besudelt worden waren, erhielten zum Leidwesen des Eigenthümers bald ihren alten Glanz wieder. Die müßigen Garçons fingen wieder an, die Charaden des Corsaire zu rathen, die Comptoirdame nahm ihren Stickrahmen wieder zur Hand und der Kaffeewirth kreuzte seine Arme, wie Napoleon; auch er hatte seine Schlacht bei Waterloo verloren, und wunderbarerweise waren gleichfalls die Engländer an seinem Unglück Schuld. Da erleuchtete, oder richtiger gesagt, da benebelte plötzlich eine Idee das Gehirn des Napoleons am Börsenplatz: er ließ in allen Journalen anzeigen, die Pariser dürfen in den glänzenden Sälen des Café de la Renaissance rauchen. So sank das schönste Kaffeehaus, welches je in Paris existirt, zu einem Estaminet herab, und bald waren seine strahlenden Vergoldungen von den verpestenden Rauchwolken des infamen französischen Tabaks geschwärzt. Aber das Estaminet brachte dem Besitzer eben so wenig Vortheil, als das Kaffeehaus; es mußte daher ein anderes Mittel ausfindig gemacht werden. Das Estaminet de la Renaissance wurde geschlossen und das Café de la Renaissance erstand von Neuem wieder unter dem Titel Café Mozard, was wahrscheinlich Café Mozart heißen sollte. Ein zahlreiches, vom Kapellmeister Mohr dirigirtes Orchester spielte daselbst jeden Abend die Ouvertüren der besten in- und ausländischen Opern; die Pariser, welche sich, wie die Kaninchen, so leicht bei den Ohren fassen lassen, fingen bereits an, die Säle des Café Mozart zu bevölkern, als sich leider in seiner Nachbarschaft ein gefährlicher, todtbringender Nebenbuhler erhob. Musard, der große, unsterbliche Musard verlegte seinen Concertsaal aus der Rue St. Honoré in die Rue neuve Vivienne, und verpflanzte dorthin den teuflischen Lärm seiner berüchtigten Quadrillen und Contretänze. Musard und Mozart wurden Nebenbuhler. Ich brauche wohl nicht zu sagen, wer von Beiden die Segel streichen mußte; die Ouvertüre des Don Juan verstummte vor dem Postillon von Longjumeau.

Ganz in der Nähe des Café Mozart, hinter der Börse, finden wir das Café du Report, wo sich uns ein merkwürdiges Schauspiel darbietet. Wir haben gerade den günstigen Moment gewählt: es ist halb vier Uhr; treten wir ein und nehmen wir an jenem Tische Platz, wo wir das Gespräch unserer Nachbarinnen mit anhören können; denn schon beim Hereintreten ist es uns aufgefallen, daß die Mehrzahl der anwesenden Gäste Damen sind. Zwei davon knüpfen so eben eine Unterhaltung an: „Tiens, bon jour, mame Fricard! wie geht's, wie stehts?“ — „Nicht zum Besten, Mame Chaffaron; meine Spanischen summen mir verdammt in den Ohren: 21¹/₄, und ich hatte sie zu 33 eingekauft; es scheint, Don Carlos hat den Ebro passirt; der Spitzbube ruinirt mich.“ — „Das geschieht Euch ganz Recht, Mame Fricard, warum habt Ihr keine Dukaten eingekauft? ich habe mit Profit gewechselt; jezt will ich's mit Haiti's versuchen. Es ist aus, ich nehme keine Fünfprozentigen mehr; wißt Ihr denn schon, daß man im Begriff steht, die Fünfprozentigen zurückzuzahlen und Dreiprozentige dafür zu geben?“ — Es gesellt sich eine dritte Gevatterin mit ganz verstörten Mienen zu der Gruppe. — „Vous ne savez pas, mesdames? Don Carlos hat einen großen Sieg über die Christinos erfochten, welche einer telegraphischen Depesche zufolge 30,000 Mann und zwei Stück Geschütz eingebüßt haben; die Cortes werden unter Null zu stehen kommen.“ — „Ihr seyd doch gar zu einfältig, Mame Potard; für eine ehemalige Hebamme ist das zu stark; kennt Ihr denn das Spiel gar nicht?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kurrentschrift-Gedichten

Mittwoch, Vormittag

Das schönste Gedicht, Hannes:

Der schöne Stern, der Abendstern
Der steht so hell und klar
Und leuchtet mir von Ferne
Wie Gottes Auge gar.

Ich wollt, ich wär ein Engelein
Und wär im Himmel dort
Und wär ich dort im Himmel
Ich wär nicht mehr allhier.

Ich wär nicht mehr allhier
Und wär nicht mehr auf Erden
Ich wär nicht mehr allhier
Und müßt nicht mehr leiden.

Ich müßt nicht mehr leiden
Und müßt nicht mehr weinen
Ich müßt nicht mehr leiden
Und müßt nicht mehr weinen.

Ich müßt nicht mehr weinen
Und müßt nicht mehr klagen
Ich müßt nicht mehr weinen
Und müßt nicht mehr klagen.

Ich müßt nicht mehr klagen
Und müßt nicht mehr sorgen
Ich müßt nicht mehr klagen
Und müßt nicht mehr sorgen.

Ich müßt nicht mehr sorgen
Und müßt nicht mehr denken
Ich müßt nicht mehr sorgen
Und müßt nicht mehr denken.

Ich müßt nicht mehr denken
Und müßt nicht mehr wissen
Ich müßt nicht mehr denken
Und müßt nicht mehr wissen.

Ich müßt nicht mehr wissen
Und müßt nicht mehr lernen
Ich müßt nicht mehr wissen
Und müßt nicht mehr lernen.

Ich müßt nicht mehr lernen
Und müßt nicht mehr lesen
Ich müßt nicht mehr lernen
Und müßt nicht mehr lesen.

Ich müßt nicht mehr lesen
Und müßt nicht mehr schreiben
Ich müßt nicht mehr lesen
Und müßt nicht mehr schreiben.

Ich müßt nicht mehr schreiben
Und müßt nicht mehr rechnen
Ich müßt nicht mehr schreiben
Und müßt nicht mehr rechnen.

Ich müßt nicht mehr rechnen
Und müßt nicht mehr zählen
Ich müßt nicht mehr rechnen
Und müßt nicht mehr zählen.

Ich müßt nicht mehr zählen
Und müßt nicht mehr Ziffern
Ich müßt nicht mehr zählen
Und müßt nicht mehr Ziffern.

Ich müßt nicht mehr Ziffern
Und müßt nicht mehr Zahlen
Ich müßt nicht mehr Ziffern
Und müßt nicht mehr Zahlen.

Ich müßt nicht mehr Zahlen
Und müßt nicht mehr Buchstaben
Ich müßt nicht mehr Zahlen
Und müßt nicht mehr Buchstaben.

Ich müßt nicht mehr Buchstaben
Und müßt nicht mehr Worte
Ich müßt nicht mehr Buchstaben
Und müßt nicht mehr Worte.

Ich müßt nicht mehr Worte
Und müßt nicht mehr Sätze
Ich müßt nicht mehr Worte
Und müßt nicht mehr Sätze.

Ich müßt nicht mehr Sätze
Und müßt nicht mehr Punkte
Ich müßt nicht mehr Sätze
Und müßt nicht mehr Punkte.

Ich müßt nicht mehr Punkte
Und müßt nicht mehr Kommas
Ich müßt nicht mehr Punkte
Und müßt nicht mehr Kommas.

Ich müßt nicht mehr Kommas
Und müßt nicht mehr Striche
Ich müßt nicht mehr Kommas
Und müßt nicht mehr Striche.

Ich müßt nicht mehr Striche
Und müßt nicht mehr Linien
Ich müßt nicht mehr Striche
Und müßt nicht mehr Linien.

Ich müßt nicht mehr Linien
Und müßt nicht mehr Kurven
Ich müßt nicht mehr Linien
Und müßt nicht mehr Kurven.

Ich müßt nicht mehr Kurven
Und müßt nicht mehr Schnörkel
Ich müßt nicht mehr Kurven
Und müßt nicht mehr Schnörkel.

Ich müßt nicht mehr Schnörkel
Und müßt nicht mehr Punkte
Ich müßt nicht mehr Schnörkel

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 2. December 1837.

Phrynia et Timandra. — Give us some gold; hast thou more?
Timon. — Hold up, you sluts,
Your aprons montant!
Shakespeare.

Die Pariser Kaffeehäuser.

(Fortsetzung.)

„Behaltet ruhig Eure Coupons, gegen das Ende der Börse werden sie schon in die Höhe gehen und die Abschlüsse können nur günstig ausfallen; da ist Herr August, der kann sagen, ob ich Recht habe.“ Herr August, ein Mäkler der Stockbörse, tritt zum Kreis der Damen heran. „Was beliebt, meine Damen? Différés oder perpétuelles? belgische oder römische? Ich glaube, wir haben lange keine Geschäfte mit einander gemacht; darf ich's wagen, den Damen ein Gläschen Kirschwasser anzubieten?“ — „O, um Gotteswillen, Herr August, das ist viel zu stark! lassen Sie uns ein Gläschen Anisette geben, wenn's gefällig ist.“ — „Garçon, trois verres d'huile de rose!“ Madame Potard, sich eines andern besinnend, ruft dem Kellner nach: „Garçon, décidément j'aimerais mieux le kirch!“

Das Gespräch, welches wir so eben mit angehört haben, wiederholt sich, einige Varianten ausgenommen, alle Tage; denn das Café du Report ist die Börse der Frauen, seitdem ein Beschluß des Handelstribunals den Weibern den Zutritt in die Galerie der Börse untersagt hat. Man hoffte dadurch der Spielwuth, welche sich selbst der niedrigsten Classen der Gesellschaft bemächtigt, ein Ende zu machen; allein jezt haben sich die Weiber in das Kaffeehaus hinter der Börse geflüchtet, wo sie ihre Aufträge geben und jede Minute von den Schwankungen der Börsenkurse unterrichtet werden. Der tolle Schwindelgeist, welcher sich in Paris zur Zeit des Law'schen Systems offenbarte, scheint gegenwärtig unter die Frauen zu fahren. Auffallend ist, daß diese unglücklichen Geschöpfe nicht sowohl dem Mittelstande als der untersten Volksclasse angehören; mit unbegreiflichem Leichtsinn setzen sie ihr kleines, durch dreißigjährige Arbeit und Entbehrung zusammengespartes Vermögen von einigen tausend Franken auf die zweifelhaften Chancen des Börsenspiels. Das Café du Report würde einen höchst ergötzlichen Anblick gewähren, wenn man nicht bedächte, daß diese grotesken Scenen oft mit einem Akt der Verzweiflung und dem Ruin ganzer Familien enden.

Wir können unmöglich die vornehmsten Pariser Kaffeehäuser die Revue passiren lassen, wir halten daher inne und bedauern, den Leser nicht nach dem Café turc auf dem Boulevard du Temple führen zu können, dessen Garten sich Sommers in einen Conzertsaal verwandelt, und dessen Säle Winters das Rendezvous der kleinen Rentiers aus dem benachbarten Marais sind, lauter Paschas, welche anstatt des Roßschweifs einen Haarzopf, und statt des Yatagans einen apfelgrünseidenen Regenschirm tragen.

Digitized by Google

Was das Café des aveugles und den Caveau Montesquieu anlangt, so gestehen wir, daß es uns an Muth gebricht, in diese unterirdischen Spelunken des Palais-royal und der Rue Montesquieu hinabzusteigen. Unsere Schilderung der Pariser Kaffeehäuser würde aber höchst lückenhaft seyn, wenn wir nicht einige Worte über das Personal derselben hinzufügen wollten. — Der Eigenthümer ist in der Regel ein höflicher Mann, der stets mit einer Serviette unterm Arm herumspaziert, um nachzusehen, ob seine Kunden prompt bedient werden; mit bekannten Gästen wechselt er jedesmal einige verbindliche Worte. Er zeigt sich keineswegs engherzig, wenn ein fremder Gast einmal zufällig seine Börse vergessen hat oder fortgeht, ohne zu bezahlen. Man kann nicht genug das Zutrauen loben, welches die Pariser Kaffeewirthe im Allgemeinen jedem Fremden schenken; sie mögen mitunter dabei zu kurz kommen, aber in ihrem humanen Gemüth halten sie am Grundsatz, daß es besser sey, von zehn Schurken betrogen zu werden, als einen ehrlichen Mann zu kränken. — Eine zweite wichtige Personnage ist die Dame du comptoir, von deren Persönlichkeit sonst das Glück einer Anstalt abhing. Eine hübsche Dame hinter dem Zahltisch brachte ehemals ganz Paris in Aufruhr, und jeder Stifter eines neuen Kaffeehauses betrachtete eine Schönheit am Comptoir als eines der unentbehrlichsten Möbel seiner jungen Anstalt. Gleichwie Madame de Maintenon den Braten durch eine Anekdote ersezte, so entschädigte eine Comptoirdame durch ihre graziösen Manieren und ihre reizende Gestalt für die unschöne, unerlaubte Vermählung des Kaffees mit der Cichorie. Heutzutage sind diese Göttinnen aus der Mode gekommen, wie in Paris Alles, was Mode ist, aus der Mode kommt; die Herrschaft jener Königinnen mit dem strahlenden Geschmeide, den kostbaren Kleidern und dem stereotypen Lächeln hat aufgehört; gegenwärtig sind die meisten Comptoirdamen gute, einfache Familienmütter, und nicht mehr wie sonst von Anbetern, sondern von Kindern umgeben. Man findet gegenwärtig kaum vier oder fünf schöne Frauen am Zahltisch. Ich für meinen Theil kenne nur zwei: die, welche das Comptoir des Café Corazza ziert, und die Frau des Eigenthümers des Café Molière, welche, wie ich höre, vor Kurzem von einem Studenten entführt worden ist. — Die dritte Person, welche unsere Aufmerksamkeit verdient, ist der Garçon, zwanzig bis dreißig Jahre alt, nie jünger, nie älter; äußerlich kündigt er sich durch eine blautuchene Jacke, eine weiße Cravatte, einen soliden Wuchs, feine Schuhe und schön frisirte Haare an. Was die moralischen Eigenschaften anlangt, so muß der Garçon deren eine ziemliche Quantität besitzen; er muß flink, geduldig, zuvorkommend und durchaus nicht verliebter Natur seyn; denn die Liebe macht zerstreut, und ein Zerstreuter, der die Kaffeekanne in der Hand hält, schüttet die halbe Tasse mitunter in die Schnupftabaksdose und servirt Dominosteine statt Zucker. Eine unerläßliche Eigenschaft für ihn ist Menschenkenntniß und Physiognomik; er muß jedem Eintretenden an der Nase ansehen, was er wünscht, und ihn nicht mit der ewigen Frage belästigen: que désire Monsieur? Den Magern und Blassen sezt er ohne weiteres die stärkende Tasse Chokolade vor; den Nervösen, welchen der Kaffee nicht zuträglich ist, servirt er sofort eine Bavaroise, und ein Bonvivant hat kaum Platz genommen, so sagt er ihm schon: Monsieur, votre beefsteak est sur le gril.

(Der Beschluß folgt.)

Der Pauperismus, oder die grose Frage der Zeit.

(Fortsetzung.)

Anderwärts geschieht noch Empörenderes, z. B. in Carlisle in der Grafschaft Cumberland und in Appenzell; denn da werden Arme, Kränkliche, Alte und Kinder in Masse an die am wenigsten fordernden Gemeinden versteigert. Aehnliches geschieht an vielen Orten, und es zeigt sich da, daß bei der Charité légale, bei der öffentlichen Unterstützung, das Gefühl ebenso mit Füßen getreten wird, wie die Menschenwürde. Und wo geschieht dies? in dem durch Gesetze, Sitten, Wissenschaft, Literatur und Kunst civilisirten Europa, das sich seiner Fortschritte so rühmt und vornehm auf die Zeiten und Völker herabschaut, wo doch an solche Unmenschlichkeit nicht zu denken war.

Die Armentare in ihren verschiedenen Formen wirkt aber nicht nur nachtheilig auf den sittlichen Zustand der Armen, sondern auch auf diejenigen, die keine Unterstützung erhalten und von denen sie gefordert wird. So wurden 1830 in London fünfzig Familienväter desselben Kirchspiels vor Gericht gefordert, weil sie ihre Armentare nicht ganz bezahlt hatten. Einige bewiesen, daß sie ihr Geräth, ja sogar die Betten ihrer Kinder verpfändet hatten, um die Taxe nur zum Theil abtragen zu können. Sie wurden dessen ungeachtet gefänglich eingezogen, weil sie den Rest nicht bezahlen konnten. Im Kanton Bern geschieht Aehnliches, und der wegen der Armentare von der Obrigkeit Verfolgte borgt und verpfändet, bis er selbst den Bettelstab ergreifen muß. Die unvermeidliche Folge dieses Mißbrauchs ist, daß sich die besten, die freiwilligen Almosen und Unterstützungen in dem Maß verringern, als die Armentare größer wird. In Schottland wird an den Orten, wo diese Taxe gebräuchlich ist, viel weniger

Digitized by Google

Gutes gethan, viel weniger an die wahre und rechte Unterstützung der Armen gedacht, als unmittelbar daneben, wo sie nicht herrscht. Ebenso ist es nach offiziellen Angaben in den Niederlanden, im Nassauischen, in Florenz, Bern und Luzern. Eine ehrenvolle Ausnahme machen in dieser Beziehung Kopenhagen und Berlin. Wird es aber immer so bleiben?

Die öffentliche Gemeindeunterstützung nach der Größe des Grundeigenthums führt zu großen Mißbräuchen, Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten; so müssen z. B. die Einwohner von Shipley 25 bis 30 Prozent ihres Einkommens bezahlen, in Brede, Kanton Sussex, noch weit mehr, in Dorset aber, nur fünf-und-zwanzig Meilen von Brede, beträgt die Armentaxe nur fünf Prozent. In der Schweiz, besonders im Waadland, gibt es so reiche Gemeinden, daß ihnen nach Erhaltung ihrer Armen und Bestreitung aller öffentlichen Ausgaben, nach Vertheilung von Wein, Getreide, Kartoffeln und Holz noch bedeutende Summen baaren Geldes übrig bleiben, die unter die Gemeindeglieder vertheilt werden. In der Nähe dieser Gemeinden sind andere, die ihre Armen nicht aus ordentlichen Gemeindemitteln erhalten können und daher eine Armentaxe auflegen müssen.

Unvermeidlich ist, daß in nur etwas unbestimmten Fällen Gemeinden in Chikanen, Kampf und Streit über die Aufnahme eines Armen mit einander gerathen. Dabei werden in England keine Summen gespart. In einem Kirchspiel der Grafschaft Norfolk betrugen die Kosten zu Bestimmung der Heimath einer armen Familie 1760 Franken; die Interessen dieses verlorenen Kapitals hätten zu ihrer Unterstützung hingereicht, man brachte es aber durch dies Opfer dahin, daß die Armen auf der Landstraße durch Hunger, Frost und Elend umkamen. Ein Prozeß zwischen zwei Kirchspielen über die Heimath eines einzigen Armen hat oft viel mehr gekostet als die Erhaltung aller Armen in diesen zwei Kirchspielen ein ganzes Jahr lang. So starb Lange, ein verstümmelter Soldat, im Brandenburgischen Hungers, während zwei Gemeinden, auf deren Unterstützung er unbestrittenes Recht hatte, sich stritten und weigerten, ihn zuerst zu nehmen; Summers starb auch in England Hungers, während man sich über seine Aufnahme zankte.

In England, wo in dieser Beziehung die größten Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten geschehen, und wo man dies nicht einmal einsehen und gestehen will, fallen die Gemeindeinspektoren ohne alles Mitleid über die aus einem andern Kirchspiel eingedrungenen Armen und Hülflosen her, um sie wie Hunde wegzujagen. Haben sie in einer elenden Hütte Zuflucht gefunden, so kaufen diese die Aufseher manchmal um hohen Preis, um sie einreißen zu können; das nennen sie dann in ihrer Kunstsprache: „ein Nest von Bettelkindern zerstören.“ In einigen Gegenden der Schweiz geschieht Aehnliches. Hochschwangere, ihrer Entbindung ganz nahe Frauen werden mit Gewalt über die Grenze gebracht, damit die Gemeinde nicht Gefahr laufe, ihr Kind aufnehmen zu müssen. Dies zwingt denn die benachbarten deutschen Länder zu ähnlicher Härte. Aehnliche Grausamkeit wird auf dem deutschen „Schub“ begangen. Wer kennt die „Heimathlosen“ in der Schweiz nicht und die Art, wie von einem Kanton zum andern mit ihnen verfahren wird?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung von Nr. 285.)

Das Bankett in Guildhall.

Die Ceremonien, mit welchen die Königin am 9ten November in Guildhall empfangen wurde, sind aus den Tagesblättern bekannt; diese haben auch das Bankett beschrieben, es dürfte hier aber am Orte seyn, letzteres etwas ausführlicher zu besprechen. — Nachdem im großen, zu einem prächtigen Audienzzimmer umgeschaffenen Rathszimmer die Adresse des Gemeinderaths verlesen und beantwortet war, nachdem der neubaronisirte Lord Mayor, der seine Laufbahn als Laufbursche eines Lichterziehers begonnen, die Aldermänner und deren Damen vorgestellt und sie insgesammt die Hand der Königin geküßt hatten, erhob sich diese nach dem für sie bereiteten Ruhezimmer. Nach einer halben Stunde erhielt der Präsident des Gastmahlcomite's Anzeige, daß die Schüsseln aufgetragen seyen, und meldete solches sofort dem Oberkammerherrn, der es seinerseits der Königin meldete. Es war für London eine frühe Speisestunde, Schlag fünf Uhr; dennoch ließ die Königin kaum zwanzig Minuten warten. Dann erschien sie in veränderter Toilette, in rosenfarbenem, mit goldenen und silbernen Blumen durchwirkten Atlas, mit einer einfachen Perlenschnur um den Hals, diamantenen Ohrgehängen und einem Diadem kostbarer Brillanten im dunkeln, glatt gescheitelten Haar.* Auch die Lady Mayoreß, die an der Hand ihres Gemahls der Monarchin voranschritt, hatte inzwischen ihre Kleidung gewechselt. Ihre Robe von grünem, mit weißem Atlas gefütterten Sammt war mit goldenen Fransen und Brüsseler Blonden garnirt, und große Opale und Diamanten funkelten ihr an Brust und Gürtel, um den Hals, in den Ohren und auf der Stirne. Ein stolzer Reiherbusch zitterte auf ihrem Haupte, und was in Deutschland ein Stuarts-, in England ein Elisabethskragen genannt wird, umgab ihren Nacken. So wie die Königin, geführt vom Oberkammerherren und gefolgt von den Herzoginnen, den Fuß über die Schwelle des Bankettsaals

* Trotz allen Vorstellungen hatte die Königin Locken- und Federschmuck beharrlich zurückgewiesen. Schon früher waren bei der Nachricht, daß Ihre Majestät an dero Haupte Beides nicht dulden wolle, die Haarkünstler und Federhändler in Angst und Schrecken gerathen. Dieser neue Beweis davon beim Anfang einer Season droht beide Gewerbe in Verzweiflung zu stürzen; denn der Geschmack der jungen Königin wird natürlich auch im Reiche der Moden Regent seyn.

Digitized by Google

die Kosten zum Betrage von 1 Mark 50 Pfg. (Eine Mark fünfzig Pfennige) festgesetzt. Es wird ferner angeordnet, daß die Kosten des Verfahrens, sowie die dem Antragsteller in diesem Verfahren erwachsenen notwendigen Auslagen, soweit sie nicht beigetrieben werden können, der Staatskasse zur Last fallen.

Gründe: Der Antragsteller hat behauptet, daß er am 1. Juli 1900 in Berlin, Kaiserstraße 1, bei dem Gastwirt Wilhelm Schulze ein Mittagessen eingenommen habe, wofür ihm dieser 1 Mark 50 Pfg. berechnet habe. Er habe dem Schulze 2 Mark gegeben und 50 Pfg. Rückgeld erhalten. Er habe aber nur 1 Mark gegeben und 1 Mark 50 Pfg. Rückgeld erhalten. Er habe also 50 Pfg. zu viel gegeben. Diese Behauptung ist durch die Aussage des Zeugen Schulze glaubhaft gemacht worden. Dieser hat bekundet, daß der Antragsteller bei ihm gegessen habe und daß er ihm 1 Mark 50 Pfg. berechnet habe. Er habe dem Antragsteller

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 4. December 1837.

There is yon house that holds the parish poor:
There children dwell, who know no parents care,
Parents, who know no children's love dwell there,
Heart-broken matrons on their joyless bed,
Forsaken wives, and mothers never wed.

Crabbe.

Der Pauperismus, oder die grosse Frage der Zeit.

(Fortsetzung.)

In andern Ländern sind die Regierungen menschlicher; da werden die Armen nicht weggejagt, sondern zu industrieller oder Ackerbauarbeit angehalten, damit sie wenigstens einen Theil ihres Unterhalts verdienen. So sind Arbeitshäuser und Bettlerkolonien entstanden. Aber auch darüber sind erfahrene Sachverständige nicht Einer Meinung. So glaubt Naville, die unbegrenzte Concurrenz mit Industrieprodukten, die zu niedern Preisen verkauft werden müssen, bringe dem Gewerbfleiß in der Umgegend großen Schaden, drücke den Arbeitslohn zu sehr herab und erschwere den Absatz ähnlicher, besser gearbeiteter Waaren. Außerdem sind auch Arbeitshäuser für Arme nach allen bisherigen Erfahrungen sehr kostspielige Anstalten, und in Beziehung auf den physischen und moralischen Zustand der Armen gar nicht zu empfehlen: der wohlthuende Einfluß echter Civilisation, der Religion und der Achtung für Menschenrechte dringt da nicht ein, und es gehen da eine Menge Dinge vor, die weder Vernunft noch Recht und Sitte gut heißen können. Die mehrsten Arbeitshäuser hören auch nach einigen Jahren wieder auf oder arten in Zwangshäuser aus, wenn sie nicht bloße Hospize oder Bettlerasyle werden, ein Zustand, worin sie sich vollends nicht halten können. Ackerbauanstalten für Bettler sind zwar finanziell nicht so nachtheilig, dem Armen aber bringen sie keinen reellen Nutzen. Dies läßt sich auch von den Landbaukolonien für Arme sagen, die seit 1822 in den Niederlanden und in Belgien gegründet und vielfach gepriesen worden sind. Der edle General van der Bosch, dem sie ihre Entstehung verdanken, hatte die Absicht, in ihnen allen kräftigen und gesunden Armen des Landes Arbeit und Verdienst zu verschaffen und dadurch Elend und Bettelei zu verdrängen. Sachverständige, welche diese Anstalten gesehen, genau untersucht und mit aller Hochachtung für deren Gründer besprochen haben, z. B. Huerne de Pommeuse, Ducpétiaux und Andere, thun mit offiziellen Zeugnissen dar, daß diese Kolonien durchaus nicht prosperiren, daß sie sich vielmehr durch Anleihen zu Grunde richten und sich durchaus nicht durch sich selbst, sondern nur durch große Opfer erhalten können; das Schlimmste dabei ist, sie entsprechen der von ihnen gehegten Hoffnung auch insofern nicht, als in jener Gegend durch sie die Bettelei nicht aufgehört hat, sondern noch immer besteht.

Wenn der Staat oder Gemeinden auf irgend einem Wege so für ihre Armen gesorgt haben, daß sie vor Hungersterben gesichert sind, so wollen sie nicht weiter von ihnen belästigt seyn; sie haben für ihre übrigen Leiden

Digitized by Google

und Bedürfnisse keinen Sinn und wollen nicht davon reden hören; ja die Armen sind sogar dazu verdammt, ihr Elend in der Entfernung und Einsamkeit eines sogenannten Armenhauses zuzubringen, und wenn sie herausgehen, so straft man sie und nennt dies dann „Abschaffung des Bettelns.“ Es gab eine berühmte Zeit und vielgepriesene Länder, wo dies noch viel ärger war. In Frankreich wurden die Bettler unter Ludwig XIV. mit Ruthen gehauen, an's Halseisen gestellt, gebrandmarkt, verstümmelt, in den Regimentern fast zu Tod geprügelt, ja sogar getödtet. Noch im Jahr 1777, also unter dem milden Ludwig XVI., wurde ohne Weiters Jeder im Alter von sechzehn bis siebenzig (!) Jahren zur Galeere verdammt, der sechs Monate lang kein Gewerbe getrieben hatte und sonst keine Subsistenzmittel nachweisen konnte. Wie ganz anders war es in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Spanien! In Zamora, Salamanca, Valladolid wurde unter anderm 1540 verordnet, daß selbst fremde Arme nicht ohne Almosen gelassen und gleich den einheimischen bedacht werden sollten. „Der Wandernde,“ heißt es in der Verordnung, „der Reisende in Dürftigkeit und Noth soll gleich bei seiner Ankunft Unterstützung erhalten, ohne daß von ihm ein anderes Zeugniß verlangt wird, als seine eigene einfache Erklärung,“ und § 5 heißt es: „es sollen auch die verschämten Armen unterstützt werden, aber heimlich, um ihnen nicht wehe zu thun; die armen Kinder sollen gut verpflegt werden und nach ihren Anlagen passende Erziehung und Unterricht erhalten.“ Solche Vorschriften aus einer arg verschrieenen Zeit und einem arg verschrieenen Land thun der Seele wohl und söhnen Einen wieder mit dem menschlichen Geschlecht aus. Damals war freilich noch nicht die Rede von öffentlicher Unterstützung, von Charité légale im heutigen Sinn, dafür aber von echt christlicher Hülfe, von echt christlichem Mitgefühl. Heutzutage ist gefängliche Einziehung die gewöhnliche Aushülfe gegen bettelnde Arme. In manchen Ländern kommt dazu noch gezwungenes Fasten und körperliche Strafen, z. B. in einigen Schweizerkantonen wird das Härteste gegen sie angewendet, Gefängniß, gezwungener Militärdienst, Schläge, Gefängniß bei Wasser und Brod, Brandmarkung, Zwangsarbeit auf dem Feld mit schweren Holzblöcken an den Füßen. In Florenz werden sie bei der zweiten Betretung für ihr ganzes übriges Leben in's Gewerkhaus gebracht, wo sie für die Regierung arbeiten müssen.

Jedes fühlende Herz muß sich gegen diese Zwangsmittel und Einkerkerungen empören, denn daraus entsteht das meiste, auf den Armen schwer lastende Unglück, ihre Entsittlichung und Verdorbenheit in den Arbeitshäusern. Indem man sie da hineinsperrt, raubt man ihnen Familie, mütterlichen und väterlichen Sinn, Ehre, Freiheit und alles bessere Gefühl; ja, es ist sogar eine Art Todesstrafe, da in den meisten Bettelarbeitshäusern die Mortalität um's Doppelte so groß ist als unter den elendesten Armen in der Freiheit. Davon gibt es natürlich Ausnahmen, z. B. in Lyon, wo das Armenhaus in jeder Beziehung trefflich verwaltet ist. Gewiß sind auch in Deutschland ähnliche gute Anstalten.

Die Unterdrückung und Abschaffung des Bettelns erheischt nothwendig das Verbot, Armen Almosen zu geben. Dies ist aber entsetzlich und entfremdet die Gemüther dem Mitleid, das ein Ausfluß der Gottheit genannt werden könnte; ja es führt sogar zur Verletzung des heiligen Gastrechts, besonders wenn, wie in manchen Ländern Deutschlands, die Armen von Bettelvögten und Polizeidienern bis in's Innere der Häuser verfolgt werden, wo ihnen eine milde Hand Almosen reicht, die dann oft selbst dafür gestraft wird. Dergleichen unmenschliche Anordnungen finden jedoch große Schwierigkeiten in ihrer Anwendung, werden häufig übertreten, nützen daher nicht nur nichts, sondern schaden selbst dem Ansehen des Gesetzes, das Viele umgehen.

Das Zunehmen der Armuth kann man besonders drei Ursachen zuschreiben, nämlich der immer wachsenden Bevölkerung, mit der die Subsistenzmittel nicht in gleichem Maaß zunehmen, dem Mangel an Arbeit oder deren Unzulänglichkeit, und endlich dem Mangel an Vorsicht und Sparsamkeit. Es ist leicht durch Zahlen darzuthun, daß in allen Ländern die Zahl der Armen im Zunehmen ist, daß Staat oder Gemeinden immer um neue und bedeutendere Unterstützung angegangen werden, ja manchmal selbst in einem Verhältniß, das alle Quellen des Wohlstands zum Austrocknen bringt, und, wie die schottische Generalversammlung erklärt hat, den Ruin des Landes unvermeidlich herbeiführen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Die Pariser Kaffehäuser.

(Beschluß.)

Von sieben Uhr Morgens bis Mitternacht die Gäste bedienen, die Journale auf's Brett heften, Zucker schlagen, Kaffeebohnen brennen, die oberste Rinde der Milchbrode abraspeln, die Dominosteine zählen und die Charaden des Corsaire und Charivari rathen, das sind die Hauptbeschäftigungen des Garçons, und wenn Mitternacht herbei kommt, so kann er seinen à la Titus frisirten Kopf stolz in die Höhe werfen und ausrufen: Ich habe mein Tagwerk redlich vollbracht! Der Garçon hat keinen fixen Gehalt; man vergesse daher nicht, ihm jedesmal ein kleines Trinkgeld von zwei Sous zu geben, für welche Aufmerksamkeit er sich stets erkenntlich zeigen und eine übervolle

Digitized by Google

halbe Tasse und ein starkes Fußbad * eingießen wird. Zu Neujahr verehrt der Garçon den Gästen eine Apfelsine oder eine Düte voll gebrannter Mandeln, welche man nach Belieben mit zwanzig, dreißig oder vierzig Sous honorirt.

Ein Wesen, welches wir in der Physiologie der Pariser Kaffeehäuser nicht vergessen dürfen, ist der Habitué, der Standgast. Unter diesem Namen versteht man hier nicht bloß denjenigen, welcher Monate lang in einem und demselben Kaffeehause einkehrt, sondern vorzüglich die Besucher, welche von der Gründung der Anstalt her datiren, seit dreißig, vierzig Jahren regelmäßig jeden Abend einsprechen und um ihre halbe Tasse eine Partie Domino auf 600 Points spielen. Während der rauhen Jahreszeit bringen die Habitués den langen lieben Tag im Kaffeehause zu. Im Gegensatz mit den Schwalben, denen sie jedoch rücksichtlich der treuen Anhänglichkeit an das alte Nest gleichen, gehen sie im Sommer auf den Strich. Dieselben Gestalten, welche man bei freundlichem Wetter in der Petite Provence, im Luxemburg und im Garten des Palais-royal spazieren gehen sieht, sieht man Winters beständig um die ungeheuren Oefen der Pariser Kaffeehäuser versammelt. Es sind im Allgemeinen ganz honette Leute, welche kein anderes Gesetz als das Naturgesetz anerkennen und die Ansicht haben, daß der liebe Gott, da er sie in die Welt gesezt, auch zugleich die Verpflichtung übernommen habe, ihnen je nach Bedürfniß erfrischende Kühle oder behagliche Wärme zu liefern. Die eine Hälfte ihrer Anforderungen befriedigen die schattigen Laubgänge der öffentlichen Gärten, für die andere Hälfte sorgen die Eigenthümer der Pariser Kaffeehäuser, welche sie als gottgesandte Retter in der Noth betrachten und als Licht- und Holzlieferanten für den Winter in Requisition setzen. Die Habitués thun daher auch in den Kaffeehäusern, wie wenn sie zu Hause wären; sie sprechen von ihren Geschäften, sie schreiben Briefe, sie schlafen, lesen Romane u. s. w. Sie sind dergestalt eingebürgert, daß Herr und Diener ihnen keine Vorstellung zu machen wagen. Jeder Standgast hat seinen Lieblingstisch; so wie er in's Kaffeehaus tritt, macht er die Runde an allen Tischen und rafft alle Journale auf, die ihm unter die Hände fallen. Mit diesem Schatz sezt er sich in seine Ecke und liest eins nach dem andern, ohne sich zu geniren und ganz nach seinem Behagen. Wenn er mit der Zeitungslektüre fertig ist, verkürzt er den Rest des Tages dadurch, daß er der Anstalt, welche er mit seinem Besuche beehrt, allerlei Gefälligkeiten erweist; er macht den Garçon auf die eintretenden Gäste aufmerksam, sagt der Dame am Compoir, wenn die Wanduhr falsch geht, bietet seinen Nachbarn eine Prise an, wenn die Commundose leer ist, weiß Jedem genau das Journal und die Spalte anzugeben, wo die Nachricht steht, welche man gerne lesen möchte, kurz, merkt auf alle Winke und Bewegungen der Gäste, so daß man ihn fast für den Eigenthümer des Kaffeehauses halten möchte. Er kennt in der That die Anstalt schon länger, als ihr jetziger Besitzer. Zehnmal hat das Kaffeehaus seinen Eigenthümer gewechselt; er allein ist immer unverändert derselbe geblieben. Daher betrachtet man ihn auch als einen integrirenden Bestandtheil der Anstalt, und in dem Inventarium der zum Verkauf ausgebotenen Kaffeehäuser bringt man gewöhnlich in Anschlag: Ein Dutzend Marmortische, 400 Fr., 25 fast noch neue Tabourets, 125 Fr., ein halbes Dutzend etwas heruntergekommener, aber doch noch auf fünf bis sechs Jahre garantirter Habitué's, 600 Fr. Nach trockenen Semmeln, alter Butter, Eichorienkaffee und dem Doppelsechser, kenne ich nichts Unausstehlicheres, als die Habitué's der Pariser Kaffeehäuser. C. C.

* Bain de pied nennt man das, was über den Rand des kleinen Glases in die Unterschale läuft. Die Schnapsgläser und Tassen haben in allen Pariser Kaffeehäusern einen ungleich dickern Boden als ihr Aeußeres vermuthen läßt; man schenkt daher sowohl bei der demi tasse als beim petit verre immer noch einen Theil der Unterschale voll, die Jeder ohne Scheu austeert; so wie es auch durchaus nicht auffällt, wenn man den Ueberrest von Zucker in Papier wickelt und in die Tasche steckt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Venedig, November.

(Beschluß.)

Verkehr mit Triest. Venetianische Kunst.

Zu gleicher Zeit ist man darauf bedacht, die Verbindung mit Triest noch mehr zu erleichtern. Triest gewinnt von Jahr zu Jahr an Bedeutung, und verspricht allmählich der eigentliche Stapelplatz für den Orient zu werden. Triestiner Dampfschiffe fangen jezt an, monatliche Fahrten nach Alexandrien zu machen, und so wird, was aus dem Norden nach Griechenland, Kleinasien und Egypten sich begeben will, in der Folge dort sich einschiffen. Werden nun, was gleichfalls beschlossen ist, die Dampfschiffe zwischen hier und Triest statt zwei-, dreimal wöchentlich gehen und kommen, so ist dem Westen Italiens auch auf diesem Wege der Verkehr mit jenen Ländern erleichtert. Die Preise sind jezt schon herabgesezt; für acht Gulden auf dem ersten, für zwei Gulden auf dem zweiten Platz macht man diese sieben- bis achtstündige Fahrt. — Während so die Menschen auf alle Weise bemüht sind, sich einander in ihren Interessen zu nähern, that kürzlich ein Wolkenbruch sein Möglichstes, um den Verkehr zwischen Wien und hier zu hemmen. Er ergoß sich auf die neuangelegte Friulerstraße mit solcher Heftigkeit, daß dies Werk, welches Tausende von Menschenhänden in einer Reihe von Jahren auf dem schwierigsten Terrain ausgeführt hatten, in wenigen Stunden an mehreren Stellen arg durchrissen war. Der Schaden wird, vielleicht übertrieben, auf eine Million Zwanziger angegeben; der Postenlauf, der einige Tage gehemmt war, ist seitdem längst wieder hergestellt. — Die Kunstausstellung (Juli, August) hat auch hier

Digitized by Google

das Unbequeme, daß sie eine Reihe von alten Meisterwerken den Blicken des Publikums entzieht. Hier, wo an Gebäuden gerade kein solcher Mangel ist, wie in Paris, könnte, sollte man meinen, wohl ein anderes Lokal als die Akademie für diesen Zweck eingerichtet werden. Die neuern Werke sind selten oder nie berechtigt, die Plätze der ältern einzunehmen, auch wenn man willig eingesteht, daß die venetianische Schule noch vor mancher andern in Italien sich auszeichnet. Der Farbensinn ist es, der noch fortwährend die Venetianer vor Toskanern und Römern kenntlich macht. An einem Bilde, das Gregoletti für den ehemaligen Patriarchen von Venedig, jetzigen Erzbischof von Erlau, v. Pyrker, gearbeitet und kürzlich im Battisterium ausgestellt hatte, trat dies wieder auf's Entschiedenste hervor. Es stellt den h. il. Michael als Sieger über den Teufel in Lebensgröße dar, und bringt unwillkührlich eine Vergleichung mit den zwei berühmten Bildern von Raphael und Guido auf, obwohl billigerweise Guido so wenig mit Raphael, als Gregoletti mit einem von Beiden, sondern Jeder nur mit sich selbst verglichen werden sollte. Auch vermeidet der Maler den Kampf mit jenen Meistern insofern, als ihm der Engel durchaus als Sieger erscheint, der, ohne noch Schwert oder Lanze zu führen, die Wage in der Linken hoch emporhebt, während die Rechte auf den Feuerpfuhl deutet, in welchen der nackte, nur durch kleine Flügel und durch den Ausdruck des Gesichts kenntliche Teufel durch den Druck des Fußes, ja durch die bloßen Spitzen des einen Fußes hinabgestürzt wird. Es ist begreiflich, daß in dieser Auffassung die etwas zu graziöse Stellung des Erzengels zum Theil wenigstens eine Entschuldigung findet, ohne daß deßwegen jede Schwäche der Zeichnung gutgeheißen werden kann. Das Gesicht des Engels aber, das glänzende Licht, das über das ganze Bild ausgegossen, und das saftige Colorit entschädigen dafür und zeigen allerdings ein erfreuliches Schlossagen von dem ewigen Schlendrian italienischer Akademien. – Derselbe Künstler hat, wie fünf andere Künstler, eine große Leinwand für eine neuerrichtete Kirche in Triest unter Händen, auf welcher er den für solchen Raum sehr schwierigen Gegenstand, die h. Anna die Jungfrau lesen lehrend, darstellen soll. Es steht zu hoffen, daß der geschickte Maler die Noth zur Tugend machen und sich mit desto größerm Ruhm aus der Affaire ziehen wird. – An Beschäftigung fehlt es überhaupt den venetianischen Künstlern gar nicht und das eifersüchtige Jagen nach Bestellungen kennt man hier weniger als in Rom und Florenz. Unter den übrigen fünf Künstlern, die für die Triestiner Kirche arbeiten, befinden sich auch der Sohn des Kupferstechers Schiavoni und zwei österreichische Maler.

London, November.

(Fortsetzung.)

Das Bankett in Guildhall.

Der für Ihre Majestät bestimmte Armstuhl war behangen mit carmosinem Sammt, worauf das königliche Wappen und die Krone in goldener Stickerei zu sehen war, geschmackvoll von der Rose, der Distel und dem Kleeblatte umrankt, den Nationalzeichen Englands, Schottlands und Irlands. Gleich dem Gange bedeckte ein rother, mit Gold durchwirkter Fußteppich die Plattform. Der übrige Fußboden der Halle und sämmtliche Stühle waren mit carmosinem Tuche überzogen. Die Wände der südlichen und nördlichen Seiten bildeten eine ungeheure Spiegelfläche; aber am östlichen Ende über dem Throne war das Fenster einer prachtvollen Gaserleuchtung gewichen. Ueber dem Fenstersimse und über dem Stadtwappen wehte die königliche Fahne und die Flagge der Union. Darüber stand V. R. in gewaltiger Größe und darüber das einfache: Welcome, Alles von einem Lorbeerkranze umgeben, den wieder die Rose, die Distel und das Kleeblatt banden. Es ist Thatsache, daß der Arabeskenrand unter Welcome und V. R. mehr als zweitausend Gasflammen zählte. Ueber der Uhr am westlichen Ende, Gog zur Rechten, Magog zur Linken, füllte eine bedeutende Waffenmasse ziemlich die ganze Breite des Saales, während dreißig Fahnen zu einem herrlichen Hintergrunde entrollt waren. Unmittelbar darüber brannte in viertausend fünfhundert Gasflammen, aus carmosiner Sammtdraperie hervor, der große Stern des Hosenbandordens mit der aus geschliffenen Gläsern bestehenden Umschrift: die Königin segne Gott. Und darüber prangte in colossalem Verhältnisse die Reichskrone, von Lorbeerkränzen umwunden; Rosen, Disteln und Kleeblätter, sinnreich verschlungen, füllten den übrigen Theil der Wand. Das Orchester, geschmackvoll mit Festons von scharlachener Seide geziert, befand sich über dem von zwei Rittern in voller Stahlrüstung bewachten Haupteingange, und dem Orchester gegenüber war eine Galerie aus Waffen gebaut. Zwei halbrunde, für die Feier des Tages besonders gefertigte Kronleuchter hingen von der Decke nieder. Jeder maß im Umfang gegen vierzig Fuß, war in rechtwinklige Felder geschnitten und trug die königliche Chiffre, die Krone, die Rose, die Distel und das Kleeblatt. Es wurde berechnet, daß die Gesammterleuchtung der von sechsundvierzigtausend brennenden Wachskerzen gleich sey. Es versteht sich demnach, daß der Saal hell war; allein in Folge der geschickten Vertheilung des Lichts fühlte sich das Auge nirgends geblendet. Man denke sich hiezu noch die Pracht der weiblichen Anzüge, den Glanz der Geschmeide und die wogenden Federn, und auch die Männer in den bunten Uniformen und reichgestickten Hofkleidern. Gläser und Flaschen ausgenommen, die, vom reinsten Krystall und mit eingeschnittenem Weinlaub, neben der Rose, der Distel und dem Kleeblatte das königliche Wappen trugen, war auf der königlichen Tafel sämmtliches Geschirr von gediegenem Golde und erlesener Arbeit. In der Mitte stand ein prächtiger Aufsatz, von den drei Grazien getragen, Sphinxe als Fußgestell und rings ein Kranz von Wein- und Eichenlaub. Die Suppen- und Speiseteller hatten Weinlaubguirlanden und in der Mitte das königliche Wappen in getriebener Arbeit. Zum Nachtisch wurde weißes Porzellan aufgesetzt, die Teller mit goldenem Weinlaubrande und einem Kranz von Eichenlaub und Eicheln in mattem Golde, in einem obern Medaillon das königliche, in einem untern das Stadtwappen in bunten Farben, und in der Mitte, von Blumen eingefaßt, die Buchstaben V. R. Dieser Teller waren vier-und-zwanzig und der Preis jedes einzelnen zehn Guineen. Von gleichem Porzellan war das Geschirr auf den übrigen Tafeln, doch ohne andere Zierath, als Weinlaub in erhabenem Golde um die Ränder. Dabei fehlte es auch hier nicht an Gold und Silber. Die einzelnen Zünfte hatten ihre Vorräthe gesteuert, und der Gesammtwerth wurde auf 100,000 Pfund Sterling geschätzt. Während die Königin den Thron bestieg, reihten sich hinter ihr, sie zu bedienen, der Lord Mayor, dessen Gemahlin und die sechs ältesten Aldermänner. Aber so wie der Jubelruf verstummt war, mit welchem die Monarchin empfangen worden, wendete sie sich zum Lord Mayor und gebot ihm und den Andern, ihre Plätze einzunehmen, was selbige auch nicht säumten, unter tiefsten Reverenzen sofort zu thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 5. December 1837.

— Diese Mähmchen, zart und schmächtig,
Sie sind mir allesammt verdächtig.

Goethe.

Atlantische Skizzen.

Von Gustav v. Heeringen.

II.

(Forts. von Nr. 275.)

Der Sonnenaufgang und die Pracht des oceanischen Morgens rief sämmtliche Bewohner der Kajüten auf das Verdeck herauf, und ich erlaube mir, den Leser mit ihnen bekannt zu machen, und zwar sie gleich so zu bezeichnen, wie ich sie im weitern Verlauf der Reise kennen lernte. Ich muß hier die Bemerkung vorausschicken, daß schon am vorigen Tage bei der Einschiffung in Belem Jeder um seinen Taufnamen befragt und mit ihm benannt wurde; eine Sitte, die ich außerordentlich hübsch und praktisch gefunden habe für die socialen Verhältnisse eines Schiffes. Keiner wußte und erfuhr, wie der Andere mit dem Zunamen hieß, keine Rangverschiedenheit störte, es gab nur Messieurs Alphonse, Charles, Manuel, und Mesdames Juliette, Henriette u. s. w.; dennoch fanden auch hiebei einige Ausnahmen statt, wie sich zeigen wird. Zu denselben gehörte gleich die Dame, mit der ich den Anfang machen will, Madame Bertrand, wie sie sich selbst nannte, und maitresse de langues, welche vielen großen Damen Lissabons Unterricht gegeben hatte, wie sie oft rühmend erzählte. Sie war die interessante Kranke, welcher das weiße und das braune Huhn geblutet hatten. Unter ihrem Schutze, unter ihrer Maternität befand sich Mademoiselle Henriette, eine hübsch gewachsene Brünette von etwa zwanzig Jahren, mit schönen, vielsagenden dunkeln Augen, jedoch ohne besondere Anmuth der Züge. Madame Bertrand nannte sie „ma fille," und ward von ihr mit dem Titel Mama belohnt. Sie gab sie wirklich für ihre Tochter aus, ich entdeckte aber bald, daß Mademoiselle Henriette der Matrone nicht so nahe verwandt seyn mußte, denn sie vergaß sich einige Male und nannte sie Madame; später gestanden mir Beide, sie seyen gar nicht verwandt. Henriette wollte für eine Französin gehalten seyn, während sie doch eine Portugiesin, eine geborene Lissabonerin war; sie hieß auch gar nicht Henriette, sondern Dona Isabel da S., und beobachtete folglich ein Incognito, aus Ursachen, deren Schleier ich späterhin durchblickt habe. Ich würde es ihr ohnehin niemals geglaubt haben, daß sie Französin sey, auch wenn sie fortgefahren hätte, es zu behaupten; wer jemals portugiesische Augen sah und aus einem portugiesischen Munde die französische Sprache vernahm, kann so leicht nicht getäuscht werden. — Die zweite interessante Erscheinung am Bord war Mademoiselle Juliette, für die Monsieur Alphonse, der Lieutenant des Schiffs und Pilot in jener Nachtstunde, sehr zärtliche Gefühle zu hegen

Digitized by Google

schien. Er war indessen nicht der Einzige, der dergleichen für das sehr schöne Mädchen nährte, welches offenbar der Mittelpunkt der Gesellschaft gewesen wäre, hätte es sich nicht vom Beginn der Reise bis zum Ende derselben in einem leidenden Zustand befunden. Mademoiselle Juliette war Pariserin von Geburt und Kammerfrau der Infantin Dona Anna da Jesus Maria von Portugal; denn für hohe, schöne, intriguante Damen ist eine Pariser Kammerfrau fast unentbehrlich. Auf Juliettens weißer, denkender Stirn lag das Siegel manches königlichen Geheimnisses, der Genuß des Lebens hatte ihre holden Lippen geküßt, aber nicht entzaubert, und ihr Lächeln hatte etwas ungemein Tiefes, Weltweises und Seelenvolles. Sie redete wenig, aber ihre Worte, selbst die unbedeutendsten, hatten einen Anstrich von Bedeutenheit, welche nicht etwa Affektation ihnen verlieh, sondern das sich nirgends verleugnende Uebergewicht einer begabteren Natur. Die Bewegung des Schiffes wirkte peinlich auf ihren zarten Körper, weßwegen sie die meiste Zeit liegend auf einer Matratze zubrachte, welche auf einer der Bänke des Decks oder auf dem Boden ausgebreitet war. Die übrige Damengesellschaft bestand aus Modehändlerinnen und jungen Demoiselles de boutique, welche, nachdem sie eine Zeitlang ihr Glück in Portugals Hauptstadt versucht hatten, im Begriff standen, nach dem Eldorado ihrer Sehnsucht, nach Paris zurückzukehren. Ihr drittes Wort war Paris oder eine geringschätzige Aeußerung über das edle, unglückliche Lissabon, dessen Poesie sie nicht verstanden. Da waren Demoiselles Adèle, Françoise, Louison, genug, eine kleine Schaar von recht niedlichen Grisetten, denen es auch gar nicht an Anbetern fehlte; der Anbeter ist ein Zoll, den ein französisches Mädchen in jeder Männergesellschaft gebieterisch fordert, und der ihr auch niemals verweigert wird.

Gehe ich nun zu den Männern über, so ist zuerst die bedeutendste Erscheinung unsers Kreises zu nennen, Obrist Arnour, ein hochgewachsener ältlicher Mann mit einer Adlernase und jener Liebenswürdigkeit in Rede und Benehmen, die älteren Franzosen, und namentlich Militärs, eigen ist. Sie bedürfen, um zu gelten, der Anmaßung nicht, welche junge Roués nicht selten zu Hülfe rufen, um sich bemerklich zu machen. Ihr bloßer Anblick ist Weltgeschichte, die Falten auf ihren Wangen, die Narben auf ihrer Stirn sind historische Erinnerungspunkte. Was den Obristen nach Portugal geführt und in welchen Kreisen er dort gelebt hatte, ist mir nicht bekannt geworden; ich erinnere mich aber nicht, ihn in den Palästen gesehen zu haben. Seine Gegenwart am Bord war ein wahrer Segen für die Damen. Als Alle nach und nach, vom Seeübel ergriffen, krank und hülflos geworden, war er es, der sie bediente, trug, unterstützte, bettete; ja sie ließen sich von dem würdigen Herrn Hülfleistungen gefallen, die sie gewiß in gesundem Zustande nicht angenommen hätten. Mademoiselle Juliette kam fast nicht aus seinen Armen, wie eine schöne kranke Tochter von der Brust ihres Vaters. — Ihm mag Senhor Manuel folgen, ein ernster, schweigsamer Brasilianer von einigen vierzig Jahren, der aber sehr beredt werden konnte, wenn zufällig die rechte Feder an dem Uhrwerk seines Geistes berührt ward. Er war von hoher und schöner Gestalt, welche jedoch anfing, wohlbeleibt zu werden, und Besitzer einer ganzen Menagerie tropischer Thiere, namentlich jener zahllosen Cacadus und Papageien, die, wie früher erwähnt, in der Nachbarschaft meines Affen Macacos einen goldgegitterten Pallast bewohnten. Ich hielt ihn deßhalb für einen Kaufmann, der mit solchen Thieren in Paris Handel zu treiben beabsichtigte, und irrte mich sehr in dieser Vermuthung.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Pauperismus, oder die grosse Frage der Zeit.

(Beschluß.)

Zu diesem beunruhigenden Zustand, zu der immer drückender werdenden Unterstützung der Armen durch Staat oder Gemeinden wirken eine Menge Ursachen direkt und indirekt zusammen. Zuerst das Mitleid selbst, dem es peinlich ist, Andere leiden zu sehen, dann der Wunsch, der Armen, der Bettelei los zu werden; denn Bettelleute sind manchmal zudringlich und gefährden dadurch oft die öffentliche Sicherheit; endlich kommt hinzu der Egoismus und die Bequemlichkeit so Vieler, die allenfalls, wenn es nicht anders seyn kann, zur Erhaltung der Armen so viel beitragen wollen, als die Armentaxe von ihnen fordert, aber keinen Heller mehr; sie mögen auch mit der Vertheilung der Unterstützung keine Mühe haben, und überlassen dies gerne andern. Die Unzulänglichkeit der Armentaxe und das nothwendige Einschreiten der Regierung zu weiterer Hülfe haben es endlich dahin gebracht, jene öffentliche Unterstützung in Aufnahme zu bringen, ja sogar für ein Glück, für eine gute Anstalt zu halten. Dies ist sie aber nicht.

Was soll nun aber geschehen? Wie soll Almosen gegeben werden? Dies deutet Naville mit folgenden Worten an: „Der Gesetzesmann, der Staatsdiener vertheilt natürlich Alles, was durch Armentaxen und Regierungsunterstützung einkommt, der Geistliche nur die Gaben freiwilliger und stiller Mildthätigkeit, wobei die Geber volles, gänzliches Zutrauen in ihn setzen. Wenn er erscheint, so legt dies den Reichen oder Wohlhabenden keinen Zwang auf, sie geben ganz freiwillig und aus vollem Herzen; auch der Arme kann keine Art von Recht gegen ihn geltend machen. Wohlthun und milde Gaben sind ohnehin Attribute seines

Digitized by Google

Standes, sie sind ein Theil seiner Pflicht. Seine Stellung gibt ihm auch nähere Kenntniß von der Lage, den Bedürfnissen, Verhältnissen und selbst Geheimnissen der Familien, er weiß, wodurch sie herunter gekommen sind, warum sie Armuth drückt, wie ihnen am besten wieder zu helfen ist und wie viel dazu gehört; er kennt auch die verschämten Armen, so wie den rechten Augenblick, wo ihnen zuweilen mit Wenigem Hülfe und Unterstützung gegeben werden kann; der Geistliche ist mit einem Wort der freundliche Mittler, Freund und Helfer aller offenen und geheimen Noth, ja sein Auftreten und Eingreifen ist überall willkommen und wohlthuend. Wie ganz anders ist die Stellung eines Staatsbeamten in dieser Beziehung! So wie er bei Reichen und Armen auftritt, verschwinden alle jene Vortheile."

Zu der immer mehr zunehmenden Fühllosigkeit und Gleichgültigkeit gegen Arme und damit zu dem Einschreiten des Staats oder der Gemeinden durch Armentaxen führt auch hier und da der Protestantismus. Jene öffentliche Unterstützung lastet besonders auf protestantischen Ländern und ist nur selten in katholischen zu finden. In England und Holland wird die Armentaxe am weitesten getrieben, konnte aber in Irland nicht Fuß fassen; Belgien hat sie erst seit seiner Verbindung mit Holland; sie schlägt Wurzeln in Norwegen, Dänemark, Schweden und Liefland, in Italien und Spanien hingegen ist keine Spur davon zu sehen. Wo sie in Deutschland eingeführt worden, ist die protestantische Bevölkerung immer bedeutender als die katholische; im Kanton Bern ist sie fast so arg wie in England, in Wallis und Teisin findet sie sich hingegen nicht. Appenzell Außerrhoden ist reformirt und hat die Taxe, Appenzell Innerrhoden hingegen ist katholisch und hat sie nicht. In den amerikanischen Freistaaten gilt dieselbe Bemerkung. Die katholischen Geistlichen stehen den Familien näher und sind durch die mächtige kirchliche Anstalt der Ohrenbeichte inniger mit ihrem Denken und Thun verbunden, können sie daher leichter zum Wohlthun und Unterstützen der Armen vermögen. Auch der Arme steht ihnen näher mit seiner Noth und seinen wahren Bedürfnissen. Dieser Bemerkung ließe sich vor allen andern wohl die entgegensetzen, daß die Bettelei und deren Unverschämtheit nirgend ärger ist als in katholischen Staaten, wo die Gewißheit, Nahrung oder Almosen in Kirchen und Klöstern zu bekommen, Viele zum Betteln bringt, die sonst arbeiten würden.

Für die öffentliche, für Staats-, Regierungs- oder Gemeindeunterstützung, haben sich seit achtzig Jahren die größten Autoritäten erklärt: Rousseau, Montesquieu, Bossuet und Voltaire, später und in unsern Tagen Malthus, Davison, Macfarland, Townsend in England, Livingston in den Vereinigten Staaten, Watteville, Sellon und Fellenberg in der Schweiz, viele Philanthropen in Deutschland, Bailli, Alexandre Laborde, Morogues, Fodéré, Villeneuve de Bargemont und Andere. Alle verlangen für die Armen Arbeit in Landbaukolonien oder in Arbeitshäusern. Naville ist anderer Meinung: denn außerordentliche Unglücksfälle und momentane besondere Verhältnisse ausgenommen, will er, daß die Unterstützung und die Erhaltung der Armen nicht auf öffentlichem und Staatswege geschehe, sondern lediglich durch Privatmildthätigkeit. In dieser Beziehung stellt er folgende Grundsätze auf. Es handelt sich nicht allein davon, Elend und Armuth zu mildern, sondern ihnen durch kluge Mittel aufmerksamer, väterlicher Regierung zuvorzukommen. Beim Wohlthun muß man der Stimme des Mitleids und der Mildthätigkeit folgen, ohne bei den Armen die Kraft zu erdrücken, mittelst welcher sie durch eigene Anstrengung ihren Unterhalt ganz oder zum Theil erwerben können. Man hätte Unrecht, bei dem Armen nur seine materielle Dürftigkeit zu berücksichtigen; was sein moralisches Daseyn fordert, hat nicht weniger Bedeutung. Gewöhnlich gehört der Arme der bürgerlichen Gesellschaft oder einer Familie durch Verhältnisse und Bande an, die nothwendig beim Wohlthun berücksichtigt und geschont werden müssen, sonst wird das Wohlthun Grausamkeit. Wenn das System der Privatmildthätigkeit mit Ausschluß aller Regierungsmittel gelingen soll, so muß vor Allem das Publikum günstig gestimmt und gewonnen werden. Dieses System muß so organisirt seyn, daß es nicht bloß zum Wohlthun anregt, sondern den Wohlhabenden und Reichen auch Lust macht, selbst zu den Armen zu gehen, um ihnen mit Rath und That beizuspringen, und dabei diesen Besuchen die menschenfreundliche und kluge Richtung zu geben, die auf den sittlichen und moralischen Zustand der Armen für den Augenblick und für die Zukunft günstig wirkt und ihr Elend in jeder Beziehung mindert. Dies kann nur auf dem Weg der Association geschehen, so daß sich deren Mitglieder in ihren Bemühungen ablösen und sich in die Geschäfte theilen, die von einem gemeinschaftlichen Centrum ausgehen und nach einem allgemeinen Plan geleitet werden, damit aller Art von Leid und Elend geholfen, die Unterstützung gut vertheilt, alle Verdoppelung vermieden, dabei aber die moralische Seite immer hervorgehoben und jedem Armen gerade nur die Art von Unterstützung werde, die er nach Lage, Verhältnissen, Geschlecht, Alter, Gesundheitszustand u. s. w. bedarf, entweder Arbeit, oder Darlehen, oder milde Gaben; denn dies sind die drei materiellen Hauptmittel aller Hülfe und Unterstützung. Nur auf diese Weise treten Reiche und Wohlhabende wieder in das rechte menschliche und echt christliche Verhältniß zu ihren armen, unglücklichen Brüdern und Schwestern, nur auf diese Weise wird der bisherigen Armenunterstützung das Harte, Schroffe und Unmenschliche genommen, das eine offene, immer eiternde Wunde unserer egoistischen, nur nach Reichthum,

Digitized by Google

Staatsbahn- und Handels-Interessen der K. Bayerischen Regierung. Ein Beitrag zur Lösung der gegenwärtigen Krisis. Mit einer Karte. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1866. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser dieser Schrift ist ein Bayer, der sich für seine bayerischen Mitbürger schreibt, und in Anbetracht der gegenwärtigen Lage Deutschlands, die Frage aufwirft, ob Bayern nicht gut thäte, sich von Preußen loszusagen und sich Oesterreich anzuschließen. Nach einer Darlegung der Vortheile, welche Bayern aus dem Anschlusse an Oesterreich ziehen würde, wird die Unterstützung Preußens durch Bayern als eine Unterstützung seiner Feinde bezeichnet, und Bayern vor dem Schicksale gewarnt, welches Preußen seinen Verbündeten bereitet hat.

Die Karte, welche der Schrift beigegeben ist, stellt die Eisenbahnen Bayerns dar, und soll zeigen, wie Bayern durch Eisenbahnen mit Oesterreich verbunden werden könnte.

Wir können diese Schrift nicht empfehlen, weil sie Bayern zu einem Schritte auffordert, welcher mit Deutschlands Interessen unvereinbar ist.

Kartographische Publikationen.

Von Heinrich Kiepert.

Berlin, Reimer.

Karte von Deutschland, Dänemark und den Niederlanden. Nach den neuesten Quellen. Mit Angabe der Eisenbahnen, Telegraphenlinien, Dampfschiffahrtswege, Postkurse und Entfernungen. Maßstab 1:1,500,000. 1866. Preis 1 Thlr

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 6. December 1837.

Der Träume feenhafter Chor,
Die Fülle wechselnder Gestalten,
Sie drängen fordernd sich hervor.
Was mir der Fels, die Welle klagen,
Dem Blatte muß ich's wieder sagen.

v. Feuchtersleben.

Lieder aus dem Berner Oberlande.

Von Ludwig Seeger.

1.

Die Tage, wo ich mich heraus getastet
Allmählig aus zertrümmerten Gemäuern,
Wo eine Welt voll schönen Abenteuern
Ich vor mir sah, der müde sich gerastet;

Die Tage, wo ich neu mein Schiff bemastet,
Um auf des Lebens Höhn hinaus zu steuern,
Wo in des Morgens, in des Abends Feuern
Ich allen Wust verbrannt, der mich belastet;

Die Tage, wo ich auf den Alpenvesten
Entzückt gestanden, bei dem Sturmgetose
Der Wasserfälle, bei den Eispalästen —

O schöne Zeit! Was gönnen nun die Looſe
Von dir zu retten mir an Ueberresten? —
Ein Liederheft und diese Alpenrose.

2.

Auf dem Thunersee.

Lege dich nieder, mein Haupt!
Wogen und Winde
Wiegen dich linde.
Laß dich bespülen
Die flatternden Schäume,
Laß sie dir kühlen
Die schwülen,
Die zuckenden Träume.
Lausche den Tönen,
Sie kommen
Vom schönen
Gestade herübergeschwommen.
Schlafe nur zu,
Singt's in meine Ruh:
Wir hüllen deine
Schmerzen ein mit sanftem Mondenscheine!
O weine,
Verklungne Hoffnung süßer Tage;
O flüstre,
Leise, düstre
Kirchhofklage
Um verstorbne Lenze
Durch das Laub der Todtenkränze!

Digitized by Google

Zitternde, traute
Trauerlaute,
Was will mir euer Klingen? —
Du kennst uns doch, wir gingen
Um deine Wiege, schlichen
Uns dir an's Herz, dem Kranken,
Und sanken
Bis zum Grunde;
Da hingen wir mit festem Munde,
Und sind auch nie von dir gewichen,
Wo du gewandelt auf und nieder;
Du kennst uns nimmer —
Im dämmernden, verhängten Kinderzimmer
Die alten Ammenlieder?
Wir kommen her von himmelfernen
Gefilden, von den frommen Blumensternen,
Dich anzuhauchen,
Dich einzutauchen
In unsern Morgenduft und Schimmer.
Ist's Morgen? — Nein, es ist das Abendwehn!
Die Schatten gehn
Und flattern und rennen,
Es ist Nacht;
Ich bin erwacht,
Meine feuchten Augen brennen
Unter kalter Hand;
Das Lied ist still, wir sind am Strand.

5.

Ewiger Schnee.

Der Frühling, meint ihr, ist nicht schlau:
Er fliegt dahin zu stolzen Siegen,
Und läßt des Winters Festungsbau
Hier oben unerobert liegen.

Da seyd ihr einmal fehlgerannt;
Als ob er das nicht baß verstände:
Der Winter ist dort festgebannt,
Und ballt vor Wuth die starren Hände.

Unmächtig schaut herab sein Zorn
Auf den verwegenen Gesellen,
Und seiner grimmen Thränen Born
Kann nur des Frühlings Bäche schwellen.

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Monsieur Dominique, der nun hervortreten mag, mein Träumer und Festhalter in der Nacht, war der erste Held der französischen Bühne zu Lissabon, wo ich ihn öfters gesehen und bewundert hatte. Er spielte die tragischen Rollen mit großem Beifall. So sehr er auf der Bühne im Feuer des französischen Pathos stürmen und wüthen konnte, so ruhig, freundlich, gemüthlich und natürlich war er in seiner Unterhaltung. Er hielt auf elegante Toilette, war eitel auf seine blendend weißen Hände und im Ganzen ein recht liebenswürdiger Gesellschafter. Oft bat ich ihn, mir etwas über die näheren Verhältnisse der französischen Bühne in Portugal zu erzählen; er erklärte sich höflich bereit dazu, aber er that es nicht, so oft ich ihn auf fernen Umwegen oder direkt auf dieses Kapitel zu bringen suchte. Ueberlegte ich die Sache genauer, so konnte ich ihm diese Diskretion, einem Fremden gegenüber, nicht verdenken. — Ein junger Kaufmann vom Chiado, aus Rouen gebürtig, verschiedene junge Seeleute von französischen Fahrzeugen, welche in Lissabon verkauft worden waren, Offiziere, die in ihr Vaterland heimkehrten, nachdem sie zum Theil unter Dom Pedro gefochten und Ansprüche bei der jetzigen Regierung geltend gemacht hatten, und endlich ein sehr vornehmer portugiesischer Knabe, der Sohn eines Herzogs, der unter der Obhut zweier Bedienten nach Paris gesandt ward, wenn ich nicht irre, zum Grafen Pinheiro, seinem Verwandten, bildeten die übrige Gesellschaft der Passagiere. Der Kapitän und seine beiden Lieutenants vervollständigten den Kreis als zu ihm gehörig. Unsere Frühstücks- und Mittagstafeln waren vortrefflich, und bei der letzteren gab es immer Champagner. Freilich war der Ton dabei ein ganz anderer als der an der Tafel Dom Fernandos auf dem brittischen Dampfboot; denn wo sich deutscher Hofton mit englischem an einer englisch besetzten Tafel umarmt, da entsteht ein ganz anderes Element als die etwas frivole Champagneratmosphäre auf einem französischen Kauffahrteischiff, wie die „Rose des Tajo.“ — Doch bin ich lange nicht Hofmann genug, um solchem Wechsel nicht eine heitere Stirn bieten zu können.

Macace hatte die Ehre, der ganzen Notabilität des Verdecks vorgestellt zu werden, und benahm sich bei dieser Cour mit einem so leichten Anstand und mit so viel Liebenswürdigkeit, daß er das Glück hatte, allgemein zu gefallen, ein Vorzug, um den ihn sein Herr sehr beneiden durfte. Er schien geboren für das Parkett und wurde von schönen Händen mit so viel Zuckerwerk, Mandeln, Feigen und Rosinen belohnt, als er nur immer verzehren mochte. Der Glückliche! auch hierin stand sein Herr ihm von jeher nach. „Bon jour, Monsieur Gustave,“ sagte Madame Bertrand am Morgen nach jener Nacht, nachdem wir uns Alle auf dem Verdeck eingefunden hatten, „bon jour, Monsieur, comment se trouve Macace?“ — „Ich danke, Madame,“ war meine Antwort, „und würde Ihnen noch dankbarer seyn, wenn es Ihnen beliebt hätte, zu fragen,

Digitized by Google

wie ich mich befinde. Hinsichtlich des Affen muß ich Ihnen eine traurige Geschichte erzählen." — „Eine traurige Geschichte?" riefen Madame Bertrand und Mademoiselle Henriette, die immer bei einander waren, aus Einem Munde; „mein Gott! ist dem armen Macacc ein Unglück widerfahren?" — „Man könnte es so nennen, meine Damen. Der Arme wird keine glückliche Küste wieder erblicken." — „Ist er todt? erzählen Sie, um Gotteswillen!" — „Hören Sie. Ich erhob mich in der vergangenen Nacht, weil mir unwohl ward, und stieg auf das Verdeck. Hier auf dieselbe Bank, auf welcher Sie ruhen und unter welcher die Hühner sich befinden, ließ ich mich nieder. Die Nacht war ruhig und schön; außer dem Rollen des Meeres und dem Ziſchen der Wellen, die unser Kiel durchschnitt, kein Laut in der Natur. Da dringt plötzlich ein Schrei vom großen Mast her in mein Ohr; es war wie der Angstruf eines Menschen, eines Kindes; ich kann den Schrei nicht beschreiben." — „Genug, es war Macacc, der um Hülfe rief?" fiel Henriette ein, und die ganze Gesellschaft wurde jezt aufmerksam. „Mehreremals wiederholte sich der Schrei," fuhr ich fort, „bevor ich aufsprang und dem Ort zueilte, wo jedenfalls irgend eine Gewaltthat geschah. Leider kam ich zu spät. Sie wissen, der unglückliche Macacc erhielt seine Wohnung, um den Matrosen nicht im Wege zu seyn, im großen Boot, wo seine Kette im Ringe befestigt ward; unglücklicherweise theilten diesen Raum mit ihm drei oder gar vier, ihm an Kraft und Größe weit überlegene Thiere, denen ich gleich Anfangs nicht viel Gutes zutraute, obwohl sie durch den Heuchelschein einer gewissen Friedfertigkeit sich das Zutrauen der Menschen erworben haben; diesen Hammeln aber leuchtete, wenn man sie recht betrachtete, nur schlecht verhehlte Mordgier aus den Augen. Als ich das Boot erreichte und, auf die Balken steigend, über seinen Rand schaute, ward ich nun Zeuge eines schauderhaften Auftritts, der mich auf's Tiefſte erschütterte. Die Hammel hatten den niedlichen Affen zerrissen, todt lag er ausgestreckt unter ihren Klauen, und sie wühlten mit von seinem Blut gerötheten Mäulern in seinem Felle. Er ist dahin!" — „Les barbares!" riefen mehrere zarte Stimmen; „ah mon Dieu! les moutons ont devoré Macacc!" In diesem Augenblick zeigte sich der Beklagte, dessen Tod so viele Theilnahme erweckte, wohlgemuth auf dem Rand des Bootes, sein Frühstück verzehrend, das aus einer schönen portugiesischen Frucht bestand. Ich aber machte mich aus dem Staube, nachdem ich die Unschuld der Hammel so hart verläumdet hatte. — Ein anderes Mal erzählte ich als Morgenchronik, wie Macacc, vom Heimweh ergriffen, in der Nacht mit Hülfe der Hammel seine kleine Kette gelöst und sich vom Backbord hinab in das Meer gestürzt habe, um wo möglich die Küste zu erreichen. „Er wird sie nicht erreichen, sondern ertrinken," rief Joconde, die kleine Vorlaute. — „Sie würden unfehlbar Recht haben," war meine Antwort, „wie denn eine hübsche Pariserin niemals Unrecht hat, wenn nicht Macacc zwanzig Ellen vom Schiff einen Delphin angetroffen hätte, der ihn auf seinen Rücken nahm und durch die Fluthen trug."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

Neue Bauten im englischen Garten.

Der englische Garten, gewiß eine der schönsten und großartigsten Anlagen der Art, entbehrte bei der üppigsten, schönsten Vegetation und reichen Wasserpartien dennoch des Schmuckes plastischer und architektonischer Monumente.

Um ihm diese zu gewähren, ließ der kunstsinnige König Ludwig den mit lithochromischen Zierden geschmückten jonischen Monopteros erbauen, in welchem nun auch eine Art von runder Stela, theils aus weißem, theils aus farbigem polirten Marmor, aufgestellt worden ist, welche durch passende Inschriften den Zweck des Tempels anzeigt. Die hohen Verdienste der beiden lezten Regenten Bayerns um die Anlage und Verschönerung dieses herrlichen Gartens sollen dadurch der Mitwelt beurkundet und der Nachwelt aufbewahrt werden. Folgende Inschrift, von dem erhabenen Erbauer dieses Tempels angegeben, liest man auf dem obern Absatze jener Stela:

Dem Gründer dieses Gartens
gegen Ende des XVIII Jahrhunderts
Churfürsten Karl Theodor
und
dessen Erweiterer und Verschönerer
im Anfange des XIX
König Maximilian I
errichtete dieses Denkmal
im Jahre MDCCCXXXVI
König Ludwig I.

So ward diesem Tempel die lezte Vollendung gegeben.

Etwas rückwärts stand ein runder, ebenfalls tempelartiger, höchst unförmlicher Bau aus Holz, welcher seit Jahren nur durch beständige Reparaturen vor dem Einsturz gesichert werden konnte. Dieser Bau ward im vergangenen Sommer nun demolirt, und an seine Stelle ließ der König einen jener schönen, halbrunden Ruhesitze oder Exedern errichten, von welchen wir in den Ruinen des Alterthums und namentlich in Pompeji Ueberbleibsel sehen. Diese Exedra, ganz aus Salzburger Marmor, erhebt sich auf drei Stufen in halbkreisförmiger Gestalt von etwa dreißig Fuß im Durchmesser, und ist an beiden vordern Enden mit geflügelten Löwenfüßen geschmückt. Auf der innern Seite der Rücklehne steht folgende ebenfalls von dem erhabenen Erbauer verfaßte Inschrift:

Hier wo ihr wallet da war sonst Wald und ein Sumpf.

Da der Platz dieses neuen Denkmals, unter hohen Ahorn- und Eschenbäumen auf einer grünberasten Landspitze zwischen zwei fließenden Wassern, sehr schön und paßlich gewählt und die Dimension hinreichend groß ist, so muß dasselbe als eine eben so zweckmäßige, als verschönernde Zugabe betrachtet werden, welche dem englischen Garten und seinen Besuchern durch die Großmuth Sr. Majestät des Königs gewährt worden ist.

Digitized by Google

Handel, Gewerbe, Landwirtschaft.

Bekanntmachung.

Die Bekanntmachung vom 15. Februar 1904 (Reichs-Gesetzbl. S. 23) betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Februar 1875, vom 3. November 1899 (Reichs-Gesetzbl. S. 1) wird hiermit für das Fürstentum Waldeck und Pyrmont außer Kraft gesetzt.

Berlin, den 15. Februar 1904.

Der Reichskanzler. In Vertretung: Graf von Posadowsky.

Bekanntmachung, betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Februar 1875, vom 3. November 1899.

Auf Grund des Artikels 2 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Februar 1875, vom 3. November 1899 (Reichs-Gesetzbl. S. 1) wird bestimmt, was folgt:

§ 1. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur an bestimmten Tagen oder zu bestimmten Stunden vorgenommen werden dürfen.

§ 2. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in bestimmten Räumen vorgenommen werden dürfen.

§ 3. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 4. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 5. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 6. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 7. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 8. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 9. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 10. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 11. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 12. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 13. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 14. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 15. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 16. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 17. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 18. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 19. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

§ 20. Die Landesregierungen werden ermächtigt, für ihre Gebiete oder Teile derselben anzuordnen, daß Eheschließungen vor dem Standesbeamten nur in Gegenwart von zwei Zeugen vorgenommen werden dürfen.

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. December 1837.

Was Gutes zu denken, wäre gut,
Fänd' sich nur immer das gleiche Blut;
Dem Gutgedachtes in fremden Adern
Wird sogleich mit dir selber hadern.

Goethe.

Die Unsterblichkeit der Pflanze.

Ein Typus.

Von K. F. Ph. von Martius.*

Aus der Natur Alles abzuleiten, aus den Gesetzen, die uns in der Erscheinung und in dem Zusammengreifen des Irdischen begegnen, auch auf dasjenige zu schließen, was nicht im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Irdischen zu stehen scheint, dies ist ein Bestreben unseres Geistes, welches er nie und nirgends verleugnet. Dadurch geschieht es, daß wir stets, wenn auch unbewußt, eine Brücke aus der Niederung des Sinnlichen in die fern abliegende Geisterwelt zu schlagen suchen. Zwar sind gar manche mit einem vorwaltenden Verstand begabte Menschen, denen dies Vermögen, nach dem Uebersinnlichen zu greifen, in minderem Grade zugetheilt ist, nicht damit zufrieden, wenn sich die Erforschung des Concreten eine solche „Abschweifung" erlaubt, sie tadeln wohl im Voraus jedes Resultat, das auf diesem Wege gewonnen werden könnte; Andere dagegen, und es dürfte dies wohl die Mehrzahl seyn, sind so organisirt, daß sie sich Schlüsse aneignen und sich mit Folgerungen befreunden, welche aus der Welt sinnlicher Anschauungen und Empfindungen in die höhere Welt des Geistes hinüberragen. Der kosmologische Beweis vom Daseyn Gottes, der nicht bloß an der Spitze fast jeder Metaphysik steht, sondern vielmehr schon von Jugend auf Theil nimmt an unserer Bildung zu Sittlichkeit und Religiosität, er ist ein Ausdruck von dem allseitig in der Menschheit lebendigen Bestreben, sich dessen, was aus der sinnlichen Anschauung zu einer innerlichen Ueberzeugung erhoben wird, auch auf dem Wege des Begriffes und Schlusses zu bemächtigen.

Diese und ähnliche Gedanken beim Anblicke verschiedenster Naturfacta und Naturhandlungen haben mich zu der Meinung geführt, daß jede einzelne, bis zur gewisser Tiefe und Vollständigkeit fortgesezte Forschung irgend einer Thatsache in der Natur hinreiche, aus ihr jede philosophische Ueberzeugung abzuleiten, deren ein gegebenes Individuum fähig ist. So glaube ich also, daß der Naturforscher nur eines einzigen richtig verstandenen Factums bedürfe, um daraus eine für seine Eigenthümlichkeit vollständige, ihn beruhigende Antwort auf die Fragen über die lezten Dinge zu gewinnen. In diesem Sinne ist ihm ein einziges Naturfactum jener hinreichend feste Standpunkt des Archimedes, von wo aus er Himmel und Erde

* Aus den nächstens in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Reden und Vorträgen aus dem Gebiete der Naturforschung von K. F. Ph. v. Martius.

Digitized by Google

zu bewegen, ſich ſelbſt von der Erde zum Himmel zu erheben im Stande iſt. Freilich aber mögen philoſophiſche Ueberzeugungen, in dieſer Art gewonnen, keine objective Gültigkeit beſitzen. Sie ſind vielmehr nur der Hausſchatz und Sparpfennig des Einzelnen, welche er nicht als Münze in Umlauf ſezt, ſondern als liebes Gut zurück behält. Er möchte ihnen, dieſen Ergebniſſen einer ſubjectiven Auffaſſungs-, Gefühls- und Denkweiſe, eine geringere Autorität nach Außen zuſchreiben, als den Begriffen und Schlüſſen der Schule, denn dieſe leztern hat er von Jugend auf gelernt, in ihrer Sicherheit und verjährten Ehrwürdigkeit zu ſchätzen, wenn er ſchon ſich vielleicht manchmal geſteht, daß ſie auch nicht mehr Zuverſicht und Befriedigung gewähren, als ſolche, rein von ihm ausgegangene Ueberzeugungen, ſolche nur für ihn berechnete Gewinnſte ſeines eigenen Lebens und Denkens.

Gerade darum aber erſcheint es nun wohl bisweilen als eine mißliche Sache, ſolche von dem Naturforſcher auf eine beſondere Weiſe gewonnene Ueberzeugungen auch Andern mitzutheilen. Was jeder Einzelne über Gott und Welt, über Unſterblichkeit, Gutes und Böſes, über Perfektibilität des Menſchen, mit Einem Wort, über alle jene Ideen, aus welchen, wie aus ihrem wahren Grund und Boden, ſich jede andere höhere Erkenntniß entwickeln muß, auf ſeine ganze individuelle Weiſe, unter Anleitung der Natur mag erworben haben, es iſt nur ſein Eigenthum, und ſelten nur wird er in den Fall kommen, einem Andern ſeine volle Ueberzeugung mittheilen zu können. Gibt es ja wohl eigentlich eben ſo viele philoſophiſche Syſteme, oder um dieſen vielverſprechenden, mir deßwegen anſtößigen Ausdruck zu vermeiden, eben ſo viele philoſophiſche Ueberzeugungen als es denkende Köpfe gibt. Sehen wir doch, daß keines derjenigen Verhältniſſe, wodurch die Entwicklung gleichmäßiger und conformer Gedanken in menſchlichen Geiſtern verwirklicht werden ſoll, hierauf von weſentlichem Einfluſſe zu ſeyn pflegt, daß weder Gleichheit des Alters, des Temperaments, der Erziehung, der bürgerlichen Beſchäftigung, noch Gleichheit der wiſſenſchaftlichen Beſtrebung eine Gleichheit philoſophiſcher Ueberzeugungen verbürgen; wiederholt ſich ja ſeit Jahrtauſenden bei den Philoſophen aller Schulen die Klage, daß ihre Schüler ſie nicht verſtanden. Um wie viel eher wird es erklärlich, daß Ueberzeugungen, welche ſich der Einzelne, wie ſeine ſpezielle Offenbarung, aus der Naturforſchung holt, nicht für Alle gemeint ſeyn können. Es läßt ſich jedoch erwarten, daß die Darſtellung eines gewiſſen Ideenganges, daß die Wiederholung einer gewiſſen Empfindung, welche ſich in dieſem oder jenem Gemüthe bei der Betrachtung der Natur oder einzelner Naturfacta entwickelt, in andern Geiſtern und Gemüthern eine, wenn auch nicht gleichmäßige, doch verwandte Richtung und Stimmung erzeugen könne. Unter dieſer Vorausſetzung will ich einige Gedanken mittheilen, welche in mir bei der Betrachtung der Pflanze entſtanden ſind, und die Anſicht zurückgelaſſen haben, daß man auch der Pflanze in einem gewiſſen Sinne eine Unſterblichkeit zuſchreiben könne, und daß — dies einmal zugegeben — ſie ſelbſt die Ueberzeugung von unſerer Unſterblichkeit beſtärken, daß in einem gewiſſen Sinne auch die Pflanze eine Lehrerin unſerer Unſterblichkeit ſeyn könne.

(Die Fortſetzung folgt.)

Atlantiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Dieſe und ähnliche kleine Scherze möchte man ſich auf dem Lande wegen ihrer Gehaltloſigkeit kaum erlauben dürfen; auf dem Schiffe gehen ſie mit durch, ſie werden ſogar belacht, und das iſt genug, ja ſchon viel bei Leuten, denen im Grunde nicht lächerlich zu Muthe iſt, indem Einer mehr, der Andere weniger mit der Seekrankheit kämpft. Dieſes unangenehme Uebel warf auch mich endlich darnieder, nachdem ich mich lange dagegen gewehrt hatte, und ich verließ, lang ausgeſtreckt in meiner Koje, dieſe nicht mehr, indem ich die Augen geſchloſſen hielt und viele Stunden nichts genoß, als von Zeit zu Zeit eine Orange mit etwas Zwieback.

Kurz vorher, ehe ich das Verdeck verließ, um mich in der Kajüte einzuſperren, was wahrlich ſo ſpät als möglich geſchah, ſah ich dem Braſilianer zu, wie er die Schaar ſeiner Papageien, welche den Matroſen zur Beluſtigung dienten, fütterte, mehrere aus ihrem Käfig heraus nahm und auf dem Verdeck umher ſpazieren ließ, ſie bei ihren Namen rief und mit einer Lebhaftigkeit zu ihnen redete, die ſonſt nicht in ſeinen Bewegungen lag, jezt aber allmählig den Tropenländer in ihm verrieth. Die Vögel, ihrerſeits auf dieſe Weiſe angereizt, blieben ebenfalls nicht ſtumm, ſondern zeigten in hundert verſchiedenen gellenden Tönen, daß die Natur ſie mit tüchtigen Stimmwerkzeugen, wenn auch nicht mit der Gabe des Geſanges begabt habe. Ihr prachtvolles Gefieder ſchüttelnd, ſchrien ſie Zeter und machten einen abſcheulichen Lärm. Nachdem ſie beruhigt und abgefunden waren, begab ſich Senhor Manoel zum Boot, wo ſeine langhaarige braune, mächtig große Ziege ruhte. Er fütterte ſie, indem er verſchiedene Säcke öffnete und entweder Mais oder noch edleres indiſches Getreide daraus hervornahm. „Dieſe Ziege, mein Herr,“ begann ich, verlegen, wie ich ein Geſpräch mit ihm anknüpfen ſollte, „dieſe große, ſchöne Ziege, mein Herr, wird in Frankreich gewiß gut bezahlt werden.“ Er ſah mich an und erwiderte in ſeinem Portugieſiſch-franzöſiſch kurzab: „C'est posivel, Monsiou!“ — „Ich glaube, Sie werden nicht lange damit

Digitized by Google

in Paris seyn, ohne sie verkauft zu haben." — „Verkauft? Wer sagt, daß ich sie verkaufen will?" — „Nun, ich glaubte, sie sey ein Handelsartikel wie die Vögel." — „Vögel? Handelsartikel! warum nicht gar! Ich handle nicht." — „Senhor, ich bitte um Verzeihung, daß ich meine Vermuthung aussprach. Sie liegt nicht fern beim Anblick so vieler Thiere, die Ihr Eigenthum sind. Ich hielt Sie allerdings für einen Kaufmann und dies für einen Theil Ihrer Waare."

Der Mann lächelte, dann nahm er mich freundlich bei der Hand und entgegnete: „Voilà un erreur qui ne déshonore pas. Monsiou, ich habe eine Tochter, ein einziges Kind, welches seit zwei Jahren in Paris ist bei Madame Anglade, wo sie erzogen wird. Zu ihr reise ich und bringe ihr die Ziege mit, deren Milch meiner kleinen lieben Mariquinha immer am besten schmeckte." — „Mariquinha?" rief ich erbebend. — „Ja, mein Herr, so heißt sie. Erst zehn Jahre war sie alt, da ich sie nach Paris brachte; jezt ist sie schon zwölf Jahre alt, und was für Briefe schreibt sie! Mein Herr, Sie müssen einen Brief von ihr lesen, den lezten, den sie mir nach Fernambuco schrieb. Das arme Kind — ach! es weiß noch nicht, daß seine Mutter todt ist, daß ich komme mit dieser Nachricht, daß ich nicht wieder von ihr gehen will! Die Ziege aber bringe ich mit, weil sie sie so liebte."

Er barg das edle Antlitz in beide Hände und wandte sich ab. Dieser Strom von Vaterzärtlichkeit, von Liebe und Schmerz, der so mit einem Male alle Dämme durchbrach, wie ehrwürdig war er mir! Er holte seine Brieftasche hervor und suchte mit zitternden Händen den lezten Brief der kleinen Mariquinha, den er mir darreichte. Derselbe war französisch geschrieben mit zierlichen Buchstaben und zierlichen Inhalts, recht als habe Madame Anglade selbst ihn ihrem Zögling dictirt. An sich würde mich dieser Brief sehr kalt gelassen haben, aber den Vater hatte er dreitausend Meilen von seinem Kinde entzückt. Ich erfuhr nun allmählig im Zusammenhang, daß Senhor Manoel, schnell Wittwer geworden, sich entschlossen habe, sein Vaterland so lange zu verlassen und sich in Paris aufzuhalten, bis die Erziehung seiner Tochter vollendet wäre; er hatte es nicht mehr ertragen können, von ihr getrennt zu seyn. In zwei Jahren, so rechnete er, mußte Mariquinha eine vollendete Jungfrau seyn, und dann wollte er sie nach Brasilien zurückführen und dort verheirathen. Mit einer Art von Wollust träumte er von dem ersten Wiedersehen des Kindes, das nichts von dieser Ueberraschung, freilich auch nichts von der traurigen Nachricht ahnte, die er mitbrachte. Ueber diese hinweg sollte einigermaßen die Ziege helfen. — „Aber die Vögel, sehr werther Senhor? sind auch die Vögel für die kleine Mariquinha, die ich liebe, ohne sie gesehen zu haben, schon um ihres Namens willen?" — „Nur Einer, Monsiou, nur Einer! Aber sehen Sie, da steht es in ihrem Brief: drei-und-vierzig Zöglinge zählt jezt das Institut der Madame Anglade: für Jede ein Vogel, und ihrer etwa zehn für extraordinäre Fälle, denn seit dem Datum dieses Briefs können noch mehr Zöglinge hinzu gekommen seyn. Nun, ich habe an sechzig Vögel bei mir." — „Gott stehe Madame Anglade bei!" sagte ich halb laut. — „Hätte ich," fuhr der zärtliche Vater fort, ohne diesen Stoßseufzer vernommen zu haben, „hätte ich nur auch von unsern schönsten Vögeln; aber diese vertragen ja die Luft des kalten Landes nicht, nach welchem wir reisen." — „Es sind ihrer genug, mein Herr," versezte ich, erkaltend und bleich werdend; denn die Vorstellung von dem Geschrei aller dieser Cacadou's, Papageien und Loriots in dem Hotel der Madame Anglade wirkte auf meine Kopfnerven und von diesen auf die Nerven des Magens; das Seeübel, welches hier wie ein schlummernder Feind lag, der leisesten Berührung gewärtig, raffte sich auf, und ich verließ den edlen, seltsamen Amerikaner in einem Zustand, der mir selbst am wenigsten gefiel.

Wie lange ich in demselben verharrt und liegend in meiner Koje zugebracht haben mag, verlassen von aller Welt, nur zuweilen von einem der Mouche's besucht, welche unter allen fühlenden Herzen das mindeste Mitleid mit einem Seekranken zu empfinden pflegen, weiß ich nicht genau anzugeben, wohl aber tönt die Stimme noch in meinem Ohr, die mich diesem Jammer entriß. „Ah vous encore ici?" rief Jemand, an meinen Wandschrank klopfend. „Levez vous donc, mon brave! il faut envisager l'ennemi; il faut le prendre en face pour le vaincre." Ich schlug die lebensmüden Augen auf, welche sich weigerten, das schaukelnde Gehäuse, mein Lager, zu sehen, und erblickte den Obristen, zu mir herauf redend. „Herr Obrist, ich kann nicht aufstehen, es ist unmöglich; schon habe ich es versucht, aber jeder Versuch vermehrt mein Leiden." — „Eben darum heraus! heraus! Und Sie wollen nicht sehen, wie wir uns Spanien nähern? Noch ehe die Sonne sinkt, haben wir spanischen Boden unter unsern Füßen, wenn dieser Wind hält." — „Spanien! spanischen Boden!" rief ich, mich hoch aufrichtend.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Reform des Droschkenwesens.

Mit dem 1sten Oktober dieses Jahres fällt ein wichtiger Abschnitt der Berliner Chronik zusammen: das alte Droschkenprivilegium erlosch. Die Fiaker sind in der neuern Städtegeschichte überall kein unwichtiges Moment. An das Erlöschen unsers Droschkenprivilegiums aber knüpften sich viele Fragen über die Vortheile und Nachtheile von Privilegien und

Concessionen überhaupt. Ueber das Droschkenprivilegium durfte man frei sprechen. Man benuzte diese Freiheit, und dachte, indem man über die Droschken sprach, noch an Anderes. Man freut sich, daß die Droschkenconcession aufgehört hat, und der Hoffnung ist es nicht verboten, sich zu denken, daß in den Droschken ein ganzes monopolisirendes Prinzip gefallen ist. Ein unbemittelter Jude, Alexander Mortier, war der Eigenthümer der Idee, daß Berlin eines öffentlichen Fuhrwerks bedürfe, gerade so, wie die Droschken seit ihrer Errichtung bis jezt bestanden haben. Eine vortreffliche Idee für jene Zeit, etwas nach dem Kriege. Mortier verband sich mit zwei bemittelten, spekulativen Männern, Henoch und Joel Meyer. Idee und Gold amalgamirten sich, und der Segen kam von oben, als eine weitherzige Concession. Schon im dritten Jahr seines Bestehens hatte sich das Unternehmen dermaßen rentirt, daß, abgesehen von allen Kosten, Zinsen, Dividenden, das sämmtliche Inventarium freies Eigenthum geworden war. Damals wollten die reichen Associé's den Aermern, welcher nur die Idee gebracht, herausdrängen und den Vortheil ihrem Gelde allein vindiciren. Ein Urtheil des königlichen Kammergerichts schüzte (ein erstes Beispiel!) das geistige Eigenthumsrecht. Dennoch wurde der reiche Herr Henoch bald darauf alleiniger Eigenthümer, indem er sich mit den Andern im Wege des Vergleichs abfand. Der Prozeß hatte für ihn indessen doch die üble Folge, daß Publikum und Behörden über den ungeheuren Gewinn des privilegirten Unternehmens erstaunten. Dieser machte es zwar noch möglich, daß das Privilegium, was auch die trauernden Fuhrherren der Stadt dagegen einwenden mochten, erneuert wurde; aber einige lästige Beschränkungen minderten schon den unverhältnißmäßigen Ertrag. Nichtsdestoweniger schien die Gefahr da, daß die drückende Concession noch auf Jahre verlängert werden würde, wäre nicht endlich die öffentliche Stimme zu laut geworden. Die unconcessionirten Fuhrwerke hatten sich indessen, des drückenden Privilegiums unerachtet, so verbessert, daß das stumpfste Auge beim Vergleichen die Mängel des veralteten Instituts erkannte. Es war einmal so klar, wie der Sonnenschein, daß es besser werden müsse, und Magistrat, Stadtverordnete und Polizei unterzogen sich der gründlichsten Untersuchung einer Sache, welche Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit geworden war. Das Resultat war, daß das alte Privilegium nicht erneut worden ist, aber für alle die Fuhrleute, welche sich den Bedingungen gefügt, die die Mehrzahl entworfen, und welche einige Sicherheit stellen konnten, widerrufliche Privilegien zur Aufstellung von Fiakern ertheilt worden sind. Die Nothwendigkeit einer strengen obrigkeitlichen Controlle für öffentliche Fuhrwerke ist überall anerkannt; sie ist nach europäischen Vorstellungen so nöthig, als die über Apotheken und Medizinalwesen. Also dürften die, welche eine völlig freie Concurrenz Aller fordern, die einen Wagen und ein Pferd stellen können, diesmal bei der öffentlichen Abstimmung über das neue Institut in der Minderzahl sich befinden. Die freundlichen neuen Wagen, die billigen Preise, die Raschheit des Fortkommens, die weiten Touren, welche man jezt, ohne zweimal bezahlen zu müssen, zurücklegen kann, finden Anerkennung und Beifall, und das Publikum ist für den Augenblick in einer Angelegenheit zufrieden gestellt, über die es zehn Jahre murrte. Das nenne ich ein wichtiges öffentliches Ereigniß, was ausgesprochen werden darf und muß, wenn es für Andere auch nicht so scheint. Aber was für heute gut ist, ist es darum noch nicht nach zehn, nach fünf Jahren. Und das sollte man sich ebenfalls klar machen und zeitig aussprechen.

(Die Fortsezung folgt.)

London, November.

(Fortsezung.)

Die Königin in Drurylane und Coventgarden.

Am 9ten November muß indessen doch eine Menge Menschen entweder zu Hause geblieben, oder nicht genug geaeuerscht worden seyn; denn sonst könnte selbst das gewaltige Motiv loyaler Neugier das Gedränge nicht erklären, das am 15ten vor Drurylane und am 17ten vor Coventgarden stundenlang wogte und wirbelte. An diesen beiden Tagen sollte die Königin den zwei sogenannten Nationaltheatern ihren offiziellen Besuch abstatten, und das zog die treuen und schaulustigen Londoner. Seit Drurylane und Coventgarden stehen und durch königliche Freibriefe an die Spitze der Londoner Theater gestellt worden sind, hat es, ich will nicht behaupten, zu ihren urkundlichen Vorrechten, aber zu den wenigen persönlichen Gunstbezeugungen gehört, deren die Monarchen Englands sie gewürdigt, daß jeder bald nach seiner Thronbesteigung erst jenes, dann dieses in königlicher Auffahrt mit seiner Gegenwart beehrte. Ehe das nicht geschehen, geht es den englischen Monarchen in Bezug auf beide Theater einigermaßen wie vormals den deutschen Kaisern in Bezug auf ihre Würde. Bevor diese nicht nach Rom gezogen, waren sie bloß Könige; so lange die englischen Monarchen nicht in fürstlichem Pompe die beiden Theater beehrt, galten sie daselbst bloß als Privatpersonen, und daher kommt es, daß sie von jeher, ehe sie der Etikette genügt, beide Theater entweder gar nicht, oder incognito besuchten. Dieser Umstand war von denen nicht beachtet worden, die, wie ich vor längerer Zeit beiläufig bemerkte, die junge Königin tadelten, daß sie aus Vorliebe für die italienische Oper die englische Bühne vernachlässige. Die italienische Oper besizt nicht das Prärogativ der Nationaltheater; dort also konnte die Königin eintreten, ohne zu fürstlicher Auffahrt oder zu gänzlicher Zurückgezogenheit sich verpflichtet zu fühlen, hier nicht. Privatim zu erscheinen, war die von der englischen Bühne gebotene Lockung vielleicht nicht stark genug, und gegen ihr Erscheinen als Herrscherin fand Königin Victoria während ihrer öffentlichen Trauer um König Wilhelm ein gewiß nicht tadelnswerthes Bedenken. Daß sie nicht im Voraus entschlossen ist, der englischen Bühne den Rücken zu kehren und den Pächtern der patentirten Theater ihre goldene Gegenwart zu entziehen, dürfte daraus folgen, daß sie bereits mehr für sie gethan als König Wilhelm, nämlich in jedem Hause eine Loge genommen hat. — In Drurylane wie in Coventgarden beginnt die Abendunterhaltung um sieben Uhr. Zwei Stunden vorher wird der Eingang in die Vorhalle und nach Verlauf der ersten Stunde der Einlaß für diejenigen geöffnet, die sich nicht früher mit Logenbillets versorgt oder auf Parterre und Galerie ihr Absehen gerichtet haben; die Logeninhaber treten durch besondere Thüren ein. Alle Ausnahme von dieser Sazung besteht bei außerordentlichen Gelegenheiten darin, daß die Vorhalle früher geöffnet wird, und so waren an den beiden, von der Königin gewählten Tagen die Vorhallen beider Theater bald nach zwei Uhr gefüllt. Es kann von der Narrheit der Menschen oder von der Unzerreißbarkeit ihrer Geduld keinen schlagenderen Beweis geben, als daß Hunderte freiwillig vier Stunden lang sich pressen, stoßen und auf die Hühneraugen treten lassen, um dann Gesundheit und Leben an einen Kampf zu sezen, dessen günstigstes Resultat sie Geld kostet und ihnen einen Genuß gewährt, den sie zu anderer Zeit theils umsonst, theils bequemer haben könnten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 8. December 1837.

O schönes Spanien, oft vom Ruhm genannt!

Byron.
Childe Harold.

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

„Ja, wir laufen in Vigo ein.“ — „In Vigo? Und warum das? Ja, Obrist, ich stehe auf, und wenn es mein Letztes wäre. Sie haben die Güte und unterstützen mich ein wenig.“ — „Mein Freund, ich habe schon Manchen gestützt, und noch auf ganz andern Wegen.“ — „Gewiß, Obrist; zum Beispiel Mademoiselle Juliette; ich sah es mit Verwunderung.“ Er lachte laut, ich glaube über mich. „Nicht doch,“ sagte er; „Verwundete, meinte ich, nach dem Gefecht.“ — „Obrist, ein Kranker ist auch ein Verwundeter, und eine Seereise ein wahres Gefecht. Ihre Güte, Ihr Verdienst ist immer dasselbe.“

Er führte mich auf das Verdeck, dem Feinde, dem Meere in das Angesicht, und nachdem ich demselben meinen Tribut zu wiederholten Malen, ziemlich heftig, bezahlt hatte, ward es mir leichter um's Herz und ich konnte wieder um mich schauen und die Gebirge von Gallizien wahrnehmen, denen sich unser Schiff in östlichem Laufe näherte. Ich habe vergessen zu erwähnen, daß sich unter den Passagieren drei Männer befanden, die ich für Franzosen hielt, obgleich sie sehr wenig sprachen und überhaupt selten zum Vorschein kamen. Sie waren noch ziemlich jung, von adliger, hoher Gestalt und, wie sich jezt auswies, Spanier. Diese mußten in Vigo an's Land gesezt werden; vielleicht hatte der Kapitän auch noch andere Geschäfte daselbst. Gegen sieben Uhr Abends liefen wir über die Barre des spanischen Hafens.

Liebliche Inseln von Bayona, die ihr die grünen Gestade aus dem Meere emporhebt, welches ernst gegen das ernste Spanien anbrandet, ihr seyd mir wie der lächelnde Gruß erschienen, der zuweilen auch über das Antlitz eines Imperators oder um eine catonische Lippe spielen darf. Majestätisch steigt der Kranz gallizischer Gebirge mit seinen hohen und schroffen Massen bis zum Meere nieder, das er in einer weiten und prachtvollen Bucht umarmt. Vigo, von grünen Feldern und Gärten umgeben, überragt von einem Fort, welches wieder von Bergen überragt wird, bietet im Verein mit den Ortschaften am Strande, den Schlössern und Kirchen, welche entweder die Berggipfel krönen oder am Ufer des Meeres liegen, einen sehr malerischen Anblick dar. Von den Höhen nieder schlängelt sich ein Fluß, dessen silbernes Band zuweilen zwischen dem Grün der Oliven oder dem dunkeln Braun der Felsen hervortritt; es ist keiner der stolzen Flüsse Spaniens mit den prächtigen Namen, sondern ein bescheidenes, namenloses Flüßchen, das nur der Rio genannt wird, der Sohn der Berge, über die er lieblich und sehnsüchtig nach dem Meer herab strömt. Da

Digitized by Google

Kinder ein Kleider- u. Spar-Verein, Verf. d. Schr. d. Vereins Nachahmung gefunden. In gleicher Weise will Verf. Kinder-Bibliotheken gründen, wozu er Bücher, Zeitschriften, Bilder, Spiele, Karten, Musikalien, Handarbeiten, Modelle, Werkzeuge, Gartenbau-Artikel, Obst, Blumen, Pflanzen, Samen, Zwiebeln, Knollen, Bäume etc. sammelt, welche Gaben dann den Kindern zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Erntefest, Geburtstagen etc. geschenkt werden. Ferner will Verf. Kinder-Lesehallen errichten, wo Kinder

ist nicht, daß sich die Verordnung der Regierung vom 3. August Bezug hatte, die Handlung mit den Gutsherrn zu verbieten, sondern nur, daß sie den Gutsherrn nicht verbieten sollte, Handlung zu treiben. Es ist daher, wie gesagt, nicht zu verwundern, daß die Gutsherrn, wie Graf Rantzau-Ascheberg, Graf Reventlow, Graf Schimmelmann, Graf Holstein-Ahlefeldt, Graf Moltke-Bothkamp, Graf Schack-Rathlau, Graf Stolberg-Wernigerode, Graf Stolberg-Stolberg, Graf Bernstorff-Gartow, Graf Bernstorff-Wedendorf, Graf Bernstorff-Stintenburg, Graf Bernstorff-Wotersen, Graf Bernstorff-Jersbek, Graf Bernstorff-Schackendorf, Graf Bernstorff-Tremsbüttel, Graf Bernstorff-Kl. Hansdorf, Graf Bernstorff-Gr. Hansdorf, Graf Bernstorff-Kl. Flottbek, Graf Bernstorff-Gr. Flottbek, Graf Bernstorff-Blumendorf, Graf Bernstorff-Ahrensburg, Graf Bernstorff-Wandsbek, Graf Bernstorff-Hohenraden, Graf Bernstorff-Hohenfelde, Graf Bernstorff-Gr. Sarau, Graf Bernstorff-Kl. Sarau, Graf Bernstorff-Gr. Pampau, Graf Bernstorff-Kl. Pampau, Graf Bernstorff-Basedow, Graf Bernstorff-Gr. Schretstaken, Graf Bernstorff-Kl. Schretstaken, Graf Bernstorff-Gr. Thurow, Graf Bernstorff-Kl. Thurow, Graf Bernstorff-Gr. Rondeshagen, Graf Bernstorff-Kl. Rondeshagen, Graf Bernstorff-Gr. Zecher, Graf Bernstorff-Kl. Zecher, Graf Bernstorff-Gr. Schönberg, Graf Bernstorff-Kl. Schönberg, Graf Bernstorff-Gr. Siemz, Graf Bernstorff-Kl. Siemz, Graf Bernstorff-Gr. Gr. Grönau, Graf Bernstorff-Kl. Gr. Grönau, Graf Bernstorff-Gr. Kl. Grönau, Graf Bernstorff-Kl. Kl. Grönau, Graf Bernstorff-Gr. Rehhorst, Graf Bernstorff-Kl. Rehhorst, Graf Bernstorff-Gr. Gr. Disnack, Graf Bernstorff-Kl. Gr. Disnack, Graf Bernstorff-Gr. Kl. Disnack, Graf Bernstorff-Kl. Kl. Disnack, Graf Bernstorff-Gr. Gr. Schlamin, Graf Bernstorff-Kl. Gr. Schlamin, Graf Bernstorff-Gr. Kl. Schlamin, Graf Bernstorff-Kl. Kl. Schlamin

gewiß keine Uebertreibung, daß zwölfmal mehr Menschen um den Raum kämpften, als er fassen konnte. Unberufene Spaßmacher wußten das natürlich bestens zu benutzen. Alles geschah, was auf der ausgelassensten Stockbörse (siehe einen frühern Artikel) zu geschehen pflegt, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß dort die Hüte über die Ohren geschlagen werden, um Spaß, hier über die Augen geschlagen wurden, um Taschen leer zu machen. Wenige Minuten nach sieben Uhr kam Ihre Majestät vor beiden Theatern an, wurde unter Vortritt der Pächter und Regisseurs, die Hofkleider und Wachsfackeln trugen, vom Obertammerherrn in ihre Loge geleitet und von der Versammlung mit einem Enthusiasmus begrüßt, der ihr das Wasser in die Augen trieb. Langsam hob sich der Vorhang, das Jauchzen schwieg, sämmtliche Akteurs und Actricen standen gereiht, hinter ihnen andere Damen und Herren, sangfertige Stimmen begannen mit voller Musikbegleitung das schöne God save the Queen, und wenn das Einfallen der Zuschauer auch nicht die Harmonie, so vermehrte es doch gewiß die Feierlichkeit der Scene. In Drurylane war die Loge der Königin, der Bühne zunächst, durch einen auf vergoldeten Säulen ruhenden Vorbau erweitert worden. Ein mächtiger Adler hielt in seinem starken Schnabel die carmosine, in Zeltform reich niederfallende Draperie, und auf der vordern Seite glänzte das königliche Wappen in polirtem Golde. Allen sichtbar zu seyn, nahm die Königin, nachdem sie freundlich ringsum gedankt, ihren Sitz an der vordersten Brüstung. In Coventgarden war die Loge geschmackvoll mit Festons von purpurner Seide behangen, die unter dem königlichen Wappen eine Rose bildeten. Auf Befehl der Monarchin wurden in Drurylane die Oper: die Belagerung von Rochelle, und das Lustspiel: Simpson und Compagnie, in Coventgarden Byrons Werner und der erste Akt von Fra Diavolo gegeben. Es versteht sich von selbst, daß die äußersten Anstrengungen von allen Seiten um den Beifall der jungen Fürstin warben. Die erste Scene von Simpson und Compagnie wurde durch den lauten Ruf: Rule Britannia! unterbrochen; augenblicklich erschienen die Sänger und Rule Britannia erscholl. Die Direktion von Coventgarden beachtete den Vorgang; ungefordert folgte hier das Nationallied dem Trauerspiele. Die Königin schenkte letzterm ungetheilte Aufmerksamkeit, doch weinte sie nicht; wohl aber hatte sie über Simpson und Compagnie so herzlich gelacht, daß die fashionable Welt es nun wahrscheinlich nicht länger für eine Sünde gegen den guten Geschmack halten wird, im Theater zu lachen. Mehrere alte Damen, als sie die Königin so unbefangen heiter sahen, blickten sich erst verwundert an und wagten dann wirklich auch zu lächeln. In beiden Häusern wurde am Schlusse der Vorstellung das Nationallied wiederholt, und sie, der all dies gegolten, schied dann, wie sie gekommen, die jubelnde Menge freundlich grüßend. Hiemit war ich im Begriff, meinen Bericht zu enden, als mir einfiel — und keine Leserin hätte mir die Unterlassung verziehen — daß ich die interessanteste Hauptsache nicht erwähnt, keine Sylbe vom Anzuge der Königin gesagt. Also schnell die Bemerkung, daß Ihre Majestät in Drurylane ein Kleid von silberfarbener, in Coventgarden eines von rosenfarbener Seide, das Haar glatt gescheitelt, eine Diamantenschnur auf der Stirne, diamantene Ohrgehänge und um den Nacken einen schwarzen Spitzenschleier trug. Ich verbürge die Richtigkeit dieser Angaben, obgleich sie nicht mein Eigenthum sind: eine Dame, die Augenzeuge gewesen, hat sie mir geliehen. Der Ausdruck in den Augen, das Lächeln um den Mund und die blühende Gesichtsfarbe der Königin hatten mich unbekümmert um ihren Anzug gelassen. W. S.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Henoch.

Sonderbarerweise trifft mit der Aufhebung des Droschkenprivilegiums ein Umstand zusammen, welcher den Nutznießer desselben noch mehr zum Gegenstand des Gespräches macht, als sein erloschenes Recht. Der geheime Commerzienrath Henoch, der durch die Droschken ein so reicher Mann geworden, ist nämlich zugleich Besitzer eines großen Gutes jenseits der Oder, und hat daselbst eine bedeutende Fabrik und ich glaube auch ein Bad angelegt. Das Gut heißt Gleißen, ein omindser Name, der schon früher zu manchen Witzeleien Anlaß gab. Außer Bad und Fabrik, die sich beide vortrefflich rentiren, ist es ihm jüngst auch in den Sinn gekommen, eine christliche Kirche zu erbauen. Die Sache wäre vielleicht ruhig vorübergegangen, wenn nicht die eigenen Freunde des Erbauers in den Zeitungen Lärm geschlagen hätten. In zwei langen Artikeln unter der Firma: „Eingesandt" (d. h. für schwere Insertionsgebühren eingerückt) ward der Hergang, die Großmuth des Erbauers und die theatralische Einweihung auf's Umständlichste beschrieben. Zum Ueberfluß mußte ein anderer Freund den Kirchengründer in der Zeitung mit einem Epigramme anfingen, das ungefähr lautet:

O lebte Lessing noch, und sähe dein edles Treiben,
Er würde gleich auf dich den zweiten Nathan schreiben.

Dies war voller Ernst; aber der Ernst streifte so nahe an die Persiflage, daß diese sich denn von selbst machte. Hätte der Witz nichts weiter erfunden als eine garstige Parodie jenes Epigramms, von dem der Anstand nur die erste Zeile auszusprechen erlaubt:

Ja lebte Lessing noch, und sähe er dein Gleißen u. s. w.,

so könnte Herr Henoch sich beruhigen; aber der Berliner Witz mischte sich mit sehr ernsten, nichts weniger als erbaulichen Betrachtungen. Wenn Voltaire über das Portal seiner Kirche schrieb: Deo erexit Voltaire, so erregte die unmittelbare Nähe, in welche der Name des Deisten mit dem des Ewigen gerieth, schon Anstoß. Die goldene Inschrift in der Gleißner Kirche: daß Herr Henoch, obgleich nicht Christ, diese christliche Kirche erbaut, und sein eigenes darüber aufgestelltes Brustbild gab zu manchen Auslegungen Anlaß, von denen eine der milderen die scheint, daß der Erbauer diesen Tempel zu Ehren des Droschkenprivilegiums, obgleich dasselbe aufgehört, gegründet. Noch mehr stieß bei unsern Gläubigen die theatralische Einweihungsfeier an, bei der nicht allein die musikalische Familie des Stifters, sondern auch mehrere Mitglieder unsers Opernpersonals mitwirken mußten. Wer machte auf den Ruhm Anspruch, nicht eitel zu seyn, und wem gereicht das Streben, gerühmt zu werden, zum bösen Vorwurf? Aber auch der Codex der Eitelkeit hat seine Gesetze, die die Klugheit gab, und die nicht ungestraft übertreten werden. Als Spekulation ist es eine verfehlte. Die strengen Christen werden dadurch nicht gewonnen, den strengen Juden muß es ein Greuel und den aufgeklärten eine Thorheit seyn. Das Beste für den Stifter ist das, was er nicht will, daß es bald vergessen wird. In der Stiftung und Erhaltung seiner Fabrik soll der geheime Commerzienrath Henoch wirkliche und bedeutende Verdienste um die Umgegend sich erworben haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. December 1837.

Jede nähere Beobachtung des eigentlichen Lebens überzeugt uns, daß ihm überall gewisse gemeinschaftliche Grundzüge zukommen, möge auch die äußere Bildung der Körper noch so sehr von einander abweichen. Dieses allen organischen Körpern Gemeinschaftliche spricht sich im Menschen aus, wie in der Tanne oder im Veilchen.

Autenrieth.

Die Unsterblichkeit der Pflanze.

(Fortsetzung.)

Die Pflanze ist belebt: ihre Theile bedingen sich wechselweise, wirken zu dem gemeinschaftlichen Zwecke des Daseyns, des Bestehens zusammen. Die Pflanze ist organisch, theilgliedrig, periodisch und rhythmisch in ihren Lebensbewegungen. Doch sie ist noch mehr, sie ist auch beseelt. Gegen diesen Satz erhebt sich wohl manche Lehre. Schon jene Schule des Alterthums, welche in der Natur eine Ἕξις, Zusammenhaltung, eine φύσις, Wachsen, und eine ψυχή, Seele, unterschied, war nicht gemeint, mehr als die beiden ersten dieser Kategorien in der Pflanze anzuerkennen. Und gleichwie wir die Lehre von den vier Elementen seit Pythagoras in Schule und Leben eingeführt sehen, denken jezt nur Wenige daran, daß auch in den Pflanzen eine Seele walten sollte. Man verwundert sich wohl über den Ausdruck „Pflanzenseele," als sey er den Vorstellungen, welche im gemeinen Leben herrschen, so wenig adäquat. Inzwischen rechtfertigt sich Annahme und Ausdruck, sobald wir uns das Wesen der Psyche, in ihrer Allgemeinheit, deutlicher zu machen versuchen. Eine erweiterte, höhere, frömmere Naturansicht befriedigt sich nicht mehr mit jener schematischen Eintheilung in dem Sinne eleatischer Philosophen.

Wir nehmen also auch in der Pflanze eine Seele an. Auch die Pflanze hat eine Wirksamkeit, die über die Gegenwart hinausreicht. Sie verfolgt ein fernes Ziel, und zwar nicht bloß leidend, automatisch, wie etwa die Bewegungen des aufgezogenen Uhrwerks ihrem Ende zugeführt werden, sondern sie strebt demselben selbstthätig mit einer gewissen Freiheit in der Wahl ihrer Mittel, mit einem beharrlichen, gleichsam überlegten Eifer entgegen. Sie sucht sich selbst zu erhalten, sie sezt sich der Außenwelt gegenüber, sie bekämpft und besiegt das außer ihr liegende Materielle, um es sich anzueignen. Sie wächst und vermehrt sich durch diese Aneignung, welche sie nicht blindlings, sondern mit einer gewissen Auswahl und Sorgfalt voraimmt und ausführt. Sie vermittelt endlich in diesem beständigen, sich immer erneuernden Conflicte nicht bloß die materielle Vergrößerung ihres Leibes, sondern sie sorgt für Etwas, das noch nicht existirt, für ein ihr Gleiches, das erst kommen soll, für eine Nachkommenschaft. Sie bereitet dieses lezte Erzeugniß ihrer vielseitigen, lebendigen Thätigkeiten mit großer Selbstständigkeit, Consequenz und Zweckmäßigkeit vor, bildet es und knüpft so, mit einer stillen, geheimnißvollen Vorsicht, die Gegenwart an eine ferne Zukunft. Die Pflanze hat Einen, sie hat mehrere unter sich harmonisirte Zwecke; sie verfolgt sie alle mit

Digitized by Google

Sicherheit und Unabhängigkeit, ebenso wie der Mensch seine Zwecke verfolgt. Ja, sie thut dies mit so strengem, gewandtem und sorgfältigem Gebrauch der eingebornen Kräfte, daß sie hierin gar oft dem Menschen als Vorbild gelten könnte, der sich zwar seiner Absicht meistens bewußt ist, aber die Mittel der Erreichung keineswegs immer mit solcher Zweckmäßigkeit wählt, daß er sich auch eines glücklichen Erfolgs zu erfreuen hätte. Und umgekehrt finden wir auch in der Beziehung große Aehnlichkeit zwischen der Pflanze und dem mit Geist und Seele begabten Menschen, daß sie wirklich, eben so wie dieser, bisweilen ihre Zwecke nicht erreicht. Bald wird sie von dem Geschicke ihrer Endlichkeit ereilt, bevor sie noch die Bestimmung ihres Daseyns und Wirkens erfüllte, sich ganz ausbilden oder für Nachkommenschaft sorgen konnte; bald verfällt sie in der Ausübung ihrer Thätigkeiten auf Abwege, sie irrt vom Ziele ihrer Bestimmung ab, indem sie sich von dem Kreise gegebener Wirklichkeiten in den nahe liegenden von Möglichkeiten begibt, der zwar dem einzelnen Individuum zusteht, jedoch nicht diejenige Entwicklung, denjenigen Zustand begreift, die wir, vermöge ihrer Allgemeinheit, als den Typus des Lebens, als die regelmäßigen, normalen, gesunden Zustände betrachten möchten. Sie bildet zum Beispiele, statt ihren Lebenslauf mit der Darstellung von Fruchtblättern und mit der Entfaltung derselben zur Frucht zu endigen, grüne Blätter, und vereitelt damit ihre lezte Bestimmung; die Rose füllt sich mit Rosenblättern und vernichtet dadurch die Einwirkung des Geschlechts, die Entwicklung eines reifen Samens u. s. w.

So sehen wir also in dem leiblichen Leben der Pflanze Absicht, Zweck und Mittel zur Erreichung desselben, ja wir sehen dieselben eben so beherrscht von dem Geschicke der Zeitlichkeit, wie dies bei dem höher begabten Menschen der Fall ist. Die Pflanze wie das Thier hat Zwecke von innen heraus zu erfüllen, erfüllt sie wie dieses, und zwar je nach den verschiedenen Verhältnissen, worin sie besteht, mehr oder weniger vollkommen wie dieses. Nur ein gradueller Unterschied tritt demnach hervor zwischen der unbekannten Einheit, welche alle jene Thätigkeiten beherrscht und beim Menschen seine Seele genannt wird, und der dieser Seele analogen Kraft, welche das Gewächs in seinem ganzen Leben thätig zeigt. Ja, sofern es für die Pflanze wie für das Thier eine gewisse Ausdehnung des Kreises von Möglichkeiten und eine Beschränkung der Nothwendigkeiten gibt, dürfen wir nicht sagen, die Pflanze genieße einer gewissen Freiheit im leiblichen Leben? und läßt sich diese physische Freiheit denken ohne eine Seele, d. h. ohne bedingende Kräfte, die über der Leiblichkeit stehen, sie beherrschen, ordnen und veredeln?

Wir thun daher der Pflanze Unrecht, wir verkennen ihre Natur und Würde, wenn wir sie betrachten, als wäre sie nicht eben so, wie das Thier, mit einer allgemeinen, alle Theile durchdringenden, sie alle zu gewissen Thätigkeiten anleitenden, nicht von Außen her zu bestimmenden, sondern in sich selbst die gesammten Bedingungen des Daseyns tragenden, ihre organische Einheit vollendenden Urkraft begabt. Doch ich glaube in diesen Worten genug angedeutet zu haben, daß auch die stille, scheinbar so sehr verschlossene und gleichsam in sich versenkte Pflanzenwelt eine Seele besitze. „Der Stein hat auch eine Seele," sagte Thales; „sie ist es, welche in der Anziehung des Magnets zum Eisen sich kund thut." Diese erste Spur einer über die Grenze der Leiblichkeit hinausgehenden Kraft erscheint uns in tausend Stufen und Schattirungen durch die ganze Schöpfung. Ueberall kommt sie uns als Wahrer der Selbstständigkeit des einzelnen Naturwesens entgegen, überall wirkt sie von dem Einzelnen in die große harmonische Thätigkeit alles Uebrigen, was da geschaffen ist, hinein, und so müssen wir wohl gern anerkennen: ja, alles Irdische hat seine Seele und darum auch das Pflanzenreich. Die zahllose Verbrüderung gleichartiger Geschöpfe, die eine so wesentliche Rolle in dem Gesammtleben unsers Planeten spielt, wird, nach ihrer Stufe, von einer sanften, stillen Seele, einer Animula blandula, tropidula beherrscht.

(Die Fortsezung folgt.)

Atlantische Skizzen.

(Fortsezung.)

„Mein Herr," fuhr mich eine Stimme ziemlich barsch an, „es ist schon spät, wollen Sie nicht zu Bett gehen?" — „Nein, Kapitän, mir gefällt es recht gut hier oben." — „Aber es wird kühl, verdammt kühl. Sie werden sich den Schnupfen holen." — „Ich fürchte das nicht, Monsieur Charles. Sagen Sie aber, wie lange denken Sie in diesem Hafen zu bleiben?" — „Hier? das ist unbestimmt, sehr unbestimmt, vielleicht gar nicht lange." — „Kapitän, erlauben Sie mir die Bemerkung, die kein Vorwurf seyn soll: ich glaube, Sie hätten wohl gethan, uns in Lissabon zu sagen, daß Sie hier ankern wollten." — „Pah, wußten Sie es nicht?" — „Kein Wort." — „So bitte ich tausend Mal um Verzeihung." Er lachte. „Ich für mein Theil," fuhr ich ein wenig gereizt fort, „verzeihe Ihnen gern diesen Mangel an Rücksicht; aber nicht Jedermann an Bord kann es gleichgültig seyn, Course einschlagen zu müssen, die nicht im Zweck der Reise liegen und von denen man nichts gewußt hat."

Monsieur Charles antwortete nicht, sondern beugte sich über die Ballustrade des Decks; unten plätscherte es

Digitized by Google

am Rathhause, am Post- und am Schützenhause Fahnenstangen errichtet, an welchen die Fahnen der Gemeinden aufgezogen werden. Am Vorabende des Festes, Abends 7 Uhr, wird mit allen Glocken geläutet, Abends 7½ Uhr wird mit Böllern geschossen, Abends 8 Uhr ist Zapfenstreich. Am Festtage selbst, Morgens 5 Uhr, wird mit allen Glocken geläutet, Morgens 6 Uhr wird mit Böllern geschossen, Morgens 7 Uhr ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am zweiten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am dritten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am vierten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am fünften Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am sechsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am siebenten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am achten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am neunten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am zehnten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am elften Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am zwölften Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am dreizehnten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am vierzehnten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am fünfzehnten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am sechzehnten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am siebzehnten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am achtzehnten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am neunzehnten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am zwanzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am einundzwanzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am zweiundzwanzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am dreiundzwanzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am vierundzwanzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am fünfundzwanzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am sechsundzwanzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am siebenundzwanzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am achtundzwanzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am neunundzwanzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am dreißigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am einunddreißigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am zweiunddreißigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am dreiunddreißigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am vierunddreißigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am fünfunddreißigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am sechsunddreißigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am siebenunddreißigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am achtunddreißigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am neununddreißigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am vierzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am einundvierzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am zweiundvierzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am dreiundvierzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am vierundvierzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am fünfundvierzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am sechsundvierzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am siebenundvierzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am achtundvierzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am neunundvierzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am fünfzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am einundfünfzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am zweiundfünfzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am dreiundfünfzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am vierundfünfzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am fünfundfünfzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am sechsundfünfzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am siebenundfünfzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am achtundfünfzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am neunundfünfzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am sechzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am einundsechzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am zweiundsechzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am dreiundsechzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am vierundsechzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am fünfundsechzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am sechsundsechzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am siebenundsechzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am achtundsechzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am neunundsechzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am siebzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am einundsiebzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am zweiundsiebzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am dreiundsiebzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am vierundsiebzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am fünfundsiebzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am sechsundsiebzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am siebenundsiebzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am achtundsiebzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am neunundsiebzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am achtzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am einundachtzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am zweiundachtzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am dreiundachtzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am vierundachtzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am fünfundachtzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am sechsundachtzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am siebenundachtzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am achtundachtzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am neunundachtzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am neunzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am einundneunzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am zweiundneunzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am dreiundneunzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am vierundneunzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am fünfundneunzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am sechsundneunzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am siebenundneunzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am achtundneunzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am neunundneunzigsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am hundertsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am einundhundertsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am zweihundertsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am dreihundertsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am vierhundertsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am fünfhundertsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am sechshundertsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am siebenhundertsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am achthundertsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am neunhundertsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich. Am tausendsten Festtage, Morgens 7 Uhr, ist Reveille, Morgens 8 Uhr ist Gottesdienst in der Stadtkirche, Mittags 12 Uhr ist Tafel im Schützenhause, Abends 7 Uhr ist Zapfenstreich.

Digitized by Google

und einen neuen Kelch, ebenfalls in der Kirche, ab, ferner 100 Gulden für neue Fenster und Kugeln, 50 Gulden für Schmiede- und Zinn- und Kupferarbeit, 50 Gulden für Schreinerarbeit und 50 Gulden für Maurerarbeit. Die Kirchenrechnung ist mit 1 Gulden 6 Batzen 2 Pfennig Ausstand abgeschlossen. Die Kirchenrechnung ist mit 1 Gulden 6 Batzen 2 Pfennig Ausstand abgeschlossen. Die Kirchenrechnung ist mit 1 Gulden 6 Batzen 2 Pfennig Ausstand abgeschlossen.

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 11. December 1837.

— Ich forschte, lauschte, frug,
War Auge ganz und Ohr, und wurde doch nicht klug.
Regnard.

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Jezt ward es auf der Kajütentreppe wieder lebendig, der Kapitän, zwei Wachskerzen in der vorgestreckten Hand, leuchtete und half einer Dame herauf, deren schönes, bleiches Antlitz, aus der Tiefe auftauchend, in der That wie ein Gebilde aus Marmor erschien. Bald zeigte sich die schlanke Gestalt auf dem Verdeck; ein seidner, an ihr herabfallender Mantel verhüllte sie nur halb; es war der Schützling des Obristen, Mademoiselle Juliette. Sie trug etwas in den Händen, ich konnte nicht unterscheiden, war es ein Päckchen oder ein Portefeuille. Ihre Mienen schienen Spannung und Unruhe zu verrathen und ihr Auge folgte dem Fingerzeig des Kapitäns, welcher auf uns gerichtet war. Plötzlich eilte sie ihm voran, und die Spanierin hatte kaum Zeit, sich von ihrem Sitz zu erheben, als Juliette schon zu ihren Füßen lag und ihre Knie umarmte. Ich hörte sie, das Gesicht in die Kleider der Fremden gedrückt, in Thränen ausbrechen und schluchzen. Obgleich sie aus Portugal kam, obgleich sie, wie man am Bord sagte, Kammerfrau einer portugiesischen Infantin war, hätte ich doch nicht geglaubt, daß das französische Mädchen auch die Sprache jenes Landes rede. „O Senhora!“ rief sie, bald die Hände, bald den Schleier der Dame küssend, „o Senhora muito amada! O amável Dona dos Corazões.“

Eine Weile ließ sich die Dame diese unterwürfigen Liebkosungen gefallen, die sie mit leisen, sanften Schmeichelworten erwiderte, während sie ihren Schleier zurückschlug; dann aber hob sie die Knieende halb gewaltsam zu sich empor und fing an mit großer Hastigkeit in sie hineinzureden, sie mit Fragen zu bestürmen, die Juliette eben so rasch beantwortete. Dabei entfaltete Leztere mit ihren weißen Händen die Schleifen eines Bandes, welches um das Päckchen gewunden war, das sie trug, und reichte der Spanierin einen Brief und wieder einen und ein halbes Dutzend Briefe, welche diese hastig hinnahm, nachdem sie die Adresse am Schein der Wachskerzen geprüft hatte, die der Kapitän hielt und deren Flammen in der weichen spanischen Nacht nicht einmal das Vorhalten der Hand bedurften, um nicht zu flackern.

Ich war, auf die Brüstung des Decks gestüzt und von Geräthschaften, wie sie auf Schiffen immer umherliegen, beinahe versteckt, ganz Auge und Ohr, als der Obrist, der sich gleichzeitig mit der Dame von seinem Sitz erhoben hatte, jezt zurücktrat, offenbar aus Diskretion, um den Damen bei ihrer Unterhaltung freieren Spielraum zu gönnen. Er wandte sich und schlug unglücklicherweise

Digitized by Google

die Richtung nach meinem Standpunkt ein, so daß er meiner ansichtig werden mußte. Ich wünschte ihn in dem Augenblick weit weg, oder mir die Nebelkappe der Unsichtbarkeit auf den Kopf, als er mit einigem Stutzen auf mich zu trat. „Wer da?“ war seine Frage. — „Ich bin es, Herr Obrist, mit Ihrer Erlaubniß,“ entgegnete ich ruhig. — „Sie? Morbleu! auf meine Ehre! ich glaubte Sie schliefen. Aber ich sehe, Sie genießen der schönen Luft. Nicht wahr, auch die spanischen Nächte können schön seyn?“ — „Obrist, in dieser Jahreszeit sind es sogar die deutschen.“ — „Richtig, gewiß! Nun, so lassen Sie uns von Deutschland reden, erzählen Sie mir etwas von Ihrem Vaterlande — ich höre so gern davon — in der That, recht gern.“ — „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich jezt lieber hörte als erzählte — o Obrist, in welchem süßen Lauschen haben Sie mich gestört!“ — „Ach so!“ lachte der Obrist, „Sie meinen die Freundin von Mademoiselle Juliette, für die sie Briefe aus Portugal brachte? . . Ja, die schöne Frau entschloß sich kurz, sie selbst hier abzuholen, und ich geleitete sie von der Stadt her. — Ein kleines, verdammtes Nest, dieses Vigo.“ — „Eine Freundin von Mademoiselle Juliette . . .? Sehen Sie, Obrist, da kniet sie wieder vor ihr, da küßt sie wieder ihre Hände. Ich würde glauben, es sey die Infantin Dona Anna selbst, wenn ich diese nicht erst noch den Tag vor unserer Abfahrt ruhig in Belem gesehen hätte.“ — „Coronel Arnour!“ tönte in dem Augenblick eine feine, melodische Stimme zu uns herüber; sie kam von der Fremden. „Ah! Sie verzeihen, mein Herr — Gute Nacht! . . Die Infantin ist es nicht — unter uns, eine Freundin der Infantin, eine Verbannte . . .!“

Damit verließ er mich und sprang zu der Dame, die seinen Arm ergriff und so eben von Juliette und dem Kapitän Abschied genommen hatte. Beide begleiteten sie bis an die Stufen der Treppe, die zum Boot hinabführte, der Obrist aber geleitete sie hinunter. Bald ertönten die Ruder, welche leicht in das Meer schlugen, ich sah das Boot abfahren, die Dame darin, und verfolgte es mit meinen Augen, so weit es die Nacht erlaubte. Es schien mir nicht ganz die Richtung der Stadt einzuschlagen, doch lagen so viel Ortschaften und Schlösser in dem Halbring der Bucht, daß es sehr erklärlich war, wenn das Boot einen andern Curs steuerte, als den nach Vigo. Bald nach der Abfahrt des Boots, das der Obrist nicht wieder bestiegen, erschien er, sich die Hände reibend, lachend, plaudernd auf dem Deck und sagte, er wolle schlafen gehen. Juliette ging auch, der Kapitän desgleichen, und ein frischer, kühler Wind begann über uns hinzustreichen und in den Segeln zu rauschen. Eben schlug es Mitternacht auf spanischen Thurmuhren, ihr Glockenschlag zitterte feierlich über das Meer, als auch ich das Verdeck verließ, die schmale, gewundene Treppe zur Kajüte hinabging und in meine Koje kroch, unter welcher der Schauspieler aus der Rua dos Condes bereits schnarchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Unsterblichkeit der Pflanze.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir nun eine blühende Pflanze, so tritt uns vor allen der Gedanke entgegen, wie wunderbar hier jene zwei großen Richtungen, die der Selbsterhaltung und die der Fortpflanzung, durch die Weisheit des Schöpfers sind verschlungen und in einander verflochten worden. Die Pflanze treibt aus dem Keime, dem Vorbilde ihrer künftigen Gestalt, zuerst abwärts ein Würzelchen hervor, mittelst dessen sie sich in den Grund versenkt; dann entfaltet sie am Aufwuchse Stengel und Blätter. Diese leztern Organe läßt sie am Stamme über einander staffelförmig hervortreten, sie kleidet sie in die grüne Farbe, indem sie durch dieselben athmet, und bedient sich ihrer also als allgemeinen Organes der Assimilation und Ernährung. In dieser Sphäre sind diese Blätter ausschließlich berufen, der Bestimmung der Selbsterhaltung zu genügen. Doch weiter nach oben am Stamme werden diese Blätter umgestaltet. Sie erhalten nun die höhere Bestimmung, Fortpflanzung zu vermitteln, und mit dieser edleren Funktion müssen sie ihre frühere Gestaltung und Farbe so sehr verändern, daß sie oft nicht mehr als das erscheinen, was sie ihrem Urtypus nach sind. Diese gefärbten, in ihrer innern und äußern Gestalt wesentlich von den früher gebildeten grünen Blättern verschiedenen Organe sind für die edlere That geschaffen, ein künftiges Geschlecht aus sich zu erzeugen.

Die Aufgabe dieser Blätter, deren Gesammtcomplex wir die Blüthe nennen, läßt sich als Analogon einer sittlichen Aufgabe darstellen. Ich bedarf wohl keine Verwahrung einzulegen, um in diesem Ausdruck nicht mißverstanden zu werden. Die Pflanze ermangelt der Ichheit, des Selbstbewußtseyns, der Persönlichkeit; sie hat keine Erkenntniß, darum keine sittliche Freiheit, wohl aber einen gewissen Grad von sinnlicher (physischer) Freiheit (Spontaneität). Zwischen der physischen und der sittlichen Welt herrscht aber eine vollkommene, von göttlicher Weisheit angeordnete Harmonie, und jede Handlung im Gebiete physischer Freiheit findet in höheren Gebieten einen Anklang, so wie sie selbst als ein Echo aus höheren Sphären erscheint, wenn wir sie in ihrer Innerlichkeit (und metaphysischen Nothwendigkeit) anschauen. In dem gegebenen Falle aber läßt sich anführen, daß die Idee der

Digitized by Google

Sittlichkeit großentheils in der leiblichen Selbstentäußerung zum Gewinn eines geistigen Lebens ruht. Dürfen wir aber nicht das, was uns in den Blättern der Blüthe vor Augen liegt, eben so nennen? Entäußert sich nicht die Pflanze gewisser Theile, welche sie hätte zu der Ernährung ihres individuellen Lebens verwenden können, indem sie ihnen eine Bestimmung gibt, für Etwas zu wirken, das noch nicht wirklich, nur im Reiche der Möglichkeiten liegt, für eine Nachkommenschaft? Und diese Nachkommenschaft steht zu der Mutterpflanze in einem ideellen Verhältnisse, denn ihr Erscheinen, ihre Entwicklung und ihr Alter kann jener mütterlichen Pflanze in keiner Weise förderlich seyn, dieselbe mag nach der Ausbildung ihres Samens leben bleiben oder sterben. Ja, eher wäre noch zu denken, daß diese so unbefangen und rücksichtslos erzeugten Nachkommen dem Muttergewächse feindlich werden, ihm Nahrung entziehen und es somit einer um so schnelleren Auflösung entgegen führen möchten. Doch diese Sorge kennt die harmlose Pflanze nicht. Sie erzeugt zu Millionen jene Samen, welche, auf den Boden fallend, mit jugendlicher Selbstsucht die Säfte der Erde in Anspruch nehmen, Stoffe, durch deren Genuß die Mutterpflanze selbst sich hätte ein längeres Leben erhalten mögen.

Linné nannte die Blüthen anticipirte, dem einfachen Entwicklungsgange derjenigen Pflanze, die nur für ihre Selbsterhaltung thätig ist, voraneilende Zweige. Er hat offenbar in dieser Bezeichnung angedeutet, daß er in dem Leben des Gewächses eine Doppelrichtung anerkenne, deren eine die ruhigschreitende Handlung, also die bequeme ist, während die andere stets eine gewisse Heftigkeit, Unruhe, einen Affekt, gleichsam eine Anstrengung im Drange nach Erreichung eines idealen Zieles darstellt. Diese Ansicht von den beiden polarischen Lebensprocessen im Gewächse harmonirt mit dem, was ich auf andere Weise oben ausgesprochen habe.

Ueberschauen wir nun noch einmal die ganze vielgliederige Reihe von Entwicklungen, welche die Pflanze von dem Moment ihrer Entfaltung aus dem Samen bis zu demjenigen durchmacht, da sie selbst wieder Samen erzeugt, bemerken wir, wie in diesem vielverschlungenen Processe das materielle, auf das Bestehen der Leiblichkeit, und das ideelle, auf die Erzeugung eines Künftigen gerichtete Interesse sich gegenseitig bedingen, wie jedoch das leztere am Ende die Oberhand gewinnt, da es auf der Höhe des Lebens am vollständigsten thätig ist, so dürfen wir wohl nicht anstehen, in dem individuellen Pflanzenleben eine hohe moralische Bedeutung anzuerkennen. Fürwahr, ein Bild der harmlosesten Thätigkeit und Selbstentäußerung können die Pflanzen demjenigen seyn, der sich nicht begnügt, sie bei ihrer äußerlichen Erscheinung zu fassen.

Wir gehen nun einen Schritt weiter und betrachten dieses individuelle Pflanzenleben in seiner ununterbrochenen Succession. Wenige Naturerscheinungen mögen gleich dieser geeignet seyn, uns an tiefe und weitgreifende Betrachtungen hinzuführen. Es kann uns nämlich nicht entgehen, daß dieser beständige, seit der Erschaffung des Gewächses ohne Unterbrechung fortgesezte Wechsel von Leben der individuellen Pflanze, von Erzeugung einer Nachkommenschaft und von Tod der Mutterpflanze, ein Leben ohne Unterbrechung und Aufhören, ein einziges, wie ein nie versiegender Strom, ohn' Unterlaß strömendes Leben sey. Nirgends erscheint hier ein Sterben. Wo wäre nur Ein Moment, den das Leben des Gewächses nicht erfüllte? Ist der Same etwa minder lebendig, als die sprossende Pflanze, weil seine Kräfte schlummern? Ist nicht dieser rhythmische Gang in der Folge von Pflanzengeschlechtern eine gleichmäßige Oscillation von Handeln und Ruhen? von Ruhen, das keineswegs ein Tod, kein Aufhören selbstständiger Kraft, sondern nur ein momentaner Nachlaß äußerer Thätigkeit ist? Ja, betrachten wir in diesem Wechsel von äußerlicher und innerlicher Thätigkeit einer gegebenen Pflanzenreihe nur die Materie selbst, an welcher diese Handlungen vor sich gehen, so erscheint auch sie uns wie ein unendlich langer Faden, der manchmal stärker wird, manchmal sich wieder zusammenzieht und bis in die unscheinbarste Dünne verliert, der aber bei alle dem niemals und nirgends abreißt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Bruno le fileur.

Ehemals waren alle Theaterstücke theuer; man hat seitdem eingesehen, daß es eine klügere Spekulation ist, dieselben sparsamer zu drucken und wohlfeiler zu verkaufen. So hat man es denn dahin gebracht, daß man ein Stück in einem Aufzuge für vier Sous und eines in zwei oder drei Aufzügen für acht Sous abgeben kann. Dafür verkauft man jezt vierzigmal mehr Exemplare, als vormals. Dichter und Verleger finden ihre Rechnung so gut dabei, als das Publikum, und dem Nachdruck wird dadurch ebenfalls gesteuert; denn der Nachdrucker könnte ein Stück nicht wohlfeiler liefern, und geräth daher nicht mehr in Versuchung, das Gut eines Verlegers zu stehlen. Diese wohlfeilen Piecen belaufen sich schon auf einige hundert, und es läßt sich jezt mit geringen Kosten eine dramatische Bibliothek anlegen. — Die Vorstellung begann mit „Bruno le fileur," einem Vaudeville, welches auf der Bühne des kleinen Palais-royal-Theaters wohl fünfzigmal mag aufgeführt worden seyn. Im ersten Aufzuge sieht man die Erben eines kürzlich verstorbenen reichen Fabrikbesitzers in dessen Hause versammelt, wo das Testament

Digitized by Google

eröffnet werden soll. Auch Bruno ist anwesend, ein bloßer Arbeiter, dem aber der verstorbene Fabrikherr sein ganzes Zutrauen geschenkt hatte. Die Erben behandeln ihn mit ziemlicher Geringschätzung, ungefähr wie einen Hausknecht des Verstorbenen. Aber nun wird das Testament eröffnet. Bruno ist als Universalerbe eingesetzt. Die Erben bekomplimentiren ihn, und schleichen sich unzufrieden einer nach dem andern davon. Bruno ist das Ideal eines Industriellen; solche Charaktere lieben jetzt die Pariser Theaterdichter, wie sie vor zwanzig Jahren ihre Ideale unter den Militärs suchten. Damals gab es nichts Edleres, Großmüthigeres, Uneigennützigeres, als das Betragen eines alten Kriegers der Napoleonschen Armee. Jetzt wird Großmuth und Hochherzigkeit in den Gewerbsstand versetzt, ein Beweis, daß unterdessen die öffentliche Meinung eine Umwälzung erlitten, und daß der Gewerbsstand nun die hohe Stellung einnimmt, welche vor zwanzig Jahren noch der Militärstand in Frankreich behauptete. In der That ist jener jetzt mächtig und einflußreich, und ersetzt den Adel der alten Zeit, mit dem Unterschied, daß er keine stehenden Vorrechte, und vor den übrigen Bürgern bloß sein Vermögen, seine Betriebsamkeit und seinen Einfluß voraus hat. Bruno also, ein Ideal eines Gewerbsfleißigen, verrichtet lauter edle Handlungen. Einen der leer ausgegangenen Erben stellt er als Oberaufseher seiner Fabrik an, mit einem Gehalte von 6000 Fr.; einem alten Freunde will er eine Pension auferringen; dieser aber, ein lustiger Kumpan, will wohl sein Freund, nicht aber sein Pensionnär seyn, und Bruno's größte Freude ist, mit ihm seinen Schoppen zu trinken, wie ehemals, da er noch bloßer Arbeiter war. Unter den nahen Erben befand sich auch ein alter Kriegsmann (ganz können die Dichter die Kriegsleute noch nicht fahren lassen), und dieser hat eine allerliebste Tochter, welche auch gekommen war, um als nahe Anverwandte der Eröffnung des Testaments beizuwohnen. Dieser bietet Bruno einen Theil, ja die Hälfte der Erbschaft an; sie will aber nichts annehmen, obschon ihr Vater in seinen alten Tagen nichts weniger als vermögend ist. Bruno möchte ihr aber doch gerne helfen; mit schwerem Herzen und nach langem Zaudern bietet er ihr also Hand und Herz an, wodurch sie in Stand gesetzt wird, ihrem alten Vater gute Tage zu verschaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Advokatentragödie und Advokaten. Kunstwesen.

Die Gnade des Fürsten muß eine Verwickelung lösen, welche, ihrer Anlage nach, geradewegs auf eine echte Tragödie auslief. Wir sind zu mattherzig, um noch Tragödien zu dichten, wo die Wirklichkeit deren täglich aufführt. Mit einem Pistolenschuß oder Giftpulver zum Schluß wäre es vielleicht auch kein Cassenstück geworden! Diesen ästhetischen Defect muß eine sehr praktische Moral ergänzen. Der Fürst gibt dem Advokaten als Strafe auf: ferner sich jeden Geldgeschäftes zu enthalten und rein seiner juridischen Praxis zu leben. Ein vortrefflicher Rath, wenn er sich ausführen ließe. Der Uebelstand, daß es so ist, und noch lange so seyn wird, wie das Drama es beschreibt, liegt tiefer. Unsere Gesetzgeber machten die Advokaten, deren Uebergewicht in jedem gebildeten Staate, von den Zeiten der Römer bis zu Engländern, Franzosen und Nordamerikanern, ein unableugbares esse ist, zu bloßen Commissarien der Justiz. Die strengste Controlle sollte auch diesen, nach den Rechtsbegriffen aller Nationen freien Stand in den Schranken der Dienstbarkeit halten. Sie sollten nur arbeiten, nicht wirken, weil sie wirkend schaden können, wie das allerdings auch die Erfahrung lehrt. Es sprach dabei auch wohl der alte Haß König Friedrich Wilhelms I. gegen die „Rechtsverdreher“ mit, der beim großen Friedrich wenigstens zu keiner Neigung für sie geworden. Sie werden daher de jure in einer Art beaufsichtigt, welche die freie Thätigkeit, wodurch der Advokat erst Sachwalter wird, unmöglich macht. Es lag dabei die Absicht zum Grunde, den ganzen Stand allmählich überflüssig zu machen und ausgehen zu lassen, indem jeder Bürger lernen sollte, sich selbst zu vertreten. Der Erfolg hat gelehrt, daß es nur eine philosophische Idee war, die man unsern Lebensverhältnissen aufpfropfen wollte. Wir bedürfen Advokaten; diese aber kamen zwischen Bedürfniß und Gesetz in eine ganz schiefe Lage. Ihr Einfluß arbeitete sich heraus, und ihre Geltung verlangte Belohnung. Da es ihnen nun verboten ist, sich, wie außerhalb Preußen, eine Belohnung zu stipuliren, die dem Erfolge ihrer Thätigkeit entspricht, und sie nichts fordern können, als die verhältnißmäßig geringen Gebühren der Sporteltaxe, wobei der schlechte Sachwalter mit dem genialen, der erfolgreiche mit dem unglücklichen ziemlich auf derselben Stufe stände, so mußten sie im Geldverkehr die Mittel zu der glänzenden Lage suchen, welche das Publikum scheinbar inconsequenterweise und doch in natürlichem Wege von ihnen fordert. Daher ein Uebel, welches einem in andern Ländern hochgeehrten Stande bei uns die Achtung entzieht. Jedem Advokaten, der in Glanz lebt, haftet der Verdacht an, daß er von fremdem Gelde lebt und der Tag des Umschlags einmal kommt. Wer aber nicht in Glanz lebt, dem mangelt das Vertrauen des Publikums. Also dürfte dieser Stoff zu bürgerlichen Tragödien noch lange nicht ausgehen!

An die Stelle des Grafen Brühl, als Intendant der Kunstinstitute, ist noch Niemand definitiv ernannt. Vor einiger Zeit schien es gewiß, daß Herr v. Olfers, früher unser Gesandter in Brasilien, zuletzt in der Schweiz, den Posten, unter einigen Modifikationen, erhalten werde. Jetzt spricht man von der Absicht, die Stellung zu einer Hofcharge zu machen, und einen berühmten Kunstkenner von auswärts, dessen persönliche Stellung ihn auch dazu berechtigte, zu berufen. Wenn dieser es annimmt, dürfte aber Herr v. Olfers (Herrn v. Stägemanns Schwiegersohn) nicht mehr geneigt seyn, die dieser Würde unterzuordnende Direktorstelle zu verwalten. — Ob unsere Kunstausstellungen künftig alljährig seyn werden, oder die ältere Einrichtung bleiben wird, ist auch wieder zweifelhaft geworden. So vortheilhaft jenes für Berlin wäre, protestirt doch jetzt das Interesse der Provinzialstädte, die Kunstvereine und Ausstellungen haben, dagegen. Bei einem alljährigen Markte in Berlin ist ihnen die Möglichkeit geraubt, bedeutendere Bilder zu ihren Ausstellungen zu erhalten. Sie benuzten bis jezt dazu die Schaltjahre, wo Berlin keine Ansprüche auf die Hauptwerke der Künstler machte. — Von einer kleinen interimistischen Ausstellung, welche das Publikum der Gefälligkeit des Grafen Raczinski verdankt, der den herrlichen Carton der Kaulbachschen Hunnenschlacht in seiner Galerie ausgestellt hat, in einem nächsten besondern Berichte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 12. December 1837.

Ein Ahnden, ein Vorgefühl einer Sabbathfeier, deren geweihter Tempel der Mensch ist, herrscht schon in der Natur. Das Ahnden wird zur Gewißheit, das Harren der Creatur zur Erfüllung, im Geist des Menschen.

G. H. Schubert.

Die Unsterblichkeit der Pflanze.

(Beschluß.)

Die Verbindung des Samens mit der Mutterpflanze ist anfänglich sehr stark und mächtig, insofern er noch kaum aus dieser hervorgebildet worden, sie wird aber nach und nach immer schwächer, der Gefäßbündel, durch welchen der Same mit der Mutterpflanze in Verbindung steht, wird allmählig trockener und dünner, und endlich kommt ein Moment, da die Continuität der Materie aufgehoben wird. Von diesem Wendepunkt an beginnt eine neue Lebensrichtung: der Same fängt seinen Keimungsproceß an, es sey dieser unmittelbar sichtbar oder nicht, gleichviel. Wo ist also hier die Trennung der einzelnen Pflanzenleben in ihrer Succession? sind sie nicht vielmehr eben so in einander verflochten, wie die beiden Hauptrichtungen des Sprossens und Blühens in einer einzigen gegebenen Pflanze? So fließt also das Leben aller aus einander entstandenen Pflanzen in eine ununterbrochene Reihe von Erscheinungen zusammen, die materiell und virtuell eigentlich nie und nirgends von einander abgegrenzt sind. Eine tausendgliedrige Kette von Erscheinungen, die von einer und derselben Kraft ausgehen, denen immer nur ein und dasselbe Bestreben zu Grunde liegt, stellt sich uns dar, und wir haben in dem Leben aller der in Tausenden von Successionen sich folgenden Pflanzen nur Ein Leben, nur ein und dasselbe Bestreben, nur Ein Individuum. Ich darf wohl sagen, nur Ein Individuum, denn kein Zeitabschnitt in diesem vieljährigen Leben zeigt uns irgend etwas Eigenthümliches, irgend etwas so speziell Besonderes, so Individuelles, daß wir ihn von irgend einem andern unterscheiden könnten. Jede dieser Pflanzen, aus dem von der Mutterpflanze mit Sorgfalt erzeugten Samen erwachsen, hat keine andere Bestimmung, kein anderes Bestreben, als wiederum eine andere Nachkommenschaft zu erzeugen: diese Aufgabe, in welcher wir bereits gewissermaßen einen ethischen Charakter anerkannt haben, erschöpft somit die ganze pflanzliche Bestimmung. Neben dieser Aufgabe kann die Pflanze keine andere lösen; unter welchen äußern Verhältnissen sie auch immer leben möge, sie ist strenge angewiesen, niemals aus dem Kreise ihrer Formen, niemals aus der Bahn ihrer Thätigkeit herauszutreten. Man kann in dieser Beziehung sagen, daß die einzelne Pflanze keine individuelle Geschichte habe, daß nur das Alte, nur das Gleiche sich hier stets reproducire. So ist es also dasselbe Weizenkorn, welches, einst im Beginne seines Lebens der mütterlichen Erdscholle anvertraut, nach tausend Jahren von den Händen eines gläubigen Opferdienstes in die Gruft eines egyptischen Grabmals versenkt worden, dann, durch Zufall oder Willkühr, von Neuem der Erde zurückgegeben, in Sicilien-

Digitized by Google

Wesen, daß diese Verfassung auf nur wenige Jahrzehnte, ja zu manchen Zeiten auf noch kürzere Zeiträume, oder für Minder-jährige, auf Lebenszeit, oder für Volljährige auf Lebenszeit, oder auf Zeit, oder auf Widerruf, oder auf Kündigung, oder auf Zeit mit Vorbehalt des Widerrufs, oder auf Widerruf mit Vorbehalt einer Kündigungsfrist, oder auf Widerruf mit Vorbehalt einer Kündigungsfrist und einer Kündigungszeit, oder auf Widerruf mit Vorbehalt einer Kündigungsfrist und einer Kündigungszeit und einer Kündigungsfrist, oder auf Widerruf mit Vorbehalt einer Kündigungsfrist und einer Kündigungszeit und einer Kündigungsfrist und einer Kündigungszeit, oder auf Widerruf mit Vorbehalt einer Kündigungsfrist und einer Kündigungszeit und einer Kündigungsfrist und einer Kündigungszeit und einer Kündigungsfrist, oder auf Widerruf mit Vorbehalt einer Kündigungsfrist und einer Kündigungszeit und einer Kündigungsfrist und einer Kündigungszeit und einer Kündigungsfrist und einer Kündigungszeit, oder auf Widerruf mit Vorbehalt einer Kündigungsfrist und einer Kündigungszeit und einer Kündigungsfrist und einer Kündigungszeit und einer Kündigungsfrist und einer Kündigungszeit und einer Kündigungsfrist, oder auf Widerruf mit Vorbehalt einer Kündigungsfrist und einer Kündigungszeit und einer Kündigungsfrist und einer Kündigungszeit und einer Kündigungsfrist und einer Kündigungszeit und einer Kündigungsfrist und einer Kündigungszeit

Kojen, nur hier und da wandte sich Einer oder stöhnte oder schnarchte. Mir war das Alles gleichgültig; sollte ich doch heute Spanien betreten, das hohe Land meiner Jünglingsträume! Wie will ich, dachte ich, bin ich nur erst frei auf dem Lande, umhersteigen auf den Bergen meiner Gallegos und ihre Thäler durchstreifen, die ohne Zweifel sicherer sind vor Ueberfall und Meuchelmord als das Thal von Alcantara, das göttliche, mit seinen verrätherischen Orangenschatten. Einkehren will ich in ihren Hütten und an ihrem Herdfeuer ausruhen. — Kapitän, so fuhr ich in meinem Selbstgespräch fort, rücksichtsloser Mann, ich schenke dir heut dein Frühstück und deine reiche Mahlzeit sammt dem Champagner; ich will heute meinen Hunger mit einem Stück spanischen Brodes stillen und an einer spanischen Quelle trinken. Du sollst mich keinen Moment früher wieder unter deine Botmäßigkeit bekommen, als bis diese verdammte Rose des Tajo ihre Anker eben wieder lichten will.

In wenigen Minuten war ich angekleidet und stieg eilfertig und sehnsüchtig nach Morgenluft und dem Anblick des Landes die Kajütentreppe hinauf. Auf dem Verdeck angelangt, wollte ich meinen Augen nicht trauen. Am Steuer stand, ganz in der Stellung eines Dienstverrichtenden, der Pilot, der natürlich unnöthig ist, so lange das Schiff vor Anker liegt. Es war derselbe, mit welchem ich früher ein Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele anknüpfen wollte. Ueber mir rauschten die Segel, vom Wind geschwellt, der scharf blies, und rings um mich her . . o wie hatte sich die Ansicht von gestern Abend geändert! Wo war Vigo? Wo war der schöne, ernste Kranz der gallizischen Gebirge? Wo waren die freundlichen, grünen Häupter der hohen Bayonainseln? Rechts, östlich zeigte sich zwar Land, aber in weiter, weiter Ferne, Nebel hingen darüber herab und vermählten seine Umrisse mit dem Himmel; sonst war Alles Meer, rauschendes, hochfluthendes Meer. Die Wellen sprizten, das Verdeck war naß, scharf ging der Wind und das lockige Haar des jungen Steuermanns hing unter seinem breitkrempigen Hut triefend an seinen Schläfen nieder. „Wo sind wir?“ rief ich, von diesem Allem nicht wenig betroffen, „was hat dieser Wechsel zu bedeuten?“ — „Nichts mehr und nichts weniger, mein Herr, als daß wir den frischen Südwind nuzten und die Anker vor drei Stunden hoben.“ — „Und wir sind —?“ — „Auf der Höhe von Corrobedo. Noch vor Mittag werden wir das Kap Finisterre sehen.“ — „Und Vigo?“ — „Mag schon an zwölf Seemeilen hinter uns seyn.“ — „Abscheulich! Barbar von einem Kapitän, der mit uns umgeht wie mit willenlosen Puppen! — Sollten wir nicht heut Erlaubniß erhalten, an das Land zu kommen?“ — „Ich glaube wohl,“ sagte der Pilot trocken. — „Wollte ich nicht den ganzen Tag in Vigo und seinen Umgebungen umherstreifen?“ — „Das ist möglich.“

Ich war sehr zornig; doch weiß ich nicht, wie es zuging, die Neigung zum Lachen überwältigte mit Einemmale die Regungen meiner empörten Galle, und ich mußte mich abwenden von dem schönen, ernsten Seemann, um mich selbst auszulachen. So war ich denn nun in Spanien gewesen bei meinen Gallego's, so hatte ich denn aus den Quellen ihrer Berge getrunken und in ihren Hütten geruht! Uebrigens konnte ich diesen Streich dem Monsieur Charles doch nicht recht von Herzen vergeben, und ich behielt einen Groll gegen ihn, der sich nicht gänzlich verlor, selbst nicht während des Gesundheittrinkens bei einem prächtigen Diner, das wir ihm später in Havre gaben, dem Gebrauch gemäß, welchen alle Passagiere eines Schiffes nach glücklicher Landung zu beobachten pflegen. Aber Niemand von unserer ganzen Gesellschaft schien weiter Anstoß an der Sache zu nehmen. Alle waren heiter, zufrieden, lustig oder krank, der Kapitän selbst am lustigsten, und so segelten wir drei Stunden nach Mittag in den weiten, unruhigen, stürmischen Golf von Biskaya hinein, das Cap Finisterre und mit ihm den Süden hinter uns lassend. — Wer die Dame von Vigo, die Senhora muito amada, die Dona dos coraçãos, gewesen war, habe ich niemals erfahren. Gestehen aber muß ich, daß ich das französische Kammerkätzchen, die schöne, bleiche, reizende Juliette, seitdem mit verdoppeltem Interesse betrachtete. Ich hätte nur Alles wissen mögen, was sie wußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Beschluß.)

Berlin und Constantinopel. Eisenbahnen. Spuk.

Die Cholera ist hier im Verschwinden. Die Tabaksraucher allein scheinen dem Augenblick des gänzlichen Erlöschens mit einiger Bangigkeit entgegen zu sehen. Nur während der Dauer der Krankheit ist bekanntlich das Rauchen auf den Straßen gestattet. In den größern Provinzialstädten wüthet sie dagegen noch und fordert, namentlich in den Vorstädten von Posen, grausam ihre Opfer. Auch in Magdeburg will sie nicht erlöschen, und zieht sich, wo sie früher keine Besuche gemacht, nordwestlich in unsere Ostseeländer. — Die preußischen Offiziere, welche sich dem Zuge nach Constantine anschließen wollen, sind zu ihrem Bedauern zu spät gekommen, und erst mit dem Prinzen von Joinville in die eroberte Stadt eingerückt. Dagegen scheint Constantinopel jezt ein ordentlicher Stapelplatz für unser Militär. Der Besuch des Prinzen August daselbst hat nur das Siegel aufgedrückt auf die vielen offiziellen und nicht offiziellen, berufenen und von selbst dahin gegangenen Genie- und Artillerieoffiziere. Ein preußischer Prinz als Gast bei einem Diner des Sultans gehörte allerdings schon in ein arabisches Mährchen; aber Constantinopel und die Dardanellen, von Berliner Ingenieurs vermessen, ist noch eine Stufe höher im Wunderbaren.

Digitized by Google

Uebrigens hat es hier den Anschein, als könnten unsere Ingenieurs sammt und sonders im Morgenlande sich Beschäftigung suchen. Zu den Eisenbahnen werden sie für's Erste nicht gebraucht. Nicht die Lust dafür ist erkaltet, auch ist durch nichts widerlegt, daß wir sie bedürfen, noch weniger, daß sie nicht rentiren werden. Im Gegentheil, es ist bewiesen: sie werden einen Ertrag über Erwartung abwerfen, das Bedürfniß wird immer dringender gefühlt, das Verlangen ist allgemein — und es geschieht nichts! Weil es sich nicht mehr beseitigen läßt, wird an der Potsdamer Bahn gearbeitet, eine Bahn zum Vergnügen! Unsere Verbindungen mit Stettin, mit Leipzig, über Riga, die in's innerste Leben unsers Handelsverkehrs, unserer Existenz könnte man sagen, greifen, sind noch unberücksichtigt. Einst werden und müssen auch diese Bahnen an die Reihe kommen; vielleicht wenn Sachsen, Oesterreich, Rußland uns überflügelt haben und, was früher vortheilhaft, nun unvermeidlich wird, um noch größern Schaden zu verhüten. Das englische Sprüchwort: time spent, money spent, ist bei uns noch nicht beachtet.

Daß der selige Herzog Karl von Mecklenburg in seinem Lustschloß Monbijou spukend erscheint, ist Ihnen bekannt. Der ganze Apparat der Erzählung erinnert an die Geistererscheinung im Hamlet. Die Schildwache an der Wache von Monbijou sieht ihn in der Morgenstunde, in seinen grauen Mantel eingehüllt, das weiße Haar unter dem Federhute, die blitzenden Augen auf sie gekehrt, vorübergehen und die Treppe nach seinen Gemächern hinaufsteigen. Sie hat präsentirt, ruft: heraus! und als die Gesammtwache herausstürzt, sinkt sie schaudernd zusammen. Der Unteroffizier, ein Aufgeklärter, verweist ihr die Phantasie, und ermuntert sie zur Wachsamkeit. Eine Viertelstunde darauf ein neuer Schrei. Man findet den unglücklichen Soldaten in Zuckungen auf dem Boden liegen. Er hat den Herzog zurückkehrend die Treppe herabsteigen sehen, ein feuriger Wagen fährt vor, er setzt sich hinein und rollt über das Pflaster fort. Nun wird als bestimmt versichert, der Soldat sey in die Charité gebracht worden. Nach Einigen ist er daselbst gestorben, nach Andern sofort entlassen, da keine Spur von Krankheit in ihm zu entdecken sey. Was wahr daran ist, wen kümmert das zu wissen! Der Herzog ist eine Person geworden, die dem Volksglauben angehört. Dieser Glaube ist so arm; wir müssen für jede Bereicherung dankbar seyn. Man streitet sich dafür in den Zeitungen darüber, ob es wirklich Irrlichter gibt, oder ob sie auch nur eine Sinnentäuschung und die Illusion vergangener Jahrhunderte sind. Wer ein Irrlicht sah, erzählt es. Schade nur, daß man es nicht fassen, pflücken und getrocknet in ein Buch legen kann. Auch hat es noch kein Maler gesehen.

Zum Schluß etwas aus einem benachbarten Lande, wo Sie keinen stehenden Korrespondenten haben, und etwas Erfreuliches. Ein Prinz sieht die Bauern vor dem Hause eines Drosten warten. Sie sehen sehr betrübt aus. „Was ist euch?“ — „Wir sind um sieben herbeschieden, und um zwölf läßt er uns sagen, wir sollten nach Hause gehen und morgen wiederkommen.“ Der Prinz beruhigt sie und läßt sie nach Hause gehen. Am andern Morgen bescheidet er den Drost auf Punkt sieben zu sich. Der Drost erscheint in der Antichambre. Er ist gewohnt, als ein Liebling, sofort vorgelassen zu werden; aber der Prinz ist dringend beschäftigt. Es wird acht — neun. Er läßt gehorsamst anfragen, ob vielleicht ein Irrthum —? Es ist kein Irrthum, der Prinz verlange ihn zu sprechen. Um zwölf endlich heißt es, er möge gehen und morgen wiederkommen. Prinz und Drost begegnen sich, und der Drost wagt eine gehorsame Bemerkung. „Ich wünschte nur, daß Sie selbst es wüßten, wie den Bauern zu Muthe gewesen seyn muß, die fünf Stunden vor Ihrer Thüre umsonst warten mußten,“ war die Antwort.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Bruno le fileur.

Im zweiten Aufzug sind Beide schon seit sechs Monaten ein Paar. Bruno ist der gefälligste Ehemann, sein Haus wird auf einem glänzenden Fuß gehalten, seine Frau ist die liebenswürdigste Brünette, die man sich denken kann. Ich dachte, jezt würden uns die Dichter des Stücks das häusliche Glück eines plötzlich reich gewordenen Gewerbsmannes auf das Anmuthigste ausmalen. Es hat ihnen aber beliebt, einen andern Weg einzuschlagen, und Bruno den Baumwollenspinner als den unglücklichsten Ehemann zu schildern; sie haben sogar dem Stücke einen fast tragischen Ausgang gegeben. Der arme Bruno gibt sich nämlich alle Mühe, sich die guten Manieren der großen Welt anzueignen, da er in derselben jezt lebt, und selbst viele Gesellschaft in seinem Hause empfängt. Es will ihm aber nicht gelingen; was er thut und spricht, fällt immer noch etwas in's Plumpe, und gibt der Gesellschaft zu Naserümpfen und spöttischem Lächeln Anlaß. So z. B. kann er nicht begreifen, warum man die Achseln gezuckt, als er bei Tische die Gläser bis oben gefüllt hatte; dies sey doch, meint er, ein klarer Beweis seines Wohlwollens gegen seine Gäste. Seine Frau belehrt ihn sanft, daß man in guter Gesellschaft den Wein nicht eingieße, wie in der Schenke. Der gute Mann quält sich zum Erbarmen, die guten Manieren zu lernen, und benimmt sich doch immer so verkehrt, wie zuvor. Dazu kommt, daß die vornehmen Herren und Damen verächtlich auf seinen ehemaligen Kameraden herabsehen, der sich in der That mitten unter ihnen auch nicht anders benimmt, als ob er in der Schenke säße. Aber das Schlimmste von Allem ist, daß sich unter der vornehmen Welt, welche Bruno's Haus fleißig besucht, ein junger und liebenswürdiger Vetter seiner Frau befindet, welcher mit derselben sehr artig thut, ihr Blumensträuße übersendet, sie im Wagen begleitet u. s. w. Bruno entdeckt sogar in einem ihr übersandten Blumenstrauße ein niedliches Liebesbriefchen. Darüber wird der Baumwollenspinner nun völlig wüthend, und da der junge, hübsche Vetter bald darauf hereintritt, wirft ihm Bruno seine Niederträchtigkeit vor, und zerreißt den Liebesbrief vor seiner Nase. Den Schimpf kann nur ein Zweikampf rächen. Also ein Duell hinter der Bühne. Dergleichen Cousins brauchen die Pariser Theaterdichter häufig als Störer des Hausfriedens, und also als ein bequemes Mittel, eine Katastrophe herbeizuführen. Im dritten und lezten Aufzug ist der Zweikampf vorüber. Der junge Vetter, ein gewandter Fechter, hat den armen Fabrikherrn spottweise nur leicht verwundet und ihn dann laufen lassen, worüber sein Gegner nun noch aufgebrachter ist, als zuvor. Die Frau, welche unterdessen namenlose Angst ausgestanden hat, beschließt endlich, die große Hauptstadt und die große Welt zu verlassen und mit ihrem Manne zu ihrem alten Vater zu ziehen, bei dem sie werden leben können, wie sie wollen, und auch Bruno's alter Freund verspricht mit ihnen zu ziehen und mit dem alten Krieger manches Glas zu leeren. Dies ist das Ende des Stücks.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 99 u. Intelligenzblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 13. December 1837.

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.

Schiller.

Lieder aus dem Berner Oberland.

Von Ludwig Seeger.

Das Faulhorn.

Im Hinaufsteigen.

Der Mittag schießt die heißen Gluten
Mir auf den steilen Felsenpfad,
Und selbst des Waldbachs kühle Fluten
Sind nun erschlafft zum lauen Bad;
Hier, unter diesen schatt'gen Tannen,
Will ich in kurzer Mittagsruh
Zur Wanderschaft mich neu ermannen,
Dann frisch hinauf, dem Gipfel zu!

Wie freundlich liegt hinab im Thale
Das Hüttendorf umhergestreut —
Mir wird zu Sinn mit einem Male,
Wie in der schönen Weihnachtzeit:
Gebrochne Lichter überschütten
Den grünen Baum mit Kerzenschein:
Das sind die alten Kinderhütten
Und Zaun und Gärtchen obendrein;

Das Wasser mit den goldnen Fischchen,
Und Enten, Gänschen, kleines Vieh
Stehn, wie einst auf dem Weihnachttischchen,
In kindischer Parade hie;
Eichhörnchen klettert auf dem Tännchen,
Und Hennen picken vor dem Haus,
Und auf die Weide geht ein Männchen
Der kleinen Heerde stolz voraus.

Das liebe Bild im Herzen tragend,
Stieg ich hinauf mit raschem Fuß,
Und schon mit kühlern Flügeln schlagend
Umrauschte mich der Lüfte Gruß.
Ich drückte warm die Hand dem Sennen,
Der seinen Labetrunk mir bot;
Das Finsteraarhorn sah ich brennen,
Schon angeweht vom Abendroth.

Und durch Geröll und wilde Bäche,
Von Heerdenglocken rings umspielt,
Ist endlich eine grüne Fläche,
Von Felsen eingebaut, erzielt.
Von keinem Lüftchen aufgewiegelt,
Schläft hier ein kleiner Kaschmirsee,
In seinem Grunde schwebt gespiegelt
Die Jungfrau, eine weiße Fee.

Digitized by Google

Von dieſem heil'gen Kreis umſchrieben,
Von ſanfter Glorie überhaucht,
O ſag mir, biſt du überblieben
Aus Tagen längſt hinabgetaucht,
So fremd und freundlich an Geberde,
Du Wunderbild aus ferner Zeit,
Wo noch, ein Morgenland, die Erde
Lag eingedämmert weit und breit?

Und ſieh, am Strand Vergißmeinnichte,
Sie ſtehen ſanft in ſich gebückt,
Einſiedleriſch im Abendlichte;
Ein Sträußchen hab' ich mir gepflückt.
Das Blümchen mit den frommen Augen
Erſchließt es hier den ſtummen Mund?
Es läßt mich ſüßen Odem ſaugen,
Das arm und duftlos ſteht im Grund.

Die zarten Kinder in den Händen,
Klimm' ich hinauf die Trümmerwand,
Und kann hinabzuſchaun nicht enden
In dieſes kleine Wunderland.
Und ob das Abendroth verglühe,
Ob auch umgraut der Wolke Nacht,
Im Herzen heil'ge Morgenfrühe
Sey dieſes Tages Lauf vollbracht!

Abendgedanken.

Denk' ich in ſtillen Stunden
An all den Spott und Trug,
An all die bittern Wunden,
Die mir die Liebe ſchlug,
Meineid und Tod, die beiden,
Wie die verheert mein Glück,
Dann bet' ich: o ihr Leiden
Der Liebe, weicht zurück!

Noch einmal jene Schauer
Der ſternenloſen Nacht,
Die ich in ſtummer Trauer
Am friſchen Grab verwacht,
Wo gräßliche Geſtalten
Der Wahnſinn aus mir ſchlug,
Wo ich mein Haupt geſpalten
In blut'gen Händen trug? —

Und nun ſo helle Tage,
So klarer Sonnenſchein,
Und ſtatt gepreßter Klage
Ein luſt'ger Alpenreihn.

So wunderbar geneſen
Vom tiefſten Wundenſchnitt —
Bin ich es denn geweſen,
Der ſo unſäglich litt?

Die Abendwolken ſäumen
Mit Roth das ferne Grab,
Das todte Meer von Träumen
Läuft endlich einmal ab.
Die Vögel kommen wieder,
Die mir verſtummt ſo lang,
Und Roſen blühn, und Lieder
Umrauſchen meinen Gang.

Neu wölbt des Lebens Brücke
Die Bögen weit und hoch,
Entgegen fernem Glücke
Ziehn Schiffe durch ihr Joch.
Mein Herz hat Nichts verloren,
Mein Aug' hat ausgetropft;
Ich ſchließe feſt die Ohren,
Wenn die Erinnrung klopft.

Und zittert auch die Trauer
In dieſen Maienſchein,
Wie in den Tag ein grauer
Nachtſchmetterling herein:
Bald iſt das Auge helle,
Der Kummer weggewiſcht,
Wenn ich am Alpenquelle
Den trüben Muth erfriſcht.

Nur wenn die Glocken läuten
Zur Ruh den ſchönen Tag,
Dann zag' ich, wie ich deuten
Des Herzens Sehnen mag:
Mir iſt, als wär' es Sünde,
Im trauten Abendwehn
Durch dieſe Zaubergründe
So liebeleer zu gehn!

Mutter Natur.

Vor der Mutter ſchön und heiter
Steht das Kind und will's erringen,
Sich zu ihrem Haupt zu ſchwingen,
Und ein Schemel wird die Leiter,
Um ſie küſſend zu umſchlingen.

So, dem tiefen Grund entflohen,
Unter mir die Wolkenſchichte,
Auf dem Berg im Morgenlichte
Lag ich dir, Natur, der hohen,
Schönen Mutter am Geſichte.

Digitized by Google

Atlantiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Vier Tage lang durchſchnitt unſer Schiff, ſchwer ſeufzend, mit Anſtrengung aller ſeiner Segel, die ungeheure Fläche des Golfs mit ihren gewaltigen Wogen. — Schwerlich wird man Frankreich ſeiner ganzen Länge nach, von den Pyrenäen bis zum Kanal, ſelbſt mit dem ſchnellſten Fuhrwerk (Eiſenbahnen ausgenommen) in vier Tagen durchmeſſen; der Weg aber, den ein Schiff von der Nordweſtſpitze von Spanien bis an die Küſten von Calvados zurückzulegen hat, iſt noch länger, und mit welchen Hinderniſſen hat es zu kämpfen! Wie oft ſpringt der Wind um, wie oft legt er ſich gänzlich, wie gewaltig thürmt ſich zuweilen die atlantiſche Fluth gegen den Kiel des Fahrzeugs! Die Reiſe durch den Golf, während welcher man keine Küſten erblickt, wäre langweilig, wenn man ſich die Zeit auf dem Schiff nicht ſo gut als möglich zu vertreiben ſuchte. Einige Zerſtreuung bietet zwar die Natur in der grandioſen Einſamkeit des Meeres dennoch dar; es gibt Schaaren jener rothen langen Fiſche zu beobachten, die zu Zeiten in unermeßlicher Menge aus der Tiefe auftauchen und dem Schiff in raſchen, luſtigen Bewegungen folgen. Delphine nennt ſie der unkundige Paſſagier, Meerſchweine der Seemann, und wenn ſie der Eine poetiſch überſchäzt, indem er ihnen einen zu vornehmen Namen leiht, ſo iſt die Bezeichnung des Andern noch unpaſſender. Dieſe ſchönen, roth und ſilberfarbig glänzenden Thiere, welche ſich in den Wogen des Weltmeers wiegen, mit ihnen ſteigen und fallen, luſtig emporfahren an das Sonnenlicht und noch in bedeutender Tiefe ſichtbar ſind, dieſe Weſen, die offenbar ihre Freude haben an dem räthſelhaften Ungeheuer, welches todt und dennoch lebendig ſeine Bahn durch ihr Element zieht, an dem Schiff, das ſie tanzend verfolgen, haben gar nichts Analoges mit dem ſchmuzigen und langſamen Vierfüßler, deſſen verachteten Namen der Matroſe ihnen beigelegt hat. — Wo kommen ſie her, wenn ſie auf der Oberfläche der Meeres erſcheinen? aus welchen unerforſchten Gründen, aus welchen Thälern, über die ſie hinweg ziehen, wie ein Schwarm Vögel über die Thäler der Erde? — Welch ungeheurer Raum iſt ihr Wohnort! welch grenzenloſes Gebiet, deſſen einziger Markſtein planetariſche Zonen ſind, dürfen ſie durchmeſſen! Groß iſt das Meer und in jedem Tropfen ein Weſen — man ſagt Millionen Weſen; es iſt gleich: ob Eines oder Millionen, dies kommt vor der Unendlichkeit nicht in Betracht. Leben iſt zulezt Alles, Alles, was erſchaffen iſt; es iſt das Ringen des Urdaſeyns nach Individualität. — Doch wohin verleitet ihr mich, Meerſchweine? Eine Delphin trug den Arion nach einer befreundeten Küſte; ihr ſollt mich nicht nach der wüſten Inſel philoſophiſcher Redensarten führen. Bleiben wir auf dem Schiff.

Am Bord war die Tagesordnung ungefähr folgende. Zwiſchen neun und zehn Uhr Morgens Frühſtück, beſtehend in Kaffee, Thee, Chokolate, Bouillon, Cotelettes, Omelettes, Paſteten, Wein und reichem Deſſert. In der Regel erſchienen die Damen nicht dabei, ſondern ließen ſich von den Herren, welche laut ausriefen, was auf der Tafel zu haben war, die Speiſen, welche ſie wünſchten, in ihre Kajüte bringen. Meiſt ruhten ſie dann noch in ihren Lagern und ſtreckten ſchöne und häßliche Hände aus denſelben hervor und von ihnen herab, um das Dargereichte in Empfang zu nehmen, was unter zarten und galanten Wechſelreden geſchah. Faſt Jeder hatte bei dieſem holden Amt ſeine Clientin, die er bediente. Ich für mein Theil war Cavaliere servente der Mademoiſelle Henriette, der verſtellten Portugieſin; deren ſogenannte Mutter, die alte Maitresse de langues, hatte der gute, geduldige Senhor Manuel von Fernambuc übernommen. Erſt nach dem Frühſtück erſchienen allmählich die Damen auf dem Verdeck, und dann ſchlug Macacc's gute Stunde; er mußte hervor aus ſeiner Hammelburg, an das Licht ſchöner Augen, und wurde von ſchönen Händen geſtreichelt, gefüttert, verzogen; ſogar Juliettens edelſchöne Perlenhand verſchmähte es nicht, dem Glücklichen im Haupthaar zu krabbeln. Hierauf ſchritt man zur Muſterung der übrigen Beſtialität. Der Mouche mußte den Hühnerſtall öffnen, und er that es nie, ohne zugleich ein paar Opfer des Todes mit ſich hinweg zu nehmen, bevor er ihn wieder ſchloß. Die ſechzig Vögel des Braſilianers, ſeine tropiſche Ziege, die Kühe (wir hatten deren mehrere am Bord) und endlich Macacc's Freunde, die Hammel, Alles kam an die Reihe, beſichtigt, beſprochen zu werden. Den Hauptgegenſtand der Unterhaltung lieferten jedoch immer zwei Städte, und die Bemühung, ſie mit einander in Vergleich zu ſtellen, die beiden unvergleichbaren: Liſſabon und Paris. Der Braſilianer wollte bei ſolcher Gelegenheit einigemal den Kreis der Parallele erweitern und Fernambuco mit hineinziehen, ich, von demſelben Streben beſeelt, Coburg; aber wir kamen nicht auf damit.

Gegen fünf Uhr ſchlug die Stunde des Diners, eines reizenden Abſchnittes im Tage. Ich habe ſchon geſagt, daß es immer höchſt anſtändig war, ja ſogar reich und prächtig genannt werden konnte. Die franzöſiſche Grazie ſaß lächelnd mit uns zu Tiſche, und Juliette war ihr leibhaftiger Typus. Nach Tiſch, wenn die Gerüſte der Tafel vom Verdeck verſchwunden, die angenehme Gährung des Champagners aber noch in den Köpfen und die Stimmung folglich die heiterſte war, gab es kleine Spiele und gymnaſtiſche Uebungen der jungen Leute, unter denen beſonders Monſieur Adolphe und Monſieur Theophile, der

Digitized by Google

Gemeinde bei der Kirche erbauten Häuser und der Gemeinde-Backofen, sowie die Gemeinde-Wiese, welche Grundstücke sämmtlich in der Gemarkung Ober-Ingelheim liegen, sollen nicht mit verkauft werden, sondern bleiben Eigenthum der Gemeinde. Ferner ist der Gemeinde, wie bisher, das Recht, aus der Gemarkung Ober-Ingelheim Steine, Sand und Kies für ihren Bedarf unentgeltlich zu entnehmen. Dies Recht soll auch den jetzigen Besitzern der Güter, welche zu dem Hofgute gehören, und den Eigenthümern der Häuser, welche der Gemeinde gehören, auf ihre Lebzeit zu statten gehen.

Ober-Ingelheim, 1847.

(Unterschrift.)

Kurfürstliches Hofdekret.

Wir, Friedrich, Kurfürst,

Großherzog zu Frankfurt,

Fürst Primas des Rheinischen Bundes, des Großherzogthums Frankfurt und des Königreichs Italien, Erzkanzler des Heiligen Römischen Reichs, Fürst zu Regensburg, Herr zu Aschaffenburg, Ritter des Großkreuzes der Ehrenlegion, des Großkreuzes des Ordens der Eisernen Krone, des Großkreuzes des Ordens der Treue, des Großkreuzes des Ordens des Heiligen Hubertus, des Großkreuzes des Ordens des Heiligen Andreas, des Großkreuzes des Ordens des Heiligen Alexander Newsky, des Großkreuzes des Ordens des Heiligen Joseph, des Großkreuzes des Ordens des Heiligen Ludwig, des Großkreuzes des Ordens des Heiligen Stephan, des Großkreuzes des Ordens der Heiligen Anna, des Großkreuzes des Ordens der Heiligen Elisabeth, des Großkreuzes des Ordens der Heiligen Katharina, des Großkreuzes des Ordens der Heiligen Fidelis, des Großkreuzes des Ordens der Heiligen Dreifaltigkeit

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Donnerstag, den 14. December 1837.

Dieu! qu'il est amusant ce monsieur d'autrefois!
Delavigne.

Nimia praecautio dolus. *

Eine Criminalgeſchichte.

Von W. v. Chézy.

1.

Der Regen ſchoß in Strömen hernieder und praſſelte ſo gewaltſam auf die Dächer, daß die Fluthen, die von der ſchrägen Fläche abſtürzten, die Dachrinnen überſtrömten und, wie aus Eimern geſchüttet, die enge Straße überſchwemmten; die fliehenden Fußgänger fanden kaum mehr einige Steine, die, das Waſſer überragend, den flüchtigen Fußſpitzen noch ein trockenes Plätzchen darboten, und benuzten dieſe Inſeln mit der, den Kindern der guten Stadt Paris ganz eigenthümlichen Geſchicklichkeit, ſo daß die weißen Strümpfe der unter ihrem Schirm dahinhüpfenden Arbeiterin wie die blanken Stiefeln des geſchniegelten Jünglings völlig makellos blieben. Und plötzlich, wie der Guß des ſommerlichen Gewitterregens gekommen, wich er auch, die Fluthen verliefen ſich vom Pflaſter und auf die Steine ſchlug das leichte Rieſeln eines ſchwachen, aber hartnäckigen Regens nieder, ſo daß die elegante Dame, welche beim Beginn des Unwetters unter einen Thorweg ſich geflüchtet hatte, immer noch nicht wagte, auf die Straße hinauszutreten, um nicht den neuen Baſthut mit der grünen Feder, das ſeidene Tuch, den weißen Shawl und das Kleid von leichtem Zeug dem gewiſſen Verderben preiszugeben. Sehnſüchtig ſchauten ihre blauen Augen aus dem gebräunten, von ſchwarzen Locken umgebenen Geſichtchen jeden Regenſchirm an; die Schirmträger jedoch gingen an der in der Zugluft Zitternden vorüber, und obſchon mancher junge Mann im Vorbeieilen der reizenden Geſtalt einen Siegerblick zuwarf, fiel es dennoch keinem ein, ihr ſeine Dienſte anzubieten. Schon dachte die Schöne daran, ihrer Ungeduld Hut, Shawl und Kleid zu opfern, als der Retter plötzlich erſchien; ein ältlicher Herr blieb vor ihr ſtehen, entblößte das von ſpärlichen weißen Locken umgebene Haupt und ſprach mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung: „Madame, ich bitte um Verzeihung, wenn ich irren ſollte, aber mir ſcheint, als hätten Sie vergeſſen, Ihren Wagen zu beſtellen, und ich gebe mir die Ehre, mich und meinen Schirm zu Ihrer Verfügung zu ſtellen.“ Mit einer raſchen Bewegung den dargebotenen Arm ergreifend, lächelte die Dame dem Dienſtbefliſſenen ihren Dank zu und rief mit lebhafter Betonung: „So lebt denn noch in Frankreich die altberühmte Galanterie, die ich vor wenigen

* Ein ſprichwörtlich gewordener Rechtsſatz, der behauptet, daß allzugroße Vorſicht von Gefährde zeuge.

Augenblicken ganz erstorben wähnte.“ — „Sie ist auch erstorben, Madame; unsere heutige Jugend hat die guten Sitten der Väter in die Rumpelkammer geworfen, und es ist heute das erste Mal, daß ich mich darob freue.“ — „Wie so, mein Herr?“ — „Ei, ohne die Unart unserer Jugend hätten Sie nicht zu warten brauchen, bis ich so glücklich war, Sie anreden zu dürfen, ich, der gebrechliche Mann . . .“ — „Sie besitzen die unverwüstliche Jugend unserer Vorfahren, mein Herr, und gleichen weniger einem Greis als jene zwanzigjährigen Windbeutel, die, übersättigt vom Leben, nicht einmal mehr tanzen wollen. Doch kommen Sie, ich habe viel Zeit versäumt.“

2.

Im Café Caron, in der Straße des Saint-Pères, ward es allmählig lebendiger, und die Gäste der stillen Nachmittagsstunden machten sich zum Aufbruch bereit, da die Lampen angezündet wurden und die Comptoirdame, dem Negligé entschlüpft, in vollem Putz hinter dem Zahltisch sich niederließ. Ein grämlicher alter Mann raffte die Dominosteine, die ungebraucht vor ihm auf dem Tische lagen, rasch zusammen und warf sie unwirsch in die Schachtel. „Sie sind heute um Ihre Partie gekommen, Herr Doktor,“ sagte theilnehmend die Comptoirdame zu ihm, der mit einem grimmigen Gesicht entgegnete: „So geht's, wenn man sich mit verrückten Leuten einläßt, gute Elise.“ — „Aber es ist ja das erste Mal, daß Herr Rivolet Ihnen untreu geworden,“ sagte Elise besänftigend; „vielleicht ist er krank.“ — „Krank? Ich habe ihn heute noch frisch und munter gesehen und keine andere Krankheit an ihm gefunden, als seine alte.“ Elise machte ein geheimnißvolles Gesicht und sagte nach einer Pause: „Ist denn dieser gute Herr Rivolet wirklich ein wenig — nun, Sie verstehen mich.“ Der Doktor legte den Finger an die Nase. „Verrückt,“ sprach er, „kann man ihn eigentlich nicht nennen; aber er ist, obwohl er, bis auf sein Podagra, gesund und mit heiler Haut einhergeht, dennoch sehr krank und leidet an Störungen des Sonnengeflechts. Aus diesem Leiden hat sich nun eine höchst bedauerliche Wirkung auf die Einbildungskraft entwickelt, die sich als eine sogenannte fixe Idee äußert.“ — „Was meint er denn, Herr Doktor?“ — „Er bildet sich ein, er könnte einmal fälschlich eines Hauptverbrechens angeklagt werden. Um nun stets sein Alibi beweisen zu können, führt er über sein nach der Uhr eingerichtetes Leben ein Tagebuch oder, um es richtiger zu sagen, ein Stundenbuch.“ — „Aha,“ fiel Elise ein, „nun weiß ich, warum ich ihm jeden Tag die kleine Rechnung über seine Tasse Kaffee in sein Taschenbuch schreiben und darin, wie in einem Manual, die Stunde seines Kommens und Gehens bemerken muß.“ — „Ganz recht. So macht er es überall, und“ —

In diesem Augenblick trat der alte Herr ein, welcher der Dame mit der grünen Feder den Ritterdienst geleistet hatte, und der Doktor, ihn wahrnehmend, schnurrte ihn an: „Das sind mir schöne Geschichten, mein Herr Rivolet! So hält man seine guten Freunde zum Narren?“ — „Vergeben Sie, Doktor, der Regen hat mich aufgehalten.“ — „Hätten Sie just heut Ihren Schirm vergessen? Doch nein, Sie halten ihn ja in der Hand.“ — „Ich wartete in einem Kaffeehaus den ärgsten Guß ab, denn es war ein wahrer Wolkenbruch.“ — „So? Zeigen Sie doch einmal Ihr Taschenbuch.“ Rivolet wandte sich mit sichtlicher Verlegenheit zur Comptoirdame. „Ich bitte um Kaffee, liebe Mademoiselle Jenny!“ Elise lachte hell auf, aber des Doktors Gesicht wurde lang, und mit dem Kopf schüttelnd sagte er: „So, so! Es kommt wahrhaftig immer besser. Also verliebt sind wir? Schon gut; das fehlte just noch zu allem andern. Ich verbiete Tag für Tag dem Herrn gewürzte Speisen, starke Weine und hitzige Getränke, doch vergeblich; nun haben wir die Folgen, und ich weiß wahrhaftig nur noch Ein Mittel, Ihnen zu helfen.“ — „Und das wäre?“ — „Ich lasse nächstens einen silbernen Löffel in Ihre Tasche gleiten, damit Sie im Gefängniß Diät halten lernen.“ Erblassend trat Rivolet einen Schritt zurück. „Seyn Sie ruhig!“ rief ihm Elise zu; „Sie hätten von uns nichts zu fürchten und nähmen Sie selbst ein Dutzend.“ Der Doktor aber schrie erbost: „Du mußt ein Pferd stehlen, alter Sünder, und dich einsperren lassen, sonst ist dir nicht mehr zu helfen.“ Mit diesen Worten warf er trotzig den Hut auf den Kopf und stürmte hinaus; betreten sah ihm Rivolet nach und sezte sich still in eine Ecke hinter ein Journal, dessen Buchstaben er anstarrte, als wären es Hieroglyphen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Ich muß hier eines Zuges erwähnen, der mir für den französischen Charakter, namentlich für den angebornen Takt des Volks sehr bezeichnend scheint. Theophile hatte seinem Freund Adolphe während dieser Uebungen einmal unvermerkt einen langen Papierzopf an den Kragen zu stecken gewußt, ein Scherz, der ein unauslöschliches Gelächter in allen Räumen des Schiffes erregte. Der junge Mann betrachtete das Gelächter, welches jede seiner Bewegungen begleitete, als Wirkung seiner besondern Geschicklichkeit und Aeußerung des Wohlgefallens darüber, ein Irrthum, der ihn zu immer neuen Sprüngen und

Digitized by Google

gangenen Jahrhunderts erhielt. Schon das Erscheinen dieser Bibel, welche in Folio und Quart gedruckt wurde, war ein Ereigniß, das in der Geschichte der Buchdruckerkunst Epoche machte. Die Bibel ist das Buch der Bücher, das Buch der Menschheit. Die Bibel ist das Buch, welches in allen Sprachen der Welt gedruckt wurde, das Buch, welches in allen Sprachen der Welt gelesen wird, das Buch, welches in allen Sprachen der Welt Tausenden und Millionen Trost, Erhebung, Erbauung, Belehrung und Freude gewährt. Die Bibel ist

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, November.

Gesellschaft. Journalistik.

Die Gestalt unserer öffentlichen Unterhaltungen hat sich geändert; die Regimentsmusiken, welche die Gäste im Sommer in die Gärten lockten, haben sich in die Säle zurückgezogen, unter welchen natürlich der neue Saal auf der Färberinsel die erste Rolle spielt. Hier belustigt alle Sonntag Kapellmeister Titl mit der Musik des Regiments Latour durch die Tanzcompositionen von Strauß und Lanner, oder durch seine eigenen, aus welchen, wie die böse Welt sagt, Strauß und Lanner — sich Vieles angeeignet haben sollen. Wenn dazwischen auch Compositionen von Bellini, Donizetti, Ricci u. s. w. auftauchen, so mag das hingehen, doch sollte Titl Mozart und Weber verschonen; wenn er aber gar die Geister von Beethovens großartigen Symphonien gegenüber den Bierflaschen und Speisetischen eines Wirthssalons heraufbannt, da zürnt Euterpe und verbirgt die Schamröthe ihrer Wangen in ihren beiden Lilienhänden. — Alle Donnerstag werden in diesem Saal Tanzreunionen gehalten, welche eine sehr zahlreiche, aber ziemlich gemischte Gesellschaft besucht, die sich jedoch sehr wohl unterhält, und den wenigen Personen aus der eleganten Welt, die sich als Zuschauer einfinden, ein Schauspiel bürgerlicher Fröhlichkeit darbietet. Ein regelmäßiger Berichterstatter über diese Abendunterhaltungen im „Telegraph von Prag" bemüht sich, das Gemälde mit den reizendsten Farben zu malen; doch läßt er fast unbewußt hie und da durch Andeutungen auf das Costüm der tanzlustigen Versammlung ahnen, was dort zu suchen und zu finden sey. — Die Blätter des zweiten Quartals von „Ost und West" enthalten manche lange und langweilige Aufsätze und Gedichte, und wenn wir hofften, daß sich das eigentliche journalistische Leben im Laufe dieser periodischen Schrift immer mehr und mehr entfalten werde, so haben wir uns leider getäuscht. Die Korrespondenzen melden sehr interessante Dinge, z. B. daß der Gastwirth Knoll zu den drei Fasanen in Karlsbad „ein sehr geschickter" Mann ist, der es durch Geduld und Ausdauer zu einer seltenen Fertigkeit im Ausstopfen der Vögel und anderer Thiere gebracht hat u. s. w. Auch artistische Mittheilungen und Theateranzeigen aus Prag liefert dieses Blatt; wenn aber der Referent der „Bohemia" noch Vieles zu wünschen übrig läßt, so scheint jener von „Ost und West" noch ganz Neuling in dieser Gattung zu seyn. — Interessant für die Kenntniß slawischer Kunst sind die „Volkslieder der Slowaken," aus J. Kollers „Narodny spewanky" (Ofen, 1834) übersezt, und mehrere literarische Notizen aus Polen, Rußland, Illyrien u. s. w. — Das „Panorama des Universums," dessen Tendenz sich fast ganz auf Ethnographie beschränkt, lieferte in der leztern Zeit interessante Artikel dieser Gattung aus den Reisen von Miß Pardon, Willis, Lottin de Laval, Herzog von Ragusa, der Bibliothèque universelle, der Revue du XIX. Siècle, dem Journal of the royal geographical society of London, dem New-Monnthly Magazine, dem Westindia Review, dem Oriental Annual, auch aus deutschen Blättern, dem Morgenblatt und der allgemeinen Zeitung. Wir fanden im Oktoberheft aus dem ersten: „Lebensweise der Frauen, Kaufleute, Bazar und Confituren in Constantinopel," und aus der leztern: „Portugiesischer Aberglauben." Indessen ist die Redaktion ehrlich und bescheiden genug, die Quellen zu nennen, aus denen sie geschöpft. — Auch die „Bohemia" ist aus einem Nachdrucks ein Uebersezungsblatt geworden, und bringt manche schätzbare Gaben. Eine interessante Notiz, besonders für Böhmen, in der „Mosait" dieses Journals ist folgende: Das bestbesezte Theaterorchester in London ist jenes des Drurylanetheaters; es hat 96 Mitglieder, worunter 58 Böhmen.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Grotestensänger. Der Komiker Arnal.

Es gibt in Paris etwa ein halbes Dutzend Sänger, welche nichts Anderes thun, als dergleichen Schnurren singen, die deßhalb auch zu öffentlichen und Privatgesellschaften berufen werden, und sich dabei wohl nicht übel stehen. Ihr Vortrag ist ein Gemisch von hergesagter Prosa und gesungenen Versen, und schildert meistens einen komischen Auftritt aus dem gewöhnlichen Leben, und zwar witzig und spaßhaft, wobei denn auch wohl das Patois eines Gebirgsmannes aus Auvergne oder eines Bauern aus der Picardie, das sauderwelsche Französische eines Engländers oder die grobe Sprache eines Pariser Fischweibes nachgeahmt wird. Das Englisch-französische der von den Inseln nach Frankreich Herübergewanderten nimmt sich in dem Munde dieser Sänger sehr komisch aus. Achard sang unter andern die Klagen einer alten Marquisin, welcher ihr Schooßhündchen gestorben ist, wie das niedliche Thier nach dem Tode ihres Mannes ihr Trost geworden, wie es sich so erbaulich benommen, wenn sie es mit sich zur Messe getragen u. s. w. Diese Schnurren gefallen dem großen Haufen der Zuhörer; sie verlangten daher noch mehr zu hören. Achard verbat es sich aber, da er noch an demselben Abend (obschon es bereits neun Uhr war) im Palais-royal-Theater aufzutreten habe, und in der That stand im Theaterprogramm sein Name unter den Schauspielern verzeichnet, welche dort im lezten Stücke zu spielen hatten. Ich muß noch bemerken, daß man in den Pariser Gesellschaften mehrere junge Leute trifft, welche Achard und den andern Sängern diese komische Art abmerken und als bloße Liebhaber dergleichen Possen vortragen; einige haben es fast zu derselben Virtuosität gebracht, wie Achard. Eine Sammlung aller dieser Schnurren würde ziemlich unterhaltend seyn. — Nach diesen Musikstücken wurde dann noch ein Vaudeville gegeben: Pecherel l'empailleur; die Rolle des Thierausstopfers hatte der beliebte Komiker Arnal. Sobald er auftritt, fängt das Lachen im Saale an und hört erst mit dem Stücke auf. Höchst possierlich ist in der That sein Spiel und Vortrag, wenn er, „Pecherel, königlicher Thierausstopfer am Naturalienkabinette," bei seinem künftigen Schwiegervater auf dem Lande, zwei Meilen von Paris, ankommt und seine Abenteuer, Leiden und Widerwärtigkeiten erzählt, wie er sich mit einem ausgestopften Rothschnabel und einem Ibis aus Oberegypten, die er seiner Geliebten zum Hochzeitgeschenke habe bringen wollen, vor vierzehn Tagen auf den Weg begeben, aber durch allerlei widrige Schicksale von seinem Wege abgekommen, seiner Thiere beraubt worden, und nun erst anlange, und zwar allein, mit erborgtem Rocke u. s. w.; und zulezt im Couplet final bittet er singend, das Publikum möge diesem Vaudeville doch gnädig seyn und es zu erhalten suchen, da es sich nicht ausstopfen lasse, wie seine Vögel. Arnal ist in diesem Stücke fast beständig auf der Bühne, und ihm hat der Verfasser desselben wahrlich mehr zu verdanken, als seinem eigenen Genie; denn Arnals komisches Spiel macht das ganze Stück aus. Dg.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 100 u. Intelligenzblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 15. December 1837.

Laß in beschwingten Meereseitadellen
Sich Schlechtes, Gutes, Rohes, Sanftes finden,
Wenn Wind und Fluthen ruhen oder schwellen,
Bis „Land!“ es tönt. —

Byron.
Childe Harold.

Atlantische Skizzen.

(Beschluß.)

Ich war eben damit beschäftigt, als der Brasilianer, der seine Ziege füttern wollte, sich zu mir gesellte. „Monssiou,“ sagte er, „ich bin sehr à mon aise. Bald werde ich in Paris bei meiner kleinen Mariquinha seyn, die ich nicht wieder verlasse. Aber wissen Sie wohl? Senhora Henriette ist nicht die Tochter der Alten, wie sie gesagt haben; jezt weiß ich es mit Gewißheit, sie haben uns belogen.“ — „Ja, ja, Senhor, ich weiß es schon.“ — „Sie wissen? Aber das wissen Sie doch nicht, was ich gehört habe, vor einer Viertelstunde etwa. Sie sprachen portugiesisch und leise und glaubten sich unbehorcht bei ihrer Toilette, weil Alles beschäftigt war; aber ich hörte durch die Wand meiner Koje jedes Wort. Von Ihnen war die Rede.“ — „Von mir, Dom Manoel?“ — „Ja, ja, auf Ehre, von Ihnen. Ich sage es Ihnen, weil Sie Theil an meiner Mariquinha nehmen, sonst würde ich schweigen. Die Alte ist keine gute Frau: sie führt die arme Henriette nach Paris, um Eroberungen mit ihr zu machen, und Sie sind der Anfang davon.“ — „Ich? wahrhaftig? Gewiß, Senhor, verhörten Sie sich.“ — „Nein, nein; Sie sollen auch die Reise von Havre nach Paris bezahlen, denn man vermuthet, Sie seyen reich.“ — „O Irrthum über Irrthum!“ — „Aber ich sage Ihnen, Senhor, es ist so. Thun Sie nun, was Sie wollen.“ — „Ich danke Ihnen für Ihre Güte, Dom Manoel. Sehen Sie, dort kommen die Damen!“

Die Damen erschienen, Alle in besserer Toilette als bisher, Isabel, denn ich wußte bereits von ihr selbst, daß sie Portugiesin war, mit sehr langen, fein gearbeiteten silbernen Ohrgehängen, denen man die Rua das Ourives do prata ansah, und übrigens auffallender, aber weniger geschmackvoll gekleidet als die übrigen wirklichen Französinnen. Zuweilen, wenn sie die langen seidnen Wimpern aufschlug und ihr dunkles südliches Auge strahlen ließ, fand ich sie, trotz der Unregelmäßigkeit ihrer Züge, schön. Es liegt ein unendlicher Zauber in solchem Auge, und Isabels wurde tiefer, melancholischer, je mehr wir uns dem Ziele der Reise näherten. Es war das Gewicht eines unglücklichen Verhältnisses, dem sie in fremdem Lande entgegenging, was ihr Herz beengte und ihre Seele belastete. Das innigste Mitleid erfüllte mich für sie; doch nehme ich jezt Abschied von ihr und werde sie nicht mehr nennen. In Paris begegnete ich ihr ein einziges Mal auf dem Boulevard Montmartre.

Wir saßen unter dem Zelt bei der Mittagstafel, als wir an den Inseln Guernsey und Aurigny vorübersegelten; schöne, hohe Inseln mit Felsenwällen und grünen Häuptern,

Digitized by Google

ist es, wie Sie wissen, Ihre ernste Pflicht, für Ihre Familie zu sorgen, und Sie können diese Pflicht nicht erfüllen, wenn Sie sich in Gefahr begeben. Ich bitte Sie daher, Ihre Reise aufzugeben und nach Hause zurückzukehren. Ich bin überzeugt, daß Sie mir diese Bitte nicht abschlagen werden, da Sie wissen, daß ich Ihr Freund bin und Ihnen nur Gutes wünsche. Ich bitte Sie, mir zu schreiben, sobald Sie diesen Brief erhalten haben, damit ich weiß, daß Sie meinen Rat befolgen werden.

Ich bin Ihr Freund und Ihr Vater Ihrer Kinder.

Als Mr. Carter diesen Brief gelesen hatte, sagte er: Ich werde ihn nicht beantworten. Ich werde ihm nicht schreiben, daß ich seinen Rat befolgen werde. Ich werde ihm nicht schreiben, daß ich nach Hause zurückkehren werde. Ich werde ihm nicht schreiben, daß ich seine Bitte nicht abschlagen werde. Ich werde ihm nicht schreiben, daß ich weiß, daß er mein Freund ist und mir nur Gutes wünscht. Ich werde ihm nicht schreiben, daß ich seinen Brief erhalten habe. Ich werde ihm überhaupt nicht schreiben.

Und er schrieb auch nicht. Er kehrte nicht nach Hause zurück. Er befolgte nicht den Rat seines Freundes. Er bat ihn nicht, ihm zu schreiben, sobald er diesen Brief erhalten habe. Er bat ihn überhaupt nicht, ihm zu schreiben. Er schrieb ihm nicht, daß er seine Bitte nicht abschlagen werde. Er schrieb ihm nicht, daß er wisse, daß er sein Freund sei und ihm nur Gutes wünsche. Er schrieb ihm nicht, daß er seinen Brief erhalten habe. Er schrieb ihm überhaupt nicht.

Mr. Carter reiste weiter. Er reiste von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, von Kontinent zu Kontinent. Er reiste in Europa, er reiste in Asien, er reiste in Afrika, er reiste in Australien, er reiste in Amerika. Er reiste in Deutschland, er reiste in Frankreich, er reiste in England, er reiste in Rußland, er reiste in Italien, er reiste in Spanien, er reiste in Portugal, er reiste in Griechenland, er reiste in der Türkei, er reiste in Persien, er reiste in Indien, er reiste in China, er reiste in Japan, er reiste in Ägypten, er reiste in Algerien, er reiste in Marokko, er reiste in Kapland, er reiste in Neuseeland, er reiste in Kanada, er reiste in Mexiko, er reiste in Peru, er reiste in Brasilien, er reiste in Argentinien, er reiste in Chile, er reiste in Kalifornien, er reiste in Alaska, er reiste in Grönland, er reiste in Island, er reiste in Spitzbergen, er reiste in Nowaja Semlja, er reiste in Sibirien, er reiste in Kamtschatka, er reiste in Tibet, er reiste in Afghanistan, er reiste in Belutschistan, er reiste in Arabien, er reiste in Palästina, er reiste in Syrien, er reiste in Mesopotamien, er reiste in Kurdistan, er reiste in Armenien, er reiste in Kaukasien, er reiste in Kleinasien, er reiste in Sardinien, er reiste in Sizilien, er reiste in Malta, er reiste in Kreta, er reiste in Zypern, er reiste in Rhodos, er reiste in Tripolis, er reiste in Tunis

Kanada, dann über Neu-Fundland nach Europa. Die Reise dauert 10 Tage. Die Kosten betragen 1 Pfund Sterling. Die Gesellschaft hat 2 Dampfschiffe, welche jeden Monat 2 Mal abgehen. Die Dampfschiffe sind mit Segeln versehen und die Verbindung zwischen den Häfen wird durch Segelschiffe unterhalten. Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Montreal. Die Reise dauert 10 Tage. Die Kosten betragen 1 Pfund Sterling. Die Gesellschaft hat 2 Dampfschiffe, welche jeden Monat 2 Mal abgehen. Die Dampfschiffe sind mit Segeln versehen und die Verbindung zwischen den Häfen wird durch Segelschiffe unterhalten. Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Montreal.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir vor einiger Zeit über die Gründung einer Gesellschaft berichteten, welche sich zum Zweck gesetzt hatte, eine Verbindung zwischen Kanada und Europa herzustellen. Diese Gesellschaft hat ihren Sitz in Montreal. Die Reise dauert 10 Tage. Die Kosten betragen 1 Pfund Sterling. Die Gesellschaft hat 2 Dampfschiffe, welche jeden Monat 2 Mal abgehen. Die Dampfschiffe sind mit Segeln versehen und die Verbindung zwischen den Häfen wird durch Segelschiffe unterhalten. Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Montreal. Die Reise dauert 10 Tage. Die Kosten betragen 1 Pfund Sterling. Die Gesellschaft hat 2 Dampfschiffe, welche jeden Monat 2 Mal abgehen. Die Dampfschiffe sind mit Segeln versehen und die Verbindung zwischen den Häfen wird durch Segelschiffe unterhalten. Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Montreal.

Wir haben heute die Freude, unsern Lesern mittheilen zu können, daß die Gesellschaft ihr Ziel erreicht hat. Die erste Reise ist glücklich vollendet worden. Die Dampfschiffe sind mit Segeln versehen und die Verbindung zwischen den Häfen wird durch Segelschiffe unterhalten. Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Montreal. Die Reise dauert 10 Tage. Die Kosten betragen 1 Pfund Sterling. Die Gesellschaft hat 2 Dampfschiffe, welche jeden Monat 2 Mal abgehen. Die Dampfschiffe sind mit Segeln versehen und die Verbindung zwischen den Häfen wird durch Segelschiffe unterhalten. Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Montreal.

Ausführung. Es ist zu hoffen, daß das Verfahren in Zukunft eine noch größere Verbreitung finden wird, als es bisher der Fall war.

Ueber die Verwendung des Kalkstickstoffs als Düngemittel hat Dr. Gerlach in Posen Versuche angestellt, die zu folgenden Ergebnissen führten: 1. Kalkstickstoff ist ein vorzügliches Düngemittel, welches in seiner Wirkung dem Chilisalpeter nicht nachsteht. 2. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Kulturpflanzen eignet. 3. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Bodenarten eignet. 4. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Kulturen eignet. 5. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsarten eignet. 6. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungszeiten eignet. 7. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmengen eignet. 8. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsformen eignet. 9. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmethoden eignet. 10. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmittel eignet. 11. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsarten eignet. 12. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungszeiten eignet. 13. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmengen eignet. 14. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsformen eignet. 15. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmethoden eignet. 16. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmittel eignet. 17. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsarten eignet. 18. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungszeiten eignet. 19. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmengen eignet. 20. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsformen eignet. 21. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmethoden eignet. 22. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmittel eignet. 23. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsarten eignet. 24. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungszeiten eignet. 25. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmengen eignet. 26. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsformen eignet. 27. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmethoden eignet. 28. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmittel eignet. 29. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsarten eignet. 30. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungszeiten eignet. 31. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmengen eignet. 32. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsformen eignet. 33. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmethoden eignet. 34. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmittel eignet. 35. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsarten eignet. 36. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungszeiten eignet. 37. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmengen eignet. 38. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsformen eignet. 39. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmethoden eignet. 40. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmittel eignet. 41. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsarten eignet. 42. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungszeiten eignet. 43. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmengen eignet. 44. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsformen eignet. 45. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmethoden eignet. 46. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmittel eignet. 47. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsarten eignet. 48. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungszeiten eignet. 49. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmengen eignet. 50. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsformen eignet. 51. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmethoden eignet. 52. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmittel eignet. 53. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsarten eignet. 54. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungszeiten eignet. 55. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmengen eignet. 56. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsformen eignet. 57. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmethoden eignet. 58. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmittel eignet. 59. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsarten eignet. 60. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungszeiten eignet. 61. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmengen eignet. 62. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsformen eignet. 63. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmethoden eignet. 64. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmittel eignet. 65. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsarten eignet. 66. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungszeiten eignet. 67. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmengen eignet. 68. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsformen eignet. 69. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmethoden eignet. 70. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmittel eignet. 71. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsarten eignet. 72. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungszeiten eignet. 73. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmengen eignet. 74. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsformen eignet. 75. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmethoden eignet. 76. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmittel eignet. 77. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsarten eignet. 78. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungszeiten eignet. 79. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmengen eignet. 80. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsformen eignet. 81. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmethoden eignet. 82. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmittel eignet. 83. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsarten eignet. 84. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungszeiten eignet. 85. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmengen eignet. 86. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsformen eignet. 87. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmethoden eignet. 88. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmittel eignet. 89. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsarten eignet. 90. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungszeiten eignet. 91. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmengen eignet. 92. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsformen eignet. 93. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmethoden eignet. 94. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmittel eignet. 95. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsarten eignet. 96. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungszeiten eignet. 97. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmengen eignet. 98. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsformen eignet. 99. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmethoden eignet. 100. Kalkstickstoff ist ein Düngemittel, welches sich für alle Düngungsmittel eignet.

Verlag von F. A. Perthes' Buchhandlung, Hofbuchhändler, Gotha.

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 16. December 1837.

Expertus vacuum Daedalus aëra
Pennis non homini datis.
Nil mortalibus arduum est,
Coelum ipsum petimus.
Horat.

Die industrielle Mechanik unserer Zeit.

Von Dr. Adolph Poppe.

Wirft man einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Fabriksindustrie civilisirter Länder, so muß man staunen über die riesenmäßigen Fortschritte, welche sie in unglaublich kurzer Zeit gemacht hat. Gehen wir nur ein halbes Jahrhundert zurück, so wird uns der qualitative und quantitative Unterschied der damals und jetzt erzeugten Fabrikate stark genug auffallen. Eine Haupttriebfeder dieses sichtbaren Fortschreitens der technischen Industrie und des damit parallelgehenden Wohlstandes der Nationen ist in der Erweiterung, Vervollkommnung und wissenschaftlicheren Begründung des Maschinenwesens zu suchen. Dieses steht jetzt auf einer Höhe, welche selbst die kühnsten Erwartungen früherer Zeiten weit überragt. Aber nicht nur die producirende, sondern auch die fortschaffende Mechanik, welche durch die allgemeinere Einführung der Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfschiffe einen mächtigen Impuls erhalten hat, schreitet unverdrossen ihrem Ziele zu. Es kann eine Zeit kommen, wo die Nachwelt mit mitleidiger Verwunderung auf ein Jahrhundert zurückblickt, in welchem der Mensch durch Thiere und auf holprigten Straßen sich von einer Stadt zur andern schleppen ließ, und selbst über diese das Eisenbahnensystem in seiner vollkommensten Ausdehnung umfassende Periode werden vielleicht noch spätere Generationen triumphiren, wenn die Luftschifffahrt alle Schwierigkeiten eines unsichern, wankelmüthigen Elementes siegreich überwunden und die Förderung auf Chausséen, Eisenbahnen, Flüssen, Canälen, Meeren verdrängt haben wird. Solche Ahnungen steigen unwillkührlich in Jedem auf, der den raschen Entwicklungsgang der Nationalindustrie und den Aufschwung unserer heutigen Mechanik beobachtet. Eine Reihe auffallender, aus der Gegenwart geschöpfter Beispiele dürfte wohl den gegenwärtigen Standpunkt des Maschinenwesens, seine in alle Richtungen der Industrie und des bürgerlichen Verkehrs eingreifenden Verzweigungen, und seine aus den glänzendsten Resultaten hervorgehende nationale Wichtigkeit überhaupt am besten überblicken lassen. Die Dampfmaschine, „der Herkules des Maschinengeschlechtes," wie Babbage sagt, mag diese Reihe eröffnen.

Vor 50 bis 60 Jahren gab es noch keine 100 Dampfmaschinen; die Anzahl der gegenwärtig existirenden wird auf wenigstens 200,000 berechnet, welche im Mittel so viel Kraft ausüben, als 4 Millionen Pferde oder 25 Mill. Menschen, d. h. der vierzigste Theil der ganzen Menschheit. Vor 60 Jahren war die Dampfmaschine noch ein plumpes, unbehülfliches, unsymmetrisches, vielen Raum einnehmendes Ding, das, wenn es im Gang war, in allen Fugen seufzte, rasselte und krachte, viel Brennmaterial

Digitized by Google

verzehrte, verhältnißmäßig wenig leistete und viel Mannschaft zu seiner Bedienung ansprach; ihr Wirkungskreis beschränkte sich auf das Auspumpen des Grubenwassers in Bergwerken. Aber wie hat sich ihr ganzer Organismus und mit diesem ihre ganze Wirksamkeit und industrielle Bedeutung in dem kurzen Zeitraum von 50 Jahren umgestaltet! Hauptmann Savery hatte im Jahr 1698 die Dampfmaschine in der so eben bezeichneten unvollkommenen Gestalt erfunden. Dem unsterblichen Genie James Watt's verdankt das Dampfmaschinenwesen seine gänzliche Reform und den Impuls, welcher es auf eine Stufe, die der Vollkommenheit nicht mehr ferne ist, emporgeschwungen hat. James Watt bildete die in der Entwicklungsperiode der Kindheit stehende Dampfmaschine heran, machte sie brauchbar und führte sie glänzend in's Leben ein. Die Dampfmaschine vereinigt jezt mit einem eleganten, gefälligen Bau und symmetrischen Formen die dauerhafteste Solidität. Ihr Gang ist sanft und vollkommen geräuschlos; stumm entwickelt die Maschine jene unwiderstehlichen Kräfte, welche sie vor allen andern mechanischen Apparaten charakterisirt; sie consumirt endlich bei einem höhern Effekt auffallend weniger Brennmaterial als früher. Watt war mehr als mechanisches Talent, er war ein geistreicher Mann; dies wird jeder bekennen, welcher sich nicht damit begnügt, die äußern Bewegungen der Maschine zu bewundern, sondern sich mit dem innern Organismus eines Werkes bekannt macht, welches eine Fülle der genialsten Gedanken und der scharfsinnigsten Combinationen vereinigt. Watt, der Gründer unseres Dampfmaschinensystems, war ein Denker; er schöpfte seine Ideen aus den innersten Tiefen seines Geistes, aus einem intensiven Studium der Natur und ihrer erhabenen Gesetze. Er bändigte die zügellosen Naturkräfte, bannte sie zwischen eiserne Grenzen und wies ihnen ihre bestimmten Wege an; ja er wußte sie so zu zähmen, daß sie, wenn auch durch ihre wilde Natur auf einen Moment aus den Schranken getrieben, doch sogleich durch eigenen Antrieb wieder in dieselben zurückkehren. Watt schuf die Dampfmaschine ohne mathematische Formeln, er kannte das Sprichwort zu gut: „da, wo die Formel anfängt, hört der praktische Verstand auf;“ in seinem Kopfe, nicht auf dem Papiere entwickelten sich die fruchtbarsten und segensreichsten Erfindungen. Bevor Watt im Jahr 1782 sich ein Patent auf seine Erfindungen ertheilen ließ, bat er einen damals berühmten Theoretiker um sein Gutachten darüber. Dieser bewies ihm schwarz auf weiß mit ellenlangen Formeln, daß seine Dampfmaschine den Ergebnissen der Theorie ganz und gar widerspreche, und daß er sich folglich zu Grunde richten müßte, wenn er den wahnsinnigen Gedanken, Dampfmaschinen nach seiner Idee zu errichten, eigensinnig realisiren wollte. — Als Zeichen der Dankbarkeit und der Anerkennung wahrer Verdienste wurde dem James Watt von der englischen Nation in der Westminsterabtei ein Monument errichtet, welches eine der gelungensten Arbeiten des berühmten Chantrey seyn soll. Watt ist geboren zu Greenock 1756 und gestorben zu Heathfield 1819.

(Die Fortsezung folgt.)

Nimia praecautio dolus.

(Fortsezung.)

Als Rivolet draußen auf dem Boulevard stand, wußte er kaum mehr, wie er aus dem Haus gekommen; in einer Hand hielt er noch Hut und Stock, wie er sie beim Abschied zusammen genommen, in der andern den gefundenen Gegenstand und die neue Perrücke. Sein Herz schlug gewaltsam, das Blut stieg ihm heiß gegen die Stirne, und durch die Träume eines Rausches von Seligkeit rief störend stets eine mahnende, unabweisbare Stimme, warnend und strafend: die Stimme des Gewissens. Und als er endlich in seinem stillen Schlafzimmer angekommen, wußte er wiederum kaum mehr, als daß er, gegen seine Gewohnheit, sich zu Wagen heimbegeben hatte, und er schrieb in sein Taschenbuch unter die von Elisens Hand eingetragene Note über eine Tasse Kaffee: „Von acht Uhr an auf den Boulevards spazieren gegangen, um zehn Uhr nach Hause gefahren in einem Cabriolet. Ausgabe für den Kutscher 1 Franc 25 Cent.“ — Bevor er sich zu unruhigen Träumen auf sein Lager warf, fiel ihm noch ein, daß er die Perrücke und das gefundene Etui im Wagen habe liegen lassen; doch konnte der Gedanke daran keinen Raum gewinnen vor einem andern mächtigeren, der stets den Schlummer wieder unterbrach und, mit der neuen Leidenschaft beharrlich kämpfend, zu einem männlichen Entschlusse mahnte, zu dem Vorsatze, Jenny nicht wieder zu sehen und die Versuchung zu fliehen. Und mit solchem Vorsatze fand endlich der Ermattete gegen Morgen den ersehnten festen Schlaf.

4.

Rivolet hielt Wort; Jenny sah ihn nicht am nächsten, nicht an den folgenden Tagen. Doch zeigte er sich auch nicht in der Pension, wo er seit Jahren Tag für Tag um die eilfte Stunde sein Frühstück, um die fünfte sein Mittagsmahl einzunehmen gewohnt war, und nicht im Café Caron, wo der alte Doktor vergebens von sechs bis acht Uhr harrend hinter den Dominosteinen saß. Am dritten Tag sagte Elise: „Der gute Herr wird krank seyn.“ — „Nein, nein,“ brummte der Arzt, „denn er hätte sonst mich rufen lassen. Aber eine Liebschaft hat er, darauf lasse ich mich spießen, und gebe ihn auf. Von Morgen an lasse ich mich mit einem andern Partner ein

Digitized by Google

und er mag dann, sobald er einst vernünftiger geworden, zusehen, wo er wieder einen findet, der nach Tisch mit ihm spielt.“ So vergingen einige Monate, und Niemand gedachte mehr des alten Sonderlings mit dem wunderlichen Tagebuch, bis auf Eine, die sein Bild still und treu in verschlossener Seele hegte.

5.

Ein düsterer Novembertag war über Paris aufgegangen, feuchte Nebelschauer senkten sich von dem umflorten Himmel nieder, und nur ein zweideutiges Licht erhellte den Gerichtssaal, in welchem, wie gewöhnlich, sich eine müssige Menge, begierig nach aufregenden Eindrücken, bereits seit ein paar Stunden drängte; und die Ungeduld der Neugierigen war groß, denn die Eingeweihten des Justizpallastes hatten im Voraus verkündet, daß heute ein frecher Mörder, ein Nachahmer des blutigen Lacenaire, zur Rechenschaft gezogen werden solle. Endlich war das Gericht versammelt; auf das gegebene Zeichen schwieg das Gemurmel auf den Gallerien, das lebhafte Gespräch an den Schranken, und das Vorspiel des erwarteten Trauerspiels begann, indem der Greffier die Anklageakte verlas, um die Geschwornen von der Sache, um die es sich handelte, in Kenntniß zu setzen. Die Anklage aber lautete ihrem wesentlichen Inhalte nach folgendermaßen:

„In dem Hause Nr. 81 des Boulevard Montmartre, auf der Seite der Vorstadt, bewohnte seit einigen Jahren das Ehepaar Caillot den zweiten Stock. Das Hauswesen dieser Leute schien regelmäßig und friedlich, und die Frau, alt und gebrechlich, wie sie war, ließ ihrem, um etwa dreißig Jahre jüngern Gemahl volle Freiheit, sich nach Lust und Laune zu zerstreuen, so daß derselbe die Gewohnheit angenommen hatte, die Abende auswärts zuzubringen und selten vor Mitternacht heimzukehren. Da geschah es am 20sten August dieses Jahrs, daß Caillot, wie von einer bösen Ahnung getrieben, zu ungewöhnlich früher Zeit nach Hause ging und vor der Thüre anlangte, als es noch nicht lang eilf geschlagen hatte. Aus der Thür stürzte ihm ein Mann entgegen und stürmte wie rasend an ihm vorbei, so daß er ihn fast umgerannt hätte; so viel Caillot zu erkennen vermochte, war der Enteilende ein ältlicher Mann mit weißen Haaren, der verschiedene Gegenstände in den Händen trug und keinen Hut aufhatte. Doch kümmerte er sich nicht weiter um die sonderbare Erscheinung, und stieg langsam zu seiner Wohnung hinauf, wo er, zu seiner größten Verwunderung, die äußere Thüre, statt verschlossen, nur angelehnt fand; auch brannte nicht das Nachtlicht, das sonst immer für den Heimkehrenden neben dem Leuchter in einer Nische zu stehen pflegte, und er eilte wieder hinab, um dem Portier seine Ahnungen mitzutheilen und Licht zu verlangen. Der Schließer, obwohl seit ein paar Tagen bettlägerig und erst seit wenigen Stunden auf dem Weg der Besserung, stand dennoch auf, um Caillot zu begleiten. Als sie in das Wohnzimmer traten, gewahrten sie eine gewaltige Unordnung: Schränke und Commoden waren erbrochen und ausgeräumt, eine Stockuhr, die vor dem Spiegel gestanden, war verschwunden, und mit ihr einige andere Kostbarkeiten von hohem Werth; aber noch ein gräßlicherer Anblick stand den Erschrockenen bevor, denn in der Kammer lag die alte Frau starr und todt, mit zerschmettertem Schädel; die Hirnschale zeigte bei der spätern Untersuchung mehrere tödtliche Fracturen, die von einem stumpfen Werkzeug, etwa von einem derben Stock, herzurühren schienen; ein kurzer Knittel, der sich auf dem Boden fand, schien zur Vollführung des Verbrechens gedient zu haben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, December.

Herzog Alexander von Würtemberg und seine Gemahlin.

Am 8ten d. M. langte Herzog Alexander von Würtemberg mit seiner Gemahlin zum Besuch bei der königlichen Familie hier an. Der Herzog, dessen Vater fast sein ganzes Leben in russischen Diensten zugebracht und der selbst nur selten sein Vaterland besucht hat, eilte, trotz der ungünstigen Jahreszeit, die Prinzessin, welche ihr Geschick mit dem seinigen verbunden, dem erhabenen Haupte seiner Familie vorzustellen und der Liebe seiner königlichen Verwandten zu empfehlen. Der Ruf schreibt der jungen Fürstin ein scharfes Künstlerauge zu, Vorliebe für Deutschland und den Willen, es kennen zu lernen. Es läßt sich erwarten, daß ihr Blick mit besonderem Interesse auf dem Stammland ihres Gemahls und auf der alten Hauptstadt desselben ruht. Unter diesen Umständen hätte sich Stuttgart, was das Aeußere betrifft, lieber in der Sommertoilette als im Winterkleid überraschen lassen. Stuttgart ist keine von den Städten, welche der Natur gerne entbehren, ja erst, wenn diese schlummert, ihre Warmhausblüthen der Kunst und Geselligkeit recht entfalten. Unsere Stadt bedarf ihres üppigen Nebenmantels, und sie erscheint dem fremden Auge nur dann in ihrer Eigenthümlichkeit, und dann sehr zu ihrem Vortheil, wenn ihr Kranz von Bergen in jede Straße mit einem grünen, frischen Blatte hereinragt und jeder Weg, der aus der Stadt führt, in einem Garten sich verliert. Welchen moralischen Eindruck das, was die Prinzessin von unserm Leben zu sehen bekommt, in ihr hinterlassen wird, darüber steht uns am wenigsten ein Urtheil, kaum eine Vermuthung zu. — Am 9ten war großer Hofball, am 10ten wohnte die ganze königliche Familie und der Hof im Theater einer Vorstellung Roberts des Teufels bei. Am folgenden Tage wurde Griseldis gegeben. — Das Publikum konnte sich hier überzeugen, daß die geistige Bildung, welche die öffentliche Stimme der Prinzessin beimißt, sich in ihren ernsten Zügen ausspricht, und die Complexion der neapolitanischen Bourbons und namentlich die Aehnlichkeit mit ihrer Mutter ist in ihrem Aeußern nicht zu verkennen. — Die Wahl einer für die königliche Akademie der Musik zu Paris von einem kosmopolitischen Israeliten componirten Oper wollte bei dieser Gelegenheit Vielen

und nicht anders erhalten. Die Lösung dieser Frage hat nun Herr Prof. Dr. Hans Meyer in Wien gefunden. Er hat gezeigt, daß die Verbindung $C_{10}H_{12}O_3$ ein Derivat des Resorcins ist, und daß sie die Methoxylgruppe in Stellung 1 enthält. Da nun Herr Prof. Dr. Hans Meyer auch gefunden hat, daß die Verbindung $C_{10}H_{12}O_3$ mit Jodwasserstoffsäure eine Verbindung $C_9H_{10}O_3$ liefert, die mit Eisenchlorid eine violette Färbung gibt, so ist damit bewiesen, daß die Verbindung $C_{10}H_{12}O_3$ die Methoxylgruppe in Stellung 1 enthält. Da nun Herr Prof. Dr. Hans Meyer auch gefunden hat, daß die Verbindung $C_{10}H_{12}O_3$ mit Jodwasserstoffsäure eine Verbindung $C_9H_{10}O_3$ liefert, die mit Eisenchlorid eine violette Färbung gibt, so ist damit bewiesen, daß die Verbindung $C_{10}H_{12}O_3$ die Methoxylgruppe in Stellung 1 enthält.

Hans Meyer.

(Eingegangen am 15. Juni 1909.)

Mitteilungen aus Museen, Instituten usw.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien. In der Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse am 10. Juni legte Herr Hofrat Prof. Dr. Ludwig Boltzmann eine Abhandlung des Herrn Prof. Dr. Hans Meyer in Wien vor, betitelt: „Über die Konstitution des Resorcins". Herr Prof. Dr. Hans Meyer hat gefunden, daß die Verbindung $C_{10}H_{12}O_3$ ein Derivat des Resorcins ist, und daß sie die Methoxylgruppe in Stellung 1 enthält. Da nun Herr Prof. Dr. Hans Meyer auch gefunden hat, daß die Verbindung $C_{10}H_{12}O_3$ mit Jodwasserstoffsäure eine Verbindung $C_9H_{10}O_3$ liefert, die mit Eisenchlorid eine violette Färbung gibt, so ist damit bewiesen, daß die Verbindung $C_{10}H_{12}O_3$ die Methoxylgruppe in Stellung 1 enthält. Da nun Herr Prof. Dr. Hans Meyer auch gefunden hat, daß die Verbindung $C_{10}H_{12}O_3$ mit Jodwasserstoffsäure eine Verbindung $C_9H_{10}O_3$ liefert, die mit Eisenchlorid eine violette Färbung gibt, so ist damit bewiesen, daß die Verbindung $C_{10}H_{12}O_3$ die Methoxylgruppe in Stellung 1 enthält.

Verlag der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck in München.

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 18. December 1837.

That Angelo's a murderer, is't not strange?

Shakespeare.

Nimia praecautio dolus.

(Fortsetzung.)

„Caillot selbst eilte zum Polizeicommissär, um den entsetzlichen Vorfall anzuzeigen; der kranke Portier hatte, nach solchem Schrecken, kaum mehr Kräfte genug, sich nach seinem Lager zu schleppen. — Durch die Untersuchung ergaben sich unzweideutige Zeichen, daß die Raubmörder ihre Beute und sich durch das ausgehobene Gangfenster über das Dach der Wagenremise in den Garten geflüchtet hatten; jede fernere Spur war verloren und nur so viel gewiß, daß das Verbrechen zwischen neun und eilf Uhr ausgeführt worden, denn um neun Uhr hatte die Frau Caillot die Dienstmagd in ihre Dachkammer entlassen.

Aber die Wege der ewigen Gerechtigkeit sind wunderbar und der Verbrecher ist nie vor der Strafe sicher, wenn er seine Schandthaten auch noch so listig zu verdecken wähnt. So geschah es denn, daß am Morgen des 21sten Augusts ein Cabrioletführer auf der Präfektur erschien und dort hinterlegte, was am Abend vorher ein Herr im Wagen vergessen hatte. Der Kutscher hätte zwar ganz gut das Vergessene unmittelbar an die Adresse, die ihm bekannt war, abliefern können; doch scheint die Neigung solcher Leute, ihre Ehrlichkeit in ein recht helles Licht zu setzen, ihn bewogen zu haben, sich an eine öffentliche Behörde zu wenden. Die abgelieferten Gegenstände aber waren eine braune Perrücke und ein Etui, dessen Bezeichnung bereits in den Händen der Polizei war, denn es enthielt einen kostbaren Schmuck und gehörte zum Raube des vorigen Abends. So ward denn derjenige, welcher diese Sachen im Wagen hatte liegen lassen, verhaftet und zur Untersuchung gezogen; und diese ergab so dringende Beweise seiner Schuld, daß wir ihn vor die Schranken des Gerichts berufen mußten, obschon aus ihm keine Andeutung über seine Mitschuldigen herauszubringen und sonst auch keine Spur von ihnen zu entdecken war. Die Beweise, welche wir erhoben, werden sich in den Verhandlungen überzeugend herausstellen, und wir wollen daher sie hier nur kurz andeuten.

Der Angeklagte, Johann Marie Rivolet, ist gegenwärtig neun-und-fünfzig Jahr alt, war früher Soldat, dann im Staatsdienst angestellt, aus dem er plötzlich entlassen wurde, weil seine Amtstreue verdächtigt worden. Seitdem lebte er von seinen eigenen Mitteln in Paris und führte das Leben eines Sonderlings, aus dessen Einzelnheiten sich ein Umstand herausstellt, der unter den gegenwärtigen Beziehungen dazu dient, unsere Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten zu befestigen. Er führte nämlich ein ganz genaues Tagebuch, worin er von jeder Stunde seines Daseyns Rechenschaft gab und dessen einzelne

Digitized by Google

Anführungen er, wo es thunlich war, durch Zeugniſſe belegte, ſo daß er ſich darin von Kellnern und dergleichen Leuten ſtets den Betrag ihrer Rechnungen quittiren, die Stunde ſeines Kommens und Gehens bemerken ließ. Man war allgemein des Glaubens, dieſem Verfahren liege irgend eine fixe Idee zu Grunde, aber wir ſind zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Angeklagte nichts anderes damit bezweckte, als gewiſſe verbrecheriſche Verbindungen vor den Augen aller Welt zu verhüllen, und wenn auf irgend Jemanden, läßt ſich auf ihn der alte Satz anwenden: nimia praecautio dolus. Daß aber das Tagebuch in vielen Beziehungen verfälſcht war, läßt ſich aus folgenden Umſtänden ermeſſen. Am 19ten Auguſt, am Tage vor dem Verbrechen, erſchien der Angeklagte um zwei Stunden ſpäter wie ſonſt in dem Café Caron und behauptete, er habe ſich, vom Eſſen kommend, des Regens wegen aufgehalten, und zwar, wie das Tagebuch ſagt, im Cabaret „zur Nationalgarde“ in der Straße Grenelle St.-Germain, durch welche allerdings ſein Weg führte, woſelbſt 1 Franc 25 Cent. als Ausgabe bemerkt, aber von keinem Kellner quittirt ſind, was ſeinen Grund darin hat, daß dieſe 25 Sols dem Führer des Cabriolets Nr. 1392 bezahlt worden ſind, in welchem Cabriolet der Angeklagte am Abend des 19ten Auguſt, gegen acht Uhr, vom Boulevard Montmartre bis an den Pont-des-Arts ſich hatte bringen laſſen, eine Thatſache, aus welcher die Anklage weſentliche Schlüſſe zieht. Beim 20ſten Auguſt erwähnt das Tagebuch nur eines Spaziergangs von acht bis zehn Uhr und der Heimkehr unmittelbar nach dem Spaziergange, während wir doch ganz andere Dinge erhoben haben. Der Angeklagte verließ um eine Stunde früher als ſonſt das Café Caron und ſeine Partie Domino und begab ſich, gegen ſeine Gewohnheit, nach Haus, woſelbſt er ſich in einen neuen, von ſeinem ſonſtigen ganz verſchiedenen Anzug warf, welcher ihm an demſelben Morgen erſt gebracht worden war, und wobei er ſich mit einer Perrücke ſchmückte, der erſten, die er je getragen zu haben ſcheint. Die Ausgabe für dieſe Gegenſtände iſt im Tagebuch genau verzeichnet. In ſolcher Umgeſtaltung ſah den Angeklagten ſein Portier um etwa Dreiviertel auf acht Uhr fortgehen, eine halbe Stunde darauf der im Bett liegende Portier von Nr. 81 auf dem Boulevard Montmartre ihn auf eine Weiſe in's Haus ſich ſchleichen, die einen Mann in ſchlechtern Kleidern verdächtig gemacht haben würde; doch wegen eines ſo eleganten Herrn ſich vom Platze zu rühren, hielt der kranke Aufſeher nicht für nöthig. Um eilf Uhr erſt kam derſelbe ſonderbare Beſuch wieder die Treppe herab, hatte den Hut in der Hand, riß die Perrücke vom Haupt und ſtürmte von dannen, beinahe, wie wir oben erwähnten, den heimkehrenden Caillot niederrennend. Auf dem Boulevard traf er ein Cabriolet, und zwar wiederum die Nummer des vorigen Tages, ließ ſich heimführen und vergaß, durch Gottes Fügung mit Blindheit geſchlagen, im Wagen mit der verrätheriſchen Perrücke den geraubten Schmuck, dieſen ſtummen und doch ſo beredten Zeugen des Verbrechens. Als der Angeklagte aber nach Hauſe kam, war es nicht zehn Uhr, wie im Tagebuch ſteht, ſondern halb zwölf, ein Umſtand, welcher, ſeiner Seltenheit wegen, dem Portier aufgefallen und ihm noch ganz friſch im Gedächtniß war, als er ſchon am 24ſten Auguſt vor dem Inſtruktionsrichter verhört ward.

Auf dieſe Thatſache gründen wir die Anklage, daß Johann Marie Rivolet, mit Hülfe bisher unbekannter Spießgeſellen, am Abend des 20ſten Auguſts d. J., zwiſchen neun und eilf Uhr, im Hauſe Nr. 81 des Boulevard Montmartre, die Ehefrau Caillot gewaltſam ermordet und nachher einen Diebſtahl in der im zweiten Stockwerk gelegenen Wohnung der Ermordeten begangen habe, Verbrechen, welche das Strafgeſetzbuch ausdrücklich mit entehrenden Strafen bedroht.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die induſtrielle Mechanik unſerer Zeit.

(Fortſetzung.)

Seit Watt wurde an der Dampfmaſchine mehr gekünſtelt als verbeſſert; die wirklichen Verbeſſerungen aber beziehen ſich auf die Erhöhung der Erſparniß an Brennmaterial, einen allerdings wichtigen Punkt, der übrigens mit dem Organismus der Maſchine nicht weſentlich zuſammenhängt. Es iſt überraſchend, in welch kurzem Zeitraume die Dampfmaſchine, nachdem einmal ihre Brauchbarkeit durch die Erfahrung conſtatirt war, ſich über den Erdball verbreitet und in alle möglichen Zweige der Induſtrie und Technik eingeniſtet hat. Die ungemeine Nachfrage von allen Seiten rief bald die Gründung beſonderer, für die Erbauung der Dampfmaſchinen ausſchließlich beſtimmten Etabliſſements in's Leben, unter welchen das des John Kockerill in Seraing bei Lüttich jezt den erſten Rang behauptet.

Die Dampfmaſchine macht ihre Brauchbarkeit in folgenden verſchiedenen Geſtalten geltend: 1) als Maſchine zum Heben ſchwerer Laſten, namentlich beim Bergbau; 2) als bewegende Kraft in allen Zweigen des Fabrikweſens; 3) als Triebkraft des Dampfwagens; 4) als Ruderwerkzeug der Dampfſchiffe.

Die in den tiefſten Eingeweiden der Erde erbeuteten Schätze fördert die Dampfmaſchine zu Tage; ſie beſchirmt das Leben des Bergmanns vor den eindringenden Gewäſſern, welche ſie in der Tiefe mit unwiderſtehlichem Athemzug an ſich reißt und oben in Strömen ausgießt. Um aus

Digitized by Google

Aus Stadt und Amtsbezirk vom 17. Juni bis 1. Juli.

Geboren: Am 17. Juni dem Schuhmacher Karl Schmidt ein Sohn. — Am 18. Juni dem Schuhmacher Wilhelm Schmidt ein Sohn. — Am 19. Juni dem Schuhmacher Wilhelm Schmidt ein Sohn. — Am 20. Juni dem Schuhmacher Wilhelm Schmidt ein Sohn. — Am 21. Juni dem Schuhmacher Wilhelm Schmidt ein Sohn. — Am 22. Juni dem Schuhmacher Wilhelm Schmidt ein Sohn. — Am 23. Juni dem Schuhmacher Wilhelm Schmidt ein Sohn. — Am 24. Juni dem Schuhmacher Wilhelm Schmidt ein Sohn. — Am 25. Juni dem Schuhmacher Wilhelm Schmidt ein Sohn. — Am 26. Juni dem Schuhmacher Wilhelm Schmidt ein Sohn. — Am 27. Juni dem Schuhmacher Wilhelm Schmidt ein Sohn. — Am 28. Juni dem Schuhmacher Wilhelm Schmidt ein Sohn. — Am 29. Juni dem Schuhmacher Wilhelm Schmidt ein Sohn. — Am 30. Juni dem Schuhmacher Wilhelm Schmidt ein Sohn. — Am 1. Juli dem Schuhmacher Wilhelm Schmidt ein Sohn.

Aufgeboten: Der Schuhmacher Karl Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt.

Getraut: Der Schuhmacher Karl Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt. — Der Schuhmacher Wilhelm Schmidt mit der Schuhmacherstochter Anna Schmidt.

Gestorben: Am 17. Juni der Schuhmacher Karl Schmidt, 72 Jahre alt. — Am 18. Juni der Schuhmacher Wilhelm Schmidt, 68 Jahre alt. — Am 19. Juni der Schuhmacher Wilhelm Schmidt, 65 Jahre alt. — Am 20. Juni der Schuhmacher Wilhelm Schmidt, 62 Jahre alt. — Am 21. Juni der Schuhmacher Wilhelm Schmidt, 59 Jahre alt. — Am 22. Juni der Schuhmacher Wilhelm Schmidt, 56 Jahre alt. — Am 23. Juni der Schuhmacher Wilhelm Schmidt, 53 Jahre alt. — Am 24. Juni der Schuhmacher Wilhelm Schmidt, 50 Jahre alt. — Am 25. Juni der Schuhmacher Wilhelm Schmidt, 47 Jahre alt. — Am 26. Juni der Schuhmacher Wilhelm Schmidt, 44 Jahre alt. — Am 27. Juni der Schuhmacher Wilhelm Schmidt, 41 Jahre alt. — Am 28. Juni der Schuhmacher Wilhelm Schmidt, 38 Jahre alt. — Am 29. Juni der Schuhmacher Wilhelm Schmidt, 35 Jahre alt. — Am 30. Juni der Schuhmacher Wilhelm Schmidt, 32 Jahre alt. — Am 1. Juli der Schuhmacher Wilhelm Schmidt, 29 Jahre alt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 10. Juli.

Der Kaiser hat heute Vormittag 10 Uhr 30 Minuten den Reichskanzler Fürsten Bismarck in Audienz empfangen. Um 11 Uhr 30 Minuten empfing der Kaiser den Kriegsminister General von Roon. Um 12 Uhr 30 Minuten empfing der Kaiser den Chef des Generalstabes der Armee, General von Moltke. Um 1 Uhr 30 Minuten empfing der Kaiser den Minister des Innern, Graf zu Eulenburg. Um 2 Uhr 30 Minuten empfing der Kaiser den Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, Herrn von Itzenplitz. Um 3 Uhr 30 Minuten empfing der Kaiser den Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, Herrn von Mühler. Um 4 Uhr 30 Minuten empfing der Kaiser den Minister der landwirtschaftlichen Angelegenheiten, Herrn von Selchow. Um 5 Uhr 30 Minuten empfing der Kaiser den Minister der Finanzen, Herrn von Bodelschwingh. Um 6 Uhr 30 Minuten empfing der Kaiser den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Bismarck. Um 7 Uhr 30 Minuten empfing der Kaiser den Minister des Innern, Graf zu Eulenburg. Um 8 Uhr 30 Minuten empfing der Kaiser den Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, Herrn von Itzenplitz. Um 9 Uhr 30 Minuten empfing der Kaiser den Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, Herrn von Mühler. Um 10 Uhr 30 Minuten empfing der Kaiser den Minister der landwirtschaftlichen Angelegenheiten, Herrn von Selchow. Um 11 Uhr 30 Minuten empfing der Kaiser den Minister der Finanzen, Herrn von Bodelschwingh. Um 12 Uhr 30 Minuten empfing der Kaiser den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Bismarck.

wie Ihnen ja der Herr Kollege Dr. Lehmann schon gesagt hat, der Herr Kollege Dr. Lehmann hat Ihnen ja schon gesagt, daß wir uns in der Kommission, die sich mit dieser Frage beschäftigt hat, auf den Standpunkt gestellt haben, daß wir eine Erhöhung der Gebühren für die Ausstellung von Reisepässen nicht für angebracht halten. Wir haben uns auf diesen Standpunkt gestellt, weil wir der Meinung sind, daß die Ausstellung von Reisepässen eine Maßnahme ist, die im Interesse der Allgemeinheit liegt, und daß es deshalb nicht angebracht ist, die Gebühren für die Ausstellung von Reisepässen zu erhöhen. Wir haben uns auf diesen Standpunkt gestellt, weil wir der Meinung sind, daß die Ausstellung von Reisepässen eine Maßnahme ist, die im Interesse der Allgemeinheit liegt, und daß es deshalb nicht angebracht ist, die Gebühren für die Ausstellung von Reisepässen zu erhöhen. Wir haben uns auf diesen Standpunkt gestellt, weil wir der Meinung sind, daß die Ausstellung von Reisepässen eine Maßnahme ist, die im Interesse der Allgemeinheit liegt, und daß es deshalb nicht angebracht ist, die Gebühren für die Ausstellung von Reisepässen zu erhöhen.

Abstimmung.

Artikel II wird in der Fassung der Kommission angenommen.

Artikel III. Dieses Gesetz tritt mit dem 1. Januar 1911 in Kraft. Mit dem gleichen Tage treten die Bestimmungen des Gesetzes vom 12. Oktober 1867, betreffend die Freizügigkeit, soweit sie sich auf Reisepässe beziehen, außer Kraft. Auch treten die Bestimmungen des Gesetzes vom 12. Oktober 1867, betreffend die Freizügigkeit, soweit sie sich auf Reisepässe beziehen, außer Kraft.

Artikel III wird in der Fassung der Kommission angenommen.

Artikel IV. Dieses Gesetz tritt mit dem 1. Januar 1911 in Kraft. Mit dem gleichen Tage treten die Bestimmungen des Gesetzes vom 12. Oktober 1867, betreffend die Freizügigkeit, soweit sie sich auf Reisepässe beziehen, außer Kraft. Auch treten die Bestimmungen des Gesetzes vom 12. Oktober 1867, betreffend die Freizügigkeit, soweit sie sich auf Reisepässe beziehen, außer Kraft.

Artikel IV wird in der Fassung der Kommission angenommen.

Artikel V. Dieses Gesetz tritt mit dem 1. Januar 1911 in Kraft. Mit dem gleichen Tage treten die Bestimmungen des Gesetzes vom 12. Oktober 1867, betreffend die Freizügigkeit, soweit sie sich auf Reisepässe beziehen, außer Kraft. Auch treten die Bestimmungen des Gesetzes vom 12. Oktober 1867, betreffend die Freizügigkeit, soweit sie sich auf Reisepässe beziehen, außer Kraft.

Artikel V wird in der Fassung der Kommission angenommen.

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 19. December 1837.

Dampf ist ein Herkules, der manche Plage
Vom Boden dieser Erde tilgen wird,
Und jetzt schon in der Wiege Schlangen würgt.

Wilson.

Die industrielle Mechanik unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Gebrauch der Dampfmaschinen vermehrt sich namentlich in England, Nordamerika, Frankreich, Belgien und Westpreußen auffallend von Jahr zu Jahr, und nur die ungleiche Vertheilung des Brennmaterials verhindert ihre allgemeine Verbreitung in allen Ländern; sonst würde gewiß die Zeit nicht mehr fern seyn, wo die Dampfmaschine, in jeder Haushaltung als unentbehrliches Möbel eingeführt, alle jene kleinen mechanischen Geschäfte, z. B. Mahlen des Kaffees, Stoßen des Zuckers, Waschen und Mangen, wo nicht gar das Ausklopfen der Kleider verrichten müßte. — Wir können nicht umhin, einer besondern sehr wohlthätigen Anwendung des Dampfes hier zu erwähnen. Die Dampffeuerspritzen sind, so viel uns bekannt, bis jezt nur in London und Paris im Gebrauch; ihre Wirkung aber übertrifft alle Erwartungen. So lange kein Wassermangel vorhanden ist, kann auch die heftigste Feuersbrunst dieser Wassermasse, welche durch die unbändige Kraft des Dampfes in armsdicken Strahlen empor geschleudert wird, nicht widerstehen. Ein beachtenswerther Vortheil liegt außerdem in dem verhältnißmäßig geringen Raum, welchen die Dampfspritze einnimmt; eine solche Maschine, welche so viel leistet als sechs der größten Feuerspritzen gewöhnlicher Art zusammen, nimmt doch kaum so viel Raum in Anspruch als eine einzige der lezteren. Ein Uebelstand dürfte indessen bei der Dampfspritze darin liegen, daß sie nicht so schnell wie die gewöhnliche in Wirksamkeit gesezt werden kann.

Deutschland besizt bereits mehrere Dampfmahlmühlen, Dampfsägemühlen, Dampfmünzpressen, Dampfbuchdruckereien u. s. w., zum Beweis, daß auch der Gewerbsfleiß unseres Vaterlandes den hohen Nutzen der Dampfmaschine wohl erkannt hat. Ich kann nicht umhin, die für das Maschinenwesen sich Interessirenden, welche die Reise nach Köln führen sollte, auf das am linken Rheinufer eine Viertelstunde von Köln neu errichtete Etablissement der Herrn Boisserée aufmerksam zu machen. Es ist durch die vielerlei Arbeiten, welche einer Dampfmaschine von zwanzig Pferdekräften auferlegt sind, und durch die sinnreiche Vertheilung der Triebkraft besonders interessant. Es werden nämlich durch Dampf in Bewegung gesezt: eine Furnierschneidmaschine mit einer acht Fuß im Durchmesser haltenden Cirkularsäge, welche sich selbst stellt, drei gewöhnliche Sägegatter, jedes für zehn Sägeblätter eingerichtet, so daß nöthigenfalls dreißig Bretter auf einmal gesägt werden können, ferner eine kleine Kreissäge von drei Fuß Durchmesser, zum Zerschneiden des von der

Digitized by Google

Furniermaschine kommenden Abfalls; dieselbe Dampfmaschine holt überdies die schweren Baumstämme vom Rheinufer herbei. Mehr kann man doch gewiß von einer Maschine nicht verlangen.

Einen Beweis, wie die Anwendung der Dampfmaschine auch in Deutschland in immer größern Kreisen sich ausdehnt, liefern die Dampfpressen, welche bereits in Augsburg, Berlin, Hamburg, Leipzig in Thätigkeit sind. Welch außerordentliche Fortschritte die gewöhnliche Methode, Bücher zu drucken, seit der Erfindung der Buchdruckerkunst gemacht hat, ist bekannt. Nichtsdestoweniger muß in manchen Fällen, namentlich beim Bedrucken von Zeitungen, eine größere Geschwindigkeit als die, welche eine gewöhnliche Buchdruckerpresse zuläßt, sehr wünschenswerth seyn. Von der Allgemeinen Zeitung werden täglich 8000 Exemplare ausgegeben; sollen diese innerhalb zehn Stunden gedruckt werden, so müßte man bei gewöhnlichen Pressen den Bogen vierfach setzen und dabei acht Pressen anwenden. Diese Umständlichkeiten sind in der Cotta'schen Buchdruckerei in Augsburg durch eine einzige Schnellpresse vermieden, welche alle 8000 Exemplare in einem Nachmittag vollständig bedruckt liefert. Diese Maschine wird nebst mehreren andern Schnellpressen durch eine Dampfmaschine von vier Pferdekräften bewegt. Die englische Zeitung Times wurde im Jahr 1814 durch die erste Dampfpresse gedruckt. In Neuyork wurde im Jahr 1822 ein 500 Seiten starker Roman in zwei Tagen gesetzt und mittelst Dampf gedruckt.

Was die Dampfmaschine als Dampfwagen in der neuesten Zeit auf den Eisenbahnen leistet, ist zu bekannt, als daß wir es zu wiederholen wagten. Obgleich der Techniker selbst gesteht, daß die innere Mechanik des Dampfwagens noch nicht jenen Grad der Vollkommenheit erreicht habe, dessen sie wahrscheinlich fähig ist, so vermehrt sich doch die Menge der Dampfwagen in dem Verhältniß, als das Eisenbahnensystem in den Ländern sich ausbreitet, von Jahr zu Jahr, und die Anzahl der gegenwärtig auf den Eisenbahnen in Europa und Nordamerika laufenden Dampfwagen dürfte wohl auf 1200 bis 1500 angeschlagen werden, eine Zahl, welche innerhalb der nächsten zehn Jahre vielleicht auf das Zehnfache gestiegen seyn wird.

Aus folgenden Angaben geht hervor, zu welcher Ausdehnung auch das Dampfschifffahrtsystem bereits vorgeschritten ist. Vor fünfzig Jahren war die Dampfschifffahrt kaum dem Namen nach bekannt. England besitzt gegenwärtig 480, die Vereinigten Staaten 386, Frankreich 121, die deutschen Staaten gegen 80 Dampfboote, woraus sich absehen läßt, wie sehr der Verkehr zwischen Städten und Ländern durch Einführung der Dampfmaschine als mächtiges Ruderwerkzeug gestiegen seyn mag. Im Jahr 1817 fuhr auf dem Mississippi das erste Dampfboot; 1831, also vierzehn Jahre darauf, durchschnitten bereits 230 Dampfschiffe die Gewässer des Mississippi und Ohio. Von diesen 230 Booten kamen vom Jahr 1831 bis 1833 nicht weniger als 66 außer Dienst; sieben gingen durch Eis zu Grunde, 15 zersprangen und gingen in Flammen auf, 21 zerschellten an Felsenriffen und am Treibholz,* fünf wurden durch andere Boote in den Grund gebohrt, 15 endlich wurden als unbrauchbar aufgegeben. Nichtsdestoweniger soll der Verkehr auf dem Mississippi zwischen Neuorleans und den Städten Louisville und Cincinati durch die Dampfschifffahrt von 2000 Tonnen auf eine Million, d. h. das 500fache gestiegen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* Den Mississippidampfbooten sind namentlich diejenigen Treibholzstämme gefährlich, welche sich in den Grund des Flusses festgebohrt haben und in schräger Richtung aus demselben hervorragen. Wegen ihrer beständig nickenden Bewegung bezeichnet sie der Uferbewohner mit dem Namen sawmillers, Sägemüller.

Nimia praecautio dolus.

(Fortsetzung.)

6.

Während so im Gerichtssaal die Anklage des Kronanwalts vorgelesen ward, saß, die Abschrift des furchtbaren Aktenstücks in Händen, Rivolet in einem Seitenzimmer, des Rufes harrend, der ihn vor die Schranken bescheide. Sein Seele kämpfte einen schweren Kampf, denn alle die niederschmetternden Beweise der Anklage konnte ein Wort von Jennys Lippen vernichten, ein armes Wörtlein, und dennoch sträubte sich des unglücklichen Mannes Ehrgefühl, dieses Wörtlein zu verlangen. Hatte er doch an jenem unseligen Abend versäumt, was dazumal sein guter Engel ihm rieth, den scheidenden Eugen zurückzurufen, Eugen, den das schöne Weib unter einem wahrscheinlich nichtigen Vorwand entfernt hatte, da es just den Anbeter erwartete. Sollte nun der in den Grundsätzen altfranzösischer Galanterie auferzogene Rivolet sich so undankbar gegen eine Dame zeigen, die ihn mit ihrer Gunst beehrt? Und dennoch konnte er, indem er Jennys ehelichen Frieden opferte, sein Leben retten, und seine Ehre, auf die schon früher einmal ein ungegründeter Verdacht einen Schatten geworfen hatte, der nun durch eine Verurtheilung zum unauslöschlichen Schandfleck werden mußte. Jener Verdacht, auf den die Anklage anspielte, war von jeher der Wurm in

Digitized by Google

Rivolets ehrliebendem Herzen, und trug die Schuld aller Sonderbarkeiten des wackern Greises. — Und der Augenblick war endlich gekommen, in welchem der Trieb nach Erhaltung des Lebens und seiner höchsten Güter in Rivolet die Oberhand zu gewinnen begann. „Bin ich doch," sprach er, „mit Geld und Gut hinlänglich gesegnet und mit einem reichen Herzen begabt, so daß ich Jenny sicherlich für die Trennung von einem ungeliebten Gemahl werde entschädigen können."

Da eben solche Betrachtungen den neuen Entschluß zu befestigen begannen, tauchte eine überraschende Erscheinung vor Rivolets Augen auf; Eugen trat ein und sprach: „Mein Herr, Ihr Anwalt ist plötzlich schwer erkrankt und kann heute nicht vor den Schranken erscheinen. Ich aber bin sein Schüler, habe in seiner Nähe die Akten Ihrer Sache kennen gelernt und erbiete mich, Sie mit dem besten Willen zu unterstützen, so weit meine schwachen Kräfte reichen, wenn Ihnen meine Jugend und Unerfahrenheit kein Mißtrauen einflößen." Rivolet reichte dem jungen Mann die Hand und versetzte: „Dieser plötzliche Krankheitsfall kommt, mir wenigstens, nicht unerwartet, denn mein Anwalt verzweifelte schon an meiner Sache, und sie schien seiner Eitelkeit ein Dorn im Auge; auch war ich schon darauf gefaßt, mich allein zu vertheidigen, nur unterstützt von dem Bewußtseyn meiner Unschuld. Desto tiefer aber fühle ich Ihren Edelmuth, den Sie gleich schön gegen Ihren Lehrer wie gegen mich, den verlassenen Clienten, bewähren. Ich nehme Ihre Hülfe mit Dank an."

Eugen vermochte nicht zu leugnen, was Rivolets Scharfblick so sicher errathen hatte, und ging daher schnell über diesen Umstand weg, indem er ausrief: „Aber nun sagen Sie mir auch um des Himmels willen, was Sie in dem Hause des Unglücks für Geschäfte hatten?" — Rivolet schwieg. Das edelmüthige Betragen des jungen Advokaten hatte seiner Zunge eine Fessel angelegt, die nie zu sprengen er sich still gelobte; und da jener weiter in ihn drang und der Angeklagte sich für überzeugt hielt, daß Eugen sich seiner Züge durchaus nicht mehr entsinne, sagte er kurz und schneidend: „Ich war gar nicht in jenem Hause, mein Herr, und ich bitte Sie, mir die Ehre zu erzeigen, nicht weiter daran zu zweifeln." Der Advokat überlegte, ob er schweigen oder noch weiter in den hartnäckigen Clienten dringen solle, als der Huissier eintrat, um den Angeklagten vor das Antlitz seiner Richter zu berufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, November.

(Beschluß.)

Zustand des Ackerbaus in der Campagna.

Während der unendlichen Verwirrung vom eilften bis vierzehnten Jahrhundert bemächtigte der Adel sich mancher Kirchengüter; es klingt wie Spott, wenn wir lesen, daß jährliche Abgaben, in drei Pfund Wachs, ein paar Lahungen Holz oder einem wilden Schwein bestehend, den Klöstern und Basiliken für ehemalige Stadtgebiete entrichtet wurden. Allmählich wurden viele derselben Privateigenthum. Eine Hungersnoth folgte der andern; die Päbste mußten die Landeigenthümer, selbst Cardinäle, zum Aussäen einer gewissen Quantität Getreides nöthigen. Bisweilen aber war, der das Land durchstreifenden Banden wegen, die Ernte nicht möglich; so noch zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Als das Schisma zu Ende ging, waren fast alle Ortschaften wüst und öde, der Ackerbauer ohne Obdach und der verderblichen Sommerluft preisgegeben. Um jene Zeit begannen diejenigen der Letztern, denen noch etwas übrig geblieben, sich in der Stadt zu vereinigen. Viele bauten damals wahrscheinlich noch das eigene Land; aber bald nahm das System der Pachtungen überhand. Es entstand eine Classe von großen Pächtern, die man Mercanti di campagna zu nennen pflegt. Diese, welche eine Art Gesellschaft mit besondern, noch bestehenden Statuten bildeten, haben seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die eigentliche Verwaltung und Benutzung des größten Theils des Agro Romano in Händen, und ziehen aus ihm mit Hülfe fremder Ackerer und Hirten so viel sie können, wie unendlich weniger aber, als der Fall seyn würde, wenn der Grundbesitz mehr vertheilt wäre, wenn Eigenthümer oder Colonen auf ihrem Grund und Boden oder ihrem Pachtgut wohnten und selbst die Operationen des Feldbaus leiteten!

Die Geschichte der Campagna unter den verschiedenen Päbsten, von Martin V. (1417) an bis auf unsere Zeit, zeigt einen so unaufhörlichen Wechsel in dem in Bezug auf Agricultur, Abgaben, Tarife, Freigebung oder Verbot der Ein- und Ausfuhr, Anlegung von Vorrathskammern u. s. w. befolgten System, daß man einerseits inne wird, wie man niemals eigentlich recht wußte, woran man war, andernseits sich nicht im Geringsten wundert, wenn man immer und immer wieder von Noth, Theurung und Verlegenheit liest. In dem gegenwärtigen Falle zeigt sich recht auffallend die alte Maxime der Päbste, jedesmal das Werk des Vorgängers so viel wie möglich zu vernichten. Je mehr Geld von außen zufloß, um so weniger dachte man an Ackerbau. Die Mercanti di campagna, häufig mit geborgtem Gelde wirthschaftend, konnten in Hinsicht der Getreidepreise mit dem Auslande nicht die Concurrenz aushalten und gingen großentheils zu Grunde. Die natürliche Folge davon war, daß immer weniger Land angebaut ward. Selbst Prämien halfen nicht. Pius VI., ein Fürst, der für große Plane geboren war, aber nicht immer die Mittel richtig berechnete, wollte auch hier abhelfen. Nach dem Kataster von 1783 betrug der Flächenraum der Ländereien der Campagna 414,106 Rubbien (gegen 945 Quadratmiglien); diese waren in 562 Besitzungen getheilt. Dem Fürsten Borgheſe z. B. gehören 12,058 Rubbien, dem Kapitel der Peterskirche 10,958. (Nach der neuesten Vermessung von 1817 — 1837 ist der Flächenraum nur 106,910 Rubbien, deren Werth auf beinahe 12

Digitized by Google

Pfälzer Bank, Aktiengesellschaft, Sitz Ludwigshafen a. Rh., Filiale Neustadt a. d. Haardt, Neustadt a. d. Haardt, Hauptstraße 83. Die Gesellschaft ist aufgelöst. Die Gläubiger werden aufgefordert, sich bei der Gesellschaft zu melden.

Ludwigshafen a. Rh., den 7. Juni 1929.

Die Liquidatoren: Dr. Ludwig Bamberger. Dr. Hermann Bamberger. Dr. Ernst Bamberger.

Pfälzer Bank, Aktiengesellschaft, Sitz Ludwigshafen a. Rh., Filiale Neustadt a. d. Haardt, Neustadt a. d. Haardt, Hauptstraße 83. Die Gläubiger der Gesellschaft werden aufgefordert, sich bei der Gesellschaft zu melden.

Ludwigshafen a. Rh., den 7. Juni 1929

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 20. December 1837.

— Thou shalt not see me blush,
Nor change my countenance for this arrest;
A heart unspotted is not easily daunted.
Who can accuse me? wherein am I guilty?
Shakespeare.

Nimia praecautio dolus.

(Fortsetzung.)

7.

Aufrecht und fest trat Rivolet an die Schranken, mit sicherer Stimme die Fragen des Präsidenten beantwortend; dabei war sein Antlitz zwar ernst, wie es sich für den Anlaß schickte, aber dennoch wolkenlos, die Augen leuchteten hell und klar, und aus den Wangen war nicht das Blut gewichen. Die Zuschauer verwunderten sich über die Ruhe und Selbstbeherrschung des Angeklagten; doch rührte nur wenige sein ehrwürdiges Aussehen, die meisten waren geneigt, der Anklage, die auf so sicher scheinenden Grundlagen beruhte, Glauben zu schenken, und manche Stimme flüsterte: „Seht die Frechheit eines grauen Sünders! seht die Verstocktheit eines lasterhaften Greises!“

„Warum,“ fragte der Präsident, „haben Sie in Ihrem Taschenbuch beim 19ten August eine Ausgabe von 25 Sols unter einer falschen Rubrik notirt?“ — „Ich hatte an jenem Tage einen Besuch gemacht, von dem meine Freunde nicht wissen sollten; da ich nun wußte, daß Mademoiselle Elise beim Einschreiben meiner Zeche einen neugierigen Blick auf die vorhergehenden Zeilen werfen würde, so fand ich für gut, sie ein wenig hinter das Licht zu führen.“ — „Wollen Sie uns nicht sagen, bei wem Sie zum Besuch gewesen?“ — „Nein, Herr Präsident.“ — „Was hatten Sie aber am 20sten August in dem Hause Nr. 81 auf dem Boulevard Montmartre zu thun, und zwar genau zu der Zeit, als darin ein Verbrechen verübt worden?“ — „Ich war gar nicht in jenem Hause.“ — „Kennen Sie dieses Schmuckkästchen und seinen Inhalt?“ — „Das Kästchen wohl, doch nicht den Inhalt; ich fand dasselbe auf dem Boulevard Montmartre und wollte es erst zu Hause öffnen. Im Wagen dachte ich es in die Seitentasche meines Ueberrocks zu stecken; ich hatte aber zufällig ein Kleid von anderm Schnitte an, und dadurch nur kann ich es erklären, daß ich den Schmuck sammt meiner Perrücke auf den Sitz neben mich legte, statt beide Gegenstände einzustecken.“ — „Warum waren Sie anders gekleidet, als Sie seit so vielen Jahren gewohnt gewesen?“ — „Auf einmal war mir der Gedanke gekommen, mich um ein Dutzend Jährchen zu verjüngen; daher der modische Anzug, daher die Perrücke.“ — „Weßhalb nahmen Sie aber diese Perrücke ab, als Sie das Haus verließen?“ — „Ich habe das Haus nicht betreten, also auch nicht verlassen; die Perrücke habe ich im Wagen abgenommen, wahrscheinlich aus bloßer Zerstreuung.“ — „Der Cabrioletführer wird bezeugen, daß Sie bereits die Perrücke in der Hand trugen, als Sie einstiegen.“ — „Ich glaube, der Kutscher irrt sich.“ — „Der öffentliche

Digitized by Google

Ankläger legt auf noch einen Umstand Gewicht: Ihr Tagebuch sagt, Sie seyen um zehn Uhr nach Hause gekommen, und doch war es schon eilf vorüber, als Sie auf dem Boulevard das Gefährt bestiegen, um sich nach der Vorstadt St. Germain in Ihre Wohnung bringen zu lassen. Vermögen Sie sich darüber zu erklären?" — „Gewiß, Herr Präsident. Wenn es wirklich schon so spät war, was ich jedoch noch immer bezweifle, so war ich doch in der Meinung, es sey erst zehn Uhr; vielleicht schrieb ich es auch nur ganz mechanisch so hin, aus alter Gewohnheit." — „Setzen Sie sich, Angeklagter. Wir wollen die Zeugen vernehmen."

Und die Zeugen traten ein, einer nach dem andern. Zuerst erschien der Portier von Nr. 81, dessen Zeugniß vielleicht zur Entdeckung des wahren Zusammenhangs hätte führen können, wenn ihn nicht seine Krankheit am 19ten August verhindert hätte, den Eintritt des Angeklagten in Jennys Gesellschaft zu bemerken. Dann kam Caillot in Trauerkleidern, doch ohne Trauergesicht, diesem folgte der Kutscher des Cabriolets Nr. 1392, der Portier des Angeklagten, der Arzt, welcher Bericht über den Leichenbefund erstattete, und endlich der alte Doktor aus dem Café Caron. „Schöne Geschichten!" sagte dieser zu Rivolet; „was haben Sie angestellt? Ich rieth Ihnen nur, ein Pferd zu stehlen, um durch die Diät des Gefängnisses Ihr Podagra zu heilen; statt dessen haben Sie, wie man sagt, eine alte Frau um's Leben gebracht und gar noch beraubt, Sie, ein Mann von zwanzigtausend Franks Renten! Eine saubere Aufführung, fürwahr! Was macht aber Ihre Gesundheit?" Rivolet lächelte und versetzte: „Für meine Gesundheit hatte bisher der Kerker die besten Folgen, welche nur durch starke Gemüthsbewegungen in etwas gestört wurden." Der Präsident unterbrach ihn, indem er dem Doktor zurief: der Zeuge möge sich gegen die Geschworenen wenden und seine Aussage machen. Dem Doktor folgte unter andern Elise, die Rivolet mit großer Theilnahme betrachtete und, gleich jenem, in ihrer Aussage den vortrefflichen Eigenschaften des Angeklagten vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Die Zeugnisse bestätigten mit vollkommener Uebereinstimmung alle Umstände, auf die sich die Anklage gründete, und der königliche Anwalt glaubte, indem er mündlich die Klage unterstützte, sich ganz kurz fassen zu müssen, wobei er jedoch nicht unterließ, das traurige Verhängniß zu beklagen, das einen alten Mann von guter Erziehung und reichlichem Auskommen auf solche Irrwege geführt. „Eben deßhalb aber," schloß er, „müssen Sie sich wohl hüten, meine Herrn Geschworenen, einer gewissen Neigung zur Nachsicht sich hinzugeben, welche die Umstände Ihnen aufzudrängen versuchen; denn weiße Haare sind nur ehrwürdig durch die Tugend, und der Geiz doppelt verabscheuungswerth, wenn er dem Reichen innewohnt und ihn zu Verbrechen hinreißt, die nicht einmal der bitterste Mangel entschuldigen könnte."

(Der Beschluß folgt.)

Die industrielle Mechanik unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Eines der überraschendsten Beispiele von den wunderbaren Fortschritten des Maschinenwesens liefert die Baumwollenfabrikation, welche nur durch die Einführung der Maschinen zu dem bedeutendsten Industriezweige sich emporgeschwungen hat. Im Jahr 1760 wurde alle Baumwolle noch mit dem einfachen Handrad auf ähnliche Weise gesponnen, wie man noch heutzutage den Flachs spinnt. Jezt sind es nur Maschinen, welche den ungeheuren Bedarf an Baumwollengarn liefern. Ein einziger Arbeiter spinnt jezt mittelst der Spinnmaschine so viel als vor sechzig Jahren 500 Arbeiter zusammen, oder mit andern Worten, er erzeugt in einem Tage jezt eben so viel und ein vierzehnmal wohlfeileres Garn als er vor sechzig Jahren in einem ganzen Jahre geliefert haben würde; und wenn die Engländer vor sechzig Jahren mit dem einfachen Spinnrad eben so viel hätten spinnen wollen, als jezt mit Hülfe von Maschinen dort gesponnen wird, so hätten sie wenigstens vierzig Millionen Menschen, oder den 25sten Theil der gesammten Menschheit aufbieten müssen. England besizt mehrere Baumwollenspinnereien, deren Maschinen innerhalb zwölf Stunden einen Faden liefern, welcher 62,000 englische Meilen lang ist und 2½mal die Erdkugel umspannen würde. Der jährlich in England gesponnene Faden hat eine solche Länge, daß er 203,775mal die Erde umspannen und 51mal von der Erde zur Sonne reichen würde. Aber auch die Qualität des Fabrikats ist nicht zurückgeblieben; daß die Maschinen ein schöneres, gleichförmigeres Gespinnst liefern, als dies Menschenhänden möglich, kann nicht bestritten werden; auch würde es menschlichen Händen schwerlich gelingen, einen so ungemein feinen Faden wie das Maschinengarn von Nr. 350 zu spinnen, welches in England erzeugt wurde und wovon 167 englische Meilen auf's Pfund gehen. Die Geschichte der Erfindungen weist neben der Baumwollenfabrikation keinen einzigen Zweig in dem weiten Gebiete der industriellen Thätigkeit auf, dessen ganzen Entwicklungsgang von seinem ersten winzigen Beginn bis zu der kolossalsten Ausdehnung ein so geringer Zeitraum umfaßt. Als im Jahr 1769 Richard Arkwright, ein Barbier, den ersten Stein zur Begründung des neuen Systems der Spinnerei gelegt hatte, folgten die andern, damit in Verbindung

Digitized by Google

stehenden Erfindungen Schlag auf Schlag, und kaum waren dreißig Jahre verflossen, so stand schon das Gebäude der Baumwollenfabrikation in seiner ganzen Größe da, alle andern Zweige der Industrie weit überragend. Anfangs der Regierung Georgs III. beschäftigte die Baumwollenfabrikation in Großbritannien nicht mehr als 40,000 Menschen, jezt finden durch dieselbe anderthalb Millionen Beschäftigung.

Unter die fruchtbarsten Erfindungen in dem Gebiete der Baumwollenmanufaktur sind der selbstwebende Stuhl und die Bobbinet- oder Tüllmaschine zu zählen. Der selbstwebende Stuhl wurde im Jahr 1785 von Dr. Cartwright erfunden, welchem das Parlament vier-und-zwanzig Jahre darauf eine Belohnung von 10,000 Pfund Sterling zuerkannte. Erst vor kaum fünf-und-zwanzig Jahren fingen diese Maschinen an, in England sich zu verbreiten; jezt sind sie auch auf dem Continente allgemein im Gebrauch. In Gent sind in einer großen Fabrik 600 Maschinenstühle, durch Dampf getrieben, in Thätigkeit, und in Augsburg soll eine Maschinenweberei mit 800 Stühlen eingerichtet werden. Die Anzahl der in Großbritannien eingeführten selbstwebenden Stühle beträgt bereits über 100,000. Glasgow allein besaß im Jahr 1831 nicht weniger als 14,127 Dampfwebstühle, und vier Häuser daselbst erzeugen mit Hülfe dieser Maschinen jährlich ein 15,000 deutsche Meilen langes Stück Zeug. Noch vor fünfzehn Jahren wurde der Tüll oder Spitzengrund, jenes feine, aus lauter kleinen sechseckigen Löchern bestehende Gewebe auf eine höchst mühsame Weise mit der Hand geklöppelt. Jezt verrichtet diese Arbeit eine sehr künstliche Maschine, die Bobbinetmaschine. Die Engländer sollen es auch in diesem Zweige bereits so weit gebracht haben, daß sie im Stande sind, fünfzehn Fuß breiten Tüll zu weben.

Obgleich der Strumpfstrickerstuhl schon im Jahr 1589 von dem Magister William Lee erfunden worden war, so konnten doch die gewebten baumwollenen Strümpfe wegen ihres damals noch hohen Preises nur unter der bemittelten Classe Eingang finden; die Construktion der sehr complicirten Strickmaschine war noch unvollkommen und das Baumwollengarn sehr theuer, vierzehn Mal theurer als jezt. Mit der Einführung der Maschinenspinnerei hob sich auch die Strumpfmanufaktur. England erzeugt jezt allein mit etwa 16,000 Strumpfweberstühlen über zwei Millionen Dutzend Paar Strümpfe im Werth von 880,000 Pfund Sterling, und Deutschland mit 2340 Stühlen ungefähr den achten Theil. Der Strumpfweberstuhl ist eine sehr complicirte, aber äußerst sinnreiche Maschine, mit welcher ein Arbeiter ohne Mühe fast in einem Augenblicke mehrere hundert Maschen auf einmal stricken und so viel leisten kann als hundert der fleißigsten Handstrickerinnen.

Nachdem das Maschinenwesen in alle die Bearbeitung der Baumwolle umfassenden Industriezweige seine gewaltigen Arme gereckt hatte, kam auch die Reihe an den Kattundruck, und bald sah man das langweilige Bedrucken der Baumwollenzeuge mittelst der Handformen durch Maschinen ersezt. Auch hier feierte der Erfindungsgeist des Engländers wieder seinen Triumph. Bedenkt man, wie unendlich produktiver das Verfahren seyn muß, wenn man durch gravirte Walzen das Bedrucken der Zeuge in ununterbrochenem Prozesse verrichten, als wenn man durch hölzerne Formen das Dessin stückweise mit der Hand auftragen läßt, so wird man sich nicht wundern, wenn der Rouleaudruck in dem kurzen Zeitraum von fünf-und-zwanzig Jahren sich so allgemein verbreitet hat, daß gegenwärtig wenigstens Dreiviertel unserer gedruckten Kattune mittelst Rollen erzeugt werden.

So hat sich mit der automatisch-mechanischen Begründung der Baumwollenmanufaktur innerhalb eines halben Jahrhunderts dem industriellen Treiben eine neue Welt, ein neues Festland aufgeschlossen, welches, von Millionen Menschen bebaut, goldene Früchte trägt. Daß der nun einmal aufgeregte industrielle Erfindungseifer durch jene unzähligen Anstrengungen, welche gleichzeitig mit dem neueren Dampfmaschinensystem das ganze Gebäude der jetzigen Baumwollenfabrikation hervorriefen, sich nicht erschöpfte, sondern vielmehr durch die glänzendsten Resultate zu weiteren technischen Thaten sich angespornt fühlte, sehen wir aus einer Reihe bedeutender Erfindungen, welche sich in den Zeitraum von ein paar Jahrzehnten drängen. Auch der Seidenmanufaktur ist durch eine herrliche Erfindung eine neue Epoche herangeblüht. Ein Seidenwebergeselle in Lyon, Namens Jaquard, erfand im Jahr 1808 eine Webemaschine, welche auf den Aufschwung der Seidenfabrikation den wichtigsten Einfluß gehabt hat. Erst siebzehn Jahre später wurde dieser Webstuhl, wodurch sich der Erfinder ein unsterbliches Verdienst und den Segen der Nachwelt erworben hat, allgemeiner eingeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Staatsroben der Königin.

Ich habe die Garderobe der Königin gesehen, die zahllosen Kleider von rother und blauer, grüner und weißer, schwarzer und gelber Seide, Atlas und Gros de Naples, und wie die reichen Stoffe alle heißen, die Blondengewebe, die Spitzentragen, die Mäntel mit und ohne Pelz, die französischen, türkischen und indischen Shawls, die niedlichen — nein, nur eine blaue Schleife an einem der niedlichen Nachthäubchen habe ich gesehen, die übrigen entgingen mir, während ich einen weißen Atlasschuh betrachtete. Die Königin

Digitized by Google

kein Ort, an dem natürlich für Kleine gesorgt wird. Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Zug fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene. Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Auto fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Flugzeug fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Schiff fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Bus fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Fahrrad fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Motorrad fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Roller fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Skateboard fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Inline-Skates fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Tretroller fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Kickboard fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Laufrad fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Dreirad fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Bobby-Car fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Kinderwagen fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Buggy fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Tragetuch fahren lassen, müssen sie sich selbst um ihr Gepäck kümmern. Wir können nicht für sie tragen. Wir haben nur Gepäckträger für Erwachsene.

Wenn Sie Ihre Kinder mit dem Rucksack

№ 304.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Donnerstag, den 21. December 1837.

— Höher stets, zu immer höhern Höhen
Schwang sich das schaffende Genie;
Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen entstehen.

Schiller.

Die industrielle Mechanik unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Das Einweben der Zeichnungen in die Seidenzeuge, welches früher dem Weber ein höchst mühsames und zeitraubendes Geschäft war, geschieht jezt buchstäblich durch die Maschine selbst, und der Webende hat nichts zu thun, als, wie bei den gewöhnlichen Webstühlen für glatte Zeuge, das Schiffchen mechanisch hin und her zu werfen und einige Tretschemel in Bewegung zu setzen. Es gibt sogar schon Fabriken, wo die Jaquardstühle durch Dampf bewegt werden, so daß sich ganz automatisch die schönsten Dessins in das Zeug einweben. Wer zum ersten Male eine solche Maschine ohne menschliches Zuthun arbeiten sieht, wird seinen Augen kaum trauen, wenn er in dem Gewebe wie durch Zauber die künstlichsten Zeichnungen in allen möglichen Nüancen sich bilden sieht; er wird, wenn er den innern Bau dieser Maschine, die geniale Anordnung des Mechanismus näher betrachtet, dem tiefen Scharfsinn und dem durchdringenden mechanischen Witz, welcher in dem Kopfe dieses schlichten Handwerksgesellen gewohnt haben muß, seine Bewunderung nicht versagen können. Der Nutzen des Jaquardstuhles war so evident, daß sich sein Gebrauch in unglaublich kurzer Zeit über alle Länder verbreitet hat; sogar in China soll er bereits im Gange seyn. Im Jahr 1788 hatte Lyon unter 14,782 Webstühlen nur 240 für façonnirte Seidenzeuge; jezt besizt es allein nahe an 14,000 Jaquardstühle.

Nächst den Baumwollen- und Seidenmanufakturen, als den wichtigsten Industriezweigen, welche durch die Einführung und Vervollkommnung der Maschinen zu einer kolossalen Höhe heranblühten, hat nun auch die Flachsfabrikation durch Einführung der Maschinenspinnerei sich auf einen beachtenswerthen Standpunkt emporgearbeitet. Auf die Erfindung einer Flachsspinnmaschine, welche vollkommen gutes Garn spinnt und dasselbe leistet, was die Maschinenspinnerei in der Baumwollenfabrikation, hat bekanntlich schon Napoleon einen Preis von einer Million Franks gesezt. Wenn auch dieses Problem, dessen besondere Schwierigkeit in der Natur des Flachses liegt, bis jezt noch nicht, jener Bedingung vollkommen genügend, gelöst ist, und die Maschinenspinnerei des Flachses noch bei weitem nicht jene Ausdehnung und Bedeutung erreicht hat, welche die allgemeine Verdrängung der Handarbeit so bald befürchten ließe, so hat doch die neuere Mechanik auch hier wieder ihr Möglichstes gethan, und es könnte wohl noch die Zeit kommen, wo Rocken und Spinnrad nur noch als Merkwürdigkeit in Antiquitätensammlungen zu finden sind. Großbritannien besizt bereits 353 mechanische Flachsspinnereien mit 10,336 männlichen und 22,526

Digitized by Google

wichtigen Aufgaben. Aus der größten Not ist sie geboren. Weniger als jede in Österreich, wurde sie in den Tagen des Zusammenbruches, in den Tagen der Revolution, auch nur berührt von ihnen.

Im Februar, als Arbeit zu Brot war, als Arbeit zu Kohle war, als Arbeit zu Kleidung war, da hat sie Arbeit zu Arbeit gefunden. Und sie hat Arbeit zu Arbeit gefunden, weil sie Arbeit zu Brot, Arbeit zu Kohle, Arbeit zu Kleidung gefunden hatte.

selbständig sind. Wenn sie auch nicht Gesetze sind, so haben sie doch Gesetzeskraft, weil sie Ausführungsbestimmungen zu Gesetzen sind. Sie sind ferner Rechtsverordnungen, weil sie Rechtsnormen enthalten. Sie sind endlich Verordnungen, weil sie Bestimmungen sind, die von der Regierung, der Exekutivgewalt, ausgehen. Sie sind also Verordnungen mit Gesetzeskraft.

Die Verordnungen mit Gesetzeskraft sind nicht zu verwechseln mit den Verordnungen, die nur Verwaltungsvorschriften sind, die nur Anweisungen an die Behörden enthalten, wie sie ihre Geschäfte zu führen haben. Diese Verordnungen sind keine Rechtsnormen, sie sind nicht Gesetzeskraft, sie sind nicht Gesetze. Sie sind nur Verwaltungsvorschriften. Sie sind nur Anweisungen an die Behörden, wie sie ihre Geschäfte zu führen haben. Sie sind nicht Gesetze, sie sind nicht Gesetzeskraft, sie sind nicht Rechtsnormen

Gesetz zur Abänderung von § 2 des Gesetzes über die Ausdehnung der Zuständigkeit der Amtsgerichte vom 25. Juli 1879 (RGBl. S. 277). Vom 27. März 1929. (RGBl. I S. 29)

Gesetz zur Abänderung

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 22. December 1837.

Der Liebhaber ſoll nicht unentgeldlich ſeufzen, der Launige ſoll ſeine Rolle in Frieden endigen, der Narr ſoll den zu lachen machen, der ein tipliches Zwergfell hat, und das Fräulein ſoll ihre Geſinnung frei herausſagen, oder die Verſe ſollen dafür hinken. — Was für eine Geſellſchaft iſt es?

Shakespeare.
Hamlet.

Cosa rara.

Erzählung von E. Spindler.

1.

Wenn eine kleine Stadt die im Laufe des Sommers geſchloſſenen Ehen genugſam beſprochen, ihren Herbſtjahrmarkt überſtanden und ihren erſten Winterball abgetanzt hat, ſo gibt es zwiſchen dem Martinstag und dem Weihnachtsfeſte für ſie kein größeres Ereigniß, als die Ankunft und das Debüt der Schauſpielergeſellſchaft, die ihr die Langeweile der Schnee- und Regenabende zu verkürzen kommt.

Seeburg iſt eine kleine, eine lebensluſtige Stadt. Sie hat ihre Jahrmärkte und ihr Caſino; ſie hat auch ihr Theater: ein ſehr elendes hölzernes O, aber der Genügſame weiß ſich zu beſcheiden, und eine lebhafte Einbildungskraft ſieht auch die ſchmutzigſte, engſte und dunkelſte Bühne für die Bretter an, die die Welt bedeuten. Die Seeburger ſind klug und wiſſen, was ſie für ihr winziges Eintrittsgeld von ihrer dramatiſchen Kunſtanſtalt zu erwarten haben. Ein leidlicher Amoroſo, eine paſſable Liebhaberin, ein graſſer Böſewicht, vor allem ein pudelnärriſcher Buffo ſind es, was das Publikum verlangt, und nicht überſpannt iſt die Forderung.

So ſchnaubte denn einmal an einem trüben Novembertage das Dampfſchiff daher, das auf ſeinem Rücken und in ſeinem Bauche die erſehnte Künſtlergenoſſenſchaft trug, und die männlichen Theatergönner der Stadt waren bei der Ausſchiffung gegenwärtig, beſahen von Ferne das wunderliche und kraus durcheinander treibende Getümmel. Ein bunter Schwarm von genial zugeſtutzten Leuten breitete ſich auf dem Landungsplatze aus und fiel in das nächſte Gaſthaus ein, woſelbſt der beſonnene Direktor, in den vornehmen Pelzrock eingeſchnürt, für die Ankömmlinge das Abſteigequartier beſtellt hatte.

Wer ſagt die Stämme, denen ſie entſproſſen, die Künſtler? Wer nennt die Länder und Geſtade, woher ſie kommen, die Freudebringer? Alle Dialekte zumal plaudern in dem Wirthshauſe zu den Ohren der beſtürzten und betäubten Kellner und Diener. Des Reiſens Gewohnheit macht die Fremdlinge im Nu zu Herrſchern des Hauſes. Zwanzig Befehle auf einmal beſtürmen den Wirth; die Wirthin iſt von den Damen am Herde belagert; der kleine Stab der Geſellſchaft barrikadirt die Gänge und Treppen des Hauſes mit Kiſten und Koffern und Schachteln; die Kinder der Truppe ſchreien und jubeln, maulen und weinen. Der Unternehmer geht umher mit prüfenden Blicken, muſtert die vor der Thüre aufgepflanzten Lanzenbündel, mißt die Höhe des Thronhimmels, der an der Mauer lehnt und bis an die Fenſter der erſten Etage reicht. Er zählt die Frachtſtücke, die Häupter ſeiner Lieben, die Couverts, die nach und nach die Tafel bedecken,

und die Preisrichter in Graz Prof. Dr. Karl Ritter v. Ghega und Prof. Dr. Hermann Wallentin. Von diesen sind Ghega und Wallentin Mitglieder des Preisgerichtes, Wallentin ist auch Vorsitzender des Preisgerichtes. Ghega ist Vorsitzender des Preisgerichtes für den Wettbewerb für Graz und Wallentin ist Mitglied des Preisgerichtes für den Wettbewerb für Graz. Wallentin ist Mitglied des Preisgerichtes für den Wettbewerb für Graz und Ghega

geſezt. Am einen Ende ſchiebt man die rohen Steinblöcke in die Maſchine, während am andern die behauenen, vollendeten Quadern herausgenommen werden. Das Behauen der Steine auf dieſem Wege ſoll wenigſtens viermal wohlfeiler zu ſtehen kommen, als das Bearbeiten mit der Hand. Dieſe Erfindung iſt in der That ſehr beachtenswerth und wird, wenn ihrer allgemeinen Ausführbarkeit einſt nichts mehr im Wege ſteht, unberechenbare Folgen haben.

Im Gebiete der Landwirthſchaft machen in England die Dampfdreſchmaſchinen und der neu erfundene Dampfpflug Epoche. Indeſſen geht in neuerer Zeit das wohlgemeinte Beſtreben, die Handarbeit durch automatiſche Apparate zu erſetzen und Kraft und Zeit zu ſparen, namentlich in England in's Weite. Nicht genug, daß man dort bereits anfängt, die Häuſer ſo zu ſagen mit Dampf zu bauen, die Arbeiter in den Fabriken ſind nun ſogar der Mühe enthoben, die Treppen auf und ab zu ſteigen; die Dampfmaſchine ſchafft ſie, um ihre Kräfte zu ſchonen, von einem Stockwerk in das andere. Die Pariſer Straßenkehrmaſchine, welche mit ſechzig Beſen einherkommt, die Holzhackmaſchine, von welcher der Wiener Holzlieferungsverein, Phorus genannt, noch Bruchſtücke aufweiſen kann, die Fleiſchhack-, Wurſtfüll- und Teigknetemaſchinen und dergleichen ſcharfſinnig ausgedachte Apparate mehr, ſind glänzende Belege für die in neuerer Zeit epidemiſch ausgebrochene Maſchinenwuth.

Alle dieſe mechaniſchen Kraftſparungs-Kunſtwerke und induſtriellen Eſelsbrücken haben doch wenigſtens ihren Zweck getreulich erfüllt; die Knetmaſchine knetet ihren Teig trotz den ſehnigſten Bäckerfäuſten, die Dreſchmaſchine driſcht darauf los wie fünfhundert Dreſcher, und die Wiener Holzhackmaſchine hätte die ganze Legion der Holzhacker zu Grunde richten können, wenn ſie gewollt hätte. Allein unzählbar iſt das Heer zweckloſer, abſurder Erfindungen, welche jährlich aus ſumpfigen Köpfen unſers Jahrhunderts gleich Irrwiſchen emportauchen und eben ſo ſchnell wieder untergehen. So kommt jedes Jahr ein Dutzendmal das perpetuum mobile und mit dieſem ein Dutzend Narren zum Vorſchein. Die Erfindung einer Maſchine, welche, die Urſache ihrer Bewegung in ſich ſelbſt tragend, ohne weiteres Zuthun ewig fortgeht, iſt von jeher die verführeriſche Lieblingsidee geweſen, an der ſich gar mancher Induſtrieritter, in der edlen Abſicht, die Menſchheit zu beglücken und nebenbei Millionär zu werden, den Verſtand abgerieben hat. Es iſt zu bedauern, wie viel Zeit und Geld an dieſe fire Idee ſchon verſchwendet worden iſt und noch jährlich vergeudet wird. Schon der alte Hydrauliker Belidor erklärt die unglücklichen Spekulationen, ein mechaniſches perpetuum mobile zu erfinden, für nichts anderes als für Blähungen des Gehirns. Ein Schmiedemeiſter zu Lemſal in Liefland erfand vor vierzig Jahren eine Mahlmühle, welche durch ein paar Eimer Waſſer nicht nur in Bewegung geſezt, ſondern auch in ewiger Bewegung erhalten werden ſollte. Der ſcharfſinnige Erfinder hatte nämlich den kühnen Gedanken, mit dem Waſſerrade zugleich ein paar Pumpen in Verbindung zu ſetzen. Das Waſſerrad ſollte nun nicht nur die Mühle treiben, ſondern es mußte auch alles verbrauchte Waſſer beſtändig ſelbſt wieder auf ſeinen Scheitel pumpen, damit auf dieſe Weiſe die Bewegung nie aufhören könnte. Obgleich Sachverſtändige dem Erfinder bedeuteten, er werde nicht eher reuſſiren, als bis es ihm gelänge, an ſeinem eigenen Zopfe, wie Münchhauſen, ſich aus dem Sumpfe zu ziehen, ſo war er doch ſo verrückt in ſeine Idee, daß er ſogar ein Buch über ſeine „trockene Mahlmühle“ ſchrieb, worin er umſtändlich bewies, daß ſeine Mühle mit ein paar Eimern ſtehenden Waſſers bis an das Ende der Welt gehen müſſe, und daß gar nichts dabei zu thun wäre, als ſie von Zeit zu Zeit einzuſchmieren und alle paar Jahre einige Flaſchen Waſſer zuzugießen, um das Verdunſtete zu erſetzen. Solche und ähnliche mechaniſche Mißgeburten kommen beinahe täglich noch zur Welt. Traurig aber iſt es, wenn ſich Menſchen, denen es an Scharfſinn nicht fehlt, oft ihr halbes Leben lang mit den undankbarſten Spekulationen abquälen, und zulezt doch nichts zu Stande bringen, als eine ſcharfſinnige Spielerei. Es ſind ſchon Schreibmaſchinen erfunden worden, welche, wie ein Klavier durch Taſten in Bewegung geſezt, wirklich ſchrieben; aber bis ſie ein Wort zuſammenkritzelten, hatte man auf die gute alte Manier mit der Hand eine ganze Linie geſchrieben. Am Wiener polytechniſchen Inſtitut wird ein ſolches Wunderwerk aufbewahrt. Zu dieſe Kategorie gehört auch die Erfindung einer Buchdrucker-Setzmaſchine, der ſelbſtwirkenden Lichtputzmaſchine, des Dampfwagens, welcher ſeine Eiſenbahn vor ſich herſchiebt und hinten wieder aufpackt, aller Sorten von Lauf-, Fahr-, Flug- und Schwimmmaſchinen.

(Der Beſchluß folgt.)

Moden.

Das Modejahr beginnt ſo ziemlich in allen Städten, deren Vorgang über die Tracht ihres weitern oder engern Diſtrikts entſcheidet, mit dem Eintritt des Winters. Um dieſe Zeit pflegen ſich immer auch in der männlichen Tracht, ſo einförmig und ſtationär ſie im Ganzen iſt, einige Neuerungen bemerklich zu machen. Mehr oder weniger extravagante Formen werden von den Pariſer Schneidern erfunden, in die Welt hinausgeworfen und von ihren Kollegen zu Wien, Hamburg, Petersburg u. ſ. w. mobiliſirt. Dieſer Trachten bemächtigt ſich ſofort eine gewiſſe Claſſe und trägt ſie zur Schau. An jedem Ort aber gehören dieſe fieggewohnten vorgeſchobenen Plänkler der Mode vorzugsweiſe wieder andern Ständen an: hier iſt es der junge Edelmann oder der

Digitized by Google

Angelegenheiten, wie sie sich aus dem abgedruckten Bericht ergeben, erklären zu können. Wir sind der Ansicht, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die nicht nur für die Stadt Berlin, sondern für das ganze Land von großer Bedeutung ist. Wir sind der Ansicht, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die nicht nur für die Stadt Berlin, sondern für das ganze Land von großer Bedeutung ist. Wir sind der Ansicht, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die nicht nur für die Stadt Berlin, sondern für das ganze Land von großer Bedeutung ist.

Wir sind der Ansicht, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die nicht nur für die Stadt Berlin, sondern für das ganze Land von großer Bedeutung ist. Wir sind der Ansicht, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die nicht nur für die Stadt Berlin, sondern für das ganze Land von großer Bedeutung ist. Wir sind der Ansicht, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die nicht nur für die Stadt Berlin, sondern für das ganze Land von großer Bedeutung ist.

Wir sind der Ansicht, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die nicht nur für die Stadt Berlin, sondern für das ganze Land von großer Bedeutung ist. Wir sind der Ansicht, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die nicht nur für die Stadt Berlin, sondern für das ganze Land von großer Bedeutung ist. Wir sind der Ansicht, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die nicht nur für die Stadt Berlin, sondern für das ganze Land von großer Bedeutung ist.

Wir sind der Ansicht, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die nicht nur für die Stadt Berlin, sondern für das ganze Land von großer Bedeutung ist. Wir sind der Ansicht, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die nicht nur für die Stadt Berlin, sondern für das ganze Land von großer Bedeutung ist. Wir sind der Ansicht, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die nicht nur für die Stadt Berlin, sondern für das ganze Land von großer Bedeutung ist.

Wir sind der Ansicht, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die nicht nur für die Stadt Berlin, sondern für das ganze Land von großer Bedeutung ist. Wir sind der Ansicht, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die nicht nur für die Stadt Berlin, sondern für das ganze Land von großer Bedeutung ist. Wir sind der Ansicht, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, die nicht nur für die Stadt Berlin, sondern für das ganze Land von großer Bedeutung ist.

Kaiserliches Gesetzblatt.
Herausgegeben
im Reichsamt des Innern.
Nr. 1 ist ausgegeben zu Berlin, Montag, den 1. Januar 1900.
Inhalt: Gesetz, betreffend die Abänderung des Gesetzes vom 30. Juni 1899 (Reichs-Gesetzbl. S. 377). Vom 19. Dezember 1899. S. 1.
Verlag der Expedition des Reichs-Gesetzblatts. Gedruckt bei R. v. Decker's Geheimer Ober-Hofbuchdruckerei.

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 23. December 1837.

— Bénissons Dieu
Qui met chaque chose en son lieu:
Celles-ci sont pour l'an trois mil.
Ainsi soit-il!
Béranger.

Die industrielle Mechanik unserer Zeit.

(Beschluß.)

Ueber die Maschinenwuth der neuern Zeit läßt der Engländer seine Satire in tausend Witzen und Karrikaturen aus, obwohl, oder vielmehr weil gerade bei ihm diese Krankheit am meisten grassirt. Ein englisches Journal speist das Publikum folgendermaßen mit Dampf: „Nach dem glaubwürdigen Berichte eines Reisenden besitzt der Inhaber des ersten Gasthauses zu Neuyork eine Dampfmaschine, welche kocht, Messer und Gabeln reinigt, waschi, Stiefeln puzt, das Gepäck der Reisenden von einem Stockwerk in das andere schafft, rasirt, die Zimmer fegt und den Zudringlichen zum Hause hinaus wirft.“ Das amerikanische Eisenbahnjournal erwähnt eines neuerfundenen Dampfwagens für gewöhnliche Straßen, der nicht nur seine Passagiere selbst auf- und abladen, sondern sogar über seinen Frachtlohn selbst Rechnung führen soll. Gar ergötzlich ist eine in London erschienene, unsern gußeisernen Zeitgeist karrikirende Lithographie mit der Unterschrift: „The century of inventions anno domini 2000, or the march of aerostation, steam, rail-roads, moveable houses and perpetual motion.“ Im Vordergrund tummelt sich eine Schaar Kinder auf kleinen Dampfrossen herum; eines plazt und schleudert den Jungen auf einen Misthaufen. Friseurs, Barbierer und Aerzte rennen auf kleinen dreirädrigem Dampfwägelchen zu ihren Kunden. Ein Gentleman, seine Geliebte in einem eleganten Dampfzig spazieren führend, ruft dem Bedienten zu: „John, schnalle flugs deine Flügel an, fliege wie der Wind nach Haus und hole der Lady Fächer.“ Gar possirlich nimmt sich die königliche Dampfgarde aus, welche auf kleinen vierrädrigen Dampfrossen einherrollt, statt der Sporen, Blasbälge an der Seite. Das Pferd eines Dampfgardisten will nicht vorwärts, er ergreift den Blasbalg und bläst aus Leibeskräften in ein hinten angebrachtes Thürchen. Ein Kerl trägt einen ungeheuren Zettel an einer langen Stange, worauf die Annonce steht: „Morgen Nachmittag wird ein gußeiserner Pfarrer in der Steinkohlenkapelle eine Dampfpredigt halten.“ In einer großen Bude wird unter ungeheurem Zudrang des Volks das lezte lebende Pferd gezeigt, und im Hintergrunde erblickt man eine ganze Flotte der größten Linienschiffe in der Luft, welche, an ungeheure Luftballons gehängt, eine Expedition in den Mond zu unternehmen im Begriffe stehen, während unten ganze Kaffeehäuser, Waarenmagazine und Hotels auf einer Eisenbahn dahin rollen. Ein anderes Blatt stellt eine akademische Vorlesung im Jahr 3000 vor, wo der Student sich nicht mehr selbst in's Kollegium bemüht, sondern seinen Pudel hinschickt. Man erblickt in dem geräumigen Hörsaale eine Legion von

Digitized by Google

englischen Doggen, Pudeln, Spitzen u. s. w. mit Brillen auf der Nase und auf den gestiefelten Hinterbeinen reihenweise sitzend. Jedes dieser abgerichteten Thiere hat eine kleine Buchdruckerpresse in Form eines Claviers vor sich; mit gespannter Aufmerksamkeit hört es auf die Worte des Professors und drückt spielend seine Vorderpfoten auf die Claviatur, deren Tasten mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnet sind. Hinten fallen die bedruckten Bogen in die untergestellte Mappe. Auf dem Katheder aber sizt der Professor in gußeisernem Frack. Sein eherner Bauch birgt eine Kempel'sche Sprachmaschine, welche durch eine Seitenthüre sichtbar ist. Der Vortrag ist, wie die Musik einer Spieldose, auf einer mit unzähligen Stiften besäeten Walze künstlich eingetheilt; die Stifte, deren jeder einem Laut entspricht, wirken auf die eigentlichen Sprachwerkzeuge, nämlich Blasbälge, welche sofort den Wind in Gestalt von Worten nach der Mundöffnung des Automaten leiten. Die Vorlesung hat so eben mit den Worten geschlossen: „welche Vortheile aber die Wissenschaft durch den Untergang der Sprache gewonnen hat, davon, meine Herrn, in der nächsten Vorlesung.“ Einzelne Spitze rennen schon auf zwei Beinen, die Mappe im Maul, der Thüre zu, um ihre Herrn mit dem gedruckten Inhalte zu erquicken; der Pudel, welcher die Sprachwerkzeuge des gußeisernen Gelehrten durch zweckmäßig angebrachte Fußtritte in Bewegung gesezt hatte, ruht aus und der Pedell steht im Begriff, in den Bauch des Professors für die morgende Vorlesung eine neue Walze zu schieben.

Alle diese und ähnliche Ausfälle gegen den mechanischen Spekulationsgeist unserer Zeit passen wohl recht gut auf die übertriebene Sucht, dem menschlichen Körper wo möglich alle Arbeit zu entziehen und auf automatische Apparate überzutragen. Das wahre Reich der Maschinen, welches einen höheren, das Wohl der Völker wirklich fördernden Zweck umfaßt, ist über alle Satire erhaben.

Außer der Reihe von produzirenden Maschinen, deren Zweck die Verarbeitung und Veredlung der Naturprodukte ist, weist das Gebiet des neueren Maschinenwesens Apparate auf, deren Leistungen eine entsezliche, oft an das Fabelhafte grenzende Kraft beurkunden. In diese Kategorie dürfte außer jenen früher erwähnten Entwässerungsdampfmaschinen, in welchen oft eine Kraft von 300 — 400 Pferden concentrirt ist, auch die hydraulische Presse gezählt werden. Zum Beweis, wie der Mensch im Stande ist, mit Hülfe der Maschinen seine eigene Kraft bis in's Unglaubliche zu verstärken, führen wir an, daß mit der hydraulischen Presse ein einziger Mann einen Balken von einem Fuß Dicke, der sich auf zwei Fuß von einander entfernte feste Punkte stüzt, entzwei brechen kann. Dieser Versuch wurde wirklich von dem Engländer Bramah, dem Erfinder der hydraulischen Presse, ausgeführt. In Yorkshire in England sollte vor einigen Jahren eine Baumwollenspinnerei um ein Stockwerk höher gemacht werden. Anstatt nun das Dach abzubrechen und später wieder aufzubauen, hob man es, so wie es war, mittelst zweier hydraulischen Pressen in die Höhe, mauerte guten Muths unter demselben noch eine Etage auf das Gebäude und ließ dann das 1600 Centner schwere Dach ganz gemächlich auf den neuen Stock nieder. Aber auch ganze Häuser von der ebenen Erde bis zum Giebel haben sich schon der Macht der Mechanik fügen müssen. Auf der Wilhelmshöhe bei Kassel kann man ein stattliches Gebäude von mehreren Etagen sehen, welches früher an einer andern, mehrere hundert Schritte entfernten Stelle gestanden hatte; es wurde nicht abgebrochen, sondern an die Stelle, wo es jezt noch steht, hingerollt. Als ein ausgezeichnetes mechanisches Kunstwerk unseres Jahrhunderts verdient die von dem verstorbenen Salinenrath Reichenbach im Jahr 1817 bei Berchtesgaden erbaute Wassersäulenmaschine erwähnt zu werden. Es sollte nämlich ein gewisses Quantum gesättigter Soole aus den Salzwerken von Berchtesgaden nach Reichenhall über den 1218 Fuß hohen Soldenköpfel bei Illsang geleitet werden. Man hatte allgemein angenommen, daß dies nur durch mehrere, in gewissen Stationen übereinander gestellte Maschinen geschehen könnte; Reichenbach aber entwarf den Plan zu einer einzigen Maschine, welche den gewaltigen Druck einer 1218 Fuß hohen Salzwassersäule allein überwinden sollte. Ein berühmter Mechaniker erklärte dieses Unternehmen für ein tollkühnes Wagniß, bei welchem Reichenbach nicht nur seine Künstlerehre, sondern auch das vom Staat ihm anvertraute Kapital von 300,000 Gulden auf's Spiel sezte; man erzählt sogar, derselbe habe in öffentlichen Blättern geäußert, er wolle sich hängen lassen, wenn das Unternehmen gelinge. Aber es gelang vollkommen, und die schöne, elegant gebaute Maschine arbeitet heute noch mit derselben stummen, geräuschlosen Energie, wie vor zwanzig Jahren, und es geht die Sage, jenem Propheten sey ein Strick übersendet worden, mit dem Bedeuten, sich nach Belieben selbst aufzuknüpfen.

Cosa rara.

(Fortsezung.)

2.

Es war kein Wunder, daß sich einige Tage darauf, bei der Probevorstellung der Künstler, nur ein geringes Publikum vor den Lampen einfand. Die Wenigen, die sich eingefunden, waren gekommen, um ohne Nachsicht zu urtheilen und wo möglich Alles zu verdammen, was sich vor ihren Augen begeben würde. Das Stück war gut gewählt, aber diese Wahl eben wurde getadelt; die Symphonie wurde

Digitized by Google

ganz artig gespielt, aber man fand sie abscheulich; die Eingangsscenen griffen lebendig ineinander, aber man gähnte, man hustete, man wiegte mißbilligend die Köpfe. — Wären die Schauspieler muthlos geworden vor diesen bedenklichen Symptomen der Volksungunst, die voreiligen Beobachter und Krittler hätten den Sieg davon getragen. Ein Individuum vor Allen, dessen Part für den heutigen Abend nur eine Nebenrolle war, hätte beinahe Alles verdorben. Der Mann, nicht mehr jung, von scharf markirtem Gesichte und der steifsten Haltung, die man sich denken kann, stand dann und wann wie ein Meilenzeiger auf der Bühne. „Wie unbeholfen!“ flüsterte das Auditorium. — Er sprach nicht übel, obschon mit wunderlicher Mimik, denn er ließ seine schwarzen Augen unbekümmert und nachlässig am Plafond des Saals schweifen, oder sah wie in Zerstreuung starr vor sich hin, als schaue er in eine andere Welt. Offenbar waren seine Blicke gar nicht, wo sie hin gehörten, und die Zuschauer fühlten sich von dieser sonderbaren Gleichgültigkeit verletzt. Zudem wußte der ungeschickte Künstler sich nur fehlerhaft zu drehen und zu wenden. Seine Schritte waren unsicher; meistens wurzelte er am Boden. Einmal verließ er seinen Lieblingsfleck auf der Bühne und wanderte gerade auf die scharfe Kante einer Coulisse zu, woran er sich die Nase zerstoßen haben würde, wenn ihn nicht sein Nachbar auf der Bühne noch zur rechten Zeit zurückgehalten hätte. „Der Mensch ist ein Narr oder betrunken!“ murrte wieder das Publikum. Viele lachten, einige spizten schon den Mund zum Pfeifen.

Da trat zu dem Verspotteten eine Gestalt, deren Erscheinung alsbald die Murrenden besänftigte und die tiefste Stille im Saal herstellte. — Sie war nicht schön zu nennen, die Schauspielerin, die jezt auf die Bühne schritt, aber eine unnennbar rührende Anmuth lag über ihre ernsten Züge verbreitet, so wie in jeder Bewegung der zierlichen Figur. — Ihre Sprache vorzüglich, gebildeter und reiner als die ihrer Genossen, drang wunderbar zum Herzen. Ein tiefer Gram schien um ihre Lippen zu spielen, eine nimmer trocknende Zähre in ihrem Auge zu schwimmen, ein ewiges Leid aus ihrer Brust zu reden. Aber es war ein muthig getragener Schmerz, ein lächelnder Gram, der ihr Antlitz verklärte, nicht verdüsterte: ein Cypressenkranz um die heitere Stirn eines Marmorhaupts gewunden. — Sie redete, und ihre Klage wurde zur Musik; sie erhob die Arme, und wer sie anschaute, betete mit ihr; sie zürnte, und wer sie hörte, erschrack, nicht vor ihrem Zorn, sondern vor der Nothwendigkeit, die eine selige Dulderin zwang, bittere Worte zu schleudern aus dem Munde, der nur zu segnen und zu lächeln geschaffen worden. — Plözlich, wie von Mondesstrahlen verscheucht, flogen die Wolken ihres Angesichts von dannen, und die schwermüthige Freundlichkeit war wieder in dem Gesicht, und die gütige Stimme, mit der sie den kurz vorher noch verspotteten Schauspieler anredete, bezauberte die Zuhörer dergestalt, daß sie aufgelegt wurden, Nachsicht mit dem alten Anfänger zu haben. — Da wollte der Zufall, der Störefried, daß der Mann, im Begriff, abzugehen, eine linkischere Wendung machte, denn zuvor, und strauchelnd die Hände von sich streckte. Der Unwille im Parterre äußerte sich heftiger; aber mit hastiger Angst faßte die Königin ihren Lehensmann beim Arme und führte ihn zum Ausgang. Indem sie sich wieder den Zuschauern zuwendete, machte sie, dem Gehenden nachdeutend und leise mit den Fingern über ihre Augen fahrend, eine ausdrucksvolle Geberde, die Jedermann mit schreckhafter Verwunderung verstand. „Blind? blind? des Gesichts beraubt?“ rauschte es von allen Lippen vernehmbar zur Bühne auf. Für einen Moment ihre Rolle bei Seite seßend, antwortete die Königin, selbst erschüttert: „Unheilbar blind, brodlos, wenn Sie ihn nicht dulden wollen. Er kennt seit gestern erst diese Bühne und ihre Dimensionen. Sobald er mit denselben vertraut und Ihrer Nachsicht bewußt, wird er keine Störung mehr veranlassen.“

(Die Fortseyung folgt.)

Moden.

(Beschluß.)

Auch für den Paletot schreibt die Eleganz sehr helle Farben vor; doch bemächtigen sich auch ernstere Leute seiner Vortheile und wählen dazu dunkle Farben. Regel ist dabei, daß die Farbe der Beinkleider mit der des Ueberrocks möglichst contrastire: zum weißen Paletot schicken sich myrthengrüne, königsblaue, dunkelgraue, zum schwarzen, blauen, dunkelbraunen aber hellgraue oder haselnußfarbige Beinkleider. — Es ist wohl natürlich, daß in den sogenannten Morgentrachten, zu denen die bisher besprochenen Formen gehören, mehr Laune und Abwechslung herrscht, als im feierlichen, offiziellen Abendanzug. Indessen scheint sich der Zeitgeist in der gegenwärtigen Figur des eleganten Mannes bei Ball und Soirée ganz besonders gut zu gefallen und darin eine sehr entsprechende Aeußerung seiner selbst gefunden zu haben. Vor vielen Jahren schon hat er dieses Meisterstück erfunden, er ruht nun selbstgefällig aus und feilt und meiselt nur gelegentlich daran, wie ein alter Bildhauer an einer Lieblingsstatue. Das vornehmste und eigentlich charakteristische Inventarstück dieser Figur ist der Frack, das seltsame Ding, das sich wunderbar aus Ludwigs XIV. Leibrock heraus entwickelt hat, welch lezterer selbst nur eine hochmüthige Verlängerung des mittelalterlichen Wamses war. Wir geben ein ander Mal die Geschichte dieser merkwürdigen Metamorphose; hier nur die Bemerkung, daß das monarchische Prinzip unter den Flügeln des Fracks geborgen scheint. Sie haben zusammen die Julusrevolution überlebt, und ein Riß, der einstens den Frack zum Wams machte, ginge durch die Welt. Er ist der ruhende Knoten in der Schwingung der männlichen Tracht, ein Symbol der gegenwärtigen Cultur; er ist die allgemeine Uniform des Culturmenschen, welcher bedeutsame gesellschaftliche Akte vorzunehmen hat; er ist überall,

Digitized by Google

an den Herrn v. Hammerstein, welcher auf den Vorschlag des Herrn Präsidenten antwortete, daß er sich nicht für berufen halte, die Ehre der Armee zu vertheidigen, da sie dieselbe nicht angegriffen habe.

Der Abg. Graf Bethusy-Huc sagte, daß er sich nicht für berufen halte, die Ehre der Armee zu vertheidigen, da sie dieselbe nicht angegriffen habe. Er habe nur gesagt, daß er sich nicht für berufen halte, die Ehre der Armee zu vertheidigen, da sie dieselbe nicht angegriffen habe. Er habe nur gesagt

№ 307.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Montag, den 25. December 1837.

Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt.

Schiller.

Gedichte von Chr. J. Matzerath.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist so eben eine Sammlung von Gedichten erschienen, welche die Aufmerksamkeit der Freunde der Poesie auf sich zu ziehen nicht verfehlen wird. Wir möchten dem Urtheil nicht vorgreifen, das sich im deutschen Publikum über einen Dichter bilden wird, dessen frühe Erstlinge zu eben so schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigen, als sie für sich selbst schon empfänglichen Gemüthern durch den Schwung der Ideen, Kühnheit und frische Kraft der Phantasie, Mannichfaltigkeit und Adel der Form und durch die Energie einer Alles durchdringenden Jugendlichkeit — einer solchen, die nur reift, aber nicht welkt — Freude und Genuß gewähren müssen. Das erste Buch enthält Balladen und Romanzen, das zweite vermischte Gedichte und Dithyramben, das dritte Elegien, Idyllen und dramatische Scenen. Unsere Leser werden nicht ungern einige Proben in diesen Blättern finden.

* * *

Der sterbende König. *

Er trieb allein auf ödem Schiffe,
Er trieb auf endlos weitem Meer;
Wie drohen hoch die Felsenriffe,
Wie zürnen alle Stürme schwer!
Seelöwe lauscht,
Gefahr umrauscht
Des Königs Pfade rings umher.

Doch heiter schaut der greise König,
Im tiefen Herzen warmes Blut;
Es kümmert Hai und Sturm ihn wenig,
Er füllt den Becher an mit Glut.
Zur Hand den Speer,
So schaut er hehr
Hinunter in die klare Flut.

* Der Volksglaube der alten Scandinavier hielt den Tod auf dem Siechenbette für schimpflich und entehrend. Die Helden, die das Schlachtfeld verschont hatte, pflegten daher einen gewaltsamen Tod zu erwählen, der ihnen einen Platz an der Asentafel sicherte.

Digitized by Google

„Die Glut des Lebens iſt verglommen
Und vor mir ſteht der lezte Wein;
Wie ich gehofft, ſo iſt's gekommen,
Die Abendſtrahlen brechen ein.
Hab' froh gelebt
Und hoch geſtrebt,
Will froh und hoch im Sterben ſeyn.

Der Schwächling wartet, bis im Zorne
Den mürben Faden ſie zerreißt,
Den Helden leitet nicht die Norne,
Denn ihm gebeut der eigne Geiſt.
Auf ſteigt die Kraft,
Voll, unerſchlafft,
Ein Gott, den Thor willkommen heißt.

So tauchet denn zum lezten Male,
Wie eine Jagd in raſchem Lauf,
Verjüngt in der Erinn'rung Strahle,
Ihr Bilder meines Lebens auf.
Wie Opferduft
In blaue Luft,
So ſchwillt ſein leztes Lied hinauf.

Ich grüße dich, du ferne Jugend,
Des Schaffens ſtolze Herrlichkeit;
Wie dünkte da der Heldentugend
Die Welt ſo eng, die Kraft ſo weit!
Bis doch zulezt,
Vielfach verlezt,
Die Kraft verſank im Strom der Zeit.

Ich grüße noch mein Heldenleben:
Wir rauſchten über Land und Meer,
Kometenfeurig war das Streben,
Und Pflug und Ruder war der Speer.
So möchte noch
Der Geiſt, jedoch
Sein kranker Sklave trägt's nicht mehr.

Ich denke noch der lieben Freunde,
Sie gingen ſchon in Frieden ein;
Wir ſtanden feſt und eins dem Feinde,
Doch einmal muß geſchieden ſeyn.
Licht ward der Kreis,
Die Locke weiß,
Wird drüben wieder bräunlich ſeyn.

Ich denke dein, du ſüße Buhle,
Du gingſt voran in ſtille Ruh,
Ich ſaß auf einem Königsſtuhle,
Doch warſt mein höchſtes Kleinod du!
Hab' viel geſchaut,
Der Seele Braut,
Die ewig Eine bleibeſt du.

Du warme Kraft, du Lebensfunken,
So reich und voll, nun gute Nacht!
Bald biſt in Aſche du verſunken,
Dann ſank ein Stern in trunkner Pracht.
Doch ewig blüht
Und nie verglüht
Der Thaten und des Liedes Macht.

So frei und freudig ſey's geſtorben,
Wie wann der Tag im Abend ſteht;
Mir war ein jedes Glück verdorben,
Wenn ich mit Thränen drum gefleht.
Mit friſcher Bruſt
Die lezte Luſt
Zu ſchlürfen, iſt ein ſchön Gebet.

Ich hab' den Schwachen nie gequälet,
Ich las mir Schätze nie zu Hauf;
Wenn ich genießend hab' gefehlet,
Das iſt gewohnter Menſchenlauf.
Allvater ſieh
Den König hie!
Entſühn' ihn erſt, dann nimm ihn auf!“ —

Er ſang's, der greiſe Heldenkönig,
Im Blicke lezte Lebensglut;
Er trank den Wein, es blieb ein wenig
Zurück noch von dem heil'gen Blut.
Das weihet er
Dem alten Meer,
Dann ſprang er in die klare Flut.

Cosa rara.

(Fortſezung.)

Die Sprecherin begann nach einer Verbeugung ihre Rolle wieder, wo ſie dieſelbe unterbrochen; aber ein donnerndes Beifallklatſchen hinderte ſie lange, ſich verſtändlich zu machen. Das Publikum bemühte ſich eifrig, auf dieſe Weiſe die Härte wieder auszugleichen, womit es, ohne von des Künſtlers Gebrechen unterrichtet zu ſeyn, denſelben behandelt hatte; ſo oft er im Verlauf des Stücks erſchien, empfing ihn die größte, man möchte ſagen die ehrfurchtsvollſte Stille. Ein Unglück, wie das ſeinige, verdient ein ehrerbietiges Mitleid, und dieſes Unglück in ſeinem ganzen Umfang mitzuempfinden, fiel den Leuten im Theater nicht ſchwer. Ahne nur, wer da ein Herz im Buſen hat, die ängſtliche Lage, die fortgeſezte Pein eines Blinden, der, von fremden Händen gekleidet, geſchminkt, regiert,

Digitized by Google

auf die Bühne geschoben wird, um eine Rolle zu spielen, die, bedeutend oder nicht, ihm von einer mitleidigen Seele hundertmal vorgebetet werden mußte, bis sie in seinem Kopfe haftete! Wie ängstlich er die Schritte zählt, die ungewissen, die er bei der Probe berechnete, um die Stelle zu erreichen, wo er zu verweilen hat! Mit welcher Qual und Sorge er die Ohren anstrengt, um zu vernehmen, wer da spricht und von welcher Seite gesprochen wird! Wie er zagend harrt des hülfreichen Arms, der ihm die nöthige Richtung gibt! wie er lauscht, um das verabredete leise Zeichen zu hören, das ihm in der Coulisse gegeben wird, wenn er abgehen soll und dem er zu folgen hat, nicht mit dem Instinkt des Blindgebornen, sondern mit der entsetzlichen Unsicherheit des Erblindeten! Wie macht er's, um über die holprigen Theaterberge zu klettern? wie, um die Treppe zu besteigen, die ihn in den Schlund der Versenkung führt? Wie vermeidet er, sich in dem engen Raum hinter der Scene an Kerzen und Spiritusflammen zu verbrennen, er, der nicht einmal die hellflackernden Lampen der Vorscene sieht? — Obendrein ist der körperliche Folterzwang, den er leidet, nicht der schmerzlichste. — Er soll heiter seyn, und in seinem Gemüth ist Nacht, wie vor seinem Auge. Er soll lachen, und der Gram verzerrt seinen Mund schmerzlich. Er soll sprechen von Augen voll Liebe, und die seinigen sind todt; er soll drohen mit Blicken des Zorns, und die seinigen sind erloschen. Er soll preisen die Sonne, die Schönheit, das Glück, mit allen Sinnen zu sehen, zu genießen — und die ganze Welt ist für ihn ein nächtlich Grab. Er soll prahlen von Reichthum, von Gütern, von Gesundheit, von Freiheit, und er ist der ärmste, der kränkste, der gebundenste der Sterblichen. Jede Hand, die sich ihm darstreckt, ist ein Almosen, jedes Wort, das ihm zuflüstert: „geh voran! halt! steh!" ist wie zum Unmündigsten gesprochen. Und all diese Marter, all diese Plage, all diese Mummerei im Mummenspiel selbst, um nicht zu verschmachten am Zaune, um nicht zu verhungern an der Landstraße, um nicht zu verkümmern in einem Spital, um nicht — mit dem eignen Unglück spekulirend — betteln zu müssen! — Wer erschöpft den Begriff von solch ungeheurem Elend? Wer hätte nicht genug an einigen Andeutungen desselben?

Das rührende Intermezzo hatte den besten Einfluß auf die Stimmung der Theaterbesucher. Sogar die mißlaunigen Tonangeber wurden zahm, gaben sich gefangen. Das Stück wurde gelobt, der Unternehmer wurde gepriesen; der erste Liebhaber war gut, der Spaßmacher köstlich, der Unhold detestabel zum küssen, und Madame Albrecht — die Primadonna — die Perle des Ganzen. „Auf meine Ehre! sie ist ein Engel, eine hehre Erscheinung der Lichtwelt, Madonna und Niobe in einer Person!" rief begeistert sogar der junge reiche Herr Raimund, der noch nicht abgereist war.

3.

Der gute Raimund dachte jezt weniger als je an die Abreise. Es war plötzlich eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen. Vor Kurzem noch ein Freund lebhafter Gesellschaften und ein geräuschvoller Theilnehmer an denselben, lief er jezt einsam auf den verödeten Promenaden der Stadt umher, sagte zu den Leuten „guten Abend," wenn die Sonne im Mittag stand, und „guten Morgen," wenn bereits die Kerzen angezündet waren, saß bei Tische wie der steinerne Gast, da er doch sonst im Stande gewesen, eine Elster zu überbieten. Er verschmähte die Pastete, die er leidenschaftlich gern gegessen, stopfte sich den Mund mit der Graupensuppe, die er verabscheute, goß den Kaffee auf seine Kleider, statt in die Tasse. Der sonst immer fragte, wußte jezt nicht mehr zu antworten, oder wenn er's that, war die Antwort eine verkehrte.

„Du bist so verstört, befangen, beklommen, mein Freund," fragte ihn der Assessor, dessen Glas er mit Essig, statt mit Rheinwein gefüllt hatte; „woher diese trübe, ungewöhnliche Stimmung?" — Und Raimund erwiderte: „Direkt aus Ungarn, theuer bezahlt." — „Der Bursche spricht von seinen Pferden," flüsterte der Kaufmann dem Assessor zu; „er ist zum wenigsten mondsüchtig geworden." — „Besinne dich doch," begann der Assessor wieder und stieß den zerstreuten Nachbar mit dem Ellbogen; „du sitzest bei deinen Freunden, die lebhaften Antheil an deiner Verstimmung nehmen." — „So!" versezte Raimund mit gedankenlosem Blick; „aber nach Paris werde ich jezt schwerlich kommen; schwerlich, auf Ehre." — „Das glauben wir auch, schon lange glauben wir's," lachten die Freunde und wendeten sich achselzuckend von dem Verwandelten. „Er ist krank, man muß einen Arzt zu ihm schicken!" raunten sie sich in die Ohren.

Raimund blieb in sein Hinbrüten versunken, während das Gespräch der Tischgenossen auf Tagesneuigkeiten überging. Auf einmal horchte er auf, ohne jedoch den Kopf zu erheben. Der Name „Albrecht" war ausgesprochen worden. „Was ich sage, habe ich von guter Hand," sprach der Eine: „der Major, der grauköpfige Wüstling, hat mit seiner gewöhnlichen Impertinenz den Eintritt bei der Albrecht erzwungen, aber mit Schande abziehen müssen." — „Die Frau versteht keinen Spaß," äußerten Andere, „sie ist ein Tugendspiegel in bester Form." — „Und wo ihre Kälte und Verachtung nicht ausreicht, gibt die Heftigkeit ihres Bruders den Ausschlag," bemerkte der Erzähler. „Der Blinde hat Haar auf den Zähnen und hat dem Major die Thüre gewiesen, wie er's nicht erwartete." — „Wohl bekomm's ihm," scherzten die Muthwilligen, mit den Gläsern anklingend. „Der blinde Gersdorf ist also der Bruder jener Dame?" fragte der Assessor. „Kein Wunder, daß sie des Armen sich barmherzig annimmt.

Digitized by Google

Indessen — ihr Herr Gemahl? Existirt er oder nicht?“ — „Gestorben, seit mehreren Jahren,“ erläuterte der wohlunterrichtete Erzähler. — „Ich wünsche Ihnen wohl zu ruhen, meine Herrn!“ sagte Raimund zu Aller Verwunderung, aufstehend. Er grüßte verbindlich und ging ohne Hut weg. Der Kellner mußte ihm die Kopfbedeckung auf die Straße nachbringen. Raimund belohnte den Liebesdienst mit einem Goldstück, und lief, den Hut unter'm Arm, obgleich es arg stürmte, um die Ringmauern der Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Scribe's Indépendans und schwarzer Domino.

Was man kaum für möglich gehalten hätte, ist geschehen: Scribe ist mit einem Theaterstück durchgefallen. Er hatte vor einiger Zeit den Schauspielern des Théâtre français ein neues Lustspiel in fünf Aufzügen, also eine bedeutende Arbeit, vorgelesen; die Schauspieler, welche durch ihre lange Erfahrung so ziemlich im Stande sind, wo nicht den ästhetischen Werth, doch die voraussichtliche theatralische Wirkung eines neuen Stückes zu würdigen, hatten sich von der neuen Dichtung den besten Effekt versprochen und das Stück vorzugsweise sogleich einstudirt, wahrscheinlich in der Hoffnung, dann sobald kein neues mehr einstudiren zu dürfen. Es ist aber eine allbekannte Sache, daß sich die Schauspieler, sogar die des Théâtre français, welchen man mehr Einsicht zutrauen darf, als denen der andern Theater, zuweilen gewaltig verrechnen. Auch ist das Publikum nicht immer gleich gestimmt; indessen hätten die Schauspieler des Théâtre français sich nicht träumen lassen, daß sie mit einem Scribe'schen Stücke Gefahr liefen, zu verunglücken; denn welcher Dichter ist gewandter, als er, kennt besser die Bühne und was Effekt macht, ist mit seinem Publikum vertrauter und darf sich so viel bei demselben herausnehmen, als er? Mit Scribe glaubten sie völlig gesichert zu seyn. Und dennoch haben sie sich getäuscht, und zum ersten Male ist eine große Arbeit Scribe's, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, was nach dem Trauerspiel hier für die höchste dramatische Gattung gilt, gänzlich durchgefallen und sogar ausgepfiffen worden. Das Stück hieß: les Indépendans, und wie er in seinem Bertrand et Raton die getäuschten Politiker, in seiner Camaraderie das Unwesen der Coterieumtriebe und des Haschens nach Ehrenstellen und Staatsämtern geschildert hat, so wollte er hier eine andere Täuschung der jetzigen Welt geißeln. In Frankreich und England gibt es eine Menge Menschen, welche mit Recht stolz darauf sind, daß sie ihr Gewissen nicht einer Stellung im Staate aufzuopfern brauchen, und leben können, ohne den Staatsschatz das Geringste zu kosten, oder sich besolden zu lassen. Sie haben daher ihr freies Wort und ihr freies Urtheil, und können in den politischen Versammlungen ihre Meinung kühn laut werden lassen. Solche Männer sind es auch eigentlich, welche den Kern der Oppositionspartei ausmachen. Dagegen aber gibt es viele Andere, welche auf ihre Unabhängigkeit und Selbstständigkeit pochen und doch wahre Sklaven ihrer Verhältnisse sind. Einige stehen unter dem Joche ihrer Frauen, ihrer Familien, Andere möchten gerne ihre Selbstständigkeit zu Gelde machen, wenn sie Jemand des Kaufs werth hielte. Dergleichen falsche, bloß vermeintliche Unabhängige wollte nun Scribe in seinem Lustspiel so erbärmlich schildern, als sie wirklich sind. Eine solche Aufgabe war der Bühne würdig, wenn anders die Bühne dazu bestimmt ist, die Fehler der Menschen zu geißeln und zu bessern; aber Scribe hätte sich Molière zum Muster nehmen sollen, welcher nur Einen gehässigen Charakter aufstellt, wenn er irgend ein Laster züchtigen will, und diesen zur Hauptperson des Stückes macht; so im Tartüffe. Scribe dagegen bringt der widrigen Charaktere immer mehrere an; sie wimmeln in allen Theilen des Stücks. Wohl deßhalb hatte seine Camaraderie schon weit weniger gefallen, als sein erstes Lustspiel: Bertrand et Raton. In den Indépendans ist es noch schlimmer; hier ekeln die charakterlosen Menschen den Zuschauer bald an; sie mögen wohl nach dem Leben conterfeit seyn, aber nicht alles Natürliche gefällt. Es ist eine Kunst, aus den Gebrechen der Menschheit, besonders aus Fehlern, die man um sich her begehen sieht, ein der Bühne würdiges Schauspiel zu machen. Diese Kunst hatte Scribe hier vernachlässigt und sich dagegen zu sehr auf sein gewöhnliches Glück in Darstellung dramatischer Stoffe verlassen. Das Publikum wandte mit Unwillen seinen Blick von den auf der Bühne dargestellten Armseligkeiten der großen Welt ab, und da das Stück leider sehr lang war, so machte sich zuletzt der Unwille durch die gellendsten Töne der Mißbilligung Luft. Wenn Scribe klug ist, so wird ihm dieser Vorfall zu ernstem Nachdenken Anlaß geben. Das Vaudevilledichten geht ihm so leicht von der Hand, daß er in diesem Fache keinen Meister hat, und daß er nur seiner ihm angeborenen und durch lange Uebung vervollkommneten Gewandtheit den Lauf zu lassen braucht, um in wenigen Tagen ein neues Stück hervorzubringen. Er glaubte, mit einem großen Lustspiel gehe es eben so leicht, und er brauche nur den Stoff auszudehnen. Er hat nun gesehen, daß damit noch kein gutes Lustspiel gemacht wird, daß diese Gattung mehr Kunst und tieferes Studium erfordert. Hoffentlich wird er nun behutsamer zu Werke gehen, und falls er wieder einen Versuch auf der großen Bühne des Théâtre français wagen sollte, das Lustspiel nicht mehr wie ein langes Vaudeville behandeln. Uebrigens hat Scribe bereits Ersay für das Durchfallen seines Lustspiels erhalten; denn kaum waren die gellenden Pfeifentöne des Publikums im Théâtre français verklungen, als ihm für seinen „schwarzen Domino“ an der komischen Oper ein so rauschender Beifall zu Theil wurde, wie nur seine besten Stücke gefunden haben. Dieser schwarze Domino wird wahrscheinlich in wenigen Monaten auf allen großen Bühnen Europa's erscheinen; denn er ist eine lustige, gefällige Person, und Auber hat eine Musik dazu gedichtet, die sich dem heitern Stoff trefflich anpaßt. In der letzten Zeit sind die lustigen Operetten, deren man sonst so viele hatte, selten geworden. Die Operette hat sich zur großen Oper erheben wollen, und ist bis zur Langenweile ernsthaft geworden. Sogar mit Geschichte will sie sich befassen, und dadurch hat sie sich ganz unausstehlich gemacht. Dieser Vorwurf kann jedoch Scribe nicht treffen; denn er hat beim Dichten des Textes einer Operette nie vergessen, daß sie erheitern und eine gefällige Handlung darstellen soll. Diesmal soll er den Stoff aus Casanova's Memoiren, woraus schon mehrmals von den hiesigen Theaterdichtern geschöpft worden ist, entlehnt haben, wie denn überhaupt Niemand die Memoiren der neuern Zeit so fleißig gelesen und so geschickt zu dramatischen Stoffen benutzt hat, als eben Scribe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 308.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Dienstag, den 26. December 1837.

— Ich rede
Von Träumen, Kindern eines müß'gen Hirns,
Von nichts als eitler Phantaſie erzeugt,
Die aus ſo dünnem Stoff als Luft beſteht
Und flücht'ger wechſelt als der Wind.
Shakespeare.

Ueber die Träume.

Von F. L. Bührlen.

„Träume ſind Schäume!“ ſagt das Sprüchwort. Volksthümliche Ausſprüche ſind in tiefergründenden Dingen nicht immer die beſte Autorität. Die ihnen zum Grunde liegenden Beobachtungen ſind oft zu ſehr in Bauſch und Bogen gemacht, von der Oberfläche abgeſchöpft, und man mag ſich in geiſtigen und ſittlichen Verhältniſſen mit ihrer Anwendung in Acht nehmen. Auch darf man ſich ſtets vorhalten, daß bei beſtimmten Fällen ein allgemeiner Satz nicht immer durchhilft. — „Träume kommen aus dem Magen!“ ſagt Franz Moor. Auch dieſer mit ſich im Innerſten entzweite Charakter iſt uns ein ſchlechter Gewährsmann, namentlich wenn er ſeine fürchterlichen Anwandlungen durch Reflexion beſchwichtigen will. Seine Philoſophie riecht ſtark nach Schwefel. Dennoch halte ich es, nachdem ich über ein halbes Jahrhundert lang geträumt und mein Träumen ſeit vielen Jahren beobachtet habe, im Ganzen mit beiden Sprüchwörtern.

Man kann die Unterſuchung über den organiſchen Grund des Träumens füglich den Phyſiologen überlaſſen, die uns über die verſchiedenen Nervenſyſteme, das Gehirnſyſtem, das Ganglienſyſtem und das beide vermittelnde und Träume einleitende ſympathetiſche Nervenſyſtem vieles zu ſagen wiſſen. So gut man über ſein „Denken“ Beobachtungen anſtellen kann, ohne die körperlichen Organe und Funktionen des Denkens genau zu kennen, ſo kann man auch über ſein „Träumen“ nachdenken, ohne zu wiſſen, welche Nervenſyſteme dabei ihr Spiel treiben. Wir ſitzen in beiden Fällen gewiſſermaßen vor der Scene; wir nehmen das Schauſpiel wahr, ſehen, vergleichen, urtheilen, ohne hinter die Couliſſen zu treten und den ſpielenden Organen, der Maſchinerie, wie man zu ſagen pflegt, in die Karten zu ſehen.

Von jeher hätte der Menſch das Zufällige und Ungewiſſe gern aus ſeinem Leben weggebracht. Er ſuchte es alſo an Sphären, bei denen er Naturgeſetz und Regel mehr ahnete als kannte, zu knüpfen. Am Geheimnißvollen räthſelte er herum, bis er ihm Bedeutungen abzugewinnen glaubte; er machte es zu einer Werkſtätte von Einflüſſen auf ſein Daſeyn, deren eigentlicher Cauſalzuſammenhang viel näher lag. Während er nun das Zufällige als einen Ausfluß höherer geheimer Gewalten zu deuten verſuchte, verſäumte er, das Wirkliche in ſeiner organiſchen Nothwendigkeit zu erkennen. So that er nun geiſtig und ſittlich zu wenig und zu viel. Er wandte ſein Auge nicht vollends zum Allwaltenden hinauf, dem er mit hingebender Pietät Alles anheim zu ſtellen hatte, was er mit ſeinem beſten Wiſſen und Willen nicht ändern konnte; ſowie er andererſeits den tiefen organiſchen Zuſammenhang

Digitized by Google

in seinem geistigen und leiblichen Wesen, die relative Nothwendigkeit seiner Individualität, die Naturgesetzlichkeit seines eigensten Daseyns zu beobachten und möglichst zu durchschauen verabsäumte.

An den Sternenlauf ward nicht etwa nur der Gang der Witterung, sondern auch der Lebenslauf der Völker und Menschen geknüpft. Der Sternenhimmel war seit den ältesten Zeiten der Webstuhl, auf welchem durch geheimnißvolle, zarte Fäden auch das Schicksal des Menschengeschlechts, ja des kleinsten Sterblichen mitgewoben wurde. Je mehr aber die Naturforschung Licht, Ordnung, Regel und Gesetz in die Sternenwelt bringt, desto mehr löst sich diese von der Erde los; die Körper rollen ihre eigenen Bahnen, ohne auf unsern kleinen Planeten einen andern als den allgemeinen cosmischen, kein Menschengeschick bestimmenden Einfluß zu üben. Selbst Erscheinungen, welche ganze Welttheile berühren, auf ihre Bevölkerung den bedeutendsten physischen und psychischen Einfluß äußern, wie Cholera, Pest, Hungerjahre ꝛc. sind bloß tellurische Ereignisse, die keine uns wahrnehmbare Parallare am Sternenhimmel haben.

Aber noch viele andere kleinere und näher gelegene Sphären hat der Wahn zu Trägern seiner Ahnungen, Prophezeiungen, Deutungen, Aengsten und Hoffnungen gemacht, heran bis zu den Zügen der Hand. Allerdings sind sie Lineamente dessen, der sein eigenes Schicksal hat, aber nur der Allwissende kennt ihren organischen Verband mit diesem. Eben so gut könnte man des Menschen Geschick aus jedem andern Zuge seines Leibes, ja noch besser aus seinem Auge, seiner Stimme, seinen Geberden, seinem ganzen Habitus deuten. Wo aber die ganze physiognomische Weisheit, wo die umsichtigsten und potenzirtesten Combinationen nicht hinreichen, wie sollte es die Wahrnehmung eines höchst untergeordneten und für ein Menschenleben ganz unbedeutenden Zuges?

Durch alle die augurischen, nekro- und chiromantischen Blendwerke ist der Mensch der Zufälligkeit, der er entgehen wollte, erst recht unterthan geworden. Bei der alten Zeichendeutung nahm aber der Causalzusammenhang der Ereignisse seinen Weg durch die Absichtlichkeit und schlaue Berechnung der Deuter. Wer Karten und Kaffeesatz für Orakel hält, der bringt sich um das fromme Gefühl der sittlichen Entwicklung seines Daseyns.

Der helle Verstand ist endlich dahin gekommen, des Menschen formelles und materielles Geschick nach Zeit und Raum ꝛc. für unbestimmbar, von Umständen und Zufällen abhängig zu nehmen, über sein inneres, moralisches Schicksal aber geradezu auszusprechen: Er, der Mensch sey es selbst durch seinen Charakter.

Träume — das war von jeher auch eine recht ergiebige Fundgrube für den Aberglauben und Wahn. Sie stammen aus dem unergründlichen Reich der Phantasie. Sie kommen und verschwinden, wer weiß, woher? wohin? Sie ziehen so ätherisch, sylphidisch, heimlich und unheimlich, bunt und bleich, laut und schweigsam, sinnig und unsinnig, wohlgestaltig und carrikirend, wonnig und gräßlich vorüber. Der Träumer ist sich selbst ein Räthsel und ganz passiv der Gewalt des Traumgottes hingegeben.

Im Wachen ein besonnener Mensch, ein geordneter Hausvater und Bürger, ein ruhiger Philister und mit Sachkenntniß langweilig, wird er, kaum auf dem Ohr liegend, ein Dichter, ein Komiker und Tragiker, ein Tausendkünstler und Zauberer, ein Verliebter und Geliebter, ein König, dem ein Kriegsheer, oder ein Sultan, dem ein Harem zu Gebot steht; ein hoher oder großer Reisender, ein Weltumsegler, ein Held, wohl auch ein Räuber, Mordbrenner. Aber siehe da! die Gattin ruft den Träumer beim Namen, das Kleine ist unruhig; er macht Licht, fährt in Schlafrock und Pantoffeln, die tolle Herrlichkeit ist vorüber und er ganz der Alte. Doch macht er sich Gedanken über den Traumspuk. Er, der in seinem Dünkel weder von Gott noch Menschen, weder von der Natur noch von der Erfahrung guten Rath annimmt, er wähnt nun, der Traum habe ihm etwas Besonderes sagen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cosa rara.

(Fortsetzung.)

An einer Stelle, wo ein hoher Gartenzaun ihn vor unbescheidenen Blicken verbarg, blieb Raimund stehen, wischte sich den Schweiß von der Stirne und sagte tragisch zu sich selber: „So wäre also das Schreckliche erfüllt! ich bin verliebt und darf nicht mehr daran zweifeln. Verliebt! in wen? In eine gewisse Albrecht, kommend, wer weiß woher, gehend, wer weiß wohin? Ich schelte mich aus, ich ärgere mich — aber sie hat so schöne Augen! — Wäre sie nicht eine Dame von Eis, existirte der verwünschte Bruder nicht, der blinde, unangenehme Wächter, könnte sie meiner Liebenswürdigkeit widerstehen?“ Er knöpfte den Rock bis zur Halsbinde zu, hob die Finger wie zum Schwur gen Himmel und sprach pathetisch: „Ich will sie nicht wieder sehen!“ Indessen schlug die Stunde, die in's Theater rief; unwillkührlich griff Raimund nach dem Abonnementsbillet in seiner Tasche. Dann eilte er spornstreichs in das Kaffeehaus, trank mit vollen Zügen eine halbe Flasche Champagner und war im Schauspielhause, bevor der Vorhang in die Höhe ging.

Das Haus war beträchtlich gefüllt; dem jungen Herrn wurde unbehaglich unter der Menge von bekannten, fragenden Gesichtern. Eine herzhafte Idee, des Champagners

Digitized by Google

Kind, ſtieg in ihm auf. Er lief auf die Bühne, was er noch nie gethan. Dem Freigebigen öffneten ſich die verbotenen, geheimnißvollen Räume. Er ſchoß ſeine Blicke rings umher: ſie fanden bald die Geſuchte, die er nicht mehr hatte ſehen wollen. Madame Albrecht ſtand allein, von der Scene kommend, in ſich gekehrt, die Augen auf den Boden geheftet. Der muthige Raimund redete ſie an; erſtaunt und fremd hörte ſie ihm zu. Seine gewohnte Geſchwätzigkeit wollte nach langer Unthätigkeit wieder im vollen Glanze auftreten, und er plauderte einige Zeit Galantes, Verliebtes, Ruhmrediges und Albernes durch einander, als die kalte Frage der Schauſpielerin: „Was ſteht eigentlich zu Ihren Dienſten? ich verſtehe Sie nicht,“ ihn gählings aus der Faſſung brachte. — „Entſchuldigen Sie mich,“ ſtammelte er und ſchlich in einen dunkeln Winkel, um an den Nägeln zu kauen, ſein Ungeſchick zu verwünſchen und den Gegenſtand ſeiner Neigung verſtohlen von Ferne zu beobachten.

„Hat nicht Jemand mit dir geredet, Caroline?“ fragte ein Mann, der behutſam längs der Couliſſen einhertappte. „Ein Herr, den ich nicht kenne, den ich nicht einmal verſtand,“ antwortete Caroline gleichgültig; „er ſcheint ſich von einem Gelage hieher verirrt zu haben.“ Dann ſtreichelte ſie gütig die Wangen des Blinden und ſagte zärtlich: „Du haſt Langeweile, lieber Theodor? Sey zufrieden, nach dem dritten Aufzug iſt meine Rolle zu Ende und wir gehen nach Hauſe. Ich habe geſorgt, daß deine Lieblingsſpeiſe dich heute Abend erfreue.“ — „Ach, Caroline!“ ſeufzte der Blinde, „nur deine Liebe iſt's, die mich erfreut. Welche Laſt bin ich für dich! Wenn der Direktor ſeine Drohung verwirklichte, mich zu entlaſſen, weil ich einem angeſehenen Manne mit gutem Recht die Thüre gewieſen, was würdeſt du alsdann — ach, was würde ich beginnen?“ — „Du machſt mich böſe mit deinen Zweifeln, Theodor. Werden wir um unſer Auskommen verlegen ſeyn? Sind wir's bis jezt geweſen? Faſſe Muth; ich bin dem Direktor hier unentbehrlich, und wo ich bin, mußt auch du ſeyn. Vergiß nicht, daß wir einen Brief erwarten, der unſere Armuth in Wohlſtand verkehren wird.“ Die tröſtliche Stimme der Frau verhehlte die Befürchtungen, die ſich auf ihrem Geſichte ausſprachen. „Sie ſind in Noth,“ flüſterte ſich Raimund zu und entfloh in die Couliſſen gegenüber; „der Engel wird mir von Stunde zu Stunde intereſſanter!“

Während ſeine Hand in der Taſche mit Gold klimperte, ſtarrte er ſein holdes Vis-a-vis unaufhörlich an. Der Bruder hatte ſich von ihr entfernt. Der Friſeur trat zu ihr, um einige Locken ihres Haares zu ordnen. Raimund glaubte zu bemerken, daß die Dame, in nachläſſigem Geſpräch mit dem Künſtler begriffen, einigemal ſcharf herüberſah, daß auch der Friſeur einmal den Blick nach ihm richtete. „Bravo, ſie ſpricht von mir!“ dachte er ſelbſtgefällig und verdoppelte das Feuer ſeiner Augen. Er hatte diesmal recht geſehen. Die Schauſpielerin, ſeine Aufmerkſamkeit beachtend, fragte den Friſeur: „Sagen Sie mir doch, wer iſt der Herr in jener Couliſſe?“ — „Ein Fremder, meine ſchöne Madame. Er nennt ſich Raimund, von Raimund, was weiß ich? Wir Alle heißen ihn von, weil er außerordentlich reich ſeyn ſoll. Der einzige Sohn, ledig, ein luſtiger Bruder.“ — „Raimund? Wiſſen Sie nicht, wo er daheim, was ſeine Geſchäfte, warum er hier verweilt?“ — „Ein Ungar, ſo viel ich weiß, meine Schönſte; aus Preßburg, oder doch aus der Gegend; ein deutſcher Ungar nämlich, von deutſchen Eltern, geſchäftslos, auf der Durchreiſe nach Paris begriffen.“ — „Ich danke,“ erwiderte die Albrecht kurz, und ging ruhig in das Ankleidezimmer. Nach einigen Minuten wußte Raimund bereits, was ihm der Coiffeur, auf ein Trinkgeld zielend, zu entdecken begierig war, und in ſeiner Bruſt gingen die ſtolzeſten Hoffnungen auf.

Wie wurde ihm aber erſt zu Muthe, da er nach kurzer Abweſenheit die Huldin ſeiner Gedanken wieder erſcheinen, in ſeine Nähe kommen ſah, und deutlich wahrnehmen mußte, daß ſie ihn jezt verſtohlen betrachtete, wie er zuvor ſie angeſehen! Einigemal begegneten ſeine Blicke den ihrigen, und er bemerkte in den Augen der Künſtlerin einen hinreißenden feuchten Glanz, ein mildglimmendes Feuer, das alle Herrlichkeiten des Lebens, Wohlwollen, Mitgefühl, Freundſchaft, Liebe und Sehnſucht verrieth. Sein Champagnerrauſch war erloſchen, die Schüchternheit des ſchmachtenden Liebhabers war an die Stelle getreten. Nicht um eine Million wäre er im Stande geweſen, nur ein Wort zu ſeiner Niobe zu reden, aber taumelnd vor Entzücken ſtürzte er in's Freie. Er jubelte ſein beginnendes Glück zu den Sternen empor, er folgte von Ferne wie auf Filzſchuhen dem heimkehrenden Geſchwiſterpaar; er merkte ſich genau die Straße, das Haus, die Thüre, das Stockwerk, an deſſen Fenſtern Carolinens Schatten ſchwankte; er küßte die Schwelle, worüber Carolinens Fuß gegangen. Als dann ſpäter das Publikum das Theater verließ, und ein Jeder ſeinem Urtheil Luft machte, als die Albrecht von allen Zungen genannt und geprieſen wurde, und ſogar die Damen ihrer beifällig erwähnten; als einige Enthuſiaſten mit Brillen und Bärten an Raimund vorüberrenommirten und riefen: „Wer von ihr geliebt würde, wäre ein Gott!“ oder: „Ihr Herz und eine Hütte!“ oder: „Auf Ehre! ſie allein vermöchte mich zu feſſeln und wäre meiner werth!“ da brummte der junge Rentier vor ſich hin: „Ihr Gimpel ſeyd Alle nicht würdig des höchſten Glücks, deſſen Morgenröthe mir aufgegangen iſt. Ich darf nicht zweifeln, daß ſie mir ihr Herz geſchenkt, und ein Weiteres will ich ſchon morgen erfahren!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Konkurrenz-Anzeigen.

Mit Nr. 10 beginnt:

(Fortsetzung.)

Kaiser Ferdinand Nordbahn. Direktion Wien. Wien, Nordbahnhof.

Lieferung von Schienen. Die Lieferung von 1000 Stück Schienen, 1000 Stück Laschen, 1000 Stück Schienenbolzen, 1000 Stück Unterlagsplatten, 1000 Stück Hakenschrauben, 1000 Stück Keilen, 1000 Stück Laschenbolzen, 1000 Stück Laschenmuttern, 1000 Stück Laschenunterlagsplatten, 1000 Stück Laschenschrauben, 1000 Stück Laschenke

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 27. December 1837.

Ich fühle
Die Nähe
Des Lieben,
Und Liebe,
Getrieben
Von Hoffnung und Schmerz.

Goethe.
Lila.

Cosa rara.

(Fortsetzung.)

4.

Die Gerberstraße ist eine der engsten und unreinlichsten von Seeburg. Geringe Handwerker und arme Leute bewohnen sie; in die hohen und dunkeln Häuser scheint nur selten die Sonne. In diesem geräuschvollen, aber traurigen Stadttheile hatten die Mitglieder der Schaubühne — in kleinen Städten eine Art von Parias, vermieden von Hohen und Niedern — ihre Quartiere gefunden. In dem dritten Stockwerke eines dieser unwohnlichen Häuser, in einer dürftig möblirten Stube saß Madame Albrecht an einem Tische, den Kopf in die Hände gestützt, und in einen vor ihr aufgeschlagenen Brief starrend, den sie immer wieder und wieder las, auf den hie und da eine bittere Zähre tropfte. Alles war stille um sie her, nur die Schwarzwälderuhr an der nackten Wand pickte ihr einschläferndes Lied; dann und wann streifte eine Winterfliege an die Saiten der Guitarre, die im Winkel lehnte. Die Garderobe der Rolle vom vorigen Abend lag noch unordentlich auf den paar Stühlen umher. Es war leicht zu sehen, daß der Brief die Bewohnerin der ärmlichen Stube bei ihren Aufräumgeschäften überrascht hatte.

Endlich erhob Caroline die Augen zum Himmel und faltete die aufgestützten Hände. Ihre leidensvolle Miene schien zu sagen: „Gott! mit welchen Hoffnungen habe ich dieses Blatt entsiegelt, und wie seh' ich mich getäuscht!“ Dann sprach sie leise, indem sie aufstand und im Zimmer hin und her ging: „Ich will ihm noch nichts von diesem Briefe mittheilen. Ich will noch einige Tage warten, damit ihn, den Unglücklichen, den Verzagenden, die Verzweiflung nicht übermanne.“ Nach einer Pause sezte sie erröthend hinzu: „Noch ein Geheimniß zwischen uns! das zweite seit gestern! Welche Unruhe in meiner Brust! Mangel und Reue drücken mich zu Boden — die Zukunft droht finster und ein neues Leiden ist gekommen, mein Herz zu zerreißen, ein Leiden, das ich in mir verschlossen halten muß. Die Mittheilung, der Austausch der geheimsten Gedanken ist sonst eine wohlthätige Pflicht zwischen Unglücksgenossen, und ich muß schweigen? Ja, ich muß, er darf noch nicht erfahren —“

Sie sezte sich wieder, schob den Brief zur Seite, ergriff mechanisch die Feder und schrieb, in Gedanken versunken, Raimunds Namen wohl ein Dutzend Mal auf das vor ihr liegende Papier. Schmerzlich lächelnd sagte sie zuweilen während dieser Federübung: „Er könnte helfen; ein Wort von ihm, nur eine großmüthige Wallung seines eiteln Herzens, und wir wären geborgen! — Aber, würde er das Wort sagen? würde er einem edeln Gefühl Raum

Digitized by Google

geben wollen? Wie darf ich wagen, mich an ihn zu wenden? Welche Folgen könnte ein solcher Schritt für mich haben? Schmach und Hohn wären nur zu gewiß der Preis meiner Demüthigung!“ Seufzend ließ sie die Feder fallen und öffnete hastig eine Schublade, aus der sie ein kleines Medaillon nahm, welches sie mit convulsivischer Zärtlichkeit an die Lippen drückte. „Wenn du noch lebst,“ schluchzte sie, „wenn du noch dann und wann meiner gedenkst, o so flüstere dir die Ahnung deiner trauernden Seele zu, daß mich die gerechte Strafe ereilt, im Uebermaße ereilt hat! Fluchtest du mir? dein Fluch hat schreckliche Früchte getragen. Vergabst du mir? ich darf es nicht hoffen. Wäre es aber, so bete für mich in dieser angstvollen Stunde, daß die Vergeltung endlich ihr rächendes Schwert niederlege. Ich kann's nicht mehr ertragen — und schweigen!“ Sie verbarg das Bild unter ihrem Schnupftuche und stieß finster die Worte heraus: „Ich Wahnsinnige! dieses, gerade dieses Bild sollte ein Talisman gegen mein Elend seyn?“

Sie horchte: unsichere Tritte kamen die steile Treppe herauf. „Wie? sollte er schon zurück seyn? In welcher Stimmung fände er mich?“ Ein bescheidenes Klopfen verkündigte einen fremden Besucher. — Caroline, zusammenfahrend, aber sogar in der höchsten Betrübniß die Weiblichkeit nicht verleugnend, gönnte dem Spiegel einen Augenblick, ehe sie dem dringender Klopfenden das „Herein“ zurief. — Raimund trat in das Zimmer. — Seine Verlegenheit war außerordentlich; er fand nicht Worte, nur Verbeugungen; aber Carolinens Bestürzung war viel größer als die seinige. Ein Nebel, wie der des Schwindels, flog über ihre Augen, ihre Zunge versagte den Willkomm, ihre Knie zitterten. Raimund, als er die Blicke erhob, sah die blasse Frau wanken, sinken, fing sie auf in seinen Armen und führte sie zu dem Sessel, den sie kaum verlassen.

„Mein Gott!“ stammelte er, „was ist geschehen? Sie werden ohnmächtig? Wie kann ich helfen?“ Madame Albrecht ermannte sich, sie richtete sich auf. „Ich danke Ihnen,“ lispelte sie, „mein schwacher Körper, meine Nervenleiden tragen die Schuld dieses sonderbaren Empfangs.“ — „Wenn ich nicht Thränenspuren in Ihren himmlischen Augen sähe,“ entgegnete Raimund kleinlaut, „so würde ich glauben, daß mein Erscheinen Sie unangenehm betroffen habe.“ — „Im Gegentheil, ich versichere Sie, im Gegentheil,“ versetzte Caroline eilig. Sie schwieg dann, als hätte sie etwas Unbesonnenes gesagt. Aber ihre Augen ruhten, wenn auch feucht von Zähren, mit dem innigsten Wohlgefallen auf dem jungen Mann. Dieses bemerkend, faßte er neuen Muth, ergriff die bebende Hand der Dame und sprach: „Wahrhaftig? Aber Sie haben geweint, können mir's nicht verbergen. Die Ursache dieses Grams — lassen Sie mich dieselbe wissen.“ — „Nun denn, Herr — Herr Raimund; Sie mögen's erfahren: Gersdorf ist heute von der Direktion abgedankt worden. Ich wollte sein Schicksal theilen, oder ihn bei der Bühne festhalten. Der Eigensinn des Unternehmers hat auch *mich* entlassen. In wenigen Wochen sind wir ohne Brod und — ach, ohne Aussicht auf Versorgung! Der Winter hat begonnen, die Schaubühnen haben alle ihre Fächer wohl besezt; endlich der Zustand Theodors — Eine namhafte Kunstanstalt hat sich *meines* geringen Talents noch nicht erbarmen wollen; eine wandernde Bühne ist nicht leicht geneigt, einen Blinden anzustellen, und doch sind die Besoldungen so ärmlich, daß die Gage des einzelnen Mitglieds nicht hinreicht, zwei Personen zu erhalten: — denken Sie sich unsere Lage. Theodor ist in Verzweiflung. Einige seiner Kameraden haben ihn vor das Thor geführt, um seinen Verdruß mit einem Glase Wein zu verscheuchen.“ — „Recht, recht. Ich begegnete Ihrem Herrn Bruder mit seiner Gesellschaft unter dem Thore,“ fiel Raimund ein; „seine Abwesenheit gab mir den Muth, Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen.“ — „Ich verstehe nicht — was ist zu Ihren Diensten?“ Erst jezt entzog Caroline dem jungen Mann ihre Hand. Er machte sich dafür mit seinem Hut zu schaffen und begann stotternd die Lektion herzusagen, die er sich auf dem Wege zur Gerbergasse aufgegeben hatte. Er brachte confuses Zeug durcheinander vor: Huldigungen, der Kunst geweiht, Huldigungen, der Schönheit dargebracht, glühende Versicherungen ewiger Liebe, schmelzende Bitten um etwas Gegenliebe, bescheidene Voraussetzungen der Erhörung, Andeutungen, wie sehr er des Glücks werth sey, Freskogemälde eines glänzenden Looses, das die Künstlerin erwarte, und dergleichen mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Träume.

(Fortsetzung.)

Träume sollen nicht etwa nur rückwärts deutend auf die Vergangenheit des Menschen ein bald heiteres, bald trübes Licht werfen, sie sollen auch in geheimen Bildern seine Zukunft andeuten und ihm entweder nächstkommende Ereignisse oder in mystischem Keime die Entwicklung seines Daseyns vor Augen bringen.

Hätte ich nur je Etwas von dieser divinatorischen Kraft des Traumes bei mir bemerkt! — Wenn einer meiner Träume rückwärts zielte, so ging er gewöhnlich auf meine jüngern Jahre zurück. Ich war noch Obergymnasist, ist stand im Examen, ich hatte das Lektionsfieber, oder ich kam zum Orgelgesang zu spät, die Glocken

Digitized by Google

hatten ausgeläutet, die Musik wartete auf mich, oder ich hatte den Mantel zur Leiche vergessen, kam im runden Hute, der Cantor machte ein zorniges Gesicht. Stets machte sich ein Hinderniß, eine Hemmung und Stockung, ein Fehler, eine Fatalität in meinen Träumen bemerkbar, und noch eher bekam ich Gymnasialprügel, als daß ich beim Studentenschmause das Gaudeamus igitur gesungen hätte. — Von der Art waren die erstaunenswürdigen Aufschlüsse über meine Vergangenheit.

Daß unsere Träume so gern die Mitteljahre überspringen und in die frühern Jahre zurückgehen, mag uns nicht wundern. Diese waren mit Ursprünglichem, Reinmenschlichem, spezifisch Neuem, mit tüchtigen Objektivitäten, mit stark wechselnden Empfindungen erfüllt, während sich in unserm Mittelalter wenig Phantastisches zutrug oder von uns als solches aufgenommen wurde. Gibt es doch viele alte Kindsköpfe, denen es auch im Wachen immer von ihren Jugendjahren träumt, die stets auf ihre Schul- und Studienjahre zurückkommen, weil sie damals noch ein wenig poetisch gestimmt, noch nicht von den Ordonnanzen des Philisterthums in das Bockshorn der Alltäglichkeit gejagt waren. — Poetisch dürfen wir ja Alles nennen, was den Menschen im Ganzen seines Wesens ergreift und aufregt und eine Totalität des Lebens in sich abspiegelt, während Prosa jede Besonderheit ist, in der kein Lebenssaft der allgemeinen Naturkraft sich bewegt.

Wenn aber vom prophetischen Hinausdeuten des Traumes in die Zukunft die Frage ist, so muß ich offen bekennen, daß mich nie ein Traum solcher Art unheimlich erschreckt oder hoffnungsvoll beglückt hat. Vielleicht hätte er sein Wahrsagerisches aus dem verständigen Hellsehen des Wachens entlehnen können. Doch auch hier dringt kein Blick in die Zukunft, es wäre denn von einer Realität die Rede, bei welcher alle organischen Lebensbedingungen des Wachsthums oder Welkens, des Steigens oder Sinkens, der Dauer oder der Zerstörung auf flacher Hand daliegen.

Daß wir in der Geschichte der Nationen nicht in die Zukunft schauen, ist kein Wunder, weil uns die zusammenwirkenden Faktoren, die aus der Nähe und Ferne bedingenden Momente nicht gegeben sind. Der Umsichtigste sieht diese Schranke seines Vorherwissens immer am besten ein. Aber befremden möchte es uns, daß wir unser eigenes kleines Schicksal nicht errathen, da doch in diesem engen, uns so bekannten Kreise ein Berechnen der Entwicklungsgesetze wohl anschlagen sollte. Dennoch ist dies nicht der Fall. Wir, die wir mit unserm eigenen und unserer Angehörigen Wesen so innig vertraut sind, können für unsere und ihre künftige Klugheit, Besonnenheit, Sittlichkeit nicht stehen, können die Entfaltung und Nachhaltigkeit der physischen und intellektuellen Kraft nicht bestimmen, und ebensowenig können wir die Gestaltung unseres und ihres Lebens nach seiner äußern Form voraus ahnen.

Wie sollte nun im Traume, der augenblicklichsten und subjektivsten Erscheinung unserer regellosen Imagination, ein vorbildlicher Keim dessen liegen können, was sich aus den mannichfaltigsten physischen, geistigen und sittlichen Potenzen, aus Angestammtem, Angeborenem, Angebildetem, Aufgenommenem, Aufgenöthigtem, aus Freiheit und Nothwendigkeit, Vernunft, Glück und Zufall zur Einheit unsers Lebens zusammen gestaltet? Wem von uns hat ein Kindertraum seine Jünglingsjahre, ein Jugendtraum seine Mannesschicksale vorher angedeutet? Hat uns aber kein Traum die Hauptformationen unsers Lebens, Stand, Ehestand, Hausstand, bürgerliche Geltung, ernste und heitere Interessen ꝛc., vorahnen lassen, so mögen wir auch keinem das Recht einräumen, uns über unsere Zukunft zu erfreuen oder zu erschrecken. Und das ist nun von Gottes wegen so. Die Aufgabe des Lebens wird von uns durch Anstrengung unserer Gesammtkraft, und gerade dadurch gelöst, daß wir das Fazit nicht vorauswissen; ja, ich halte es für eine sittliche Ungezogenheit, es vorauswissen zu wollen, für die Anzeige einer innern Gottlosigkeit.

Mit dem Zutreffen von Andeutungen ist es wohl, wie mit allen Vorhersagungen aus nicht-ursächlichen Momenten. Man macht von dem seltenen Treffer ein ungemeines Aufheben und verschweigt sich und Andern die Nieten. Man wird wohl mit geträumten Nummern nicht öfter im Lotto gewinnen, als mit ungeträumten, nur wird ein geträumter Treffer bei allen Traumdeutern eine ungeheure Sensation machen, obwohl das Glück eben so zufällig war, als im andern Falle.

Wie wenig das Beobachten, Forschen und Nachdenken über natürliche Erscheinungen der Meisten Sache sey, kann Jeder merken, der sich damit beschäftigt, Problematisches festzuhalten und die mannichfaltigsten Wahrnehmungen darauf zu beziehen. Wer auf seine Träume merkt, der wird finden, daß die allermeisten sich an abgebrochene Fäden des vergangenen Tages, an Geschautes, Gedachtes, Gelesenes, Gehörtes, Empfundenes ꝛc., anknüpfen, daß sich hiebei Verschiedenartiges in eine Scene, wohl auch in einen Cyklus verbindet, und in der regellosen Phantasie zu einer Karrikatur des Erlebten ꝛc., zu Anamorphosen der Gestalten des Tages ausbildet. Unter zehn Träumen kann man immer neun sich auf diese Weise erklären; und im Verlauf der Jahre und der Beobachtung bin ich dahin gekommen, daß ich mich nach einem gehabten Traume mehr wundere, wenn ich in ihm eine ganz frei schwebende Phantasterei, als wenn ich die Analogien zu seinen Bildern in den Anregungen des verflossenen Tages finde. Im erstern Fall ist man oft nur zu vergeßlich oder nicht geübt und scharfsinnig genug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Orfila. Champion au petit manteau bleu. Vidocq.

An diesem Talente fehlt es in Frankreich sehr, und man muß es daher höher gestellten Männern, wie Orfila und andern, Dank wissen, daß sie ihren Einfluß dazu benutzen, das französische Volk etwas musikalischer zu machen, als es bisher war. Die kleinen Tagesblätter thun aber das Gegentheil, wie man aus folgendem scherzhaften Bericht sehen kann, den eines derselben, Figaro, dem Doyen Orfila beilegt, indem es behauptet, bei seiner lezten Visitation der medizinischen Schulen habe er sich nur nach dem Zustand der Musik erkundigt, und Berichte wie folgende an's Ministerium eingesendet: „Aus Montpellier. Zustand der Studien an der medizinischen Fakultät. Die Zöglinge wohnen fleißig den dramatischen Vorstellungen bei. Sie haben hier eine ziemlich gute Singmethode, wiewohl der erste Soprano der Bühne wenig Stimme hat. Einige Studenten trillern schon allerliebst und entzücken ihr Publikum. Als Verbesserung möchte ich vorschlagen, den Theaterdirektor zu zwingen, alle Abend eine Oper zu geben, und die Zöglinge zum Abonnement anzuhalten. — Aus Toulouse. Fortschritte in der Wissenschaft. Hier geht es gut; überall singt man, auf den Gassen, in den Salons, im Theater. Es besteht hier ein Musikconservatorium, das die Handwerker in Menge besuchen. Baßstimmen trifft man häufig. — Pathologische Bemerkung. Ich habe nur fünfundvierßig falsche Noten gehört. Der Soprano heißt Herr Valgalin aus Pezenas; er gibt die beste Hoffnung. Ich ersuche die Regierung inständig, ihm Mittel an die Hand zu geben, damit er eine melodiöse Stimme bekomme und richtig singe. Der Munizipalrath erbietet sich, 1200 Franken dazu herzugeben.“ — Man sieht aus diesem Spasse, daß die kleinen Blätter fortwährend ihren gewöhnlichen Muthwillen treiben. Daran kehrt sich aber Niemand; man lacht darüber und hat am folgenden Tage ihre Scherze vergessen. Es ist keine kleine Aufgabe für sie, aus den Tagesbegebenheiten, welche jeden Morgen von den größern Blättern bekannt gemacht werden, Stoff genug zum Spaß und auch wohl zum Spott herauszufinden. Manchmal ist dieser Spott ungerecht, aber zuweilen ist er auch treffend und stellt eine vorübergehende Thorheit in ein helles, verdientes Licht. Arg haben sie einem Mann mitgespielt, der sich die allgemeine Achtung erworben, aber dieselbe durch einen einzigen unüberlegten Schritt auf's Spiel gesezt hatte. Dies ist der bekannte Champion, welcher sich im Winter auf die Brücken oder die öffentlichen Plätze stellt und unter den Nothdürftigen warme Suppe, auch wohl Holz, Kohlen und Kleidung austheilen läßt. Je größer die Kälte ist, desto fleißiger ist Champion im Austheilen. Er gibt nie Geld, und spendet jährlich eine Summe von 10 — 12,000 Fr., obschon er Frau und Kinder hat. Da er immer ein blaues Mäntelchen trägt und auch nicht groß ist, so nennt ihn das Volk nicht anders als das Blaumäntelchen. Dies scheint ihm behagt zu haben, und es ist ihm eingefallen, selbst diesen Namen anzunehmen und denselben auch von der Regierung anerkennen zu lassen. Er hat daher dem Justizministerium die Meldung gemacht, daß er sich künftig Champion au petit manteau bleu nennen wolle. Es mochte wohl mehr Sonderbarkeit als Eitelkeit in diesem Entschlusse liegen; die kleinen Spottblätter sahen aber nur lezteres darin, und gossen daher ihren Spott über den armen Mann aus. So erzählt eines derselben sehr boshaft, Champion, der jezt den langen Namen Championaupetitmanteaubleu trage, fahre in einem offenen Wagen auf den Gassen herum, habe ein blauseidenes Mäntelchen um und einen Hut mit weißen Federn auf; vor ihm her reiten ein Trompeter und ein Herold, und so oft sich ein Armer nahe, reiche ihm Championaupetitmanteaubleu seine Hand zum Küssen, der Trompeter stoße in die Trompete und der Herold rufe aus: „Dies ist die fünfundvierßigtausend zweihundertundsechste Suppe, die mein gnädiger Herr Championaupetitmanteaubleu auszutheilen geruht.“ Der arme Mann wurde durch all diesen vielfach wiederholten und auch in anonymen Briefen enthaltenen Spott so aufgebracht, daß er in einem großen Anschlagzettel betheuerte, es sey ihm nie eingefallen, mit seinen Werken groß zu thun. So mußte der wohlthätige Mann für eine lächerliche Grille, die ihm durch den Kopf gefahren, hart büßen. Er fährt aber dennoch fort, seine Suppen auszutheilen. Nun könnte er dies freilich in irgend einem Hause thun lassen, ohne sich dabei zur Schau zu stellen; was thut dies aber zur Sache? die Armen werden genährt, und darin besteht ja die Wohlthat. Es gibt wenige Bürger, welche sie auf den Gassen aufsuchen. Für arme Tagelöhner ist es sehr erwünscht, Morgens früh auf ihrem Wege ihre Nahrung zu finden, ohne daß sie auch nur ihren Dank abzustatten brauchen. — Zur Tagesgeschichte gehört auch noch, daß von dem berüchtigten Vidocq wieder stark die Rede war, und daß dieser Mann mit der Polizei, bei welcher er sonst handelnde Person gewesen, passiv zu thun bekam. Bekanntlich hat dieser abgefeimte Kerl, der längst durch seine Memoiren, die er aber wohl nicht selbst geschrieben hat und die hernach von Andern fortgesezt worden sind, sich auch im Auslande einen ausgebreiteten Ruf verschafft, vor einigen Jahren ein sogenanntes Auskunftsbüreau in Paris angelegt, wo man für Geld Auskunft über die Person erhält, mit welcher man in Geschäftsverbindung treten will. Nüzlich war solch ein Büreau allerdings; es konnte aber natürlich nur von Jemand gehalten werden, welcher das Auskundschaften als Gewerbe treibt und mit der Polizei in Verbindung steht. Gefährlich war eine solche Anstalt insofern, als dieselbe den Ruf eines Bewohners heimlich gänzlich zu Grunde richten konnte. Es scheint, daß Vidocqs Unternehmen guten Fortgang hatte; denn erst kürzlich hatte er sein Büreau in eines der vornehmsten Stadtreviere verlegt. Die Polizei mußte aber aufmerksam werden auf die Art, wie er sich über Privaten Auskunft verschaffte; sie mußte Vidocq sogar als einen furchtbaren Nebenbuhler betrachten, welcher das für sich bewirkte, was sie mit einer Menge von Beamten und großen Kosten bewirkt. Sie spürte also dem Kundschafter nach und fand, daß er mit einigen Polizeibeamten in geheimer Verbindung stand, und durch ihre Vermittelung aus der Polizeiverwaltung selbst seine Notizen zog. Wahrscheinlich wird die Sache, falls es sich verhält, wie die Zeitungen behaupten, bald vor Gericht öffentlich verhandelt werden. Vidocq ist für die Polizei ein gefährlicher Kerl. Solch einen Schlaukopf und verschmizten Spürhund hätte sie nicht entlassen sollen. Seit der entlassene Vidocq schreibt und auf eigene Rechnung handelt, ist das Polizeihotel schon viel durchsichtiger geworden, als sonst.

Dg.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 131 u. literarische Beilage des Literatur-Comptoirs in Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 28. December 1837.

Romeo. — Ich hatte diese Nacht 'nen Traum. —
Mercutio. Auch ich.
Romeo. — Was war der Eure? —
Mercutio. Daß auf Träume sich
Nicht bauen läßt, daß Träumer öfters lügen.
Shakespeare.

Ueber die Träume.

(Fortsetzung.)

Wer es der Mühe werth hält, seine Träume in dieser Richtung zu untersuchen, der wird bald Interesse und Vergnügen an diesem unschädlichen Geschäft finden, und statt auf Traumin spirationen zu fahnden, wird er fast täglich ein kleines psychologisches Phänomen aufzulösen haben. Niemand lasse sich hievon durch die Spötterei abbringen, daß sich auf solche Weise der visionäre apostolische Paulus in einen, die Wunder natürlich erklärenden Sophronizon umsetze, der die Mysterien der Traumwelt zu nichtssagenden Zerrbildern des Nächstvergangenen, zu einer tollen Ausspinnung der täglichen Prosa abschwäche und die blühende Poesie der Nacht unter Wasser setze. Sollte dem Selbstbeobachter je einmal unerwartet ein Traum von höherer Bedeutung kommen, so wird er als solchen ihn wohl sogleich von den gewöhnlichen Träumen zu unterscheiden wissen. Ich für meinen Theil warte aber noch immer auf einen solchen weissagenden Traum, da meine bisherigen durchaus keinen ominösen Inhalt verriethen und vom pythischen Wesen nur den Wahnsinn an sich hatten.

Die Traumromantiker finden etwas Positives und Protensives im Traume, während doch die allermeisten Traumbilder schon in ihrer Entstehung und noch mehr in ihrem Verlauf ein negatives und retentives Moment offenbaren. — Je ruhiger man schläft, desto weniger träumt man. Träume entstehen aus körperlicher oder geistiger Hemmung der Lebensfunktionen im Schlafe, und desto mehr und schwerere, je stärker diese ist. Man kann aus seinem Abendtische ahnen, ob man träumen wird oder nicht; man kann sich mit einer Messerspitze voll Pfeffer, mit einer Portion Hasenbraten ꝛc. Träume machen. — Die meisten Träume enthalten eine Hemmung, einen Bann, eine Gefahr ꝛc. Man kommt zu spät an den erstrebten Ort; man findet sich aus Labyrinthen, gothischen Kirchen, alten Schlössern, Ruinen, Dickichten, Sümpfen ꝛc. nicht heraus; man steht auf einem schmalen Gemsenpfade, der handbreit ausläuft; man soll einen senkrechten Abhang hinunter schreiten; man sizt auf dem Kirchthurmknopf und hält sich an der Spitze u. s. w. — Dem ehrenfestesten Manne, der zierlichsten Dame kann es im Traume geschehen, daß sie im bloßen Hemd über die volkreiche Straße wandeln sollen. Warum wohl gerade diese Traumfopperei so häufig und so lebhaft ist? Wahrscheinlich deßhalb, weil man im Leben selbst so oft halb entkleidet überrascht wird und an diese Uebelstände sich am leichtesten Traumbilder anknüpfen. — Selbst Kinder, geschweige denn liebende Jünglinge und Jungfrauen beklagen sich, daß sie so selten von dem, was ihnen das Liebste ist, träumen. Wohl

Digitized by Google

darum ſind die Träume hierin ſo karg und neidiſch, weil ſie eben aus einer Schranke und Hemmung ſtammen und nicht aus einem erleichternden Lebensprozeß, der der Phantaſie heitere, wonnige Bilder zuführen könnte. Damit iſt nicht geſagt, daß es nicht auch glückliche Träume gebe, nur ſind ſie ſelten, und meiſtens endigen ſie mit einer Empfindung von der Leidſeite, einer Aengſtlichkeit, Unheimlichkeit, einem Grauen; der Traumſchatz wird zu einem Haufen von Rechenpfennigen oder Kohlen. Man träumt auch noch eher von einer alten Liebe als von der neueſten; aber auch hier bewährt ſich das Sprüchwort: die Liebe will zanken.

Unter die wonnigſten Träume gehört wohl der, daß man fliege. Ich vermuthe, daß Schwimmer ihn öfter haben als andere; doch gibt es alte Geſchäftsmänner, Archivare ꝛc., die auf ihrer Canzleileiter den Schwindel bekommen, aber im Traum über den Strom fliegen. — Das Fliegen iſt ein Luftſchwimmen, die Bewegung des Steigens dabei äußerſt anſtrengend, wogegen das Fortſchweben über die Fußgänger hinweg und im Kreiſe herum ein ungemein behaglichſtolzes Gefühl gewährt, wie uns im Wachen keines zu Theil wird. Kinder fliegen gewöhnlich die Treppen herunter. — Auch dieſe Art Träume ſind ſo lebhaft, daß man hinterher kaum an die Täuſchung glauben will.

Im Traum iſt der Geſichts- und Gehörsſinn vor den andern rege, und dies wohl darum, weil Aug und Ohr die angeregteſten, thätigſten, reproduktivſten, zugleich freiſchwebendſten, von den übrigen durch ihre Objektivität ſich unterſcheidenden Sinnorgane ſind. — Die Geruchsaffektionen ſind im Traume ſelten und nicht lebhaft. Das Schmecken aber erſcheint hier wieder nur von der negativen Seite des Hungers und Durſtes, des Verlangens nach Darreichung einer Speiſe, eines Labetranks. Aber niemals kommt es zum wirklichen Genuſſe; der Traum bricht meiſtens nach langem, vergeblichem Harren vor lezterem ab; er kann ihn nicht vollbringen. In keinem Falle hat man die ſinnlich angenehme Empfindung, wie ſie die Wirklichkeit begleitet; wie man ſich ja auch im Wachen eher Geſtalten und Töne, als Gerüche und Geſchmäcke vergegenwärtigen kann. — Mit der Empfindung von Wärme und Kälte iſt es derſelbe Fall. — Es verdient bemerkt zu werden, wie der Traum Senſationen und Anſchauungen nicht erreicht oder um ſie herumgeht, wenn er die Empfindung, den Affekt, welche jenen entſprechen ſollen, nicht zu erwecken vermag, wenn die körperliche Stimmung im Schlaf ihnen nicht förderlich iſt. Der Traum läßt uns nicht in den nahen Abgrund hinab ſchauen, wenn unſer Blutumlauf nicht dem Grauen, dem Schwindel günſtig iſt. Er ſpinnt ſich an der augenblicklichen Complexion im Schlafe fort. Schmerzen, örtliches Weh werden manchmal bis zum Schrecken, zum lauten Aufſchreien geträumt. So vernimmt man auch im Traume zuweilen einen fürchterlichen Knall.

Wunderbar iſt es, daß man zu wirklichen äußern Lauten nicht ſelten einen paſſenden Vorgang hinzuträumt, z. B. einen geſelligen Verkehr, bei welchem am Ende unſer Name genannt wird, während uns ein Bettnachbar, um uns zu wecken, ihn zuruft. So erwachen wir zuweilen an einem Glockenklang aus einem Traume, der deſſen Vorläufer zu ſeyn ſchien, während doch der Traum von dem zufällig erfolgenden Klange nichts wiſſen konnte. Entweder träumen wir in ſolchen Fällen blitzſchnell einen Zeitverlauf mit paſſendem Ereigniß hinzu, oder der Laut hatte ſich einige Male wiederholt und dazwiſchen den Traum geſtaltet, oder aber wir waren ſchon im Traume, und dieſer bequemte ſich dem gehörten Tone ſchnell nach ſeiner Weiſe. — Jeder mag ſich hierüber genauer beobachten.

(Die Fortſezung folgt.)

Cosa rara.

(Fortſezung.)

Die Albrecht hörte nicht zum erſten Male Betheurungen und Erklärungen wie Raimunds, aber ſie hatte ſie niemals ſo ruhig angehört. Als der junge Herr fertig war, fragte ſie ihn mit einem Anflug von Lächeln, das nicht bitter und nicht verachtend war: „Wiſſen Sie denn, mit wem Sie jezo reden, mein Herr?“ — „Mit der Liebenswürdigſten ihres Geſchlechts.“ — „Sagen Sie mit der Unſeligſten aller Frauen. Laſſen Sie ab von mir. Das Unheil, das mich belaſtet, vererbt ſich wie die Sünde. Was ſoll Ihnen ein welkes, darnieder getretenes Leben, wie das meinige? Bleiben Sie frei, bleiben Sie glücklich. Mich umgibt, wie Sie ſehen, nur der Jammer.“ — „Ein Unglück, das ſich leicht bannen läßt,“ nahm Raimund etwas übermüthig das Wort. „Erlauben Sie mir, zu handeln, und ich verwandle binnen vier-und-zwanzig Stunden dieſes Dachzimmer in einen Pallaſt, Ihre beſcheidene Exiſtenz in eine opulente. Sie ſollen Ihres Direktors, aller Bühnen der Welt ſpotten können, ſobald es Ihnen beliebt.“ — „Und Theodor? Haben Sie vergeſſen, daß mein Schickſal an dem eines Mannes hängt, deſſen bedauernswerthe Lage —“ — „Nun wahrhaftig, dieſer Einwurf iſt unſtatthafter als alle andern, die Sie vorbringen könnten. Muß Ihr Bruder nicht ſeiner Schweſter Glück befördern? Wird er ſelber nicht glücklich ſeyn, wenn ſich Ihre Stellung glänzend und beneidenswerth macht? Ich ſage Ihnen, daß Ihr Bruder ſelbſt mein Bundesgenoſſe werden wird, um Ihnen zu rathen —“

Digitized by Google

Er schwieg plötzlich, denn er hatte die Federproben der Künstlerin bemerkt, und sein Herz jauchzte auf, während seine Lippen verstummten. Dagegen hob Caroline wieder mit tiefer Bewegung an: „Theodor? — O Sie wissen nicht — Theodor wäre Ihr heftigster Gegner, wenn ich leichtsinnig genug — wenn ich eine Andere wäre als die ich bin.“ — „Wer sind Sie denn?“ rief Raimund begeistert; „ein Engel, den ich unsäglich liebe! ein Himmelsbild, das seinen größten Reiz mir leugnen will! Aber vergebens vermummen Sie sich. Ihre weiblichen Künste weichen der siegreichen Liebe. Hätte ich Ihre Blicke nicht verstanden? Bürgen jene Federzüge, die meinen Namen bildeten, nicht dafür, daß Ihre Gedanken sich mit mir beschäftigten? — Gestehen Sie mir meinen Himmel zu! Sprechen Sie das Wort, das schon auf ihren Lippen irrt: das Wort der Gewährung!“

Er warf sich vor der Geliebten auf die Knie. Er wußte, daß diese Stellung unwiderstehlich ist, wenn sie geschickt und zur gelegenen Zeit angebracht wird. Aber die Albrecht zog ihn hastig in die Höhe und faltete die Stirne: „Pfui, welche Unmännlichkeit! Hielten Sie mich für eine gewöhnliche Komödiantin? Ich sollte Sie von mir stoßen, Ihnen befehlen, sich zu entfernen! Aber, weh mir! ich kann, ich darf das nicht! Ich leugne nicht, daß meine Gedanken bei Ihnen gewesen, daß ich mit Vergnügen Ihre Stimme höre, daß ich mit — mit Liebe Ihr Antlitz betrachte; aber wenn ich Ihnen sage, was ich Ihnen sagen werde, weil ich Sie liebe — verachten, hassen werden Sie mich.“ Raimund wollte sie unterbrechen; sie fuhr jedoch heftiger fort: „Keine Schwüre! nichts von Liebe! Ich darf davon nichts hören! und wozu auch? Ihre Liebe stirbt, so wie ich Ihnen nur ein Wort sage. Sie werden mich verabscheuen. Ich darf nicht bleiben, wo Sie verweilen, daher keine Gemeinschaft! Nicht ich, nicht Theodor dürfen mit Ihnen dieselbe Luft athmen!“ — „Mein Gott!“ klagte Raimund, „Sie sind außer sich, Sie schmähen sich, ohne es zu wissen. Was könnten Sie mir sagen, das —?“ — „Sie sollen's vernehmen, gleich, in dieser Minute!“ antwortete Caroline mit gewaltsamem Kampfe. Doch indem sie reden wollte, hielt sie an sich, schüttelte mit dem Kopfe und rief: „Nein, nein; es geht über meine Kräfte! Gehen Sie, eilen Sie — zwingen Sie mich nicht, Ihnen zu sagen —“

Der Liebhaber öffnete den Mund zu einer Erwiderung. Aengstlich nach der Thüre starrend und horchend den Kopf dahin drehend, gebot Caroline durch ein Zeichen dem Sträubenden, zu schweigen. „Er ist's! er kommt die Stiege herauf!“ raunte sie ihm zu. „Sie dürfen ihm nicht begegnen; Sie könnten ihm auf der engen Treppe nicht ausweichen; sein Argwohn, seine Hitze würden einen entsetzlichen Auftritt herbeiführen. Bleiben Sie und verhalten Sie sich ruhig!“ Sie bedeutete Raimund, auf dem kleinen Kanapé am Fenster Platz zu nehmen. Mit Bangigkeit harrend der Dinge, die da kommen würden, gehorchte der junge Mann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abbitte, an die Mädchen.

Ich schelt' euch nimmer, die ich oft gescholten.
Vergebt, ihr elfenhaften, schönen Wesen,
Wenn ich für euer Walten blind gewesen,
Wenn euer Spiel als müssig mir gegolten.

Wohl ziemte sich's, daß wir uns selber grollten,
Die nie genug in euern Augen lesen.
Was weiß im Lenz die Rose von Verwesen,
Und sind nur schön die Tage, die verrollten?

Ihr lebt im Heut', und selbst ein Schmuck des Lebens,
So liebt ihr Schmuck. Der Dichter muß beneiden
Die Kunst, nach der er selbst oft ringt vergebens:

So leicht zu flattern über Lust und Leiden
Und, unermüdet kindlichen Bestrebens,
Das hohlste Nichts so schön zu überkleiden.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neufchatel, December.

Patriotismus. Oeffentliche Anstalten.

In unsern Tagen, die so viel auf materielle und Zahlengrößen halten, ist es wohl nicht uneben, an eine kleine Stadt zu erinnern, die in Europa gerade dadurch einzig dasteht, daß sie nur einige tausend (5600) Einwohner, dagegen aber prächtige öffentliche Gebäude und Anstalten für Arme, Waisen, Kranke und Nothleidende, für alle Arten des Wohlthuns, für Bildung, Erziehung und Unterricht besitzt, die an Großartigkeit der Anlage, Reichthum der Ausstattung und trefflicher Verwaltung dem Ausgezeichnetsten verglichen werden können, was große und reiche Hauptstädte unsers Welttheils aufzuweisen haben. Und wenn man überdies bedenkt, daß diese stille, intensive Größe nicht Folge reichen Bodens, mächtiger Landesindustrie, gebietenden Welthandels, der Eroberung oder Regierungsmunificenz ist, sondern lediglich Ergebniß des edelsten Vaterlandssinns trefflicher Bürger, so muß man noch mehr staunen. In dieser Beziehung kann Neufchatel nur mit Genf verglichen werden, das auch, an sich selbst arm, nur durch die patriotische Munificenz seiner Bürger, jedoch in geringerm Maßstab als Neufchatel,

Digitized by Google

Gesetz, betreffend Abänderung desselben, vom 30. Juni 1873. (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten. 1873. Nr. 31. S. 329.)

Gesetz, betreffend Abänderung des Gesetzes über die Kosten der Verwaltung des Armenwesens vom 8. März 1871. Vom 11. Juli 1891. (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten. 1891. Nr. 19. S. 233.)

Gesetz, betreffend die Ausführung des Reichsgesetzes über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870. Vom 8. März 1871. (Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten. 1871. Nr. 8. S. 130

№ 311.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Freitag, den 29. December 1837.

— A l'exil son destin s'est lié,
Et je n'acceptais donc son touchant sacrifice,
Que pour lui préparer un éternel supplice?
Delavigne.

Cosa rara.

(Fortsetzung.)

5.

Der Blinde tappte in das Gemach. Caroline empfing ihn an der Thüre und fragte, ihn zu einem Sessel geleitend: „Du bist schon zurück? Hat die Gesellschaft dir nicht behagt, der Wein dir nicht gemundet? Du Armer trinkst so selten Wein! Ganz allein kommst du heim?“ — „Der gute Heinemann hat mich an's Haus begleitet,“ antwortete Gersdorf trocken. „Die paar Treppen machen mir nicht bange, ich kenne sie genau. Was läge auch daran, wenn ich den Hals bräche?“ — „Pfui, wie ruchlos du sprichst, Theodor! Hat jedes Vertrauen, jede Hoffnung dich verlassen?“ — „Du hast recht, mein Kind. Wie Schiller sagt: „noch am Grabe“ und so weiter. Die Hoffnung gerade ist's, die mich spornte, die Freunde so früh zu verlassen. Der ersehnte Brief ist angekommen?“ — „Der Brief?“ fragte Caroline zagend, „was meinst du? Ich weiß nicht —“ — „Nun ja doch,“ versetzte Theodor ungeduldig, „Heinemann sagte mir davon. Er hat den Briefträger gesprochen, den Brief gesehen; er trug den Stempel der Hauptstadt, das Siegel der Hoftheaterintendanz, war recommandirt. — Du hörst, daß ich Alles weiß. Halte nicht mit der Freude hinter'm Berge. Daß der Brief recommandirt war, ist ein gutes Zeichen. Unsere Erwartungen —“ — „Sind getäuscht, wie schon hundertmal,“ fiel Caroline sanft ein, da sie nichts mehr verschweigen durfte. „Ein höfliches Absageschreiben mit leeren Vertröstungen auf die Zukunft.“ — „Nun, so steh' uns Gott bei!“ rief Gersdorf und rollte wild die erstorbenen Augen. Dann schlug er sich mit geballter Faust vor die Stirne: „Gibt es denn kein Ende, keinen Ausgang für den unnützen Krüppel?“ — „Theodor, beruhige dich, um meinetwillen! Bei deiner Liebe beschwöre ich dich —“ — „Ja, diese Liebe hat dich und mich in's Verderben geschleudert!“ grollte Theodor vor sich hin; „diese Liebe war Satans Werk, und wir ernten, was die böse Saat beschert. O, daß ich einst meine Augen hatte, um dich zu sehen und zu berücken! Unglückliches Weib, das ich um Alles gebracht!“ — „Fasse dich, schweige! Wenn man dich hörte — der Wein hat dich aufgeregt, statt dich heiterer zu stimmen.“

Raimund war auf seinem Folterſitze zusammengefahren; eine dunkle Ahnung dessen, was er hören würde, verursachte ihm Schrecken. Der Blinde drehte argwöhnisch den Kopf. „Ist Jemand im Zimmer?“ fragte er herrisch. „Nein, lieber Theodor,“ antwortete Caroline, die Hände gegen Raimund faltend, „Niemand als du und ich befindet sich hier.“ — „Gottlob! so darf ich reden,“ murrte

Digitized by Google

Theodor; „so dürfen wir überlegen und das Facit unserer Trübsal ziehen. Was soll aus uns werden? Antworte! Doch nein: antworte nicht. Ich habe meine Geduld nicht beisammen.“ — „Vertraue auf Gott, Theodor!“ — Er lächelte ungläubig. „So vertraue auf gute Menschen.“ Er schüttelte ärgerlich das Haupt. „Nun, so laß den Zufall walten, und glaube wenigstens an diesen.“ — „Der Zufall? Er hat's gut mit uns im Sinne, meiner Treu! Er war's, der mich in deiner Eltern Haus brachte. Ein wackerer Lehrer, der seine Schülerin verführte, daß sie mit ihm heimlich weglief, Alles dahinten lassend, und ihre Zukunft setzend auf die Guitarre des Musikanten! — Gib mir die Guitarre, daß ich sie zertrümmere!“ — „Wie? das Instrument, das noch jetzt deine trüben Stunden erheitert? O nein, mein Theodor!“ — „Es hat dich zur Hölle verlockt, armes Kind. Der Teufel wohnt darinnen. Doch, es soll ganz bleiben. Wir werden's brauchen, um bettelnd unser Lied vor den Thüren zu singen, oder um es zu verkaufen, wenn Alles fort ist, oder um es in den Ofen zu werfen, wenn uns das Holz mangelt. Weißt du noch? das Instrument führte uns wieder zusammen, nachdem ich dich so undankbar in Noth und Armuth verlassen hatte.“ — „Sprich nicht von jener Zeit, mein Lieber; du thust mir weh!“ — „Hm, du denkst unsers armen Kindes, das an dem Tage gestorben war, da wir uns so zu sagen auf der Heerstraße wieder fanden. Du, eine reisende Schauspielerin, ich, ein blindgewordener Vagabund! Unsere Hoffnungen waren glänzender, als wir aus deiner Eltern Hause entflohen.“ — „Du brichst mein Herz, Theodor! Wir sind nicht schuld, daß unsere Hoffnungen sich nicht verwirklichten. Es fehlten die nöthigen Papiere zu unserer Heirath.“ — „Und ich hatte nicht auf der Eltern Unerbittlichkeit gerechnet. Meine Spekulation lag darnieder und das Theater war unsere letzte Zuflucht, da ich mit meinen Lectionen Weib und Kind nicht zu ernähren vermochte.“ — „Wenn du nicht schweigst —“ — „Nun, wir wollen beim Weglaufen stehen bleiben. Wir sind auf demselben Punkte wie damals. Aber der Blinde läuft dir diesmal nicht davon. Er fürchtet eher —“ — „Was denn? was fürchtest du?“ — „Höre!“ begann Theodor mit weicherem Tone, „das ist die Qual meiner Nächte. Glaube nicht, daß ich schlafe; o nein, seit langer Zeit kenne ich den Schlaf nicht. Ich laure und peinige mich während der Nächte.“ — „Du erschreckst mich.“ — „Ich fürchte immer,“ fuhr Theodor vertraulicher fort, „daß ich einmal erwachen möchte, ohne dich wieder zu finden. Du wirst mich einmal verlassen, denke ich mir, und das nagt an meinem Herzen, obschon ich dir Recht geben müßte.“ — „Wie? solch ein Argwohn gegen ein Weib, das dir die höchsten Beweise seiner Liebe gegeben? Theodor, du bist böse geworden!“ — „Geworden? ich war es längst. Blind bin ich geworden, eine Strafe meiner Frevel. Da war's aus mit dem gelobten und gesuchten Schauspieler! Ich bettelte mit der Guitarre, ich versuchte ein paarmal, mich umzubringen. Wollte der Himmel, die Leute hätten mich nicht daran gehindert! Aber ich sollte leben, um noch eine Seligkeit zu genießen — deine Verzeihung, deine Liebe! Es war ein schöner Moment, als ich, vor dem Wirthshause an der Straße singend, deine Stimme vernahm, als du herausstürztest, den schmutzigen Bettler umarmtest und deiner Barmherzigkeit die Krone aufsetztest, indem du mich mitnahmst und mir Brod verschafftest! Das thut selten ein Weib, ein betrogenes noch seltener. Das werde ich dir nie vergessen. Dennoch fürchte ich, du werdest mich dereinst verlassen.“

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Träume.

(Fortsetzung.)

Das Prägnanteste in der Traumakustik ist wohl die Anekdote von jenem Compositeur, dem es einst vom Teufel träumte, und wie vor diesem seine höllische Kapelle eine Symphonie aufführte. Er will diese fürchterliche Musik in ihrem ganzen Umfange vernommen und in seinem Gedächtnisse festzuhalten gesucht haben. Nach dem Erwachen setzte er sich hin und brachte sie auf Noten, aber leider vermochte er nur einen schwachen Nachklang, die noch vorhandene „Teufelssymphonie,“ von ihrer ungeheuern infernalischen Gewalt und Tiefe in sich zu reproduziren. Kein Wunder! denn man möchte dreist behaupten, der Tondichter habe auch wirklich im Traume nichts gehört, was sich reproduziren ließ. Das Vernommene war ohne Zweifel so unbestimmt und neblicht, wie Alles, was man im Traume hört und sieht. Ich habe noch von keinem Musiker erfahren, daß er geträumte Compositionen wachend habe benützen können. Mit der Musik aufgewachsen, habe ich oft im Traume musiziren hören, aber nie etwas Erkleckliches in's Wachen herübergebracht. Wäre es mir irgend einmal gelungen, so hätte ich daran ohne Zweifel eine fragmentarische Reminiscenz bekannter Melodien gehabt. Der Traum gibt allerdings seine Gestalten, Töne, Melodien und Harmonien als neue, und wirkt damit auf unser Gemüth, als wären es nie erlebte Darstellungen und Offenbarungen einer neuen Welt; es sind und bleiben aber regellos zerbildliche Combinationen, Compilationen aus der alten, wirklichen. Was uns hiebei irre führt und zum Wahne verleitet, ist, daß unsere Gefühle dabei so äußerst lebhaft, so energisch sind, wie selten im wachen Zustande.

Digitized by Google

Ich berühre hier ein Hauptmoment der Traumwelt. Mit dem Erwachen erlischt die Beweglichkeit unserer Phantasie, die Thätigkeit unserer innern Sinne, die Empfindsamkeit unseres Gemüths. Die äußere Welt fordert ein bestimmtes, prosaisch-praktisches Schaffen von uns, ein Berechnen, Einrichten, Sorgen, ein genaues Aufmerken auf das Thunliche und Zweckmäßige. Rücksichten und Absichten erkälten uns, und unser Genuß besteht darin, daß wir an der großen Schuld der Zeiten Minuten und Stunden streichen. Erst mit dem Feierabende werden wir wieder phantastisch und gefühlvoll, und im Traume sind wir der tiefsten Empfindungen fähig. Von solchen erfüllt, nehmen wir auch die Anschauungen des innern Sinnes, die sie erregten, für lebendig und energisch, ob sie es gleich in nicht viel höherem Maße sind, als diejenigen Bilder, die wir im Wachen sehen, wenn wir uns mit geschlossenen Augen der Imagination überlassen.

Einst träumte ich mich in den Vatikan; ich sah die Raphael'schen Wandgemälde, eine Reihe von Scenen, eine Menge Gestalten und eine Pracht der Farben, wie noch nie. Meine Ueberraschung, meine Wonne war auf's höchste gesteigert; die göttlichen Räume waren des großen Meisters würdig. — War ich etwa träumend von Raphaels Geist erfüllt und ihm nachschaffend geworden? Wie ließe sich dies denken? Wieder erwacht, mußte ich mir nach einigem Besinnen sagen, daß, was ich gesehen, nichts anderes gewesen seyen als Reminiscenzen von Kupferstichen und von Aquarellmalereien, die ich um jene Zeit vor Augen gehabt und mit Antheil betrachtet hatte. Aber meine Bewegung, das Gefühl, mit dem ich mir im Traume sagte: auch du bist nun in Rom und des Anschauens der unsterblichen Meisterwerke gewürdigt! sie könnten schwerlich bei einem wirklichen Besuch überboten werden. Geträumte Besuche von Kirchenchören, Kreuzgängen, Palästen mit alten Gemälden erregten mir zuweilen die lebhaftesten Kunstfreuden. Ich ward mir aber hintenher gar wohl bewußt, wie wenig ich eigentlich wirklich gesehen, wie unbestimmt der Eindruck der Bilder gewesen, wie ich im Traume stets nach ruhig genauer Beschauung geschmachtet. — Was ich erblickt hatte, mochten bloße Schatten, flüchtige Analogien im Leben gesehener Gemälde gewesen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Coventgarden und Macready. Die Novize.

Wieder einmal nach langer Pause vom englischen Drama zu sprechen, bietet sich in der, neuerlich mit dem Coventgardentheater vorgegangenen Veränderung eine passende Gelegenheit. Daß es um dieses Nationaltheater, Nummer zwei, seit geraumer Zeit sehr schlecht stand, war öffentliches Geheimniß. Der Direktor flüchtete zu einer Herabsetzung der Eintrittspreise, und es ist nicht zu leugnen, der um die Hälfte ermäßigte Betrag füllte das bis dahin leere Haus. Aber die Tasse des Direktors wurde dadurch nicht voller; die Spekulation minderte bloß seinen Verlust, und so wie die Zeit seines Contracts mit den Eigenthümern abgelaufen war, nahm er Hut und Stock und ging, und der Verwaltungsausschuß — denn das Theater ist auf Aktien gebaut — nahm Feder und Papier, rechnete und zeigte den Aktionärs an, daß er nichts Besseres thun könne, als dem Beispiel des Direktors zu folgen und ebenfalls zu gehen. Die Rechnungsablage enthielt Resultate, die jedem Aktienbesitzer das Haar zu Berge treiben mußten. Sollte indessen das Uebel nicht schlimmer, Rettung nicht immer schwieriger werden, so mußte etwas geschehen, es mußte ein neuer Pächter gefunden werden. Und es fand sich einer, zwar nicht mit viel Geld, aber ein Mann von Talent und Ruf, der in der englischen Schauspielerrepublik der Diktatur nahe Macready. Aber Macready ist Tragöde, ist ein erklärter Verehrer Shakespeare's. Es stand daher zu vermuthen, daß er die Coventgardenbühne shakespearisiren und folglich in den ersten vierzehn Tagen bankerott seyn würde; denn obgleich jeder Engländer ohne Ausnahme stolz auf Shakespeare ist und, sobald ein Fremder von der Armuth des englischen Drama spricht, ihn mit gewaltigen Augen anschaut und bedeutungsvoll fragt, ob das Drama arm seyn könne, das einen Shakespeare zu seinen Dichtern zähle, so gilt doch bei den Engländern von Shakespeare, was bei dem Franzosen von gebratenen Rebhühnern gilt: toujours perdrix mag keiner. Macready schien das nicht gewußt zu haben, so lange er ein salarirter Akteur war. Da klagte er beständig, daß Shakespeare so selten in die Scene gesetzt werde. Dem salarirenden Direktor leuchtete auf einmal der Zustand des öffentlichen Geschmacks ein. In seiner Eröffnungsrede beruhigte er die Besorgniß seiner Freunde durch die Versicherung, daß, eben weil es sein Wunsch und das Ziel seines Strebens sey, mit allem Aufwande seiner Kräfte die englische Bühne vor immer tieferm Falle zu bescirmen, er sich die Beihülfe lebender Dichter gewonnen habe und bereits im Besitze mehrerer neuer Werke sey, deren Aufführung das Publikum überzeugen werde, daß man nur zu suchen brauche, um zu finden, und das englische Drama noch auf gesunden Stützen ruhe. An die Stelle der Besorgniß trat nun Neugier, und als bald nachher ein neues dreiaktiges Stück unter dem Titel: the Novice, angekündigt wurde, glaubte man in dem Titel eine Art Einleitung der versprochenen Neuigkeiten zu erblicken, und war doppelt gespannt, den verheißenen Löwen aus der produzirten Klaue zu errathen. Daß der Name des Verfassers ungenannt blieb, that nichts zur Sache; denn einmal ist es in England nicht gewöhnlich, die Dichter auf den Theaterzetteln zu nennen, und dann sollte wahrscheinlich das ganze Stück eine überraschende Neuigkeit seyn, und selbst nicht der Name des Verfassers im Voraus einen Schluß auf den Werth des Drama erlauben. Ich aber hätte keinen Tropfen deutschen Blutes im Herzen haben müssen, hätte ich die Novize unbesucht lassen können. Ihr Kloster stand ja auf deutschem Boden; dies lockte mehr als die Hoffnung, den deutschen Boden auf englischen Brettern zu finden. Wir in Deutschland kennen das englische Leben ziemlich genau; allein trotz allen Reisens in und allen Lesens über Deutschland haben im Allgemeinen die Engländer von deutschem Leben und deutschen Gebräuchen recht wunderbar fabelhafte Begriffe. Ich will den Inhalt des dreiaktigen Stücks getreu angeben.

Digitized by Google

Hermann, ein junger Künstler, ein Maler, dessen einziger Reichthum sein schönes Talent ist, hat Clotilden, während sie Novize im Kloster zur Heimsuchung war, porträtirt und bei der Gelegenheit sich in sie verliebt. Seine Liebe wird erwidert, aber seine Liebeshoffnung unerwartet durch den an Clotilden ergehenden Befehl vernichtet, ohne Verzug an den Hof des Landesfürsten, des Kurfürsten von Bayern, sich zu verfügen, um daselbst einem vornehmen, hoch gestellten Manne vermählt zu werden. Hermann ist in Verzweiflung, und das mit um so besserm Rechte, da ihm sogar jedes Wiedersehen seiner Geliebten rundweg abgeschlagen wird. Er faßt sich jedoch, beschließt, koste es, was es wolle, dem angebeteten Mädchen ein letztes Lebewohl zu sagen, und nimmt zu dem Zwecke seinen Aufenthalt in einem Gasthause an der Heerstraße, wo, wie er zuverlässig weiß, Clotilde auf ihrer Reise nach Hofe vorüberkommen muß. Die Zeit des Wartens sich zu verkürzen, macht er Bekanntschaft mit einem Grafen Carolstadt, einem Erzliederlich, und einer Anzahl junger Offiziere von ziemlich gleichem Kaliber. Natürlicherweise vertraut er ihnen seine unglückliche Herzensangelegenheit, und eben so natürlich lachen sie den sentimentalen Schäfer aus. „Auf Ehre!“ ruft Graf Carolstadt, „nicht das Mädchen, Freund Hermann, nein, den Gedanken, dich mit einem letzten Lebewohl zu begnügen und sie dann ruhig ihre Straße ziehen zu lassen, mußt du dir aus dem Sinne schlagen!“ Hermann willigt ein, Clotilden ihrer sie begleitenden Tante, Madame Pölnitz, zu entreißen, und die Herrn Offiziere, den edeln Grafen an der Spitze, versprechen, ihn zu secundiren. Der Wagen zeigt sich in der Ferne, die Verschworenen stürzen ab und Graf Carolstadt würde gewiß nicht zurückbleiben, wenn nicht in demselben Momente, wo er die Bühne zu verlassen eilt, Baron Solomons einträte und ihn zurückhielte. Baron Solomons ist ein ungetaufter Jude, erster Staatsminister Seiner kurfürstlichen Durchlaucht von Bayern und zugleich Allerhöchstderselben Procureur des menus plaisirs. In letzter Eigenschaft benachrichtigt er Carolstadt, daß er den Auftrag habe, ihm die Hand der schönen Clotilde, die Bezahlung seiner sämmtlichen Schulden, eine Oberstenstelle im Leibgrenadierregiment und fünfzigtausend baare Kronenthaler anzubieten, dafern er augenblicklich den Heirathscontract mit der jungen Dame unterzeichnen wolle. Der Graf ist im ersten Moment über den Antrag entzückt, besinnt sich jedoch, daß die betreffende Clotilde die Geliebte seines Freundes Hermann ist, und empfindet eine Art Gewissensscrupel. Indessen, der Besitz eines reizenden Weibes, das Quittwerden aller Schulden, Rang und Gehalt eines Obersten und fünfzigtausend Kronenthaler schnellen die Freundschaft in die Luft, und statt Hermann in der beabsichtigten Entführung beizustehen, ruft Carolstadt die Dienerschaft des Hauses zusammen und vereitelt mit ihrem Beistande das Unternehmen. Hermann und die Herrn Offiziere werden zurückgeschlagen. Jetzt erscheint Clotilde in Begleitung ihrer Tante, einer Frau, die kein Bedenken trägt, jedes Gefühl von Ehre und Menschlichkeit ihrer Vergrößerungssucht aufzuopfern. Clotilde empfängt Carolstadts Bewerbungen kalt und ruhig. Sie hat in der Schaar, die den Wagen ihrer Tante angegriffen, den geliebten Hermann erkannt, und dies hat ihren Zartsinn verletzt, ihren Stolz beleidigt. Sie und Carolstadt unterzeichnen den vorgelegten Contrakt; aber sehr unangenehm sieht Letzterer sich überrascht, als er sofort von seiner Braut getrennt wird, diese unter dem Geleite eines Hofbeamten des Kurfürsten die Reise nach der Residenz fortsetzt, ihn Baron Solomons zu gleicher Fahrt in seinem Wagen nöthigt. Die Ursache, leicht zu errathen, klärt sich auch schnell auf. Der Kurfürst, ein Freund des Vergnügens und mit einer sehr eifersüchtigen Gemahlin belastet, ergreift jede Gelegenheit, für seinen Mangel an häuslichem Glück in den Armen zärtlicher, gefälliger Schönen Ersatz zu suchen. Baron Solomons ist ihm hierin vorzugsweise behülflich, und demgemäß derjenige, auf dessen Anstiften Clotilde eine Reihe prächtiger Appartements im Schlosse angewiesen erhält, zu welchen der Kurfürst mittelst einer geheimen Treppe und durch eine verborgene Thüre Zutritt hat. Carolstadt darf seine Braut nur öffentlich sehen, und wird durch ausgestellte Wachen an jeder andern Zusammenkunft mit ihr verhindert. Nun geschieht es aber — höchst unglücklich für die saubern Absichten des jüdischen Barons — daß Hermann, dessen Künstlerruhm zu den Ohren der Hofleute gekommen ist, auf Befehl des Kurfürsten Clotilden malen soll, von welcher dieser keinen Augenblick zweifelt, daß sie seinen fürstlichen Bitten nächstens Gehör schenken werde. Clotilde bewilligt Hermann natürlich eine Sitzung. Sie sind allein, und Hermann zögert nicht, ihr seine Unschuld zu betheuern und seinen falschen Freund Carolstadt der schwärzesten Verrätherei zu zeihen. Clotilde antwortet mit Thränen, und ehe ein Weiteres verabredet werden kann, muß Hermann sie verlassen. Kaum ist er fort, so schlüpft Carolstadt herein; er hat den Wachen und Späbern ein Schnippchen geschlagen. Allein so wie er angefangen, sich zu expectoriren, erschallt ein Fußtritt die geheime Treppe herauf. Carolstadt versteckt sich, und nicht lange, so sieht er Seine kurfürstliche Durchlaucht durch die geheime Thüre eintreten. Der Kurfürst trägt seine Liebesbewerbung etwas stürmisch vor. Anfangs, scheint es, versteht ihn Clotilde nicht; endlich muß sie ihn verstehen und stößt ihn mit Zorn und Verachtung zurück. Man kann schlechterdings nicht wissen, wozu das führen würde, wenn nicht im kritischen Momente ein heftiges Klopfen an der Zimmerthüre erfolgte. Zwei Hofdamen, die Edle von Griffenklau und die Edle von Dragondorff, begehren Einlaß. Sie kommen im ausdrücklichen Auftrage der eifersüchtigen Churfürstin, sich nach der eigentlichen Bewandtniß der Unpäßlichkeit zu erkundigen, welche Clotilde als Grund ihres Wegbleibens von der fürstlichen Soirée vorgeschützt hat. Sie hören und sich aus dem Staube machen, ist beim Churfürsten eins. Carolstadt tritt nun aus seinem Versteck hervor und die zwei Hofdamen, die sich darauf gespitzt hatten, den Churfürsten in einem Tete-a-Tete mit Clotilden zu überraschen, sind jetzt ihrerseits überrascht, den rechtmäßigen Bräutigam anzutreffen. Wiewohl auf solche Art an der Erreichung seines Zwecks verhindert, will ihn doch der Churfürst deßhalb keineswegs aufgeben. Um dem häßlichen Argwohn seiner Gemahlin zu begegnen, befiehlt er, daß Carolstadts Verbindung mit Clotilden am folgenden Tage vollzogen werde, und reservirt sich dabei bloß das ehrliche Abkommen, Carolstadt unverweilt außer Landes zu schicken und Clotilden an seinem Hofe zu behalten. Kurz vor der Traucerémonie haben er und sein würdiger Minister in einem an die Kirche stoßenden Gemach eine Unterredung, und da Letzterer hier seinem Souverän die Vermuthung mittheilt, daß er in dem Maler Hermann einen zweiten Nebenbuhler bei Clotilden habe, wird, um hinter die Wahrheit zu kommen, der Vorschlag beliebt, daß Clotilde, Hermann und Carolstadt in demselben Gemache zusammentreffen, der Kurfürst aber und der Minister sich auf einer Seitengalerie verbergen und hier die Leutchen — behorchen sollen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 132.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 30. December 1837.

Im Namen der Wahrheit, seyd ihr Hirngespenster? —
Könnt ihr hineinschaun in die Saat der Zeit,
Und wißt, welch Korn wird aufgehn, welches nicht,
So sprecht zu mir!

Shakespeare.

Ueber die Träume.

(Beschluß.)

Wie oft schon war ich im Traum in Nürnberg, stand vor der Lorenzer- und Sebalduskirche und staunte die gothischen Bauwerke an. Sie waren aber viel grandioser, grotesker als die wirklichen. Mein überschwängliches Gefühl vergrößerte, verbildete sie, es waren enorme Karrikaturen der Abbildungen, die ich gesehen. Die frühere leibhafte Anschauung lag meinem Traume schon viel zu entfernt in der Vergangenheit. Dagegen hat mir noch nie von meinem heimischen Ulmer Münster geträumt, wie wenn solches der Traum als ein zu Familiäres verschmäht hätte. (Nachdem ich dieses geschrieben, träumte ich in der folgenden Nacht sehr lebendig, und wenig abweichend von der wirklichen Lokalität, von dem Münsterthurm, seinen Wendeltreppen ꝛc. zugleich aber auch von steinernen Büsten, über die ich vor Schlafengehen noch gesprochen). So sah ich schon oft antike und gothische Statuen, Sarkophage und Epitaphien im Traum, ohne mir deßhalb die geringste Schöpferkraft in der Skulptur zuzutrauen. Ich glaube überhaupt durchaus an keine dichterische, darstellende oder bildnerische Genialität im Traume, sondern nur an sein reproduktives Vermögen und an seine Excentrizität in Combinationen.

Statt über die herrlichen Fulgurationen des Traumes zu erstaunen, wundere ich mich vielmehr, daß der Geist in seinem ungebundenen, vom Bleigewicht des Körpers weniger gedrückten Zustande nichts Klügeres hervorbringt, als Unsinn und Tollheiten. Man glaubt im Traum einen tiefen Gedanken, einen Salomonischen Weisheitsspruch von sich zu geben, und wenn man ihn in's Wachen rettet, so ist's eine alberne Trivialität. Mir träumten einst Verse, wenigstens dämmerten mir rhythmische Worte durch die Seele. Bei ein paar Versen hatte ich so viel Selbstbewußtseyn, daß ich sie behielt. Wachend mich abhörend, fand ich den barsten Unsinn darin; und ich glaube nicht, daß der genialste Dichter schon irgend einmal etwas geträumt hat, was er auch nur auf ein Stammbuchblättchen hätte setzen mögen.

Noch eines Problems wollen wir erwähnen, das auch den Seelen- und Gemüthsforscher Jean Paul stutzig gemacht hat, daß man nämlich im Traume ein Gespräch führen kann, bei welchem uns der Andere überraschende, jedoch seiner Eigenthümlichkeit gemäße Erwiderungen macht, auf unsere Fragen unerwartete Antworten ertheilt, durch die wir Neues erfahren; — und doch sind wir es selbst, die diesen Dialog in unserm phantastischen Traumtheater aufführen. So wunderlich oder wunderbar

Digitized by Google

die Objektivität unseres eigenen Subjekts erscheint, so ist sie doch, genau betrachtet, um nichts unerklärlicher, als unsere Schaffens- und Erfindungsgabe im Wachen. Wer im gedichteten Dialog Personen reden, fragen und antworten läßt, kann es auch nur durch eine Art Inspiration thun, nur daß er hiebei sein Selbstbewußtseyn nicht verliert und die poetischen Gestalten nicht für wirkliche hält. Man trifft oft Menschen, nüchterne oder betrunkene an, die mit sich selbst oder, besser gesagt, mit Andern redend, sich über diese, ihre Gegenreden, Vorwürfe ꝛc. heftig ereifern. Denke man sich einen solchen Haderer auf den Pfühl hingestreckt, so stellt er den träumenden Gesprächführer dar, nur daß bei dessen Gegner die Erwiderungen mit noch entschiedenerer Objektivität der Personen erfolgen, die Scene bei Isolirung des innern Sinnes und Erhöhung des Gefühls überhaupt dramatisch lebendiger wird.

Die Imagination des Wachenden kann, wenn er geraume Zeit seine Augen schließt, recht lebendige Bilder erschaffen, aber die Scheinobjektivität der Wirklichkeit erreichen sie nicht. Wie in optischem Bezuge die Dunkelheit um unser Auge her eine einzelne hell erleuchtete Stelle stark erglänzen läßt, so daß ein weißes Blatt uns blendet, daß im Bergschachte die ferne Oeffnung wie ein Stern leuchtet, so wird die Lebendigkeit und Objektivität der Traumbilder durch die physische und physiologische Umnachtung der äußern Sinne, durch das dauernde Verharren in dieser Ruhe eingeleitet. Das den Tag über in unser Sensorium eindringende Licht muß ganz erloschen seyn, wenn wir lebendig träumen sollen. Es ist in dieser Beziehung wirklich von Bedeutsamkeit, daß man Gespenster nur bei Nacht gesehen haben will. Was ein rechtes Gespenst seyn will, sollte sich auch beim Tage sehen lassen. Freilich werden die neuen Altgläubigen einwenden, nur bei Nacht seyen Aug und Gemüth in der Verfassung, Gestalten aus der Schattenwelt an sich kommen zu lassen und wahrzunehmen. Doch das ist eben das Bedenkliche der Sache.

Ich komme noch einmal auf meine Skeptik in Betreff der prophetischen Bedeutung der Träume zurück. Wollte man mir den magnetischen Schlaf, das Hellsehen der Somnambülen vorhalten, welche in räumliche und zeitliche Ferne, in Vergangenheit und Zukunft sehen, so glaube ich diesen Einwurf ablehnen zu dürfen. Sey auch das Faktische selbst nicht mehr problematisch, so gehört das Hellsehen zu einer ganz andern Sphäre von Wahrnehmungen, von welcher kein Schluß auf den natürlichen Traum gemacht werden darf.

Was aber die Unzahl von erzählten Träumen betrifft, in welchen etwas räumlich Entferntes, ein Unglück, Tod ꝛc. geschaut worden, oder ein Zukünftiges sich ominös angekündigt hat, welche Andeutungen dann durch die Wirklichkeit sich als wahr bestätigt haben sollen, so betrachte ich alle diese Anekdoten mit dem Auge des Juristen, der nur das gehörig Beurkundete für wahr hält. Wie schwer aber in solchen Fällen auf den wahren Grund zu kommen ist, wo das Hauptmoment des Faktums in der innersten Seele eines Individuums lag, das allen möglichen Selbsttäuschungen bloßgestellt war, ist leicht zu ermessen. — Ich sprach zunächst von meinen Erfahrungen über den Traum, und bin gewärtig, ob die Zeit sie ferner bestätigt, oder mir andere zuführt, welche meine Ansicht wankend machen oder ganz umkehren.

Cosa rara.

(Beschluß.)

Caroline weinte vor sich hin. Theodor sprach weiter: „Wie das Unglück auf uns einstürmte! Wer vermöchte die Hand des waltenden Verhängnisses zu mißkennen? Der Tod unseres Kindes, meine Niederträchtigkeit und der Verlust meines Gesichts, deine Leiden, unsere ewige Armuth, unser ewiges Schwanken zwischen Verderben und einem elenden Daseyn, die Tücke der Hoffnungen, die uns immerdar täuschen — o ich Elender! ich verdiene nicht, daß eine wohlthätige Hand mich führt, daß sie mich füttert! Einsam, von Allen gefloh'n, sollte ich verschmachten, es geschähe mir recht — oder — abkürzen, was mir zu lange dauert.“ — „Herr Gott!“ jammerte Caroline, „du wirst doch nicht die Gedanken wieder auffassen, die dich schon einige Mal beschlichen? Weißt du nicht, daß du mich tödtest, indem du Hand an dich legst?“ Theodor antwortete sanft: „Ich bin ohne Augen seit vier Jahren. Beinahe eben so lange erhältst du mich. Die paar Groschen, die ich mit meinen krüppelhaften Leistungen verdiene, reichen nicht zu meinem Unterhalt. Fehlen sie aber, so bist du doppelt übel daran. Du bist noch jung — du kannst noch glücklich werden — ich bin der Stein in deinem Wege. Ach, du wirst mich einst verlassen müssen!“ Er ließ den Kopf auf seine Brust sinken und athmete unruhig. Dann erhob er sich schwerfällig und sagte: „Ich will hinauf. Der Kopf schmerzt mich. Ich bedarf der Ruhe, mein Gehirn wirbelt.“

Ohne ein Wort zu erwidern, führte ihn Caroline zur Thüre, und als seine Tritte verhallt waren, sezte sie sich dem unbeweglich vor sich hin starrenden Raimund gegenüber. Erschüttert und ermattet sagte sie zu ihm: „Sie haben nun die Antwort auf Ihre Anerbietungen gehört. Urtheilen Sie selbst. Sie kennen nun mein Verhältniß zu jenem Manne. Sie ahnen, daß nur der Tod mich von dem Unglückseligen scheiden darf.“ Raimund

Digitized by Google

nickte und trocknete sich die Augen. „Verzeihen Sie,“ fuhr Caroline fort, aber mit schwächerer Stimme, „daß ich Sie auf eine Folter spannte, die zu ertragen Ihnen widerlich gewesen seyn muß. Aber Sie haben ein fühlend Herz, Ihre nassen Augen beweisen es. Denn unserm Elend, darf ich hoffen, flossen Ihre Thränen, und nicht der thörichten Liebeslaune, die Sie befallen hatte; nicht wahr? Sagte ich nicht voraus, diese Liebe würde ersterben, schneller als sie erstand?“

Mühselig nahm Raimund das Wort: „Sie sind ein Engel der Barmherzigkeit, den ich verehren muß, aber nicht lieben darf. — Meine Thränen jedoch — ich gestehe es — galten weniger meiner Enttäuschung als dem Schicksal einer innig geliebten Schwester, das mit dem Ihrigen die größte Aehnlichkeit haben mag. Von einem ihrer Lehrer entführt, floh sie die Heimath vor manchen Jahren, da ich just bei meinem Oheim lebte, der mich von früher Kindheit an erziehen ließ. Einige Briefe, die unsere Eltern nicht beantworteten, waren die einzigen Zeichen des Lebens, die meine Schwester ihnen zukommen ließ. Was aus ihr und ihrem Verführer geworden, habe ich nie erfahren. Mein Vater, da er starb, verzieh ihr.“ — „Er verzieh? Und ihre Mutter?“ — „Sie hatte der Schwester längst vergeben und beklagte ihre Entfernung in ihrer lezten Stunde bitterlich.“ — „Sie — sie ist gestorben?“ — „Vor einem Jahre. Nichts ist mir theurer als die Erinnerung an ihre Güte, an ihren Schmerz, und ihr Bild lebt ewig fort in meinem Herzen.“ — „Franz!“ schrie das an allen Gliedern zitternde Weib herzdurchschneidend, indem sie das Medaillon unter dem Tuche hervorriß und dem jungen Manne hinhielt. „Die Mutter!“ rief auch er außer sich, und ein gäher Blitzstrahl zerriß den lezten Schleier vor seinen Blicken. „Caroline! du Verlorene! du Wiedergefundene!“ schluchzte er an der Schwester Brust. — Der Blinde, der, von dem Geräusch gestört, herabgekommen war, hatte lange zu fragen, bis ihm Antwort wurde.

Sie war eine freundliche, eine versöhnende. Der reiche Lebemann wehrte nicht der edlen Aufwallung, die ihn beschlich. Wenn gleich die ganze Begebenheit der kleinen, plauderſüchtigen Stadt verheimlichend, machte er doch Ernst mit der Reise, die freilich nicht nach Paris, aber in die Heimath ging. Theodor und Caroline holten ihn bald ein. Auf einem seiner Güter, tief im Gebirge versteckt, ließ Raimund den Segen über des Paares Häupter und Hände sprechen und machte der Eheleute Lebensbahn fortan zu einer dornenlosen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., December.

Guiollett's Denkmal. Die Kaufläden. Der Christmarkt.

Dem überall heutzutage sichtbaren Streben, das Andenken der Heroen der Kunst und des Wissens, oder überhaupt höchst verdienter Männer durch öffentliche Monumente zu ehren, verdanken unsere anmuthigen Spaziergänge eine neue Zierde. Bereits vor vier Jahren hatte sich eine Gesellschaft gebildet, um Guiollett, dem Stifter und Begründer dieser schönen Anlage, welche sich im Bunde mit dem Mainufer um die ganze Stadt schlängelt, ein Denkmal zu setzen, dessen Enthüllung am 29sten November bei günstigem Wetter vor einem zahlreichen Publikum stattgefunden hat. Von Seiten des Comité's waren zu der Feierlichkeit die Gesandtschaften, die hiesigen Behörden und eine Anzahl Gäste eingeladen. Alles strömte um Mittag nach der Bockenheim-Gallus-promenade. Um ein Uhr sah man den Präsidenten des Comité's, Major v. Lucacsich, durch die versammelte Menge sich Bahn machen. Ihm folgte die „Didaskalia“ Schritt für Schritt; wahrscheinlich um demselben nach gehaltener Rede sogleich das Manuscript aus der Tasche nehmen zu können. v. Lucacsich sprach in einfachen Worten über das Verdienst Guiolletts. Unter einem allgemeinen Ah! entschleierte sich das schöne Monument, und die sprechende Aehnlichkeit der kolossalen Büste überraschte diejenigen, welche sich des vor zwei-und-zwanzig Jahren dahingeschiedenen Mitbürgers erinnern konnten. Auf wenigen Stufen, die ein niedriges Geländer umgibt, ruht der vierseitige, sich später achtseitig fortsetzende Sockel. Hierauf folgt das Basrelief, das sich um ein rundes Stück der Säule in hocherhabenen Figuren zieht. Guiolletts Wirken für die Promenade auf eine sehr passende und einfache Weise darstellend: man sieht Arbeiter beschäftigt, die die alte Stadtmauer niederreißen, während andere die neue Anlage mit jungen Bäumchen bepflanzen; Guiollett selbst steht nachsinnend, den großartigen Plan in der Hand, zwischen den Arbeitern. Auf dem Basrelief steht das kolossale Brustbild, als Schluß und Krone der Säule. Büste und Basrelief sind aus dem Atelier unsers v. Launitz, eines sehr geschätzten Künstlers, hervorgegangen und unter dessen Anleitung in einer hiesigen Gießerei gegossen worden. Dicht unter der Büste ist zu lesen: Guiollett; weiter unten am Sockel: „Seinem Verdienste um diese Anlagen die dankbaren Mitbürger, 1837.“ Schaulustige wandern noch täglich zu dem neuen Monumente. Da an dem Friedberger Thore noch ein älteres Denkmal steht, wiewohl in einem ganz andern Style erbaut, den 1792 hier siegreich gefallenen Hessen errichtet, so verschönern jetzt zwei Ehrendenkmäler, in angemessener Entfernung von einander aufgestellt, die um die Stadt sich ziehenden Spaziergänge.

Mit dem heranrückenden Christtage wird auch hier das Leben in den Straßen und Kaufläden immer reger. Wer unsere Stadt mit ihren Magazinen nur von der Messe her kennt, folglich nur in der Zurüstung zum Engros-Verkauf, würde nicht wenig überrascht seyn, jetzt, in der Erntezeit des Details, die mit Gasflammen beleuchteten Kaufläden zu sehen, mit ihren kostbaren Ausstellungen aller nur erdenklichen Gegenstände des Luxus und der Mode. Wie ein Feensaal erscheint das glänzende Krystallmagazin auf der Zeil, wo die Farbenpracht und die Schönheit der Krystalle durch vierzig bis fünfzig hellstrahlende Gasflammen erst recht erhöht werden. Selbst vor dem Magazin ist die Straße Taghell erleuchtet.

Digitized by Google

Nicht minder glänzend und anziehend, ja für Damen noch anziehender, sind die prächtigen Etalagen an den Fenstern der Modehändler. Hier sind die edelsten, mit Gold und Silber durchwirkten Stoffe in Atlas, Sammt, Seide, Gaze gar reizend ausgebreitet; hier schlingt sich ein französisches Produkt um ein ostindisches, dort umwindet eine prachtvolle Schärpe die ätherische Draperie eines Ballkleides. Zu den glänzendsten Magazinen, die mit ihren Gasflammen die Straßen beleuchten, gehören ferner die französischen Quincaillerie-Waarenlager mit ihren tausend Artikeln, mit Sachen, deren Gebrauch oft kaum der Hundertste errathen würde. Hier findet man eine reiche Auswahl der schönsten Uhren, Lüstres, Vasen, Urnen, bis zu den kleinsten Gegenständen herab, bis zu Bürsten, Dosen, Kämmen. Unter den in Bronze gegossenen Figuren bemerkt man mehrere Pferdegruppen, die sich zu wahrhaften Kunstwerken erheben, so das arabische Pferd, das ein Bursche reinigt, die beiden Wettrenner ꝛc. Noch viele Kaufläden wären aufzuzählen, deren glänzende Ausstellungen Schau- und Kauflustige in Menge herbeiziehen; ich erwähne nur noch die Läden der Gold- und Silberarbeiter, die Läden der Blech- und Bronzewaaren, die Kleidermagazine, die der Modehändlerinnen und die vielbesuchten Conditoreien, wo schöne Mädchen das hübsch glacirte Confekt auswiegen. — Von diesen Ausstellungen gelangt man unmittelbar auf den Christmarkt, der wie immer — nur diesmal mit breit gelassenen Gassen statt der früher zu engen und kümmerlichen — seine Buden und Tische auf dem Römerberg aufgeschlagen hat. Wenn auch hier statt jener großen, blendenden Gasflammen nur kleine Lichter angezündet sind, so ist doch dies der Ort, woher die Dinge kommen, welche die größte und meiste Freude gewähren; denn hier sind die Produkte einer höhern Welt, die goldenen Aepfel und silbernen Nüsse, niedergelegt; von hier kommt der grüne Weihnachtsbaum mit seinen Kerzen, seinen Süßigkeiten, seinem Häuschen und umzäunten Gärtchen, worin in Baumwolle gehüllte Schäfchen ruhen; von hier kommt der schwarze Schornsteinfeger von gedörrten Pflaumen, von dem sich jedes Glied ablösen und verspeisen läßt; aber zwischen diesen, zwischen allen übrigen Herrlichkeiten, die der Markt bietet, liegt bedeutungsvoll die buntbemalte, vergoldete Ruthe.

London, December.

(Beschluß.)

Deutsches Leben auf der englischen Bühne.

Bei dieser Zusammenkunft gesteht Clotilde unumwunden ihre Liebe zu Hermann, und besiegt von so viel Tugend und Beständigkeit, entsagt Caroistadt seinen Ansprüchen und zerreißt den Heirathscontract. Plötzlich gewahrt er den Kurfürsten und den Minister, und mit seltener Geistesgegenwart sucht er sofort hieraus für die Liebenden Nutzen zu ziehen. Die Horchenden gänzlich ignorirend, jedoch laut genug sprechend, um von ihnen gehört zu werden, gibt er Hermann und Clotilden den wohlgemeinten Rath, im Fall der Souverän Anstalt träfe, sie zu trennen, ihn öffentlich als Tyrannen zu verklagen und — noch wirksamer — vor allen Dingen seine eifersüchtige Gemahlin von seinem strafbaren Benehmen zu unterrichten. Dann einen gewandten Haken schlagend, rühmt er den Kurfürsten als einen der edelsten Männer, der gewiß nie einen Zollbreit vom Pfade der Tugend abgewichen seyn würde, hätte nicht der Schurke von einem Minister, der Baron Solomons, ihn verführt. Nach dieser Apostrophe steigen der Kurfürst und sein Begleiter aus ihrem Lauschwinkel herab. Ersterer ist geneigt, Hermanns und Clotildens Bund zu genehmigen, aber der Minister lehnt sich dagegen aus Leibeskräften auf. Er erinnert den Kurfürsten, daß die Frau Kurfürstin eine Hochzeitfeier im Palaste erwarte, und nach der Hofetikette hier keine Hochzeit gefeiert werden könne, wenn nicht wenigstens eine der zwei contrahirenden Parteien von Adel sey, und erinnert ihn zugleich an die angenehmen Gardinenpredigten, die ihm für den Fall einer Täuschung von seiner liebenswürdigen Gemahlin gehalten werden würden. Demgemäß räth er, Seine kurfürstliche Durchlaucht solle Caroistadt zu Erfüllung des unterzeichneten Contractes zwingen, indem es ja ohnedies jedes Unterthanen Pflicht und Schuldigkeit sey, dem Willen seines Fürsten unbedingt zu gehorchen. Der Kurfürst ist in der größten Noth und weiß gar nicht, was er anfangen soll, als zu seinem Schreck auch noch Madame Pölnitz erscheint. Sobald diese hört, daß der Kurfürst ihre Nichte einem Gutsmaler verheirathen will und dieselbe keine Edelfrau werden soll, erklärt sie ihren festen Entschluß, to create an explosion, eine Mine anzuzünden, die ganze Sache unverzüglich der Frau Kurfürstin zu melden. Jetzt schießt im Haupte des Kurfürsten ein glücklicher Gedanke auf. Er fragt Madame Pölnitz, ob sie sich zufrieden geben und schweigen wolle, wenn statt ihrer Nichte sie selbst am Traualtar eine Frau Baronin würde? Madame Pölnitz lächelt und bejaht; „aber wo ist der Baron?“ fragt sie seufzend. — „Hier!“ versetzt der Kurfürst, und schlägt dem Baron Solomons auf die Schulter; „sein Glaube ist, es sey jedes Unterthanen Pflicht und Schuldigkeit, dem Willen seines Fürsten unbedingt zu gehorchen. So soll er denn dem meinigen gehorchen!“ Der Minister empfängt mit verzerrtem Gesichte die Hand der etwas alterthümlichen Person. Hermann mit Entzücken die seiner geliebten Clotilde, und damit natürlich schließt das Stück. — Meine Erwartung war nicht getäuscht. Ich hatte nichts Anderes vermuthet als eine Karrikatur des deutschen Lebens, als ein Bild deutscher Sitten und Gebräuche, wie solches sich nun einmal, anscheinend unzerstörlich, in den Köpfen der Engländer festgesetzt hat. Viele Scenen wurden applaudirt, die Ankündigung desselben Stückes für den folgenden Abend mit dem größten Beifall aufgenommen, und eine Menge Menschen gingen wahrscheinlich nach Hause, doppelt froh, daß sie Engländer seyen, und keinen Augenblick zweifelnd, daß es in Deutschland solche Kurfürsten und solche Kurfürstinnen, solche Minister und solche Offiziere gebe. Dem Himmel sey Dank, daß wir das in Deutschland besser wissen! Die Sprache im Stück ist meist ein bombastischer Wortschwall, und wo der Dichter sich bemüht hat, Humor zu zeigen, ist seine Kraft weit hinter seinem Willen zurückgeblieben. Das einzige Gute an dem Stücke war die Darstellung; sie muß gelobt werden. Wenn aber Macready keine tristigern Beweise vorzubringen vermag, daß man in England neue Theaterstücke nur zu suchen brauche, um gute zu finden, und das englische Drama noch auf gesunden Stützen ruhe, so wird es nach dem unmaßgeblichen Dafürhalten gewisser Leute ihm nicht gelingen, die englische Bühne vor immer tieferm Falle zu bewahren. W. S.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 63 und Monatsregister December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 53.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 4. Juli 1837.

Briefliche Mittheilungen allgemein-kunstwissenschaftlichen Inhalts aus den Gemäldesammlungen von Berlin und Dresden.

Dreizehnter Brief.

(Paul Veronese.)

Der Zeitmann an der Brücke hat indeß seine Sense rüstig gebraucht und mir von meinem Reichthum an Tagen nur noch einige Stunden stehen lassen, die ich benutzen will, Dir einen Künstler vor die Seele zu führen, dessen Werke — in Betreff der Eigenthümlichkeit und Vollkommenheit — man nirgends in so großer Anzahl trifft, als hier, Paul Veronese.

Ihre religiöse, d. h. kirchlich-symbolische Bedeutung hatte die Kunst lang aufgegeben. In ihrer freien Entwickelung hatte sie neue Anschauungen gewonnen. Die Heiligen waren aus dem Himmel herabgestiegen und hatten menschliches — ja bei Correggio sogar heidnisches — Wesen angenommen, die Ereignisse ihres Lebens waren somit menschliche und konnten das Gemüth nur um so stärker treffen, je mehr sie als solche geschildert wurden. Wie aber die Erlebnisse der Menschen, die wir kennen, uns mehr interessiren, als die von fremden und vergangenen, wie das Unglück zweier Bewohner unserer Stadt unser Herz weit mehr bewegt, als das von tausenden in Hindostan, so ersah die Kunst sehr bald ihren Vortheil und sezte die Ereignisse nicht nur aus dem Himmel auf die Erde, sondern zugleich aus der Vergangenheit in die Gegenwart und unterwarf sie deren Gesetzen bis sogar auf die äußerlichen der Mode. Diese Richtung erreicht ihr Ziel durch Paul Veronese und Alles, was mit ihr in folgerichtiger Verbindung steht, tritt in seinen Werken glänzend hervor. Man beschränkt sich bei ihm meistentheils darauf, seinen Styl den ceremoniösen, pomphaften, glänzenden zu nennen, und gewiß hat man Recht dazu; allein sein Grundcharakter, die Seele seiner Kunst, scheint mir damit nicht erklärt.

Paul Veronese hatte den Beruf und fühlte ihn, auf seine Zeitgenossen einzuwirken; er mußte sich also nicht sowohl an die herrschende Vorstellungsweise halten, sondern auch die noch schlummernde wecken und gewissermaßen Jedem nur das bieten, was er schon zu besitzen glaubte. Hatte Madonna einmal menschliche Gestalt angenommen und sich herabgeneigt zu den Frommen, so war kein Grund vorhanden, den Verkehr nicht weiter zu treiben und das Verhältniß vollkommen gegenseitig zu machen; war das Ereigniß einmal aus der Alles in einer Fläche zeigenden Vergangenheit in die Nähe gerückt, so ließ es sich von allen Seiten betrachten und zeigte, wie Alles im Leben, neben der ernsten die heitere Seite, neben dem Erhabenen das Komische, und umgekehrt. Dies, was wir anderwärts Humor nennen, ist, wenn ich recht sehe, das Gepräge von Paul Veronese's bildnerischen Dichtungen, und mit fast nie irrendem Gefühl hat er das Maß der Contraste abgewogen, so daß, je leichter der Stoff, desto überwiegender die Lust; je schwerer, desto geringer, bis ihr endlich in der Kreuztragung Christi kein Spielraum mehr bleibt. Unabweislich mußte der Meister einer so dem Leben entnommenen Darstellweise über Alles gebieten können, womit das Leben selbst an die Sinne schlägt, und er konnte es: Farbe, Contraste und Wirkung der Beleuchtung vom Sonnenlicht zum Sonnenschatten und weiter, sehen wir in seiner Gewalt; die gesteigerte Wirkung des Lichts — des einfachen und gebrochenen — auf glänzenden Stoffen, wie er sie täglich wahrnehmen konnte, gab ihm diese in die Hand für seine Bilder und so sehen wir ihn auch zulezt als Meister des pomphaften, glänzenden Styls.

Glückliches Dresden, das den einzigen Meister, den die Kunstgeschichte in dieser Linie aufführen kann, in seinem ganzen Umfange, in so vielen höchst bedeutenden Werken besizt! *

* Bei diesen erfreute mich auch ganz besonders die gegen die frühere ungleich bessere Aufstellung, da ehedem die köstlichsten Gemälde in dunkler Höhe hingen.

Digitized by Google

Nr. 155. Madonna in trono, aber freilich nicht jene Gottesmutter, die auf erhabenem Throne die Bitten der gesammten Christenheit anzuhören sizt; freilich auch nicht jene des cyprischen Dienstes gewärtige des Correggio; sondern die milde Beschützerin einer Familie, zu der sie sich, auf die Fürbitten heiliger Bekannten, ausschließlich wendet. Sie geht die Kirche nichts mehr an, noch der Dienst des Altars, sondern nur die eine Familie, die sich ihr naht, und zwar — als ob es nothwendig war, dies besonders zu bemerken, geleitet von der Religion. Also auf diesen Einzelverkehr waren die Göttlichen beschränkt, nachdem sie einmal ihrer Hoheit sich entkleidet und Knechtsgestalt angenommen. Um so bestimmter konnte aber das Gemüth sich offenbaren, wie wir selbst in unsern Verhältnissen zu unsern Nebenmenschen abgeschlossener erscheinen, als in unserer Beziehung auf Gott und Jenseits. So muß denn auch dieses Bild des Lebens mit aller Gewalt der Kunst uns fesseln und erfreuen. In einer offenen Säulenhalle sehen wir Madonna zur Linken, mit dem auf ihrem Schooß stehenden, die Arme weitausbreitenden Christkind, zu dem Hieronymus auf seine Schriften, als auf seine Verdienste, zeigend aufblickt, während Johannes der Täufer die fromme Familie (der Donatoren) einladet, näher zu treten. Diese naht denn auch, Mann, Frau, Kind, von der rechten Seite; kniend bleibt ein Mann in einiger Entfernung zurück (vielleicht der Oheim der Kinder), offenbar in scheuer Demuth; doch muntern und richten ihn zwei Frauen auf, in denen Religion und Liebe (Glauben und Selbstvertrauen) sich auszusprechen scheinen. Dicht neben dieser wirklich rührenden Gruppe guckt neugierig-furchtsam hinter der Säule ein (etwa neunjähriger) Knabe vor und wiederholt, paraphrasirend, freilich ohne es zu wollen, die scheue Zurückhaltung des Oheims. Dieser Knabe, mit seiner Unkenntniß der Scene, in der er seine Aeltern sieht, bildet den Uebergang zu den andern Kindern, die ganz für sich bleiben und sich gar nicht einmal um die ganze Begebenheit bekümmern und die uns mit einem Hauptzug des Künstlers bekannt machen, den er dem Leben abgelauscht. Wie nämlich hier neben jeder einzelnen Handlung, sie mag nun heitern, ernsten, traurigen Inhalts seyn, das gesammte übrige Leben unberührt fortgeht (und in höchster Potenz uns an das Verhältniß der Erde zur Welt, der Menschheit zu Gott mahnt), ja oft durch den Contrast die Wirkung erhöht (wie etwa durch ein spielendes Kind auf dem Grabe der Mutter, durch einen Kranz welker Blumen in den Locken einer Braut ꝛc.), so führte Paul Veronese gern Gestalten in seine Darstellungen, die nur durch Dissonanz wirken, wie bei Shakespeare die Musikanten neben Julia's Leiche.

Die hiesigen Bilder ließen sich fast nach einer Scala des Ernstes in aufsteigender Linie stellen. In der Findung Moses hat der Künstler die ernste Beziehung — wie weit lag sie auch ab vom Ereigniß selbst — ganz weggelassen und uns die Scene als eine durchaus heitere geschildert, an der er ungefährdet Witz und Ironie spielen lassen durfte. Die ägyptische Königstochter ist zur Prinzessin von Ton geworden; in Seidendamast gekleidet, wohl frisirt, von hinlänglichen Kammerfrauen begleitet, geschüzt durch eine Schweizergarde und erlustigt von einem Hofzwerg, der wohl auch das Amt des Hofnarren mit verwaltet, ist sie in einem leichten Phaeton ausgefahren, ob zu baden in dieser Gesellschaft, bleibt ganz dahin gestellt. An den Ufern des Nils aber sehen wir sie halten, denn sie hat die Schachtel im Schilfe erblickt, und Neugierde treibt sie, nach dem Inhalt zu forschen. Natürlich aber bemüht Ihro Hoheit sich nicht selbst; in Prinzessinnenwürde bleibt sie ruhig, scheinbar ohne alle Gemüthsbewegung stehen und läßt eine Zofe das Kästchen öffnen. Kein Korallen- noch Perlenschmuck liegt darin, auch kein Paquet Brabanter Spitzen (sonst würde helle Freude das Gesicht verschönen), sondern ein Kind, mit dem nicht viel anzufangen. Sein helles Auge indeß, sein kräftiges Strampeln gewinnt der Prinzessin einige Theilnahme ab, und das ironische Lächeln über die verfehlte Erwartung wird freundlicher und milder. Bei diesem Bilde liegt der Contrast außerhalb der Darstellung im Bewußtseyn des Beschauenden. Natürlich; denn ohne Zwang konnte sich die Ahnung von dem künftigen Propheten, der hier gerettet wird, nirgends aussprechen lassen, und als Ereigniß des täglichen Lebens gefaßt, war die Scene, alles Ernstes entblößt, ganz zu scherzhafter Behandlung geeignet.

Nr. 122. Die Geburt Christi. Hat man hier den kirchlich-religiösen Standpunkt verlassen und nimmt das Ereigniß als eines aus der Wirklichkeit, so fehlt es nicht an komischen Situationen, deren Darstellung auch ganz harmlos seyn kann. Hier aber bieten Contraste sich an. Eine arme Zimmermannsfamilie mit einem neugebornen Kind in einem Stall bei Ochs und Esel; Hirten, die ein Gesicht erschreckt und aufmerksam gemacht; Könige, aus weiter Ferne kommend zu dem Kind im Esel- und Ochsenstall, ihm königliche Ehre zu erzeigen. Diese wußten es wohl, was sie auf ihren Weg und hierher geführt, und rührende Andacht spricht aus dem alten knienden Kaspar; auch die Mutter hatte in ihrem Herzen alle Verkündigung bewahrt, die ihr geworden. Was aber wußte Joseph groß davon? Bei ihm, als der prädestinirten Zielscheibe des Witzes, war irgend etwas Lächerliches, irgend eine Ungeschicklichkeit möglich, die das fast Feierliche der Scene brach. Die vornehmen Gäste reizen ihn, er möchte gern bemerkt, womöglich als Vater des Kindes bemerkt seyn. Einer der Hirten indeß, die schon eher wußten, was das Ganze zu bedeuten, hält

Digitized by Google

ihn zurück und macht ihn aufmerksam, wie wenig sich jezt das Herantreten schicke; und wem das noch nicht verständlich ist, für den hat der Künstler gleich daneben ein Schaf gestellt, gegen das ein Hund zankt; auch drängen sich, dem Joseph gegenüber, Esel- und Ochsenkopf neugierig aus der Hütte vor. Endlich bieten auch die Könige selbst, in ihrer äußeren Erscheinung, Stoff genug zu komischen Zügen, bei deren Schilderung dem Künstler die Laune den Pinsel geführt, so daß wir unwillkührlich an Goethe's heilige Dreikönige denken müssen. Zwei Pagen im schwarzen venetianischen Kostüm tragen dem Kaspar die Schleppe; Melchior gleicht einem venetianischen Rathsherrn in rother Toga und rothem Kleid, Balthasar als Mohr tritt im breitgestreiften Mantel einher; hinter ihm wird Geld ausgeworfen. Das Pomphafte, als für die Darstellung ganz Ueberflüssige, hat hier nur die Wirkung des Komischen, und vollendet nur — gerade durch den Contrast gegen die beabsichtigte Demuth und Erhebung des Kindes in der Krippe — die vorgestellte Komödie.

Nr. 151. Die Darbringung im Tempel. Der Künstler führt uns auf einen freien Platz vor einem Tempel, theils von Mauern umgeben, theils mit Säulen geschmückt; allerhand Leute sind darauf zerstreut, unbeschäftigte Bettler, Viehverkäufer, Kinder. In der Mitte steht ein Altar von Marmor, von vier karyatidischen Engeln getragen; Schriftgelehrte sehen in Büchern nach, ganz, wie es scheint, in sie selber betreffende Dinge vertieft; Kinder spielen mit einem Hund, auch nur für sich beschäftigt. So tritt das Leben in vielfachen Bildern vor uns und keines deutet auf ein ungewöhnliches Ereigniß hin. Es ist am Ende auch keines da; denn wie oft des Tags mag in den Tempel zu Jerusalem das Opfer für ein Neugebornes gebracht worden seyn! Doch sieht man ein Paar aus der umstehenden Menge, die sich und somit auch uns auf die Gruppe am Altar aufmerksam machen, in der wir nun mit unserer Kenntniß der Geschichte Maria mit dem Kind, Joseph und den sie heranführenden Hohenpriester wiederfinden. Dieses Bild ist schon von ernsterer Wirkung als die früheren. So viel Heiterkeit in der Darstellung des täglichen Lebens darüber ausgegossen, so dient sie doch nur dazu, ernste Gedanken zu wecken. Die Unscheinbarkeit des Kindes, vor dem noch einmal alle Knie im Himmel und auf Erden sich beugen werden (— zur vollern Bezeichnung des Gedankens hat der Künstler Mutter und Kind ganz in Schatten gesezt —) die Unterordnung unter alltägliche Gewohnheit und Sitte, die nothwendige Gleichgültigkeit der ganzen Umgebung gegen eine so bekannte Handlung, von der ja Niemand wissen kann, welche Bedeutung sie noch einmal erlangen kann; — alles dies muß unsere Phantasie ergreifen und uns innig rühren.

Nr. 121. Die Hochzeit zu Cana. Gerade das Hineinstellen einer ungewöhnlichen Handlung ins gewöhnliche Leben erhöht durch den Gegensatz gegen dasselbe ihr Ungewöhnliches, wie ein bedeutender Mensch um so bedeutender erscheint, je weniger er sich im Aeußern von der Menge unterscheidet. Diese Erfahrung spricht fast noch lebendiger aus dem genannten Bilde, als aus dem vorherigen. Denken wir uns eine ausgewählte Hochzeitgesellschaft, Andacht und Frömmigkeit in allen Zügen, die Hände zum Beten statt zum Zerlegen, die Lippen zum Seufzen statt zum Trinken rührend; unter ihnen einen Mann von göttlicher Miene, feierlichsten Ansehens, einen Heiligenschein um sein Haupt, so wird es uns wenig überraschen, wenn dieser aus Wasser Wein macht, und die Tischgesellschaft wird es mit derselben Danksagung aufnehmen, wie ein neues Gericht. — Ganz anders Paul Veronese: bei ihm ist Hochzeit, ordentliche, fröhliche Zecher, lustige Frauen rings um den Tisch, Kinder und Hunde unter demselben, ein lustiges Leben. Essen vollauf, aber die Freude des Zechens hat die Schläuche geleert. Der Hausvater wird verlegen, daß kein Wein mehr vorhanden. Nun befindet sich ein junger Mensch unter seinen Gästen, von dem man wohl manches Gute und Rühmliche, aber nichts Außergewöhnliches noch gehört. Der spricht: „füllt die Krüge mit Wasser und gebt sie mir.“ Man thut es; er spricht den Segen über sie und verheißt nun, daß das Wasser zu Wein geworden. — Man schenkt ein, man ist begierig, man kostet, ja Christus selbst, obschon in sich sicher, sieht mit gespannter Erwartung der ersten Aeußerung über sein Wunder entgegen; es geht eine Bewegung in ihm vor, die zeigt, daß es sein *erstes* Wunder ist. —

So hat der Künstler die Wirkung des Wunders gesteigert dadurch, daß er es im Gewand des gewöhnlichen Lebens auftreten läßt, und in der Ausschmückung des leztern Spielraum für Lust und Ergötzen der Phantasie behalten, ohne die dasselbe ihm reizlos und langweilig erscheinen muß.

Nr. 123. Christus in Emaus. Mit dem Ernste des Gegenstandes wächst die Wirkung des Gegensatzes. Während Christus, mit den beiden Jüngern am Tische sitzend, ernste Dinge bespricht, die in diesen Tagen Jerusalem bewegt haben, und die im Stande waren, eine Welt zu bewegen, sorgen Hausfrau und Magd für das Abendbrod und die Wirthschaft mit nicht geringerem Ernste, und das Töchterchen am Boden spielt, unbekümmert um Welt und Wirthschaft, mit einem kleinen Hunde, vor dem eine Katze unter den Tisch sich geflüchtet. Leben, wie es ist, wie es sich gibt: menschliche Sorgen, menschliche Freuden! und haben nicht größte und kleinste auf dem kleinsten Raume neben einander Platz, ohne einander zu berühren? Und welcher kann sagen, seine seyen die

Digitized by Google

größten? Keine ist klein, keine ist groß, nur der Mensch ist beides. Und wenn es uns ergreift, neben dem verhüllten Heiland und seinen trostlosen Jüngern ein in sein Spiel vertieftes Kind zu erblicken, so soll es uns auch erinnern, daß wir alle Kinder sind und unser ernstestes Treiben neben höherer Geister Regung dem Spiele des Mädchens mit dem Hündchen gleicht, das im Augenblick seine ganze Seele füllt.

Daß bei solcher Auffassungsweise Alles, was Form heißt, untergeordnet ist, ja um der größern Wahrscheinlichkeit willen untergeordnet seyn muß, versteht sich von selbst. Nur die Absichtslosigkeit, die die Erscheinungen des Lebens begleitet, kann hier wirken, und es wird hier Aufgabe, das Gemälde so aufzubauen, daß es als keines erscheint, sondern als Wirklichkeit. Daher keine architektonische Eintheilung der Massen, kein Hervorheben von Hauptfiguren (die oft, wie Christus bei der Hochzeit, im Hintergrund sitzen), kein Vollenden einer Linie u. s. w. Der Standpunkt ist durchaus ein veränderter, und wollen ja bildnerische Interessen sich geltend machen, so halten sie sich an das Element lebendiger Erscheinung, die Farbe.

Nr. 152. Die Kreuztragung. Paul Veronese's Geist besitzt nicht Tiefe genug für die Fülle und Last tragischer Ereignisse und läßt hierbei meistentheils — gleichgültig gegen den Schmerz — das bildnerische Talent allein spielen (wie bei der Marter des heiligen Georg in S. Giorgio zu Verona ꝛc.). Doch im o. g. Bilde zeigt er, daß seine Phantasie nicht ganz unfähig war, das Tragische wenigstens mit Gefühl zu fassen, obschon er — genau genommen — nur im Besitz heiterer Gegensätze, hier, wo diese, wie er wohl fühlte, nicht paßten, plötzlich arm erscheint. Mit großer Kraft und unvergleichlicher Kunst sind alle Leiden und Leidenschaften ausgedrückt, aber eben nur diese, und es ist ein karger Ersatz für ein durch die Darstellung so großer Seelenschmerzen verwundetes Gemüth, den eine vollendete Kunst mit allem Reichthum ihrer Sinnenreize bietet; wie uns aller Aufwand von Pracht und Schmuck am Sarge eines geliebten Kindes nicht rührt, wohl aber etwa ein Wiesenblumenstrauß, den sein kleiner Spielkamerad ihm brächte zum Andenken. Dessen ungeachtet ist, wie gesagt, das Bild von großem Ernst und unbedenklich eines der allerbedeutendsten dieses Meisters. Christus ist, in der Mitte des Bildes, unter der Kreuzeslast zusammengesunken; während Einer aus der Horde sich bemüht, das Kreuz zu heben, schlägt ein Anderer mit der Geißel auf ihn, und ein Dritter zerrt am Stricke ihn vorwärts. Ein Kriegsmann drängt die heil. Veronica beiseit, Maria wird von Johannes zurückgehalten; Kriegsleute und Priester zu Pferde, Volksgetümmel, Hornbläser, Lärmen vollauf, nirgends ein Ruhepunkt; wo man hinsieht, Unterliegen, Schmerz, Wuth, Toben, — nirgends Beruhigung, nirgends Trost. Ich glaube nicht, daß Paul Veronese dies beabsichtigte, sondern wirklich reichte sein Genius nicht aus, den Schmerz und seine heilsame Bedeutung für die Menschheit zu ergründen; sein der Heiterkeit und Wärme des Lebens zugewandter Geist konnte ihn nur im Gegensatz mit diesen darstellen, und wo diese zu weit ablagen, blieb ihm der todte Schmerz.

Die Gallerie besitzt fünfzehn Bilder von Paul Veronese. Ich habe mich nur bei den größeren aufgehalten, obschon alle von besonderem Werthe sind, wenn auch nicht von gleichem. Auffallend ist dieses, daß die Phantasie dieses Künstlers nicht immer gleich gelaunt gewesen, daß ihm oft gar nichts Erhebliches eingefallen, wie bei dem übrigens als Malerei trefflichen Bilde des Hauptmanns von Kapernaum, während er doch sonst, wie wir sahen, voll poetischer Beziehungen ist. In der Susanna und dem Samariter tritt mehr als Gegenstand und Poesie, seine Freude an der Natur heraus, die auf beiden mit vorzüglicher Farbenfrische spielt.

Im Ganzen sehen wir in ihm einen Künstler, der, dem Geiste seiner Zeit gemäß, auf der Basis natürlicher Anschauung seine Bilder aufbaute, einen Mann guten Humors, und der nur den Ernst, der im Leben fehlte und der in der Kirche langweilig geworden, durch Tiefe der Empfindung hätte ersetzen müssen, um in allen Fällen mit gleicher Stärke auf das Gemüth wirken zu können.

Aber der Zeitmann mahnt die lezte Viertelstunde nieder, und mahnt mich, Dir und dem schönen Dresden Lebewohl zu sagen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

---

[292] In unserm Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Portrait

Sr. Königlichen Hoheit

des regierenden Großherzogs von Oldenburg,

Paul Friedrich August.

Nach dem Oelgemälde von L. Strack auf Stein gezeichnet von O. Luerssen und gedruckt in der Kunstanstalt von **Piloty & Löhle** in München.

30 Zoll hoch, 24 Zoll breit.

Preis: auf chinesisch Papier 2 Rthlr. 16 gr.
" weiß " 2 Rthlr.

Oldenburg, 20. Mai 1857.

Schulze'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 54.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 6. Juli 1837.

Berlin, im Januar 1837.

(Fortsetzung von Nr. 55.)

Was ich in meinen bisherigen Anführungen verfolgt habe, die Neigung in unserer Kunst zur isolirenden Auffassung, sey es in wirklich vereinzelten Figuren, sey es in Compositionen, die nicht fühlbar genug durch einen festen Mittelpunkt und lebendigen Angelpunkt der Betrachtung gerundet sind, davon fand ich nur wenige Ausnahmen. Allzuhäufig sind die passiven Situationen schon in der Wahl. Ich schreibe sie auf Rechnung des Zeitgeistes, sehe sie aber bei aufstrebenden Talenten mit Bedauern. Als ein solches erschien mir Ad. Teichs in seinem großen Bilde: „Gefangene Thessalonicher von Mammelucken bewacht.“ Auf einem Hügel über Landschaft sitzen die Unglücklichen am Boden, ein greiser Paliker, ein Mann neben der jungen Frau und außer einer andern Leidensgefährtin auch ein Knabe. Sie werden aus dem Vaterlande fortgeschleppt und bald von einander getrennt werden. Ein so betrübender Stoff kann gewiß nur bei einer großartigen Anordnung und in den Gestalten fühlbarer Gegenmacht von Würde und Schönheit gegen Schmerz und Schmach zu einem reinen Kunstwerke werden. Diese Würde in der Verbindung, dieser Gegenhalt von Würde und Anmuth bei ernstlicher Drangsal macht Bendemanns „trauernde Juden“ so tiefwirkend und erhebend. Man weiß nicht nur, man sieht es an diesen edeln Gestalten und an dem tiefmenschlichen Accord ihrer Schmerzen, daß es Gott ist, der die Last auferlegt hat. Auf dem Gemälde von Teichs, welches Talent für Farbe, auch im Einzelnen Gefühl für schöne Form und für Charakteristik verräth, ist die Composition prosaisch, die Figuren herumsitzend um ein paar Säulentrümmer und Blöcke, ohne daß die Motive und Linien ihrer Lagen in der Verbindung und Abwägung der Gruppe den Fluß einer zusammenfühlenden Seele, den sichtbar einstimmigen Ausdruck eines gemeinsamen, in seinen Abstufungen sich rein aussprechenden Schicksals gewährten. So sind auch die Mienen und individuellen Zustände zwar in manchem Zuge, für sich betrachtet, charakteristisch oder das Gefühl ansprechend, aber sie wirken nicht zu einer großartigen oder versöhnlichen Empfindung zusammen. Wohl sind die Menschen und ihre Situation geschildert, aber nicht schön entwickelt. Man fühlt nur Elemente einer vergeblichen Reaction gegen ein grausames Geschick. Man kann die Scene nur betrachten wie ein wirkliches Elend. Und wenn man nun Theil nimmt an dem trotzigen Gram des alten Kriegers oder der düstern Wehmuth des Mannes und dem Seelenbangen der Frauen: was wird dann weiter? Soll man fluchen über die Türken, die Menschenschinder? Soll man weinen über die Unmacht der menschlichsten Gefühle? Soll man bitter oder hypochondrisch werden? Zu mehr kann in der That das Bild nicht helfen; ein solcher Erfolg aber verdient, streng genommen, nicht einmal die Aufmerksamkeit des Beschauers, geschweige den mondenlangen Ernst und Fleiß des Künstlers, um eine so große Tafel zu füllen. — Von ähnlichen Vorzügen in Färbung und Formen, dabei einfacher in der Gruppe und geschlossener in der Anordnung, auch nicht so bitter in der Empfindung, allein ebenfalls nicht genug durchgewogen und im Wesentlichen doch auch zu einseitig rührend sind die „Griechen“ von Eretius, die vor der Auswanderung betrübt und ernst beisammensitzen. Einen ähnlichen Stoff hat Stilke in einer Skizze entworfen: „Syrische Christen verlassen, von Türken gedrängt, das gelobte Land.“ — Das soll nun in unsern Tagen schön seyn: Leiden, Erliegen, Jammern ohne Reaction. An einem kleineren Bilde von Teichs, „die Macht der Musik“, (ein Troubadour spielt vor zween Fräulein) sollten mich Mißverhältnisse der Zeichnung nicht hindern, manches Anmuthige mit Vergnügen zu bemerken; wäre nur nicht an der Hauptfigur, an der sich vorzüglich die Macht der Musik zeigen soll, dieselbe falsche Tendenz auffallend, die das Gefühlvolle im Kopfhängen und schlaffen Sitzen sucht. Wohl gehört zur Kunstwirkung Ruhe; aber es muß die Ruhe eines wirklichen Gleichgewichts, muß die gehaltene

Digitized by Google

Bewegung seyn. Diejenige Ruhe, die nur im Stillstehen oder Nachgeben gegen die Anziehungskraft des Unglücks und der Erde sich zeigt, leistet malerisch ungefähr das, was ein Musiker leisten würde, der, um harmonisch zu seyn, mit der Stille musiciren wollte. — Ganz frei von solcher Ruhe, die mehr aus Mangel an Bewegung, als aus Concentration und Schluß der Composition hervorgeht, erschien mir auch ein kleineres Gemälde nicht, welches sonst sehr vorzüglich und von einer schönen Beschaulichkeit ist, ich meine das Werk des trefflichen Alfr. Rethel: „Bonifacius läßt aus der gefällten Wodans-Eiche eine christliche Capelle bauen.“ Der würdige Apostel zeichnet mit dem Stabe den Plan der Capelle in den Sand, umgeben von Neubekehrten, Erwartungsvollen, Bedenklichen. An der Seite stehen Männer mit Zimmergeräth, und die Art wird an einen liegenden Baumstamm gelegt. Eine entferntere Gruppe bewegt sich auf dem Boden, wo die Capelle entstehen soll, bei den ausgesteckten Pfählen. Die ganze Scene so im Kleinen hat einen edeln Ernst, in den Köpfen sinnigen Charakter, die Anordnung ist verständig und in harmonischen Tönen gehalten. Wenn man jedoch von der Gruppe der Zimmerleute bemerkt hat, daß sie nicht genug Leben und zweckmäßige Bewegung habe, daß der junge Mann, der die Art führt, zu schlaff im Ausdruck sey: so läßt sich etwa sagen, es gebe sich darin der zögernde Uebergang vom alten zum neuen Glauben, die Scheu und Ahnung des erst allmählig tagenden Bewußtseyns, das Vorgefühl heiliger Feier zu fühlen. Doch glaube auch ich, daß gegenüber solchen Motiven noch ein Gegensatz entschlossenen Anfangs und kräftig-thätiger Gründung zum Vortheil gereicht hätte. Der Styl ist aber überhaupt auch hier mehr ein in Schilderung entwickelnder, als jener, der Motive und Gründe schön gegeneinander wiegt. — Einen schönen Fluß der Motive, entsprechend der Idealität des Gedankens, fand man in der „Bestattung der heiligen Katharina durch Engel“, einem Bilde mäßiger Höhe von H. Mücke. Der reine Leib der vollendeten Märtyrin schwebt horizontal mit rückwärts gesunkenem Haupt, von vier Engeln getragen in geisterstillem Zuge durch die Luft. Die Engel im Chorgewande, der vorderste das Zeichen des Märtyrthums tragend. Unter ihnen dämmern die Hügelflächen der Erde und das Meer. Der Zug bewegt sich ruhig in lichter, sanfter Klarheit. Die Linien und Glieder sind, wie im Einzelnen, so in der Verbindung anmuthvoll und mitnehmend. — Hier ist doch harmonischer Schwung und mitten in der Stille ein bewegter Zusammenhang. Man sieht dies, und was der Composition eben so wesentlich ist, ein kräftig-gemessenes Gründen und Runden der Gesammterscheinung, zu selten. Wie unzureichend, wo den Motiven poetische Consequenz und organisches Zusammenwirken fehlt, auch die schönste Malerei bleibe, sah man recht an dem großen Gemälde von Sohn, dem Urtheil des Paris, und an den Urtheilen, die dieses Urtheil leiden mußte. Daß hier die Figuren in geringer Tiefe neben einander hervortreten, daß in ihrer Lage und ihren Stellungen keine zweckvoll verbindende künstlerische Anschauung, in ihren Motiven kein ernstliches Leben empfunden wird, das konnte nicht die anmuthige Jünglingsfigur des Paris, nicht der reizende Rücken und Unterrücken der Minerva, nicht die gefällige Modellirung und zarten Fleischtöne gut machen. Daß die Göttinnen enthüllt sind, daran wäre kein Anstoß zu nehmen. Aber die Art, wie sie sich dabei gebehrden, wie die sitzende Juno, obwohl zürnend, die Hand an die Brust bewegend, das Gewand aufnimmt, die abgewandte Minerva, die sich schmollend umsieht, nachlässig ans Anziehen zu denken scheint, und die von den Hüften ab umhüllte Venus mit einer gewissen Zimpferlichkeit zu Paris hintretend den Preis hinnimmt — alles dies und die Natur der Figuren selbst dringt den Gedanken auf, daß dies keine Göttinnen, die, mit oder ohne Hülle, nicht verlegen werden, sondern moderne Schönheiten seyen, die sich wider Sitte, dem Urtheil zu Liebe, enthüllen mußten; über welche Concession nun die Beiden sich ärgern, die sie vergeblich gemacht haben. Fühlt man es nicht so, als sagte Juno: der Unverschämte! Minerva: der Elende! Beide: Nun können wir uns wieder anziehen und nach Hause gehen! Und Amor mit seinem Tüchlein um die Hüften schmiegt sich auch, recht wie ein modernes Schmeichelbübchen, mit feuchtem Aufblick und süßem Gesicht an die Mutter. Paris ist ein sehr schöner Bursche und bleibt wirklich naiv sitzen, indem die Göttin sich ihm nähert, nach welcher er, zugleich mit der dargebenden Hand, Hals und Angesicht streckt, was ihm in der That sehr gut läßt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Archäologisches aus Athen.

Die Arbeiten auf der Akropolis in Athen haben sich im Laufe dieses Winters auf die Ausräumung und Reinigung der Propyläen beschränkt, deren Mittelgebäude und nördlicher Flügel von den in ihnen angebrachten modernen Gewölben, so wie der leztere auch von den auf seinen Mauern ruhenden mittelalterlichen Zinnen befreit worden sind. In dem Mittelgebäude stehen die sechs jonischen Säulen der Vorhalle noch so hoch als das Gewölbe reichte, d. h. zu ungefähr zwei Drittheilen ihrer Höhe am Platze, mit Ausnahme einer einzigen, die in geringerer Höhe erhalten ist; da aber fast alle herabgestürzten Säulentrommeln sich in dem Gemäuer wiedergefunden haben, so dürften sie größtentheils wieder aufgerichtet werden können. Von den ausgezeichnet schönen

Digitized by Google

Säulencapitellen aber hat man leider kein einziges unbeschädigt, sondern nur einige große Bruchstücke gefunden. Die großen Deckbalken liegen ziemlich wohlerhalten am Boden der Halle.

Durch diese mächtige Säulenstellung gelangt man an die Querwand des Mittelgebäudes mit den bekannten fünf Thüren. Hier ist die Ausräumung noch nicht ganz bis auf den Boden gedrungen. Doch erkennt man bereits, daß die Thüreinfassungen (chambranles) aus Marmor, und nicht, wie einige gewähnt haben, aus Bronze waren; denn am Fuße des großen Mittelthors hat sich zu beiden Seiten ein Theil der Einfassungen erhalten. Die Thore und Thüren selbst waren ohne Zweifel nur aus Holz, wie sich aus Aristophanes ergibt, bei welchem Dichter, in der Lysistrate,* der Chor der Greise dieselben zu verbrennen, oder mit Hebeln aus den Angeln zu werfen beabsichtigt. Vielleicht waren diese hölzernen Thüren vergoldet, wie bei denen des Erechtheion der Fall gewesen zu seyn scheint.**

Hinterwärts der Querwand mit den Thüren, in der östlichen Halle der Propyläen, ist die Ausgrabung ebenfalls noch nicht bis auf den Boden vorgedrungen.

Gehen wir jezt in den nördlichen Flügel des Gebäudes, in das Gemäldezimmer (οἴκημα γραφὰς ἔχον) des Pausanias. Dieses ist bis zur Höhe der Corniche vollständig erhalten. Man gelangt durch die Vorhalle an die Vorderwand des Zimmers mit einer Thür und einer Fensteröffnung zu jeder Seite, an deren Pilastercapitellen sich die architektonische Bemalung in einem hohen Grade von Frische und Lebendigkeit erhalten hat. Von den alten Wandgemälden aber ist nichts mehr zu sehen; nur sind die Marmorquadern hier nicht ganz glatt geschliffen, sondern haben, wie im Theseion, eine etwas rauhe Oberfläche, um den feinen Stuck, auf welchen man die Gemälde auftrug (vielleicht die ὑπαλοιφή?), fester zu halten. Links vom Eintritt, neben der Fensteröffnung auf dieser Seite, ist in schlechten, nachlässigen Schriftzügen des zweiten Jahrhunderts nach Christo folgende Inschrift in den Marmor gegraben:

Δ Ε Σ Π Ο Ι Ν Α
ΑΡΤΕΜΙ ΚΟΛΑΙΝΙ

„O Herrin, Artemis Kolänis!“ Eine dritte Zeile, die vielleicht den Namen des frommen Beters enthielt, ist nicht mehr zu lesen. Wie dieser Ausruf hierher kommt, ist nicht klar. Die Koläniſche Artemis hatte ein Bild und ein Heiligthum in dem attischen Demos Myrrhinus, auf der Ostseite des Landes.* Wahrscheinlich kam ihr Bild auch in den Wandgemälden dieses Flügels der Propyläen vor, obgleich Pausanias es nicht erwähnt; und irgend ein andächtiger Verehrer der Göttin grub unter demselben den obigen Ausruf in die Mauer. Der Fußboden im Innern des Zimmers ist nicht mehr vorhanden.

Von Sculpturen und Inschriften sind bei der Ausräumung der Propyläen nur ganz unbedeutende Bruchstücke gefunden worden. Hierauf beschränkt sich also die archäologische Ausbeute dieses Winters; denn auch in der Stadt hat man nichts Neues gefunden. Zwei bereits im September beim Piräeus ausgegrabene zerbrochene Sarkophagdeckel, mit darauf liegenden Figuren in Hautrelief von mittelmäßiger Arbeit, sind kaum der Erwähnung werth.

Auf einem Ausfluge in die Provinz hat der Einsender einige bis jezt unbekannte Ruinen entdeckt. Die bedeutendste darunter ist ein antiker Grabthurm zwischen Brauron und Prasiä, aus großen Quadern von Kalkstein, zehn bis elf Meter ins Gevierte und noch drei bis fünf Meter hoch; die Mauern haben vier Schuh Dicke. In derselben Gegend fand er auch einen antiken Steinbruch, von grauem, röthlich geäderten Kalkmarmor, in welchem Quadern von ungeheurer Größe und eine Säule von sieben Meter Länge, aus einem Stück, noch am Platze lagen. Vielleicht nahm man aus diesem Steinbruch das Material zu den benachbarten Heiligthümern der Artemis in Brauron, und der Tauropolos in Halä Araphenides, deren Lage noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen werden kann. Diese einst sehr stark bevölkerte Gegend ist voll von alten noch ungeöffneten Gräbern.

Ein großer marmorner Löwe (wahrscheinlich ein Grabmonument) bei Kanza auf der Ostseite des Hymettos ist bereits aus Dodwell's Reisen bekannt. Eine halbe Stunde weiter südlich, bei dem Dörfchen Kolala (Κύκαλα?) unweit Liopesi, in welcher Gegend der Demos Päania gelegen zu haben scheint, fand der Einsender in den Ruinen einer Capelle die Statue eines knienden Schafes aus weißem Marmor in natürlicher Größe und von guter Arbeit. Es ist über drei Fuß lang und bis auf den Kopf, welcher abgeschlagen ist, wohl erhalten.

Aus den übrigen Gegenden des Reiches ist seit langer Zeit kein archäologischer Fund berichtet worden.

Athen, 4. März 1837.

---

* Arist. Lysistr. 510. 428.

** Auf das Erechtheion glaube ich, weil es damals eben im Bau begriffen war, die Stelle in Aristophanes Vögeln V. 612 beziehen zu müssen:

χρῆττον μέν γ' οὐχὶ νεὼς ἡμᾶς
οἰκοδομεῖν δεῖ λιθίνους αὐτοὺς,
οὐδὲ θριῶσαι χρυσαῖσι θύραις.

* Strabon 9, S. 244 Tchn. — Paus. 1, 31, 2. — Schol. zu Aristoph. Vögeln 873. — Corpus Inscr. Gr. 1, n. 100.

Digitized by Google

Nachrichten vom April.

Statistik der Kunst.

Brüssel, 20. April. Die Stadtverwaltung von Antwerpen hat sich zur Vermehrung des Glanzes der Gemäldeausstellung, welche dort nächstens stattfinden soll, an die Direction der Akademie zu Düsseldorf mit der Einladung gewandt, einige Producte der neuen deutschen Schule auf diese Ausstellung zu schicken.

Kupferstiche und Lithographien.

Paris. Vor Kurzem ist hier ein Stich des durch seine Aquatintablätter bekannten Jazet, nach einer Skizze des verstorbenen Gros, die Schlacht von Nazareth (aus dem ägyptischen Feldzuge) darstellend, erschienen. Preis 60 Fr. mit der Schrift und 120 Fr. vor der Schrift.

Zwei große Aquatintablätter von Martens und Mozin, das eine den Schiffbruch des preußischen Schiffes Friedrich bei St. Malo, das andere die Fahrt des Dampfboots Le Français von Havre nach Honfleur darstellend, erinnern an die gelungenen englischen Seestücke. Calamatta's Stich in Linienmanier (22 Zoll hoch, 15 Zoll breit) des Gelübdes Ludwigs XIII. von Ingres (Directors der französischen Kunstakademie in Rom) ist eine bedeutende Erscheinung. Mozin hat ein Panorama von Lüttich in der beliebten Streifenform geliefert: Italienische musicirende Bäuerinnen nach Winterhalter, lithographirt von Leon Noel, ist ein treffliches Blatt.

London. Isabey's Rückkehr in den Hafen, in der besten Mezzotinto-Manier von Dr. Lucas; desgleichen in Mezzotinto der Sonntag von Collins, gestochen von W. Reynolds. Mulvany's Portrait des Thomas Morus, gestochen von Ward.

München. Das Bild des Kronprinzen von Bayern zu Pferd, sein Chevauxlegersregiment musternd, von Hanfstängl.

Dresden. Panoramische Ansicht der St. Marcuskirche nebst dem Dogenpalaste und Umgebung, gesehen vom Uhrthurm aus, nach Enslen's in Dresden, Gemälde, auf Stein gezeichnet von C. W. Arldt, herausgegeben von E. Enslen in Berlin. 1857. Druck von C. Braunsdorf.

Hildburghausen. Im hiesigen bibliographischen Institut erscheint ein großes Blatt in Schwarzkunst: die Transfiguration nach Raffael, in Stahl gestochen von Kininger in Wien. Die Abdrücke werden in London gemacht. Dieselbe Anstalt hat eine Anzahl vorzüglicher Kupferplatten: Amsler's Grablegung nach Raffael, die Madonna von Bridgewater von Lorrichon, das Bildnis Raffaels von Felsing. Adam und Eva nach Raffael von Fr. Müller, Rom und Vesuv von Gmelin, künstlich an sich gebracht, und von Stahl in Wien die Magdalena von Correggio in Dresden nach seiner eigenen Zeichnung stechen lassen.

Kupferwerke.

London. T. T. Cooper, New studies of animals and rustic Groups.

Picturesque sketches in Spain taken during the years 1832 and 1833. Nach Zeichnungen von Roberts. Dies Werk enthält auf 26 Foliotafeln eine Reihe der schönsten Ansichten aus allen Theilen Spaniens, insbesondere aus dem Süden des Landes, in trefflichen Steindrücken von den ersten Lithographen Englands, als Allom, Gauci, Boys &c.

Paris. L'empereur Napoléon, tableaux et récits de batailles etc. 90 Gravures par Reveil. Liv. 10. (Letzte Lieferung, jede 60 Fr.)

J. Czynski, La Russie pittoresque. Tom. 1er. Liv. 1. 4, 1. Bei Text und Kupfer 25 Cts. Das ganze Werk wird aus 144 Lieferungen bestehen und 4 Großquartbände bilden. Alle zehn Tage erscheint eine Lieferung.

A. F. Arnaud, Voyage archéologique et pittoresque dans le dép. de l'Aube et dans l'ancien diocèse de Troyes. 4. 1½ B. u. 4 Lithographien. Wird in Monatslieferungen erscheinen; jede Lieferung kostet 1 Fr. 25 Cents, und das Werk wird aus 56 Lieferungen bestehen.

Em. Lécomte, Mélanges d'ornemens divers 1 — 3ème Livr. Fol. 5 Fr.

Desselben Ornemens gothiques de toutes les époques. Liv. 9. Fol. 6 Kupfer. 6 Fr.

Literatur.

Rom. Secondiano Camponari intorno i vasi fittili dipinti rinvenuti ne sepolcri dell' Etruria. 1856. 4.

Emilio Braun, Vaso Appulo del Real Museo Borbonico in Napoli, con dipinture di subjetti nuziali illustrato &c. 1856.

Paris. Catalogue des objets d'art exposées au Musée de Rouen. 5ème Ed. 12. 7 Bog. 1 Fr. 50 Cts.

Revue de la numismatique française par E. Cartier et L. de la Saussaye. Blois, 1857. Heft 1 — 6. (Jahresabonnement 15 Fr.)

Di un busto colossale di C. C. Mecenate scoperto e posseduto dal Cav. P. Manni. 8. 6½ Bog. und 1 Kupfer.

Raoul-Rochette, Deuxième mémoire sur les antiquités chrétiennes. Pierres sépulcrales. Paris, 1856. 4.

Breslau. Ambrosch, de Charonte etrusco. Commentatio antiquaria. 1857. 4.

Leipzig. Rudolph Weigel's Kunstkatalog. Nr. 4. (Anstalt für Kunst und Literatur.)

London. Numismatic Journal by J. Y. Akermann. Num. 2.

A. Mémoir of the life and works of William Wyon, Esq. A. R. A. Chief Engraver of the Royal Mint. 1857. 8. (215 S.) by N. Carlisle (Secretär der Gesellschaft der Alterthumsforscher). Als Einleitung ist dieser Biographie eine Geschichte der Münzprägekunst in England vorausgeschickt. Man erstaunt, wenn man aus dieser Schrift ersieht, was Wyon während seiner zwanzigjährigen Thätigkeit geleistet hat.

Kopenhagen. Die Preßfreiheitsgesellschaft hat eine vom Professor Thiele verfaßte Lebensbeschreibung Thorwaldsen's herausgegeben, welche zunächst für die unteren Volksclassen bestimmt und in einem höchst volksthümlichen und naiven Tone abgefaßt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 55.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 11. Juli 1837.

Berlin, im Januar 1837.

(Fortsetzung.)

Wenn Sohn antike Namen und Fabeln aufnimmt, nur als Motive, um körperliche Schönheiten zu zeigen, wie etwa auch die Venetianer: so ist das ganz recht. Es ist dies viel natürlicher, viel fähiger einer wirklich modernen Poesie, als wenn man die alte Heidenfabel wichtig machen will. Antiken Charakter braucht's dabei gar nicht; aber Charakter doch, irgend einen Charakter doch, ein herzhaftes Leben. Denn wenn fleischliche Schönheit — die ohne Frage der Kunst auch würdig ist — nicht aufs Vollständigste, wenn sie nicht fühlbar rein natürlich, und nach dem Wesen der Darstellung nothwendig, in der Art, wie sie sich zeigt, motivirt ist, so fällt sie ins Weichliche oder Luxuriöse, das keiner reinen Schönheit mehr fähig ist. Zum wenigsten macht die Nacktheit, sobald sie sich nicht natürlich zu ergeben und gleichsam von selbst zu verstehen scheint, den Eindruck einer überflüssigen Freiheit. Diesen Eindruck machte mir auch ein anderes, nicht so zärtliches, nicht so reizendes, aber ernsthafteres, großes Gemälde antiken Vorwurfs: „Thetis, den Achill tröstend" von Ad. Henning. Sohn und Mutter sind vor uns gegen einander gewendet; er links am Ufer sitzend, sie von der See her zu ihm getreten; hinter ihr, einwärts, das Delphinengespann; im Muschelwagen sitzt eine Nymphe. Links hinein in den Grund sieht man noch die beiden Herolde mit der Briseis abgehen. Achill sitzt unmuthvoll, den Kopf in die linke Hand stützend, die rechte nach rückwärts gelegt in die kurze rothe Chlamys, die ihn nicht verhüllt. Er hat sonst nichts an als Sandalen an den Füßen. Sein Helm steht vorn am Boden, weder von griechischer, noch von geschmackvoller Form. Thetis, einen Metallreif ums Haupt, die Gestalt unterwärts umhüllt, den rechten Arm ausgestreckt gegen Haupt und Hand des Sohnes, erinnert in Figur und Motiv an die Venus von Capua. Ihr Auge ist feucht, so wie die finstern Blicke des Sohnes. — Das Motiv nun dieser Scene, eine Mutter, die ihren beleidigten Sohn fragt: Kind, warum weinst du? hat wenig malerische Ausgiebigkeit. An der Mutter noch eher könnte die liebreiche Frage sich in einer anmuthigen Bewegung der ganzen Gestalt ausdrücken und entwickeln. Die Stellung aber, die hier Thetis hat, ist nicht von dieser Art, sie hat mehr einen allgemeinen plastischen Charakter, indem der Künstler vorzüglich darauf bedacht war, die griechische Göttin nicht verkennen zu lassen. Am Achill konnte das Motiv seiner Natur nach nicht beseelend und schön belebend in die Gestalt einfließen. Der unthätige Zorn, der Verdruß drückt sich seiner Natur nach in einer Gesichtsverziehung, die an sich nicht schön ist, und am übrigen Körper entweder in nachlässiger Haltung aus oder in einer zwecklosen, momentanen Spannung, die von der Einbildung der Rache oder von dem Kampf des Ansichhaltens herrührt. Sey es nun jenes, sey es dieses; sey es die Schlaffheit, sey es das Zucken; oder endlich sey es ein Gemisch von beiden: immerhin ergeben diese Symptome des Verdrusses keine durchgängig beseelende, vortheilhafte Körperentwickelung. Für ein Motiv also, welches in sich ein einfach psychisches ist und für sich der Arme und Beine eigentlich gar nicht bedarf, vielmehr seine physiologische Wirkung im innern Organismus, in Blut und Galle hat, ist die volle Darstellung des ganzen Leibes, noch dazu eines heldenmäßig derben, ein unverhältnißmäßiger Aufwand, eine zu schwere Zugabe von Fleisch, welches an der Stimmung nicht Theil nehmen kann, und doch mehr Raum und mehr Kraft der Darstellung in Anspruch nimmt als die Stimmung und der Vorgang selbst. Auch bei der Thetis ist das, was ihr im Geiste der Vorstellung zukommt, nur die menschliche Mütterlichkeit, die sich in naiver Bewegung des Mitgefühls, wie in den Homerischen Worten, vorzustellen hätte. Gewiß erblickt bei diesen Homerischen Worten kein noch so andächtiger Leser eine solche hohe substanzielle Gestalt vor sich, wie die Henning'sche Thetis; weil die Vorstellung dieser Existenzialfülle gar nicht nöthig ist, um die

Digitized by Google

einfache Seelenbewegung der Mutter vollkommen zu verstehen und durchzufühlen. Kurz, in der malerischen Ausführung der Situation ist ein starkes Uebergewicht der körperlichen Erscheinung über den Gedanken, viel mehr bloßes Daseyn als Seele. In einem solchen Falle bleibt dem Künstler gar nichts übrig, als daß er das Motiv bloß als Anlaß und verschwindendes Mittel, dagegen als den wahren Zweck die Natur und Vollendung und erfüllte Schönheit der Gestalten behandle. Sie müssen um ihrer selbst willen, als sinnliche Ideale, beschauenswürdig erscheinen, da der Gedanke des Vorgangs nicht geeignet ist, ihr volles Darstellen zu rechtfertigen. Hennings Vorstellung könnte also, meiner Ansicht nach, nur dann befriedigen, wenn es ein virtuoses Meisterstück von Körperdarstellung und lebenswarmer Schönheit wäre. Nun gibt sich zwar im Achill eine geübte Zeichnung und malerische Praxis, an der Thetis Kenntniß der Antike und der Naturformen zu erkennen, doch nicht mit Vollkommenheit; die Nymphe im Muschelwagen hat ein schönes Leben; allein so schön sind die beiden Hauptgestalten nicht gemalt, um durch Adel oder Blüthe des Lebens oder Anmuth in Tönen und Harmonie der Erscheinung zu befriedigen. Und dabei machen sie doch Ansprüche. Denn Achill ist derb und so ernsthaft verstimmt, daß man sich entweder lebhaft für seine Lage interessiren oder mit ihm in Opposition kommen muß. Und Thetis ist feierlich und behält bei ihrer mütterlichen Theilnahme ein gewisses Bewußtseyn ihrer hohen und reifen Gestalt, welches mehr plastisch als malerisch ist. — So wird es aber in der Regel gehen, wenn ein Maler antike Gegenstände, zumal solche, die nicht viel Handlung enthalten, mit ernsthaftem Interesse darstellen will. Er wird in einen nachtheiligen Wetteifer mit der Plastik gerathen. Denn das Substantielle, der Existenzialcharakter als solcher, im Gegensatze mit der gemüthlichen oder menschlich-bewegten Beziehung, überwiegt überhaupt in der Vorstellungswelt des Alterthums. Die Wesen, wie sie das Alterthum vorstellt, erscheinen weit mehr als die modernen Vorstellungen, ein für allemal erfüllt von bestimmten Bedeutungen, durch ihre Natur erfüllt mit ihrer Bedeutung. Die Gestalt ist hier wichtiger als die Bewegung, der Charakter wichtiger als die Stimmung; die Beziehung auf die eigene feste Natur und den selbstständigen Mittelpunkt herrscht vor. Diese Vorstellungsweise ist plastisch; die malerische ist die umgekehrte. In ihr herrscht das Motiv, die bewegte Seele, die Beziehung auf einander in gemeinsamer Bildlichkeit, die Stimmung und momentane Bestimmung vor. Darum bedarf die Malerei weit mehr der Handlung und Gemüthsbewegung, überhaupt der Beziehung auf ein relativ Aeußeres, und wenn sich dies auch nur in der sichtlichen Unterscheidung und Verbindung einer allgemeinen Beleuchtung mit den individuellen Tönen und Erscheinungsgrenzen der Gestalt ausspricht. Die hohe Vollendung der leztern, der Individualität im Licht, ist daher unerläßlich, wo die Malerei auf eine sichtbar ausgiebige Seelenbewegung oder Handlung verzichtet. Die plastische Zeichnung reicht nicht aus, weil jener Schein einer nach Außen bezogenen Wirklichkeit, den in der Malerei die Farbe bewirkt, uns hindert, die Formen bloß nach Innen auf die Gestalt und ihr substantielles Leben zu beziehen. Dieser Schein muß in der Malerei warmes, tonvolles Leben werden, sonst wird die schönste Form sogleich als kalt, abstract und fremdartig empfunden. Diese Wärme aber und Tonfülle liegt nicht in der substantiellen Auffassung. Die substantielle Auffassung, die vom Gefühl eines geschlossenen Charakters, einer bestimmten Natur, einer selbstständigen Bedeutung ausgeht, liefert wohl organische Formen, Charakterlinien, Haltung und persönliche Gehabung; liefert aber nicht die physiologische Färbung, die der Körper erst von der Gemüthsbewegung, von seinem momentanen Befinden, von der Stimmung seines Temperaments, zum mindesten der Stimmung des äußeren Temperaments, der Atmosphäre, der Wärme, der Luft und des Lichtes, erst erhält. Nur aus einem tief und fein bestimmten Gefühl solcher Temperirung geht in der Malerei die Blüthe der Individualität, das schöne Leben der Erscheinung hervor. Da nun aber von einer solchen vollkommen reflectirten Erscheinung die Phantasie durch Auffassung des Substantiellen mehr abgelenkt, als ihr zugelenkt wird, und da die antiken Gottheiten und Heroen vorzugsweise mit solchen substantiellen Charakteren sich der Phantasie einprägen, so bringt der moderne Künstler beim Vornehmen antiker Gegenstände höchst selten bis zur reinen Individualität, zum warmen Leben und zur malerischen Anmuth durch. Dazu kommt, daß unwillkührlich sich Einflüsse der Antike geltend machen. Sobald aber diese unmittelbar eingreifen, sobald das Studium der Antike nicht darauf beschränkt bleibt, Verständniß und Liebe für Naturform und das Organische zu bilden, sobald hat der Maler nur Schaden davon. Denn eine Kunst kann von der andern nur mittelbar Verstand und Begeisterung, nie unmittelbar Formen und Styl borgen; und jede Kunst ist darum da, weil die andern das nicht können, was sie kann, darum auch sie nicht, was die andern. Man lasse also das Antike dem Plastiker und dem Decorateur. Der Maler kann sich daran wagen, wenn er ein Correggio oder ein Tizian ist. Dann wird er aber auch unter antikem Namen eine ganz moderne Poesie entwickeln, deren Bildung nicht symbolisch-fest oder charaktermäßig, sondern phantasiewarm und voll sinnlichen Temperaments seyn wird. Auch Poussin war, wie die meisten Mythologienmaler seiner Zeit, von dem richtigsten Gefühl geleitet, indem er seine Figuren der classischen Fabel mit reicher Landschaft umgab. Diese tiefe und

Digitized by Google

blühende Gründung war das beste Mittel, den Figuren ihre herkömmliche Neigung zur abstracten Substanzialität zu benehmen, das beste Mittel, ihre Geschlossenheit zu lösen durch das malerische Gegengewicht und Uebergewicht einer reichen Lichtbeziehung und mitspielenden Außenwelt, und ihrer Erscheinung, statt des plastischen Typus, eine phantastische Individualität zu geben. Die Landschaft und ihre Stimmungsfülle vindicirt gleich diese Figuren der Poesie, der schwärmenden Phantasie, dem Gebiete, in dem sie allein wirklich seyn können. Geht man aber an die classischen Figuren mit Ernsthaftigkeit und Wichtigkeit, so werden sie im besten Fall rhetorische Ausdrücke. Ja, mit Tizian's Fleisch, mit Correggio's reizvoller Sinnlichkeit, mit Poussin's reicher Phantasie kann man ein Pygmalion der Antike werden; aber jungen Malern zum Studium und zur Schule antike Gegenstände zu empfehlen, das hat zwar Goethe gethan, ist aber doch ein schlechter Rath. Muß uns Goethe auch auf diesem Gebiete Autorität seyn, weil er ein herrlicher Poet war? Man darf nur die Prädikate lesen, mit welchen er die Philostratischen Schwatzbilder umgeben hat, um zu sehen, wie er sich gar nicht auf künstlerischem Standpunkt befand. Immer sieht man, daß es rein dichterische oder wieder praktische, sachliche oder lebenslustige Beziehungen der Vorstellung sind, die ihn interessiren, manchmal auch plastische, die eigentlich malerischen nie oder sehr unbestimmt. Auf diese aber kommt es für den Maler an. Die Philostratischen Beschreibungen sind schon an sich sehr abstract und oft, wenn man darauf sehen will, wie denn eigentlich das Bild beschaffen gewesen, ganz miserabel. Und wenn ich dann die noch abstracteren Lobsprüche und Bewunderungen finde, die ihnen der große Dichter gezollt hat, so weiß ich wirklich nicht, wie man solche Stellen mit dem gehörigen Accente lesen kann, wenn man nicht im Besitz eines Zopfes ist. Man kann mit Sicherheit behaupten, daß es für ein junges Malertalent der wahre Weg sich zu ruiniren, wäre, wenn es, Goethe's Rath befolgend, sich an der Verwirklichung der Philostratischen Gemälde und dem Studium der Herkulanischen bilden wollte. Seine Einbildung würde abgelenkt von der Vorstellungswelt, deren Geist und Formen ihm natürlich, anerwachsen und eingelebt sind, welche allein der Mutterboden gesunder Production seyn kann. Seine Einbildung würde hinüber gelenkt auf ein Gebiet, welches nur durch Gelehrsamkeit vermittelt ist. Die Gelehrsamkeit aber ist eine alte Jungfer, die, selbst kinderlos, auch fremde Kinder gern verzieht. Er würde sich bei Philostratus abquälen über der Unbestimmtheit seiner Schilderungen, abmühen mit seiner Symbolik, die theils die plastische des griechischen Herkommens, theils die läppische des Sophisten ist, und welche in unserer Malerei durchaus einem reineren und höheren malerischen Princip weichen muß. Er würde bei jenem keine Gelegenheit finden, den lebendigen Begriff vertiefter Composition praktisch in sich auszubilden. Der Unglückliche, der Goethe's Rath befolgte, würde sich nur durch Abstractionen und willkührliche Anstrengungen auf einen Boden hinüberspornen, wohin seinen todtgebornen Phantasien kein tüchtiger Mensch unseres Lichtes folgen würde. Ja, wenn er ein sehr großes Talent wäre, so würde er Gemälde hervorbringen im Styl einer gewissen classischen Walpurgisnacht, die auch von einem sehr großen Talente herrührt und in der keine Composition, keine Wärme, keine Haltung, — mit Erlaubniß — kein Verstand, kein Gott und keine Welt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, im Mai 1837.

Der Bildhauer August Wredow ist vom König von Preußen beauftragt, seine vortreffliche Statue des Paris in Marmor auszuführen. Er wird sich demnächst nach Carrara begeben, um dort den Block selbst auszusuchen und die Arbeit zu beginnen. Rauch's dritte Victorie für die Walhalla ist in Marmor fertig und mit unglaublicher Sorgfalt durchgeführt. Der Magistrat von Nürnberg und das Dürer-Comitté hat sehr ehrenvolle Schreiben über die Dürer-Statue an Rauch gerichtet. Auch die Büste Dürer's für Walhalla ist schon weit vorgeschritten. — Prof. Begas malt für eine Kirche in Schlesien eine Darstellung der Transfiguration. — Der Kunsthändler Sachse ist vor einiger Zeit aus Frankreich und Holland zurückgekehrt und hat wieder aus Paris und aus dem Haag sehr interessante Aquarellen sowohl als auch Oelbilder mitgebracht. Unter den lezteren zeichnen durch Geist und vorzügliche Darstellung sich besonders aus: ein Genrebild von Grenier (ein Matrose, mit einem Knaben und Hund neben sich, sitzend auf einer Brüstung am Hafen), vortrefflich in Ausdruck und Licht; eines von Braekeleer (eine Bauernfamilie am Tisch), in bester niederländischer Weise; eines von Beaume (ein Waidmann oder Forstwart, sitzend im Holz und seinen Imbiß nehmend), geistreich und ganz im Charakter; eine Architektur (kleineres Bild) von Villeret, sehr anmuthig; eine Marine von Roqueplan, genial gemalt und in Licht und Luft unübertrefflich. Anderes von Gudin, Colgnet, Mozin u. s. w.

Nachrichten vom Mai.

Akademien und Vereine.

Frankfurt a. M., 1. Mai. Um alle alterthümlichen Denkmale hiesiger Stadt nach Möglichkeit zu erhalten, hat sich unter der Leitung des Stadtbibliothekars Dr. Böhmer, des Bundestagsgesandten von Leonhardi, des Schöffs von Günderrode, des preußischen Bevollmächtigten Major von Radowitz und des Syndicus Dr. Thomas, ein Verein gebildet, welcher auch Druckschriften herauszugeben gedenkt.

Digitized by Google

Rom, 22. April. Gestern wurde der Gründungstag der Stadt Rom auch vom archäologischen Institute festlich begangen, und aus dem bei dieser Gelegenheit vom Geheimen Legationsrath Bunsen abgelegten Berichte ergab sich der immer gedeihlichere Zustand der Gesellschaft.

Braunschweig. Der hiesige Kunstverein hat den ersten Bericht über seine Wirksamkeit und Verwaltung herausgegeben. Während seiner sechsjährigen Existenz haben sich alljährlich die Zahl seiner Theilnehmer und die Summe, für welche Kunstwerke angekauft werden konnten, gemehrt. Durch die von Hrn. Dr. Lucanus in Halberstadt bewerkstelligte Verbindung mit den westpreußischen Kunstvereinen sind die bisher veranstalteten Ausstellungen in eine bestimmte Ordnung gekommen und haben an Reichthum gewonnen. Der regierende Herzog hat das Protektorat übernommen, eine jährliche Unterstützung von 100 Rthlrn., mit Verzichtleistung auf die den Actionnären zustehenden Vorrechte, verwilligt und die früher als Magazin verwandte schöne Residienkirche zum Ausstellungslocal einrichten lassen. Im Juli 1836 wurde dasselbe durch das neunte Elbmusikfest eingeweiht, und gleich darauf eröffnete der Verein seine vierte Ausstellung mit 750 Werken lebender Maler. Von einheimischen, welche dazu beigetragen, werden Teichs, in Düsseldorf zum Historienmaler gebildet, die Genremaler Schröder und Tunica, die Landschaftmaler Brandes, Pape, Körner, Dankworth und Pätz genannt. Der Verein erkaufte für 2100 Rthlr. Gemälde und von Privatpersonen wurden noch für 5900 Rthlr. erkauft. Seit der Zeit seiner Begründung hat der Kunstverein 14,000 Rthlr. auf den Ankauf von Gemälden verwendet. Durch freundschaftliche Verbindung mit den süddeutschen Kunstvereinen, so wie mit den westpreußischen, wird das Interesse und die Mannichfaltigkeit der Mittheilungen stets gesteigert. In der Plenarversammlung vom Monat Oktober wurde beschlossen, ein größeres historisches Bild zu bestellen. Hr. Teichs erhielt diesen Auftrag und hat als Gegenstand die Scene gewählt, „wie Heinrich der Lange aus der eroberten Veste Baruth gefangene Christen befreit."

Berlin, 19. Mai. In der lezten Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins handelte Dr. Schöll, mit Beziehung auf Prof. Ambrosch's in Breslau, Dissertation De Charonte etrusco, von dem Todtengott Charun der Etrusker, dessen Emblem ein Hammer, zuweilen auch ein Messer ist, wobei die in Fr. Inghirami's Monumenti etruschi enthaltenen Abbildungen vorgelegt wurden. — Hr. Kupferstecher Kaspar zeigte ein angeblich von Peter Wischer herrührendes Händchen in Bronze vor, wobei Director Schadow und Professor Tieck über die Unsicherheit der Bestimmung von Wischer's Arbeiten redeten. — Hr. Kunsthändler Gropius hatte zwei Bände des Prachtwerkes: La Gallérie du Duc d'Orléans, publiée par Vatout et Quenol, zur Ansicht eingesendet.

London, 9. Mai. In London, Edinburgh, Liverpool ꝛc haben sich Kunstvereine (Art-Unions), nach Art der in Deutschland bestehenden, gebildet.

Preisbewerbung.

St. Petersburg. Die Akademie der Künste macht folgende von dem Kammerherrn Anatoly v. Demidoff eröffnete Preisbewerbung für Maler bekannt: „Peter I. in Lebensgröße, in einem der Momente, wo der Kaiser eine seiner tiefen Ideen faßte, durch welche er sein Land erhoben." Die zwei besten von russischen Künstlern gelieferten Arbeiten werden, nach dem Ausspruch einer Commission von 25 Mitgliedern der Akademie und Kunstliebhabern mit dem Preise von 8000 Rthlr. Bank-Ass. belohnt werden. Die beiden Bilder werden in der Akademie vier Monate lang ausgestellt und alsdann auch in Moskau gegen einen Eintrittspreis von 1 Rubel zu sehen seyn. Die Einnahme wird zur Bildung junger russischer Maler verwandt werden. Eines der Bilder wird an die Akademie abgeliefert, das andere Eigenthum des Grafen, der sich übrigens vorbehält, auch die weniger glücklichen Mitbewerber zu belohnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

---

[307] So eben ist die achte Lieferung der

Gemäldesammlung in München

Sr. Königl. Hoheit

des Dom Augusto,

Herzogs von Leuchtenberg und Santa Cruz, Fürsten von Eichstädt ꝛc. ꝛc.

In Umrissen auf Kupfer mit deutschem und französischem Texte,

herausgegeben vom Inspector **J. N. Murel,**

Groß Quart. 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

erschienen und schreitet in der Fortsetzung rasch vorwärts. Die Herzoglich Leuchtenbergische Gallerie behauptet mit Recht den Ruhm einer der vorzüglichsten Privatsammlungen Deutschlands. Der Besitz von Copien derselben war längst der Wunsch des kunstsinnigen Publikums, und es ist daher ein verdienstvolles Unternehmen des Hrn. Herausgebers, der weder Mühe noch Kosten scheut, — die Herausgabe sämmtlicher Gemälde in getreuen Umrissen veranstaltet zu haben und zu seiner Vollendung zu bringen. Unterzeichneter hat die Commission dieses Werkes übernommen und empfiehlt sich zu gütigen Aufträgen.

Ferner ist bei demselben erschienen:

Jacobs, Fr., Ueber den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken, und die Ursachen desselben. gr. 4. 1 fl. 12 kr. oder 16 gr.

Kleuze, Leo von, Ueber das Hinwegführen plastischer Kunstwerke aus dem jetzigen Griechenland. gr. 4. 24 kr. oder 6 gr.

— — Versuch einer Wiederherstellung des toskanischen Tempels. Mit Kupf. Fol. 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr.

Speth, J. B., Canonicus, Die Kunst in Italien. 3 Theile. Mit Kupfern. 78 Bogen. 1823. Herabgesezter Preis 5 fl. 24 kr.

Turnierbuch Herzogs Wilhelm IV. von Bayern, von 1510 bis 1545. In Steindruck nachgebildet von **Th. Senefelder.** Mit Erklärung von **F. v. Schlichtegroll und v. Kiefhaber.** 8 Hefte. Querfolio. 1818 bis 1828. Jedes Heft 22 fl. oder 12 Rthlr. 6 gr.

München, im Juni 1837.

Joseph A. Finsterlin.

Digitized by Google

№ 56.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 13. Juli 1837.

Berlin, im Januar 1837.

(Fortsetzung.)

Ueberblicke ich das bisher Angeführte und so manches Uebergangene, was ihm sich anreiht, so sehe ich durch die jetzigen Malerbestrebungen nicht selten unwillkührlich und dann im Widerspruch mit den gewählten Stoffen und Maßen, bisweilen aber harmonischer und vollendeter, einen Styl walten, der an den dramatisch- oder plastisch-historischen Styl nur ausnahmsweise streift, und, einhergehend zwischen den Polen empirischer Charakteristik und subjectiver Stimmung, sein natürliches Feld eigentlich nur in der Romanze oder Ballade hat. Es versteht sich, daß ich damit nicht bloß Gegenstände meine, die aus Romanzen oder Balladen von Dichtern geschöpft wären, sondern vielmehr die Darstellungsweise. Wenn diese das, was sie vorstellt, nach einer Stimmung faßt und formt, die mehr beschaulich als drastisch, mehr gemüthlich als substanziell-begeisternd oder allgemeingültiger Natur ist, so kann man das Gemälde, gleichviel welchem Anschauungskreise sein Gegenstand angehört, füglich ein romanzenartiges nennen. Von den beiden Bestandtheilen, welche sich in dieser Auffassungsweise verbinden, dem lyrischen und dem erzählenden (schildernden, charakterisirenden), kann der eine oder andere überwiegen. Wenn der lyrische: mag man es Romanze im engern Sinn, wenn der schildernde, darf man es (mit Rücksicht auf Gedichte, welchen ihre Verfasser diesen Namen gaben) wohl Balladen nennen. So sind Lessing's Königspaar, Bendemann's Juden großartige Romanzen, Bendemann's Mädchen, Sohn's Leonore anmuthige Romanzen, Lessing's Leonore in ihrer schildernden Stärke eine Ballade, und nicht ohne Grund könnte man die Verfassung seiner Hussitenpredigt mit Schiller's Balladen vergleichen, die auch eine Mannichfaltigkeit von Erzählungsmomenten in's lyrische Maß und dramatische Motive in's Elegisch-Beschauliche versenken. Man nehme die Scene in Canossa von Begas, gebe jeder der Chorfiguren eine ihrer Darstellung entsprechende Aeußerung in einem Verse und füge zu jedem solchen Verse einen Refrain, der das Schweigen des Kaisers in seinem und das Schweigen des Pabstes in anderem Sinne ausspricht, so wird man eine gute Ballade haben. Zu seiner Lurley und den Schwestern sind die Romanzen schon da. Und der Ausdruck in Hildebrandt's Krieger mit dem Kinde, dieses Lächeln, in welchem die schöne sinnliche Fülle des Bildes gleichsam ihre Blüthe hat, dieses ironisch-drohende, innig-heitere Lächeln des Vaters, gleicht ganz einem jener gemüthlichen Witze, mit welchen Romanzen gern enden und wie in ihre Spitze ausgehen. Hübner's Fischer, sein Roland und der erschlagene Roland von Plüddemann, sind es nicht lauter Romanzen? Plüddemann hat auch auf der lezten Ausstellung eine Ballade gegeben. „Columbus erblickt die neue Welt," ein Bild von geringeren Dimensionen und minder malerischer Tiefe als sein Roland. Das Rühmlichste daran war die lebhafte Bewegung. Columbus lehnt in feierlicher Stellung wie zum Gebet am Mast; die Mannschaft ist von dem Rufe: Land! elektrisirt. Sie werfen sich nieder vor Dem, welchem sie kaum erst rebellisch den Tod drohten, sie stürzen einander in die Arme, sie jubeln, sie klettern empor, um die ersehnte Küste zu sehen. Plüddemann hat das Herz gehabt, die Leute ihren Affect ausdrücken zu lassen. Hier kann auch Müller's (Düsseldorf) Bild, „der Knabe vom Berge" nach Uhland erwähnt werden. Der Bursch auf seiner Höhe über Hügeln und Schlössern schwingt munter blickend seinen Hut über dem Kopf; auch im Farbenton von gutem Ausdruck. Dann waren noch allerhand kleine Liebesromanzen da. „Ein Jäger, der dem Liebchen seine Heimath zeigt," von Körner (Düsseld.). Sie blickt, die Hand über'm Auge, in die Landschaft, und er ist traulichst bemüht, ihre Visirung zu dirigiren. „Frithiof und Ingeborg," von Volkhart (Düsseld.), zwei nette Kinder, die glücklich beisammen sitzen; angenehm im Colorit. Der „Burghof"

Digitized by Google

von Kretzschmer (Düsseld.), wo ein ritterlicher Jüngling seinem Mädchen auf der Zither vorspielt und vorn auf der Bank ein Waffen ausbessernder Alter mit eingehaltenem Hammer und mit behaglichem Lächeln aufhorcht. Die Figuren artig im Raum vertheilt und der Ausdruck unterhaltend. Umgekehrt ließ von Baranoff (Wach's Schüler) einen „Jäger den Gesang eines jungen Mädchens belauschen"; ein Bild, welches in der Zeichnung gefällig angelegt, nur in der Ausführung nicht so gerathen war. „Die wahrsagende Meernixe" zur Seite des Jünglings, von Th. Schulz (Wach's Schüler) ist hübsch und für ein erstes Bild eigener Erfindung sehr brav gemalt. Orientalisch-romantisch, wie ein Vers aus Byron, ist das „maurische Mädchen, welches einer Taube den Brief an den Geliebten umknüpft", von Kleine (Begas' Schüler), halbe Figur in Lebensgröße, Fleisch und Stoff ausnehmend schön gemalt. Auch kleine mährchenhafte Romanzen fehlten nicht. Da war eine kleine Skizze von Steinbrück: „Elfen, nach Tieck", nackte Kinder, gaukelnd um einen Nachen, worin ein Mädchen kindlich verwundert steht zwischen großen Stengeln und Blättern grüner Wasserpflanzen; ein graziöses Bildchen. „Rothkäppchen, plaudernd mit dem Hund", ebenfalls von Steinbrück, recht gut getroffen, naiv und erfreuend. „Aschenbrödel, wie die Tauben für sie Erbsen lesen", von H. Krigar (Wach's Schüler), und derselbe Gegenstand von Kretzschmer (Düsseld.) Jedes hat seine Vorzüge. Von Krigar's Bild habe ich früher schon bei anderer Gelegenheit gesprochen. Sehe ich auf die bildlichen Vorzüge des Ganzen und die Art, wie die Persönlichkeit des Mährchenkindes genommen ist, so gefällt mir Krigar's Darstellung besser. Denn daß sich das Mädchen niedergelassen hat und die Tauben auf ihrem Schooß in ihrer Schürze lesen, sezt diese kleinen gefälligen Freunde in nähere Beziehung zu ihr, und drückt, daß sie für sie arbeiten, besser aus, als wenn die Tauben, wie bei Kretzschmer, vorn im Bild am Boden Erbsen lesen und Aschenbrödel weiter zurück seitwärts am Herde mit aufgestüzter Hand nachdenklich sizt. Das Motiv bei Krigar, bezeichnender und in anmuthigen Linien, gibt sich auch sichtlich gleich als das eine Hauptmotiv zu erkennen, für welches alles Umgebende nur Einfassung ist; wogegen bei Kretzschmer der Küchenapparat und die ganze Localität mehr hervortritt. Der lächelnde, leise staunende und herzlich-frohe Blick des Mädchens ist bei Krigar sehr gelungen, und das zarte, etwas bleiche, aber liebliche Geschöpf erscheint recht als ein Waisenkind, dessen der Himmel sich annimmt. Diese fein motivirte Zartheit hat Kretzschmer's Aschenbrödel nicht; aber sie sieht blühender und schöner aus. So ist das ganze Bild bei Kretzschmer kräftiger in den Tönen, und indem er durch das offene Fenster noch andere befiederte Gesellschaft mit hat hereinkommen lassen, einen Stieglitz, der, auf einer Pfanne sitzend, zu Aschenbrödel emporschwazt, indem er außerdem auch den bedeutsamen Pantoffel des Glückskindes bemerklich zu machen gewußt hat, so ist bei ihm das hübsch gemalte Beiwerk selbst mährchenhaft, dazu die bewegliche Emsigkeit der Tauben sehr artig charakterisirt, und das Ganze so unterhaltend als gefällig. — Die festliche Schlußscene des „Käthchens von Heilbronn" sah man von W. Nerenz zierlich gemalt. — Unter den kleineren Werken von romanzenhafter Empfindung können auch noch angeführt werden: „Eine Nonne, aus dem Kreuzgang ins Freie blickend", von Hopoll (Düsseld.); „eine Waise, auf dem Grabe der Eltern betend" von Seefisch (Wach's Schüler), von gutem Ausdruck; der „Goldschmid und seine Lehrlinge", Knaben, die dem Alten theilnehmend und aufmerksam auf die Finger sehen, von H. Schmitz (Düsseld.); halbe Figur, ein Bild von angenehmer Ruhe. „Kinder im Korn" von Burggraf (aus Hensel's Schule), idyllisch-lieblich. „Zwei Kinder auf einer Brandstätte spielend" von August von der Embde (Cassel), naiv und nett. „Mädchen an der Quelle" von Demselben, nach einem Volkslied; lebendig. Eine „Aehrenleserin" von A. Eybel (aus Berlin, in Paris). Dies ist ein schönes Bild. Es ist eine junge Mutter, ein schönes Weib, ein Kind in den Armen, einen Knaben an der Seite. Müde, aber nicht unkräftig, mit gesenktem Blick, aber ohne weiche Trauer, geht sie, ergeben, ihren stillen Gang nach Haus mit der geringen Nachlese, die vom Erntesegen für sie abgefallen ist. Unter dem Rain, wo sie geht, sieht man in warmem Staube Schnittervolk, im Grunde das Dorf, ein tiefes Abendlicht wirkt über das Ganze. Das Gemälde gewährt durch kräftige Anmuth und schöne Harmonie einen wohlthuenden Anblick. Auch ein Pariser Genrebild, von Eybel eingesandt, war frisch und tüchtig gemalt. Bouterweck (seit längerer Zeit in Paris) hatte auch verschiedenes Gute geliefert, unter anderm die romantische Scene, wie Romeo von Julien scheidet, im Begriff, sich über den Balkon zu schwingen. Es ist diesem Bild eine vollständige Zeichnung, nicht ohne Adel, und eine feste Farbenhaltung nicht abzusprechen; nur ist in der leztern zu wenig natürliche Wahrheit, zu wenig Luft und freier Ton; so fehlt auch der lebendige Hauch der Seele. Eine historische Romanze ist „Carl V." von Kiderich. Der Kaiser als Candidat des Todes im Kloster sizt in der Zelle, von seinen Uhren umgeben, auf rothem, mit dem Doppeladler geschmückten Lehnsessel, in schwarzem Gewande, blaß, alt, ernst und fast schauerlich. — Mehr in einer sentimentalen Poesie ist die „Abendsonne" von Ad. Schrödter, dem Humoristen, gemalt. In einer Schloßhalle mit hohem, buntscheibigen Bogenfenster bilden ein Greis, ein kleines Mädchen und ein Jüngling eine ein-

Digitized by Google

fache Gruppe. Der Jüngling lehnt an der Wand bei dem Fenster, en face gegen den Alten geneigt; der Alte sizt im Sessel, und an der Seite gegen vorn schließt ihm das kleine Mädchen auf einem Schemel sich an. Die Hände im Schooß gefaltet, lehnt sich der Greis zurück, das unbedeckte und mild verklärte Haupt hinausgerichtet nach der Aussicht aus der Halle in's Freie. Ueber ihn und das Kind fällt ein glänzendes Abendlicht; der junge Mann ist mehr im Schatten. Eine feierliche Stimmung in der Abschiedstunde des Tages spricht sich in der Ruhe und durchleuchteten Dämmerung des Ganzen sanft und bewegend aus. Weil ich von schöner Abendbeleuchtung rede, darf ich „die Heimkehr des Piraten" von Ed. Magnus nicht übergehen, obgleich ich schon früher dies Gemälde in diesen Blättern beschrieben und, wie sich gebührt, gerühmt habe. Das Leben der Gruppe, wodurch die glühenden Abendlichter selbst wie flammende Strahlen der Freude erscheinen, und diese glückliche Frau mit ihrem seligen Lächeln, ihrem Naturadel, ihrem schönen gemüthlichen Stolz, diese herrliche Gestalt im treffendsten Lichte muß die Phantasie gewinnen und poetisch beleben. — Magnus ist veranlaßt worden, ein Gegenstück dazu, „den Abschied des Piraten" zu entwerfen. Der Entwurf entwickelt eine schöne Gruppe und verspricht wieder ein lebendiges, warm gestimmtes Bild. Auf der Ausstellung sah man auch einen „ritterlichen Greis, seinen Enkel segnend", halbe Figur, lebensgroß, ebenfalls von Magnus, worin besonders der Kopf des Alten, das ausdrucksvolle Gesicht, viel Wahrheit und kräftige Bestimmtheit hatte. — In solchen Aufgaben, die den Begriff der Familie nach irgend einer Seite hin in Schmerz und Lust idealisiren, in Trauer um die Liebey, um den Herd, Trennungschmerz, in Freude am Kind, am Bräutigam, Wiedersehen, bewegt sich unsere Malerei mit am meisten natürlichem Berufe. Ich erwähne hier auch ein Genrebild, aber edler Art von Ed. Meyerheim: „Feierabend" könnte man es nennen. Vorn eine Steintreppe, unter der man Platz und Gassen eines Städtchens von altdeutscher Bauart sieht, und der Vorplatz eines Bürgerhauses. Zu diesem heran, die Stufen empor, führt ein frischer Knabe einen schönen Greis, einen Bettler mit reichem weißen Haar. Oben vor der Thür sizt die junge Bürgersfrau, stattlich gekleidet. Nebenbei, an der im Winkel vergehenden Wand des Hauses, lehnt der Meister mit gekreuzten Armen, ein kräftiger und blühender Mann mit schwarzem Bart, mit Lederschürze und Kappe. Die Frau auf der Bank, eine Kanne in der Hand, blickt der kleinen Tochter nach, die sie mit gefülltem Becher dem Blinden entgegenschickt. Das kluge, sittige Kind trägt vorsichtig und still-freudig mit sachtem Schritte dem Armen die Erfrischung zu. In der ganzen Zeichnung und den saubern Farben herrscht ein Geist bürgerlicher Sitte, bescheidenen Wohlstandes, friedlicher Güte, die sich zum wohlthuendsten Eindruck vereinigen.

Ehe ich jedoch ins Genre hinübergleite, muß ich einiger Idyllen gedenken, die vielmehr der Historie angehören. Die großartigste und edelste, die der Salon darbot, waren „die Schnitter" von Leopold Robert. Wir sahen eine Wiederholung des herrlichen älteren Werkes dieses unvergeßlichen Künstlers mit einigen Abänderungen von seiner eigenen Hand. Es war dies seine lezte Arbeit. Da die Composition bekannt ist, will ich nicht erst Worte machen über dies unsterbliche Werk, welches den Betrachtenden mit tiefer Rührung erfüllt. Ich komme zunächst auf Bendemann's Ernte. In dieser überwiegt der Eindruck behagender Landschaft. Es ist ein Langbild, durch einen Feigenbaum und einige Stauden in der Mitte abgetheilt. An den Stamm des Baumes lehnt sich in dankbarer Erhebung der patriarchalische Herr des Feldes, bärtig, mit Stab und rothem Mantel. Im Schatten des Baumes zwischen den Stauden bricht ein Mädchen Laubzweige. Vor dem Baum hält, am Boden sitzend, eine junge Mutter den kleinen nackten Knaben, der in kindlich-unsicherer Stellung mit einer Gerte spielt. Daneben gelagerte Jugend hält die Schale empor, um sich einschenken zu lassen; ein Knabe, nebenan, versucht sich auf der Schalmei. Weit ins Bild hin breitet über hügeligen Boden in dichten Wellen das reife Korn sich aus, worin einzelne Thätige sich verlieren. Vorn kommt von der einen Seite eine schöne Jungfrauengestalt heran, die ein Gefäß auf dem Haupte trägt. Auf der andern Seite begrenzen grüne Hänge das Feld. Hier auf dem Rasen des Seitengrundes steht bei seinen Lämmern der Hirt an den Stab gelehnt; und tiefer am Abhang sizt, die Blicke ins Thal hinausgerichtet, ein behaglicher Bursch, der, die Hände unter'm Knie gefaltet, sich's wohl seyn läßt. In den offenen Gruppen finden sich anmuthige und ruhig spielende Motive, und die sonnige Klarheit des Ganzen, die Poesie der Landschaft vermehrt diese idyllische Feier. — Es war noch eine zweite Ernte auf der Ausstellung angekündigt vom Professor v. Klöber. Dies Gemälde, dessen Entwurf früher ist als der Bendemann's, stimmt mit dem lezteren nur in der allgemeinsten Anordnung überein, in so fern es nämlich auch ein Langbild, obwohl von geringeren Dimensionen (unter 1' Höhe und 4' Breite), und ebenfalls durch einen Baum in der Mitte abgetheilt, übrigens ganz anders gegründet und reich an Figuren ist. Wenn dort ausgegangen ist vom Gefühl einer stillen Feier der Natur: so ist es mehr die lebendige Thätigkeit der Ernte, aber auch untermischt mit der nöthigen Ruhe, und ein poetisches Ganzes, in anmuthigen Gestalten und in Gruppen entwickelt, die im Verhältniß zum kleinen Raum des Ganzen reich und schön gewogen und wohlverbunden

Digitized by Google

ſind. Die Landesart, die zum Grunde liegt, iſt neapolitaniſch; wie theils die Erſcheinung der Leute, theils die Gegend, das im Hintergrund ſichtbar werdende Meer und die Bergzüge darüber zu erkennen geben. Zu beiden Seiten von dem Baum in der Mitte aus zieht ſich das Feld hinein. Rechts hinein ſieht man die Ebene ſchon tiefer zurück abgemäht, ſo daß die Gruppe um den Gutsherrn, welchem ein Reiter mit ausgeſtrecktem Arm Beſcheid auf ſeine Fragen gibt, in beträchtlicher Entfernung erſcheint. Im Vordergrund auf dieſer Seite ſteht ein Wagen mit tüchtigen Stieren beſpannt, an deren einem der Führer lehnt. Der Wagen iſt mit Garben beladen, und ein Mann oben empfängt deren noch mehr aus den Armen herantretender Schnitterinnen. Am Baum ſizt ein entkleideter bärtiger Schnitter, die Sichel wetzend. Im Schatten der übergebreiteten Aeſte ſtehen drei junge Männer an einander gelehnt; der mittlere reicht den Becher einem Mädchen, das mit zwei andern zu ihren Füßen ruht. Dieſe drei Mädchen, die emporblickende, welche ihre Hand ausſtreckt, die nahe an ihr ſitzende, bei deren Hand Kornblumenkränze im Graſe liegen, und eine dritte, die gegen ſie liegt und ihr bekränztes Haupt in's Grün gelegt hat, bilden in reizendem Halblicht und in dem ſchönen Gefühl, welches die anmuthigen Formen und Motive von einander löst und mit einander verbindet, zuſammen mit den über ihnen verſchlungenen Jünglingen eine Gruppe von bewundernswürdiger Schönheit. Der luftige Durchblick dann neben ihnen hinein auf die fernen Plane, auf die kleinen Reihen Schneidender, auf die Gruppe um den Gutsherrn, den Bord des Feldes, den blauen Strich des Meeres und ſeine duftigen Küſtenhöhen öffnet und verfolgt ſich eben ſo natürlich und leicht als in den angenehmſten Verhältniſſen zum Hauptgrund. Links hinein vom Baume geht der Grund nicht ſo weit, wie auf jener Seite zurück, indem er von einem näheren Bogen noch ſtehenden Getreides bis an den Baum heran umſchloſſen wird. Eine Kette Schnitter iſt da am Korn entlang thätig; und innerhalb, bei aufgerichteten und liegenden Garben, ſtehen und bewegen ſich nähere Figuren. Vorn rutſchen ein paar kleine nackte Knaben luſtig im liegenden Korn; gebückt faßt eine Schnitterin ein Aehrenbündel zuſammen; ſtehend, mehr einwärts, ein nach der Seite blickender Mann, der ſeine Garbe an ſich zieht; und weiterhin an der Seite ſezt ein junger Burſch, an aufgerichtete Garben gelehnt, den Krug an den Mund. Auch die Figuren und Gruppen dieſes Grundes, umfaßt von den Kornlagen, und in ſchöner Bewegung gegen einander, beleben den Raum ſehr vortheilhaft, und das Auge, ſtets von Einem zum Andern geführt, fühlt ſich in einem natürlichen Wechſel, der doch in Tönen und Linien ſich gleichſam melodiſch verbindet. Die Geſtalten ſind, wie gering auch an Größe, edel zu nennen, ihr Thun und ihre Folge motivirt und graziös; das Ganze überſchaulich, warm und poetiſch. Es gewährt den Genuß einer ländlichen Scene von mannichfaltigem Behagen, und einer Compoſition, die belebt und ſo durchhin harmoniſch empfunden iſt, wie man dies jezt nur ſehr ſelten ſieht. — Wegen einiger anmuthiger Frauengeſtalten und Geſichter von ungewöhnlicher Schönheit kann ich hier ein größeres figurenreiches Gemälde von Joſeph Petzl anreihen: die „griechiſche Hochzeit“, in und vor einem Gezelte am Seeſtrande. Es iſt weniger ſtreng componirt als lebendig und charakteriſtiſch, enthält aber reizende Einzelheiten, und die Mannichfaltigkeit lieblicher Erſcheinungen und ſchönfarbiger Stoffe, die im Ganzen gefällig zuſammenſtimmt, unterhält die Betrachtung mit einer originellen Scene, die man wohl auch eine Idylle in ihrer Art nennen kann. Freilich, wie Leopold Robert Griechengeſtalten und wie er die italieniſche Landesart groß gefaßt und in einer Hoheit gegeben hat, daß wir die Erſcheinungen wie hiſtoriſche Ideale verehren müſſen, darin wird er wohl noch lange einzig bleiben. Wo mir die Kinder des Südens in ſolcher Bedeutſamkeit vorgeſtellt wurden, war mir immer, als ſähe aus ihren Zügen und durch ihre Geſichter, ihnen ſelbſt unbewußt, der ungemeine Ernſt jener großen Vergangenheit mit heraus, auf deren Gräbern und Trümmern ſie erwachſen ſind, und ich glaube, daß Robert nur durch die tiefe Trauer, die in ſeinem Geiſte begraben lag, vermögend war, dieſen großen Ernſt in jene Geſtalten mit hineinzumalen. Was ſonſt von italieniſchen Scenen im Salon zu ſehen war, gehörte ganz verſchiedener Auffaſſung an. „Die Taufcapelle der St. Marcuskirche in Venedig“ von Aurel Robert, obſchon durch eine Taufhandlung und Nebenfiguren von Charakter mit Geiſt ſtaffirt, iſt vielmehr ein Architekturgemälde und als ſolches in hohem Grade ausgezeichnet durch maleriſche Kraft und Tiefe. Die „römiſchen Pilger und Pilgerinnen“ von Lindau ſind in ſchöner Auffaſſung der Gruppen und Geſtalten gezeichnet, im Colorit aber nicht befriedigend. — Bei Jean Bapt. Mars' „Pilger und Pilgerinnen vor einer Madonna in einer römiſchen Baſilica“, „Römerin mit Kind in doppelter Beleuchtung“ (ein früheres trefflich gelungenes Bild deſſelben nicht erreichend), und der halben Figur einer „jungen Italienerin im Koſtüm von Carrara, an einem Fenſter, den Waſſereimer in die Höhe ziehend“ — ſchien es faſt, als ſollten die rothen Kleider, überhaupt die hellen und glatten Farben, die Sache ausmachen.

(Die Fortſezung folgt ſpäter.)

Digitized by Google

Der Pariser Salon im Jahre 1837.

VIII.

Die Marinemaler haben dies Jahr keine Glanzstücke ausgestellt. Von Gudin erhielten wir nur eine kleine Studie ohne wesentliche Bedeutung. Die große „Seeschlacht bei Augusta“ von Garneray entsprach wenig den Erwartungen; die Ansicht aus dem Havre, so wie die andern kleinen Marinestücke von demselben Maler fanden mehr Beifall; namentlich waren Wasser und Himmel trefflich wiedergegeben. Eugène Lepoitevin hat sich ebenfalls in einem größeren Gemälde, einen Schiffbruch an der afrikanischen Küste darstellend, versucht, allein seine Kräfte sind einer historischen Composition nicht gewachsen; er bethätigt übrigens ein hübsches Talent in seinen zwölf kleineren Marinen, welche er noch im Salon hat; die Durchsichtigkeit und Bewegung des Wassers sind mit großer Wahrheit behandelt. Die Figuren Lepoitevin's lassen rücksichtlich der Feinheit und Vollendung Manches zu wünschen übrig; und gewöhnlich gibt er den Segeln, den Kähnen, den Strandpfählen, dem Ufersies, kurz Allem, was nicht Welle oder Wolke ist, eine zu einförmige Farbe. Morel-Fatio hat dagegen in seinem Zusammentreffen zweier Schiffe, wovon das eine das andere zu entern sucht, das Takelwerk und den ganzen äußern Bau einer Fregatte sehr gelungen dargestellt, den Himmel und das Meer aber gänzlich verfehlt. Die Ansicht von der Küste der Bretagne von demselben Maler zeichnet sich durch glückliche Auffassung und einfache Ausführung aus. Die besten Seeschlachten hat unstreitig Gilbert von Brest geliefert. Das dunkelgrüne Wasser ist hell, durchsichtig und klar; der Pulverdampf, welcher einzelne Theile der Scene einhüllt, zieht in leichten Wolken vorüber, und die Schiffe, so wie ihr Tauwerk, sind mit der größten Sorgfalt studirt. In allen Gemälden dieses Künstlers herrscht Leben und Bewegung, wie sie dergleichen Kämpfe darbieten. Von den übrigen Marinemalern erwähnen wir noch Eugène Roquemont, dessen Meeresstille nach dem Sturm eine herrliche Wasserfläche bietet, über welche sich leider ein schwerfälliger Himmel ausbreitet; König, der uns das Meer beim Mondschein in einem hübschen Bilde zeigt; A. Delacroix, Casati, Mayer und Raffort, welche in ihren Marinen einzelne lobenswerthe Eigenschaften offenbaren.

Die Interieuren mangeln diesmal im Salon. Der Meister dieses Genre, Granet, hat nicht ausgestellt; Dauzats, ein glücklicher Nebenbuhler Granets, war im Auftrag der Civilliste mit Hrn. v. Taylor nach Spanien gereist, um Gemälde einkaufen zu helfen für das spanische Museum, welches der König im Louvre bilden will; Aurèle Robert, der Bruder des berühmten und unglücklichen Leopold Robert, hat eben so wenig etwas eingeschickt; er debutirte bekanntlich mit der „Ansicht der Taufcapelle in der Marcuskirche zu Venedig“, welche allgemeine Lobsprüche erhielt. Unter den dies Jahr ausgestellten Interieuren verdienen besonders hervorgehoben zu werden: das Rathhaus zu Siena von Roger, welches sich durch kräftiges Colorit, fleißige Ausführung der Figuren, schöne Anordnung und genaue Perspective auszeichnet; der Dom zu Pisa von Perrot, wo die geringsten Details mit seltener Feinheit behandelt sind; ein italienisches Tribunal aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Harlé, fleißig studirt und namentlich historisch und local wahr aufgefaßt.

Die besten äußeren Ansichten waren die place royale in Bordeaux von Gintrac; der Hof des Schlosses zu Blois von Gibbens und der Platz vor der Dominicanerkirche in Antwerpen von Sébron.

Unter den Miniaturmalern that sich diesmal besonders Hr. Saint hervor; Madame Mirbel hatte nichts auf die Ausstellung gesandt. Die Portraits der Herren Saint und Meuret sind in jeder Hinsicht bemerkenswerth. Hr. Bagatti-Valsecchi hat eine ganze historische Composition, Marie Stuart auf dem Schaffot, in Email gemalt, welche sich durch eine außerordentliche Feinheit der Figuren auszeichnet; man kann nicht leicht eine sorgfältigere Arbeit sehen. Madame Dorus hat einige niederländische Gemälde, und Hr. Errani eine Raphael'sche Madonna mit einem feinen und kräftigen Pinsel in Miniatur copirt. Außerdem haben noch die Herren Jacques, v. Aubigny, Marime David und die Damen Pauline Bossange, Amélie de Lacépède und Augustine Leroy mit mehr oder minder gewandter Hand sich in der Porzellan- und Email-Malerei versucht.

Die Aquarelle und Pastelle waren zahllos vorhanden. Die schönsten Pastelle rührten von den Damen Mezzara, Clotilde Gérard, Céline Granet und den Herren Dupont, Pannier und Gratia her. Hübsche Portraits in Aquarell lieferten die Herren J. Vernet, Gaye, Blaize, Passot, Voullemier. Ausgezeichnet waren zwei Ansichten des Pariser Stadthauses von Berthelin. Aquarell-Landschaften sah man in großer Menge. Die Landschafter Gué, Justin Ouvrié, Raffort, Hippolyte Garneray u. s. w. haben Aquarelle ausgestellt, welche mit demselben Talent wie ihre Oelgemälde ausgeführt sind. Das meiste Lob verdienen die Ansichten aus Rouen und Havre von Himely; die Landschaften der HH. Hubert, Siméon Fort, Latteur, David, des Engländers William Callow, Victor Petit, und die der Mademoiselle Elise Boulanger haben auch ihr Gutes.

Von Thierstücken habe ich nur eine Löwenfamilie von Doudiet bemerkt; in dem Genre der

Digitized by Google

Frucht- und Blumenstücke erwähne ich zwei Gemälde von A. Fries und einen hübschen Rosenstock in Aquarell von Mademoiselle Caroline Brazier. Unter den Zeichnungen bemerkten wir die Schlachten von Maissiat, die Ansichten von Durand, die Landschaften von Antony Beraud, die Portraits von Léon Viardot, die schwarzen oder colorirten Figuren von Hippolyte Masson, und die schönen Skizzen von Calamatta, namentlich die Portraits des berühmten Klavierspielers Liszt und der großen Romanschreiberin George Sand.

An Kupferstichen ist die Ausstellung eben nicht reich. Das bedeutendste Werk darunter ist ohne Zweifel „das Gelübde Ludwigs XIII.“, nach Ingres gestochen von Calamatta. Man muß dem Künstler wahrhaft Dank dafür wissen, daß er ein Werk von Ingres gewählt hat, dessen wenig zahlreiche Gemälde mit einer beispiellosen Nachlässigkeit in Frankreich behandelt werden. Wer denkt noch an das „Märtyrthum des heiligen Symphorian“, welches vor drei Jahren so heftigen Zwiespalt in der Kunstwelt erregte? Dank dem Grabstichel Calamatta's; das Gelübde Ludwigs XIII. ist jezt ein Eigenthum aller Kunstfreunde. Dies Werk gehört unstreitig mit zu den besten Bildern von Ingres. Auf dem Hauptaltar einer schönen gothischen Kirche erscheinen die heilige Jungfrau und das Jesuskindlein, von einem Engelchor umgeben, in einem himmlischen Strahlenglanze, und Ludwig XIII. vor die Stufen des Altars hingekniet, weihet ihnen seine Krone und sein Königreich. Die Figur Ludwigs XIII. ist vortrefflich; sein Gesicht hat ganz den Ausdruck der Verzückung. Die Jungfrau Maria, obschon ihr Mund etwas manierirt ist, hat doch in ihrer ganzen Haltung etwas ungemein Edles, wahrhaft Himmlisches, welches an die besten Madonnen Raphaels erinnert. Die beiden Erzengel, welche einen Vorhang zurückschlagen, schweben äußerst glücklich im Raume und die kleinen Cherubim zu Füßen Mariens bilden eine eben so schöne Gruppe, wie die Murillo's in der Himmelfahrt Maria's, welche man in der Gallerie des Marschalls Soult sieht. Calamatta hat sieben Jahre an seinem Kupferstich gearbeitet, und der Maler konnte nicht leicht einen bessern, getreuern Dolmetscher finden. In den Gesichtslinien, in den Contouren der Gegenstände, in der Carnation und in den Draperien, in den Lichtern und Schatten, überall offenbart sich eine vortreffliche Nachahmung; wir sehen das Gemälde mit seinen großen Vorzügen und seinen kleinen Detailsmängeln, welche wesentlich zur Manier des Künstlers gehören. Dieser Kupferstich ist einer der besseren, welche die neuere Stecherkunst hervorgebracht hat und darf sich den Raphaelischen Stichen von Müller keck zur Seite stellen.

Die „Söhne König Eduards“ nach Delaroche von Prud'homme gestochen, verrathen eine correcte Zeichnung und eine große Festigkeit des Grabstichels, die leider, wie es uns scheint, hie und da in Härte übergeht. Hr. Richomme, längst bekannt durch seinen Kupferstich; „der Triumph Galathea's“, hat ein anderes Gemälde Raphaels, „die Madonna mit dem Buche“, gestochen. Das Fleisch ist äußerst fein und zart behandelt; der Schleier und das Kleid der Madonna sind in einem harten, schwarzen Tone ausgeführt.

Die Lithographien sind in Menge vorhanden; am bemerkenswerthesten darunter sind die von Léon Noël, welcher unter anderm einige schöne Zeichnungen von Overbeck geliefert. Verschiedene Blätter der Herren L. Dupré, Derov, Jules David, Arnout, Villemin, L. Sabatier u. s. f. machten sich durch feine, reinliche Ausführung bemerklich.

IX.

Der untergeordnete Rang, den die Sculptur auf den jährlichen Ausstellungen behauptet, ist eine auffallende Thatsache. Unter den Gemälden des Salons findet man doch jedesmal einzelne ausgezeichnete, manche gute und viele mittelmäßige, während die Bildhauer nur einiges Erträgliche, wenig Gutes und fast nichts Ausgezeichnetes leisten. Man hat diesen Umstand auf verschiedene Weise zu erklären versucht und unter andern vorgebracht, daß die Schuld dieser Erscheinung in unsern Sitten und in unserm Klima zu suchen, welches eine eben so peremptorische Antwort als die Molière's in Betreff der einschläfernden Kraft des Opiums ist. Um die Erklärung zu erklären, hat man hinzugefügt, daß, da die Darstellung der menschlichen Formen, folglich das Nackte, der Hauptgegenstand der Bildhauerkunst sey, man natürlich keine ausgezeichnete Bildhauer in einem Lande erwarten dürfe, wo Männer und Frauen stets sorgfältig bekleidet gehen. Dabei vergißt man zwei Schwierigkeiten: Erstens haben selbst die Griechen nicht ausschließlich bloß das Nackte dargestellt; am Parthenon in Athen zählte man 150 gemeißelte Figuren, theils in Hoch- theils in Flach-Relief, womit die Friese und die Frontons geschmückt waren und von denen über die Hälfte ganz bekleidet ging; zweitens hat 200 Jahre lang eine ganz vortreffliche christliche Bildhauerschule existirt, welche mit Nikolaus von Pisa anfängt und mit Michel Angelo endet; der gothischen Kunstepoche gar nicht einmal zu gedenken, welche sehr mäßig in der Darstellung des Nackten gewesen, da es ihre Gegenstände nicht wohl gestatteten, und dennoch Meisterwerke genug hervorgebracht. Diese unläugbare Thatsache beweist einerseits, daß die angebliche Nothwendigkeit von der Nachahmung des Nackten in den Werken der Sculptur eine müßige Voraussetzung der Kritiker ist, und andererseits geht daraus hervor, daß weder unser Klima noch unsere Sitten mit der Bildhauerei durchaus

Digitized by Google

unverträglich sind. Diejenigen, welche die Unhaltbarkeit jener allgemeinen Gründe des Klima's und der Sitten fühlen, pflegen einen andern Grund für den Verfall der Sculptur anzugeben; sie sagen nämlich, dies sey eine natürliche Folge des allgemeinen Verfalls der modernen Kunst, deren verschiedene Zweige, wie die Geschichte beweise, niemals getrennt neben einander gehen und fortschreiten, sondern immer nur mit einander verfallen und und wiederaufstehen. Dieser Grund drückt die Thatsache vom Verfall der Sculptur nur in andern Worten aus, erklärt sie aber eben so wenig als die zuerst angeführten.

Da solche allgemeine Thatsachen nur allgemeine Gründe haben können, so kommt man am Ende immer darauf zurück, die ganze Geschichte der Vergangenheit zu Hülfe zu rufen und in ihr die Lösung des Räthsels zu suchen; man erhält aber auf diese Weise nur Formeln, welche selbst wiederum räthselhaft sind. Es möchte schwer halten, das sonderbare Phänomen, welches uns heutzutage die Kunst in Deutschland und Frankreich bietet, nämlich den so ungleichen Entwickelungsgang der Malerei und Sculptur, genügend zu erklären. In Italien findet gerade das Umgekehrte Statt. Uebrigens muß man diesen kleinen Anomalien des allgemeinen Gesetzes, dem die Kunst unterworfen, nicht zu viel Gewicht beilegen. Das sind flüchtige Episoden der großen Entwickelungsgeschichte der Kunst, welche wir in ihren Durch- und Uebergangspunkten zu erfassen wähnen und welche spätere Beobachter vielleicht gar nicht einmal gewahr werden. In allen Fällen können diese Phasen nicht lange dauern; das Gleichgewicht muß sich früher oder später wiederherstellen. In Deutschland, Frankreich und Italien war die Epoche der großen Maler auch zugleich die Epoche der großen Bildhauer und Architekten. Diese drei Künste sind im Laufe der Jahrhunderte in Verfall gerathen und ihr untergeordneter Stand muß über kurz oder lang durch den allmähligen Fortschritt des Zeitalters oder durch einen gleichzeitigen, gemeinsamen Fall verschwinden.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten vom Mai.

Preisbewerbung.

Berlin, 28. Mai. Der Verein der Kunstfreunde in Preußen hat den von dem Ritterschaftsrath von Seydlitz gestifteten Preis für die Jahre 1853—55 folgenden Künstlern zuerkannt: E. Bendemann für sein Gemälde „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem; T. Hildebrandt für den Tod der Söhne Eduards IV. und C. F. Lessing für dessen Hussitenpredigt, weil sie zu den ausgezeichnetsten Gemälden der lezten hiesigen Kunstausstellung gehörten. Begas, der wegen seines Gemäldes Heinrich IV. in Canossa gleiche Ansprüche gehabt haben würde, hat sich freiwillig von der Concurrenz ausgeschlossen.

Museen und Sammlungen.

London. Die Gemäldesammlung, welche jezt auf Kosten der Regierung zusammengebracht und bald in der neuen Gallerie in Charing Cross ihren Platz finden wird, besteht gegenwärtig aus 125 Bildern, die jedoch sämmtlich Meisterwerke sind und zusammen einen Werth von 140,000 Pfd. Sterling haben.

Kopenhagen, 25. April. Die bis jezt eingegangenen Subscriptionspläne für das Thorwaldsen'sche Museum haben 50,000 Rthlr. eingebracht. In einem am 7. d. hier eingegangenen Schreiben Thorwaldsen's äußert derselbe seine Freude über dies Unternehmen und fährt dann fort: „Es ist mein Wille, daß alle meine Kunstsachen, sowohl die von mir gefertigten Marmorarbeiten, als auch die von mir angekauften Malereien, Kupferstiche, Vasen, Bronzen, Gemmen, geschnittenen Steine, Bücher und Handzeichnungen diesem Museum zugehören sollen, welches Alles in meinem Testament näher bestimmt ist."

St. Petersburg, 29. April. Das Münzcabinet unseres orientalischen Instituts zählt bereits 4241 orientalische Münzen, die meisten trefflich erhalten und sehr viele noch unbekannt.

Agram. Die Münzsammlung der hiesigen Akademie, welche sich bereits auf 5950 Stück beläuft, erhielt kürzlich von dem Hauptmann Kher 105 alte Münzen geschenkt, welche in einer Waldschlucht bei der Festung Cettin gefunden wurden, so wie 65 alte Münzen vom Hauptschuldirector J. Kermpotich in Esseg.

Kunstausstellungen.

London, 27. April. Unter den Gemälden, welche gegenwärtig in der Gallerie der HH. Yates u. S. ausgestellt sind, befinden sich namentlich das schöne, schon seit längerer Zeit in England befindliche und unter dem Namen Pedrosa-Murillo bekannte Bild dieses Meisters, einer der Claude Lorrains aus Malmaison (?); der Engel, welcher dem heil. Hieronymus erscheint, von Guido Reni, früher im Palast Balbi in Rom, und das schöne Bild von Rubens, die Anbetung der ehernen Schlange.

Am 30. April begann die erste Gemäldeausstellung in dem neuen Locale der Nationalgallerie in Charing-Cross, seit der Uebersiedelung des Royal-Institution aus dem Somerset-House, wo man häufig über die Anordnungen bei Ausstellungen Klage hörte. Die Gegenstände der Darstellung sind sehr mannichfaltig und deren Ausführung macht im Ganzen dem Standpunkte der Kunst in England Ehre. Vom Director der Akademie, Sir M. Shee, sind 7 Portraits ausgestellt, darunter das der Königin. Als das beste Gemälde wird Sir D. Wilkie's „Cotter's Samstag-Abend" gepriesen. Lilley's lebensgroßes Portrait des Herzogs von Wellington ist ein Meisterwerk. Es ist von der Corporation der Cinq ports zu Dower (bekanntlich ist Wellington Lord Warden der fünf Häfen) bestellt. Lilley ist erst 20 Jahre alt. Unter den Bildern befinden sich sehr viele Genrestücke. Von Linton ist eine schöne Aussicht auf die Tiber da, aber seine Ansicht von Vico in der Bucht von Neapel verdient

Digitized by Google

und der Bauern. Bd. II. 8. Aufl. Mit einer neuen Karte. — Der Bauernkrieg und Thomas Münzer in Thüringen. Von Alfred Stern. Mit einem Bildnis Münzers. — Die Reformation in Straßburg. Von Otto Winckelmann. — Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein. Von Max Lossen. — Die Reformation in Nürnberg. Von Theodor Kolde. — Die Reformation in Augsburg. Von Friedrich Roth. — Die Reformation in Ulm. Von Christian Heinrich Wilhelm Sedelmeyer. — Die Reformation in Frankfurt a. M. Von Ernst Kelchner. — Die Reformation in Bremen. Von Hermann Duntze. — Die Reformation in Hamburg. Von Johannes Gallois. — Die Reformation in Lübeck. Von Wilhelm Mantels. — Die Reformation in Braunschweig. Von Ludwig Hänselmann. — Die Reformation in Magdeburg. Von Ernst Neubauer. — Die Reformation in Hessen. Von Wilhelm Diehl. — Die Reformation in Pommern. Von Otto Heinemann. — Die Reformation in Mecklenburg. Von Friedrich Schlie. — Die Reformation in Preußen. Von Reinhold Heidenheim. — Die Reformation in Livland. Von Hermann Hildebrand. — Die Reformation in Schlesien. Von Hermann Markgraf. — Die Reformation in Böhmen. Von Anton Gindely. — Die Reformation in Ungarn. Von Julius Mikowetz. — Die Reformation in Siebenbürgen. Von Friedrich Teutsch. — Die Reformation in Österreich. Von Ludwig Keller. — Die Reformation in Tirol. Von Hermann Jentsch. — Die Reformation in Salzburg. Von Franz Martin Mayer. — Die Reformation in Steiermark. Von Hans Pirchegger. — Die Reformation in Kärnten. Von Hermann Wiesflecker. — Die Reformation in Krain. Von Franz Krones. — Die Reformation in Görz. Von Franz Krones. — Die Reformation in Triest. Von Franz Krones. — Die Reformation in Istrien. Von Franz Krones. — Die Reformation in Dalmatien. Von Franz Krones. — Die Reformation in Bosnien. Von Franz Krones. — Die Reformation in Kroatien. Von Franz Krones. — Die Reformation in Slawonien. Von Franz Krones. — Die Reformation in Serbien. Von Franz Krones. — Die Reformation in Rumänien. Von Franz Krones. — Die Reformation in Bulgarien. Von Franz Krones. — Die Reformation in Griechenland. Von Franz Krones. — Die Reformation in Albanien. Von Franz Krones. — Die Reformation in Türkisch-Armenien. Von Franz Krones. — Die Reformation in Russisch-Armenien. Von Franz Krones. — Die Reformation in Georgien. Von Franz Krones. — Die Reformation in Persien. Von Franz Krones. — Die Reformation in Indien. Von Franz Krones. — Die Reformation in China. Von Franz Krones. — Die Reformation in Japan. Von Franz Krones. — Die Reformation in Afrika. Von Franz Krones. — Die Reformation in Amerika. Von Franz Krones. — Die Reformation in Australien. Von Franz Krones. — Die Reformation in Europa. Von Franz Krones. — Die Reformation in Asien

№. 57.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 18. Juli 1837.

Der Pariser Salon im Jahre 1837.

(Beschluß.)

Das jezt bestehende Mißverhältniß zwischen den einzelnen Zweigen der bildenden Künste wird noch ganz besonders durch die Richtung begünstigt, welche die heutigen Künstler in ihren Arbeiten befolgen. Wollte sich die Sculptur wiederum mehr ihrer ursprünglichen Bestimmung nähern, d. h. mehr für die Ausschmückung öffentlicher Gebäude arbeiten, so würde sie weniger unbestimmt und schwankend untersuchen. Nichts ist der Kunst verderblicher gewesen, als die Theilung der Arbeit. Der Architekt, welcher heutiges Tags ein Haus baut, der Maler und Bildhauer, welche es ausschmücken, sind weit davon entfernt, nach gemeinschaftlichen Principien zu arbeiten, sondern haben oft die entgegengesezten Ansichten. Jeder arbeitet für sich, ohne seine Mitarbeiter zu befragen und sich mit ihnen zu verständigen; Einer bestreitet sogar offen des Andern Competenz. Mit einem Wort, es besteht zwischen den neuern Künstlern ein Zunftgeist, wie im Mittelalter zwischen den verschiedenen gewerbtreibenden Classen; und ein Architekt, der von Malerei spricht, erscheint dem Maler eben so lächerlich, als ein Schneider, der über Schlosserarbeit abzutheilen will. Mit welchem bittern Tadel haben die französischen Kritiker vor zwei Jahren den Baron Bosio überschüttet? Die Einen wollten sich zu Tode wundern, daß ein guter Bildhauer auch malen könne; die Andern fanden die Gemälde Bosio's schlecht und entschuldigten diese Eigenschaft, indem sie hinzufügten, von einem Bildhauer könne man nichts Besseres verlangen; Jeder müsse bei seinem Leisten bleiben.

Diese Trennung der bildenden Künste ist ganz modern und nur mit dem Verfall der Kunst aufgekommen. In den beiden ersten Jahrhunderten des Wiederauflebens der Künste existirte sie nicht. Ohne gerade an Michel Angelo erinnern zu wollen, weil man einwenden könnte, daß Michel Angelo ein außerordentlicher Geist gewesen, reicht es hin zu bemerken, daß es unter den Künstlern, deren Leben und Wirken Vasari beschreibt, keinen einzigen gibt, der nicht mit gleicher Meisterschaft zwei Künste ausgeübt. Wenn ein Fürst, ein Papst, ein vornehmer Herr ein Palais oder eine Kirche bauen lassen wollte, riefen sie die berühmtesten Maler, Bildhauer und Architekten zusammen und verlangten einen Plan von ihnen. Die ersten Pisanischen Bildhauer waren alle Architekten; sie haben sich nicht weniger durch ihre Gebäude als durch ihre Statuen verewigt. Die meisten Maler der ersten römischen und florentinischen Schule befanden sich in demselben Falle. Der Baumeister der Kuppel der Kathedrale zu Florenz bewarb sich zugleich mit Ghiberti um die Ausführung der Basreliefs an den Thüren der Taufcapelle; der berühmte Glockenthurm wurde von einem Maler aufgerichtet, der ebenfalls mehrere von den Marmorstatuen, die diesen Thurm zieren, gearbeitet hat. Nachdem der Architekt und Maler Bramante gestorben, wurde Raffael beauftragt, den Bau der Peterskirche zu leiten. Die simultane Ausübung verschiedener Zweige der bildenden Künste war damals nichts Auffallendes, sondern schien etwas ganz Natürliches. Eben so verhielt es sich noch im 17. Jahrhundert; erst im 18. Jahrhundert fing die Trennung auf eine entschiedene Weise an und heutzutage ist sie ein unbestrittenes Vorurtheil geworden, dessen Autorität Niemand zu erschüttern und anzutasten wagt.

Diese Trennung der bildenden Künste hat namentlich der Sculptur geschadet, weil ihr die Architektur gewöhnlich die Hauptmotive lieferte. Die Architektur, ohne die Hülfsmittel, welche ihnen ehemals die Kenntniß und Einsicht anderer Künste an die Hand gab, haben es nach und nach ganz verabsäumt, in ihren Bauplänen Anstalten zu treffen, die für die Ausführung der Skulptur und Malerei Raum und Gelegenheit genug übrig lassen; und die Werke der Pictur und Sculptur im Innern unserer Gebäude verlieren so die Einheit des Gedankens, welche dem Ganzen erst Werth und Charakter verleiht.

Digitized by Google

Was iſt daraus gefolgt? Die Bildhauer, größtentheils der poſitiven Ideen beraubt, welche die Beſtimmung eines öffentlichen Gebäudes nothwendig erweckt und die dem Künſtler ſein feſtes, beſtimmtes Ziel angeben, tappen jezt meiſtens in's Blaue hinein, ohne recht zu wiſſen, wohin. Der Marmorblock iſt da; wird daraus ein Gott, ein Tiſch oder eine Waſchſchüſſel? Der Himmel mag es wiſſen. Der Eine macht daraus ein Basrelief, der Andere eine Statue, der Dritte eine Gruppe, ohne andern Zweck und ohne anderes Motiv, als ſeinen Marmor zu verwenden. Ob das Sujet griechiſch oder römiſch, heidniſch oder chriſtlich, mittelalterlich oder ganz modern ſey, daran liegt wenig; das kann eine Bachantin, ein Heiliger, eine Nymphe, ein Satan, ein Chriſtus, ein Cincinnatus u. ſ. w. ſeyn. Die lezte Frage, welche billig die erſte ſeyn ſollte, iſt die, was man mit dem Werke anfangen wolle und wo man es unterbringen ſolle. Man vergißt immer, daß die alten Künſtler nicht gearbeitet haben, um Materialien für Muſeen zu liefern. Alle jene Statuen, Basreliefs und Sculpturarbeiten jeder Art, welche wir in unſern Gallerien verſammeln und die jezt für die ungebildete Maſſe keinen Sinn, keine Bedeutung mehr haben, hatten früher einen Allen verſtändlichen Sinn und eine beſtimmte Bedeutung; ſie zierten die Tempel, Paläſte, Hallen, Märkte und öffentlichen Plätze und keineswegs wies ihnen der Zufall ihre Beſtimmung an. Die heutigen Bildhauer machen bald eine Leda, bald eine trunkene Bachantin, bald einen Sieger von Marathon, bald einen Prometheus; aber um Gottes Willen, was ſoll man damit anfangen? Die Leda und Bachantin muß man in einen Winkel werfen, damit ſie den öffentlichen Anſtand nicht verletzen; den marathoniſchen Sieger, den Prometheus u. ſ. w, hat die Regierung aus Barmherzigkeit angekauft und im Tuileriengarten aufgeſtellt. So viel ſcheint ausgemacht, daß die Bildhauerkunſt, wenn ſie ihren eigenen Eingebungen überlaſſen wird, nichts Großes unternehmen und ſchaffen kann; bleibt ſie darauf beſchränkt, die Wahl ihrer Gegenſtände dem Zufall anheimzuſtellen, ſo wird allerdings das Talent des Künſtlers dieſen Gegenſtänden mehr oder weniger Intereſſe, nie aber eine ſociale Bedeutung geben können, welche leztere allein das Genie beurkundet und ſeiner Thätigkeit eine geſunde Nahrung verſchafft.

Unter den im diesjährigen Salon ausgeſtellten Sculpturwerken iſt die Nymphe Salmacis von Boſio das beſte. Dieſe Nymphe iſt ein junges, ſchmächtiges, unſchuldiges Mädchen, keine wahre Pſyche, in dem Alter, wo man aus der Kindheit in die ſchöne Jugendzeit übertritt und das Herz unter den ſich eben entwickelnden Reizen zu ſchlagen anfängt. Die Geſtalt der Nymphe iſt ganz allerliebſt; ſie hat ſich mit lieblicher Grazie auf die Erde hingekauert. Die Reinheit der Linien, die Mildheit der Umriſſe, ſo wie der Boſio'ſche Styl im Allgemeinen erinnert an Canova. Die Cydippe von Théraſſe iſt in demſelben Style gearbeitet; die Linien ſind jedoch weniger correct und die Umriſſe weniger graziös. Die Medea, welche ihre beiden Kinder getödtet hat, von Lemoine, iſt eine Gruppe voller Uebertreibung. Die Frau Jaſon's gleicht einer wahren Furie, einer mit dem Schlangenhaar umflatterten Eumenide, welche ihre Kinder ohnehin getödtet haben würde, wenn ſie auch nicht eiferſüchtig geweſen wäre. Eine Madonna von Molchnaht, für die Verſailler Stadtkirche beſtimmt, und ein Chriſtus von Desboeufs befriedigen wenig. Die Draperien der Chriſtusſtatue ſind gut arrangirt, aber der Kopf äußerſt ſchwach. Die bronzene Gruppe des leztern Künſtlers, welche eine neapolitaniſche Scene beim Feſte der Madonna di pié di Grota vorſtellt, iſt beſſer gelungen. Ein bereits trunkener Lazzarone, der alle Mühe hat, ſich auf ſeinen Beinen zu erhalten, ſchenkt aus einem Faſſe, welches er auf ſeiner Schulter trägt, einem kleinen Taugenichts zu trinken ein, welcher, ſich auf die Zehenſpitzen erhebend, ganz gut das Glas zu entbehren weiß, um aus jener Quelle zu ſchöpfen. In dieſer rein gezeichneten und kräftig modellirten Gruppe offenbart ſich die gutmüthige, offene Freude eines kleinen Rauſches, welche hier nicht ins Triviale und Unedle fällt. Zu erwähnen iſt noch die Marmorgruppe von Ariſtide Huſſon, einem Zögling der franzöſiſchen Akademie in Rom. Sie ſtellt einen Schutzengel dar, welcher einen reuigen Sünder zur Religion zurückführt. Die Details ſind mit großer Sorgfalt und Delicateſſe vollendet; nur iſt der allgemeine Ausdruck der Gruppe nicht übereinſtimmend mit dem Gegenſtande. In den Zügen des reuigen Sünders leſen wir nicht ſowohl Buße, als weltliche Anbetung; es iſt ein ſchöner junger Mann, welcher der Religion eine Liebeserklärung zu machen ſcheint. Der Mord Klebers von Bougron, und der Tod Tankreds von Gechter ſind zwei delicate, fein ausgeführte Gruppen, aber in zu kleinen Proportionen gehalten. Giotto, als Knabe die Ziegen hütend und einige davon im Sande abzeichnend, von Mercier, macht ſich durch glückliche Auffaſſung und Ausführung bemerklich. Die fürs Verſailler Muſeum beſtimmten Statuen des Abbé Suger von Foyatier, und der Königin Blanche von Caſtilien von Cter, ſo wie die Statue Talma's von David, welche im Foyer des Theatre français aufgeſtellt werden ſoll, verdienen hinſichtlich der Ausführung Lob. Die Statue des Regenten von Bra, für's hiſtoriſche Muſeum in Verſailles gearbeitet; eine bronzene Statue Benvenuto Cellini's von Feuchère, die Marmorſtatuen des Bildhauers Puget und des Generals Foy von Desprez, und die Statue Boieldieu's von Danton, in Bronze, für einen der öffentlichen Plätze in Rouen beſtimmt,

Digitized by Google

— waren mit mehr oder weniger Talent ausgeführt. Unter den Büsten fanden den meisten Beifall die Maierbeers, Bellini's und der Malibran von Danton, die Dupont de l'Eure's von Eter, die Voltaire's und Molière's von Houdon, die Corneille's von Caffieri, die eines Deputirten von Barre und eine weibliche Büste von Bra.

Die Gypsmodelle waren auch dies Jahr wiederum sehr zahlreich; das beste war ohne Widerrede die Gruppe des Engels und des Kindes von Barre, nach den Poesien des Naturdichters Reboul von Nismes gearbeitet. Die Gruppe Kains von Geefs aus Brüssel, der christliche Märtyrer von Gechter, der heil. Sebastian von Saget verdienen in Marmor ausgeführt zu werden. Die Statuen Philipp August's und Ludwig's XI. von Jaley, Karl VIII. von Debay, Ludwig XIV. von Lemaire, der Marschall von Villars von Danton dem Aeltern, und der Marschall Mortier von Bra sind ganz gute Skizzen, welche aber bei der Ausführung ohne Zweifel noch manche Veränderung erleiden werden.

Die besten Gruppen in Gyps und Bronze hatten dies Jahr die HH. Fratin und Bouillard ausgestellt; da die Werke Barye's diesmal von der Jury nicht zugelassen worden. Erwähnung verdienen noch die bronzene Vase von Triqueti und ein hölzernes Basrelief von Hogler, eine heilige Familie darstellend.

Von den architektonischen Zeichnungen waren am sorgfältigsten gearbeitet die Studien in der Villa de Pia zu Rom von Camille Bauchet und die Ansichten vom Pariser Stadthause von Berthelin. Mit unglaublichem Fleiße vollendet war eine Zeichnung von Lassus, welche ein Kirchenfenster mit Glasmalereien des dreizehnten Jahrhunderts aus der Kathedrale von Chartres vorstellt.

Der allgemeine Eindruck, den die diesjährige Ausstellung zurückgelassen, ist folgender: viele mittelmäßige, schätzenswerthe und preiswürdige, aber fast keine ausgezeichnete, erhabene und bewundernswürdige Kunstwerke. Die Kunst in Frankreich befindet sich ohngefähr in demselben Zustande, wie die Literatur: ut pictura poesis. Viel Talent, wenig Genie; viel Erfolg, wenig Ruhm. Das läßt sich nicht läugnen, daß die heutigen französischen Künstler am fruchtbarsten sind von allen. Ueber 2000 Kunstwerke waren zugelassen und über 800 noch verweigert worden. Dabei kommt in Betracht, daß einige der bekanntesten und fruchtbarsten Maler gar nichts eingeschickt hatten: Ingres, Horace Vernet, Sigalon, Decamps, Granet, Madame Mirbel fehlten im Salon; von den Kupferstechern hatten Mercuri, Lerour und Martinet nichts geliefert; in der Lithographie erhielten wir nichts von Sudre und Aubry-Lecomte. Es steht daher zu erwarten, daß der nächste Salon sehr reichhaltig ausfallen wird.

Paris, am 18. Juni 1837.

Eduard Collow.

Versteigerung von Handzeichnungen.

Catalogue raisonné d'une collection de dessins originaux de maitres hollandais et flamands a principalement de Paul Rembrandt van Ryn etc. par Frenzel. 8. 30 Seiten nebst Vorwort. Der Katalog ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu haben.

Unter den vielen der Kunstwelt dargebotenen Gegenständen gehört der Artikel der Originalhandzeichnungen älterer Meister zu den seltenen, und es ist sehr erfreulich, in der zwar kleinen, aber ausgewählten Sammlung des genannten Katalogs, welche den 7. August 1837 zu Dresden versteigert wird, Arbeiten von niederländischen, holländischen und deutschen Meistern zu finden, welche in der Reihenfolge großer Künstler einen höchst achtbaren Namen besitzen und worunter besonders der große Rembrandt in der Mehrzahl der Gegenstände obenan steht.

Was hier von diesen Meistern nebst einigen seiner Schüler anzutreffen, ist im Allgemeinen schon trefflich zu nennen; in 45 Nummern findet sich eine seltene Auswahl schöner Naturstudien oder auch Compositionen, die theils zu Gemälden dienten, theils vielleicht nie weiter ausgeführt wurden, und die verschiedenen Perioden des großen Meisters in ihrer anspruchlosen und verschiedenartigen Manier, entweder in höchst geistreichen Federzügen oder auch in Biester getuscht, auch zum Theil in Kreide, andere wieder mit etwas wenig Farbe lasirt, bezeichnen.

Einige der Gegenstände sind als höchst merkwürdig und selten zu nennen, so z. B. einige seiner Landschaften, die ohnedies zu den größten Seltenheiten zu zählen; dann Nr. 5. der Engel bei Arnan, Nr. 12. Goliath und David, Nr. 20. Hagar, Nr. 64. Isaaks Segen, Nr. 69. Merkur und Argus, Nr. 72. Wunder des Elias, als kleines Gemälde Nr. 75. Abrahams Opfer, merkwürdig durch die magische Beleuchtung, ferner als rein natürliche Erfassung Nr. 74, das Innere einer Tabagie im Charakter von Ostade, welches Blatt in seiner Art einzig zu nennen und endlich als historische Merkwürdigkeit Nr. 75, ein großes, mit Veränderungen vollendetes Studium der Abendmahlsscene nach Leonardo da Vinci, in Rothstein. Diese hier nur flüchtig genannten Werke werden außer England, Frankreich und Holland wenig öffentlich zum Verkauf kommen, zumal da nach des bisherigen Eigenthümers Versicherung, welcher längere Zeit in Frankreich lebte, mehrere jener Blätter sich in Marnitte's Cabinet befunden, auch andere früher Eigenthum des bekannten Sir gewesen seyn sollen.

Doch nicht bloß jene Zeichnungen Rembrandts, sondern auch andere dieser Sammlung, worunter die Namen von Caspar Netscher, Terburg, Berghem, Poelenburg, Ruysdael, Wouwermans, Rubens, v. Dyk u. A., auch von Dietrich und Roos, prangen, enthalten sehr schöne und seltene Gegenstände. Nr. 57. Die Lauten-

Digitized by Google

spielerin von Retscher in schwarzer Kreide auf Pergament, Nr. 46. die Studien der Hände von Rubens und andere jener Meister sind ausgezeichnete Werke, wovon mehrere neben Gemälden in einem Cabinet als Zierde dienen können.

Fr.

Nachrichten vom Mai.

Kunstausstellungen.

Hamburg, 3. Mai. Von den auf unserer Ausstellung befindlichen 538 Kunstwerken waren 512 verkäuflich; von diesen wurden 126 Nummern (10 mehr als im vorigen Jahre) zu 14,726 Rthlr. Cour. verkauft. Die Einnahme der stets zahlreich besuchten Ausstellung betrug 2053 Rthlr. war jedoch, großentheils wegen der Grippe, um 86 Rthlr geringer als im vorigen Jahre.

Mailand, 12. Mai. Auf unserer Ausstellung, welche die glänzendste ist, die hier je gesehen worden, befinden sich über 450 neue Werke der Sculptur und Malerei, worunter sehr viele Meisterwerke. Unter andern sind zwei kolossale Statuen vom Cav. Pompejo Marchesi ausgestellt, die Volta's und Karl Emanuels III., die erste sechs, die zweite sieben Ellen hoch, aus carrarischem Marmor. Volta's Statue soll auf dem bischöflichen Platze in Como aufgestellt werden. Die Statue Emanuels ist von der Stadt Novara in Piemont bestellt. Eben so ist die Statue des großen Mailändischen Rechtsgelehrten Beccaria, ein Werk Marchesi's, das den Aufgang in den Brera-Palast zieren soll. Ferner sind zu nennen: Zwei Basreliefs Thorwaldsen's in Marmor, das Nest der Amoretten und die Nemesis; die Marmorbüste des Vicekönigs, von Marchesi, und die des Feldmarschalls Grafen Radetzky von Sangiorgio; dann zwei kolossale Modelle in Gyps, Laokoon von Ferrari, und der Raub Dejanirens von Scorzino; endlich Marchesi's Gypsmodell für die nach Frankfurt bestimmte Marmorstatue Goethe's. — Unter den historischen Gemälden zeichnen sich vorzüglich aus: die Flucht Kains mit seiner Familie, von Lipparini; Raffael, wie er dem Cardinal Bembo sein Gemälde „Christi Verherrlichung" zeigt, von Podesti; die Lombarden aus der Schlacht von Legnano triumphirend heimkehrend, von Sogni; der Bundesschwur der Lombarden in Pontida, von Diotti; der Leichenzug Amadeus VI., Herzogs von Savoyen, von Azeglio; Hubert Pallavicini, der die Inquisiteren aus Mailand verjagt, von Croff; Ferdinand I., Kaiser von Oesterreich, in Lebensgröße, von Mottein; eine Scene aus der Verschwörung der Pazzi, von Arienti.

Malerei.

München. Für die Frescogemälde, welche Professor Julius Schnorr von Carolsfeld in dem sogenannten Festsaalbau im Hofgarten zu München ausführen wird, ist schon ein Theil der Cartons vollendet. Die allgemeine Anordnung ist folgende: Der Bau ist zu Hoffesten, großen Audienzen ꝛc. bestimmt, und über manche Räume, z. B. den Siegessaal, welchen wahrscheinlich Schlachtbilder von Peter Heß und Andern zieren werden, ist noch keine definitive Entscheidung erfolgt. Von dem Siegessaal im ersten Stockwerk gelangt man durch ein kleines Gemach in den Festsaal, der bloß architektonisch verziert wird. Aus ihm tritt man in den Saal Karls des Großen, welcher, wie die beiden folgenden Friedrichs I. Barbarossa's und Rudolphs v. Habsburg, sehr große Wandbilder und Friese enthalten wird, deren Motive aus der Geschichte dieser Helden entnommen sind. Die Säle haben alle in der Mitte ihrer Scheidungswände eine Thür. Zu beiden Seiten dieser Thüren und dann auf der den Fenstern gegenüberliegenden Wand, welche ebenfalls in der Mitte eine Thür hat, finden die Bilder Platz, so daß der Saal Karls des Großen und Friedrich Barbarossa's jeder sechs große Bilder enthält. Tritt man in den Saal des Ersten aus dem großen architektonisch decorirten Festsaal, so wendet man sich gleich zur Linken der gegenüberstehenden Thüre. Auf dieser Wandfläche beginnt allemal der Cyclus, und zwar im Saale Karls d. Gr. mit einem Bilde, wo dieser als zwölfjähriger Knabe vom Papst Stephan II. zum Könige gesalbt wird. Auf der rechten Seite der Wandfläche wird die Besiegung des Desiderius dargestellt. Zur Linken der Thüre, durch die man eingetreten ist, wird die Schlacht gegen die Sachsen, und zur Rechten die Taufe Wittekinds zu sehen seyn. Auf der dem Fenster gegenüberstehenden Wand, zur Linken Karls Kaiserkrönung, zur Rechten dessen Tod. Ueber diesen Bildern, in einem gemalten Fries, in 16 Abtheilungen diejenigen Begebenheiten aus dem Leben Karls, welche in den Hauptbildern noch nicht enthalten sind. Zu allen diesen Bildern sind erst die Skizzen vorhanden.

Im Saale Friedrich Barbarossa's hat das erste Bild dessen Erwählung zum deutschen König zum Motiv. Das zweite zeigt dessen Einzug in Mailand (vollendeter Carton). Das dritte die Zusammenkunft Friedrichs mit dem Papste Alexander in Venedig (noch Skizze). Das vierte das Reichsfest zu Mainz (großer Carton); das fünfte die Schlacht von Iconium und das sechste den Tod des Kaisers im Kalykadnus (beide noch Skizzen). In einem plastischen Friese wird der Kreuzzug des Kaisers dargestellt.

Der dritte Saal, der Rudolph's von Habsburg, enthält nur vier Bilder. Das erste zeigt die bekannte Scene, wo Rudolph, noch Graf, einem Priester sein Roß anbietet und schenkt, der zaudernd an einem angeschwollenen Sturzbache steht (großer Carton). Das zweite stellt Rudolphs Erwählung zum deutschen Könige dar (Skizze). Das dritte Bild zeigt die Besiegung Ottokar's, und das vierte Rudolph als Richter, beide sind im Carton vollendet. In einem zum Theil vollendeten gemalten Friese, dessen Composition und Zeichnung Professor Schnorr Hrn. Schwind (aus Wien) übertragen hat, sieht man den Triumph der Künste, Wissenschaften, Gewerbe ꝛc. in einem Zuge von Kindern, als prognosticirende Andeutung der fortschreitenden Cultur künftiger Geschlechter. In diesem Saale wird außerdem über der Thüre zwischen dem dritten und vierten Bilde ein allegorisches Gemälde angebracht werden, welches den Frieden und den Reichthum mit ihren Emblemen in sitzender Stellung zeigt. Zwei Knaben halten eine Tafel mit der Aufschrift: Melius bene imperare, quam imperium ampliare, welches Kaiser Rudolph's Wahlspruch war.

Aus diesem Saale gelangt man in den großen Thronsaal, welcher, außer reicher entsprechender Architektur, vornehmlich mit den von Schwanthaler modellirten kolossalen bronzenen und vergoldeten Standbildern bayrischer Regenten verziert wird.

Die Säle zu ebener Erde werden mit Standbildern aus der Odyssee geschmückt werden, welche Schwanthaler componirt und Hiltensberger malt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 58.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 20. Juli 1837.

Nachrichten aus Rom.

Im April 1837.

Die Bekanntmachung größerer Werke der Malerei und Sculptur durch Umrisse hat immer Fortgang. So Manches auch dagegen einzuwenden ist, namentlich gegen das handwerksmäßige Treiben bei einigen umfangreichen Unternehmungen, so ist auch wieder unleugbarer Vortheil damit verbunden, und eine Menge von Dingen werden veranschaulicht, die sonst nur Wenigen zugänglich seyn würden. Ein lobenswerthes Unternehmen dieser Art ist die „Scelta Raccolta di Monumenti sepolcrali, ciborj ed altari, eseguiti in Roma nei secoli XV e XVI“, von dem Architekten Tosi gezeichnet, von Vecchio gestochen. Die erste Lieferung in 25 Folioblättern ist vollständig, und enthält manche der sowohl in ihrer ganzen Anordnung sehr geschmackvollen, als durch die Schönheit der Details sich auszeichnenden Grabmonumente florentinischen Styls, welche man in Roms älteren Kirchen sieht, und neben denen die extravaganten und anmaßlichen Werke der spätern Zeit meist eine klägliche Rolle spielen. Die Kirchen S. Maria sopra Minerva und della Pace haben diesmal den meisten Stoff geliefert; S. Maria Araceli, del Popolo, dell' Anima, der Lateran u. a. werden gleichfalls eine reiche Ausbeute geben, um die versprochenen hundert Tafeln mit Nachbildungen interessanter Sculpturwerke zu füllen. Unter den bereits mitgetheilten Monumenten sind als die schönsten zu bezeichnen: das der florentinischen Gebrüder Bocchi in S. Gregorio auf dem Cälius, das des Bischofs Gio. Andr. Bocciaccio († 1497) in S. M. della Pace, des Bischofs Diego Valdes († 1506) in der nun verödeten Kirche S. Giacomo degli Spagnuoli auf Piazza Navona, das des Gio. de Coca, Franc. Tornabuoni und des Card. Ferrici († 1473) in der Minerva u. m. a. Unter den übrigen Gegenständen sind vorzüglich der Altar der Kapelle Carafa in der Minerva (mit einem schönen Fresco von Fil. Lippi, die Annunciata mit S. Thomas von Aquin und dem Card. Oliv. Carafa darstellend) und das Ciborium des Mino da Fiesole in S. Maria in Trastevere zu bemerken. Die Umrisse sind sehr sorgfältig ausgeführt, die Maße angegeben, und auf einzelnen Blättern die interessantesten Details enthalten.

Als ein eigener Industriezweig können die Ansichten Roms in Kupferstich — denn die Lithographie steht immer noch auf schwachen Beinen — bezeichnet werden. Jedes Jahr sieht neue entstehen: es gibt deren in allen Formaten und zu allen Preisen, von 1 Scudo an, wofür man hundert kleine Veduten von Cuccioni erhält, bis zu den theuren Werken Rossini's. Lezterer ist es, welcher sich dem Piranesi am meisten nähert, ohne dessen Virtuosität zu erreichen. Eine gute Auffassung ist den Rossinischen Blättern im Allgemeinen nicht abzusprechen: sie haben Effect und Charakter, des erstern vielleicht etwas zu viel; die Ausführung mit der Nadel ist kräftig. Im Ganzen sind sie indeß nicht ohne Manier. Rossini's bekanntestes Werk sind die großen Ansichten der römischen antiken Bauwerke; eine neuere Arbeit sind die Triumph- und andern Bögen Italiens, Archi antichi trionfali romani, Ansichten, Aufrisse und Profile, Restaurationen und architektonisches wie Sculpturdetail. Dies ist eine sehr interessante Sammlung in 73 Blättern, wobei das große Format und die gewandte Behandlung dem Gegenstande sehr zunutze kommt. Neben den römischen Bögen * finden wir die des Augustus zu Susa, Aosta, Fano und Rimini, die Trajanischen zu Ancona und Benevent, den des Germanicus zu Spoleto, die Bögen zu Carsoli, Spello, Perugia, Pompeji, den des Pompejus Campanus in Savoyen und den des Sergius Lepidus zu Pola. — Unter den kleinern Vedutensammlungen (in klein Folio) sind die neueren von Amici und Cottafavi zu erwähnen.

* Unter diesen ist auch der sogenannte Arco di Portogallo, so wie jener, von welchem es eine Zeichnung des Giuliano da San Gallo gibt, und welcher als nicht weit von der Milvischen Brücke vorhanden angegeben wurde.

Digitized by Google

Ersterer hat vorzugsweise die alten Denkmale der Stadt gewählt, lezterer auch die pittoresken Punkte der Umgebungen, Tivoli, Albano, Grottaferrata, Cora u. s. w. Beider Sammlungen sind noch nicht vollendet; Cottafavi dürfte in Hinsicht der mehr denn gewöhnlich sorgfältigen Behandlung des Styls jedenfalls den Vorzug verdienen. Von Seiten der malerischen Auffassung sind auch manche von den radirten Blättern Acquaroni's zu loben. Der Preis ist durchgehends gering. Ganz kürzlich ist eine Art Bilderwegweiser durch Rom erschienen, ein Itinerario figurato von G. B. Cipriani, nach Vasi's und Nibby's Acht-Tage-Reiseplan angelegt und auf hundert Tafeln in klein Quart über 700 verschiedene Gegenstände enthaltend. Kein auch nur in etwas bemerkenswerthes Gebäude — Kirche, Palast, Brücke, Brunnen, Säule, Monument des Alterthums u. s. w. in der Stadt und nächsten Umgebung möchte übergangen seyn; selbst die Pläne und, wo es anging, Namen der Architekten und Zeit der Erbauung sind beigefügt. Die Ansichten sind geometrisch und nicht perspectivisch, was auch in diesem Falle das rathsamste war. Wenn nun auch Manches auszusetzen ist an der Ausführung, und in vielen Fällen die Kleinheit der Abbildungen der Deutlichkeit schadet — ein Uebelstand, dem durch Weglassung nicht weniger, völlig uninteressanter Dinge einigermaßen abzuhelfen gewesen wäre — so kann man doch der Idee seinen Beifall nicht versagen, und wird diesen an Material reichen Band gerne zur Erinnerung mit nach Hause nehmen. Beim Durchblättern desselben, wenn man die große Menge der barocken Kirchenfaçaden, der überladenen Paläste neben einander sieht, kann man sich der Bemerkung nicht enthalten, wie sehr Rom in Hinsicht der architektonischen Schönheit einigen andern italienischen Städten nachsteht, und in wie vollem Maße es der Hülfsmittel der pittoresken Gruppirung und der gewaltigen Massen bedarf, damit man, wie es wirklich der Fall ist, nachdem man den nicht selten unangenehmen ersten Eindruck überwunden hat, das Geschmacklose, Verkehrte, Lächerliche des Details vergesse und die große Gesammtwirkung in sich aufnehme.

Von neuerdings hier erschienenen Denkmünzen war bereits ein andermal die Rede. Eine besonders rühmende Erwähnung in diesem Fache verdient Girometti, der indeß als Steinschneider allgemeiner und auch noch mit größerem Rechte bekannt ist. Man sieht bei ihm eine Auswahl seiner Kameen, welche durch ihre vortreffliche Ausführung sowohl als ihre Größe die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich ziehen müssen. Namentlich ist dies mit seiner Aurora auf dem von eilenden Rossen gezogenen Wagen, der Medusa (einer Nachahmung des berühmten vertieft geschnittenen Steines des Blacas'schen Cabinets), der Minerva, dem Bacchus, Herkules u. s. w. der Fall. Ueber mehrere derselben hat P. E. Visconti Erläuterungen herausgegeben. Von Girometti's Medaillen nennen wir eine, deren Revers den Tempel des Antonin und der Faustina (S. Lorenzo in Miranda) auf dem Forum Romanum darstellt, dessen linke Seite mittelst der Anlegung der Via Maurina durch den regierenden Pabst ganz frei geworden ist. Architectonische Darstellungen dieser Art sind passend; anders aber ist es mit den landschaftlichen, welche hier neuerdings in Aufnahme zu kommen scheinen. So hat nun auch Cerbara eine Medaille mit Ansichten der bereits erwähnten neuen Cascade von Tivoli gearbeitet, die nicht viel besser ist als die erste sehr große, von der schon die Rede war. Der jüngere Girometti hat ein Paar hübsche Arbeiten geliefert. Man befolgt hier ziemlich allgemein die Methode, nach einem Relief mit der Maschine zu arbeiten, wobei man freilich Zeit gewinnt, was aber auch seine Nachtheile hat. — Bei weitem das Beste, was in diesem Fache in lezter Zeit hier erschienen, ist die Denkmünze mit Thorwaldsen's Bildniß, von Voigt aus München, deren vorzüglich schön ausgeführter Revers des Meisters anmuthiges Basrelief der Erato mit Amor zeigt.

Die musivische Kunst ist in einem verhältnißmäßig noch blühenden Zustande. Die päbstliche Mosaikfabrik im Vatican liefert von Zeit zu Zeit größere Werke, wobei freilich die Wahl der Bilder nicht immer gerühmt werden kann; jezt gibt auch die neue Paulskirche zu thun. Die Zahl derer, welche Mosaiken, meist Schmucksachen und Aehnliches, zum Kauf verfertigen, ist sehr groß. Da diese Leute, wie überhaupt ein bedeutender Theil der sogenannten artisti und professori der Stadt, so zu sagen ausschließlich von den Fremden leben, so sind Winter wie die beiden lezten, wo der Andrang bei weitem geringer war als gewöhnlich, nicht eben zu den fetten Jahren zu rechnen. Unter den hiesigen Musaicisten möge Rinaldi namentlich angeführt werden. Bei ihm sieht man ein mit vieler Sorgfalt und Kunst gearbeitetes großes Bild der Ebene von Pästum mit Tempeln und Meer, welches sowohl in Hinsicht der harmonischen Haltung des Ganzen als der sehr schönen Ausführung der Vegetation Anerkennung verdient.

Im Palast Farnese haben die jungen neapolitanischen Künstler, in der ehemaligen Villa Medici die Pensionäre der französischen Akademie (wo es jezt, seit Horace Vernet nicht mehr da ist, stiller zugeht denn ehemals) Ausstellungen veranstaltet. Von beiden ist nicht viel zu sagen: es waren meist große ausgeführte Studien, und als solche zum Theil lobenswerth. Die Ausstellung auf Piazza del Popolo ist noch immer geöffnet: manche Bilder sind in Privathände gelangt, andere sind hinzugekommen. Man kann aber eben nicht sagen, sie habe im Durchschnitt an Bedeutung gewonnen. Von Catel sieht man eine sehr

Digitized by Google

malerische Aussicht aus der Halle eines Klosters zu Amalfi auf Küste und Meer, vorne eine zur Kirche zurückkehrende Procession von Franciscanermönchen, kniendes Volk zwischen den das Gewölbe tragenden Säulen. Die Composition ist bereits bekannt. Cavalleri hat den Tod da Vinci's in den Armen des Königs Franz geliefert, Lindau ein hübsches Bildchen: Mädchen, welche zum Tamburin tanzen. Die Thierstücke von Prestel haben Verdienst. Interessant ist ein Gemälde von Wittmer: die sogenannten süßen Gewässer Asiens bei Constantinopel. Bekanntlich ist dies anmuthige Thal, bei welchem das alte Schloß von Anatolien liegt, ein Lieblingsspaziergang in der schönen Jahreszeit. Im Vordergrunde sieht man mannichfaltige Gruppen, eine tanzende Alme, Griechinnen und Türkinnen mit Kindern, rauchende und rastende Männer, Verkäufer, schwerfällige Arabas mit Ochsengespann, und Alles, was ein türkischer Vergnügungsort vorführt. Im Mittelgrunde steht im Platanenschatten eine hübsche Fontaine von weißem Marmor und zierlicher Bauart. Rechts davon bemerkt man eine Gruppe von fränkischen Gentlemen, die im Sommer 1833 mit dem neapolitanischen Dampfboot dahin gegangen. Hinten erblickt man den stromähnlichen Bosporos und die Küste von Rumili mit ihren runden Hügeln und den alten Thürmen des Schlosses des Eroberers. Das Costüm ist eben so getreu beobachtet wie die Scenerie richtig.

Rt.

Berlin, im Januar 1837.

(Fortsezung.)

Wem es der Mühe werth geschienen, mir bis hieher zu folgen, wird sich das Facit selbst ziehen können. Ich habe mit wenigen Weglassungen Alles berührt, was auf unserer lezten Ausstellung in den Kreis der Historienmalerei gehörte oder ihm sich von einer Seite anschloß. Ließ ich Einzelnes unerwähnt, was vielleicht an sich vorzüglicher war als manches Erwähnte, so geschah das darum, weil es mir nur in eine schon hinlänglich belegte Reihe zu gehören oder für die Bestrebungen der Gegenwart minder charakteristisch erschien; während ich auf der andern Seite auch Geringes und einzelne Schülerarbeiten erwähnte, um allgemeinere Richtungen bis in die untern Stufen herab zu verfolgen. Nunmehr will ich sagen, welches in meinen Augen der Zustand unserer Historienmalerei im Ganzen sey. Es fehlt ihr wenig, um aufzublühen, aber dieses Wenige ist sehr viel. Wurzelboden fehlt ihr. Talente fehlen nicht, Kenntnisse nicht, geübte Sinne und Hände fehlen nicht. Es ist von allem diesem viel vorhanden, ist von mannichfaltig ausgebildetem Geschmack und Geschick wenigstens so viel vorhanden, daß es nur irgend einer triebsamen Nothwendigkeit bestimmter Productionen bedürfte, um Styl und Technik zur schönsten Reife zu bringen. Aber ohne eine solche bestimmende Nothwendigkeit kann es kaum mehr höher gehen. Ich erstaune, was die Maler leisten können, so gleichsam für sich, ohne Mithülfe productiver Sitte, in einem nicht kunstfordernden, nur poetisch-empfänglichen Zeitalter. Hier ist tiefe Stimmung, dort Witz, hier plastischer Sinn, da blühende Erscheinung, dort Physiognomik, da graziöse Technik; aber wie gar selten doch jene reine Harmonik und jener lückenlose Zusammenschluß des Willens und des Gebildes, der den seligen Ernst der Historie macht; wie nahe überall das Gefühl, daß selbst die edlern Motive, die treffendern Ausdrücke mehr auf einem Hülfsboden postulirter Poesie als auf der Tiefe göttlicher Energie ruhen und stehen! Das macht: für die Historie, weil sie ihrer Natur nach absolut ernsthaft ist, braucht es einen Ernst, den kein Maler durch sich allein und keine Schule aus sich allein haben kann. Es ist wie mit dem Epos, welches auch dem größten Genie nicht zu Stande kommt, wo nicht Zeit und Volk mitdichten. Und so wiederhole ich: wenn unserer Kunst nicht öffentliche Stätten bereitet und Interessen geöffnet werden, so werden wir keine Historienmalerei haben, so werden späteren Geschlechtern, deren Sentimentalität eine andere seyn wird, die Charaktere unserer Cabinetgemälde eben so einseitig in ihrer Art erscheinen, als uns die des vorigen Jahrhunderts, und einzelne Genialitätsproben den Riß nicht decken. Tout véritable ouvrage de l'art nait avec son cadre. Der wahre, innere cadre ist ein umfangender, allgemeiner Antheil der Zeitgenossen an Gegenstand und Aufgabe; der wahre, äußere cadre für die Historie ist das öffentliche Gebäude, ein architektonisch-plastischer Raum. Ohne in solchen Räumen ihre Uebungsplätze, in solchen bedeutenden, allgemeine Gedanken entgegentragenden Räumen ihre Erhebung und Entfaltung zu gewinnen, ist niemals und nirgends eine historische Malerkunst hervorgegangen. In Frankreich ist man darauf bedacht, der Malerei solche Berufungen, in welchen sie erst natürliche Spannung und Muth, solche Grundlagen, in welchen sie erst festen Stand, solche Spiegelwände, in welchen sie erst Selbsterkenntniß zu gewinnen pflegt, fortwährend zu bereiten. Daraus ist Bedeutendes hervorgegangen, und kein Zweifel, daß dort, wofern nicht unvorhergesehene Störungen zwischengreifen, neue Bilder eines großartigen, männlichen, historischen Charakters sich gestalten werden. *

* Seit ich dieses schrieb, ist bei Gelegenheit der leztverflossenen Pariser Ausstellung und der in dortigen Blättern gegebenen Urtheile über die Bilder, die von hier dahin gesendet waren, hier viel Gerede gewesen über

Digitized by Google

Am Montag 12. d. wurden Ihro schwedisch und Cron Printzl von catholischer und reformirter Religion getaufft. Es wurden 2 Printzen gebohren, der ältere ist getaufft worden, wie oben gemeldet, der jüngere aber ist nicht getaufft worden, weil er nicht lebendig gebohren worden, sondern todt zur Welt kommen. Der Printz, welcher getaufft worden, ist ein sehr schöner Printz, hat schwartze Haare, schwartze Augen, und ist sehr groß und starck. Seine Majestät der König in Schweden haben ihn selbst aus der Taufe gehoben, und ihm den Nahmen Carl Gustav gegeben. Die Printzessin Hedwig Sophia Augusta, Printzessin von Holstein, ist Gevatterin gewesen, und hat ihn in Ihro Königl. Majestät in Schweden Nahmen über die Taufe gehalten. Der Printz ist in der Schloß-Capelle getaufft worden, und hat bey der Taufe 2 Pathen gehabt, nehmlich Ihro Königl. Majestät in Schweden, und Ihro Königl. Majestät in Dännemarck. Ihro Königl. Majestät in Schweden haben ihn selbst aus der Taufe gehoben, und ihm den Nahmen Carl Gustav gegeben. Die Printzessin Hedwig Sophia Augusta, Printzessin von Holstein, ist Gevatterin gewesen, und hat ihn in Ihro Königl. Majestät in Schweden Nahmen über die Taufe gehalten. Der Printz ist in der Schloß-Capelle getaufft worden, und hat bey der Taufe 2 Pathen gehabt, nehmlich Ihro Königl. Majestät in Schweden, und Ihro Königl. Majestät in Dännemarck. Ihro Königl. Majestät in Schweden haben ihn selbst aus der Taufe gehoben, und ihm den Nahmen Carl Gustav gegeben. Die Printzessin Hedwig Sophia Augusta, Printzessin von Holstein, ist Gevatterin gewesen, und hat ihn in Ihro Königl. Majestät in Schweden Nahmen über die Taufe gehalten. Der Printz ist in der Schloß-Capelle getaufft worden, und hat bey der Taufe 2 Pathen gehabt, nehmlich Ihro Königl. Majestät in Schweden, und Ihro Königl. Majestät in Dännemarck.

zu ruhen scheint. Die bildenden Künste überhaupt, meine ich, können nur und sollten consolidirt werden durch monumentale Anwendung. In diesem Interesse wende ich mich zunächst zur Architektur und zur Plastik, indem ich die Erinnerungen der leztern Ausstellung mit benutze, um auf die zeitlichen Verhältnisse dieser Künste einige Blicke zu werfen.

Es sind bei uns in der lezten Zeit nur zwei architektonische Werke vollendet worden, die hier in Betracht kommen können, die hiesige Bauschule und die Nicolai-Kirche zu Potsdam, beide schon mehrmals in diesen Blättern erwähnt. Die Bauschule ist durch Lage und Verhältniß zur Umgebung, durch ansehnliches Aeußere, und durch großartige Räume innen, ein erfreuliches Gebäude. Von quadratischer Gestalt im Ganzen, vier Stockwerke, gekrönt mit einer Doppelreihe von Kragsteinen und dem Geländer des flachen Daches, die Façaden durch Pfeiler und horizontale Bänder in viereckige Fensterfelder eingetheilt, bietet das große Haus einen einfachen Anblick. Jede Façade enthält zwischen den Pfeilern acht gleichgegliederte Wände, jede solche Wand zwischen ihren Bändern über einander vier Carré's, im untersten die Thür oder ein Fenster des Erdgeschosses, flach überwölbt, in den beiden höheren darüber die Fenster des zweiten und dritten Stockes, deren Scheibenrahmen sich durch zwei feine geriefelte Pilaster in drei Rechtecke theilen, darunter je drei feine Relief-Tafeln, darüber ebenfalls Ornamente, überspannt von einem flachen Bogen mit Antefixen und der gewölbten Fensterverdachung; im obersten Carré drei nur kleine und schmale, einfach gekrönte Fenster des Dachgeschosses. Das ganze Gebäude, Mauern wie Ornamente, ist von Backstein ausgeführt, dessen rother Ton, ohne Tünche, einen gefälligen Eindruck macht, erhöht durch regelmäßige Streifen bläulich glasirter Ziegel, die horizontal durch die Felder und rahmenartig in die Pfeiler gesezt sind. In der Mitte der Hauptfaçade zwei durch einen Mauerpfeiler getrennte und durch die Staffel unten, wie oben durch die Leiste verbundene Portale sind eingefaßt durch umrahmte Reliefs und niedere Giebel über dem zierlichen Gesims. Medaillons in den Feldern der bronzirten Flügelthüren enthalten die Köpfe der berühmtesten Baumeister. Die Thonreliefs an der Verkleidung der Portale, so wie jene, welche die Fenster der zwei Hauptgeschosse decoriren, sind erfüllt mit Schinkels poetischen Erfindungen. Bei ihren geringen Dimensionen und zarter Leichtigkeit im Verhältniß zu den Hauptgliedern bedingen sie zwar den Gesammteindruck nur als untergeordnete feine Verzierung, näher betrachtet aber, unterhalten sie durch eine Mannichfaltigkeit geistreicher Gedanken und Motive. Die Arabesken über den Fenstern, indem sie Paare von Land- oder Wasserthieren kämpfend oder graziös gesellt erblicken lassen, spielen in den Linien ihrer Formen oder Stellung auf die der Architektur, auf ihre Spannungen und Strebungen, Balancen und Entwickelungen witzig an. Die kleinen Gruppen und Phantasiefiguren der andern Felder geben, so zu sagen, eine Mythologie der Architektur. In symbolischen Bildern werden architektonische Grundmotive nach ihrer innern Natur, wie die Säule in ihrer Jungfräulichkeit, architektonische Bestrebungen nach ihren Maßgaben, als Mühe, als Genuß, als Mißrathen und Sturz oder Gelingen und leichtes Brechen der Frucht, Erreichen des Kranzes, andeutend vor die Einbildung gebracht. Das Gebäude umschließt einen Hof, nach welchem hin die Dächer von allen vier Seiten abfallen. Alle Geschosse, ein Theil des dritten und das Dachgeschoß ausgenommen, sind mit flachen Gewölben gedeckt. Das Erdgeschoß enthält, außer den Wohnungen des Portiers und des Castellans, Räume für Sammlungen der Bauschule und zwölf schmucke Kaufläden nebst Ladenstuben, aus welchen Treppen in Waarengewölbe des Kellergeschosses führen. Andere Räume des leztern sind von ökonomischer Bestimmung und enthalten auch die Heizungsapparate für die beiden Hauptgeschosse. Von diesen ist das erste der Bauschule, das zweite der Oberbaudeputation gewidmet. Jenes (das zweite Stockwerk) enthält, außer Treppenraum und Corridor, vier Räume für Hörsäle, den Zeichensaal, die Bibliothek, die Lesezimmer, Conferenz- und Versammlungszimmer der Lehrer. Zu diesen Localen der Bauschule führt die Treppe, die man im Vestibul des Erdgeschosses links vor sich hat. Die rechts hat zwar auch eine Seitenverbindung mit jenen Localen, führt aber höher, ins zweite Hauptgeschoß. Hier, wo sie ihr Licht durch eine Kuppel erhält, die durch gemalte Decoration noch freundlicher wird, und die Brüstung mit Statuen geschmückt ist, gelangt man rechts in die Amtslocalitäten und Archive der Oberbaudeputation, links in die Wohnung des Directors, sein Atelier und das seiner Hülfsarbeiter. Die Säle in diesen Hauptgeschossen, die Gemächer überhaupt in ihrer Höhe, Räumigkeit, ihrem Lichte machen einen stattlichen und behagenden Eindruck. Am Ganzen ist es die Durchführung des durch das einheimische Material und durch die Wölbungen, die der Zweck gebot, bedingten Charakters und ist das klare Aussprechen dieser beiden Bedingungen in der äußern Gestalt und an der unübertünchten Oberfläche, worin die ästhetische Haltung und der solide Styl der Erscheinung ruht. — Immer wird das Gesetz architektonischer Schönheit dasselbe bleiben. Die architektonische Schönheit wird immer darin bestehen, daß das Gebäude seinen Zweck, und die Mittel und die Bedingungen, durch welche und unter welchen es diesen Zweck erreicht, in deutlicher Entwickelung und zusammenstimmend, gleichsam selbstbewußt ausspreche. Es kann daher auch die wahrhaft architektonische Decoration niemals eine andere seyn, als

Digitized by Google

die Entwickelung der durch Zweck und Bedingungen erwirkten architektonischen Glieder. Sie muß, auch wenn sie auf Naturformen anspielt oder zu Gestalten aufquillt, doch in Hervorgang und Masse ihren Ursprung aus dem Nothwendigen und Zweckmäßigen zu fühlen geben, so daß sie nur die Blüthe ist, in welcher das Nothwendige nach Erfüllung des Bedürfnisses sich gleichsam von selbst an seiner Spitze befreit und nur seine Vollendung als freies Spiel ausspricht, oder, wo sich das Innere öffnet, wie in Thor und Giebel, als herausblickendes Auge der innern Zweckbestimmung. Decorative Bemalung kann daher einen architektonischen Sinn nur in so fern haben, als sie die Unterscheidbarkeit und durch diese rückwirkend die Einheitsauffassung der architektonischen Glieder erhöht oder durch optische Illusion solche Glieder selbst vorstellt. Wenn sie aber nicht in dieser Weise als Verdeutlichung der statischen Beziehungen und heiterer Ausdruck ihrer Vollendung, sondern für sich als bunte und verzierte Decke aufgetragen wird, so ist sie ein unarchitektonischer Putz, der bei etwaiger malerischer Schönheit verschwendet und eigentlich immer barbarisch ist. Eben so können plastische Decorationen zunächst nur da, wo sie an und in nothwendige Glieder, als deren frei gewordene, von Innen beseelte Entwickelung sich schließen, dem architektonischen Styl gemäß seyn. Und die Aufnahme von runden oder Hochrelief-Bildern in das Aeußere eines Gebäudes wird nur dann sich rechtfertigen, wenn die rein architektonischen Glieder und Massen so bedeutend sind, daß auch jene figurirten Articulationen doch immer noch als unschwere Entwickelungen dieser Glieder und aus dem Kern dieser Massen sich lösende Gebilde erscheinen. Eine andere Zulässigkeit kann ich mir nicht denken, ausgenommen etwa den Fall, wenn die ganze Façade, als die eines Gebäudes von idealer Bestimmung, nur ein großes, reich verziertes Portal vorstellt. In die äußere Wand aber von geringgliederigen Häusern Nischen für Statuen, etwa mit farbigem Hintergrund zu machen, oder in bloß hierzu ausgesparten Räumen Consolen und Pilasterchen für Statuetten anzubringen, kann ich nur für etwas dem architektonischen Geist Fremdes, und je zierlicher und feiner solche Details an sich gezeichnet werden, um so mehr vom Sinne tüchtiger Construction Abirrendes halten. Zu diesen Bemerkungen veranlassen mich die decorativen molimina, die seit einiger Zeit an unsern Privathäusern und Landhäusern sichtbar werden. Gemalte Verzierungen und herkulanische Figürchen, Statuen und Statuetten auf die bezeichnete Weise angebracht, Geländerchen, zahlreiche Antefixen und etwa eine Pergola am Haus machen den Schönheits-Apparat. Wohl zeigt sich dabei auch Maß und Geschmack an einigen Häusern von Knoblauch, Strack, Stüler, Scheppig; im Ganzen jedoch scheint mir diese Verkleidung vielmehr ein indirectes Geständniß, daß das Sinnlich-Behagende, aus Mangel an Gelegenheit constructiver Entwickelung, in secundären Mitteln gesucht werde. Der Art Putz erscheint oft als ein Ueberfluß, der doch nicht pompös genug ist, um für stolze oder fröhliche Darlegung des Reichthums genommen zu werden, und sieht fast aus, wie ein ohne Ursache lächelndes Gesicht. Bei Gebäuden idealer Bestimmung, zumal Kirchen, geht auf der andern Seite die Decoration in den Hauptzweck selbst über. Das Ganze soll Herrlichkeit seyn, und die erhebende Entfaltung dieser soll als Natur des Gebäudes erscheinen. Der Schmuck, äußerer wie innerer, darf hier am allerwenigsten Verkleidung, er soll geöffneter und gestalteter Gedanke seyn. Von der Nicolaikirche zu Potsdam habe ich vorlängst die allgemeine Form, dann auch die beiden Giebelbilder: die Bergpredigt im Giebel des Unterbau's, oben die Himmelfahrt, nach Schinkels Entwürfen ausgeführt von Kiß, angegeben. Sonst schmücken das Aeußere noch Kolossal-Figuren und Gruppen in Sandstein, Werke von Professor Ludwig Wichmann. Das Innere ist mannichfaltig mit Farben und plastischen Ornamenten decorirt. Eine Nische über dem Altar enthält auf Goldgrund ein kolossales Figurengemälde. Eine Reihe Engel in Relief zum gegossenen Schmuck einer Chorbrüstung und evangelische Scenen zur Kanzelbekleidung waren in den Gypsmodellen von Kiß auch auf der Ausstellung zu sehen. Ein neuer Kirchen-Styl, gar protestantischer Kirchen, ist das schwerste Problem. Nur durch Wiederholungen der Aufgabe und nur durch die liebevollsten Anstrengungen zusammenwirkender Künstler kann es gelöst werden.

(Die Fortsetzung folgt später.)

Nachrichten vom Mai.

Malerei.

St. Petersburg, 10. Mai. Vor einiger Zeit kehrte der bekannte Landschaftmaler Tschernezow von einer Reise in den neurussischen Provinzen, der Krimm und an den Ostküsten des schwarzen Meeres mit einem reich gefüllten Portefeuille zurück. Er hat bereits interessante Gemälde von Gegenden der Krimm und Abchasiens auf der Staffelei.

London, 9. Mai. Man hat hier einen Correggio aufgefunden, eine Magdalene in halber Lebensgröße, hinter welcher alle in der Nationalgallerie befindlichen Gemälde dieses Meisters zurückstehen. Ein Hr. Atherstone war so glücklich, das Bild auf dem Trödelmarkt um wenige Guineen zu erhandeln.

Bouton's vier Panoramen werden in diesen Tagen hier eröffnet werden. Die Gegenstände sind: das Innere der St. Paulskirche bei Rom, vor und nach dem Brande, und das durch eine Lawine verschüttete Dorf Alagna in Piemont.

Digitized by Google

Cambrai. Ein hiesiger Hospitalverwalter hat eines der schönsten Gemälde von van Dyk auf Kupfer aufgefunden, nämlich die Dornenkrönung, welche Watelet in seinem Malerlexikon Bd. IV. S. 582 aufführt. Es scheint älter als das Gemälde desselben Gegenstandes, welches van Dyk für eine Capelle in Antwerpen ausführte und das sich jezt in Sanssouci befindet.

Rom. Die beiden meisterhaften Gemälde des Michel Angelo, das eine die Bekehrung des heiligen Paulus, das andere den Märtyrertod des heiligen Petrus darstellend, welche sich in der Paulinischen Capelle auf dem Vatican befinden, und die man schon seit länger als einem halben Jahrhundert für verloren hielt, werden jezt auf Befehl der Regierung von zwei tüchtigen Künstlern restaurirt, da sich gefunden hat, daß dieselben nur durch den Dampf der Wachskerzen und Räucherpfannen äußerlich gelitten haben.

Neue Kupferstiche, Lithographien ꝛc.

London. Von W. A. Smith ist ein sehr interessantes, 20½ Z. breites und 14½ Z. hohes Blatt nach einer von dem Nottinghamer Architekten S. D. Walker angefertigten Zeichnung radirt worden, welches das restaurirte römische Forum darstellt und dem Herzog von Newkastle zugeeignet ist.

27. April. Der Stich des Hrn. Lupton, das Portrait des Grafen v. Egremont, nach dem im Rathhause in Brighton befindlichen Originalbilde von Client, ist so eben fertig geworden.

Hamburg, 12. Mai. Der Hopfenmarkt, gegen Süden gesehen, Lithographie von S. A. Lill.

Berlin, 19. Mai. In der Schröder'schen Kunsthandlung sind so eben zwei schöne Lithographien, die eine, „die Treibjagd", nach einem Bilde von J. Schulz, und die andere, „die Erfrischung", eine Mandverscene, lithographirt von Beck, erschienen. Die Lüderig'sche Kunsthandlung hat den „sterbenden Pilger", nach Holbein, lithographirt von C. Fischer (15 Z. breit und 12 Z. hoch), geliefert.

Sculptur.

München. Der am 15. Mai aus Rom in München angelangte Fries, welchen Prof. Wagner für die Walhalla ausgeführt hat, besteht aus acht Abtheilungen, welche zusammen 292 F. Länge haben, und ist die Arbeit von zehn Jahren. Erste Abtheilung: Wie unsere Vorväter sich vom Kaukasus auf den Weg machen und durch Sümpfe und über Berge sich einen Weg bahnen. Krieger zu Pferd und zu Fuß mit ihren Waffen, und Wagen mit Frauen und Kindern, welche ihnen folgen. Der Kaukasus, von welchem der Zug ausgeht, ist durch eine Figur auf einem Berge versinnlicht, hinter ihm sieht man Aurora als aufgehende Sonne. Zweite Abtheilung: Der geistige Zustand der alten Deutschen. Wie sie ihre Waffen fertigen und Schilde malen. Ein Druide erklärt die Pflanzen und deren Eigenschaften. Dann eine Versammlung von Druiden, mit Astronomie beschäftigt. Hierauf folgt ein Barde vor einer Versammlung von Männern und Frauen, die in Gruppen unter Bäumen vertheilt sind, ein Heldenlied singend, während ein zweiter Haufe seinen Gesang mit den Tönen der Harfe begleitet. Priester opfern den Göttern ein Pferd, und eine Seherin ist gegenwärtig, aus dem Blute des Opferthiers die Zukunft zu verkünden. Mit einer Lieblingsunterhaltung des alten Nordens, dem Waffen- und Schwertertanz, schließt diese Abtheilung. Dritte Abtheilung: Das öffentliche Leben unserer Vorfahren, wie sie in einer Nationalversammlung die Gesetze entwerfen und einen Herzog wählen. Dieser wird auf einem Schild von den Kriegern getragen, und man erkennt in dem Kopf desselben das Portrait des Königs von Bayern. Zu beiden Seiten des Gewählten sind Herolde, welche die Wahl verkünden. Die lezten Gruppen der Abtheilung stellen phönizische und griechische Kaufleute dar, welche an die Küste der Ostsee ihre Handelsproducte, Vasen, Perlen, Balsam ꝛc., bringen und dafür den so hoch geschäzten Bernstein eintauschen. Vierte Abtheilung: Der Uebergang der Deutschen über die Alpen und ihr Einfall in Italien unter Teutobocb. Kämpfend wird M. S. Scaurus von Bojorix überwunden. Die Schlacht und Vernichtung der Römer bei Norcia, wie der Name auf einem antiken Meilenstein zu lesen ist, mit der Zahl XXIII. Allgemeine Flucht der Römer. Fünfte Abtheilung: Die Schlacht am Rhein, unter Julius Civilis. Die Deutschen stürmen das römische Lager und bringen die Trophäen des Sieges, Verwundete und Gefangene, zu der Velleda. Der Kampf mit den Schiffen auf dem Rhein und die Eroberung derselben machen den Schluß. Sechste Abtheilung: Ueber der Mauer einer Stadt sieht man Tempel und andere Gebäude hervorragen. Die Andeutung bezeichnet Hadrianopolis und die große Schlacht ist die unter Fritigarn bei derselben. Hier sieht man den Kampf der Streitenden in den verschiedensten Gruppen, Römer und Deutsche. Eine große Anzahl eroberter Waffen und römischer Feldzeichen sind von den Siegern zusammengebracht. Brennende Gebäude und fliehende Frauen bilden das Ende. Siebente Abtheilung: Alarich erobert unter Honorius Italien. Die überwundene Roma übergibt kniend die Reichsinsignien dem Sieger. Das Lösegeld wird aus der Stadt gebracht und von den Kriegern gewogen. Die achte und lezte Abtheilung stellt die Bekehrung der Deutschen zur christlichen Religion durch den Apostel Bonifacius dar. Die Fällung der heiligen Eiche, dann S. Bonifacius predigend vor dem versammelten Volke, das sich in schönen Gruppen zu beiden Seiten des heiligen Mannes befindet. Weiterhin die Handlung der Taufe und zum Schluß ein anderer Apostel, welcher einer bei einem Schmaus versammelten Jagdgesellschaft die Worte des Glaubens verkündet. In lezterer Gruppe hat Wagner in einer der sizenden Figuren sein eigenes Portrait angebracht. Auch sieht man in zwei andern Köpfen die Portraits von Pettrich und Schöpf. Jener hat die ersten, dieser die lezten Abtheilungen des Frieses in Marmor mit rühmlichem Fleiße ausgeführt.

Berlin, 19. Mai. In der Wichmann'schen Bildhauerwerkstatt ist so eben die Büste des verewigten Ministers Ancillon in Thon vollendet worden. Der Kronprinz hat bereits die Ausführung in Marmor befohlen.

Rom. P. Schöpf aus München hat kürzlich einen Oedipus, lebensgroße Figur, der nachdenkend das Räthsel der auf einem Fels neben ihm sizenden Sphinx zu errathen bemüht ist, in Marmor vollendet; desgleichen eine Venus, welche sich in einem Spiegel besieht.

Paris. Seit dem Monat März ist in der Rue d'Anjou Nr. 9 ein in Holz geschnizter und bemalter Christus am Kreuz zu sehen, welcher für ein Werk des Michel Angelo ausgegeben wird. Bekanntlich hat dieser Künstler, nach Vasari's Aussage, und wie es scheint in seinen Jugendjahren, für die florentinische Kirche Sto. Spirito einen gekreuzigten

Digitized by Google

Christus aus Holz geschnizt, welcher nachher in die Sakristei der Capelle der Familie Barbadori kam. Der Eigenthümer behauptet, dies Werk sey während der französischen Kriege nach Frankreich gebracht worden, und die Urtheile der Kunstrichter stimmen wenigstens darin überein, daß das ausgestellte Schnitzbild das Werk eines vortrefflichen florentinischen Meisters seyn müsse. Es ist ungefähr 4½ Fuß hoch, die Erhöhung der Arme über das Kreuz mitgerechnet, und besteht aus einem einzigen Stück Holz, die Arme ausgenommen, welche eingesezt sind. Der Heiland ist todt dargestellt und das Gewicht seines gesenkten Hauptes und Körpers wird hauptsächlich vom linken Arme getragen. Man findet in dem Körper außerordentliches Studium, aber mehr Zartheit der Formenbildung, als die übrigen Christusbilder Michel Angelo's verrathen. Der Kopf ist von schmalem Verhältniß und von sehr edlem, mildem Charakter und wahrhaft erhabenem Ausdruck. Die Bemalung ist äußerst sorgfältig; nicht nur das aus der Wunde rinnende Blut, sondern die von den Leiden des Calvarienberges blutenden Knie sind angedeutet, so wie die Bleifarbe um Augen und Lippen. Bekanntlich sind Michel Angelo's Jugendwerke dem Styl seiner ältern florentinischen Zeitgenossen sehr nahe verwandt, und es wäre daher sehr zu wünschen, daß die Exportation des ausgestellten Crucifixes aus Florenz genau constatirt und die Identität mit dem der Capelle Barbadori nachgewiesen würde. Die Hälfte der Einnahme von dieser Ausstellung hat der Eigenthümer für Armen- und Krankenanstalten bestimmt.

Der Herzog von Orleans hat von Hrn. Demere, einem der ersten hiesigen Bronzefabrikanten, die herrliche Psyche, die man bei der lezten Kunst- und Gewerbeausstellung bemerkte, für 70,000 Fr. gekauft.

Die Statue des Generals Travot, welche die Stadt Bourbon Vendée bei dem Bildhauer Moindron bestellt und die Jury zurückgewiesen hatte, ist jezt in der Werkstatt des Hrn. Richard gegossen worden.

London. Das schöne Thonmodell des Hrn. Cotterill, der Tod des Sir Bevil Grenville, ist jezt unter der Aufsicht des Künstlers von den Goldschmieden, HH. Garrard auf dem Haymarket, für den Marquis von Chandos in Silber ausgeführt worden.

Technisches.

Wien. Einem jungen Manne, Hrn. v. Siegländer, ist es nach mehreren Versuchen gelungen, die Kupferstecherkunst mit der Holzschneidekunst dergestalt zu verbinden, daß seine Arbeiten wie Stahlstiche aussehen. Der Professor der Aesthetik an der hiesigen Hochschule, Hr. Ficker, benannte diese neu erfundene Methode Chalkoxylographie. Die lezten Arbeiten berechtigen zu der Hoffnung, daß es Hrn. v. Siegländer gelingen werde, die Aquatinta-Manier im Stahlstiche nach seiner Methode treu und mit gleicher Feinheit und Vollendung wiederzugeben. Chalkoxylographische Platten können auf gewöhnlichen Druckerpressen ohne Weiteres abgedruckt werden, und die lezten Abzüge sind so rein wie die ersten.

Berlin, 15. Mai. Von dem Bildhauer und Lehrer am Königl. Gewerbe-Institut, Hrn. Boy, ist eine Maschine, um Bildhauerarbeiten und vollrunde Figuren in gleicher Größe, so wie eine andere, um dergleichen im verjüngten Maßstabe zu copiren, erfunden worden.

Denkmäler.

München, 27. April. Thorwaldsen's Modell zu Schiller's Denkmal in Stuttgart ist aus Rom hier angekommen, und der Guß desselben wird demnächst durch Stieglmair beginnen. Es ist 18 F. hoch und gibt die Individualität des Dichters trefflich wieder. Die Figur ruht auf dem rechten Beine, indem das linke ein wenig vorgebeugt ist, jedoch das Körpergewicht zum großen Theile mit stüzt. Nacken und Haupt senken sich etwas zur Brust herab. Der Ausdruck der ganzen Körperstellung deutet auf Festigkeit, Milde und Bescheidenheit hin. Ein Dichter-Lorbeerkranz umschlingt die losgebundenen Locken, die in mäßiger Fülle auf Rücken und Schultern hinabwallen. Das Auge ist im Einklang mit dem Kopfe ein wenig nach unten gesenkt. Hals und Nacken sind frei, indem Hemdkragen und Krause zurückgeschlagen sind über ein Untergewand, das, größtentheils vom Mantel bedeckt, die moderne Tracht mehr ahnen läßt als zur Schau trägt, so daß das Gefühl des Schönen dadurch nicht gestört wird, während andrerseits jede charakterstörende Maskirung umgangen ist. Der rechte Arm hält, an den Leib sich schmiegend, den faltenreichen Mantel, der linke dagegen ist, mit der linken Seite bis unter die Brust, vom Mantel nicht bedeckt, gleitet über den weiter unten wieder beginnenden Mantel hinab, und seine Hand hält mit eingeschlagenem Finger ein Buch.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[557]

Kunst-Anzeige.

Bei Scheld u. Comp. in Leipzig und Baltimore sind nachstehende sechs lithographirte Kunstblätter, welche sich besonders zur Ausschmückung der Zimmer, so wie auch zum Zeichnenstudium eignen, erschienen und können durch alle Buch- und Kunsthandlungen Deutschlands bezogen werden:

Preis für alle sechs Blätter:

Auf fein französischem Velinpapier 6 Rthlr. 4 gr.
Auf chinesischem Papier . . . 9 Rthlr.

und zwar:

Die heilige Katharina von Raphael. 10⅝ Zoll Höhe. 8 Z. Breite. Fein franz. Velinpap. 16 gr. Chines. Papier 1 Rthlr.

Mater dolorosa von Solimene. 14⅛ Z. Höhe. 11½ Z. Breite. Fein franz. Velinpapier 1 Rthlr. Chines. Papier 1 Rthlr. 12 gr.

Die Madonna des Vincenzio von San Gimignano. 15½ Z. Höhe. 11⅝ Z. Breite. Fein franz. Velinpapier 1 Rthlr. Chines. Papier 1 Rthlr. 12 gr.

Madonna di San Sisto von Rafael Sanzio d'Urbino. Die erhabene Jungfrau mit ihrem göttlichen Kinde auf dem Arme. Brustbild in der Grösse des berühmten Originals. 22½ Zoll Höhe. 18⅓ Z. Breite. Fein franz. Velinpap. 1 Rthlr. 12 gr. Chines. Papier 2 Rthlr.

Die beiden Kindengel von Rafael Sanzio d'Urbino. 2 Blatt, zum vorigen Gemälde gehörig, in der Grösse des Originals. Jedes 17⅛ Z. Höhe. 18⅓ Z. Breite. Fein franz. Velinpapier, jedes Blatt 1 Rthlr. Chines. Papier, jedes Blatt 1 Rthr. 12 gr.

Digitized by Google

№. 59.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 25. Juli 1837.

Archäologie.

Premier Mémoire sur les antiquités chrétiennes. Peintures des Catacombes. Par M. Raoul-Rochette. (Extrait du Tome XIII des Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles lettres. Paris, imprimerie royale. 1836. 4. 78 S.

Das unverkennbare Streben, durch vielseitiges und umsichtiges Erfassen aller Momente einen Gegenstand nach allen seinen Richtungen hin zu ergründen, welches die Arbeiten des Hrn. Raoul-Rochette überhaupt charakterisirt, hat diesen unermüdlichen Forscher auf dem Gebiete der alten Kunst bei seinen neuesten Studien über die alte Wandmalerei veranlaßt, sein Auge auch auf die Denkmäler der späteren und zwar zunächst derjenigen Zeit zu richten, wo das Bedürfniß einer christlichen Symbolik theils in Ermangelung eigener Erfindungsgabe, theils aus andern Umständen, namentlich als Folge der eigenthümlichen Stellung des Christenthums dem noch immer herrschenden Heidenthum gegenüber, die Bekenner des neu entstandenen Glaubens nöthigte, für die Versinnlichung ihrer innersten Gefühle einen bildlichen Ausdruck in der zwar noch vorhandenen, wenn auch schon zum Theil im Untergang begriffenen heidnischen Kunst zu suchen. Es ist einleuchtend, daß, da der Uebergang einer sich aus Mangel eines positiveren, in unmittelbarer Offenbarung wurzelnden Haltes nach und nach selbst vernichtenden Religion, wie die des Griechen- und Römerthums war, kein jäher Sprung aus dem einen Zustand in einen andern war, sondern vielmehr in einer allmählig vorwärts schreitenden, aber nothwendigen Ausgleichung innerer Bedürfnisse der verwaisten Menschheit durch das inhaltschwere Wort der Christuslehre bestand, daß, sage ich, beide Zustände in der ersten Zeit noch zu viel gemeinschaftliche Beziehungen haben mußten, als daß man sich wundern dürfte, wenn dieselben Symbole, in welchen sich der alte Göttercultus der Griechen und Römer bildlich geoffenbart hatte, für gleiche Zwecke auch in dem als Gegensatz gegenüber entstehenden Christenthum fort und fort benuzt wurden. Kann doch selbst nur aus diesem Verhältniß unmittelbarer Aufeinanderfolge und der damit nothwendig verbundenen Herausbildung des einen aus dem andern erklärt werden, daß der Ritus der ältesten christlichen Kirche unmittelbar auf Gebräuche des heidnischen Gottesdienstes gegründet ward, und Vieles davon sich als geheiligter Kirchengebrauch bis auf den heutigen Tag vererbt und erhalten hat. Um so weniger darf es daher Wunder nehmen, wenn der christliche Cultus zur bildlichen Darstellung seiner Symbole seine Zuflucht zur alten Kunst nahm, wo er in reicher Fülle Bilder und Vorstellungen vorfand, die entweder vollkommen christlichen Anforderungen entsprachen, oder durch leichte Veränderung angepaßt werden konnten. Diese Verwandtschaft der antiken heidnischen und christlichen Kunst, eine nicht unbemerkt gebliebene Thatsache, welche in neuerer Zeit am ausführlichsten und gründlichsten von Münter in seinen Sinnbildern und Kunstvorstellungen der alten Christen bearbeitet worden ist, macht den Gegenstand aus, welchen Hr. Raoul-Rochette zu behandeln unternommen hat, und wovon er in vorliegendem ersten Memoire, in welchem er die Malerei an den in den Katakomben noch vorhandenen christlichen Gemälden verfolgt, einen bedeutenden Beitrag liefert. So vielfacher Art die Kenntnisse seyn müssen, welche zu einer gründlichen Bearbeitung dieses weit um sich greifenden Gegenstandes vorausgesezt werden, um so erfreulicher ist es, daß gerade Hr. Raoul-Rochette auch dieser Materie seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, als er durch seine ausgebreiteten Kenntnisse der Kunstdenkmäler der verschiedensten Zeiten vor Vielen gerade zur Bearbeitung derselben geeignet erscheinen muß, und dieses Zutrauen, das man in Hrn. Raoul-Rochette nach seinen bisherigen Leistungen zu setzen berechtigt war, auch durch die That, durch eben

Digitized by Google

so gelehrte als glückliche Combinationen, die er in dieser Schrift zu machen versucht, vollkommen gerechtfertigt hat. So belehrend es seyn würde, den hier zur Sprache gebrachten Gegenstand an der Hand dieses Kunstkenners im Einzelnen zu verfolgen, so könnte dieses jedoch nur mittelst einer Ausführlichkeit geschehen, die diesen Blättern unangemessen wäre, und es wird, um auf diese neue Bereicherung der Geschichte der Kunst in den Zeiten ihres Verfalls aufmerksam zu machen, was der einzige Zweck dieser Anzeige ist, genügen, die Hauptgegenstände namhaft zu machen, über welche sich Hr. Raoul-Rochette vornehmlich verbreitet. Er knüpft, wie schon bemerkt worden, seine Betrachtungen durchweg an Gemälde an, welche sich in fast ausschließlich Römischen Katakomben, hauptsächlich denen des heil. Calixtus befinden, was zunächst den Inhalt dieses Memoire ausmacht und ihm auch den besondern Titel verschafft hat. Denn unter dem allgemeineren, Antiquités chrétiennes, werden noch ein zweites und drittes Memoire vom Herrn Verfasser gelegentlich erwähnt, welche Gemälde aus Katakomben nicht zu betreffen scheinen. Ob sie überhaupt bereits ins Publikum gekommen, weiß Ref. nicht anzugeben.

Zu den hauptsächlich behandelten Gegenständen, die in ihrer Aufeinanderfolge namhaft gemacht werden sollen, gehört zuerst der s. g. gute Hirt; Jonas im Wallfisch, wobei passend das kürzlich von Gerhard bekannt gemachte Vasengemälde, Jason, halb vom Drachen verschlungen darstellend, verglichen worden; die Arche Noah; eine christliche Benutzung des Orpheus, als des Lehrers des Menschengeschlechts, und antiker Darstellungen der Weinlese für christliche Symbolik, bei welcher Gelegenheit sich treffende Bemerkungen über die Graburne der Constantina und ihre Grabstätte, angeblich einen alten Tempel des Bacchus, anknüpfen. Vorzügliche Beachtung findet ferner die so häufig vorkommende Darstellung von Liebes- und Todtenmahlen, den s. g. Agapen, woran sich die bildliche Vorstellung von der Einführung der Seelen in den Himmel oder das Paradies und ihre Stellung vor dem himmlischen Richter anschließt. Von allen diesen christlichen Symbolen wird gezeigt, wie ihre bildliche Darstellung durchaus der heidnischen Kunst angehöre, d. h. wie durchaus zum bildlichen Ausdruck dieser christlichen Ideen bestimmte Vorstellungen aus der antiken Kunst entlehnt und benutzt worden, und zwar oft mit Wiederholung selbst des kleinsten Details, wodurch gerade zunächst der Beweis geliefert wird, daß das Zusammentreffen in derselben Darstellung kein Zufälliges sey.

Aus dieser kurzgefaßten Uebersicht des Inhalts, wobei die gelegentliche Erörterung so mancher andern einzelnen christlichen Symbole und kirchlichen Gebräuche, z. B. über den heidnischen Ursprung des s. g. Heiligenscheins S. 57, nicht angeführt werden konnte, wird man auf den Reichthum des hier mit der bekannten ausgebreiteten Gelehrsamkeit des Hrn. Verfassers und des in der Regel mit treffendem Scharfsinn behandelten Stoffs einen hinlänglichen Schluß ziehen können. Ref. schließt diese Anzeige mit einer allgemeinen Betrachtung, die sich ihm bei der Lectüre dieser Schrift aufgedrungen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Ingres und die jetzige französische Malerschule.

Die Art und Weise, wie französische Künstler öffentlich ausgesprochene Urtheile über ihre Kunstwerke aufzunehmen pflegen, bildet den entschiedensten Gegensatz zu den Reclamationen, welche deutsche Künstler bei ähnlichen Gelegenheiten nur zu oft und mit einer Heftig eit erheben, die dem Unbefangenen für eben so große Schwäche gelten könnte. Es mag eben so sehr Folge eines eigenthümlichen Takts, als Resultat eines an constitutionelle Formen gewöhnten Lebens seyn, daß jene jede Stimme stillschweigend ehren, und gerechtem und ungerechtem Tadel dadurch begegnen, daß sie stiller und arbeitsamer in ihre Ateliers sich zurückziehen, und als die beste Widerlegung ein besseres Werk auf die nächste Ausstellung zu senden wünschen. Da die Düsseldorfer Schule diesmal diesem Beispiele folgte, und auf Manches, was gebührlich oder ungebührlich über sie geschrieben ward, in so fern die eclatanteste Antwort lieferte, als sie in Paris vor dem Forum europäischer Kritik in tüchtigen Werken erschien, möge hier in diesen Blättern, welche so oft schon der Anerkennung fremder Verdienste geweiht waren, eine Skizze vom Leben und Wirken eines Mannes stehen, dem unter den französischen Malern höchstens noch Delaroche das Supremat streitig machen kann.

Jean Auguste Dominique Ingres ward im August 1781 zu Montauban im südlichen Frankreich geboren. Der Neigung zur bildenden Kunst, welche sich im Knaben früh und entschieden verkündigte, suchte der Vater dadurch zu begegnen, daß er in ihm sich einen wackern Violinspieler zu erziehen gedachte, ganz in der Art, wie einst der alte Cellini für seinen Sohn Benvenuto keinen höhern Wunsch hegte, als auf ihn das ehrenwerthe, aber wenig einträgliche Amt eines florentinischen Stadtpfeifers zu vererben. Ingres günstiges Gestirn wollte, daß der Vater endlich nachgab und ihn im Jahr 1798, nach einem leidlichen Unterricht in den Anfangsgründen seiner Kunst, zu David in die Schule schickte. David's Größe hatte kaum ihren Höhepunkt erreicht; sein Einfluß herrschte im Gebiet der bildenden Künste so unbeschränkt

Digitized by Google

und kategorisch, wie sein hochgestellter Beschützer mit unbegrenzter Macht über Volk und Völker zu gebieten trachtete. Dem Meister entging das bedeutende Talent seines Zöglings nicht; die Augen aber, mit denen David die Antiken ansah, machten ihn blind gegen die Verehrung, welche unser Jüngling schon frühzeitig allen Werken Raffael's zuwandte, ja verhinderten ihn zuletzt gänzlich, das Resultat zu ahnen, welches für jenen aus diesem Studium sich ergeben sollte. Man erinnert sich in Paris noch sehr wohl der nichts weniger als delicaten Aeußerungen, mit welchen David die ihm revolutionnair scheinende Vorliebe für Raffael zu bezeichnen liebte. — Schon im Jahr 1800 erhielt Ingres den zweiten, im Jahr 1801 den ersten Preis, und damit das Stipendium für einen fünfjährigen Aufenthalt in Italien. Nach dieser rühmlichen Auszeichnung ward er nach damaligem Herkommen dem ersten Consul vorgestellt, der ihm freundlich war und namentlich über des Malers große Jugend seine Verwunderung an den Tag legte. Die ganze Erscheinung und die Aeußerungen Napoleons blieben dem Künstler stets unvergeßlich; er sah ihn hier das einzige Mal und später nie wieder. Aus Mangel an nöthigen Fonds verzögerte sich Anfangs die italienische Reise; als sie endlich erfolgte, eilte der Künstler nur desto schneller nach Rom. Den dortigen Aufenthalt, der sich über die fünf Jahre, welche er als Pensionair der Akademie verlebte, noch auf elf andere hinauszog, bezeichnet eine nicht unbedeutende Menge größerer und kleinerer Werke, theils Originale, theils Copien. Es datiren aus dieser Zeit: Napoleon als Kaiser (vom J. 1806; seit 1830 im Hôtel des Invalides) — Jupiter und Thetis — Merkur, Copie aus der Farnesina, jetzt im Besitz des Hrn. von Miollis in Marseille — Virgil, dem August und der Octavia seine Aeneide lesend (vom Künstler im J. 1833 für den Stich etwas verändert) — ein nacktes Weib im Bade — Raffael und die Fornarina — Heinrich IV. mit seinen Kindern spielend, der Gesandte Spaniens kommt dazu — Franz I. bei dem sterbenden Leonardo da Vinci (beide im Besitz des Hrn. v. Blacas, gest. von Richomme) — das Schwert Heinrichs IV. in den Händen eines Pagen, vom spanischen Gesandten ehrfurchtsvoll begrüßt — Tintoretto, den Pietro Aretino mit einer Pistole messend — Herzog Alba, von Philipp II. zum Ritter geschlagen — Roger, die Angelica vom Ungeheuer befreiend (im Luxembourg) — zwei Ansichten der Sixtinischen Capelle (lithographirt in Größe des Originals) — Francesca di Rimini (im Besitz des Grafen de Turpin) — Don Pedro de Toledo (1814) — Portrait einer Römerin (auf der Pariser Ausstellung im Jahr 1832) — Portrait des Marschalls Berwick und andere, unter diesen das des Hrn. von Pastoret. — In Auftrag der französischen Regierung vollendete er im Quirinal zwei Bilder, die an der Decke jener Zimmer angebracht wurden, welche man damals für den Empfang Napoleons bereitete — Romulus triumphirend, und Ossian, von den Schatten umgeben — und ferner für die Kirche Trinità de' Monti Christus dem heil. Petrus die Schlüssel überreichend (dies mit unverkennbarem Studium der alten Florentiner, namentlich des ähnlichen Gegenstandes von Orcagna in Sta. M. Novella).

Ingres' Mittel waren während dieser Jahre im Ganzen sehr beschränkt; er lebte ein stilles, ruhiges Leben, und ward, wie die meisten bedeutenden Männer, in der Verborgenheit groß. Er zog es vor, sich mit Wenigem durchzuschlagen, als, was ihm immer ein leichtes gewesen wäre, die Kunst zum Brodstudium herabzuwürdigen, und von ihr zu zehren. Sie war ihm von jeher Religion *des Herzens*, welche nie im Dienst eines Mammon stehen konnte. Wenn eine Delicatesse dieser Art bisweilen zu weit getrieben und ihm dadurch hin und wieder Verlegenheiten bereitet wurden, so machte es doch eben so sehr seinem Charakter Ehre, als es seinem künstlerischen Streben zu Gute kam. Es sammelte sich schon damals ein kleiner Kreis von Freunden um ihn, der ihn schätzte und würdigte; ja selbst Römer, und noch mehr die Florentiner beachteten sein Talent und seine verhältnißmäßig drückende Lage mit einer Schonung, die der Künstler jetzt noch nicht ohne Rührung sich zurückruft.

Nach einem Aufenthalt von etwa sechzehn Jahren beschloß er die Kaiserstadt mit Florenz zu vertauschen, um dort am Arno, wo gemüthliches Beisammenseyn einer kleinen Stadt mit den Annehmlichkeiten einer großen Stadt vereint gefunden wird, ein Werk zu vollenden, das seinen Namen aus der Dunkelheit hervorziehen und neben die ersten Berühmtheiten Frankreichs stellen mußte. — In allen französischen Kirchen befindet sich in der Apsis hinter dem Hauptaltar noch ein anderer Altar, der dem besondern Cultus der Madonna geweiht ist. Ludwig XIII., der sich ohne Erben sah, gelobte der Madonna die Kirche auf diese Weise zu verherrlichen, wenn sie seine Ehe mit einem männlichen Nachkommen segnen wolle. Die Madonna erhörte ihn; er hielt auf die angegebene Weise sein königliches Wort. — Diesem an sich wenig malerischen Factum ist der Künstler dadurch beigekommen, daß er die Madonna mit ihrem göttlichen Kinde auf Wolken stehend dem unten am Altar knienden Könige erscheinen läßt, nachdem zwei bekleidete Engel zur Seite über ihr einen Vorhang weggezogen haben. Der König, von dem das Profil sichtbar ist, überreicht ihr Scepter und Krone, während rechts von ihm in der Ecke zwei kleinere Engel stehen und eine beschriebene Rolle in den Händen halten, die auf diese Begebenheit Bezug hat. In der Anordnung des Ganzen, in der Zeichnung, namentlich in der Madonna und den zwei sehr leicht und schön hingeworfenen Engeln, verkündet sich das tiefste

Digitized by Google

und sorgfältigste Studium Raffael's, dessen Madonna di Fuligno und ähnliche Werke späterer Zeit hier vielleicht besser als irgendwo sonst reproducirt sind. Da das Bild nach der Vaterstadt des Künstlers, in den Dom von Montauban gekommen, und dort sehr Wenigen zugänglich ist, hat der Kupferstecher Calamatta aus Rom, durch die vortreffliche Maske Napoleons, durch das Portrait der George Sand und anderes rühmlich bekannt, seit Jahren schon den Stich unternommen und jezt bis auf den Druck vollendet.* — Zwei Jahre früher (1822) malte Ingres ein weniger bedeutendes Bild, den Dauphin Karl V. darstellend, wie er nach der Vertreibung des Herzogs von Bourgogne nach Paris zurückkehrt. Das Bildniß der Madame Leblanc (auf der Pariser Ausstellung 1833), das des florentinischen Bildhauers Bartolini (halbe Figur in Lebensgröße, sehr entschieden in Zeichnung und Stellung, leztere namentlich eher eines Mirabeau, als eines bescheidenen Künstlers würdig) und eine Menge leicht, aber meisterhaft in Beistift ausgeführter, jezt schon sehr gesuchter Portraits bezeichnen noch diesen florentinischen Aufenthalt.

Mit seiner Madonna kehrte Ingres nach einer langen Abwesenheit nach Paris zurück, wo das Werk auf der Ausstellung erwarteter Weise großes Aufsehen erregte. Unser Künstler war nun, so zu sagen, ein gemachter Mann; an den schönsten Bestellungen konnte es nicht fehlen. — Das zweite Bild von Bedeutung, welches neben die genannte Madonna gestellt werden muß, weil es die andere Seite seines Strebens, die Verehrung und das Studium der griechischen Kunst, namentlich des Phidias, uns vergegenwärtigt, ist die Apotheose Homers, als Deckengemälde in der Antikensammlung im Louvre angebracht. Homer ist in der Mitte sitzend dargestellt, umgeben von allen Dichtern, Künstlern und Schriftstellern, die in ihm ihre Quelle fanden. Raffael, des Künstlers Liebling, befindet sich unter den Alten. Nebenher entstand damals manches wackere Portrait, z. B. das des Grafen Molé, Bertin's, des Redacteurs vom Journal des Debats u. a.

Im J. 1827 vollendete er darauf das dritte Hauptwerk, die Marter des heiligen Symphorian. Das Bild kann nur uneigentlich eine Marter bezeichnet werden; von der Widerwärtigkeit der Qualen, von der Fülle der Leiden, in welcher sich so viele Maler zu ergehen liebten, ist hier kaum eine Andeutung. Das Götzenbild ist durch den heiligen Eifer Symphorians auf den Boden geworfen; die Schergen nahen sich, ihm dafür den Tod zu geben, während seine Mutter über den Mauern der Stadt erscheint und mit erhobenen Händen ihn nach oben weist. — Auch dieses Werk ist in eine Provinzialstadt, nach Autun, gewandert; es scheint, als solle Paris nur eine einzige seiner größeren Arbeiten besitzen.

Ehre und Ruhm, und in Folge dessen eine unabhängige Stellung, konnten nach diesen rühmlichen Bestrebungen nicht ausbleiben. Schon im Jahr 1826 machte das Institut ihn zu seinem Mitgliede; die Akademien von Florenz, von Puy und Montauban folgten diesem Beispiele; der König ernannte ihn zum Ritter der Ehrenlegion. — Ingres wurde nun der Stifter einer eigenen Schule, die sich aus freien Stücken, oft in einer Anzahl von mehr denn zweihundert, um ihn versammelte. Ihm ward auch die schönste Gelegenheit geboten, sich und seine Schule in den damals beabsichtigten Wandgemälden, in einer der größten Unternehmungen zu bethätigen. Eine Verstimmung eigener Art machte ihm aber die Entfernung aus Paris wünschenswerth; er räumte Delaroche das Feld und bewarb sich um die damals vacante Stelle des Directors der französischen Akademie in Rom. Er ward vor seinen Mitbewerbern für den Würdigsten erkannt und ging vor etwa zwei Jahren nach Italien. Von dem, was dort im Süden, in der bequemsten und angenehmsten Stellung von Ingres geleistet worden, hat man bisher nichts vernommen; so viel wissen wir, daß er im Sommer 1836 eine Darstellung vom Ende B. Bandinelli's beabsichtigte, das, nach Vasari's Erzählung, erfolgte, als er die Gebeine seines Vaters eigenhändig in die von ihm erworbene Grabcapelle (zur heil. Verkündigten) getragen hatte.

(Der Beschluß folgt.)

* Da die Proben bei Bardi in Florenz, die seine eigene Gegenwart dort im J. 1836 nöthig machten, ihm nicht genügten, kehrte er wieder nach Paris zurück, wo das Werk jezt nächstens erscheinen wird.

Nachrichten vom Mai.

Denkmäler.

Frankfurt a. M., 2. Mai. Wie man hört, übersteigen die meistens von Mitgliedern des Goethe-Comité's unterzeichneten Summen für Goethe's Denkmal bereits 10,000 fl.

Darmstadt. Die großherzogl. hessische Zeitung enthält eine Aufforderung an sämmtliche Bewohner des Großherzogthums zu Beiträgen für die Errichtung einer Statue für Ludewig I., Großherzog von Hessen und bei Rhein. Das Monument soll in einem colossalen Standbilde von carrarischem Marmor, auf einem Piedestal von grauem Marmor, ruhend auf einem Unterbaue von festem Sandstein, begrenzt von vier auf den Ecken liegenden Löwen, bestehen, und von Scholl gefertigt werden. Auf den vier Seiten des Piedestals werden vier allegorische Basreliefs, von Scholl dem Sohne gearbeitet, Hauptmomente aus dem Leben des Regenten darstellen. Die Statue wird, nach der Bestimmung des regierenden Großherzogs, auf dem Mathildenplatze allhier aufgestellt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 60.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 27. Juli 1837.

Ingres und die jetzige französische Malerschule.

(Beschluß.)

Nach diesen biographischen Notizen muß noch Ingres' Persönlichkeit und seines eigentlich künstlerischen Verdienstes in der Kürze gedacht werden. Seine gedrängte Statur, die fast unter mittlerer Größe bleibt, sein schwarzes Haar, seine dunkeln Augen bezeichnen entschieden einen Franzosen aus den südlichen Provinzen, welche in ihrer Physiognomie den Piemontesen ungleich näher stehen als ihren nördlichen Brüdern. Ihnen allen ist, wo sie irgendwie öffentlich auftreten, eine Entschiedenheit und Tüchtigkeit des Charakters eigen, die selbst bei fortgesetztem Aufenthalt in Paris sich nie ganz verläugnet. Historisch hat sich dies auf mannichfache Weise verkündet, und bald als Anhänglichkeit an einen gefallenen Herrscherstamm, bald als wohlgemeinte, oft fanatische Devotion, bald anders unter andern Formen, stets aber mit eigenthümlicher Energie sich ausgesprochen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich aus diesem localen Element bei Ingres die so ziemlich ausschließende Vorliebe für Raffael und die eigentlich griechische Kunst herleite; ausschließend nenne ich sie deßwegen, weil sie ihn gegen die Architektur des Mittelalters und die frühere italienische Kunst, vielleicht weniger der That als den Worten nach, ungerecht macht. Ausschließend und unbegrenzt ist auch in ihm, der selbst Musik mit Leidenschaft treibt und die Violine mit Fertigkeit spielt, die Begeisterung für deutsche Musik. Neben Mozart einen Rossini zu nennen, oder genennt zu hören, dünkt ihm ein Frevel. Ingres ist eine durch und durch künstlerische Natur, geistig vielleicht keinen Augenblick unbeschäftigt, im Gespräch aber wenig und namentlich nur dann betheiligt, wenn es sich um Kunst und um seine Ideale in derselben handelt. Ein Mangel an praktischem Sinn, in ihm so natürlich und erklärlich, war in so fern für ihn ein Glück zu nennen, als dies ihm seine frühere Lage kaum drückend erscheinen ließ. So aber, unbekümmert um alles Oekonomische, wie er war, lebte er in Florenz die heitersten Tage, deren Andenken auch jezt noch ihm unvergeßlich geblieben. Das kleine Hauswesen besorgte die Frau, welche in dem Maße mit praktischem Sinne begabt ist, als er selbst dessen zu entbehren scheint. So konnten sich zwei Personen ergänzen und in glücklichster Ehe zusammen leben, welche, als sie sich zu diesem Schritt entschlossen, sich nur vom Hörensagen kannten und sich nie von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten.

Der künstlerische Standpunkt Ingres' ward theilweise durch seine Vorgänger und durch die Richtung des Jahrhunderts bedingt. Wo die Kunst, wie in unserer Zeit, Alles gethan findet und alle Phasen ihrer Entwickelung bis zum äußersten Verfall durchlaufen, und somit selbst deutlich ausgesprochen hat, daß ihre Zeit vorübergegangen sey, wird Jedem, der Künstler seyn will, nichts anders übrig bleiben, als einen oder den andern Meister, eine oder die andere Zeit zur Reproduction sich vorzusetzen. Auf eigentlich künstlerische Erfindung, auf ein Schaffen im weitesten Sinne des Wortes ist dabei zu verzichten. Es wird stets die Ehre der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts bleiben, daß sie, mehr oder minder bewußt, diese Aufgabe zuerst erkannte, und bald wie die Altitaliener, bald wie Raffael und Michel Angelo, bald wie Dürer, bald wie die niederrheinische Schule, bald anders unter andern Formen, überhaupt aber universeller als irgend eine andere Nation, zu ihrem Volke redete. Wenn dies Zusammenfassen der heterogensten Elemente überhaupt eine Kunst gestalten könnte, würde die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts die deutsche Kunst heißen müssen; wie, wenn dies nicht erreicht werden sollte, die Schuld nicht den Künstlern, sondern der durch und durch intellectuellen Richtung der Zeit beizumessen seyn wird, welche in dem genannten Streben eine theoretische d. h. wissenschaftliche Aufgabe lösen wollte. Um dazu den praktischen und

Digitized by Google

Schlafzimmer Franck zu Gaste, und nach dem Essen, Abends, da Alle Gesellschaft bei dem Wirthshause Zum Schwarzen Adler, wo sie auch übernachteten. Am folgenden Morgen, den 15. Juli, gingen sie zu Fuß nach Bern, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie die Bibliothek, das Zeughaus, das Naturalienkabinet, und die Merkwürdigkeiten der Stadt. Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 16. Juli, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Thun, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 17. Juli, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Unterseen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 18. Juli, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Interlaken, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 19. Juli, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Brienz, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 20. Juli, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Meiringen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 21. Juli, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Grindelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 22. Juli, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 23. Juli, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 24. Juli, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 25. Juli, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 26. Juli, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 27. Juli, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 28. Juli, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 29. Juli, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 30. Juli, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 31. Juli, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 1. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 2. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 3. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 4. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 5. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 6. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 7. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 8. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 9. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 10. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 11. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 12. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 13. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 14. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 15. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 16. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 17. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 18. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 19. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 20. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 21. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 22. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 23. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 24. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 25. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 26. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 27. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 28. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 29. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 30. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 31. August, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 1. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 2. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 3. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 4. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 5. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 6. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 7. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 8. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 9. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 10. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 11. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 12. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 13. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 14. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 15. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 16. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 17. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 18. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 19. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 20. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 21. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 22. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 23. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 24. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 25. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 26. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 27. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 28. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 29. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 30. September, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 1. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 2. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 3. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 4. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 5. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 6. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 7. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 8. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 9. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 10. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 11. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 12. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 13. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 14. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 15. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 16. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 17. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 18. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 19. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 20. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 21. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 22. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 23. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 24. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 25. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 26. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 27. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 28. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 29. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 30. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 31. Oktober, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 1. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 2. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 3. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 4. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 5. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 6. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 7. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 8. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 9. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 10. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 11. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 12. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 13. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Lauterbrunnen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 14. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Wengen, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 15. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Mürren, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 16. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Schilthorn, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 17. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Gimmelwald, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachteten im Falken. Am folgenden Morgen, den 18. November, besuchten sie Franck, und gingen dann zu Fuß nach Stechelberg, wo sie Mittags ankamen, und im Gasthofe zum Falken abstiegen. Nachmittags besuchten sie das Schloß, und Abends speisten sie bei Franck, und übernachte

kund, so daß schon dieser edlen Denkungsart des Mannes zu Liebe die Kunst ernster und würdiger als je in Frankreich von der Jugend betrieben wurde.

Durch die Versetzung nach Rom ward dies schöne, durchaus von beiden Seiten freiwillig geknüpfte Band etwas gelöst. Einige seiner Schüler hatten sich schon vorher von ihm entfernt und, wie z. B. Sturler und Duval, der deutschen Richtung, namentlich Overbeck, angeschlossen. Ingres ließ Jedem freie Hand, ohne zu verhehlen, wie, ohne zur völligen Durchbildung gekommen zu seyn, ein bestimmtes Anschließen an alte Meister seine sehr gefährliche Seite haben müsse. Wohin Lehmann in Paris sich wenden, ob er die unter Ingres begonnenen Lehrjahre vollenden oder der in Deutschland herrschenden Richtung sich ergeben werde, ist bei des Künstlers Jugend noch nicht abzusehen. In Italien folgt Flandrin, ernster und sicherer als irgend Einer, den Vorschriften seines Lehrers. Wäre ein Verläugnen eigener Nationalität leicht, oder bei Kunstaufgaben überhaupt möglich, so könnte man sich die künstlerische Zukunft in Frankreich sehr glänzend ausmalen, und sich einen Mann vorstellen, der nicht bloß zu einer Regeneration des Geschmacks (wie Poussin, David und Ingres), sondern auch zu einem positiven und universellen Schaffen berufen sey. Dies würde das sicherste Zeichen seyn, daß die ihrer innersten Natur nach kritische Richtung französischer Künstler deutschem Streben sich genähert habe.

Nachrichten vom Mai.

Denkmäler.

Mainz, 5. Mai. Das eine Basrelief zu Guttenberg's Denkmal, dessen Ausführung nach Thorwaldsens Modell der Kunstverein von Frankfurt auf seine Kosten übernommen hatte, ist bereits vor einigen Tagen hier angekommen. Es stellt den Moment der Erfindung der Buchdruckerei dar: Guttenberg, sitzend vor einem Tische mit Typen und Lettern, reicht dem gegenüberstehenden Schöffer eine Matrize, als den Inbegriff des Druckes mit beweglichen Lettern, hin. Ganz besonders schön ist die Figur Schöffers.

London, 17. Mai. Das Comité für die Errichtung eines Monumentes zu Ehren des Herzogs von Wellington hat in diesen Tagen beschlossen, daß dasselbe aus einer Reiterstatue bestehen soll, deren Ausführung dem Bildhauer Sir Francis Chantrey übertragen worden ist.

St. Petersburg. Die Arbeiten zur Errichtung der beiden Statuen der Feldmarschälle Barclai de Tolly und Kutusoff haben seit einigen Tagen auf dem Platze vor der Kirche unserer lieben Frau von Kasan wieder ihren Anfang genommen, und die Piedestale von Granit sind bereits vollendet.

Medaillenkunde.

Wien. Zur Säcularfeier der Geburt des berühmten Archäologen und Numismatikers Abbé Jos. Eckhel ist hier auf Veranlassung des Chefs der k. k. Hofbibliothek, Grafen Moriz von Dietrichstein (dem man auch eine Medaille auf die erste Säcularfeier der k. k. Hofbibliothek im J. 1826 zu danken hat, von der indeß nur wenige Exemplare in's Publikum gekommen sind, da der Stempel sehr bald sprang), eine Medaille geprägt worden, zu welcher der im J. 1835 in Wien anwesende k. k. Ober-Münz-Gouverneur Manfredini in Mailand den Stempel gestochen hat. Das Porträt Eckhel's (nach Fendi) ziert die Vorderseite mit der Umschrift: Joseph Eckhel nat. MDCCXXXVII. mort. MDCCXCVIII. Auf der Rückseite sieht man die Minerva, sitzend, welche mit einem Lorbeerkranze das Werk krönt, das Eckhel die Unsterblichkeit sichert, und worauf die Buchstaben D. N. V. (Doctrina numorum veterum) eingegraben sind. Die Umschrift lautet: Systematis. rei. numariae. antiquae. conditori. Im Abschnitte liest man: Museum Vindob. MDCCCXXXVII. Die Medaille mißt 1 Z. 9 Lin. W. M. und wiegt an Silber $2^{3}/_{16}$ Loth.

Hermannstadt. Am 18. April legte Se. Königl. Hoheit der Erzherzog Ferdinand, als Bevollmächtigter Sr. Majestät, nach Eröffnung des Siebenbürgischen Landtags am 17. d., den Assicurationseid ab und empfing dagegen den Homagialeid der Stände. Zur Erinnerung an dieses Ereigniß wurden goldene und silberne Münzen ausgetheilt, auf deren Avers das Bild des Kaisers mit der Umschrift: Ferdinando A. I. Regi Hung. M. P. Transsylvaniae, und auf der Reversseite das Siebenbürgische Wappen mit der Umschrift: Homagium praestitum Cibinii MDCCCXXXVII. zu sehen ist.

Erlau, 9. Mai. Auf die Einweihung unserer Kathedrale ist von dem Wiener Hofmedailleur Böhm eine Denkmünze geliefert worden, welche das Aeußere der Kirche mit den Umschriften: Ecclesia. Metropolitana. Agriensis. Honoribus. D. Joan. Ant. Port. Lat. Dic., auf der Kehrseite die Worte zeigt: Decursu. Unius. Lustri. Exstructa. MDCCCXXXVI. Consecrata. Nonis. Maii. MDCCCXXXVII. Patr. Alppo. J. L. Pyrker.

Rom. Am 28. April überreichte die Academie von San Luca den HH. Salvio und Thorwaldsen die goldenen Medaillen, welche sie denselben im vorigen Jahre zuerkannt hatte und welche die Inschriften: Gasparo Salvio, Architecto eximio Praesidi bene merenti, ex decreto Academiae Anno MDCCCXXXVI. und Alberto Thorwaldsen, Sculptori celeberrimo, sodali bene merenti, ex decreto Academiae Anno MDCCCXXXVI. führen.

Orleans. Hier ward am 8. Mai der Jahrestag der Befreiung der Stadt durch Jeanne d'Arc durch ein großes Musikfest gefeiert. Der Stadtrath hat 12,000 Fr. zu einer Medaille ausgesetzt, auf welcher auf der Vorderseite die Büste der Jeanne d'Arc, von Hrn. Ponsée, einem Maler aus Orleans, gezeichnet, und auf der Rückseite die Worte: Congrès musical, 8. Mai 1837. Orleans, angebracht werden. Diese Medaille von 20 Linien Durchmesser wird der Münzgraveur Coqué schneiden, und sie soll allen Künstlern, welche bei der Feier mitgewirkt haben, ausgehändigt werden.

Bauwerke.

München, 5. Mai. An der Stelle des verstorbenen D. Quaglio ist der verdienstvolle Architekt, Hr. Ohlmüller, Erbauer der schönen gothischen Kirche in der Vorstadt Au, von Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen beauftragt worden, die in Hohenschwangau begonnenen Arbeiten zu vollenden.

Digitized by Google

Erlau, 9. Mai. Am 7. ist die neue, in dem Zeitraum von fünf Jahren vollendete Kathedralkirche durch den Patriarchen-Erzbischof, Joh. Ladislaus Pyrker, feierlich eingeweiht worden. Sie ist im griechisch-römischen Styl gebaut und, sammt dem Porticus, zu welchem eine 54 Fuß breite Treppe hinaufführt, 300 F. lang und 168 breit. Die Höhe des mittleren Schiffs beträgt 72, jene der Kuppel 120 und die der beiden Thürme 168 F. Das mittlere Schiff wird von den beiden Seitenschiffen durch 16 mit Capitälen von korinthischer Ordnung versehene, 26 Fuß hohe Säulen getrennt, und die Kuppel durch 12 ähnliche gestützt. Das Musikchor rückwärts ruht auf 8 andern, so daß in Allem 56 Säulen im schönsten Ebenmaß das Auge erfreuen. Im Porticus stehen 8 majestätische 52 F. hohe Säulen von ähnlicher Ordnung. Vier schöne Gemälde, eines von einem Wiener, Joh. Danhauser, und drei von venetianischen Meistern, Gregoletti, Malatesti und Schiavoni, vierzehn Basreliefs von dem italienischen Bildhauer Casagrande, dann schöne Marmoraltäre nebst der schönen Kanzel und Orgel zieren das Innere, und fünf kolossale Statuen (von obigem Meister) über dem Porticus das Aeußere der Kirche, so daß Architektur, Plastik und Malerei hier ihren Tribut gezollt haben, den neuen Tempel zu schmücken, der von dem in Rom gebildeten Architekten, Joseph Hild, erbaut ist.

Paris, 15. Mai. Durch die Wiedereröffnung der Kirche von St. Germain l'Auxerrois ist eine Lücke in dem Stadtplan entstanden; nach welchem diese Kirche, um für die Straße Ludwig Philipps von der Colonnade des Louvre bis zu dem Stadthause Raum zu machen, hätte abgebrochen werden sollen; für den Kunstfreund ist jedoch die Erhaltung dieses Denkmals gothischer Baukunst, das schon aus dem siebenten Jahrhundert verstammt, von großem Werthe.

Rouen. Der Ausbau der Kathedrale von Rouen wird unter Leitung der HH. Dubois und Pinchon mit großer Thätigkeit betrieben. Schon erhebt sich ein Theil der von Alavoine entworfenen, aus Gußeisen construirten Thurmpyramide. Diese achteckige Pyramide ist durchbrochen und hat vierzehn Stockwerke, auf welchen die Krönung zu stehen kommt, die selbst eine Pyramide vorstellt, welche das Kreuz trägt. Die Krönung wird von einer vorspringenden Gallerie umgeben, zu welcher man vermittelst einer im Mittelpunkt der Thurmpyramide befindlichen Treppe gelangen kann. Diese große Pyramide wird gegen ihre Basis zu mit vier durchbrochenen Giebeln verziert, welche auf den mit großen fensterartigen Bogen durchbrochenen Hauptseiten stehen und mit vier in ihren Zwischenräumen stehenden Thürmchen durch die auf der massiven Thurmfläche stehende Balustrade vereinigt werden. Sieben Stockwerke der großen Pyramide und das Treppengehäuse in ihrer Mitte sind schon aufgerichtet; das Ganze erhebt sich bereits 97 Mètres 77 Centimètres oder 300 Fuß 11 Zoll 9 Linien über die Grundfläche der Kirche und 32 M. 70 Centim. oder 100 F. 8 Z. über den viereckigen gemauerten Thurm. Sieben andere Stockwerke nebst dem dazu gehörigen Theil der Treppe, die Krönung mit dem Kreuz, die Giebel, Thürmchen und die Balustrade sind noch übrig. (Nach diesen Angaben wäre der gemauerte Thurm 200 F. hoch und bekäme die eiserne Pyramide ebenfalls die Höhe von 200 F.) Die Anzahl der bis zum 31. December 1836 aufgesetzten Gußeisenstücke beträgt 1215 und ihr Gewicht 408,450 Kilogr. Im Jahr 1836 ist die Pyramide um 42 F. erhöht worden.

Dublin. Am 25. April wurden durch eine Feuersbrunst auch das alte Generalpostamt und die Königl. Arkade mit ihren mancherlei Merkwürdigkeiten zerstört.

Brüssel, 18. Mai. Man will den Thurm von Mecheln nach den alten Planen ausbauen. Er ist jetzt 350 F. hoch und wird mit der Spitze 466 haben, und das höchste Monument der Niederlande werden. Die Kosten sind auf eine Million angeschlagen und in 10 Jahren soll der Bau fertig seyn.

Ostindien. Der neue Palast in Murschedabad, eines der prachtvollsten Gebäude in Indien, das der Oberst Macleod aus den zur Unterstützung der Familie des Nabob bestimmten Fonds erbaut hat, ist nun beinahe ganz vollendet.

Ausgrabungen und Alterthümer.

Bonn. Im März d. J. ist nahe an der Koblenzer Straße ein römisches Monument beim Graben von Fundamenten gefunden worden. Es besteht aus zwei vierseitigen, zusammen gehörenden Steinen von demselben Grobkalk, aus welchem die meisten römischen Monumente um Bonn gebauen sind. Sie sind zusammen etwa 7 F. hoch und 3 F. breit. Auf der vordern breiten Seite sieht man oben in einer verzierten Nische das Brustbild eines Römers in Basrelief mit Tunica und Kriegsmantel, einen Commandostab in der Hand haltend. Das Brustbild ist über lebensgroß. Darunter steht folgende Inschrift in deutlichen Buchstaben: P. Clodio. P. F. Vol. — (Alb. Mil. Leg. I.) — An. XLIIX. Stip. XXV. — (H. S. E.); das letzte Zeichen in der zweiten Zeile ist ein T, weil der Verticalstrich nicht bis an den Horizontalstrich reicht, nach der Gewohnheit der Römer, die Zahlzeichen durch einen Strich darüber zu bezeichnen. P. Clodius war demnach ein Legat der ersten Legion, die unter Augustus bei Bonn ihr Standlager hatte, wie es die Stempel der meisten am Wichelshofe gefundenen, gegenwärtig im Museum vaterländischer Alterthümer zu Bonn aufbewahrten Mauerziegel bezeugen. Auf jeder der beiden andern Seiten des Steins befindet sich ein römischer Soldat in ganzer Figur und vollständiger Kleidung unter Lebensgröße, ebenfalls als Basrelief. Ueber jedem derselben hängt ein Schild mit verschiedenen Verzierungen.

Köln. Vor einiger Zeit ward beim Graben des Fundaments zur Pfarrschule der St. Columba-Kirche ein Taufbecken gefunden, das, allem Anschein nach, ein Werk des neunten oder zehnten Jahrhunderts ist. Das Ganze bildet ein rundes Becken; an vier Seiten stehen am äußern Rande Köpfe von sehr roher Arbeit hervor. Um das Becken sind verschiedene Ungeheuer angebracht, welche mit denen Aehnlichkeit haben, die man an den gnostischen Bildwerken wahrnimmt. Auf der einen Seite zeigen sich zwei Drachen, mit in einander geschlungenen Hälsen, auf der andern ein Löwenkopf mit zwei Leibern, dann ein Ungeheuer, das halb Fisch, halb Drache ist u. s. w. Dieses Becken ist im Hofe des Wallrafischen Museums aufgestellt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[356] **Kunst-Anzeige.**

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist zu beziehen:

Rudolph Weigel's Kunstkatalog. 4te und 5te Abtheilung. gr. 8. 12 gr.

Leipzig, am 1. Juli 1837.

Anstalt für Kunst und Literatur.

Digitized by Google

№. 61.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 1. August 1837.

Archäologie.

Premier Mémoire sur les antiquités chrétiennes. Peintures des Catacombes. Par M. Raoul-Rochette. Paris, imprimerie royale. 1836. 4. 78 S.

(Beschluß.)

Die innigste Verschmelzung heidnischer und christlicher Vorstellungen und Symbole in den ersten Jahrhunderten des neu entstandenen Christenthums kann ihren Grund nicht bloß dem Umstande verdanken, daß Christenthum und Heidenthum sich der Zeit nach berührten und gewissermaßen das eine sich aus dem andern entwickelte; es war zu der innigen Durchdringung beider eine innere Verwandtschaftlichkeit nothwendig, die trotz der Verschiedenheit der Ansichten in dem Grundprincipe dennoch die mannichfachsten Berührungspunkte darbot. Man wird nicht irren, wenn man diesen Einigungspunkt zunächst und zumeist in dem dem Menschen angebornen Trieb nach bildlicher Darstellung sowohl des Sinnlichen als selbst des Uebersinnlichen findet, einem Triebe, welchem die bildende Kunst überhaupt ihren Ursprung verdankt, und welcher gerade in dem mehr sinnlichen Heidenthum zu seiner vollkommensten Offenbarung gelangen mußte. In der Gemeinschaftlichkeit dieses Triebes begegnete sich die christliche und heidnische Menschheit, und da die ursprüngliche Lehre der neuen Religion gerade in der Abstraction von aller sinnlichen Vorstellung der höchsten Ideen bestand, und erst später in der mythologischen Ausbildung christlicher Legenden einen der Kunst zugänglichen Stoff fand, so mußte dieser unabweisbare Trieb seine Befriedigung um so mehr in der Benutzung des einmal vorhandenen, und selbst der neuen Lehre die willkommensten Analogien darbietenden Kunst suchen, und wir können mit Sicherheit behaupten, daß durch dieses Anschließen an eine sinnlichere Manifestation des Weltgeistes die übersinnliche Tendenz der Christuslehre selbst einen bildlichern Charakter erhielt und dabei in ihrer Würde nichts verlor. Lehnte sich demnach die christliche Kunst durchaus an die antike heidnische, so darf es nicht auffallend erscheinen, daß, als leztere sammt dem ganzen Heidenthum zerfiel und endlich einer neuern Zeit wich, in demselben Grade auch, je selbstständiger sich auf der andern Seite das Christenthum entwickelte und sich aller Beziehungen auf das Heidenthum zu entäußern bemüht war, dasselbe an künstlerischen Vorstellungen ärmer wurde, und zwar dieses um so mehr, als die an sich leicht verständliche und gerade dadurch allgemein beglückende Lehre des Heilands durch mannichfache Bearbeitung sich zu einem abstracten, dogmatischen Begriff nach und nach umgestaltete, welcher eine weitere, freiere Ausbildung derselben zu einem plastischen Cultus unmöglich machte, ja zu Zeiten selbst den Gebrauch bildlicher Vergegenwärtigung des Uebersinnlichen untersagte. Gerade dasjenige Element, das die Vollendung der griechischen Kunst bedingt hatte, der in beständiger Bewegung und Fortbilden begriffene Volksglaube, ging dem Christenthum verloren, und mußte das entgegengesezte Resultat für die Entwickelung des christlichen Cultus zur Folge haben.

Uebrigens jener oben hervorgehobene, Allen gemeinschaftliche Trieb nach bildlicher Versinnlichung oder Anschaulichkeit überhaupt ließ die älteren Christen in der heidnischen Kunst um so mehr Befriedigung finden, als der Charakter der alten Kunst gerade der damaligen christlichen Ansicht vollkommen entsprach. So mißlich und gefahrvoll die äußere Lage der Christen in den ersten Zeiten war, so leicht die mancherlei Bedrückungen und Verfolgungen, welchen sie fort und fort ausgesezt waren, sie zu einer bittern und traurigen Lebensansicht gebracht haben dürften, um so erfreulicher ist die nicht abzuläugnende Thatsache, daß die versöhnende und über die Zufälligkeiten des irdischen Lebens erhebende Christuslehre in ihrer Reinheit gerade dazu beitrug, den bittern Erfahrungen und vielfachen Leiden, die sie zu erdulden hatten, ihren Stachel zu nehmen, und die Bekenner des

Digitized by Google

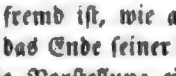
neuen Glaubens mit froher Ergebung in das Unvermeidliche, mit Heiterkeit, ja selbst Freudigkeit zu erfüllen. Ist diese Stimmung des Gemüths selbst großentheils der Charakter der alten Kunst, so finden wir denselben auch gerade in den bildlichen Darstellungen der ältesten Christen treu wiederholt. Ueberall stoßen wir in der Vorstellungsweise dieser Christen, namentlich so weit sie in den Katakomben, als den größtentheils ältesten Ueberresten der christlichen Kunst, vorliegt, auf heitere, wohlthuende, beruhigende Situationen, denen die ernste, strenge, durch traurige Erinnerungen mehr Schrecken und Trauer erregende Seite des Christenthums fremd ist, wie auch Hr. Raoul-Rochette, namentlich gegen das Ende seiner Schrift, hervorgehoben hat. Daher ist die Vorstellung eines gekreuzigten Heilandes noch fern, ja man sucht vergeblich nach eigentlichen Passionsscenen; selbst, was so nahe gelegen hatte, bildliche Vorstellung der Martyrien findet sich, mit Ausnahme weniger, die zumal späterer Zeit anzugehören scheinen, beinahe gar nicht. Vgl. Raoul-Rochette S. 73 und 74. Wenn hierbei die Einwirkung antiker Kunstansicht unverkennbar ist, wornach die Darstellung alles leidenschaftlich die Sinne anregenden Widrigen, als mit der Idee des Schönen unvereinbar, ausgeschlossen blieb, so soll doch auch hierbei der Einfluß der Christuslehre selbst in ihrer ursprünglichen, reinsten Auffassung nicht in Abrede gestellt werden. Denn eine Religion, die ihr Wesen in der Liebe findet, welche, recht verstanden, weder Kasteiung des Fleisches gebietet, noch sich schrecken- und qualvoller Vorstellungen als Mittel einer Gottesverehrung bedienen will, konnte in dieser Urzeit des Christenthums auch nur einen diesem Wesen entsprechenden Cultus hervorrufen, der sich in den angenehmsten Bildern aussprach, nicht aber sich in mehr das Gemüth niederschlagenden, als erhebenden Vorstellungen einer gewissermassen wie zu Leiden und Unglück ausersehenen Gemeinde gefiel. Letztere Ansicht findet sich erst in den Kunsterzeugnissen einer späteren Zeit ausgesprochen, ganz gemäß den Vorstellungen, die sich in Folge überhandnehmender Barbarei, nach gänzlichem Untergange des Alterthums, durch die leider nur zu oft mißverstandene Lehre des Heilandes und durch die Unduldsamkeit einer gebieterischen Kirche geltend gemacht haben.

F. O.

Steinmetzzeichen.

Die früher von Unterzeichnetem im Kunstblatt (1833 Nr. 19 und 104) besprochenen Steinmetzzeichen dürften — so ist ihm bei seitdem fortgesetzter Beachtung derselben erschienen — für die Geschichte der deutschen Baukunst und der dabei thätigen Meister, Gesellen und Innungen oder Gilden, Bauhütten u. s. w. immer beachtenswerther werden. Bezeichnend ist die Wiederkehr desselben Zeichens in denselben oder benachbarten oder auch fernen Kirchen und Gebäuden. Vielfach finden sich solche in den Schlußsteinen.

Ich theile hier eine Anzahl mit, die ich der Güte des Hrn. Zeichnungslehrers Knell an der lateinischen Schule zu Grünstadt im bayerischen Rheinkreise verdanke.

Im Kloster Rosenthal finden sich die wesentlich ähnlichen Zeichen  , ferner:

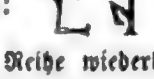
und

Im Dorfe Sausenheim bei Grünstadt in der katholischen Kirche

an einem Bildstöckchen daselbst

Am Rath- und Schulhause ebendaselbst unter einem Engel mit Schilde

An der dortigen protestantischen Kirche befindet sich Eingangs dieses Zeichen ; am schönen und alten Taufsteine, der aus einer andern Kirche hierhergebracht wurde, in einem Kleeblatt

Die obigen Zahlen erinnern an die ähnlichen der odenwaldischen, in Nr. 77 und 78 des Kunstblatts 1829 besprochenen Säulen; während an die Cadolzburger Zeichenzeilen (Kunstblatt 1831 Nr. 55) mehr folgende Zeichen der katholischen Kirche zu Neu-Leiningen erinnern, über deren Eingange diese stehen:  , von welchen einige in folgender Reihe wiederkehren, die sich am Thurme jener Kirche finden:

aus welcher Wiederkehr und Uebereinstimmung die Absichtlichkeit und Bedeutsamkeit solcher Zeichen immer mehr bestätigt wird.

Dr. H. F. Maßmann, Professor.

Digitized by Google

Nachrichten vom Mai.

Ausgrabungen und Alterthümer.

Rom, 1. Mai. Die Vulcenter Ausgrabungen, welchen man mehr als fünf namhafte Museen und die staunenswerthe Fülle von Vasendenkmälern verdankt, welche durch ganz Europa seit wenigen Jahren verbreitet worden sind, werden gegenwärtig von dem Unternehmer derselben, Hrn. Vincenzo Campanari, seinerseits beschlossen. Trotz dem, daß das weite Terrain seit mehr als sieben Jahren fast nach allen Seiten hin durchwühlt und ausgespürt worden ist, hat doch auch der verflossene Winter noch eine bedeutende Masse interessanter Denkmäler zu Tage gefördert. Nicht bloß Vasen, deren Ausbeute immer noch reich genannt zu werden verdient, sondern auch Bronzen, Goldarbeiten und andere Kostbarkeiten dieser Art sind in großer Anzahl aufgefunden worden. Vor allen zeichnen sich jene schönen Bronzespiegel aus, deren Graffit-Zeichnungen uns einen der seltsamsten Mythen-Cyclen liefern. Von diesen sollen mehr als 16 entdeckt worden seyn; viele davon sind beschrieben und versprechen wichtige Aufschlüsse. So ist z. B. eine großartige Gewandfigur, welche den Namen des Kalchas in etruskischen Schriftzügen beigeschrieben trägt, zum Vorschein gekommen. Einen der reichsten Funde verdankt man indeß diesen lezten Tagen; derselbe wird mit um so größerer Freude aufgenommen, als er kurz vor den Schluß der Ausgrabungen fällt. Man hat nämlich eine bis dahin unberührte Grabeskammer geöffnet, in der man ein Skelet fand, welches zwei goldene Kronen auf dem Schädel hatte, die eine mit Lorbeer-, die andere mit Eichenblättern. Außerdem war der Todte mit reichem Goldschmuck nach allen Seiten hin bedeckt; drei Medaillons mit figurenreichen Verzierungen deckten die Brust; von 11 ähnlichen, aber kleinen Medaillons sind 5 rund, 6 länglich-rund und ebenfalls mit Masken, Flügelfiguren und menschlichen Gestalten geziert. Die Ohren schmückten zwei große Goldgehänge; zwei Ringe mit trefflich geschnittenen Scarabäen fanden sich an den Fingern vor. In der Grabeskammer selbst standen zwei Candelaber und fünf Feuerherde, ein Helm, vier gravirte Spiegel und mehrere kleine Vasen von Bronze. Nicht geringer ist die Menge von Gefäßen aus gebrannter Erde, die rund um den Leichnam und in den Ecken des Grabes aufgestellt waren und die sich durch trefflichen Styl und interessante Gegenstände auszeichnen.

Schon im verflossenen Herbste ward ein altes Theater bei Fallerone entdeckt, welches, wie sich aus den nunmehr beim archäologischen Institut eingegangenen Zeichnungen und näheren Nachrichten ergibt, äußerst bedeutend ist. Die Scene des römischen Theaters ist hier zum ersten Male zu Tage gekommen, vollständiger als bei den Theatern von Sagunt und Pompeji. Die Mauern des Amphitheaters erheben sich über 40 F. An die Scene stoßen hinten Thermengebäude. An verschiedenen Stellen dieser großartigen Ruine hat man Bronzestatuen, Inschriftenreste und namentlich zwei äußerst werthvolle Statuenfragmente gefunden. Das eine stellt eine Muse vor, das andere einen nackten schlanken Leib, vielleicht einem Merkur angehörig, von dessen Schulter merkwürdiger Weise eine Aegis nach Art einer kleinen Chlamys herabhängt. Dieses Theater war ganz mit einem Eichenwald bedeckt. Die beiden Brüder de Dominicis haben diesen nicht geahnten Schatz ans Tageslicht gezogen.

Kopenhagen. Ein Bauer im Kirchspiel Heltborg im nördlichen Jütland hat in einem Hügel, in dem er einen Ziegelofen anlegen wollte, das größte Grabgewölbe, das bisher gefunden wurde, vielleicht einen Tempel der heidnischen Zeit, entdeckt. Das Hauptgewölbe ist zwölf Ellen lang, 2½ Ellen hoch und 5½ Ellen weit. Die Wände bestehen aus ungeheuren, zum Theil abgerundeten Steinblöcken, von denen einige 9 F. im Umkreise messen, und so dicht an einander schließen, daß gar keine Erde hinuntergefallen war, als die Arbeiter ins Gewölbe traten. Außer diesem Hauptgewölbe sind zwei nach Osten und Westen gelegene Nebengewölbe ausgegraben, von denen das östliche den Eingang gebildet zu haben scheint. Im Hauptgewölbe auf der linken Wand, dem Eingange gegenüber, finden sich einige Runen und Hieroglyphen. Uebrigens sind bis jezt, mit Ausnahme eines Hammers, weder Opfergeräthe noch Waffen, Urnen oder Geschmeide ausgegraben worden. Hoffentlich wird der Zerstörung dieses Denkmals von der Ortsobrigkeit vorgebeugt werden.

Kahira. Seit einiger Zeit ist man mit Oeffnung der kleinen Pyramide von Dschize beschäftigt. In der großen hat man kürzlich eine neue Kammer entdeckt; sie ist ganz leer und um 2 F. kürzer als die bekannte Königskammer. Zwei Mumienbrunnen, welche an Umfang die früher entdeckten weit übertreffen, ist man beschäftigt, von Sand zu reinigen. Alle diese Arbeiten geschehen auf Rechnung der Obersten Campbell und Weise.

Statistik der Kunst.

Madrid, 2. Mai. Ein Circular des Ministers des Innern vom 28. April bestimmt, daß in Zukunft keine Gemälde und Kunstgegenstände von nicht mehr lebenden Meistern, ohne vorgängige Erlaubniß der Regierung, nach dem Auslande oder den Colonien ausgeführt werden sollen. Die Ankäufe, welche die französische Regierung während des gegenwärtigen Bürgerkriegs hat machen lassen, dürften die nächste Veranlassung dieser Verordnung seyn.

Versteigerungen.

Brüssel, 5. Mai. Gestern begann die Versteigerung der schönen Gemäldesammlung des verstorbenen Grafen von Robiano. Sie besteht aus nicht weniger als 736 Nummern.

London. Die Bücher, Kupferstiche und Prachtwerke des Hrn. Ottley, so wie seine ausgezeichnete Sammlung von Handschriften und andern Materialien zur Geschichte der Kupferstecherkunst, über die er bekanntlich ein Werk geschrieben, werden bald zur Versteigerung kommen.

Paris. Die große Sammlung der Aquarellen des verstorbenen Bonnington, welche der ebenfalls unlängst hier verstorbene Kunstfreund, Hr. Brown, mit großen Kosten zusammengebracht hatte, wurde vor Kurzem hier versteigert. Der Graf Demidoff hat die besten Stücke, und zwar u. A. den Alterthümler mit 1140 Fr., eine Meeransicht bei der Ebbe und untergehenden Sonne, mit 2582 Fr., und ein kleines Mädchen, eine kaum handgroße Zeichnung, mit 5700 Fr. bezahlt. Hr. Dubois kaufte Heinrich IV. und den spanischen Gesandten für 2000 Fr.; Hr. Remi das Innere einer Gallerie für 1110 Fr. ꝛc. Die Versteigerung trug im Ganzen 45,000 Fr. ein.

Die Versteigerung der Durand'schen Antikensammlung, zu welcher Hr. de Witte den Katalog gefertigt hat, fand am 8. Mai u. f. statt.

Digitized by Google

Persönliches.

London, 1. Mai. Der Graf Aberdeen ist von der Königl. alterthumsforschenden Gesellschaft für das nächste Jahr zum Präsidenten gewählt worden.

Paris, 13. Mai. Hr. Batout, Bibliothekar des Königs, ist zum Director der Abtheilung für die öffentlichen Denkmäler im Ministerium des Innern ernannt worden.

München, 25. Mai. Prof. Wagner ist den von Rom vor Kurzem hier angekommenen Kunstwerken gefolgt und nach 29jähriger Abwesenheit hier wieder eingetroffen.

Nekrolog.

Turin. Der berühmte Decorationsmaler Fabricio Sevesi, Professor der hiesigen Kunstakademie, ist am 9. Mai gestorben.

Kupferwerke.

London. Caveler, Select specimens of gothic architecture. Viertes Heft. Enthält Abbildungen der sehr schönen gothischen Kirche zu Stone in Kent, aus der Zeit Heinrichs IV.

Select examples of architectural grandeur in Belgium, Germany and France, by Chs. Wild. Großquart, in 24 Blättern, nebst Text. Die Zeichnungen alle von Wild selbst, die Stiche von F. de Keur u. A.

Roberts' Spanish Sketches, enthaltend Ansichten von Madrid, Sevilla, Granada, Cordova, Bourgos, Xeres, Malaga, Gibraltar ꝛc., auf Stein gezeichnet. Preis: schwarz 4 Pf. 4 Sch.; color. und besonders aufgezogen 10 Pf. 10 Sch.

Das von dem Prof. Ingram seit 1832 herausgegebene, mit schönen Stichen von Le Keux nach Mackenzie's Zeichnungen ausgestattete Werk: Memorials of Oxford, ist nun mit dem 50sten Hefte vollendet und bildet ein Werk von drei Bänden. Auch die vielen als Vignetten und Schlußverzierungen angebrachten Holzschnitte von Jewitt sind eine Zierde des Werkes. Der Kupferstecher wird am 1. Juli das erste Heft eines ähnlichen Werkes über Cambridge ausgeben.

Woodland gleanings (Aehrenlese von Waldpartien) mit 64 schönen Holzschnitten, Baumpartien u. dgl. darstellend. Bei Tilt. 8. 10½ Schill.

Binnen Kurzem wird von J. F. Lewis nach Originalzeichnungen von J. Coke Smyth ein Prachtwerk über Constantinopel erscheinen. Fol. schwarz 4 Pf. 4 Sch.; colorirt 10 Pf. 10 Sch.

Paris. Von C. Nebel's Werke über Mexiko: Voyage pittoresque et archéologique dans la partie la plus intéressante du Mexique, ist nun mit dem neunten und zehnten Hefte der Schluß erschienen.

Zanotto, Pinacoteca della J. R. Accademia Veneta di belle arti etc. Fasc. 1 — 48. (Jedes Heft 6 Abbild.) Venezia.

Les arts au moyen-age, en ce qui concerne principalement le Palais Romain de Paris, l'Hôtel de Cluny, issu de ces ruines, et les objets d'art de la collection de Mr. du Sommerard. Sollen vier Bände in 8. mit einem Atlas in fl. Fol. von 100 in Kupfer gestochenen und lithographirten Blättern werden. In 25 Lieferungen. Preis jeder Lieferung 7 Fr. 50 Cent. schwarz, und 15 Fr. colorirt. Das Ganze 187 Fr. 50 Cent., in zwei Jahren zahlbar.

Literatur.

Frankreich. F. Lajard, Recherches sur le culte, les symboles, les attributs et les monumens figurés de Vénus, en Orient et en Occident. Introduction. Paris. 4. 4½ Bog. Mit einer lithogr. Tafelle und 50 Kupfern. Folio.

Fourmier des Ormes, La peinture. Poëme. Précédé d'une dissertation sur le poëme didactique par Mr. Charpentier. Paris. 8. Mit 2 Kupferstichen.

Quatremère de Quincy. Essai sur l'idéal dans ses applications pratiques aux oeuvres de l'imitation propre des arts du dessin. Paris. 8.

H. J. Bedotti, Traité sur l'art de la restauration des tableaux. Paris. 8. 2 Fr. 50 Cent. — Die lange Erfahrung und Gemäldekenntniß des Verfassers muß dieser Schrift zur Empfehlung dienen. Von Hrn. B.'s Kennerschaft und Geschicklichkeit legt folgender Vorfall Zeugniß ab, der sich vor Kurzem ereignete. Ein altes Bild, Kinder mit musikalischen Attributen spielend, hatte seit längerer Zeit in dem Kunstsaale des Hrn. Bellioded gehangen, ohne daß ein Kunsthändler oder Kunstfreund seinen Werth oder den Maler hätte bestimmen können. Bedotti, der erst kürzlich in Paris angekommen, erkannte es sogleich für einen Domenichino, was den bekannten Gemäldehändler, Hrn. Dubois, bestimmte, es für 500 Fr. zu kaufen. Nach acht Tagen verkaufte er dieses Bild an einen der reichsten Pariser Capitalisten für 22.000 Fr.

Mémoires de la société des antiquaires de la Morinie. T. III. St. Omer. 1856. 8. 23½ Bog. 8 Fr.

J. J. Estrangin d. J., L'amphithéâtre romain à Arles, rapport addressé à l'acad. archéol. de Rome. Marseille. 8. 1 Bogen.

H. Roux d. Ae. und Ad. Bouchet, Herculanum et Pompeji. Recueil général de peintures, bronzes, mosaïques, découverts jusqu'à ce jour, augmenté de sujets inédits. Paris. Liv. 1. 8. 1 Bog. und 8 Kupf. 1 Fr. (Wird aus 100 Lieferungen bestehen, von denen jeden Sonnabend eine erscheint.)

Lécompte, Mélanges d'ornemens divers. Paris. Liv. 4. Fol. 5 Fr.

Mémoires de la société des antiquaires de l'Ouest. T. 2. Poitiers. 8. 27¼ Bog.

Italien. Micali, Storia degli antichi popoli italiani. Edizione 2. Fasc. 1 — 21. 8. Milano.

Politi Giuseppe. Siracusa pei viaggiatori, ovvero Descrizione storica, topografica delle attuali antichita di Ortigia, Tiga, Napoli ed Epipoli che componevano l'antica Siracusa. Con pici tavole in rame. 8. Siracusa.

Ranalli (Ferdinando), Sopra un disegno di Raffaele Sanzio rappresentante la deposizione di croce, colorito da incerto autore. 8. Roma.

Deutschland. Beschreibung der diesjährigen Gemäldeausstellung in Königsberg, Danzig, Stettin und Breslau; herausgegeben von Dr. E. A. Hagen, Professer der Kunstgeschichte an der Universität zu Königsberg. Königsberg, 1857. 95 S.

Kreuz- und Quergedanken eines Dresdener Ignoranten vor den Düsseldorfer Bildern über die Düsseldorfer Bilder und manches Andere von Heinrich Paris. Dresden, 1857.

Drei Briefe zur Widerlegung der Kreuz- und Quergedanken eines Dresdener Ignoranten ꝛc. von Freiherrn von Friesen. Im April 1857. Dresden, bei Blochmann.

Russische Denkmäler. In den Jahren 1828 und 1855 gesammelt vom Domherrn Meyer. 2 Bände. Altona, bei Perthes-Besser und Mauke. 1857.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 62.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 3. August 1837.

Mittheilungen über ein grosses italienisches Mosaikgemälde aus dem dreizehnten Jahrhundert, welches im Laufe dieses Jahres nach Deutschland gesendet werden wird.

Venedig, im April 1837.

Die Kirche des heiligen Cyprianus auf der Insel Murano bei Venedig gehörte zu denen, welche, nach dem Ende der französischen Herrschaft dem Staate anheimgefallen, zum öffentlichen Verkauf gekommen waren. Sie kam in den Besitz eines Juden. Man hatte jedoch, in Voraussicht der Zertrümmerung, das Mosaikgemälde der Absis von dem Kauf ausgeschlossen. Inzwischen mußte auch darüber eine Entscheidung gewonnen werden, wenn der Käufer der Kirche nicht einen bloßen Scheinkauf gemacht haben sollte. Eine Commission von Künstlern und Vorstehern der Akademie wurde beauftragt, den Werth des Gemäldes festzustellen, das sodann gleichfalls unter den Hammer gebracht werden sollte. Hier ergab sich nun sogleich die große Schwierigkeit der Ablösung und Erhaltung des Gemäldes, und in Betracht, daß die dafür zu verwendenden Kosten nicht in Verhältniß zu dem Kunstwerth des Werkes stünden, wurde der Geldwerth desselben von der Commission dem der darauf verwendeten Glasstiften gleich, nämlich auf einige hundert Zwanziger gestellt. Voraussichtlich wäre das Gemälde um diesen Preis bei der Versteigerung von irgend einem der Restauratoren der Mosaiken der Marcuskirche erstanden, zerschlagen und als Ausbesserungsmaterial verwendet worden.

Glücklicherweise hatte der Kronprinz von Preußen sowohl vom Gemälde als von den obwaltenden Umständen Kenntniß, und ihm zunächst verdanken wir die Erhaltung eines der vortrefflichsten Werke aus der Periode der neuerwachenden Kunst, und noch mehr, ihm verdankt Deutschland die erste Aufstellung eines derartigen Denkmals. In seinem Auftrag und für ihn erstand der Königl. preußische Consul Hr. v. Köpf in der angeordneten Versteigerung das Gemälde, und wir dürfen es als ein besonderes Glück preisen, daß dem fürstlichen Willen die Umsicht, Theilnahme und Thätigkeit dieses Mannes zu Gebote standen, ohne welche die vielen sich darbietenden Schwierigkeiten nicht zu überwinden waren. Derer zu geschweigen, die schon dem Ankauf im Wege standen, blieb nach demselben immer noch die große, vordem noch nicht gelöste Aufgabe, ein Mosaikgemälde von circa 18 F. Höhe und 20 F. Breite aus dem baufälligen Gewölbe einer Nische unversehrt abzunehmen, und dasselbe zur unveränderten Wiederaufstellung in Stand zu setzen. Das Glück war auch Hrn. v. Köpf günstig und führte ihm zwei junge Künstler zu, die mit rastlosem, nie genug zu lobenden und jeder Belohnung würdigen Eifer unter seiner Leitung und Theilnahme das Gemälde abgelöst und die Vorrichtung zur neuen Aufstellung fast vollendet haben. Sie heißen P. Querena und Lodovico Priuli und sind Venetianer. Das Verfahren, welches sie bei der Ablösung des Gemäldes beobachtet haben, ist folgendes:

Nachdem sie den Plan des Bildes und alle Abweichungen der Linien genau vermessen (denn es war keine regelmäßige Form, kein Halbkreis, keine Horizontale ꝛc. mehr vorhanden), bereiteten sie eine Leinwand auf den Grund dieser Zeichnung in quadratischen, genau an einander passenden Stücken, überzogen das Gemälde mit einem besonders zubereiteten Leim und befestigten darauf Stück für Stück die Leinwand, so daß zuletzt das ganze Bild bis aufs Haar damit bedeckt war. Hierauf fingen sie an, die einzelnen Quadrate mit Hülfe von Hammer und Meißel von der Mauer abzulösen. Drei Lagen Mauerbewurf fanden sie hinter dem Gemälde, die, unter sich verbunden, alle drei abgenommen werden mußten. Zu unterst lag der gewöhnliche Mauerbewurf; hierauf folgte ein weicherer, mit Stroh vermischter, und auf diesem der steinharte, in welchem die Glasstifte befestigt waren. Leztere mußten natürlich von allem Mörtel und Gyps befreit werden, um eine neue glatte Fläche zu

Digitized by Google

gemacht, was Wilhelm von Humboldt in „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" (1792) ausführlich begründet hatte. Auch Kant hatte sich in seiner Rechtslehre (1797) dahin ausgesprochen, daß der Staat Zwangsgesetze nur für äußere Handlungen geben könne, nicht aber für innere Gesinnungen. Diese Ansicht ist auch in die Verfassungsurkunden übergegangen. Sie kommt in Deutschland zuerst in der Verfassung von Nassau vom 1. September 1814 zum Ausdruck, wo es in § 2 heißt: „Die Freiheit des Gewissens und des religiösen Bekenntnisses wird jedem Einwohner des Herzogtums gesichert." Ähnlich bestimmt § 4 der Verfassung von Sachsen-Weimar vom 5. Mai 1816: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ebenso § 4 der Verfassung von Sachsen-Meiningen vom 23. August 1829: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Sachsen-Coburg-Gotha vom 3. Mai 1852: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Sachsen-Altenburg vom 29. April 1831: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Anhalt-Bernburg vom 17. Mai 1848: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Anhalt-Dessau vom 17. Mai 1848: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Anhalt-Köthen vom 17. Mai 1848: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Schwarzburg-Sondershausen vom 15. Juli 1857: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Schwarzburg-Rudolstadt vom 15. Juli 1857: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Reuß ältere Linie vom 15. Juli 1857: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Reuß jüngere Linie vom 15. Juli 1857: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Lippe-Detmold vom 15. Juli 1857: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Schaumburg-Lippe vom 15. Juli 1857: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Waldeck vom 15. Juli 1857: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Hessen vom 17. Dezember 1820: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Baden vom 22. August 1818: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Württemberg vom 25. September 1819: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Bayern vom 26. Mai 1818: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Sachsen vom 4. September 1831: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Hannover vom 26. September 1833: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Braunschweig vom 12. Oktober 1832: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Oldenburg vom 18. Februar 1849: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Mecklenburg-Schwerin vom 10. Oktober 1849: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Mecklenburg-Strelitz vom 10. Oktober 1849: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Hamburg vom 13. Oktober 1849: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Lübeck vom 10. Oktober 1849: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Bremen vom 10. Oktober 1849: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses." Ähnlich § 4 der Verfassung von Elsaß-Lothringen vom 31. Mai 1911: „Jeder Einwohner genießt Gewissensfreiheit und Freiheit des religiösen Bekenntnisses."

Die Verfassungsurkunden sagen nicht, was unter Gewissensfreiheit zu verstehen ist. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit der Gesinnung oder auch Freiheit der Handlung bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Irrtums bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Unsinns bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Verbrechens bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Selbstmords bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Mordes bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Diebstahls bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Meineids bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Hochverrats bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Landesverrats bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Majestätsverbrechens bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Aufruhrs bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Landfriedensbruchs bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Hausfriedensbruchs bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsvergehens bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsspotts bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsverbrechens bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsvergehens bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsunfugs bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsübertretungs bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsordnungswidrigkeits bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsordnungsstrafbarkeits bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsordnungsstrafbarkeitsfreiheits bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsordnungsstrafbarkeitsfreiheitsfreiheits bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsordnungsstrafbarkeitsfreiheitsfreiheitsfreiheits bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsordnungsstrafbarkeitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheits bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsordnungsstrafbarkeitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheits bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsordnungsstrafbarkeitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheits bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsordnungsstrafbarkeitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheits bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsordnungsstrafbarkeitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheits bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsordnungsstrafbarkeitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheits bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsordnungsstrafbarkeitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheits bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsordnungsstrafbarkeitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheitsfreiheits bedeutet. Sie sagen nicht, ob Gewissensfreiheit nur Freiheit des Gewissens oder auch Freiheit des Religionsstörungsordnungsstrafbarkeitsfreihe

noch das marmorne Knäbchen von der Hand des Raffael besitze und für welchen äußersten Preis er es ablassen würde. Die Antwort darauf ist nicht in den Malerbriefen erhalten; wir müssen uns daher mit dieser Angabe benügen, die der Statue eines Kindes von Raffaels Hand erwähnt, leider ohne es genauer zu bezeichnen. Auch der ungenannte Biograph Raffaels, den Comolli herausgegeben hat, gedenkt dieses Knaben (putto) auf gleich unausreichende Weise. Wundern darf man sich daher nicht, wenn die neuesten Lebensbeschreiber Raffaels (Quatremère-de-Quincy — Longhena S. 752 und Nagler S. 251) nicht anzugeben wissen, wo diese Statue hingekommen sey.

Vielleicht gelingt es, den Kunstfreunden dieses verschwundene Denkmal in unserer nächsten Nähe nachzuweisen.

Die Sammlung der Mengs'schen Gypsabgüsse zu Dresden besizt die Gruppe eines lebensgroßen Knäbchens (N. LXXXII.), das mit einer Wunde in der Seite todt auf einem Delphine ruht, der das Kind sorgsam zu tragen scheint. Denn nicht allein hat er sich schonend gekrümmt, um dem Knaben auf seinem Rücken ein bequemeres Lager zu bereiten, hat ihm unter die Füße seine Flossen wie einen Schemel untergelegt, sondern auch, um ihn ja nicht zu verlieren, mit dem Munde bei den Locken gefaßt.

Diese Gruppe wird in dem gedruckten Verzeichnisse der Sammlung (von J. G. Matthäy, Dresden u. Leipzig, 1831.) als ein Abguß eines in Turin befindlichen antiken Werkes (denn was für modern angenommen ist, wird einzeln bezeichnet) aufgeführt, aber irrig. Schon der erste Blick belehrt, daß es ein modernes Werk sey. Auch daß es in Turin vorkomme, ist unrichtig. Das von Schorn gegebene Verzeichniß der Turiner Marmor im III. Bande der Amalthea (S. 457 ff.) gibt durchaus nichts, was auf dieses Monument zu deuten wäre, und das mangelhafte Inventar, nach welchem diese Sammlung von den Mengs'schen Erben erkauft ward, führt es unter dem Titel

Putto morto di S. A. R. di Parma

sehr bezeichnend auf. Noch Genaueres gibt jedoch Cavaceppi in seiner Raccolta d'antiche statue, bei dem sich T. I. f. 44 unsere Statue mit der Unterschrift abgebildet findet: Delfino che riconduce al lido il fanciullo da lui involontariamente ucciso con una delle sue spine nel condurlo a solazzo per mare. Opera di Raffaello, eseguita da Lorenzetto e presentemente posseduta da Sua Ecc. il Sign. Bali de Bretueil, Ambasc. della Sacra Religione Gerosolimitana presso la Santa Sede.

Da hätten wir also Raffaels putto! und auch eine Erklärung, warum Mengs in seine Sammlung von Abgüssen nach Antiken diesen Abguß nach einem modernen Werke aufnahm. Fast bei allen modernen Werken, die er auswählte, lassen solche kunstgeschichtliche Beziehungen sich nachweisen. So war ihm beim Ganymed aus der Florentiner Gallerie N. LXV (in Gori Mus. Flor. III. f. V) gewiß nicht entgangen, daß fast die ganze Statue dem Benvenuto Cellini gehört. Mengs scheint die von Cavaceppi gegebene Bezeichnung nicht verworfen zu haben, und selbst dieser Umstand rechtfertigt eine genauere Nachfrage, mit welchem Rechte Cavaceppi sie gewagt hat. Wenn er eine geschichtliche Tradition kannte, so müssen wir doppelt beklagen, daß er sie uns entzogen hat; denn seiner Raccolta ist kein Text beigegeben. Hatte er bloß kunstkritische Gründe, so steht uns über ihre Gültigkeit ein eben so entscheidendes Urtheil zu, als ihm selbst, da Werke von Raffael in so großer Menge vorliegen, daß aus ihrer Uebersicht wohl sich Jeder jezt noch eine Ueberzeugung verschaffen kann, was er für Raffaelisch halten müsse, oder nicht müsse.

Auf diese leztern Gründe sehen wir uns jezt beschränkt; und ihre Erwägung ist Cavaceppi's Bezeichnung nicht ungünstig.

Der dargestellte Knabe erinnert lebhaft an das oft von Raffael benuzte Modell, das allen Verehrern des Künstlers aus der Madonna von Foligno, aus der Galathea u. s. w. gegenwärtig ist. In der Bildung seiner Formen zeigt sich dieselbe Derbheit, in der Stellung eben so viel Einsicht als Gefühl; und selbst der Delphin hat Prüfenden nur eine Wiederholung des Seefisches scheinen wollen, den Raffael bei seinem jugendlichen Jonas in der Loretto-Capelle der Kirche S. Maria del popolo zu Rom angebracht hat (gestochen von Dovigny in Maffei's Raccolta di statue). Wahrscheinlich beschränkte sich Raffaels Antheil an der Ausführung des Knäbchens auf gerade so viel als man ihm am Jonas zugestehen kann. Diese leztere Statue galt bei den Einen für die ausschließliche Arbeit Raffaels, von den Andern wurde sie entschiedener dem Lorenzetto (Lorenzo di Lodovico Campanajo) zugetheilt, wie vom Vasari (VI. S. 94 der Sienes. Ausg.), der wohl das Richtige in den Worten andeutet: perche ajutato dal giudizio di R. condusse a perfezione quelle figure. Raffaels bloß mittelbaren Antheil an ihr hat Adv. Fea (Notizie intorno Raf. p. 6.) jezt auch aus einer Handschrift des Piero Ligorio in der vatican. Bibliothek (N. 3374 S. 224) dargethan, in welcher erzählt wird, daß sie aus einem Stücke antiken Marmors vom Tempel des Castor und Pollux durch Lorenzetto nach einer Raffael'schen Zeichnung ausgeführt wurde. Den Worten di mano di Raffaello wäre sonach eine sehr weite Bedeutung gegeben worden. Jene Zeichnung Raffaels zum Jonas soll sich nach Pungileoni im Besitze des Marchese Antaldo Antaldi befunden haben; und gibt es eine zum putto, so wird sie gewiß dem Eifer Hrn. Passavants

Digitized by Google

nicht entgehen, der auf die Angabe Cavaceppi's und den Gypsabguß der Mengs'schen Sammlung durch mich aufmerksam gemacht, als er vor Kurzem in Dresden war, kein Bedenken trug, in der Gruppe einen Einfluß Raffaelscher Kunstweise anzuerkennen. Ob das Original noch jezt sich in Parma befinde, war bis jezt nicht zu erfragen.

Dresden, Januar 1837.

H. Hase.

Nachrichten vom Juni.

Akademien und Vereine.

Rom, 16. Mai. Die Ausstellung des hiesigen Kunstvereins ist nunmehr geschlossen. Unter den acht Bildern, welche von dem Verein angekauft und verloost wurden, befinden sich vier von deutschen Malern (Catel, Rittig, Foly und Gmelin). Uebrigens läßt sich, obwohl der Verein von der Regierung begünstigt wird, demselben ein baldiges Ende prophezeihen, da mehrere Künstler ihm entgegenarbeiten und bei der Mehrzahl der Römer selbst wenig Sinn für Kunst zu finden ist. Die Einnahme vermindert sich von Jahr zu Jahr, und betrug im lezten nur 1612 Scudi.

London, 6. Juni. In der lezten Versammlung des Instituts der britischen Architekten wurde eine mit vielen Zeichnungen begleitete Abhandlung des Hrn. Hittorf in Paris, in Bezug auf die polychrome Architektur der Alten, namentlich an dem Tempel des Empedocles in Sicilien, verlesen. In einigen modernen Gebäuden, z. B. der Bibliothek des britischen Museums, hat die Anwendung farbiger Marmorarten einen sehr angenehmen Eindruck hervorgebracht. Ein Mitglied der Gesellschaft bemerkte hierbei, daß das polychrome System der Baukunst selbst in mehreren Theilen von Hindostan, wo das Innere der Tempel bemalt gefunden werde, im Gebrauch sey.

Binnen Kurzem werden hier zwei Kunstvereine errichtet seyn. Bei dem einen, Art Union (Kunstverein) genannt, werden die Preise in Geldgewinnsten bestehen, welche diejenigen, denen sie zufallen, zum Ankauf irgend eines neuen Kunstwerkes, das sie auf der Ausstellung der Akademie, der Wasserfarbenmaler ꝛc. aussuchen können, verwenden müssen; bei dem andern, der Society for the Encouragement of British Art (Gesellschaft zur Aufmunterung der britischen Kunst) bestehen die Preise aus Bildern, die von einem durch die Mitglieder erwählten Ausschusse ausgesucht werden.

Berlin, 16. Juni. Unter dem Vorsiz des Professors G. Niedlich, in Abwesenheit der Directors, fand heute die Prämienvertheilung an die Eleven und Schüler der Akademie und Kunst- und Gewerbschule statt. Vorher ward der Jahresbericht abgestattet und an die seit der lezten öffentlichen Sizung verstorbenen Mitglieder: Gérard, Dom. Quaglio, Prange und Zingarelli erinnert.

Augsburg, 8. Juni. Der hiesige Kunstverein hat beschlossen, jährlich eine vier Wochen dauernde Kunstausstellung zu veranstalten und deßhalb mit andern Kunstvereinen, nach dem Muster des rheinischen und norddeutschen, in Verbindung zu treten. Auch soll eine Sammlung von Gemälden jezt lebender deutscher Künstler angelegt werden, zu welcher der Zutritt jeden Sonn- und Feiertag den Mitgliedern und den von ihnen eingeführten Fremden geöffnet seyn wird.

Museen und Sammlungen.

London, 2. Juni. Vorige Woche fand hier eine Versammlung statt, zu dem Zwecke, den öffentlichen und freien Zutritt zu allen Kunstwerken und Denkmalen, welche als Nationaleigenthum betrachtet werden können, zu bewirken. Sie stehen zwar jezt ebenfalls offen, aber, mit Ausnahme des brittischen Museums, nur denen, welche zahlen können. Selbst bei den beiden Kathedralen, St. Paul und Westminster, muß man sich den Eintritt erkaufen. Man gab zwar zu, daß der Staat diejenigen, welche bei der neuen Einrichtung leiden würden, entschädigen müsse, erkannte aber allgemein an, daß für einen so schönen Zweck, wie die Veredlung der Volksmasse, keine Kosten gescheut werden dürften.

Berlin, 13. Juni. Auf Befehl Sr. Maj. der Königs der Niederlande sind dem hiesigen Königl. Museum die Abgüsse sämmtlicher im Königl. Museum im Haag befindlichen antiken geschnittenen Steine als Geschenk übersandt worden.

Kopenhagen, 25. Mai. Zufolge einer in unsern öffentlichen Blättern erschienenen Bekanntmachung wird das Comité, welches bisher die Angelegenheiten des Thorwaldsenschen Museums geleitet hat, abtreten, während Mitte Juni von sämmtlichen Contribuenten eine Generalversammlung hier gehalten und eine Administration gewählt werden wird. Die unterzeichneten Beiträge werden jezt eingefordert und der Belauf derselben vorläufig in der Nationalbank deponirt.

München, 30. Mai. In diesem Sommer soll die Anordnung der Bildergallerie in dem lange vernachlässigten Schleißheim zu Stande kommen. In den Sälen des schönen Schlosses wird nicht bloß die neuere Malerschule aufgestellt, von welcher aus der hiesigen Gallerie, die im Hofgarten war, alle herrlichen Bilder nach Schleißheim kommen, sondern auch von den früher dort vorhandenen Bildern, von denen nur die auserlesensten in die Pinakothek kamen, werden die Schulen neu geordnet.

Kunstausstellungen.

Lemberg. In den ersten Tagen des Juni ward hier die erste Gemäldeausstellung eröffnet. Sie besteht aus den besten Originalen und Copien der Privatsammlungen, und von dem Ertrage soll der Fonds zu einem Stipendium für einen sich der Malerei widmenden Zögling des Taubstummen-Instituts gegründet werden.

Dresden, 7. Juni. Bei der Ausstellung der Düsseldorfer Gemälde im verwichenen Winter ist eine so bedeutende Summe eingegangen, daß nach Bestreitung der sehr beträchtlichen Kosten doch noch die Summe von 562 Rthlr. 8½ gr. baar an die Künstlerwittwenkasse gezahlt worden ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[385] **Auction**

von Münzen und Alterthümern in Hannover.

Im August dieses Jahres soll zu Hannover eine bedeutende Sammlung von seltenen und wertvollen Münzen und Medaillen des Alterthums, des Mittelalters und der neuern Zeit, und von ägyptischen und römischen Antiquitäten versauctionirt werden. Kataloge sind mit der Zeitschrift „Blätter für Münzkunde“ versendet und auch durch alle Buchhandlungen gratis von der Hahn'schen Verlagshandlung in Leipzig zu erhalten.

Digitized by Google

№ 63.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 8. August 1837.

Kunstliteratur.

Sulla Capellina degli Scrovegni nell' Arena di Padova e sui Freschi di Giotto in essa dipinti, Osservazioni di Pietro Estense Selvatico. Padova, 1836.

Wie isolirt auch die Männer in Italien stehen, die sich für die Kunst vor dem sechzehnten Jahrhundert interessiren, Einen und den Andern findet man doch in jeder Stadt von Bedeutung, und ihre Wirksamkeit kann nicht ganz ohne Folgen bleiben, wenn auch die Hoffnung, auf diesem Wege die ausübenden Künstler zu gewinnen, auf falschen Voraussetzungen beruht. „Was in dem Menschen nicht ist, das kommt auch nicht aus ihm."

Die vorliegende Schrift des Marchese Selvatico, deren Erscheinen die Freunde der ältern Kunst bei uns schon lange entgegengesehen, ist allerdings zunächst für ein italienisches Publikum berechnet, das, voll Bewunderung der Farinati und Brusasorci, aufmerksam werden muß, wenn ein Mann von Ansehn, Kenntnissen und Geschmack als feuriger Lobredner von Werken auftritt, und sie bis ins kleinste Detail verfolgt, die man nur der Merkwürdigkeit wegen besuchte. Dieser Theil des Werkes ist für uns in Deutschland von unmittelbarem Werthe nicht, da wir wenigstens an die Größe Giotto's glauben und die Spuren seiner Thätigkeit schon lange mit Ehrfurcht verfolgen und mit dem Gefühl seines Werthes erkennen. — Dagegen werden wir dem Verfasser für andere Theile des Werkchens größern Dank wissen, und ich nenne hier vor Allen die sorgfältige Aufzählung und Beschreibung aller in der Kirche enthaltenen Gemälde, die uns bis jezt weder ein Reisender, noch eine Guida, noch ein Kunstschriftsteller gegeben. Der Vf. nennt zuerst die allegorischen Figuren der Tugenden und Laster, womit der Sockel der Gemälde geschmückt ist, und fügt eine Erklärung derselben bei, mit welcher ich mich größtentheils einverstanden erkläre. Daß er indeß in seiner, offenbar ästhetischen Eindruck beabsichtigenden Darstellung die Reihenfolge umkehrt, und somit die Gedankenfolge des Künstlers verdunkelt, muß um so mehr verwundern, da ihn die obere Bilderfolge, die natürlich nicht von der Thüre, sondern von der Chornische beginnt, ohnehin den rechten Weg hätte leiten können. Ich setze die Reihe der correspondirenden (auch die Correspondenz blieb fast unberücksichtigt) Eigenschaften in der von dem Vf. angenommenen Folge hierher und bitte den Leser, vom Ende zum Anfang zu lesen, um die Steigerung des Gedankens zu empfinden:

Hoffnung	Verzweiflung
Liebe	Neid
Glaube	Unglaube (infidelitas)
Gerechtigkeit	Ungerechtigkeit
Mäßigung	Zorn
Festigkeit (fortitudo)	Unbeständigkeit
Klugheit	Dummheit.

Bei Erklärung dieser höchst sinnvollen Compositionen nimmt der Vf. Rücksicht auf die, Manuscript gebliebene Arbeit eines französischen Literaten, Hancarville, der in Padua 1805 gestorben, eine phantasiereiche Erläuterung derselben, wovon er auch als Anhang einige Proben mittheilt, die uns um so mehr für diesen Schriftsteller einnehmen müssen, als seine Nation und die Zeit, in der er lebte, ihm gewiß den Impuls zur Ergründung Giottoscher Werke nicht gegeben haben.

Nach diesen folgt die Aufzählung und Beschreibung der obern Bilder aus dem Proto-Evangelium, die Kindheitgeschichte der Maria enthaltend. — Die elf Bilder der zweiten Abtheilung enthalten die Geschichte Jesu bis zur Tempelreinigung; die elf der dritten Abtheilung die Folge bis zur Ausgießung des heiligen Geistes. — Die Beschreibung des Weltgerichts an der Rückseite des Eingangs sezt der Vf., wiederum die Gedankenfolge unterbrechend, diesen Darstellungen vor; sie ist aber lebendig, ja poetisch und reich mit Dante'schen Reminiscenzen geschmückt (obschon er der Annahme, als habe Giotto dabei

Digitized by Google

den Rath Dante's benuzt, aus triftigen Gründen widerspricht).

Nach dieſen Werken des Giotto folgt eine kurze Beſchreibung der dem Taddeo Bartoli zugeſchriebenen, im Chor, welche die lezten Tage Mariens und ihre Verklärung darſtellen.

Was nun den dritten, für den gegenwärtigen Stand der Kunſtgeſchichte vorzüglich wichtigen Theil jedes derartigen Werkes betrifft — kritiſch-hiſtoriſche Notizen — ſo finden ſich deren faſt gar keine. Ueber den Vaſari hinaus werden nur der Anonymus bei Morelli, Muratori und einige andere Autoren citirt. Gleichzeitige Chroniken oder Archive ſcheinen entweder nicht oder ohne Ergebniß durchforſcht zu ſeyn. Das Einzige von Wichtigkeit iſt die freilich ſchon bekannte, aus Muratori Tom. I. p. 1186 citirte Stelle des Benvenuto da Imola, den der Vf. als faſt gleichzeitig mit Giotto bezeichnet, in der des Beſuches Dante's bei Giotto, als dieſer in der Arena malte, gedacht iſt.

Eine zweite hiſtoriſche Notiz, welche der Vf. als Berichtigung ſeiner eigenen Angabe („Jacobi magistri Ricoli") am Schluß und zufolge der Mittheilung des Abbate Lomino gibt, iſt, daß der Sarkophag des Gründers der Capelle, Enrico Scrovegno, der 1320 im Exil ſtarb, und deſſen Söhne das Denkmal errichten ließen, die Aufſchrift trägt: „Iohis magistri Nicoli," woraus (wie aus dem Styl der Figuren) hervorgeht, daß er eine Arbeit des Giovanni Piſano iſt.

Endlich iſt von großer Wichtigkeit die beſtimmte Angabe über den gegenwärtigen Zuſtand der Malereien. Mehrere unſerer Schriftſteller (v. Rumohr, neuerdings auch Dr. Franz Kugler) ſchildern denſelben als höchſt kläglich, als ſeyen ſie gänzlich übermalt u. ſ. w. Dagegen nun und namentlich gegen Rumohr, gegen den er ſogar bitter wird, eifert der Vf., indem er die genannten Malereien des Giotto — mit Ausnahme der Figur der Dummheit, „die gänzlich übermalt," einiger Theile des Weltgerichts, und der Flucht in Aegypten — durchaus als nicht übermalt, ſondern unberührt und zum größten Theil wohl erhalten ſchildert. Ich freue mich, dieſe für die Geſchichte der Kunſt werthvolle Notiz, obſchon mit einigen Einſchränkungen, beſtätigen zu können. Woher die Vorſtellung von Uebermalung gekommen, kann man kaum anders erklären, als durch Verwechslung mit den angeblichen Arbeiten des Taddeo di Bartolo im Chor, die dieſes Schickſal getroffen. Freilich kann auch die Betrachtung einzelner, minder werthvoller Bilder jene Meinung eingegeben haben. Der Vf. erklärt dieſe, wie ich glaube mit Recht, für Arbeiten untergeordneter Schüler Giotto's; denn allerdings iſt bei der ungeheuren und ausgedehnten Thätigkeit dieſes Meiſters nicht anzunehmen, daß er das Werk allein oder nur mit einigen wenigen Gehülfen ausgeführt habe. Als die Werke einer ſchwächern Hand bezeichnet der Vf. folgende: die Flucht nach Aegypten, den Kindermord, Chriſtus als Knabe im Tempel, Chriſtus, den Tempel von Verkäufern reinigend, das Abendmahl und die Dornenkrönung. Dies Verzeichniß iſt unbedenklich zu erweitern.*

Dem Werkchen ſind zwanzig Kupfertafeln beigefügt, auf denen man den Grundriß der Kirche, die beiden Denkmäler Scrovegno's, die vierzehn allegoriſchen Figuren und drei geſchichtliche Darſtellungen Giotto's findet, nämlich die Rückkehr des Joachim zu Anna, die Erweckung des Lazarus und die Grablegung Chriſti. Die Zeichnungen ſind von dem Vf. ſelbſt gefertigt, entbehren aber leider der Treue der Auffaſſung, aus der allein der Styl wie der Geiſt der Meiſter erkannt werden kann, und die für kunſtgeſchichtliche Zwecke durchaus unerläßlich iſt.

Wie warm übrigens der Vf. für die alte Kunſt iſt, erſieht man vornehmlich in einer Note am Schluß der Beſchreibung, wo er von den Vortheilen ſpricht, die die Kunſt aus dem Studium der Trecentiſten und Quattrocentiſten ziehen müßte, wie dann der Tag kommen müßte, „wo dieſe moderne, froſtige Gliederpuppenkunſt ein Ende habe." „Jener Tag, ich hoffe es, iſt nicht fern mehr von Italien, die Morgenröthe jenes Tages, der (o, daß es nicht wahr wäre!) für die Ausländer, die begierig über die Alpen kommen und ſich in der Anmuth der Werke Giotto's, Orgagna's, Fieſole's, Maſaccio's, der Bellini berauſchen und Schätze der Erkenntniß ſammeln, die ſie reichlich für ihre wahren und durchdachten Malereien verwenden, bereits angebrochen iſt."

Wir können dem verlezten Patriotismus das „O, daß es nicht wahr wäre!" nachſehen, um ſo ruhiger, als es ſich bei uns verwandelt in ein: „Wohl uns, daß es wahr iſt!"

---

* Ich werde demnächſt ausführliche Mittheilungen über dieſe Malereien machen und beſchränke mich deßhalb hier auf obige Andeutung.

Dr. Ernſt Förſter.

Neue Kupferſtiche.

1. Evangeliſt Johannes und Apoſtel Petrus. Evangeliſt Marcus und Apoſtel Paulus. Gemalt von Albr. Dürer. Geſtochen von Albr. Reindel. Gr. Folio.

Hr. Reindel hat ſich vom Anfang ſeiner künſtleriſchen Beſtrebungen an den großen alten Meiſtern ſeiner Vaterſtadt zugewandt. Er war der Erſte, der den Werth der altdeutſchen Bildnerei durch getreuen Kupferſtich anſchaulich

Digitized by Google

machte, und seine Nachbildungen des Sebaldusgrabes und seiner Figuren sind in Jedermanns Händen. Ihnen schließt sich das gegenwärtige Blatt als eine schöne Huldigung für Albrecht Dürer an. Bekanntlich gehören die zwei Gemäldetafeln, wovon sich die Originale in München und vortreffliche Nachbildungen von Nikolaus Fischer auf der Burg in Nürnberg befinden, zu den spätesten und ausgeführtesten Werken Albrecht Dürers. Sie sind zwei Jahre vor seinem Tode, 1526, gefertigt, und Dürer hat sich darin zu einer Einfachheit, Größe und plastischen Vollendung erhoben, welche das Kleinliche und Eckige seiner früheren Manier gänzlich vergessen macht. In Auffassung der Charaktere, wie in Zeichnung der Formen hat er es hier offenbar aufs Imposante und Gewaltige abgesehen; in Beleuchtung und Farbe strebte er nach höchster Kraft und Rundung, und beides ist ihm auf so ausgezeichnete Weise gelungen, daß keines seiner übrigen Bilder in dieser Hinsicht den Vergleich mit den gegenwärtigen bestehen dürfte. Eine so eigenthümliche Behandlung, wie diese potenzirte Dürer'sche, in einem so großen Kupferstich nachzubilden, war ein schwieriges Unternehmen, zu welchem eben so vertraute Bekanntschaft mit dem Meister, als vollkommene Herrschaft über die technischen Mittel gehörte. Hr. Reindel hat auf die Ausführung dieses Blattes viele Jahre verwandt, und der glückliche Erfolg einer so treuen Bemühung verdient die dankbarste Anerkennung. Zuvörderst ist, was die Gesammtwirkung der Bilder ausmacht, das Gewaltige der einfachen Formen und das wirkungsvolle Spiel der Farbentöne in dem Kupferstich sehr wohl zu erkennen; sodann findet man auch die Feinheit in Ausbildung der Linien und Massen, und die Charaktere und Modellirung der Köpfe sehr befriedigend wiedergegeben. In leztern bemerkt man deutlich den etwas metallenen Fleischton, welchen sie in den Gemälden durch die stark aufgesezten Lichter und die glatte Verschmelzung der Schattenmassen erhalten haben. Die Art, wie der Künstler hiebei den Grabstichel angewendet hat, ist so einfach, anspruchlos und verständig, daß man überall das Rechte getroffen fühlt; die Gesammtwirkung des Kupferstichs zeigt denselben Fleiß, dieselbe Sauberkeit, welche die Originale auszeichnet, und dürfte nur im Schmelz der Contoure und in der Kraft und Freiheit einiger Schattentöne etwas zu wünschen übrig lassen, welches jedoch in den Abdrücken verschieden seyn kann. Beide Bilder sind auf einzelne Platten gestochen, aber neben einander abgedruckt, wie auch wohl die Originale an einander befestigt gedacht werden müssen. Die Höhe beträgt 1' 5" und die Breite 1' 4"; darunter stehen nebst zwei kleinen Medaillons, welche das Nürnbergische Wappen und Dürer's Bildniß enthalten, die Unterschriften: 1 Ep. St. Johannis Cap. XII. (soll heißen Cap. IV.) v. 1 — 3. — 2 Ep. Petri Cap. II. v. 1. — Ev. Marci Cap. XII. v. 38 — 40. — 2 Ep. an Timoth. Cap. III. v. 1 — 7. — Dürer ließ den vollständigen Text dieser Stellen durch den berühmten Schönschreiber Neudörfer unter die Originale setzen, als er die Tafeln dem hohen Rathe von Nürnberg verehrte; als aber nachmals der Churfürst Maximilian I. von Baiern damit beschenkt wurde, hielt man die im protestantischen Sinne gewählten Sprüche für unpassend, ließ sie absägen und unter den jezt in Nürnberg befindlichen Copien anbringen. Sie beziehen sich eben sowohl auf die Bedürfnisse der Kircheuverbesserung, an welcher Dürer den lebhaftesten Antheil nahm, als auf die Charaktere, welche er seinen Figuren gegeben hatte. Wir vermögen die leztern nicht besser zu schildern, als Hr. Kugler in dem eben erschienenen zweiten Theile seines Handbuchs der Geschichte der Malerei gethan hat, und setzen die Stelle deßhalb zum Schlusse hierher: „Wie die Unterschriften, aus den Briefen und Evangelien jener Apostel genommen, eindringliche Warnungen enthalten, nicht von dem Worte Gottes zu weichen und den Lehren der falschen Propheten nicht zu glauben, so stehen auch die Gestalten selbst als die festen und getreuen Hüter der heiligen Schrift, die sie in den Händen tragen, da. Zugleich ist es eine alte Tradition, die bis zu Dürer's Lebzeiten hinanreicht, daß in diesen Gestalten die vier Temperamente dargestellt seyen. Auch dieser Umstand, der durch die Gemälde selbst bestätigt wird, und der für den ersten Anblick auf einer willkührlichen Combination zu beruhen scheint, dient gerade zu einer tiefern Durchführung des Gedankens und zu einer ergreifenderen Individualisirung der Gestalten; er zeigt es, wie eine jede menschliche Gemüthsbeschaffenheit zum Dienste des göttlichen Wortes berufen ist. So sehen wir auf dem ersten Bilde die nach innen gerichtete Thätigkeit des Geistes, den Beginn jenes Hüteramtes der Schrift, das eigentliche Studium derselben. Johannes, der vorn steht, hält das geöffnete Buch in seinen Händen; seine hohe Stirn, sein ganzes Gesicht trägt das Gepräge tiefer, strengforschender Gedanken; es ist das melancholische Gemüth, welches in die Tiefen der Forschung hinabsteigt. Petrus, hinter ihm, bückt sich über das Buch und schaut ernst auf dessen Inhalt, ein greiser Kopf, voll beschaulicher Ruhe, — das phlegmatische Gemüth, welches den Gedanken in stiller Ueberlegung zu verarbeiten hat. Auf dem zweiten Bilde stellt sich uns die Richtung nach außen, das Verhältniß der gewonnenen Ueberzeugung zum Leben, der. Marcus, im Hintergrunde, ist der Sanguiniker; offen blickt er umher, er scheint lebhaft und eindringlich zu sprechen und den Zuschauer zu gleichem Gewinn, wie ihm aus den Worten der Schrift zu Theil geworden, aufzufordern. Paulus dagegen, im Vorgrunde des Bildes, hält Buch und Schwert in den Händen, er blickt zürnend und streng über die Schulter hinaus; er ist bereit, das Wort zu

Digitized by Google

vertheidigen und die Schänder desselben mit dem Schwerte der Kraft Gottes zu vernichten. Er ist der Repräsentant des cholerischen Temperaments.

2. Das Bäckermädchen. Gedächtnißblatt des Nürnberger Kunstvereins für das J. 1836. C. Kreul pinxit. Ph. Walther del. et sculps. Druck von Carl Mayer in Nürnberg. Kl. Folio.

Mit nicht geringerem Vergnügen als das vorige zeigen wir dies ebenfalls Nürnbergische Blatt an. Die Composition des Bildes gehört zu den Genregegenständen, welche durch Einfachheit und natürliche Anmuth gefallen. Das schöne, unschuldige Mädchen, in dessen Seele die ersten Träume der Liebe erwachen, steht in seiner einfachsten und zierlichsten Erscheinung vor uns, wohlgekleidet in unsre Tracht, ernst, ohne kränkelnde Empfindelei, in der heimischen Umgebung ihres Gewerbes. Ihr Blick und die zerpflückte Blume in ihrer Hand verrathen deutlich, was in ihrem Herzen vorgeht. — Der Stich ist auf Stahl, großentheils radirt, und hat etwas sehr Gefälliges durch die Verbindung größter Nettigkeit mit einer gewissen malerischen Freiheit, welche die Mitte zwischen Grabstichel und Radirnadel hält und gegen die gewöhnliche maschinenmäßige Glätte der Stahlstiche sich vortheilhaft abhebt. Auch der Druck ist sehr wohlgelungen. Das Blatt wird hoffentlich in den Handel kommen.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten vom Juni.

Bauwerke.

Braunschweig, 4. Juni. Der Schloßbau macht langsame Fortschritte, nur die innere Vollendung des linken Flügels geht rascher vorwärts.

Köln, 5. Juni. Se. Maj. der König hat für dieses Jahr zur Fortsetzung der Restauration des Doms die Summe von 10,000 Rthlr. in der Voraussetzung bewilligt, daß ein gleicher Betrag durch die Kathedralsteuer und die in der Rheinprovinz und in der Provinz Westphalen abzuhaltende katholische Haus- und Kirchenkollecte aufgebracht werde.

Sculptur.

Brüssel. Die zwei prächtigen Statuen Moses und Aaron von De Cuyper d. Ae., sind in der Kirche des heiligen Antonius von Padua zu Brüssel aufgestellt worden.

Denkmäler.

Wien, 5. Juni. Die mährischen Stände hatten beschlossen, die bisher durch einen steinernen Obelisken bezeichnete Stelle an der Poststraße zwischen Brünn und Rauschnitz, wo im Jahr 1769 Kaiser Joseph II., bei seiner Vorbeireise, aus den Händen eines eben auf seinem Felde arbeitenden Landmannes den Pflug nahm und eine Furche zog, durch ein gußeisernes Denkmal zu zieren. Das Denkmal ist bereits vollendet und es wurden dazu 21,594 Pfd. Eisen verbraucht. Die Höhe des Ganzen (wie ist es gestaltet?) beträgt, sammt der aus Quadersteinen ausgeführten Plattform, 21 F. Der vergoldete fliegende Adler, welcher das Denkmal krönt, ist, nach einem Modelle des Professors Tieck in Berlin, hohl gearbeitet, ohne Theilung der schwierigsten Gefiederpartien und der Extremitäten aus mehreren hundert Kernstücken geformt und in einem Gusse ausgeführt. Sämmtliche Gußarbeiten sind aus der Gräflich Solms'schen Fabrik zu Blansko in Mähren.

Russland. Auf dem Felde von Borodino ist kürzlich der Grundstein zu dem Denkmal gelegt worden, welches die Nachwelt an die berühmte Schlacht des 28. August 1812 erinnern soll.

München, 12. Juni. In der Stieglmaier'schen Erzgießerei sieht man gegenwärtig auch das Monument des vor einigen Jahren verstorbenen Generals der Infanterie Grafen von Becker, der liegend in seiner Uniform mit dem Stern auf der Brust und einem etwas zurückgeschlagenen Mantel dargestellt ist. Seine Erben, denen er ein sehr großes Vermögen hinterließ, haben ihm dies Denkmal errichtet.

Brüssel, 8. Juni. Man arbeitet hier an dem Piedestal zu dem Denkmale des Generals Belliard.

Leipzig, 8. Juni. Gegenwärtig befindet sich der zweite Sohn des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg hier, um seinem Vater auf dem Leipziger Schlachtfelde ein Denkmal seiner Feldherrnthaten setzen zu lassen.

Darmstadt. Se. Königl. Hoheit der Großherzog haben einen Beitrag von 600 fl. zu dem Goethedenkmal in Frankfurt a. M. bewilligt.

Ajaccio. Das Monument Napoleons ist schon begonnen. Die Säule, auf welche Napoleons Statue kommen soll, wird ganz aus derselben Granitart bestehen, die jetzt die Unterlage der Vendomesäule bildet und höchst dauerhaft ist.

Medaillenkunde.

London. Am 24. Mai, dem Geburtstage der Prinzessin (jetzigen Königin) Victoria, wurde eine schöne Medaille mit dem Bilde der Prinzessin und einem reich verzierten Revers bei Storr und Mortimer ausgegeben. Die Medaille ist in Gold, Silber und Bronze ausgeprägt. Der Stempel zu dem Bilde der Prinzessin ist, nach einem vom Akademiker Hrn. R. Lane gemalten Porträt, von dem berühmten Medailleur Wyon geschnitten.

Berlin, 29. Mai. Die Stempel zu der Medaille auf die Errichtung des Guttenberg'schen Denkmals in Mainz sind in der Loos'schen Medaillenmünze vollendet. Sie wurden von dem jetzt hier anwesenden Hrn. Lorenz unter Thorwaldsen's Leitung in Rom geschnitten. Auf dem Avers sieht man die Statue Guttenberg's, auf der Kehrseite eines der von Th. erfundenen Basreliefs, Guttenberg, wie er mit dem Setzen einer Schrift beschäftigt ist und dem am Tische stehenden Faust die Vorzüge seiner neuen Erfindung auseinandersetzt. Die Medaille hat über 22 L. Durchmesser, und wird in Silber 5 Rthlr., in Neugold 2 Rthlr. und in engl. Bronze $1\frac{1}{3}$ Rthlr. kosten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 64.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 10. August 1837.

Kunstgeschichte.

Due Lettere di Pietro Perugino. — Giornale letterario di Perugia; marzo e febbraio 1835.

An der hintern Wand der Kirche Sta. Maria dei Bianchi (jezt Chieserella genannt) zu Città della Pieve befindet sich eine Darstellung der drei Magier, welche unter die umfassendsten Wandgemälde von ganz Umbrien zu rechnen ist. Als man, um der Feuchtigkeit vorzubeugen, im Februar 1835 die hinten anlehnende Mauer abtragen wollte, fand man in derselben vier irdene Gefäße und ein blechernes Rohr, das bei einer Länge von vier Zoll, eine Breite von zwei Zoll hatte. In den vier Gefäßen wurde nichts vorgefunden; es ist eine Vermuthung Vermiglioli's, daß Pietro Perugino in ihnen Proben von den Farben aufbewahren wollte, welche er bei seinem Bilde anwandte, um auf diese Weise deren Echtheit zu constatiren. Das blecherne Rohr dagegen enthielt zwei eigenhändige Briefe des Perugino, welche in dem angeführten Journal von Vermiglioli mitgetheilt werden. Sie sind beide an den Syndicus der Disciplinatenbrüderschaft * gerichtet, und lauten in der Uebersetzung also:

Mein lieber Herr!

„Das Bild, welches man im Oratorium der Disciplinaten malen lassen will, könnte eigentlich nicht unter 200 Gulden gemacht werden. Doch als Landsmann begnüge ich mich mit hundert, fünf und zwanzig jezt, und den Rest in drei Jahren, fünf und zwanzig jedes Jahr. Wenn diese Bedingungen Euch behagen, schickt mir Contract und Geld, und ich werde es machen. Ich grüße Euch. Ich Pietro, Maler, eigenhändig. Perugia, den 20. Febr. 1501. Aufschrift: An den Syndicus der Disciplinaten in Castello de la Pieve."

Mein lieber Herr!

„Schickt mir sogleich das Maulthier mit einem Fußgänger, denn ich komme zu Euch, um das Bild zu malen. Und stellt den Contract auf 75 Gulden; so werde ich fünf und zwanzig ablassen, und nichts mehr. Grüßt mir die Gevatterin, ich grüße Euch. Ich Pietro, Maler, eigenhändig. Perugia, den 1. März 1501. Aufschrift wie früher." *

Daß nun zuvörderst diese zwei Briefe auf das genannte Wandgemälde sich beziehen, ist nach Fundort, Datum und Aufschrift nicht zu bezweifeln. Orsini ** hat auch schon früher eine Urkunde mitgetheilt, welche dem Pietro im J. 1507, drei Jahre nach der Vollendung, für den noch rückständigen Rest von fünf und zwanzig Gulden ein Haus in Città della Pieve einräumt. Dabei

* Die Fraternitas Disciplinatorum Beatae Virginis Alborum entstand durch Religionsstreitigkeiten zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in Toscana, und verzweigte sich von dort in kurzer Zeit über ganz Italien.

* Einen andern, kunstgeschichtlich werthlosen Brief des Pietro theilte früher Orsini mit im Elogio di Pietro Perugino. Vermiglioli ließ ihn im Jahr 1820 wieder abdrucken. Um eine Vorstellung vom Styl des Pietro und dem jetzigen Zustand dieser zwei Briefe zu geben, füge ich sie italienisch bei: Charo mio Signore, La penctur . . . che . . . onno fa nello Oratoro de descepr . . nate ve ne vorieno a meno ducienct . . . florene. Jo me contenctore de . . . nto (wahrscheinlich cento) come paisano et venti . . . cue (cue, auch nachher, abbreviirt für cinque) scybelo glatre i tre ano venticue lano et si dicto contracto sta bene me mande la poleza et le cuadrine et sera facto, et lo saluto. Jo Pietro penctore mano propria. Peroscia vencte de Frebaio 1504. — Allo scineco de Descripenate de Chastello de la Pieve. — Charo mio Segnore, Subito me manne la mula et col pedone che verrone a penctora et fa la polisa per strencue (abbreviirt für settantacinque) florene et cosi calaro venticue florene et niente piu. Ne salutare la chomare et lo saluto. Jo Pietro penctore mano propria. Peroscia 1 de Marzo 1504.

** Elogio di Pietro; und darauf in Bollatti Notizie Istoriche di Citta della Pieve p. 561.

Digitized by Google

ist zu bedauern, daß die eigentliche Verstiftung des Werks bis auf den heutigen Tag vermißt wird; manche Zweifel, die im Folgenden berührt werden müssen, wären durch dieses Document wahrscheinlich von vorn herein beseitigt. Denn seitdem della Valle * eine große Menge von dreisten Behauptungen dadurch krönen wollte, daß er dieses Werk seiner ganzen Ausdehnung nach dem Raffael zuschrieb, haben wieder andere, namentlich Localscribenten, dem Perugino das Wort reden, und Raffaels Antheil auf einige Beihülfe beschränken wollen. In dieser Vermuthung war ihnen schon Bottari in seinen Anmerkungen zum Vasari vorangegangen. Nach der Beschreibung des della Valle, und nach der ihm mitgetheilten Beobachtung, daß hier durchweg schraffirt sey, war zuletzt v. Rumohr, der übrigens das Gemälde selber nicht gesehen hatte, wieder geneigt, für Raffael zu entscheiden. **

In der Mitte des Bildes sizt die Madonna mit dem nackten Kinde auf dem Schooße auf einem kleinen Sessel unter einem giebelförmigen Holzdach, wie es das fünfzehnte Jahrhundert, und namentlich Perugino, für den Typus des Presepio eigens geschaffen hatte. Sie trägt ein rothes Unter- und violettes Obergewand, das aber in seiner untern Hälfte jezt verloschen ist; das Kind wendet sich rechts zu dem an dieser Seite knienden alten Könige, welchen es segnet. Auf der linken Seite kniet der Mohrenkönig, hier aber bloß, wie häufig, durch die orientalischen Züge, nicht durch die schwarze Farbe kenntlich; und dort steht neben der Madonna aufrecht in würdiger Gestalt der alte Joseph, seinen Stab mit beiden Händen haltend. Vor dem Gefolge, das zu beiden Seiten in zwei bis drei Reihen hinter und über einander in bildnerischer Perspective angebracht ist, steht der dritte König. Den Hintergrund bilden noch in gehöriger Entfernung einige Leute des Gefolges, so daß die Anzahl aller Köpfe auf etwa siebenzig angegeben wird. Das Ganze, mit der Jahrzahl MDIV. im Vordergrund, begrenzt eine durch wenige Linien angedeutete Landschaft.

Pietro Perugino verräth stets ein so wunderbares Geschick in der Anordnung seines Gegenstandes, daß sein größtes und bleibendes Verdienst darin gefunden werden dürfte. * In seinen Tafeln wußte er die neben der Madonna angebrachten Heiligen in einer ihm eigenen Weise, und so viel es nur bei solchen Bestellungen möglich war, zu einer Gruppe zu vereinigen, ohne daß er nöthig hatte, bloß hinter einander, wie seine Vorgänger, oder bloß über einander, wie sein Zeitgenosse Signorelli, sie aufzureihen. In seinen Wandgemälden verstand er die größern Räume durch wenige Figuren auf befriedigende Weise auszufüllen, ohne daß eine Leere gespürt, irgend etwas vermißt wurde. Hält man dies fest, und vergegenwärtigt man sich dazu, daß P. Perugino bis zum Ueberdruß hartnäckig in seinen Typen und in der Auffassung ganzer Gegenstände verweilt; so muß hier nicht allein die große Menge von Figuren, sondern noch mehr die bloß bildnerische Perspective in Aufreihung derselben befremden, die gewöhnlich genug dadurch bewirkt wird, daß die halben Figuren der zweiten Reihe immer zwischen die der vordersten und dritten, und dadurch diese beiden geradezu über einander gestellt sind. Man wird, um dies zu erklären, sich schwerlich auf eine ausdrückliche Bedingung im Contract berufen dürfen; die detaillirtesten Angaben solcher Documente besagen natürlich nichts über die Art und Weise, wie gruppirt werden solle, verbreiten sich auch über die Anzahl der Figuren gewöhnlich nur dann, wenn ein locales Interesse diese und jene Portraits angebracht wissen wollte. — An Bildnissen aber, an individuellen Figuren überhaupt ist hier gänzlicher Mangel; man kann mit Zuverlässigkeit eigentlich nur auf der rechten Seite in dem bartlosen Alten ein Portrait erkennen. — Das nun, was hier zu Pietro's Weise nicht zu passen scheint, dürfte noch weniger im Styl Raffaels seine Erledigung finden, der gerade in dieser Beziehung seinen Lehrer sorgfältig benuzte, sich aneignete, und mit dem ihm eigenen Genie weiter bildete. Es dringt sich deßhalb schon jezt die Vermuthung auf, daß gleich beim Entwurf

---

* D. Valle's wirkliche Verdienste um Kunstgeschichte des Mittelalters sollen und können nicht in Abrede gestellt werden. Nach Umständen und Launen oft vorurtheilsfrei, weit über seinen Stand unbefangen, beredt, geistreich und voll Wärme, wird er, namentlich wo er gegen Monsignore Bottari polemisirt, nicht selten anmaßend, oberflächlich, unvorsichtig und manierirt. In der Beschreibung unseres Bildes ist er besonders unglücklich: — Rappresenta il Presepio e l'Adorazione (dies allein würde schon gegen Raffael Verdacht erregen; es sind aber bloß einzelne Hirten im Hintergrunde; presepio bedeutet stets für den Italiener einen eigenen Typus) — la sola capanna (??) figurata di levigatissimi legnami di noce congiunti elegantissimamente, e dottissimamente in prospettiva dimostra che quest' opera e di Raffaello, e piu chiaramente si vede nel finitissimo e diligentissimo colorito, onde le piu minute parti sono con infinito amore condotte e lisciate (Leider zeigt das Werk selbst das baare Gegentheil von diesem) — che bei piedini — che belle membra tornatili (?). — Indem er nun einmal von Raffael spricht, hätte er ihm ohne Bedenken im Dom desselben Städtchens ein anderes Bild zugesprochen; da es aber die Jahrzahl 1521 hat, begnügt er sich mit Andrea da Salerno. Diese Vermuthung hätte er sich sparen können; er brauchte die Tafel bloß in der Nähe zu sehen, um über Meister und Jahr im Klaren zu seyn.

** Ital. Forsch. Bd. 2. S. 57.

* Zu erwähnen sind in dieser Beziehung die zwei großen Wandgemälde in St. Maria Maddalena bei Pazzi in Florenz, und bei den Nonnen außerhalb Panicale (acht Miglien über Città della Pieve).

Digitized by Google

des Bildes ein anderer Schüler thätig gewesen, eine Vermuthung, die sich durch andere Bemerkungen zu mehr als bloßer Wahrscheinlichkeit erheben läßt. — So bezweifle ich, um zunächst noch bei der Composition stehen zu bleiben, daß der überaus feine und keusche Geschmack eines Raffael * oder Perugino bei einem Gegenstande dieser Art im Vordergrund neben der Madonna jenen kleinen Hund zugelassen hätte, der seiner wirklich großen Natürlichkeit wegen sich sehr bemerklich macht. Die genannten Meister würden auch wahrscheinlich die Madonna mehr hervorgehoben, und zu dem Ende in der Mitte des Bildes um sie einen gewissen Raum frei gelassen, und sie höher hinaufgerückt haben, statt daß jezt die sie umgebenden Seitenfiguren mit ihr auf derselben Linie stehen. Es bilden sich dadurch Configurationen, welche einem Auge auffallen müssen, das an Compositionen Pietro's und an die frühern, diesen ähnlichen, Schöpfungen Raffaels gewöhnt ist.

* Später verlor auch dies bei Raffael; so hat z. B. unter den Tapeten die Berufung der Apostel im Vorder- und Hintergrund Motive, die ins Genreartige spielen.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Kupferstiche.

(Beschluß.)

3. Et transfiguratus est ante eos. Raphael Urbinus pinxit. U. G. Kininger sculps. London, Ackermann et Comp. Institutum Bibliogr. excdt. Gr. Folio.

Das bibliographische Institut in Hildburghausen hat den Veteran der Schabkunst, Professor Kininger in Wien, veranlaßt, Raffaels Transfiguration in der Größe des Morghen'schen Stichs in seiner Manier und zwar auf einer Stahlplatte nachzubilden. Der vielgeübte Meister hat in seinem hohen Alter noch mit bewundernswürdiger Festigkeit das Schabmesser geführt und ein Blatt geliefert, welches aller Auszeichnung würdig ist. Die Charaktere der Köpfe sind größtentheils dem Originale getreu, die Modellirung des Nackten und der Gewänder sorgfältig und wohlverstanden. Ohne allen Anspruch auf modernen Effect ist das Blatt in der einfachen Beleuchtung und Harmonie der früheren Stiche gehalten. Nur in dem Kopfe des Heilandes vermissen wir die jugendliche und erhabene Anmuth, die ihn im Original so bewundernswürdig macht, auch an dem Profile des knienden Mädchens dürften Stirn und Nase nicht vollkommen wiedergegeben seyn. Endlich hat der Hügel, welcher der untern Gruppe als Hintergrund dient, eine etwas charakterlose Form erhalten, indem die Abstufungen des Seitenabhangs nicht kenntlich wiedergegeben sind. — Der Abdruck, mit Sorgfalt in London veranstaltet, hat nicht völlig die Klarheit, welche Kiningers übrigen Blättern eigen ist. Es war ein gewagter Versuch, zu welchem sich der Künstler und die Verlagshandlung bestimmten, ein so großes Blatt auf Stahl schaben zu lassen, auch war der Erfolg nicht völlig befriedigend. Bekanntlich halten die Stahlplatten bei der gewöhnlichen Bearbeitung durch Radirnadel und Grabstichel eine weit größere Anzahl Abdrücke als die Kupferplatten. Hier jedoch hat sich gezeigt, daß die feinen, durch das Granireisen hervorgebrachten Spitzen, welche, als Grat, die für den Schaber vorbereiteten Flächen der Stahlplatte bedecken, nach etwa vierhundert Abdrücken unter dem starken Druck der Walze anfingen zu brechen, und die tiefer betonten Stellen von dem Stecher neu aufgenommen werden mußten. Die Kräfte der Platte schwinden mithin noch weit schneller als beim Kupfer, dessen Grat, vermöge seiner größern Zähigkeit, unter dem Drucke mehr Widerstand leistet und sich nur allmählig durch die Hand matt wischt. Wenn man die mehr als doppelt so großen Schwierigkeiten in Stahl zu schaben mit in Anschlag bringt, so ergibt sich das Resultat, daß der Stahl für reine Mezzotinto-Arbeiten sich nicht eignet. Bloß in Verbindung mit einem reichlichen Gebrauche der Roulette, der Punze und der Radirnadel ist das Granir- und Schabeisen auch hier mit Vortheil anwendbar.

4. Residenz Wilhelmsburg zu Braunschweig. C. T. Ottmer inv. erex. et delin. Salathé sculps. Paris, 1836. Verlag von Carl Vieweg in Braunschweig. Groß qu. Folio.

Ein von dem Architekten selbst gezeichneter Prospect des prachtvollen Schlosses, wie es, völlig vollendet, sich ausnehmen soll. Die reichen Säulen- und Sculpturverzierungen des Gebäudes, die schönen Springbrunnen und Säuleneinfassungen des Hofs, bilden ein imposantes Ganzes. Das Blatt ist vorzüglich schön in Aquatinta geäzt, so daß es die Wirkung einer sorgfältig und geistreich getuschten Zeichnung vortrefflich wiedergibt.

5. Greenwich Pensioners commemorating the Battle of Trafalgar. Painted and engraved by John Burnet. Printed by R. Lloyd. London, published June 10. 1836. by Hodgson and Graver, Pall Mall. Sehr groß qu. Fol.

Die Composition bringt dem berühmten Kupferstecher diesmal mehr Ehre als die Ausführung der Platte. Leztere ist, wie uns scheint, gar zu sehr in englischer

Digitized by Google

Weise auf den malerischen Effect berechnet und ermangelt im Einzelnen der Vollendung, die man von einem guten Grabstichel verlangt. Die Scene ist voll lebendiger und schöner Gruppen; der Contrast zwischen den blonden, hellgekleideten Frauen und Kindern und den dunkeln, markigen Invaliden ist für die Anordnung vortrefflich benuzt und durch den Grabstichel farbig hervorgehoben; bewundernswürdig ist zugleich die kühne Freiheit und Sicherheit in der Anlage und Behandlung der Taillen, wodurch diese Wirkung überall erreicht ist. Betrachtet man aber die Figuren genauer, so fehlt es an Verbindung der Töne, an Zartheit der Uebergänge, an Abrundung der Contoure, und die Modellirung erscheint hart und häufig übertrieben. Einige dieser Eigenthümlichkeiten finden sich zwar in allen Blättern Burnets, treten jedoch, wie uns dünkt, in keinem so stark hervor wie in diesem. Bei der großen Schönheit und Kraft, mit welcher das Blatt gedruckt ist, wird es sich besser unter Glas und Rahmen, als im Portefeuille ausnehmen.

Nachrichten vom Juni.

Malerei.

St. Petersburg, 31. Mai. Bruni's Bild, der Schlangenregen, ist von Rom hier angelangt und wird öffentlich ausgestellt werden.

Kopenhagen, 4. Juni. Vor Kurzem ist hier ein Gemälde von C. Hansen, „Römer, welche auf einem Platze bei dem Vestatempel spielen," angekommen.

London, 25. Mai. Das Panorama von Dublin, das Burford in diesen Tagen ausgestellt hat, ist von dem Berg Killeney, ungefähr acht englische Meilen (3 Stunden) von Dublin, aufgenommen und gewährt einen prachtvollen Anblick der Stadt und ihrer Umgegend, so wie den Blick auf das irische Meer.

Rom. Hr. Constantin aus der französischen Schweiz hat vor Kurzem die Madonna di Foligno von Raffael auf Porzellan gemalt und in seinem Hause ausgestellt. Eine liegende Nymphe, eigene Composition, erinnert in der Farbe an die ältern venetianischen Künstler.

Brüssel, 18. Juni. Es ist eine Commission ernannt worden, welche entscheiden soll, ob und wie einige alte Gemälde im Museum und in den Kirchen zu Antwerpen einer Restauration zu unterwerfen seyn möchten.

Persönliches.

Berlin, 16. Juni. Der bekannte französische Marinemaler Tanneur ist nach zwanzigmonatlichem Aufenthalt zu St. Petersburg hier angekommen, und wird sich binnen Kurzem nach London begeben. Er hat unter andern eine große Ansicht von St. Petersburg gemalt, die in Paris zur Ausstellung kommen wird.

Brüssel, 9. Juni. Unser Bildhauer Geefs ist nach Paris abgereist, von wo er sich nach Italien begeben wird.

Florenz, 24. Mai. Die hiesige Akademie der schönen Künste hat Hrn. Dr. Panofka in Berlin zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt.

Rom. Hr. Overbeck ist von der Akademie von S. Luca zu ihrem Mitgliede erster Classe ernannt worden. Bekanntlich hatte er schon früher von derselben Akademie den Titel Professor erhalten.

Der bekannte schwedische Bildhauer, Prof. Byström, geht nach Stockholm zurück und wird daselbst für seine bedeutende Kunstsammlung ein eigenes Haus bauen, zu welchem er in Carrara die erforderlichen Säulen, Treppen und Ornamente aus dem schönsten Marmor hat fertigen lassen. Durch seine Thätigkeit sind auch mehrere neue Brüche von farbigem Marmor und Alabaster eröffnet worden, die Carrara viel Nutzen zu bringen versprechen.

Wekler aus Riga, der sich ziemlich drei Jahre hier aufgehalten hat, wird in St. Petersburg einer Schule für Mosaikarbeiten vorstehen. Er hat hier die Transfiguration von Raffael zur Zufriedenheit aller Kenner in Mosaik copirt.

Bona, 5. Juni. Hr. Adrian Berbrugger, früher Redacteur des Moniteur Algérien, ist mit dem lezten Dampfboote aus Algier hier angekommen. Dieser unermüdliche Alterthumsforscher geht heute nach dem Lager Guelma, um die dortigen imposanten Ruinen zu untersuchen und Nachgrabungen anzustellen. Ueber seine Arbeiten bei den Ruinen von Rusgenia hat derselbe eine Denkschrift an die Akademie eingesandt. Seine Nachforschungen zu Guelma geschehen auf Kosten des Staats.

Artistischer Verkehr.

Rom, 16. Mai. Der Betrug mit vorgeblich von alten Meistern herrührenden Gemälden ist wohl von jeher ausgeübt worden; wie man es aber gegenwärtig in Italien treibt, wo gute Bilder immer seltener werden, ist kaum glaublich. Besteht der Betrug bloß darin, daß man ein Bild mit einem falschen Namen kauft, so kann nur der weniger Erfahrene hintergangen werden. Es werden jedoch förmlich Bilder von Raffael und andern Meistern fabricirt und für schweres Geld verkauft. Wenn sich auch hier nur Einzelne mit diesem Geschäft abgeben, so sind in Florenz, Bologna und Ferrara desto mehr, die alljährlich Bilder fabriciren und an Fremde verkaufen. Sie geben gewöhnlich vor, die Bilder seyen in Klöstern gewesen oder müßten von einer zurückgekommenen Familie nothgedrungen verkauft werden. Ja, sie haben die Frechheit gehabt, dergleichen Gemälde unter allerlei Vorwänden in den Palästen bekannter Familien aufzustellen, die dadurch wider ihr Wissen und Wollen mit in den Betrug verwickelt wurden. Sobald die Sachen an den Mann gebracht sind, rühmen sich die Fälscher ihres Betrugs öffentlich, denn ihren Begriffen nach ist es nur eine Schande, sich betrügen zu lassen. Wir sahen hier dieser Tage ein solches Bild von Garofalo auf einem alten wurmstichigen Bret und mit dazu passendem Rahmen, von einem Engländer in Ferrara gekauft. Die Malerei war ganz in der Manier des Meisters bis auf die Kleinigkeiten behandelt, so daß selbst unsere Bilderkenner irre wurden, bis ein bekannter hiesiger Restaurateur den Betrug entdeckte. Auch Deutschen ist es nicht besser ergangen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 65.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 15. August 1837.

Kunstliteratur.

L'Ape italiana delle belle arti. Giornale dedicato ai loro cultori ed amatori. Roma, 1834 — 1836. Bd. I. Heft 11, 12. Bd. II. Heft 1 — 12. Bd. III. Heft 1 — 8.

In einer früheren Notiz in diesen Blättern (1835 Nr. 57. 58.) hatte Ref. bereits Gelegenheit, über den Plan und Zweck des gegenwärtigen Unternehmens zu reden. In dieser Hinsicht bleibt ihm also nur zu erinnern übrig, daß die Herausgeber ihrer ursprünglichen Absicht, einerseits ältere, weniger bekannte, aber werthvolle Werke, andrerseits Arbeiten gleichzeitiger Künstler vorzuführen und zu erläutern, treu geblieben sind. Wenn nun hier gesagt werden muß, daß dieser Plan auf eine passende und die Kunstgeschichte nicht selten fördernde Weise entwickelt worden ist, so findet dies namentlich auf die ältern Werke seine Anwendung, deren Wahl großentheils glücklich getroffen ist. Nicht im gleichen Maße kann es aber von den neuern gesagt werden, und Ref. sieht keine Veranlassung, von seiner früheren Meinung in Betreff derselben abzugehen. Sey es, daß die Zahl guter, neuer Productionen wirklich gering ist, wie man namentlich im Fache der Malerei anzunehmen immer mehr geneigt seyn möchte; sey es, daß die Herausgeber für nöthig halten, Nebenrücksichten zu nehmen, welche weder Kunst noch Kritik etwas angeben: dieser zweite Theil der Ape kann hinsichtlich der Auswahl im Ganzen nicht besonders gelobt werden. Was indeß anerkannt werden muß, ist die Mäßigung und Ruhe, welche in den Erläuterungen der Kupferstiche vorherrscht; die Verfasser derselben, die zum Theil manches Einsichtige zu Tage fördern, beschränken sich im Durchschnitt auf historische Anmerkungen und die Beschreibung der dargestellten Gegenstände; leztere mögen dann für sich selber reden.

Ueberblicken wir nun, was uns vorerst von Werken des 14., 15. und 16. Jahrhunderts in den vorliegenden Heften geboten wird, so ist allerdings Vieles da. Rom ist billigerweise der Mittelpunkt. Die gewaltigen Geister, welche in der ersten Hälfte des Cinquecento die Kunst auf ihren Höhepunkt führten, ziehen hier so unwiderstehlich die Aufmerksamkeit auf sich, daß selbst Begabte der früheren Zeit neben ihnen fast verschwinden, und man diese gewöhnlich erst in andern italienischen Städten kennen und lieben lernt. Wenn nun auch namentlich Toscana an Arbeiten dieser Leztern unvergleichlich reicher ist, so besizt doch Rom auch von ihnen mehr Schätze als man Anfangs glauben sollte. Wie viele Werke wanderten nach der ewigen Stadt zu einer Zeit, wo die Kunst hier gleichsam noch eine fremde Pflanze zu nennen war; wie mußten Florenz, Siena, Bologna, Perugia immerfort Tribut zahlen. Man besuche nur mit Aufmerksamkeit Roms ältere Kirchen und Klöster: in den Hintergrund gedrängt durch die zahllosen Hervorbringungen einer fruchtbaren, aber verwahrlosten Zeit, erst in unsern Tagen wieder mehr beachtet, und selbst auch da noch nicht nach Verdienst, finden sich manche treffliche und anmuthreiche Bilder, an denen Hunderte vorübergehen, ohne ihr Daseyn auch nur zu ahnen. — Es ist ein gutes Zeichen, daß man sich angelegen seyn läßt, jene früheren Arbeiten durch den Stich bekannt zu machen: geschieht es auch nicht immer auf eine völlig befriedigende Weise, so werden sie doch der allgemeinen Beachtung dadurch empfohlen, und dies ist jedenfalls ein bedeutender Gewinn. Es wäre zu wünschen, daß die Ape sich noch mehr, als sie es thut, an das Quattrocento hielte; Werke nach-raffaelischer Zeit sind zu häufig und zu allgemein verbreitet, als daß in den meisten Fällen von ihrer Bekanntmachung großer Nutzen zu erwarten stände. — Wir müssen nun hier zuerst mit einem dem Giotto zugeschriebenen Abendmahl beginnen, welches dem Grafen Bisenzo in Rom gehört, und ehemals die Predella auf einem Altar einer nicht namentlich bezeichneten Kirche in Arezzo gebildet haben soll. Die Apostel sitzen neben dem Heilande, theils an der langen Seite des Tisches, theils an den beiden schmälern Enden,

Digitized by Google

Judas allein an der Vorderseite, Christo gegenüber. Hinten eine lange Gallerie, worüber man zu beiden Seiten Gebäude mit Fenstern im Spitzbogenstyl erblickt. Den Giotteslen gehört das Bildchen ohne Zweifel: ob es von Giotto selbst sey, wagt Ref. nicht zu entscheiden. Eben so wenig kann er ohne Weiteres die, seiner Ansicht nach, nicht vollwichtigen Gründe annehmen, mit welchen eine Verkündigung Mariä, welche sich in Santa Maria sopra Minerva, in der Capelle der Brüderschaft Annunciata befindet und gewöhnlich für ein Werk des Fra Angelico gilt, dem Benozzo Gozzoli zugesprochen wird. Zwischen dem Engel und der auf einem Schemel knienden Jungfrau sieht man in kleinen Figuren einen Geistlichen und drei weiß gekleidete Mädchen, welchen Maria einen Beutel reicht: ersterer ist wohl der Cardinal Torrecremata, ein Dominicanermönch, welcher die bereits genannte Brüderschaft zur Versorgung armer Mädchen gründete, und dessen Grabmal mit seinem Brustbilde sich in derselben Capelle befindet. Da die Gründung der Confraternität 1460 stattfand, Fra Angelico aber 1455 starb, so ergibt sich leicht die Unrichtigkeit der oben angeführten Meinung, die vielleicht nur durch eine Stelle im Vasari entstanden ist. Es ist aber auch schon gesagt worden, die vier kleinen Figuren seyen von einer andern Hand später hinzugemalt worden, was man jedoch sehr bezweifeln möchte. — Aus der nämlichen Kirche ist die Disputa des heil. Thomas von Aquin und dessen Sieg über die Häresiarchen, welche Filippino Lippi für den Cardinal Olivier Caraffa in der von diesem erbauten Capelle malte. Noch sieht man daselbst dies großartige, eine reiche Architektur zur Schau tragende Fresco. Auf einer Art von Kanzel sizt in der Mitte der h. Thomas, ein geöffnetes Buch in der Linken haltend, in welchem man die Worte: Sapientiam sapientum perdam liest; mit den Füßen tritt er auf einen hingestürzten, vor Wuth in seine eigene Hand beißenden Alten, der eine Rolle mit der Inschrift: Sapientia vincit malitiam hält, wohl eine Personificirung der Häresie, worauf auch die Worte an der Vorderseite der Tribüne: Divo Thomae ob prostratam impietatem deuten. Zu beiden Seiten des Heiligen sind die Cardinaltugenden als sitzende Frauen angebracht. Um die Basis der Tribüne steht die Inschrift: Infirmate sunt contra eos lingue eorum. Der Vordergrund des Bildes wird von zwei, ziemlich symmetrisch auf beiden Seiten angeordneten Gruppen eingenommen. Auf der Rechten (des Gemäldes) sieht man Arius, Apollinaris, und einige andere, worunter wahrscheinlich des Malers eigenes Bildniß; auf der Linken Sabellius nebst verschiedenen andern, unter ihnen zwei Predigermönche. Ohne Zweifel sind mehrere Portraits dabei. Offene und zugeschlagene Bücher und Schriften liegen am Boden. In den Gebäuden im Hintergrunde auf der rechten Seite will man den Lateran mit dem damals dort stehenden bronzenen Marc Aurel (Cavallus Constantini) erkennen. — Diese große Arbeit des Lippi fällt etwa in das Jahr 1492, wie die darunter angebrachte Inschrift vermuthen läßt, nach welcher Pabst Alexander die fertig gewordene Capelle im Mai 1493 besuchte. Noch sieht man daselbst von des nämlichen Künstlers Hand eine Verkündigung und die Aufnahme der Jungfrau. Ein anderes großes Wandgemälde, dem oben beschriebenen gegenüber, und wie dieses von Vasari erwähnt, ging zu Grunde, als das Denkmal Pabst Pauls IV. (Caraffa) durch Pius V. errichtet ward.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstgeschichte.

Due Lettere di Pietro Perugino. — Giornale letterario di Perugia; marzo e febbraio 1835.

(Beschluß.)

Die Landschaft, in der Zeichnung schwerfällig, ist bei Weitem nicht in dem Maße glücklich zu nennen, als z. B. auf den Wandgemälden in Panicale und Sta. M. Maddalena bei Pazzi. In der einzigen Weise, wie Perugino solche Einfassungen seinen Gegenständen unterzuordnen, und durch ein Paar schön gezeichneter Linien auszudrücken verstand, zeichnete er den besten historischen Landschaftsmalern späterer Zeiten ihre Straße vor, während Raffael die Bilder dieser Epoche mit reicheren Gründen auszustatten liebte.* Ein Streben, dem Perugino sich anzuschließen, ist auch in diesem Theil wahrzunehmen, ohne daß man, zumal wenn Anderes auf das Gegentheil deutet, berechtigt wäre, in diesen Linien geradezu seine oder gar Raffaels Hand zu erkennen. — Da ferner auf den Bildern Perugino's die Portraits schon vor dieser Zeit verschwinden, würde das genannte Bildniß des Alten als Arbeit des Pietro eben so auffallend seyn, als es für Raffael unbedeutend heißen muß.

Die Madonna selbst nun, um diese Einzelheiten etwas näher zu berühren, entfernt sich von der damals bei Pietro schon handwerksmäßig wiederkehrenden Zeichnung, und verräth in der breiten, ich möchte sagen viereckigeren Form des Kopfes (statt des sentimental-frommen Ovals bei Perugino) außer einem andern Vorbilde ein tieferes Eingehen in die Natur.** Eben so wenig erinnert

* Ich denke hier namentlich an das Gradinum zu der Krönung der Madonna (für St. Francesco) im Vatican.

** Dies fiel auch zuletzt dem Bollatti auf.

Digitized by Google

die eher volle als schlanke Gestalt an Pietro; ihre Hände und Füße sind sorgfältiger modellirt, nicht so obenhin und unvollendet gehalten, als er es sich damals schon erlaubte. Vortrefflich sind in der Hand des knienden alten Königs die Sehnen und Adern angedeutet; im Joseph und in dem jungen Menschen über dem auf der linken Seite stehenden Könige dürfte die freiere Zeichnung über die damalige Manier unsers oft genannten Meisters hinausgehen. Das nackte Kind, welches mehr aus einem Guß erscheint, entbehrt der unangenehmen, durch röthliche Farbe angedeuteten Verbindung der Gelenke, welche Pietro's Arbeiten, namentlich seine Oelbilder, fast als stehendes Kennzeichen wiederholen. Was in diesen Andeutungen für den Meister befremdend bleibt, gilt auch zugleich für den Antheil Raffaels; ohne daß man, was in diesem Wandgemälde gelungener erscheint, mit dessen ganz gleichzeitigem Sposalizio in Verbindung bringen könnte.

Nun ist es aber keineswegs meine Absicht, Perugino ganz von diesem Werke auszuschließen; im Gegentheil glaube ich, daß er nur zu viel in demselben gemalt habe, und daß namentlich die durch Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit kenntlichere rechte Seite fast ganz von ihm herrühre. Auch hat er nicht allein hier, sondern auch in Bildern schraffirt, deren Mittelmäßigkeit einen andern Grund als Ungeübtheit im Frescomalen vermuthen läßt. Da dasselbe sich z. B. an jenen einzelnen Heiligen in St. Severo zu Perugia vom Jahr 1521, an vielen und gerade den flüchtiger gearbeiteten Fresken Soddoma's und an andern des Andrea del Sarto aus dessen lezter Manier wahrnehmen läßt; wird man darin die Unlust, solche Arbeiten zierlich zu beendigen, zu erkennen haben, welche in diesen Schraffirungen ein Mittel an die Hand gab, wodurch etwaige Klekse vertrieben, und mit weniger Mühe und geringerem Zeitaufwande eine gewisse Rundung erreicht werden konnte. Der sehr geringe Preis mochte in Pietro's Augen die Flüchtigkeit rechtfertigen;*

die Bemerkung aber, daß das Ganze auf trockenen Grund gemalt ist, wird ein Uebergehen des Bildes durch Schraffirungen erklärlich machen. Aus dem, was ich an Ort und Stelle erfahren habe, ist es wahrscheinlich, daß in Citta della Pieve und seiner Umgegend der Grund für ein eigentliches Fresko aus Mangel an dazu nöthigem Material nicht ohne bedeutende Kosten bereitet werden kann. Es mag auch darin der Grund gefunden werden, daß der Sebastian in Panicale ebenfalls a secco gemalt ist. Da dieses Werk aber, das nur Ein Jahr später fällt, bei Weitem sorgfältiger behandelt ist, vermuthe ich, daß man den Perugino wegen seiner Nachlässigkeit in unserm Bilde offen getadelt, und dadurch aufmerksamer gemacht hatte. Erstaunlich rasch muß wirklich der große Raum (der nach della Valle etwa 13 F. hoch und 14 F. breit ist) ausgefüllt worden seyn; im März, wie wir gesehen haben, unterhandelte man noch, und vor dem Ende des Jahres 1504 war das Ganze vollendet. Der Syndicus kann in dem laut gewordenen Tadel einen Grund gesucht haben, die gänzliche Tilgung der Schuld bis zum Jahre 1507 zu verzögern.

Welcher Schüler nun aber dem Pietro hier geholfen habe, wird wahrscheinlich auf immer zweifelhaft bleiben. Das, was Localscribenten für die umbrische Schule gethan haben, läßt selbst in den Biographien Perugino's, Raffaels und Pinturicchio's (welche doch immer ihr Hauptaugenmerk blieben) die größten Lücken; für die andern nicht so bedeutenden Meister ist wenig geschehen, und jezt vielleicht auch bei den gründlichsten Forschungen noch weniger zu hoffen.

Die Abhandlung Vermiglioli's hat außer dem dankenswerthen Abdruck der zwei Briefe kunstgeschichtlich kaum eine brauchbare Notiz. Die schon von Andern geäußerte Vermuthung, daß Vasari im Leben des Pietro in den Worten: comincio il medesimo un lavoro a fresco di non poco importanza a Citta della Pieve, ma non lo fini — von unserm Bilde rede, ist kaum wahrscheinlich. Zunächst ist es kein Fresko; und dann scheint es, so viel man nach dem jetzigen, schon ziemlich argen Zustande entscheiden kann, wirklich vollendet zu seyn.* Vielleicht hatte er jenes Bild im Auge, dessen traurige Ueberbleibsel in der Servitenkirche vor dem Städtchen gezeigt werden. Um eine Treppe anzubringen, hatte man den Muth, an der einen Wand die Kreuzabnahme in seinem Hauptgegenstande zu zerstören.

---

* Unter den 75 Gulden sind wahrscheinlich Goldgulden zu verstehen, etwa 150 Scudi. cf. Zecca di Perugia von Vermiglioli. — Alle andern Arbeiten in Citta della Pieve zeigen ebenfalls, wie wenig dem Pietro daran lag, in seiner Heimath Ehre einzulegen. Ich will hier verzeichnen, was noch an Ort und Stelle befindlich ist: im Dom das Altarbild vom Jahr 1515. Madonna mit dem Kinde, unten Petrus und Paulus mit den Beschützern der Stadt, St. Gervasio und Protasio, — und Taufe Christi, Pendant zu der in St. Agostino zu Perugia. — In St. Antonio Wandgemälde: in der Mitte der h. Antonius, auf den Seiten St. Marcello und St. Paulo Eremita; oben Gott Vater. — In dem nahgelegenen Panicale, bei den Nonnen, großes Wandgemälde, die gewöhnliche Vorstellung vom Leiden des h. Sebastian, vom Jahr 1505; einige Reste in St. Agostino. — Auf dem Wege von Citta della Pieve nach Perugia darf man in Frontignano in der Kirche Sta. Annunziata sein Wandgemälde, ein Presepio von bedeutendem Umfange, nicht versäumen. Wahrscheinlich beschloß Pietro mit diesem Werk und an diesem Ort sein langes und überaus beschäftigtes Leben.

* Darauf deutet auch die Jahrzahl 1504.

Digitized by Google

Klagende Leute, namentlich eine um die hingesunkene Madonna beschäftigte Frauengruppe, ein Diener endlich, der die Leiter hält, sind Alles, was von dieser, wie es scheint, sehr innigen Schöpfung noch Kunde gibt. Auf der Wand daneben sind vier alte Männer, und seit Kurzem noch zwei Figuren sichtbar, die ebenfalls zu trauern und zu einer Grablegung oder einer Pietà zu gehören scheinen. Das Werk hat große Schönheiten; die Magdalena ist würdig, jener Mater dolorosa in Sta. M. Maddalena dei Pazzi an die Seite gestellt zu werden. Ueber Perugino geht auch hier wieder Manches hinaus, namentlich der genannte Diener; doch hätte man an Rafael nicht denken sollen. Die Inschrift: Hoc opus fecit f. la decta Compagnia ... (vielleicht die Disciplinaten) und, was vor wenigen Jahren zum Vorschein kam — A. D. MDXVII. PETR ..... weisen dies nun auch auf urkundliche Weise ab.

Gaye.

Nachrichten vom Juni.

Nekrolog.

Bern, 9. Juni. In den lezten Tagen starb der berühmte Wappenmaler Em. Wyß.

Stockholm, 9. Juni. Dieser Tage ist der Reichsantiquar Liljegren, bekannt durch seine bedeutenden Forschungen in der nordischen Alterthumskunde, im 48. Jahre mit Tod abgegangen.

Brüssel, 18. Juni. In Antwerpen ist der geachtete Bildhauer van Hool, 68 Jahre alt, mit Tod abgegangen.

Versteigerungen.

London, 8. Mai. Trotz der gedrückten Handelsverhältnisse wurden bei der unlängst stattgefundenen Auction der Ottley'schen Kupferstichsammlung noch höhere Preise bezahlt, als vor 10 — 12 Jahren bei der von Sir Mark Sykes, wo man annahm, daß die Preise das Maximum erreicht hätten. Die Abdrücke von Niello's, welche meist aus der Sykes'schen Sammlung stammten, gingen zum Theil zu bessern, obwohl im Ganzen zu demselben Preisen weg, wie die, welche Hr. Ottley dafür gezahlt hatte. Dürer's Adam und Eva wurde für 56 Pfd., Holbein's Todtentanz für 57½ Pfd. erstanden. Viele der schönsten Gegenstände erwarb das britische Museum.

Brüssel, 23. Mai. Am 22. wurden in Laeken mehrere Statuen von Gobecharles und Delvaux verkauft. Ein kleiner Amor des Erstern ging für 85, der Fidtenspieler von demselben für 400, eine Hebe von Delvaux für 575 Fr. weg. Ueberhaupt waren die Preise außerordentlich niedrig.

Statistik der Kunst.

Karlsruhe, 5. Juni. In der heutigen Sitzung der Kammer legte der Finanzminister von Böth zwei Gesezentwürfe vor. In dem einen werden 100,000 fl. zur Vollendung einer Kunstakademie, und 25.000 fl. zum Ankauf von Kunstwerken verlangt, und nach dem andern soll das Budget von 1857 auch für 1858 gültig seyn. Die Entwürfe wurden an die Abtheilungen zur Berathung überwiesen.

Neue Lithographien.

Prag. Eine Lithographie jenes herrlichen, aber nur wenig bekannten Bildes Albrecht Dürers „das Rosenkranzfest" welches sich im Stifte Strahof allhier befindet, ist unlängst von Arkoles gezeichnet worden und in der Anstalt von Carl Henning erschienen.

Kupfer- und lithographische Werke.

Paris. Das dem König der Franzosen dedicirte Gavard'sche Werk über Versailles, von welchem die beiden ersten Hefte erschienen sind, ist unter Anwendung der von Gavard erfundenen Instrumente, des Diagraph und Panthographe, gearbeitet. Die sämmtlichen Platten sind leicht radirt, aber etwas monoton, was vielleicht in der rein mechanischen Ausführung der Arbeit liegt. Diese Hefte enthalten, außer einem Grundriß des Schlosses, Portraits, Schlachtstücke und historische Bilder. Von der größern Ausgabe (Großfolio) kostet das Heft in Berlin bei C. Gropius 1 Rthlr. 20 Sgr. von der kleinen (Kleinfolio) 25 Sgr.

Berlin. Berlinisches Bilderbuch, herausgegeben vom Freiherrn F. Gaudy; 1stes Heft mit 8 radirten Blättern und metrischen Erläuterungen, bei George Gropius.

Hildburghausen. Das bibliographische Institut hat nun die Herausgabe des von Brulliot nachgelassenen Supplements zu Bartsch's Peintre graveur, in französischer Sprache in 12 Bänden in 8. angekündigt. Dieselben sollen mit einem Atlas von wenigstens 240 Platten begleitet werden, welche Facsimile's der interessantesten und seltensten Gegenstände enthalten. Jeder Band mit 20 Platten kostet 1 Friedrichsd'or Subscription. Der erste Band soll im December d. J. erscheinen.

Leipzig. Die Flemming'sche Buchhandlung hier und in Glogau hat die Herausgabe einer Reihe von Heften begonnen, welche Thorwaldsens neuere Werke in Umrissen enthalten sollen. Das erste bereits erschienene Heft enthält 1. Nemesis, 2 — 4. die Jahreszeiten. Das zweite wird Schillers Denkmal für Stuttgart und Guttenbergs Denkmal für Mainz enthalten. Die Zeichnungen sind unter Thorwaldsens Augen gemacht. Späterhin sollen auch die ältern schon bekannten Werke Thorwaldsens folgen.

München. Erinnerungen aus Spanien von Wilhelm Gail. Nach der Natur und auf Stein gezeichnete Skizzen aus dem Leben in den Provinzen Catalonien, Valencia, Andalusien, Granada und Castilien, mit Fragmenten maurischer und altspanischer Architektur und Bedulen, nebst erläuterndem Auszuge aus dem Tagebuche des Herausgebers. Vollständig in 6 Heften erschienen in der lit. artist. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Fol.

Literatur.

Paris. H. Lecoq, Description pittoresque de l'Auvergne 5ème livr. (Chaudes Aigues und seine Bäder) 8. 1½ B. 60 Cent.

Digitized by Google

№ 66.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 17. August 1837.

Salvator Rosa's Skizzenbuch.

Die Rathsbibliothek zu Leipzig, deren Benutzung unter der jetzigen Verwaltung auf die liberalste Weise dem Publikum erleichtert worden ist, besitzt, außer vielen und ausgezeichneten literarischen Seltenheiten und Schätzen, auch gar manches interessante Werk der bildenden Kunst, welches der Beachtung der Kenner wohl werth ist. Wir erinnern nur an Luc. Kranach's „Samariterin am Brunnen" — ein überaus liebliches Bild — an das trefflich ausgeführte Selbstportrait des Malers P. C. Zinke, Professors der Zeichenkunst in Leipzig, eines wenig genannten Meisters des vorigen Jahrhunderts, der aber in diesem Bilde den besten aller Zeiten sich anreiht, und endlich an die auch von Goethe in „Kunst und Alterthum" beschriebene merkwürdige Tafel „der Sterbende," aus der altdeutschen Schule, welche mit mehreren andern schätzbaren Gemälden schon seit einer Reihe von Jahren, auf Betrieb eines hochgeachteten vaterländischen Kunstfreundes und Kenners, den wahrhaft imposanten Bibliothekssaal — ein Meisterstück einfach-großartiger Baukunst — schmücken. Aber auch das kleinere Nebenzimmer, welches zur Bewahrung der Handschriften und anderer merkwürdiger Besitzthümer dieser städtischen Sammlung dient, birgt gar manchen Schatz für den Kunstliebhaber, namentlich ein prachtvolles in rothen Sammt gebundenes Manuscript aus dem 14. Jahrhundert, eine altfranzösische Uebersetzung und Paraphrase des Valerius Maximus, zierlich auf Pergament geschrieben und reich ausgestattet mit wunderherrlichen Initialen und Miniaturen, welche letztere an das Schönste der van Eyck'schen Schule erinnern. Es stammt diese Perle aus der Bibliothek der Herzoge von Burgund, und wird in dem zu erwartenden gedruckten Kataloge der Handschriften der Rathsbibliothek, mit dessen Abfassung der eben so gefällige als kenntnißreiche und fleißige Bibliothekar, H. M. Naumann, ordentlicher Lehrer am hiesigen Nicolai-Gymnasium, schon seit einiger Zeit beschäftigt ist, gewiß genauer beschrieben werden. Wir begnügen uns hier, die Freunde alter Kunst darauf aufmerksam gemacht zu haben, und glauben uns damit den Dank aller derer zu verdienen, welche dadurch veranlaßt werden, dieses Prachtwerk, in welchem Kalligraphie und Malerei um die Palme ringen, mit eigenen Augen zu schauen. Der eigentliche Zweck dieser Zeilen aber ist, Künstlern und Kunstfreunden die Nachricht zu geben, daß die genannte Bibliothek die glückliche Besitzerin einer Reihe — zwei hundert und drei und zwanzig Stücke — der geistreichsten und genialsten Federskizzen von der Hand Salvator Rosa's ist. Es sind dieselben in zwei Lederbänden in klein Folio gebunden — von denen der eine, reich vergoldet, das Wappen des Cardinals Barberini auf beiden Decken trägt — und auf altes italienisches Papier aufgezogen, mit einer Sorgfalt in Bewahrung auch des flüchtigsten Entwurfs, welche eben sowohl die Kennerschaft, als die große Vorliebe des Sammlers für seinen Meister deutlich beweist. Auf dem ersten Blatte des ersten Bandes findet sich das Portrait des Künstlers, geistreich in Rothstift gezeichnet. Vielleicht legte Rosa's theurer Freund, der Dichter Ricciardi in Pisa, mit dem er Alles zu theilen pflegte, und welchem er, nach noch vorhandenen Briefen, auch viele seiner Zeichnungen sandte, diese Sammlung an.* — Wie sie

* Wir kennen diese Briefe aus der höchst schätzbaren und reichhaltigen, für die Geschichte der Kunst in Italien höchst wichtigen Raccolta di Lettere sulla pittura, scultura ed architettura, scritte da' piu celebri professori che in dette arti fiorirono dal Sec. XV al XVII. von welcher uns die seltene Quartausgabe — Roma, 1754 — zur Benutzung durch die Güte des Hrn. Rud. Weigel überlassen wurde. Sie finden sich daselbst im 2ten B. S. 502 ff. und wir können uns nicht enthalten, daraus eine Stelle mitzutheilen, in welcher sich Männerfreundschaft mit Jünglingswärme ausspricht, und unsern Rosa gar schön charakterisirt. Als er nämlich im Jahr 1652 zwei seiner Gemälde an den venetianischen Gesandten für die Summe von 500 Ducaten verkauft hatte, schreibt er an seinen Ricciardi, damals Professor der Philosophie zu Pisa, Folgendes: Vi supplico dunque, occorendovi

nach Leipzig gekommen? — Wer fragt danach, der da glaubt und weiß, daß der Wind den Blüthenstaub dahin führt, wo er befruchtend wirken soll, und daß weder Berge noch Meere der Verbreitung des Nützlichen in der niedern Natur Grenzen setzen? Warum soll's im Reiche des Geistes, im Reiche des Schönen anders seyn? — Schützende Genien walten über jeder Blüthe, die im Reiche der wahren Kunst sich erschließt, und sorgen, daß sie ihren Zweck erreiche, in der Erweckung recht Vieler zum Gefühl des ewig Schönen. So werden Kunstwerke ihren Weg, wenn auch erst nach Jahrtausenden, nach den Inseln der Südsee finden, wie sie ihn schon vor Jahrhunderten in unser vor vielen beglücktes Vaterland gefunden und es verherrlicht haben; und zwar nicht nur durch ihren Besitz und ihr Daseyn, sondern auch durch ihre entzündende, schaffende Kraft. — Das gibt auch unserer Freude an dem bisher fast unbekannten Schatze der genannten Zeichnungen eine höhere Bedeutung, und macht es fast zur Pflicht, ihr Daseyn zur öffentlichen Kunde zu bringen; denn wie viel ist nicht an und aus ihnen zu lernen? — Ist überhaupt die Zeichnung, die Erstgeburt der bildenden Kunst im Reiche der äußeren Erscheinung, vor allen andern späteren, wenn auch der Form nach mehr vollendeten Kunstgebilden interessant für den Kenner, so wie für Jeden, der in der Kunst eine Offenbarung des Geistes zumeist, und nicht nur das Werk der Hand und des Pinsels sieht, so sind Salvator Rosa's Zeichnungen doppelt anziehend, weil der kecke Sinn, der diesen Meister in seinem ganzen Leben charakterisirt, in diesen Schöpfungen seines Talents in seiner ganzen Eigenthümlichkeit hervortritt, und oft so recht geflissentlich zu versuchen scheint, wie weit die Kraft der Idee gehe, und wie sie vermöge, auch die einfachste und mangelhafteste Hieroglyphe der Linie und Form klar und verständlich zu machen. Wer daher das kennen lernen will, was man bei einer Skizze „den Geist des Meisters" zu nennen pflegt, den Hauch des Lebens, der das wahre Kunstwerk durchweht, und der von keiner zweiten Hand erfaßt, gebannt und wiedergegeben werden kann, der komme und studire diese freien Arbeiten und Studien des großen Neapolitaners, von dem sein Biograph Giov. Batt. Passeri sagt: In tutte le sue cose palesò il valore del suo bel genio, il furore del suo spirito sollevato, e la prontezza della sua mano ardita, mostrando capriccio nell' invenzione, stravaganza negli abiti e nei costume delle figure, e maniera disciolta e risoluta nello sfrondeggiamento degli alberi; così in tutte le parti sono degne di essere gradite da ciacheduno intendente. — Ein reicherer Schatz von Zeichnungen dieses Künstlers, die zu allen Zeiten sehr hoch geschäzt worden sind, dürfte sich nirgends zusammenfinden, da überhaupt, außer England, wo sie, wie die Gemälde desselben Meisters, sehr gesucht werden, nur wenige Cabinete deren besitzen. In unserm Skizzenbuch finden wir die ersten Entwürfe zu einigen seiner besten Gemälde, unter andern sechs zu seinem „Typos, dem der Geyer die Seite zerfleischt," mehrere einzelne Figuren aus seinem schönen Bilde in der Capelle Nerli in Rom, „die Marter des heil. Cosmus und Damianus," die Skizze der „Himmelfahrt der Maria," die er für eine Kirche in Mailand malte, Studien zu der „Auferstehung" in der Kirche Madonna di monte santo in Rom, zu seinem „Pythagoras und die Fischer" und vielen andern; besonders aber eine Menge trefflicher einzelner Figuren, welche der geniale Künstler in jenen kampflustigen Tagen der durch Massaniello angeregten Unruhen der Natur abgelauscht haben mag. Hier erreicht er den höchsten Höhenpunkt seiner Kunst, die für die Darstellung der heftigen Leidenschaft und ihrer Aeußerungen — „per la *espressione* de' moti violenti, delle grida, dell' *esclamazioni*, de' combattenti, de' feriti" wie Passeri sagt — ganz besonders berufen und befähigt schien, was er namentlich in jenem großen Schlachtgemälde bewies, welches er, zum Geschenk für den König von Frankreich, als Gegenstück zu seinem berühmten Bacchanal in Volterra fertigte, und durch welches er seine erbittertsten Feinde zur Bewunderung seines Talentes zwang, so wie er selbst es für eine seiner besten Arbeiten erklärte. Die Freunde derartiger Darstellungen finden in unserer Skizzensammlung eine reiche Fundgrube von Ideen, und die beste Anleitung, wie mit wenigen Mitteln das Leben zu erfassen und auf das Papier zu bannen ist. Daß aber derartige Studien den Meister doch auch der Grazie nicht entfremdeten, mögen vor mehreren anderen die herrlichen Blätter in Band I. Fol. 31, 52, 53 und 85 beweisen, aus denen eine reiche Fülle von Lieblichkeit uns anspricht. — Die Darstellung der Andacht ist ihm besonders in den Skizzen Band I. Fol. 4, 21, 28, 62 und ganz vorzüglich in der herrlichen Figur eines betenden Kriegers — des heil. Wilhelm (?) — Fol. 61 gelungen. Viele der hier vorfindlichen Entwürfe S. Rosa's sind offenbar die ersten Motive zu seinen Radirungen, unter andern zu seinem

---

della somma di denaro, di prevalervene con quella libertà e schiettezza d'animo con la quale vo l'offerisco, avendovi più d'una volta detto, che non ho cosa in questo mondo, che a parte con voi non l'abbia; e se voi non lo fate crederò sempre, che voi crediate, che lo dica per complimento. — Ricciardi, chi v'ha consacrato tutto il suo arbitrio e tutto il suo affetto deve ancora offerirvi ogni sua sostanza. — Und in einem andern Briefe, wo er ihn über einen erlittenen Verlust tröstet: In ogni caso, Ricciardi mio, son qui per voi, e vi giuro, che mentre avrò un giulio, sarà mezzo vostro. Però state allegro, e ridete in faccia alla disgrazia. Adesso ne incachiamo i Cresi e i Cecili, e tanto basta, essendo io in anima e in corpo tutto vostro. —

Digitized by Google

„Sturz der Titanen“ (Bartsch Nr. 21 u. dgl. m.), bekanntlich Werke seiner lezten Jahre — seit 1660. — Wir schließen diese kurze Nachricht über dieses interessante Skizzenbuch mit dem treffenden Urtheile d'Argensville's* über den genialen Künstler: „Die Zeichnungen des Salvator Rosa werden eben so hoch als seine Gemälde geschäzt. Von den meisten sind die Umrisse mit der Feder und mit Tusche oder Bister ausgetuscht; etliche haben Schraffirungen mit der Feder in den Schatten. Man kann sich nichts Leichteres und Geistreicheres denken, als diese seine Art zu arbeiten: dadurch allein unterscheidet er sich von allen andern Meistern. Er ist ferner an dem Baumschlag sehr kenntlich, der oft nur in länglichen Federstrichen besteht, die nicht rund zusammenlaufen, wie gemeiniglich die Blätter bei andern Landschaftern. Seine Stürze von Bäumen, die Felsen und Terrassen sind vortrefflich. Ein anderes Kennzeichen sind seine riesenmäßigen Figuren, deren Händen und Füßen das richtige Verhältniß fehlt; der Charakter in den Köpfen und der Geschmack in Gewändern. Seine Zeichnungen sind alle in einer freien Manier und sehr warm gearbeitet. Sie sehen aus, als wenn sie eilfertig hingekrazt wären, daher man sie häufig nachgemacht hat. Man muß also Acht geben, ob die freie Hand des Meisters allenthalben anzutreffen ist.

---

* Leben der berühmtesten Maler ꝛc. Der deutschen Bearbeitung 2r Thl. S. 379.

Leipzig, im Juni 1837.

Dr. K. Vogel.

Kunstliteratur.

L'Ape italiana delle belle arti. Giornale dedicato ai loro cultori ed amatori. Roma, 1834 — 1836.

(Fortsetzung.)

Aus der Barberinischen Sammlung gelangte an den Grafen Bisenzo eine Pietas, als deren Verfertiger man den Mantegna bezeichnet. Sie besteht aus Halbfiguren: dem todten Heiland, der ihn umfassenden Mutter, Johannes und Magdalena. Mit der in der Vaticanischen Sammlung kann sie auch nicht im Entferntesten eine Vergleichung aushalten, und Ref. muß selbst an ihrer Authenticität zweifeln. Sie scheint ihm eher ein Werk eines alten Venetianers. So zweifelhaft dürfte auch der Name Lionardo da Vinci's bei der Lünette seyn, die man im Corridor des ersten Geschosses im Kloster S. Onofrio zu Rom sieht, und von der ein Umriß mitgetheilt wird. Vasari redet nicht davon, wo er der von Lionardo in Rom verfertigten Arbeiten gedenkt, wohl aber schreiben Spätere sie ihm zu. Maria sizt, das Kind auf dem Schooße, welches in der Linken eine Lilie hält und mit der Rechten einem zur Seite knienden, das Käppchen mit beiden zusammengelegten Händen fassenden Prälaten den Segen gibt. Professor Betti (Secretär der Akademie von S. Luca), welcher die Erläuterung zu dieser Tafel geschrieben hat, will in dem Leztgenannten das Bildniß des Spaniers Francisco Cabanyas erkennen, doch, wie Ref. meint, mit unzureichenden Gründen. Dieser Cabanyas, welcher apostolischer Protonotar war und eine der Capellen in S. Onofrio ausschmückte, starb 1506; Lionardo kam aber erst 1511 nach Rom, so daß, wenn das Obige wirklich der Fall ist, die herrschende Meinung ganz unstatthaft ist. Kenner, u. A. der Maler Camuccini (dessen Urtheilen ernstes Studium und ein sehr geübtes Auge ohne Zweifel bedeutendes Gewicht geben), wollen überdies im ganzen Werke den Styl da Vinci's nur entfernt wiederfinden: am meisten dürfte es noch im Kopfe der Madonna der Fall seyn, welcher die bei unserm Meister so oft wiederkehrende und hinlänglich bekannte Gesichtsbildung zeigt. — Für ein Gemälde des Ingegno gilt ein höchst anmuthiges kleines Bild, welches sich in der Sammlung des mehrgenannten Grafen Bisenzo befindet. Auf einem mit rothem Tuche behängten Throne sizt die Jungfrau, das Kind auf dem Schooße haltend; rechts steht S. Dominicus, links die h. Katharina von Siena. Auf der nämlichen Seite knien neben einander ein Mann und eine Frau, beide noch in jugendlichem Alter, diese mit gefalteten Händen zum Jesuskinde emporblickend, jener sein Barett haltend, den Mund halb geöffnet. Zu beiden Seiten Aussicht auf eine Landschaft. Eine innige Frömmigkeit und Seelenruhe spricht aus diesem Bilde, welches indeß wahrscheinlich nur traditionell dem Meister von Assisi zugeschrieben wird, von welchem urkundlich vielleicht nur ein einziges, das der verstorbene Volkmann in Florenz besaß und wovon Rumohr redet, herrührt. — Die Kreuzabnahme, welche Raffael Sanzio entwarf, aber nicht in Farben ausführte, und wovon die Originalzeichnung, mit den Buchstaben V. I. (Urbinas invenit) im K. Museum zu Neapel aufbewahrt wird, ist namentlich durch den Stich Marc Antons bekannt. In Neapel sieht man ein von Andrea da Salerno nach demselben ausgeführtes Oelgemälde; ein ähnliches in Rom bei Hrn. L. Vescovali, mit folgender, auf einem Stein zu lesender Inschrift:

VI
FRA AD
MD · XX · VI
R

Dieser gemäß dürfte die Meinung, das Bild sey von der Hand des Spaniers Francisco Rubiales (nach dem A hinter FR zu schließen, vielleicht ein Aragonese), von welchem man weiß, daß er, obgleich eigentlich Schüler des Polidor von Caravaggio, mehrere Compositionen des Sanzio ausführte, nicht unbegründet seyn. Der nach diesem sehr fleißig, vielleicht etwas ängstlich gemalten Bilde in der Ape gelieferte Umriß ist jedenfalls eine willkommene Gabe.

Hunderte besuchten die Kirche della Pace zu Rom, um Raffaels wunderschöne Sibyllen zu sehen: keiner beinahe wußte, daß in der diesen gegenüber befindlichen Capelle der Familie Ponzetti, neben welcher man mit Rührung den Grabstein zweier, am nämlichen Tage an der Pest gestorbenen kleinen Mädchen erblickt, ein Fresko des Peruzzi verdeckt war, welches vor nicht langer Zeit wieder zum Vorschein gekommen ist, nachdem man ein mittelmäßiges Bild des Lazzaro Baldi weggeräumt hat. Vasari erwähnt dieser Arbeit, und bemerkt, sie sey für Messer Ferdinando Ponzetti, nachmals Cardinal und Bischof von Grosseto, verfertigt worden. In einer Art von Halle, die von korinthischen Säulen eingeschlossen ist, sehen wir die Jungfrau auf einem erhöhten Sitz; auf ihrem linken Knie steht der Jesusknabe, dem knieenden Donator, Ponzetti, welchen die h. Brigitte dem göttlichen Kinde empfiehlt, den Segen ertheilend. Zur Linken lehnt sich an den Stuhl der Madonna die h. Katharina, durch Krone, Buch und Rad bezeichnet. Bei der verhältnißmäßig geringen Zahl von Gemälden Peruzzi's (welchen sonderbarer Weise bei der Erstürmung Roms 1527 ein ähnliches Schicksal traf, wie den Besteller des Bildes, indem dieser so arg mißhandelt wurde, daß er nicht lang darauf starb, der Maler aber ins größte Elend gerieth, und seine Gemüthsruhe nie recht wiederfand) ist diese vortreffliche Arbeit doppelt der Beachtung werth. Ref. erinnert hier an ein schönes Oelgemälde mit kleinen Figuren, eine Epiphanie vorstellend, welches sich bei dem römischen Kunsthändler Grossi befindet und für ein Werk Peruzzi's gilt. — Nur in der Kürze können hier die übrigen älteren Bilder angeführt werden, von denen die Ape italiana Umriß und Beschreibung liefert. Vom Garoffalo die Auferweckung des Lazarus, in der Sacramentscapelle der Kirche S. Francesco zu Ferrara, wo noch zwei andere desselben Meisters, Christ am Oelberge und in der Vorhölle, gegen 1519 gemalt, und etwas befangen und ängstlich in den Bewegungen. Von Innocenzo da Imola die Vermählung der h. Katharina, im Barnabitenkloster S. Carlo a Cattinari in Rom. Von Agostino Marti von Lucca eine Composition im Geschmack des Frate, Madonna mit dem Kinde auf dem Throne sitzend, vor welchem ein Gefäß mit Lilien und andern Blumen steht, auf der einen Seite S. Franciscus, auf der andern die h. Lucia. Das Bild wurde für die bekannte Familie Guinigi gemalt, und hat die Inschrift: Augustinus Martes Lucensis fecit MDXXVII. Von Bernardin India von Verona, Maria mit dem Kinde und S. Anna, von Engeln umgeben, deren einer, vorn auf den Stufen sitzend, die Mandoline spielt. Das Gemälde, welches von vielen Schriftstellern erwähnt und sowohl in Hinsicht der Zeichnung als des Colorits gerühmt wird, befindet sich in der von San Micheli gebauten Capelle Pellegrini in der Kirche der Minoriten zu Verona; man liest darauf: Bernardinus Indius F. MDLXXIX. — Von Lod. Carracci finden wir die Flucht nach Aegypten, la Barchetta genannt, weil sie die heil. Familie im Moment darstellt, wo sie in einem Kahn über einen Strom fährt (im Hause Malvezzi-Bonfiglioli zu Bologna); von Annibal Carracci die Rosen Sanct Diego's, eine Geschichte, die mit jener allgemein bekannten der h. Elisabeth von Thüringen ganz übereinstimmt; in der Kirche S. Giacomo degli Spagnuoli zu Rom befindlich. Von Domenichino das anmuthige Fresko im Palast Mattei: Jakob und Rahel; von Nicolas Poussin eine Scene aus Boccaccio: der Hirt Galeso und die schöne Efigenia, im Palast Colonna, und die Predigt Johannis, beim Grafen Bisenzo. Endlich von Claude Lorrain die Rückgabe der Chryseis, bei Monsignor G. Zacchia in Rom.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten vom Juni.

Literatur.

Paris. Description historique des statues du jardin des Tuileries. 1ère liv. 4. oblong. 1½ B. 40 Cent.

Notice des tableaux exposés dans la galérie du Marquis de las Marismas. 12. 4 Bog.

E. Léconte, Mélanges d'ornemens divers 7ème liv. Fol. 6 Kpf. 5 Fr.

Les anciennes tapisseries, 2ème livr. Tapisserie de Bayeux. Fol. 3 Bl. 6 Kpfr.; schwarz 15 Fr., color. 70 Fr.

Létronne, Appendice aux lettres d'un antiquaire à un artiste sur l'emploi de la peinture historique murale chez les Grecs et chez les Romains. 8. 9½ B.

Jos. Straszewicz, Polonais et Polonaises de la révolution du 20. Nov. 1830. 20ste und letzte Lieferung. Preis des ganzen Werks in Fol. 240 Fr.; in 8. 100 Fr.

Annales de la société libre des beaux arts, publ. et mises en ordre par M. Miel. Ann. 1837. 1ère livr. 8. 2¼ B.

F. Fougères und G. Combrusse, description complète et raisonnée des monnaies de la deuxième race royale de France. 4. 6½ B. 4 Karten und 15 Kpfr. (Nur zu 100 Exemplaren abgezogen.)

Toulouse. Recueil des dessins des ornemens et matériaux d'architecture en terre cuite de la fabrique de la Virebent frères. Liv. 1. 2. Fol. mit 6 Kupf.

Valenciennes. Picaut et Allaux Opinion sur la direction des études dans les classes de dessin à l'Academie de Valenciennes. 4. 1 Bog.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 67.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 22. August 1837.

Ueber den Bau des Palastes Strozzi in Florenz.

Es war gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als Filippo Strozzi, Matteo's Sohn, den Grundstein zu einem Palaste legte, der seinen Namen mit dem von Florenz auf die Nachwelt bringen sollte. Die Kunst war seit mehr denn zwei Jahrhunderten auf florentinischem Boden heimisch, ja, sie war, wie das politische Leben dieser Stadt, mit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts eigentlich florentinisch-bürgerlich geworden. Wie die gewaltsamen Wehen des werdenden Staates überstanden waren, wie die Literatur sich ein eigenthümliches Gebiet errungen und abgesteckt hatte, hatte auch die Kunst in öffentlichen Bauten aller Art vielseitige und erschöpfende Befriedigung gefunden. Nun sollte innerhalb der Grenzmarken angebaut werden; es handelte sich überall darum, das Erworbene zu sichern und weiter zu bilden, Begonnenes fortzuführen und verständig mit den gegebenen Mitteln hauszuhalten. In solcher Epoche der Reflexion, des abwägenden, mit mathematischer Sicherheit berechnenden Calculs, verlieren die Namen von Guelfen und Ghibellinen ihren Klang; die Zeit der Dante, Cimabue, Giotto und Orcagna ist dahin; an die Brunelleschi und Ghiberti, an die Ghirlandajo, Marsuppini und Leonardo Bruni ergeht jezt die geschichtliche Mahnung. Wie nun florentinische Künstler diese gegen die erhabene Größe des vierzehnten Jahrhunderts prosaisch scheinende Aufgabe auf eigenthümlich poetische Weise lösten, gehört näher für die Geschichte der italienischen Kunst; hier genüge die Bemerkung, daß die Architekten in diesem Jahrhundert vielleicht den eigenthümlichsten Weg einschlugen, und in den Palästen angesehener und begüterter Bürger zwischen den Festungsbauten des vierzehnten Jahrhunderts und zwischen den bloß antikisirenden Prachtunternehmungen einer spätern Zeit eine Mitte hielten, welche an Charakter und Styl jenen nichts nachgab, von Bequemlichkeit und Luxus so viel in sich vereinigte, als florentinische Republikaner der Zeit irgend brauchen konnten und wollten. Dem Filippo Strozzi hatten schon andere den Weg für sein Unternehmen geebnet. Die Mediceer hatten die Via larga und ihr Bezirk bevölkert; jenseits des Flusses hatte die Familie Pitti den kolossalsten Bau aufgeworfen, um St. Gaetano die Antinori und Tornaquinci, die Rucellai * um St. Pancrazio sich angebaut. Die Abnahme von großen Privatbauten, welche in den lezten Decennien des fünfzehnten Jahrhunderts fühlbar ist, mag einerseits, nach dem Tode des Brunelleschi, Michelozzo und Alberti, in dem Mangel ausgezeichneter Architekten ihren Grund haben, ** andrerseits aus den Kämpfen zu erklären seyn, welche noch Lorenzo der Erlauchte, all seiner diplomatischen Feinheit ungeachtet, gegen die republikanische Partei zu bestehen hatte. Als er aber das Staatsschiff in einen sichern Hafen geführt hatte, und sein Gestirn, obwohl dem Untergange nahe, über ganz Italien einen Glanz verbreitete, der die Feindseligkeiten, welche Savonarola und seine Gegenpartei im Busen der Stadt erregen, das Unheil, welches Fremde bald darauf über diesen Süden verbreiten

---

* In welchem Sinn damals Unternehmungen dieser Art betrieben wurden, mögen folgende Worte des Giovanni Rucellai beweisen, die er seiner Mutter (damals in Villa) schreibt: „Ich melde Dir, daß ich gestern mit den Vorkehrungen für die Expedition nach dem heiligen Lande fertig wurde, wohin ich auf meine Kosten zwei Schiffe mit einem Architekten und der nöthigen Mannschaft schicke, damit sie mir eine getreue Zeichnung von dem Grabe unsers Herrn machen, — damit ich nach meinem heißesten Wunsche ein ähnliches in unserer neu erbauten Capelle (in St. Pancrazio) errichten kann.“ — Manuscript im Familienarchiv Rucellai.

** So schreibt Lorenzo Magnifico an den Herzog von Calabrien, welcher nach dem Tode des Giuliano da Majano um einen andern Architekten bittet: — „denn obwohl ich mir alle Architekten dieser Stadt vergegenwärtige, finde ich, daß es durchaus keinen mehr gibt, der an Geschicklichkeit dem Giuliano gleichkäme“ ꝛc. Manuscript im Mediceischen Archiv.

Digitized by Google

sollten, kaum vorausahnen ließ, schien dem edeln Filippo Strozzi die Zeit dazu zu seyn, einen lang gehegten Wunsch zur Ausführung zu bringen. Und doch, wie hatte er diesen Lieblingsplan zu verbergen, wie lange in der Stille ihn reifen zu lassen, ja unter dem Schein des Widerstrebens ihn zu betreiben, aufzugeben, um ihn mit desto größerer Wärme wieder aufzunehmen, Oekonomie zu affectiren, Kostenaufwand vorzuschützen, damit die Architekten ihn dagegen ins Großartige und Maßlose zu treiben schienen. Wenn der alte Cosimo, der edelste aller Mediceer, noch zu redlich republikanisch gesinnt war, um das Modell des Brunelleschi für den Bau seines Palastes zu wagen, gelangte Filippo Strozzi in einer etwas spätern, schon veränderten Zeit, mit diesen unschuldigen Winkelzügen dahin, vor den eifersüchtigen Augen seiner Mitbürger allmählig und in Ruhe den imposantesten Bau aufzuführen.

(Der Beschluß folgt.)

Spanisches Galleriewerk.

Collecion litografica de cuadros del Rey de Espagna etc. Litografiada por habiles artistas baxo direccion de D. José de Madrazo. Madrid, 1836. Lief. 43 — 48, jede zu 4 Bl. nebst Text von **D. José Musso y Valiente.** gr. Fol. (Leipzig, in der Anstalt für Lit. u. Kunst, R. Weigel.)

(Vgl. Kunstblatt Jahrg. 1835 und 1836.)

Je beifälliger die Anerkennung ist, welche dieses prachtvolle Galleriewerk, das eine Menge bis dahin nur wenig bekannter Gemälde und Meister auf eine so treffliche Weise zur Kenntniß bringt, bei allen Kunstfreunden gefunden hat, desto mehr halten wir uns verpflichtet, unsern Lesern Bericht über die Fortsetzung desselben zu erstatten.

Lief. 43. Jäger vor einer Schenke von Wouvermans; aus der besten Zeit des Meisters und trefflich wiedergegeben. — Donna Isabella von Portugal, Gemahlin Karls V., von Tizian; das schöne Bild gibt dem Herausgeber Veranlassung, an den Namen Isabelle die schönsten und frohesten Hoffnungen zu knüpfen, welche Gott zum Besten des jetzt so unglücklichen Volkes erfüllen möge! — Der Triumph des Bacchus von Corn. de Vos; ein durch die Lithographie meisterhaft wiedergegebenes Bild, für welches der Maler aber nur die gemeinsten Naturen zum Vorbilde gehabt zu haben scheint. Die Nebensachen sind schön. — Der Raub der Proserpina, von Rubens.

Lief. 44. Eine Landschaft im großen Styl, von Nic. Poussin; reiche Composition mit Hirten und Reitern. — Eine Vision des heil. Petrus von Nola, von Francesco Zuebaran (geb. 1598, gest. 1662, Schüler des Juan de Roelas, in Sevilla; war Hofmaler Philipps IV. Man nannte ihn daher: Pintor del Rey y Rey de los Pintores. Er war ausgezeichnet durch Naturtreue und treffliches Chiaroscuro; malte sehr viel mit kräftigem Pinsel); ein Bild voll ruhiger Wahrheit, einfach und ergreifend. — Der Apfel der Eris, von J. R. mit der Jahrszahl 1636; der Herausgeber hält das J für ein P und das Ganze für ein Werk des Rubens, an dessen Schule es allerdings sehr erinnert. — Die Anbetung der Hirten, von Murillo; eine der schönsten Perlen der reichen Sammlung: höchst einfach, aber vollendet schön in der Gruppirung, wie in der Ausführung des Einzelnen; in der Lithographie sehr schön wiedergegeben.

Lief. 45. Die Cascatellen von Tivoli, von Annib. Carracci. — Lucrezia, von Guido; ein einzelner Kopf, voll Ausdruck und Wahrheit, eines der schönsten Bilder des Meisters, und von Le Grand meisterhaft, ja unübertrefflich wiedergegeben. — Lot und seine Töchter, von Andr. Vaccaro; ein widerlich lüsternes Blatt. — Eine Anbetung der Hirten, von Pedro Oerente (gest. 1664, arbeitete ganz in Bassano's Styl, den er jedoch in Vielem, besonders in Darstellung der Thiere, übertraf).

Lief. 46. Eine Ansicht von Saragossa, von Juan Bat. del Mazo (einem der ausgezeichnetsten Schüler des Velasques, st. 1687); ein sehr schönes Blatt, welches namentlich auch durch seine reiche und trefflich geordnete Staffage an die besten Bilder der holländischen Schule erinnert. Die Lithographie von Asselineau im Tone einer Zeichnung gehalten. — Die Köchin, aus der Schule Murillo's; ein Bild voll Laune: eine Köchin rupft einen Hahn, während ein Hund an ihrer Seite den Bratspieß dreht, und zugleich sich und das ihm anvertraute Gut gegen eine ihn beschleichende näschige Katze zu vertheidigen sucht. Auf der andern Seite, auf dem Fuße der Köchin, sitzt ein kleiner, gnomenartiger Knabe, der ein Stück Kuchen verzehrt. Sehr gut lithographirt von Legrand. — Eine büßende Magdalena, von Murillo; hat zu viel Männliches in Ausdruck und Formen. — Der Märtyrertod des heil. Bartholomäus, von Ribera; ein schönes Bild, welches die grasse Composition möglichst mildert; die Köpfe sind meisterhaft, die Lithographie von Legrand unübertrefflich schön.

Lief. 47. Das Innere einer Kirche, von P. Neeffs. — Der Apostel Petrus, ein Brustbild von Ribera; sehr schön und trefflich wiedergegeben von Taylor. — Eine Dorfkirmeß, von D. Teniers, eine brillante Composition mit reicher Landschaft, von P. de Leopol sehr gut lithographirt. — Ein Crucifixus, von Velasquez; ein

Digitized by Google

Bild von ergreifender Wirkung, von welchem der Herausgeber sagt, daß es nicht mit künstlichen Farben gemalt scheine — „cuadro de tanta verdad, que no parece pintado con colores artificiales.“ — Es wurde für die Mönche von St. Placidus in Madrid gemalt, kam von diesen in die Hände des Herzogs von San Fernando, der es dem leztverstorbenen König schenkte. Der Kopf des todten Heilands, welchen zur Hälfte die herabhängenden Haare bedecken, ist unübertrefflich. Lithographie sehr gut, von Taylor.

Lief. 48. Das Innere einer gothischen Kirche, von P. Neefs; ein Capitalbild des Meisters, mit Staffage von Teniers. — Das Paradies, von J. Breughel; ein überaus reiches Bild, welches Asselineau sehr gut wiedergegeben hat. — Die Vision des h. Petrus von Nola, von Zuebaran. Der Heilige sieht den Himmel offen, und in demselben den Apostel Petrus gekreuzigt, den Kopf nach unten; ein würdiges und ergreifendes Gegenstück zu Velasquez's Crucifix in der vorigen Lieferung. Fast möchte man glauben, der Maler habe seine Studien zum Kopfe des Gekreuzigten in den Kellern der Inquisition gemacht. — Die heilige Dreieinigkeit, von Ribera; sehr schön.

Dr. K. Vogel.

Kunstliteratur.

L'Ape italiana delle belle arti. Giornale dedicato ai loro cultori ed amatori. Roma, 1834 — 1836.

(Beschluß.)

Hiemit ist nun Alles angegeben, was diese Zeitschrift an Werken der ältern Malerkunst bringt. Von Sculpturen ist eine einzige vorhanden: ein Basrelief im vaticanischen Museum, welches dem Michel Angelo Buonarotti zugeschrieben wird, und dessen Composition, dem Charakter nach zu urtheilen, leichtlich von ihm seyn kann, wenn es auch vielleicht von einer andern Hand ausgeführt wurde. In der Mitte sieht man Cosmus den Alten, von Medici, die halbhingesunkene Fiorenza aufrichtend, welche als eine Frau dargestellt ist, die sich auf einen mit dem gewohnten florentinischen Kreuz bezeichneten Schild stüzt. Mit der Rechten, die einen Stab hält, droht der Mediceer den schon auf der Flucht begriffenen Lastern in Menschen- und Satyrngestalt; von der andern kommen die durch ihn ins Vaterland zurückgerufenen Tugenden mit ihren Gaben herbei. Im Vordergrund liegt der Flußgott des Arno. Das Ganze ist, wie man sieht, eine complimentirende Allegorie für das mediceische Haus.

Indem Ref. nun zur gegenwärtigen Zeit, und vorerst zur neuen Malerei übergeht, glaubt er, daß man ihm gerne die Mühe erlassen wird, alle Bilder namentlich anzuführen. Die geringe Bedeutung der Mehrzahl derselben macht dies von vorne herein überflüssig. Es ist so wenig Eigenthümliches bei den meisten dieser italienischen Maler, daß man in Verlegenheit gerathen würde, wenn man eine Charakteristik derselben zu liefern hätte. Von jedem Styl finden sich Anklänge. Camuccini, welcher ein sehr geübter Zeichner ist, und es ohne Widerrede versteht, eine große Composition verständig zu gruppiren, durch richtige Berechnung gewaltiger Massen Wirkung hervorzubringen, hat sich sein Leben lang von dem declamatorischen und äußerlichen französischen Wesen, mit dessen Herrschaft seine Jugendzeit zusammenfiel, nicht frei zu halten vermocht. Doch bleibt er immer in einer gewissen Linie ein sehr achtbarer Künstler. Wir finden hier von ihm zwei große Compositionen: die Thronbesteigung des Joas, und die Wiedererweckung eines Knaben durch den h. Franz von Paula, leztere für die diesem Heiligen gewidmete Kirche in Neapel bestimmt, und vielleicht eines der vorzüglichsten Werke dieses Malers, dessen Vorzüge im Allgemeinen mehr negative als positive seyn möchten. Die nüchterne Aeußerlichkeit findet man noch mehr bei Wicar, Bossi, Palagi, Herzog. Nicht ohne Talent und Schönheitsinn ist Fil. Agricola in einer h. Familie, nach einem ehemals bei dem Maler Wicar befindlichen, unvollendeten Basrelief des Buonarotti. Das Gemälde ist im Besitz der Herzogin von Sagan. Von dem Florentiner Bezzuoli ist ein großes Werk mit vielen Figuren, Karls VIII. Einzug in Florenz, vorhanden, dem man Verdienst nicht absprechen kann; von dem Anconitaner Podesti: Bacchus und Lykurg, Lünette in der Villa Torlonia bei Rom; von einem Dänen, A. Küchler, der Tod Correggio's, nach Oehlenschlägers Trauerspiel, und endlich von Fil. Veit die Allegorie von den sieben fruchtbaren Jahren, Lünette im Hause Zuccari bei Trinità di Monti, in der ehemaligen Bartholdischen Wohnung, aus deren Cyclus von Fresken schon zwei andere, von Cornelius und Schadow, mitgetheilt wurden.

Die Sculptur steht ohne Zweifel höher. Der Sinn für die Form ist ausgebildeter als der malerische. Ein großer Reichthum der Erfindung findet sich hier nicht: mit der Abenteuerlichkeit der Berninischen Epoche ist auch ihre Ueppigkeit der Imagination geschwunden. Da Ref. vor Kurzem Gelegenheit hatte, an einer andern Stelle über die neuesten bedeutenden Bildhauerwerke zu reden, so kann er sich hier auf wenige Notizen beschränken. Von den kolossalen Statuen für die neue Paulskirche finden wir S. Gregor den Großen von M. Laboureur, einem Römer, und S. Paul von dem Bologneser Tadolini; von Rinaldi die Statue der Jeanne d'Arc;

Digitized by Google

Ausdruck gegeben. Die Übersetzung mit dem Fremdwörterbuch hat dann nicht viel Mühe, sie gelangt zu folgendem Resultat: Der Mensch ist ein Mikrokosmos, weil er in sich alle Elemente der Welt vereinigt. Er ist Erde, weil sein Körper aus Erde gebildet ist, Wasser, weil sein Blut Wasser ist, Luft, weil er Atem hat, Feuer, weil er Wärme hat. Er ist Himmel, weil sein Kopf rund ist wie der Himmel, Pflanze, weil seine Haare wachsen wie Pflanzen, Tier, weil er Sinne hat, Gott, weil er Vernunft hat. Er ist Himmel, Erde, Wasser, Luft, Feuer, Pflanze, Tier, Gott, weil er alle diese Dinge in sich hat. Er ist Mikrokosmos

№ 68.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 24. August 1837.

München, 6. Juli 1837.

Seit einigen Tagen ist die Aufstellung der Bildwerke, welche den mittleren Theil des neuen Schloßbaues gegen den Hofgarten zieren, vollendet. Dieser enthält in seinem Innern den großen Thronsaal, welcher mit den vergoldeten Kolossalstatuen, die ihn zieren werden, wohl wenige seines Gleichen finden wird. An seinem Aeußern dehnt sich ein großer gedeckter Balkon hin, dessen eilf Arkadenöffnungen offen bleiben, und einen freien Anblick in das Innere gewähren. Dieses ist aber mit reichen Zierden, Arabesken, Trophäen und mit Reliefs geziert, welche sich auf das Haus Wittelsbach beziehen, und mit ihren farbigen Gründen und Umgebungen die reichste Wirkung machen werden. Am Aeußern dieses Balkons stehen zehn Säulen von großen Dimensionen, welche nach Art der römischen Triumphbogen über ihrem verknüpften Hauptgesimse Bildwerke tragen. Die ganze Gestaltung dieses prächtigen, fast 900 Fuß langen Bauwerks, bei welchem die Beibehaltung bedeutender, schon bestehender Theile des alten Schlosses zur Bedingniß gemacht war, führte zur Wahl dieser Art von Baustyl, welchen römische Prachtliebe aus geschichtlichen Elementen entwickelte. Den Welteroberern war die Säule, welche sie den Denkmalen erstürmter Städte entrissen hatten, nicht mehr wie ihren Erfindern, den Griechen, ein constructives Bedürfniß, die Statue, welche sie fortschleppten, nicht mehr ein Gegenstand frommter Verehrung, sondern beide nur ein Mittel, den Triumph des Feldherrn zu verherrlichen, indem sie zum Schmucke der Denkmale verwendet wurden, welche diesen Triumph in Marmorsprache der Nachwelt aufbehalten sollten. Dieses führte darauf, die Säule und die ihr zugehörigen Gebälke nur als kostbares und schönes Fußgestell der Bildsäulen zu betrachten und zu benützen, und wenn wir gern zugestehen wollen, daß der griechische Sinn in dem Gebrauche der Säulen über dem römischen stand, so glauben wir dennoch, daß der lezte zu dulden und hier ganz an seinem Platze ist.

Die hier aufgestellten Bildwerke sind an beiden Ecken Löwen, welche dem bayerischen Wappen als Wächter dienen, und zwischen ihnen die acht Kreise des Königreichs. Die Löwen sind in der für den Platz so paßlichen und günstigen Stellung des schönen im Piräeus gefundenen und jezt vor dem Arsenale in Venedig aufgestellten Königs der Thiere. Der Bildhauer, welchem Se. Majestät der König die Ausführung dieser Werke übertrug, Schwanthaler, hat ihnen ein sehr richtiges Verhältniß zu den übrigen Statuen gegeben, welche, etwa 9½ Fuß hoch, wieder zu den Säulen in einem höchst glücklichen Verhältnisse stehen. Die Statuen sind abwechselnd männlich und weiblich, und in ihren Stellungen ist eine schöne Abwechslung, welche der Masse des Ganzen und der durch die Stellung auf Säulen bedingten Gruppirung durchaus keinen Abbruch thut. Der Styl dieser Figuren ist ächt römisch, die Symbole derselben verständlich und gut gewählt, und die Bewegungen eben so lebendig als plastisch und für den Ort berechnet. Besonders schön erscheinen uns die weiblichen Gestalten des Regen- und Untermainkreises, und die männlichen des Obermain- und Rezatkreises.

Diese Gruppe bietet gewiß eine Zierde dar, welche sich würdig dem reichen Cyklus von Denkmalen anschließt, womit der belebende Sinn eines großen Fürsten in fast unbegreiflich kurzer Zeit unsere Königsstadt zu schmücken versteht.

Ueber den Bau des Palastes Strozzi in Florenz.

(Beschluß.)

Die Relation seines Sohnes,* welche ich hier mittheile, schildert in einfacher Darstellung den Hergang

* Dies ist Filippo der Jüngere, der bekanntlich nach der für den Herzog Cosimo siegreichen Schlacht von Montemurlo in Gefangenschaft gerieth. Er soll später, als

dieſer Sache, und iſt neben den großartigen, vom Alterthum nie übertroffenen Verhandlungen der Florentiner Bauhütte (opera del duomo), am meiſten geeignet, über die ganze Bedeutſamkeit, aber auch über die ganze Schwierigkeit ſolcher Unternehmungen zu belehren. Es enthält dieſes Werk, außer andern Biographien der Familie Strozzi, dieſe mit Liebe ausgeführte Lebensbeſchreibung ſeines Vaters, und iſt unedirt. Ich habe mich der Copie bedient, welche (Magliabecchiana L. XXVI. Nr. 155) von Andrea Cavalcanti im J. 1653 beſorgt ward.

— „Als nun Filippo für ſeine Nachkommen hinlänglich geſorgt hatte, beſchloß er, der überhaupt mehr nach Ruhm als nach Reichthum geizte, und kein beſſeres und ſichereres Mittel kannte, ſeinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, aufgelegt zum Bauen und kundig der Sache, wie er war, ein Gebäude zu errichten, das allen Seinigen in und außer Italien Ruhm und Ehre brächte. Aber nicht unbedeutende Schwierigkeiten hatte er dabei zu überwinden; da der, welcher damals die Regierung führte, zweifeln konnte, ob nicht der Ruhm eines Andern den ſeinigen verdunkeln möchte, fürchtete er Neid zu erregen. Er fing alſo an das Gerücht auszubreiten, daß ihm bei ſo vielen Kindern und bei einer ſo kleinen Wohnung die Pflicht obliege, dieſe nun wohnlicher unterzubringen, was er ſelber jezt weit beſſer, als ſie nach ſeinem Tode thun könnten. Mit einem weiten Umwege ließ er ſich zuerſt gegen die Mauerleute, dann gegen die Architekten über die Nothwendigkeit einer neuen Wohnung aus. Bald ſtellte er ſich, als wolle er gleich beginnen, bald, als ſey er unentſchloſſen, als reue es ihn, in kurzer Zeit das Alles aufgehen zu laſſen, was er nach großen und vieljährigen Mühen allmählig zuſammengebracht habe. Seine innerſte Abſicht, ſeinen Zweck verhehlte er Jedermann, um ihn deſto ſicherer zu erreichen; immer behauptend, eine gemüthliche und bürgerliche Wohnung genüge ihm, paſſend, aber nicht prächtig brauche ſie zu ſeyn. Die Mauermeiſter nun und die Architekten trieben, wie es ihre Art iſt, ſeinen Plan ins Große; Filippo, dem dies eigentlich ganz recht war, ſchien das Gegentheil zu wollen, und hörte nicht auf zu verſichern, man zwinge ihn zu dem, was er weder wolle noch könne. Wenn man ihm darauf entgegnete, der, welcher jezt das Staatsruder führe, wünſche, daß die Stadt durch Schmuck und Zierden aller Art verherrlicht werde, war er wieder der Meinung, daß man ein ſo großes und ſo koſtbares Unternehmen weder berechnen noch abſehen könne; nicht allein um ſeinen Credit würde es ihn bringen (wie dies ja bei Kaufleuten nur zu häufig der Fall ſey), ſeinen gänzlichen Ruin würde es herbeiführen. Auf ſolche und ähnliche Weiſe leitete er die Sache ein, indem er dabei anfing, nach Zeichnungen ſich umzuthun. Als er ſie geſehen und betrachtet hatte, fügte er, außer vielen andern Unkoſten, auch noch die für Werkſtücke in der Façade hinzu. Je mehr er nun zu dieſem Unternehmen ſich getrieben fühlte, deſto mehr gab er ſich den Schein, aufgebracht zu ſeyn. Die Werkſtücke, hieß es, wolle er unter keiner Bedingung; dies ſey nicht bürgerlich,* auch viel zu theuer; zum Nutzen, nicht zur Pracht baue er. Dann ſchüzte er vor, wie er durch die vielen Buden, welche er unten im Palaſt anzulegen gedenke, eine Rente für ſeine Söhne gewinnen wolle. Dies widerrieth man ihm aber aufs Entſchiedenſte; man nahm ſich die Mühe, ihm zu beweiſen, wie entſtellend dies nicht allein für den Bau, ſondern wie unbequem für ſeine Bewohner es ſeyn würde. Filippo gab ſich aber dennoch immer das Anſehen, als halte er das Gegentheil; beklagte ſich häufig bei ſeinen Freunden, in ein Unternehmen verwickelt zu ſeyn, das der Himmel zu einem glücklichen Ende führen möge; lieber wolle er nie daran gedacht haben, als ſich jezt in einem ſolchen Labyrinth befinden. Mit dieſer Schlauheit und Geſchicklichkeit führte er das aus, was ihm ſonſt verſagt, oder zum Nachtheil geweſen ſeyn würde. Dabei hielt ſich faſt Jedermann überzeugt, daß das Ende eines ſo ungeheuren Baus auch das Ende für ſein weltliches Gut ſeyn würde.** Und er im Gegentheil dachte bloß vom Ertrag ſeiner jährlichen Zinſen ihn zu beſtreiten,

---

man durch die Folter Bekenntniſſe von ihm erpreſſen wollte, die ſein unbeflecktes Leben geſchändet hätten, ſich entleibt, und eben vor ſeinem Ende mit ſeinem Blute jenen ſeitdem berühmten Vers niedergeſchrieben haben: Exoriare aliquis noſtris ex oſſibus ultor.

* Dieſe Stelle iſt ſehr merkwürdig. Es wäre möglich, daß das florentiniſche Volk bei dem bombenfeſten Anſehen jener Paläſte, welche in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts entſtanden, ſeinen Unwillen auf vernehmliche Weiſe zu erkennen gab, und daß dies den Giovanni Rucellai und ſeinen Architekten Leo B. Alberti (der überhaupt den Styl des Bramante vorbereitete) bewog, bei dem Palaſt in der Vigna einen andern Weg einzuſchlagen. — Daß Filippo nun wieder zu dieſem „ordine rustico“ zurückkehrte und dabei beharrte, zeugt von mehr Entſchloſſenheit, als das im Allgemeinen ſehr beſonnene, aber weniger energiſche Geſchlecht der Strozzi ſonſt verräth.

** Ueber welche Summen damals Florentiner Kaufleute zu diſponiren hatten, können folgende Worte aus dem ſchon angeführten Briefe des Giov. Rucellai beweiſen: „Auch mußt Du noch wiſſen, theuerſte Mutter, daß geſtern die Nachricht anlangte, ein Schiff, auf welchem ich 70,000 Goldgulden (alſo wenigſtens 140,000 Scudi) hatte, ſey von Corſaren genommen. Du biſt überzeugt, daß dieſer Unfall mir nahe geht, aber man muß ſich in Geduld faſſen, und in den Willen des Herrn ergeben — dominus dedit, dominus abstulit, sit nomen domini benedictum.“

Digitized by Google

von Kreide und Thon angelegt. Der Hof ist gepflastert, von der Mitte desselben führt ein Weg zu der Einfahrtsthüre. Das Wohnhaus ist ein Stockwerk hoch, hat 5 Fenster Front und ist mit Ziegeln gedeckt. Es enthält 2 Wohnungen, eine Stube, 2 Kammern, Küche und Keller. Die Stube hat 2 Fenster, einen Ofen und Kachelofen. Die Kammern haben 1 Fenster und Ofen. Die Küche hat 1 Fenster, Herd und Kamin. Der Keller ist gewölbt. Das Wohnhaus ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes. Das Wirthschaftsgebäude ist ein Stockwerk hoch, hat 5 Fenster Front und ist mit Ziegeln gedeckt. Es enthält 2 Tennen, 2 Stallungen, 1 Wagenschopf, 1 Schweinstall, 1 Hühnerstall, 1 Heuboden und 1 Getreideboden. Die Tennen haben 2 Thore, die Stallungen 1 Fenster und 1 Thüre, der Wagenschopf 1 Thor, der Schweinstall 1 Thüre, der Hühnerstall 1 Thüre, der Heuboden 1 Thor und der Getreideboden 1 Thor. Das Wirthschaftsgebäude ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes. Die Scheune ist ein Stockwerk hoch, hat 5 Fenster Front und ist mit Ziegeln gedeckt. Sie enthält 2 Tennen, 1 Heuboden und 1 Getreideboden. Die Tennen haben 2 Thore, der Heuboden 1 Thor und der Getreideboden 1 Thor. Die Scheune ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes. Der Backofen ist gemauert, hat 1 Thüre und ist mit Ziegeln gedeckt. Er ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes. Der Brunnen ist gemauert, hat 1 Thüre und ist mit Ziegeln gedeckt. Er ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes. Der Abtritt ist gemauert, hat 1 Thüre und ist mit Ziegeln gedeckt. Er ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes. Der Misthaufen ist gemauert, hat 1 Thüre und ist mit Ziegeln gedeckt. Er ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes. Der Gemüsegarten ist gemauert, hat 1 Thüre und ist mit Ziegeln gedeckt. Er ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes. Der Obstgarten ist gemauert, hat 1 Thüre und ist mit Ziegeln gedeckt. Er ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes. Der Weinberg ist gemauert, hat 1 Thüre und ist mit Ziegeln gedeckt. Er ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes. Der Acker ist gemauert, hat 1 Thüre und ist mit Ziegeln gedeckt. Er ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes. Der Wald ist gemauert, hat 1 Thüre und ist mit Ziegeln gedeckt. Er ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes. Der See ist gemauert, hat 1 Thüre und ist mit Ziegeln gedeckt. Er ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes. Der Fluss ist gemauert, hat 1 Thüre und ist mit Ziegeln gedeckt. Er ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes. Der Berg ist gemauert, hat 1 Thüre und ist mit Ziegeln gedeckt. Er ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes. Der Himmel ist gemauert, hat 1 Thüre und ist mit Ziegeln gedeckt. Er ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes. Die Erde ist gemauert, hat 1 Thüre und ist mit Ziegeln gedeckt. Sie ist 1 Jahr alt, in gutem Bauzustande und gehört zu den besseren Häusern des Dorfes.

Druck: Carl Gerold's Sohn, k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Anleitung zum Lesen.

Elementar-Lesebuch für Volksschulen.

Herausgegeben von Dr. Max Vogl, Professor der Pädagogik an der k. k. Universität in Wien. Mit 100 Illustrationen. Wien, 1870. Verlag von Carl Gerold's Sohn. 8°. 120 Seiten. Preis 20 kr. ö. W.

Dieses Lesebuch ist für die Elementarschule bestimmt und enthält in 100 Lesestücken den Lesestoff für das erste Schuljahr. Es ist mit 100 Illustrationen versehen, welche sich eng an den Text anschließen und das Verständniß des Gelesenen erleichtern. Der Text ist in deutscher Schrift gedruckt, die Illustrationen sind sauber ausgeführt. Das Buch ist für den Preis von 20 kr. ö. W. sehr billig.

Digitized by Google

Institut herausgegebenen neuesten Hefte antiker und mittelalterlicher Gerätschaften ꝛc. vor. Darunter zeichnet sich die Abbildung einer dem Geh. Rath Beuth gehörigen Dolchscheide mit dem Todtentanz, von Hans Holbein, aus, für deren Stich mit der Nadel in Kupfer Otto ein Honorar von 4000 Rthlr. in Rechnung gestellt hat. Die architektonischen Verzierungen sind von Mauch, die Meßgewänder ꝛc. von Böttticher gezeichnet, und letztere in buntem Steindruck von Storch in großer Vollkommenheit wiedergegeben. Ferner zeigte Hr. Mauch zwei Hefte der von ihm herausgegebenen klassischen Verzierungen, die großentheils nach Gypsabgüssen des königl. Gewerbe-Instituts von ihm selbst auf Stein gezeichnet sind. — Geh. Ober-Reg.-Rath Kortüm machte Mittheilungen über die von E. Förster gereinigten Fresken von Avanzi zu Padua. * — Von dem Rheinisch-Westphälischen Kunstverein lag ein Probeblatt des von Keller nach Hübner's Bild in Kupfer gestochenen „Roland, wie er die schöne Isabelle befreit," vor. Das Blatt ist für die Mitglieder des Vereins bestimmt, und dürfte im Handel wenigstens 5 Louisd'or kosten.

Hr. Prof. Froriep hielt einen Vortrag über die Mechanik des menschlichen Gehens, mit Beziehung auf künstlerische Darstellung. — Prof. Brandt legte die von ihm geschnittene und in Berlin geprägte Medaille zur Vermählungsfeier des Herzogs von Orleans vor. (S. Medaillenk.)

Schwerin, 12. Juli. In der gestern auf dem Schlosse Statt gefundenen Generalversammlung des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde verkündigte der Präsident, Minister von Lützow, daß in dem nun bald vollendeten Lokale des Vereins auf unserer ehrwürdigen Burg die berühmten Alterthümer des Friderico-Francisceï ihren künftigen, wenn auch abgesonderten Aufbewahrungsort finden sollten. Eine besonders rege und ergiebige Thätigkeit hat sich seither namentlich im Gebiete der Ausgrabungen, wie z. B. zu Kamin, kund gegeben.

Wismar. Fräulein von Liszewska, Mitglied der Malerakademie in Berlin, hat hier einen Kunstverein gestiftet.

London, 20. Juni. Die letzte Sitzung der numismatischen Gesellschaft in diesem Jahre fand am 15. Juni Statt. Unter den Vorlesungen befand sich auch eine von Hrn. Burch über die chinesischen Tao oder Messer- (Schwerts) Münzen, welche ein hohes Alter haben und in China schon vor der christlichen Zeitrechnung cursirten. Zugleich ward der im britischen Museum befindliche Abguß eines Bruchstücks einer solchen Münze vorgelegt. Gegenwärtig sind sie in China nicht mehr in Umlauf; doch geschieht ihrer in einigen der ältern chinesischen Chroniken schon als seltener Gegenstände Erwähnung. Auch wurden mehrere Bemerkungen über Proben chinesischer Thonformen gelesen, von denen man glaubt, daß sie von römischen Falschmünzern herrühren, und die kürzlich in Yorkshire aufgefunden worden sind. Interessant ist der Umstand, daß diese Formen fossile Infusionen enthalten, die vielleicht Aufschluß darüber geben, ob der Thon, aus dem jene gefertigt sind, aus England selbst stammt, oder vom Festlande herüber gebracht worden ist.

Paris, 26. Juni. Die Mitglieder der königl. Akademie der schönen Künste des Instituts haben durch Hrn. Lebas dem Könige eine Dankadresse für die Eröffnung des geschichtlichen Museums zu Versailles überreichen lassen.

Rom. In der Sitzung der archäologischen Akademie am 8. Juni las der Ritter Melchiorri über eine in den Gräbern von Vulci aufgefundene Todtenurne, auf welcher der Raub der Aegina, Tochter des Königs Asopus von Böotien, durch Zeus dargestellt ist.

Museen und Sammlungen.

Paris, 16. Juli. Es heißt, das Londoner Cabinet habe der Madrider Regierung einen Antrag wegen Ankaufs der Bildergallerie des Madrider Museums gemacht. Es soll nicht weniger als 1 Million Pfd. St. geboten, allein die Unterhandlung über diesen Gegenstand völlig abgelehnt worden seyn.

Vom 14. Juni an ist das Museum zu Versailles Sonntags, Montags und Dienstags für das Publikum geöffnet. Der Mittwoch bleibt zur Reinigung, und Freitags und Sonnabends wird der Eintritt nur gegen Vorzeigung besonderer Billets gestattet. Der König behält sich den Donnerstag vor. — Der Katalog über das Museum besteht aus 540 Seiten. Die Sammlung der historischen Gemälde ist chronologisch geordnet, und umfaßt dreizehn Jahrhunderte. Sie beginnt mit der Schlacht von Tolbiac im Jahr 496, und endet mit dem Zuge der Franzosen nach Mascara im Jahr 1835. Es sind 1050 historische Bilder vorhanden; Portraits 2385. Die Ansichten der königl. Residenzen belaufen sich auf 60. Die Bildhauerarbeiten sind auch chronologisch geordnet, von der Statue des Königs Chlodwig an bis zu der des Generals Foy. Die Sammlung ist in 161 Sälen (75 zu ebener Erde, 75 im ersten Stock, 11 im zweiten Stock) aufgestellt. — Der Saal für die Kreuzzüge kann nicht eher vollendet werden, als bis die prächtigen bronzenen Thore angelangt sind, die in der Kirche des Johanniterordens auf Rhodus stehen, und vom Sultan dem König geschenkt worden sind. Die seit der Eröffnung des Museums täglich von Paris hieher strömende Menge beträgt im Durchschnitt 12—14000, das Zehnfache der frühern Besuche unserer Stadt.

Das Musée Luxembourg enthielt seit seiner Eröffnung im Jahr 1818 hauptsächlich die Gemälde des Rubens aus dem Leben der Maria von Medicis, die Gemälde aus dem Leben des heil. Bruno von Lesueur und die französischen Seebäfen von Vernet. Die Werke der beiden erstgenannten Meister sind nun weggenommen worden, um eigene Galerien im Louvre zu bilden, welche nächstens eröffnet werden sollen. Nach einer späteren Bestimmung sollte das Luxembourg den Werken lebender Künstler gewidmet seyn, aber auch für das Versailler Museum sind mehrere große historische Bilder daraus genommen worden, und so sind bedeutende Lücken entstanden, die jetzt durch folgende Gemälde ausgefüllt worden sind: der barmherzige Samariter von Aligny; Anna von Oestreich von Beaume; der Wald von Fontainebleau von Bertin; das Schlachtfeld von Rivoli von Boguet; Blumen von Madame Bruyère; David von Ehéri; Numa von Leon Coguiet; der Schutzengel von Decaisne; Joad von Paul Delaroche; die Kinder Eduards von demſ.; Scene aus der Bartholomäusnacht von Robert Fleury; Hiob und seine Freunde von Gallais; Ansicht einer Ebene von Giroux; Windstoß auf der Rhede von Alaier von Gudin; Straße in Tyrol von Gué; Lara von Jollivet; Ansicht aus Preußen von Renoux; Marine von Roqueplan; Charlotte Corday von Henry Scheffer; Colbert von Schnetz; Ueberschwemmungsscene von demſ.; Jeanne d'Arc von demſ.; Schlacht von Tolosa von H. Vernet; Giotto von Ziegler.

* Eine ausführliche Nachricht über diese Fresken von Hrn. Förster ist bereits in unsern Händen, und wird nächstens im Kunstblatt erscheinen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 69.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 29. August 1837.

Hamburg, 4. Juni 1837.

Unsere Ausstellung rechtfertigt und lobt sich in ihrer zweiten Periode noch mehr als im Anfang; es ist nicht blos ein schöner Frühling von Gemälden aus benachbarten Ländern uns zugewachsen, sondern es zeigen sich auch schöne, wirklich erfreuliche, kernhafte Früchte der hiesigen Kunstvereine, Werke hiesiger Künstler. Ohne dieses würde auch die schönste Ausstellung nur ein vornehmer Luxus seyn. Einige unserer jungen Künstler haben in den zwei letzten Jahren Schritte gemacht, welche nicht Wenige beinahe in Staunen setzen; so hat Karl, früher in Kopenhagen, jetzt in München, eine Heidelandschaft an der Elbe mit einer lebendigen Treue, mit einer Wahrheit des Charakters gegeben, welche selbst den Duft der Heidekräuter auszuathmen scheint. Ueberhaupt scheinen die Hamburger Künstler in dem Grade zu gedeihen, als sie an die heimische Natur sich anzuschließen und hineinzuleben unternehmen, während Studium fremder Kolorite und Naturen selbst den bessern nicht recht zu gelingen scheint, ja ihre Art selbst zu gefährden droht. Wir scheinen insofern eine der holländischen verwandte Natur zu haben; möchten unsere Künstler ihren Beruf eben so gut erkennen als jene Meister. Diese Autochthonen-Natur unseres Volkes ist in einem sehr hübschen Gemälde von Hermann Kaufmann (Eigenthum des Senators Merk) unwillkührlich ausgesprochen, und es ist dieses vielleicht nicht eines der geringsten Verdienste desselben; man glaubt wirklich, daß diese Menschen am Strande aus diesem angeschwemmten Dünenboden herausgewachsen seyn müssen. Die Gruppirung ist auf diesem Bilde äußerst glücklich; das Geschäft des Fischeauslesens, das Zusehen, kleine Bewegungen im Vorbeigehen halten die zahlreichen Figuren von selbst in einigen Gruppen zusammen. Ist das hiesige Stadtvolk spröde für künstlerische Behandlung, so hat sich der Blick mehrerer unsrer Künstler mit gutem Takt nach einem zwei Stunden von hier gelegenen Marktflecken, Blankenese, gewendet. Es lebt hier ein kräftiges, zum Theil hübsches Volk; die überall, wie im südlichen Deutschland Wälschkorn, an die Luft gehängten Seefische sind der Aushängeschild dieses Amphibienvolkes. Während sonst in unsern Gegenden die Dampfschifffahrt den Verkehr der Segelschiffe mit England sehr herunter gedrückt hat, ist er hier allein im Zunehmen. Es ist nicht lange, so mußte der Geistliche noch um den Strandsegen, das heißt um eine reichliche Ausbeute von den an der gefährlichen Elbemündung gestrandeten Schiffen sonntäglich beten. Nun ist der Erwerb friedlicher, der Menschenschlag darum nicht minder kühn und berechnender geworden. Wir sahen einen Mann auslaufen, dessen fünf Brüder auf der See umgekommen waren. Dazu kommt, daß dieses Völkchen seinen Wohnsitz recht seemännisch in eine Bucht hinein gebaut hat, welche der Süllberg bildet, der Montblanc der Hamburger, einst von einer Burg des kühnen Erzbischofs Adalbert von Bremen beherrscht. Die schöne Aussicht auf die hier eine halbe Meile breite Elbe, im Licht der untergehenden Sonne schwimmend, eröffnet Hardorff; einen Blick in das Dorf selbst gewährt das schöne Bild von Gensler; die Weiber Flachs schwingend, den Stoff zu Segeln und Tauen zubereitend, arbeiten in kräftiger, heiterer Geschäftigkeit, während ein Paar gedrungener Figuren dieser Athleten wider Sturm und Wellen gemächlich darein sehen. Andere behandeln andere Scenen aus diesem eben so bewegten, als markirten und festbestimmten Leben; ein Mädchen, das so eben mit dem Fernrohr durch das Fenster schauend etwas Frohes zu melden hat, und Aehnliches mehr. Sehr schön ist das Seestück des hiesigen Künstlers Sander, ein Dreimaster, welcher an dem Felsen von Helgoland die Rippen eingebrochen hat; das Seewasser ist von großer Wahrheit der Lichter, durchsichtiger Tiefe und voller Leben und Bewegung. — Außer den sonst schon bekannten Landschaften von Morgenstern sind von den Hiesigen noch das Franziskanerkloster von Soltau und der Nebelmorgen von Kaufmann zu nennen. Ein Frachtwagen fährt durch einen reifigen,

Digitized by Google

schwernebligen Morgen, welcher das matte Licht der Laternen beinahe auslöscht, aus dem Thore; die dicke Atmosphäre, Pferde und besonders der Fuhrmann sind wie aus einem Guß. Soltau führt uns in eine mit alten, frommen Dekorationen, mit viel Wahrheit und Charakter, ausstaffirte Zelle, wo ein alter Ordensbruder drei Novizen, welche sich sehr verschieden in die neue Kleidung passen, die Ordensregeln auslegt. Wir haben hier nur das erfreuliche Geschäft, von dem Gelungenen Kunde zu geben, das Schlechte und den Mangel mit Stillschweigen zu übergehen. An einem Bilde von Ascher, eine Italienerin, welche ihre Tochter Tambourin schlagen lehrt, wozu ein Junge tanzt, loben Kenner die delikaten Umrisse und Bewegungen, das Kolorit aber ist wie das eines beim Brennen matt gewordenen Porzellangemäldes.

Unter den Holländern, besonders den Seemalern, steht Schotel in Medemblik vorn an: das Majestätische des Oceans in seiner Ruhe, wie in seinem Zorne, predigt sein Pinsel in den verschiedensten Gestalten; einige die französische Küste darstellende Gemälde zeugen von großer Meisterschaft. Maes in Antwerpen malt die beinahe klassisch gewordene Küste von Scheveningen, Dreibholz in Dordrecht die leichten, lichten Nebel, diesen Mirage des feuchten Elements, mit großer Fertigkeit. W. J. J. Nuyen, im Haag, hat es gewagt, einen Normandischen Hafen in seiner gedrängten, alterthümlichen Eigenthümlichkeit, daran dieses Land so reich ist, aufzufassen. Es ist bezeichnend für das jetzige Frankreich, daß diese Provinz eben in der Mode ist; wie denn der Wechsel des Pariser Geschmacks in Literatur, Kleidung, Bauart in dem sich verdrängenden Einfluß der Provinzen einen soliden, historisch-lokalen Hintergrund hat. Winterlandschaften sind namentlich von Hendriks und von de Klerk, Viehstücke von van Os im Haag, von de Ryk in Hilversum, von Oosterhoudt aus s'Gravenhage, in Cassel, von Ottewäre in Gent. Die Farbenpracht ist zum Theil bewundernswürdig, die Ruhe findet man hier nicht mehr wie in den frühern Gemälden dieser Art. Großen Beifall findet ein Werk von Janssens in Antwerpen; eine Fischerfamilie steht, die Rückkehr der Ihrigen von der See erwartend, am Ufer, während ein Gewitter die Wogen aufregt und den Himmel verfinstert. Der alte Vater und eine junge Frau drücken allerdings tiefes Bangen aus, der Hund steht wie fragend, wo die Kinder seyen, vor seinem Herrn, aber eine ältere Frau kauert sich zusammen, als wäre es ihr nur um ein wenig Schutz zu thun, und weder auf ihrem Gesichte, noch an den Gewändern ist eine Regung, eine Wirkung des Sturmes zu erkennen. Die Sentimentalität hängt bei vielen mit dem Gefühle für das Schöne nahe zusammen, es ist jedoch eine Frage, ob dieses Bild für die Länge eben so befriedigen würde, wie der Abschied des Scheveninger Rekruten von Ekhout. Hätte man sich hier auch an den Hauptfiguren satt gesehen, an dem wortkargen, blassen Vater, dem ehrlichen Burschen, der Schwester, diesem gesunden, kräftigen Bilde der Geschwisterliebe, die Nebenfiguren würden noch genug Stoff geben; der Nachbar mit seiner Wind- und Wetternase, die Jungen, welche stolz sind, der eine den Tornister, der andere die Flinte zu tragen. Im Grunde öffnet sich eine höher gelegene Thür, woraus eine alte Base, die den Jungen gewiegt und getragen hat, auf einen Stab gestützt heraustritt. Das Geräthe, der Hausrath, der Hund, Alles ist so vertheilt, daß man fühlt, man würde es vermissen, wenn es nicht da wäre. — Der Einfluß der neuern französischen Schule und ihrer Effekte ist allerdings bei manchen Holländern nicht zu verkennen, bei den Belgiern versteht es sich von selbst. — Französische Gemälde sind nur wenige da. Eine italienische Landschaft von Jules Coignet befriedigt um so mehr, als sie in einem Ton gearbeitet ist, welcher dem gewöhnlichen der italienischen Naturanschauungen nicht gleich und doch durchaus ungekünstelt ist; es ist eine schöne Mitte zwischen Ruhe und wilder Bewegung in diesem Charakter. Eine Waldpartie bei Avanche von Alexander Calame aus Neufchatel, Senator Jenisch gehörig, ist auch ein sehr befriedigendes Bild. Mehr als Lebensgröße stellt Camille Roqueplan in Paris den Hugonotten Mergy vor, wie der Lärm der Bartholomäusnacht ihn in den Armen seiner Geliebten aufschreckt, wie er den Vorhang aufreißt, durch den sie ihm gewaltsam den Anblick der gemordeten Seinigen verbergen will. Die Stellung der Turgis ist unvortheilhaft, besonders für ihr Gesicht, wie denn auch das seinige keine edle Regung ausdrückt. Die Gewänder sind schön gearbeitet, seine Haltung entschlossen, etwas theatralisch; wer wollte das aber einem Franzosen vorwerfen, wenigstens wenn er Franzosen malt?

Dieses wird namentlich auch an einigen Düsseldorfern gerügt, wie überhaupt die Münchener über sie den Preis davon zu tragen scheinen. Mar Haushofer aus München, in Rom, legt in sein Bild des Lago d'Agnano, bei Neapel, alle die Macht und Tiefe, welche die Ruhe in einem Lande hat, wo Vulkane und Erdbeben hinter solchem tiefen Frieden lauschen; eine Ruhe, welche den unergründlichen Seen gleicht, die, einst verheerende Vulkane, nun in ihrer Kesseltiefe dem dunkelblauen Himmel den unbewegten Spiegel ihrer Wasser entgegenhalten. Landschaften, besonders auch norwegische, hat Christian Ezdorf in München, mit schönem Naturſinn aufgefaßt. Alles Lob verdienen zwei Arbeiten von August von Bayer in München; beide stellen innere Räume dar, Hallen mit einem Blick in den Klostergarten oder Hof. Sie sind gelb auf Gelb gemalt, mit

Digitized by Google

großer Kenntniß der Perſpektive, mit einer warmen, belebenden Beleuchtung der Steinmaſſen, der ruhenden Löwen, der Heiligen aus Stein, welche dem Anſchauenden wie einem vereideten Mönche eine Heimath aus dieſer abgeſchloſſenen Welt machen. Sonnige Plätze und Schatten, ein reicher Springbrunnen erfriſchen und erwärmen das Ganze in ſchöner Einheit. An tyroliſchen Scenen iſt kein Mangel, nicht wenige ſinken unter das Naive herunter. Moriz Müller, von München, ſtellt zwei Scenen aus dem Tyrolerkrieg dar, den Auszug eines jungen Schützen, wie er von ſeinem Mädchen Abſchied nimmt; das Mädchen iſt beide Male recht gut, beſonders das zweite Mal, da ſie mit einem Lichte in der Hand bei Nacht einem Manne die Thür öffnet, der den erſt noch ſo rüſtigen Burſchen mit langem, ſterbendem Geſichte, ſchwer verwundet zurückbringt. Der Schreckensruf des armen Mädchens, der ſtatt des Mundes redende Blick des Trägers geben gerade den Moment ſehr lebendig. Der junge Burſche ſelbſt iſt auf dem erſten Bilde vielleicht zu blond und zu weich, aber die hängenden Glieder auf dem zweiten ſehr natürlich. Einige Pferdeſtücke von Albrecht Adam, in München, und von ſeinem Sohne ein wüthender Stier, von Hunden verfolgt, und ſich bäumende Pferde gehören zu den beſten Bildern in dieſem Genre. — Norwegen hat nicht wenigen Stoff geliefert; eine beſondere Aufmerkſamkeit verdienen aber zwei Bilder von Chr. Holm aus Kopenhagen, in München. Ein Rudel Wölfe ſchnoppern über ein Eisfeld an der Küſte, die Augen leuchten wie brennender Blutdurſt; mit großem Appetit ſieht einer nach den Raubvögeln, welche über dem Schneefelde ſchweben. Die ganze Wucht und Athemloſigkeit des Waidwerks gibt eine norwegiſche Rennthierjagd; eines dieſer Thiere liegt, nachdem es den glänzenden Schnee mit ſeinem Blute gefärbt hat, unten am Abhange, und ſchaut bang nach dem verfolgenden Jäger, während Junge und Alte einer tieferen Kluft zueilen, verfolgt von den Skyläufern, welche in wilder Eile die Schneewand heruntergleiten, mit langen Rützen, welche die ſamojedenartigen Geſichter zum Theil verhüllen. — Der Maler eines der ſchönſten Bilder unſerer Ausſtellung iſt leider ſchon vor einigen Jahren geſtorben, der Erlös deſſelben wurde zur Beſtreitung ſeiner Leichenkoſten verwendet. Die beiden Römerinnen von Dräger, beſonders die eine, halb entkleidet, ſind dieſes Nacheiferers der Coliſchen Farbenpracht, ſpäter des Tizianiſchen Kolorits würdig, ein an den feinſten Tönen reicher Schwanengeſang. Unſer Kunſtblatt ſagt mit Beziehung auf dieſes Bild: Unvollendete oder verwaſchene venetianiſche Bilder ſollen gezeigt haben, daß die Carnation ſo wie die Beiwerke von den größten Meiſtern dieſer Schule weiß mit grau ganz durch modellirt untermalt waren. Auf dieſe Weiſe machte es Dräger, und miſchte gleichſam die Fleiſchtöne nur darüber, wodurch eine Durchſichtigkeit, die glänzendſte Lichtwirkung der Farbe, beſonders der Oelfarbe erreicht wird, welche nicht von der glasflußartigen Wirkung der übermäßigen Laſuren iſt. Dieſe Manipulation gewährt den großen Vortheil, daß die grauen Halbtöne, welche bei den größeren Bildern nie gleichmäßig auf der Palette zu miſchen ſind, ſchon vorhanden und nur zu nüanciren ſind, daß die Rundung durch die wärmſten Reflexe nie beeinträchtigt wird, und Halbtöne ſich hervorbringen laſſen, welche auf keiner Palette durch einmaliges Miſchen zu erreichen ſind. Beſonders erhalten die Lichttheile durch die Unterlage des Weißen ein ſonſt unerklärliches Leuchten. — Die Durchſichtigkeit des Fleiſches iſt auf dieſem Bilde allerdings ſo groß, daß auch der Laie begierig iſt zu wiſſen, durch welche Mittel der Miſchung und Schichtung dieſelbe erreicht wird. Dieſes Gemälde iſt das Eigenthum von Etatsrath Donner in Altona.

Eine Sammlung von anmuthigen Skizzen in Oel, zum Theil noch nicht ganz vollendet, von der Gräfin Julie von Egloffſtein in Hildesheim, theilen eine artige Ausbeute einer italieniſchen Reiſe aus dem Gebiet der lebendigen Natur mit; junge ſpielende Lazaronis am Seegeſtade und ein alter Bettler, die kühne Albanerin mit dem Feuerauge des römiſchen Adlers und die Münchner Bürgerstochter mit dem Silberhäubchen, Alles bewegt ſich und ruht in ungezwungener Anmuth. Eine Seidenſpinnerin ſchwingt die Spingel, zugleich arbeitend und ſpielend, über dem in der niedern Wiege ruhenden Kinde; eine Mutter vertröſtet am Kamin das Kleine und ſeinen Hunger auf das bald fertige Eſſen. Die Arbeiten einiger anderer Künſtler ſchließen ſich gleichſam daran an; einige Mädchen, welche in der Kühle des Brunnens einen Roſenkranz auszulegen ſuchen, von Kächler in Rom. Auf einem Bilde von Meyer aus Altona, in Rom, führt ein Paar Landleute ihren Buben vor das Kloſter, in dem er aufgenommen werden ſoll. Der runde Junge, vielleicht einmal Pabſt, wird von der Mutter ſchon mit Stolz und Ehrfurcht behandelt, er reitet allein auf dem Eſel, eine Welſchhenne in den Armen haltend, wie ein Kind, das zur Taufe gebracht wird. Der alte Geiſtliche erinnert daran, daß alte Hageſtolzen durch einen Scherz der Natur oft alten Weibern immer ähnlicher werden. Lazaronis ſpeiſen unter einer Station des Kalvarienberges die moderne Ambroſia dieſer neuen Olympier, die Maccaroni, wie dieſe, ohne Meſſer und Gabel. — Von jetztlebenden italieniſchen Künſtlern ſind nur wenige Bilder ausgeſtellt, aber ſelbſt Alcibiades, unter den Hetären von Sokrates überraſcht, von dem Venetianer Duſi, macht keinen befriedigenden Eindruck; allerdings wird der trunkene Blick von Alcibiades mit Recht gelobt, aber man vermißt überall Haltung, auch bei Sokrates. „Der

Digitized by Google

eintretende Sokrates iſt nicht der lächelnde Ironiſt, der in der Morgendämmerung, noch bekränzt von einem nächtlichen Sympoſium, den jungen Schwelger überraſcht, er iſt der leibhafte alte Jahn, der vierſchrötig mit drohend aufgehobenen Armen und einem urgrunddeutſchen Turnerfluche in das Zimmer poltert, und ſeinen Eleven bedeutend rüffeln wird.“ Die ehrbare Verſammlung ſtäubt natürlich aus einander, wie ein Gymnaſiſtenhaufen vom Famulus beim ſauern Bier erwiſcht. — Der Catalog zählt nun 725 Nummern, davon $^5/_6$ Oelgemälde; obgleich keine der frühern Ausſtellungen ſich mit der diesmaligen, weder rückſichtlich der Kunſtgegenſtände, noch der Theilnahme des Publikums daran, vergleichen darf, ſo iſt doch noch nicht ſehr viel verkauft; der Augenblick iſt, bei der herrſchenden Kriſis des Handels, ſehr ungünſtig. In einer ſo merkantiliſchen Atmoſphäre, wie die hieſige iſt, fühlen auch Leute, welche außer dem Bereich der Gefahr ſind, einen Theil der auf ſo Vielen laſtenden Schwere.

Co.

Nachrichten vom Juli.

Muſeen und Sammlungen.

Paris. Die vierhundert Bilder, welche der Bar. Taylor und der Maler Dauzats unlängſt für Rechnung Ludwig Philipps für weniges Geld (1 Mill. Fr.), aber unter großen Mühſeligkeiten und Gefahren in Spanien aufgekauft haben, werden in den nach der Waſſerſeite des eigentlichen Louvre gelegenen Sälen mit einigen andern ſpaniſchen Sachen ein eigenes ſpaniſches Muſeum bilden. Bereits ſind viele Arbeiter beſchäftigt, um außerhalb der Galerie, längs des Frieſes des alten Louvre, eine auf Stützen ruhende fliegende Galerie von 600 Fuß Länge und gegen 24 Fuß Breite zu errichten, welche von oben erleuchtet werden und dieſe Sammlung aufnehmen ſoll. — Von einem der trefflichſten Künſtler, der namentlich im Kolorit überaus herrlich iſt, dem großen Zuebaran, enthält die Sammlung allein fünfzig größere und kleinere, mehr oder weniger bedeutende Werke: das Muſeum zu Madrid hat von ihm nur vier Bilder. Eine Menge ſeiner Gemälde ſtellen Mönche oder Martyrer vor, zwei Bilder mit ernſten Mönchs- (oder Heiligen-) Figuren in weißen Gewändern ſind von unerreichbarer Schönheit. Eine ſehr bedeutſame Allegorie enthält ein Bild mit dem heil. Franziscus und dem heil. Dominicus, die ſich verbünden und herrſchend die Weltkugel unter ſich haben. — Von Velasquez zeichnet ſich ein ſehr ſchönes Bild mit dem heil. Ferdinand aus; von dieſem Künſtler ſind fünfzehn Bilder vorhanden, unter anderm auch eine Landſchaft; er hat nur ſehr wenige Landſchaften gemalt, und das Madrider Muſeum enthält kein Bild dieſer Art von ihm. — Von Murillo ſind zwei und zwanzig Gemälde da. Das ſchönſte derſelben iſt die Vierge a la alfoja, die Jungfrau mit der Windel, ein herrliches Bild voll jenes ſtarken Glaubens, der mit großartiger Naivetät das Höchſte mit dem Kleinſten, den Himmel mit der Kinderſtube verbindet. Die heilige Jungfrau will das Chriſtkind ſchlafen legen, und wickelt es deshalb in ſeine Windeln ein. Dem Kinde behagt das, trotz ſeiner göttlichen Natur, gar nicht, und es ſträubt ſich mit Händen und Füßen gegen die Windeln. Da nun ſchweben ein Paar Engel vom Himmel herab, und muſiciren ihm etwas vor. Mit einer unübertrefflich ſchön ausgedrückten kindlichen Aufmerkſamkeit horcht es der göttlichen Muſik, indem es ganz ruhig und ſtill wird; dieſen Moment benutzt die heilige Jungfrau und wickelt es ſchnell ein. Eine andere Darſtellung iſt nicht minder naiv und nicht minder ſchön. Ein armer alter Mann irrt müde und hungrig umher, er findet nichts zu eſſen. Da erſcheint ihm ein Kind und reicht ihm ein Brod; der Himmel öffnet ſich, und Engel ſchweben herbei mit Kränzen und Guirlanden, die von Broden gebildet ſind. — Noch ſind von Murillo zu erwähnen: St. Rodrigo, von einem Engel gekrönt, und St. Bonaventura ſchreibend; auch des Künſtlers eigenes Portrait. — Ein ausgezeichneter und namentlich als Koloriſt ſehr merkwürdiger Künſtler iſt Alonzo Cano; ſeine Bilder ſind von einer wunderbaren Harmonie. Das bedeutendſte darunter iſt Bileams Eſel. — Von Giuſeppe Ribera enthält die Sammlung einige treffliche Bilder. Eines der merkwürdigſten iſt das Martyrium des heil. Bartholomäus, ein entſetzlich ſchönes Bild. Ein Motiv dieſes Bildes fällt ſehr auf. Auf der Erde neben dem ruhig duldenden Heiligen liegt eine Büſte des belvedereſchen Apoll mit dem heitern göttlichen Geſichte. Was ſoll dieſes Motiv, das doch gewiß nicht ohne Abſicht und Bedeutung vom Künſtler angebracht worden iſt? Die Erklärung iſt vielleicht in der Legende enthalten, — vielleicht hat der Heilige die Statue des heidniſchen Gottes umgeworfen und ward deshalb gemartert. Oder aber hat der Künſtler (der hauptſächlich in Italien gelebt hat) einen verruchten ſkeptiſchen Gedanken damit ausdrücken wollen, und hat er das erhaben-heitere Antlitz des ſchönen Gottes nur hingeſtellt, wie einen Contraſt gegen eine Religion, die, im Gegenſatze zum Heidenthum, erſt der Qualen bedürfe, um zur Freude einzugehen? — Von Domenico Theotocupuli, gewöhnlich nur nach ſeinem Vaterlande el Greco genannt, hat Baron Taylor mehrere Bilder, z. B. das Porträt von des Künſtlers Tochter, mitgebracht, auch die Skizze zu einem figurenreichen ſatiriſchen Bilde, worauf Kaiſer Karl V. mit griechiſchen Unterſchriften. — Aus der Schule von Valencia iſt, außer dem bereits genannten Ribera, auch noch Geronimo Eſpinoſa zu erwähnen, von dem ſich eine heilige Familie in der Sammlung befindet. — Baron Taylor hat Werke aus allen Zeiten und Phaſen der ſpaniſchen Kunſt mitgebracht, ſowohl die allererſten höchſt merkwürdigen Anfänge, als auch das Jämmerliche der neueſten Zeit. Aus dieſer iſt Goya zu erwähnen, der weniger Künſtler als Satiriker iſt. Von ihm iſt beſonders eine Allegorie auf Napoleon merkwürdig. Napoleon iſt als ein ungeheurer Geier dargeſtellt, der über die Pyrenäen geflogen kommt, und vor dem entſetzt alles Volk flieht. — Mehrere treffliche Bilder von Zuebaran befanden ſich bei dem lezten Transporte. Der Baron Taylor, welcher dieſelben in einem Kloſter für 195.000 Fr. gekauft, hatte die Bedingung gemacht, daß das Kloſter für die Erlaubniß der Exportation ſorge. Unterdeß erſchien das Verbot der Ausfuhr aller Kunſtgegenſtände, und die Mönche waren in der größten Verlegenheit. Um indeß das Geld nicht fahren zu laſſen, boten ſie dem Regierungscommiſſär an, mit ihnen zu theilen. Der Vorſchlag ward angenommen; die Bilder wurden für mittelmäßig, nicht in die Kategorie des nicht Auszuführenden gehörende Kunſtwerke erklärt, und gingen ruhig nach Paris ab.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 70.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 31. August 1837.

Lithographie.

1. St. Matthäus. — 2. St. Johannes. — 3. Verbum caro factum est et habitavit in nobis et vidimus gloriam ejus. Johann. 1. 14. Nach den Frescogemälden in der Allerheiligen-Hofcapelle in München von Heinrich Heß, lithographirt von J. G. Schreiner. Gedruckt bei Hanfstängl in München. 3 Blatt. Groß quer Fol.

Mit wahrer Freude begrüßen wir diese schönen Blätter als den Anfang eines Unternehmens, welches die nun bald völlig vollendeten Fresken von Heinrich Heß einem größern Kreise bekannt machen soll. In einer Zeit, welche, wie die unsrige, so wenig Sinn für die höhere Historienmalerei zeigt, daß ihr Gemälde von ernstem Styl als fremdartig erscheinen, und viele sonst für Kunst empfängliche Personen nicht wissen, worauf es bei solchen Darstellungen ankommt, wird die Nachbildung eines Werkes, welches sich durch einfache und ernste Haltung eben so wie durch große Anmuth und Lieblichkeit auszeichnet, gewiß wesentlich zur Verständigung und Erweiterung der Kunstbegriffe, wie zur Erhebung des Kunstgefühls beitragen. Ein so ganz aus der Idee geschaffener Bildercyclus, durch welchen der Geist des Meisters überall in gleicher Weise schaffend, ausbildend und vollendend sich kundgibt, welcher in der innigsten Beziehung zu dem ihm angewiesenen Raume gedacht und ausgeführt ist, erweckt ganz andere Begriffe von Vermögen und Bestimmung der Kunst der Malerei, als alle Staffeleibilder von willkührlich gewähltem und bestimmungslosem Inhalt. Schon aus den vorliegenden Blättern erkennt man hinreichend, wie glücklich der Künstler die schwere Aufgabe gelöst hat, Figuren und Scenen der heiligen Geschichte an Decken und Wänden einer Kirche auf Goldgrund zu vertheilen, und mit der Alterthümlichkeit der Verzierung jene einfache Schönheit und Würde des Styls zu verbinden, ohne welche ein echt religiöses Werk nicht gedacht werden kann. Der Anlage des Gebäudes und der äußerlichen Disposition der Gemälde zu Folge hätte er sich wohl zu einer Nachahmung der alt-christlichen, sogenannt byzantinischen Malerei, können verleiten lassen. Er folgte ihr aber nur in der Symbolik der Zusammenstellung, in der Bedeutsamkeit der Auffassung und in der Einfachheit der gewählten Motive. Die Erfindung, Anordnung und Zeichnung seiner Figuren aber erinnert an das Beste, was die christliche Malerei geleistet, und welches er während seines langen Aufenthalts in Italien zum Gegenstand seines eifrigsten Studiums gemacht hat.

Mit dem gründlichsten Studium der Natur vereinigt er eine Einfachheit des Vortrags, welche sich stets nur an das Wesentliche der Erscheinung hält und alles Ueberflüssige und Kleinliche beseitigt, welche darauf ausgeht, vor Allem die Situation, den Charakter, die Gemüthsstimmung deutlich und eindringlich zu machen, das Auge des Beschauers nicht locken will durch kleine Reizmittel und kokette Effecte, sondern die lebendigen Linien, Massen und Farben in ihren einfachsten Verhältnissen zu der regelmäßigen architektonischen Umgebung nimmt, und so ein gesetzmäßiges und dennoch frei bewegtes Schöne hervorbringt, dessen einfacher und ernster Rhythmus der Gemüthsstimmung und dem Schwung der Phantasie entspricht, welche durch den gottesdienstlichen Aufenthalt in diesen Räumen erregt werden. Hier, wo die Seele Trost im Unglück, Linderung des Schmerzes, Beruhigung der Leidenschaften und Erhebung zu Gott sucht, würden aufgeregte Situationen und leidenschaftlicher Ausdruck des Gemüths unpassend gewesen seyn, daher stellt er die Situationen in den ruhigsten Momenten auf, da wo die einfachste und lauterste Begeisterung, stille Frömmigkeit oder erhabene Andacht, mit der reinsten Wärme des Gefühls zusammentreffen. So ist der heil. Matthäus, so der Evangelist Johannes aufgefaßt. Im erstern erkennen wir den ernsten, wortgenauen, streng prüfenden Geschicht-

Digitized by Google

schreiber, der bemüht ist, mit Sorgfalt aufzuzeichnen, was ihm der höhere Geist dictirt. Das Gefühl einer warmen und schwärmerischen Andacht hat der Künstler in die beiden lieblichen Engel gelegt, wovon der eine vor ihm das Tintenfaß hält, der andere hinter ihm eine Tafel, auf welcher der Anfang des Geschlechtsregisters Christi steht. Im Johannes dagegen erscheint die jugendliche und schwärmerische Begeisterung selbst; sein schönes Jünglingsantlitz trägt das Gepräge der Verzückung, mit welcher er der höhern Stimme horcht, auf die ihn der Engel aufmerksam macht, als er die Worte schreiben will: „Und das Wort ist Fleisch geworden.“ In diesen Gestalten ist nicht der leiseste Anflug moderner Schwächlichkeit und Sentimentalität; es sind kräftige, der unverdorbenen, einfachen und schönen Natur abgelauschte Formen und Züge mit einem edeln Gefühle des Ernsten und Wahren dargestellt. — Ruhiger und nur vom Gefühl tiefer Ehrfurcht und frommer Andacht durchdrungen erscheinen auf dem dritten Blatte die Hirten und Könige, welche das auf dem Schooße der thronenden Madonna sitzende Christuskind anbeten. Der Künstler hat mit Recht diese beiden Symbole vereinigt und die Madonna in der Herrlichkeit dargestellt; auch bedingte die symmetrische Anordnung immer große Ruhe und Stille der Situation, sonst hätte der Künstler vielleicht das Gefühl freudigen Entzückens und begeisterter Andacht in Denen, welche dem Neugebornen huldigen, deutlicher und lebendiger ausdrücken dürfen. Die Madonna, das Kind und die den Thron Umgebenden haben in dieser Lithographie mehr Wärme des Ausdrucks, als in einem sonst sehr wohl gelungenen Kupferstiche, welcher schon vor vier Jahren erschien. Ueberhaupt hat der Lithograph sich mit eben so großer Treue als seinem Verständniß seinem Beruf unterzogen. Die Bilder sind sämmtlich vollkommen im Geiste des Meisters wiedergegeben und machen nicht nur die eigenthümliche und kräftige Formenbildung seiner Gestalten, sondern auch alle zarten Nüancen des Ausdrucks mit Lebendigkeit anschaulich. Ueberdieß lernt man aus ihm die einfache, strenge und doch vollendete Weise, in welcher Heß zeichnet und seine Gemälde ausführt, deutlich kennen. Der Goldgrund hinter den Figuren ist durch einen leichten gelben Ton angedeutet, was mit dem übrigen Alterthümlichen der Anlage sehr gut zusammenstimmt. Der Druck ist durchaus klar, kräftig und in den zartesten Partien genügend.

Wir wünschen diesem schönen Werke einen raschen Fortgang und baldige allgemeine Verbreitung.

(Der Beschluß folgt.)

Das historische Museum in Versailles.

Das historische Museum in Versailles, woran seit fünf Jahren mit rastloser Thätigkeit gearbeitet wurde, ist endlich im Laufe des vorigen Monats dem Publikum eröffnet worden, welches sofort in zahlreichen Massen und mit großem Ungestüm davon Besitz genommen hat. Jedem denkenden Beobachter, welcher gegenwärtig die ehemalige Residenz Ludwigs XIV. besucht, drängt sich zu allererst der Gedanke an den ewigen, ununterbrochenen Wechsel auf, der sich hienieden in der materiellen und moralischen Ordnung der Dinge bewerkstelligt. Monumente und Systeme erleiden von der Zeit so sonderbare Veränderungen, daß unsere Großväter in ihrer Jugend den Unglückspropheten, der diese Veränderungen vorausgesagt, für einen Tollhäusler erklärt haben würden. Die Pflugschaar des Landmanns durchfurcht den Boden, welchen vor vierzig Jahren noch unnütze hochadelige Parks einnahmen; der Rauch der Dampfmaschinen schwärzt die Zinnen der auf den Abbruch versteigerten Schlösser und Burgen, deren Wallgräben, Zugbrücken und Privilegien auf immer zu Grab getragen sind; die verschiedensten, sonst sich auf Tod und Leben bekämpfenden Glaubenssekten beten und singen jezt in einem und demselben Tempel, und der prachtvollste Palast des europäischen Königthums ist in eine öffentliche Gemäldegallerie umgewandelt. In jenen Prunkgemächern, wo die Gunst des Gewalthabers allein Zutritt verschaffte, wo die Etikette des Hofes, die Hierarchie des Standes und Ranges mit unerbittlichster Strenge gehandhabt wurde, drängen sich jezt ohne Unterschied Hohe und Niedere, Vornehme und Geringe, Edelleute, Bürger, Bauern und Volk; Alle machen sich's darin so bequem, wie wenn sie in ihrer eignen Wohnung wären.

Und für wen wurde das Schloß in Versailles mit dem seltensten Marmor und dem schimmerndsten Getäfel geschmückt? Für wen rief das Genie Mansard's, Lenôtre's, Pujet's, Lebrun's, van der Meulen's jene Colonnaden, jene prächtigen Treppen, jene unermeßlichen Gartenanlagen und jene tausendfältigen Wunderwerke der Kunst ins Leben? Für einen einzigen Menschen. Welche noch so starke Seele, welches noch so umpanzerte Herz kann beim Anblick der in diesen Räumen vorgegangenen Revolutionen ungerührt bleiben? Untergegangen ist die Sonne des Königthums, welche hier über ein ganzes Jahrhundert in hohem Mittage stand; ein schweres Ungewitter, von Hagelschlag und Sturmwind begleitet, sauste im J. 1789 über die Dächer jener stolzen Fürstenwohnung hin und ließ dreißig Jahre lang die Spuren arger Verwüstung zurück. Spinngewebe bedeckten die vergoldeten Plafonds, ein düsteres, unheimliches Schweigen erfüllte das ehemals so belebte Oeil de Boeuf und die von Hofschranzen bevölkerten Galerien, und eine

Digitized by Google

unglückselige Verknüpfung der Umstände bewirkte, daß die in diesen Räumen aufgehäuften Reichthümer und Kunstschätze für die seit fünfzig Jahren auf einander folgenden französischen Regierungen nur noch eine Verlegenheit mehr und ein unbequemes überliefertes Gut waren, von dem man nicht recht wußte, was man damit anfangen sollte.

Das Schloß von Versailles zu zerstören oder es einem längeren Verfalle Preis zu geben, hätte mit Recht für einen Act des rohesten Vandalismus gelten können. Gewisse Leute haben es gewünscht und in öffentlichen Blättern ausgesprochen; aber welcher Nutzen wäre daraus erblühet? Ich begreife sehr wohl, welche Hoheit sich an alte Erinnerungen knüpft, und ich fühle sehr lebhaft, was man den poetischen Reiz der Ruinen zu nennen pflegt. Der Tod ist schön, wir geben es zu; aber ist das Leben nicht auch schön? Der Glaube an eine bessere Zukunft des Menschengeschlechts fühlt sich stärker und kräftiger im Angesicht von Monumenten, die in ihren Grundvesten halten, als mitten unter Trümmern und Bruchstücken, welche, dem Boden entwurzelt, zerstreut umher liegen. Was man auch sagen möge, unseres Erachtens würden das Partheuon und das römische Pantheon noch viel beredter erscheinen, wenn ihre gegenwärtig verstümmelten Sculpturwerke von alten und neueren Barbaren geschont und geachtet worden wären. Ueberdies können nicht alle Erinnerungen, welche sich an das Schloß von Versailles knüpfen, eine gleiche Ehrwürdigkeit ansprechen. Die Metamorphose, welche das Denkmal des Despotismus und der Maitressenwirthschaft erlitten, kann daher gerechtermaßen als ein nothwendiges Sühnopfer, als eine neue und die einzige mit dem Geist der Zeit in Einklang stehende Weihe betrachtet werden.

Es war in der That ein löblicher, eines Bürgerkönigs würdiger Gedanke, in jenem verödeten, ehemals vom Glanze unumschränkter Alleinherrschaft und von eitler, verderblicher Prunkliebe erfüllten Residenzschlosse die glorreichen Erinnerungen des ganzen französischen Volkes zu versammeln; es war so gleichsam ein Mittel gefunden, der Nation so viel als möglich wieder von dem zurückzugeben, was ihr jene Prachtbauten gekostet hatten. Seither dienten die Künste fast ausschließlich nur dazu, mehr oder minder zahlreichen Fractionen der Gesellschaft Freude und Belehrung zu geben; das historische Museum in Versailles ist das erste von einem Könige zu Ehren der Massen errichtete Monument, an dem alle Klassen der Gesellschaft gleichen Antheil nehmen. Als solches betrachtet, verdient es hinsichtlich der Auffassung und Ausführung im Allgemeinen unbedingte Lobsprüche und dankbare Anerkennung.

Als der König bald nach seiner Thronbesteigung die neuen Arbeiten im Schlosse von Versailles vorzunehmen befahl, beabsichtigte er besonders zweierlei: einmal die Restauration des Schlosses und der Wohnzimmer Ludwigs XIV., ganz so wie sie zu Lebzeiten des Monarchen beschaffen waren, und ferner die Gründung eines historischen Museums. In dem ersten Theile dieser Arbeiten hat man so getreu copirt und die Localfarbe so genau beobachtet, daß man selbst auf den Wappenschilden und über dem Schloßthor die goldenen Lilien wieder erneuert hat, welche zwei Revolutionen nicht bloß aus dem französischen Nationalwappen, sondern auch aus dem Privatwappen der regierenden Königsfamilie ausgelöscht haben. Diese Restauration der Lilien, welche den radicalen Oppositionsblättern ein großes Aergerniß gewesen, war durchaus nicht unpassend, sogar nothwendig, um den architektonischen Charakter des Palastes zu bezeichnen; nur hätte man nicht unmittelbar darüber die dreifarbige, sondern die weiße Fahne aufpflanzen sollen. Die Wohnzimmer Ludwigs XIV. sind mit vielem Geschmack ganz wieder in den alten Stand gesezt worden; die Plafonds schimmern von neuen Vergoldungen, und die neuen Möbel sind ganz strenge nach dem Muster der alten gearbeitet. Das königliche Schlafzimmer zeichnet sich vor allen übrigen aus; das viereckige Bett mit seinen seidenen Vorhängen, worauf die Hand der Maintenon künstliche Blumen gestickt, und mit seinem prachtvollen Thronhimmel, von dem weiße Federbüsche herabwehen, die königliche Krone unter einer krystallenen Schaale auf dem Kamine, die beiden Mignard'schen Madonnen zu beiden Seiten des Bettes, der Betstuhl, die vier Evangelisten in den vier Ecken des Plafonds, die vergoldete Balustrade vor der Bettstelle, — nichts ist vergessen.

Was das historische Museum anlangt, welches den übrigen Theil des Schlosses einnimmt, so vereint es in der Auswahl und Vertheilung seiner Gegenstände, mit einigen Ausnahmen, die wir weiter unten andeuten wollen, alle Bedingungen einer zweckgemäßen, geschmackvollen Anordnung. Dieselbe ist folgende:

Im Schloßhofe, in der sogenannten cour royale, hat man die Reiterstatue Ludwigs XIV. aufgestellt; das Pferd ist von Cartelier, der König, im Kostüm seiner Zeit, von Petitot gearbeitet. Um den großen König herum stehen die zwölf Statuen von berühmten Personen der alten französischen Monarchie, welche ohnlängst noch den Pont de la Concorde zierten oder vielmehr verunstalteten. Diese colossalen Standbilder sind hier eben so wenig an ihrem Platze, als sie es dort waren. Statuen von 15 Fuß Höhe nehmen sich nur gut auf irgend einem erhabenen Punkte oder großen freien Platze aus; da der Mensch den Maßstab, womit er das ihm Nahe mißt, nach sich selbst anlegt, und da eine Statue ein steinerner Mensch ist, so verkleinert natürlich eine Statue von 15 F., welche uns so nahe gerückt ist, daß wir sie mit Händen

Digitized by Google

greifen können, alle sie umgebenden Gegenstände um ein Drittheil. Als diese Statuen auf der Brücke de la Concorde standen, erschien die Seine als ein Bach und die Deputirtenkammer als eine Baracke; gegenwärtig, da man sie nach Versailles versezt hat, erdrücken sie die Gebäude umher und verengern den weiten Raum des Schloßplatzes. Sonderbarer Weise hat man zu denselben noch 4 Statuen von Generalen der Republik und des Kaiserreichs hinzugefügt, welche nicht in diesen kolossalen Verhältnissen gearbeitet sind; sie stellen die Marschälle Lannes, Mortier, Jourdan und Massena dar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Juli.

Museen und Sammlungen.

Kopenhagen, 23. Juni. Am 21. dieses Monats haben die Subscribenten des Thorwaldsen'schen Museums eine Generalversammlung gehalten und fünfzehn Repräsentanten erwählt, welche, im Verein mit Thorwaldsen selbst, die ferner erforderlichen Beschlüsse über die Verwendung der bisher gesammelten Capitalien u. s. w. fassen werden.

Kunstausstellungen.

Weimar, 31. Juli. Bendemann's Jeremias und Lessing's Hussitenpredigt sind auf dem Rückwege von Paris, wie in Münster und Hannover, auch bei uns durch die Gnade des Kronprinzen von Preußen zur Ausstellung gekommen.

Stettin. Aus einer Vergleichung der am 5. Juni geschlossenen zweiten Kunstausstellung des am 9. September 1854 ins Leben getretenen Kunstvereins für Pommern mit der des Jahres 1855 ergibt sich, daß damals 28 Private eben so viele Gemälde für 2557 Rthlr. 20 sgr., der Vorstand aber zur Verloosung 20 Gemälde für 1777 Rthlr. 20 sgr. erwarb, und außerdem 200 Rthlr. für Steindrücke zu kleinen Gewinnen verausgabte, während im Jahr 1857, obwohl die noch fortdauernde bedenkliche Geldkrisis hemmend einwirkte, 34 Private, sämmtlich, bis auf drei, dem Handelsstande angehörend, 33 Gemälde und ein Bildwerk für 5008⅓ Rthlr. und der Vorstand 37 Gemälde, eine Kork- und eine Wachs-Arbeit für 4084 Rthlr. erwarb und außerdem 2—300 Thlr. auf kleinere Gewinne verwandte. Im Jahr 1855 gab der Katalog 559 Nummern an, im Jahr 1857 enthielt er mehr als noch einmal so viel. Diese erfreulichen Resultate sind großentheils in der Verbindung der vaterländischen Kunstvereine unter einander begründet, von denen die westlichen in jedem geradezahligen, die östlichen aber in jedem ungradezahligen Jahre einen Cyclus von Ausstellungen veranstalten. Die Gesammtsumme der von den östlichen Vereinen in diesem Jahre bewirkten Verkäufe wird die auf jeder einzelnen großen Kunstausstellung zu Berlin erlangte bei Weitem übersteigen. Schließlich ist noch der großen Liberalität zu gedenken, mit der der Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen den östlichen Vereinen fünfzig nicht verkäufliche vorzügliche Bilder zu ihren Ausstellungen übermacht hat, indem durch eine so ehrenwerthe Gesinnung der höhere Zweck der Kunstvereine wesentlich gefördert und über die Eigensucht des bloßen Verkaufs- und Verloosungsgeschäfts erhoben wird.

Rom, 10. Juni. In dem venetianischen Palast ist für Künstler des österreichischen Staates eine Ausstellung eröffnet, welche fleißig besucht wird. Auffallend ist es, hier beinahe nur historische Bilder zu sehen, ein Gegensatz zu andern Ausstellungen, wo Genrebilder immer die größere Zahl bilden.

Während der Anwesenheit des Großfürsten Michael in Rom hatten die dort sich aufhaltenden russischen Künstler in aller Eile eine kleine Ausstellung veranstaltet, auf der sich ohne die Aquarelle und Zeichnungen 50 Gemälde befanden. Der Großfürst zeigte sich mit den Leistungen der russischen Künstler sehr zufrieden.

Posen, 30. Juni. Schon jezt zählt unsere Kunstausstellung 100 einzelne Gegenstände von Schadow, Sohn, Stilke, Maes, Watelet, Catel, Gudin, Quaglio u. und so eben kommen über 200 Werke neuerer Schulen an, welche bereits in Breslau ausgestellt waren. Sobald sie, nebst einigen vom Könige bewilligten Gemälden aus Stettin, aufgestellt seyn werden, hat die erste Abtheilung unserer Ausstellung ihre Vollendung erreicht. Mitte Juli wird die Mehrzahl der zuerst aufgestellten Gegenstände einem neuen von Breslau zu erwartenden Transporte Platz machen.

Bauwerke.

New-York, 30. Mai. Die beim großen Brande zerstörte Börse wird jezt an ihrem alten Platze nach dem Muster des Berlinischen Museums wieder aufgebaut, freilich nur halb so breit wie letzteres. Der geniale Schinkel ließ sich wohl schwerlich träumen, daß der nämliche Gedanke, der sich so schön als Haus der Künste verkörpert hatte, nun auch zum Hause des Handels dienen könne und müsse. Wir sind aber hier schon gewohnt, Kirchen, Banken, Rathhäuser, Collegien ꝛc. alle nach der nämlichen geschmacklosen Patrone zu schneiden, und sind deßhalb froh, doch mindestens Eine, wenn auch verkehrt angewandte, schöne Form nachgebildet zu sehen.

London, 15. Juli. Das Parlament hat nun 770,000 Pfd. St. für den Bau des neuen Sitzungspalastes bewilligt. Das Gebäude soll im gothischen Style erbaut werden.

München, 22. Juni. In der der Glyptothek gegenüber stehenden Basilica, die nach ihrer Vollendung eines der prächtigsten Gebäude in München werden wird, sieht man bereits fast alle die 64 Marmorsäulen aufgerichtet, die diese Kirche zieren werden.

Athen, 8. Juni. Unter den neuern Gebäuden Athens ist die nun vollendete Villa des österreichischen Gesandten, Hrn. Prokesch von Osten, eine beachtenswerthe Zierde. Viele andere schöne Privatwohnungen erheben sich, und der Königsbau schreitet vorwärts. Der Pentelische Marmor prangt schon an der Hauptfaçade. Doch dürften 3—4 Jahre zur Vollendung dieses umfangreichen Baues erforderlich seyn. Wie es heißt, soll erst ein Flügel ausgebaut und bezogen werden, bevor man die übrigen beiden aufführt.

Odessa, 4. Juli. Im März d. J. hat hier ein sehr großartiges Bauwerk begonnen, nämlich eine Treppe, welche von dem Meeresufer bis zu der hochgelegenen Stadt führt, im Ganzen 200 Stufen in 10 Abtheilungen mit Ruheplätzen enthalten, und unten 350, oben aber 175 F. breit werden soll. 56 Pfeiler werden den Bogen tragen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 71.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 5. September 1837.

Das historische Museum in Versailles.

(Fortsetzung.)

Das Schloß von Versailles bietet, von der Stadt aus gesehen, eine häßliche und in verschiedenen Stylen erbaute Seite, die schönere ist gegen den Garten hin. Es zerfällt bekanntlich in drei Hauptgebäude. Von dem vorhin erwähnten königlichen Hofe gelangt man über den Marmorhof (cour de marbre) in das Centralgebäude, welches auf die Terrasse in den Garten und gegen die Froschteiche vorgeschoben ist, und an welches rechts und links zwei lange Flügel angebaut sind, so daß das Ganze das Aussehen eines umgekehrten lateinischen T

oder zweier an einander gelehnten rechten Winkel erhält. Das mittlere Gebäude enthält im Rez-de-Chaussée:

rechts:

den weitläufigen Vestibül Ludwigs XV. mit Statuen und Büsten;

zwei Säle mit illuminirten Plänen von Städten und Festungen, die unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. erobert worden;

zwei Säle mit Seeschlachten der französischen Marine;

den Vestibül Ludwigs XIII. mit Büsten und Statuen;

einen großen Saal mit den Portraits aller Könige von Frankreich, welche in chronologischer Ordnung aufgehängt sind. Die Portraits der Könige der ersten Race, welche keinen authentischen Charakter hatten, sind durch Wappenschilde ersezt worden, auf welche man das Datum ihrer Regierung eingeschrieben hat;

vier Säle mit Abbildungen von den alten königlichen Residenzschlössern und Gärten;

links:

den Vestibül der Marmortreppe und den Vestibül der Admiräle, beide mit Büsten und Statuen geschmückt;

den Saal der Großadmiräle Frankreichs, 63 an der Zahl, vom Jahr 1270 an bis auf 1814, ganz in der Ordnung, wie sie ernannt worden, und mit der Anzeige ihres Geburts- und Todesjahrs. Um die chronologische Folge zu beobachten, muß der Beschauer beim Eintritt rechts anfangen, von unten nach oben aufsteigen und dann immer wieder nach unten sehen;

den Saal der Connetables von Frankreich, vom ersten Connetable, Alberic von Montmorency, 1060, an bis auf den lezten, Lesdiguieres, 1622.

dreizehn Säle der Marschälle von Frankreich, vom Marschall Pierre an, der unter Philipp August im Jahr 1185 ernannt wurde, bis auf den Marschall Grouchy, der im Jahr 1831 zu dieser Würde erhoben ward. Da jedoch die Portraits von vielen der ältesten Connetables und Marschälle nicht mehr vorhanden waren, so hat man die Stellen, welche ihr Bildniß einnehmen sollte, mit Wappenschilden ausgefüllt, worauf ihre Namen, ihre Titel, ihr Ernennungs- und Todesjahr verzeichnet stehen. Um die chronologische Ordnung beim Mustern dieser Portraits zu bewahren, muß man auf dieselbe Weise wie im Saal der Großadmiräle verfahren, d. h. beim Eintreten rechts anfangen, von unten nach oben aufsteigen und dann wieder von unten anfangen. Die Reihe der Marschallssäle wird von der langen Gallerie Ludwigs XIII. unterbrochen, welche mit Gemälden aus den Zeiten Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV. geziert ist. Den Beschluß der Säle des Centralgebäudes zu ebener Erde machen zwei Säle mit Portraits von berühmten französischen Kriegshelden. Im Ganzen zählen wir in diesem Theil des Schlosses: 4 Vestibüle, 28 Säle und eine Gallerie.

Im ersten Stockwerk des Centralgebäudes finden wir zunächst die sieben prachtvollen Salons, welche auf das berühmte Wasserbecken des Drachens hinausgehen und folgendermaßen heißen:

Digitized by Google

Salon de l'abondance
„ de Venus
„ de Diane
„ de Mars
„ de Marcure
„ d'Apollon
„ de la Guerre.

In dieſe Zimmerreihe, welche die Prachtgemächer Ludwigs XIV. bildete, iſt ein groſser Theil von den Gemälden aufgehängt, welche Begebenheiten ſeiner Regierungsepoche verherrlichen und namentlich von van der Meulen, Carl Lebrun, Philipp de Champagne u. ſ. w. ausgeführt ſind. Im Salon de l'Abondance findet man z. B. die Belagerungen von Tournay und Lille, die Einnahmen von Condé, Freiburg, Ypern und Löwen, alle von van der Meulen gemalt. Im Salon de Mars: die Einnahme von Luxembourg und die Belagerung der Stadt und der Schlöſſer von Namur, gleichfalls von van der Meulen. Im Merkursſaale: die Uebergabe von Marſal, von Lebrun, Erneuerung des Bundes zwiſchen Frankreich und den dreizehn Schweizerkantonen, von Pierre Sève nach Lebrun, die Gründung des Obſervatoire in Paris, von demſelben nach demſelben, die Einnahmen von Charleroi, von Ath und Bergen, von van der Meulen u. ſ. f. Im Apollosſaale: Belagerung von Douai, von van der Meulen und Lebrun, Einzug Ludwigs XIV. und Maria Thereſiens in Douai, von van der Meulen. Im Dianenſaal: die Krönung Ludwigs XIV. zu Rheims, von Philipp von Champagne, die Heirath Ludwigs XIV. mit Maria Thereſia, von Carl Lebrun.

An dieſe Säle ſchlieſst ſich die prachtvolle Gallerie Ludwigs XIV., auf welche der groſse König mit Recht ſo ſtolz war, und von wo man die Ausſicht auf die Froſchteiche des Gartens hat. Darauf folgen fünf Säle, deren Fenſter nach dem Waſſerwerk der Schweizer hinausgehen, und welche folgende Namen haben:

Der Friedensſaal,
der Saal der Königin,
der Saal vom groſsen Couvert,
der Saal der Gardes du Corps der Königin,
das Wohnzimmer der Königin.

Weiterhin kommen:

der Saal der königlichen Livréebedienten zu Fuß,
der Saal der Gardes du Corps des Königs,
die fünf kleinen Appartements der Königin,
das Oeil de Boeuf,
das Schlafzimmer Ludwigs XIV.,
das Arbeitszimmer des Königs,
das Wohnzimmer des Königs,
der Saal des Meridians,
das Jagdcabinet,
der Frühſtücksſaal,
das Cabinet für die Miniſter,
das Cabinet der Maintenon,
das Cabinet Ludwigs XVI.,
die Bibliothek,
der Saal mit dem Porzellangeſchirr,
der Saal mit dem Gold- und Silbergeſchirr,
der Billardſaal.

In alle dieſe eben aufgeführten Säle — mit Ausnahme der beiden leztern, welche die Gouaches aus der Zeit Ludwigs XV. von van Blaremberg enthalten, — ſind die übrigen auf die Regierung Ludwigs XIV. bezüglichen hiſtoriſchen Gemälde vertheilt, ſo wie mehrere Portraits von Ludwig XIV., von den Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes und einigen berühmten Perſonnagen jener Epoche. Im Salon der Königin bemerken wir: Belagerung von Lille von Pierre Franque nach van der Meulen und Lebrun, Schlacht am Kanal von Brügge, von demſelben nach denſelben, Einnahme von Dole von Teſtelin nach van der Meulen und Lebrun, die Taufe des Dauphins von Antoine Dieu nach Lebrun, der Beſuch des Königs in der Fabrik der Gobelins von Lebrun, Stiftung des Invalidenhotels von Lebrun und Dulin. Im Saal der königlichen Livréebedienten zu Fuß: Belagerung von Tournay von Bonnard nach van der Meulen, Einzug Ludwigs XIV. und Maria Thereſiens in Arras von van der Meulen, Einnahme von Orſai von Martin nach van der Meulen, Einnahme von Utrecht von Bonnard nach van der Meulen, Einnahme von Gray in der Franche Comté, von Beſançon, von Dole, von Salins, von Joux, von Limburg, ſämmtlich von van der Meulen; endlich die Schlachten bei Caſſel, bei Fleurus und Neerwinden von Martin. Im Salon du grand Couvert: Ludwig von Frankreich, der Herzog von Burgund, wird dem König vorgeſtellt, von Antoine Dieu; Ehrenerklärung des Dogen von Genua, Francesco Maria Imperiali, an Ludwig XIV., von Claude Guyhallé; die Heirath des Herzogs von Burgund mit Marie Adelaide von Savoyen, von Antoine Dieu; Philipp von Frankreich, der Herzog von Anjou, wird zum König von Spanien ausgerufen, vom Baron Gérard. Im Saal der Gardes du Corps des Königs: der König empfängt die Geſandten der dreizehn Schweizerkantone, von van der Meulen; die Belagerung von Lille, die Einnahme von Dole, Valenciennes und Saint Omer, vier Skizzen von van der Meulen an Ort und Stelle aufgenommen; die Schlacht bei Leuze von Parocel; die Einſetzung des heiligen Geiſt-Ordens, von Lebrun. In dem Saal mit dem Porzellangeſchirr: Einnahme von Nimberg, Rees, Neerden und Cambray, von Martin nach den Zeichnungen van der Meulens u. ſ. w.

Digitized by Google

Die Zimmerreihe des ersten Stockwerks beschließen:
der Saal der Kreuzzüge, mit Gemälden von unbekannten Meistern;
der Saal der Generalstaaten, mit Gemälden von Alaux, Abel de Pujol, L. Boulanger, Couder und einigen andern modernen Künstlern;
der Krönungssaal Napoleons, mit den beiden kolossalen Bildern von David, die Krönung Napoleons und die Vertheilung der kaiserlichen Adler an die Armee auf dem Marsfelde darstellend. Es ist dies der ehemalige große Saal der königlichen Leibgarden, zu dem die berühmte Marmortreppe hinaufführt. Im Ganzen befinden sich im ersten Stockwerk des Hauptgebäudes: 1 Vestibül, 36 Säle und eine Gallerie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lithographie.

(Beschluß.)

2. Die vorzüglichsten Gemälde der königlichen Gallerie in Dresden, nach den Originalen auf Stein gezeichnet. Herausgegeben von Franz Hanfstängl. 5tes Heft. 1836. 6tes Heft. 1837. gr. Fol. Dresden, b. Herausg., Leipzig, in der Anstalt für Kunst und Literatur von Rud. Weigel.

(Vgl. Kunstbl. 1836. Nr. 58 u. 102.)

Das fünfte Heft enthält: 1) Rembrandt van Ryn und seine Frau, von ihm selbst gemalt, lithographirt von Hanfstängl. 2) Die Spitzenklöpplerin, von P. van Slingeland, lithographirt von demselben. 3) Die Schmiede, von Philipp Wouwermann, lithographirt von Fr. Hohe.

Das sechste: 1) Die Madonna von Hans Holbein, lithographirt von Hanfstängl. 2) Der Abend, von Joh. Both, lithographirt von Hohe. 3) Adrian van Ostade in seiner Werkstatt, von ihm selbst, lithographirt von C. Straub.

Von der Ausführung dieser sämmtlichen Blätter können wir nur dasselbe Rühmliche sagen, wie von den besten der früheren Hefte, woraus sich ergibt, daß der Werth dieses Werkes fortdauernd im Zunehmen ist. An dem Bildniß Rembrandt's und seiner Frau hat der Herausgeber wieder ein Meisterstück geliefert. Der originelle Maler zeigt sich darin in seiner vollsten Kraft und Heiterkeit, und die Wirkung sowohl als die Behandlung des Bildes ist mit überraschender Wahrheit wiedergegeben. Nicht minder schön ist die Spitzenklöpplerin nach Slingeland, in der dem Original eigenen Weichheit und Zartheit wiedergegeben; bestimmter, strenger und im Ganzen noch vortrefflicher die berühmte Madonna nach Holbein. Der Kopf der Jungfrau vor Allem mit seiner portraitartigen Idealität, die kräftig und weich modellirten Köpfe des Bürgermeisters und seiner Angehörigen, das so schwierig zu behandelnde verstorbene Kind auf dem Arm der Madonna, sind ausnehmend wahr und richtig aufgefaßt, und mit eben so viel Virtuosität als Gewissenhaftigkeit ausgeführt. Am Gewand der Madonna werden, wenn wir nicht irren, im Originale die gebrochenen Falten weniger merklich, daher sie vielleicht hier mehr in das Ganze verschmolzen seyn dürften. Die Behandlung der übrigen Gewänder dagegen, des Schmucks und sonstigen Beiwerks läßt nichts zu wünschen übrig. Dieses Blatt gehört auch durch die Schönheit des Drucks zu den vorzüglichsten. — Hr. Hohe hat zwei ausgezeichnete Blätter geliefert, in denen man wieder vor Allem seine große Gewandtheit in Darstellung der Luft und der Fernen bewundern muß. Wie er den Pinsel des Wouwermann nachzuahmen weiß, ist schon aus seinen früheren Blättern bekannt; auch steht das gegenwärtige keinem der übrigen nach, ja es übertrifft wohl viele an Silberklarheit des Tons und markiger Weichheit der Behandlung. Insbesondere sind die Figuren hier noch mehr im Geiste des Originals ausgeführt, als in dem früheren Blatte des ersten Hefts. Neu aber scheint uns Hr. Hohe in Nachbildung des Joh. Both, dessen südliche, glühende Farbentöne, zarter Baumschlag und glänzende Lichtwirkung in Lüften und Vorgrund auf diesem Blatte durch einfaches Schwarz und Weiß mit wahrhaftem Zauber dargestellt sind. — Mit dem Blatte nach Adrian van Ostade debutirt ein Lithograph, dessen Namen wir zum erstenmal finden, auf eine seines Meisters würdige Weise. Es ist mit ausnehmender Zartheit, großer Harmonie und Lichtwirkung und mit seinem Gefühl für die Eigenthümlichkeit des Originals gezeichnet, und läßt von dieses Künstlers fernerer Mitwirkung nur Gutes erwarten.

Betrachtet man die sämmtlichen in den bisherigen sechs Heften gelieferten Blätter, so gewahrt man mit Vergnügen in allen eine sorgfältige Ausarbeitung und gleich vollkommenen Druck; man sieht durchgehends, daß nicht bloß Fleiß, Verständniß und Talent in ausgezeichnetem Grade, sondern wahre Liebe zum Gegenstand überall die Hände der Künstler geleitet und ein Werk hervorgebracht hat, welches den Künstlern selbst, wie der berühmten Sammlung, der es gewidmet ist, Ehre macht.

Digitized by Google

Nachrichten vom Juli.

Bauwerke.

Paris, 14. Juli. Der Neubau des Stadthauses soll in den nächsten 5 Jahren vollendet werden. Die Unternehmer, die Stadtbaumeister Godde und Lesueur, haben 500.000 Fr. Bürgschaft zu stellen. Der Bau wird 6 Millionen Franken kosten.

In St. Remy im Somme-Departement stürzte am verflossenen Sonntage der schöne Glockenthurm ein, während der Gemeinderath eben versammelt war, um über dessen Ausbesserung zu berathschlagen.

Frankfurt a. M., 2. Juli. In der Sitzung der gesetzgebenden Versammlung am 28. v. M. wurde der Antrag des Senats vom 21. März d. J., wegen Freimachung des südlichen Domportals 2460 fl. zu verwilligen, verworfen.

Malerei.

Berlin. Zur Geschichte des in der sehr alten Kirche zu Tempelhof befindlichen Altarbildes, welches lange Zeit für ein Werk von Lucas Kranach galt, verdient bemerkt zu werden, daß sich in der Bildersammlung des gothischen Hauses zu Wörlitz genau dieselben Compositionen befinden, und daß die Wörlitzer Tafeln wahrscheinlich die Originale des Tempelhofer Bildes sind.

Die Berlinischen Nachrichten Nr. 164 vom 17. Juli geben eine interessante Mittheilung über drei in Rieti im Hause des Ritters A. M. Ricci befindliche Gemälde, die höchst wahrscheinlich von der Hand Raffaels herrühren. Das erste ist die Verkündigung, das zweite die Anbetung der drei Könige, und das dritte die Darstellung Christi im Tempel. Sie sind von gleicher Größe, nämlich jedes 6½ Palm breit und 4 Palm hoch, und mit einigen Abänderungen den Gemälden im Vatican, welche Raffael als Staffel der Krönung Mariä, für die Familie Oddi in Perugia malte, völlig gleich. Diese Bilder sind vortrefflich erhalten und haben nie eine Restauration erlitten. Nur vor mehreren Jahren wurden sie von dem Künstler Gagliardi, unter der Aufsicht des damals noch lebenden Canova, mit neuer Leinwand gefüttert. Nach einem authentischen Inventarium vom Jahr 1656 befanden sie sich schon damals in dem Besitze der Familie Ricci, und darin werden sie ohne Weiteres dem Pietro Perugino zugeschrieben, obgleich sie nicht das Trockene dieses Meisters haben. Der Prof. Giovanni Emili sagt in einem Briefe an den verstorbenen Grafen Leopoldo Cicognara (abgedruckt in der pisanischen Zeitung F. 3. St. 5. 1822.), daß er diese Bilder für die schönsten Copien nach dem göttlichen Raffael, von Gio. Batt. Salvi, genannt Sasso Ferrato, halte. Diese Meinung wird von Quatremère ohne nähere Untersuchung in dem Leben Raffaels wiederholt, ist aber leicht zu widerlegen, wenn man nur einen Vergleich mit den Gemälden im Vatican anstellt, wo sich auf den ersten Blick wesentliche Verschiedenheiten ergeben, welche kein Copist in der Welt vorzunehmen wagt. Die ganze Behandlung ist für eine Copie zu frei, und endlich wäre es doch eigen, warum man in dem genannten Inventarium von 1656 dem damals noch lebenden ausgezeichneten Sasso Ferrato (st. 1688) das Verdienst nehmen wollte, diese Bilder gemalt zu haben und sie dem Perugino zuzuschreiben. Daß aber Perugino und Raffael, in seiner ersten Manier, oft verwechselt worden, ist bekannt, doch sind bis jezt alle Kenner der Ansicht, diese Gemälde seyen unstreitig von dem großen Meister selbst und eine Wiederholung der bekannten vaticanischen Bilder. Diese Meinung wurde von dem Cardinal Fesch, von Canova, dem Vicepräsidenten der Academie von St. Luca, Ritter A. Pozzi, dem Prinzen E. Santacroce, Hrn. Theodor Pelissier (gegenwärtig Director in Hanau), Hrn. Balthard und vielen fremden und einheimischen Künstlern und Kennern bestätigt. Es hat sich schon oftmals darum gehandelt, diese Bilder für irgend eine fürstliche Gallerie zu gewinnen, und man hat der Familie bereits 1000 Louisd'or für jedes geboten, ohne daß sie dieselben überlassen wollte, und so bleiben diese Schätze wahrscheinlich noch lange in dem entlegenen kleinen Städtchen Rieti versteckt.

Paris. Eugen Roger's Bild: „der Körper Karls des Kühnen, nach der Schlacht von Nancy gefunden," ist von dem Museum der Stadt Nantes, und das Bild desselben Künstlers: „das Innere des Justizpalastes in Siena" von der Société des amis des arts erworben worden. Für das Museum zu Versailles malt Hr. Roger ein großes Bild: „Karls des Großen Uebergang über die Alpen." Zu gleicher Zeit hat der Künstler vom König die große goldene Medaille erhalten, und wird jezt nach Italien zurückkehren, um dort seinen fünfjährigen Cursus zu vollenden.

— Die vier Pendentifs unter der Kuppel des Pantheon, deren Bemalung der verstorbene Gérard übernommen hatte, sind beendigt. Bei seinem Tode waren nur einige Stellen der Gründe und der Drapirungen zu vollenden, die nach seinen Skizzen vollends ausgeführt worden sind. Jezt sind nur noch die Vergoldungen an den architektonischen Umgebungen übrig, weshalb die Gemälde noch nicht so bald sichtbar seyn werden. Der Künstler hat in den vier Räumen folgende Gegenstände vorgestellt: den Tod, das Vaterland, die Gerechtigkeit und den Ruhm. Die Figur des Todes nimmt einen Menschen in seinem besten Alter hinweg, indem er ihn mit der Linken ergreift und mit der Rechten nach seiner zum Himmel schwebenden Seele zeigt. Unter dieser Gruppe sieht man ein Weib, ein Kind und einen Greis, welche durch den Tod des Menschen bewegt und betrübt scheinen. — Die Figur des Vaterlandes steht mit einem schwarzen Schleier bedeckt an dem Grabe eines großen Mannes, dem sie die lezte Ehre zu erweisen scheint. Ueber dem Grabe schwingt sich die Fama empor, um den Ruhm des Verstorbenen zu verbreiten. Zur Linken nahen sich ein Krieger, ein Handwerker und ein junger Student, dem Vaterland ihre Dienste anzubieten. Im untern Theile des Pendentifs sieht man einen Landmann, welcher die Bevölkerung Frankreichs repräsentirt. Ein Kreuz, nicht weit von der Figur des Vaterlandes aufgerichtet, bezeichnet, daß diese Scene unter den Auspicien der Religion vorgeht. — Die Gerechtigkeit hält Schwert und Waage und verbietet der Eitelkeit, der Verleumdung, dem Neid und der Lüge, sich dem Pantheon zu nahen. Zu den Füßen der Gerechtigkeit sieht man die Tugend, die Hände auf den Rücken gebunden; sie scheint das Opfer der häßlichen Wesen geworden zu seyn, die sie umgeben. — Der Ruhm zeigt dem Kaiser Napoleon, welcher neben ihm steht, die Religion, und diese selbst weist den Helden auf den Himmel, als den wahren Gegenstand der menschlichen Wünsche hin. Zur Linken sieht man einen Adler, welcher den Siegeskranz trägt, und darunter die Fama, welche den beweint, den sie so lange begleitet hat. Ein gallischer Soldat unterhalb dieser Gruppe bedeutet das französische Heer.

Venedig. Im Palaste Marcello hat man kürzlich einige sehr werthvolle Kunstgegenstände entdeckt, darunter ein herrliches Gemälde von Tizian. Es stellt die Herodias dar mit dem Haupte Johannes des Täufers in einem Becken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. S Horn.

Digitized by Google

№ 72.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 7. September 1837.

Bemerkungen über den Würtembergischen Kunstverein.

Bei Gründung von Instituten, wie die Kunstvereine sind, denkt der Enthusiast an eine sich immer mehr ausbreitende Wirksamkeit, an günstige Erfolge ins Unberechenbare; — der Verstandesmensch sieht darin Vehikel, einem angeregten Bedürfnisse gemeinsam abzuhelfen, zweckmäßige Mittel, zunächst die vaterländische Kunst zum Schaffen anzuregen, den Meistern verdiente Anerkennung, Belohnung zu verschaffen, Talente aufzumuntern. Während Jener ein Wachsthum, eine Verzweigung von Kunstbildung und Kunstgenuß ins ganze Volksleben hinein vorahnet, sagt der Andere, es sey dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Unser Kunstverein spricht sich über seinen Zweck dahin aus, er sey eine Privatgesellschaft zu Verbreitung der bildenden Künste im Vaterlande, zu gemeinschaftlichem Kunstgenuß und zu Pflege des Kunstsinnes; — und die Mittel hiezu: Ankauf von Kunsterzeugnissen, Benehmen mit andern Kunstvereinen, Verloosung der erworbenen Kunstwerke, Vertheilung von Kupferstichen und Lithographien an die Mitglieder, Aufstellung von Kunstwerken in einem besondern Local, Anschaffung von Schriften über die Kunst.

Ueber die Organisation des Kunstvereins braucht man wenig zu sagen; sie ging aus dem Zwecke hervor und gleicht im Wesentlichen der der übrigen Kunstvereine. Es besteht ein Gesellschaftsausschuß von 30 — und ein Verwaltungsausschuß von 15 Mitgliedern, 1 Vorstand, 2 Conservatoren, 1 Secretair und 1 Cassier, sämmtlich je auf drei Jahre gewählt, dann wieder wählbar. Bei der lezten Wahl trat beinahe keine Veränderung gegen früher ein. Hr. Hofrath v. Reinbeck ist von 1836 bis 1839 Vorstand, was er auch in der vorigen Periode war. Ein Comité von Künstlern wird über den Kunstwerth und Kaufpreis der angebotenen Werke vernommen, ohne daß jedoch der Verwaltungsausschuß an dessen Gutachten gebunden ist.

Der Vorstand bethätigt seine Liebe zur Kunst und seine Wärme für die Wirksamkeit des Kunstvereins durch eine entschieden thätige Richtung auf den Zweck desselben. Man kann wohl sagen: „Der Verein lebt und wächst.“ — Er zählt etwa 1100 Mitglieder mit 1200 Einlagen, und hatte in der Periode von 1833 auf 1836 über 16,656 fl. zu gebieten. Etwa die Hälfte der Actien trifft auf die Residenz. In erwähntem Zeitraume wurden erkauft und verloost: 48 Oelgemälde, 4 Aquarellgemälde, 8 plastische Werke, 1 Kupferstich, 2 Lithographien und 2 Glasmalereien. — Ein Rechenschaftsbericht sagt, der Verwaltungsausschuß schmeichle sich, daß das allgemeine Urtheil über diese Ankäufe, mit billiger Berücksichtigung der bis daher bestandenen höchst beschränkenden Verhältnisse, nicht ungünstig ausfallen werde.

Nun ist aber nicht Jedermann zu einem billigen Urtheil geneigt. Der Künstler will bedacht seyn; das unzureichende Talent ist zuweilen das anmaßendste; der Theilnehmer möchte, daß ihm etwas Preiswürdiges durchs Loos zufiele; der Kenner macht strenge Forderungen, und Mancher, der außerhalb steht, hat seine Freude daran, wenn über ein Institut, von dem er sich ausschließt, harte Reden fallen.

Das fehlte denn auch nicht, ging jedoch vorüber. — Man muß sich hineindenken. Der Kunstverein war bisher auf die Werke der vaterländischen Künstler beschränkt. Einige der anerkanntesten hatten ihm nichts angeboten. Neben wirklichen Meisterwerken mußten auch die Erzeugnisse hoffnungsvoller Talente berücksichtigt werden. Hiebei waltete aber manches Relative ob; der Stoff war vielleicht gut gewählt, die Form des Vortrags aber noch etwas roh; oder eine erfreuliche Technik hatte sich in der Wahl des Stoffes vergriffen. Man konnte das Gebild kein Kunstwerk nennen, wollte aber den werdenden Künstler dennoch nicht zurückschrecken. Hielt der Ausschuß auch den Grundsatz fest, nur die Leistung, nicht die Person

Digitized by Google

des Künstlers im Auge behalten zu wollen, so ließ sich doch auch dies nicht immer strenge durchführen. Die Consequenz eines Collegiums soll man nicht auf der Goldwage wägen, weil die Erfolge der Abstimmungen hie und da einer Zufälligkeit unterliegen. War der Ausschuß einigemal in dem Falle, Mittelgut erwerben zu müssen, so mag dies zwar nicht den Stand der vaterländischen Kunst im Allgemeinen, aber doch das Verhältniß der Virtuositäten zu einander andeuten.

Die neue Redaction der Gesetze des Kunstvereins hat nun eine Abänderung in diese gebracht, welche die Sache wesentlich umgestaltet. Wie bei den andern Kunstvereinen, ist auch bei dem unsrigen nun die Theilnahme nicht bloß für die inländischen, sondern für die lebenden deutschen Künstler überhaupt, mit besonderer Berücksichtigung der würtembergischen, eröffnet.

Eine fernere Erweiterung des Kunstvereins ist, daß er eine Verbindung mit fremden Kunstvereinen unterhält, ihnen die zur Austheilung unter seine Vereinsmitglieder bestimmten Kupferstiche und Lithographien zusendet und Actien bei ihnen übernimmt, deren etwaige Gewinnste seiner Verloosung zuwachsen.

Die Erfahrung von neun Jahren hat diese Erweiterung empfohlen; sie ist dem Stand, der Würde der deutschen Kunst angemessen; sie ist im Einklange mit den Bestimmungen der übrigen Kunstvereine; sie liegt im Interesse der würtembergischen Künstler, denen an der Verbreitung auch ihrer Werke im möglichst größten Kreise gelegen seyn muß; sie liegt im Interesse des Kunstvereins, der in der Wahl des Guten nicht beschränkt, nicht zu ungeeigneten Erwerbungen durch die Umstände genöthigt seyn soll; sie liegt im Interesse der Kunst, weil der künstlerische Wetteifer dadurch befeuert, durch das Anschauen der Werke ausländischer Künstler der Kunstblick erfrischt, der Kunstsinn angeregt, das Interesse erhöht, der Geschmack durch Vergleichung geübt wird.

Es soll nicht aussehen, als haben unsere bessern vaterländischen Künstler durch die geöffnete Concurrenz der auswärtigen Etwas zu befahren, die Zusammenstellung zu scheuen.

Wenn es eine deutsche Kunst gibt, wie es einst eine deutsche Schule gab, so kann das Streben der deutschen Kunstvereine nur seyn, jene zu heben, die Kunstinteressen zu wechselseitiger Unterstützung zu verweben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das historische Museum in Versailles.

(Fortsetzung.)

Der linke, gegen Süden gelegene Schloßflügel begreift im Rez-de-Chaussee:

das Vestibül Napoleon, unterhalb der Prinzentreppe, mit Statuen und Büsten;

sechs Säle mit Darstellungen der merkwürdigsten Schlachten und politischen Begebenheiten in den Jahren 1796 — 1805;

den Saal Napoleons mit Statuen und Büsten der Mitglieder der kaiserlichen Familie. Napoleon selbst ist dreimal abgebildet: als Kaiser, als erster Consul und als General, wie ihn Seurre auf der Vendomesäule dargestellt hat. Die Büste Josephinens ist gänzlich mißrathen und erinnert nicht im Geringsten an die feinen Züge der graziösen Kreolin.

An diesen Saal schließen sich ferner sechs andere Säle, mit historischen Gemälden, die sich auf die Begebenheiten der Jahre 1805 — 1810 beziehen, und die ganze Reihe endet mit dem Saal von Marengo. Diesen Sälen parallel läuft gegen den Hof zu eine Gallerie mit Büsten und Statuen von Generälen, die sich von 1789 bis 1815 berühmt gemacht haben, fast alle im Kostüm ihrer Zeit abgebildet, mit Ausnahme des Generals Hoche, der als alter Römer, und des General Leclerc, der ganz nackt als Apollo figurirt. Der Rez-de-Chaussee des linken Flügels hat demnach: ein Vestibül, 14 Säle und eine Gallerie.

Im ersten Stockwerk desselben Schloßflügels sind:

vier Säle mit Schlachtgemälden aus den Feldzügen der Jahre 1792, 93, 94 und 95;

der ehemalige Saal der hundert Schweizer, jetzt Saal von 1792 benannt, welcher nach einem eben so geistreichen Plane angelegt ist und so recht dazu geschaffen, die französische Nationaleitelkeit zu kitzeln und auf die lebhafte Einbildung eines kriegslustigen Volkes zu wirken.

Derselbe enthält nämlich die Portraits der Generäle der französischen Republik und des Kaiserreichs, in dem Alter, in dem Grade und in dem Kostüm, worin sie ihre militärische Laufbahn begonnen. Die kurzen Inschriften unter jedem Rahmen wirken mächtiger auf den Geist und die Seele des Beschauers, als es die künstlichsten Anreden und die feurigsten Aufrufe vermöchten. Man lese nur einmal: „Soult, Sergeant im zweiten Linienregiment, Marschall, Herzog von Dalmatien; — Duperré, Matrose, Admiral; — Murat, Unterofficier im zwölften Jägerregiment, Großherzog von Cleve und Berg, König von Neapel; — Bernadotte, gemeiner Soldat im Regiment Royal-marine. Fürst von Ponte Corvo, König von

Digitized by Google

Kapitel. Vom innern Wert des Geldes. Die Abhängigkeit des Geldwerts von Geldmenge und Geldumlauf.

Kapitel. Vom innern Wert des Geldes. Die Abhängigkeit des Geldwerts von Geldmenge und Geldumlauf.

Die neue Lehre von Geld und Kredit. Von Ludwig von Mises. Erster Band: Die Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel. Zweite, neubearbeitete Auflage. München und Leipzig 1924. Duncker & Humblot. XXIII und 480 Seiten.

Die neue Lehre von Geld und Kredit. Von Ludwig von Mises. Erster Band: Die Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel. Zweite, neubearbeitete Auflage. München und Leipzig 1924. Duncker & Humblot. XXIII und 480 Seiten.

Die Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel. Von Ludwig von Mises. Zweite, neubearbeitete Auflage. München und Leipzig 1924. Duncker & Humblot. XXIII und 480 Seiten.

Die Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel. Von Ludwig von Mises. Zweite, neubearbeitete Auflage. München und Leipzig 1924. Duncker & Humblot. XXIII und 480 Seiten.

Von Ludwig von Mises. Zweite, neubearbeitete Auflage. München und Leipzig 1924. Duncker & Humblot. XXIII und 480 Seiten.

Von Ludwig von Mises. Zweite, neubearbeitete Auflage. München und Leipzig 1924. Duncker & Humblot. XXIII und 480 Seiten.

Zweite, neubearbeitete Auflage. München und Leipzig 1924. Duncker & Humblot. XXIII und 480 Seiten.

Zweite, neubearbeitete Auflage. München und Leipzig 1924. Duncker & Humblot. XXIII und 480 Seiten.

München und Leipzig 1924. Duncker & Humblot. XXIII und 480 Seiten.

München und Leipzig 1924. Duncker & Humblot. XXIII und 480 Seiten.

Duncker & Humblot. XXIII und 480 Seiten.

Duncker & Humblot. XXIII und 480 Seiten.

XXIII und 480 Seiten.

XXIII und 480 Seiten.

480 Seiten.

480 Seiten.

Seiten.

mit abgestumpften Sinnen und einem erschrecklichen Kopfweh, wie es nur das ununterbrochene Ansehen von 70 bis 80 historischen Gemälden, von 7 — 800 Portraits und eben so viel Statuen, Büsten, Plänen, Aquarellen, Gouaches, Veduten und Medaillen verursachen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Juli.

Malerei.

Rom, 24. Juni. Preſtel aus Frankfurt a. M. hat zwei größere Bilder vollendet, das eine darstellend, wie der Blitz in eine mächtige Eiche und unter eine Anzahl darunter versammelter Pferde schlägt; das andere eine ruhige Waldlandschaft mit üppigen Triften und mehreren Rudeln Hirsche. Beide Bilder messen 14 Palmen Breite und 10 P. Höhe, und kommen in den Besitz des Grafen Sandor in Ungarn.

Berlin, 20. Juli. Von dem geistreichen Pariser Maler Poitevin sind bei Hrn. L. Sachse drei schöne Bilder ausgestellt, von denen das eine holländische Schiffe, die auf einem Kanale vor Anker liegen, das zweite eine niederländische Gegend mit einer Bauernhütte zur Rechten, und das dritte, das schönste und größte (5 Fuß hoch und 3 Fuß breit), ein Lootsenboot auf sehr bewegter See darstellt, dessen Mannschaft beschäftigt ist, die Trümmer eines gestrandeten Schiffes anzuholen.

Von Cramer, der längere Zeit in Paris unter Lepoitevins Augen arbeitete und gegenwärtig hier ist, sind ebenfalls bei Hrn. L. Sachse zwei schöne Bilder: die Ernte, eine Gruppe von Bauern und Bäuerinnen, die in der Mittagshitze rasten, und Schnitter, die sich vor einem aufsteigenden Gewitter zurückziehen, ausgestellt.

Das vielbelobte (vergl. u. A. Goethe's sämmtl. Werke, Bd. XXVI. S. 288) Jabach'sche Familienbild von Lebrun, welches sich bis jezt im Besitz der Familie von Groote in Köln befand und in dem von Kemptschen Familienhause aufgestellt war, hat vor Kurzem im hiesigen königlichen Museum eine würdige Stelle gefunden.

Bei G. Gropius ist ein schönes Glasgemälde von Boerstel in München zu sehen, das nach dem in der ehemaligen Boisserée'schen Sammlung (jezt in der königl. Gallerie) befindlichen berühmten Gemälde von Hemling, der heilige Christoph mit dem Christuskinde, ganz in der Größe des Originals copirt ist und aus einer ziemlich starken Platte besteht. Man kann danach von den großen Fortschritten urtheilen, die dieser Kunstzweig in Bayern macht.

Bildnerei.

Rom, 29. Juni. In der Peterskirche ist so eben eine kleine Gruppe, 2½ Palmen hoch, vor dem Grabe des Apostels aufgestellt, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Sie stellt Christus dar, wie er dem h. Petrus die Schlüssel überreicht, und ist von Galli, einem Schüler Thorwaldsens, modellirt und von den Preußen Hopfgarten und Jollage in Metall gegossen.

E. Wolff aus Berlin hat eine Gruppe zweier Amazonen in Gyps vollendet, so wie auch die Büste Niebuhr's modellirt. Beide Werke finden allgemeine Anerkennung.

Turin, 20. Juni. Heute ward eine von Bogliano, gegenwärtig in Rom, gearbeitete silberne Statue der Jungfrau, welche die Bürgerschaft zum Dank für das Aufhören der Cholera hat anfertigen lassen, geweiht und auf einem Granitfußgestell vor der Kirche B. V. della Consolata aufgestellt.

Paris, 18. Juli. Der Bildhauer David hat, nach zweijähriger Arbeit, das Basrelief vollendet, welches den Giebel des Pantheons zieren soll. In der Mitte des Giebels, auf einem Altar, erhebt sich eine große, majestätische Figur mit einem Sternenkranz um die Stirn, das Vaterland, das unter seine Söhne Bürgerkronen vertheilt. Zu ihren Füßen sizt die Geschichte und die Freiheit, jene die Namen der großen Männer auf ihre Tafeln einschreibend, diese die Kränze flechtend, die das Vaterland zuerkennt. Rechts sind die Illustrationen der bürgerlichen Ordnung, links alle militärischen Glorien. Aus dieser so einfachen Vertheilung entspringt ein Contrast voll Effect. Auf der einen Seite die Sammlung und Meditation, auf der andern die Thätigkeit und Begeisterung; dort Malesherbes, Fenelon, Mirabeau, Laplace, Cuvier ꝛc., hier Bonaparte in republikanischer Uniform, eine Gruppe von Soldaten aller Waffengattungen, bis zu dem unerschrockenen Knaben, der auf der Brücke von Arcole zum Angriff trommelte. In den beiden spizen Winkeln des Giebels sieht man Jünglinge, die sich ernsten Studien widmen, ehe sie an den Nationalbelohnungen Theil nehmen. Einige tragen die Uniform der polytechnischen Schule, und scheinen vertieft in die Rechnungen und Probleme, die Hr. Arago selbst auf den Stein gezeichnet hat.

Wien, 8. Juli. Hier zieht jezt das schon vom verewigten Kaiser Franz bestellte Basrelief für das Piedestal zu Hofers Denkmal zu Inspruck, von Klieber verfertigt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Es ist von carrarischem Marmor, 5 Schuh lang, 2½ Schuh breit, und enthält 32 Hauptfiguren, von denen einige im Vordergrund bis zu 14 Zoll Höhe erreichen. Es stellt den Moment dar, wo Hofer und seine Genossen dem Hause Habsburg Treue schwören.

Denkmäler.

St. Petersburg, 8. Juli. In Tobolsk wird dem Eroberer Sibiriens, Jermak, ein Denkmal aus uralischem Marmor errichtet, welches in Jekaterinburg gearbeitet und bereits nach Tobolsk geschafft worden ist.

Die beiden Monumente, welche der Kaiser dem Andenken Kutusoff's und Barclay de Tolly's auf dem Platze der Kasan'schen Kirche hat errichten lassen, sind beendigt. Die Statuen der beiden berühmten Feldherren sind vor einigen Tagen auf ihren Piedestalen aufgestellt worden und erwarten nun die feierliche Enthüllung.

London, 27. Juli. Am 12. d. wurde dem Herzoge von Wellington und dem Comité, welches die Errichtung einer Statue desselben zu besorgen hat, im Mansion House ein Diner gegeben. Der Lord Mayor trank dabei die Gesundheit Sir Francis Chantrey's, dem die Ausführung der Statue übertragen, und erklärte ihn für den größten lebenden Bildhauer. Es ward dem Comité zugleich angezeigt, daß die ebenfalls von Chantrey gearbeitete und für Ostindien bestimmte Statue des Sir Thomas Moore in vierzehn Tagen vollendet seyn werde.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 73.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 12. September 1837.

Das historische Museum in Versailles.

(Fortsetzung.)

Die äußere Anordnung des Museums im Allgemeinen gibt, wie schon weiter oben bemerkt, wenig zu Tadel Anlaß; was die Details und den Kunstwerth der darin aufgehäuften Werke betrifft, so hat die Kritik Manches zu rügen. Der erste Vorwurf, welchen man beibringen kann, ein Vorwurf, der nicht sowohl die Personen als die Dinge angeht, ist, daß das Schloß ursprünglich zu einem ganz andern Zwecke bestimmt war und daß bei der Unmöglichkeit, es von Grund aus umzubauen und neu zu gestalten, die Aufstellung der Kunstwerke, so reich und elegant sie auch hätte besorgt werden mögen, dennoch immer mangelhaft bleiben mußte. Außer der Gallerie Ludwigs XIV. und der großen Schlachtengallerie, nebst drei oder vier geräumigen Sälen, sind die Zimmer zu klein, zu eng und zu wenig erhellt, so daß die darin aufgehängten Gemälde meistens in einem unvortheilhaften Lichte erscheinen. Namentlich ist dieser Mangel fühlbar in den zwölf Sälen des südlichen Schloßflügels zu ebener Erde, worin die Schlachten von 1796 — 1810 befindlich. Die vier Corridors, worin die Sculpturen aufgestellt sind, haben ebenfalls nicht die gehörige Breite und treten nicht weit genug zurück, als daß das Auge das Ganze einer sieben Fuß hohen, auf einem Piedestal stehenden Statue übersehen könnte. Diese meist lebensgroßen Figuren drücken sich auf den Wänden von gleicher Farbe nicht am günstigsten ab. Da das Licht vorn zu niedrig hereindringt und die Mauerwände, so wie die weißen Massen von allen Seiten Reflexe zurückwerfen, so sind die Statuen und Büsten so schlecht als möglich beleuchtet. Dieser Uebelstand verleiht jenen Gallerien ein ungemein verödetes Ansehen und eine eisige Monotonie, welche den Besucher in eine trübe Stimmung versezt. Für die Decoration der Säle, worin Sculpturwerke zu stehen kommen sollen, ist die Glyptothek in München ein treffliches Muster; die lebhaften, kräftigen Farben und Töne, die mit dem Marmor in schlagendem Contrast stehen, welche ihm Colorit verleihen und seine Umrisse dadurch desto freier und fester hervorheben, müssen hier in Fülle angewandt werden. Um Werke, welche diese Probe nicht aushalten könnten, stände es freilich übel; die gut gearbeiteten dagegen würden dadurch unendlich gewinnen und nur in einem desto günstigern Lichte erscheinen.

Der zweite Vorwurf, der nicht sowohl die Dinge, als die Personen betrifft, ist, daß man sich in der Ausführung des Unternehmens zu sehr beeilt hat. Um das Museum schneller zu Ende zu bringen, hat man die Arbeiten dutzendweise bestellt und angekauft. Die unvermeidliche Folge davon war, daß Unterschleife in Ankäufen und Bestellungen vorgekommen sind und daß in einzelnen Theilen des Museums eine verzweifelte Mannigfaltigkeit und Zerrissenheit herrscht. Hier finden wir eine Schule, eine Manier; dort eine andere, gerade entgegengesezte Schule und Manier; dieser Künstler hat nach klassischen, jener nach romantischen, ein dritter nach gar keinen Principien gearbeitet u. s. w. Wunderbar ist es daher keineswegs, wenn eine Menge nicht einmal mittelmäßiger Werke zugelassen worden sind. Am hervorstechendsten ist diese Schwäche in der Gallerie der historischen Portraits der Könige, Prinzen, Prinzessinnen, Connetables, Marschälle, Admirale u. s. w. Hie und da bemerkt man einen Rigault, einen Vanloo, eine Skizze von Carteaur und Madame Guiard. Alles Uebrige sind nichts als schlechte Ideale und Copien, ja Copien von Copien, welche oft noch schlechter als schülerhaft ausgeführt und daher ohne alle Authenticität sind. Dasselbe gilt nun nicht bloß von den gemalten, sondern auch von den gemeißelten Portraits, von den Büsten und Statuen. Marmorbüsten und Statuen sind ohnehin wenige vorhanden; fast alle Sculpturwerke sind in Gyps gearbeitet und oft nichts als schwache unvollkommene Skizzen, welche bisweilen an's Karrikaturartige streifen; vielleicht sind sie nur provisorisch dahin gestellt. Außer den guten alten Statuen, welche man meist aus Saint Denis hierher geschafft hat, verdienen

Digitized by Google

nur wenig neuere unsere Aufmerksamkeit. Besonders hervorzuheben sind die Statue des Regenten von Bra und die Statue der Jeanne d'Arc, welche, wie man sagt, von der Prinzessin Marie, der Tochter Ludwig Philipp's, herrührt.

In den Sälen, wo die großen historischen Gemälde befindlich, und die wichtigsten Begebenheiten aus der Kriegsgeschichte Frankreichs während vierzehn Jahrhunderten abgebildet sind, gibt es ebenfalls viel Spreu vom Waizen zu sondern; manche Bilder sind nicht werth, in einer noch so unbedeutenden Privatsammlung zu figuriren; jedoch trifft man von Zeit zu Zeit verschiedene Glanzstücke, welche ihres Gegenstands und des Monuments, worin sie sich befinden, würdig sind. In der Schlachtengallerie finden wir viele von den Werken wieder, welche durch den Kupferstich in Deutschland hinlänglich bekannt geworden oder welche wir in unsern Berichten über den jährlichen Pariser Salon besprochen haben. Zu der ersten Art gehören: die Schlachten bei Eylau und bei Arcole von Gros, der Einzug Heinrichs IV. in Paris von Gérard, die Schlachten bei Bouvines und bei Fontenoy von Horace Vernet u. s. w. Zu der lezteren Art zählen wir: die Schlacht bei Zülpich von Ary Scheffer, Karl der Große läßt sich zu Paderborn von Wittekind huldigen, von demselben, die Schlacht bei Taillebourg von Eugène Delacroix, die Schlacht bei Zürich von Bouchot, die Schlachten bei Wagram, Eßlingen und Jena von Horace Vernet, die Schlacht bei Marseille von Eugène Deveria, Belagerung von York-Town von Couder u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen über den Würtembergischen Kunstverein.

(Fortsetzung.)

In jeder dreijährigen Periode wird den Statuten gemäß wenigstens Ein Kupferstich oder ein lithographirtes Blatt an die Vereinsmitglieder vertheilt.

Die Verwirklichung dieser Bestimmung hat dem Verwaltungsausschuß schon manche Sorge gemacht. Die beiden ersten Kupferstiche fanden nicht allgemein Beifall. Die Manier der Behandlung konnte nur von Kunstkennern recht gewürdigt werden, da sie eine nicht sehr ansprechende Mitte zwischen Grabstichel und Radirung hielt. Die Compositionen des Malers mochten sich nicht für einen sorgfältig ausgeführten Stich eignen, und, obwohl sein Geist in den Nachbildern erkannt wurde, so ist er doch in seinen Gemälden zu sehr ins Ganze verwebt, ihm eingeprägt, als daß nicht das Beste davon bei einer Uebertragung zurückbleiben sollte. Es ist vom Maler Eberhard Wächter die Rede, und seine eigenen Entwürfe, Skizzen, Cartons ꝛc. haben uns immer besser gefallen, als jede Nachbildung.

Ein an die Vereinsmitglieder zu vertheilendes Blatt muß womöglich allgemein ansprechend, gewissermaßen volksthümlich seyn, den Kenner und Kunstfreund durch Stoff und Behandlung, durch Composition und Technik erfreuen, den natürlichen Sinn durch den faßlichen, schaubaren, rein menschlichen Inhalt und die augentröstliche Form anziehen.

Wo findet man nun hier in einer Hauptstadt ohne Gallerie, ohne Kunstakademie, alsobald ein Gemälde, das in dieser Beziehung dem Zweck entspräche und für die Nachbildung gewählt werden könnte?

So war denn der Ausschuß von der Historienmalerei hinweg auf die Genremalerei und Landschaft gewiesen. Jene bot aber keine großen Meisterwerke dar; dagegen hatten wir vaterländische Gegenden von Professor Steinkopf, deren Nachbildung sich Beifall versprechen konnte. Sie wurde von unseres verehrten Königs Güte dem Kunstverein gnädigst gestattet, und von den Lithographen Heinzmann und Wölfle mit vielem Talent ausgeführt. Die günstige Aufnahme dieser gelungenen, überaus heitern Blätter sprach sich von allen Seiten her laut aus, und der Beitritt manches neuen Mitgliedes war ohne Zweifel dieser Vertheilung zu danken.

Da nun aber demungeachtet die Stimme strenger Kunstrichter und Künstler sich gegen die Zudringlichkeit des leichtfertigen Steindrucks erhob, so war der Ausschuß aufs Neue ernstlich darauf bedacht, einen Kupferstich zur Vertheilung zu bringen, mußte jedoch, da alle Versuche scheiterten, noch einmal eine Vertheilung von Steindrucken nach zwei gefälligen Genrebildern eintreten lassen.

Jezt aber soll endlich die Ehre der höheren Kunst gerettet und ein Kupferstich ins Leben gerufen werden. Wir sind begierig, auf welchen Gegenstand, auf welches Original die Wahl gelenkt wird. Noch ist, so viel wir wissen, nichts entschieden. Möchte sie auf ein solches fallen, das man auch im Nachbilde länger und öfter beschauen mag; denn die Vereinsmitglieder wollen es, als ein erquickliches Bild, woran Aug und Gemüth ihre Lust haben, in ihren besten häuslichen Räumen aufhängen. Fern sey alles Kalte, Trocken-Ernste, alles Unruhige, Wilde, alles Verzerrte, Krampfhafte, alles Beleidigende, Anstößige! Es gebe einen einfachen, innigen, menschenfreundlichen Zustand, sey er religiös, geschichtlich oder bürgerlich; nur nichts Henker- und Armensündermäßiges, nichts Mörderisches, nichts Erbarmungswürdiges, Armseliges, nichts, was nicht aus dem Kern des höhern oder niederen Volkslebens stammt. Auch will das Publikum keine Allegorie, es will eine Handlung; es mag lieber

Digitized by Google

schauen als nachdenken. Große, mit Innigkeit gemalte Bilder, wie diejenigen der alten Italiener, lassen sich von geschickter Hand wohl ins Kleinere bringen; kleinere, namentlich moderne historische oder Genrebilder, müssen, neben der besten Zeichnung, von der sorgfältigsten Ausführung seyn, wenn ein Nachstich gelingen soll. In einem Gemälde wird manche Nachlässigkeit übersehen oder verziehen, die in den unendlich zarten Umrissen und Strichen des Kupferstichs das Auge höchlich beleidigt, und man muß keinem Zeichner und Kupferstecher zumuthen, daß er die Fehler des Originals verbessern soll; er will von dessen Reichthum leben, nicht seiner Armuth aus eigenen Mitteln aufhelfen.

Von historischen Gemälden kommt dem Kunstverein wenig zu. Unsere Geschichtmaler sind von andern Seiten her beschäftigt. Dies ist wohl mit ein Grund, warum sie jenen nicht bedenken.

Eberhard Wächter ist noch immer thätig. Sein Name glänzte von jeher nicht so sehr durch die Prägnanz einer durchherrschenden Technik, — obwohl er mit vorrückenden Jahren auch dieser Seite der Kunst ein wachsendes Interesse geschenkt und dazu die besten materiellen Mittel zu erhalten gesucht hat, — als vielmehr durch Würde und Adel seiner Intentionen. Man konnte zuweilen unwillkührlich an das Basrelief erinnert werden. Nie hat er sich zum Gemeinen, Gewöhnlichen herabgelassen, und er konnte sich über ein Gemälde von technischer Virtuosität nur um so mehr ereifern, wenn der Stoff niedrig gewählt oder nicht sinnig verarbeitet war.

Wie der Menschengeist mit den Jahren dem wiederkehrenden Mannichfaltigen des Lebens nach und nach absagt, und sich zu dem Bleibenden, Gesetzmäßigen, zu der Idee kehrt, so hat unser Altmeister den Kreis der Geschichte verlassen und sich zum Symbolischen, Allegorischen gewandt. — Sein berühmter Hiob, ein großes Galleriebild, ist aus den Mitteln der Kunstschule für den dereinstigen Kunstsaal um einen anständigen Preis erworben worden.

Gegenbauer, von Seiner Majestät dem Könige zum Hofmaler ernannt, hat von Höchstdemselben den ehrenden Auftrag zu Ausschmückung zweier Säle des Residenzschlosses mit je drei großen Freskogemälden erhalten. Zwei Cartons, Scenen aus der vaterländischen Geschichte darstellend, sind bereits vollendet. Mit dem ersten Bilde, der Flucht Eberhards des Greiners aus dem Wildbade, will er in den nächsten Tagen beginnen. Die Kunstfreunde ahnen, wie erfreulich und erhebend sich diese Gestaltenwelt, ins täuschende Farbenleben übersezt, dem Auge zeigen werde.

Professor Dieterich hat vor Jahr und Tag in eine oberschwäbische Kirche ein Altarblatt: „der heilige Martin“ gemalt. Jezt ist er in voller Thätigkeit mit der Vorarbeit zu fünf Fresken für eine Kirche in Bulach bei Karlsruhe, wovon drei Cartons schon fertig sind, an denen sich Künstler und Kunstfreunde erfreuen.

Professor Leybold scheint durch dringend erbetene Arbeiten im Portraitfache der Geschichtmalerei immer noch entzogen zu seyn, eben so Hofmaler Morff; doch sahen wir von Jenem ein früheres schönes Bild: Nymphen am Wasser, von diesem eine hübsche Landdirne, in vierfach variirter Wiederholung.

Von unsern jüngern vaterländischen Künstlern dieses Fachs wäre manches Schöne zu erwarten; Neher ist aber in Weimar mit ehrenvollen Aufträgen bedacht; Bruckmann hat ein äußerst ansprechendes, großes Bild, „die Weibertreue“, hierher gesandt, dessen Preis aber das Maximum von 1000 fl., welches der Verwaltungsausschuß für sich auf Ein Werk verwenden darf, um ein Bedeutendes überstieg. Zugleich trat die Rücksicht ein, daß die Kunstfreunde nicht ohne Bedauern ein so großes Capitalbild als Gegenstand der Verloosung in Privathände hätten kommen sehen, während den Gewinner sein Glück vielleicht in einige Verlegenheit gebracht haben könnte, in welchem Falle dann dessen gänzliche Auswanderung nicht ohne Grund zu besorgen war. Dank sey es der höhern Behörde, daß es aus dem Fonds der Kunstschule für die begonnene Sammlung erkauft und uns so erhalten wurde. Strecker hat mehrere Madonnenbilder gemalt, von denen aber bloß Eins zur Kunstausstellung und zum Kunstverein kam. — Schmid hat die Kunstfreunde mehr als mit einem größeren Bilde, mit einem kleinen männlichen Portrait für sich gewonnen. Müller sezt in Paris, Leibnitz in Italien das Kunststudium fort. Von Lezterem sahen wir auch ein sehr gelungenes lithographirtes Blatt nach einem Gemälde des leider unglücklich dahingegangenen Robert. Pilgram, ein entschiedenes Talent, hat schnell eine erfreuliche Stufe erreicht und verdient alle Aufmunterung; eben so Thouret.

Zwei andere junge Künstler, Schöninger und Schabet, wandeln auch auf der ersten Station ihrer Laufbahn. Nach dem eingekommenen Bilde des Einen, noch etwas mehr als des Andern, — darf man wohl begierig seyn, zu sehen, wie ihm eine größere und reichere Composition, wäre es auch eben nicht im historischen, sondern im Genre-Fache, gelingen möge.

(Seit Voranstehendes geschrieben worden, hat sich Manches günstig weiter gestaltet. Der Verwaltungsausschuß hat sich zu Realisirung eines Kupferstichs für ein kleines Bild: Maria mit den Kindern, von Raffael, das nach der von dem kunstgewandten Kupferstecher Leybold in Wien eingeschickten Durchzeichnung voll Innigkeit zu seyn scheint, entschieden. — Hofmaler Gegenbauer und Professor Dieterich sind an ihren Fresken in voller Thätigkeit. Die Cartons des Leztern waren hier einige Tage

Digitized by Google

hindurch öffentlich ausgestellt. Vom Maler Strecker sahen wir ein Bild, welches uns einen Uebergang von seiner früheren technischen Behandlungsweise zu einer freieren, beifallswürdigern aufs Erfreulichste zu beurkunden schien. Sollten nicht Urtheile, die ihn schmerzlich anregten, ihren Theil an dieser Metamorphose haben?)

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Juli.

Denkmäler.

London, 17. Juni. Es ist bereits davon die Rede, daß auf der Börse ein Standbild des verstorbenen Königs neben denen Georgs III. und Georgs IV. aufgestellt werden soll.

Aug. Wilh. v. Schlegel in Bonn hat, als Vorstand des Comités zur Errichtung eines Monumentes für Beethoven, Lord Burghersh eingeladen, den Plan der deutschen Kunstfreunde durch Eröffnung einer Subscription in England zu unterstützen, und es sind bereits bedeutende Summen unterzeichnet.

Edinburg. Die Vorbereitungen zur Errichtung des Denkmals für Walter Scott auf dem Georgen-Square zu Edinburg haben einen raschen Fortgang. Das Monument wird aus einer Säule von 120 F. Höhe bestehen, welche die Statue des gefeierten Dichters trägt.

Berlin, 7. Juli. Das Denkmal, welches Gustav Adolph über dem bekannten Granitblock bei Lützen errichtet werden soll, ist gegenwärtig in der königlichen Eisengießerei vollendet. Auf vier Säulenstämmen, von Mitte zu Mitte ungefähr 10 F. entfernt, erhebt sich der etwa 30 F. hohe, gußeiserne, baldachinartige Gedächtnißtempel. Die Säulenbündel sondern sich in einer Höhe von ungefähr 12 F.; die innern Stämme tragen ein Kreuzgewölbe, die äußern steigen ein Geschoß höher auf, neigen sich in Streben zusammen und werden verbunden durch einen Schlußtheil, welcher oberwärts den Gipfel bildet, indem er mit seinem Kreuz die kleinen Thürmchen überragt, in welche die vier Säulen in der Höhe auslaufen; nach unten aber erstreckt sich dieser Zapfen bis auf die Rippen des untern Gewölbes, welches er, als ein hangendes, zugleich noch tragen hilft. Bekleidet sind die Rippen des Gewölbes mit Platten, in welche Sterne ausgeschnitten sind, durch die der Himmel herein scheint. Ein umlaufender Fries ist auf den vier Seiten mit Inschriften geziert. Auf der Hauptseite: Hier fiel Gustav Adolph am 6. November 1632. Auf der linken Seite: Er führte des Herrn Kriege. 1. Sam. 25. V. 28. Auf der Hinterseite: Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht. 2 Tim. 1. V. 7. Auf der rechten Seitenwand: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. 1. Joh. 5. V. 4. Das Ganze macht einen edeln, wohlgefälligen Eindruck, da es zugleich zierlich und doch sehr einfach ist. Die ausgedehntere Anwendung durchbrochener Filigranarbeit ward dem berühmten Erfinder des Entwurfs, Schinkel, wahrscheinlich durch die Beschränktheit der Mittel untersagt.

Genf, 30. Juni. J. J. Rousseau's Geburtstag ward gestern durch ein großes Fest gefeiert. Einige Tage zuvor war die bronzene Statue Rousseau's von Pradier auf ihr Piedestal gestellt worden. Der Platz, wo sie sich befindet, heißt R.'s Insel und ist seit mehreren Jahren ein öffentlicher Spaziergang.

Corsica. Man hat kürzlich zu Aiaccio das schöne Granitfelsenstück herausgearbeitet, welches die Säule des für Napoleon in Ajaccio zu errichtenden Denkmals bilden soll. Die Operation, die vollkommen gelungen ist, fand unter der Aufsicht des Ritters Heureaux, der auch mit der Aufstellung des Denkmals beauftragt ist, in Gegenwart der Ortsbehörden Statt. Auch Hr. v. Cigny, der vom Institut zur Leitung der Arbeiten bestellte Architekt, wohnte derselben bei.

Medaillenkunde.

Berlin, 20. Juni. Die vom Professor Brandt zur Vermählungsfeier des Herzogs von Orleans geschnittene und hier geprägte Medaille zeigt auf der Hauptseite die Bildnisse der beiden Neuvermählten, auf der Kehrseite eine Lorbeer- und einen Rosenkranz.

Die Inschrift der schon im vorigen Monat beschriebenen Denkmünze auf die Errichtung des Gutenbergdenkmals ist: Joanni Gensfleisch dict. Gutenberg, collationibus totius Europae signum positum. Und: Inventori artis typographicae in urbe patria pia laetante. Im Abschnitt der Kehrseite, auf welcher sich der letztere Theil der Inschrift befindet: Moguntiaci M. Juni 1837.

Numismatik.

Paris. In der Bretagne hat man eine sehr seltene Goldmünze aufgefunden, welche auf der einen Seite Nero's Kopf mit der Umschrift: Nero Caes. Aug. Imp., auf der andern Seite: Ex SC. in einer Eichenkrone mit der Umschrift: Pont. Max. Tr. P. M. P. P. enthält.

Ausgrabungen und Alterthümer.

London. Im Museum der ostindischen Compagnie ist eine große Sammlung ostindischer Alterthümer angekommen, und von Professor Wilson ausgepackt worden. Sie enthält gegen 7000 Gegenstände, hauptsächlich Bildwerke und Münzen, welche von Hrn. Masson, einem Artillerie-Officier der ostindischen Compagnie gesammelt und von der Regierung zu Bombay dem Museum geschenkt sind. Es sind baktrische, Hindu-Scythische und Hindu-Alterthümer; sie wurden in den Topes oder Steinhügeln gefunden, die man häufig am Fuße des Hindu-Kosh oder indischen Kaukasus bis gegen Balkh und Bokhara hinauf antrifft. Grabhügel ihrer Priester und Heiligen, deren Reliquien und Votivgeschenke enthaltend. Viele von den Münzen sind Gold und so vortrefflich erhalten, als ob sie eben erst geprägt wären, andere von Silber, Kupfer und Bronze. Das Gepräge der erstern ist sehr leserlich und zeigt zwei bisher unbekannte barbarische Fürsten, welche vor dem Fall der baktrischen Dynastie, etwa 150 Jahre vor Christo lebten; ebenso Namen mehrerer griechischen Fürsten, auf deren Zeitalter aus dem Kostüm geschlossen werden kann. Die Münzen und andern Reliquien, wie Kügelchen, silberne Zierrathen und dergleichen, waren zum Theil in goldenen und diese wieder in silbernen Büchsen eingeschlossen, die ihrerseits wieder sich in irdenen Vasen befanden, von denen viele sehr wohl erhalten waren. In einigen fand man Stücke von Baumrinden mit Inschriften, die jedoch in Staub zerfielen. Die Inschriften auf den Münzen sind zum Theil griechisch. Diese Sammlung ist reicher als die von den französischen Officieren im Dienste Runschid Singh's zusammengebrachte, die sich in Paris befindet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 74.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 14. September 1837.

Bemerkungen über den Würtembergischen Kunstverein.

(Fortsetzung.)

In den Landschaften sind wir reicher; unser Vaterland zählt hierin nicht wenige tüchtige Künstler.

Professor Steinkopf ist mit unermüdeter Kraft thätig und eine gewisse südliche Heiterkeit und Frische ist über alle seine Schöpfungen ausgegossen. Er zählt auch die Gattin des Vorstandes unter seine Zöglinge. Dörr ist durch seine früheren Transparentgemälde in einem weitern Kreise dem Publikum bekannt geworden. Büttgen, Heinzmann, Mayer und Rist gehören einer jüngern Künstlerepoche an. Ihre Landschaften, obschon nach einem verschiedenen Princip aufgefaßt und ausgeführt, gewinnen sich doch den Beifall der Kunstliebhaber. Baier, Braungart, Mali, Groß, Sautter sind zum Theil fertige, zum Theil werdende Künstler. — Von Hofkupferstecher Seyffer und dem Lithographen Emminger sind gelungene Landschaften in Aquarell zum Kunstverein gekommen.

Ist es aber wohl der Geschmack des Publikums oder ihre eigene Neigung, daß wir fast lauter Prospecte von diesen Künstlern erhalten? Die Aussicht und Ansicht ist nun einmal kein Kunstwerk. Wir nennen die Natur, wo sie uns gefällt, reizend, schön, malerisch, und glauben mit diesen lobenden Ausdrücken ihre wohlthuenden Eindrücke zu bezahlen. Schönheit ist aber mancherlei, und in der Natur ist sie fast immer ein Complex verschiedener Schönheiten. Bald ist der Fülle, des Reichthums zu viel, bald finden sich Partien dazwischen, wo die Natur leer, einseitig, parallel, ohne Gegensatz ist. Der Künstler dürfte sich als Prospectmaler meistens im Ganzen und Einzelnen als componirend, abwägend, zurechtstellend ꝛc. mehr erlauben. Wir können auch nicht glauben, daß halbideale Landschaften, wie wir solche von den berühmtesten ältern Meistern besitzen, keinen Beifall finden sollten. Ich möchte, um nur einen Namen zu nennen, an den unserer Zeit schon näher stehenden Landschaftmaler Schütz erinnern. Wie beliebt waren und sind seine Werke? Wie lieblich, heiter, warm sind seine Darstellungen der Rheingegenden? Wie frei hat er aber seine Objecte behandelt? Wer vermöchte die Standpunkte seiner Aufnahmen aufzufinden? Es sind Gegenden und doch keine Prospecte; es sind Wirklichkeiten und doch Compositionen. Und so waltete auch Saftleben mit dem schönen Rheinstrom.

Freilich kommt es hiebei immer auf ein Hauptmoment an, auf Licht und Wärme, Luft und Duft, daß uns das Leben und Streben der Natur im Fließenden, im Unendlichen sogleich in Empfang nehme. Auf das Feste scheint fast immer der größere Fleiß gewendet zu seyn, doch möchte man oft auch hier den Vorgründen mehr Kraft und Tiefe wünschen.

Ein tiefes Studium des Fließenden in der Natur wird uns des Anblicks der entsetzlich blauen Lüfte, der massiven Wolken, der handgreiflichen Fernen, der derben Localfarben, kurz der lauten Mahnung an die Palette überheben, welche uns bei Einigen nicht dahin kommen läßt, daß wir, die Malerei vergessend, uns mit dem innern Sinn in die wahre Natur vertiefen, verlieren. Wünschen wir manchen sonst guten Darstellungen mehr Poesie, so ist diese gewiß nur durch solcherlei Studien aus der großen Poesie der Natur zu schöpfen. Denn daß überhaupt die leblose Natur nachgebildet wird, während nur das Lebendige, besonders das Menschliche, kunstwürdig erscheint und den antiken Malern so erschien, kann nur dadurch gerechtfertigt werden, daß sie poetisch dargestellt wird. Niemand wird fragen, warum eine Landschaft gemalt worden, wenn die Natur in ihr in Licht und Wärme, im Lebensduft webt. Berühmte ältere Maler werden in Nachbildung phantastischer Naturformen oft von unsern jüngern Talenten überboten, aber höchst selten in der Poesie des Ganzen, in Wärme und Feuer des Vortrags erreicht.

Digitized by Google

In der Genremalerei, worin ſich Danner, Göſer, Gutekunſt, Kaltenmoſer, Pflug, Stoß, Wagner ꝛc. uns zeigen, hatten wir manche durch Naivetät und Laune in der Auffaſſung, durch Fleiß in der Ausführung gelungene Darſtellungen. Andere dagegen neigten entweder zu einem ängſtlichen Bemühen, zu einer geſuchten Manier hin, oder es herrſchte die Farbe, die ewige Freundin und Feindin der Maler, zu ſehr vor, und ſie waren, ſtatt frei und geiſtreich, etwas roh und bunt.

Der Künſtler iſt häufig zu ſehr auf ſich ſelbſt geſtellt und wandelt ohne Wegweiſer ſeine eigene Bahn. Nach der Zeit des Altmalens ſchafft er nach individueller Wahl; — ich habe nie gehört, daß Einer, was ihm nun näher läge, Akte, Gruppen, Situationen zu ſeinen Darſtellungen des modernen Volkslebens ſich geſucht und methodiſch ſtudirt hätte, wie er früher den todten Gyps ſtudirte. Ueberdieß entbehrt er auch des täglichen Anſchauens meiſterhafter älterer und neuerer Vorbilder. So arbeiten dann viele Künſtler und Dilettanten mit Geduld, Mühe und relativen Fertigkeiten, aber ohne eigentliches und feſtes Princip, ja oft gegen daſſelbe, und fördern Bilder zu Tage, die man gern Kunſtwerke nennen möchte, wenn ſie nur nicht gegen die Grundregeln der wahren Kunſt anſtießen.

Man ertheilt den Künſtlern ſtets den wohlgemeinten Rath: „Ahmet die Natur nach!“ — Allerdings wird das Studium derſelben nie ohne Frucht bleiben; — aber was iſt Natur? was iſt Studium und Nachahmung? — Die Natur iſt unendlich, unermeßlich in Tiefe und Weite; ſie iſt von Himmelslicht durchleuchtet. Die Kunſt iſt endlich, beſchränkt, oberflächlich und hat nur trockene Erden zu ihrem Behelf. Es gehört viel Ueberlegung und Wahl, viel Kühnheit und Reſignation dazu, die unendliche Scala der Natur in die kleine Tonleiter der Staffelei zu überſetzen.

Unſere wenigen Bildhauer haben uns nur Gutes zukommen laſſen. Profeſſor Wagner hat jezt aus Allerhöchſtem Auftrage die Büſte des Bankiers Ludwig vom Cap der guten Hoffnung, eines Württembergers, zur Aufſtellung im Naturaliencabinet, das er durch ungemein reiche Sammlungen von Seltenheiten aus allen Naturreichen ſchenkungsweiſe vermehrt hat, zu verfertigen. Igelsheimer, ein junger Künſtler, ſchickte aus München einen „Simſon“ in Gyps, der den hoffnungsvollſten Beginn erfreulich bethätigte. An Profeſſor Weitbrecht hat die Kunſt einen höchſt tüchtigen und anſpruchsloſen Künſtler, deſſen Werke auch durch den Steindruck bekannt worden ſind, verloren. — Er hat, jahrelang leidend, die heiterſten, ruhigſten Bilder geſchaffen.

Die Künſtler halten die Kunſt bei uns für eine zarte Pflanze, die kaum ein rauhes Lüftchen von Kritik ertragen könne, wenn ſie nicht durch die kleinſte Schmälerung der Achtung und günſtigen Aufnahme, wie durch Entziehung von Licht und Wärme dahinwelken ſolle. Wir können an die zerſtörende Wirkung einer anſtändig-billigen Beurtheilung des Standes unſerer Kunſt nicht glauben. Eben ſo wenig ſcheint uns die vom Kunſtverein den ausländiſchen Künſtlern eröffnete Concurrenz den vaterländiſchen zu drohen. Wir werden von Außen her in der dreijährigen Periode von 1836 — 1839 allerdings eine Anzahl von Bildern erhalten, wovon vielleicht über die Hälfte von der Bedeutung iſt, daß die Kunſtfreunde ſich ihrer wahrhaft erfreuen, die Künſtler aber ſich entweder in ihrem bisherigen Streben und Schaffen als Ebenbürtige erwünſcht beſtätigt und bekräftigt — oder zum Studium, zur Aneignung fremder Intentionen, Auffaſſungen und Kunſtfertigkeiten, kurz zur Erweiterung ihres künſtleriſchen Weſens aufgeregt finden. Wie kann das dem einen oder andern Theile ſchaden?

Wo die Meiſter nicht auf nachſtrebende Jünger Einfluß üben, da kann nur der Wetteifer ſeine Wirkung äußern.

(Der Beſchluß folgt.)

Das hiſtoriſche Muſeum in Verſailles.

(Beſchluß.)

Die beſten Werke des hiſtoriſchen Muſeums in Verſailles ſind ohne Widerrede die, welche die Maler Ludwigs XIV. und des Kaiſerreichs hinterlaſſen haben. Zu den Gemälden der erſten Periode rechnen wir mehrere treffliche Compoſitionen von Mignard, Lebrun, Philipp de Champagne, Parrocel, Antoine Dieu u. ſ. w., beſonders aber die zahlreichen Meiſterwerke von van der Meulen, welche die Begebenheiten der Regierung Ludwigs XIV. mit gleicher Treue und Vollkommenheit darſtellen, wie ſie Saint Simon in ſeinen Memoiren geſchildert. Für die auf Ludwig XIV. folgenden Geſchmacks- und Ungeſchmacksepochen bis auf Napoleon gibt es viel Intereſſantes. Die Interpreten der kaiſerlichen Epoche ſind David und ſeine Schüler Gros, Girodet, Guérin, Gérard u. ſ. w. In den dem Kaiſerreich gewidmeten Sälen haben wir mit Vergnügen wiedergefunden: die Schlachten bei Abukir und bei den Pyramiden von Gros, die Empörung in Cairo von Girodet, Bonaparte's Uebergang über den St. Bernhard von David, die Schlachten bei Marengo und Auſterlitz von Gérard, Bonaparte's Beſuch im Peſtkrankenhospital von Jaffa, von Gros, und endlich die beiden gigantiſchen Compoſitionen David's: „die Kaiſerkrönung Napoleons“ und „die Austheilung der kaiſerlichen Adler an die auf dem Marsfelde bei Paris verſammelten Ar-

Digitized by Google

meen.“ Die Krönungsscene kann für eins der besten Werke David's angesehen werden. Der linke Vordergrund des Bildes, welchen der Künstler mit einigen Hof- und Ehrendamen aus dem Gefolge der Kaiserin ausgefüllt hat, ist vielleicht etwas vernachlässigt; der Mittelgrund dagegen und die ganze rechte Seite, wo Napoleon, nachdem er die Kaiserkrone dem Pabste unter den Händen weggenommen und sie sich selbst aufs Haupt gesetzt hat, nun im Begriff ist, sie auch der vor ihm knienden Kaiserin aufzusetzen, sind meisterhaft behandelt und bringen einen imponirenden, grandiosen Effect hervor. Die entschlossene, würdevolle, stolze Haltung des Kaisers bildet den ausdrucksvollsten Contrast mit dem unbeweglich in seinem Stuhle dasitzenden, verdutzten Pabste. Das Arrangement dieser unermeßlichen Scene, eine sichere, bis in ihre mindesten Details correcte Zeichnung, ein wahres, kräftiges, lebendiges Colorit, eine treffliche Lichtvertheilung, ein glückliches Zusammenstimmen in den Haltungen und Ausdrücken von so vielen Personen, kurz Alles, was frappirt, was gefällt und dem Auge angenehm ist, findet sich in dieser riesenmäßigen Composition vereint. Die Vertheilung der Adler ist ein Werk von gleicher Vollendung: nie sind die Marschälle und Soldaten der Napoleonischen Heere mit solcher hinreißenden Wahrheit gemalt worden; beim Anschauen dieses Bildes begreift man, warum solche Truppen unter einem solchen Anführer die Welt im Sturm erobern mußten. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, wo die mit dem neuen kaiserlichen Adler geschmückten Fahnen an die Chefs der verschiedenen Regimenter vertheilt worden sind; Napoleon hat so eben eine von seinen die Soldaten elektrisirenden Anreden gehalten und die Truppen schwören lassen, eher zu sterben, als die Fahne zu verrathen. Der Kaiser steht aufrecht auf einer erhöheten Estrade und streckt seine allmächtige Hand gegen die Soldaten aus, als wenn er ihren Schwur entgegen nehmen wollte. Die Fahnen sind gesenkt, alle Arme nach dem Kaiser ausgestreckt und alle Köpfe von einer unglaublichen Begeisterung ergriffen; keine Feder wäre im Stand, den wahnsinnigen Enthusiasmus zu beschreiben, der sich in dieser wahrhaft fanatisirten Menge kundgibt. Der Kaiser hatte gegen David geäußert, er (David) habe nun das Seinige gethan und genug Gemälde vollendet, er (Napoleon) aber müsse jezt darauf bedacht seyn, einen Palast für so viele Meisterwerke bauen zu lassen. Dieses Versprechen ist gegenwärtig erst in Erfüllung gegangen; die Restauration hatte in ihrem blinden Reactionseifer diese beiden Gemälde in eine Rumpelkammer des Louvre geworfen; der jetzige König der Franzosen, ein aufgeklärter, hellsehender Monarch, hat ihnen einen würdigen Platz im Schlosse von Versailles angewiesen und dadurch der Kunst und allen Kunstfreunden einen wesentlichen Dienst geleistet.

Die Epoche der constituirenden Versammlung und des französischen Nationalconvents ist wenig oder gar nicht repräsentirt; die Schlacht bei Valmy nach Horace Vernet von Mauzaisse, die Schlacht bei Jemappes nach demselben von Henry Scheffer, die Abreise der Pariser Nationalgarde im September 1792 von Léon Cogniet, welche im Saal von 1792 aufgehängt sind, ist so ziemlich Alles, was an jene Zeit erinnert.

Auf dem Frontispiz des Palastes liest man in goldenen Buchstaben: A toutes les gloires de la France; ob der durch die Niederlage bei Roßbach unsterblich gewordene Prinz von Soubise und der überall jämmerlich geschlagene Marschall Villeroy dahin gehören, lassen wir unentschieden; eben so wenig begreifen wir, warum Karl V., Karl XII. von Schweden, Friedrich der Große, Pabst Leo X., Alfieri, Newton, Rupter und so viele andere fremde Personen in einem französischen Nationalmuseum figuriren. Eine lezte Bemerkung, welche wir uns noch erlauben, ist die, daß das historische Museum in Versailles fast ausschließlich von militairischen Begebenheiten und Personen eingenommen ist. Der Ausnahmen gibt es wenige, und diese wenigen werden unter der Menge erdrückt. Frankreich hat indessen noch andern Ruhm aufzuweisen, als den, welcher auf Schlachtfeldern eingeerntet wird. Wissenschaften und Künste, Magistratur und Dichtkunst haben Genie's erster Größe, welche in den Gallerien von Versailles entweder ganz fehlen oder in irgend einem Winkel versteckt sind. Warum haben die Dichter, Gelehrten, Schriftsteller, Philosophen und Magistratspersonen keinen eignen Saal, wie die Krieger? Diese Friedenscelebritäten blenden zwar nicht wie der Blitz, leuchten aber wie freundliche Sterne. Ungern vermißten wir in Versailles die Portraits von Männern wie Parmentier, Olivier de Serre, Jacquard, die Abbé's Sicard und de l'Epée, jene thätigen, unermüdlichen Freunde der leidenden Menschheit, deren Namen um so höher gefeiert werden sollten, als ihr ganzes mühevolles und dem Wohlthun gewidmetes Daseyn ohne Pomp und Geräusch dahingeflossen ist, und sie die erste, einzige Belohnung ihres ausharrenden Muthes oft nur in sich selbst gefunden haben. Man hätte billiger Weise einen Pendant zur Schlachtengallerie machen und eine Friedensgallerie stiften sollen.

Alles indeß wohl erwogen und bedacht, so ist das neue historische Museum in Versailles, trotz seiner Mängel, Unvollkommenheiten und Flecken, eine glorreiche Schöpfung, welche das Andenken seines Stifters verewigen wird. Die prachtvollste aller Wohnungen, welche sich je der Stolz der Könige erbaut hat, dem Volke zu seinem Vergnügen und zu seiner Belehrung einzuräumen, heißt dem Geist der Zeit auf eine humane Weise huldigen; und nach diesem glücklichen, von einer populären Regierung gegebenen Anstoß bin ich fest überzeugt, daß das

Digitized by Google

Schloß in Versailles früher oder später der Nationaltempel Frankreichs werden wird.

Paris, am 30. Juli 1837.

Eduard Collow.

Nachrichten vom Juli.

Ausgrabungen und Alterthümer.

Paris. Ein junger Reisender, Hr. Dürocher, hat bei einer Aufgrabung auf Capri, die ihm von der neapolitanischen Regierung erlaubt worden war, eine vortreffliche Marmorbüste des Virgil mit dessen untergeschriebenem Namen gefunden. Der Dichter hat hier die auffallendste Aehnlichkeit mit Talma, sowohl in den Zügen, als in dem melancholischen Ausdruck, welchen Talma hauptsächlich in den Rollen des Hamlet und Orest sich anzueignen wußte.

Wien, 4. Juli. Die höchst bedeutende und kostbare Sammlung Buddhistischer und Braminischer Alterthümer, welche der französische Reisende und Naturforscher Lamare-Picquot in Ostindien zusammengebracht hatte, ist in 60 Kisten aus Paris hier eingetroffen. Hr. Lamare-Picquot hatte sechs Jahre gewartet, daß die Regierung seines Vaterlandes diese Sammlung an sich bringen möchte, bevor er sich entschloß, dieselbe in das Ausland zu verkaufen.

London, 8. Juli. Oberst Howard Vyse hat in der großen ägyptischen Pyramide drei neue Kammern und eine bedeutende Mumiengrube entdeckt. Die Kammern liegen unmittelbar über der sogenannten Davisonskammer, eine über der andern, und scheinen bestimmt, das große Gewicht, welches auf der sogenannten Königskammer lastet, zu vermindern. Sie erhielten die Namen: Wellingtons-, Nelsons- und Lady Arbuthnots-Kammer, und sind resp. 58 F. 6 Z. lang (von O. nach W.) und 17 F. 1 Z. breit (von N. nach S.), 38 F. 9 Z. lang und 16 F. 8 Z. breit, und 57 F. 4 Z. lang und 16 F. 4 Z. breit. Die Wellingtonskammer war nie eröffnet worden, enthielt aber nichts als einen schwarzen Staub. Die Decke der untern und der Fußboden der obern ist aus Granit. Oberst Vyse hegt die Hoffnung, das Souterrain in der zweiten Pyramide zu entdecken, dessen Herodot als vom Nil umflossen erwähnt. Die Mumienkammer ist eine große viereckige Höhlung, welche in der Mitte ein länglich-viereckiges, vollkommen gewölbtes, sehr schön gemauertes Gebäude enthält, in dem sich ein Sarkophag, mehrere Gefäße ꝛc. vorfanden. Unter den Hieroglyphen ist auf der einen Seite eine Kartusche, welche den Namen des Psammetichus II. enthält, und da Wilkinson eines Bogens erwähnt, den dieser König in Sakhara gebaut, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die Gewölbe in Aegypten schon 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung bekannt waren. Genaue Durchschnitte aller Pyramiden, Facsimile's der hieroglyphischen Inschriften in diesen neu entdeckten Kammern ꝛc. hat Oberst Vyse an die königl. Literaturgesellschaft eingesandt; sie werden bald gestochen werden.

Athen. Das archäologische Intelligenzblatt der hallischen Literaturzeitung enthält in Nr. 59 – 61 d. J. eine von Dr. Franz in Rom eingesandte Beschreibung und Beurtheilung von sechs in neuerer Zeit auf der Akropolis in Athen aufgefundenen Inschriften, deren Werth für die Kenntniß des Finanzwesens der Athener höchst bedeutend ist, und auf welchen mehrentheils die monatlichen Steuern der Bundesgenossen verzeichnet zu seyn scheinen.

Weimar, 12. Juli. Vor Kurzem wurden bei Dienstedt in einem alten heidnischen, mitten im Sandboden durch schwarze Erde gebildeten Grabhügel, der für eine neue Straße durchbrochen werden mußte, folgende merkwürdige Gegenstände gefunden: eine Vase mit Henkel aus gebrannter Erde, 7 Zoll hoch, 6 Zoll im größten Durchmesser; ein Halsring von Silber, die Hälfte noch mit Silberdraht umwunden und mit einigen Verzierungen versehen, das Verbindungsschloß von eigenthümlicher Form; ein Armring von Silber; zwei Nadeln von 1 und 2 Zoll Länge; zwei ganz ähnliche, sehr fein mit Rosetten und Perlen verzierte Silbergarnirungen von kleinen Gefäßen oder Büchschen, welche wahrscheinlich innerhalb dieser Garnirungen zerbrochen oder vermodert sind; ein Päckchen mit verkalktem Silber; ein Kessel von gegossener Bronze mit versilberten Reifen und genossenen, davon getrennten Handhaben, 1 Fuß im Durchmesser und 5 Zoll tief; ein anderer tieferer Kessel von getriebenem Erz, mit einem quer übergespannten Henkel versehen; ferner Nadeln, Ringe aus Bronze und Silber; einige Münzen ohne alles sichtbare Gepräge; 22 Stück Bernstein-Korallen und ein blaues, geschliffenes Steinchen; der knöcherne Griff eines eisernen Opfermessers, ein in drei Theile zerbrochenes Stäbchen, etwas über 1 Fuß lang, wahrscheinlich aus dem Knochen eines Elenthiers verfertigt. Leider sind bei der Aufgrabung die Knochenüberreste nicht beachtet worden, sämmtliche Gegenstände lassen aber auf ein weibliches Grab, vielleicht das einer Priesterin, schließen. Sie sind den altdeutschen Sammlungen der Großherzogl. Bibliothek dahier einverleibt worden.

Kertsch. In den ersten Tagen des Frühlings ward von Hrn. Aschik, dem Director des hiesigen Museums, abermals ein alter, noch unberührter Grabhügel in der Nähe hiesiger Stadt eröffnet. Der Sarkophag stand in der Tiefe von 12 Fuß und enthielt die Ueberreste einer Frau, nebst einer großen Menge höchst werthvoller Kunstsachen; darunter, aus Gold, eine weibliche Maske in natürlicher Größe, die das Gesicht der Todten bedeckt hatte, ein schönes Diadem mit Granaten besetzt, eine kleine Vase, eine gebogene Spange, Armbänder mit Granaten verziert, mehrere Ringe, Nadeln, Münzen und Einfassungen von Granaten, Perlen und Bernstein, zusammen 18 Gegenstände; ferner 11 verschiedene Sachen aus Silber, darunter 5 Vasen, eine $1^1/_2$, eine 2 und eine $8^1/_2$ Pfund schwer, vortrefflich gearbeitet und ganz gut erhalten; mehrere Löffel, einen Stab und mehrere Schalen. Unter den Bronzesachen befinden sich zwei Glocken, ein kleiner Spiegel und zwei Schwerter. Der Fund ist der größte und reichste, welcher bis jetzt in hiesiger Gegend gemacht worden und schon von bedeutendem Metallwerth. Auf der großen silbernen Vase sieht man die Inschrift: *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΡΗΣΚΟΥΠΟΡΕΩΣ*, woraus erhellt, daß das Gefäß einem der Könige Rheskuporis von Bosporus gehörte, und Hr. Aschik vermuthet, nach dem Charakter der aufgefundenen Gegenstände, daß das Grab das der Gemahlin R.'s IV. sey, welcher zu Caracalla's Zeit lebte.

Persönliches.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts in St. Petersburg hat die vom Conseil der Dorpater Universität vorgenommene Wahl unsers geehrten Correspondenten, des seitherigen Privatdocenten an der Universität zu Berlin, Dr. Gustav Adolph Schöll, zum ordentlichen Professor der Beredtsamkeit, alten Literatur, Aesthetik und Geschichte der Kunst bestätigt, dieser jedoch den Ruf abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 75.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 19. September 1837.

Jacobus da Varagine Aurea Legenda.

Die Freunde der mittelalterlichen Kunst wissen, mit welcher Genauigkeit Handschriftenmaler und andere sich in ihren Darstellungen religiöser, besonders neutestamentlicher Gegenstände an die Traditionen hielten, welche in ihrem näheren Kreise kirchliches Ansehen erlangt hatten; wie gewissenhaft sie z. B. 15 Stufen vor dem Tempel anbringen, welche Maria als Kind hinaufsteigt, wenn sie dem Hohenpriester übergeben werden soll. Doch ist es eben so allgemein bekannt, wie viele Abweichungen in den einzelnen Angaben, in Nebenumständen und bedeutendern bei jeder beliebteren Legende und in den Leben der Heiligen sich finden. Eine Ermittelung derjenigen Legende, welche für die Künstler vieler Gegenden der abendländischen Kirche besonderes Ansehen gewonnen hat, darf daher bei Freunden solcher Untersuchungen vielleicht auf Theilnahme rechnen; zumal da sich die Hoffnung daran knüpft, daß über die Abkunft sehr alter Bilder sich einst dadurch Manches wird feststellen lassen, wenn über die Verbreitung der Legenden nach Diöcesen besonders noch mehr Zeugnisse gewonnen sind.

Bis jezt hat die Frage die Forschung mehr in Anspruch genommen, für wie alt die einzelnen Redactionen gewisser Legenden zu halten seyen. Für die Legenden in Bezug auf die Personen der heiligen Familie ist das Meiste geschehen, und an sie werden die diesmaligen Bemerkungen sich halten.

Mehrere in keiner der christlichen Kirchengemeinden als ächt anerkannte Schriften, deren vollständigere und kritische Sammlung man zulezt dem Prof. Thilo verdankt, (Codex apocryphus Novi Testamenti. Lips. 1832. 8.) ergänzen die Angaben der h. Schrift durch Erzählungen der früheren Lebensschicksale der Madonna und der Kindheit des Erlösers, doch kann selbst der flüchtigen Vergleichung nicht entgehen, wie manche Aufhellungen und Trübungen des gleichsam durchleuchtenden Stoffes sich jeder einzelne Bearbeiter erlaubt hat. Was allen gemeinsam ist, wird als dieser Stoff gelten dürfen, und das Protevangelium darf als das Mutterkrystall angesehen werden, an welchem im Verlaufe der Jahrhunderte die flüssigen Substanzen nationaler Meinungen und phantastischer Sagen zum festern Zustande übergingen. Aus dem Kirchengebrauche morgenländisch-griechischer Christen nahm es seinen Ursprung, gewann wahrscheinlich erst im X. Jahrhundert seine jetzige Form und würde vielleicht als schlichte Erzählung von der Jungfrau (ἱστορία oder διήγησις καὶ ἱστορία) weniger Aufsehen erregt haben, wenn der bekannte Vielschreiber Guill. Postel ihm nicht durch den Namen eines vom Jacobus, dem Bruder des Heilandes, herstammenden Urevangeliums, unter dem er es im unkritischen Morgenlande angetroffen hatte, auch im kritischen Abendlande größere Beachtung verschafft hätte. Der Kern dieses „Protevangeliums“ ist alt. Schon im II. Jahrhundert werden von Justin dem Blutzeugen (Dial. c. Tryph. c. 78) und von Clemens dem Alexandriner (Strom. l. VII. p. 889 ed. Potter) einige seiner Mährchen angedeutet; bestimmter noch findet man seinen wesentlichen Inhalt durch Gregor von Nyssa (st. nach 394), den Bruder Basilius des Gr., erwähnt (Opp. ed. Paris. Vol. III. p. 346 ss.). Eine bald ausschmückende, bald abkürzende Variation dieses Textes ist die lateinische Historia de Nativ. Mariae et de infantia Salvatoris; das gleichfalls lateinische Evangelium de Nativ. S. Mariae et inf. Salvatoris und auch die arabische Hist. Josephi fabri lignarii. Doch sind es diese einzelnen Umarbeitungen, die einen bedeutendern Einfluß auf die im Abendlande gültige Legende erlangten, weil sie es waren, die ein allbekannter Erzbischof von Genua, der Bruder Jacob von Voraggio (Jacobus a Varagine) beinahe mehr anging, als ihre Quelle das Protevangelium. Jacob von Voraggio (denn so muß er heißen, wie Muratori Scr. Rer. Ital. IX. 3 erwiesen hat, obgleich noch Ebert im A. Bibliogr. Lex. N. 10670 der Schreibart de Voragine s. Viragine den Vorzug gibt; er starb, nachdem er 1292 dem Erzbisthum Genua entsagt hatte,

Digitized by Google

ſicher nach 1297, bis zu welchem Jahr ſeine von Muratori bekannt gemachte Genueſiſche Chronik reicht) — iſt Verfaſſer der Longobardica historia quo a plerisque Aurea Legenda sanctorum appellatur s. passionale sanctorum, die im XIV. Jahrhundert ſo außerordentliche Verbreitung erhielt, daß ſie beinahe kanoniſches Anſehen erlangte. Sie verdankte dieſe Auszeichnung der Bequemlichkeit ihrer Einrichtung, die ſie zu einem Predigermagazin für alle um Beiſpiele aus der h. Sage und Geſchichte verlegenen Predigermönche machte. Jezt ſteht die Aurea Legenda nur bei Bücherſammlern noch in Anſehen, da die Mehrzahl ihrer Ausgaben, von denen Panzer allein bis zum Jahr 1500 vier und ſiebenzig des Originaltextes kannte, der Ueberſetzungen zu geſchweigen, — Incunabeln ſind.

Auch die Aurea Legenda erzählt die früheren Schickſale der h. Jungfrau im CXXVI. Abſchnitte (De nativitate gloriose virginis Mariae), weniger ſtreng ſich ans Protevangelium als an das Evangelium de nativitate S. Mariae haltend. Faſt wörtlich z. B. iſt aus dieſem (c. VI. Thilo p. 326) die Angabe entnommen, daß Maria als Kind, als ſie drei Jahre lang an der Mutter Bruſt genährt worden, in den Tempel gebracht worden ſey, um dort erzogen zu werden, und daß das Kind die fünfzehn, eine halbe Elle hohen Stufen ohne Straucheln hinaufgeſtiegen und nicht wieder, gegen die Weiſe der Kinder, nach Hauſe begehrte. (Man vergl. Protevangel. c. IV. Hist. de nativ. Mariae et inf. Salv. c. IV. bei Thilo p. 350, und Hist. Josephi c. III. Thilo p. 11.) Wir müſſen hier die Aurea Legenda als die Autorität anſehen, welche ſo viele Handſchriftenmaler und Künſtler des Mittelalters beſtimmte, dieſe Stufenzahl ſorgfältig darzuſtellen, weil ſie es iſt, die dieſen Umſtand ſo genau erzählt, und deren Verbreitung durch die Länder der abendländiſchen Kirche viel beſtimmter ſich darthun läßt, als die Verbreitung des Evang. de nativit. S. Mariae. Die Zahl der fünfzehn Stufen hatte einen geſchichtlichen Grund; ſie beruhte auf der Sitte, daß beim Heraufſteigen vom Vorhofe der Frauen zum Vorhofe Iſraels in Jeruſalem 15 Pſalmen abgeſungen wurden, die bei den Griechen τὰ προσκύφια, bei den abendländiſchen Theologen Cantica ascensionum genannt wurden.

Als Maria im Tempel zurückgeblieben war, erzählt die Aurea Legenda, habe ſie täglich zugenommen in aller Heiligkeit, ſey täglich von Engeln beſucht worden und habe täglich des göttlichen Angeſichts ſich erfreut. Dieſe Angabe beruht auf dem Evang. de nativ. S. Mariae (Thilo p. 328), und Miniaturen, z. B. einer Pergamenthandſchrift der Wolfenbütteler Bibliothek, die Ebert (zur Handſchriftenkunde S. 66) mit Grund ſehr hoch ſtellte, geben den graphiſchen Commentar zu den Worten der Aurea Legenda: Beata virgo hanc regulam sibi statuerat, vt a mane vsque ad tertiam orationibus insisteret, a tertia vsque ad nonam textrino operi vacaret, a nona ab orationibus non recederet quovsque angelus apparens sibi escam daret, die aus dem Protevangelium c. VIII. genommen ſcheinen.

Im 14. Jahre nach der Aurea Legenda (nach dem Protevangel. c. VIII. und der Hist. Josephi, arab. c. III. ſchon im 12.) habe der Hoheprieſter (Zacharias nach dem Protevangelium) öffentlich verkündigt, daß die Jungfrauen, welche im Tempel erzogen wurden und das volle Alter (der Entwickelung) erreicht hätten, nach Hauſe zurückkehren ſollten, um ſich dem Geſetze gemäß zu vermählen. Als die übrigen ſeinem Gebote gehorcht hätten, habe nur die h. Jungfrau Maria erklärt, daß ſie es nicht könne, erſtens weil ihre Eltern ſie dem Dienſte des Herrn übergeben, dann weil ſie ſelbſt dem Herrn ihre Jungfrauſchaft geweiht habe. In ſeiner Verlegenheit (Tunc anxiatus pontifex ſagt die Aurea Legenda aus dem Evang. de nativit. c. VII. Thilo p. 329, deren Grund das Protevangelium c. VIII. Thilo p. 202, naiv ausſpricht) habe der Hoheprieſter einen Rath der Alten Judäas berufen, deren einſtimmiger Ausſpruch geweſen ſey, daß man bei ſo zweifelhaftem Falle Gottes Rathſchluß einholen müſſe. Abweichend erzählt dies das Protevangelium (Thilo p. 204), welches den Hoheprieſter ins Allerheiligſte treten und dort durch einen Engel im Gebete ſich belehren läßt, daß er die Wittwer des Volkes berufe und ſie ihre Stäbe mitbringen heiße, und an weſſen Stab Gott ein Zeichen werde geſchehen laſſen, deſſen Weib ſolle ſie werden. Nur Eine Wiener Handſchrift fügt zu dieſen lezten Worten: εἰς τήρησιν, zur Hut, zur Mündelſchaft, hinzu. Die Aurea Legenda, übereinſtimmender mit dem Evang. de nativ. S. Mariae (Thilo p. 330) erzählt, daß eine Stimme aus dem Allerheiligſten (de loco oratorii) gehört worden, welche befohlen, daß wer aus dem Hauſe David mannbar und noch nicht vermählt ſey, jeder ſeinen Stab mit zum Altare bringen ſolle, und daß, weſſen Stab einen Zweig getrieben und worauf ſich, nach Jeſaias Prophezeihung, der h. Geiſt in Geſtalt einer Taube niedergeſezt, der ſey es, dem ohne Bedenken die Jungfrau verlobt werden müſſe. Mit viel mehr ins Einzelne gehenden Umſtänden gibt die Hergänge dieſer nach Ezechiel XXI, 21 gebildeten Rhabdomantie die Hist. de nativit. Mariae et inf. Salv. c. VIII. (Thilo p. 358) an, deren Vf. deutlich es ausſpricht, daß die h. Jungfrau durchs Loos dem Manne nicht als Gattin, ſondern als Mündel (custodienda — Thilo p. 358 — εἰς τήρησιν ἀπαιτῆ Protevang. c. IX, Thilo p. 208) zufallen ſolle.

Die Aurea Legenda fährt fort:

„Unter den übrigen war Joſeph aus dem Hauſe David. Als ihm nun unpaſſend ſchien, wenn ein Mann von ſo vorgerücktem Alter eine ſo zarte Jungfrau zum Weibe nähme, ſo ließ er, als alle ihre Stäbe brachten,

Digitized by Google

den seinen daheim. Als nun nichts dem göttlichen Ausspruche Entsprechendes sich begab, beschloß der Hohepriester, Gott aufs Neue zu befragen. Und Gott antwortete, daß der allein seinen Stab nicht mitgebracht, welchem die Jungfrau zu verloben sey. Also ward Joseph verrathen. Denn als er seinen Stab mitgebracht und derselbe auf der Stelle eine Blume getrieben, und auf seiner Spitze eine vom Himmel kommende Taube sich niedergelassen, war allen auf einmal klar, daß ihm die Jungfrau verlobt werden müsse. Mit Joseph ward daher die Jungfrau verlobt (Desponsata)."

Jakob von Varaggio hat bei dieser Fassung sich nur an das Evang. de Nativ. S. Mariae c. VIII. (Thilo p. 331) gehalten, (m. s. Thilo p. 361. 206 und 12 nach) doch auch hier seine Quelle durch die Blüthe an der Spitze des Stabes vervollständigend, gerade also durch den Zug, den die Künstler als einen so dankbaren ergriffen haben.

Eine fernere Vergleichung möchte entschieden darthun, daß die von Jakob von Varaggio gewählte Form der Legende die war, welche von den Künstlern beinahe ausschließlich berücksichtigt wurde. Für die Darstellung des Sposalizio (soll man Vermählung sagen oder Verlobung?) war sie gewiß auch die günstigere, da sie jüngere Männer und ältere dem Künstler unter den Freiern zusammenzubringen gestattete. Vergessen darf man jedoch nicht, daß mit dem Freiwerden der Kunst von den Banden des Handwerks eine durchaus mehr willkührlichere, durch künstlerische Motive bedingte Behandlung der Legenden eintrat, die wegließ und zufügte, was den Zwecken des Kunstwerkes sich nicht fügen wollte. So blieb in dem Bilde Perugino's und seiner Wiederholung durch Raffael (in der Brera zu Mailand) die Taube auf dem Stabe Josephs weg, die der alte sinnige Meister in die Hand einer der beistehenden Frauen gab.

H. H.

Bemerkungen über den Würtembergischen Kunstverein.

(Beschluß.)

Blicken wir auf die dreifache Periode des Kunstvereins, von 1827 bis jezt, zurück, so sehen wir allerdings, daß in der Kunst Manches geschehen ist, was ohne ihn wohl nicht geschehen wäre, obgleich um uns her in andern Staaten in dieser Beziehung ein Leben herrscht, das nicht ohne Einfluß auf uns geblieben seyn würde.

Unsere Künstler sind im Ganzen fortgeschritten. Einige sind noch dieselben wie zuvor. Selbst ein scheinbarer Rückschritt darf uns nicht immer erschrecken. Ein Künstler z. B., der sich auf einmal strengern Naturstudien unterzieht, kann wohl für eine Zeit lang im Ganzen etwas kälter erscheinen, und wer sich in eine neue Art des Vortrags wirft, erscheint vielleicht auch rücklaufend, ob er gleich in der That, wie ein rückgängiger Planet, sich vorwärts bewegt.

Wenn von Verbreitung der Kunstliebe, Kunstkenntniß die Frage ist, so merken wir ohne Weiteres auch eine Zunahme, obwohl sich dergleichen weniger messen und wägen läßt. Hauptsächlich sind wohl solche Freunde des Schönen darin fortgeschritten, die eine thätige Richtung auf die Kunst in sich tragen.

Der Kunstgeschmack im Ganzen findet immer in der Eigenthümlichkeit der Geschmäcke seine hemmende Schranke. Jeder ohne Reflexion, Wahl und Forschung die Kunstwerke genießende Mensch hat eben seine Freude an Dem, was ihm zusagt, und lehnt das Andere beharrlich ab. Während ihn Sittlichkeit und Pflicht binden und zu ihrem Diener machen, glaubt er in der Sphäre des Schönen, wie in Erholung, Luxus und Spiel, ein Herr zu seyn, der unumwunden sich herausnimmt, was ihm schmeckt, als wäre nicht auch die Wahl des Schönen, wie die des Guten, eine Gewissenssache.

Wachsthum in jeder Bildung wurzelt auf Anleitung, Schule, Methode, vergleichendem Anschauen, Studium, also auf einer bestimmten, festen, ernsten Richtung auf einen Gegenstand.

Die Kunstfreunde unterscheiden sich hier, und wohl auch anderwärts, von den Künstlern in der Neigung, der Begier, recht viele Kunstwerke zu sehen, und wenn sie hiebei nach der Originalität, nach Namen und Schulen fragen, so ist das wohl ein nicht tadelnswerthes Bestreben, in das Kunstgebiet eine bessere Einsicht zu gewinnen, eine Tendenz, die um so stärker gereizt und gesteigert wird, je weniger sie Gelegenheit haben, ihre Schule in einer reichen Sammlung von berühmten Meisterwerken aller Zeiten und Nationen, als einer verkörperten Kunstgeschichte, methodisch zu machen, mithin an ein desultorisches Lernen, an glückliche Zufälle gewiesen sind.

Während nun die Privatsammler und Besitzer kleiner Cabinette in Ermangelung einer Nationalgallerie ihre lieben Schätze nur um so mehr hochhalten und einander gegenseitig beschauen lassen, zeigen die Künstler hierin viel weniger Schaulust und Drang, verschiedene Kunstwerke zu sehen. Jeder ist hauptsächlich mit seinem Fache, seiner Production beschäftigt.

Bemerkungswerth ist mir in dieser Beziehung, daß gerade ein gewisser älterer, geehrter Meister sich nichts zu vergeben glaubt, wenn er bei Liebhabern Gemälde, namentlich der frühern Kunst, deren Gegenstand oder Technik ihm gerade und vielleicht wegen seiner neuesten Arbeit interessant ist, sorgfältig beaugenscheinigt, wie er

Digitized by Google

Land und vor allem auch natürlich, weil Bismarck Gegner zu schaffen, um so mehr sah man von ihm ab, ihn zu fördern.

Das Ende kam im Februar, als man Bismarck, dem man auf Berlin unbestreitbar Einfluß auf die Presse zuschrieb, vorwarf, daß er die Ausgabe der Kriegsanleihe verhindert habe. Er hatte sie nicht verhindert, sondern nur verzögert.

Die parlamentarische Stimmung war durch die Nachricht von der Kapitulation von Paris und durch die Waffenstillstandsverhandlungen, die Bismarck mit Jules Favre führte, so gehoben, daß man sich nicht mehr scheute, Bismarck zu verletzen. Man wußte, daß er sich nicht mehr wehren konnte, daß er sich nicht mehr wehren wollte. Man wußte, daß er sich nicht mehr wehren durfte. Man wußte, daß er sich nicht mehr wehren konnte, weil er sich nicht wehren wollte, weil er sich nicht wehren durfte. Man wußte, daß er sich nicht wehren wollte, weil er sich nicht wehren konnte, weil er sich nicht wehren durfte. Man wußte, daß er sich nicht wehren durfte, weil er sich nicht wehren konnte, weil er sich nicht wehren wollte. Man wußte, daß er sich nicht wehren konnte, weil er sich nicht wehren durfte, weil er sich nicht wehren wollte. Man wußte, daß er sich nicht wehren wollte, weil er sich nicht wehren durfte, weil er sich nicht wehren konnte.

Bismarck hatte sich nicht wehren können, weil er sich nicht wehren durfte, weil er sich nicht wehren wollte, weil er sich nicht wehren konnte. Bismarck hatte sich nicht wehren wollen, weil er sich nicht wehren konnte, weil er sich nicht wehren durfte. Bismarck hatte sich nicht wehren dürfen, weil er sich nicht wehren wollte, weil er sich nicht wehren konnte. Bismarck hatte sich nicht wehren können, weil er sich nicht wehren wollte, weil er sich nicht wehren durfte.

Und so war man denn endlich, um mit Bismarck zu reden, „über die Kinderkrankheiten des Parlamentarismus“ hinweg, und man durfte es wagen, ihn zu verletzen. Man durfte es wagen, ihn zu verletzen, weil man wußte, daß er sich nicht wehren konnte, weil er sich nicht wehren wollte, weil er sich nicht wehren durfte. Man durfte es wagen, ihn zu verletzen, weil man wußte, daß er sich nicht wehren durfte, weil er sich nicht wehren konnte, weil er sich nicht wehren wollte. Man durfte es wagen, ihn zu verletzen, weil man wußte, daß er sich nicht wehren konnte, weil er sich nicht wehren durfte, weil er sich nicht wehren wollte.

Bismarck hatte sich nicht wehren können, weil er sich nicht wehren durfte, weil er sich nicht wehren wollte, weil er sich nicht wehren konnte. Bismarck hatte sich nicht wehren wollen, weil er sich nicht wehren konnte, weil er sich nicht wehren durfte. Bismarck hatte sich nicht wehren dürfen, weil er sich nicht wehren wollte, weil er sich nicht wehren konnte. Bismarck hatte sich nicht wehren können, weil er sich nicht wehren wollte, weil er sich nicht wehren durfte.

Und so war man denn endlich, um mit Bismarck zu reden, „über die Kinderkrankheiten des Parlamentarismus“ hinweg, und man durfte es wagen, ihn zu verletzen. Man durfte es wagen, ihn zu verletzen, weil man wußte, daß er sich nicht wehren konnte, weil er sich nicht wehren wollte, weil er sich nicht wehren durfte. Man durfte es wagen, ihn zu verletzen, weil man wußte, daß er sich nicht wehren durfte, weil er sich nicht wehren konnte, weil er sich nicht wehren wollte. Man durfte es wagen, ihn zu verletzen, weil man wußte, daß er sich nicht wehren konnte, weil er sich nicht wehren durfte, weil er sich nicht wehren wollte. Man wußte, daß er sich nicht wehren wollte, weil er sich nicht wehren durfte, weil er sich nicht wehren konnte. Man wußte, daß er sich nicht wehren durfte, weil er sich nicht wehren konnte, weil er sich nicht wehren wollte.

№ 76.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 21. September 1837.

Altdeutsche Baukunst.

I. Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Erste Abtheilung, das Königreich, das Großherzogthum ꝛc. umfassend. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Puttrich, unter Mitwirkung von Geyser dem Jüngern und Dr. Stieglitz. Zweite Lieferung. Leipzig, 1836. Fol.

II. Desselben Werkes zweite Abtheilung, die königl. preußische Provinz Sachsen enthaltend. Erste und zweite Lieferung. Herausgegeben von Dr. Puttrich, unter Mitwirkung von Geyser dem Jüngern. Leipzig, 1836. Fol.

Die erste Lieferung der ersten Abtheilung dieses trefflichen Werkes, welche den Anfang der Beschreibung von Wechselburg enthält, haben wir in Nr. 37 des Kunstblatts vom vorigen Jahre angezeigt. Wie rüstig der Herausgeber in seinem schwierigen und verdienstvollen Bemühen fortschreitet, beweist das Erscheinen dieser zwei neuen Lieferungen, von welchen Nr. I. den Schluß der Beschreibung von Wechselburg, Nr. II. die Denkmäler von Merseburg enthält.

I. Zum Schluß der Beschreibung von Wechselburg liefert der Vf. folgende Abbildungen: Bl. 8. Aeußere Ansicht der Kirche, wie sie früher bestand, gez. von Werner, lith. von Tirpenne. 9. Ansicht des Innern der Kirche, vom Hochaltar aus genommen, gez. von Werner, lith. von Courtin. 10. Crucifix über dem Hauptaltare, gez. von Geyser, gest. von Böttticher. 11. 12. 13. Das auf der Ostseite der Kanzel befindliche Basrelief, die beiden Figuren vom Altarplatze, das Grabmal des Erbauers und seiner Gemahlin, groteske Verzierungen an der Außenseite des Thors, und andere Details von Sculpturen und Ornamenten, gez. von Geyser und lith. von Böttticher und Jurisch in München. Sämmtliche Lithographien sind sehr schön und befriedigend ausgeführt, und um jede Vermuthung abzuschneiden, der Zeichner könne die Sculpturen verschönert haben, bezeugt der Vf. ausdrücklich, daß sie mit der gewissenhaftesten Treue gefertigt seyen. Durch die genaue Beschreibung, womit er diese Tafeln begleitet, ist dieser Theil des Werkes ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Sculptur geworden. Die Bekanntmachung der Bildwerke von Wechselburg ist ein wichtiger Moment für die Untersuchung in diesem Gebiete, und legt dem Forscher die Verpflichtung auf, tiefer zu ergründen, wie die Sculptur in Deutschland sich entwickelt hat und in welchem Verhältniß sie im 12. und 13. Jahrhundert zu der italienischen stand? Unsre Vff. setzen die Gründung der Kirche in's Jahr 1174 und nehmen die Sculpturen der Kanzel, des Altarplatzes und der Altarwand als gleichzeitig an. Darüber ist zwar keine ausdrückliche Nachricht vorhanden; ein Beweis aber liegt in dem Umstand, daß die beiden Figuren des Altarplatzes (in welchen wir lieber alttestamentlich-allegorische Gestalten als die Bildnisse des Stifters und ersten Abtes sehen möchten) aus demselben Stein mit dem Pfeiler, an welchen sie lehnen, gearbeitet sind. Eine ähnliche Nachweisung in Betreff der Kanzel geben nun freilich die Vf. nicht, sondern begnügen sich mit der Versicherung, daß sie ganz in dem Style des übrigen Bauwerks gearbeitet sey. Auch läßt sich anführen, daß, wenn sich wirklich keine genaue und ursprüngliche constructive Verbindung der Kanzel mit dem Pfeiler, an welchem sie steht, vorfindet, dies noch kein Beweis für ihre spätere Entstehung wäre, da in den Bauwerken des 11. und 12. Jahrhunderts oft die Construction besonders in Hinsicht der Steinverbindung sehr nachlässig ist. Nun theilen sich aber diese Sculpturen in Hinsicht ihres Styls in zwei Gruppen. Die beiden erwähnten Figuren am Altarplatze, dann die alttestamentlichen Steinfiguren in den Nischen der Altarwand und endlich die hölzernen und bemalten Figuren des Gekreuzigten, der Maria und

Digitized by Google

des Johannes, mit den allegorischen Gestalten, auf welchen sie stehen, die imposante Krönung der Altarwand bildend, haben sämmtlich ganz die etwas geradlinige Haltung und etwas schnörkelhafte Gewandung, wie alle übrigen Steinsculpturen der deutschen Bauwerke aus dem 13. und 14. Jahrhundert. — Es ist dies der sogenannte byzantinische Styl, richtiger der eigenthümlich deutsche Styl, welcher sich aus den byzantinischen Elementen entwickelt hat, die wir in den Bildwerken aus der Zeit Kaiser Heinrichs II., z. B. an der goldenen Altartafel zu Basel,* an den Deckeln seiner Gebetbücher in München, an der von ihm gestifteten Kanzel in der Marienkirche zu Aachen, und an den Steinfiguren der Münster zu Basel und Bamberg wahrnehmen. In diesem Styl ist eine feine Auffassung der Gestalten, eine mannichfaltige und zierliche Anlage der Gewänder, aber bei dem Streben nach weichen und wellenähnlichen Formen, nicht jene Einfachheit der Linien und jener Schwung der Bewegungen, welcher aus der aufgeregteren Phantasie der Italiener entsprang. — Der italienische Styl nun zeigt sich sowohl in der Anlage als in den vortrefflichen Bildwerken der Kanzel. Daß letztere an Ort und Stelle gearbeitet sind, beweist das Material: sie sind nämlich in Rochlitzer Sandstein ausgeführt. Aber die einfache Schönheit des Kanzelgebäudes, die sich in ihrem großartigen Verhältniß fast etwas mehr geltend macht, als es für den übrigen Raum nöthig wäre, und die leben- und ausdrucksvolle Schönheit nicht nur, sondern der begeisterte Schwung, welcher sich in den Figuren des sitzenden Christus, der neben ihm stehenden Maria und des Täufers, und in den Reliefs der ehernen Schlange, des Kain und Abel und des Opfers Abrahams kundgibt, dies ist nicht allein aus byzantinischen, sondern auch aus antiken Elementen entsprungen, und die ganze Art und Behandlung erinnert auffallend an die Werke des Nicola Pisano, welche in Italien erst gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden. Auch übertreffen diese Bildwerke die des Altars in Hinsicht der Ausarbeitung und kühnen Führung des Meißels, wie die Vf. bemerken. — Wollte man nun diese Arbeit wirklich, wie die Vf. zu thun geneigt sind, aus italienischer Quelle herleiten, so könnte man ihr Entstehen füglich nicht früher als in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts setzen, es müßte denn nachgewiesen werden, daß auch in Italien eine frühere Blüthe der Sculptur als mit Nicola eingetreten und die schönen Bildwerke an der Arca des heil. Dominicus zu Bologna, welche mit denen der Kanzel von Wechselburg Aehnlichkeit haben, von einem frühern Meister und nicht, wie Förster ohne hinreichenden Grund, wie uns scheint, annimmt, erst von einem deutschen Schüler des Nicola gearbeitet seyn.

Wie Hr. Puttrich erwähnt, sind die Sculpturen an der goldnen Pforte zu Freiberg von gleichem, ja zum Theil noch höherem Verdienst als die an der Kanzel zu Wechselburg. Leider bilden aber auch diese, welche der Vf. bereits hat zeichnen und lithographiren lassen, der Forschung kein bestimmtes Datum, da man bisher keine Urkunden über die Gründung des Gebäudes gefunden hat. Es bleibt also hier noch so manches Räthsel zu lösen und die Bekanntmachung so merkwürdiger Werke wird dadurch nur um so wichtiger.

Um noch einmal auf den Altarbau zurückzukommen, so glaubt der Herausgeber, der mittlere Bogen über dem Altare sey gleich Anfangs durch ein Gemälde geschlossen gewesen. Dies möchten wir bezweifeln, da die architektonische Wirkung auffallend gewinnt, wenn man sich diesen Bogen geöffnet und den Altartisch durch denselben erleuchtet denkt. Das Zusetzen des Bogens wurde wohl nöthig, um dem Geistlichen das Sprechen und Singen am Altare zu erleichtern, da der Schall der Stimme sich durch den offenen Bogen verlieren mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Die goldene Altartafel Kaiser Heinrichs II. Mit einem lithographirten Umrisse. Basel. 1826. 4.

Kupferstichkunde.

A Collection of one hundred and twenty-nine Fac-Similes of scarce and curious prints, by the early masters of the italian, german and flemish shools; illustrative of the history of engraving, from the invention of the art, by Maso Finiguerra, in the middle of the fifteenth century: with introductory remarks and a catalogue of the Plates. By William Young Ottley F. A. S. London, publ. for the proprietor. 1828. Fol. (Leipzig, bei Rudolph Weigel.)

Dies Werk eines seitdem verstorbenen vorzüglichen Kenners der Geschichte der Kupferstecher- und Holzschneidekunst ist für die Liebhaber der genannten Fächer von Wichtigkeit und wegen seines hohen Preises wohl auf dem Continent nicht sehr verbreitet, daher wir unsern Lesern einen Dienst zu erweisen glauben, wenn wir den Inhalt kürzlich angeben.

Die Einleitung enthält auf 56 Seiten einen Ueberblick der Erfindung der Holzschneide- und Kupferstecherkunst. In Ansehung der erstern wiederholt der Vf. die unglaubliche, schon oft widersprochene, aber von ihm nicht in

Digitized by Google

Zweifel gestellte Erzählung des Papillon von den beiden Cunio viel weitläufiger, als es ihr in einer so kurzen Darstellung gebührt hätte, und kommt sodann auf die Spielkarten, wo er das Decret der venetianischen Republik vom 11. Oktober 1441 zu Gunsten der alten venetianischen Compagnie von Kartenfabrikanten und gedruckten Figuren mittheilt. Hierauf folgt eine verhältnißmäßig sehr kurze Uebersicht der Vervollkommnung der Holzschneidekunst auf Veranlassung der Buchdruckerei, durch die Deutschen Wohlgemuth und Albr. Dürer, und zuletzt wird der Erfindung des Hugo da Carpi und der vorzüglichsten Holzschneider, die in Chiaroscuro gearbeitet, erwähnt. Ein zweiter Abschnitt handelt von der Geschichte der Kupferstecherkunst, wobei sich der Vf. wieder am meisten beim Ursprung derselben, nämlich der Geschichte der Nielli und ihres Abdrucks verweilt. Dieselbe beginnt, wie bekannt, mit Maso Finiguerra, und der Vf. wiederholt hier die schon in seinem Werk: An Inquiry into the origin and history of engraving gegebene, auch von Duchesne u. A. bekräftigte, vernünftige Erklärung, daß die ersten Papierabdrücke nicht von den Schwefelabgüssen, sondern von den Platten selbst müßten genommen worden seyn. Von Schwefelabgüssen, sagt der Vf., sind jezt 24 bekannt, von welchen 22 (zum Theil in diesem Werk abgebildete) früher in der Carthause zu Florenz aufbewahrt und von Lanzi erwähnt, in einen dicken Holzrahmen gefaßt, in Besitz des Hrn. Woodburn kamen, dann von ihm, mit Ausnahme eines einzigen, an Hrn. Masterman Sykes abgetreten, bei der Versteigerung von dessen Sammlung aber getheilt wurden und in verschiedene Hände, theils ins brittische Museum, theils an Woodburn, theils an Ottley selbst u. A. kamen. Die zwei andern Schwefelabdrücke sind beide von der von Finiguerra für S. Giovanni gearbeiteten, jezt im Florentiner Museum befindlichen Pace genommen; der eine wird im Cabinet Durazzo zu Genua, der andere in der Sammlung des Herzogs von Buckingham aufbewahrt. (Eben so viele und dieselben gibt auch Duchesne in s. Essai sur les Nielles, Table XV. p. 153 an, einem Werke, welches leider der Vf. nirgends erwähnt, obgleich die Hinweisung darauf den Gebrauch des vorliegenden sehr erleichtert haben würde.) — Die kleinen historischen Darstellungen, welche Maso Finiguerra für S. Giovanni arbeitete, sind nicht mehr vorhanden. Dieselbe Kirche besizt aber noch ein sehr schönes Niello, welches die Kreuzigung vorstellt und 1455 (das von Maso Finiguerra ist von 1452) von Matteo, Sohn des Giovanni Dei, ebenfalls einem florentinischen Goldschmied, gearbeitet ist; es wäre daher möglich, daß Vasari, als er über Finiguerra schrieb, dies auch für des Leztern Arbeit gehalten hätte. Indeß ist der Vf. geneigt, anzunehmen, daß die 22 ehemals in der Karthause zu Florenz befindlichen Schwefelabdrücke von den erwähnten „kleinen Geschichten“ des Finiguerra genommen waren. Sie enthalten die Geschichte Adams und die Passion und stimmen im Styl allerdings sehr auffallend mit der bekannten Pace überein. Sie mögen zur Verzierung eines Schreins oder Reliquiariums gedient haben, nicht Pace's gewesen seyn, wie Vasari sie nennt. (Die 11 auf Pl. 17. 18. 19. abgebildeten sind viereckig, die A. Ttl. kleiner und in die Breite, die IV Ttl. größer und überhöht.)

Vasari datirt die Erfindung des Papierabdrucks von Nielli vom Jahr 1460; ohne Zweifel irrt er aber hierin, da der in Paris befindliche Papierabdruck von der für S. Giovanni gearbeiteten Pace, für welche Maso 1452 die Bezahlung erhielt, sicher vor deren Ablieferung genommen seyn muß. Unser Vf. sezt sogar die Erfindung des Papierabdrucks bis 1440 zurück, und glaubt, daß der Pariser Abdruck bereits vermittelst einer Walze gemacht sey. Er nimmt an, Finiguerra sey um 1400 geboren, vielleicht noch früher, und habe nicht lang über 1460 gelebt. Man kennt kein Werk von ihm, welches bloß zur Fertigung und Vervielfältigung von Abdrücken bestimmt scheint, während doch 1460 die Kunst, Kupferplatten abzudrucken, schon in Florenz geübt wurde. Er scheint seine Erfindung im Alter dem Baccio Baldini mitgetheilt zu haben, der sie zuerst zur Bekanntmachung von Papierabdrücken anwendete. Der Vf. kommt zulezt noch auf die (bei Duchesne p. 144 abgebildete) Anbetung der Könige, welche Zani zuerst für ein Werk des Finiguerra zu halten geneigt war, nachher aber einer weniger vorzüglichen, jedoch gleichzeitigen Hand zuschrieb. Der Vf. kennt davon sechs Abdrücke, sämmtlich alt, von welchen sich vier in England befinden sollen (Duchesne gibt im Ganzen vier an), glaubt aber diese Arbeit doch dem Finiguerra zuschreiben und nur annehmen zu müssen, daß er dieselbe später und mit weniger Sorgfalt als die berühmte Pace, zum Theil mit Beihülfe seiner Schüler, gefertigt. Die Gründe, die er dafür anführt, scheinen nicht sehr haltbar, da der Styl dieses Werkes ein ganz anderer, weniger strenger ist, als der der Krönung Mariä und sehr auffallend an Benozzo Gozzoli erinnert.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten vom Juli.

Persönliches.

Unser geehrter Mitarbeiter, Hr. Dr. Roß, ehemaliger Conservator auf der Akropolis, dessen erfolgreiche Bemühungen bei den dortigen Ausgrabungen allgemein anerkannt sind, ist zum außerordentlichen Professor an der Universität zu Athen ernannt worden.

Digitized by Google

Nekrolog.

Paris, 5. Juli. Der durch seine ausgezeichneten Leistungen bekannte Maler Monsiau ist im 85. Jahre mit Tod abgegangen.

München. Am 18. Juli verschied hier der durch seine vortrefflichen Leistungen in der Lithographie rühmlichst bekannte Künstler Bodmer, noch in den dreißiger Lebensjahren stehend.

Dresden. Am 28. Juni starb allhier einer der ausgezeichnetsten Kupferstecher, der Pensionnair der Kunstakademie, Professor Johann Veith, im 69. Jahre seines Alters.

Berlin. Am 29. Juni starb hier der als Archäolog und Kunstkenner, so wie als archäologischer Schriftsteller allgemein in der gelehrten Welt bekannte Hofrath Aloysius Hirt. Seit langer Zeit in Berlin lebend, hat er an der Errichtung des königlichen Museums einen sehr bedeutenden Antheil gehabt, so wie früher durch seine Vorlesungen sich bedeutende Verdienste um Künstler und Kunstliebhaber erworben. Die Heiterkeit des Geistes, welche ihm bis in seine spätesten Jahre blieb, machte seine Gesellschaft für seine Freunde eben so anziehend, als sie durch seine Kenntnisse belehrend war. Er war im Jahr 1759 bei Donaueschingen in Schwaben geboren, und hatte mithin ein Alter von 78 Jahren erreicht.

Technisches.

Münster. Der Portraitmaler Diekmann aus Hamm gab am 27. Juni dem hiesigen Kunstverein einen Beweis von der Haltbarkeit einer von ihm erfundenen Malerei. Er zeigte einige in verschiedenen Manieren mit deckenden und durchsichtigen Farben auf Holz und auf Papier gemalte Proben vor, die theils Aehnlichkeit mit Oelmalerei hatten, theils im äußeren Ansehen von der gewöhnlichen Wassermalerei mit Gummifarben sich nicht unterscheiden. Dieselben wurden mit kaltem und siedendem Wasser, Alkohol, Terpentinöl, Seifenwasser, Scheidewasser und starker Aetzlauge behandelt, ohne sich aufzulösen. Die beiden letzten Mittel äußerten zwar eine zerstörende Wirkung auf einige Farben, das Bindemittel wurde aber dadurch nicht angegriffen. Es soll auch bei dieser Malerei, die übrigens eine Art Wassermalerei ist, keine nachherige Verdunkelung der Farben zu befürchten seyn. Wenn sich dies bewährt, so wird diese Erfindung, die noch ein Geheimniß des Hrn. Diekmann ist, für die Kunst von vielem Vortheil seyn.

Leipzig. Das Album chromolithographique der HH. Engelmann in Mühlhausen, Dep. des Oberrheins, hat die vielfach versuchte Aufgabe, in der Art, wie man nach der Le Blon'schen Manier Kupferstiche in Farben abdruckt, auch Lithographien im Druck farbig herzustellen, in der Art gelöst, daß sich bei fortgesetztem Streben nach Vervollkommnung sehr viel Gutes erwarten läßt. Es enthält Fruchtstücke, Portraits, Genrebilder und Landschaften, und das Comité der Gesellschaft für Industrie in Mühlhausen hat sich durch den Augenschein überzeugt, daß die Lithographien vollständig colorirt aus Hrn. E.'s Pressen hervorgehen und des Retouchirens nicht bedürfen. Auch die lit. art. Anstalt zu München soll, wie wir hören, diese Aufgabe glücklich gelöst haben.

Neue Kupferstiche und Lithographien.

London. The maid of Saragossa, gemalt von Sir David Wilkie, gest. von Samuel Cousins.

The Sale of the Pet Lamb, gemalt von Collins, gest. von Reinolds.

Wellington at Waterloo, gemalt von Cooper, gest. von Bromley.

The Flight in to Egypt, und

The Opening of the sixth Seal, sind die beiden neuesten Blätter von Martin.

Hafed, a celebrated Deer Hound, (Kopf eines Jagdhundes) gem. von Ed. Landseer, gest. von C. G. Lewis.

Walter Scott and his Family, nach David Wilkie gest. von R. Graves.

Infant Wesley (halbe Figur eines Knaben), gemalt von F. Newenham, gest. von G. T. Payne.

Desgl. Cooper's Kampf um die Standarte bei Marston Moor, gest. von W. Giller.

J. T. Joy's Gemälde: Die Hoffnung der Wittwe, gest. von Porter.

Zwölf Umrisse zu dem Roman Crichton von John Franklin, Esq.

Ansicht von Bolton Abbey in der alten Zeit, nach Ed. Landseer, von Sam. Cousins. 5 Pf. 5 Sch.

Zwei Portraits der Königin Victoria, das eine nach einem Miniaturbilde von Collen, gest. von Woolnoth (5 Sch.), das andere nach Lane (4 Sch.).

Von den schönen im britischen Museum befindlichen Zeichnungen Claude Lorrain's sind 20 im Stich erschienen bei Lewis. 5 Pf. 5 Sch.

Paris. Das Portrait der Herzogin von Orleans, nach Prof. Schoppe's im April d. J. gefertigten höchst ähnlichen Gemälde, von Grévédon auf Stein gezeichnet, und von Lemercier gedruckt, bei Rittner und Goupil.

Die Kinder Eduard's nach P. Delaroche, gest. von Prudhomme, erschienen bei Rittner und Goupil.

Berlin. Die Söhne Eduard's, nach Hildebrand auf Stein gezeichnet von Jentzen bei Lüderitz.

Bei demselben: Des Goldschmieds Töchterlein, von Nerenz, und der wohlthätige Mönch, von Däge, lithographirt von Oldermann.

Kupfer- und lithographische Werke.

London. Sketches in Spain, by G. Vivian, von Colnaghi verlegt. Preis 12 Sch. Die Zeichnungen des Hrn. Vivian sind von Day und Hagbe lithographirt.

Gray's berühmtes Gedicht: the Bard, verziert mit Vignetten ꝛc., welche Mrs. J. Talbot erfunden und auf Holz gezeichnet, und die berühmtesten englischen Holzschneider, J. Jafson, O. Smith, F. Branston, J. Thompson, S. Williams und J. Clegborn, ausgeführt haben. Bei Bentley.

Lewis's illustrations of Constantinople made during a residence in that city in the years 1815—1826, nach Zeichnungen von Coke Smith; 28 Blätter; bei Ths. Maclean; Pr. 4 Pfd. 4 Sch., colorirt 10 Pfd. 10 Sch.

Paris. La villa Pia, architecture de Pirro Ligorio, publiée dans tous les détails par J. Bouchot, Architecte, en 24 planches gravées au trait sur acier par Hibon, avec une notice historique et descriptive par Raoul-Rochette, antiquaire. 52 Fr. pour les Subscripteurs et 55 Fr. pour le public. Paris, Cousin et Comp. Rue Jacob 25.

Les anciennes tapisseries; 5ème livr. Tapisserie de Bayeux (Suite). Fol. 5 Bl. Text und 6 Kpfr. 15, 40 u. 70 Fr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 77.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 26. September 1837.

Kupferstichkunde.

A Collection of one hundred and twenty-nine Fac-Similes of scarce and curious prints, by the early masters of the italian, german and flemish shools. By William Young Ottley F. A. S. London, publ. for the proprietor. 1828. Fol. (Leipzig, bei Rudolph Weigel.)

(Beschluß.)

Die sehr gut in Kupferstich nachgebildeten Facsimile's sind mit Luxus auf besonderes Tonpapier, die Nielli jedes noch einmal auf Silbergrund, abgedruckt und auf weiße Cartons aufgezogen. Es sind folgende:

A. Nielli in Silber. 1) Eine Pace, die thronende Madonna von Engeln und Heiligen umringt, dem Maso Finiguerra zugeschrieben, mit reicher silberner Einfassung; aus der Sammlung des Hrn. Sykes, von Hrn. Woodburn um 315 Pfd. Sterl. gekauft. (Ohne die Umgebung abgebildet bei Ducheene zu p. 154.) Die folgenden sind von kleinerem Umfange und von unbekannten Meistern. 2) Christus im Grabe von Maria und Magdalena unterstützt. Unten in einem Kreis: P. Vita Populi Passus sum. 3) Eine Heilige, die Märtyrerpalme haltend, die Sorge zu ihren Füßen, ganze Figur in einem Rund. 4) Die Madonna; halbe Figur, das bekleidete Kind haltend, welches, die Hand zum Segnen erhoben, vor ihr steht. Hinter ihr die Sonne. Ebenfalls, wie die folgenden, zirkelrund. 5) Geburt Christi: rechts erscheint der Engel, ein Spruchband haltend, auf welchem die Inschrift: Gloria in excelsis Deo et . . . in terra. 6) Madonna mit dem Kind auf dem Throne, zu ihrer Rechten der Prophet Daniel, zur Linken die h. Margaretha. 7) St. Hieronymus, in einer Landschaft, in Andacht vor dem Kreuze kniend, in der Linken hält er einen Stein, der Grund vergoldet. 8) Der todte Christus im Grabe von Maria und Magdalena gestützt. Ueber ihm drei Cherubim. Am Grabe steht: Humani generis Redemtor. 9) Die Verkündigung in einer Landschaft, Goldgrund. 10) Pietà. Sitzende Madonna, den todten Christus auf dem Schooße. Hinter ihr die drei Kreuze. Unten ein Wappen mit den Buchstaben B. und E., wahrscheinlich den Besitzer bezeichnend. Goldgrund. 11) Geflügelte weibliche Figur auf einem Throne sitzend und etwas in der Hand haltend, das vielleicht ein Zaum ist. Vielleicht Temperantia. Flügel, Saum des Gewandes und Diadem vergoldet. 12) Eine Heilige zwischen St. Laurentius und St. Antonius von Padua stehend. Ueber ihr ein Spruchband mit der Inschrift: Fides tua de salvam fecit. Im vergoldeten Grunde die Buchstaben: L. I. 13) Madonna, halbe Figur, das vor ihr auf einem Tische stehende Kind haltend, das seine Arme um sie schlingt. Goldgrund. 14) Drei Blätter mit Facsimile's von 13 Nielli, kleine Runde mit Heiligen ꝛc. 15) Zwei andere mit 13 dergl. 16) Zwei Blätter, worauf ein Nadelbüchschen und ein Messergriff von Silber, beide in Niello verziert. Diese sämmtlichen Gegenstände kamen aus der Verlassenschaft des Sir Mark Mastermann Sykes in Besitz des Hrn. Samuel Woodburn.

B. Schwefelabdrücke. 18. 19. 20. enthalten 7 alttestamentliche und 4 neutestamentliche Darstellungen aus den oben erwähnten ehemals in der Karthause zu Florenz befindlichen Schwefelabdrücken. Die hier abgebildeten sind: a. die Schöpfung Adams; b. die Schöpfung Eva's; c. Adam und Eva unter dem Baum; d. Vertreibung aus dem Paradiese; e. Adam das Feld bauend; f. Kain und Abel opfernd; g. der Tod Abels. Die meisten dieser Schwefelabdrücke haben gelitten und sind theilweise restaurirt. Diese sieben würden in der Versteigerung wieder vom Hrn. Woodburn um 38 Pfd. 17 Sch. erstanden. h. Gefangennehmung Christi. i. Christus vor Pilatus. k. Christus in den Limben. l. Auferstehung Christi. Die erstern ebenfalls theilweise restaurirt, sämmtlich von Hrn. Woodburn für 126 Pf. erkauft. Diese Blättchen sind sämmtlich von großer Schönheit, besonders das letztgenannte.

Digitized by Google

C. Es folgen nun zwei Papierabdrücke von Niellen, die wahrscheinlich gemacht wurden, um andern Niellisten als Vorbilder zu dienen. 20) Ein Gefecht von drei Reitern, welche sämmtlich ihre Waffen in der Linken führen. 21) Die Auferstehung Christi von Peregrino da Cesio; (schon bei Duchesne abgebildet zu S. 177.) jezt im Besitz des Hrn. Thomas Wilson in London.

D. Altitalienische Kupferstiche. 22) Die Kreuzigung, große Composition in Umriß. 23) Ein Schiff mit vollen Segeln fahrend, schattirt. 24) Eine satyrische Allegorie (auf das Verhältniß des deutschen Kaisers und der italienischen Fürsten zum Pabste), nach Art der von Bartsch XIII. p. 110 ff. beschriebenen, doch nach des Verfassers Meinung bedeutend älter. 25) Kranz von vier Amorinen, wovon der Eine eine Tafel hält mit der Inschrift: ALTOBELO V. F. Altobello war aus Cremona gebürtig, wo er in der lezten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit Boccaccio Boccacino mehrere heilige Geschichten im Dom malte, welche Vasari mit Lob erwähnt. 26) Urtheil des Midas von Benedetto Montagna, dessen Name aufgeschrieben ist. Bartsch XIII. 344. Nr. 22.

E. Unter den nun folgenden Nachbildungen von Blättern altdeutscher Meister sind die meisten aus Bartsch bekannt. Zwei von dem Meister E. S. (Nr. 27. Bartsch VI. p. 33. Nr. 86. — Nr. 29. B. VI. p. 4. Nr. 1.) und zwei andere, demselben vom Verfasser vermuthungsweise zugeschrieben: Nr. 28. ein h. Michael den Drachen bekämpfend, und Nr. 30. zwei Bauern, die vor einer Schenke sich raufen. Nr. 31, welches Bartsch unter den unbekannten deutschen Meistern p. 54 anführt, wird vom Vf. ebenfalls dem Meister E. S. zugeschrieben. 32) Ein kleines rundes, sehr unbedeutendes Blatt, eine nackte Figur, das bayerische Wappen haltend und eine Rose in der Hand, mit dem Monogramm MtL8. 33) Der Bettlerkarren. Bartsch VI. Nr. 20. Nr. 34 — 38 folgen aus Bartsch (VI. Nr. 169. 182. 176. 196. 207.) bekannte Blätter von Israel von Meckenem. Eben so 39 — 42 Blätter von Martin Schön (B. VI. Nr. 134. 89. 108. 15.) Nr. 43 — 89. Die ehemals in der Gräfl. Fries'schen Sammlung befindlichen, jezt dem Hrn. Woodburn gehörigen Spielkarten. (Bartsch X. p. 76 — 80.) 90) Der türkische Reiter. (Bartsch X. p. 32. Nr. 38.) 91) Salomons Götzendienst. (Bartsch VI. p. 371. Nr. 1.) 92) Der Tod auf dem Baum. Holzschnitt von Ursus Graf. (Bartsch VII. Nr. 16.) Nr. 91 — 97 folgen Hopfersche Blätter, von welchen nur Nr. 91, ein thronender Rochus mit einem dienenden Engel, von Bartsch nicht erwähnt ist. Die übrigen führt er an (B. VIII. 520. Nr. 57. 58. p. 351. Nr. 27.) Nr. 98 — 102. Der Meister HL (Bartsch VIII. p. 35. Nr. 2. 3. 1. 4. 9.) 103) Der Meister N. H. (Bartsch VII. 547. 1.) 104) Der Meister I. M. S. (Bartsch VII. 546. 1.) Nr. 105. 106. Dirk van Staren. (Bartsch VIII. Nr. 17. 16.) 107) Jean Duvet. Verkündigung mit der Jahrzahl 1520. 108) Jakob Binck. Würfelnde Soldaten. 109) Georg Penz, sein eigenes Bildniß. 110) Augustin Hirschvogel. Tod der Kleopatra. Nr. 111. 112. Zwei Landschaften von Hans Sebald Lautensack. (Bartsch IX. Nr. 26. 41.) 113) Barthol. Jamitzer. Bildniß des Virgilius Solis. 114) Judith und Holofernes, von Remigius Rodius. (Bartsch VIII. p. 551. Brulliot. Dict. 1. Nr. 3097.) Nr. 115 — 117. Ornamente, wovon das erste bezeichnet: 12 Stick zum Verzaichnen Stechen verfertigt Bernhart Zan Goldschmid Gesel inn Nierberg 1580.

Altdeutsche Baukunst.

Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. Von Dr. Puttrich.

(Fortsetzung.)

Nr. II. enthält die Baudenkmale der Stadt Merseburg. Wir haben schon früher der höchst liberalen und ermunternden Unterstützung erwähnt, welche der Vf. von Seiten der k. preußischen Regierung genießt, indem sie ihm sowohl die Forschung in den Archiven, als die Herausgabe seines Werkes auf alle Weise erleichtert. Diese Förderung ist hauptsächlich von der königl. Regierung in Merseburg ausgegangen, so wie auch das Domcapitel daselbst für seine Arbeit aufs Bereitwilligste durch Mittheilung von Urkunden unterstüzt hat. Mit solchen Hülfsmitteln und nach den vorliegenden Anfängen verspricht dieses Werk einer der wichtigsten und reichhaltigsten Beiträge für deutsche Kunstgeschichte zu werden, und wir wünschen dem eifrigen und unermüdlichen Vf. nur fortdauernde Muße und Kräfte, um alles das Rühmliche, was er sich vorgesezt hat, auszuführen. In der allgem. Einleitung zu diesem Hefte zählt er diejenigen Baudenkmale auf, deren Zeitbestimmung sicher ist, und welche sämmtlich in beiden Abtheilungen seines Werkes erscheinen sollen, und diese allein, ungerechnet die von ungewisser Zeitbestimmung, von welchen ebenfalls eine Anzahl gegeben werden soll, machen eine vom 9. bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts fortlaufende Kunstgeschichte aus. Wir führen sie im Interesse unserer Leser hier namentlich an: Die Kirche des Klosters Memleben (erbaut 868 bis 975); die Schloßcapelle zu Freiburg an der Unstrut und auf der Wartburg (c. 1095); die Kirchen der Klöster Naulinzelle (1106), Petersberg bei Halle (1124), Thal Bürgel (1135), die Doppelcapelle zu Landsberg (1165 — 1180), die Kirche des Klosters Zschillen, jezt

Digitized by Google

Wechselburg (1174), und des Klosters Dobrilugk (1161), die Kirche Unsrer Lieben Frau und die Nikolai-Kirche zu Aken (c. 1190), die Kirche des Klosters Güldenstern bei Mühlberg (1219 — 1228) und des Klosters zum heiligen Kreuz bei Meißen (1235), sämmtlich in dem sogenannten byzantinischen oder romanischen Style, welcher dem Spitzbogen voranging; die Kirche des Klosters Pforta (1251 — 68), die Domkirche zu Meißen (c. 1274), die Barfüßerkirche (1285) und die Domkirche zu Erfurt (1349), die Stiftskirche zu Heiligenstadt (1353), die Nikolaikirche zu Nordhausen (1360), die Kirche des Klosters Oybin (1369 — 1384), die Moritzkirche zu Halle (1388), die Schloßkirche zu Altenburg (1415), die Kunigundenkirche zu Rochlitz (c. 1417), die Marien- und die Katharinenkirche zu Zwickau (1455 und 1465), die Nikolaikirche zu Zerbst (1446 — 1488), die Kirche zu Eisleben (c. 1189), sämmtlich im Spitzbogenstyl erbaut.

Im Folgenden gibt der Vf. einen Abriß der Geschichte des Stiftes und der Kirchen und Klöster zu Merseburg. Die Chronisten geben diese Stadt für eine römische Colonie, und berichten, daß Karl der Große, nachdem er sie von den Sachsen erobert und ihre Mauern verfallen waren, sie erneuert und eine Kirche des heil. Johannes auf der Stelle des jetzigen Schlosses gebaut; Kaiser Heinrich I. habe sie nach der Zerstörung durch die Ungarn wieder hergestellt, Kaiser Otto I. habe sie erweitern und mit Mauern befestigen lassen. Urkundlich ist, daß Otto I. im Jahr 968 das Domstift gründete nach einem Gelübde, welches er am Tage des heil. Laurentius 955 vor der Schlacht gegen die Ungarn am Lech gethan hatte; seine Verwandten und Thronfolger begabten das Stift reichlich; am meisten um dasselbe verdient machte sich jedoch Heinrich II., welcher das durch Pabst Benedict VII. 983 annullirte Bisthum wieder herstellte und der Domkirche Tapeten für die Domherrnstühle, eine goldene Altartafel (welche leider 1574 zu Grunde gegangen ist) und zwei Glocken schenkte. Der angeblichen Schenkung der Stadt Leipzig an das Bisthum von Merseburg durch denselben Kaiser wird hier als eines grundlosen, jedoch lang für ächt anerkannten Factums gedacht. Die Gründung der Domkirche (welche jedoch nicht von Heinrich II. selbst vorgenommen wurde), geschah durch Bischof Dithmar im Jahr 1015, bis wohin die Johanniskirche bestanden hatte; doch erst der folgende Bischof Bruno ließ die Krypta und den Chor bauen und weihte die Kirche im Beisein Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde; der Chor wurde mehrmals erneuert; an dem jetzigen, von 1042, wurde erst von dem Bischof Thilo von Trotha (1468 — 1514) das jetzige Schiff erbaut; Wölbung, Fenster und Gewölbe der Vorhalle rühren von seinen Nachfolgern bis Siegmund von Lindenau, den lezten katholischen Bischof von Merseburg (1535 — 44), her, welcher sich des Baumeisters und Bürgermeisters Johann Möstel bediente. Vom Jahre 1665 an datiren die vielen Veränderungen, die besonders im Innern der Kirche allmählig vorgenommen wurden.

Die Abbildungen, welche der Vf. von diesen Bauwerken gibt, stellen die äußere Ansicht von der Südseite (Taf. 4.), die der Westseite (Taf. 3.), die innere Ansicht des Kreuzbaues (Taf. 6.) und Details aus dem Chor und der Krypta (Taf. 5.) dar. Drei andere Tafeln enthalten merkwürdige Sculpturen, unter welchen zunächst das jezt vor dem Chor angebrachte Grabmal des Gegenkönigs Rudolph von Schwaben zu nennen ist, welcher in der Schlacht an der Elster im J. 1080 von Kaiser Heinrich IV. geschlagen wurde und die rechte Hand verlor, und bald darauf zu Merseburg an seinen Wunden starb. Es besteht in einer Bronzeplatte, welche in wenig erhabenem Relief den König in ganzer Figur (etwa $^2/_3$ Lebensgröße) und in fast ganz byzantinischem Ornate darstellt. Sowohl der Styl der Arbeit als die Form der Buchstaben der Umschrift bürgt dafür, daß dieses Denkmal unmittelbar nach dem Tode Rudolphs verfertigt, mithin als eines der ältesten plastischen Kunstwerke von Deutschland zu betrachten ist. Seine ursprüngliche Stelle war eine Nebenhalle der Krypta, und vermuthlich stand die auf Tafel 5. 5. abgebildete Säule als Trägerin des ewigen Lichtes dabei. Die Veranlassung, weßhalb seine Stelle verändert wurde, erzählt Vulpius Megabergia Martisb. pag. 30: „Solch Begräbniß in einem kleinen sonderlichen Gewölblein hat etliche hundert Jahr unverlezt gestanden, bis bei unsrer Voreltern Zeiten Bischoff Michael Sidonius (1548 — 1561) sich eben daherum einen Keller, den Wein darein zu legen, graben und also dasselbe hinweg thun und mitten in Chor legen lassen, damit ja, wie dieser Herzog, als er lebete, durch die Bischöffe umb Land, Leute, Leib und Leben kommen, auch endlich seine Gebeine vor ihnen in der Erden nicht Ruhe hätten.“ Die Krypta dient noch jezt zum Weinkeller.

Auf derselben Tafel 8. findet sich die schlafende Figur des Bischofs Thilo von Trotha, welche an der Außenseite der Kirche über einer ins Querschiff führenden Thüre angebracht ist. Ueber das Denkmal eines Ritters im Hauskleide, angeblich eines von Alvensleben, welches jezt im Gange nach der Capitelstube aufgestellt ist, vermögen wir zwar nach der Abbildung nicht zu urtheilen, doch möchten wir es, dem geschwungenen Faltenwurf zu Folge, nicht in das 13., viel weniger in das 12. Jahrhundert sezen, da die manierirte Behandlung der Gewänder, welche sie wie von einem Windstoße bewegt zeigt, in diesem Style meist erst im 14. Jahrhundert vorkommt.

Dem 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts angehörig ist ohne Zweifel der auf Tafel 1 abgebildete, auf

Digitized by Google

Veranlassung des Vfs. aus der Neumarktskirche in die Vorhalle des Doms versezte Taufstein, an dessen Rundung unter einer mit Rundbögen überwölbten Säulenstellung langgedehnte Prophetenfiguren ausgehauen sind, welchen die Apostel auf den Schultern sitzen; darunter vier nackte menschliche Gestalten mit unförmlichen Thierfiguren wechselnd, welche die vier Flüsse des Paradieses vorstellen. Die Inschriften hat der Vf. auf Tafel 10 mitgetheilt.

Die Gemälde, die sich am Chor und Schiffe der Kirche befinden, namentlich die Brustbilder der Bischöfe, welche zu Anfang des 16. Jahrhunderts Bischof Thilo von Trotha malen ließ, sind leider in späterer Zeit wiederholt übermalt worden und lassen von ihrem ursprünglichen Styl nur wenig mehr erkennen.

Taf. 10 enthält den Grundriß des Doms und seiner Krypta, so wie den der Neumarktskirche und einige Details derselben, das schöne rundbogige Portal dieser im Styl des 12. Jahrhunderts (1198) erbauten Kirche findet sich auf Tafel 7 und ist in Zeichnung und Lithographie ein vorzüglich gelungenes Blatt.

Die Ruinen der Sirtkirche, welche dem 15. Jahrhundert angehört, sind in einer kleinen Radirung, von Kirchner, auf der Titelvignette abgebildet, und auf Tafel 9 finden sich noch einige kleine Sculpturen, welche dem ältern byzantinischen Reste der ihrem Haupttheile nach dem 14. oder 15. Jahrhundert angehörigen Peterskirche entnommen sind.

Nachdem wir von der fleißigen und überaus belehrenden historischen Behandlung des Vfs. in diesem kurzen Auszuge nur einen allgemeinen Ueberblick gegeben haben, bleibt nur zu erwähnen, daß die Lithographien in diesem Hefte den früheren an Schönheit nicht nachstehen, ja sie zum Theil übertreffen. Sie sind von Schlick, Bach, Brand, Chapuy, Tempeltei und Hanfstängl nach Zeichnungen von Werner, Kirschner, Geyser, Budras, Thieme und Dethier. Lezterer hat Tafel 8 in Kupfer gestochen. Die schöne typographische Ausstattung des Werkes gereicht ihm noch zu besonderem Ruhme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom Juli.

Kupfer- und lithographische Werke.

Thénot, Cours d'études de fleurs et de fruits. Liv. 1—5. 4to. Jede Lieferung 1 Fr. 50 Ct. Das Werk wird 60 Platten enthalten und in 15 Lieferungen erscheinen.

Pasc. Coste, Architecture arabe, ou monumens de Kaire, mesurés et dessinés de 1818—1826. Livraison 1—5. 15 Bog.

Denkmale der Baukunst des Mittelalters in der Königlich Preußischen Provinz Sachsen, von Dr. C. Puttrich; unter Mitwirkung des Malers, Herrn G. W. Geyser. Drittes und viertes Heft, enthaltend die Kirchen des Klosters Memleben und die von Schraplau und Treben.

Leipzig. Deutsches Nationalarchiv für Malerei; eine Sammlung der ausgezeichnetsten Gemälde aller neuern deutschen Malerschulen in lithographirten Copien. Alle zwei bis drei Monate Eine Lieferung.

Berlin. Classische Verzierungen, als Vorlegeblätter für den fortschreitenden Unterricht der Architekten und aller Gewerbtreibenden. Von J. M. Mauch, Professor. Heft I. u. II. 1827. Bei G. Gropius.

Literatur.

Paris. Hr. Prosper Merimer, Verfasser der Clara Gazul, der Chronik Carls IX. und vieler schöner Novellen, ist vor einiger Zeit zum Nachfolger des Hrn. Vitet ernannt worden, und hat in seiner neuen Eigenschaft als General-Inspector der historischen Denkmäler von Frankreich eine Reihe von Berichten an den Minister des Innern erstattet, welche nun unter dem Titel: Notes d'un Voyage dans le midi de la France erschienen sind. Sie enthalten interessante Notizen über die Ruinen aus der Römerzeit, dem Mittelalter und der Renaissance, welche sich von Nevers, Autun, Lyon und Orange bis Marseille, Toulouse und Arles finden.

Joachim Lelewel, Vingt trois pièces des monetaires merovingiens et une du roi Visigoth Swintille. 8¾ Bogen. Lille. Nur zu 50 Expl. abgezogen.

Th. Burette, Musée historique de Versailles, avec un texte explicatif. 1ère Liv. 4½ Bogen und 5 Kupfer. Jede Lieferung 75 Cts. Alle Freitag erscheint eine Lieferung, deren das Werk 200 enthalten wird.

Mionnet, Description des médailles antiques. Suppl. Tom. 9 mit dem Generalregister. 8. 57⅛ Bog. 9 Kupfer. 10 Fr.

Clermont-Perrand. Catalogue des médailles impériales romaines de la collection de J. B. Bouillet. 8½ B.

Guide de l'étranger, description du Musée Versailles. 12. 2½ B. 8 Kpfr. u. 1 Plan. 1 Fr.

Le Musée de Versailles, ses principaux tableaux et statues; par Réveil.

Vues du parc et du château de Versailles par L. C. Huillier.

Versailles pittoresque et anecdotique, par. H. Hostein. 18. 5 Bog. u. 74 Kpfr. 6 Fr.

Notice des peintures et des sculptures de Versailles. 12. 22½ B. 5 Kpfr.

Orleans. Explications des ouvrages de peinture des artistes vivans exposés au musée de la ville d'Orléans. 12. 50 Cents.

London. W. Bardwell, Temples, ancient and modern, or notes on church architecture. Gr. 8. mit 15 Kpfrn. und 45 Holzschnitten. 21 Sch.

Jos. Gwilt, Elements of architectural criticism. 8. Mit Kpfr. 8 Sch.

St. Petersburg u. Paris. Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont en cours en Russie depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. 266 S. 8. nebst einem Bande von 58 Tafeln mit Abbildungen von fast 400 Münzen, so wie vielen Tabellen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 78.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 28. September 1837.

Ueber den Tempel der Athene auf Aegina.

In Nr. 41 u. 44 des Kunstblatts 1836 ist im Auszuge ein Aufsatz aus der Ἐφημερὶς Ἀρχαιολογική über den sogenannten Tempel des Zeus Panhellenios auf Aegina mitgetheilt worden, der allerdings, wie dort nur vermuthungsweise angenommen wird, Hrn. A. Mustoxydes zum Verfasser hat, und zum ersten Male bereits in der im J. 1831 auf Aegina herausgegebenen Zeitschrift Αἰγινήτης, Nr. 5, S. 158 — 166, abgedruckt steht. Zu Ende dieses wohlgeschriebenen Aufsatzes äußert der gelehrte Vf. Zweifel über die Aechtheit der vielbesprochenen Inschrift ΑΘΕΝΑΙΑΠΟΛΛΩΝΙΑΠΑΝΕΛΛΗΝΙΑ, und fügt die Klage hinzu, daß es ihm nicht gelungen sey, dieselbe aufzufinden und mit eigenen Augen zu untersuchen.

Dieselbe Klage hat der Unterzeichnete fünf Jahre lang, bei wenigstens eben so vielen Besuchen der Tempelruine, zu führen gehabt. Erst bei meiner lezten Anwesenheit auf Aegina, in Gesellschaft des Hrn. Prof. Gerhard, gelang es mir, den Stein aufzufinden; und weder mein Reisegefährte noch ich konnten auch nur einen Augenblick darüber zweifelhaft bleiben, daß die Inschrift eine Fälschung, und obendrein eine lächerliche, ungeschickte Fälschung sey. Der Urheber dieses Betruges — wer er auch sey — scheint sich weder auf Kunstarchäologie und Tempelarchitektur, noch auf Paläographie und Inschriften sonderlich verstanden zu haben, aus folgenden Gründen:

1) Er hat den Stein, auf welchen er sein Machwerk eingrub, auf's Unglücklichste gewählt. Es ist dies ein Bruchstück eines Gesimsstückes (ἐπιστυλίου) der Cella (nicht der Ante, wie K. O. Müller in der A. L. Z. 1835, Nr. 99 nach Lenormant angibt; obgleich auch schon dies, wie Müller bemerkt, ein wunderlicher Ort dafür gewesen wäre); und die Inschrift steht auf dem breiten Bande (taenia) unter der Hohlkehle. Da das Stück zerbrochen ist, so hat der Mann seine Inschrift so ausgespart, daß er gerade bis an den Bruch damit ausreichte.

2) Was das Paläographische betrifft, so ist der von Mustoxydes vorgebrachte Einwand, daß die Inschrift im dorischen Dialekte hätte abgefaßt seyn müssen, freilich nicht haltbar, da die meisten der auf Aegina sich findenden Steinschriften, wie auch die in der Münchener Glyptothek aufbewahrte (C. I. G. II, 2138. b.), attischen Dialekt zeigen; allein es bedarf, wenn der von der ungeschickt gewählten Oertlichkeit hergenommene Beweis für die Falschheit der Inschrift noch irgend einem Zweifel Raum lassen könnte, nur einen Blick auf die Schriftzüge und die Art ihrer Eingrabung, um sich völlig davon zu überzeugen. Die Buchstaben haben die elegant-moderne Form des Hadrianischen Zeitalters, oder der Initialen in unserer Druckschrift;* indem aber der Urheber dieselben mit ängstlicher Sorgfalt auf dem Steine nachbildete, vergaß er ihnen die gehörige Breite und Tiefe im Verhältniß zu ihrer Höhe zu geben, so daß sie nur in den einen Messerrücken dicken Stuck, mit welchem das Gesims überzogen ist, eingekrazt sind und in den eigentlichen Stein gar nicht eindringen. Nun ist zu bemerken, daß, wenigstens nach meiner bisherigen Erfahrung, Inschriften in dem porösen Tuffstein (πῶρος) in Griechenland außerordentlich selten sind, und nur — ich entsinne mich gegenwärtig keiner Ausnahme — aus der ältesten Zeit, vor der Einführung des jonischen Alphabets, sich finden;** und daß diese dann, eben der

* Namentlich hat das Ω eine so moderne, von der Druckschrift entlehnte Gestalt, wie kaum je auf ächten Inschriften.

** So in den Ruinen des Tempels selbst ein unedirtes Bruchstück auf Poros:

in fingerlangen Buchstaben. — In Attika war der Gebrauch dieser Steinart, vor der Eröffnung der einheimischen Marmorbrüche, überhaupt häufiger. Jener Periode gehört ohne Zweifel der Silen aus Porosstein

Mehrere Bücherkäufer bei Theuerung dessen wohlfeil. Mehrere alte Bücherkäufer in der Stadt, die in

mittelalterlicher Zimmerarbeit. Das ehemalige Schuhmachergildehaus war vor 30 Jahren noch das bedeutendste Zimmerbauwerk in Deutschland; seine Erker und Kaufhallen sind zwar leider modernisirt, doch an den obern Etagen noch die zierlich geschnizte Vertäfelung und die geschnizten, figurenreichen Balkenköpfe und Stüzen zu bewundern. Eines der Nachbarhäuser bewohnte Tezel. Es trägt dessen in Holz geschnizte Bildnißfigur mit der Bezeichnung: Johann Tetzel 1519. Das eigenthümliche Vorspringen der Etagen ist an zwei Häusern, dem Rathause gegenüber, bei je 18 Zoll, vorzugsweise auffallend, der Vorsprung aller Etagen von dem Fundamente, wohl fünf Fuß. Nicht der Holzreichthum dieser Gegend allein hat diese Bauweise zu so bedeutender Ausbildung gebracht, das Helle, Trockene und Wohnliche derselben, wird heute noch als Vorzug geschäzt.

Der Typus der byzantinischen Kirchen in hiesiger Gegend ist dem der obersächsischen analog. Die 1005 vollendete Liebfrauenkirche gilt hier als die älteste; sie hat vier Thürme und drei Absiden, das Mittelschiff ruhet auf Pfeilern mit Kämpfergesimsen und ist rundbogig überwölbt. An den Scheidewänden des Chores sind kunstreich gearbeitete Stuckreliefs: Christus, Maria und die zwölf Boten in fast lebensgroßen Figuren; in der Canonicats-Capelle Fresken aus dem zwölften Jahrhundert. Im Rundbogenstyl sind auch die ziemlich roh aufgeführten Thürme der Pauls- und Moriz-Kirchen. Gothische Kirchen, wie die Francisci und Martini würden jeder Stadt zur Zierde gereichen, aber in Zierlichkeit und Vollendung des Spizbogenstyls überstrahlt der Dom alle Kirchen im nördlichen Deutschland und steht hierin überhaupt dem Cölner Dome näher als irgend ein anderer. Büsching in seinen Reisen und Kugler im „Museum" rühmen gleichfalls die hohe Vortrefflichkeit desselben; dennoch fehlte es bis jezt an nur einigermaßen angemessenen Abbildungen und ausführlichen Beschreibungen, und wir sind daher dem Hrn. Dr. Lucanus für die Herausgabe seines schönen, des erhabenen Gegenstandes völlig würdigen Werkes höchst verpflichtet.

Der Vf. hat sein Werk wissenschaftlich, den Text als Hauptsache behandelt und sieben Kunstblätter zu deutlicherer Versinnlichung beigegeben. Der Text beginnt mit einem einleitenden Vorworte. Als Quellen für das Geschichtliche sind u. a. genannt: das Chronicon vetust. Halberst., Winnigstedt's Halberstadter Chronik, dann Haber's Nachrichten über die Domkirche zu Halberstadt. Das Meiste und Wichtigste ist aus Urkunden und Ablaßbriefen geschöpft, welche theils im Provinzialarchiv zu Magdeburg, theils abschriftlich in der Bibliothek des Hrn. Oberlandesgerichtsraths Hecht zu Halberstadt bewahrt werden. Die Daten des Baues der verschiedenen einzelnen Theile sind in ununterbrochener Folge, und wo nicht sicher, doch mit der allerhöchsten Wahrscheinlichkeit ermittelt und angegeben und das Werk aus diesem Grunde gleich wichtig als lehrreich. Bei der Beschreibung verfolgt Lucanus zuerst das Aeußere des Domes, nach der Bauzeit, von Westen nach Osten ꝛc., und führt uns dann durch das westliche Portal in das Innere, zulezt zu den Kunstschäzen. Der Vortrag ist bündig, klar und auch für Nichtbaukundige verständlich und belehrend. Als Hauptzierde des Werkes ist die nordöstliche Ansicht, Stahlstich von Ernst Rauch nach Hasenpflugs Gemälde, anzusehen; dieses Blatt, wie es sich von den geschickten Künstlern wohl erwarten ließ, wirklich von außergewöhnlichem Kunstwerthe. Der Grundriß nach Franke's, das Querprofil nach Pieper's Aufnahme, der Aufriß der Thürme nach Lucanus' Ausführung, die perspectivischen Ansichten des Innern, des Bischofsstuhls und des großen Fensters nach Hasenpflug, sind von Ruprecht, die Nachbildung des Altarbildes von Raphon ist von Schäfer sehr treu und schön auf Stein gravirt und dem Behufe völlig entsprechend. Auf den Platten II und IV sind noch Details der Pfeiler, der Strebebogen und der Gesimse angegeben. Höchst sinnig ist auch die Anordnung des Umschlags; die Verzierung des ersten Blattes dem Bischofsstuhle und den Chorstühlen entnommen; der Rand des zweiten Blattes eine verkleinerte Darstellung des herrlichen, um beide Thürme herumlaufenden Gesimses; eine malerische Ansicht des prachtvollen südlichen Kreuzgiebels ziert die Mitte desselben.

Wir wollen nun die Beschreibung und die geschichtlichen Angaben zugleich betrachten.

804 bestimmte Karl der Große die Verlegung des für Ostsachsen gestifteten Bisthums von Seligenstadt nach Halberstadt, und 814 legte Bischof Hildegrin den Grund zur Domkirche. Durch verschiedene Unglücksfälle hat der Dom in den Jahren 859 — 965 — 991 — 1060 und 1113 viel gelitten, und ist 1179 von Heinrich dem Löwen völlig zerstört worden. Der Neubau begann unter Bischof Theodorich 1181, die Einweihung geschah 1220. Als Reste dieses Baues und als die ältesten Theile des Domes bezeichnet Lucanus mit Recht den Unterbau der Thürme, das Portal und das Glockenhaus (Taf. IV.). Wir haben hier den ersten Schritt vom Rundbogen zum Spizbogen, die allererste Entwickelung des leztern vor uns. In den Hauptconstructionen ist durchgehends ein breiter Spizbogen, die Gliederungen und Ornamente aber sind aus Kreisbogen und Winkel, aus Hohlkehle, Wulst und Kreuzzähnchen — rosen- und hufeisenartig gebrochen — gebildet. Eine verkleinerte Darstellung des um beide Thürme herumlaufenden schönen Gesimses bildet die Randeinfassung des lezten Blattes.

Lucanus Annahme: daß die neben dem Portale vorspringenden Säulengruppen Reste eines steinernen Vor-

Digitized by Google

baues, eines sogenannten Paradieses seyen, wird von Einigen in Zweifel gezogen. Dennoch haben die von Lucanus dafür angeführten Gründe sehr viel Wahrscheinliches. Augenscheinlich haben die über den Säulengruppen vorspringenden Bogenschenkel den Gewölbekappen als Sohlen gedient; auch ist das Mauerwerk hier überall rauh. Außen und im Innern der Vorhalle sind Mauerblenden mit kleinen freistehenden Säulen, auf deren Capitelle, als für die Entwickelungsgeschichte der deutschen Baukunst sehr wichtig, Lucanus besonders aufmerksam macht. Die Säulchen, bereits weit schlanker als die aus dem 10ten und 11ten Jahrhundert, haben nicht mehr das Würfelcapitell mit abgestumpften untern Ecken, sondern deren Grundform ist einer Glocke oder antiken Vase ähnlich, deren oberer auch wohl aus einem halben Würfel, deren unterer Theil aus einem Vasenabschnitte gebildet und mit stark unterschnittenem Blattwerk oder Rankengeflechte zierlich bekleidet ist. Detaillirte Nachbildungen einiger Capitelle und der Kragsteine an den Treppenaufgängen würden noch sehr erwünscht seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstliteratur.

Lettera di Raffaello d'Urbino a Papa Leone X. Di nuovo posta in luce dal Cav. Pietro Ercole Visconti. Roma, 1836. 46 S. gr. 8.

Ein neuer, mit einigen Anmerkungen versehener Abdruck des bekannten Briefes über die Alterthümer Roms und deren Wiederherstellung, welcher zuerst in der Sammlung der Werke des Grafen Baldassar Castiglione, des berühmten Freundes Raffaels von Urbino, 1733 gedruckt, später aber (1799) durch den Ab. Francesconi zu Florenz, dem Raffael selbst vindicirt ward. Nachrichten Gleichzeitiger, u. A. Marc Anton Michiels, über des Malers Bemühungen um die römischen Antiquitäten, unterstützen die von Francesconi angeführten Gründe, und so dürfte wohl die auch von den Herausgebern der „Beschreibung der Stadt Rom" (I, 266, wo eine Uebersetzung mitgetheilt wird) angenommene Meinung: daß Raffael diesen Brief mit Castiglione's Hülfe geschrieben, die richtige seyn. — Der in der gegenwärtigen Ausgabe gegebene Text ist jener der früheren; auch in Visconti's Anmerkungen ist nichts Neues enthalten. Doch ist dieser Einzeldruck nicht unerwünscht.

Rt.

Nachrichten vom Juli.

Literatur.

Leipzig. Rudolph Weigels Kunstkatalog. Fünfte Abtheilung. Enthält das Verzeichniß einer großen Anzahl von zum Theil seltenen Schwarzkunstblättern, und ist deßhalb für die Geschichte dieser Kunst von Wichtigkeit. Graf Léon Laborde ist mit einer Schrift über dieselbe beschäftigt.

Bericht vom Jahre 1835, ebend. vom Jahre 1836 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgeg. von E. A. Espe. Brockhaus.

Ljunburg. Der dänische Bildhauer Bertel Thorwaldsen. Nebst einem Verzeichnisse seiner bis jetzt ausgeführten Kunstarbeiten. Von J. M. Thiele. Mit des Verfassers Genehmigung aus dem Dänischen übersetzt von G. F. v. Jenssen. Perthes-Besser u. Mauke. 8.

Ueber Thorwaldsen und sein Museum, mit Bezug auf die erlassene Einladung von R. Hoven. Mit 2c. übersetzt von G. F. v. Jenssen. Ebend.

Berlin. Italienische Schilderungen für Freunde der Natur und Kunst. Von Christian Kapp. Reimer. 8.

Handbuch der Geschichte der Malerei, von Dr. Franz Kugler. 2r Theil, die Malerei in Deutschland, den Niederlanden, Spanien, Frankreich und England enthaltend. Duncker. 8. Hiemit ist dieß verdienstliche Werk geschlossen.

Stuttgart. Niclaus Manuel. Leben und Werke eines Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im 16ten Jahrhundert. Mitgetheilt von Dr. E. Grüneisen. Mit einer Steinzeichnung. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[495] So eben erschien und ist durch alle Buch und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

XXVII UMRISSE
zu
HEBEL'S
ALLEMANNISCHEN GEDICHTEN
von
JULIUS NISLE.

Mit einer erklärenden Einleitung von A. L.

STUTTGART: LITERATUR-COMPTOIR.

Preis: 3 Rthlr. oder 4 fl. 48 kr. rhein.

Hebels liebliche Idyllen, obgleich in einem Idiom, wie es sich nur in einem kleinen Winkel unseres Vaterlandes findet, sind dennoch in allen Ländern deutscher Zunge heimisch; ihre anspruchlose Einfachheit, ihre ungeschmückte Natürlichkeit, welche bei allen empfänglichen Gemüthern einen so heitern Eindruck ausüben, finden wir in diesen Umrissen wieder. — Sie eignen sich desshalb ganz besonders zu **Geschenken für Damen,** so wie sie gleich sehr allen Kunstkennern und Kunstliebhabern, und allen Freunden der Poesie eine willkommene Gabe seyn werden.

Digitized by Google

№. 79.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 3. Oktober 1837.

Ausgrabungen auf der Akropolis. — Das Erechtheion.

Nach Aufräumung des Innern der Propyläen ist man in den Arbeiten auf der Akropolis zum Erechtheion übergegangen, und ist in der Aufräumung des Innern dieses Tempels, der Abtragung und Wegschaffung des Schuttes längs seiner Außenseiten und der Wiederaufrichtung seiner Trümmer bereits ziemlich weit vorgeschritten. Wir stellen die bisherigen Hauptresultate dieser Ausgrabung hier in der Kürze zusammen:

1) An der Karyatidenhalle ist die bisher am Boden gelegene Karyatide (die zweite in der Fronte, von der Südostecke an), zu der sich auch der Kopf, jedoch ohne das Capitell, bereits seit einigen Jahren gefunden hatte, wieder aufgerichtet worden. Restaurirt: ein Theil des Nackens und der Haarflechten, so wie die Plinthe, auf welcher die Figur steht.

Bekanntlich fehlte schon zur Zeit der Anwesenheit Stuarts in Athen eine der Karyatiden, die man später in einer in Rom befindlichen und im Vatican aufgestellten Figur zu erkennen geglaubt hat. Allein diese sechste Karyatide, von der Ostseite der Halle,* hat sich bei der gegenwärtigen Ausgrabung gefunden, und die vaticanische kann folglich, wie eine umsichtigere Untersuchung ohnedies bereits ermittelt hatte, dem Erechtheion nicht angehören. Es fehlt mithin nur noch die von Lord Elgin nach England entführte Figur. Leider aber ist die zulezt wiederaufgefundene in so viele Trümmer zerbrochen, daß sie nicht füglich restaurirt, wenigstens nicht wieder an ihren Platz gestellt werden kann, weil sie nicht stark genug seyn würde, die schwere Decke zu tragen. Der Kopf und das Capitell haben sich noch nicht gefunden; der Oberleib ist in einem ziemlich wohlerhaltenen Bruchstücke vorhanden; der untere Theil der Figur aber ist gänzlich zerschmettert, und muß aus acht bis zehn größeren und kleineren Fragmenten zusammengesezt werden. Wahrscheinlich rührt diese Zerstörung von dem Bombardement durch die Venetianer her, indem die Karyatide von einer Bombe getroffen und umgestürzt wurde; um so wahrscheinlicher, als auch die Sockelquader, auf welcher sie gestanden, unter den Trümmern im Innern der Halle liegt. Zweifelhafter ist es, ob auch der Kopf sich noch finden wird, da er, nach den Spuren am Halse zu schließen, vielmehr abgemeißelt als abgebrochen zu seyn scheint. Vielleicht haben ihn die Venetianer, nach dem Umsturz der Karyatide, bei ihrem Abzuge abgeschnitten und mitgenommen.

2) Auch längs der Südseite des Tempels ist der Schutt bereits abgeräumt und die Cellamauer, aus den vorhandenen Bruchstücken, bis zur Hälfte ihrer Höhe wieder aufgerichtet worden. Namentlich haben die großen Quadern des Sockels sich vollständig vorgefunden.

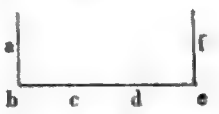
Längs dieser Seite sind, außer der bereits erwähnten Karyatide, noch einige andere Sculpturen ausgegraben worden, unter welchen die bedeutendsten sind:

Der Torso eines Pferdes, aus Pentelischem Marmor, von vorzüglicher Arbeit, indeß von kaum natürlicher Größe, so daß es den Giebelfeldern des Parthenon nicht angehören zu können scheint. Hals, Brust und Beine fehlen. Ein vor der Hinter- oder Westfronte des Erechtheion gefundener Pferdekopf gehört vielleicht zu derselben Figur.

Ein Bruchstück von einer Friesplatte von der Nordseite des Parthenon: die obere Hälfte der Figur eines Wagenlenkers (einer Wagenlenkerin?), neben welcher der Kopf eines Pferdes von dem folgenden Gespann sichtbar wird.

---

* Zur Uebersicht des Zustandes der Halle kann folgendes Schema dienen:



Die Figuren a, b, c sind am Platze; c in England; d neuerdings aufgerichtet; f neuerdings in Bruchstücken gefunden.

Digitized by Google

Ein kleines sehr flaches Relief, alterthümlichen Styls, und wohl conservirt: Athene, sitzend, den Helm in der Hand haltend.

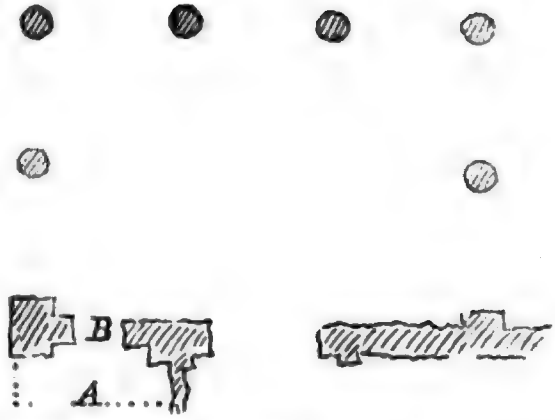
Unter den in der Nähe gefundenen Inschriften bringt uns die nachstehende auf einer viereckigen Basis aus Pentelischem Marmor, wieder eine Vermehrung des ohnehin schon unbegreiflich dichten Statuenwaldes auf der Akropolis; und zwar stand die Statue, auf welche sie sich bezieht, wahrscheinlich in einer der Hallen oder doch innerhalb des Peribolos des Erechtheion:

ΓΑ · ΙΟΥΛΙΟΝΣΠΑΡΤΙΑ
ΤΙΚΟΝΑΡΧΙΕΡΕΑΘΕ
. . ΣΕΒΑΣΤΩΝΚΑΙ
. . ΝΟΥΣΣΕ . . ΣΤΩΝ
ΕΚΤΟΥΚΟΙΝΟΥΤΗ .
ΑΧΑΙΑΣΔΙΑΒΙΟΥΠΡΩ
ΤΟΝΤΩΝΑΠΑΙΩΝΟΣ
ΟΙΕΡΕΥΣΠΟΣΕΙΔΩΝΟΣ
ΕΡΕΧΘΕΟΣΓΑΙΗΟΧΟΥ
ΤΙ · ΚΛΑΥΔΙΟΣΘΕΟΓ . Α . . . .
ΠΑΙΑΝΙΕΥΣΤΟΝΕΑΥΤΟΥ
ΦΙΛΟΝ *

Γά. Ἰούλιον Σπαρτιατικὸν ἀρχιερέα Θεῶν Σεβαστῶν κ[αὶ γέ]νους Σε[βα]στῶν ἐκ τοῦ κοινοῦ τῆ[ς] Ἀχαΐας διὰ βίου πρῶτον τῶν ἀπ' αἰῶνος ὁ ἱερεὺς Ποσειδῶνος Ἐρεχθέως (sic) Γαιήοχου Τι. Κλαύδιος Θεόφρ]αστος? Παιανιεὺς τὸν ἑαυτοῦ φίλον.

3) Längs der Ostfaçade sind die Stufen aufgedeckt worden, welche auf der Nordostecke, da das Terrain hier gleich um einige Meter fällt, verkröpft sind. Längs der Nordseite aber ist die Ausgrabung noch nicht auf den alten Boden hinuntergeführt.

4) Auch an der Westseite ist der eigentliche Sockel der Cellamauer und der alte Boden noch nicht bloßgelegt.



Doch ist hier durch den Abbruch eines türkischen, an dem Vorsprung der nördlichen Halle in dem Winkel bei A sich anlehnenden Gemäuers, ganz unerwartet bei B eine antike Thüröffnung zum Vorschein gekommen, von der, wenigstens vor völliger Ausräumung der Halle, sich nicht wohl absehen läßt, wodurch ihre Nothwendigkeit bedingt war. Ich möchte vermuthen, daß die Zwischenweiten der Säulen durch Gitter geschlossen waren, die vielleicht nur bei großen Opfern geöffnet wurden, und daß dies Hinterpförtchen mithin als gewöhnlicher Eingang in die Halle diente.

Von der im lezten Kriege heruntergestürzten Wand mit den Halbsäulen war nur eine Säule ganz, eine andere zur Hälfte stehen geblieben. Bereits ist eine der gefallenen Säulen wieder aufgerichtet, und mit der stehen gebliebenen durch den Architrav verbunden; und man hofft auf diese Weise wenigstens einen bedeutenden Theil der Wand wiederherstellen zu können.

5) Mit der Aufräumung des Innern dieses geheimnißvollen Tempels ist erst ein Anfang gemacht, und es bleibt hier noch eine Menge von Blöcken wegzuschaffen, ehe man das Ganze seiner innern Eintheilung klar wird übersehen können. Das alte Paviment ist auch in dem höher gelegenen Theile des Tempels, bis an den Stylobaten der östlichen Vorhalle, vollständig herausgerissen, weil die Christen auch dies Gebäude, wie sich aus der Ausgrabung ergeben hat, in eine Kirche verwandelt hatten, zu welchem Ende sie es nöthig fanden, den ganzen innern Boden zu nivelliren. Hierüber in einem folgenden Berichte ein Weiteres.

Athen, im Juni 1837.

* C. Julius Spartiaticus ist vermuthlich ein Nachkomme des bekannten C. Julius Eurykles, deren in den Lakonischen Inschriften so viele vorkommen. Der Priester des Poseidon Erechtheus aber, Tib. Claudius Theophrastos, aus Päonia, gehört zu den Lykomeden, über welche Böckh ad C. I. G. I. 385 zu vergleichen ist.

Digitized by Google

Altdeutsche Baukunst.

III. Der Dom zu Halberstadt, seine Geschichte, Architektur, Alterthümer und Kunstschätze durch Text, einen Stahlstich und sechs radirte Blätter versinnlicht von Dr. F. Lucanus. Groß Folio. Mit deutschem und französischem Text. Halberstadt, bei F. Lucanus, Berlin, bei G. Gropius.

(Fortsetzung.)

Die ersten drei Strebepfeiler, Bogen und Fenster an der Nordseite, den Thürmen zunächst, hat der Domprobst Johannes Semeca 1255 zu bauen angefangen, wie überhaupt der Plan für den Bau des ganzen Langhauses von ihm entworfen ist. Die ersten Strebepfeiler sind sehr einfach und stark, und nur je durch ein Bilderhaus mit einer lebensgroßen Figur geziert. Die überragenden Bogen sind leicht, die Fenster verhältnißmäßig groß, die Stäbe schlank und zierlich, die Rosen der Fenster, wie bei dem Dome zu Cöln, aus Kreisbogen in großer Einfachheit von sehr schönem Verhältniß zusammengesetzt. In der Hauptsache ist Semeca's Plan auch ferner verfolgt. Die nächsten Strebepfeiler und Bogen zeigen aber durch Auswärtsstreben und seltene Zierlichkeit eine weit vorgerücktere Entwickelung des Spitzbogenstyls und gehören in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts. Jeder Pfeiler (S. Taf. III.) ist mit fünf Spitzen, Blenden, Consolen und Bilderdächern, wie mit Rosen und Blattwerk höchst geschmackvoll und elegant verziert. In den Fenstern mannichfach verschlungenes Bogenwerk.

Der nördliche Kreuzgiebel tritt bedeutend und imposant hervor. Ueber die Bauzeit dessen Portals sind verschiedene Ansichten. Lucanus läßt dasselbe gleich auf das westliche Portal folgen, Kugler (S. Museum 1837 Nr. 14) schreibt das nördliche, dessen Abweichung von seinen Umgebungen beide, dem Semeca zu, und die Differenz dreht sich nur um fünfzehn Jahre. Die Winkel der Bogenschenkel des westlichen und nördlichen Portals sind von verhältnißmäßig gleicher Höhe und Breite, in beiden spielen Wulst und Hohlkehle, unverwerfliche Zeugen des Uebergangsstyles, eine Hauptrolle.

Der hohe Chor, dessen Haupt- und Nebenschiffe mit denen der Kirche von gleicher Höhe und Breite sind, ist urkundlich im 14. Jahrhundert erbaut. Die Strebepfeiler desselben sind wiederum einfacher und nur mit drei Spitzen, Blenden u. s. w.

Der südliche Kreuzgiebel mit dem gewaltigen Fenster und seinen reich verzierten Eckpfeilern (S. den Umschlag) gewährt einen prachtvoll-großartigen Anblick und ist ganz besonders der Nachbildung werth.

Den Schluß des Ganzen bildet die nach 1400 in den östlichsten Bogen angebaute Bischofscapelle. Die einzelnen Theile könnten der Beschreibung zufolge für auffallend verschiedenartig angesehen werden; dennoch gewährt das Ganze in schöner Verbindung einen völlig harmonischen Gesammteindruck.

Der Vf. führt seine Leser in das Innere der Kirche durch das westliche Portal ein. Der Eindruck ist großartig und imposant, da man durch die fast 50 Fuß aufsteigenden Pfeiler die Perspective der drei Schiffe und den Anblick der herrlichen Glasmalereien in den Fenstern des Chores und der Bischofscapelle hat. Die Tafeln III und V geben ein recht anschauliches Bild des Innern. Das Gothische, gewaltig aufstrebend und zierlich, ist hier in größter Vollkommenheit. Die Schiffe der Kirche und des Chores sind überall von gleicher Höhe und Breite, die Seitenschiffe ungewöhnlich schmal und niedrig. Die Construction derselben ist in dem Werke mit vieler Einsicht beleuchtet. Eine Hauptzierde der Kirche ist der Bischofsstuhl (Taf. VI.), mit Geist und Phantasie, reich und zierlich zusammengesetzt. Die Giebelfelder über den drei vordern und zwei Seitenbogen sind wunderschön; jede Spitze, jede Blende, jedes Säulchen, jede Console ist verschiedenartig, die Details derselben würden ein ganzes Buch auf das Interessanteste füllen. Der Bischofsstuhl ist um 1500 vollendet, die Figuren an denselben 1509 und 1510 bezeichnet.

An der Südseite über dem Kreuzgange zwischen dem Thurme und dem Kreuze ist der herrliche Capitelsaal, wie ein zweites Seitenschiff, angebaut. Als derselbe vor wenig Wochen zur Aufstellung der werthvollsten Alterthümer und Gemälde eingerichtet werden sollte, entdeckte der Hr. Ober-Domprediger Dr. Augustin bei dem Aufräumen alten Holzwerks und Schuttes, zum Theil an der Wand, zum Theil an den Schlußsteinen, die Wappen des Cardinals Albrecht, des Domprobstes Balthasar von Neustadt und der Domherren, welche um 1513 zum Capitel gehörten. Höchst wahrscheinlich ist also der Saal um diese Zeit erbaut.

An dem Grabmale des Markgrafen Friedrich, bezeichnet Johannes Pincerna 1538, welches schon im neuitalienischen Style construirt ist, bemerkt man noch altdeutsche Unholdgestalten und phantastische Gebilde. Die Beschreibung der Alterthümer und Kunstwerke ist für die Kunstgeschichte von großem Werth. Wir lernen dadurch (S. Taf. VII) unter andern noch einen deutschen Meister ersten Ranges kennen. Johann Raphon, der Dechant in Einbeck und ein Zeitgenosse und ehrenwerther Geistesverwandter Dürer's war, soll nach Lucanus Untersuchungen auch in Halberstadt eine Zeit lang gelebt und hier Schüler gebildet haben. Das Altarbild von Raphons Hand, mit dessen Namen und 1508 bezeichnet, ist für

Digitized by Google

jene Zeit von großem Kunstwerth und glänzt, nachdem es von Lucanus mit Sorgfalt und großer Geschicklichkeit gereinigt ist, völlig erhalten in seltener Kraft und Farbenfrische. Der Dom enthält viel Gemälde und einen Schatz von Alterthümern und Kunstwerken jeder Gattung, in Gold, Silber und Elfenbein, deren vorzüglichste in dem Werke beschrieben sind.

Dem mit Fleiß und kritischer Sachkenntniß geschriebenen Werke kann es an guter Aufnahme nicht fehlen, und wir hoffen vom Vf. bald mit einer ähnlichen Beschreibung der hiesigen Liebfrauenkirche erfreut zu werden.

Dr. Fr. N.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigungen einiger falschen Angaben in den „Brieflichen Mittheilungen des Dr. E. Förster aus Berlin und Dresden" von ihm selbst.

Die in der Stanza Capitolare von S. Peter zu Rom aufbewahrten Fresken sind nicht von A. Mantegna, sondern von Merlozzo da Forli.

Das Altarbild in S. Giovanni Evang. ist nicht von Francesco, sondern von Giacomo Francia.

Die Kirchenväter in der Gallerie des Kardinals Fesch in Rom sind nicht von Tizian, sondern von Moretto.

Nachrichten vom August.

Museen und Sammlungen.

St. Petersburg, 29. Juli. Die Commission, welche die Nachsuchung nach Alterthümern im Gouvernement Kiew leitet, hat an der St. Wladimir-Universität zu Kiew ein besonderes Museum zur Aufbewahrung derselben eingerichtet, worin alle bereits entdeckten Alterthümer aufgestellt sind.

Frankfurt, 23. August. Der neue Saal im Städel'schen Institut, welcher jezt zur Besichtigung der eben vollendeten Freskogemälde des Director Veit, „die Entwickelung der Künste in Deutschland durchs Christenthum" darstellend, dem Publikum geöffnet ist, soll eine Sammlung von mittelalterlichen Sculpturen (oder deren Abgüssen) bis zum 17. Jahrhundert aus Deutschland und Italien aufnehmen. Hierdurch soll die Entwickelung dieses Zweiges der Kunst, wie in den daranstoßenden Sälen die der Malerei, dem Beschauer kunsthistorisch vorgeführt werden.

Paris, 8. August. Das Verzeichniß der Gallerie des Louvre hat durch die neuen Bauten keine Veränderung erlitten und führt 515 Bilder der französischen, 569 der flamändischen, deutschen und holländischen, 453 der italienischen und spanischen Schulen, und 129 Copien und einzelne Sachen auf.

Die von dem Bildhauer David gearbeiteten Büsten Franz I., Armand Carrels und Jussieu's sind bereits an dem Orte ihrer Bestimmung, im Museum von Rouen, aufgestellt.

Bologna. Die Sammlung des Dr. Johann Ferlini stammt aus den Pyramiden von Meroe. In einer von ihnen fand Dr. Ferlini, freilich nur erst, nachdem er bedeutende Zerstörungen angerichtet, den goldenen Schatz, von welchem die Sagen der Araber erzählten. Durch nächtliche Flucht entging Ferlini der Plünderung. Die Gegenstände zeugen von einer Kunstfertigkeit, welche viele für die Alterthumskunde wichtige Fragen in Anregung bringt. Der Katalog zählt 155 Gegenstände auf, worunter 21 schwerere von Gold, 65 sind nur in Gold gefaßt. Die übrigen entsprechen mehr oder weniger den ägyptischen und nubischen Alterthümern, die man in europäischen Sammlungen gewöhnlich findet.

Rom, 8. Juli. Das neue etrurische Museum im Vatican erhält beständig Vermehrungen, und wird, wenn der Pabst fortfährt, sich in derselben Art für diese Sammlung zu interessiren, bald das erste in seiner Art seyn. Die Sachen werden theils angekauft, theils aus den großen Magazinen des Vaticans hervorgezogen. Die bei Vulci gefundenen Goldsachen sollen nächstens aufgestellt werden.

Der Kardinal Fesch beschäftigt sich eifrig mit Errichtung eines Museums in seiner Vaterstadt Ajaccio auf Corsika, und hat zu diesem Zweck bereits die schönsten Antiken in Gypsabgüssen dahin geschickt. Viele Kisten mit Bildern sind zur Absendung fertig, und noch mehrere Kunstgegenstände sollen diesen folgen.

4. August. Im Vatican ist man erst vor einigen Tagen mit Aufstellung einer Gemäldesammlung fertig geworden, die für die Kunstgeschichte von großem Interesse ist. Man findet darin die Namen der ältesten Meister der italienischen Schule, als: Cimabue, Giotto und deren Zeitgenossen. Die Bilder sind in dem Saal der vaticanischen Bibliothek aufgestellt, der auf das berühmte Zimmer folgt, wo Raffael Mengs sich verewigt hat, und befinden sich in Glasschränken, die auf Verlangen aufgeschlossen werden, wenn man durch die Scheiben nicht Alles deutlich sehen kann. Diese Vorsichtsmaßregel ist bei dem starken Besuch der Bibliothek und der Indiscretion vieler Besucher nicht überflüssig. Viele dieser Bilder waren lange im Besitz der Regierung, und einiger hat Riepenhausen bereits in seiner Geschichte der Malerei gedacht; doch stammen die meisten aus der Sammlung des Grafen Mariotti, und der Pabst hat sie gekauft und der Bibliothek geschenkt.

Kunstausstellungen.

Königsberg, 20. August. Das Verzeichniß der diesjährigen siebenten Kunstausstellung enthielt 440 Nummern, worunter 585 Gemälde lebender und 18 gestorbener Künstler, 20 Zeichnungen und 19 Gegenstände des Kunst- und Gewerbsfleißes. Für das hiesige Stadtmuseum erwarb der Verein 5 Gemälde für 1870 Rthlr.; zur Verloosung wurden angekauft 13 Gemälde, eine Kreidezeichnung, 15 Lithographien und ein Gewerbsgegenstand für 900 Rthlr.; und 52 Gemälde gingen an verschiedene Privatpersonen für 2254 Rthlr. über. Im Ganzen wurden 54 Gemälde für 5024 Rthlr. abgesezt. Die Einnahme von Entreegeld während der Ausstellung war 1334 Rthlr. 25 Sgr., und die Zahl der Mitglieder war am Schlusse derselben bis 950 angewachsen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 80.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 5. Oktober 1837.

Berlin, im Juli 1837.

(Fortsetzung von Nr. 58.)

Hier kann ich die Erwähnung eines Entwurfs anschließen, dessen ich mich von der Ausstellung her erinnere. „Die Capelle in der Domkirche zu Posen, welche dem Andenken der beiden ersten Könige von Polen, Boleslaw und Mieziolaw, geweiht werden soll.“ Die Decoration dieser Rotunde unter flacher Kuppel mit rundbogigen Nischen, in deren einer das Monument stehen wird, hat Gustav Ries auf das Vortheilhafteste farbig und mosaikartig ausgebildet in einer dem maurischen Styl verwandten zierlichen Pracht. Daß diese Stiftung von einem Verein edler Männer ausgeht, und die Statuen jenes Piastischen Fürstenpaars von Rauch dargestellt werden — der ältere, der das Christenthum brachte, mit dem Kreuz, der Sohn, der ein gewaltiger Held war, mit dem Schwert, beide in königlichem Waffenschmuck, zu einer bedeutenden Gruppe vereint, — habe ich schon früher berichtet. Sie sind bereits im Großen angelegt. Unterdessen wird in Nürnberg Rauch's Dürer gegossen, der bei seiner Ankunft dort, laut den Schreiben des Dürer-Comités, des Rathes und des Königs von Bayern, allgemeinen Enthusiasmus erregt hat. Es war auch hier, als, während der Zeit der Ausstellung, das vollendete Modell für einige Tage im Atelier zu sehen war, nur eine Stimme. Es ist dieses Colossalbild (mit der Plinthe 10′ hoch) treu und sinnvoll und würdevoll. In der Physiognomie und den Verhältnissen der Gestalt hat Rauch die bestbeglaubigten Portraits zu Grunde gelegt; darunter das, welches Dürer selbst neben Pirkheimers Figur angebracht, auf dem Gemälde vom Jahr 1506, Maria von Engeln bekränzt, welches sich jezt in Prag befindet, dann wiederum Davids von ihm selbst gemalte Figur auf der in Wien befindlichen Dreifaltigkeit, wo er zu unterst in der Landschaft, bekleidet mit einem Pelzmantel, steht und eine Tafel hält mit der Inschrift: Albertus Durer Noricus faciebat anno a virginis partu 1511. Dies ausgeführte, den Mann im vierzigsten Jahr darstellende Bild, so wie das stattliche Gewand, in dem er sich zeigt, war besonders brauchbar. Der Kopf ist an sich plastisch. Die hohe Stirn, die ausgebildeten Augenknochen, gebogene Nase machen mit den langen Locken des Haupthaars, die auf die Schultern fließen, eine Physiognomie von bedeutendem Charakter und Ernst. Sie ist an der Statue in einer Vollendung gebildet, welche einen dauernden und ruhmvollen Eindruck bestimmtester Persönlichkeit hinterläßt. Die hohe Gestalt erhält Fülle und Schluß durch den Mantel. Die Aermel desselben, lang und weit — denn wenn sie angezogen wurden, pflegten sie mehrmals um den Arm eingeschoben zu werden — hängen an beiden Seiten hernieder, unten eingefaßt mit einem Besatz von Bändern. Oben ist der Pelzbesatz des Mantels herausgeschlagen; Hals und Brust läßt er frei, und man sieht das damastene Untergewand. Von diesem ist auch der feingewirkte Aermel des rechten Armes, der durch die Mantelöffnung unter dem Langärmel herausgestreckt ist. Die so befreite Rechte hält niederwärts Reißfeder und Pinsel auf einem Lorbeerlaube dar. Der linke Arm unter dem Mantel liegt über dem Schenkel an, die Hand legt sich heraus, und der Arm zieht innen den von unten hereingenommenen Mantel kürzer, so daß das linke etwas vorgesezte Bein, vom Knie abwärts, im Tricot und im Schnürschuh sichtbar wird. Durch dieses Anziehen des weiten Gewandes entstehen einfache und mächtige Massen, gleich faßlich und schön in der Seitenansicht wie von vorne. Der Betrachtende, Umherwandelnde hat immer einen großartigen Umriß vor sich, und die Haltung der Gestalt ist so erfüllt und wohlgewogen, daß sie ins Gefühl des Beschauers als ein Inbegriff von Leben, von Gesinnung, von ruhiger Kraft würdig und wohlthätig niedergeht. — Nunmehr ist auch die colossale Büste Dürer's in Marmor für Walhalla von Rauch vollendet. Sie wird gewiß zu den interessantesten und schönsten Bildnissen dieses Pantheons gehören. An den Victorien, die ebendahin kommen, wird fortwährend gearbeitet. Von

Digitized by Google

dieſen vier jungfräulichen Göttinnen, zwei aufgerichteten und zwei ſitzenden, iſt nur die lezte noch nicht im Großen angefangen. Das Modell derſelben verſpricht aber eine ſehr glücklich bezeichnende, geiſtreiche Darſtellung. Dieſe Victorie ſizt auf einem Hügel oder Stein, den rechten Fuß höher als den linken aufgeſezt, beide Arme mit den Kränzen nach links niederhaltend, indem ſie den rechten zwiſchen Schooß und Knie hinübergelegt, den linken parallel nach rückwärts geſtreckt ruhen läßt. Beide Arme ſind alſo hinter den Knien gleichſam am linken Ende des Bogens, den ſie um den Leib her beſchreiben können, und ſo erhält man natürlich den Eindruck, es werde dieſe geflügelte Botin im nächſten Moment auffliegend, die Arme mit den Kränzen, wie Parallelradien, am Angeſicht vorüberſchwingen und ſo in ſchönſter Wendung dahinſchweben. Der Moment, welchen man ſieht, entwickelt daher nicht nur an ſich die jungfräulichen Glieder vortheilhaft in anmuthigen Verhältniſſen, ſondern indem er ſichtlich den Entſchluß des Fluges miteinſchließt, gibt er noch die beſtimmte Vorempfindung der graziös-geſchwungenen Linien, in welchen, von dieſer Haltung aus, der Flug beginnen wird. Und ſo iſt dieſe ſich zwanglos anlaſſende Haltung ganz in der Natur dieſes idealen Weſens gedacht, macht dieſe Natur ſelbſt lebendig. Die andere ſitzende Victorie, die ſchon in Marmor ausgearbeitet iſt, hält die Kränze in den mäßig nach oben gebogenen Armen vor ſich, und gibt ſo den Eindruck nicht ſowohl der Flugfertigen als der Harrenden, die bereit iſt, den herankommenden Preisbewerber zu kränzen. In einem ähnlichen Verhältniſſe befinden ſich die beiden aufgerichteten Victorien. Die Erſtere, mehr ſtehend als ſchreitend, und in den leicht geöffneten Armen die Kränze wiegend, läßt noch verſchiedenen Kämpfern Hoffnung, indem ſie noch nicht von Allen Einen erkoren hat. Die andere dagegen, die neuerdings in Marmor ausgeführt iſt, hat ihre Wahl getroffen und ſchreitet herrlich dem Glücklichen entgegen. Sie hat die Rechte mit dem Kranz nach oben gebogen; über ihren linken Arm legt ſich, herabweichend von der linken Bruſt und zugleich vom Schooße herübergezogen, als von unten aufgenommener Ueberſchlag, ein Theil des Gewandes, der, im Bogen unter dem Nabel eingerollt, unten bis gegen den Knöchel reichend, ſo über Knie und Schenkel nach der linken Seite hinaufgezogen und um den Ellbogen geſchlagen, außen dann eine bewegte, mitgehende Maſſe bildet. Denn das ganze Gewand drückt den entſchloſſenen Gang der Göttin aus; indem der rechte Fuß ſchreitend vor den linken geſezt iſt, und die Bewegung von dem Gewandüberſchlag, wie er ums Knie ſich anzieht, und vom Untergewande, wie es die Knöchel der Füße umſpielt, in ſchönen Linien gezeichnet wird. Auch von der Seite geſehen, macht die ganze Geſtalt ein vortreffliches Profil, ſowohl die linke Seite mit dem zwanglos anliegenden Oberarm, dem Gewandüberhang, der von ihm zurückweht, dem leicht gebogenen Vorderarm mit dem Kranze, und unterwärts das von Knie und Knöchel des vortretenden rechten Fußes gegen den ſich hebenden linken zurückweichende Kleid; als auch rechts der ſchöne aufwärts gebogene Arm und unter ihm die edle Form an der befreiten Seite der ſchlanken Jungfrau. Am Oberleib und um die Bruſt ſchmiegt ſich das Untergewand zart, leicht und durchſichtig den jungfräulichen Formen an. Das anmuthige Geſicht iſt ſinnend geneigt. Ein Reif umfaßt das lockige, über der Stirn geſcheitelte Haar. — Auch unſer König hat neuerdings zwei Victorien beſtellt, beſtimmt, in Bronze gegoſſen und mit Vergoldung geſchmückt, auf Säulen erhöht zu werden. Ihr Standort wird, wenn ich nicht irre, Charlottenburg ſeyn. — Die Danaide, zur Ausführung in Marmor für den Hof in Petersburg beſtimmt (ich habe ſie früher in dieſen Blättern beſchrieben), zierte in Gyps den Salon und iſt jezt im Modell noch ſchöner ausgeführt, indem der Meiſter in der Haltung der Arme, welche die Urne über das Knie legen, eine vortheilhafte Aenderung durchgebildet hat. Im Salon ſahen wir außerdem zwei anmuthige Knaben, zum Schmuck einer Kirche beſtimmt; der eine in beiden Händen mit aufwärts gewendetem Angeſicht bittend ſeine Schale (das Almoſenbecken) emporhaltend; der andere im Buche des Evangeliums leſend, welches auf der Hand des Stehenden ruht, während er mit der andern die Blätter berührt, deren Inhalt ſeine ſinnigen Blicke feſſelt. Zu den bevorſtehenden Marmorarbeiten Rauchs gehört noch Eurydice, ſitzend, wie ſie aufmerkſam wird auf den von ferne herdringenden Geſang des Orpheus, für den Herzog von Orleans. Ferner hat neulich Graf Demidoff zwei große Figuren, eine Knabengeſtalt und eine der Wahl des Künſtlers überlaſſene Statue in Marmor, zur Aufſtellung in einem Speiſeſaal ſeines Palais in Petersburg beſtellt. — Ein Gegenſtand vieler Beſprechung waren die im Salon aufgeſtellten drei kleinen Modelle, Entwürfe Rauch's zu einem Denkmale Friedrichs des Großen in Bronze, hier in Berlin zu errichten. 1) Eine koloſſale Denkſäule, im Verhältniß der Trajan-Columne, mit Reliefs auf das thatenreiche Leben des Königs bezüglich, oben eine Victorie. Vor der Säule, auf gemeinſamem Podeſt, der König, belorbeert, in der Chlamys, die Rechte ausſtreckend, zu Roſſe, welches mit eingeſezten Hinterbeinen, mit den Vorderfüßen, den einen am Boden, den andern in der Luft, ausgreifend, im bewegten Anſatze erſcheint. 2) Reiterſtatue auf einem länglichen Würfel, der ſich auf zwei großen Stufen und einer Doppelplatte erhebt und in eine Hauptbaſis und ein kleines oberes Piedeſtal ſich abtheilt. Das Roß ſchreitend, der König im Hermelinmantel, unbedeckten Hauptes, den rechten Arm ausſtreckend,

Digitized by Google

ruhig herrschend. An der Vorderseite der Basis, oben: die Inschrift-Tafel, an deren Seiten der Genius Cäsaris und die Minerva, darunter der Adler; unten: Victorien mit Trophäen. An der Langseite rechtshin, unten: Ceres, Aehren austheilend, die Gerechtigkeit mit Wage und Schwert, die Stärke mit dem Löwen, Fortuna mit dem Ruder, Merkur bei Waaren, die ausgelegt werden; oben: Gymnastik und Reiterübungen. An der Rückseite, unten: Bildner, Architekt und Maler, thätig; oben: Poesie und Musik; der Flötenspieler in dieser Gruppe lehnt sich an den Thron. An der andern Langseite, unten: eine Waffenschmiede; Kampf, Victorie trifft mit dem Speer den feindlichen Reiter; oben: ein Gewölbe, ein Schiff, eine Säulenhalle, Friedensgründungen; lauter schöne und volle Reliefgruppen. 3) Reiterstatue in zeitgemäßem Kostüme auf einer Basis von gleichen Grundverhältnissen wie die vorige, aber von anderer plastischer Ausbildung. Der König auf schreitendem Rosse, den Mantel übergeworfen, den Hut auf dem Haupte, das Angesicht mit lebendigem Ausdruck wendend. An den oberen Seiten der Basis, vorn: wieder die Inschrift-Tafel, der Genius, Minerva, der Adler; an der Langseite, oben: die Sicherheit, an die Säule sich lehnend, die thronende Gerechtigkeit und Minerva, Ceres, den Landbau segnend; Vulkans Schmiede; an der Rückseite oben: das Zweigespann des Kriegsheros, von Victoria gegen den Feind gelenkt; an der andern Langseite oben: Naturwissenschaft bei Globus und Tubus, Symbole der Mechanik, bildende Kunst. Die untere Abtheilung, die Hauptbasis, läßt an den vier Ecken Feldherren-Gestalten zu Rosse mit den Vordertheilen frei und rund hervortreten. Der erste Feldherr, zur Rechten des Beschauers, zieht eben den Säbel, während sein Pferd ausgreifend im Ansatze zur Wendung ist. Die folgende Reliefgruppe der Langseite versammelt fünf stehende Feldherren um den Kriegsplan, den einer, der seinen Fuß auf einen Stein aufgesetzt, entfaltet hat. Noch einer reitet hinter ihnen in flacherem Relief. Die Gruppe schließt wieder ein Reiter, dessen Pferd an der Rückseite hinausgreift. Er hält das gezogene Schwert. An der Rückseite stehen vier Feldherren beisammen: über die Schulter des dritten die entrollte Kriegsfahne. Der andre hier hervortretende Berittene zieht das Roß zur Wendung an. Auf der Langseite folgt wieder eine Gruppe stehender Feldherren; fünf Hauptgestalten; einer hält das Friedensmanifest; andere werden zum Theile, und über ihnen zwei Reitende im Reliefgrunde sichtbar. Nach den lezten in der Reihe blickt der Hinausreitende zurück und lenkt ein. Neben ihm an der Vorderseite stehend steckt ein Feldherr seinen Degen in die Scheide, dann hält Victoria Kranz und Palme, die Friedensgöttin flicht in den Siegeslohn ihren Oelzweig, und ein Volksmann faltet seine Hände zum Dankgebet. — So sind Beginn des Krieges, Ausbruch, Wendung und Rückkehr durch die Motive der berittenen Feldherren, welche, vorspringend, die Reliefgruppen einfassen, cyclisch und symbolisch versinnlicht. Und die Gruppen zwischen ihnen: um den Kriegsplan, um die Fahne, um das Friedensmanifest, geben lebendig ausgeprägt die successiven Epochen des Krieges, welche vorn die Feier des Sieges, des Friedens, des Volkswohles beschließt und vollendet. Ueber diesen lezten Gestalten steht passend die Weih-Inschrift, unter jenen die Tage und Namen der Siege Friedrichs, und über dem ganzen kräftig geschlungenen Reigen beziehungsreicher Bilder und Symbole, sein Roß leicht zügelnd und frei den Blick wendend, der königliche Held in seiner wahren Gestalt. — Die Mehrzahl der Stimmen möchte wohl diesem leztern Entwurfe zugefallen seyn. Der erste der Zeit nach ist die Denksäule. Das Projekt im Allgemeinen war schon seit einer Reihe von Jahren in Anregung und Berathung. Die Hoffnung seiner Ausführung hat sich zu verschiedenen Zeiten erneut. Mehrmals wollte das Gerücht bereits des Platzes gewiß seyn, auf dem sich die Denksäule, oder dann wieder die Equesterstatue erheben werde. Bis jezt hat sich diese Hoffnung nicht bestätigt. Es ist ungewiß, ob und wann sie in Erfüllung gehen werde.

(Die Fortsezung folgt.)

Nachrichten vom August.

Kunstausstellungen.

Breslau. Die hiesige Kunstausstellung, welche am 9. d. geschlossen wurde, enthielt im Ganzen 1082 Nummern, worunter 778 Gemälde, Zeichnungen und Bildwerke. Von den erstern gehörten an Originalbildern 92 der historischen, 240 der landschaftlichen Gattung; ferner waren ausgestellt: 24 Seestücke, 30 Architekturstücke, 208 Genrebilder (wovon 9 Copien), 29 Militär- und Jagdstücke, 55 Thierstücke und Stillleben, 41 Portraits und 52 Bildwerke, mit Einschluß einer Korkarbeit. Verkauft wurde für etwa 5000 Rthlr., wovon der Kunstverein 2250 beitrug. Die Gesammteinnahme an Eintrittsgeld ꝛc. belief sich auf 2413 Rthlr. Eingesandt wurden Kunstwerke von Düsseldorf, Berlin, München, Dresden, Wien, Paris, Amsterdam, Neapel. Unter den von Schlesiern ausgestellten Arbeiten werden als die ausgezeichnetsten genannt: „das segnende Christuskind in Wolken“ und zwei allegorische Köpfe, „die Unschuld und das Vertrauen,“ von Julius Hübner, und drei Landschaften von Siegert in Breslau: Der Golf von Palermo, die Ruinen des Theaters von Taormina, und ein See in den Karpathen.

Dresden, 10. August. Am 30. Juli wurde die hiesige Kunstausstellung eröffnet. Sie ist in den verschiedenen Zweigen der bildenden Kunst von mannichfachem Interesse. Die in diesem Jahre gemachten Ankäufe des sächsischen Kunstvereins sind ausgezeichnete Arbeiten von Lindau, Törmer, Jäger, Leypold, Niemann, Oehme, Hauschild,

Digitized by Google

Kirchner und Rensch. Unter den historischen Arbeiten zieht vor allen Reher's großer Carton zu dem Freskogemälde am Isarthor in München die Blicke auf sich. Außerdem sind noch mehrere Cartons und Farbenskizzen für den vom Verein veranstalteten Concurs zur Herstellung eines größern historischen Gemäldes ausgestellt, welches dieser im kommenden Jahre in den großen Turnus der norddeutschen Kunstvereine liefern will. Sie rühren von Törmer, Schubert und Küchler in Rom, so wie von Rolle und Böticher in München und Haach in Düsseldorf her. Schon ausgeführte größere historische Gemälde in Oelfarben verdankt die Ausstellung besonders den Professoren Hartmann und v. Vogelstein, so wie den hiesigen Künstlern Meyer und Bähr. Der erstgenannte Künstler stellte Abälard's Unterrichtsstunden bei Heloisen aus; Vogel den Tod des Churfürsten Moritz in der Schlacht von Sieversshausen; Meyer Christus, wie er das Volk am See Genezareth lehrt, und Bähr den Virgil mit Dante vor dem Thore der Höllenstadt, nebst einem Engel, der mit einem Ruthenschlage das Thor öffnet. Die Figuren sind lebensgroß. „Gretchen im Dome" von E. Schlick in Leipzig ist nicht ohne Verdienst. — Die Krone der ausgestellten Landschaften ist die Meerenge zwischen Schweden und Dänemark mit dem Schlosse Kronburg in Mondscheinbeleuchtung, von Professor Dahl. Robert Kummer hat aus Italien zwei kleine Landschaften: „bei Ariccia" und „Blick aus der Villa des Cicero", eingesandt, und von Goldstein sind Landschaften von den Ufern des Comersees da. — Aus dem Fache der Architektur nennen wir das Innere des Doms von Orvieto, von Hauschild, in welchem die perspectivischen Verhältnisse meisterhaft behandelt sind. — Im Genre sind: eine ländliche Scene von Hanysch, die zerbrochenen Eier, von Georgi, und ein „glücklicher Pachter" von de Coene zu Brüssel hervorzuheben. — Unter den plastischen Kunstwerken zeichnen sich die beiden in Gyps ausgegossenen Basreliefs von Professor Rietschel aus, die zu dem Cyclus von 12 gehören, welche die Hauptmomente aus der Culturgeschichte des Menschen darstellen. Sie sind zum Schmucke der Leipziger Aula bestimmt und schildern die vorgeschichtliche Zeit und griechischen Zustände. Noch ist Rietschel's Zeichnung zu einem Basrelief nach dem Gedicht Charon, von Goethe, rühmend zu erwähnen, und die Portraitbüste in Marmor von dem berühmten David, die den einheimischen Künstler verherrlicht.

Düsseldorf, 4. August. Schon seit einigen Wochen ist die hiesige Kunst- und Gewerbsausstellung geöffnet. Schadow und Bendemann haben dieses Jahr nichts geliefert; Hildebrandt ist, wie immer in seinen Portraits vortrefflich; sonst ist das bedeutendste der Düsseldorfer Bilder Hübners Hiob. Interessant ist eine Anzahl Bilder verschiedener Art aus Brüssel und Antwerpen, die eine Idee von der französischen Behandlungsweise geben; Karl IX. in der Bartholomäusnacht, von dem ausgezeichneten Geschichtsmaler Wappers, ist vielleicht das schönste Bild der Ausstellung; minder sagt dessen Karls I. Abschied von seiner Familie zu.

Antwerpen, 12. August. Die am 1. d. eröffnete Kunstausstellung ist in dem schönen, nach Art des Brüsseler Museums von oben beleuchteten Saale aufgestellt, und enthält über 600 Gemälde, worunter 4 Gudin, 1 Schelfout, eine ungemein schöne Winterlandschaft von Koekoek. Von den Antwerpener Malern haben besonders H. Leys, J. Janssens, F. Melzer, F. Mols und Peze ausgezeichnete Gemälde geliefert. Von Wappers ist nichts vorhanden. Die Bildhauerarbeiten belaufen sich auf 40. Mitten im Salon zur Rechten steht eine sehr ähnliche Marmorbüste der Königin der Belgier von W. Geefs, die Büste eines Bischofs und die Statue einer Betenden, von demselben; in einem Salon zur Linken ein Jesus und die Joconde, von demselben, ein Medaillon, die Königin der Belgier, in Paris von Joseph Geefs modellirt, viele Arbeiten von W. Geefs Schülern, mehrere Arbeiten von Carl Geerts aus Löwen, und, in Folge einer Preisbewerbung, 6 sterbende Epaminondas.

London, 16. August. Die diesjährige Einnahme bei der Kunstausstellung soll nicht weniger als 7000 Pfd. Sterling betragen haben.

Akademien und Vereine.

Berlin, 4. August. In der gestern am Geburtsfeste des Königs gehaltenen öffentlichen Sitzung der Akademie der Künste erinnerte der Secretair der Akademie Prof. Toelken an das, was im verflossenen Jahre zur Beförderung der Kunst geschehen, namentlich an das Gesetz zur Sicherung des künstlerischen Eigenthums, dessen Bekanntmachung bevorsteht; an den von Sr. Majestät gestifteten Fonds für Künstler-Waisen, an die Erweiterung des Baues der Akademie, und verweilte insbesondere bei der Sammlung von Gypsabgüssen, welche, mit Uebergehung unbedeutender Stücke, bereits 1708 Gegenstände enthält, worunter 208 Gruppen und Statuen, 302 Büsten, Köpfe und Masken, und 1200 Reliefs, die aber noch immer eines zur Aufstellung hinreichenden Locals entbehrt. Hierauf folgte der Bericht über die diesjährige Preisbewerbung, welche für die Bildhauer bestimmt war, und wozu acht Bewerber sich gemeldet hatten. Die vorläufige Aufgabe war: Kadmos im Kampfe mit dem Drachen. Die Hauptaufgabe, zu welcher vier Concurrenten zugelassen wurden: Merkur bringt den Titanenbrüdern Prometheus und Epimetheus die Pandora. Den Preis, ein Reisestipendium von 500 Rthlr. auf drei Jahre, erhielt K. F. Th. Reinhardt aus Berlin, Schüler des Prof. Tieck. Auch den übrigen Bewerbern, K. G. Mey aus Brandenburg, C. J. C. Gebhard aus Berlin und F. H. Schievelbein aus Berlin, wurden, wegen der Vorzüglichkeit ihrer Leistungen, Belohnungen zuerkannt.

Bauwerke.

Paris, 25. Juli. Die Pläne zu dem neuen Stadthause sind nun öffentlich ausgelegt worden. Bemerkenswerth dabei ist, daß die sämmtlichen modernen, in spätern Zeiten angebrachten Verzierungen wegfallen, die ganze Architektur im Style der Wiedergeburt der Kunst (de la renaissance) ausgeführt, und dieser auch bei allen Neubauten am Stadthause befolgt wird. Nach dem neuen Plane wird das Rathhaus einen Raum von 120 Metres (über 360 Fuß) Länge und 80 Metres (über 240 Fuß) Breite einnehmen, also ein Verhältniß wie 2 : 4 haben. Das Gebäude erhält drei Höfe, den Hof Ludwigs XVI., so wie er in der gegenwärtigen Unregelmäßigkeit besteht, und zwei andere zur Seite, die demnach ebenfalls so unregelmäßig werden müssen. Das Ganze erhält nur ein Stockwerk über dem Untergeschoß und Souterrain.

München, 25. August. Heute, als am Geburtstage des Königs, wurde das Kreuz auf dem Thurme der nunmehr fertigen Kirche in der Vorstadt Au mit Festgepränge enthüllt.

Christiania, 5. August. Das neue Schauspielhaus nähert sich seiner Vollendung. Das Aeußere ist fast ganz fertig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 81.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 10. Oktober 1837.

Kunst und Kunstausstellung in Lyon.

In ganz Frankreich ist nur eine Stadt, die bisher stark genug war, dem Centralisations-Strom zu entgehen, der in Literatur und Kunst Alles nach Paris, nach der Schönen von Babylon, reißt und wirbelt, die wie eine große Spinne den Provinzen das Leben aussaugt, indem sie ihnen ein Lebenselement nach dem andern entzieht und ihnen dadurch geistige Freiheit und Unabhängigkeit ganz unmöglich macht. Lyon ist nicht nur eine Gewerbs- und Handels-, sondern auch eine französische Kunststadt. Während sich ganz Frankreich im Leib zerreißt, Paris zu bofiren, zu dienen und zu ernähren, lebt Lyon unabhängig sein eigenes Leben, weil es seit Jahrhunderten eine reiche Industrie- und Handelsstadt ist, welche die Pariser Protection nicht braucht. Verlöre die Lyoner Seidenfabrik die Hülfe, welche ihr Geschmack und Kunst täglich bietet, so würde es bald um ihre Superiorität über die Seidenindustrie des Auslandes geschehen seyn. Die Kunst aber würde Leben, Thätigkeit und Schwung einbüßen, ja vielleicht ganz erlöschen, wenn unsere industrielle Thätigkeit sie nicht immer von Neuem aufregte. Gewerbfleiß und Kunst leben also bei uns durch einander, sie bedingen, helfen und tragen sich gegenseitig; wie die Siamesischen Zwillinge können sie nicht getrennt leben, und würden untergehen, wenn man sie von einander risse.

Der Ruf der Lyoner Kunst ist eben so alt als der unserer Industrie, denn Philibert de Lorme, einer der größten Architekten neuerer Zeit, gehört dem XVI. Jahrhundert, dem Widererwachen der Wissenschaft und Kunst in Europa, an. Unter Ludwig XIV. erweiterte sich die Lyoner Kunst noch mehr, denn Coustou und Coidevor schmückten die Tuilerien und Versailles mit ihren schönen Bildhauerarbeiten. Drevet und Boissieu waren ausgezeichnete Kupferstecher.

Lyon hob sich aber in der Kunst besonders, seit da im Palast St. Pierre für Zeichnung und Malerei ein treffliche Schule gegründet wurde. Schon bei ihrem Beginnen zeichnete sie sich durch tüchtige Lehrer und talentvolle Schüler aus. Lyoner Künstler thaten sich in den Gemäldeausstellungen im Louvre durch merkwürdige Leistungen so hervor, daß man in Paris anfing, an das Daseyn einer Lyoner Schule zu glauben, besonders in der Genremalerei. Damals nannte man die Lyoner Richard, Revoil, Trimolet, Genod und Bonnefond mit derselben Auszeichnung, wie jezt Johannot, Rocqueplan und Deveria in Paris.

Als Schule ist die Lyoner Malerschule in der Hauptstadt mit dem Ruhm Davids und seiner Schüler gesunken. In unserer Stadt aber hat sich ihr künstlerischer Ruf erhalten, ja seitdem sogar gehoben. Zwar sind die Grundsätze Revoil's aufgegeben worden, nicht aber der Dank gegen diesen Mann, der mit Richard die Lyoner Malerschule gründete, in unsern politischen Umgestaltungen aber vergessen wurde, wie so manche andere Männer von Verdienst. Aus der Schule von St. Pierre sind seitdem eine Reihe Künstler hervorgegangen, die auch in Paris Aufsehen machten.

Jene ehemalige Lyoner Malerschule hat später bittern Tadel erdulden müssen; wie alle Reputationen in der Welt, hat sie ihre guten und bösen Augenblicke gehabt. So lange die Menge ihr anhing und sie begünstigte, wurde sie hochgerühmt, hernach aber, als jene Popularität vorüber war, mußte sie manche Demüthigung ertragen. Jenes Lob war übertrieben, wie später Tadel und Geringschätzung. Die Lyoner Schule theilte die Fehler Revoil's, ihres Gründers, dies waren aber nur die Fehler von David's Schule überhaupt, denn seine conventionelle, manierirte Zeichnung hatte er in demselben Atelier angenommen und gelernt, wo sich Guérin und Girodet bildeten; sie darf also nicht der Lyoner Schule als solcher vorgeworfen werden. Man tadelte an ihr auch oft die große Sorgfalt in der Vollendung ihrer Arbeiten, das Geglättete und Geleckte (poli und léché) derselben. Seitdem hat die Mode die französischen Maler zum Gegentheil

Digitized by Google

getrieben und darin haben einige Unglaubliches geleiſtet, ſchon aber iſt man auf dem Punkt, das Breite und Kräftige (large und lâché) wieder aufzugeben, das die Kunſtmode jezt ſchon nicht mehr recht will.

Nicht die Vollendung und Feinheit ihrer Arbeiten hätte man den Lyoniſchen Malern vorwerfen ſollen, denn dieſe ſind auf jeden Fall ein ſehr rühmlicher Fehler, gegen den ſich viele Maler nur auflehnen, weil ſie ihn nicht erreichen können. Meines Wiſſens hat man den niederländiſchen Malern nie einen Vorwurf über die genaue, feine und vollendete Ausführung ihrer Bilder gemacht, auch iſt in der Natur ſelbſt Alles vollendet und fein, die Kunſt aber ſoll nach Ingres' ſehr richtigem Wort nur die gehorſame Dienerin der Natur ſeyn. Nicht die Vollendung konnte man an vielen Lyoner Malern tadeln, ſondern daß ſie ihre Farben zu oft retouchirten und ſie dadurch dunkel und unklar machten.

Revoil's Schule hat nicht lange gedauert, denn ſchon in der Reſtaurationszeit ging ſie zu Ende, ihr ausgezeichneter Ruf hat aber der Kunſt in Lyon ſehr genüzt, denn ſie zog eine Menge junger Talente an, die ihrer Vaterſtadt bald zur Ehre gereichen werden. Die Lyoner Schule verbreitete zuerſt den Geſchmack für kleine Compoſitionen aus der neuern Geſchichte, während ſie mit gründlichem Studium der mittelalterlichen Kunſt in Frankreich beiſpielgebend voranging.

Jezt beſteht keine Lyoner Schule mehr, denn die hieſigen Maler wandeln nicht einen und denſelben Kunſtweg und ihre Impulſionen ſind ganz verſchieden. Aber nie war unſere Stadt reicher an jungen Talenten, nie nahm ſie in Frankreichs Kunſt eine bedeutendere Stelle ein. Sie verdient alſo wohl auch von dem in Kunſt und Wiſſenſchaft ſo herrlich aufſtrebenden Deutſchland gekannt zu werden.

Ehe wir weiter gehen, ſtellen wir aber die Frage auf: Hat Frankreich jezt eine Malerſchule? Hat ſeit dem Fall von David's Schule die Kunſt da einen gleichförmigen, ſyſtematiſchen Gang gehabt, ſind die Künſtler einer einzigen herrſchenden Impulſion gefolgt? hat ſich ſeit fünfzehn Jahren irgend ein leuchtendes Geſtirn in der Kunſtwelt gezeigt und geringere in ſeiner Bahn mit ſich fortgezogen?

Kein Menſch in Frankreich wird dieſe Frage bejahend beantworten wollen.

(Die Fortſezung folgt.)

Berlin, im Juli 1837.

(Fortſezung.)

Ein kleines Monument iſt unlängſt enthüllt worden, das Denkmal Schleiermachers auf ſeinem Grabe, durch freiwillige Beiträge errichtet. Nach der Zeichnung des hieſigen Bau-Inſpectors Heſſe, vierſeitig, in mäßiger Verjüngung ſich erhebend, gekrönt mit Antefixen, enthält es in der Fronte, in einer runden Einliefung, die Marmorbüſte Schleiermachers von Rauch. — Wir haben kürzlich Hirt verloren. Seine vielfachen Verdienſte als Archäolog und Kunſtforſcher laſſen wohl hoffen, daß er nicht ohne ein Denkmal bleiben werde. Dieſes würde vielleicht am ſchicklichſten in einer der hieſigen Bildungsſtätten aufgeſtellt werden. — Noch näher legt die Errichtung des Schiller-Monuments in Stuttgart, und das Vorhaben der Frankfurter, ein Goethe-Denkmal aufzuſtellen, den Gedanken und Wunſch, daß die Ausführung eines Mauſoleums für Goethe in Weimar nicht mehr lange möge aufgeſchoben werden. Dieſe Aufgabe wäre ſo begründet, ſo günſtig in jeder Hinſicht, ſo würdig eines allgemein deutſchen Intereſſes, daß ſich der Plan zu einem großartigen Werke von ſelbſt darzubieten ſcheint. Von Rechts wegen, meine ich, muß Weimar ein großartigeres Monument Goethe's haben als Frankfurt. Denn der Hof von Weimar war es, welcher dem höchſtbegünſtigten unter allen deutſchen Dichtern jene glückliche Stellung bereitete, die er in ſeiner Vaterſtadt nicht hätte finden können. Niemals kann das Verdienſt vergeſſen werden, welches Weimar um ganz Deutſchland und ſeine Bildung ſich erworben hat, indem es die Freiſtätte jener auserwählten Zahl von Dichtern und Heroen unſerer Literatur wurde, unter welchen doch Goethe durch die klare Größe und die lange Dauer ſeiner Poeſie und Wirkſamkeit den erſten Stern bildete. So müßte, meine ich, das Goethe-Monument in Weimar durch Beiträge aus ganz Deutſchland zur würdigſten Größe befördert werden, nicht etwa bloß, damit wir Beitragende den Zoll einer Schuld an Weimar entrichteten, zu welcher der gebildete Deutſche ſich gern bekennen wird, mehr noch darum, damit das Monument, wie es für das ganze Volk Sinn und Geltung hat, ſo auch vom ganzen Volke wirklich berühre. Weimars Recht und Lohn beſtände hierbei in der Ehre, daß ſeinem Boden dieſes National-Denkmal zugeeignet wäre, dem Boden, wo auch der Lebende ſeine Ehre und Freiheit gefunden hatte. Und mit dieſer Erweiterung, welche die Bedeutung des Denkmals durch allgemeine Theilnahme an der Stiftung erhielte, müßte, meines Erachtens, auch eine innere Erweiterung ſeines Sinnes, in der Ausführung ſelbſt ſichtbar, zuſammenhängen. Denn was nun möglich würde durch die gewiß große Zahl von Bei-

Digitized by Google

tragenden, das wäre nicht minder schicklich und gerecht, daß nämlich Goethe's Denkmal ihm selbst zwar vorzugsweise (als dem Erhöhtesten unter den Heroen, die einst Weimar umschloß), zugleich aber auch dem verbundenen Gedächtniß dieser Andern gewidmet werde. Hier ziemt sich nicht eine einfache Statue, mit einigen Allegorien umgeben; hier ziemt sich, Goethe'n in der Mitte, eine entsprechende Verherrlichung Schillers, Herders, Wielands und, in wohlerwogener Stellung und Beziehung, der Andern, die in derselben Epoche Weimars entweder auf andere Weise ähnlich-bedeutend oder durch enge Verbindung mitbedeutend wurden. In einer sinnvoll zusammenwirkenden Anordnung möchte Diesen, die am Orte selbst mit Goethe oder nächst Goethe bedeutend waren, die ausgebildetste Darstellung zu Theil werden; und in einer zweiten Sphäre, in einer künstlerisch untergeordneten Darstellung, hätten sich im weiteren Kreise Denkbilder und Erinnerungen an solche Koryphäen unserer Bildung anzuschließen, die, getrennt zwar durch Zeit und Ort von jenem engeren Kreise, doch durch Werth, Wirksamkeit, Cultur-Zusammenhang zum Einbegriff geeignet wären. Dies wäre eine Aufgabe, äußerer und innerer Anstrengung werth, werth, vereinigte Geister und vereinigte Künstler zu beschäftigen, und so reich an entwickelbarem, idealem Inhalt, daß die Sache selbst schönen Stoff die Fülle darböte, und die Vereinfachung, die organische Verbindung desselben zwar schwierig, aber nicht minder durch das Anziehende und Begeisternde des Vorwurfs erleichtert wäre. Man spricht nicht selten davon, daß es uns fehle an Festen, die eine Vereinigung Vieler auf eine würdig begeisternde Weise herbeiführen könnten. Wenn nun ein wahrhaft großartiges, ein schauenswürdiges Werk der bezeichneten Bestimmung zu Stande käme, — wäre es nicht natürlich, alle drei oder alle fünf Jahre die Prachthalle eines solchen Denkmals festlich zu schmücken und Einrichtungen zu treffen, durch welche die Erinnerungen, die das Monument versinnlicht, in geistreicher Feier über eine deutsche Panegyris belebend, erheiternd, befruchtend sich ergossen? Gewiß würde solche Begründung von Anlässen und Eröffnung von Mitteln zu edler Begeisterung in mehr als einer Hinsicht wohlthätig seyn. — Doch ich kehre von meiner Abschweifung zurück. Von dem Denkmale Beethoven's, das in Bonn errichtet werden soll, ist noch unentschieden, welcher Künstler mit der Ausführung betraut werde. Aus eigenem Antriebe hat bereits vor seiner Abreise nach Italien, von der er jezt, nach Jahresfrist, wieder zurückgekehrt ist, unser Drake zwei Statuetten Beethovens gebildet, die schon auf der Ausstellung mit Interesse gesehen wurden. Beide sind von origineller Auffassung. Das Haupt ist beidemal unbedeckt; die Motive der Gestalt aber ganz verschieden. Das einemal steht Beethoven aufrecht, mit etwas zurückgelegtem Oberleib und gewendetem Haupte, wie ein aufmerksam und bewußtvoll Hörender. Gekleidet in einen verbrämten Rock, den Mantel, der über die linke Schulter geht, vom angeschlossenen linken Arme hereingenommen, die Partitur auf der linken Hand aufgeschlagen, legt er die Rechte auf die Blätter. Er steht wie umgeben von energischer Musik, wie ein Fürst in der Mitte seines Reiches. Die Gestalt hat einen schönen plastischen Zusammenhang. Der andere Entwurf ist freier. Der Künstler erscheint in Gedanken schreitend, im kurzen Rock, Hals und Haupt frei; der Mantel umgibt, herabgleitend, den Rücken, und ein Ende hängt über den linken nach der Seite gestreckten Arm. Den rechten Arm erhoben, die Finger zwanglos ausgestreckt, den Leib ein wenig vorgeneigt, aber das Angesicht aufwärts gewendet, scheint er seinen Phantasien nachzugehen, mit der Linken keimende Akkorde zu fühlen, mit der Rechten Töne zu leiten, und mit der sinnenden Miene jene schöpferische Selbstvergessenheit auszudrücken, die zwischen quellenden Melodien sich wiegt. — Drake würde im Stande seyn, die Idee, die er so im Kleinen nach zwei verschiedenen Seiten hin ausgeprägt hat, im Großen ausführend zu concentriren. Man dürfte dabei einer ernsten Durchbildung der Form versichert seyn. Denn wie es Rauch's Art ist, bei der Ausarbeitung seiner Erfindungen, nachdem das Total gesichert ist, keine Sorgfalt im Detail zu sparen, ohne Ermüdung zu prüfen und zu läutern, bis eine nachhaltige Vollendung erreicht ist: so zeigt sich auch bei denen, die aus seiner Schule hervorgehen, dies ausgebildete Gefühl für harmonische Vollendung. Es hat sich an Drake's Möser-Statue bewährt. — Uebrigens werden jene Statuetten Beethoven's für sich immer ihren Werth behalten. Sie gesellen sich auf eine erfreuliche Weise jenen andern kleinen Porträtfiguren Drake's, den Statuetten von Alexander v. Humboldt, von Wilhelm v. Humboldt, von Schiller, Schinkel, Rauch und von Wach, welchen Drake ebenfalls höchst lebendig aufgefaßt und getroffen hat. Dazu gehört auch seine Statuette des Kaisers Nikolaus in militairischer Kleidung und Mantel, die Linke am Degen, das Angesicht frei ausblickend. Im Salon war von ihm auch die anmuthige Bildnißfigur eines schlanken Knaben im kurzen Jagdkleide, die Flinte übergehängt.

(Die Fortsetzung folgt später.)

Digitized by Google

Nachrichten vom August.

Bauwerke.

Bamberg, 25. August. Heute, als am Geburts- und Namenstage des Königs, wurde der hiesige Dom, nach nun ganz vollendeter Restauration im byzantinischen Style, durch den Erzbischof, Freiherrn v. Frauenberg, feierlich wieder eröffnet. Die restaurirte Kathedrale selbst gewährt in ihrer erhabenen Einfachheit einen imposanten Anblick. Den herrlichen Hauptaltar auf dem Georgenchore schmückt ein Christus am Kreuze, nach dem Modelle Schwanthalers von Stiglmaier ciselirt und in Bronze gegossen. Figuren von Heiligen, von Schönlaub in München in Stein gearbeitet, sieben Leuchter, nebst vier Candelabern in Stein (vom hiesigen Bildhauer Schäfer), bilden damit ein großes harmonisches Ganzes. Zwei Seitenaltäre, nächst dem Peterschore, sind mit Gemälden auf Goldgrund geschmückt, die unter Leitung J. Schlotthauer's zu München gemalt wurden. Noch drei Altäre, zwei am Fuß der beiden Chöre und einer auf dem Peterschore, befinden sich hier. Die Grabmäler an den Seitenwänden, so weit sie nicht zum Style des Ganzen paßten, sind weggerissen; die ehemalige Orgel ist ganz im Style jener Zeit restaurirt, die Kanzel neu von Stein erbaut, das Grabmal St. Heinrichs und Kunigundens in die Mitte der Kirche, an seinen ursprünglichen Standort, versetzt; Thüren, Stühle, kurz Alles im Geiste des ursprünglichen Baues wiederhergestellt. Diese ganze Anordnung geschah unter Leitung des Architekten Heideloff zu Nürnberg und des Oberbaurathes von Gärtner, denen nach dem Tode unseres trefflichen Malers Ruprecht dies Geschäft anvertraut war.

Wien, 16. August. Das neue ungarische Nationaltheater in Pesth ist seiner Vollendung nahe und wird noch diesen Monat eröffnet. Es ist höchst geschmackvoll ausgestattet und wird mit Gas beleuchtet werden. Die Kosten sind mehrentheils durch freiwillige Beiträge aufgetrieben worden.

Pesth, 8. August. Der Bau des ungarischen Nationalmuseums hat vor einiger Zeit begonnen, und es wird eines der großartigsten Gebäude unserer Stadt werden.

Gemälde.

Madrid. Auch die Engländer machen sich die Klosterstürmerei in Spanien zu Nuze. Der englische Botschafter hat zwei Wagen mit Gemälden nach Santander abgehen lassen.

Paris. Vor Kurzem ward ein Gemälde von Raffael für 59 Francs hier versteigert. Als das Gerücht in Umlauf kam, hielt man es für unwahr; es zeigte sich aber später, daß die Sache richtig ist. Das Gemälde, ein h. Johannes, auf Leinwand, befand sich mit einem König David von Dominichino im Schlafzimmer Ludwigs XIV., der es unter vernachlässigten Gemälden erkannt und durch Stiemar hatte wiederherstellen lassen. Später kam es in die Gallerie des Louvre, ward aber im Jahr 1821 von Ludwig XVIII. einer Dorfkirche geschenkt und dem Herzog von Maillé übergeben, um es in derselben aufstellen zu lassen. Es ward auch an den Ort seiner Bestimmung gebracht, nach einigen Jahren aber dem Herzog wieder anvertraut, weil es in der Kirche gelitten hatte. Nun blieb es auf einem Speicher des Herzogs von Maillé vergessen, wurde von seinen Erben unerkannt zur Versteigerung gebracht und für 59 Fr. losgeschlagen. Die Administration des Museums hat sich nun an die Behörden gewandt, kann aber nach den Gesetzen nichts anderes als die Restitution der 59 Fr. erhalten; der jetzige Eigenthümer, ein Kunsthändler Namens Cousin, verlangt 60,000 Francs dafür.

London, 16. August. Die Freunde der Werke des verstorbenen Malers Constable haben eine Unterzeichnung eröffnet, um eines seiner Bilder zu kaufen und der Nationalgallerie zum Geschenk zu machen. Man hat die Landschaft: „das Kornfeld" gewählt und sie mit 500 Guineen bezahlt.

Berlin, 17. August. Bei Hrn. Sachse ist gegenwärtig eine historische Composition des französischen Malers Biard ausgestellt: „Der Verkauf von Sklaven an der Küste von Guinea." Der Künstler war Augenzeuge ähnlicher Scenen. Das Gemälde ist 6 Fuß hoch und 8 Fuß breit.

Brüssel, 9. August. Hr. G. Wappers in Antwerpen hat gegenwärtig in seinem Atelier eine Versuchung des heil. Antonius, sein neuestes Werk, ausgestellt, die allgemeine Bewunderung erregt.

Rom, 31. Juli. Ein heil. Sebastian von dem ungemein talentvollen jungen Maler Capaldi ist ein höchst gelungenes Bild, und als Altarblatt für eine neue Capelle des Fürsten Borghese auf seiner schönen Villa Belvedere in Frascati bestimmt.

Sculptur.

Paris, 15. August. Die von der Prinzessin Marie gefertigte Statue der Jeanne d'Arc findet allgemeine Bewunderung; alle Journale rühmen dieses Werk. Wie man hört, ist die erlauchte Künstlerin gegenwärtig mit der Fertigung einer Jeanne Hachette beschäftigt, und sie wird nach und nach noch verschiedene berühmte Frauen zum Gegenstande ihrer Leistungen machen. Die Werke ihrer Hand sollen eine besondere Gallerie im Museum von Versailles bilden.

Das Giebelfeld des Pantheons ist noch immer verdeckt, und die Journale fangen an, dem Künstler Vorwürfe zu machen, daß er manche Figuren aufgenommen habe, denen die Ehre eines solchen Platzes nicht gebühre. Man spricht schon davon, die ganze Arbeit werde wieder hinweggenommen werden, und erinnert an die Juliussäule mit dem Genius der Freiheit, auf die man schon seit sieben Jahren wartet, an das Bild von der Einnahme des Rathhauses am 28. Juli, welches seit eben so langer Zeit im Verborgenen gehalten wird, und an die drei großen Gemälde für die Deputirtenkammer, welche gemalt, aber nicht an ihrer Stelle, und durch grüne Leinwand ersetzt sind. Der Erzbischof von Paris hat ein heftiges Edict gegen die gottlosen Vorstellungen im Giebel des Pantheons erlassen, ohne zu bedenken, daß Voltaire und Rousseau, welche darauf abgebildet sind, auch im Pantheon beigesetzt sind.

Brüssel, 25. Juli. Die Sculpturwerke des im vorigen Jahre zu Rom verstorbenen belgischen Bildhauers Kessels, welche die Wittwe desselben der Regierung überlassen hat, sind mit dem Schiff Maria im Hafen von Ostende angekommen.

Denkmäler.

Stuttgart, 24. Juli. Der Platz für das Denkmal Schiller's ist nun definitiv bestimmt. Es soll die Mitte des Alt-Schloßplatzes, in der Nähe der Stiftskirche, einnehmen. Bei der geringen Anzahl geeigneter öffentlichen Plätze dürfte diese Stelle wohl die passendste seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 82.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 12. Oktober 1837.

Zur deutschen Uebersetzung des Vasari.

Briefe an den Herausgeber von Dr. Gaye.

I.

Ich wünsche Ihnen dies Mal namentlich die Werke solcher Maler zu verzeichnen, die, für die Entwickelung einer italienischen Kunstgeschichte von entschiedener Wichtigkeit, von Vasari oft ganz übergangen, oft bloß genannt oder oberflächlich und mit zwei Worten geschildert sind, je nachdem sein theoretischer Standpunkt und seine historischen Kenntnisse es eben mit sich brachten. Ihnen für Ihren bestimmten Zweck würde schwerlich gedient seyn, wollte ich die ganze Menge älterer unbekannter Meister angeben, welche bei vielen Reisen und bei langem Aufenthalt in Italien nach allen Seiten hin sich aufdrängen. Mit Entdeckungen dieser Art geht es nur zu häufig wie mit der Unzahl von neuen Künstlernamen, welche bei fortgesezten Studien in italienischen Archiven zum Vorschein kommen; für Den, welcher specielle Forschungen auf diesem Felde anzustellen Gelegenheit findet, sind sie von nie zu berechnender Wichtigkeit; jedem Andern müssen sie, herausgerissen aus ihren historischen Beziehungen, ein mehr particuläres Interesse zu haben scheinen. — Ich werde in der Kürze Ort und Gegenstand des jedesmaligen Bildes andeuten, die Epochen, wo sie mir bekannt, oder ohne zu weitläufige Auseinandersetzungen zu ermitteln sind, beifügen, vorgenommene Restaurationen ausdrücklich bemerken, sonst aber jenes Maß nicht überschreiten, durch welches die Noten diesen deutschen Vasari auch über Deutschland hinaus brauchbar machen werden.

Vorher aber möchte ich auf eine im Vasari, so viel ich weiß, nie beachtete Seite, auf seinen politischen Charakter aufmerksam machen. Vasari ist eine der merkwürdigsten Naturen des Cinquecento; es hält eben so schwer, über ihn als Historiker als über seine Persönlichkeit in's Klare zu kommen. Manches Licht verbreiten über leztere die Briefe, welche aus einem Manuscript der Riccardiana im lezten Band der florentinischen Ausgabe (von Audin) mitgetheilt wurden; bedeutendere Aufklärung sollen, hoffe ich, dereinst diejenigen geben, welche bis jezt unbekannt geblieben.

In der florentinischen Geschichte der spätern Zeit ist nie ordentlich ermittelt worden, ob Don Garcia, der Sohn des Großherzogs Cosimo, durch Krankheit oder durch die Hand seines eigenen Vaters den Tod fand. Die historische Kritik hat in neuerer Zeit den Cosimo von diesem Schandfleck reinigen, aber nie in Abrede stellen wollen, daß „ferus ille princeps," wie ihn Fabroni nennt, der Mann zu solcher und zu noch schlimmerer That gewesen wäre. Bekannt ist, daß das Factum, welches weiter nicht hierher gehört, vom Thuanus ausführlich beschrieben, und dem Cosimo Schuld gegeben wird; weniger bekannt dürfte seyn, daß unser Giorgio Vasari in dieser Angabe seine Quelle war. Hier liegt mir nicht daran, die genannte historische Kritik durch diese Autorität des Vasari zu entkräften, obwohl dieser in viele Geheimnisse des Cosimo eingeweiht, und über dessen gute und schlechte * Handlungen selbst mehr als wünschenswerth seyn konnte, unterrichtet war; das Urtheil Vasari's über die Thatsache ist, was mir von Wichtigkeit scheint. „Zu Florenz, so erzählt Thuanus von sich,** sah er auch den Giorgio Vasari aus Arezzo, jenen höchst vortrefflichen Maler und Architekten; und da er von diesem überall herumgeführt ward, und zufällig auf die Bildnisse der Söhne Cosimo's, des Johannes und Garcia, stieß, über deren unglückseliges Ende er schon im Geheimen etwas gehört hatte, fragte er Jenen im Vertrauen, ob an dem Gerücht etwas wahr sey. Vasari bestätigte es durch sein Stillschweigen, und versicherte: Cosimo selbst sey auf alle Weise beflissen gewesen, eine That zu ver-

* In Florenz lebt noch das „Giorgio tu dormi" im Munde alter Leute.

** Comment. de vita sua; London. Ausgabe Bd. 7. S. 18.

Digitized by Google

heimlichen, die so gerecht als edel von ihm vollbracht sey,* um nicht seinen Nebenbuhlern Waffen gegen eine kaum gegründete Herrschaft an die Hand zu geben."

Dieser Aeußerung, die im Munde eines Mannes auffallen muß, den wir in seinen Biographien stets edel, gemüthlich und liebenswürdig zu finden gewohnt sind, will ich eine andere an die Seite stellen, welche sich in einem unedirten Briefe des Befehlshabers von Altopascio findet. Dieser berichtet an Cosimo aus Florenz den 14. April. 1559:** „Ich will nicht ermangeln Ew. Excellenz zu sagen, daß man in Lucca den Vorfall mit Siena sehr übel aufgenommen hat, namentlich das Volk, und dies um so mehr, weil der Lucchesische Gesandte an die Signoria berichtete: „er habe, den Giorgio fragend, warum er einen gewissen Raum (im Palazzo Vecchio, wo Vasari damals die Siege und Eroberungen Cosimo's verherrlichte) leer gelassen, von diesem zur Antwort erhalten, um dort Lucca anzubringen." Ich habe darauf freilich geantwortet, leichtsinnige Aeußerungen eines Malers verdienten keine Beachtung" u. s. w.

Aus diesen Andeutungen wird so viel erhellen, daß die volltönenden Redensarten, welche sich Vasari in seinen Biographien und mehr noch an andern Orten zum Lobe des Cosimo erlaubt, und die oft als eben so große Ironie zu klingen scheinen, wirklich ernstlich gemeint sind, und daß er weit entfernt, die Handlungsweise seines Fürsten irgend zu mißbilligen, geneigt war, den Eroberungsplänen desselben vorzugreifen, ja sie weiter auszudehnen, als dem politischen Takt des Cosimo selber räthlich scheinen durfte.

---

* — et Cosmum id, quamvis juste et generose factum, enixe tegi voluisse. —

** Mediceisches Archiv; Briefwechsel des Großherzogs Cosimo, Nr. 150. Bl. 228.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunst und Kunstausstellung in Lyon.

(Fortsetzung.)

Wer die Arbeiten der Maler und Bildhauer, der Dichter und Prosaisten in Frankreich seit dem Falle der Kaiserlichen Malerei und Literatur betrachtet, dem zeigt sich augenscheinlich, daß bei uns im Reich der Literatur und Kunst völlige Anarchie herrscht. Ohne Hinderniß, aber auch ohne leitende Grundsätze, selbst ohne Sinn für das Schöne, ohne Führer und Zaum gegen Laune und Willkühr eilen alle vorwärts, als wenn sie fürchteten zu spät zu kommen. Einige erheben sich über die Menge, bald durch die wirkliche Originalität ihres Talents, bald durch die Keckheit und Unverschämtheit ihrer Darstellungen. Andere fühlen ihre Unfähigkeit, selbst etwas hervorzubringen, sie werden also Nachahmer und laute Lobpreiser Derer, die nur einigen Ruf haben. Viele kleine oder mittelmäßige Talente finden so eifrige Bewunderer, die in ihren Koterien alles Mögliche thun, um sie hoch zu stellen. Aber bisher kam kein Genie, das seine Zeit beherrschte, kein Mann, der andere Maler und Bildhauer, selbst wider ihren Willen, durch die Macht seines Talents mit sich fortrisse. Eine Menge Systeme sind entstanden, aber bis auf den heutigen Tag ist noch keines vorherrschend geworden.

Nur Ein Mann, aber ein Künstler von seltener Bedeutung, hat sich bemüht, der Kunst in Frankreich gleichförmigen Gang und Richtung zu geben, indem er sie auf den alleinigen wahren Grundsatz, auf Nachahmung der Natur und redliches Streben nach dem Einfach-Schönen, zurückführte. Dieser Mann ist Ingres. Sein Einfluß mußte groß und mächtig seyn und zeigt sich auch jezt als solcher. Ingres ist einer der genialen Künstler, die zwanzig Jahre lang einen Gedanken mit sich herumtragen, nähren und pflegen, ihn dann gereift und kräftig zu Tage fördern und mit einer Beharrlichkeit in allen Folgen entwickeln, die sich durch nichts abschrecken läßt, und die eine Energie des Willens und der Ueberzeugung darthut, die nur aus einem tiefen Gemüth hervorgehen kann. Unglücklicherweise ist dieser Kunstreformer in Paris lange weder vom Publikum noch von der Regierung verstanden und gewürdigt worden. Indessen hielt sein mächtiges Auftreten durch Einfluß und Beispiel den schlechten Geschmack und die Barbarei auf, die auf dem Punkt war, in der Malerei einzubrechen. Ingres wurde zum Director der französischen Akademie in Rom ernannt. Glücklicherweise hatte er vor seinem Weggang zum großen Vortheil der Kunst guten Samen ausgestreut, denn viele Schüler hatten seine Grundsätze und seine kräftige, tiefe Ueberzeugung angenommen. Es läßt sich hoffen, daß sie bald herrschend werden und dadurch eine neue französische Schule entsteht. Für jezt aber ist nichts dergleichen vorhanden.

Was hier über Frankreich gesagt ist, gilt gleichfalls von Lyon. Unsere Stadt hat keine Malerschule mehr, aber viele junge Leute von ausgezeichnetem Talent leben und arbeiten hier, ja ihr Streben und ihre Leistungen sind so bedeutend, daß sie auch, nach dem, was in dieser Beziehung in Paris geschieht, noch ehrenvolle Erwähnung verdienen, weil unsere Künstler nicht, wie die aller andern französischen Städte und Provinzen, nach der Hauptstadt gehen, da bleiben und sich von ihr aussaugen lassen, sondern nach ihren Kunstreisen nach Italien hier leben und ihre Selbstständigkeit bewahren.

Digitized by Google

Unſere Malerakademie in St. Pierre, eine treffliche Bildungsſchule für Zeichnung und andere bildende Kunſt, iſt nicht von der Höhe herabgeſtiegen, auf der ſie unter Revoil ſtand, denn Zeichnung, Malerei, Bildhauerkunſt und Architektur werden da von trefflichen und bewährten Meiſtern gelehrt. Die Zahl der Zöglinge iſt ſeit 1830 um ein Drittheil geſtiegen, und zweihundert neue Schüler ſind ſchon für die nächſte Zukunft eingeſchrieben.

Wie ausgezeichnet unſere Lyoner Künſtler ſind, beweiſen der Concurs für die Sendung nach Rom und die Kunſtausſtellungen im Louvre gleich ſehr. Vor drei Jahren erhielt zuerſt ein Zögling unſerer St. Pierre-Schule den Lorbeer und Preis für Rom; es war der Lyoner Hippolyte Flandrin, der Ingres' ausgezeichnetſter Schüler und einer der vorzüglichſten Hiſtorienmaler in Frankreich iſt. Dies Jahr hat ſich Bonaſſieur aus Lyon auch in dem Concurs um den römiſchen Preis in der Bildhauerei hervorgethan.

Bei den lezten Ausſtellungen im Louvre zeichneten ſich auch die Lyoner ſehr aus. Flandrin lieferte 1836 das beſte hiſtoriſche Bild, zwei andere Lyoner thaten ſich durch Genrebilder, Landſchaften und Büſten hervor. Ein Drittheil der ausgetheilten Medaillen wurde hieſigen Künſtlern zu Theil. Dies iſt auch nicht zu verwundern, denn wir haben in allen Fächern hervorſtechende Talente: Orſel als trefflicher Zeichner, Flandrin als Hiſtorienmaler, Bonneſond, den man mit dem zu früh verſtorbenen Leopold Robert vergleicht, Guichard, ein ausgezeichneter Coloriſt, und Cornu, Trimolet und Jacomin, vorzügliche Portraitmaler. Im Genre erſcheinen zwar Richard und Revoil nicht mehr, dafür aber Biard, der durch ſeinen komiſchen Ausdruck den Beinamen des Molière der Malerei gewonnen hat; Jacquand und Genod, einer der beſten Schüler Revoil's. Unſere Bildhauer liefern Ausgezeichnetes; wer kennte in Frankreich den Profeſſor Legendre, Eter, Moyne, Foyatier und neuerdings Ruolz nicht? R., der bei der lezten Ausſtellung im Louvre für ſeine ſchönen Büſten eine goldene Medaille erhalten hat. Paris hat keinen Thiermaler wie unſer Duclaux; Belley iſt auch ein trefflicher Pferdemaler. An Guindraud haben wir einen der beſten franzöſiſchen Landſchaftsmaler, und ihm ſteht Groben nur wenig nach; in dieſer Beziehung müſſen auch Dubuiſſon, Fonville, Leymarie, Flacheron und Desombrages noch ehrend genannt werden.

Die für unſere Fabrik ſo wichtige Blumenmalerei hat an Berjon und Thierrat, an Saint-Jean, Berger und mehreren jungen Künſtlern tüchtige Vertreter. Wir könnten noch ausgezeichnete Talente nennen, wenn wir die wegen politiſcher Verhältniſſe im Ausland lebenden Maler anführen wollten, z. B. den genialen Zeichner und geiſtreichen Portraitmaler Auguſte Boitet, dermalen in Genf, deſſen Farbe ſchon jezt an die beſten Muſter in dieſer Art erinnert.

So ſind denn in Lyon alle Elemente zu einer bedeutenden und unabhängigen Kunſtentwickelung vorhanden, und unſere Stadt kann für das mittägliche Frankreich Hauptſtadt der Kunſt werden. Dazu fehlt es auch nicht an Aufmunterung aller Art und ganz neuerdings hat die Stadt eine bedeutende Summe angewieſen, mit der ausgezeichnete Arbeiten der Kunſtausſtellung angekauft werden ſollen.

In der That übertraf unſere lezte Expoſition Alles, was in dieſer Beziehung je hier oder in irgend einer andern franzöſiſchen Provinzialſtadt geſehen worden, nie aber brachten wir es weiter als zu acht bis zehn guten Bildern, die faſt erdrückt wurden von einer Menge Mittelgut und ſchlechten Sachen in Malerei und Zeichnung. In den andern Provinzialſtädten, wo zwar Vereine von Kunſtfreunden beſtehen, die aber in ſich ſelbſt nicht die Hülfsquellen, Lehranſtalten und Kunſtſammlungen haben wie Lyon, waren dergleichen Ausſtellungen noch armſeliger, denn ſie beſtanden lediglich aus Jugendarbeiten, die von den Künſtlern nur in der Abſicht eingeſchickt wurden, ſie los zu werden, nach dem in Frankreich herrſchenden Grundſatz: es iſt lange gut genug für die Provinz. Bei uns geſchah dies nicht und konnte nicht geſchehen, denn wir ſind in aller Kunſtbeziehung zu bedeutend und ſelbſtſtändig. Wir ſahen nur ſehr wenig von der loſen Waare, die ſchon von einer Provinzialausſtellung zur andern gewandert iſt, ohne Käufer zu finden. Faſt Alles, was unſerm Kunſtverein von Pariſer und Nicht-Lyoniſchen Malern zugeſchickt wurde, beſtand in Gemälden, die eigens für unſere Kunſtausſtellung gemacht worden ſind, oder die bei der lezten Ausſtellung im Louvre ſchon ehrende Erwähnung erhalten hatten. Unter den in Paris lebenden Künſtlern, die unſer Kunſtverein zur Theilnahme an der Lyoner Ausſtellung eingeladen hatte, waren beſonders Renour, Juſtin Ouvrié, Thuilier, Mercey, Gudin, Lehmann, Robert Fleury, Deveria, Lapito, Gilio, Finart, Loubon, Fratin, Johannot und Fragonard. Von ihnen kam auch manches Bedeutende ein, z. B. der Heinrich IV. von Fleury, der Don Diego von Lehmann, ein Seeſtück von Gudin, mehrere Landſchaften von Lapito, Ouvrié und Thuilier. Auch talentvolle Pariſerinnen, z. B. Madame Haudebourt und Madame Brune erfreuten uns durch gute Arbeiten. Aus Genf ſandten die trefflichen Landſchaftmaler Diday und Calame Treffliches ein.

Aber nicht dieſen talentvollen Nicht-Lyonern verdankte unſere Ausſtellung ihre Bedeutung, ſondern den einheimiſchen Künſtlern, denn von Flandrin ſahen wir drei große herrliche Bilder, und außerdem Vorzügliches von Orſel, Bonneſond, Jacquand und Guindraud; außerdem noch

Digitized by Google

Mitarbeiter, Lieferanten, Kunden und Freunde des Hauses Eugen Richter, sie beim Ableben ihres Prinzipals treu begleiten.

Alle Anwesenden folgen.

Todesfälle und Todesfall.

Berlin.

Max Hesse, Inhaber der Firma Deutsche Verlagsanstalt Max Hesse, Berlin, ist am 1. Juli im Alter von 70 Jahren gestorben. Er hatte sich 1884 selbständig gemacht. Der Verl. Max Hesse ist besonders in Berlin, Leipzig und Dresden bekannt. Er hat sich auch als Schriftsteller betätigt.

Hermann Hillger, Inhaber der Firma Hillger Verlag, Berlin, ist am 1. Juli im Alter von 70 Jahren gestorben. Der Verl. Hillger hatte sich 1887 selbständig gemacht. Er hat sich besonders durch seine Kalender einen Namen gemacht.

Hermann Paetel, Inhaber der Firma Hermann Paetel Verlag, Berlin, ist am 1. Juli im Alter von 70 Jahren gestorben. Er hatte sich 1887 selbständig gemacht. Der Verl. Paetel ist besonders durch seine Kalender bekannt.

Paul Parey, Inhaber der Firma Paul Parey, Berlin, ist am 1. Juli im Alter von 70 Jahren gestorben. Er hatte sich 1887 selbständig gemacht. Der Verl. Parey ist besonders durch seine Kalender bekannt.

Paul Schmidt, Inhaber der Firma Paul Schmidt Verlag, Berlin, ist am 1. Juli im Alter von 70 Jahren gestorben. Er hatte sich 1887 selbständig gemacht. Der Verl. Schmidt ist besonders durch seine Kalender bekannt.

Hermann Schmidt, Inhaber der Firma Hermann Schmidt Verlag, Berlin, ist am 1. Juli im Alter von 70 Jahren gestorben. Er hatte sich 1887 selbständig gemacht. Der Verl. Schmidt

№. 83.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 17. Oktober 1837.

Kunst und Kunstausstellung in Lyon.

(Fortsetzung.)

Vor neun oder zehn Jahren wurden zwei Knaben zu einem Kunstfreund unserer Stadt geführt wegen ihres merkwürdigen Kunstsinnes und hervorstechenden Talents geistreicher Auffassung und correcter Darstellung. Einer schien ungefähr zehn Jahre alt, der andere nicht über zwölf. Beide zeigten in Haltung und Benehmen, wie einfache Buben seyn sollen, eher etwas linkisch und schüchtern, durchaus nichts Hervorstechendes vor andern Knaben ihres Alters; es schien ihnen ziemlich zuwider, eine Rolle zu spielen, und kaum eingetreten in das schöne Zimmer, sahen sie schon wieder nach der Thür. Von jener in Frankreich so häufigen Kinder-Eitelkeit, von der traurigen, unkindlichen Altklugheit, von dem Selbstgenügen, das sich gewöhnlich an ausgezeichneten oder berühmten Kindern bemerken läßt, von der Unnatur der kleinen Wunder, die später oft zum Gewöhnlichen, manchmal sogar unter die Mittelmäßigkeit herabsinken, von alle dem war an den zwei Knaben nichts zu bemerken. Sie schienen ganz gewöhnliche Schulbuben. Der Herr und die Frau des Hauses waren freundlich gegen sie, warum sie sich aber wenig kümmerten. Endlich bat man sie, doch etwas von ihren Talenten sehen zu lassen. Wie sie sich nicht dazu gedrängt hatten, so ließen sie sich jezt nicht bitten. Jeder nahm eine Feder und warf rasch und in kecken Strichen Reiter und Fußvolk, Revuen, Scharmützel, Hinterhalte, Angriffe auf Redouten und andere Kriegsscenen auf's Papier. Solches thun auch andere Schüler auf ihre Hefte, aber roh und ohne Verstand; die Zeichnungen dieser Knaben hingegen waren richtig, correct und wahr, Compositionen voll Interesse, geistreiche Gruppen, mit Sinn und nach den strengsten Regeln der Perspective. Diese zwei Knaben, die bisher keinen Unterricht im Zeichnen erhalten, sondern Alles durch sich selbst gelernt hatten, diese wunderbaren Autodidakten waren Brüder und hießen Hippolyte und Paul Flandrin.

Beide kamen bald darauf in die Kunstschule St. Peter, wiewohl Viele, selbst Sachverständige, behaupteten, daß ihr ganz eigenthümliches Talent auch eine ganz besondere Ausbildung erhalten müsse, eine Behauptung, die allerdings Einiges für sich hatte. Indeß hat die Folge bewiesen, daß jene Meinung hier irrig war, denn Paul Flandrin ist ein tüchtiger Landschaftmaler, und Hippolyte Flandrin gehört schon jezt, in seinem zweiundzwanzigsten Jahre, zu den ausgezeichnetsten Malern Frankreichs.

Beiden hat die Natur eine ganz eigenthümliche Kunstorganisation gegeben, Alles in der St. Pierre-Schule schlug ihnen trefflich an und von da kamen beide in Ingres' Atelier. Hier unter der Leitung des vorzüglichsten französischen Malers und correctesten Zeichners seiner Zeit erwarb Hippolyte die festen Grundsätze und den strengen Geschmack, durch die er auf so ehrenvolle Weise und so früh den großen Preis der Rom-Pension erwarb. Diesem reichen, eigenen Talent und seiner trefflichen Kunsterziehung verdankt er den Höhengrad in seiner Kunst in einem Alter, wo andere Maler kaum recht mit Pinsel und Farben umgehen können.

Zwar möchte ich nicht mit Manchem französisch übertreibend sagen: Flandrin steht bereits als ein vollendeter Maler da, was er heute ist, wird er auch in zehn Jahren, in seinem ganzen artistischen Leben seyn; er selbst würde sich dies unverständige Lob unverständiger Freunde verbitten. So viel aber ist gewiß, man sieht in seinen Bildern nicht einen Künstler, der einen Weg sucht, sondern der bereits den rechten gefunden hat und ihn nur zu verfolgen braucht, den Weg der Einfalt, Wahrheit und Schönheit, den Weg seines Meisters. Bei alle dem ist er nicht dessen sklavischer Nachtreter, denn nur in strenger Naturwahrheit begegnen sich Beide, gehen aber übrigens ihren Weg, Einer unbekümmert um den Andern, Jeder in seiner vollen Individualität. Auf den ersten Blick scheinen sich Flandrin's und Ingres' Farbe gleich, wie auch ihre Zeichnung, nur daß der Meister noch geschickter darin erscheint als der Zögling. Sieht man aber

Digitized by Google

ihre Bilder neben einander, prüft man sie genau, so zeigt sich ein merklicher Unterschied im Colorit, in Ingres' Zeichnung etwas Trockenes, in der Flandrin's hingegen etwas Weiches. Die Bilder des jungen Künstlers genügen auch strengen Kunstrichtern, denn in ihnen vereinigt sich verständige Composition, schöne und gefällige Natur, Einfachheit und Ruhe in Ausdruck und Bewegung, correcte Umrisse, feste und wahre Zeichnung; Schatten und Licht sind da so verständig behandelt, wie bei Ingres und andern tüchtigen Meistern. Vor Allem ist aller Charlatanismus, alle Effectjagd streng verbannt, das Licht fällt nicht wie ein Feuerwerk auf die Gestalten, mit Effecten rechts, links, vorn und hinten, nichts ist geziert (papilloté), nichts ermüdet das Auge, denn Alles ist einfach und wahr, Licht und Schatten fallen in Massen auf, in Massen verbreiten sich die Schatten. Es ist Flandrin wie Ingres vorgeworfen worden, seine Bilder hätten einen grauen Ton. Dem ist aber im Allgemeinen nicht so. Sein Dante, der nach Purgatorio C. XIII. mit Virgil die erblindeten Neidischen im Fegfeuer besucht, ist allerdings grau gehalten, nicht aber sein Hirte in der römischen Campagna und sein Euripides in der Inspiration, denn beide Bilder sind in ganz verschiedenem Ton gehalten. Flandrin's Farbe ist überhaupt nicht herrschend, aber verständig und besonnen, man möchte sagen, sie ist noch zu jung. Der Künstler hatte drei Gemälde ausgestellt, von denen wir nach einander einige Worte sagen wollen.

Sein römischer Hirt ist ein gutes und merkwürdiges Studium, das die Menge nur wenig anzieht, Kennern aber immer mehr gefällt durch seine treffliche Zeichnung, seine kräftige und wahre Behandlung des Nackten. Die Umrisse sind treu und correct, ohne ins Trockene zu fallen, Beine und Füße vielleicht etwas zu weich. Dagegen sehen wir nur wohlverstandene Verkürzungen. Hätte Flandrin bloß dieses Bild ausgestellt, so wäre es immer das Gemälde ersten Rangs von Allem, was hier zu sehen war.

In dem inspirirten Euripides weiß man nicht recht, wo das Licht herkommt, und wie ein so gut beleuchteter Körper von Finsterniß umgeben zu seyn scheint; es ist dies allerdings eine Unwahrscheinlichkeit, wenn man nicht, wie bei Correggio's Nacht, annehmen will, daß das Licht von der Hauptgestalt ausgeht. Uebrigens hat dies Bild viel Treffliches, Wahrheit, Schönheit und edle Formen; die Stellung ist einfach und natürlich, die Färbung wahr, die Zeichnung correct und tadellos. Schwerlich läßt sich etwas Wahreres und Kräftigeres denken, als der Arm mit dem Schreibstylus, dies ist die Farbe von lebendem, blutdurchströmten Fleisch. Manche wollten in diesem Bild nur ein gutes akademisches Studium sehen; dann wäre aber der treffliche und edle Ausdruck, dieser Ausdruck dichterischen Denkens, Fühlens und Schaffens sehr überflüssig. Ich, der den stylisirenden, Phrasen machenden und schon etwas manierirten Euripides nicht so hoch stelle, als die Franzosen, möchte in dem Bilde lieber Aeschylus oder Sophokles sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur deutschen Ueberſetzung des Vasari.

Briefe an den Herausgeber von Dr. Gaye.

(Fortsetzung.)

Umbrien.

Fuligno und ſeine Umgegend.

Bei den zwei Bildern des Niccolò, der sich nach diesem Ort benennt, brauche ich mich weniger aufzuhalten, weil sie von Andern mehrfach erwähnt und in der Kirche St. Niccolò Jedermann zugänglich sind. Zu beachten ist, daß das größte und wichtigste dieser Werke (Natività) in seiner untern Abtheilung, namentlich im Goldgrund in Paris restaurirt, und nur in dem obersten Theil unberührt gelassen wurde. Erschwert diese Wahrnehmung auch das Urtheil über den Farbenton dieses Bildes, so bleibt doch kein Zweifel, daß es mit der sehr ähnlichen, aber bei weitem nicht so schönen, jezt sehr ruinirten Tafel in der Bastia, und mit der unvergleichlich schönen Verkündigung in St. Maria Nuova in Perugia von einer und derselben Hand herrühre. Dies, wie fast alle seine Bilder, hat die Form, welche ich schlechthin die gothische heißen will;* in der untersten Abtheilung in der Mitte die Natività, rechts der h. Sebastian und der h. Niccolò, links der Erzengel Michael und der Ev. Johannes; darüber in einem kleinern Maßstab vier halbe Figuren, rechts Johannes der Täufer und eine h. Nonne, wohl die h. Clara, links der h. Hieronymus und der h. Franz; zu oberst über der Natività die Auferstehung Christi, nach welcher die vier eben genannten Heiligen sich hinwenden, und dieser zur Seite in den kleinen, spitz zulaufenden Enden vier männliche Heilige; auf den zwei Leisten endlich, welche das Ganze einfassen, zehn (je fünf auf jeder) heilige Männer und Frauen. — In der Sakristei zeigt man noch eine ihrem künstlerischen Verdienst

* Dergleichen Reminiscenzen aus dem 14. Jahrhundert lassen sich an vielen Orten in Italien verfolgen; es dürfte gewagt seyn, aus solchen Einzelheiten einen Schluß auf den Baustyl des 14. Jahrhunderts in Siena zu machen, wie es von v. Rumohr im 2ten Bande der Ital. Forschungen S. 199 geschehen.

Digitized by Google

nach werthlose, wenig ausgeführte, aber dennoch nicht unwichtige Copie des in Paris verbliebenen Gradinums. Die Motive dieser kleinen Bilder (ihrer vier, Christus am Oelberg, seine Geißelung, Kreuztragung und Kreuzigung) entsprechen aufs Genaueste andern ebenfalls in Umbrien befindlichen Darstellungen desselben Meisters (in Assisi und Diruta z. B., wovon später). Die Inschrift zwischen zwei dieser Vorstellungen, ganz so angebracht wie auf dem Bilde in der Vastia, und, wie es scheint, treu copirt, gibt den Namen Nicholaus alumnus; eine Bezeichnung, die ich auf keiner seiner übrigen Tafeln, deren mir eine Menge bekannt ist, je wieder gefunden habe. — Octo q̃ncetus centum de millibus anni — bedeutet wohl 1492; Mariotti (Lett. Perug. p. 129), der die Inschrift sonst ziemlich genau mittheilt, hat sogar: Octo quindecies centum de millibus anni.

Die Krönung der Madonna in derselben Kirche ist des abweichenden Typus wegen besonderer Beachtung werth; eingefaßt sind die zwei Hauptfiguren des Bildes von einem Kranz von Cherubim; unten in der Landschaft knien rechts der h. Antonio Abbate, links der h. Bernhard.

Wichtiger scheint es mir nun, einen Maler bei Ihnen einzuführen, den man bisher nur aus einem einzigen Werke auf ziemlich ungenügende Weise gekannt hat. Ihnen ist aus Assisi jene kleine Capelle, St. Antonio, unvergeßlich geblieben, in welcher Architektur, Malerei und Ornamente (diese namentlich ihrer Schönheit wegen eines besondern Studiums würdig) zu einem so überaus herrlichen Ganzen sich vereinigen. Unter den Malern, welche diese Capelle, außer einzelnen Figuren, mit Darstellungen aus der Geschichte des h. Antonio und Jacomo verzierten, haben sich zwei genannt, und der eine auf der linken Seite als Petrus Antonius aus Fuligno bezeichnet. Ihn treffen wir wieder in seiner Vaterstadt,* wo er uns nun auch in einer etwas barbarischen Inschrift seinen Familiennamen mittheilt: opus Petrus Antonius Mesastris de Fulginei pinsit 1471. Dieses Werk (in der Mitte die Madonna, rechts die h. Clara, links die h. Lucia in der für solche Plätze üblichen Weise) steht der genannten Arbeit in Assisi nach, zeigt aber denselben Styl und das Wirken im Sinn des Benozzo. Nach diesen und andern kleinen Bildern, die sich in Fuligno und der nächsten Umgegend als Tabernakel (maestà) nicht selten finden und öfter durch Unterschriften verbürgt sind, wird man berechtigt seyn, ihm auch in Assisi die nicht unbedeutenden Wandgemälde an der Façade der Confraternità di St. Francesco zuzusprechen. Christus und Madonna, von Engeln umgeben, erscheinen oben in einer Mandorla dem unten knienden h. Franz, der ihnen seine Rosen darbietet, und von Engeln, die neben ihm knieen, eingeführt wird. Rechts in der Ecke zeigt er ebenfalls in knieender Stellung dem Pabst Gregor seine Blumen. Von den sieben Werken der Barmherzigkeit, welche ehemals daneben in acht Abtheilungen in Terra Verde gemalt waren, sind nur noch zwei deutlicher zu erkennen.

Südlich von Fuligno, auf dem Wege nach Spoleto, sind unterhalb Trevi in der Kirche Madonna delle Lagrime eine unberührte (1831) Grablegung von Spagna, und eine ganz überschmierte Anbetung der drei Könige von seinem Meister, P. Perugino, letztere namentlich wegen einer ähnlichen Composition in Città della Pieve, zu beachten.

Bedeutender, aber auch bekannter sind auf derselben Straße in der Spoleto schon näheren Kirche St. Giacomo die Fresken, mit denen derselbe Spagna namentlich die Apsis dieses überaus interessanten Gebäudes verzierte. In der Mitte des Ganzen brachte er oben die Krönung der Madonna an, zur Seite musicirende Engel, unten knieend rechts sechs heilige Männer, links sechs Frauen; unter dieser Darstellung in der Mitte die Hauptfigur, der h. Jakob, auf den beiden Seiten die uns aus jener Capelle des heil. Antonio in Assisi erinnerlichen Wundergeschichten, rechts die Wiederbelebung der gebratenen Hühner, und links der erhängte Knabe, vom Heiligen ins Leben zurückgerufen und seinen Eltern zurückgegeben, die vertrauungsvoll und erwartend zuschauen (1525). — Daneben in einer Capelle (rechts) in der Höhe die Madonna mit dem Kinde, halbe Figur, Engel auf beiden Seiten; unter ihr der h. Sebastian, ihm rechts der h. Fabiano, links St. Rocco (1527). Die Wundergeschichten des h. Jakob dürften, verglichen mit denen in Assisi, eben so sehr gewinnen, als die Krönung der Madonna neben demselben Gegenstande des Fra Filippo in Spoleto verlieren wird. Offenbar zu seinem Nachtheil schwebte ihm dieser vor; die Ausfüllung des kleinen Raumes durch zu große Figuren ist der Erinnerung an jene Fresken beizumessen. Diese Bilder sind von Carattoli aus Perugia auf ziemlich schonende Weise wiederhergestellt worden. Reihen Sie nun mit diesen Hauptwerken noch diejenigen zusammen, welche sich hier in der Umgegend befinden, das Fresko in der Kirche dei Angeli (Gruppen von Figuren, die auf eine Kreuzigung Bezug haben; der Gekreuzigte selber fehlt; restaurirt, wohl eine seiner frühesten Arbeiten); die Tafel in Montesanto bei Todi, Krönung der Madonna vom J. 1511, eine Nachbildung des in Narni bei den Zoccolanti befindlichen Bildes von demselben Künstler; das schönere Werk in der untern Kirche zu Assisi, Madonna mit dem Kinde auf dem Thron, oben neben ihr kniende Engel, unten auf jeder Seite drei heilige Männer und Frauen, unter ihnen namentlich solche, die in Umbrien, vorzüglich

* In einer Lünette über der Thür des Klosters Sta. Lucia.

Digitized by Google

in Assisi, besonderer Verehrung genießen (1516); im Palazzo Pubblico von Spoleto das Kniestück in Fresko, die Madonna mit dem stehenden nackten Kinde, rechts der h. Hieronymus und St. Antonio, links die h. Katharina und der Bischof Brizio, darüber im Giebel zwei Engel mit Wappen — und fügen Sie diesen Werken eine bis dahin übersehene Tafel in Montefalco bei, die mir durchaus vom Spagna herzurühren scheint (die h. Katharina, fälschlich St. Illuminata in der spätern Unterschrift bezeichnet, umgeben von zwei Heiligen, der eine als St. Vincentius, der andere als St. Nicolaus, beide aber gewiß unrichtig getauft; Goldgrund, im Dom), so werde ich Ihnen so ziemlich Alles verzeichnet haben, was hier in Italien jezt noch von diesem wackern Schüler des P. Perugino erhalten ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom August.

Denkmäler.

St. Petersburg, 2. August. Die kolossalen, aus Bronze gegossenen Standbilder der Feldmarschälle Fürsten Kutusoff-Smolensky und Barclay de Tolly, die vor der Kasan'schen Kirche aufgestellt worden sind, haben eine Höhe von 5 Arschinen 5 Werschock (12½ F.), wiegen 400 Pud (16000 Pf.), und zeigen die Helden in Feldmarschalls-Uniform. Fürst Kutusoff hält mit der Rechten seinen über die Uniform geworfenen Mantel und zeigt mit der Linken, in welcher er den Feldmarschallsstab hält, in die Ferne. Zu seinen Füßen liegt eine französische Fahne. Die Piedestale von Granit sind 12 Arschin hoch, wodurch die Monumente eine Gesammthöhe von etwa 50 F. erhalten.

Posen, 12. August. Die seit 1829 gesammelte Summe von 22,000 Rthlrn. zur Wiederherstellung des in der hiesigen Domkirche befindlichen, den beiden Königen von Polen, Mieciślaus I. und dessen Sohn Boleslaus, als Verbreitern des Christenthums in Polen und Schlesien, errichteten Denkmals wird zur Errichtung einer Capelle im Dome, nach Art der Jagellonischen im Dom zu Krakau, verwandt, worin auf der einen Seite des Altars die den alterthümlichen Sarkophagen treu nachgebildeten Särge der beiden Könige ihren Platz finden, während auf der andern Seite die von Rauch gearbeiteten Standbilder derselben hinter einem zwischen ihnen befindlichen großen Kreuze aufgestellt werden sollen. Das ganze Werk wird wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahres vollendet, da Graf Eduard v. Raczynski, an der Spitze eines Comité's, die begonnenen Arbeiten sehr thätig leitet.

Frankfurt, 25. August. Das hiesige Journal zeigt nun bestimmt an, daß Thorwaldsen darein gewilligt hat, das Modell des Goethe-Denkmals zu liefern. In der am 21. gehaltenen Sitzung des Comité wurden die Vorschläge Thorwaldsen's vorgelesen. Goethe in zweifacher Lebensgröße, sich auf eine Lyra lehnend, wird die Hauptfigur bilden.

Darmstadt, 21. Juli. Unter dem Präsidium des Fürsten v. Wittgenstein und unter Mitwirkung des Oberbauraths Schleiermacher und des Hofbaudirectors Moller ist hier ein Verein zusammengetreten, welcher dem verstorbenen Großherzog Ludewig I. ein würdiges Denkmal zu errichten bezweckt. Es sind bereits Unterschriftslisten versendet, und der Gegenstand scheint im ganzen Lande allgemeinen Anklang zu finden.

München, 8. August. Der Verein, welcher sich in Wunsiedel gebildet hat, um Jean Paul Friedrich Richter ein Denkmal zu errichten, macht nun bekannt, daß dasselbe, da bereits ansehnliche Beiträge eingegangen seyen, aus einem erzgegossenen Standbilde auf granitenem Würfel bestehen werde, das vor dem Geburtshause des berühmten Mannes aufgestellt werden und dem Platze den Namen „Richtersplatz" geben soll. In dem Gemache, wo Jean Paul geboren worden, wird zugleich ein Museum angelegt, welches den Besuchenden auf Jean Paul's Persönlichkeit bezügliche interessante Gegenstände darbietet.

20. August. Der steinerne Katafalk über dem Grabe des neufränkischen Helden Theophile de la Tour d'Auvergne zwischen den Pfarrdörfern Unterhausen und Oberhausen, unfern der von Donauwörth nach Neuburg führenden Straße, war durch die Zeit und muthwillige Zerstörungssucht bedeutend beschädigt worden; daher Se. Majestät der König von Bayern, um das Andenken des „ersten Grenadiers von Frankreich" zu ehren, die Wiederherstellung dieses Denkmals befohlen hatten. Die früher in Stein gehauene Inschrift wird den Worten nach beibehalten, aber in Erz gegossen. Die Restauration ist bereits beinahe vollendet.

Paris, 24. Juli. Casimir Perrier's Grabmal auf dem Kirchhofe des Pere Lachaise ist bis auf einige Verzierungen vollendet. Der Minister ist in Lebensgröße dargestellt. Auf beiden Seiten des Gestells, auf welchem die eherne Bildsäule ruht, bemerkt man drei allegorische Figuren: die Beredsamkeit, Festigkeit und Gerechtigkeit; die vierte Façade ist noch leer. Ein elegantes Gitter umschließt den Platz des Monuments.

London. Dem Herzoge von Southerland wird auf dem Gipfel des schottischen Berges Beauraggie, in einer Höhe von 1400 F., eine 30 F. hohe Statue errichtet, die auf ein steinernes Octagon von 76 F. Höhe gestellt werden soll. S wird auf große Entfernungen sichtbar seyn, und Hr. Theackstone ist mit der Sculptur derselben beauftragt.

Edinburgh. Sir Walter Scott wird hier im George-Square ein Denkmal gesezt. Eine Säule von 120 F. Höhe wird die Statue des Dichters tragen.

Numismatik.

Dresden. Hier ist ein Sterbethaler des Königs Anton erschienen. Auf der Vorderseite das Brustbild des Verewigten, über demselben, innerhalb der Umschrift, ein sechsstrahliger Stern. Im obern Halbkreis: Anton König von Sachsen, im untern ein Kreuz vor den Worten: den 6. Juni 1836. Die Rückseite zeigt das gekrönte Königliche Wappen von einem Cypressenkranze umgeben, ruhend auf zwei kreuzweis gesenkten erlöschenden Fackeln. Ein ganz gleiches ¼ Thalerstück ist ebenfalls ausgegeben worden.

Kopenhagen, 8. August. In Borreby im südwestlichen Seeland sind in diesen Tagen ungefähr 1200 alte Münzen aus dem 13. und 14. Jahrhundert gefunden worden; einige darunter sind sehr selten, die meisten aber hanseatisch.

St. Petersburg, 2. August. In Wereja hat man in der Erde 2 Goldmünzen des Großfürsten Wassili Dimitrowitsch Donskoi gefunden, von welchem man bisher nur Silbermünzen kannte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 84.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 19. Oktober 1837.

Zur deutschen Uebersetzung des Vasari.

Briefe an den Herausgeber von Dr. Gaye.

Umbrien.

(Fortsetzung.)

Nördlich von Fuligno nach Perugia zu liegt das Städtchen Spello, das reich ist an bedeutenden, aber oft beschriebenen Werken des Pinturicchio. Ein Manuscript, das in der Sakristei der Hauptkirche aufbewahrt wird, enthält die aus Urkunden geschöpfte Notiz, daß die bekannte Capelle im J. 1501 mit jenen Fresken verziert ward.* Andere Werke der umbrischen Schule, die zum Pinturicchio in näherer Beziehung stehen, finden sich hin und wieder an den Straßenecken dieses sehr unbequemen, aber malerisch gelegenen Städtchens; ja eine halbe Miglie über demselben gelangt man durch einen schönen Olivenwald an die Kirche St. Girolamo, welche neben der wundervollen Aussicht auf die Ebene von Spoleto noch einige Wandgemälde bietet, im Porticus einen leidenden Hiob vom Jahr 1502, und hinter dem Hauptaltar ein Sposalizio, bei welchem die Schönheiten des damaligen Spello sich eingefunden haben dürften. Alle diese Sachen kommen zu den bessern Werken des Pinturicchio etwa so zu stehen, wie die toscanischen Trecentisten in den Provinzen, z. B. in Pistoja, zu gleichzeitigen Arbeiten in Florenz.

Niccolò Alunno aus Fuligno.

In Assisi sind schon einige Bilder des Niccolò aus Fuligno von Andern namhaft gemacht worden; man kann aber seine Bildung außerdem in einem andern Werke verfolgen, das, ohne gerade zu seinen besten zu gehören, doch in entschiedenen, und sogar grellen Zügen die Richtung dieses merkwürdigen Mannes bezeichnet. Zeit und Umstände mochten das ihm natürliche Hingeben an schmerzliche Gefühle, dies Verweilen bei Kummer und Leid auf alle Weise fördern und ausbilden; gewiß ist, daß Pest und Unfälle anderer Art, die Umbrien damals betrafen, ihm die erwünschte Gelegenheit boten, sich in den Geißelungen Christi, in den Kreuzigungen, in den Wundenmalen des h. Franz, in seinen Vorstellungen vom h. Sebastian u. s. w. auf ähnliche Weise typisch zu wiederholen, wie sich sein Nachbar Pietro in dem Presepio, in der Natività und in ähnlichen Darstellungen geradezu copirte. Größerer Ernst für die Sache von der einen, geringere Handfertigkeit von der andern Seite, bewahrten ihn freilich davor, je so fabrikmäßig und mechanisch zu werden wie Pietro Perugino, brachten es aber sehr natürlich mit sich, daß er häufig ins Grelle, in Uebertreibung überhaupt fallen mußte. — Dies Bild in Assisi nun, eine Brüderschaftsfahne (ehemals in St. Gregorio), die aus zwei Stücken besteht, war, als ich es zuletzt sah, noch im Hause des Hrn. P. Modestini. Das eine Stück zeigt auf der einen Seite den h. Gregor in vollkommenem Ornat, mit Tiara und Bischofsgewandung, auf einem Thron im Styl der Trecentisten, die Linke hält das geöffnete Buch, die Rechte segnet. Ein grüner Vorhang wird von zwei Engeln zu beiden Seiten weggezogen, während zu seinen Füßen rechts die Männer, links die Frauen der Brüderschaft knieend verehren (Goldgrund). Darüber die Geißelung Christi, in der ganzen Auffassung einer ähnlichen Composition desselben Meisters in dem Flecken Diruta auf's Genaueste entsprechend. Christus hier, wie dort, ganz in der Fülle des Schmerzes, die Henkersknechte in empörender Wildheit und Rohheit, mit dem Unterschiede, daß die größere Leinwand hier dem Maler Raum genug bot, seine Figuren stehend (dort sitzen einige) neben einander zu gruppiren. Ueber der Säule S. P. Q. R. und Christus zur Seite:

Hopus Nicolai Fulginati 1468.

Auf der andern Seite oben die in so früher Zeit seltene Vorstellung des Todes, mit der Sense in der

* Das Manuscript ist betitelt: „Antiche Constituzioni etc. etc. compilate nel anno del Signore 1749.

Digitized by Google

Rechten, in der Linken das erhobene Stundenglas; über ihm links ein Zettel mit den Worten: terram teris, terram geris, et terram revertéris, auf dunklem Grund; und hinter einem rothen Vorhang der h. Franz mit den Wundenmalen, in Verzückung. — Ueber dem unten auf dem größern Raume befindlichen Crucifix brachte der Maler den schon im 14. Jahrhundert üblichen Pelikan an, rechts und links stellte er die Madonna und den Johannes, unten an das Kreuz die Magdalena; drei Engel fangen das Blut des Erlösers auf, nicht alle, wie bei ihm gewöhnlich, in der Zerrissenheit des herbesten Schmerzes, sondern der eine mit mehr Ergebenheit jezt noch anbetend und verehrend (Goldgrund).

In einem bei weitem kräftigeren Tone hielt derselbe Maler die größere Tafel im Dom von Assisi, deren Reste auf zwei sich gegenüberstehenden Altären uns erhalten sind. Die eine Hälfte stellt wahrscheinlich einen weiter nicht bezeichneten Apostel und einen Diakon, wohl den h. Lorenz, vor; die andern den h. Rufinus in Bischofsgewandung und einen andern Diakon, vielleicht den Protomartyr Stephan. Unter dem ersten Bilde als Predella der h. Rufinus im Ofen; Henkersknechte sind beschäftigt, das Feuer anzuschüren (die Bewegungen erinnern hier sehr an ähnliche Figuren bei der Geißelung) und die Befehle auszurichten, welche ihnen von einem Reiter im Vordergrund gegeben werden, während das Volk gleichgültig gaffend umherstebt. — Unter dem zweiten bringt man den Leichnam des h. Rufinus in vollem Bischofsornat nach Assisi hinauf; der Wagen wird von zwei Ochsen gezogen, voran schreiten die Bewohner der Stadt und die Mönche, es folgt die Ortsgeistlichkeit in feierlicher Procession. — Die Form beider Tafeln die im 14. Jahrhunderte hergebrachte, die fast überall bei ihm wiederkehrt;* die Hauptfiguren auf vergoldetem Grund; in den Geschichten des h. Rufinus landschaftliche Gründe, in denen die bei italienischen Malern uralten und im ganzen 15. Jahrhundert, namentlich noch in Umbrien, durchstehenden Linien wiederkehren, denen Niccolò Alunno auf den Anhöhen und Bergen noch einige architektonische Nebenwerke beizugeben pflegt, die wie aufgetüpft und später hinzugefügt erscheinen.

Von derselben Hand ist nur noch die sitzende Madonna mit dem Kinde, zwei Engel auf jeder Seite, welche sich über der einen Tafel befindet, und ihrer beträchtlichen Höhe wegen nicht ohne Mühe gesehen werden kann.

Da die Arbeiten dieses Künstlers, welche in dem zwischen Perugia und Todi gelegenen Flecken Diruta befindlich sind, in Deutschland bis jezt durchaus unbekannt geblieben, wird es Sie interessiren, sie hier neben den andern Werken aufgereiht zu sehen. Zu den bessern gehören auch sie keineswegs, mit der wundervollen Verkündigung in Sta. Maria Nuova sind sie kaum zu vergleichen; man sieht aber in diesen frühesten Arbeiten (vom J. 1458) den Typen nach wenigstens Alles im Keime vorgebildet. — Das Bild über dem Hauptaltar von St. Francesco stellt die Madonna auf einem einfachen Thron dar, die mit den über einander gelegten Armen das auf ihrem Schoße liegende Kind in Andacht und Demuth verehrt. Zu ihrer Rechten kniet der h. Franz, durch und durch bei der Handlung betheiligt (dieses Hingegebensein an die Gegenwart des göttlichen Kindes lag historisch nothwendig in der Aufgabe der Quattrocentisten), mit geöffnetem Munde, einem überhaupt von innern Leiden aller Art durchwühlten Gesicht, mit den Wundenmalen u. s. w.; zu ihrer Linken der h. Bernhard, für sich niederblickend, und in der Mitte unten am Thron die verkleinerte Gestalt des Stifters, der sich auf der Inschrift Johannes Rubeus heißt. Zu beiden Seiten des Thrones vier Engel, und unter diesen der äußerste links das Vorbild für seinen wunderschönen Bruder in Sta. Maria Nuova; über dem Ganzen endlich, in einer gothischen Einfassung, halbe Figuren von kleineren Engeln. Ehemals hatte das Bild gewiß auch seine Seiteneinfassungen und sonstiges Zubehör, wie wir es an so vielen seiner Tafeln sehen; davon zeugt, außer dem obern Theil, auch der Goldgrund. Der braune Ton mag durch die Restauration gewachsen seyn, obwohl sie mit gewisser Sorgfalt beschafft, und nicht (wie bei so vielen seiner Fahnen, auf Leinwand in Tempera) zum gänzlichen Ruin des Bildes ausgefallen ist. Die Inschrift:

Nicolaus de Fulgineo pinxit 1458.

(Der Beschluß folgt.)

* So hier in einem Rund über dem Spitzbogen noch eine Verkündigung.

Kunst und Kunstausstellung in Lyon.

(Beschluß.)

Es ist noch gar nicht lange her, daß in Frankreich der kolossale Dante wenig bekannt und noch weniger geschäzt war. Als sich die Franzosen in Literatur und Kunst den Deutschen näherten, bemerkten sie auch, wie hoch dieser Dichter bei uns steht, und ihre Künstler in Rom, die sich auf einmal mit entschiedener Vorliebe der deutschen Malerei in Rom näherten, warfen sich nun auf ihn. So entstand unter andern auch Flandrin's Bild, Dante mit Virgil bei den Neidischen im Fegfeuer, ein Gemälde, das, bevor es hierher kam, bei der Ausstellung im Louvre hochgepriesen worden war. Der Ton dieses Bildes hat allerdings etwas Graues und Einförmiges, dies ist aber, wie gesagt, nicht Fehler des Flandrin'schen Colorits überhaupt, sondern nur kluges Verständniß des

Digitized by Google

Dichters, der da, wo er die Neidiſchen findet, eine dicke, ſchwere, düſtere und bleifarbige Luft ſieht, wo die Neidiſchen überdies ſteinfarbige Ketten trugen.

— — — Vidi ombre con manti
Al color della pietra non diversi.

Welchen Effect hätte hier eine helle, klare Färbung gemacht? Sie wäre ein Unſinn und ein gänzliches Mißverſtehen des Dichters geweſen. Er iſt ihm überall treu gefolgt, und erlaubt ſich nur eine einzige Abweichung. Dante ſagt:

— All' ombre dov' io parlava ora
Luce del ciel di se largir non vuole;
Ch' a tutte un fil di ferro il ciglio fora,
E cuce, si com' a sparvier selvaggio
Si fa però che queto non dimora.

Dieſe Vernähung der Augenlieder mit Draht war durchaus für die Malerei unpaſſend und geſchmacklos, deßhalb malt Flandrin ſeine Neidiſchen nur mit verſchloſſenen Augen, um ihre Verblendung und Erblindung darzuſtellen. Uebrigens hat der Maler in ſeinem Bild alle Dichtung ausgedrückt. Das ruhige, milde und edle Geſicht gehört dem reinſten, angenehmſten und harmoniſchſten Dichter des Alterthums, dem Dichter der Aeneis und der Eklogen, dem Virgil, dem Mantuaniſchen Schwan. Jenes ſcharf geſchnittene, abſpringende, ſtark accentuirte Profil, worin zwar die Güte und das Mitleid liegt, womit er die blinden Neidiſchen tröſtet, aber auch alles Eckige, Winkelige und Hervorſpringende der Männer des Mittelalters, dieſe ſcharfen Züge gehören Dem, der ſo lebhaften Antheil an dem Kampfe der Gibellinen und Guelfen nahm, dem koloſſalen Dante, der mächtigen poetiſchen Geſtalt des Dichters aus dem dreizehnten Jahrhundert, der es wagen konnte, uns Ugolin darzuſtellen, wie er

. . . . ritornò al fiero pasto.

Die materielle Ausführung dieſes großen Bildes iſt nicht weniger merkwürdig, als ſeine Compoſition in den Nebenfiguren. Hierher gehören beſonders die Köpfe der Neidiſchen, voll mannichfaltigen und ſchönen Charakters und Ausdrucks. Auch die Zeichnung iſt faſt durchaus correct, denn es läßt ſich daran nichts ausſetzen, als daß der linke Oberarm Virgils zu kurz ſcheint; übrigens iſt auch die Behandlung der Draperie mit großem Fleiß gemacht. So weit Flandrin.

Wie er, ſo hat auch Lehmann bei Ingres gearbeitet. Auch er iſt bei all ſeiner Jugend ein ausgezeichneter Maler. Sein Kopf des Don Diego muß ein treffliches Werk genannt werden, das, ungeachtet ſeiner kleinen Fehler, hohe Beachtung verdient, und auch bei der lezten Ausſtellung im Louvre hochgerühmt worden. In dieſem ruhigen, erhabenen Geſicht lebt Alles, und Alles hat vollendeten Ausdruck; überall zeigt ſich Leben, ſelbſt in den Knochen unter dem Fleiſch. Vielleicht iſt die ſchwarze Farbe des Mantels nicht gut gewählt, wiewohl ſie zum ſpaniſchen Koſtüm gehört und nicht wohl geändert werden konnte, denn dadurch werden die Conturen des Kopfs und der Hände etwas trocken; in der eine Saite haltenden Hand iſt auch ein Finger durch den Effect des Lichts mißgeſtaltet. Dies ſind aber kleine Flecken neben dem vielen Schönen und Trefflichen dieſes Bildes.

Unter den Verfechtern der ehemaligen Lyoner Schule ſtand Bonnefond, der jetzige Director unſeres Kunſtinſtituts in St. Pierre, und nahm da eine bedeutende Stelle ein; ſeine geleckten, mit Kleinlichkeit und Genauigkeit ohne Genie gemalten Bilder ſpielten ſogar in den Louvre-Ausſtellungen von 1816 und 1817 eine gewiſſe Rolle. Als ſpäter David's Schule ganz in Paris fiel, zog ſie auch die Lyoner nach ſich, und dem geprieſenen Bonnefond ging es nun arg, man ließ ihm nicht das geringſte Gute. Er aber ließ ſich dies nicht anfechten, ſondern ging nach Rom, um da nicht einen neuen Menſchen, ſondern einen neuen Maler anzuziehen. Allerdings legte er hier alle ſeine früheren Schulfehler ab und ging einen neuen und ſo ausgezeichneten Weg, daß ſeine Bilder ſeit 1828 ſelbſt in der Hauptſtadt Aufſehen erregten. Seine damals ausgeſtellte Pilgerin, ein gar liebliches Gemälde, bekam ſeine Stelle in den Zimmern des damaligen Herzogs von Orleans in Neuilly, und 1831 wurde ſein griechiſcher, Weihwaſſer austheilender Patriarch in der Louvre-Ausſtellung gar neben Leopold Robert's Schnitterinnen gehängt, ohne durch dieſe gefährliche Nachbarſchaft zu leiden. Seitdem hat er nur Jacquard's Portrait gemalt, und man konnte faſt fürchten, die Induſtrie- und Handels-Atmoſphäre Lyons ſage ihm nicht zu, und er beſchränke ſich jezt nur noch auf ſeine Amtsgeſchäfte. Um ſo angenehmer wurden wir bei der Ausſtellung durch ein neues Bild von ihm überraſcht, durch das Gelübde an die Madonna. Eine Mutter führt in der Angſt ihres Herzens ihr ſchwerkrankes kleines Mädchen an den Altar der Jungfrau und bittet ſie mit Inbrunſt um Erhaltung des Kindes. Der Gedanke iſt zwar nicht neu und wurde ſelbſt ſchon von franzöſiſchen Malern gut behandelt, z. B. von Schnetz; aber Bonnefond's Compoſition iſt eigenthümlich und ſchön, beſonders durch die einfache, natürliche und doch ſo ausdrucksvolle Stellung des armen Kindes voll Leiden und Niedergeſchlagenheit. Alles iſt hier wahr und ergreifend durch Beobachtung und treue Darſtellung; die Kleine leidet ſchon lange, die Krankheit hat bereits ihr Leben an der Wurzel angegriffen, das ſieht man in dem ausdrucksvollen, noch nicht alles Reizes beraubten Geſicht; die Arme ſind mager, die Beine hingegen angeſchwollen und die Geſchwulſt beginnt ſchon in ihren Geſichtszügen; ungeachtet dieſer ergreifenden Wahrheit zeigt ſich doch

Digitized by Google

nichts Zurückstoßendes; nur zur wehmüthigen Theilnahme und zum Mitleid wird man gestimmt. Die Schwierigkeit, sich sicher auf der schmalen Grenzlinie zu halten, wo hier das Schöne das Naturwahre verläßt, hat der Maler glücklich und mit besonderem Talent überwunden. Nicht so rühmenswerth sind Stellung und Ausdruck der Mutter, denn darin ist viel Uebertreibung, ja es ist als wenn der vorige Maler Bonnefond, der Schüler des Lyoner Revoil's, wieder hervorträte; mit mehr Einfalt und weniger Theatralität wäre ihr Schmerz viel wahrer, inniger und ergreifender gewesen. Napoleon sagte einmal zu Talma: „Kommen sie morgen zu mir in die Tuilerien, da werden Sie die Gesandten der höchsten europäischen Mächte mit mir über die wichtigsten Dinge unseres Welttheils verhandeln sehen, sie machen gewiß nicht mehr Gesten, als wir beide in diesem Augenblick, und sprechen nicht lauter, als es in guter Gesellschaft gebräuchlich ist.“ Hätte David, ja die französische Kunst überhaupt, dieses Wort festgehalten, so wäre sie in Unnatur und Uebertreibung nie so gefallen, als sie jezt selbst gesteht. In Lyon selbst, in unsern vorzüglich von Armen besuchten Kirchen in Fourvières oder in der Capelle von Notre Dame de la Garde habe ich manche Mutter für ihr sterbendes Kind beten sehen, innig, glühend, aber doch in ruhiger, einfacher Stellung, ohne brennendrothe Augen, ohne erhobene Arme, ohne gestreckten Hals und zurückgeworfenen Kopf. Bonnefond war immer ein guter Colorist, hier zeigt er sich aber auch als tüchtiger Zeichner. Von ihm sahen wir in dieser Ausstellung noch mehrere Mönchsköpfe, Studien aus Rom, deren Ausdruck und Wahrheit allgemein bewundert wurden.

An Cornu hat Bonnefond einen ausgezeichneten Schüler, eben so an Dauphin, deren Portraite voll Leben, Wahrheit und Farbe waren. Die von August Flandrin, dem Bruder des oben genannten, und von Stephan Chavanne gehörten auch zu den besten Arbeiten dieser Art in unserer Ausstellung.

Ein Freund der alten Florentiner, ein Verehrer Giotto's wie ich, hätte vor Aerger über das Gerede vergehen mögen, das über ein treffliches Bild Blanchard's aus Lyon gemacht wurde, weil es an einigen Stellen an die vielen Studien erinnert, die der geistreiche Maler nach den alten Florentiner und Siener Meistern gemacht, und allerdings manches Giottische in sein Gemälde übertragen hat, das die Anbetung des Jesu-Herzens vorstellt. Nachdem unsere Kunstrichter lange ihre Galle ausgeschüttet haben über diese Malerei, welche sie zu den langes du moyen-âge zählen, trösten sie den Maler damit, daß man glücklicherweise doch den esprit français durchbrechen sehe! Andere tadelten zwar mit Recht die Wiedererweckung und Nachahmung einer in all ihren Kunstrichtungen vergangenen Zeit, erkannten aber doch den tiefen, frommen Sinn der alten Florentiner an und dem Blanchard'schen Bild ließen sie Gerechtigkeit widerfahren wegen seiner schönen Composition und Anordnung, wegen des sinnigen und frommen Ausdrucks seiner mannichfachen Engelsgruppen und der trefflichen Zeichnung. Unser Erzbischof hat das Bild für die Kathedrale bestellt, und da wird es eine passendere Stelle finden als in den Sälen der Ausstellung, wo es zwischen störenden Umgebungen hing.

Somit hätte ich Ihnen das vorzüglichste Nationale von unserer Gemäldeausstellung bezeichnet. Die städtische Behörde hat für unser Museum Flandrin's beide Hauptbilder, seinen Dante und seinen Euripides, angekauft, und es ist erfreulich, daß diese guten Gemälde des ausgezeichneten Lyoner Künstlers hier bleiben.

Unsere Kunstschule hat auch dies Jahr wieder für den großen Rom-Pensionspreis in der Bildhauerkunst einen ihrer Zöglinge, C. Bonnassieux, geliefert. Sie sehen also, Lyon verdient auch in der bildenden Kunst die Aufmerksamkeit Deutschlands. **Dr. M.**

Nachrichten vom August.

Numismatik.

Kopenhagen. Ueber einen neuerdings bei Aarstadt, bei Egersund in Norwegen, zu Tage geförderten höchst bedeutenden Münzfund verbreiten sich zwei so eben erschienene Programme des Prof. Chr. Andr. Holmboe. Unter einer etwa 2½ Elle langen und 1 F. dicken Steinplatte fand man nämlich, außer einigem Silbergeräth, Spangen u. dgl., gegen 1500 Silbermünzen. Der ganze Schatz scheint gegen Ende der Regierung Kanut's niedergelegt worden zu seyn. Die Münzen gehören zum Theil dem Ethelred und Kanut an; eine ziemlich beträchtliche Menge sind deutsche Kaisermünzen, andere gehören nach Böhmen, Schweden, Frankreich, eine ist dänisch, einige wenige Fragmente sind kufisch, fast alle aus dem 10. und dem Anfange des 11. Jahrhunderts, nur wenige älter. Daß sich keine norwegischen darunter befinden, kann bei der Seltenheit der ältesten Münzen dieses Landes nicht befremden. Auffallend ist es, daß eine bedeutende Anzahl dieser Münzen mit zehn und mehr Einschnitten zu irgend einem Behufe versehen ist. Eine Münze mit dem Monogramm Christi trägt die räthselhafte Inschrift: Invictus Caesar. Höchst instructiv sind die vielen angelsächsischen Münzen, welche die Zahl der aus Rubing bekannten Münzmeister um 86 vermehren.

Medaillenkunde.

Augsburg, 25. Juli. Der Hofgraveur Neuß hat, aufgefordert vom Mainzer Comité, eine schöne Denkmünze geliefert, welche die Statue Gutenberg's von Thorwaldsen und auf der Rückseite die von Otfr. Müller verfaßte Inschrift des Piedestals des Standbildes enthält:

Artem, quae latuit Graecos, latuitque Latinos,
Germani solers extulit ingenium;
Nunc quidquid veteres sapiunt sapiuntque recentes,
Non sibi, sed populis omnibus id sapiunt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 85.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 25. Oktober 1837.

Zur deutschen Ueberſetzung des Vaſari.

Briefe an den Herausgeber von Dr. Gaye.

Umbrien.

(Beſchluß.)

Die Brüderſchaftsfahne in St. Antonio Abbate entſpricht der früher genannten bei Modeſtini, und der durch Reſtauration ganz und gar verdorbenen in St. Criſpino zu Aſſiſi in mannichfacher Beziehung. Die vordere Seite hat in der obern Abtheilung den Gekreuzigten, an dem hier, wie auf andern Bildern, durch den geöffneten Mund u. dgl. der Moment des Leidens hervorgehoben wird; rechts und links ſitzen, des engen Raumes wegen, die Madonna und Johannes (ſo in St. Criſpino), unter den Armen fangen zwei hübſche, nicht wie gewöhnlich klagende Engel das Blut auf. In der großen untern Abtheilung der h. Antonio auf dem Thron; als Biſchof hält er den Stab in der Linken, die Rechte zum Segen erhoben; zwei Engel ſetzen ihm die Biſchofsmütze auf, unten knieen Männer und Frauen, durch die weißen Gewänder als Brüderſchaft bezeichnet. — Der Kreuzigung entſpricht auf der andern Seite eine in ganz ähnlicher, nur noch in übertriebenerer Weiſe dargeſtellte Geißelung, unter der den größeren Raum zwei Heilige, der h. Franz und der h. Bernhard, einnehmen, bloße Wiederholungen ähnlicher, ſchon oft da geweſener Gegenſtände. Das Ganze auf Goldgrund iſt durch Uebermalung ganz und gar entſtellt. — Größere Beachtung als die zuletzt genannten Werke verdienen zwei nicht allein dem Umfang, ſondern auch dem innern Werth nach bei weitem bedeutendere Bilder, die auf der von Kunſtfreunden und Hiſtorikern ſo ſelten beſuchten, und doch ſo überaus merkwürdigen Furloſtraße ſich befinden. Die antike Brücke bei Cagli, eine der beſterhaltenſten, welche es im ganzen römiſchen Gebiet nur geben kann, die ungeheuren Subſtructionen zu dieſem militäriſch ſo wichtigen Engpaß (der als ſolcher entſchädigen kann für die bei den Thermopylen und in den Caudiniſchen Päſſen etwa getäuſchten Erwartungen), die Nähe der Cattria und eine faſt ſtets maleriſche Gegend ſind gewiß den Ausſichten gegenüberzuſtellen, welche das im Ganzen ſehr monotone Littorale irgend bieten kann. Und vollends Bilder, wie das Wandgemälde von Giov. Santi in Cagli, und wie die, welche ich nun anführen werde, darf man um Ancona oder Sinigaglia durchaus nicht ſuchen.

Die ſchönere dieſer zwei ſeelenvollen, bis zum Jahr 1831 noch durch keine unberufene Hand verunſtalteten Schöpfungen findet ſich in der Kirche St. Franceſco zu Gualdo, unter welchem die Hauptſtraße in einer Entfernung von kaum einer halben Miglie ſich hinzieht. Form und Gegenſtand dieſes Bildes ſtimmen im Ganzen zu dem früher genannten in St. Niccolò in Fuligno, nur dadurch verſchieden, daß je nach der Localität andere Heilige gewählt ſind, daß das Gradinum hier erhalten, und daß ſtatt des dort auferſtehenden Chriſtus ein Ecce Homo, und über dieſem in der höchſten Spitze Chriſtus (kleine halbe Figur) mit dem Buch angebracht iſt. In dem mittlern Hauptraum die Madonna auf dem Thron, ein wenig auf die rechte Seite geneigt, mit dem nackten Kind auf dem Schooß, das ſich mit der Hand zu einem unten auf der rechten Seite ſtehenden Engel wendet, um von dieſem Früchte zu empfangen, nicht ohne dabei fragend den Blick auf die Mutter zu richten; umher muſicirende und verehrende Engel, unter ihnen die ſchönſten, welche je dem Niccolò gelangen. Auf beiden Seiten wieder vier ganze (St. Paul, St. Peter, der h. Franz und der h. Bernhard) und über dieſen vier halbe Figuren, nicht weiter, wie's doch ſonſt bei ihm häufig iſt, durch Inſchriften bezeichnet, und deßhalb nicht alle leicht kenntlich; aber namentlich das Portrait eines Mönchs für ſeine, wie für die umbriſche Richtung überhaupt beachtenswerth. Der Ecce Homo (wie geſagt über der Hauptgruppe) erinnert durchaus an denſelben Gegenſtand in der Baſtia, nur iſt er hier weit größer

Digitized by Google

(dort in der Predella) und noch dadurch merkwürdig, daß Johannes den Christus küßt. *

In den verweinten Augen, in den schmerzlichen Mienen des h. Franz erkennt man wieder den Alunno und seine Lieblingsrichtung; bei den andern Umbriern sieht man ihn höchstens so in der Verzückung, oder in der innigsten Vereinigung mit Christus, bei der Empfängniß der Wundenmale; hier lebt er, und auch dies ist eigenthümlich, obwohl in der unterſten Reihe neben der Madonna und dem Kinde stehend, ganz in dem Ecce Homo. Die Menge von frommen Personen, welche diese Tafel faßt, wird noch durch vier andere in den Endspitzen und durch zwölf sehr schöne Heilige (sechs auf jeder Seite) vermehrt, welche sich auf den Seiteneinfassungen des Rahmens befinden. Goldgrund hat auch dieses bis auf das Gradinum wohl erhaltene Bild; Kirchenväter und Ordensgeistliche zieren lezteres, dessen Mitte von einer größeren Darstellung nur noch vier verehrende Engel bewahrt; der Gegenstand ihrer Verehrung ist das Einzige, was diesem schönen Ganzen mangelt. Der Ton des Bildes ist sehr kräftig, stimmt näher zu dem Bild in Fuligno und macht dieses verständlicher. — Nicolaus Fulginas pinxit 1471.

Wer sich in Bilder der Quattrocentisten hineingesehen hat, kann sich den Eindruck nicht leicht mächtig genug vorstellen, welchen in der Hauptkirche des näher an Fuligno gelegenen Fleckens Nocera die andere Tafel macht, wo sie sich auf einem verfallenen Altar der Sakristei ohne alle störende Umgebung anderer Bilder befindet. Die Form bis auf einige Kleinigkeiten ganz wie bei dem beschriebenen Werk in Gualdo, hier, wie dort auf den zwei Haupträumen, zwei Darstellungen aus dem Leben Christi, hier, wie dort, dieselbe Anzahl von Aposteln, Kirchenvätern und Heiligen, je nach den größern und kleinern Abtheilungen ganze und halbe Figuren. In der Mitte kniet die Madonna unter einem architektonisch ziemlich barocken Baldachin, dessen Vorhänge zwei Engel zurückschlagen, vor dem nackten Kinde, das in der Linken folgende Schriftrolle emporhält: per li dulci pregi della mia diletta Matre de bona volunta benedico ei populo di Nuocera. — Rechts neben der Madonna verehren drei Engel in kniender Stellung, der eine mit einer durch Goldbuchstaben verzierten Rolle: gloria in excelsis deo et in terra hominibus. Von dieser Gruppe rechts der h. Lorenz und St. Rainaldus, links der h. Felicissimus und der h. Franz, ganze Figuren, und über diesen die halben Figuren von St. Sebastian und Johannes dem Täufer, rechts; von St. Paul und der h. Katharina links. Statt der Auferstehung Christi und dem Ecce Homo der früher beschriebenen Tafeln treffen wir in dem mittlern Raum der zweiten Abtheilung die Krönung der Madonna, bedeutend schöner aufgefaßt, als dieselbe Darstellung auf der kleineren Tafel in Fuligno. Alle Motive, die, namentlich für Fahnen frommer Brüderschaften bestimmt, Rührung und Zerknirschung zum Hauptzweck hatten, sind hier sehr absichtlich vermieden worden: der h. Felicissimus, ganz in die Tracht seiner Zeit gekleidet, eine jugendlich-kräftige, durchaus reelle Gestalt, mit kurzem rothen Wamms und hohen gelben Stiefeln, sieht sich lächelnd nach dem h. Franz um, der hier, wider seine Gewohnheit, auch bloß verehrend sich anreiht. Die vier Kirchenväter schließen auf den vier obern Enden ab; über dem Ganzen ragt in der Mitte noch das Zeichen des h. Bernhard hervor. — Auf dem Gradinum verdienen die halben Figuren der zwölf Apostel noch besondere Erwähnung; alle, wie die übrigen Heiligen, durch Inschriften bezeichnet, haben Schriftrollen vor sich, welche die Worte des Credo enthalten. Sie sind je vier und vier zusammen gereiht, unter einander aber durch Leisten getrennt, die mit eigenthümlich aufgefaßten, aber auch sonst bei ihm wiederkehrenden * Seraphim, und namentlich durch zwei Wappen haltende Engel verziert sind, die in Modellirung und in der leichten, sichern Art, wie sie in sich ruhen, des sechzehnten Jahrhunderts würdig sind. Daß ihm gewöhnlich die kleineren Figuren besser gelingen, zeigen auch hier wieder die Heiligen auf den Seiteneinfassungen. Das Ganze (ehemals auf dem Hauptaltar) ist durchaus unberührt, auf Goldgrund; die Inschrift:

Hopus Nicolai Pulginatis 1483.

Es würde mich noch weiter, als es schon geschehen ist, über das vorgesezte Maß von Andeutungen hinausführen, wollte ich Ihnen noch die Menge von andern Bildern dieses Meisters verzeichnen, die sich namentlich in der ankonitaniſchen Mark zerstreut finden. Man muß sich schon speciell für die Richtung dieses (wie alle Umbrier) auf einen gewissen Kreis von Vorstellungen beschränkten Mannes interessiren, wenn man bedeutende Um- und Abwege sich nicht verdrießen läßt, und noch aufgelegt bleibt, ihm bis Aquila zu folgen. Zu den wichtigern Bildern in der Mark sind folgende zu zählen: 1) In dem nicht gar weit von Fabriano gelegenen Arcevia im Hospital eine Tafel mit Namen und J. 1482; auf der einen Seite Madonna auf dem Thron, das Kind verehrend (dieses hat die Schriftrolle: Per li dulgi pregi della mia diletta matre et del martiro Sebastiano et del divoto Francesco io benedico questi miei confrati. 1482), rechts und links die h. Franz und Sebastian (jener wieder in der krankhaften Weise, dieser nach altchristlicher Vorstellung gekleidet, dem St. Felicissimus in

* In der Basilia umschlingt die Mutter in sehr inniger Weise den gelieben Sohn vorn mit dem rechten Arm.

* Z. B. in der Basilia und in Fuligno.

Nuocera sehr ähnlich); auf der Rückseite die Verkündigung; 2) in der Hauptkirche zu Montelpare eine der größern Tafeln (Madonna auf dem Thron, Heilige umher) mit Namen und Jahr 1466; 3) in dem alten, jetzt verlassenen Dom über St. Severino vom Jahr 1468; 4) in der Hauptkirche St. Francesco in Serra-Petrona vom Jahr 1491. — Ob die von Lanzi angeführte Tafel (vom J. 1480) in Camerino noch in der dortigen Kirche St. Venanzio vorhanden sey, habe ich bis dahin nicht ermitteln können. Der Vollständigkeit halber führe ich noch das in der Brera befindliche Bild vom Jahr 1465, und ein anderes zu Aquila in einem Nonnenkloster vom Jahr 1475 an. Dieser Reichthum von Werken eines bis dahin kaum genannten Künstlers wird Sie überraschen; ich hoffe aber, es wird mir noch später gelingen, die hier mitgetheilte Liste um andere zu bereichern. So viel wird zunächst festgestellt seyn, daß Niccolo Alunno und Niccolo von Fuligno Eine Person, und daß Lanzi* in seiner merkwürdig falschen Auffassung dieses Malers darnach zu berichtigen ist.

Florenz, im Juli 1837.

(Ende des ersten Briefes.)

---

* Die Stelle (in der deutschen Uebersetzung Bd. 1. S. 335) ist so interessant, daß ich sie Ihnen beifüge: „Die Inschrift (des Bildes in Camerino) ist Opus Nicolai Fulginatis 1480, der Styl der der letzten Giottisten (??), und kaum möchte ich noch zweifeln, daß er in Florenz (?) sich gebildet. Ich halte ihn für den Niccolò Deliberatore oder di Liberatore, und für verschieden von Niccolò Alunno, ebenfalls aus Fuligno u. s. w.“ In der deutschen Note wird auch vor einer Verwechselung des Nicc. Alunno mit Nicc. Deliberatore oder Niccolò da Fuligno gewarnt; ich denke, es weiß bis dahin noch Niemand etwas Näheres über den Nicc. Deliberatore zu sagen.

Nachrichten vom August.

Medaillenkunde.

Berlin, 22. August. Aus der Loos'schen Medaillenmünze sind abermals mehrere schöne Stücke hervorgegangen. Die erste bezieht sich auf die Jubelfeier der Schmalkalder Artikel. Auf der Vorderseite sieht man die ehrwürdige gothische Haupt- und Stadtkirche zu Schmalkalden, auf der Rückseite Luther, der mit der einen Hand auf eine, auf einem Altar liegende, Bibel zeigt. Die Umschrift lautet: „Die in Liebe vereinigte evangelische Gemeinde in Schmalkalden.“ Die Größe der Medaille ist die eines 1/3 Thalerstücks. — Die zweite Medaille ist die auf Veranlassung des Herzogs von Anhalt-Dessau geprägte Verdienstmedaille. Auf der Vorderseite sieht man das Wappen des Hauses Anhalt, den schreitenden Bären, mit der Umschrift: „Fürchte Gott und befolge seine Befehle“; auf der Rückseite das Anhalt-Preußische Gesammtwappen, mit dem Rautenkranz und dem Adler unter der Königskrone vereinigt, und mit der Umschrift: „Albrecht der Bär reg. 1123 — 1170.“ — Drittens, die schon beschriebene (s. Nachrichten vom Juni und Juli) Medaille auf die Errichtung der Gutenbergsstatue in Mainz. — Viertens, eine Medaille auf die Feier der vor 600 Jahren erfolgten Gründung der Stadt Elbing, am 5. August 1837. Auf der Vorderseite sieht man, allegorisch, die Anfänge zur Gründung der betriebsamen Handelsstadt im J. 1237, mit dem Namen des Gründers Hermann Balk. Die Rückseite trägt eine perspectivische Ansicht des Elbinger Rathhauses. Auf der Vorderseite liest man die Umschrift: „Hermann Balk gründete sie“, und auf der Rückseite: „Gott schütze sie.“ Der Abschnitt enthält die Worte: „Sechste Säcularfeier der Stadt Elbing, den 5. August 1837.“

Würzburg. Das zweite Heft der Jahrbücher des fränkischen Weinbau-Vereins enthält Nachrichten über eine sehr seltene 2½ Loth schwere silberne Denkmünze, die der Fürstbischof zu Bamberg und Würzburg, Peter Phil. v. Dernbach, im J. 1681 prägen ließ, als sich der Frankenwein bei Gelegenheit einer sogenannten Pest als sehr heilsam zeigte. Die Münze ist eirund, und die Vorderseite stellt den Bischof im Brustbilde dar. Die Hinterseite zeigt die Erdkugel und den Thierkreis darum. Ueber und unter der Kugel sieht man einen geflügelten Drachen (die Pest). Von einem flammenden und mit Weinreben umwundenen Kreuze, als dem Sinnbild der Religion, in Verbindung mit der Kraft des Weines, wird der Drache niedergedrückt, und die Umschrift lautet: Vincit et sanat. Auf dem Rande liest man die Worte: Candido, cordate et constanter.

Genua. Der Medailleur F. B. Solari hat eine schöne Medaille auf Christoph Columbus verfertigt; das Bildniß des großen Seefahrers ist nach der von Peschiera gefertigten Büste genommen, welche in einem Saal der Società Decurionale aufgestellt ist. Auf der Rückseite sieht man Columbus in ganzer Figur, den Schleier aufhebend, welcher Amerika bedeckt. Letzteres ist in dem Kostüm seiner alten Bewohner dargestellt. Die Medaille besteht aus zwei Deckeln, die eine Kapsel bilden, in welcher sich eine zierlich gedruckte Lebensbeschreibung des Columbus befindet.

Ausgrabungen und Alterthümer.

Paris. Nahe bei der alten Via Flaminia in Etrurien wurde schon vor mehreren Jahren eine Marmorbüste des Cajus Cilnius Mäcenas ausgegraben, die ihre vollkommene Erhaltung dem Umstande verdankt, daß deren ganze Oberfläche mit einer ziemlich dicken Kalkschicht bedeckt war. Das schöne Kunstwerk befindet sich zu Rom in der Wohnung des Prof. Manni, wo Freunde des Alterthums es stets in Augenschein nehmen können. Näheres darüber findet man in dem Schriftchen: Di un busto di Mecenate scoperto e posseduto dal cavaliere Pietro Manni. Illustrazioni dei SS. Visconti, Missirini, Raoul-Rochette. Parigii, 1837. 8.

Genf. In der Bibliotheque universelle de Genève, Juin 1837, berichtet Professor Macaire über ein in den Ruinen von Babylon gefundenes antikes Siegel oder Amulet. Dasselbe ist cylinderförmig in der Richtung der Axe durchbohrt, 1 Zoll lang und 7 Linien breit, bläulich-schwarz, außen glänzend und glatt; es bietet eine muschelförmige Bruchstelle dar, die etwas rauh, aber metallisch glänzend ist. Die Substanz ist härter als Stahl und Quarz und ritzt Glas. Man sieht auf dem Cylinder drei vertieft gearbeitete Figuren und

Digitized by Google

eine Inſchrift, welche drei durch die ganze Länge des Cylinders gehende Spalten füllt. Die eine Figur ſcheint eine Frau darzuſtellen, die den einen Arm ausſtreckt, von ſchlanker zierlicher Geſtalt iſt und auf dem Haupte eine hohe Tiara trägt; die zweite iſt eine männliche Geſtalt mit edlen, ſtark markirten Zügen. Der Bruch verhindert die Art des Kopfſchmucks zu erkennen, ſie iſt mit einem langen Gewande bekleidet und trägt unter dem einen Arm ein Thier, anſcheinend eine Antilope. Dieſe Figur ſteht der erſten gegenüber, und hinter ihr, das Geſicht nach derſelben Seite gewendet, ſteht die dritte, einigermaßen beſchädigte, welche einen Stock oder dergleichen zu tragen und weiblichen Geſchlechts zu ſeyn ſcheint. Sie trägt ein langes, quergeſtreiftes Gewand und einen Kopfſchmuck, ziemlich wie der der erſten Figur. Die Conturen dieſer Figuren ſind nicht beſonders ſcharf, und das Ganze gleicht mehr einem Abdruck in eine früher weiche Subſtanz, als einer in einen harten Körper geſchnittenen Arbeit. Die Entzifferung der Keilſchrift iſt jezt ſo wenig möglich, als die Beſtimmung des Stoffes, aus welchem die Antike beſteht. Derſelbe iſt ſtark eiſenhaltig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

---

[451] Im Verlage der Unterzeichneten iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben der ausgezeichnetſten Maler, Bildhauer und Baumeiſter

vom Cimabue bis zum Jahr 1567 beſchrieben

von

Giorgio Vaſari,

Maler und Baumeiſter.

Aus dem Italieniſchen.

Mit einer Bearbeitung ſämmtlicher Anmerkungen der frühern Herausgeber, ſo wie mit eigenen Berichtigungen und Nachweiſungen begleitet

von

Ludwig Schorn.

Zweiter Band,

enthaltend der Original-Ausgabe zweiten Theil.

Erſte Abtheilung mit 22 lithographirten Bildniſſen.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 Gr.

Seitdem in Deutſchland ein erneutes, man darf wohl ſagen, leidenſchaftliches Intereſſe für die bildende Kunſt und ihre Geſchichte erwacht iſt, hat man vielfältig das Bedürfniß gefühlt und den Wunſch ausgeſprochen, die Lebensbeſchreibungen der Künſtler, durch deren Aufzeichnung der aretiniſche Maler Vaſari noch unter dem Schutze des glorreichen Hauſes Medici den Grund zu der geſammten neuern Kunſtgeſchichte gelegt hat, ins Deutſche überſezt und nach dem Stand unſerer jetzigen Kenntniſſe berichtigt und vervollſtändigt zu ſehen. Aber theils die Schwierigkeiten der Uebertragung eines ſo ſachreichen, eigenthümlichen und anmuthigen Schriftſtellers, theils die mühevolle Arbeit, welche mit der Aufhellung mancher Irrthümer und mit der Beibringung deſſen, was ſpätere Schriftſteller hinzugefügt haben, verbunden iſt, ließ bisher ein Unternehmen dieſer Art nicht zur Ausführung kommen. Um ſo mehr dürfen wir uns Glück wünſchen, dem deutſchen Publikum in der obigen Ueberſetzung das Werk eines mit dem Genius der italieniſchen, wie mit dem der deutſchen Sprache gleich vertrauten Geiſtes vorlegen zu können, welcher Ton und Inhalt des Originals mit eben ſo viel Treue als Leichtigkeit wiedergibt. Der Herausgeber, deſſen nun achtzehnjährige Leitung des Kunſtblattes ſo viel für die Würdigung unſerer lebenden Künſtler gewirkt, welcher die von Vaſari geſchilderten Kunſtwerke größtentheils aus eigner Anſicht und Unterſuchung kennt und in den ſpeciellſten Theilen der geſammten Kunſtgeſchichte einheimiſch iſt, hat dieſe Ueberſetzung mit allen wünſchenswerthen Nachträgen und Berichtigungen ausgeſtattet, ſo daß, wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vaſari veranſtalten will, die deutſche Ueberſetzung wird zu Hülfe nehmen müſſen. Außerdem wird dieſes Werk durch die umfaſſenden Regiſter, welche im lezten Bande folgen ſollen, und durch das geringere Volumen, für den Gebrauch im Studierzimmer und auf Reiſen weit zweckmäßiger ſeyn, als die neueren, bändereichen und nicht mit Regiſtern verſehenen italieniſchen Ausgaben.

Die zweite Abtheilung iſt unter der Preſſe und wird möglichſt bald nachfolgen.

Das ganze Werk iſt mit den ſorgfältig gearbeiteten Copien ſämmtlicher, in den Original-Ausgaben enthaltenen Bildniſſe begleitet und verſchönert.

Stuttgart und Tübingen, im Oktober 1837.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 86.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 26. Oktober 1837.

Briefe aus Italien

von Dr. Ernst Förster.

I.

(Giotto.)

Padua, im April 1837.

Michele Savonarola schrieb seiner Zeit an einen seiner Freunde eine lange Epistel de laudibus Patavii. Ich habe also für ein ähnliches Unternehmen einen ehrenwerthen Vorgänger, und wenn ich nicht, wie er, mich über Luft und Wasser, Stadt und Umgegend, Lebende und Todte, nicht über Selige und Heilige, deren gebenedeite Leichname hier in großer Anzahl zum Troste frommer Seelen aufbewahrt sind, verbreite, so glaube ich Deiner Zustimmung, mein Freund, versichert zu seyn, zumal wenn ich dafür ausführlicher als er von einigen Denkmalen der ältern Kunst in Padua rede.

Ich glaube, Padua liegt uns Deutschen, die die Sehnsucht ins gepriesene Italien führt, zu nahe, um recht beachtet worden zu seyn. Es hat wenig Aeußeres, es liegt noch kaiserliche Besatzung da, kurz es wird Einem noch nicht recht italienisch zu Muthe, und so gehen die Meisten an einer Stadt vorüber, die in Betreff ihrer Kunstschätze zu den wichtigsten in Italien gehört. Daß es den Heimkehrenden noch weniger gelingt, kurz vor der Grenze Halt zu machen, weiß Jeder, der einmal da war, oder der ein Korkkügelchen im Wasserbecken dem Rande zuschwimmen gesehen.

Die geistige Höhe eines Volkes steht häufig mit seiner politischen im Widerspruch. In Italien habe ich es meist umgekehrt gefunden: die Zeit politischer Größe und bürgerlicher Wohlfahrt ist auch die einer besonders edlen künstlerischen Thätigkeit. Padua's glänzende Periode ist durch die Herrschaft der Familie Carrara, das vierzehnte Jahrhundert hindurch, bezeichnet, und in diese Zeit gehören die großen Kunstwerke, durch welche diese Stadt ihre unvergleichliche Bedeutung erhält. Aus dieser Zeit sind die meisten großen im germanischen Geschmack ausgeführten Bauwerke, Kirchen und Paläste, deren Styl und Schmuck eine Einfachheit, Consequenz und Schönheit zeigen, wie die toskanischen, und selbst S. Antonio, obschon noch am Schluß des dreizehnten Jahrhunders begonnen, erhielt Vollendung und Form (mit Ausnahme einer spätern Kuppel) im J. 1307. * Dies war zunächst die Zeit, in welcher Padua inmitten unruhiger und eroberungssüchtiger Staaten sich der Selbstständigkeit und des innern Friedens erfreute, wo die Universität reich an ausgezeichneten Männern, die Stadt an mächtigen Familien war, und in welcher die alten Nachrichten zwei Gäste nennen, deren Namen wir stets mit allem Großen und Schönen des italienischen Mittelalters in Verbindung setzen, Dante und Giotto.

Der leztere hat ein wenigstens bis jezt dauerndes Denkmal seines Aufenthalts hinterlassen, die Malereien in der Madonna dell' Arena, und von ihnen will ich zunächst reden und zuerst das Recht festzustellen suchen, mit dem man die Malereien in der Arena als Giotto's Arbeit in Anspruch nehmen kann.

Leider fehlen hier authentische Nachrichten, Archive, Inschriften ꝛc. Der Gründer der Capelle, Enrico di Scrovegno, mußte bald nach vollendetem Werk der Ueber-

* Nirgend finde ich die germanische Architektur so schön gemäßigt als hier, und die Baukunst unserer Tage würde meines Erachtens hier vielfache Belehrung finden. Außer den leider fast überall verfallenden Palästen und den größern und kleinern Kirchen, rühme ich besonders die Grabdenkmale aus dem vierzehnten Jahrhundert, an denen ein schönes und klares Beispiel vorhanden, wie sich für diesen Zweck die drei bildenden Künste vereinigen können. Die Kirchen Padua's, vornehmlich aber S. Antonio ist reich mit solchen geschmückt. Endlich gedenke ich auch der großen, weiten, hohen Klosterumgänge, die an Schönheit alle mir bekannten übertreffen; auch sie sollten unsere Architekten uns verschaffen, und daß sie ohne Klöster bestehen und nützen können, sieht man hier, wo wenige Klöster mehr existiren.

Digitized by Google

macht der carrareſiſchen Familie weichen, und auch die Seinen verließen kurz nach ſeinem Tode das heimathliche Schloß, das in der Folge häufig die Beſitzer wechſelte, bis der lezte, der nicht in Padua wohnt, es vor ungefähr zehn Jahren niederreißen ließ, bei welcher Gelegenheit nur durch Vermittelung einiger einſichtvollen Paduaner die Kirche, über die ebenfalls die Demolition verhängt war, gerettet wurde.

Enrico di Scrovegno, aus einer der angeſehenſten und reichſten Familien Padua's, der Sohn des Reginaldo di Scrovegno, dem Dante neben Vitalone Limazone einen Platz unter den Wucherern in der Hölle anweiſt, erbaute im J. 1303 Schloß und Oratorium in der Arena, widmete lezteres der heiligen Jungfrau, der ſchon früher an der Stelle eine kleine Capelle errichtet geweſen, und verordnete zugleich ein Feſt der Verkündigung, wovon die Kirche noch bis heute den Namen der Annunziata hat. Den Beweis dafür hat Scardeonius in ſeinen Denkmalen Padua's erhalten, wo er die nun verſchwundene Unterſchrift unter dem Denkmal des Henrico Scrovegni, das nach dem Tode deſſelben im Jahr 1321 im Auftrag ſeiner Söhne von Giovanni Piſano ausgeführt worden, mittheilt. *

Was nun die Malereien betrifft, mit denen Enrico die neuerbaute Kirche ſchmücken ließ, ſo ſtimmen alle alten Nachrichten darin überein, daß ſie Giotto's Arbeit ſeyen; und zwar reichen dieſe Nachrichten weit über Vaſari, in die Lebensepoche des Künſtlers ſelbſt hinauf, ſo daß kein Zweifel ſich irgend wie begründen läßt, zumal da die Malereien nicht den geringſten veranlaſſen.

Benvenuto da Imola, ein Philoſoph, Philolog und Hiſtoriker des vierzehnten Jahrhunderts, Freund des Boccaccio und Petrarka, erzählt in ſeinem Commentar zum Dante, bei der Stelle Purgat. XI, 94. Credette Cimabue ꝛc. das Zuſammentreffen Dante's und Giotto's in Padua. * Dante's Anweſenheit in Padua iſt durch einen gerichtlichen Act vom J. 1306, welcher im ſtädtiſchen Archiv aufbewahrt wird, feſtgeſtellt. Giotto war damals dreißig Jahre alt, und ſelbſt, wenn wir nicht annehmen wollen, daß Dante auch ſchon einige Jahre früher in Padua war, iſt das adhuc iuvenis des Imoleſen gerechtfertigt. In jedem Falle erhellt aus der angeführten Stelle zur Genüge, daß Giotto in der Capelle der Arena gemalt. Zum Ueberfluß berichtet der oben erwähnte Michele Savonarola, der um 1440 ſeine epistola de laudibus Patavii ſchrieb, daß Giotto u. A. die Capelle in der Arena gemalt und daß er ſich lange Zeit in Padua aufgehalten, was auch mit der erwähnten Arbeit und einer andern in Padua von ihm ausgeführten übereinſtimmt. ** Abgeſehen davon, daß ſowol Benvenuto von Imola als Michele Savonarola gelehrte und für die Kunſt ſehr eifrige Männer waren, gewinnt ihr Wort dadurch an Glaubwürdigkeit, daß es aus einer Zeit herrührt, wo man Giotto nicht nur noch nicht vergeſſen, ſondern wo man ſein Andenken noch wirklich von Herzen heilig hielt; ſtatt daß ſchon gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der Ruhm Mantegna's, Ghirlandajo's ꝛc. gegen die eigenthümlichen Verdienſte der alten Schule blind und gleichgültig gemacht hatte.

Wir können alſo mit Gewißheit annehmen, daß wir ein Werk des großen Florentiners vor uns haben, und zwar eins vom größten Umfang, ſowohl der Zahl der Bilder, deren (die kleinen ungerechnet) an fünfzig ſind, als dem Inhalt der Darſtellungen nach, die ſich von kindlicher Heiterkeit bis zum tiefſten Schmerz und der erhabenſten Gewalt erſtrecken, und wenn es uns nur darauf ankommt, Geiſt und Eigenthümlichkeit des Meiſters zu erfaſſen, ſo wüßte ich nicht, wohin man ſonſt ſich wenden

* Dieſes Denkmal aus Marmor ziert die Tiefe des Chors: man ſieht den entſchlafenen Ritter auf einem Ruhebette, deſſen Vorhänge zwei Engel zurückſchlagen; über dem Ruhebett ſteht Madonna mit dem Kinde, zur Seite zwei Leuchter haltende Engel. Die Madonna hat die Unterſchrift: Iohis magistri Nicoli. Die von Scard. bewahrte Inſchrift lautet:

Hic locus antiquus de nomine dictus Arena
Nobilis ara Deo fit multo numine plena
Sic aeterna vices variat divina potestas
Ut loca plena malis in res convertat honestas.
Ecce domus gentis fuerat quae maxima dirae
Diruta construitur per multos vendita mire
Qui luxum vitae per tempora laeta secuti
Dimissis opibus remanent sine nomine muti.
Sed de Scrovegnis Henricus miles honestum
Conservat animum facit hic venerabile festum.
Namque Dei matri templum solenne dicari
Fecit ut aeterna possit mercede beari.
Successit vitiis virtus divina prophanis
Coelica terrenis, quae praestant gaudia vanis
Cum locus iste Deo solenni more dicatur,
Annorum domini tempus tunc tale notatur
Annis mille tribus tercentum Martius almae
Virginis in festo coniunxerat ordine palmae.

* Accidit autem semel, quod dum Giottus pingeret Paduae, adhuc satis iuvenis, unam capellam in loco, ubi fuit olim Theatrum sive Arena, Dantes pervenit ad locum. Quem Giottus honorifice receptum duxit ad domum suam. Muratori Antiquitates Italicae I. p. 1186.

** Et primum in sede locabo. Zotum florentinum, qui primus ex antiquis et mussicis figuris modernas mirum in modum figuravit. Cuius in arte tanta fuit praestantia, ut et aliorum usque modo princeps habitus sit. Hic magnificam amplamque Nobilium de Screviniis Capellam suis cum digitis magno cum pretio pinxit, ubi novi et veteris testamenti imagines velut viventes apperent ..... Et tantum dignitas civitatis eum commovit, ut maximam suae vitae partem in ea consumaverit, et ut in sic post se relictis gloriosis figuris in civitate semper viveret.

Digitized by Google

sollte, als zu diesem Werk, in dem, wenn irgend wo, die ganze Fülle des Genies in jugendlicher Kraft sich kundgibt. Dazu kommt, daß es sich durchaus nicht in dem beklagenswerthen Zustand befindet, wie die Italienischen Forschungen (und wahrscheinlich auf diese Autorität Andre) ihn schildern, sondern im Gegentheil nur theilweise beschädigt ist. Folge mir also, mein Freund, in dieses Heiligthum der neuerwachten Kunst, hier suche den Genius zu fassen, dessen Name gleich einem Lobgedicht klingt und dessen Wirksamkeit von keinem Andern erreicht worden ist; erfreue dich mit mir der Anschauungen eines hochbegabten Menschen, in denen die Gesetze historischer Kunst für alle Zeiten ausgesprochen sind. Ich nannte Dir schon die ungefähre Anzahl der Gemälde; laß uns aber, ehe wir sie einzeln betrachten, einen allgemeinen Ueberblick gewinnen; denn auch im Künstler ist zuerst der Gedanke, den er in vielen Bildern und Gestalten ausführt, ein einfacher, allgemeiner. Alle, meines Wissens, die über diese Malereien geschrieben haben, erzählen uns, daß Giotto die Geschichten aus dem Leben der Maria, auch aus Jesu Leben einige, auch allegorische Gestalten, auch das jüngste Gericht und was auch Alles hier gemalt habe, aber Keiner macht uns auf die Verbindung der Dinge unter sich aufmerksam. Versuchen wir einmal der Gedankenfolge Giotto's näher zu kommen, die Conception des Ganzen zu fassen.

Ein reicher Sternenhimmel breitet sich am Gewölbe der Kirche aus, aus dem die Bilder der Mutter Gottes mit dem Kinde und des Erlösers, je von vier Heiligen des alten und neuen Bundes umgeben, herabschauen. Einzelne Bilder in halber Gestalt, leicht zu fassen als Thema des ganzen Oratoriums, Madonna, die Mutter des heil. Kindes, und Christus der Weltheiland. — Wo nur das Auge sich hinwendet, trifft es auf Bilder; alle Flächen, alle Winkel, ja selbst die Fenstervertiefungen sind ausgemalt, aber alle diese Malereien (wenige Kirchenheilige im Chor ausgenommen, die in Bezug zur Familie des Stifters zu stehen scheinen) führen nur das eine Thema Maria und Christus weiter aus. Drei Reihen Bilder schmücken die Wände des Schiffs. Die oberste enthält die Geschichte von Maria's Geburt bis zur Verkündigung, natürlich mit Vorausschickung der anmuthigen Geschichte ihrer Eltern. Der Uebergang zur Geschichte Christi ist mit der Verkündigung gemacht, und nun folgt jene in den zwei untern Reihen bis zur Ausgießung des Geistes, an welches lezte Bild sich im Chor die Geschichte vom Tode und der Verklärung der Jungfrau anschließt, als die Höhe, als der unentbehrliche Ausgang des Hohenliedes von der Madonna. *

Aber mit dem Lobe der Madonna will der Künstler nicht enden. Er hat der andächtig versammelten Menge noch mehr zu sagen: das Lebensende der Jungfrau erinnert an den allgemeinen Tod, ihre Wiedervereinigung mit Christo an unsre Bestimmung, an unsre Hoffnung. Und wenn man sich nun wendet, die Kirche zu verlassen, so steht in großen und gewaltigen Zügen der Tag des Gerichts vor unsern Augen. Ueber dem aufgerichteten Kreuz, umgeben von zahllosen Schaaren der Engel, im Beiseyn der Zeugen seines Lebens, Lehrens, Leidens, Auferstehens, erscheint Christus, Seligkeit und Verdammniß aussprechend. In sprechenden Bildern schildert der Künstler uns die Seligkeit der Frommen, die Verdammniß der Bösen, und um uns zu sagen, wie sehr es von uns abhänge, welche Straße wir gehen wollen, stellt er die Führer zu beiden mitten unter uns, die Laster auf die höllische, die Tugenden auf die himmlische Seite.

So tritt uns diese Fülle von Bildern in den Zusammenhang einer umfassenden Idee. Nicht Zufall und Willkühr gaben der Capelle ihren Bilderschmuck, sondern poetische Conception schuf ein großes religiöses Gedicht, dessen einzelne Gesänge ein schlagend richtiges Gefühl, ein weise berechnender Geist ordnete, eine klare und reiche Phantasie ausbildete.

In meinem nächsten Brief werde ich Dich einladen, diese Gesänge mit mir durchzugehen. O daß ich die Kräfte besäße, Dir das Ganze in treuen Abbildern vorzuführen! So muß ich mich mit einzelnen Blättern begnügen, die ich mir als theures Andenken an die nähere Bekanntschaft mit einem der größten und begabtesten Menschen mit in die Heimath zu nehmen gedenke.

---

* Bekanntlich werden die Arbeiten im Chor dem Taddeo Bartoli zugeschrieben, ich weiß nicht auf welche Auctorität. Vasari geht nicht weiter, als daß er Taddeo in der Arena malen läßt; weder Savonarola, noch der Anonymus bei Morelli, noch Scardeonius, noch sonst ein älterer Scribent weiß von diesem Ereigniß. Der erste, dem man meines Wissens es nacherzählt, ist Giulio Mancini Sanese, dessen Glaubwürdigkeit sogleich erhellt, wenn man am Schlusse seiner Notiz liest, daß von Taddeo Bartoli nichts in seiner Vaterstadt zu sehen sey (!! Das schrieb ein Sieneser, der doch wohl einmal im Palazzo pubblico seiner Vaterstadt gewesen seyn konnte). — Ich meines Orts gestehe, daß ich schlechterdings mir nicht vorstellen kann, wie Giotto, oder am Ende auch die Besitzer der Kirche, den Chor derselben, gerade den heiligsten Theil, ohne Bilderschmuck sollten gelassen haben; wie man erst hundert Jahre später auf den Einfall gekommen, auch ihn auszumalen, und wie man zu diesem Zweck einen Maler aus weiter Ferne verschrieben, während man daheim gleichwiegende künstlerische Kräfte zur Verfügung hatte.

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Nachrichten vom August.

Ausgrabungen und Alterthümer.

Saloniki. Ein Türke, welcher nicht weit vom Triumphbogen in der großen Straße, nahe am Kallamariethore, Steine graben ließ, entdeckte einen marmornen Sarkophag nebst zwei schönen Statuen ohne Köpfe, die jedoch auch aufgefunden wurden. Die eine stellt einen liegenden jungen Mann dar, welcher das Haupt auf die linke Hand stützt; die andere eine Frau mit geflochtenen Haaren, welche den Mann anblickt. Bei Eröffnung des Sarkophags fand man in einem Kästchen von Cedernholz 6 Ringe, 1 Halsgehänge, ein paar Ohrengehänge und andere kleine Gegenstände. Der ganze Schmuck ward dem Pascha übergeben, der ihn dem Großherrn übersenden wird. An der Seite des großen Grabes fand sich ein kleines mit einer griechischen Inschrift des Inhalts: Poppius Cimber und seine Gattin haben es ihrer Tochter errichtet, Poppia, welche in ihrem 19ten Jahre starb. Eine dabei befindliche Urne schloß nur Asche ein. Poppius bekleidete zur Zeit der Römerherrschaft in Macedonien eine der ersten Stellen.

Persönliches.

Würzburg, 20. Juli. Der Schlachtenmaler Eckert von hier, der die Darstellung sämmtlicher Truppen in Europa in charakteristischen Gruppen herausgibt, ist von Rußland, wohin er sich zur Aufnahme der Armee begeben, vom Kaiser reichlich beschenkt und mit Aufträgen zu Schlachtgemälden versehen, zurückgekehrt.

Paris. Der durch seine geistreichen Compositionen bekannte Maler Bellange ist an die Stelle des verstorbenen Hrn. Garneray zum Aufseher des Museums in Rouen ernannt worden.

Hr. Drolling, Mitglied der k. Malerakademie, ist an die Stelle des verstorbenen Barons Gérard zum Professor an der Schule der schönen Künste ernannt worden.

Es heißt, der Director der französischen Akademie in Rom, Hr. Ingres, werde seiner Gesundheit wegen nach Frankreich zurückkehren.

London, 22. Juli. Unter den Personen, welche durch die gestrige Hofzeitung zu Rittern ernannt worden, befinden sich auch die Künstler Calcott und Newton.

Rom, 7. Juli. Thorwaldsen war in der lezten Zeit unpaß, befindet sich aber wieder wohl und ist beschäftigt, zwei Basreliefs zu dem Piedestale des Monuments des Kurfürsten Maximilian in München zu modelliren. Die Reise nach seinem Vaterlande hat er für jezt (trotz aller Versicherung vom Gegentheil, die aus Kopenhagen gemeldet werden) aufgegeben. Es ist sogar noch zweifelhaft, ob er sich im nächsten Frühjahr von Rom wird trennen können.

Nekrolog.

Amsterdam. Am 24. Juli starb hier in einem Alter von 75 Jahren Hr. Howard Hodges, Mitglied des ehn. niederländischen Instituts, und sowohl als Maler wie als Kupferstecher ausgezeichnet.

Berlin. Am 9. August starb hier Graf Brühl, Generalintendant unserer Museen, die unter seiner kunstsinnigen und von den liberalsten Principien ausgehenden Leitung ihre Bestimmung vollkommen erfüllten.

Der Professor an der Akademie der Künste, Johann Gottfried Niedlich, starb am 12. August im 71. Jahre seines Alters. Geboren zu Berlin am 4. September 1766 und bei der Akademie gebildet, wurde er 1789 zum Lehrer der Zeichnenschule ernannt. 1774 ging er nach Italien, wo er bis 1798 verweilte. Am 25. April 1801 wurde er Professor an der Akademie und Mitglied des akademischen Senats. Er war der älteste thätige Lehrer an derselben, und leitete seit 1820 den Unterricht nach den Gypsabgüssen und stand seit 1812 dem Eleveninstitute vor, aus welchem Künstler hervorgegangen sind, die nun zu den Meistern gerechnet werden und sich seiner dankbar erinnern. Die ersten Kunstausstellungen der Akademie enthielten von ihm Gemälde im historischen Fache; doch zeigte sich seine Meisterschaft vorzüglich im Fache der Ornamente, in gezeichneten Vorbildern und bei der Zimmer-Decorirung in Leimfarben, weshalb auch sein Unterricht von den Bau-Eleven benuzt wurde und im Zeichnen auf die Gewerbtreibenden einen sichtbar guten Einfluß hatte. Die Pünktlichkeit, mit der er seinem Amte vorstand, erwarb ihm die Achtung und Liebe seiner Schüler und Collegen.

Paris. Am 11. August starb der Bildhauer Gois zu Taverny bei Montmorency im Alter von 71 Jahren. Von ihm ist die in Orleans errichtete Bronzestatue der Jeanne d'Arc, die Marmorstatue Turenne's zu Versailles und die Bronzestatue desselben zu Sedan, die Statue Carls des Großen zu St. Denys, die des Generals Desaix in der Pairskammer u. a.

Rom, 22. August. Unter den in den lezten Tagen an der Cholera Verstorbenen befindet sich der bekannte französische Maler Sigalon, welcher nach Beendigung seiner Copie des jüngsten Gerichts nun beschäftigt war, die Propheten und Sibyllen des Mich. Angelo zu copiren.

Neapel. Die Cholera hat zwei Maler von Auszeichnung abgefordert. Der eine, Pitlov aus Holland, war hier seit mehreren Jahren angestellt; der andere ist der hoffnungsvolle Michael Lebedeff aus Rußland.

Technisches.

London. Der Kupferstecher John Burnet ist durch ein eignes Verfahren in den Stand gesezt, während seine Kupferstiche die frühere hohe Vollendung behalten, dieselben zu ungemein billigen Preisen zu liefern. So gibt er z. B. eine Reihe von Stichen der Raffael'schen Cartons heraus, welche Holloway's berühmten Stichen nichts nachgeben sollen. Das Papier wird von der besten Qualität seyn, die Platten werden 24 Zoll Breite und 24 Zoll Höhe oder ein ähnliches Verhältniß zum Original haben und dabei nur vier Schillinge kosten. Die erste Platte, der Apostel Paulus in Athen predigend, ist bereits vollendet, und macht dem Talent des Künstlers alle Ehre.

Eine neue Art Malerei ist hier durch Thomas Woodman erfunden worden. Kupferplatten gestochen und an einigen Stellen mit Firniß, an andern mit starken Farben bedeckt, bringen im Abdruck eine den Oelgemälden ähnliche Wirkung hervor. Das Verfahren bedarf jedoch noch der Vervollkommnung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 87.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 31. Oktober 1837.

Die englische Nationalgallerie.

Das im Auslande bekannte und berühmte brittische Museum, welches naturhistorische Sammlungen, Bibliotheken, Antiquitäten und Gemälde in sich vereinigt, hatte meine Erwartungen nicht erfüllt; in Englands Hauptstadt hoffte ich reichere, zweckmäßiger aufgestellte und geordnete Schätze zu finden, denn England ist mehr als jedes andere Land im Stande, aus jedem Gebiete der Natur und Kunst die merkwürdigsten, seltensten Gegenstände sich zu verschaffen, England besitzt Reichthümer und hat den ausgedehntesten Verkehr mit allen, den entferntesten und am wenigsten bekannten Ländern. Was das Museum aus dem Thier-, Pflanzen- und Erdreiche, was es an Manuscripten und Büchern, was es an Kunstsachen und Alterthümern in sich schließt, übergehe ich; von den dort aufgehängten Gemälden kann ich nicht viel sagen, weil sie in jeder Hinsicht unbedeutend, in geringer Zahl vorhanden und sehr schlecht placirt sind, sie befinden sich in den Sälen des mineralogischen Cabinets, ohne Licht, ohne Ordnung, und ohne jeglichen Eindruck; schlecht unterhalten und durch Steinkohlendampf geschwärzt, bleiben selbst einige bessere, wie z. B. Porträts von Holbein, Rubens und van Dyk unbemerkt. Mit geringen Erwartungen besuchte ich daher eine andere öffentliche Anstalt in London, die Nationalgallerie, the national gallery, eine Gemäldesammlung, von der ich nur wenig gehört hatte und die in der That nur wenig bekannt ist. Mit den berühmten Sammlungen in Paris, im Louvre und Luxembourg, mit denen in Frankreichs und Deutschlands größern Städten vertraut, betrat ich ohne Ansprüche und fast nur aus Neugierde die englische. Das Gebäude, in der Pall Mall genannten, von St. Jamespalast nach Haymarket führenden Straße, war nicht geeignet, jene vorgefaßten Ansichten zu widerlegen, von Außen unansehnlich, einer Privatwohnung gleich, im Innern durchaus zweckwidrig, ohne geräumige Säle und ohne gehöriges Licht. Doch das Haus wird bald zu andern Zwecken verwandt werden, für die Gallerie wird auf Charingcroß, an dem neu anzulegenden Trafalgar-square, dem berühmten Nordhumberland-house gegenüber, ein passendes, großes und imposantes Gebäude, aufgeführt, in Kurzem wird jener Platz und der neue Bau vollendet seyn; möchte lezterem, der im griechischen Styl gehalten ist, die entstellende Kuppel doch nicht beigefügt werden! dann hat England ein passendes Local für eine National-Gemäldegallerie; Bilder, um das Local würdig zu füllen, werden sich auch finden und sind zum Theil schon gefunden.

Das Institut der Nationalgallerie datirt nur von 1824. Der König kaufte im genannten Jahre 40 Gemälde für 40,000 Pf. St. und stiftete mit diesen geringen Mitteln eine öffentliche Gemäldesammlung, die bis dahin England nicht aufzuweisen hatte; die reichen Privaten verschlossen argwöhnisch und egoistisch ihre Kunstschätze, eine Untugend, die noch existirt und wodurch Kunst und Geschmack gleich leiden. Jene vierzig Gemälde wurden durch die Freigebigkeit des Sir G. Beaumont, nach dessen Beispiel durch andere Schenkungen und durch von dem Parlamente für den Ankauf von Kunstwerken bewilligte Summen vermehrt. Heute zählt die Gallerie ungefähr 120 Gemälde, die, wie gesagt, leider sehr schlecht aufgestellt sind, aber sehr viel Gutes, selbst Ausgezeichnetes bieten. An trüben Tagen, und deren gibt es in London fast nur, hat der Besuchende freilich wenig Genuß, an den wenigen hellen — viermal wöchentlich, an den ersten vier Wochentagen, steht die Sammlung offen — selbst einen geschmälerten, denn die an den hintern Wänden und aus Mangel an Raum versteckt, hinter Nischen, selbst auf dunkeln Gängen hängenden Bilder sind in diesen Räumen nie genau zu erkennen und zu betrachten. Mit Ungeduld müssen daher Künstler und Kunstfreunde die Vollendung des neuen Baues erwarten. Unmöglich ist auch das kolossale, kostspielige Gebäude nur für die Aufnahme jener 120 Gemälde bestimmt: England besitzt in öffentlichen Anstalten, wie z. B. im brittischen Museum, in Sommerset-house u. s. w., noch viele treffliche

Digitized by Google

Mörder, so hat Napoleon Bedenken zu Beginn dieser Jahre, die Jugend habe keine Ideale mehr, sie verfalle in Genußsucht und Lebensgier, und auch Goethe, der Napoleon so nahe stand, hat in seinen Gesprächen mit Eckermann diese Gefahr gesehen und Bedeutung der neuen Zeitgenossen in Frage gestellt. Aber Napoleon hat sich getäuscht, und Goethe hat sich getäuscht. Die Jugend hat Ideale, und sie ist bereit, für sie zu sterben, wie sie bereit ist, für sie zu leben. Sie ist nicht genußsüchtig, sie ist nicht lebensgierig, sie ist nicht ideenlos. Sie ist nicht, wie Goethe meinte, ohne Leidenschaft. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Religion. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Vaterlandsliebe. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Alter. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Tode. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben.

Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben.

Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben.

Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben.

Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben.

Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben.

Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben.

Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben. Sie ist nicht, wie Napoleon meinte, ohne Ehrfurcht vor dem Leben.

Der Künstler hat, meines Erachtens, dieses sagen wollen, hätte er sonst nicht mit wenig Pinselzügen das freundliche, neckische Gesichtchen ändern, Furcht und Abscheu in dasselbe legen können? — In demselben Gemache hängt ein Leonardo da Vinci auf Holz, wie Correggio's Christus aufgefrischt und unter Glas. Wir sehen hier den Heiland mit Schriftgelehrten disputiren. Ein Maler, der mit mir die Gallerie besuchte, gab diesem Gemälde den Vorzug vor jenem Correggio; ich möchte diese Ansicht nicht theilen, Kunst und Gewandtheit ist in beiden nicht zu verkennen, die Farbenpracht gleich gewählt, aber jenes war lebendiger, ergreifender, das Sujet würdiger. Auf diesem erscheint Christus im Jünglingsalter, auf Kinn und Wangen ist ein leichter Anflug von entstehendem Barte, es kann also jene Bibelstelle, die den zwölfjährigen Knaben Jesus die Schriftgelehrten lehren läßt, nicht gemeint seyn. Ich würde dem Heiland 18 — 20 Jahre geben, damit stimmen die Körperformen und Gesichtszüge etwa überein. Der Katalog besagt, wie überhaupt, nichts; man muß daher nach eigener Ansicht gehen. Um Christus stehen vier disputirende Männer: zwei zur Rechten, ein alter und einer in mittleren Jahren, scheinen halb und halb überzeugt, die beiden andern zur Linken streiten aber heftig fort. Der Eifer in den Zügen und Gesten dieser Männer contrastirt gewaltig mit der sichern Ruhe in den Mienen und in der Haltung Jesu, hier ist Ueberzeugung und Klarheit, dort blinder Eifer; die Unschuld und die markirten Züge der Heuchelei, des Trugs und des Lasters. Das Bild war früher in dem Aldobrandini'schen Palaste zu Rom, und wurde von William Holwell Carr der Gallerie geschenkt. Es mißt gegen drittehalb Fuß in der Höhe und gegen drei in der Breite. — Derselbe W. H. Carr hat ein anderes Gemälde der Sammlung geschenkt: die heilige Familie von Baroccio. Lieblich ist die blondlockige Mutter, aber zu jung, zu kindlich, man kann nicht glauben, daß sie den auf ihrem Schooße ruhenden Knaben gebar, man kann ihr höchstens zwölf Jahre geben, und das wäre, wenn wir die heilige Schrift nicht anziehen wollten, zu wenig selbst für den Orient; sie ist noch Kind, unschuldig und fromm. Der kräftige, lächelnde Knabe ruht auf dem Schooße der sitzenden Mutter, deren selige Blicke den freundlichen des Kindes begegnen. Die Fernsicht bietet eine gefällige Landschaft, wie überhaupt das Bild Freude und Seligkeit athmet. Der Künstler hat empfunden, und seine Gefühle der Mutter, dem Kinde und der ruhigen, freundlichen Umgebung mitgetheilt. Das Werk hat auf 4 Fuß Höhe drei in der Breite.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rottenburg, im August 1837.

Für Kunstkenner dürfte folgende Notiz nicht uninteressant seyn.

Durch einen glücklichen Zufall bin ich in Besitz von vier Porträten gekommen, die — abgesehen von ihrem künstlerischen Werth, der nicht unbedeutend ist — zugleich historische Bedeutung haben. Es sind vier Porträte von Hans Holbein dem Jüngern, auf Kupfer gemalt, rund, alle vier gleich 4″ im Durchmesser. Das erste Gemälde ist das Porträt Holbeins selbst, von ihm gemalt, mit dem Monogramm desselben: HI, und unter diesem Æ. 25, auf der linken Seite vom Beschauer aus. Gegenüber auf der rechten Seite Aº. 1520. Dadurch wird die verschiedene Angabe des Geburtsjahres dieses großen Malers berichtigt. Bei mehreren Schriftstellern wird als solches 1496, bei andern 1498 angegeben; letzteres z. B. auch in Ersch und Gruber's Encyclopädie. Nach unserm Bilde ist er aber 1497 geboren. Auf der Rückseite steht geschrieben: Holbein Pictor. Das zweite Bildchen ist das Porträt des berühmten Reformators Oecolampadius (Hausschein). Auf der Rückseite steht: Oecolampadius Pater. Geboren zu Weinsberg, auf mehreren Universitäten gebildet, wurde er 1515 auf die Verwendung des Capito nach Basel berufen, ward dort Prediger, schrieb mehrere Werke, lebte zur Seite des Erasmus, doch in verschiedener Ansicht, und spielte bei den Disputationen damaliger Zeit eine große Rolle. Er heirathete dort Wibrandis Rosenblatt, von guter Familie, Wittwe des Ludwig Cellarius. Das dritte Bild ist eben ihr Porträt, auf der Rückseite: Uxor Oecolampadij bezeichnet. Diesem ihrem zweiten Manne gebar sie einen Knaben und zwei Töchter: ersterer starb an der Pest; die eine Tochter heirathete einen Straßburger Prediger, die andere einen Bürger von Basel. Das vierte Bild stellt eine dieser Töchter dar, indem rückwärts geschrieben steht: La fille Oecolampadij. Nach dem Tod des Oecolampadius verheirathete sich dessen Frau noch zweimal; zuerst mit Capito, nach dessen Tod mit Bucer. Sie starb zu Basel 1564, und ihr Leichnam wurde in das Grab des Oecolampadius gelegt. Die vier Bildchen sind somit von historischer Bedeutung, zugleich aber auch sehr sprechende Charaktere. Holbein, 25 Jahre alt, mit vollen Lippen, etwas hager, aber mit sehr geistreichem Gesicht; Oecolampadius mit hoher Stirne, forschendem Auge, langem Lippen- und schwellendem Kinnbarte — vulgo: „der gelbe Mann" von seiner Gesichtsfarbe genannt; seine Frau, schon dem reiferen Alter zuneigend, sehr geistreich, und endlich die Tochter in einer Kleidung, so wie in ihrer ganzen Gesichtsbildung mehr männlich als weiblich dargestellt.

Domdekan v. Jaumann.

Nachrichten vom August.

Versteigerungen.

Kopenhagen. Die Gemäldesammlung des Conferenzraths Bugge hat bei der Auction etwa 20,000 Rthlr. Banko eingebracht. Die am höchsten bezahlten Stücke waren ein Bild von Lingelbach zu 720 Rthlr. und zwei von Ruysdael zu 700 und 620 Rthlr.

Digitized by Google

Kupferstiche.

Mannheim. Als Seitenstück zu P. Toschi's bekanntem Stich nach Raffael's Spasimo di Sicilia erscheint bei Artaria und Fontaine ein Stich von demselben Künstler nach der Kreuzabnahme von Daniel Ricciarelli, genannt da Volterra.

London. Wilkie's schönes Bild „das Mädchen von Saragossa" ist von Cousins in schwarzer Kunst trefflich wiedergegeben worden.

Paris. Bei Rittner und Goupil wird ausgegeben: Sainte Amélie, nach Delaroche gestochen von Mercury. Ein kleines Blatt, aber vielleicht das trefflichste, was seit mehreren Jahren im Fache der Kupferstecherkunst erschienen ist.

Kupferwerke.

Stockholm. Une année en Suède, ou tableaux des costumes, moeurs et usages des paysans de la Suède, suivis des sites et monumens historiques les plus remarquables. Vom Kupferstecher Forsell herausgegeben und bei Hjerta erschienen. Es besteht aus einem Kupferbande von 48 Blatt und einem Textbande von 116 Quartseiten mit Notenbeilagen. Die Kupferstiche sind meist von Forsell in leichter punktirter Manier gestochen, und zwar nach seinen und Sandberg's Zeichnungen, und dann von Forsell selbst sorgfältig illuminirt worden. Das Werk ist dem Könige von Schweden gewidmet, auf dessen Kosten F. lange Zeit im Auslande seinen künstlerischen Studien obgelegen hat.

Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in den innern Landschaften Norwegens, vom Prof. J. E. E. Dahl (dem bekannten Landschaftmaler). 1stes Heft. Taf. 1 — 6, die uralte Stiftskirche von Borgund erläuternd. Das Werk ist auf 5 — 4 Hefte berechnet. Die Gegenstände der nächsten Hefte werden die Holzkirchen von Urnesse und Gilterdal seyn.

London. Bei Fisher: The Midland counties' Tourist, der vierte und letzte Band des Northern Tourist, 74 Ansichten von Burgen, Landsitzen &c. in den Grafschaften Chester, Derby, Leicester, Lincoln, Nottingham und Rutland, nach Originalzeichnungen von Thomas Allons, nebst Beschreibungen von T. Noble und Rose. Eleg. gebunden. 21 Sch. 1837.

Fisher's Syria, the holy Land, Asia minor etc. 15r Thl. mit 4 Tafeln. Preis 2 Sch.

Flora's Gems or the treasures of the parterre. Zwölf Bouquets nach der Natur gezeichnet und colorirt von James Andrews, mit poetischen Erläuterungen von Louisa Anne Twamley.

Heath's Shakespeare Gallery, 12s Heft.

Saunders's Portraits and Memoirs of the most eminent living political Reformers. 1s Heft, enthaltend Lord John Russel nach einer Büste von Hollings, gestochen von Holl; Charles Buller, nach einem Portrait von Duppa, gestochen von Scriven; und Roebuck, nach einem Portrait von Watts, gestochen von H. Robinson. Dieses Werk bildet die Opposition gegen Nvall's Conservative Statesmen, das wir früher angezeigt haben, und von welchen bereits das vierte Heft erschienen ist.

Fourteen lithographic views of Knaresborough, nach der Natur skizzirt und auf Stein gezeichnet von Samuel Howell.

Paris. Comte Ferd. de Lasteyrie, Histoire de la peinture en verre. Ausgegeben ist der Prospectus, 1 Bog. in Fol. und 2 Kupfer. Das ganze Werk wird aus 25 — 50 Lieferungen bestehen, von denen alle 4 — 6 Wochen eine (à 56 Fr.) erscheint.

Literatur.

Stuttgart. Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von G. Vasari, herausgeg. von L. Schorn. 2r Bd. 1ste Abth. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Berlin. Versuch einer architektonischen Formenlehre in Beziehung auf Gebäude unserer Zeit, von J. Andreas Romberg. Mit 42 Tafeln. Berlin, 1837. G. Reimer.

Hamburg. Ueber die Mängel der Privat-Wohnhäuser in Städten, sowohl in Hinsicht der baulichen Beschaffenheit als der zweckmäßigen Einrichtung der Wohnungen. Mit einem Vorwort, den gegenwärtigen Zustand der Baukunst im Allgemeinen betreffend, und einem Anhange über die Verbindung der Baukunst und der Gartenkunst. Von J. Gärtner, königl. preuß. Architekten. Hamburg, Meißner.

Hannover. Die Trierischen Münzen, von J. J. Bohl. Nachtragsschrift, die Abbildungen enthaltend. Hannover, 1837. Bei Helwing. Mit X Kupfertafeln. Preis 22 Gr.

Versailles. Coup d'oeil sur l'ouvrage de Mr. Vatout, intitulé Souvenirs historiques du palais de Versailles. 8. 5¼ Bogen.

L. C. Itinéraire ou guide du voyageur dans la ville, le château et le parc de Versailles et des deux Trianons. 12. 8 Bog. 2 Kpfr. und 1 Plan. 3 Fr.

Bourg. Comte de Moyria-Mailla, Monumens romains du département de l'Ain. 4. 12 Bogen.

Aix. Marq. de Lagoy, Notice sur l'attribution de quelques medailles des Gaules inédites ou incertaines. 4. 6½ Bog. mit 1 Kpfr.

Paris. A. P. Gilbert, Description historique de la Cathédrale de Rouen. 2de Ed. 8. 11¼ Bog. mit 3 Kpfrn. 4 Franken.

J. R. (ey von Amiens), Monnaies inconnues des évêques des Innocens, des Fous et de quelques autres associations singulières du même temps. 8. 24 Bog. 46 Kpfr. 12 Fr.

Persönliches.

München. Der Oberbaurath v. Gärtner bereist gegenwärtig die Kreise des Königreichs, um unter Andern als General-Inspector der plastischen Denkmäler zu untersuchen, in wie weit die bereits unterm 26. Januar 1835 angeordnete Verzeichnung der vorhandenen denkwürdigen Gebäude, Monumente, Statuen u. s. w. des Alterthums vorgerückt oder etwa im Vollzuge gehemmt ist.

Paris. Der König hat den Maler Hrn. Isabey den Aeltern zum assistirenden Conservator des königlichen geschichtlichen Museums in Versailles ernannt. Der berühmte Maler Granet ist erster Conservator.

Hamburg. Als Urheber der beiden Börsenpläne, welche von der hiesigen Baudeputation die Preise von 100 Louisd'or und 100 Ducaten erhalten haben, werden die HH. Zwirner (Architekt in Köln) und Maack (Architekt und Hydrauliker allhier) genannt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 88.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 2. November 1837.

Die englische Nationalgallerie.

(Fortsetzung.)

Ueber dem Kamine hängen zwei Bilder, sie haben den Dampf und Rauch aus erster Hand. Das untere ist eine Landschaft von Nicolas Poussin. Die Landschaft liegt unter italienischem Himmel, nur Italien hat diese reine, blaue Luft. Mehrere Figuren bewegen sich in der waldigen, von einem Bache durchflossenen Gegend, es ist ein abgeschiedener, stiller Ort; die hohen Bäume, der frische Rasen und das schwellende Moos sprechen ungemein an, wie herrlich muß es sich in dieser Natur, unter diesem Himmel leben! Dies Bild ist von Sir George Beaumont der Anstalt geschenkt, drittehalb Fuß hoch und viertehalb breit. — Ueber demselben thront ein Rubens, ein großes, mit Figuren und Thieren angefülltes Gemälde, welches auf den ersten Blick den Meister erkennen läßt. Rubens hat viel, viel für Geld gemalt, das ersieht man fast aus allen seinen Werken, und deren Zahl ist außerordentlich beträchtlich. Wie viele sind im Louvre und überall, wo Geld zu verdienen war. Der niederländische Meister liebte, neben dem Erwerb, große, mit Figuren fast überfüllte Gebilde, volle, nackte Formen; er hatte viel Talent, eine fleißige Hand, aber wenig Geschmack. Dieses auch hier auf dem gegen 7 Fuß hohen und gegen 10 Fuß breiten Gemälde — ein kleines im Vergleich zu den Pariſern — welches für König Karl I. gefertigt und von der Marquisin Stafford der Gallerie vermacht ward. Karl I. mochte den Frieden lieben, lebte aber im steten Kampfe und endete in Folge dieser Kämpfe; hier sind die Segnungen des Friedens vorgestellt: eine fruchtbare, lachende Gegend, unter einem Fruchtbaume ein junges, übervolles, fast nacktes Weib, das dem Säuglinge die Brust reicht; zwei Männer, die dem Weibe sich nahen, doch Alles in Frieden und Ehren; ein Satyr und mehrere Frauen, Jungfrauen und Kinder im Vorder- und Hintergrunde; Garben, Früchte und Obst, ein Eselein und andere Thiere: Alles in Freude und Luſt. Wie mir däucht, hätte Rubens seine Aufgabe besser lösen können, doch ihm war das Sujet vielleicht gegeben, oder die Ausführung desselben lag ihm nicht sehr am Herzen. Bekanntlich schafften seine Schüler mehr an den unter des Meisters Namen gangbaren Werken, als dieser selbst; Vieles fällt daher auf Rechnung der Schüler. — Ohnweit dieses Bildes hängt das Portrait von Rubens, von van Dyk gemalt. Rubens ist ein hagerer, blasser Mann, in den vierziger Jahren, die Kleidung schwarz, die Stellung nachlässig, der linke Arm stützt sich auf einen Tisch. Er scheint leidend, das Auge ist trübe, das Gesicht bleich und abgemagert; ich dachte mir vordem den Künstler als einen kräftigen Lebemann; er mochte es vielleicht gewesen seyn; aber die Maler lebten zu allen Zeiten und in allen Ländern etwas locker, Rubens ist hier nicht mehr jung, frühere Zeiten haben ihm wohl die Wangen gebleicht, die Stirne gefurcht, die Haare ergrauen und verlieren lassen. Starb doch Raffael, der Unerreichte, im 37. Lebensjahre an Entkräftung, einer Folge übermäßigen Genusses! — Rechts vom Kamin erblicken wir ein kleineres, nur wenig auffallendes Gemälde von Rembrandt, die Ehebrecherin. Viele Figuren drängen sich auf den Stufen des Jerusalemischen Tempels, im Hintergrunde sitzen feierlich und in prächtigen Kleidern die Hohenpriester, vorn bewegen sich Männer, Weiber und Kinder, Kriegsleute und Pharisäer. Drei Figuren sind die hervortretendsten: Jesus, Petrus und die Sünderin. Diese naht sich reuig und zerknirscht den Stufen, auf welchen der Heiland steht, sie schlägt die Augen nieder, will in die Kniee sinken vor Scham und in dem Gefühl ihrer Schuld. Die Sünderin ist schön, jung und in der That bedauernswürdig, denn sie muß sich in diesem Augenblick sehr unglücklich fühlen! Neugierig umsteht sie der rohe Hause, stets sich des Unglücks freuend, immer bereit zu richten und zu verdammen. Neben dem Heiland steht Petrus in einer Franciscanerkutte; er will uns hier gar nicht gefallen, dieser sonst so felsenfeste und verständige

Digitized by Google

Mann, er hat ein recht pfäffisches Ansehen und scheint seinem Herrn und Meister harte Worte über die nahende Büßerin zuzuraunen. Aber der Herr, dem der Künstler die Capuzinertracht gegeben, läßt sich weder durch den Jünger, noch durch den schadenfrohen Haufen bewegen, er hebt die Hand auf und ruft: „Wer sich unschuldig fühlt, werfe den ersten Stein auf dieses Weib!“ — Weßhalb Rembrandt, der Protestant, dem Herrn und dem Jünger Mönchskutten umgethan, weiß ich nicht; sollte es Spott oder Schmeichelei seyn? Das Gemälde ist auf Holz und mißt gegen 3 Fuß in der Höhe, etwas über 2 in der Breite. — Ein Seehafen bei Sonnenuntergang, von Claude Lorrain, fesselt unsere Blicke. Welches Leben, welche Wahrheit in dieser Schöpfung! diese Perspective, dieses Colorit konnte nur Claude, der Lothringer, wiedergeben, der mit der französischen Lebhaftigkeit die deutsche Gemüthlichkeit verbindet. Der Seehafen ist ein italienischer, dafür sprechen die links im Vordergrunde befindlichen Gebäude, Tempel und Ruinen, der blaue, heitere, italienische Himmel, die Tracht der Schiffer und anderer Figuren. Die Sonne sinkt in den Ocean und beleuchtet mit den scheidenden Strahlen die kräuselnden Wellen, die Schiffe zur Rechten und das üppige Ufer. Ein seelenvolles Bild, welches nur etwas gelitten und von seiner ursprünglichen Farbenpracht verloren hat. Es ist über drei Fuß hoch und über vier breit. — Von Sebastiano del Piombo ist die Auferweckung des Lazarus, ein Werk, reich an Farben und von großer Dimension, über 12 Fuß hoch und gegen 10 breit. In den einzelnen Theilen hat es mir nicht gefallen wollen, es ist zu überladen mit Figuren, das Colorit zu grell, der Künstler hat zu sehr nach Effect gehascht. Christus erscheint hier als ein großer, muskulöser Mann mit schwarzem Haar und Bart, gebieterisch und stolz; Lazarus, der eben auf das Machtgebot des Erlösers die Augen öffnet, ist eine widrige Erscheinung, eine riesige Gestalt, braun wie eine Mumie, mit Binden und Lappen umgeben, einen weißen Mantel um Kopf und Oberleib, ganz so wie die Beduinen ihren Bernus zu tragen pflegen; er gleicht durchaus einem wilden Kabylen. Unter den umstehenden Figuren zeichnen sich mehrere durch Ausdruck und alle durch ihre Kleidung aus, leztere ist nur etwas zu reich, der Faltenwurf aber durchaus meisterhaft. — Ein anderes Werk desselben Meisters enthält des Cardinals Hippolyt von Medicis und sein eigenes Porträt. Das Bild hat fünfthalb Fuß in der Höhe, gegen vier in der Breite, befand sich vordem in dem Borgheſe'schen Palaste und wurde von W. H. Carr der Nationalgallerie geschenkt. Beide Figuren sind von geübter Hand mit Sorgfalt gegeben, man sieht und fühlt, daß sie den Originalen ähnlich seyn mußten; zwei würdige Männer voll Kraft und Adel, der Cardinal in seinem Ornate, der Künstler in schwarzer Tracht und langem Barte. — Wir betrachten für heute nur noch ein Gemälde; an einem günstigeren Tage wollen wir nachholen, was der untere Raum noch Vorzügliches bietet, und dann in die oberen uns begeben, die nicht minder Treffliches besitzen als jener. Leider hängt das Gemälde, vor dem wir stehen, an einem sehr unvortheilhaften Ort: es ist die Weihe des heiligen Nikolaus von Paolo Veronese, welcher sie für die St. Nikolauskirche in Venedig malte. Als Altarblatt, wozu es bestimmt war, hat das Bild bedeutende Dimensionen; von den Gouverneurs des brittischen Instituts ward es der Nationalgallerie vermacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wien, September 1837.

Seit einiger Zeit wird an der hiesigen Akademie der bildenden Künste vermehrte Thätigkeit bemerkbar, die nicht ohne Erfolg bleiben kann, sollte derselbe auch erst später sichtbar werden. Der rege Eifer, mit welchem der gegenwärtige beständige Secretär der Akademie, Hr. v. Remy, der zugleich provisorisch das Präsidium führt, Alles ergreift, was die Wirksamkeit dieses Institutes erhöhen und erweitern kann, verdient allgemeine Anerkennung. — Schon früher hatte sich diese Akademie von Seite ihres Curators, des Fürsten Metternich, schätzbarer Bereicherungen, auch an Werken der Kunst selbst, zu erfreuen. — Bei Vereinigung der Bibliothek, die S. M. der Kaiser bereits als Kronprinz gesammelt hatte, mit jener sehr bedeutenden, die der höchstselige Kaiser zurückließ, wurden die zahlreichen Duplikate von Seiner Majestät höheren Bildungsanstalten der Monarchie zum Geschenk gemacht, wobei die Bibliothek der Akademie mit vorzüglichen Werken betheilt wurde. Um von vielen nur einige anzuführen, nennen wir das Musée royal par St. Laurent, Trésor de numismatique et de glyptique, Expédition de Morée, Museum Florentinum, Antichità di Ercolano, Milbert's, Melling's, Belanger's u. s. w. Reisen, Iconographie française. Es ist diese ausgezeichnete Schenkung für die akademische Bibliothek um so erfreulicher, als dieselbe bis jezt leider noch keinen bestimmten Fonds besizt. Von einer Bibliothek aber gilt, was vom Menschen, daß nämlich bei dem allgemeinen Fortschritt Stillstand Rückschritt wird. Einer Lampe ohne Nachfüllung gleich, verzehrt sie sich, für andere leuchtend. Es verdient darum hohe Anerkennung, daß auch mehrere Mitglieder der Akademie für weitere Nahrung gesorgt haben. So bereicherte Freiherr Ludw. v. Pereira die akademische Bibliothek mit der Description de l'Egypte pendant l'expédition française, Hr. Arthaber mit der Galerie de Florence, Hr. Feldmüller mit Murphy's Arabian antiquities of Spain und Gau's Antiquités de la Nubie, Hr. Ritter von Neuhaus mit der Galerie de la Haye und dem Musée de sculpture par Clarac, S. D. Fürst Lichtenstein mit Duplikaten aus dessen Kupferstichsammlung. Auch von Künstlern selbst hatte sich die akademische Kupferstichsammlung schätzbarer Geschenke zu erfreuen, so der gesammten Werke Benedetti's und Stöber's, der neueren Arbeiten des Prof. Kininge's und Rahl's. Ganz besonders machte sich Hr. Architekt Franz Jäger um

Digitized by Go

die akademische Bibliothek verdient, indem er derselben nicht nur eine beträchtliche Anzahl vorzüglicher Werke, besonders über Baukunst, sondern auch mehr als 5000 Kupferstiche und gegen 5000 Handzeichnungen — ein wahrhaft großartiges Geschenk — aus seiner eigenen Sammlung verehrte, und sie, wie bereits auch früher, fortdauernd mit Beiträgen bereichert.

Die Aufstellung dieses auch durch Ankäufe vermehrten Zuwachses und das Bedürfniß eines größeren Raumes für die Benutzung der Bibliothek und Kupferstichsammlung machte die Erweiterung des Bibliothekslocales nöthig, das künftig durch Gas beleuchtet werden soll.

Auch die Gemäldesammlung der Akademie, ein Legat ihres früheren Präsidenten, des Grafen Lamberg, erhielt einigen Zuwachs, worunter das auf der diesjährigen Kunstausstellung bewunderte Oelgemälde: Ansicht von Rio Janeiro, Werk und Geschenk des Prof. Thomas Ender, vorzüglich Erwähnung verdient.

Ein interessantes Geschenk wurde der Akademie von dem österreichischen Generalconsul in Alexandria, Hrn. Laurin, zugesagt, eine 8 Palmen hohe weibliche Statue, von großer Schönheit, aus Marmor, größtentheils bekleidet. Sie wurde in Ephesus aufgefunden.

Die neueste Bereicherung erhielt die Sammlung der Handzeichnungen durch 800 Blätter, entworfen von dem Landschaftmaler Prof. Thomas Ender, auf seiner Reise nach Brasilien 1817 und 1818, die auf allerhöchsten Befehl Seiner Majestät der Akademie zugetheilt wurden — enthaltend sehr mannichfaltige und anziehende Darstellungen aus dem Natur- und Menschenleben.

Den vermehrten Mitteln, die auf diese Weise jungen Künstlern zu ihrer Ausbildung geboten werden, entspricht nun auch von ihrer Seite ein regerer Eifer, sie zu benutzen. Für das Streben derselben auch nach wissenschaftlicher Bildung in ihrem Fache zeugt die besondere Theilnahme an den Vorträgen über Geschichte und Theorie der bildenden Künste, gehalten von dem akademischen Bibliothekar und Professor Trost, die selbst im Sommercurse, wo früher gar keine Statt hatten, sehr zahlreiches Auditorium fanden.

Diesem gegenseitigen Zusammenwirken kann, wie gesagt, der Erfolg nicht fehlen. Wie in der sogenannten physischen Ordnung, folgt auch in der moralischen jeder Kraftäußerung ihre Wirkung, und dem besonnenen Streben gehört die Welt.

Nachrichten vom September.

Akademien und Vereine.

London. Der Verein für Förderung der schönen Künste in Schottland hatte im ersten Jahre seines Bestandes nur 700 Pfd. St. eingenommen, im vorigen schon 1500 Pfd., aber, nach dem unlängst von seinem Ausschuß erstatteten Berichte, im Laufe dieses Jahres bereits 2100 Pfd., wozu aus 62 Städten, unter denen Neapel, Petersburg, Neu-York, und sogar Sidney-Cove in Neu-Wales, beigetragen wurde.

Bis jetzt hat es der den deutschen Kunstvereinen nachgebildete englische (Art-union) zu nicht mehr als 500 Mitgliedern bringen können, deren jedes eine Guinee jährlich zahlt. Für diese 300 Guineen sind neue Gemälde, fast lauter Landschaften und davon drei in Wasserfarben, angekauft, um unter den Interessenten verloost zu werden. Diese Bilder, als deren bestes eine architektonische Ansicht der Cour St. Anard in Rouen, gemalt von J. Byrne, angesehen wird, sind gegenwärtig öffentlich ausgestellt; doch kann dieser Versuch weder von dem gegenwärtigen Standpunkte der brittischen Kunst, noch von dem Wirken der Kunstvereine in England ein aufmunterndes Zeugniß abgeben.

Paris, 14. September. Vor Kurzem waren in der Ecole des beaux arts die Gemälde der jungen Landschaftmaler aufgestellt, welche sich um den Preis des Aufenthalts in Rom bewerben, ein Preis, der nur alle vier Jahre zuerkannt wird. Der Gegenstand war „Apollo, der die Heerden des Königs Admet weidet," wobei zur Bedingung gemacht war, daß im Hintergrund ein Fluß und eine Stadt erscheinen sollte. Die Akademie der schönen Künste hat am 9. September die Preise zuerkannt. Den ersten großen Preis erhielt Buttura aus Paris, 25 Jahre alt, Schüler von P. Delaroche und Bertin; den ersten der zweiten großen Preise F. H. Lanoue aus Versailles, Schüler von Horace Vernet und Bertin, und den zweiten der zweiten großen Preise J. Benouville aus Paris, 22 Jahre alt, Schüler Picot's. Eine ehrenvolle Erwähnung ward R. M. Essrat, aus Paris, 28 J. alt, Schüler Lethière's, zu Theil.

Am 14. September begann die Ausstellung der Preis-Arbeiten für die Bildhauerkunst. Der Gegenstand war: Marius in Carthago. Es sind acht Statuen eingegangen. Sie sind indeß sämmtlich sehr schwach ausgefallen. Für die beste hält man die von Chambard, dessen Marius wenigstens eine natürliche Stellung hat.

Museen und Sammlungen.

Braunschweig, 2. September. Die Gemäldesammlung im hiesigen Museum erfährt gegenwärtig eine bedeutende Veränderung, indem die zoologische Abtheilung ihren Saal räumen muß, damit in demselben die noch vorhandenen Gemälde aufgestellt werden.

Paris. Es soll im Louvre der Grund zu einer Abtheilung für die englische Malerschule gelegt werden, und Baron Taylor, welcher gegenwärtig im Auftrag der Regierung nach England gereist ist, hat, wie verlautet, Auftrag, Bilder der bedeutendsten ältern und neuern englischen Maler, als Hogarth, Reynolds, West, Lawrence, Wilkie, Bonnington u. s. w. anzukaufen.

Kunstausstellungen.

Leipzig. Am 17. September wurde in der deutschen Buchhändlerbörse die erste Ausstellung des hiesigen Kunstvereins eröffnet, zugleich die erste größere Kunstschau in dieser Stadt. Der Mangel einer öffentlichen Kunstsammlung und überhaupt einer öffentlichen Gelegenheit zur Anschauung von Kunstwerken hatte sich in Leipzig immer fühlbarer gemacht, daher der erst vor acht Monaten zusammengetretene Kunstverein bereits 1100 Actien zählt. Die Ausstellung, durch welche der Verein gegenwärtig das erste Zeugniß seiner Wirksamkeit an den Tag legt, enthält nach dem gedruckten Katalog, dem noch ein Nachtrag beigegeben wurde, 687 Nummern, von mehr als 300 meist lebenden deutschen, französischen und schwedischen Künstlern. Mehrere darunter sind zur Förderung des Unternehmens von kunstliebenden Privaten mitgetheilt. Den Hauptbestand bilden Oelgemälde, zu welchen nur wenige plastische Werke, Zeichnungen und Glasmalereien hinzukommen. Die ersten sind in dem großen

Digitized by Google

Börsensaale, das Uebrige ist in einem kleinern Saale des Erdgeschosses ausgestellt. Unter den Bildern befanden sich während der ersten acht Tage auch die beiden berühmten von Lessing und Bendemann. Der Kunstverein hat mehrere Bilder gekauft, u. a. „das lesende Mütterchen“ von P. Mickenberg aus Schweden, den „leicht bewegten See“ von Schonmann in Dortrecht, und eine liebliche Darstellung von Kreul in Nürnberg, „ein Mädchen, welches den ärztlichen Ausspruch eines alten Hirten über ihre kranke Ziege erwartet.“ Viel betrachtet wird auch eine ganze Reihe Jagdstücke von Schulz in Berlin, an die sich „des Jägers Lebewohl“ von Meyerheim anschließt; ferner ein sehr großes Bild des Hauptmanns Schubauer in Leipzig, „die Schlacht bei Pobobna im Jahr 1812,“ Eigenthum Sr. Maj. unseres Königs.

Frankfurt, 21. September. Die Ausstellung im Städelschen Museum besteht mehrentheils aus Landschaften, die zum Theil sehr gelungen sind. Die Direction hat eine Anzahl zur Verloosung unter die Mitglieder des Instituts angekauft, andere sind noch zu verkaufen. Ausgezeichnet ist der Molo di Gaeta von Thöming. Veit lieferte die beiden Marien auf dem heiligen Grabe, und ein schönes Portrait, Martinus de Noirlieu. Eine Composition von Engel, die Entenfänger, ist sehr gelungen. Ein Sturm von Achenbach ist für 1500 fl. gekauft und das Vorzüglichste in diesem Genre. Ein 160jähriger Baum mit einem Schäfer und seiner Heerde darunter, von Ahlborn, ist, was den Baum betrifft, ein Meisterstück. Von Murillo's Jungfrau lieferte Weidenbusch eine schöne Copie. Ein Bildchen von Rethel, zwei Reiter und zwei Jungfrauen darstellend, ist von der Direction erworben. Die Ausstellung wird ziemlich lebhaft besucht.

Kassel, 6. September. Die Kunstausstellung hat seit dem 1. d. begonnen, und die Zahl der aufgestellten, zum Theil werthvollen Gemälde, die aus nahen und fernen Gegenden angekommen, beläuft sich auf 170. Gegen ein Entreegeld von 5 gGr. ist Jedem die Anschauung dieser Kunstwerke, die großentheils noch unverkauft sind, vergönnt, und es finden sich täglich zahlreiche Besucher ein.

Mainz. Die große Kunstausstellung ist täglich zahlreich besucht. Die Herzoglich Nassauische Familie hat für eine namhafte Anzahl Verloosungsactien unterzeichnet. Es sind etwa 300 Bilder vorhanden.

Dijon, 28. August. Die hiesige Gesellschaft der Freunde der Künste und der Industrie hat ihre Ausstellung am 11. d. eröffnet. Die Abtheilung der schönen Künste nimmt drei Säle des Museums ein und bietet mehr als hundert Gemälde dar.

Bauwerke.

Hamburg, 7. September. Der Ausbau der englischen bischöflichen Kirche auf dem Zeughausmarkte hat seit mehreren Wochen aus Mangel an Fonds eingestellt werden müssen.

Braunschweig, 9. September. Der Bau der neuen Kaserne, zu welchem auf dem letzten Landtage die Summe von 100,000 Thlrn. bewilligt worden ist, und die nach dem Plane des Hofbauraths Ottmer für 1500 Mann eingerichtet werden soll, leider aber außerhalb der Stadt zu stehen kommt, wird bald beginnen.

Darmstadt, 10. September. So eben setzt man die Krone auf den neu erbauten Theil des Ständehauses, welches noch dieses Jahr unter Dach kommt.

Stuttgart, 1. September. Die Baulust ist hier außerordentlich. In der Königsstraße allein sind gegenwärtig drei große Gebäude in Construction, das neue Canzleigebäude, der bald vollendete Bazar und ein Privatgebäude. Neben dem Palaste der Prinzessinnen, der bald fertig seyn wird, erblickt man die Gerüste des Staatsarchives, welchem noch ein Stock aufgesetzt wird. Unweit davon entsteht die königl. Reitschule, welche den Hofgarten gegen das Canstadter Thor zu schließt. Der Bau eines Theaters und Kunstmuseums soll nächstens beginnen. Von Privaten wird überall und meist mit Geschmack gebaut, und wer Stuttgart nach einigen Jahren wieder sieht, wird es kaum wieder kennen.

Venedig, 2. September. Das im vorigen Jahre abgebrannte Theater Fenice ist schon wieder aufgebaut und soll zu Weihnachten eröffnet werden.

Paris, 28. August. Die prachtvolle Kunstakademie (Ecole des beaux arts) wird in diesem Jahre ganz vollendet, und die Häuser, welche bis jetzt ihre Façade versteckten, werden bereits niedergerissen. An die Stelle derselben wird ein geschmackvolles Eisengeländer kommen. Im Innern der Magdalenenkirche wird unabläßig fortgearbeitet. Man vergoldet die Gewölbe und Kuppeln, und arbeitet an den Bildhauerverzierungen im Innern.

Das Frontispiz des Pantheons ist nun ganz enthüllt und es stehen fortwährend zahlreiche Gruppen vor demselben, um die Arbeit David's zu bewundern.

Der Architekt Lassus und der Maler Amaury-Duval sind von dem Minister des öffentlichen Unterrichts mit der Ausarbeitung einer Monographie der Kathedrale von Chartres beauftragt worden. Hr. Daniel Ranée arbeitet auf Befehl des Ministers eine ähnliche Beschreibung der Kathedrale von Noyon aus. Die Statistik der Denkmäler dieser Art in Paris ist Hrn. Albert Lenoir übertragen worden.

Brüssel, 14. September. Das Schauspielhaus in Antwerpen hat mit vollständiger Einrichtung 1,185,500 Fr. gekostet.

London, 26. August. Das United-University-Club-Haus in Pall-Mall wird nun bald vollendet dastehen, und einen Vereinigungspunkt der Mitglieder beider hiesigen Universitäten bilden.

Liverpool. Am 15. September wurde das prachtvolle Gebäude der neuen Gewerbschule (Mechanics Institution) eröffnet, zu welchem Lord Brougham vor etwa zwei Jahren den Grundstein gelegt, und das am Vorabend der Eröffnung, welche schon im März d. J. stattfinden sollte, durch eine Feuersbrunst beträchtlichen Schaden gelitten hatte. Der Stadtrath und ein großer Theil des eben in Liverpool versammelten brittischen Gelehrtenvereins wohnten der Feierlichkeit bei.

St. Petersburg, 16. September. Einem kaiserlichen Befehle zu Folge soll der schon zwanzig Jahre dauernde Bau der Isaakskirche möglichst beschleunigt werden, weßhalb der Kostenanschlag für dieselbe, der seither eine Million Banko-Rubel jährlich betrug, auf das Dreifache erhöht worden ist.

Kiew. Am 12. August wurde der Grundstein zu einem neuen Universitätsgebäude feierlich gelegt.

Sculptur.

London, 29. August. Sir R. Westmacott arbeitet gegenwärtig an einer Reihe von Basreliefs, welche aus Dante's berühmter Episode Francesca von Rimini entlehnt sind, für Lord Egerton.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 89.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 7. November 1837.

Briefe aus Italien.

II.

(Giotto.)

Padua ....

So oft ich in die Arena trete, durchdringt mich ein wohlthuendes Gefühl, die Folge harmonischen Zusammenwirkens verschiedener Kräfte. Scheint es doch, als habe der Architekt nur für den Maler gearbeitet, als habe der Maler nur den Gedanken des Architekten weiter ausgeführt, ja an einer Stelle, an der Wand des Triumphbogens, hat er es sogar durch gemalte Seitennischen. Solche Uebereinstimmung findet sich selten, und doch, wo sie fehlt, wie ist die Macht des Kunstwerks geschwächt! Einfachheit und heitre Feier sind der Grundcharakter des Gebäudes. Breite, hohe, helle Flächen bei doch gemäßigtem Licht; ein Tonnengewölbe über dem Schiff; schlanke Verhältnisse; der Altar in der Mitte des durch den Triumphbogen verengten, tiefen und umdüsterten Chors; überbaute Nischen dahinter, überbaute Chorstühle daneben. An einem solchen Orte fand der Künstler die Stimmung leicht, in der er seine Dichtungen bilden konnte. Ich rühmte Dir schon neulich die Benutzung des Raumes für den beabsichtigten Eindruck, ohne Einzelnes näher zu bezeichnen; laß uns heute dem Meister nun weiter in der Entwickelung seiner Gedanken, in Betrachtung seiner Darstellungen folgen. — Ich bin im Widerspruch mit mehreren unserer Künstler in Bezug auf Benutzung der Decken und Wölbungen für bildliche Darstellungen. Meiner Ansicht nach gehört dahin nur, was eine allgemeine Idee ausspricht, eine allgemeine Stimmung gibt, nicht aber, was eine anhaltende Betrachtung fordert. Ich freue mich, den Gründer der neuern Kunst hier in einem seiner glänzendsten Werke für mich sprechen zu sehen. Goldene Sterne auf blauem Grunde bilden den Himmel, der sich über Dir wölbt, und aus dem die Brustbilder der heiligen Mutter und des segnenden Erlösers, umgeben von ihren Verkündigern, auf Dich herabsehen. Drei architektonisch reich verzierte Bänder sind mit den Bildnissen der Voreltern Christi geschmückt. So ist gewissermaßen nur der Name ausgesprochen, zu dessen Lobgesang die Phantasie nun den Künstler trägt. In der Mitte des Triumphbogens sehen wir den Herrn der Macht und Herrlichkeit, den König des Himmels in erhabener Ruhe auf dem Throne sitzen;* zwei Engel zu beiden Seiten sind seines Winks gewärtig, ein Doppelchor von Thronen, Mächten, Herrschaften ꝛc. naben sich anbetend und opfernd; edle, ruhig schwebende, nach der Gottheit auf- und sich anblickende geflügelte Gestalten, um das Haupt den goldenen Schein.

Das Gloria in excelsis spricht aus dem ganzen Bild, wie aus jedem der Engel. Dasselbe Gloria! riefen ja auch einst die Engel den Hirten zu bei der Geburt des heiligen Kindes, die Gabriel einst der gebenedeiten Jungfrau vorausverkündigt. — „Was ist's mit dieser Jungfrau und dem heiligen Kinde? woher stammen sie? was wissen wir von ihnen?“ — Und nun beginnt der Künstler auf die einfachste, anspruchloseste Weise die Erzählung der größten Geschichte der Erde, als wär's eine Volkssage und Kinder seine Hörer: „Vor Zeiten lebte ein frommer Mann Namens Joachim mit seiner Ehefrau Anna; ihrem häuslichen Glücke fehlte nichts als ein Kind, um das sie Gott lange schon gebeten. Joachim glaubte, sich Gott nicht demüthig und ehrerbietig genug bezeugen zu können, und opferte sogar an einem solchen Tage im Tempel, da es nur Vätern die Sitte gestattete, Gaben darzubringen. Der strenge Hohepriester, den frommen Sinn Joachims mißachtend, verweigerte die Annahme des Opfers und wies Jenen zum Tempel hinaus. Es half ihm nichts, daß er sich noch einmal mit demüthiger Frage nach dem Priester umsah; er mußte zu seiner großen Beschämung

* Diese Figur ist in Tempera auf eine Thüre gemalt, die an der bezeichneten Stelle nach dem Dachraum über dem Chor führt.

Digitized by Google

von Ernst erfolgt. Das war vorbei. « Ich bin Ihnen Dank, Mama. Ich bin versöhnt damit, daß meine Eltern Ernst nicht wollen. Ich bin versöhnt damit, daß Ernst und ich Feinde, daß wir nicht Eltern bleiben. Ich bin versöhnt damit, daß Ernst mich nicht mehr liebt. Ich bin versöhnt damit, daß Sie, Mama, mir nie Ernst geben werden. Ich bin versöhnt damit, daß Ernst mich nicht mehr will. Ich bin versöhnt damit, daß Ernst mich haßt. Ich bin versöhnt damit, daß Ernst mich nicht mehr will. Ich bin versöhnt damit, daß Ernst mich nicht mehr will. Ich bin versöhnt damit, daß Ernst mich nicht mehr will

frau getrennt. Unter dieſer (14) der Beſuch bei Eliſabeth; denn auch der Zeit, da Maria das heilige Kind unter ihrem Herzen trug, muß gedacht werden. — Nun mit der Geburt Chriſti (15) beginnt die neue Reihe oder zweite Abtheilung. Du ſiehſt leicht, daß auch dies nicht Zufall iſt, und wirſt weiter in der Auswahl der Bilder aus dem Leben Chriſti den Meiſter der Gedanken erkennen. Maria auf dem Bett liegend, wendet ſich nach unſrer Seite, im Begriff, das Kind in die Krippe zu legen. Von rechts her kommen die Hirten; Joſeph ſizt nachdenklich und unzufrieden im Vorgrund, und bekümmert ſich weder um die Mutter noch um das Kind, noch um die kommenden Bauern, noch um Ochs und Eſel im Stall. (16) Anders benimmt er ſich hingegen, wo die Könige kommen, das Kind anzubeten. (17) Wie ſoll ich Dir nun den Unſchuldzauber des folgenden Bildes, wo Simeon das Kind im Arme hält, ſchildern? Ich ſah es öfter, vom Abendſonnenſchein, der durch das obere Fenſter drang, verklärt, und wünſche nur, daß es Giotto auch ſo mag geſehen haben, um ſich ſeines Werkes vollkommen zu freuen. Sagte uns ſchon im erſten Bilde das ſcheue Herantreten der Hirten, daß etwas Geheimnißvolles, im zweiten die Verehrung der Könige, daß etwas Bedeutendes, Wunderbares hier ſey, ſo ſehen wir im dritten, daß ein Heiliges geboren iſt. Es neigt ſich der Prieſter des höchſten Gottes (denn als ſolcher iſt Simeon genommen) zu dem Kinde, das er mit unausſprechlicher Seligkeit anblickt; mit verhüllten Händen faßt er es und trägt es wie ein koſtbares, zerbrechliches Gefäß. Das Kind ſieht ihn groß an, verlangt aber doch zur Mutter zurück, die mit vorgeſtreckten Armen und ſanft lächelnder Miene die Darbringung ausſpricht. Wie hinter ihr Joſeph und eine Magd den Gedanken der Darbringung vervollſtändigen durch Opfergaben, die ſie tragen, ſo wird Simeons „Heil mir! ich habe den Heiland geſehen!“ durch die hinter ihm heranhinkende Prophetin Hanna verſtärkt. (18) Dieſes heilige Kind wird gerettet durch die Flucht nach Aegypten vor (19) dem Kindermord in Bethlehem. — Auf der gegenüberſtehenden Wand folgt: (20) Chriſtus als Knabe im Tempel. (21) Johannes tauft ihn im Jordan; Engel halten die Gewande. Die Auffaſſung des Johannes gehört zu den eigenthümlichſten Giotto's und läßt uns tief in ſeine kräftige Phantaſie blicken. Ich glaube nicht, daß es irgend wem gelingen wird, über dieſe Darſtellung hinauszugehen. In dieſer feſt, aber auf beiden Füßen ſtehenden, vorwärts gerichteten, doch an ſich haltenden Geſtalt ſpricht ſich der Charakter des Johannes und ſeine Beſtimmung, dem Mächtigern zu weichen, ganz aus. (22) Die Hochzeit zu Kana. (23) Die Erweckung des Lazarus. Welche Zuſammenſtellung! wirſt Du ſagen. Aber folge dem Künſtler. Er hatte auf der andern Seite das Kind in die Ferne getragen, mit der neuen Seite führt er daſſelbe als Knaben vor, vor deſſen Weisheit die Alten ſtaunen. Durch die Taufe geht er zu ſeinem Beruf ein. Wir ſehen ſein erſtes Wunder und ſein lezтes, und als Ueberwinder des Todes zieht er (24) unter dem Jubel des Volkes in Jeruſalem ein. Wie die Naivetät der Kinder oft die ernſteſten Handlungen oder ſchmerzliche Stimmungen unterbricht, ſo kann uns Giotto häufig in ſeiner Unmittelbarkeit der Anſchauung mitten in der Feier zum Lachen reizen, ohne ſein Verſchulden. Denke Dir, wie er, den Eifer der Jeruſalemitaner, Chriſto ihre Ehrfurcht zu bezeigen; ſie ſtreuen Palmen auf den Weg, breiten Tücher aus, ja entkleiden ſich, um ihre Kleider dem einziehenden König unterzubreiten, ſo lebſt Du mitten in der Handlung; wähle Dir aber mit ihm den Moment, wo ein Mann ſich eben den Rock (oder Kittel) über den Kopf (heraus) zieht, und ihn nun in gebückter Stellung ohne Kopf, als bloßer Kleiderklumpen, ſo wirſt Du bei aller Andacht lachen müſſen.

Hierauf folgt (25) die Tempelreinigung, ein Gegenſtand, den ich noch nirgends in ſeiner rein ſymboliſchen Bedeutung aufgefaßt gefunden habe. Immer, ſcheint es, imponirt die Vorſtellung von der Kraftäußerung des milden Menſchenfreundes Allen ſo ſehr, daß Keiner daran denkt, daß es ſich um eine ſolche gar nicht handelt und handeln kann. Man denke nur an die Maſſe des Volks, das um die Oſtern nach Jeruſalem kam, und bilde ſich das Verhältniß der Verkäufer von Opfergaben und Oſterlämmern, um zu erkennen, daß hier an kein Austreiben mit der Peitſche zu denken iſt. Giotto hat wenigſtens durch die Wahl des Bildes, ſo wie durch ſeine Stellung gezeigt, daß er die höhere Bedeutung empfunden. Er ſchließt mit demſelben den zweiten Cyclus, ſo wie die Darſtellung Chriſti als Juden. Nun nachdem er ſich über Opferfleiſch und Opfergaben und über den ganzen Tempeldienſt entſchieden ausgeſprochen, beginnt der dritte Geſang, die Gründung des Chriſtenthums, mit der Einſetzung des heiligen Abendmahls. — Nur auf einem Zwiſchenfelde an der Wand des Triumphbogens (26) zeigt er uns noch das, was Denen, die nicht mit ihm waren, übrig blieb, Verſchwörung und Verrath; wir ſehen Judas den treuloſen Handel ſchließen. Nun alſo unter dem Bilde der Geburt Chriſti iſt das der Gründung des Chriſtenthums, (27) das Abendmahl; die Jünger ſitzen im Kreis herum unter einer Art Baldachin oder Laube. (28) Die Fußwaſchung. (29) Der Verrath des Judas auf dem Oelberg. Dies iſt für mich die ſchwierigſte Stelle im ganzen Werk. Warum die Fußwaſchung, und nicht das Gebet? Weißt Du etwas Beſſeres, als daß er's dem Petrus zu Liebe gethan, ſo ſage es mir. Vielleicht auch wollte er die Reihe der nun folgenden Leiden mit dem größten, dem Verrath des eignen Jüngers Chriſti, beginnen. (30) Chriſtus vor Kaiphas. (31) Chriſtus verſpottet und

Digitized by Google

geschlagen; ein Bild voll fast erschreckender Wahrheit, namentlich des den Heiland Anspuckenden. — Auf der entgegengesetzten Seite beginnt die Reihe mit der Kreuztragung (32). Daneben (33) die Kreuzigung. Ich sagte Dir schon sonst, daß die Schönheit nicht die Seele der Giotto'schen Kunst ist; bei ihm erlaubt die Stärke der unmittelbaren Vorstellung gar nicht die formelle Umbildung. Magdalena, die des heiligen Freundes Füße nicht mehr salben, seine segnende Hand nicht mehr küssen kann, umfaßt wenigstens das Kreuz mit aller ihr eignen Innigkeit. Dabei ist ihr der Mantel von den Schultern gefallen und liegt um ihre Füße dergestalt herum, daß sie in einem Sack zu stehen scheint. Offenbar unschön im äußersten Grade, allein Du siehst, worauf es dem Giotto ankam: auf Unmittelbarkeit der Darstellung des tiefsten Schmerzens. (34) Grablegung. Giotto's ganze Stärke der Seelenzeichnung zeigt in diesem Bilde sich; aber auch äußerlich betrachtet, als Composition, ist diese Darstellung eine vollendete. Auf Tod und Begräbniß folgt (35) die Auferstehung; die Engel auf dem Grabe, die Wächter in Schlaf oder Ohnmacht versunken; Magdalena mit ausgestreckten Armen vor Christo knieend, der sich mit dem räthselhaften Noli me tangere von ihr wendet. Hatte Giotto vorher Magdalenen zur Trägerin des tiefsten religiösen Schmerzens gemacht, so läßt er aus ihr jezt auch die höchste religiöse, freudige Sehnsucht sprechen. Man kann mit Bestimmtheit unter diese Darstellung die Worte aus Giotto's Grabschrift setzen: Plus licuit nulli pingere. nec melius. (36) Himmelfahrt Christi. (37) Ausgießung des heiligen Geistes. Christus hat seine Sendung auf Erden vollbracht, die Kirche wird gegründet. Leztere Darstellung, gerade gegenüber der Einsetzung des Abendmahls, ist in der Anordnung diesem Bilde so ähnlich, daß ich beim ersten flüchtigen Betrachten es für dasselbe nahm. Daß die Bedeutung beider Momente im Bezug zur Kirche dem Künstler das Motiv dieser gleichmäßigen Anordnung war, wird Dir nach allem Bisherigen außer Zweifel seyn. Dort beginnt das Christenthum, hier die Kirche in der Gemeinschaft des heiligen Geistes.

Es geht nun das Gedicht in eine andere Tonart über, wir treten in den Chor. Warum führt uns Giotto hier wiederum in die Geschichte Mariens ein? Die Antwort liegt nicht sehr fern. Der Chor ist der der Eucharistie geweihte Ort in der Kirche; die Messe aber feiert die Kirche zur Erlösung der Seelen und zur Erlangung der Seligkeit; zu gleichem Zweck auch hat der Stifter die Kirche gegründet. Das Sinnbild aber der erlösten und zur Seligkeit gelangten Menschheit war (um diese Zeit) die Krönung der Jungfrau. Um diese also ist es dem Künstler zu thun, und zu ihr führen die vorhergehenden Bilder. (38) Leider ist das erste derselben so beschädigt, daß ich den Inhalt nicht einmal errathen konnte. (39) Maria empfängt von Christo die Botschaft, daß sie die Erde verlassen werde. Sie theilt die Nachricht von ihrem nahen Tode dem Johannes mit, der mit dem Ausdruck des Schmerzens vor ihr niedergekniet ist; andere Apostel scheinen an der Thüre dem Gespräch zuzuhören. Darunter (40) sehen wir sie auf dem Todtenbette, die Apostel weinend um dasselbe herum. (41) Während sie sie zu Grabe tragen, fährt ein Engel nieder, nachfolgende Feinde zurückschlagend. (42) Der Sarg ist leer, in dem die Apostel die heilige Mutter trugen, verwundert blicken sie hinein und gen Himmel, wohin sie entschwebt. (43) Vor dem Throne Gottes angekommen, wird sie von Christo mit der Krone des unvergänglichen Lebens geschmückt.

Hiemit ist diese Folge von Darstellungen geschlossen, und ein neuer Gesang beginnt. Doch ehe wir zu diesem übergehen, laß uns noch einige Blicke auf die reichen Verzierungen werfen, von denen die Bilder eingefaßt sind. Hier herrscht nicht nur Geschmack, Mannichfaltigkeit, Phantasie, sondern es zeigt sich auch hier wieder die Eigenthümlichkeit Giotto'scher Kunstweise anregend auf den Geist zu wirken, Nachdenken zu erregen und auf das Symbolische der Darstellungen hinzudeuten. An der Stelle, wo an der Südseite Fenster stehen, sind gegenüber breite Bänder, deren Bilder ziemlich räthselhaft aussehen: Zwei Beine über dem Wasser, ein Löwe vor einer Höhle, ein Moses, ein Elias u. s. w. Betrachtet man sie indeß in Beziehung zu dem Gemälde, dem sie als Randverzierung dienen, so löst sich das Räthsel leicht und wir sehen bei der Taufe die Beschneidung, bei der Hochzeit zu Kana Moses den Quell aus dem Felsen schlagen, bei der Erweckung des Lazarus die des Sohnes der Sunamitin durch Elisa, beim Einzug in Jerusalem den Segen Jakobs (?), bei der Tempelreinigung den Engel des Heliodor, bei der Kreuzigung die eherne Schlange, bei der Grablegung (die Füße des) Jonas ins Meer geworfen, bei der Auferstehung den Löwen, als Sinnbild der Stärke, bei der Himmelfahrt die des Elias, bei der Ausgießung des Geistes die Gesetzgebung Mosis.

In den einzelnen Nischen des Chors sind zwei Madonnenbilder (ein andres ist zerstört), deren eines von anenehmender Schönheit des Ausdrucks ist. Das andre hatte, glaube ich, ehedem eine Unterschrift. Deutlich liest man noch das Wort hoc; allein gleich daneben ist der Bewurf abgekrazt. Unter den einzelnen Heiligen darüber ist St. Onophrius kenntlich; die andern sind mir unbekannt, ziehen auch, vornehmlich in ihrem gegenwärtigen Zustand, die Augen nicht auf sich. — Doch genug für heute.

(Die Fortsezung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 90.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 9. November 1837.

Die englische Nationalgallerie.

(Fortsetzung.)

Zu öftern Malen besuchte ich die Sammlung, die mich stets mehr ansprach, zumal in lezterer Zeit einige helle Tage die Besichtigung erleichterten und manche der hintern und versteckt hängenden Gemälde erkennen ließen. Nur selten fand ich Gesellschaft, gewöhnlich stand die Gallerie leer; sollte man daraus auf den Kunstsinn der Engländer schließen dürfen? — In Bezug auf den untern Salon fügen wir zu dem Gesagten hinzu, daß außer den genannten Werken sich hier noch mehrere ausgezeichnete Landschaften von Claude Lorrain und den Brüdern Poussin, und ein großes Bild von Parmeggiano, die Vision des heil. Hieronymus, ein kleineres von Julio Romano, die heil. Familie, und Christus am Oelberge von Correggio befinden; da es aber nur in unserer Absicht liegt, das Vorzüglichere aufzuführen, übergehen wir die erstgenannten und beschränken uns auf die beiden lezten. — Correggio's Christus am Oelberge ist ein sehr kleines, auf Holz gemaltes, aufgefrischtes und unter Glas gebrachtes Bild. Der Heiland, dessen Haupt von einem Heiligenschein umstrahlt, erhebt seine betrübte Seele zum Vater, er betet kniend mit Gottergebung: Vater, wenn Du willst, laß diesen Kelch an mir vorübergehen! Das bleiche Antlitz ist rührend, die milden, seelenvollen Augen blicken gen oben. In der Ferne steht ein Jünger, der den Herrn und Meister beobachtet. — Die heilige Familie von Julio Romano ist ebenfalls ein kleines Gemälde, kaum einen Fuß ins Gevierte, auf Holz, restaurirt und unter Glas, aber es ist ein Hauptschatz der Sammlung, durch den uns bekannten sehr freigebigen Hrn. Carr ihr vermacht. So klein die Figuren, so fleißig sind sie gearbeitet: die Madonna ist schön und lieblich, eine junge italienische Mutter, mit schwarzem Haar und schwarzem Auge, dunkler Teint, schlank und üppig. Der Heiland ruht auf ihren Knieen, ein drei- bis vierjähriger Knabe steht an ihrer linken Seite und wird von ihrer Linken umschlungen.

Ohngefähr zwei Drittel der Sammlung sind oben in zwei Salons und zwei Nebenzimmern aufgestellt, zusammen gegen 80 Bilder. Was wir bei dem untern Salon über die Unzweckmäßigkeit des Locals, über das wenige, oft ungünstige Licht, über die Nachlässigkeit und Unordnung in der Placirung und über das spärliche Steinkohlenfeuer in großen Kaminen sagten, findet ebenfalls in den obern Gemächern Anwendung; die Gemälde auf den Gängen und in den beiden Nebenzimmern sind sogar noch unvortheilhafter angebracht, als irgend eins in dem untern und in den beiden obern Salons. Im ersten der leztgenannten stehen auch zwei Gemälde auf Staffeleien neben, oder vielmehr vor den Fenstern. Das eine verdient diesen Ehrenplatz ohne Zweifel, das andere würde ich weiter nach hinten, vielleicht gar in ein Nebengemach verweisen. Jenes ist von Correggio, restaurirt und unter Glas. Auf 5 Fuß in der Höhe hat es 3 in der Breite und gehörte vordem dem Herzoge von Alba. Ich möchte wiederholen, was ich bei desselben Meisters Ecce homo gesagt, nur sind die Sujets verschieden. Das Gemälde zeigt uns den Merkur, welcher dem kleinen Cupido lesen lehrt; neben der Schulmeisterscene steht die Mutter des Schülers, die blonde, wollüstig geformte, nackte Venus. Die Göttin ist die Hauptfigur und das Gelungenste; das lange, aufgelöste, blonde Haar wallt in langen Locken herab und wird von leicht fächelndem Luftzuge nach vorn geweht; das große, blaue Auge blickt schmachtend und milde, das Gesicht, der Busen, der ganze Körper sind reizend, unwiderstehlich. Die sittlichen Engländerinnen verweilen vor dem herrlichen Gemälde nicht lange, ich sah die keuschen vor ihm stets die Augen niederschlagen, desto mehr wird es von Gentlemen und Kunstkennern betrachtet. Ein blaues Gewand hängt hinter der Göttin, aber sie will sich nicht verhüllen, sie will ihre schönen Körperformen zeigen. Merkur sizt auf einem Felsstücke, auf seinem rechten Schenkel liegt ein aufge-

Digitized by Google

Ungarische Blatt, auf das heute das Wort Lajos Kossuth's Anwendung findet: „Ich bin ein Ungar, und was einen Ungarn angeht, das geht mich an.“ Es ist ein Blatt, das mit Ernst und Würde, mit Kraft und Mäßigung, mit Wahrheit und Liebe für das Vaterland geschrieben wird. Es ist ein Blatt, das in Deutschland bekannt, das in Ungarn geachtet ist. Es ist ein Blatt, das in Deutschland und Ungarn gelesen wird. Es ist ein Blatt, das Ungarn in Deutschland, Deutschland in Ungarn vertritt. Es ist ein Blatt, das Ungarn und Deutschland verbindet. Es ist ein Blatt, das für Deutschland Ungarisch, für Ungarn in Deutschland Deutsch ist. Es ist ein Blatt, das Ungarn und Deutschland in Europa vertritt. Es ist ein Blatt, das Europa in Ungarn und Deutschland vertritt

Als Thiele schrieb, wollte Victor Emil sich bei ihm als Lehrling eintreten lassen, aber Thiele wies ihn ab, weil er ihn für zu unbeholfen hielt. Victor Emil ging darauf zu Hansen in die Lehre, der ihn auch annahm, aber nach einem Jahre sagte, er könne ihn nicht brauchen, er solle sich einen andern Beruf wählen. Victor Emil ging darauf zu Thiele zurück, der ihn auch annahm und ihn auf die Universität schickte, damit er sich dort zum Ingenieur ausbilde. Er ist nun in Thieles Bureau eingetreten und hat sich dort gut eingearbeitet. Thiele ist sehr zufrieden mit ihm und hat ihn auch schon mehrfach auf Reisen geschickt. Er ist nun in Thieles Bureau eingetreten und hat sich dort gut eingearbeitet. Thiele ist sehr zufrieden mit ihm und hat ihn auch schon mehrfach auf Reisen geschickt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine Mittheilungen und Nachrichten.

Berlin. (Neuer Bahnhof.) Der Bau des Centralbahnhofes ist nun in Angriff genommen worden. Die Arbeiten sind bereits so weit gediehen, daß man sich ein Bild von der Größe des Bauwerkes machen kann. Es ist ein Riesenbau, der sich über eine Fläche von 1000 Quadratmeter erstreckt. Die Bahnsteige sind 400 Meter lang und 30 Meter breit. Die Halle wird eine Spannweite von 60 Meter haben. Die Kosten des Bahnhofes sind auf 12 Millionen Mark veranschlagt. Der Bau soll in zwei Jahren vollendet sein.

Berlin. (Neue Brücke.) Die neue Brücke über den Landwehrkanal ist nun dem Verkehr übergeben worden. Sie ist 120 Meter lang und 20 Meter breit. Die Kosten betrugen 1 Million Mark. Die Brücke ist aus Eisen und Stein gebaut und hat drei Bogen. Sie ist nun dem Verkehr übergeben worden.

Berlin. (Neue Brücke.) Die neue Brücke über den Landwehrkanal ist nun dem Verkehr übergeben worden. Sie ist 120 Meter lang und 20 Meter breit. Die Kosten betrugen 1 Million Mark. Die Brücke ist aus Eisen und Stein gebaut und hat drei Bogen. Sie ist nun dem Verkehr übergeben worden.

Digitized by Google

London. Am 6. September ward zu Newcastle upon Tyne der Grundstein zu dem Denkmale des Grafen Grey gelegt.

Hiesige Blätter aller Farben enthalten eine Aufforderung zur Unterzeichnung für ein dem Herzog von Wellington zu errichtendes Nationaldenkmal. Der Beschluß hiezu wurde in einer am Jahrestage der Schlacht von Waterloo hier gehaltenen Versammlung gefaßt. An der Spitze der Unterzeichner steht der König von Hannover mit 346 Pfd., dann folgen bedeutende Summen anderer hochgestellten Personen.

Medaillenkunde.

Paris, 6. September. Die Zeit der Spottmünzen ist ziemlich vorüber, indeß hat neulich ein Gläubiger hier den Einfall gehabt, eine Medaille von Blei mit dem Namen seines saumseligen Schuldners und dem Datum der Schuld prägen zu lassen. Der Schuldner ist einer der berühmtesten Romandichter neuerer Zeit.

9. September. Der Stadtrath von Chartres hat zu Ehren des Hrn. Delessert (jetzigen Polizeipräfekten von Paris) wegen seiner Verdienste beim Löschen des Brandes der Kathedrale am 4. Juni 1836, zu welcher Zeit er Präfekt des Eure- und Loire-Departements war, aus dem Metalle der geschmolzenen Glocken eine Medaille prägen lassen, deren Stich von dem geschickten Münzgraveur Barre herrührt. Auf der Vorderseite sieht man die Kathedrale von Chartres in allen Details ungemein schön vollendet; auf der Rückseite liest man: à Mr. Delessert la ville de Chartres reconnaissante.

Malerei.

München, 15. September. Kaulbach's Gemälde der Hunnenschlacht ist nach Berlin gesandt, und wird, wie man sagt, dort von ihm beendigt werden. Sein nächstes Bild, an dem er emsig arbeitet, ist eine Löwenjagd und ebenfalls vom Grafen Raczynski bestellt.

Brüssel, 31. August. Der König hat Wappers' Versuchung des heil. Antonius (s. Nachrichten vom August) an sich gekauft. Schelfhout ist von Antwerpen nach dem Haag zurückgereist und hat Bestellungen auf 13 große Gemälde mitgenommen.

Beaune. Seit dem Ende des Jahres 1836 ist ein großes Gemälde von Johann van Eyck, das jüngste Gericht auf neun Feldern, zusammen von 18 Fuß Ausdehnung und das mittelste 7 F. hoch, darstellend, aus seiner Vernachlässigung im hiesigen Hospitale hervorgezogen und in einem besondern Saale aufgestellt worden, der nur gelegentlich kunstliebenden oder fremden Beschauern geöffnet wird. Der Rahmen hat seine ursprüngliche Goldbronze wieder erhalten, so wie die verschiedenen Abtheilungen des Gemäldes kupferne Angeln. Die Malerei selbst erwartet aber noch eine verständige und höchst nothwendige Restauration. Man zählt auf derselben, außer Christus, der im Mittelfelde in einer Purpurtunica auf einem Regenbogen thront, 71 Gestalten, viele davon Porträts.

Neue Kupferstiche und Lithographien.

London. Bei Walsh und Gwynn ist eine sehr gelungene Lithographie des Innern der St. Georgen-Capelle in Windsor, am Abend der Beisetzung des verstorbenen Königs, nach einer Zeichnung von Wilson, erschienen.

Martin hat seinen Marius Curtius im vergrößerten Maßstabe in Kupfer gestochen. Es soll eines der trefflichsten Blätter des genialen Künstlers seyn.

Kupferwerke.

Paris. Die ersten drei Hefte des Album cosmopolitique des bekannten Bauchredners Alexandre Vattemare sind erschienen. Das Werk ist den Künstlern aller Nationen gewidmet, welche dazu beigetragen, und als eigentlicher Redakteur P. Henrichs genannt. Es zerfällt in zwei Theile, Facsimile's von Handschriften und Zeichnungen, und wird, der Ankündigung nach, aus 20 Lieferungen bestehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[650] In unserm Verlage ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung von Hrn. Leopold Voß in Leipzig zu beziehen:

Die Holz-Architektur des Mittelalters.

Mit Anschluß der schönsten in dieser Epoche entwickelten Producte der gewerblichen Industrie

von

C. Böttticher,

Architekt und Lehrer am königl. Gewerbe-Institut zu Berlin.

Drittes Heft, mit 7 in Gold und Farben gedruckten Steintafeln und Text. Preis 3 Rthlr. 15 sgr.

Die bis jetzt erschienenen drei Hefte kosten in der wohlfeileren Ausgabe 8 Rthlr. 15 sgr.; in der Prachtausgabe auf Velinpapier, viele Blätter mit Gold, Silber und Bronze gedruckt und cartonnirt 13 Rthlr.

Dieses sowohl in Hinsicht auf artistischen Gehalt, als auf äußere Ausstattung ausgezeichnete Werk verdient die Beachtung der Architekten und Freunde der mittelalterlichen Kunst, da es die rühmlichst bekannten Werke von Moller u. A. theils vervollständigt, theils erweitert. Es liefert nämlich außer architektonischen noch viele andere Gegenstände in kunstgetreuen Abbildungen.

Von demselben Künstler ist bei uns kürzlich erschienen:

Ornamentenbuch. Zum praktischen Gebrauche für Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Der neuen Folge 1s u. 2s Heft, in Farben, jedes Heft 3 Rthlr. 10 sgr.

Noch machen wir auf folgendes vortreffliche Werk aufmerksam, von welchem die zweite Auflage erschienen ist:

Grundlage der praktischen Baukunst. Herausgeg. von der Königl. technischen Deputation für Gewerbe zu Berlin. 2 Theile. gr. Fol. Mit 79 Steintafeln. geb. 9 Rthlr. — Erster Theil: Maurerkunst und Entwürfe zu Wohngebäuden, von Schinkel. 4 Rthlr. 15 sgr. — Zweiter Theil: Zimmerwerkskunst. 4 Rthlr. 15 sgr.

Schenk u. Gerstäcker in Berlin.

Digitized by Google

№. 91.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 14. November 1837.

Kunstliteratur.

Die Stiftskirche zu Oehringen. Geschichte und Beschreibung von J. Albrecht. Mit einem Grundriß. Oehringen, 1837.

Die Stiftskirche zu Oehringen hätte aus zwei Rücksichten schon längst eine Monographie verdient. Theils ist sie eine im Styl des 14. Jahrhunderts äußerst rein und zierlich gebaute Kirche, theils knüpfen sich an sie für einen großen Theil Neu-Württembergs sehr bedeutungsvolle geschichtliche Erinnerungen. Dieselbe Rolle, die das Stift Beutelspach, dessen Geburtsjahr noch unbestimmter, aber sicherlich früher anzunehmen ist, als man gewöhnlich glaubt, in der Geschichte der Grafen von Württemberg, das etwa um 1075 gegründete Stift Sindelfingen in der Geschichte der Grafen von Calw und der mit ihnen verwandten Häuser spielt, gebührt auch der Stiftskirche zu Oehringen in der Geschichte der alten Grafen von Hohenlohe. Die Stammmutter des Hohenlohe'schen Hauses, Adelheid, hat 1037 das Stift gegründet. Es ist daher eine sehr dankenswerthe Arbeit, der sich der schon um die Münzgeschichte des Mittelalters verdiente Hr. Albrecht unterzogen hat, indem er uns eine mit großer Gründlichkeit geschriebene Geschichte und Beschreibung dieser Kirche gibt.

Die ältere, 1037 gebaute Stiftskirche, von der noch Abbildungen und Beschreibungen sich erhalten haben, hatte die Form eines Kreuzes mit zwei Thürmen. Die aus der Thiersymbolik genommenen Bilder an derselben verleiteten die ältern Beschreiber der Kirche zu manchen lächerlichen Hypothesen. Nachdem der Hr. Vf. eine Reihe von Capellen der alten Stiftskirche mit ihren Stiftern aufgeführt, kommt er S. 7 auf die Geschichte der noch jetzt stehenden Stiftskirche. Nach einer Inschrift an einem äußeren Pfeiler des Chors soll 1454 der Bau derselben begonnen haben. Referent glaubt aber, daß diese Zahl zunächst nur das Alter des Chors bezeichnet, daß dagegen durchaus die Substructionen der alten Stiftskirche benuzt wurden, indem namentlich der untere Theil eines der Thürme an die gute byzantinische Zeit erinnert. Schon die Zahl der Ablaßbriefe, die der Hr. Verfasser namhaft macht, beweist, daß in jener Zeit nicht mehr die Mittel zur Aufführung eines ganz neuen Baues vorhanden gewesen wären; wie viel namentlich die Grafen von Hohenlohe für den neuen Bau gethan haben, scheint aus Mangel an urkundlichen Nachrichten nicht mehr zu ermitteln. Der Bau schleppte sich fast bis 1501, und zwar nur durch außerordentliche Mittel gedeckt. Interessant sind die mitgetheilten Rechnungen. Auch lernen wir zwei Steinmetzen kennen, einen Meister Hans von Aurach (vielleicht Urach?) und Meister Bernhard. Wir müßten uns sehr irren, wenn wir in dem Lezteren nicht einem alten Bekannten aus Ulm begegneten, von dem wir schon früher Einiges mittheilten (Kunstbl. 1835 S. 106, und Schwäbisches Städtewesen des Mittelalters 1, 576). Ist er derselbe Meister, der die lezte Hand an den Münsterbau in Ulm legte, so mag die Zeit seines Aufenthalts in Oehringen früher seyn. Uebrigens wären wir begierig, zu wissen, ob nicht in dem S. 12 angeführten Notizenbuch über die Einnahmen und Ausgaben, das mit dem Jahr 1455 beginnt, noch manche für die Kunstgeschichte wichtige Namen und Gegenstände bemerkt wären.

Den geschichtlichen Nachrichten folgt eine Beschreibung zunächst des Aeußern, dann des Innern der Kirche. Die Verunzierung des Aeußern durch Anbau von Wohnhäusern ist das Schicksal, das fast alle alten Kirchen theilen. Indessen ist man in neuern Zeiten, namentlich am Rhein, rühmlich bemüht, diesem Uebelstand nach und nach abzuhelfen. Das Innere der Kirche ist durch eine Menge winkeliger Emporbühnen ebenfalls verunziert. Wo diese nicht stören, treten einzelne Theile, die auf ein symmetrisch ausgeführtes Ganze schließen lassen, wohlthuend vor die Augen. Gerechten Tadel aber verdient die Stellung der Kanzel, die auf der obersten Treppe des Chors, zwischen Chor und Schiff stehend, beide von

Digitized by Google

einander trennt. Freilich iſt die Wahl eines angemeſſenen Platzes für die Kanzel in alten, bloß für den Altardienſt gebauten Kirchen etwas ſehr Schwieriges. Es iſt nur die Wahl zwiſchen zwei Uebeln: entweder ſie an eine Säule im Schiff der Kirche anzuheften, oder ſie zwiſchen Chor und Schiff in die Mitte zu ſtellen; Beides verlezt das Auge des Künſtlers, am meiſten aber die leztere Wahl, weil der Künſtler einen freien Blick aus dem Schiff in den meiſt durch Glasmalereien magiſch erleuchteten Chor haben will. Sie iſt aber auch akuſtiſch verfehlt, wenn, wie in Oehringen, ein Theil der Zuhörer noch auf den Chor ſich gewieſen ſieht. Die neuere Kirchenbaukunſt der Proteſtanten vereinigt beide Intereſſen, die des Künſtlers und Zuhörers, indem ſie den dem Altardienſt angehörigen Chor meiſt ganz wegfallen läßt, während die katholiſche immer noch genöthigt iſt, um den Blick in den Chor offen zu laſſen, die Kanzel an eine der Abſeiten des Schiffes anzuhängen.

Aus dem fünfzehnten Jahrhundert hat ſich nur noch ein Altar mit Sculpturarbeiten erhalten, den der Hr. Vf. einem Ahnen des Sickingen'ſchen Hauſes vindicirt.

Die Fratzen, welche die Gewölbegurten tragen, ſind zuverläſſig nichts anders als Satiren auf Mönche und Geiſtlichkeit, wie man ſie in vielen alten Kirchen, z. B. in der Marienkirche zu Zwickau, St. Stephan zu Wien, beſonders aber in den Münſtern von Baſel und Straßburg, zum Theil in ſehr anſtößigen Bildern findet. Die Glasgemälde, die ſich noch erhalten haben, ſind aus guter alter Zeit. Sie ſind S. 22 u. ff. genau beſchrieben.

Von beſonderer Wichtigkeit ſind die Fürſtl. Hohenlohe'ſchen Familienmonumente, die wir zum Theil Meiſterſtücke der Bildhauerei nennen können. Eines derſelben, das Monument des Grafen Ludwig Caſimir von Hohenlohe, von dem bereits im Kunſtblatt 1833, Nr. 29 eine Beſchreibung gegeben ward, iſt von Johann von Trarbach, einem Bildhauer von Alt-Sympern. Ein neueres, dem Andenken an das Ehejubiläum des 1805 verſtorbenen Fürſten Ludwig Friedrich Karl von Hohenlohe-Oehringen und ſeiner Gemahlin Sophie Amalie Karoline, geb. Prinzeſſin von Sachſen-Hildburghauſen, gewidmetes Monument iſt aus der Werkſtätte des Bildhauers Schadow in Berlin, und kam erſt 1830 in den Chor.

In dem an die Kirche ſtoßenden Kreuzgang befindet ſich, ſehr wohl verwahrt in einem hohen Kaſten, eine Bildſchnitzerei aus alter Zeit, eine Gruppe von fünf Perſonen in Lebensgröße, deren jede in einer geſchmackvoll verzierten Niſche ſteht, nämlich die Mutter Gottes, ihr zur Rechten die Heiligen Gregor und Ambroſius, zur Linken Auguſtin und Hieronymus. Die ſcharf markirten Geſichtszüge, bezeichnend für die einzelnen Individualitäten, die ſorgfältigſte Ausführung in den kleinſten Theilen macht das Ganze zu einem Meiſterwerk, wie Deutſchland wenige aufzuzählen hat. Referent hat davon in der Vorzeit 1826 eine genaue Beſchreibung gegeben, die der Hr. Vf. in ſein Büchlein aufgenommen hat.

Ein Grundriß der Kirche veranſchaulicht die gefällige Darſtellung. Wir wünſchen dem Hrn. Vf. zu ähnlichen Arbeiten Muße und Ausdauer.

Carl Jäger, Pf. in Bürg.

Die engliſche Nationalgallerie.

(Fortſetzung.)

Ferner betrachten wir den Raub des Ganymedes von Tizian, ein Gemälde, welches gegen 6 Fuß im Quadrat hat und ſich früher im Palaſte Colonna befand. Der ſchöne Jüngling liegt auf einem mächtigen Adler, der mit ausgebreiteten Flügeln ſeine Bürde entführt und dem Jupiter zubringt. Von dem göttlichen Mundſchenk ſehen wir nur den Rücken, mit dem Leibe ruht er auf dem Vogel, läßt aber durch eine Wendung des Hauptes das Geſicht erblicken. Furcht und Schrecken prägen ſich auf demſelben aus, und dieſe Gefühle ſind erklärbar, denn wer möchte nicht zagen, wenn er in ſchwindelnder Höhe von einem rieſigen Adler, der ſo finſter blickt, getragen, in die Wohnungen der unſterblichen Götter geführt würde? — Von demſelben Meiſter hängt an derſelben Seite eine Venus und Adonis, welches Bild ungefähr dieſelben Dimenſionen mit dem eben genannten hat, wie es auch aus derſelben Sammlung herſtammt. Es iſt ſehr übel aufgeſtellt, der Hintergrund kaum zu erkennen. Vorn erblicken wir den ſchönen Adonis, der, uns zugewendet, ſich zu der mit ihm tändelnden Liebesgöttin niederbeugt: dieſe kehrt uns sans gêne den Rücken zu und läßt nur die eine Hälfte ihres reizenden Antlitzes ſehen. Beide ſind in einer halb liegenden Stellung, Venus ruht mit dem Oberkörper an der Bruſt des Lieblings, mit dem untern auf Polſter und Decken; Adonis umfaßt mit der Rechten die Göttin, mit der Linken hält er zwei große Hunde, die eine Mittelrace zwiſchen Wind- und Fanghunden. Hinten iſt Wald, Fels und Bach, doch lezteres wegen des ſpärlichen Lichts und der Höhe, in welcher das Bild aufgehängt, nicht genau zu erkennen. — Ein mit beiden genannten gleich großes, auch aus dem Palaſt Colonna herrührendes Gemälde befindet ſich in der Mitte der öſtlichen Wand, es iſt eine Landſchaft von Caspar Pouſſin, auf welcher eine Scene, jedoch nur als Nebenſache, angebracht iſt, das Opfer Iſaaks, welches Abraham auf Befehl Jehova's vollziehen will. Von dieſer Scene ſehen wir ab und beſchränken uns auf die Land-

schaft, welche voll Leben und von ansprechendem Colorit; das Licht ist treffend vertheilt, die Perspective meisterlich gehalten, der Baumschlag treu und wahr, das Grün des Rasens, der Felsen, das Moos, die Quelle überaus gelungen. Von den Arbeiten des C. Pouſſin, die hier aufbewahrt, möchte ich dieſer den Vorzug geben. — Auf der gegenüberſtehenden, der weſtlichen Wand wollen wir nur zwei Bilder näher betrachten, eines von Rubens, über dem Kamine, der Raub der Sabinerinnen, und ein badendes Weib von Rembrandt. Der Sabinerraub gehört zu des niederländiſchen Meiſters beſſern Sachen, er hat hier mit Muße und Gefallen gearbeitet, zwar bemerken wir auch hier eine Uebermenge von Figuren, ſehr volle Formen, die jedoch meiſt verhüllt ſind, und eine gewiſſe Frivolität. Das Bild iſt auf Holz, gegen 6 Fuß hoch und gegen 8 breit. Rechts hebt ein Reiter mit Hülfe eines bereitwilligen, banditenähnlichen Burſchen ein nur ſchwach gegen die vereinte Gewalt ankämpfendes Mädchen, oder eine junge Frau, auf ſein Roß; links ſtreiten zwei Männer um ein Weib, während des Kampfes und in Folge des Zerrens und Reißens an der Kleidung des Weibes entblößen ſich einige Theile, welche das unglückliche Opfer gern verbergen möchte. Im Vordergrunde ſteht eine hohe, majeſtätiſche Frau in reichem, faſt modernem Anzuge, — wir ſprechen von dem Zeitalter des Rubens — dieſe gebieteriſche Frau iſt bis jezt von den rauhen Römern noch verſchont, ihr Wuchs, ihr Anſtand, ihre Geſichtsbildung laſſen jedoch befürchten, daß auch ſie bald ergriffen werde. Dieſe Frau iſt jedenfalls ein Porträt, ſie ähnelt den auf Rubens' Pariſer Arbeiten häufig wiederkehrenden Bildniſſen der Maria von Medicis. Auch unter den übrigen Figuren ſind gewiß viele die Conterfei's damals lebender Männer und Frauen. Im Hintergrunde ſehen wir Tempel mit Säulen, Hallen und Terraſſen, auf und in denen der Kampf wüthet, der verbrecheriſche Ueberfall und Raub Statt hat. Rembrandt's Badende vermachte Carr der Anſtalt, ſie hängt unter dem Rubens, über dem Kamine, iſt auf Holz, und hat auf anderthalb Fuß in der Breite zwei in der Höhe. Ein großes, kräftiges, muskulöſes Weib hat ſich bis aufs Hemd entkleidet und ſteigt in den grünlichen Fluß; ſie hat erſt einige Schritte gethan, das Waſſer ſteigt nur bis an die Kniee, das Hemd wird aber ſchon ziemlich hoch gelüftet, denn das Waſſer wird tiefer, das ſieht das Weib, und das ſehen auch wir. Die Formen der Frau ſind zu männlich, ſolche Muskeln ſind nur ſelten bei einem weiblichen Weſen entwickelt.

Wir verlaſſen den Salon, in dem nur noch einige Werke engliſcher Künſtler, die wir ſpäter zuſammenfaſſen wollen, bemerkenswerth, denn der gütige Leſer würde durch eine fernere Aufzählung der Arbeiten von Claude Lorrain, der beiden Pouſſin, von Rubens, Tizian u. A. nur ermüdet werden. Durch zwei Nebengemächer, in welchen faſt durchgängig, wie auch in dem hintern Salon theilweiſe die engliſche Schule zuſammengeſtellt, die in Hinſicht des Lichtes und der Aufſtellung am ſchlechteſten bedacht iſt, gelangen wir in einen hintern Salon, der die Räume der Nationalgallerie beſchließt. Zuerſt wenden wir uns zu den beiden vor den Fenſtern aufgeſtellten Bildern, zwei herrlichen Landſchaften, die des Contraſtes halber neben einander gebracht ſeyn mögen: ein Salvator Roſa, mit welchem erſt kürzlich die Sammlung bereichert iſt, und deßhalb noch nicht im Katalog verzeichnet, und ein Claude Lorrain, beides Landſchaften, die vorzüglich ſind und ihre Meiſter charakteriſiren. Die von Claude iſt eine freundliche, friedliche Gegend, die von Salvator Roſa eine wilde, düſtere; dort milder Sonnenſchein, eine Gruppe fröhlicher Menſchen, weidende Thiere, fruchtbare Felder; hier finſterer Wald, Schluchten, ein Sturzbach und zwei Männer, die Räubern gleichen, einer im Harniſch jenſeits, der andere, ein ältlicher Mann, dem jener auflauern mag, dieſſeits des Fluſſes, vielleicht gehören auch beide zuſammen und treiben daſſelbe Handwerk, denn hier iſt keine Straße für Reiſende, kein Pfad für Wanderer, hier weilt nur der Waidmann und der Räuber. Salvator Roſa hat ſolche Gegenden, ſolche Menſchen ſtudirt, er lebte, wie bekannt, längere Zeit unter Räubern, um Galgenphyſiognomien, wilde Gegenden, Schlupfwinkel, Ruinen und Höhlen aus der erſten und wahrſten Quelle zu ſchöpfen. Claude dagegen liebt das Gemüthliche, das Heitere, alle ſeine Schöpfungen athmen Freude, Zufriedenheit, Ruhe und Wohlhäbigkeit. Die Landſchaft von Claude hat viertehalb Fuß in der Höhe, fünftehalb in der Breite, die von Salvator Roſa iſt etwas größer. — Auf beiden Seiten des Kamins hängen zwei andere Landſchaften von Claude Lorrain; links am Fenſter ein Seehafen, rechts in einer Niſche eine ländliche Gegend; beide Gemälde ſind von gleicher Dimenſion, fünf Fuß hoch, gegen ſieben breit. Auf dem erſtern iſt die Scene repräſentirt, wo die Königin von Saba Abſchied von Salomo nimmt und im Begriff ſteht, ſich einzuſchiffen. Nachen liegen zu ihrer und der Aufnahme ihres Gefolges bereit, etwas ferner ankern größere und kleinere Schiffe. Die zahlreiche Geſellſchaft, theils Abſegelnde, theils Geleitende, unter leztern der weiſe König, kommt aus einer Säulenhalle, welche andere große Gebäude, Tempel und Paläſte, umſtehen. Von den Figuren ſehen wir ab und mit mehr Wohlgefallen auf das Meer, auf die Ufer, auf das helle Sonnenlicht, auf die Perſpective, die Farbenpracht und die gelungene Zeichnung und Vertheilung. Das Gemälde gehörte, wie das folgende, die zwei Seitenſtücke bilden, dem Herzoge von Bouillon. Das Gegenſtück ſtellt in einer gemüthlichen, üppigen Gegend die Hochzeit der Rebecka dar; tanzende Jünglinge und Jungfrauen,

Digitized by Google

andere, die im Grase lagern, noch andere, die auf der Cyther spielen, und Hirten, die bei friedlich weidenden Heerden stehen und auf das fröhliche Treiben schauen. Ein See liegt in der Mitte, Ruinen zur Linken, eine Hügelreihe, deren Fuß mit Wald bewachsen, im Hintergrunde. — In der Mitte der beiden Landschaften, über dem Kamine, erfreuen wir uns noch eines gelungenen Werkes von van Dyk: der heil. Ambrosius verweigert dem Kaiser Theodosius den Eintritt in die Domkirche von Mailand, nach der Blutscene von Thessalonich. Der Kaiser nahet reuig, in demüthig gebückter Stellung und baarhaupt. Theodosius ist ein kräftiger Mann, bärtig, muskulös, von der Sonne gebräunt, ohne Angriffswaffen, nur mit einem Brustharnisch und Beinschienen bedeckt, einen Mantel über die Schultern geworfen. Hinter und neben ihm stehen Krieger, bewaffnet, bepanzert und behelmt, dazwischen Männer des Friedens, kaiserliche Räthe und Diener. Rechts ist der Eingang zum Tempel, auf den untern Stufen erblicken wir den heil. Ambrosius in goldgesticktem, carmoisinfarbenem Talar, die goldene Mitra auf dem Haupte, den Krummstab in der Linken, mit der Rechten dem Kaiser wehrend. Eine hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt, ein würdiges, von langem Bart umflossenes Antlitz; nur ein solcher Mann konnte einem Kaiser wehren. Den heil. Ambrosius umgeben geistliche Männer, Kirchendiener und Chorknaben. Kein anderes Gemälde von van Dyk zeigt, so viel mir bekannt, ein reicheres, gelungeneres Colorit, die Farben prangen in Frische und Glanz, man glaubt, daß das Bild erst vor Kurzem vollendet. Es ist gegen fünf Fuß hoch und gegen vier breit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom September.

Kupferwerke.

Paris. La Armeria real de Madrid, ou le musée d'artillerie espagnol. Eine ausführliche, mit Stahlstichen und Lithographien ausgestattete Beschreibung der ungemein reichen und merkwürdigen Madrider Rüstkammer. Die Zeichnungen sind von Gaspar Sensi an Ort und Stelle gemacht worden und der durch seine antiquarischen Schriften bekannte Hr. Ach. Jubinal wird den Text liefern. Zu den Titelblättern, Anfangsbuchstaben ꝛc. liefert V. Sansonetti die Zeichnungen, die von Jazardo in Holz geschnitten werden. Das ganze Werk wird aus 20 Lieferungen bestehen, von denen alle 14 Tage eine erscheint, die ein Blatt Text und vier Platten, beide in Folio, enthält. Die Lieferung kostet schwarz 5, colorirt 10 Fr. Bei Panuier, Rue de Seine Nr. 23.

P. Draufin und J. H. Dartige, le Poitou pittoresque, ou vue des monumens et des sites les plus remarquables de cette province. 1ère livr. 4. 1 Blatt und 4 Lithographien. (Wird aus 12 Lieferungen bestehen, jede 2 Fr.)

Lenormant und de Witte, Elite des monumens céramographiques, matériaux pour l'intelligence des religions et des moeurs de l'antiquité. Dieses große Vasenwerk wird aus etwa 100 Lieferungen in 2 — 3 Quartbänden bestehen. Zu jeder Lieferung gehören vier Steinzeichnungen, die in Letronne's Officin gedruckt werden. Preis jeder Lieferung mit schwarzer Platte 5 Fr., auf chines. Papier 5 Fr.

G. Hamilton, English Museum. Gallery of British Artist. From the days of Hogarth to the present time. Paris, Baudry. 4 Voll. 8. 288 Umrisse in Stahlstichen, mit englischen und französischen Erklärungen vom Herausgeber.

London. Die englischen Almanache und Albums für's Jahr 1838 erscheinen ungewöhnlich früh und übertreffen im Allgemeinen ihre Vorgänger an Pracht der Ausführung. Wir nennen unter den bereits ausgegebenen:

The drawing room scrap-book. Fünfter Jahrgang, welcher theils landschaftliche, sämmtlich der Wirklichkeit entnommene Darstellungen, theils Genrebilder und Porträts, zusammen 36, nach Zeichnungen von J. J. Jenkins, Prout, Harvey, Bentley, Purser, Bartlett, Chinnery ꝛc. gestochen von J. Jenkins, Challis, Pressbury, Appleton, Higham, Cousen, Armytage, Finden und W. Holl ꝛc. enthält.

The oriental annual. Fünfter Jahrg. Text von Hobart Caunter. Kupfer, nach Zeichnungen des kürzlich verstorbenen Akademikers W. Daniell gestochen von ausgezeichneten englischen Künstlern, als Brandard, Heath, W. F. Coote, Armytage ꝛc., theils landschaftliche Ansichten, theils Scenen aus dem indischen Leben, Porträts berühmter indischer Fürsten ꝛc. darstellend.

The english annual. Fünfter Jahrgang, enthält, wie die früheren Bände, eine Reihe von Bildnissen interessanter Frauen, nach den Gemälden verschiedener Meister, sämmtlich von E. Cochran gestochen. Außerdem einige interessante Landsitze Englands, meist nach Daniell.

The book of gems. Dritter Jahrgang, ist als ein Compendium der neueren poetischen Literatur Englands zu betrachten, dessen Artikel durch 45 Kupfer eine anziehende Zugabe erhalten. So sieht man z. B. vor einigen Gedichten Byrons dessen Hund, nach einer Zeichnung Landseer's gestochen von Rolls, vor Lamb's Zigeunerin, Westmacott's Statue der Mutterliebe, gestochen von Freebairn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[566] Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Müßlein, Dr. J. A., Lehrbuch der Aesthetik, als Kunstwissenschaft. 2te, umgearbeitete und verm. Aufl. von M. Furtmair. gr. 8. 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 12 Gr.

Vorstehendes Werk fand bereits beim Erscheinen der ersten Auflage in einer weitumfassenden Recension von Blasche im Hermes (1820. 4tes St. S. 339 —56.) trotz seiner mannigfachen Mängel, die bei dieser zweiten Auflage genau verbessert wurden, die verdiente Anerkennung, indem es am Schlusse heißt: „Wir müssen dieß Lehrbuch aus Anerkennung seines Werthes sehr empfehlen.“

Digitized by Google

№ 92.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 16. November 1837.

Briefe aus Italien.

III.

(Giotto.)

Padua . . . . .

Giotto gehört, meines Erachtens, zu den Menschen, die, nur im Ganzen aufgefaßt, verstanden werden. Ihn aus einzelnen Aeußerungen seines Denkens und Bildens beurtheilen zu wollen, hieße auf die Betrachtung eines sechsbeinigen Hasen oder der Lüneburger Haide eine Kritik der Schöpfung gründen. So wollen wir denn auch nicht die Irrgänge seiner Hölle durchwandern und den Martern in derselben zusehen, sondern einen Blick auf das Ganze werfen, uns seiner Anschauung im Allgemeinen versichern. — Indem wir dem Chor den Rücken kehren, steht das Bild des lezten Gerichtes vor uns; es nimmt die ganze westliche Wand der Kirche über der Thüre ein. In einer von Cherubim gehaltenen irisfarbigen Glorie, auf einem Regenbogen sitzend, unter dem die vier evangelischen Zeichen vortreten, erscheint in übermenschlicher Größe der Weltenrichter. Großer und schwerer Ernst bedeckt das Antlitz, seine Haltung ist Ruhe, die offene Rechte spricht Annahme, die verwandte Linke Verdammniß aus. Unzählige (so scheint es) Schaaren der Engel umschweben in der Höhe den Thron, die vordern tragen die Marterinstrumente, aus den andern spricht Anbetung und Lobgesang, die obersten breiten den Himmel aus. — Vor Christus sind nicht, wie man sonst dies findet, Maria und der Täufer Johannes, wohl aber zu beiden Seiten im Halbkreis auf zwölf Stühlen sitzend die Apostel, ernste, würdevolle Gestalten, ohne Bewegung und Affect. Unterhalb Christo sehen wir das Kreuz, von zwei Engeln gehalten, das Zeichen des Segens, das Zeichen, das uns richtet, von welchem herab schon auf Erden Christus Seligkeit und Verdammniß aussprach.

Im Kranze der Engel, die die Glorie Christi tragen, lassen die untersten die Posaunen des Gerichts erschallen; die Gräber thun sich auf, die Todten gehen daraus hervor. Zur Rechten Christi über den Gräbern sammeln sich die Schaaren der Gerechten, von den Engeln geführt, alle nach oben freudig aufblickend; Päbste und Bischöfe, Könige, Fürsten, Geistliche, Weltliche, Männer und Frauen, jedoch alle ohne persönliche Andeutung, bilden diesen überaus herrlichen Chor, über ihnen naht sich dem Throne Christi, gleichfalls von Engeln geführt, eine Schaar von Heiligen. Von den Füßen Christi geht ein Blutstrom aus, der in der Tiefe als Flammenmeer die Unseligen verschlingt. Auch hier erkennt man mehrere Stände und Geschlechter, doch vorzüglich Päbste, Bischöfe und Klostergeistliche, die für Simonie und Geschlechtssünden büßen müssen. Du erläßt mir die Schilderung dieser widerlichen Scenen, an deren Darstellung sich die Kunst bis auf die neuesten Tage abgemüht, in der Hoffnung, sie für die bildliche Poesie umschaffen zu können; ich gedenke nur des großen Teufels, der hier (wie durch einen Druckfehler von dem des Cornelius ausgesagt war, wirklich) recht in der Finsterniß, als graue Schattengestalt sizt, und arme Sünder zerquetscht und verschlingt. Uebrigens erlaubt uns die Kleinheit der Figuren in der Hölle, das Ganze im Allgemeinen als den Ort der Finsterniß und Qual; der Absonderung von Christo zu betrachten, wie denn Giotto auffallend jeden Gedanken im Bilde nach seiner Bedeutung mit größeren oder kleineren Figuren ausgesprochen hat. — Nur noch eine Gruppe bleibt mir übrig zu erwähnen, die eigentlich nicht in den Ideenkreis des jüngsten Gerichts gehört, wohl aber aus der kirchlichen Vorstellungsweise der Zeit sich erklärt. Ein knieender Mann und ein Geistlicher halten das Modell einer Kirche, welches drei Engel in Empfang nehmen. Es ist Enrico Scrovegno mit seinem Geistlichen, und die Kirche ist die gegenwärtige der Arena: „für seine Seele“ hat er sie bauen lassen, und nun am Tage des Gerichts legt er sie in die Wagschale, damit diese für ihn sinke.

Aber freilich gibt es noch andere Dinge in die Wagschale zu legen, und Giotto nennt sie uns; recht nahe,

Digitized by Google

ja handgreiflich haben wir sie neben uns, und wir brauchen uns nur für die einen oder für die andern zu entscheiden. Zunächst sehen wir, rechts und links, zwei Figuren, von denen die eine verblüfft vor der Wand zurückprallt, gegen die sie vermuthlich mit der Keule angerannt ist, die sie in der rechten Hand führt; dem gegenüber eine nachdenkliche weibliche Gestalt, den Spiegel, als Symbol der Selbsterkenntniß, in der Hand, die Maske, das Symbol der Selbstverbergung, am Haupt, sizt sie an einem Schreibepult. Es ist die Klugheit gegenüber der Dummheit, die erste und niedrigste der Tugenden, aber doch eine Tugend, wie ihr Gegensatz ein Laster, wenn auch das leichteste. Weiterhin eine flatternde Gestalt, ohne Halt und Richtung, dem leisesten Winde folgend; ihr gegenüber, gekleidet in eines Löwen Fell, geschüzt durch ein mannhohes Schild, das feindliche Pfeile aufnimmt und abhält, in sicherer, unwandelbarer Stellung, ein Weib, in dem wir das Bild der Festigkeit (Fortitudo) gegenüber der Schwäche (Inconstantia) erkennen. Schwerere Sünde schon ist der Zorn, der den Menschen Besonnenheit und Festigkeit raubt, das Kind von Dummheit und Schwäche, im Bilde eine Frau, die sich die Kleider aufreißt. Dagegen die Mäßigung, als Folge von Klugheit und Festigkeit, die höhere Tugend ist. Sinnreich ist sie durch das Schwert in der Scheide und den Zügel im Munde bezeichnet. Das nächstfolgende Laster ist die Ungerechtigkeit, vorgestellt durch einen mit dem Doppelhaken und mit Geierklauen und dem Schwert bewaffneten Mann, der unzugänglich — Bäume versperren den Weg — in einer Felsenburg sizt. — Ein Predell unter dieser Figur zeigt die Folgen seines Waltens; ungestraft wird gemordet, eine schwangere Frau gemißhandelt und der Landfriede gestört. Gegenüber das heitre Bild der Gerechtigkeit auf offenem Thron, mit der Rechten die Guten belohnend, mit der Linken die Bösen bestrafend; und die Folgen dieser edelsten bürgerlichen Tugend, öffentliche Sicherheit: Kaufleute sehen wir auf Reisen, zu Tänzen sammeln sich frohe Menschen, andre reiten zur Jagd aus. — Die höchste Sünde des Menschen wider den Menschen ist Ungerechtigkeit, die erste Sünde gegen Gott ist Idolatrie; es hinkt diese dem selbstgeschaffenen Abbild nach, das sie am Stricke, um den Hals geschlungen, festhält; sie zeigt uns den Menschen im Bilderdienst als Sklaven selbstgeschaffener lebloser Dinge, während der Vater des ewigen Lebens mit dem Worte der Wahrheit über ihn und zu ihm vernehmlich spricht. Dagegen der Glaube, siegreich über Necromantik und Götzendienst, das Zeichen der Erlösung in der Rechten, das Christenbekenntniß in der Linken, geschmückt mit der Tiara, das Kleid freilich zerrissen an vielen Stellen und Blößen zeigend, gibt sich als Bild der Kirche kund, durch die wir zur Seligkeit kommen sollen. — Weiter folgt der Neid, jenes nur dem Lasterhaften selbst nachtheilige Laster, das deutlich durch die Schlange ausgesprochen ist, die aus dem Munde der verschrumpften Alten kommend, nach den Augen derselben die giftige Zunge spizt. Die Pein des Neides zu bezeichnen, steht die Alte ganz in Flammen. Gegenüber die Liebe, die nur empfängt, um zu geben, die Gold in Früchte verwandelt und die Geldsäcke mit Füßen tritt. — Es ist einer der höchsten Vorzüge unserer Religion, daß sie die Hoffnung zur Tugend macht, zu einem Gute, das der Mensch erwerben und bewahren muß, wenn er selig werden will; Giotto hat diesen Vorzug tief empfunden; nicht nur Tugend ist sie ihm, sondern die höchste. Die Hoffnung führt den Menschen unmittelbar ins ewige Leben ein. Aber so gibt es auch auf der andern Seite kein größeres Unrecht, als die Verzweiflung. Die Hoffnung langt nach der Krone der Unsterblichkeit, die Verzweiflung bringt sich selbst ums Leben; die Hoffnung sieht den lichten Himmel offen, der Verzweiflung bleibt nur die Nacht des Grabes und der Hölle.

Dies ist der Inhalt des Gedichts, mit dessen Bildern Giotto die Capelle der Arena geschmückt hat. Es bestätigt mir, was ich früher schon in Bezug auf seine Arbeiten am Dom und Glockenthurm zu Florenz von ihm gesagt: Er erkannte die Kunst als ein Mittel selbstständiger Dichtung und erhob sie somit zur eigentlich freien. Mit bewundernswürdiger Einsicht macht er einen gegebenen Raum zum Träger seiner Gedanken, ein sicheres Gefühl wählt aus gegebenen Geschichten das Bedeutende und mit Folge und Gegensatz der einzelnen Darstellungen knüpft er den ersten Knoten. — In der Auffassung seines Gegenstandes — weit entfernt ein kühner Neuerer zu seyn, hält er sich häufig an die Ueberlieferung, wie beim Tode der Maria, wo Christus die Seele der Gestorbenen in Empfang nimmt, oder beim jüngsten Gericht, dessen Hauptgedanken — das Kreuz, die Marter-Instrumente, die Apostel als Beisitzer, der Blutstrom aus Christi Wunden, der zum Höllenfeuer wird für die Uebelthäter ꝛc. — sich schon in ältern, namentlich griechischen oder gräcisirenden Darstellungen finden; dagegen wählt er auch, wo das Alte seiner Denkweise fern steht, durchaus neue Motive, wie bei den allegorischen Figuren und sonst; überall schließt er sich dem Gegenstand an, das Heitre heiter, das Ernste ernst nehmend, und verliert, trotz durchblickender Scherze, den Grundton kirchlicher Feierlichkeit nie. — Seine Weise der Darstellung ist einfach, keine überflüssige Gestalt; mit wenigen spricht er die Handlung aus und bezeichnet das Wesentliche durch sich selbst (dadurch, daß er die Hauptfiguren hervorhebt) und durch Gegensätze.

Fragen wir nach diesen allgemeinen künstlerischen Beziehungen, nach der in ihm wirkenden bildnerischen Kraft, so sehen wir vor Allem, daß eigentliche Schönheit

Digitized by Google

seiner Imagination fremd war. In dem ganzen reichen Werk ist nicht eine eigentlich schöne Gestalt oder Kopf- oder Gesichtsbildung, ja man kann sagen nicht eine schöne Linie; bald fehlt der Hinterkopf, bald ist die Stirn unschön vorgebaut, schwebende Gestalten halten die Füße wie zum Gehen, mit einem Wort: das Gefühl für Schönheit ist in Giotto nirgend wirksam. Auch Raumerfüllung und Gruppirung wird ganz durch den Gegenstand bedingt, wiewohl hier ein architektonisches Gefühl sichtbar wirkt. Dagegen sehen wir in seinen Darstellungen eine solche Wahrheit der Empfindung, eine solche Unmittelbarkeit der Anschauung, daß wir kein Bild, sondern die Begebenheit vor uns zu haben glauben. Dieser ganz unbekümmerten Hingebung an den Gegenstand steht nun eine fast unglaubliche Gabe der Charakterschilderung zur Seite. Wie wir früher in Giotto's Weise der Anordnung die Kenntniß des Eindrucks der Erscheinungen auf die Seele sehen, so sehen wir hier seine durchdringende Erkenntniß der Erscheinungen der Seele selbst. Zwar in großen, allgemeinen Zügen, wie es dem Dichter ziemt, aber mit Bestimmtheit und Feinheit, zeichnet Giotto Freude und Schmerz, Hoffnung und Furcht, Anbetung und Verachtung, Güte und Bosheit, Theilnahme und Gleichgültigkeit, ja noch mehr, einzelne Charaktere, deren ganzes Leben in ihren Zügen liegt. So zeigt Judas in der Nacht des Verraths nicht nur Falschheit und Angst, sondern der Träger dieser Gemüthsbewegung ist auch wirklich jener erbärmliche, eines großen Gedankens durchaus unfähige, nur der irdischen Sorge um das tägliche Brod offene, verkümmerte Mensch. So würde es keinem noch so vollkommenen Meister mit allen Mitteln einer durchgebildeten Kunst gelingen, religiöse Sehnsucht wahrer und ergreifender zu schildern, als Giotto es in der Gestalt der Magdalena im Garten neben dem Grabe des erstandenen Christus gethan. Allein das Geheimniß der Stärke dieser Charakterschilderung würden wir vergebens in diesem oder jenem Zug suchen: Wie die Begebenheiten, so faßte Giotto auch die Charaktere, nämlich im Ganzen, und wie es ihm dort nicht daran lag, etwa eine Geburt Christi, oder einen Tod Mariä oder sonst etwas aus der Masse herauszunehmen und ein Bild daraus zu machen, sondern wie ihm Alles Glieder waren, die nur in organischer Verbindung Leben haben, so sah seine Phantasie auch hier nicht einen Theil, einen Kopf für sich, nein als lebende Wesen erschienen ihm die Charaktere, und ihre Seele sprach aus allen Gliedern zugleich, und so ist vom Wirbel bis zum Fuß, von der Haltung und Bewegung des Kopfes bis zu der des kleinen Fingers, Alles der übereinstimmende Ausdruck der beabsichtigten Darstellung. Das ist das Wesen und die Stärke seiner bildnerischen Phantasie, die Zwillingschwester seiner dichterischen. Das ist Geist der Giotto'schen Kunst, von dem ich sagte, daß er das Gesetz für alle Zeiten enthalte. Welches lehrreiche Studium könnte ein Künstler machen, wenn er nur einmal die Hände in diesen Bildern vergleichungsweise durchgehen möchte! Wie würde er hier diese lebendigste Zeichensprache verstanden, wie jeden, auch den kleinsten Unterschied des Ausdrucks richtig bezeichnet finden!

Seine Zeichnung steht in genauester Uebereinstimmung mit seiner Denk- und Darstellungsweise: einfach, allgemein, allein verstanden und gefühlt. Nicht die hundertfach gebrochene Linie eines Contours, nicht Knochen- und Muskelband dürfen wir hier suchen, und doch sehen wir das klare Verständniß der menschlichen Gestalt, doch erkennen wir durch den breiten Umriß das Gefühl der die Bewegung bezeichnenden Formen genau. An der Manier der giotteskeu, geschlitzten Augen u. s. w. ist er unschuldig, letztere kommen bei ihm nie unmotivirt vor. Seine Gewänder haben nicht die Mannichfaltigkeit der Brüche und Wendungen, aber ihre Linien gehen aus der Bewegung der Gestalt hervor, ihre Massen folgen der Haupteintheilung des Körpers, diesen weder verbergend, noch widernatürlich offenbarend; die Gänge lösen sich alle richtig auf; schmale Falten herrschen vor, die größeren Massen sind im Licht und ohne Detail gehalten. Im Ganzen gilt von der Zeichnung, was von der Formengebung im Allgemeinen gesagt war, ihr Hauptcharakter ist Lebendigkeit. Ausgebildeter ahmte man die Natur vor ihm nach, ja ich habe hier in Padua eine Sculptur aus dem 11ten Jahrhundert gefunden (ich weiß nicht, ob italienischen Ursprungs), deren Hände und Füße gearbeitet sind, wie die der Aegineten; allein er ahmte sie gar nicht nach; er erforschte ihr Leben, ihre Gesetze und deren Wirkungen, er faßte sie auf und aus sich schuf er ihre Erscheinungen. Daher die Lebendigkeit und die Eigenthümlichkeit. — Für Modellirung kannte er die Gesetze nicht, doch leitet ihn ein richtiges Gefühl in der Eintheilung der Hauptmassen, und immer nimmt er die Beleuchtung von einer Seite. Abrundung kennt er also nicht. Seine Färbung, fast nur Ersatz dieses Mangels, ist farbige Zeichnung. Zu nahe steht seine Anschauungsweise der Architektur und Plastik, als daß Farbe als ein der Malerei ausschließlich angehöriges Mittel ihm hätte erscheinen können. Wie die Bildhauer seiner Zeit sich der Farbe und des Goldes bedienten, um ihre noch nicht durchgebildeten Gestalten besser hervorzuheben, so bediente Giotto sich der Farbe und wählte demgemäß — denn um Deutlichkeit war es ihm allein zu thun — den lichten Ton; der s. g. rosige (Jt. Forsch.) findet sich hier nicht. Wo möglich brach er die Farbe nicht durch Schwarz, sondern wieder durch Farbe, und wählte deshalb häufig schillernde Gewänder; denn Farbe bleibt immer Licht, und Licht nur entsprach dem hellen Geist. — Die allegorischen Figuren sind grau in Grau, doch die Gesichtstheile und Hände etwas gefärbt. Seine

Digitized by Google

Ausführung ist das Werk eines fleißigen Pinsels und zeigt, daß er sich äußerst fein geriebener Farben bediente. Weit entfernt von Flüchtigkeit, sehen wir vielmehr ihn bis zur vollendeten Glätte mit feinen Farbenlagen und Strichen die Bilder ausführen; Contoure zeichnete er dann zur Bestimmung und Deutlichkeit, jedoch nicht mit Spinello's faustdickem Pinsel, mit einer dunklen Farbe über das Gemalte, wodurch dieses für die zur Betrachtung nothwendige Ferne zugleich weich und bestimmt erscheint. Diese Contoure, die man an den allegorischen Gestalten in nächster Nähe betrachten kann, haben mich durch Leichtigkeit, Lebendigkeit und Gefühl ganz entzückt; in ihnen sind uns gewissermaßen Handzeichnungen Giotto's aufbewahrt. — Die Behandlungsweise, die er bei diesen Malereien angewandt, ist jenes Mittelfresko, das seine Vollendung erst im Trocknen durch Tempera erhielt. Die Ocker, einfache und gebrannte, haben sich am besten erhalten, auch grüne Erde und ein andres Grün, das im Ton mit unserm grünen Kobalt übereinstimmt. Dagegen ist alles Blau zu Grunde gegangen. Blaue Gewänder hat er meist roth (mit Caput mortuum) fertig untermalt, und scheint das Blau wie eine Lasur übergezogen zu haben.

In einem meiner früheren Briefe habe ich des gegenwärtigen Zustandes der Bilder erwähnt. Es folgt hier ein genauer Bericht darüber. Zugleich will ich angeben, welche Bilder mir ursprünglich von eines Gehülfen Hand herzurühren scheinen, wobei ich durchaus nicht in Abrede stelle, daß der Meister selbst das Verzeichniß vermehren würde, bin aber sicher, daß er es nicht um eins verringert.

Die Decke und die Bänder an derselben sind erhalten, als wären sie gestern vollendet, und unberührt.

Christus in trono, fast ganz, die anbetenden Engel zum großen Theil verdorben.

Verstoßung Joachims, erhalten, mit Ausnahme der blauen Gewänder, was für alle folgenden Bilder gilt.

Joachims Flucht, erhalten.
Anna's Tröstung, von fremder Hand, erhalten.
Joachims Tröstung, erhalten.
Joachims Traum, erhalten.
Wiedersehen, vollkommen erhalten.
Mariä Geburt, fremde Hand, leidlich erhalten.
Mariä Kirchgang, fremde Hand, erhalten.
Maria's Freier (die alten Köpfe entweder übermalt, oder ursprünglich von fremder Hand), sonst erhalten.
Gebet der Freier, erhalten.
Vermählung, sehr beschädigt, auch wohl fremde Hand.
Hochzeit, sehr beschädigt, auch wohl fremde Hand.
Verkündigung, ganz übermalt.
Heimsuchung, zum großen Theil übermalt.
Geburt Christi, sehr beschädigt, oder wahrscheinlicher nur überstaubt.
Dreikönige, in gleichem Zustande, fremde Hand.
Darbringung im Tempel, erhalten.
Flucht nach Aegypten, voll Staub.
Kindermord, sehr beschädigt.
Christus als Knabe im Tempel, überschmiert. (Wie muß es um die Seele eines Malers stehen, der die Frechheit hat, sich auf solche Weise über Giotto's Werke — ja wir haben kein andres Wort, als — herzumachen!)
Taufe Christi, erhalten.
Hochzeit zu Kana, fremde Hand, bis auf einige Gewänder erhalten.
Erweckung Lazari, bis auf einen Kopf erhalten.

Ich habe Dir's oben nicht gesagt, daß dieses Bild eine groß gedachte, mächtig ergreifende Composition ist.

Christi Triumphzug, schlecht erhalten, fremde Hand (wahrscheinlich).
Tempelreinigung, fremde Hand, nicht gut erhalten, theilweis übermalt.
Judas Handel, übermalt.
Abendmahl, erhalten.
Fußwaschung, fremde Hand, beschädigt.
Judaskuß, erhalten.
Christus vor Kaiphas, fremde Hand, wenig erhalten.
Verspottung, erhalten.
Kreuztragung, fremde Hand, sehr beschädigt, übermalt.
Kreuzigung, mit Ausnahme einzelner Gewänder erhalten.
Grablegung, mit Ausnahme von ein paar Gewändern im besten Zustand.
Auferstehung, eben so erhalten.
Himmelfahrt, eben so erhalten.
Ausgießung des Geistes, ganz erhalten.

Die Bilder im Chor sind ganz überschmiert. Nur eine das Kind tränkende Madonna in einer Nische hinter dem Altar, ein Bild von höchstem Werth, ist unberührt, aber fast ganz mit Lampenruß und Staub überkleistert. Es wäre zu retten.

Vom jüngsten Gericht, bei dem ich mich nicht überreden kann, daß er in der Hölle einen Strich gemacht, ist das Gewand Christi übermalt, die Schaar der Heiligen fast ganz beschädigt, alles Uebrige aber wohl erhalten und ziemlich unberührt. Die allegorischen Gestalten sind sämmtlich wohl erhalten; nur eine, die Dummheit, hat man unter gemalten Marmor begraben und dafür eine zweite — begangen hätt' ich beinahe geschrieben — daneben gemalt. Bei meinen Nachforschungen nach Inschriften fand ich wirklich an der Wand an einer bildfreien Stelle die Spur eines Buchstabens, der sich durch den Farbenüberzug durchgearbeitet; mit leichter Mühe brachte ich den Raum einer ganzen Inschrift und die sehr verwischten Buchstaben heraus. Nach langem vergeblichen Bemühen, aus ihnen die Worte magister Joctus zusammenzusetzen, fiel mir ein, das Marmorfeld darüber zu untersuchen, und da stieß ich denn auf die große Fußzehe der — alten Dummheit, erkannte nun die neue Weisheit. Es hatte aus dem Palaste eine Thüre in die Capelle geführt an der Stelle, wo der architektonischen Eintheilung zufolge, die erste allegorische Figur hätte stehen müssen; Giotto hatte sie also daneben gesezt. Als man den Palast niederriß, vermauerte man die Thüre, übermalte, d. h. überstrich die Figur mit einem dem ältern nachgemachten Marmor, und malte auf das neue Stückchen Mauer die Dummheit, die jezt dasteht, die aber, der Fußzehe zufolge, der ältern nachgebildet ist. Es wäre lustig, die alte vorzuwaschen, so würde die neue vor ihr zu stutzen scheinen. Selbst der Federschmuck am Haupt, den ich der Kenntniß amerikanischer oder Neuholländer Wilden zuschreiben zu müssen glaubte, scheint Giotto'sche Erfindung zu seyn; denn in der erwähnten Inschrift erkannte ich deutlich das Wort Pennis. Leider sind alle Unterschriften der Allegorien so beschädigt, daß es eine lange Zeit brauchte, ihren Sinn zu errathen; bei einer habe ich mir die Mühe gegeben, mußte aber abstehen, da ich im Verlauf mehrerer Stunden doch nur 4 — 5 Worte mit Sicherheit gewann. Doch sind die Charaktere von Wichtigkeit als künftige Wegweiser.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 93.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 21. November 1837.

Das Weihgeschenk des Eubulides im innern Kerameikos.

Ein Schreiben an den Herrn Obersten W. M. Leake von

Dr. L. Roß. *

Θαυμαστὸν οὐκ ἔστιν, ἐπὶ πράγμασιν οὕτω παλαιοῖς πλανᾶσθαι τὴν ἱστορίαν.

Dies diem docet.

Vorerinnerung.

Der nachstehende Brief ist unter dem Titel: Le monument d'Eubulidès etc. zu Athen bei A. Koronos gedruckt erschienen. Da aber die leidigen Quarantänen und das mit ihnen verbundene Räucherungswesen die Versendung von Drucksachen aus Griechenland nach dem übrigen Europa ungemein mißlich machen, so erschien es nicht unzweckmäßig, bei der Wichtigkeit der in dem Schreiben erörterten Frage für die Topographie von Athen, eine besondere Ausgabe davon in Deutschland zu veranstalten; was zugleich dem Verfasser Gelegenheit gab, einige Punkte etwas weiter auszuführen, und die Abhandlung mit einem Plane des nordwestlichen Theils von Athen, nach der Aufnahme des Hrn. Oberarchitekten Schaubert, zu begleiten. In demselben ist die Richtung der alten Mauer, auf dieser Seite der Stadt, von dem Rücken der Pnyx über den Nymphenhügel bis nordwestlich vom Dipylon, nach den vorhandenen Spuren genau angegeben; wobei auch hier zu bemerken ist, daß vor jedem Thore die Mauer auf der rechten Seite des Weges einen Vorsprung bildete, damit der andringende Feind genöthigt wäre, seine unbeschützte rechte Flanke desto mehr zu exponiren. Die „kolossalen Statuen" auf der Ostseite des Theseustempels sind die erst seit zehn Jahren zum Vorschein gekommenen Telamonen oder Atlanten eines noch unbestimmten Gebäudes. — Die Ansetzung der von Pausanias zwischen dem Thore, durch welches er eintrat, und dem Weihgeschenk des Eubulides erwähnten Monumente bittet man nur als eine ungefähre Andeutung anzusehen; da es sich vor der Hand nicht entscheiden läßt, ob sie zur Rechten oder zur Linken seines Weges lagen.

Athen, Anfangs April 1837.

Herr Oberst!

Eine vor wenigen Tagen in dem innern Kerameikos gemachte Entdeckung verschafft mir das Vergnügen, diesen Brief an Sie zu richten. Als erster Gründer der archäologischen Topographie von Athen haben Sie den Weg gebahnt, auf dem Ihre Nachfolger jezt wandeln, und haben so ein Recht auf deren Erkenntlichkeit. Mit um so größerem Vergnügen bringe ich Ihnen meinerseits diesen geringen Zoll dar. Vielleicht kommen die nachstehenden Bemerkungen noch früh genug, um bei der neuen Ausgabe Ihrer Topographie berücksichtigt zu werden, mit deren Bearbeitung, wie ich von Hrn. Major Finlay höre, Sie sich gegenwärtig beschäftigen.

Eine der Hauptfragen, und vielleicht die allerwichtigste für die Topographie von Athen, ist, auch nach Ihrer Ansicht, die Ausmittelung des Thors, durch welches Pausanias, vom Peiräeus kommend, in die Stadt eintrat, und dessen Namen er nicht angibt. Sie haben sehr richtig bemerkt, daß nur die vier Thore auf der Westseite der Stadt hier in Betracht kommen; und Sie haben in Ihrer Topographie und in Ihren späteren ergänzenden Bemerkungen * die Lage derselben so genau beschrieben,

* Aus dem Französischen übersezt von dem Verfasser, mit Zusätzen und dem Plane eines Theiles des innern Kerameikos. (S. die beiliegende Kupfertafel.)

* On certain disputed positions in the topography of Athens. London, 1835.

Digitized by Google

daß ich in einem an den Verfaſſer ſelbſt jener gelehrten Abhandlungen gerichteten Briefe mir es erſparen kann, eine neue Beſchreibung derſelben voranzuſchicken, und lieber gleich auf die oben bezeichnete Hauptfrage übergehe.

Es iſt nicht meine Abſicht, hier auf alle die übrigen mehr oder minder wichtigen Punkte einzugehen, die ſich an die Frage knüpfen, durch welches Thor Pauſanias in die Stadt gekommen ſey; doch muß ich mir einige Bemerkungen voranzuſtellen erlauben. Ich glaube nicht, daß Sie wohl daran gethan haben, dieſe Unterſuchung mit dem andern Probleme, welches Thor mit der πύλη Πειραϊκή des Plutarchos gemeint ſey, zu identificiren. Denn nicht allein konnte Pauſanias, aus irgend einem beſondern Grunde, ein anderes der vier Thore wählen, welche in Wirklichkeit alle aus dem Hafen in die Stadt führten, zumal zu ſeiner Zeit, wo die langen Mauern kein Hinderniß mehr bilden konnten; ſondern aus eben dieſem Grunde der Vielheit der Thore erſcheint es auch wohl denkbar, daß der Name „Peiräiſches Thor", je nach den verſchiedenen Zeitumſtänden, oder nach den verſchiedenen Stadtvierteln, in welchen Diejenigen wohnten, von denen dieſe Bezeichnung ausging, gewechſelt oder geſchwankt habe. Sehen wir doch, daß das Dipylon nicht weniger als vier oder gar fünf Benennungen hatte; denn es hieß, außer Dipylon, auch Thriaſiſches und Kerameikos-Thor; und während Hr. Prof. Müller ihm den Namen des heiligen Thores ſtreitig macht, den Sie ihm mit Recht vindiciren, geſteht er ihm doch den Namen Demiades zu.* Warum ſollte dies nämliche Thor nicht auch bisweilen das Peiräiſche haben heißen können bei Denjenigen, die in dem Stadtviertel zwiſchen dem Acharniſchen Thore und dem Dipylon wohnten, und die folglich durch das leztere zu gehen pflegten, ſo oft ſie ſich in den Peiräeus begaben? Plutarchos ſelbſt drückt ſich in der einen der beiden einzigen Stellen, wo der Name Peiräiſches Thor vorkommt, auf eine Art aus, die anzuzeigen ſcheint, daß dieſe Benennung nicht zu allen Zeiten demſelben Thore gegeben wurde.** Nach dieſem Ausdruck und aus einigen andern Gründen könnte es ſogar den Anſchein haben, als ob Plutarchos in jeder der beiden erwähnten Stellen ein anderes Thor mit dem Namen des Peiräiſchen belegte; falls es anders möglich iſt — was er ſelbſt faſt zu bezweifeln ſcheint — in die verworrenen Umſtände der Erzählung, die er nach Kleidemos von der Amazonenſchlacht gibt, Ordnung und Licht zu bringen.* Daher glaube ich daß dieſe Fragen vielmehr abgeſondert behandelt werden müßten; und wenn vielleicht alle beide am Ende zu demſelben Reſultat führen, ſo wird die Evidenz der Richtigkeit nur um ſo größer ſeyn. Dieſe Bemerkungen mögen mir aber zugleich bei Ihnen zur Rechtfertigung dienen, wenn ich, ohne über die Frage nach dem Peiräiſchen Thor des Plutarchos ein Vorurtheil abgeben zu wollen, in dieſem Briefe mich darauf beſchränke, durch Erörterung einer neulichen Entdeckung zu zeigen, welches das Thor war, durch welches Pauſanias in Athen eintrat, und hieraus einige weitere Folgerungen zu ziehen. Ich werde Ihnen erſt die Geſchichte dieſer Entdeckung erzählen.

---

* Zuſätze zur deutſchen Ueberſ. der Topographie, S. 469.

** Plut. Thes. 27: καὶ τάφους τῶν πεσόντων περὶ τὴν πλατείαν εἶναι τὴν φέρουσαν ἐπὶ τὰς πύλας, παρὰ τὸ Χαλκώδοντος ἡρῶον, ἃς νῦν Πειραϊκὰς ὀνομάζουσι, wo das Wörtchen νῦν gewiß nicht müßig ſteht. Dieſe Beſchränkung fehlt in der zweiten Stelle, Sylla 14: Σύλλας τὸ μεταξὺ τῆς Πειραϊκῆς πύλης καὶ τῆς Ἱερᾶς κατασκάψας κ. τ. λ.

* Ich geſtehe, daß dieſe Erzählung mir immer in hohem Grade verdächtig erſchienen iſt. Die Athenäer ſtürzen ſich vom Muſeion herunter auf die Amazonen, die ſich zwiſchen dem Muſeion, der Pnyx, dem Areios Pagos und der Akropolis in Schlachtordnung geſtellt haben; allein ſie werden zurückgeworfen und zum Rückzuge genöthigt (ὑποχωρῆσαι). Und wohin ziehen ſie ſich zurück? Nicht etwa, wie man erwarten möchte, auf das Muſeion, ſondern zum Heiligthum der Eumeniden, auf der Höhe zwiſchen dem Areios Pagos und der Akropolis; d. h. in eine hinter dem Rücken des feindlichen Centrums gelegene und daſſelbe beherrſchende Stellung. Sie werden, Herr Oberſt, am beſten beurtheilen können, ob ſo etwas militäriſch möglich iſt, oder wenigſtens ein Rückzug genannt werden dürfe. Wie kommen überhaupt die Athenäer auf das Muſeion, ſo lange die Akropolis, der natürliche Stützpunkt ihrer Operationen, noch in ihren Händen iſt? Sie hätten ſich lieber vor den Thoren derſelben aufſtellen ſollen. Ich wäre daher ſehr geneigt, um den Hergang der Sache natürlicher zu machen, ihnen dieſen Platz anzuweiſen, und ſtatt ἀπὸ τοῦ Μουσείου zu ſchreiben: ἀπὸ τοῦ Μητρῴου, wenn nicht die nochmalige Erwähnung des Muſeion zu Anfange des Capitels und die übrige Dunkelheit der Erzählung mich bedenklich machten. Alſo — ἐπέχω.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die engliſche Nationalgallerie.

(Fortſetzung.)

Engliſche Schule.

Wir ſprachen bis dahin nur von Werken italieniſcher, franzöſiſcher, niederländiſcher und ſpaniſcher Meiſter, — Velasquez iſt unter lezter Rubrik nicht aufgeführt, da ſeine hier vorhandenen Productionen, zwei Porträts von Ferdinand von Medici, Herzog von Toskana, und deſſen Gemahlin Victoria della Rovere, nichts Erhebliches bieten, — wenden wir uns jezt zu den engliſchen Künſtlern,

Digitized by Google

die, obwohl nicht mit den Koryphäen der genannten Schulen zu vergleichen, doch weiter fortgeschritten sind und bessere Sachen geliefert haben, als wir glauben mögen und uns bekannt ist. Denn wo fände man Werke englischer Meister, außer in England? Und selbst hier sind sie verborgen in den Palästen und Landhäusern der Reichen und in unzugänglichen Sammlungen. Die englische Nationalgallerie besitzt zwar mehrere Kunstproducte ihrer Nation und von den gelungensten, ist aber die einzige öffentliche Anstalt des großen Volkes, die ihre Schätze nicht selbstsüchtig verbirgt; was wir sonst finden mögen, sunt multa, sed non multum. — In dem untern Salon hängt nur ein Gemälde eines Engländers: Orestes und Pylades, von G. West, viertehalb Fuß hoch und etwas über vier breit. Die Freunde sind gefesselt, ihr Muth scheint gebrochen, sie stehen gebeugt vor der Schwester und Freundin, der hehren, priesterlich gekleideten Iphigenia, die an einem Opferaltare lehnt, den ihre Gefährtinnen, Jungfrauen und Priesterinnen, umstehen. Hinter den Gefesselten erblicken wir Krieger, in der Ferne treten Tempelhallen, Wald und Gebirge hervor, im Vordergrunde befindet sich eine hohe Ulme, die mit ihren breiten Aesten die Scene beschattet. Colorit und Gruppirung sind gelungen, etwas Steifheit dagegen nicht zu verkennen, ein Fehler, der aus dem Charakter der Engländer auf ihre künstlerischen Schöpfungen übergegangen zu seyn scheint. West's Arbeiten haben viel Aehnlichkeit mit denen David's. Er hascht oft zu sehr nach Effect, seinen Gebilden mangelt häufig Ruhe und Klarheit, er wollte anziehen, überraschen, kann aber dadurch nicht fesseln. Das vorliegende Gemälde ist ein Geschenk des Sir Georg Beaumont, der gleichfalls Maler war, und, außer mehreren fremden, mit zwei eigenen Arbeiten, zwei gelungenen Landschaften, die Gallerie bereicherte. — In den obern Räumen steht die englische Schule beisammen, doch nicht geordnet, Alles bunt durch einander. In einem Gange fällt uns das Portrait eines kräftigen, gebräunten Mannes auf, der im rothen Hauskleide, mit rother, pelzverbrämter Mütze vor einem Tische steht, auf welchem ein gelber Bulldogge sitzt, den der Herr liebkost. Der Dogge sieht knurrig und bissig aus, der Mann dagegen gutmüthig-ironisch; in seinem morgenländischen Anzuge gleicht er fast einem Bewohner des Don: braune Gesichtsfarbe, kleine Nase, kleine, schwarze Augen, bloße Brust, kräftige Gliedmaßen — es ist Hogarth, des weltbekannten Hogarth selbstgemaltes Porträt. So dachte ich mir den Mann, der mit seinem fleißigen, geißelnden Pinsel die Thorheiten seiner Zeit, seines Volkes darstellte, ein Sittenrichter der höheren Klassen, die er kannte und die er schonungslos, oft in Porträts, bloßstellte. Hogarth ist ein strahlender Punkt unter den englischen Malern und Psychologen, wenn auch ausgezeichneter als Menschenkenner, als scharfsichtiger Beobachter, denn als Künstler. Doch lasse man auch in lezter Hinsicht seinem Talente Gerechtigkeit widerfahren, man gehe in den nächsten Salon und sehe seine „Heirath nach der Mode" (mariage à la mode). Leider sind mir Lichtenberg's Erklärungen, die den englischen Meister bei uns heimisch gemacht haben, nicht zur Hand, nur schwache Erinnerungen schweben mir aus jenen geistreichen, treffenden Blättern noch vor. Die „Heirath" besteht aus sechs zusammenhängenden, je zu drei an den beiden Seiten der Eingangsthüre aufgestellten Gemälden, deren Höhe gegen drittehalb und deren Breite gegen drei Fuß beträgt. Das erste zeigt uns die Verlobung; die beiden Alten verloben sich nämlich, der gichtbrüchige, goldbordirte Lord und der einfach gekleidete, reiche Kaufherr. Der alte, zähe Buchhalter steht mit bedenklicher Miene neben Lezterm und reicht mit wehmüthigem Blick Banknoten und Gold dem schuldenbehafteten Lord. Die jungen Leutchen sitzen fern von der Verlobung auf einem Divan, sie ist nicht ganz so häßlich und einfältig, als auf den bei Lichtenberg's Erklärungen befindlichen Platten. Das zweite Tableau entspräche dem auch nicht völlig, man müßte denn annehmen, daß sie sich sehr bald geistig wie körperlich verändert hätte. Der Galan dagegen erscheint, wie immer: ein verliebter, sich stets langweilender Jüngling, eine Waare, die verhandelt ist, um Andern und sich selbst neue Mittel zu verschaffen, das alte Leben fortsetzen zu können. Auf dem zweiten Bilde erscheinen die Neuvermählten nach durchschwärmter Nacht: Madame scheint in ihren Gemächern ein Souper und eine partie fine veranstaltet zu haben, Monsieur dagegen auswärts gewesen zu seyn, das beweist sein Anzug und der Hut auf dem Kopfe. Die Leutchen setzen sich absichtlich weit aus einander, an den beiden äußersten Enden des Kamins; sie gähnt, er hat dasselbe gethan, oder steht im Begriffe, es zu thun, denn das Gähnen ist bekanntlich ansteckend. Der alte Haushofmeister oder Kassenführer geht mit seinen Büchern und Rechnungen himmelblickend, händeringend ab, die Eheleute haben nicht Zeit und nicht Lust, sich mit häuslichen Dingen, mit Geldangelegenheiten zu beschäftigen, vielleicht mögen sie von leztern gar nichts hören wollen, denn in einer solchen Menage muß das glänzendste Vermögen derangirt werden. Man sehe nur den prachtvollen, wüsten Saal an, wie mag da geschwärmt worden seyn, was verzehrt, getrunken, zerbrochen, verschüttet! Der hinten beschäftigte Diener wird viel aufzuräumen haben, aber er ist lässig, halb im Schlafe, er hat sogar bis jezt noch versäumt, die Kron- und Armleuchter auszulöschen, und doch scheint die Sonne schon durch die Fenster. Das dritte Gemälde führt uns in eine Officin, in das Arbeitszimmer und in das Laboratorium eines Doctors Medicinä. Daß Lichtenberg hier richtig inter-

Digitized by Google

Kaiser, der 20 Jahre jünger, als er war, aber ein Greis an Erfahrung und Weisheit war, Ferdinand II. der jüngere, Kronprinz, dann der Erzherzog Leopold, Bischof von Passau, Straßburg und Halberstadt, Leopold V. Graf Tirol, Ferdinand Karl, Herzog von Mailand, Maximilian, Hoch- und Deutschmeister, Carl, Bischof von Breslau, Brixen und Prinz Thomas, Feldherr, der Kaiser Ferdinand III. Vater, Mathias, Kaiser, Rudolf II. Kaiser, Maximilian II. Kaiser, Ferdinand I. Kaiser, Carl V. Kaiser, Philipp I. König in Spanien, Johann König in Portugal, Eleonora Königin in Frankreich, Isabella Königin in Dänemark, Maria Königin in Ungarn, Catharina Königin in Polen, Margaretha Königin in Navarra, Anna Königin in England, Elisabeth Königin in Böhmen, Barbara Herzogin in Mailand, Johanna Herzogin in Florenz, Maria Herzogin in Parma, Margaretha Herzogin in Savoyen, Maria Herzogin in Bayern, Anna Herzogin in Lothringen, Claudia Herzogin in Urbino, Maria Herzogin in Jülich, Cleve und Berg, Elisabeth Herzogin in Lothringen, Maria Herzogin in Guastalla, Isabella Herzogin in Parma, Maria Herzogin in Mantua, Eleonora Herzogin in Mantua, Anna Herzogin in Ferrara, Maria Herzogin in Ferrara, Lucretia Herzogin in Ferrara, Barbara Herzogin in Braunschweig, Anna Herzogin in Braunschweig, Sophia Herzogin in Braunschweig, Elisabeth Herzogin in Braunschweig, Margaretha Herzogin in Braunschweig, Catharina Herzogin in Braunschweig, Maria Herzogin in Braunschweig, Anna

№ 94.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 23. November 1837.

Die englische Nationalgallerie.

Englische Schule.

(Beschluß.)

Ein großes Gemälde von West, 9 Fuß hoch und 14 breit, zeigt sich uns auf demselben Gange, wo Hogarth's Porträt hängt. Christus heilt Kranke im Tempel: ein hagerer, blasser Mann wird auf einer Tragbahre herbeigebracht, Blinde und Lahme und Gebrechliche harren auf der gegenüberstehenden Seite des Machtwortes des Erlösers. Der Herr steht in der Mitte des Vordergrundes, eine imposante Gestalt, doch zu ernst, die Körperformen zu groß. Jünger und Volk stehen um ihn, viele ausdrucksvolle Gestalten in bunte Stoffe gekleidet, vielleicht nur zu bunt. Unter den Kranken spricht ein bleiches, schönes Weib, die eine Blinde in die heilbringende Nähe des Heilandes führt, besonders an, ein tiefes, klares Bild. Bei dem Gemälde kommt man unwillkührlich auf die frühere, in Bezug des Meisters gefällte Ansicht, daß er David nachgeahmt, zurück; wüßte man den Namen des englischen Künstlers nicht, möchte man in Versuchung gerathen, das Werk dem genannten französischen beizumessen. Es ist ein Geschenk des brittischen Instituts. — Von demselben Maler betrachten wir noch eine sehr gelungene Arbeit, das Abendmahl. Christus sizt nach orientalischer Weise mit unterschlagenen Füßen auf einer Tafel, vor ihm steht nur der Kelch und Brod. Um ihn stehen in verschiedenen Gruppen, näher und ferner, die zwölf Jünger, die nur theilweise auf die symbolische Handlung achten, mehrere sind im Hintergrunde im Zwiegespräch begriffen. Das Gemälde mißt 6 Fuß in der Höhe, 9 in der Breite, und ist ein Geschenk Georg's IV. — Ein anderer berühmter Name der englischen Schule ist der von Wilkie, ausgezeichnet im Genrebild, wahr und lebendig. Zwei seiner Schöpfungen zieren die Gallerie: ein ländliches Fest und der blinde Spielmann. Jenes hat 3 Fuß Höhe und 4 Fuß Breite. Vor einem Bauernhause treibt sich ein fröhliches Völkchen umher, trinkend, singend, an Tischen sitzend und auf dem Boden gelagert. Treffliche Zeichnung und lebendiges Colorit, Wahrheit in den Physiognomien, in den Trachten des Volkes und in dem Gepräge des ländlichen Lebens. Ein Betrunkener hat die Tafel verlassen und dehnt sich im Grase, Kinder nähern sich und spotten seiner. Nach einer etwas unvollkommenen Musik mühen sich Andere zu tanzen, recht unbeholfene, aber fröhliche Springer. Aeltere Männer und Frauen freuen sich der Lust des jungen Völkchens, die Männer rauchen aus irdenen Pfeifen und sprechen den Bierkrügen wacker zu, die Weiber schäkern und klatschen. Das Bild erinnert lebhaft an niederländische Werke; Wilkie mag sich die niederländische Schule bei seinen Genregemälden zum Vorbilde genommen haben. Dasselbe gilt von seinem andern Stücke, dem blinden Spielmann, welchen Beaumont der Sammlung vermacht hat. Das öfter in Copien vorhandene Original ist auf Holz gemalt, zwei Fuß hoch und drittehalb breit. Ich möchte es noch gelungener nennen als das erstere, man sollte den blinden Geiger, die ihn führende Frau, die Zuhorchenden, das Ensemble dieses ansprechenden, lebendigen Bildes sehen! Der beleibte Hausvater steht mit einem jungen Sproß am wärmenden Kamine, andere Familienglieder, vielleicht auch Nachbarn, welche der Ton der Geige gelockt, sitzen in der Nähe. Kinder spielen im Gemache und tanzen, ein älterer Knabe äfft auf einem Blasebalg und mit einem Stöckchen die Stellung und das Spiel des alten Blinden nach. Wie treu ist die Haltung, das ausdrucksvolle, des edeln Sinnes beraubte Antlitz des armen Geigers gegeben, wie sorgsam führt und wahrt ihn die liebende Gefährtin und der begleitende Hund! Wilkie und Hogarth sind in Genregemälden, in wahrer Auffassung und Wiedergebung des reellen Lebens die größten Künstler der englischen Schule. — Wilson hat zwei Landschaften geliefert, in der einen ist die Fabel der Niobe vorgestellt, in der andern die Ansicht von Mäcenas Villa in Tivoli. Beide sind von Beaumont

Digitized by Google

der Gallerie einverleibt und von gleichen Dimensionen, gegen vier Fuß hoch und sechstehalb breit. Der Meister hat mit viel Fleiß, aber nicht allzugroßer Gewandtheit gearbeitet, die englische Steifheit und Pedanterie ist nicht zu verkennen. Einzelheiten sind lobenswerth, so der Baumschlag, die Perspective, manche Figuren; aber in der Nähe von Claude Lorrain, Salvator Rosa und Poussin darf Wilson nicht hängen. — Von Sir Joshua Reynolds besizt die königliche Gallerie mehrere Productionen; wir nennen unter den Porträts nur das des heldenmüthigen Vertheidigers von Gibraltar, Lord Heathfield, außerdem die heilige Familie, und den verbannten Lord. Diese heilige Familie ist die größte unter den acht vorhandenen, ungefähr 6 Fuß im Quadrat, und von dem brittischen Institute geschenkt. Außer der Mutter, dem Vater und dem Kinde, sind noch mehrere Figuren vorhanden, deren Anwesenheit jedoch durch nichts motivirt ist, wie es scheint, nur Neugierde die schöne Mutter und das schöne Kind zu sehen. Dieses ruht lächelnd in den Armen jener, die, meines Erachtens, etwas zu blaß, von zu dunklem Teint und zu schwarzem Haar ist; sie gleicht durchaus einer heutigen Jüdin der unverfälschtesten Abkunft. Der „verbannte Lord“ ist ein ansprechendes Porträt; worauf es anspielt, kann ich nicht angeben. Der Verbannte, ein Mann in mittleren Jahren, muß das Unglück, fern von seinem Lande weilen zu müssen, tief empfinden, Blässe bedeckt das trübe Antlitz, die großen, blauen Augen sind rothgeweint, der Bart vernachlässigt, die abgetragene Kleidung hängt sorglos um den abgemagerten Körper, aber dennoch sind Blick und Haltung edel; der Unglückliche mußte, was er auch verbrochen, ein kräftiger, hoher Mann seyn, einflußreich und aus der höchsten Klasse. Das Porträt ist in Lebensgröße und von William Long vermacht. — Der Tod von Lord Chatham (Pitt) in dem Hause der Lords, von Copley, achtehalb Fuß hoch, zehn breit, von dem Earl von Liverpool geschenkt. Alle Figuren des versammelten Hauses sind Porträts und sollen ähneln, es sind deren vier und fünfzig. Die Versammelten tragen die Tracht ihrer Würde, rothe, pelzverbrämte Mäntel, die Meisten Perrücken, wie sie damals in der Mode, Manche ungeheuer große. Am markirtesten sind die Züge der beisitzenden Bischöfe und Erzbischöfe, zumal wohlgenährte, pausbackige Gesellen mit wolkenartigen Kahlkopfsbedeckungen. Der sterbende Lord liegt inmitten seiner Vertrauten, die ängstlich um ihn besorgt sind, ihn halten und stützen, unter diesen der nachmalige Georg IV. Das Gemälde hat viel Fleiß und Zeit erfordert; ob es durchaus, besonders die Aehnlichkeit der Anwesenden, gelungen, wage ich nicht zu entscheiden. Es ist das einzige in der Gallerie befindliche von Copley. — Nennen wir noch drei Arbeiten von Gainsborough, eine ländliche Scene, einen Markt, und ein sehr vortreffliches Porträt von Ralphe Schomberg, von dessen Familie der Anstalt geschenkt; ferner eine Landschaft von Roth, und einige unbedeutende Porträts von Opie und Beechey, so haben wir Alles angeführt, was die englische Nationalgallerie an Werken ihrer Nation besizt, und schließen diese Skizze mit der nochmaligen Behauptung, daß die Gallerie — selbst von Seiten der Engländer — weniger bekannt ist, als sie verdient, und daß in ihr viele, fast nur gelungene Sachen aufgenommen sind. Wenn erst das neue Gebäude vollendet, in dessen untern Räumen Antiken und Sculpturen aufgestellt werden, theilweise schon sind, dann wird die englische Nationalgallerie vermehrt, berühmt und Englands würdig werden.

London, 21. April 1837.

A. Jäger.

Das Weihgeschenk des Eubulides im innern Kerameikos.

Ein Schreiben an den Herrn Obersten W. M. Leake

von

Dr. L. Roß.

(Fortsezung.)

Den 6ten oder 7ten dieses Monats ließ der Oberstabsarzt Dr. Treiber, am Ausgange der neuen Hermesstraße, auf zwei Drittheilen des Weges am Theseustempel nach dem ehemaligen Thore von Morea, und nur zehn bis zwanzig Schritte außerhalb der ehemaligen (türkischen) Stadtmauer, die Fundamente zu einem neuen Hause graben, und stieß in einer Tiefe von nur zwei oder drei Schuh unter der Oberfläche des Bodens auf die Ueberreste eines alten Denkmals aus großen Quadern von Porosstein (πώρινος λίθος). Neben diesen Resten fand man zwei Köpfe aus Marmor, von denen der eine, von offenbar römischer, sehr mittelmäßiger Arbeit und von natürlicher Größe, das Porträt eines jungen unbärtigen Mannes mit lockigem Haupthaar ist; der andere ist ein weiblicher Idealkopf, kolossal und von vorzüglicher Arbeit. Er hat langes, auf dem Nacken in einen Knoten vereinigtes Haar. Der obere Theil des Kopfes ist winkelig abgeschnitten, und ist durch einen Aufsatz aus einem andern Stück Marmor gebildet gewesen, welches sich nicht gefunden hat. Die Nase ist abgeschlagen, aber der Rest des Gesichtes ist vollkommen erhalten; die Ohrläppchen sind durchbohrt und scheinen Ohrringe enthalten zu haben.

Die Regierung, von diesen Entdeckungen benachrichtigt, ließ den Bau auf einige Tage einstellen, und stellte Arbeiter an, um die Ausgrabung fortzusetzen. Man

Digitized by Google

war so glücklich, am folgenden Tag einen dritten Kopf zu finden, von natürlicher Größe wie der erste, aber von weit ausgezeichneterer Arbeit. Es ist das Porträt eines Mannes mit höchst ausdrucksvollen Zügen, von vorgerücktem Alter, ohne Bart, und mit starkem Haupthaar, um welches sich ein Lorbeerkranz schlingt. Später fand man noch einen kolossalen weiblichen Torso, von ausnehmender Schönheit, der aber nicht zu dem oben erwähnten Kolossalkopfe paßt. Alle diese Gegenstände werden im Theseion aufbewahrt.

Die Ausgrabung wurde des schlechten Wetters wegen unterbrochen, als kaum Eine Seite des Monuments theilweise aufgedeckt worden war. Bald darauf setzte der Eigenthümer seinen Bau wieder fort, und in dem Augenblick, wo ich schreibe, ist Alles bereits wieder bedeckt und überbaut.

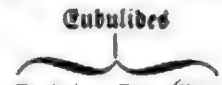
Die Seite des Monuments, welche aufgedeckt war, lief in der Richtung von S. W. gegen N. O., und machte Façade gegen N. W. Der Sockel, so weit er entblößt war, hatte acht Meter Länge und war durch zwei Vorsprünge von fünfundzwanzig Centimeter Höhe gebildet. Ohne Zweifel hatte er noch einen dritten Vorsprung, aber die Ausgrabung ging nicht genug in die Tiefe, um ihn bloß zu legen. Auf diesem Sockel erhob sich der Würfel des Monuments, von welchem zwei Quadern, 1,60 Meter lang und 1,10 hoch, noch am Platze standen. Der Kern des Monuments war aus Mauerwerk, mit großen Steinblöcken untermengt, gebildet. Neben dieser Mauer wurden zwei große Blöcke von der Corniche gefunden, aus weißem Marmor, 74 Centimeter hoch und mit Eiern und Perlenstäben geziert; aber von ziemlich schwerer Zeichnung und mittelmäßiger Ausführung. Sie sehen, daß Alles dieses nicht genügen würde, um die Natur und die Bestimmung des Denkmals zu ermitteln, wenn ein glücklicher Zufall nicht, mitten unter diesen Trümmern, ein Fragment der Dedicationsinschrift erhalten hätte:

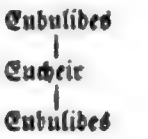
— — — ΧΕΙΡΟΣΚΡΩΠΙΔΗΣ ΕΠΟΙΗΣΕΝ

Dieses Bruchstück, dessen Schriftzüge ungefähr dem Jahrhunderte der Zerstörung Korinths anzugehören scheinen, steht auf dem Rande einer großen Platte aus blauem hymettischem Marmor, die 28 Centimeter Höhe, und, obgleich das eine Ende abgebrochen ist, noch 1,10 Meter Länge hat. Um jedoch vermittelst desselben den Namen und die Bestimmung des fraglichen Denkmals ermitteln zu können, muß ich Sie an eine andere Athenäische Inschrift erinnern, die im C. J. G. I, n. 666, und nach einer genaueren Copie ebendas. Add. p. 916 gedruckt steht. Die letzte Zeile dieser Inschrift, die sich auf die Errichtung der Statue eines Frauenzimmers aus der Familie des Redners Lykurgos und aus dem Geschlechte der Eteobutaden bezieht,* enthält die Namen zweier Bildhauer, des Eucheir und Eubulides, aus dem Demos der Kropiden:

ΕΥ]ΧΕΙΡ ΚΑΙ ΕΥΒΟΥΛΙΔΗΣ ΚΡΩΠΙΔΑΙ
ΕΠΟΙΗΣΑΝ

Wir haben hier also, in dem Demos Kropeia, eine Künstlerfamilie, in welcher die beiden Namen Eucheir und Eubulides im Gebrauche sind. Ein Athenäischer Bildhauer, Eucheir, Sohn des Eubulides, wird auch von Pausanias (8, 14, 7) erwähnt, als Verfertiger einer Statue des Hermes zu Pheneos in Arkadien: *ναός ἐστιν Ἑρμοῦ σφισι, καὶ ἄγαλμα λίθου· τοῦτο ἐποίησεν ἀνὴρ Ἀθηναῖος, Εὔχειρ ὁ Εὐβουλίδου.* Die Namen Eubulides und Eucheir finden sich auch bei Plinius, N. G. 34, 19, 20 und 34; und endlich spricht Pausanias noch in einer Stelle seiner Beschreibung von Athen von einem Bildhauer Eubulides. Auf diese Angaben hat der gelehrte Herausgeber des C. J. G. die beiden folgenden Genealogien gegründet, welche er vorschlägt:





Sie werden einräumen, daß nach dem in den Athenäischen Familien üblichen Wechsel der Namen beide Verwandtschaftstafeln gleich zulässig seyn würden; daß aber, nach der neu aufgefundenen Inschrift, die leztere für die richtige gelten muß. Denn ich wage auf Ihre Zustimmung zu rechnen, wenn ich sie unbedenklich so ergänze:

ΕΥΒΟΥΛΙΔΗΣ ΕΥ]ΧΕΙΡ ΟΣ ΚΡΩΠΙΔΗΣ
ΕΠΟΙΗΣΕΝ

Hierdurch ist die Frage nach der Art und Bestimmung des neu entdeckten Denkmals im innern Kerameikos mit ziemlicher Sicherheit gelöst. Es war ein großes Postament,** auf dem eine Gruppe von dreizehn Statuen

---

* Diese Inschrift ist auf der Akropolis beim Erechtheion gefunden worden.

** Nach den oben angegebenen Maßen kann man eine ungefähre Schätzung der Höhe des ganzen Denkmals machen. Die drei Vorsprünge des Sockels geben zusammen eine Höhe von . . . . . 0,75 Meter.
Höhe des Würfels . . . . . 1,10 „
Die Platte von blauem Marmor, auf der die Inschrift steht, und die wahrscheinlich als eine Art Fries oder Gurt unter der Corniche rings um das ganze Postament lief . . . . . 0,28 „
Höhe der Corniche aus weißem Marmor 0,74 „
2,87 Meter.
Fügt man dazu noch die Höhe der Statuen, mit ungefähr drei Meter, so hat das ganze Denkmal ungefähr sechs Meter Höhe.

Digitized by Google

stand, die Eubulides selbst gefertigt und geweiht hatte, * und zu denen der oben beschriebene weibliche Kolossalkopf und Torso gehören. Es waren dies die Statuen der Athene Päonia, ** des Zeus, der Mnemosyne, der Musen und des Apollon. Der neben dem Monumente gefundene Kopf scheint der der Athene zu seyn; in diesem Falle würde der obere Theil des Kopfes, der aus einem besondern Stück Marmor gemacht war, und der nur wegen der geringen Ausdehnung der Ausgrabung nicht mitgefunden worden ist, durch ihren Helm gebildet worden seyn. Der Torso dagegen gehört einer der Musen an. Das Alter dieses großartigen Weihgeschenks eines einzelnen Privatmannes kann nicht über die Römische Epoche hinausreichen, der Inschrift wegen, welche, eben so wie jene andere, in der Eubulides und Eucheir vorkommen, das Gepräge jener Zeit trägt; und wegen des Römischen Charakters der Architektur. Diese Thatsachen dienen also zur Bestätigung der Meinung des Hrn. v. Thiersch, der (Epochen der Kunst, 2. Ausg. S. 127) aus andern sinnreichen Gründen dem Eucheir und Eubulides eine ziemlich späte Zeit anweist.

* Paus. 1, 2, 4: — — *ἀνάθημα καὶ ἔργον Εὐβουλίδου.*

** *Ἀθηνᾶ Παιωνία* hatte auch, mit andern Heilgöttinnen, Antheil an einem Altar im Amphiaraion bei Argos (Paus. 1, 34, 2), und besaß noch einen Altar oder eine Statue in dem Garten des Philosophen Melanthios, den Gräbern des Redners Lykurgos und seiner Familie gegenüber (Plut. Leben der zehn Redner, im Lyk. S. 153 Tchn.), d. h. im äußern Kerameikos, am Wege nach der Akademie (Paus. 1, 29, 15).

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom September.

Literatur.

London. James Millingen Sylloge of ancient inedited coins of greek cities and kings, from various collections, principally in Great Britain. 4. 12 B. à 4 Kupfer. Beim Verfasser zu haben.

Essay on the Education of the Eye with reference to Painting, by John Burnet.

Paris. Architectonographie des théâtres, ou parallèle hist. et crit. de ces édifices. (Angefangen von Alex. Donnet und Orgiazzi und fortgesetzt von J. N. Kaufmann.) 1ère série.

Théâtres de Paris construit jusqu'en 1820. Text und Atlas. 8. und 4.

De Caumont, Histoire sommaire de l'architecture religieuse, militaire et civile au moyen-âge. Lion. 8. 27 Bog. Text und 50 Kpfr. 15. Fr. 2te Ausg.

Raoul-Rochette, Lettre à M. L. de Klenze sur une statue de héros attique, récemment découverte à Athènes. 8. 1½ Bog. und 1 Kpfr.

Bouttoville, antiquités nationales. Sous la direction de M. Paulin à Paris. 12. 12 Bogen.

Em. Caron, Sites et monumens du département de l'Aveyron dessinées d'après nature par F. A. Pernot et lithogr. par Jul. Coignet. 1ère livr. Fol. 6 Bog. 25 Fr. Erscheint in 4 Lieferungen, zusammen mit 50 Blättern.

La ville et le château de St. Germain en Laye. Notice hist., biogr. et pittor. 4. 1 Bog.

J. Thierry und G. Coulon, Notice historique sur l'arc de triomphe de l'Etoile. 3ème ed. 8. 2 Bog.

Ausgrabungen und Alterthümer.

Paris. Bei Wendhuite (Dep. Aisne) hat man eine große Menge römischer Münzen aufgefunden, die bis zum J. 238 n. Chr. zurückgehen; im Garten der Ursulinerinnen zu Amiens ist ein Mosaikboden von weißen und schwarzen Compartimenten entdeckt worden.

London, 24. August. In der lezten Sitzung des königl. Instituts der brittischen Architekten wurde ein Bericht des aus demselben ernannten Ausschusses zur Untersuchung der Elgin'schen Antiken vorgelesen. Es ergibt sich aus diesem Bericht, daß an mehreren architektonischen Bruchstücken, namentlich an Nr. 260 und 131, noch mehrere Ueberbleibsel alter (rother) Farbe zu bemerken sind, welche schlangenförmig gewundene Zierrathen auf einer Binde (fascia), so wie das gewöhnliche Blätterwerk auf den Tragsteinen darstellen. An den Statuen und Basreliefs findet man durchaus keine Spuren von Farben, wohl aber sieht man noch Löcher in den Armen und Hälsen der weiblichen Figuren, in den Händen der Reiter und an den Köpfen der Pferde bei der panathenäischen Procession, woraus sich schließen läßt, daß früher Arm- und Halsbänder, Zäume und Rosetten von anderem Material, auf dem Marmor befestigt gewesen seyen. Die Flügel der Siegesgöttin waren, den größten Löchern in den Schultern dieser Figur nach zu schließen, von Metall und vergoldet oder gefärbt. Der Kopf der Minerva scheint bemalt gewesen zu seyn, da man an dem Haar, wenn man es mit Wasser befeuchtet, noch Spuren von Farben bemerkt. Die Augen waren mit gläsernen oder metallenen Kugeln ausgefüllt, da die Augäpfel ganz leer sind. Die Schlangen- und Medusenköpfe auf der Aegis waren ebenfalls von Metall und an dem Marmor befestigt. Aus der von Dr. Faraday angestellten chemischen Zerlegung einiger Farbenreste ergibt sich, daß Wachs und ein stark riechendes Gummi darin befindlich gewesen seyn müssen.

Altenburg. Im Laufe dieses Sommers sind, durch die Bemühungen des Pfarrers Dr. Winkler zu Lohma an der Leina, aus mehreren sogenannten Hünengräbern interessante germanische Alterthümer zu Tage gefördert worden. Es wurden große und kleine Urnen gefunden von einer in der Gegend unbekannten Thonart und hübscher Form, die aber in Klemm's germanischen Alterthümern nicht abgebildet ist. Sie scheinen aus freier Hand geformt zu seyn und die Zeichnungen sind mit dem Fingernagel oder einem Stückchen Holz aufgesezt. Ferner wurden Töpfe mit und ohne Henkel, Streitärte und Opfermesser von Stein, Gebeine, Asche und Kohlen entdeckt. Die sämmtlichen Alterthümer sind theils in der Rüstkammer des Herzogl. Residenzschlosses, theils im Museum der naturforschenden Gesellschaft niedergelegt worden. Sie scheinen, da durchaus keine Metallgegenstände darunter sind, sehr alt zu seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 95.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 28. November 1837.

Neuere Bauwerke in England.

Wir geben hier eine kurze Uebersicht der in neuester Zeit in England vollendeten oder begonnenen bemerkenswertheren öffentlichen und Privat-Bauten, wodurch der Leser einigermaßen in den Stand gesezt werden wird, den Geist der dortigen architektonischen Bestrebungen zu würdigen.

Kirchen.

Mit Uebergehung der vielen, theils mit Unterstützung der Kirchenbaucommission, theils von reichen Privatleuten errichteten unbedeutendern Dorfcapellen, gedenken wir zuvörderst der Abteikirche zu Bath, deren Ausbau und Restauration im Jahr 1836, unter der Leitung des Architekten Manners, vollendet worden ist. Diese Kirche war als das jüngste in England vorhandene Beispiel des reinen, von barbarischen und pseudo-klassischen Zuthaten freiern, Spitzbogenstyls sehr interessant, leider aber nie nach dem ursprünglichen Plane vollendet, sondern später durch heterogene Anhängsel und Anstriche von Außen und Innen vielfach entstellt und herabgewürdigt worden. Vorzüglich stört im Innern ein Chaos von unpassend angebrachten Monumenten und Gedächtnißtafeln der heterogensten Art, und die im Geschmack der heutigen Klerisei vorgenommene Uebertünchung manches schönen Denkmals, die ursprüngliche Harmonie des Gebäudes, so daß Alderman Clark sich ein wahres Verdienst um die Kunst erwarb, indem er vor einigen Jahren die Corporation zum Ausbau und zur Restauration des Gebäudes bewog. Von außen machen sich an der nunmehr vollendeten Kirche die vom Schiffe der Kirche über den Chorgang geschlagenen leichten Strebepfeiler, so wie die mit architektonischen Zierrathen versehenen Spitzen der vielen an den Seiten, Enden und auf dem Thurme der Kirche befindlichen Thürmchen bemerklich. Im Innern sind die Monumente, welche die Pfeiler und Fenster entstellten, an die Wände der Chorgänge und Kreuzflügel versezt worden; an vielen Stellen hat man neues Pflaster gelegt, die Capelle in einer des Bischofssitzes würdigen Art ausgestattet, und mehrere schöne Denkmäler, unter denen vorzüglich das des Priors Bird genannt zu werden verdient, von dem barbarischen Tünchüberzug befreit. Ueberhaupt steht das Gebäude jezt so da, wie es dem ursprünglichen Erbauer in der Vollendung vorgeschwebt haben mag.

Zu der St. Georgen-Capelle zu Edgebaston bei Birmingham, welche im Spitzbogenstyle des 13. Jahrhunderts mit einfachen Fenstern und ohne Thurm erbaut wird, ward der Grundstein am 17. August 1836 gelegt. Der Architekt ist J. J. Scoles, der als Kirchenbaumeister viel Gunst bei dem Publikum findet. Zu seinen ausgezeichnetsten Werken gehört die im J. 1834 eröffnete St. Peterskirche zu Great Yarmouth. Ihr Styl ist eine gefällige Mischung des Spitzbogenstyls der dritten Periode und des spätern, hauptsächlich durch den Tudorbogen charakterisirten Styls. Am westlichen Ende erhebt sich ein hoher, viereckiger Thurm mit dem Haupteingang und Spitzthürmchen auf den Ecken. Zwischen den Fenstern der Chorgänge befinden sich Strebepfeiler, von denen mehrere an den beiden Enden mit Spitzthürmchen gekrönt sind. Am östlichen Ende des Schiffs ist ein großes, reich verziertes Fenster angebracht, und auf dem Giebel steht ein Kreuz. Im Innern sind die Chorgänge von dem Schiff durch steinerne Pfeiler geschieden, welche Bögen von der gedrückten Tudorform tragen. Die Decke des Schiffs ist horizontal und in Felder getheilt; das ganze Innere hat die Farbe dunkeln Eichenholzes und ist durch Vergoldung, so wie mit Schildern, die verschiedene Wappen und Embleme tragen, verziert. Das Material (Backstein), aus dem die Kirche hauptsächlich besteht, machte es möglich, sie bei einer Länge von 120 und einer Breite von 60 Fuß mit einem Kostenaufwande von 7800 Pfd. herzustellen. Im J. 1835 wurden ferner zwei von demselben Baumeister herrührende katholische Kirchen vollendet, die St. Peterskirche zu Stonyhurst in Lancashire, welche, der bessern Uebereinstimmung mit dem

Digitized by Google

beschäftigen, die Aufgabe der Schriftleiter sich auf die Auswahl und Anordnung des Stoffes beschränken und die Verantwortung für den Inhalt der Beiträge ablehnen.

§ 14 (1) (1) Als Leiter oder als Schriftleiter darf nur eingetragen werden, wer die Voraussetzungen des § 3 Abs. 1 Nr. 1 bis 3 erfüllt. Nach der Eintragung hat der Leiter oder Schriftleiter die Voraussetzungen des § 3 Abs. 1 Nr. 1 bis 3 ständig zu erfüllen.

(2) Wer Leiter oder Schriftleiter werden will, hat dies dem Reichsverband der Deutschen Presse (§ 3 Abs. 1 Nr. 2) zu melden. Nach der Meldung hat der Reichsverband der Deutschen Presse (§ 3 Abs. 1 Nr. 2) zu prüfen, ob der Meldende die Voraussetzungen des § 3 Abs. 1 Nr. 1 bis 3 erfüllt. Ist dies der Fall, so hat der Reichsverband der Deutschen Presse (§ 3 Abs. 1 Nr. 2) die Eintragung in die Berufsliste (§ 3 Abs. 1 Nr. 3) zu beantragen. Der Antrag ist abzulehnen, wenn der Meldende nicht die Voraussetzungen des § 3 Abs. 1 Nr. 1 bis 3 erfüllt. Gegen die Ablehnung des Antrages kann der Meldende binnen einer Frist von einem Monat nach Zustellung des Ablehnungsbescheides die Entscheidung des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda anrufen.

(3) Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda kann im Einvernehmen mit dem Reichsminister des Innern Ausnahmen von Absatz 1 Satz 1 zulassen.

(1) Geändert durch Gesetz vom 4. Oktober 1937 (RGBl. I S. 1137).

Vom Widerspruchsrecht des Schriftleiters in innere Angelegenheiten

Aus Begründung zu dem Gesetz über die Presse vom 4. Oktober 1933.

Der Führer hat in seiner Rede auf dem Reichsparteitag 1933 ausgeführt, daß der Schriftleiter nicht gegen den Verleger angehen könne, wenn er seine Meinung gegen die Meinung des Verlegers durchsetzen wolle. Er hat weiter ausgeführt, daß der Schriftleiter nicht das Recht habe, sich gegen den Willen des Verlegers zu wenden, wenn dieser eine Richtung einschlage, die der Schriftleiter nicht billige. Der Führer hat dann

in einer Breite von wenigſtens drei bis vier Metern herumführen wollen, man ſo glücklich geweſen ſeyn würde, noch mehrere Fragmente, vielleicht ſogar den größeren Theil, der dreizehn Statuen zu finden. Wenn man die Grabung noch weiter fortſezte, könnte man noch die Reſte vom Gymnaſium des Hermes und der andern benachbarten Gebäude entdecken. Der weiche, aufgeſchwemmte Boden dieſer Gegend bietet keine der gewöhnlichen Schwierigkeiten dar. Möchten dieſe Zeilen dazu beitragen können, die Regierung oder den Eigenthümer des Terrains zu veranlaſſen, die Ausgrabung wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen!

Dies iſt, Herr Oberſt, Alles, was ich Ihnen über das neu entdeckte Denkmal zu ſagen hatte. Ich erlaube mir nur noch einige Bemerkungen über die Folgerungen, die ſich hieraus in Bezug auf die Topographie des alten Athens ergeben.

1) Die Lage des Thores, durch welches Pauſanias in Athen eintrat, iſt jezt feſt beſtimmt. Es iſt dasjenige, welches Sie Hippades genannt haben, zwiſchen dem Dipylon und dem Hügel, den man ehemals für den Lykabettos hielt, und den wir jezt, nach der Inſchrift auf ſeinem Gipfel, * den Nymphenhügel nennen. Das Thor zwiſchen dieſem Hügel und der Pnyx, durch welches Sie ihn hereinkommen laſſen, iſt von dem Denkmal des Cubulides zu weit entfernt; abgeſehen von den andern Gründen, die ſich Ihrer Annahme entgegen zu ſtellen ſcheinen, und unter denen die Höhe und der ſteile Abfall der Schlucht, in welcher es liegt, und die daraus hervorgehende Schwierigkeit des Weges, wohl für die bedeutendſten gelten müſſen. Pauſanias, aus dem Peiräeus kommend, zu einer Zeit, wo die langen Mauern nicht mehr beſtanden, und folglich nicht die Richtung, welche er einzuſchlagen hatte, beſtimmen konnten, wählte wohl natürlich den bequemeren Weg in der Ebene, der zugleich am directeſten und kürzeſten in das volkreichſte und beſuchteſte Stadtviertel führte, eben wie wir es heute zu thun gewohnt ſind.

Dieſe leztere Erwägung hat Herrn Müller zu der Vermuthung veranlaßt, daß Pauſanias durch das Dipylon gekommen ſey. ** In dieſem Falle würde Pauſanias, da das Dipylon die beiden Kerameiken trennte, ſich ſogleich in dem innern Kerameikos befunden haben. Nun ſieht man aber aus ſeiner Erzählung, daß der Kerameikos nicht unmittelbar an dem Thore anfing, durch welches er eintrat, ſondern erſt am Ende der von ihm beſchriebenen Norm, und in der Gegend des Heiligthums des ſingenden Dionyſos und der Statuen des Cubulides; * d. h. in der Niederung, die ſich nördlich vom Theſeion gegen das Dipylon hinzieht. Folglich kann das Dipylon nicht das Thor des Pauſanias ſeyn, und es bleibt kein anderes übrig als das oben bezeichnete.

2) Das Fundament aus großen Quadern, von welchem man innerhalb des Thores in der Richtung gegen unſer Denkmal Ueberreſte ſieht, iſt wahrſcheinlich das des Pompeion. Die Lage dieſes Gebäudes bildet einen andern Einwand gegen Ihre Annahme in Bezug auf das Thor des Pauſanias. Denn da die großen Proceſſionen bei den Feſten der Athenäer ſich in dem äußern Kerameikos verſammelten und ordneten, von wo ſie durch das Dipylon in den innern Kerameikos einzogen, ſo muß das Gebäude, in welchem man die bei den Proceſſionen gebrauchten heiligen Gefäße und Geräthſchaften (πομπεῖα, ἱερὰ σκεύη) aufbewahrte, näher bei dieſem Punkte und auf einem ebenen Terrain gelegen haben, um den Transport der bezeichneten Gegenſtände, von denen einige ohne Zweifel ziemlich ſchwer waren, zu erleichtern. Die Lage aber, welche Sie ihm angewieſen haben, erfüllt weder die eine noch die andere dieſer Bedingungen.

3) Der Tempel der Demeter, die Reiterſtatue des Poſeidon, und ein Theil der Säulenhallen, die der alte Perieget nach dem Pompeion und vor dem Kerameikos erwähnt, müſſen die ſteinigte Hochebene eingenommen haben, die ſich von dem Thore bis an den Rand der Niederung erſtreckt, wo der eigentlich ſogenannte innere Kerameikos anfing. Das Gymnaſium des Hermes und das Haus des Polytion nehmen den Raum zwiſchen dem Rande dieſer Ebene und dem Weihgeſchenk des Cubulides ein.

* Pauſ. 1, 2, 4: στοαὶ δέ εἰσιν ἀπὸ τῶν πυλῶν ἐς τὸν Κεραμεικόν, vgl. mit dem Anfange des dritten Capitels.

(Der Beſchluß folgt.)

* C. J. G. I, n. 543.

** In einem neuen Werke über die Topographie von Athen, von einem Ihrer Landsleute, wird das Dipylon oder das Kerameikosthor dahin verlegt, wo Sie das Peiräiſche Thor anſetzen. Ich halte es für überflüſſig, dieſe Annahme zu widerlegen, weil ich zu glauben geneigt bin, daß der gelehrte Verfaſſer ſchon ſelbſt darauf verzichtet haben wird.

Nachrichten vom September.

London. Hr. Malcolm, der von der amerikaniſch-baptiſtiſchen Miſſionsgeſellſchaft abgeſchickt war, um deren Stationen im Morgenlande zu beſuchen, berichtet Folgendes über eine höchſt merkwürdige Höhle, die er unſern Mulmein oder Mola Mayang (in dem im lezten birmaniſchen Kriege eroberten Theile von Martaban, am Fluſſe Altran, der birmaniſchen Stadt Martaban gegenüber) zu unterſuchen Gelegenheit hatte.

Digitized by Google

„Diese Höhle liegt am Saluen, 15 — 20 engl. Meilen oberhalb oder nördlich von Mulmein. Der Eingang, welcher sich in der Mitte einer senkrecht herabgehenden, aber unebenen Felswand befindet, liegt innerhalb einer dicken, 6 — 8 Fuß hohen Mauer, welche ein Vorgemach von bedeutendem Umfange bildet. Zu der Thür in dieser Umfriedung führt ein Steig, welcher nah am Fuße des Berges beginnt, und man sieht nichts Auffallendes, als bis man innerhalb der Mauer ist. Hier bietet sich indeß ein sehr eigenthümliches Schauspiel dar. Nicht allein ist der offene Vorplatz mit Bildern des Gautama von allen Größen angefüllt, sondern auch die ganze Felswand bis zu einer Höhe von 80 — 90 Fuß ist damit bedeckt. Auf jeder hervorstehenden Klippe steht irgend ein Marmorbild, das seine uniformlichen Verhältnisse in der Abendsonne zeigt, und jede Schlucht im Berge ist zu einer Nische für ähnliche Bilder benutzt. An den glatten Stellen sieht man kleine, flache Bilder in gebranntem Thon, reich vergoldet in Stuck angebracht, und dieser gibt es, im wörtlichen Sinn, zu zehn und mehreren Tausenden. An einigen dieser Stellen sind diese Bilder abgefallen, und der Fels ist nackt geblieben, wo dann die Bienen ihre Stöcke hineingebaut haben. Nirgends in einem Lande habe ich einen solchen Reichthum und sinnreichere, fleißigere Arbeit gesehen. So imposant indeß dieser Anblick ist, so erscheint er doch alltäglich, wenn man nun in das Innere der Höhle tritt. Diese hat gewaltige Verhältnisse, namentlich in einer Kammer, und es bedarf nicht der menschlichen Kunst, um den Anblick erhaben zu machen. Hier weiß das Auge nicht, wohin es blicken soll, und man erstaunt vor diesem Umfange des Götzendienstes und des Fanatismus. Ueberall, auf dem Fußboden und an der Decke, unter den einzelnen Felsvorsprüngen und an den herabhangenden Stalaktiten sieht man Bilder des Gautama, von denen einige über und über vergoldet, oder mit Kalkfluten überzogen, noch andere verwittert, einige im Laufe der Zeit zerstört, andere erst ganz neuerlich errichtet, einige von ungeheurer Größe, andere nur fingerslang, einige aus Marmor, andere aus Sandstein, noch andere aus Holz, Ziegelerde und Thon gebildet sind. Einige, selbst unter den marmornen, waren so verwittert, daß die Gesichtszüge und die Finger kaum mehr zu erkennen waren. In den Vertiefungen der Decke hörte man das Rauschen der vielen Fledermäuse, konnte aber nichts sehen. Hie und da sah man Modelle von Tempeln und Kayungs (Pagoden?) von verschiedener Größe, von denen einzelne nicht viel größer als ein gewöhnlicher Wassereimer und ganz mit kleinen Götzenbildern angefüllt waren. Wenn wir so den Steigen folgten, welche sich zwischen den verschiedenen Figuren-Gruppen hindurchschlängelten, sahen wir bei jeder neuen Wendung in der Höhle auch neue Schaaren von Bildern, bis uns ganz schwindlich zu Muthe wurde. Ein Schiff von 500 Tonnen Last würde noch nicht die Hälfte davon an Bord nehmen können.“ (Aus dem in Calcutta erscheinenden Christian observer.)

Paris, 10. September. Das Granitfußgestell des Obelisken von Luxor wird in Kurzem, vermittelst einer von Hrn. Bellay erfundenen Vorrichtung, durch eine Dampfmaschine polirt werden. Auch werden die Vorbereitungen zur Errichtung des verzierten Geländers gemacht, mit dem das Denkmal umgeben werden soll.

Trier, 12. September. Die oben offenen Räume des Römerthores (porta nigra) werden mit einer Bedachung versehen, wodurch die Existenz dieses merkwürdigen Gebäudes hoffentlich noch auf viele Jahrhunderte gesichert werden wird.

Ehrenbezeigungen.

Berlin. Die Academie der schönen Künste wählte in ihrer Plenarversammlung am 26. August folgende Künstler zu ihren einheimischen ordentlichen Mitgliedern: die Maler E. Bendemann (Düsseldorf), E. Magnus (Berlin), F. C. Meyerheim (Berlin), Rud. Jordan (Düsseldorf); die Bildhauer A. K. C. Kiß (Berlin), F. Drake (Berlin); die Kupferstecher Jos. Caspar (Berlin), C. Mandel (Berlin); und zum auswärtigen ordentlichen Mitgliede den Landschaftsmaler Gudin in Paris. Zu Ehrenmitgliedern wurden gewählt: der Cabinetsminister v. Werther, der Oberstallmeister v. Knobelsdorf, beide in Berlin, und der Domherr von Spiegel zum Desenberg in Halberstadt.

6. September. Se. Majestät der König der Franzosen hat dem Hof- und ersten Münz-Medailleur Prof. Brandt allhier, für die von Letzterm auf die Vermählung des Herzogs von Orleans geschnittene schöne Medaille eine sehr große goldene Denkmünze mit den Brustbildern sämmtlicher Mitglieder des jetzigen französischen Königshauses und der Inschrift: „Donné par le Roi à Mr. H. F. Brandt, Professeur et Graveur en médailles à Berlin, 1837“, begleitet von einem sehr gnädigen Handschreiben, zustellen lassen. Von S. K. H. dem Herzoge von Orleans hat der Künstler auf dieselbe Veranlassung zwei kostbare Vasen erhalten. Vergl. auch Akademien und Vereine, September.

Nürnberg, 18. September. Dem Director der hiesigen Kunstgewerbschule, A. Reindel, wurde, wegen seines auf der letzten Ausstellung im Louvre befindlichen, nach Stieler's Gemälde gestochenen Bildnisses des Königs von Baiern im Krönungsfestäume, eine so auszeichnende Anerkennung vom Schiedsgerichte zu Theil, daß der König Louis Philipp sich bewogen fand, dem Künstler dafür eine goldene Medaille zuzuerkennen, die zu Anfang dieses Monats auf diplomatischem Wege in dessen Hände gelangte. Die Vorderseite der Medaille enthält das Bildniß des Königs mit der Umschrift: Louis Philippe Roi des Français; die Kehrseite in der Mitte: Exposition de 1837. Mr. Albert Reindel, Graveur; in der Umschrift: Intendance générale de la liste civile. Direction des Musées royaux.

Paris. Die Künstler, welche auf den Vorschlag des Ministers des Innern den Orden der Ehrenlegion erhalten sollen, sind die Maler: Henri Scheffer, Eug. Lamy, Brascassat, Dubufe, And. Giroux, der Bildhauer Lémoine und der Kupferstecher Calamatta.

Nekrolog.

Rom, 4. September. Unter den neuerlich an der Cholera Verstorbenen befindet sich auch der Bildhauer Burlowe.

Paris, 2. September. In Toverny, im Thale von Montmorency ist kürzlich der Bildhauer Gois im 71. Lebensjahre gestorben. Zu seinen ausgezeichnetsten Arbeiten gehörten: die Statue der Jungfrau von Orleans, die Marmorstatue Turenne's in Versailles und dieselbe in Metall in Sedan, der Springbrunnen auf dem Markte von St. Martin in Paris, eine Statue Karls des Großen in St. Denys, die Statue des Generals Desaix in der Pairskammer. Die Städte Orleans, Sedan und Lille hatten ihm goldene Medaillen zugesendet.

Am 15. September starb der Bildhauer Nanthiel im Alter von 62 Jahren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 96.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 30. November 1837.

Das Weihgeschenk des Eubulides im innern Kerameikos.

(Beschluß.)

4) Unmittelbar ostwärts von dem leztern und nördlich von dem Tempel des Theseus lag ein Gebäude (οἴκημα) mit Statuen aus (gebranntem?) Thon, welches keinen großen Umfang gehabt haben kann. Dann kam, östlich von dieser kleinen Skyptothek und zur Rechten des Weges, den Pausanias verfolgte, die Königshalle (Στοὰ Βασίλειος), und nach dieser eine andere Stoa, die man gewöhnlich, nach einer vor ihr stehenden Statue, die Halle des Zeus Eleutherios nannte. So finden wir uns in die Gegend nordöstlich vom Theseion geführt, an einen Ort, wo in einem unterirdischen Kanal, der die Stadt von Osten nach Westen durchzieht und sich vor dem Dipylon bei S. Triada mündet, noch beträchtliche Ueberreste einer alten Stoa zu sehen sind. Im J. 1832 bin ich mit Hrn. Prof. Forchhammer und mehreren Architekten in diesen Kanal hinuntergestiegen; und ich entlehne einem damals geschriebenen Berichte * über unsere Expedition die nachstehenden Notizen:

„Durch eine Cisterne am östlichen Ende des Bazars stiegen wir 3 — 4 Klafter tief in den Kanal hinunter, und wandten uns westlich. Wir fanden den Kanal etwa 4 — 5 Schuh breit, zum Theil durch Felsen getrieben. Die Decke desselben ist von sehr verschiedener Bauart. An einigen Stellen ist sie gewölbt, und hoch genug, um aufrecht darunter stehen zu können. Diese Gewölbe sind aber spätere Arbeit, wie man noch kürzlich eine schadhafte Stelle auf solche Weise ausgebessert hatte. Auf den übrigen, weit längeren Strecken besteht die Decke bloß aus gewaltigen Steinbalken und Steinplatten, welche quer über die theils natürlichen, theils aus rohen Quadern gebauten Felswände des Kanals gelegt sind. Hier beträgt seine Höhe nur vier Schuh. — — Wir verfolgten den Kanal bis etwa 50 Schritte über die Westseite des Gymnasiums des Hadrian hinaus. Hier war er eingestürzt gewesen, und eine Strecke lang nur durch eine enge Röhre hergestellt worden, die ganz mit Schlamm und Wasser gefüllt war. Wir stiegen daher durch die nächste Cisterne wieder herauf, ohne bis dahin von den verheißenen Herrlichkeiten das Geringste gefunden zu haben. * — — Doch blieb der Führer zuversichtlich bei seinem Versprechen, uns zu einem unterirdischen Tempel zu führen, und wir stiegen daher unweit des Theseustempels auf's Neue hinab, diesmal uns östlich wendend. Der Kanal war hier anfangs ganz in derjenigen Bauart erhalten, welche ich oben als die ursprüngliche bezeichnet habe. — — Bald kamen wir aber an eine reparirte Stelle, wo 6 — 7 Schuh lang nur eine zwei Schuh hohe, aus Ziegeln gebaute Röhre war, so schmal, daß ein Mensch sich mit Mühe durchwinden konnte, und bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Um weiter vorzudringen, gab es kein anderes Mittel, als sich auf die Hände zu legen und bis an den Hals im Wasser durchzukriechen, den Körper nachschleppend. — — Nicht weit hinter diesem schwierigen Passe gelangten wir endlich an das Ziel unserer Wanderung. Hier ragen auf der nördlichen Seite des Kanals in einer geraden Linie 30 — 32 Säulentrommeln, 2 — 3 Schuh hoch, aus dem Schlamme hervor. Sie sind nicht aus Marmor, sondern aus einer weichern, gelblichen Steinart (πῶρος), die mit Stuck überzogen gewesen zu seyn scheint; alle cannelirt, von Dorischer Ordnung, und

* Blätter für literar. Unterh. 1835, Nr. 27.

* Nach späteren Erfahrungen bin ich jedoch überzeugt, das die Materialien dieser unterirdischen Wasserleitung zum großen Theile aus alten Baustücken verschiedener Art, aus Inschriftplatten und Sculpturen bestehen.

Digitized by Google

drei Fuß Engl. im Durchmesser. Capitelle fanden wir nicht. Die Säulenstücke tragen auf dieser Seite die Decke des Kanals, aber nicht unmittelbar, sondern, da sie in Entfernungen stehen, vermittelst übergelegter Steinbalken, auf denen transversal die Felsplatten der Decke ruhen."

„Die Hauptfrage ist jezt: wie kamen diese Säulen an die Stelle, welche sie einnehmen? Hier sind zwei Möglichkeiten denkbar: entweder wurden sie bei dem Bau des Kanals von einem zerstörten Gebäude genommen und hier verwendet, oder sie stehen noch an ihrem alten Platze und bezeichnen die Stelle eines verschwundenen Tempels oder einer Stoa.* Nehmen wir einmal das Erstere an, so erscheint es sehr auffallend, daß man die Säulen nur an eine Seite des Kanals und in ziemlich gleichen Entfernungen von einander stellte; ja daß man sie überhaupt gebrauchte, da sie durch ihre schwere Masse unbequem zu transportiren und durch ihre Gestalt zu einem Werke dieser Art wenig schicklich waren, während man, wie der Rest des Werkes zeigt, Ueberfluß an trefflichen Quadern und Steinplatten hatte. Für die leztere Meinung, daß sie noch ihren Platz behaupten, sprechen dagegen mehrere Gründe. Ein sehr bedeutendes Moment scheint mir zu seyn, daß der Kanal, der sonst immer in gerader Linie fortgeht, am östlichen Ende der Säulenreihe, wo er zuerst auf sie stößt, plötzlich eine Biegung in einem rechten Winkel macht, um sich längs derselben hinzuziehen. Dies erklärt sich leicht, wenn man annimmt, daß derselbe, der allem Anschein nach einer ziemlich schlechten Epoche der Baukunst angehört, erst angelegt wurde, als schon viele Reste alter Gebäude in dem wachsenden Schutte begraben waren. Die Arbeiter, von Osten her, von wo das Wasser kommt, beginnend, stießen demnach beim Graben auf die untere Hälfte einer Colonnade, und um dieselbe zugleich zu umgehen und zu benutzen, lenkten sie die Wasserleitung an der Südseite derselben hin. Freilich stehen nicht alle Säulen in einer gleichen und ihren Größenverhältnissen angemessenen Entfernung; aber vielleicht fand man sie schon so, oder zerstörte die Ordnung erst, indem man einige Tambours, nach Maßgabe der darüber zu legenden Steinplatten, näher zusammen oder weiter aus einander rückte. Dagegen stehen sie noch in einer fast ganz geraden Linie. Die Gegend, unter welcher sie sich finden, ist eine der niedrigsten der Stadt." — —

So viel von meinen damaligen Wahrnehmungen. Nach der Auffindung des Denkmals des Eubulides bleibt mir kaum noch ein Zweifel, daß diese Säulen zu einer der von Pausanias beschriebenen Stoen, vielleicht der des Zeus Eleutherios oder der Poekile ** gehörten.

Ich beschränke hierauf die Folgerungen, welche unmittelbar aus der neuen Entdeckung hervorgehen. Die Modificationen, die sich daraus für die Topographie von Athen ergeben, sind sehr wesentlich. Die in Ihrem Werke versuchte Anordnung hatte den großen Uebelstand, daß fast alle öffentlichen Gebäude sich um den Areios Pagos zusammengedrängt, und auf eine schwer zu begreifende Weise über einander aufgehäuft fanden; während die geräumige Ebene westlich und nördlich vom Theseion ganz leer blieb, und kein bedeutendes Monument dort angenommen wurde. Durch die jetzige Festsetzung der Lage des Heiligthums des singenden Dionysos, und der Statuen des Eubulides, wird dieser Uebelstand gehoben; die Ebene des innern Kerameikos, so geeignet zur Errichtung öffentlicher Denkmäler, erhält davon ihren gebührenden Antheil; die dicht gedrängte Gruppe von Tempeln, von Stoen und Bildsäulen um den Areios Pagos entwirrt sich, und diese schönen Gebäude vertheilen sich auf eine mehr befriedigende Art über einen Raum von weit größerer Ausdehnung.

Unabhängig von dieser Entdeckung hat man noch an einer andern Stelle, zwischen dem Denkmal des Eubulides und dem Theseion, einen großen Architrav aus weißem Marmor gefunden, von römischer Arbeit, und mit folgender Inschrift, die sich offenbar auf einen der römischen Kaiser bezieht:

— — ΟΣΔΗΜΑΡΧΙΚΗ[ΣΕΞΟΥΣΙΑΣ — —

Die Schriftzüge sind die des Jahrhunderts des Trajan und Hadrian; doch wage ich keine Vermuthung darüber, welchem Gebäude der Architrav angehört haben möge.

Indem ich die vorstehenden Bemerkungen Ihrer Prüfung unterlege, bitte ich Sie, Herr Oberst, die Versicherung zu genehmigen ꝛc.

Athen, den 22. März 1837.

L. Roß.

Neuere Bauwerke in England.

(Fortsezung.)

Gebäude, die sich auf Kunst, Wissenschaft, Erziehung ꝛc. beziehen.

Unter den Bauwerken dieser Klasse nimmt hauptsächlich die nach Wilkins' Plänen und unter dessen Leitung unlängst errichtete Nationalgallerie unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Aufriß besteht aus einem hohen Stylobat, der eine Mauer mit Exedren trägt, auf deren korinthischen Pilastern ein Gebälke ruht, über dem sich eine Balustrade erhebt. Mehrere der Exedren sind mit Säulen versehen und bilden Prostyle. Zwei der leztern sind Tetraprostyle, mit ungleichen Intercolumnien, in-

* Die große Länge der Säulenreihe spricht offenbar mehr für eine Stoa.

** Paus. 1, 2. 4, vgl. mit 14, 5 und 15, 1.

Digitized by Google

sich in der Mitte des Dreiecks durch die ganze Fläche ausdehnt. Die Ausdehnung der Fläche ist nicht gleichförmig, sondern sie ist in der Mitte am größten und nimmt gegen die Ränder hin ab. Die Fläche ist nicht eben, sondern sie ist gekrümmt, und zwar ist sie in der Richtung der Höhe des Dreiecks convex, in der Richtung der Grundlinie concav. Die Krümmung ist nicht gleichförmig, sondern sie ist in der Mitte am größten und nimmt gegen die Ränder hin ab. Die Fläche ist nicht glatt, sondern sie ist mit feinen Runzeln bedeckt, welche der Grundlinie parallel laufen.

Bei der Lage, Richtung und Gestaltung, welche die Fläche des Dreiecks hat, ist es nicht möglich, dass sie von einem Lichtstrahle getroffen werde, welcher durch die Mitte der Pupille des Auges geht, wenn dieses Auge sich in der Mittelebene des Spiegelsystems befindet. Es müssen also die Lichtstrahlen, welche von dem Dreiecke in das Auge gelangen, von Punkten ausgehen, welche nicht in der Mittelebene des Spiegelsystems liegen. Diese Punkte müssen also, wenn sie leuchtend sind, oder wenn sie von einer Lichtquelle beleuchtet werden, dem Auge sichtbar sein, während es in der Mittelebene des Spiegelsystems sich befindet. Sie

einem zerbrochenen Mauerbande, das sich über den Thüren und unter dem Fenster hinzieht, derselben alles Monotone benehmen, wozu auch die bis unter den Bogen des Fensters herabsteigenden Hängepfeiler der Thürmchen wesentlich mitwirken.

Gebäude verschiedenartiger Bestimmung.

Die Halle oder vielmehr der Palast der Fischhändlerzunft (Fishmongers' Hall) in London verdient als eines der schönsten im J. 1835 vollendeten Gebäude der Hauptstadt ausführlich beschrieben zu werden. Es fällt zugleich durch seine vorzüglich günstige Lage, an der Südwestseite der Auffahrt zur neuen Londoner Brücke, welcher es mit einer Fronte von 160 F. Länge zugekehrt ist, sehr stattlich in die Augen. Wegen der bedeutenden Höhe des Brückendammes hatte der Architekt Henry Roberts erst einen Unterbau von mehr als 30 F. Höhe aufzuführen, der mit Haytor'schem Granit angeblendet ist und mit der Architektur der Brücke harmonirt. Nach dem Flusse zu verbirgt eine Arkade, über der sich eine geräumige Terrasse befindet, den Haupteingang zu den feuerfesten Waarenniederlagen, die sich unter dem ganzen Gebäude hin erstrecken und eine sehr ansehnliche Miethe abwerfen.

Auf dieser Platform von Granit erhebt sich ein Gebäude von jonisch-griechischem Styl, bei dessen Bau man sich zum Theil nach der eigenthümlichen Lage hat richten müssen, indem z. B. die Themsetreppe und gewaltigen Pfeiler am Widerlager der Brücke so weit über die östliche Fronte desselben greifen, daß es unmöglich war, in der Mitte derselben einen Eingang anzubringen, wo Wagen hätten vorfahren können. Uebrigens hat man diese Schwierigkeit gehoben, ohne die Symmetrie aufzuopfern, indem man auf der andern Seite eine blinde Thür angebracht hat. Die über der Terrasse stehende südliche Fronte zeigt einen sechssäuligen Portikus mit Giebelfeld. Die östliche Fronte ist mit Pilastern verziert und hat in der Mitte einige Säulen, über denen sich ein horizontaler Uebersatz mit dem Wappen der Gesellschaft und zwei Basreliefs mit Emblemen, als Flußpferden ꝛc., zu beiden Seiten desselben, befindet. Die Nordseite zeigt nur eine Fortsetzung derselben Entablatur und Pilaster. Der Haupteingang befindet sich an der Westseite, vom Adelaidenplatze aus durch einen geräumigen, mit den Geschäftszimmern der Gesellschaft communicirenden Saal. Die Beschreibung der prächtigen Treppe, der Speisesäle ꝛc. glauben wir uns ersparen zu können, da sie nur eine Wiederholung desjenigen seyn würde, was man überhaupt jezt in den Palästen der reichen Londoner Zünfte, z. B. der Goldschmiedehalle, und Clubs findet, wo mit mehr oder minder gutem Geschmack ein Ueberfluß von Säulen, Marmor, Vergoldung, Spiegeln ꝛc. angebracht ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachrichten vom September.

Nekrolog.

Madrid. Am 7. August wurde in Madrid der deutsche Maler Joh. Baese, der in Auftrag des Herzogs von Braunschweig nach Spanien gekommen war, um im Museum von Madrid einige Bilder zu copiren, begraben. Es scheint nach den hiesigen Blättern, daß er über das Mißlingen einer Copie des berühmten Spasimo di Sicilia in Verzweiflung verfiel; er schnitt sich die Gurgel ab, und wählte dazu eine Stelle am Kanal, so daß beim Sturze sein Körper hinein fiel. Mehrere Gelehrte und Künstler bestatteten den unglücklichen Fremdling feierlich zur Erde.

Statistik der Kunst.

Paris. Der hiesige Assisenhof hat vorgestern den Kupferstichhändler Dauty, wegen Verkaufs unzüchtiger Bilder, zu einjährigem Gefängniß und einer Geldstrafe von 500 Fr. verurtheilt.

Berlin. Mit dem Oktober dieses Jahres beginnt der Unterricht bei der hiesigen Baugewerkschule nach einem erweiterten Lehrplane.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[717] In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Briefe über Malerei

in Bezug auf die Königl. Gemäldesammlungen zu Berlin, Dresden und München,

von

Dr. Ernst Förster.

Velinpapier, in Umschlag brochirt, Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Die geistreichen Mittheilungen, welche diese Schrift enthält, werden den Freunden der ältern Kunst gewiß sehr willkommen seyn. Besonders aber allen Denjenigen, welche die Königl. Gemäldesammlungen zu Berlin, Dresden und München kennen, oder kennen lernen wollen.

Inhalt.

I. Museum in Berlin. Aeußeres. Allgemeines. II. Aeltere Florentiner und Sienesen. III. Werth der Sammlung. IV. Florentinische Meister des 15. Jahrhunderts. V. Pinturicchio. Ingegno. Raffael. VI. Schintels Entwürfe und Malereien fürs Museum. VII. Venetianer. VIII. Mailänder. Ferraresen. Francia. Andrea del Sarto. IX. Dresdener Gallerie. Aufstellung ꝛc. X. Tizians Venus. Raffaels Madonna. Der Zinsgroschen? Errata. XI. und XII. Correggio. XIII. Paul Veronese. XIV. Ueber die Pinakothek in München. XV. Cornelius Zeichnungen zu dem Bilderschmuck des Corridors der Pinakothek.

Stuttgart und Tübingen, November 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 97.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 5. December 1837.

Neue Kupferstiche.

1) The maid of Saragossa, painted by D. Wilkie, engraved by Samuel Cousins (mezzotinto).

Der berühmte englische Genremaler Wilkie, welcher jezt mehr für das Bildniß- und historische Fach arbeitet, hat in der ebengenannten Composition einen Gegenstand aus dem spanischen Revolutionskriege dargestellt. Es ist die heroische Handlung eines Mädchens bei der Belagerung von Saragossa im J. 1808 — 1809, eine Scene, die von Byron, Napier, Scott u. A. genau geschildert wurde, und zu welcher der geniale Künstler während seines längeren Aufenthaltes in Spanien sich den bildlichen Stoff in dem schönsten Studium der Figuren und der Localität sammelte. Die junge Heldin Agostina aus Saragessa, eine zweite Jeanne d'Arc, welche mit energischem Muth und zugleich mit rührendem Schmerz über den Tod ihres Geliebten auf den Trümmern von Saragossa am Kloster S. Engracia gegen die Feinde kämpft, ist im Bilde die Hauptfigur neben dem von muthigen Kriegern umgebenen Geschütz. Hoch schwingt sie die brennende Lunte, um die Kanone, bei welcher der getödtete Artillerist, ihr Geliebter, liegt, abzufeuern. Der kühne Palafox und der Prior des Klosters, dieser mit dem Crucifix in der Hand, sind auf der andern Seite des Geschützes, und ermuthigen die Kämpfer zum Streit. Basilio Boggiero, ein kriegerischer, fanatischer Priester und Erzieher des Palafox, als tüchtiger Ingenieur aus jenem Kriege bekannt, schreibt die Depesche über den errungenen Sieg, welche durch eine von einem Mulatten gehaltene Brieftaube an die Junta befördert werden soll. Kriegerische Bewohner der Stadt und zertrümmertes Mauerwerk füllen die übrigen Räume des Bildes.

Merkwürdig sind in diesem Bilde Ausdruck, Haltung und der schöne Effect; die etwas gedehnte Form der Composition wird gut durch die Hauptfigur unterbrochen. Samuel Cousins' technische Arbeit der Mezzotinto-Manier ist als höchst gelungen zu betrachten, so daß dieses Blatt ein Hauptwerk dieser Stichgattung genannt werden darf. Eine zart gedruckte kleine Beschreibung und ein Erklärungsblatt der vorzüglichsten Personen geben dem Kupferstich ein noch höheres Interesse.

Das Originalbild gehört der K. Gemäldesammlung in London.

2) Wellington at Waterloo, 18. Juny 1815, painted by Cooper, engraved by Bromley (mezzotinto).

Der Feldmarschall reitet in Galopp an der Seite seines Generalstabes, einfach, mit übergeworfenem Mantel; mit der Rechten zeigt er nach dem Schlachtfeld, wo eine Cavalleriecolonne den Feind angreift. Einige verwundete Officiers sind links im Vorgrund.

Das Ganze von etwas einförmiger, nicht ausgezeichneter Composition; auch ist die Zeichnung nicht correct, und der Gegenstand bloß der Bildnisse wegen merkwürdig zu nennen; übrigens ist das Technische der Mezzotinto-Arbeit sehr gelungen und das Ganze von kräftiger Wirkung.

3) VI Part der englischen National-Gallery, enthaltend:

a) Kreuzabnahme nach Rembrandt von Burnet.

Eins der merkwürdigsten Bilder des großen Meisters, verschieden von dem in seinen Radirungen wiederholten Gegenstand. Herrliche magische Beleuchtung und Wirkung zeichnet das Blatt aus. Düsteres Dunkel herrscht über Jerusalem und das Hauptlicht ist nur auf dem Leichnam Jesu. — Burnet hat den Effect bewundernswürdig im Geiste des Rembrandt wiedergegeben; weniger schulgerecht dürfte indeß die Behandlung der Fleischpartien im Leichnam Jesu zu nennen seyn.

Digitized by Google

b) Silen; nach Annib. Carracci, geſt. von Bromley.

Ein wohlgenährter, faſt koloſſaler Silen wird von zwei jungen Faunen auf einem Bockfell unter einigen an Bäumen aufſproſſenden Weinreben getragen, an deren Seite jüngere Faunenknaben ſich in die Höhe ſchwingen. Das lebendig erfaßte Bild erſcheint mit dem dunkeln Grund im Charakter eines Herculaniſchen Gemäldes.

c) Südliche Landſchaft nach Claude Lorrain geſt. von J. Webb und Pye.

Das ſchön componirte Bild hat rechts die Figurengruppen von Cephalus und Procris, welche in der früher von Browne geſtochenen Landſchaft vorkommen; jedoch iſt hier die Landſchaft in den Baum- und Thiergruppen links am Waſſer verſchieden. Das Bild war ſonſt in der bekannten Angerſtein'ſchen Sammlung. Der Ton des Kupferſtichs iſt trefflich und einzig zu nennen und beurkundet die anerkannte Fertigkeit der engliſchen Meiſter.

d) Weihe des heil. Nicolas als Biſchof von Mira; nach P. Veroneſe geſt. von R. Goolding. (Das Bild war ſonſt in Venedig.)

Kräftige Compoſition in halben Figuren. — Alle Blätter dieſes ſechsten Heftes ſind mit großer Präciſion geſtochen. Klarheit und kräftige Wirkung zeichnen ſich aus, doch ſind in der wahren Zeichnung nach italieniſchen Meiſtern die Spuren von Manier nicht zu verkennen.

(Der Beſchluß folgt.)

Neuere Bauwerke in England.

(Fortſetzung.)

Das St. James-Theater in London kann als Beiſpiel dienen, mit welcher Geſchwindigkeit man in England Backſteine übereinander zu legen verſteht, indem es binnen dreizehn Wochen ſo weit hergeſtellt wurde, daß die erſte Vorſtellung gegeben werden konnte. Das Aeußere ward jedoch erſt im Laufe des folgenden Jahres (1836) vollendet. Die Fronte ſtimmt recht gut zu dem Zwecke des Gebäudes. Die Mitte derſelben bietet zwei Säulenreihen, eine über der andern, dar. Die untere, der joniſchen Ordnung angehörend, bildet vor zwei Pilaſtern einen vierſäuligen Portikus, und die obere, korinthiſche, iſt eine Wiederholung dieſes Portikus und trägt einen geraden Ueberſatz mit Niſchen, die den drei Intercolumnien entſprechen. Der untere Portikus, welcher zum Theil außerhalb, zum Theil innerhalb der Linie der Fronte liegt, und im Innern mit Säulen verſehen iſt, macht nicht nur einen angenehmen Effect, ſondern gewährt auch, wegen ſeiner Genauigkeit, vielen Perſonen Schutz. Noch beſſer würde er ſich ausnehmen, wenn die Voluten der Capitelle, mit Ausnahme derer an den Ecken, nicht diagonal gerichtet wären. Zu jeder Seite dieſes Portikus befinden ſich drei Fenſter, wie man ſie an Kaufläden ſieht, und eben ſo viel Halbfenſter darüber. Dem obern Portikus entſprechend, befindet ſich zu jeder Seite nur ein Fenſter nebſt Halbfenſter. Das Innere, welches, außer der Gallerie und dem Paradies, mit zwei Logenreihen verſehen iſt, iſt ſowohl in akuſtiſcher als optiſcher Beziehung gut eingerichtet, und ziemlich im Geſchmacke des Zeitalters Ludwigs XIV. decorirt, deſſen Frivolität und Oſtentation eben nicht übel zum heutigen Theater paßt, alſo dem Hrn. Craze gerade nicht zum Vorwurf gereicht. Das Gebäude ſelbſt iſt unter der Leitung S. Beazle's, des Architekten des engliſchen Opernhauſes, aufgeführt, von dem auch das neue Theater in Leiceſter erbaut worden iſt.

Obwohl das neue Gebäude des Clubs der Conſervativen in Pall Mall (London) in manchen Theilen reicher decorirt iſt, als Sir R. Smirke's Gebäude es gewöhnlich ſind, ſo iſt deſſen Manier doch an demſelben nicht zu verkennen. Der Eingang befindet ſich an der einen Ecke der Fronte zwiſchen verbundenen, vortretenden Pilaſtern, die denen entſprechen, zwiſchen welchen man das Fenſter an der andern Ecke erblickt, wodurch indeß keine vollkommene Symmetrie erreicht wird.

Dem britiſchen Inſtitute faſt gegenüber führt Sydney Smirke das Junior-University Clubhaus auf, welches höher und geräumiger als das eben erwähnte iſt, von dem aber Ende 1836 bloß das Backſteingemäuer daſtand.

An der Reſtauration der Crosby-Halle iſt ſeit Einſetzung der Reſtaurations-Commiſſion im Jahr 1832 ununterbrochen, wiewohl im Allgemeinen ziemlich langſam, gearbeitet worden. Der große Saal mit ſeiner prächtigen, der des Eltham-Palaſtes kaum an Eleganz nachſtehenden Vorhalle, iſt unter der Direction des in der Alterthumskunde eben ſo bewanderten, wie als Künſtler vorzüglichen Thomas Willement, von dem auch das prächtige Fenſter in der Altarniſche der Kirche St. Dunſtans in the West herrührt, vollkommen wiederhergeſtellt, ſo wie deren Fenſter mit Wappenſchildern und andern heraldiſchen Abzeichen neu verziert worden. Am 27. Juni 1836 ward auch Behufs der Reſtauration des Aeußeren dieſes intereſſanten Gebäudes, im Beiſeyn des Architekten C. L. Blackburn, der erſte Stein vom Lord Mayor gelegt. Die beiden Fenſter nördlich von der Vorhalle ſind mit der gewiſſenhafteſten Treue in ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit hergeſtellt worden, und nach Biſhop-Street zu arbeitet man an einem angemeſſenen Eingang.

Digitized by Google

Auch in der Rathsstube schreiten die Reparaturen merklich vor.

Die Neu- und Umbauten in den Straßen der Hauptstadt zeigen zum Theil ein Streben nach dem Bessern. Die Häuserreihe von der Londoner Brücke bis zum Rathhaus ist nun ziemlich vollendet, und an der der westlichen Fronte der englischen Bank gegenüberliegenden, in Prince's Street, wird eifrig gearbeitet. Leztere Reihe wird eine ziemlich einförmige Fronte bilden, die sich von der dem Rathhaus gegenüberliegenden Ecke bis zur Krämerhalle (Grocer's Hall) erstreckt und die Metropolitan-Life Assurance (das Gebäude der Lebensversicherungsbank der Hauptstadt), so wie das Gebäude der Londoner Jointstock-Bank in sich einschließen. Ueber dem Erdgeschoß, welches eine Reihe steinerner Pilaster Toskanischer Ordnung darbietet, und zu Kaufläden bestimmt zu seyn scheint, befinden sich drei Stockwerke, deren Fenster verziert werden. In dem Bel-Etage wird immer das dritte Fenster mit einem Giebelfeld und Balkon versehen. Die ganze Fronte wird mit Stuckatur verziert und verspricht im Ganzen eine recht gute Wirkung, nach Art der italienischen Paläste, zu thun, obwohl zu befürchten steht, daß sie, wegen ihrer bedeutenden Höhe, dem Effect der englischen Bank schaden wird.

In der neuen Straße, die vom nördlichen Ende von Prince's Street nach dem Finsbury-Circus führt, baut man an einer Reihe Häuser, von denen immer nur etliche unter dasselbe Dach kommen werden, was, wenn sie sonst geschmackvoll erbaut werden, eben kein Fehler ist, denn in manchen Fällen hat man das Zusammenbauen viel zu weit getrieben und lang ausgezogene Fronten hergestellt, die den erzielten prahlerischen Haupteffect in ihren Details keineswegs rechtfertigen, und sich zum Theil wie zu Kaufläden verkümmerte Paläste ausnehmen. Im Allgemeinen bemerkt man jedoch seit mehreren Jahren in den Londoner Straßen bedeutende architektonische Fortschritte; und wenn gleich der Erfolg den Bestrebungen und günstigen Gelegenheiten zu architektonischer Verschönerung nicht immer entsprochen hat, so ist doch ein Anfang gemacht, die ermüdende Einförmigkeit des Strassenbaustyls zu unterbrechen. In einigen Fällen hat man bei einer Klasse von Gebäuden, den sogenannten Schnapspaläsen, das Streben nach Pracht und Verzierung bis zu einer lächerlichen, ja, wir möchten sagen, widerlichen Höhe getrieben. Von dem reinen architektonischen Gesichtspunkte aus müssen uns jedoch diese Gebäude so gut interessiren, als Theater und Ballsäle; denn wer möchte entscheiden, ob der Besuch der Schnapsläden oder der Ballete der Moralität des Publikums nachtheiliger ist? Doch läßt sich leider in dieser Beziehung an ihnen rügen, daß man ihnen gleich ansieht, wie sie, durch Ueberladung mit ungeschickt angebrachter Decorirung, um die Gunst des Publikums buhlen. Ist auch hie und da im Einzelnen etwas Gutes zu bemerken, so ist es doch stets durch Das, was man daneben erblickt, in's Gemeine herabgezogen; oder hat man auch dann und wann ein an sich schönes Muster copirt, so ist doch die Nachahmung so plump ausgeführt und so unpassend angebracht, daß man sich mit Widerwillen davon abwendet. Merkwürdigerweise spricht sich in allen diesen Bauten eine Art von Familienähnlichkeit aus. Man möchte sie fast als eine besondere Schule betrachten, oder auf die Ansicht kommen, ein und derselbe Architekt fabricire die Pläne und Aufrisse für das ganze saubere Gewerbe. Denn überall sieht man nur dieselben bis zum Ekel wiederholten Theile in verschiedener Anordnung.

Einiger ehrenvollen Ausnahmen müssen wir jedoch gedenken, um nicht ungerecht zu erscheinen, und um zugleich beispielsweise zu zeigen, daß selbst einige Gebäude dieser niedrigen Bestimmung der Stadt zur Zierde gereichen. Wir machen in dieser Beziehung auf Fairs' Laden in Mortimer Street, einen von Inwood gebauten Laden in Old Bond Street, und einen von Maddox herrührenden, auf dem Tavistock-Platze aufmerksam. Bei allen diesen ist die Fronte als ein architektonisches Ganzes behandelt, und wenn gleich sie, wegen ihrer geringen Größe, nicht so sehr in die Augen fallen, wie manches gepriesene öffentliche Gebäude, so wird man doch bei genauerer Würdigung finden, daß sie in Betreff des guten Geschmackes eben so viel Lob verdienen. Der Laden auf dem Tavistock-Platze zeichnet sich ganz besonders durch Schönheit des allgemeinen Planes und Originalität, so wie geschmackvolle Anordnung der Verzierungen aus. Diesen schon vor einigen Jahren aufgeführten Gebäuden schließen sich das von E. B. Lamb aufgeführte Bull-Inn (Gasthof zum Ochsen) in Great Dover Street, Southwark, und die Kemble-Taverne an der nordwestlichen Ecke von Bow-Street, deren Architekt Collis ist, würdig an.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten vom Oktober.

Akademien und Vereine.

Berlin, 25. Oktober. Die Mitglieder des Kunstvereins haben dieses Jahr einen sehr gelungenen Stahlstich von Hasse, von hier, nach dem zu der lezten Verloosung gehörigen Bilde Agricola's, das Castell von Portici, erhalten. Das Bild, welches dem Hrn. Justizcommissair von Tempelhoff zugefallen ist, gebört zu den gelungensten des ebenfalls vaterländischen Meisters, der sich lange in Neapel aufgehalten.

Am 15. Oktober beging der wissenschaftliche Kunstverein sein Stiftungsfest. Das von Eichens nach dem Leben gezeichnete Bild des Kronprinzen war als willkommenster

Digitized by Google

Schmuck für den Tag ausgestellt. Außerdem lag, durch die Vermittelung des Hrn. Kunsthändlers Sachse, eine werthvolle Sammlung niederländischer Aquarellzeichnungen auf, unter denen sich die See- und Hafenstücke von Schotel, Verweer und Schelfhout im Haag, Dreysholz in Dortrecht, Christ in Rotterdam, und Francia in Brüssel, so wie die Genrebilder von Somers in Antwerpen, Verrept in Brüssel, und Van Hove im Haag besonders auszeichneten. — Dr. Pinder hielt einen Vortrag über die Stempelschneidekunst und Prägkunst der Griechen und Römer, mit Vorzeigung von Abdrücken der berühmtesten Münzen des kön. Cabinets. Hofmedailleur Brandt zeigte die zur 50jährigen Jubelfeier des Commerzienraths Busse zu Luckenwalde geprägte Medaille vor, und die Versammlung schloß mit einem Festmahle.

Wien, 1. Oktober. Unser Kunstverein zählt in diesem Jahre bereits 2409 Actien à 5 fl. C. M. und die von ihm ausgehende Anregung der verschiedenen Kunstzweige ist nicht zu verkennen. Vorzüglich bildet sich die Landschafts-, Thier- und Blumenmalerei unter seinem Einflusse aus. Die Geschichtsmalerei bedarf, um erfolgreich zu wirken, einer kräftigern Anregung. Aber auch in dieser Beziehung dürfte mit der Zeit mehr geschehen, da der Verein immer mehr Consistenz gewinnt, wozu insbesondere die Acquisition des Locals beitragen muß, welches der Kaiser dem Vereine im sogenannten Volksgarten, nächst der Burg eingeräumt hat. Der Verein nahm in diesem fünften Jahre seines Bestehens 13,451 fl. C. M. ein, und verausgabte 11,406 fl. Es wurden 42 Kunstwerke für 7754 fl. angekauft.

Paris. In der lezten Sitzung der Akademie der schönen Künste (Abtheilung des Instituts), worin die Preise vertheilt wurden, las ein Akademiker Hrn. Quatremère's Lobrede auf Carle Vernet, Vater von Horace Vernet. Ueber die Arbeiten der römischen Pensionäre hat die Akademie diesmal ein sehr strenges Urtheil gefällt. Hr. Garnier äußerte sich im Namen der Akademie nur über eine Gypsfigur von Simart, den St. Sebastian von Jouy, und den Kain von Jouffroy lobend, und schloß die Preisvertheilung mit einer Erinnerung an den verstorbenen Sigalon, so wie einer Mittheilung von Hrn. Ingres, welche die beruhigende Versicherung enthielt, daß die Villa Medici, das Local der französischen Akademie zu Rom, von der Cholera verschont geblieben sey.

Museen und Sammlungen.

Berlin. Das hiesige Museum, reich an kleinern Gegenständen des ägyptischen Alterthums, entbehrte bisher aller kolossalen Werke dieser Art. Dem preußischen Gesandten zu Rom, Geh. Legationsrath Bunsen, gelang es zu Anfang dieses Jahres, von Drovetti's Erben eine Sammlung bedeutender ägyptischer Kunstwerke, die sich zu Livorno befand, für 40,000 Fr. zu erstehen, und diese ward um die Mitte August zu Schiffe nach Hamburg abgesendet. Das schätzbarste Stück der Sammlung ist unstreitig der sitzende Koloß des Königs Rhamses III., des Sesostris der Griechen. Er ist bis auf Nase und Bart fast ganz erhalten, und hat die Höhe von 10—11 Fuß. Ein Thron und mehrere kolossale Sarkophage verdienen ebenfalls besonders genannt zu werden.

Kopenhagen. Das königl. Museum für nordische Alterthümer hat in der neuesten Zeit wieder mehrere interessante Beiträge erhalten, unter andern eine bronzene Mannsfigur, die unzweifelhaft noch der heidnischen Zeit angehört. Der untere Theil derselben verräth, mit Rücksicht auf Proportion und Bewegung, einen gediegenen Künstler, und erinnert an die antike griechische oder spätere römische Kunst; der obere Theil dagegen ist in einem spätern Style; der Hals ist dick, der Kopf rund, das Haar zurückgekämmt und in vier Locken auf den Rücken niederhängend. Außer dieser, von dem Hofbesitzer Jens Andersen bei Klöge eingesandten Figur, sind noch mehrere in der Nähe von Assens aufgefundene und durch S. K. H. den Prinzen Christian Friedrich eingesandte Steinsachen hervorzuheben; zwei Hämmer und ein kleines Flintmesser mit vierseitigem, in der Mitte mit Flammen verziertem Handgriffe. Von dem Capellan Pantoppidan in Carlslunde sind mehrere goldene Zierrathen, unter denen Fragmente eines diademförmigen Haarschmucks, eingesandt worden, und durch den Grafen Danneskiold-Samsoe erhielt das Museum einen großen bronzenen Halsring, dessen Vorderseite mit zum Theil fast unkenntlichen Streifen versehen ist, so wie sieben kleinere Halsringe, aus einer an Politur dem Golde gleichenden Metallcomposition. Die letztgenannten Sachen sind auf einem Torfmoore bei Pillemark gefunden worden.

London, 29. September. Im britischen Museum wird ein neuer Saal mit sehr schön erhaltenen und interessanten ägyptischen Alterthümern dem Publikum eröffnet.

Brüssel. Das, seiner Dimension und seinem Gehalte nach, bedeutendste Werk des diesjährigen Pariser Salons, Lepoitevin's Schiffbruchsscene, ist auf der Antwerpner Ausstellung von dem Könige der Belgier gekauft und dem Brüsseler Stadtmuseum geschenkt worden. Desselben Künstlers Marinebild: Lootsen, nach einem Sturme Schiffstrümmer bergend, hat der Leipziger Kunstverein für das neu zu errichtende Stadtmuseum gekauft.

Paris. Zu Marseille ist die zweite Sendung der Gemälde, die der Baron Taylor in Auftrag der französischen Regierung in Spanien gekauft hat, gelandet und bereits hierher gesandt worden. — Die große Tapetengallerie, welche Se. Maj. im Louvre herstellen ließ, ist 700 Fuß lang und enthält 75 Tapeten, die älteste mit den Wundern des heil. Quintus aus dem 14. oder 15. Jahrhundert, die neueste, nach Gros' berühmtem Gemälde: die Pestkranken in Jaffa. Vor der Restauration besaß man 50,000 Ellen dieser kostbaren Tapeten. Wenigstens drei Viertheile sind seitdem vernichtet, verschleudert oder gestohlen worden. — Die Sammlung von Statuen im Louvre ist durch zwei neue Säle vergrößert worden. — Hr. v. Talleyrand hat seine Gemäldesammlung für einen im Vergleich mit der großen Zahl der darin befindlichen Originalbilder, sehr mäßigen Preis an die Civilliste verkauft. Eine Abtheilung, wofür 80,000 Fr. bezahlt worden, soll bereits abgeliefert seyn.

Venedig, 24. September. Es heißt, daß die einzige Erbin der berühmten Manfrin'schen Gallerie, einer an herrlichen, ja einzigen Kunstwerken der venetianischen Schule so reichen Sammlung, sich dazu verstanden habe, dieselbe zu veräußern.

Kunstausstellungen.

Düsseldorf. Das dießjährige Verzeichniß der Kunstwerke in der Ausstellung des Kunstvereins für die Rheinlande und Westphalen enthält 243 Nummern. Unter den 228 Oelgemälden befinden sich 85 Landschaften und Architekturstücke, 5 Blumenstücke, 7 Fruchtstücke, 6 Viehstücke, 15 historische und 15 biblische Gemälde, 99 Genrebilder und Porträts, welche von 151 Künstlern gefertigt wurden, von denen 22 Ausländer oder nicht von der hiesigen Schule sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 98.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 7. December 1837.

Neuere Bauwerke in England.

(Beschluß.)

Wenn uns das bisher Erwähnte einigermaßen in den Stand sezt zu beurtheilen, in wie fern der Staat, Corporationen und das Publikum im Allgemeinen sich für Architektur interessiren, so spielt doch in England, mehr wie in irgend einem andern Lande, die von reichen und hochstehenden Privatpersonen den Künsten gewidmete Ermunterung eine zu wichtige Rolle, als daß wir nicht einiger Fälle gedenken sollten, in denen dieses eben iezt geschieht. Lord Stuart de Rothesay hat zu Highcliffe ein prächtiges Schloß im Tudor-gothischen Style aufführen lassen; desgleichen verdient das des Grafen Grey zu Wrest Park erwähnt zu werden, das vier Fronten im griechischen Geschmacke darbietet. Hrn. Thurlow's Schloß zu Baynard Park bei Croydon ist unter B. Ferrey's Leitung im reinen Tudorstyle ausgebaut und wiederhergestellt worden. Länger wollen wir jedoch bei den Bauten verweilen, die der Herzog von Sutherland auf seinem Landsitze Trentham in Staffordshire gegenwärtig durch den Baumeister Barry ausführen läßt, da diese alle übrigen von Privatleuten ausgehenden Unternehmungen der Art übertreffen. Ursprünglich ist das Schloß in dem plumpen, einförmigen, halb holländischen Style erbaut, der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in England sehr Mode war. Es war aus Backsteinen, mit steinernen korinthischen Pilastern und steinernen Einfassungen aufgeführt. Zwischen den Pilastern befanden sich drei Reihen (immer zwischen zwei Pilastern je drei) Fenster, so daß die ganze südliche Fronte in fünf Abtheilungen von gleicher Breite zerfiel. Längs dieser Façade zog sich eine lange Flucht von Zimmern hin, an die man später an der südwestlichen Ecke ein Besuchszimmer und an der südöstlichen einen eben so großen Speisesaal angebaut hatte. Außerdem hatte man vor dem Mittelsaale ein Gewächshaus angebracht, welches einestheils denselben verdunkelte, und anderntheils einen höchst geschmackvollen Vorsprung bildete, der die vormalige, wenn gleich monotone, Harmonie des Gebäudes auf eine unangenehme Weise störte. Ferner war ein wesentlicher Fehler des Gebäudes, daß die Eingangshalle an der westlichen Fronte, nach dem Geschmacke der damaligen Zeit, die Höhe zweier Stockwerke einnahm, daher die Hauptzimmer sehr niedrig erschienen. Dieses Gebäude nun sollte der Baumeister restauriren, ohne den ursprünglichen Theil desselben wesentlich zu verändern. Er mußte sich also dazu bequemen, diesen ziemlich wie früher zu lassen, indem er nur das von dem vorigen Herzog mit Stuck bekleidete Aeußere neu abputzte, das ganze Gebäude mit einer Balustrade krönte, auf der er eine Reihe Vasen anbrachte, die über einigen Fenstern befindlichen Giebelfelder beseitigte und das Gebälk noch etwas reicher verzierte. So erhielt er eine, wenn auch nicht elegante, doch imposante Hauptmasse, durch deren Einfachheit und Ruhe die Pracht der darangesezten decorirten Theile noch mehr gehoben wird. Diese bestehen an der Südfronte in zwei vortretenden einstöckigen Pavillons, von denen der östliche, wie früher, den Hauptspeisesaal bildet, der westliche aber als Gewächshaus dient. Zwischen beiden zieht sich vor der ganzen Südfronte eine 145 F. lange und 40 F. breite Terrasse hin, ganz mit weißen Marmorplatten gepflastert, zwischen denen an den Ecken kleine schwarze Quadrate eingesezt sind. An den östlichen Pavillon ist ein neuer Flügel angebaut, der oben Wohnzimmer enthält. Derselbe ist gebrochen, so daß seine erst gegen Süden sehende Fronte auf eine beträchtliche Strecke gegen Osten, und dann wieder gegen Süden gerichtet ist, woselbst er ein großes, hohes Orangeriehaus bildet, das mit einigen Wohnzimmern communicirt. An diesem Flügel ist das Schönste angebracht, was der italienische Baustyl bietet, und kein anderer würde sich für diesen Anbau geeignet haben; denn hätte man z. B. an die oben beschriebene Hauptmasse ein rein griechisches Gebäude angesezt, so würde sich dasselbe höchst pedantisch ausgenommen

Digitized by Google

haben. Der Baumeiſter hat alſo den Styl des Palladio befolgt und ſeinem Aufriß eine niedrige ruſtike Unterlage von der Höhe der Terraſſe, eine mit der der Pavillons correſpondirende joniſche Säulenreihe und eine korinthiſche darüber gegeben, wodurch dieſer Flügel im Vergleich mit den Pavillons hoch und ſtattlich erſcheint und doch mit ihnen harmonirt. Die Säulen beider Ordnungen ſind angelehnt, und das darüber befindliche Gebälk iſt gebrochen, was vielleicht keine allgemeine Empfehlung verdient, aber in dieſem Falle eine gewiſſe maleriſche Fülle hervorbringt; und man darf nicht überſehen, daß es hier nicht ſowohl auf Correctheit der Details, als auf Erreichung eines guten Haupteffects ankam.

Um das Hauptgebäude mit dieſem Flügel mehr in Uebereinſtimmung zu bringen und die Einförmigkeit des erſtern zu mildern, hat der Architekt an der Ecke, wo der alte und neue Bau zuſammenſtoßen, einen etwa 100 F. hohen Thurm auf das alte Gebäude geſezt, deſſen oberer Theil ein hübſches Belvedere bildet und von jeder Seite mit drei offenen Bogen verſehen iſt, zwiſchen denen ſich joniſche Säulen befinden, und von dem aus ſich eine herrliche Ausſicht auf die mannichfaltigen und reichen Garten- und Parkanlagen eröffnet, deren Hauptzierde der vom Trentfluß durchſtrömte See iſt, in welchem eine Inſel nach Art der Isola Bella terraſſirt und mit Gebäuden im italieniſchen Geſchmack beſezt werden wird.

Die Art und Weiſe, wie der Architekt die weſtliche Fronte behandelt hat, iſt ebenfalls höchſt eigenthümlich. Um die frühere Eintrittshalle in einen hohen Saal oder Empfangszimmer zu verwandeln, mußte eine neue Vorhalle errichtet werden, und die Schwierigkeit lag darin, dies zu erreichen, ohne den Eingang aus der Mitte dieſer Fronte zu rücken. Allerdings hätte dies dadurch ganz einfach geſchehen können, daß man dieſe ganze Fronte des Gebäudes ſo weit gegen Norden verlängert hätte, wie ſie ſich ſüdlich von der neuen Vorhalle erſtreckte. Allein glücklicherweiſe war eine ſolche Ausdehnung nicht erforderlich, da ſich Barry auf eine eben ſo geſchickte als originelle Weiſe half. Er hat nämlich vor dieſer Façade einen ſehr geräumigen Porticus angebracht, in welchen Wagen fahren können, und denſelben mittelſt zweier Curven, die einen Quadranten bilden, und eine Reihe von Bogen zwiſchen joniſchen Säulen darbieten, mit dem Hauſe verbunden. Dieſe Bogen ſind mit Glasfenſtern verſehen, welche die ſo erhaltenen Corridors begrenzen, von denen der nördliche, oder der links vom Eingang, zu der Vorhalle führt, und der ſüdliche einen Eingang für die Hausbewohner bildet. Beide werden mit Moſaikpflaſter verſehen werden. Der ſo zwiſchen dem Porticus und den Corridors, ſo wie dem Hauſe liegende breite Raum bildet einen prächtigen Hof von korinthiſcher Architektur, in deſſen Mitte eine Fontaine ſpringt, und der ſowohl von den beiden Corridors, als dem Saal aus geſehen, von welchem man überdem durch die rechts und links befindliche Reihe von Bogen in's Land hinausſchaut, eine herrliche Wirkung thut. Vom Hofe ſelbſt und dem nördlichen Corridor aus hat man überdem durch die Vorhalle eine ſchöne Durchſicht auf das am weſtlichen Ende der Südfronte des Hauptgebäudes angebaute Gewächshaus, welches eine immerwährende Blumenausſtellung genannt werden kann, und in deſſen Mitte ein Springbrunnen ſpielt, der nach einem Muſter, das der Architekt in Konſtantinopel geſehen, eingerichtet iſt. Das Waſſer erhebt ſich erſt bis faſt an die Decke, und bildet beim Niederfallen eine Art Glocke, was ſich vorzüglich bei künſtlicher Beleuchtung herrlich ausnimmt. — Wenn Trentham-hall vollendet iſt, wird es unſtreitig eins der ſchönſten Luſtſchlöſſer in England ſeyn.

Neue Kupferſtiche.

(Beſchluß.)

4) Les enfans d'Edouard, peint par Delaroche, gravé par H. Prud'homme. qu. Fol.

Delaroche's Compoſition wirkt in ihrem Charakter anders auf den Beſchauer, als die von Hildebrandt; ſie zeigt die Kinder in dem Moment der aufgeregten Bangigkeit über das Nahen der vor der Thüre ſtehenden Mörder, von welchen nur die Schatten- und Lichtſpur an den Thürſpalten und an der Schwelle ſichtbar iſt. Der kleine Hund, der treue Freund der Kinder, geht lärmend darauf zu; ein Zug, den der Künſtler der Natur trefflich abgelauſcht hat. Traurigkeit und ein gewiſſes Bangen, ſo wie der matte, kranke Zuſtand des einen Prinzen, der ſich mit dem Haupt auf die Schultern des andern legt, ſind mit wahrem, künſtleriſchem Gefühl ausgedrückt und überhaupt der Gegenſtand wahrhaft dramatiſch-poetiſch durchgeführt. Der Beſchauer wird hier, da das Bild zugleich in einen höchſt wirkſamen Effect geſezt iſt, von ganz anderer Empfindung ergriffen, als durch Hildebrandt's Werk, in welchem die zarte Anmuth, die ſeelenvolle Ruhe der unſchuldigen ſchlafenden Kinder das Herz innig erfaßt und ſogar ſeine Wirkung in den auf die Knaben eindringenden Mördern äußert.

Wer übrigens des deutſchen Künſtlers Gemälde ſah, wird ſich des zarten und wahren Colorits und der milden Beleuchtung erinnern, welche ſo wohlthätig auf des Beſchauers Gemüth wirkt. Anders und mehr in großem Effect nahm es Delaroche; durch ſtarke Schattenmaſſen durch die kräftigen Localtöne der Kleidung und Neben-

Digitized by Google

dinge, durch die einzeln angedeuteten picanten Lichter, brachte er ein herrliches Effectstück hervor, welches sehr für die Wirkung des Grabstichels geeignet ist. Prud'homme hat dies sehr wohl verstanden, und sein kräftiges harmonisches Blatt wird jedes Portefeuille zieren.

5) Ste. Amélie Reine de Hongrie, gem. von Delaroche, gest. von Mercury. kl. Fol. Paris, bei Rittner und Goupil.

Dieses vorzügliche Blatt, wovon im Kunstblatt 1834 Nr. 77 S. 307, bei Gelegenheit eines damals in Leipzig vorgezeigten Probeabdrucks Erwähnung geschah, ist nun in der dem Kupferstecher ganz eigenthümlichen Manier vollendet. Der Gegenstand an sich ist äußerst anmuthig; die noch jugendlich schöne Frau kniet andächtig mit ihren zwei Töchtern vor dem Altar und bietet der Madonna einen Blumenkranz; andere Blumen stehen in einem zierlichen Korbe vor ihr. Hinter ihr, am Eingang der offenen Capelle, kniet die Dienerin. In der Ausführung dieses Blattes zeigt sich der Maler und Kupferstecher zugleich, und Mercury hatte Recht, sich als Pittore zu unterschreiben. Die zarten, charaktervollen Köpfe und Hände sind auf's Genaueste modellirt, die verschiedenen Haare, Gewänder und Stoffe auf's Vortrefflichste und mit eben so großer Bestimmtheit und Zartheit dargestellt. Es ist eine Feinheit der Technik in diesem kleinen Blatt, daß es selbst mit der Lupe nicht überall möglich wird zu erkennen, wie der Künstler zu Werk gegangen ist, und dennoch ist keine Aengstlichkeit, keine trockene Mechanik, sondern überall der freie Schwung des Geistes wahrzunehmen. Hier ist zum erstenmal der Reiz des englischen Stahlstichs mit der Gründlichkeit und tief empfundenen Lebendigkeit einer echt künstlerischen Behandlung vereinigt.

6) Die Ehebrecherin vor Christus. (Halbe Figuren.) Gemalt von Tizian Vecelli (in der Gallerie des Belvedere zu Wien), gest. von Benedetti.

Das schon bekannte Bild ist im Kupferstich nicht befriedigend wiedergegeben, da Mangel an Ausdruck, Kälte im Ton, und selbst in einigen Theilen ein nicht glücklich gewählter Vortrag des Grabstichels, das Gute, was hie und da erscheint, weniger hervortreten lassen.

Mit mehr Erfolg arbeitete Benedetti's Grabstichel

7) das Bildniß des Fürsten Metternich-Winneburg, nach Molten. Fol.

Fleißige Behandlung, schöne, harmonische Haltung, Weichheit in der Carnation und ein sehr verständiger Vortrag in allen Theilen machen dies Bildniß zu einem wohlgelungenen und den Sammlern willkommenen Blatt.

Unter den neu erschienenen Kupferstichwerken enthält das:

8) Compte-rendu du Salon d'Exposition de Bruxelles 1836, par Alvin. gr. med. 8. 1 — 8 Livraisons.

das Merkwürdigste der Ausstellung vom Jahr 1836. Zu wünschen wäre, daß die nähere Bekanntschaft, die man hier mit mehreren belgischen Meistern der neuern Schule machen könnte, nicht durch die gar zu flüchtigen Radirungen erschwert würde. Den Fleiß, der auf die im Werke vorkommenden, etwas manierirten Lithographien verwendet ist, hätte man noch lieber auf die radirten Blätter übergehen sehen.

Fr.

Nachrichten vom Oktober.

Kunstausstellungen.

Aus dem Haag, 1. Oktober. Auf der gegenwärtig hier eröffneten Kunstausstellung zählt man 280 Gemälde, die folgendermaßen auf die holländischen Städte vertheilt sind: Haag 94, Amsterdam 81, Rotterdam 24, Dortrecht 12, Hilversum 11, Harlem 10, Arnheim 6, Nymwegen 6, Utrecht 6, Leyden 5, Deventer 5, Delft 5, Overschie 3, Alkmaar 2, Kampen 1, Monster 1, Bringerden 1, Kleev 1, Alphen 1, Doesburg 1, Medemblik 1, Breda 1, und Middelburg 1.

Antwerpen. Auf der letzten Kunstausstellung (vgl. Nachrichten vom August S. 352.) war das schönste historische Bild von F. de Brakelaer: „Le dévouement des magistrats et des citoyens d'Anvers" mit lebensgroßen, sehr ausdrucksvollen Figuren. Unter den historischen Bildern verdienen noch besondere Auszeichnung, Cromwell, von Louis Somers aus Antwerpen, Maria Theresia's Besuch bei der 108jährigen Wittwe zu Clausenburg, von J. Geirnaert; und Ugolino von Ed. de Biefore. Sehr vielen Beifall fanden die Landschaften von Jakob Jakobs zu Mecheln.

Genf. Unsere diesjährige Kunstausstellung hat beinahe zwei Monate gedauert und mehrere bedeutende Gegenstände enthalten. Wir besitzen einige gute Landschaften, auch die Genremaler haben Ausgezeichnetes geliefert; nur die Historienmaler nichts, das Erwähnung verdiente. Am interessantesten waren die außerordentlich großen Porzellangemälde von Constantin, Copien der Raffael'schen Transfiguration und Madonna di Fuligno. Sehr bewundert wurde auch eine allerliebste Bronzefigur, David im Augenblick, wo er den Goliath niedergeworfen hat, die letzte Arbeit eines jungen hiesigen Künstlers, Chaponnière, welcher in dem Augenblicke starb, wo er die gegründetsten Hoffnungen gab, daß er in die Fußstapfen der ersten Künstler treten würde. Diese Statue ist von einem durch Subscription gebildeten Verein erkauft worden. Hr. Töpfer hat ein neues Werk, Histoire de Mr. Crépin, ein Seitenstück zu Mr. Jabot, herausgegeben.

Digitized by Google

Bauwerke.

Dresden, 19. Oktober. Künftiges Frühjahr soll der Bau eines neuen Schauspielhauses beginnen. Mit Fertigung des (zwanzigsten) Risses dazu ist Professor Semper beauftragt. Die 500,000 Rthlr. betragenden Baukosten sollen durch Actien gedeckt werden.

Braunschweig, 20. Oktober. Das neue Schloß ist nun so weit vollendet, daß für die nächste Folgezeit keine besonders in die Augen fallenden Arbeiten daran vorgenommen werden dürften. Die Hauptmasse steht auf einem Fundament, welches auf 4000 Pfählen ruht, und bildet eine 400 F. lange und 80 F. hohe Hauptfaçade mit 220 F. langen Seitenflügeln. Die Verzierungen des Giebelfeldes, das Viergespann des Sonnengottes auf der Plattform, wozu der Professor Rauch in Berlin das Modell anfertigen soll, die auf beiden Ecken vorspringenden Säulengänge, nach Art der von St. Peter in Rom, die Statuen der Balustraden ꝛc. werden vor der Hand noch wegbleiben.

Paris, 22. September. Am 16. sollte die neue Hängebrücke bei Montfrin im Gard-Departement eingeweiht werden. Um 6 Uhr hatte man die Probelast auf die Brücke gestellt, und um Mittag war bereits ein Theil der Belastung wieder abgefahren worden, als auf einmal eine Kette sprang, und das ganze Werk in einem Augenblick vernichtet war. Ein 19jähriges Mädchen ward todt aus dem Wasser gezogen, 7 Personen wurden schwer verwundet, und der Baumeister mußte mit seinen Leuten vor dem aufgebrachten Volke die Flucht ergreifen.

Florenz, 11. Oktober. In dem nahen Carrara hat man seit 18 Monaten den Bau eines neuen Theaters begonnen, welches, wenn auch nicht das größte, doch wohl das reichste Theater Italiens werden wird, indem man es durchaus vom schönsten carrarischen Marmor aufführt.

Rom. Der Bau der in den lezten Lebenstagen Pius VII. durch Sorglosigkeit ein Raub der Flammen gewordenen, von Kaiser Konstantin unsern Rom gegründeten St. Paulskirche rückt seit einigen Jahren rascher vor. Vom Beginn des Neubaues, unter Leo's XII. Regierung, bis 1833 hatte man 320,000 Scudi darauf verwendet. Ende 1836 belief sich die Gesammtausgabe auf 600,000 Sc. und die im J. 1837 ausgeführten und auszuführenden Arbeiten mögen 120,000 Sc. kosten. Der Hauptplan des Neubaues und der Restauration, welcher jedoch mehrere wichtige Theile unberücksichtigt läßt, rührt vom Architekten Belli her. Das Dach des Querschiffes ist bereits vollendet und von vortrefflicher Construction. Die ungeheuren Tannen, welche man dazu verwandt hat, sind zum Theil aus Ungarn herbeigeschafft worden. Man arbeitet fleißig an den geschmackvollen Soffiten. Das Mittelschiff, in welchem man ehemals, wie in Santa Croce zu Florenz, den Dachstuhl sah, wird ebenfalls durch eine flache Decke geschlossen werden. Die vierzig grauen Granitsäulen desselben (von 39 Palmen Höhe) sind mit ihren korinthischen Marmorcapitellen sämmtlich aufgerichtet und aus dem Ganzen gearbeitet. Den sogenannten Triumphbogen, nach Theodosius Tochter Galla Placidia benannt, durch welchen man aus dem Mittelschiff in das Querschiff tritt, tragen zwei Granitsäulen jonischer Ordnung. Die Mosaiken des Bogens sind abgenommen, um ergänzt zu werden. Zu beiden Seiten werden die riesigen Statuen der Apostel Petrus und Paulus, von Fabris und Tadolini, zu stehen kommen. Zwei Reihen kleinerer Granitsäulen, an deren Aufrichtung man jezt geht, werden die Seitenschiffe tragen. Wenn keine Störungen eintreten, dürfte der Bau in 15 Jahren vollendet seyn. Welche Mängel das Werk auch im Einzelnen haben mag, und wie wenig es für den Verehrer altchristlicher Kunst die ehemalige Basilica ersetzen wird und kann, so läßt sich doch nicht läugnen, daß es mit seinen riesigen Verhältnissen, seinem Säulenwalde, seinem kostbaren Material, seiner den meisten römischen Kirchen so fremden Einfachheit, einen großartigen Eindruck hervorzubringen berechnet ist.

Odella, 2. Oktober. Hier hat man ein grandioses Bauwerk angefangen, das eine der schönsten Zierden unserer Stadt zu werden verspricht: eine Treppe, die vom Hafen nach der Stadt führen soll, welche bekanntlich auf einer bedeutenden Höhe über der Meeresfläche liegt. Diese Treppe soll aus weißem Marmor und aus 200 Stufen bestehen, die sich in zehn Absätze theilen und eben so viele Podeste haben. Die Form der ganzen Treppe wird pyramidal seyn, denn die Stufen werden allmählig von unten nach oben an Breite abnehmen, so daß die untern 350 und die obern nur 175 F. Breite erhalten sollen. 56 Säulen sollen das prachtvolle Gebäude tragen.

Sculptur.

Paris, 6. Oktober. Hr. Cortot, Mitglied des Instituts, hat vom Ministerium des Innern den Auftrag zur Ausführung des Basreliefs für das Frontispiz der Deputirtenkammer erhalten. Desgleichen sind die HH. Pradier, Mitglied des Instituts, und Rude, ehemaliger königlicher Pensionär zu Rom, mit der Ausführung zweier großen Basreliefs beauftragt worden, welche den Palast der Kammer zieren sollen. Hr. Husson, ehemaliger königlicher Pensionär zu Rom, arbeitet in Auftrag des Ministers eine Marmorbüste des Königs, die der französischen Akademie zu Rom auf Ansuchen des Hrn. Ingres bewilligt worden ist. Gaisrard's Statue der heiligen Magdalena ist vom Minister angekauft und der Magdalenenkirche zu Havre geschenkt worden.

Die neue Statue von David, der Gladiator im Tuilleriengarten, wird von allen Kennern als das beste Werk der neuern französischen Plastik betrachtet, es entfernt sich von der classisch-manierirten Weise, und ist voll eigenthümlichen Charakters.

Der Bildhauer Dantan hat das Modell zu einer Statue Le Kain's beendigt, die er in Marmor ausführen wird; sie soll in dem Vorsaale des Théâtre français neben denen Voltaire's und Talma's aufgestellt werden. Dantan hat neuerdings auch die Tänzerin Alexis Dupont in ähnlicher Art, wie früher die Fanny Elsler, in einer zierlichen Statuette, tanzend dargestellt.

Mailand. Am 15. Oktober fand die Aufstellung des Sechsgespannes (Sestiga) mit der kolossalen Bildsäule des Friedens auf dem großen Friedenstriumphbogen Statt, der nunmehr als vollendet anzusehen ist.

Rom. Während der Cholerazeit hat Thorwaldsen eine liebliche lebensgroße Figur modellirt, eine junge Tänzerin, die beweist, wie jugendlich, frisch und thätig er noch ist.

Braunschweig, 13. Oktober. Bei Gelegenheit der feierlichen Beisetzung von Schill's Haupt hat einer unserer geschicktesten Künstler, Hr. Howald, Lehrer der Modellirkunst am Carolinum, eine Gypsmaske von demselben genommen, nach welcher die für das zu stiftende Invalidenhaus bestimmte bronzene Büste gearbeitet werden soll. Das Gesicht war noch vorzüglich gut erhalten und schien zu schlummern. Der Abdruck ist vollkommen gelungen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 99.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 12. December 1837.

Der Fronton des Pantheons in Paris.

Es scheint noch lange dauern zu wollen, bis das Pariser Pantheon seine völlige Vollendung und definitive Bestimmung erhalten wird. Mehr als viele andere öffentliche Denkmäler in der französischen Hauptstadt, hat dies Gebäude die Wechselfälle der politischen Begebenheiten erfahren. Den ersten Grundstein dazu legte bekanntlich Ludwig XV., welcher dem Architekten Soufflot die Ausführung dieses Prachtbaues übertrug; das Werk war noch unvollendet, als ein Gesetz der constituirenden Versammlung die neue Genovefakirche in ein Pantheon umwandelte und an den Fries der Façade die schönen Worte eingraben ließ: aux grands hommes la patrie reconnaissante! Die Republik hatte keine Zeit, an den Ausbau des Pantheons zu denken, jedoch traf sie Anstalten, die Asche Rousseau's und Voltaire's in den Gewölben der Kirche beizusetzen. Napoleon ließ in eben diesen Räumen die irdischen Reste seiner ergebensten Diener bestatten, und nicht ohne Ueberraschung findet der Besucher hier die Grabsteine von sämmtlichen Senatoren des Kaiserreichs. Bei der Rückkehr der Bourbonen wurden die Aschenkrüge des Genfer Philosophen und des Patriarchen von Fernay bei Seite geschafft und über den Gräbern des Marschalls Lannes und der kaiserlichen Senatoren weihete man den katholischen Gottesdienst wieder ein. Die revolutionnäre Inschrift des Frieses verschwand und machte einer andern Platz, welche also lautete: Sanctae Genovefae Ludovicus XV. dicavit, Ludovicus XVIII. restituit. Die Julirevolution löschte diese Worte wieder aus und erneuerte die Inschrift der constituirenden Versammlung.

Wie sonderbar sind doch die Schicksale dieses Gebäudes! Jedes Geschlecht legt Hand an's Werk, um es zu vollenden; jede Regierung kratzt die Inschrift des Frieses aus, um sie durch eine andere zu ersetzen. Die großen Männer und die heilige Genovefa streiten sich um den Besitz des Monuments; die Religion und Philosophie rauben und treten es sich wechselsweise ab. Fünfzig Jahre lang dauert dieser Krieg und bis jezt sind die kaiserlichen Senatoren die einzigen, welche auf dem Schlachtfeld geblieben sind. Was die übrigen streitenden Parteien anbelangt, so scheinen sie noch nicht bereit, sich mit einander auszugleichen; das kürzlich von Hrn. v. Quelen gegen das neue Fronton geschleuderte Manifest läßt keine Hoffnung zur Aussöhnung übrig. Wer wird den Sieg erringen? fragt ihr. Ich weiß es nicht. Für den Augenblick sind die großen Männer Sieger, und wenn sie es bleiben, so haben sie es hauptsächlich Hrn. David zu verdanken.

Wie es nun aber auch kommen möge, so sollten sich die kriegführenden Parteien doch darüber verständigen, ob es nicht anginge, den ursprünglichen Plan dieses Gebäudes auszuführen; denn es ist das einzige Monument von Paris, wo die ewige Architektur der Griechen und Römer, welche in Italien und Griechenland so schön, in Frankreich und Deutschland aber so widerwärtig ist, elegant und originell auftritt. Was würde das für ein Prachttempel seyn, wenn man die drei projectirten Peristyle vollenden ließe, deren Unterlassung den armen Baumeister zu Tode ärgerte.

Einstweilen bedecken sich die Mauern allmählig mit Guirlanden; man zieht ein Gitter rund um das Gebäude herum und gießt kolossale Kandelaber in Bronze, welche vor der Façade aufgestellt werden sollen. Die bestellten Statuen sind noch nicht angelangt; aber man sieht schon einige fertige Basreliefs. Das größte von allen, das des Giebelfeldes, ist neulich aufgedeckt worden und verdient eine nähere Prüfung.

Nach der Julirevolution war Hr. David mit dieser Arbeit beauftragt worden, welche er im laufenden Jahre vollendet hat. Der dreieckige Fronton, welcher die Composition Davids einschließt, hat 81 Fuß horizontale Ausdehnung und 19 Fuß Höhe. Die Figuren des Vaterlandes, der Geschichte und der Freiheit sind 14 F. hoch; die zu beiden Seiten angebrachten Gestalten haben ungefähr 12 F. Höhe.

Digitized by Google

In der Mitte des Basreliefs erhebt sich eine große, majestätische Figur, das Haupt von einem Glorienschein umstrahlt; sie beherrscht die ganze Composition; neben ihr sizt eine Frau mit phrygischer Mütze, die Freiheit, welche dem Vaterlande Kränze reicht, um sie unter seine glorreichsten Söhne auszutheilen. Links zu den Füßen der Hauptfigur, und als Pendant zur Freiheit, sizt die Geschichte, deren Griffel die Namen berühmter Männer in ihre steinernen Tafeln einträgt. Unmittelbar darauf folgen Soldaten von allen Waffengattungen, welche die Armee in Masse repräsentiren: Reiter und Fußgänger drängen sich herbei und strecken die Hände nach dem dankbaren Vaterlande aus. Bonaparte ist an ihrer Spitze, nicht als Kaiser, sondern mit seinen langen Haaren und interessanten Gesichtszügen als General der italienischen Armee. Nicht weit von ihm sehen wir den kleinen Tambour Viola und einen von jenen alten republikanischen Grenadieren, der durch die nachlässige Haltung eines durch Eilmärsche, Entbehrungen und Gefahren aller Art morsch gewordenen Körpers trefflich charakterisirt ist. Mit stoischem Gleichmuth auf seine Muskete gelehnt, die Stirn mit einem von Kugeln durchlöcherten Dreimaster bedeckt, an dessen Vorderseite man auf einer kleinen Blechplatte Nr. 32 liest, betrachtet er die um ihn herum vorgehende Scene mit dem Ausdruck eines kalten, unerschütterlichen Beobachters und scheint es ganz natürlich zu finden, daß man Bravour zeige, ohne gerade Lohn dafür zu verlangen. Die Cavallerie ist repräsentirt durch einen muthigen Reiter, welcher so eben dem Feinde eine Fahne entrissen hat, und von einer Kugel getroffen, mitten in seinem Triumphe zu Boden stürzt. Neben dieser mannichfachen Personificirung der Armee hat der Künstler eine Gruppe polytechnischer Schüler angebracht. Seine Idee ist geistreich und wahr; er wollte die Zukunft der Vergangenheit gegenüberstellen und die Gegenwart durch eine Hoffnung beleben. Einer von den Jünglingen ist für den Augenblick nicht auf seine Wissenschaft bedacht; er sieht sich nach der Schaar der Krieger um und scheint zu bedauern, daß er nicht auch mit dabei sey. Die Ecken des Frontons sind mit verschiedenen Instrumenten der Mathematik und Physik ausgefüllt.

Der linke Theil des Basreliefs ist den Künsten und Wissenschaften gewidmet; die erste Person dieser Gruppe ist Manuel; er hat eine Papierrolle in der Hand, worauf geschrieben steht: Sitzung des 24. März 1823. Darauf folgen Mirabeau und Fenelon, Carnot, Monge, Berthallet, Laplace, Malesherbes und Lafayette; der Maler David, Cuvier, und zulezt Bichat, welcher unter dem doppelten Uebermaß seiner Arbeiten und seiner Ausschweifungen zusammensinkt. Die Ecken dieses Theils füllt eine mit den polytechnischen Schülern correspondirende Gruppe von Studirenden. Nahe bei Bichat fesseln die beiden Kolosse der französischen Literatur im vorigen Jahrhundert unsere Blicke. Jener Mann mit gesenkter Stirn und von so melancholischem, träumerischem Aussehen ist der stolze Jean Jacques; der andere dagegen mit seinem kaustischen Lächeln, mit seinen zusammengekniffenen Lippen und stechenden Augen ist Voltaire.

Die Ausführung des Basreliefs ist so, wie man sie von dem Talente eines Künstlers, wie David, verlangen konnte; studirt in den Köpfen und in den Details, glücklich und schön in den Draperien, ermangelt dieselbe weder der Kraft noch der Größe. Die Figur des Vaterlandes hat Würde und Styl. Man hat dem Künstler vorgeworfen, daß er den Kopf zu sehr vorübergeneigt dargestellt habe, so daß jezt der Winkel des Frontons ihn niederzudrücken scheine. Diese Bemerkung ist auf alle Figuren in der ganzen Länge des Basreliefs anwendbar, welche gerade den ganzen vorhandenen Raum einnehmen und mit den Köpfen und Füßen in den Rahmen festgewachsen scheinen; ein Umstand, der sich fast in allen Basreliefs findet. Die Köpfe der großen Männer sollen sehr ähnlich seyn; mehrere darunter zeichnen sich durch hohen Adel und seltene Wahrheit aus; der Bonaparte's trägt das Gepräge eines schönen, antiken Typus. Die Figur des Vertheidigers Ludwigs XV. hat etwas Schwerfälliges; der alte Grenadier der 32sten Halbbrigade dagegen ist meisterhaft.

Obschon der Fronton des Pantheons eine wahre Zierde für das Gebäude genannt zu werden verdient, so trägt er dennoch dazu bei, den buntscheckigen Charakter des ganzen Monuments zu vermehren. An der obersten Kuppel sieht man die heilige Genovefa, die heilige Clotilde und den heiligen Ludwig abgebildet; in den Gewölben stehen die Grabdenkmäler Rousseau's und Voltaire's; an der Decke erscheinen die Figuren Ludwigs XVI. und Ludwigs XVIII., und am Fronton sind Carnot, Bonaparte, David und Manuel verherrlicht. Welche Verwirrung! welche Widersprüche!

Das Basrelief Davids hat das Gebäude zu einer katholischen Kirche untauglich gemacht; möge das Pantheon daher bald seiner gänzlichen Vollendung entgegengehen und das werden, wozu es jezt bestimmt ist und sich auch am besten schickt, nämliche eine Behausung für Denkmäler großer Männer.

Digitized by Google

Nachrichten vom Oktober.

Sculptur.

Wien, 1. Oktober. Prof. Schaller hat das 8 F. hohe Modell zu einer Statue des verstorbenen Kaisers vollendet, welche im Auftrage der Stadt Stanislawow in weichem Metall gegossen werden soll. Es ist zu bedauern, daß sie nicht in Marmor oder Erz ausgeführt, und daß sie in einem Winkel der Monarchie aufgestellt werden wird, wo sie von Wenigen gesehen und gewürdigt werden kann.

Berlin, 13. Oktober. Graf Demidoff hat in der Ofenfabrik von C. Gormann allhier für sein Schloß Basreliefs in gebranntem Thon anfertigen lassen, wie sich dergleichen an der neuen königl. Bauschule in Berlin befinden. Sie sind bereits auf dem Wege nach Petersburg.

Denkmäler.

Darmstadt, 19. Oktober. Man beschäftigt sich gegenwärtig ernstlich mit der Errichtung des früher erwähnten Denkmals für den verstorbenen Großherzog, und es ist deßhalb auf den 18. December eine Versammlung Aller, welche dazu mitwirken wollen, angesezt worden.

München. Schwanthaler hat das Modell zu dem Denkmal entworfen, welches die Stadt Eichstädt dem Herzog Eugen von Leuchtenberg und dessen in Portugal verstorbenen Sohne, dem Prinzen August, zu seyen gedenkt. Beide Fürsten sind auf einem hohen Piedestale in Lebensgröße, in römischer Kleidung, neben einander sitzend und gleichsam in Unterredung begriffen, dargestellt.

Innsbruck, 4. Oktober. Das lang erwartete Basrelief zu Hofer's Denkmal ist hier eingetroffen. Der Director Klieber, welcher sein Werk selbst hierher brachte, hat dasselbe einstweilen im Casinosaale ausgestellt.

Brüssel, 8. Oktober. Hr. v. Beriot läßt seiner verstorbenen Gemahlin, der berühmten Malibran, auf dem Kirchhofe von Laeken ein Denkmal errichten, das aus einer Capelle besteht, in deren Hintergrunde die weißmarmorne Statue der Künstlerin, als Norma dargestellt, errichtet werden wird.

Kalisch, 14. Oktober. Um das Andenken der Musterung von 1835 zu erhalten, wird hier jezt zu einem kolossalen Denkmal der Grund gelegt, das die aus Erz gegossenen Standbilder des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen tragen wird.

Glasgow. Am 2. Oktober wurde hier der Grundstein zu dem Monumente gelegt, welches dem Andenken Sir Walter Scott's errichtet wird.

Paris, 5. Oktober. Mehrere Städte haben neuerlich ihren berühmten Mitbürgern Statuen errichtet. So ist kürzlich zu Verdun die Statue Chevert's (von Lemaire) aufgestellt worden; in Straßburg sieht man Kleber's, in Versailles La Hoche's Bildsäule. So eben ist die des Generals Lemarrois für St. Lo (Dep. Manche) fertig geworden. Das Generalconseil der Vendée hat neue Fonds zur Statue des Generals Travot bewilligt, und in Cahors wird, außer der Statue Murat's, auch die des Marschalls Bessières errichtet werden, dem überdieß auch in seinem Geburtsorte Preisach eine gesezt wird.

Numismatik.

Spanien. Bei dem Regierungsantritt der Tochter Ferdinand's VII. haben viele spanische Städte Huldigungsmünzen geschlagen, und später hat die Madrider Münze verschiedene, auf jenes Ereigniß bezügliche gangbare Silbermünzen ausgegeben, unter andern einen Piaster, dessen Beschreibung hier folgt. Vorderseite: Isabel 2a. Por la Gracia de Dios. Links sehendes Brustbild mit einer Perlenschnur im Haar; unter demselben: 1836. Rückseite: Reyna de España Y de las Indias. Gekröntes Wappen von Castilien und Leon mit dem bourbonischen Mittelschilde, von der Ordenskette des goldenen Fließes umgeben; zu beiden Seiten: 20 — R°.; unten ein gekröntes M — C. R. Erhabene Randschrift; + Dios es el Rey de los Reyes. Die Ordensseite pflegte sonst nur auf spanischen Goldmünzen zu erscheinen; eine Randschrift dürfte eine völlige Neuerung seyn. Auf frühern vormundschaftlichen Münzen pflegte die Mutter-Regentin ihr Brustbild zur Linken ihres Kindes seyen zu lassen.

Stempelschneidekunst.

London, 13. September. Die Zeichnung zu dem neuen großen Staatssiegel, welche die Genehmigung der Königin erhalten hat, führt auf der Vorderseite eine Reiterstatue der Königin, begleitet von einem Pagen mit der Legende: Victoria, Dei Gratia Britanniarum Regina, Fidei Defensor. Auf der Rückseite sizt die Königin im Ornate auf dem Thron, die Krone auf dem Haupt, in der Rechten das Scepter, in der Linken die Weltkugel. Neben ihr stehen zwei allegorische Frauengestalten, die Religion und die Gerechtigkeit. Darüber spannt sich ein gothischer Baldachin, und darunter befindet sich das Wappenschild, von der königlichen Krone überragt. Das Ganze umschließt in erhabener Arbeit ein Gewinde von Eichenlaub und Rosen. Die Zeichnung ist von Wyon, erstem Stempelschneider Ihrer Majestät.

Malerei.

London, 25. September. Sir George Hayter, der Porträt- und Historienmaler Ihrer Majestät, hat Befehl erhalten, das Porträt der Königin in Lebensgröße, in der Kleidung und mit dem Schmuck der Orden zu malen, welche sie bei der Prorogirung des Parlaments getragen hat.

Paris, 4. Oktober. Die Regierung hat neuerlich wieder mehrere interessante Bilder angekauft, unter Andern die Religion, welche eine Familie tröstet, von Signol, und die Heilung des Gichtbrüchigen, von Vandenberg.

Wien, 4. Oktober. In neuester Zeit hat ein Altarbild für die Hauptpfarrkirche in Pesth, von Professor Kuppelwieser, „der heilige Joseph mit dem Jesuskinde in einer Glorie von Engeln, zu welcher die Erzväter und Propheten, die den Messias verkündeten, emporblicken", wegen seiner streng im Styl der ältern italienischen Schule gehaltenen trefflichen Ausführung, viel Interesse erregt. Dannhauser hat kürzlich seinen „Augenarzt" vollendet, ein Bild von vieler Wirkung und kräftiger Haltung, jedoch nicht frei von Manier; wahrscheinlich wird es bald durch den Kupferstich bekannt werden. Gauermann hat, in sehr angegriffenem Gesundheitszustand, einen „Viehmarkt in Salzburg" gemalt, der, bei aller Trefflichkeit, Spuren der körperlichen Verstimmung des Künstlers offenbart, wenn man es mit seinen

Digitized by Google

vorausgegangenen herrlichen Leistungen, z. B. dem „im Sturm heimkehrenden Aelpler“, der „Ernte“, dem „Ahlern“ und dem verendenden Hirsche“, vergleicht. Baron Rothschild hat das zuletzt vollendete Bild gekauft. Glücklicherweise ist Gauermann's Gesundheit durch eine Alpenreise wiederhergestellt worden. Thomas Ender, Professor der Landschaftsmalerei an der Akademie, bereist gegenwärtig, in Auftrag seines Mäcenas, des Erzherzogs Johann, die Donauufer, die europäische Türkei und Griechenland, und es läßt sich erwarten, daß die Ausbeute sehr reichlich ausfallen wird. Amerling, der sich als Porträtmaler mit Recht einen ausgezeichneten Ruf erworben hat, ist jezt auf einer Reise nach England begriffen.

Berlin, 8. Oktober. Kaulbach's Geisterschlacht ist in der neu erbauten Galerie des Grafen Athanasius Raczynski allhier aufgestellt und nimmt daselbst, 21 F. lang und 18 F. hoch, eine der kleinern Wände des geräumigen Saales vollkommen ein. Das Gemälde ist ein in Oel ausgeführter, monochromer Carton, an dem jedoch der Mangel an Farbe wenig auffällt, da sein Hauptverdienst, nächst der Composition, hauptsächlich in Ausdruck und Zeichnung liegt.

21. Oktober. Unter den neuesten bei L. Sachse eingetroffenen Gemälden zeichnet sich eine Ansicht des Hafens von Honfleur, von dem talentvollen Architektur- und Seemaler Canella aus Mailand, ferner Fischer bei stürmischer See an einem alten Thurme anlegend, vom Holländer Nuyen, aus. Eine Seelandschaft, die Mündung der Waal mit der Aussicht auf Dortrecht, von Schotel, und das Innere einer Stadt (Utrecht oder Harlem), von Berheyen, sind dem Rufe dieser beiden Meister vollkommen angemessen.

München. W. Kaulbach beschäftigt sich mit einer neuen Composition: „Die Zerstörung Jerusalems durch Titus.“

Musaik.

Rigo, 8. Oktober. Unser Landsmann, Hr. Wehler, welcher in Rom die Kunst des Musaiks studirt hat, hat eine Copie von Raffael's Transfiguration ausgeführt, die allgemeinen Beifall erhält. Das russische Gouvernement, dem dies Werk vorgelegt worden ist, hat Hrn. Wehler beauftragt, eine Musaikschule in Petersburg anzulegen, und hat ihn zum lebenslänglichen Director derselben ernannt. In diese Schule sollen junge Leute beider Geschlechter, welche Talent zu der schwierigen Kunst zeigen, unentgeltlich aufgenommen werden.

Ausgrabungen und Alterthümer.

Ostindien. Lieutenant Kittoe hat, auf einer Reise nach Khandairi (Orissa), die er unternahm, um eine Felseninschrift zu vergleichen, welche Stirling im 15. Bande der Asiatic Researches bekannt gemacht hatte, eine Menge anderer Inschriften und Alterthümer entdeckt. Er fand die Stirling'sche Inschrift über einer großen Höhle, außerdem aber noch 14 Höhlen mit Inschriften, von denen manche in Sanskrit, andere in einer unbekannten Schrift, noch andere in der s. g. Säulenschrift abgefaßt waren. Von der lezigenannten Schrift fand er eine Inschrift auf einem niedrigen, felsigen Hügel, unweit Pipli Arwastuma. „Zu diesen Alterthümern,“ sagt er, „muß man sich den Weg durch Dickigte bahnen. Nachdem ich einen Felsen durch Dornen hinangeklettert war, kam ich plötzlich auf eine nach drei Seiten offene Terrasse, mit einem senkrecht hinabachenden Abhange auf der vierten oder westlichen Seite, aus welcher die vordere Hälfte eines Elephanten von sehr zierlicher Arbeit hervorsteht. Das Ganze ist aus dem natürlichen Felsen gehauen. Auf der Nordseite, unterhalb jener Terrasse, ist der Felsen glatt abgemeißelt, so daß ein Raum von etwa 14 F. Höhe und 10 F. Breite da ist, welchen eine sehr zierlich eingehauene Inschrift fast ganz bedeckt.“ Hr. Kittoe wollte das Ganze copiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[758] In unterzeichnetem Verlage sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Antike Bildwerke,

zum erstenmale bekannt gemacht

von

Eduard Gerhard.

Erste Centurie, fünftes Heft, und zweite Centurie, erstes Heft, oder Tafel Nr. 81 — 120. gr. Folio.

Preis 10 fl. oder 6 Rthlr. 8 gr.

Die Unterzeichnete erlaubt sich, dieses in jeder Beziehung so reich ausgestattete Werk hiemit bestens zu empfehlen, indem es nicht allein eine sehr bedeutende Erweiterung des Materials, worauf die Kenntniß der alten Kunst beruht, durch Bekanntmachung von Denkmälern höchst verschiedener und bisher allzusehr vernachlässigter Klassen enthält, sondern auch in Beziehung auf Ausdehnung der archäologischen Forschung nach Gegenden, welche diese früher fast mehr gemieden als aufgesucht hat, wirklich Epoche macht.

Was das Erste, die Vermehrung des Vorraths bekannt gemachter Denkmäler, betrifft, so war der Herausgeber, der Verfasser der Lectiones Apollonianae, gewiß mehr als irgend Jemand befähigt, den archäologischen Schatz durch Hervorsuchung des in seiner Art Neuen und Eigenthümlichen zu bereichern, indem er seit geraumer Zeit in Italien lebt, und aller Orten, wo sich antike Denkmäler befinden, fast mehr Bescheid weiß, als irgend ein anderer Reisender.

Besondere Berücksichtigung erhielten von dem Verfasser die Reliefs, die Figuren von terra cotta und die Vasengemälde. Wie viel in dieser Klasse dem Herausgeber mehr bekannt geworden, als den meisten Andern, beweiet seine mit Panofka gemeinschaftlich unternommene Beschreibung der bisher so wenig benuzten antiken Bildwerke in Neapel.

Die Auffassung und Erklärung der Bildwerke ist in diesem Werke von dem Grundgedanken ausgehend, daß die poetische Mythologie, welche man bisher ziemlich durchgängig der Erklärung der alten Kunstdenkmäler zum Grunde gelegt, dazu nicht auslange, sondern, daß es nöthig sey, auf den Cultus zurückzugehen. Ueberall geht daher die Deutung des Herausgebers unmittelbar auf die Ideen hinaus, deren Ausdruck das Kunstwerk sey, und häufig wird der Satz ausgesprochen und durchgeführt, daß, wenn man nur die innere Bedeutung festgestellt, an der Wahl des Namens für die Figuren nicht so viel gelegen sey.

Die Art, wie die Lithographie die zum Werke gehörenden Umrißzeichnungen wiedergegeben hat, machen den angenehmsten Eindruck und tragen das Gepräge anspruchsloser Treue.

Stuttgart und Tübingen, November 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 100.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 14. December 1837.

Denkmale altdeutscher Bildschnitzerei in Oberungarn.

In den alten grauen Kirchen der von Fremden nur wenig besuchten oberungrischen Städte am Fuß der Karpathen befinden sich köstliche Schätze altdeutscher vergoldeter und bemalter Holz-Sculptur, längst würdig, durch Beschreibung und Abbildung aus ihrer Vergessenheit gezogen zu werden. Besonders reich an solchen Schätzen sind die Pfarrkirchen zu St. Jakob in Leutschau und zu St. Aegyd in Bartfeld. Der Flügel-Hochaltar der ersteren ist ein Werk von bewunderungswerther Vollendung und außerordentlicher Wirkung, das in seiner Herrlichkeit die berühmten Flügelaltäre von St. Wolfgang in Salzburg und von Maria-Laach in Unterösterreich noch übertrifft. Die ganze Breite des Opfertisches nimmt eine mit bunten Vögeln belebte Laube von Blättern, Reben und Trauben ein. Darunter wird das lezte Abendmahl begangen. Die Figuren, zwei Schuh hoch, sind voll Leben und Charakter ausgeführt; zwei Jünger sind im lebhaften Gespräch begriffen, ein Anderer trinkt, Einer wendet sich, nach einem Vogel im Gezweig zu schauen. Darüber erhebt sich ein großer, oblonger Schrein mit zwei Flügelthüren. Inwendig in der Mitte steht auf dem Halbmond die Himmelskönigin mit dem Jesuskind auf dem Arm, zwei fliegende Engel in langen Gewändern halten eine zierliche Krone über ihrem Haupte. Ihr zur Rechten stüzt sich Jacobus in langem, schwarzem Bart und Muschelhut auf das Schwert seines Marterthums, ihr zur Linken sieht man den Jüngling Johannes in reichem, goldnem Lockenschmuck den Giftbecher segnend. Alle drei lebensgroße Gestalten sind, so wie der ganze Altar, aus Holz geschnizt, größtentheils vergoldet, Einiges versilbert und gemalt. Die bemalten Köpfe sind voll Charakter, schön und edel gebildet, die goldenen und silbernen Gewänder fallen in großartige Falten. Die innere Wand des rechten Thürflügels, in zwei Hälften gesondert, zeigt oben im Basrelief die Apostelntheilung, unten die Enthauptung des heil. Jakob, jene des linken Flügels oben den h. Johannes mit dem Adler, auf der Insel Pathmos, Maria mit dem Kinde in den Wolken, darunter ebendesselben Tod. Zur Fastenzeit, wo die Thüren geschlossen werden, sieht man an ihrer Außenseite acht Momente der Passion flach gemalt. Oberhalb dieses Altarschreins entsprießt ein Wald des zierlichsten vergoldeten altdeutschen Schmuckwerks, in dem sich Spizsäulen, Bögen, Zweige und Ranken verschlingen, halten und tragen; dazwischen stehen hie und da vertheilt innerhalb freischwebender, aus den Zweigen, gleich Blumen, hervorknospender Fußgestelle und Baldachine in Halblebensgröße die Apostel. Die mittlere, spiz zulaufende Giebelsäule vereinigt sich als einziger Haltpunkt mit dem hohen Kirchengewölbe. Zur rechten Seite dieses Altars steigt ein Sacramenthäuslein aus Steinmasse geformt zierlich und krystallartig in die Höhe.* Fünf Seiten-Flügelaltäre sind von eben so ausgezeichneter Sculptur. Erfreulich ist die gute Erhaltung dieser Altäre; ihre Vergoldung glänzt fast wie neu. Die Anzahl altdeutscher Bilder in dieser Kirche ist sehr bedeutend und beläuft sich auf ungefähr achtzig; sie tragen das Gepräge der Nürnberger Malerschule. Auf einem derselben, einer Scene aus der Legende des h. Johannes des Evangelisten, bemerkt man das Monogramm

auf einem zweiten, der h. Leopold, wie er auf der Jagd den von seiner Gemahlin verlorenen Schleier in einem Hollunderbusch findet, im Hintergrunde die Burg mit

* Ein sehr schönes solches Sacramenthäuschen befindet sich auch in der Kathedralkirche zu Kaschau in Oberungarn, von welchem kunstwürdigen gothischen Kirchengebäude in dem Schematismus des Klerus der Kaschauer Diöcese für 1829 unter dem Titel: Grata pro memoria eine mit liebendem Fleiß in lateinischer Sprache verfaßte Beschreibung enthalten ist.

Digitized by Google

der Episode dieses Verlusts, die Jahrszahl 150A. In dem laubartigen Schnitzwerk eines Seitenaltars ruht das ungrische Wappen, worüber sich ein Band durch die Zweige schlingt mit der Ueberschrift in Mönchslettern: Clinodium Mathie regis. Das Innere der Kirche ist in neuerer Zeit übertüncht worden, an einigen Stellen sehen alte Wandgemälde hervor, Heilige mit flatternden Spruchbändern, ein Stammbaum u. A. — Auch die Bartfelder Kirche ist mit herrlichen Holz-Sculpturen geschmückt, worunter vorzüglich der wunderschöne Flügel-Seitenaltar, die Weihnacht vorstellend, sich auszeichnet, dessen flüchtige Erwähnung geschieht in Szepeshazy und Thiele's Merkwürdigkeiten des Königreichs Ungarn, Kaschau 1825, S. 23. Auch werden in dieser Kirche kunstreich gestickte, uralte Meßgewänder aufbewahrt. — Neudörffer sagt in den Nachrichten von den Nürnberger Künstlern, Nürnberg 1828: „Der Bildschnitzer Veit Stoß war von Cracau gebürtig, verheirathete sich in Nürnberg mit Jungfrau Barbara Herzin, wurde 95 Jahre alt, und starb 1542. Seiner Arbeit findet man viel im Königreich Polen.“ Da die oberungrischen Zipser Kronstädte von 1412 bis 1772 unter polnischer Herrschaft gestanden, so könnten die in ihrem Bereiche und der Umgegend vorhandenen alten Holz-Sculpturen wohl von Stoß selbst oder doch von einem mit ihm in derselben Schule zu Cracau gebildeten Künstler herrühren. Der Umstand, daß von Stoß in Nürnberg nur Weniges zu sehen, läßt schließen, daß er seine Blüthezeit in Polen zugebracht, was die bekannte Pracht- und Kunstliebe der Jagelloniden überhaupt und des damaligen Königs Johann Albrecht insbesondere (Albrecht Dürers Bruder Hanns war sein Hofmaler), um so wahrscheinlicher macht. Vielleicht enthalten die Archive der oberungrischen Städte Urkundliches über die Anschaffung der gedachten Sculpturen und die Namen ihrer Meister. Die Beschauung dieser Kunstdenkmäler würde dem erfahrenen Kunstfreunde hohen Genuß verschaffen und das der Oeffentlichkeit übergebene Resultat dieser Beschauung verborgene Schätze enthüllen, und der deutschen Kunstgeschichte neue Belege liefern. Möchte dies bald geschehen! Von Wien aus ist in neuester Zeit der Weg nach Oberungarn sehr praktikabel geworden. Bis Pesth gleitet man schnellen Fluges auf dem Dampfschiff hinab, und von Pesth fährt dreimal in der Woche ein Gesellschafts-Eilwagen nach Eperies und von da zurück. Die Fahrt berührt das klassische Tokay und führt in die Nähe der Tropfsteinhöhlen von Agtelek, der Opalgruben von Czerwenitza und in die Wiesenthäler der Karpathen mit ihren romantischen Burgruinen und alterthümlichen Städten.

A. im August 1837.

E. K.

Restaurationen im Schloss von Fontainebleau.

Kein französischer Geschichtschreiber gibt mit Bestimmtheit an, von welchem Könige das Schloß in Fontainebleau gegründet worden ist; man weiß nicht einmal, woher der Name stammt; einige Etymologen leiten ihn ab von Fontaine belle eau, wegen der vielen Quellen, welche den Boden bewässern; andere von Fontaine de Blaud, wegen eines Brunnens, den ein Edelmann Namens de Blaud hatte bauen lassen. Im 12. Jahrhundert vergrößerte sich das Schloß um eine Capelle, welche von Ludwig VII. dem heiligen Saturnin geweihet wurde. Ludwig IX. baute ein Hospital hinzu, und Philipp der Schöne gründete das Kloster, welches später der Königin Christine von Schweden einen Beichtvater lieferte, um ihr Gewissen über Monaldeschi's Ermordung zu beruhigen. Franz I. verleihet dem Schloß von Fontainebleau einen ungewöhnlichen Glanz; auf seinen Ruf eilen Primaticcio, Niccolo dell' Abate, Leonardo da Vinci, kurz alle berühmten Künstler des Auslands herbei, und schmücken die neue Residenz. Fontainebleau ist die Wiege des Kunststyles der Renaissance, jener Empörung der Materie gegen die Herrschaft des christlichen Geistes. Nach dem Tode Franz I. bewohnten es Heinrich II., Franz II., Karl IX. und Heinrich III.; Letzterer vollendete den unter Franz I. angefangenen Hof des weißen Pferdes,* und ließ ihn mit schönen Quadersteinen pflastern. Heinrich IV. ließ daselbst eine prächtige, mit einem Eisengeländer versehene Terrasse errichten. In eben diesem Hofe sieht man jene merkwürdige doppelte Wendeltreppe, deren originelle Structur zwei Treppen in einer einzigen enthält, wovon jede 30 Klafter lang und $2^1/_2$ Klafter breit ist. Diese Treppe, welche Ludwig XIII. im J. 1634 erbauen ließ, war das Meisterstück Jacques Lemercier's, und kostete 100,000 Franken. Hier war es, wo Napoleon von seinen Truppen Abschied nahm.

Während der französische Hof in Versailles lebte, stand das königliche Schloß von Fontainebleau leer und verlassen. In der ersten französischen Revolution wurden mehrere Nebengebäude eingerissen, und es fehlte wenig, so hätte das ganze Schloß dieses Schicksal getheilt. Napoleon steuerte dem Unwesen, und ließ das Innere prachtvoll ausmöbliren. Im J. 1810 empfing hier der Kaiser die Erzherzogin von Oestreich. Er wollte die beschädigten Theile wieder ausbessern lassen; jedoch beschränken sich die während des Kaiserreichs vorgenommenen Restaurationen

* Katharina von Medicis ließ im J. 1560 ein von Vignola in Rom nach dem Pferde des Marc Aurel angefertigtes Gypsmodell in diesem Hofe aufstellen; daher kommt der Name: cour du cheval blanc.

Digitized by Google

lediglich auf Maurer- und Zimmermanns-Arbeiten. — Der Schloßbau von Fontainebleau hat besonders für den Architekten Interesse. Die bizarre Mannichfaltigkeit seiner zu verschiedenen Zeiten vollendeten Bauwerke bildet ein unregelmäßig zusammengesetztes, sonderbares Ganze dar, so daß es, nach dem bezeichnenden Ausspruche eines Engländers, fast das Ansehen hat, als ob sich eine Menge Schlösser hier ein Rendezvous gegeben hätten.

Die Dianengallerie wurde unter Heinrich IV. erbaut und decorirt. Ihre in Oel ausgeführten Gemälde und Medaillons waren das Werk des Ambroise Dubois, welcher in allegorischer Form Liebesscenen zwischen dem Bearner und der schönen Gabriele dargestellt hatte; alle diese Malereien, so wie alle übrigen Zierrathen waren von der Zeit zerstört worden. Napoleon befahl die Wiederherstellung dieser Gallerie, wo er eine Reihe von Gemälden versammeln wollte, welche die Schlachten vorstellen sollten, in denen er als Oberfeldherr commandirt hatte. Beim Sturz des Kaiserreichs waren jedoch die gröbsten Arbeiten allein fertig. Ludwig XVIII. wollte die Gallerie vollendet wissen, und die Verwirklichung des neuen Planes wurde den Herren Abel de Pujol und Blondel anvertraut, welche die Plasonds der 8 Travéen mit Sujets aus der Fabel der Diana ausschmückten. Die 24 Gemälde, welche diese Gallerie zieren, sind modern; theils Genrebilder, theils historische Landschaften, welche Waffenthaten aus der französischen Geschichte darstellen und von der Civilliste in den verschiedenen Salons seit 1815 aufgekauft worden sind. Die bemerkenswerthesten darunter sind: der heilige Ludwig am Grab seiner Mutter, von Bouton; Ludwig VII. in dem Engpaß von Laodicea, von Boisselier; Heinrich IV. und der Kapitän Michaud, von Watelet; Franz I., Dianen von Poitiers die Gnade ihres Vaters bewilligend, von Mad. Haudebourt-Lescot; der heilige Ludwig, Gefangene befreiend, von Granet; der Tod des Königs Carlmann, von Remond; endlich die Jungfrau von Orleans, ihr Schwert der Mutter Gottes weihend, von Regnier.

Am äußersten Ende dieser Gallerie befindet sich der Saal gleiches Namens, welcher von Blondel ganz neu ausgemalt ist. Die unter der Regierung Karls X. unterbrochenen Arbeiten sind seit dem Jahre 1833 mit neuem Eifer betrieben und bis heute rastlos fortgesetzt worden. Wir wollen hier der Reihenfolge nach angeben, welche Theile des Schlosses wieder restaurirt worden sind, bemerken aber im Voraus, daß die Künstler, welche mit diesen Restaurationen beauftragt waren, und der Architekt, welcher die Arbeiten leitete, Hr. Dubreuil, unbedingtes Lob verdienen.

Unter der Gallerie Heinrichs II. und auf dem ovalen Hofe existirte eine Gallerie von derselben Ausdehnung, die unter Franz I. errichtet worden war, welcher sie zu einem Museum von antiken Gypsmodellen bestimmt hatte. Unter Ludwig XIV. war diese Gallerie durch unregelmäßige Bretterwände zertheilt und in lauter Wohnzimmer für das Gefolge des Dauphins verwandelt worden; später hatte man die Aufwärter und Diener des Schlosses darin untergebracht. Diese unförmlichen Bauten sind verschwunden und haben einer schönen Gallerie Platz gemacht, deren Architektur und Ornamente ganz neu sind. Die Länge dieser Gallerie betrug 88, die Breite 30 Fuß, die Höhe leider nur 13 Fuß. Durch dieses Mißverhältniß erschien sie zu gedrückt, welchen Uebelstand man dadurch zu heben gesucht, daß man den Plasond höher gemacht hat. Dieser Saal zeichnet sich durch seinen architektonisch strengen Charakter aus; die Decorationen sind im Geschmack der Renaissance; 80 Säulen dorischer Ordnung, und von meergrüner Farbe, auf Piedestals ruhend, stützen Felderdecken von der geschmackvollsten Eleganz. Große, breite Spiegel füllen die Zwischenräume zwischen den Säulen. Die Thüren, welche zum Theil nach denen aus dem 15. Jahrhundert, die noch im Louvre existiren, gegossen worden, sind mit vergoldeten Zierrathen bedeckt, welche sich auf verschiedenfarbigem Grunde abdrücken.

Der Ballsaal, auch Saal der hundert Schweizer und Gallerie Heinrichs II. genannt, weil er, obschon unter Franz I. erbaut, wie es die auf den Außenwänden noch vorhandenen Salamander andeuten, doch erst unter seinem Nachfolger ausgeschmückt wurde, bot vor vier Jahren nichts als beschädigte Verzierungen, ausgelöschte Fresken und ein eichenes Getäfel dar, welches mit den Namenszügen Heinrichs II. und Dianens von Poitiers überladen war, und die Devise dieses Königs trug: Donec totum impleat orbem. Gegenwärtig ist diese Gallerie die prächtigste des ganzen Schlosses. Die acht großen, von Niccolo dell' Abate nach den Zeichnungen seines Meisters Primaticcio gemalten Fresken, welche verschiedene mythologische Gegenstände vorstellten, waren fast gänzlich zu Grunde gerichtet. An vielen Stellen war der Kalk abgefallen; hier und da sahen die Fresken aus, wie alte, von den Würmern zerfressene, verblichene Tapeten. Die Erneuerung dieser Deckengemälde wurde dem Pinsel des Hrn. Alaux anvertraut, welcher alle Schwierigkeiten seines Auftrags zu überwinden verstanden hat. Indem er alte Kupferstiche, Copien, Beschreibungen, kurz alle möglichen Hülfsmittel zu Rathe gezogen, ist es ihm gelungen, das Werk Primaticcio's und Niccolo's in allen seinen Nüancen wiederherzustellen. Da er die ursprüngliche Freskomalerei nicht anwenden konnte, weil man in diesem Falle die noch bestehenden Theile hätte zerstören müssen, war er genöthigt, seine Zuflucht zur enkaustischen Manier zu nehmen, welcher Versuch überaus glücklich ausgefallen ist. Dasselbe Verfahren haben die HH. Picot und Abel de Pujol mit gleichem Erfolg auf ihre Arbeiten

Digitized by Google

angewandt. Im Hintergrund des Saals, über einer mit künstlichem Schnitzwerk versehenen Tribune, welche dasselbe Wappen wie die Decke trägt, ist ein Freskogemälde, welches ein Concert darstellt, und dadurch merkwürdig ist, weil darauf alle im 16. Jahrhundert gebräuchliche Instrumente abgebildet sind. Am entgegengesezten Ende der Gallerie ist ein prächtiges Kamin, ein von dem Bildhauer Guillaume Rondelet, unter der Leitung Philibert Delorme's, ausgeführtes Meisterwerk. Die Mitte von jonischer Ordnung ist mit einer zierlichen Eisenplatte eingefaßt, worauf man das französische Wappen, mit Fruchtschnüren und Blumenguirlanden umgeben und vom Halbmond überragt, sieht. Acht Fuß hohe bronzene Satyrn, mit Fruchtkörben aus demselben Metall beladen, trugen ehemals dieses ungeheure Kamin. Im J. 1795 wurden sie fortgeholt und in die Gießerei geschickt, um Kanonen daraus gießen und Kupfermünze schlagen zu lassen. Napoleon ließ ihre Stelle durch zwei cannelirte, jonische Säulen von weißem Stuck ersetzen, welche wir heute noch sehen. Der Plasond, aus 27 achteckigen Deckenfeldern bestehend, ist neu restaurirt worden; aber das Tafelwerk ist ganz nach dem Modelle des alten ausgeführt; die Felder sind von polirtem Eichenholz und mit Vergoldungen bereichert. Der Zimmerfußboden, dessen eingelegte Arbeit von inländischem Holz mit den Verzierungen des Plasonds harmonirt, ist ganz modern und ausgezeichnet schön. Zulezt haben wir noch zwölf prachtvolle Kronleuchter von vergoldeter Bronze zu erwähnen, welche ganz geschmackvoll und mit dem Kunststyl des Saals in schönem Verhältniß sind. Jeder davon trägt sechs Carcel'sche Lampen und 36 Wachslichter. Wenn dieser Saal illuminirt ist, muß er eine magische Wirkung hervorbringen.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten vom Oktober.

Ausgrabungen und Alterthümer.

London, 8. Oktober. Vor Kurzem fand man auf dem Kirchhofe von Donagh (Ireland) unter den Trümmern einer ehemaligen Abtei eine kleine Bildsäule von Erz von schöner Arbeit. Sie ist mit einer Waffenrüstung bekleidet, und hält in der Hand eine Weltkugel. Man hält sie für einen Odin.

Kahira. Das Morning Chronicle theilt aus einem Briefe des Ingenieurs Waghorn aus Kahira vom 24. Aug. mit, der Oberst Vyse habe drei Monate mit Untersuchung der Pyramiden und Nachgrabungen im großen Maßstabe zugebracht, und sey in seinen Nachforschungen glücklicher gewesen, als selbst Belzoni und Caviglia; er werde die Resultate wohl der Antiquarian Society zu London mittheilen.

St. Petersburg, 18. Oktober. Hr. Aschik hat zu Kertsch neuerdings wieder ein Königsgrab entdeckt, das 8 Faden hoch ist und im Durchschnitt 125 Faden hat. Der unterirdische Gang zum Grabe erstreckt sich 15 Faden lang. Das Innere bildet ein konisches Gewölbe, das vom Boden bis zum Schlußstein 6½ Faden Höhe hat. Es ist schwer zu bestimmen, um welche Zeit und für welchen Bosporischen König dieses Grab erbaut wurde; aller Wahrscheinlichkeit nach gehört es in die ersten Zeiten der Herrschaft der Griechen in diesem Lande.

Preisbewerbungen.

Paris, 5. Oktober. Für den großen Preis der Architektur, um den sich die HH. Guénepin, Durupt, Huchard, Godebœuf, Geslin, Esnard, Blot und Péron bewarben, war ein Pantheon aufgegeben worden.

Die großen Preise für Geschichtsmalerei sind folgendermaßen vertheilt worden. Den ersten großen Preis erhielt J. Murat, 30 Jahre alt, Schüler von Regnault und Blondel, den ersten zweiten großen Preis Th. Couture, 22. J. alt, Schüler von Gros und Delaroche; den zweiten großen Preis P. N. Brisset, 17 J. alt, Schüler von Picot; den dritten zweiten großen Preis J. B. Guignet, 27 J. alt, Schüler von Regnault und Blondel.

Statistik der Kunst.

Paris, 13. Oktober. Der Minister des Innern hat zur Erhaltung historischer Denkmäler eine Commission unter dem Vorsiz des Directors der Monumente ernannt, die aus dem Baron Taylor, Grafen Anatole Montesquiou, Hrn. Vitet, Cariste, Felix, Dupan (Architekten der Schule der schönen Künste), und Prosper Merimée (Inspector und Secretär der Commission) besteht.

Weimar. Durch eine im hiesigen Regierungsblatt erschienene Verordnung sind die Landesbehörden aufgefordert worden, auf die Erhaltung der vaterländischen Alterthümer jeder Art, seyen es Bauwerke, Bildwerke, Malereien, Waffen, Urkunden u. dergl., Bedacht zu nehmen. Die Verordnung gibt zugleich genaue Vorschriften über das Verfahren bei Translocation, Reinigung oder Wiederherstellung solcher Gegenstände und sucht jeder unkundigen Willkühr Schranken zu setzen.

Erfurt, 2. Oktober. Die königliche Regierung allhier hat durch eine kürzlich publicirte Verfügung, in Folge höherer Anordnung, die Vorstände sämmtlicher öffentlichen Anstalten abermals auf das Gemessenste angewiesen, an den ihrer Aufsicht untergebenen Kunstsachen, wie z. B. architektonischen Denkmälern, Kirchengemälden, gemalten Fenstern ꝛc., weder Reinigungen noch Restaurationen ohne höhere Genehmigung vorzunehmen und nichts dergleichen zu veräußern.

Rom. Die deutschen Künstler wurden durch das Eintreffen zweier Aerzte, welche S. Maj. der König von Bayern eigens hierher sandte, um während der Cholera jedem derselben unentgeltlich beizustehen, freudig überrascht. Von der österreichischen und preußischen Regierung wurden ebenfalls Aerzte hierher gesandt, so daß wir gegenwärtig acht deutsche Doctoren hier zählen. Die ausländischen Künstler, Thorwaldsen an der Spize, haben eine Dankadresse an den König von Bayern beschlossen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№. 101.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 19. December 1837.

Restaurationen im Schloss von Fontainebleau.

(Beschluß.)

Auf den ovalen Hof hinaus geht ein allerliebster Portikus, der wegen des Reichthums seiner Verzierungen das goldene Thor (la porte dorée) genannt worden ist. Dieser Durchgang ist vermittelst einer Mauer in zwei gleiche Hälften abgetheilt; die Zwischenmauer ist mit einer Thür durchbrochen, welche, wie die ausgehauenen Namenszüge in den oberen Feldern andeuten, in das Jahrhundert Ludwigs XIV. gehört. Die Mauerwände waren mit verschiedenen mythologischen Darstellungen von Meister Roux (il Rosso), dem Hofmaler Franz I., geschmückt. Seit langer Zeit waren diese Fresken in völlige Vergessenheit gerathen; kaum entdeckte man noch hie und da einige Farbenüberreste. Die Erneuerung derselben wurde Hrn. Picot übertragen. In vielen Theilen konnte der Künstler die ursprünglichen Züge befolgen; in mehreren andern aber hat er seine Zuflucht zu Kupferstichen nehmen müssen, welche man nach langem Suchen wieder aufgefunden und dem Künstler zur Benutzung übergeben hat, damit er sich so treu als möglich an die strenge Art des Meisters halten möge. Unter Franz I. führte eine einzige Treppe von dem goldenen Thor zur Gallerie Heinrichs II.; unter Ludwig XV. wurde eine zweite Treppe gebaut, indem man die Decke eines prächtigen und im Geschmack des 16. Jahrhunderts reichverzierten Saals durchbrach, welcher unter dem Namen des Alexandersaals bekannt war. Die Verzierungen und Malereien sind aufbewahrt worden; leztere bestehen in vier großen Gemälden und eben so vielen Medaillons von Primaticcio und Niccolo, welche einige Züge aus dem Leben Alexanders darstellen. Die größtentheils sehr beschädigten Bilder hat Hr. Abel de Pujol wieder restaurirt, welcher außerdem beauftragt war, die neu erbaute Saaldecke mit der Apotheose Alexanders zu schmücken.

Der Saal der Garden, eine Art Theaterfoyer, kann als vollkommen neu betrachtet werden; er enthält nichts Altes, als die Decke mit hervortretenden Balken, die mit Arabesken und den gekrönten Namenszügen Heinrichs IV., Ludwigs XIII. und Anna's von Oestreich bedeckt sind, und den Fries, welcher unterhalb der Decke in einer Breite von 20 Zoll herumläuft. Dieser Fries war durch eine Tapete verdeckt, und nicht ohne Erstaunen hat man beim Herunterreißen dieser Fetzen auf Goldgrund gemalte Trophäen und Waffen gefunden. Alle übrigen Verzierungen des Saals sind modern, und von Hrn. Mönch mit Talent ausgeführt. Das Getäfel enthält die Medaillons mehrerer französischen Könige, mit ihren Devisen und den Auszeichnungen umgeben, welche den Kunstgeschmack ihrer Regierungsepochen charakterisiren. Es war eine sehr glückliche Idee, auf diese Weise die verschiedenen Kunstphasen unter den früheren Königen von Frankreich zusammenzustellen. In eben diesem Saal der Garden befindet sich ein Kamin aus der Zeit Heinrichs IV., dessen Ueberreste seit Ludwig XV. auf einem Speicher lagen. Es war nur noch die künstlich sculptirte Einfassung davon übrig, welche Basreliefs einrahmte, worauf die Schlacht bei Ivry, die Uebergabe von Nantes und das colossale Reiterportrait Heinrichs IV. abgebildet waren. Da die nöthige Höhe fehlte, um dieses unermeßliche Kamin in seinem ursprünglichen Zustande wiederherzustellen, war man gezwungen, die Figur Heinrichs IV. in dem Saal des heiligen Ludwig unterzubringen und die dadurch veranlaßte Lücke mit einer einfachen Büste auszufüllen. Der untere Theil des Kamins ist ganz modern und reichlich mit den Namenschiffern Heinrichs IV. und Ludwig Philipps versehen.

Das Zimmer: der erste Tapetensaal genannt, ist mit einem Plafond in demselben Styl wie der Plafond der Gallerie Heinrichs II. verziert worden; er ist von Tannenholz, der Grund von Mahagony, die Leisten schwarz und die Füllungen achteckig mit vergoldeten Rosetten. Die Decoration dieses Zimmers steht mit der

Digitized by Google

Nr. 1 Allgemeine Bestimmungen.

Die Bestimmungen über Ausfuhrverbote und -beschränkungen sind in der Anlage zu dieser Ausfuhrliste enthalten.

Die Ausfuhrliste ist in Verbindung mit der Ausfuhrverordnung zu lesen. Sie enthält Bestimmungen, die von der Ausfuhrverordnung abweichen oder sie ergänzen.

Die Ausfuhrliste ist in Verbindung mit der Ausfuhrverordnung zu lesen. Sie enthält Bestimmungen, die von der Ausfuhrverordnung abweichen oder sie ergänzen.

Die Ausfuhrliste ist in Verbindung mit der Ausfuhrverordnung zu lesen. Sie enthält Bestimmungen, die von der Ausfuhrverordnung abweichen oder sie ergänzen.

Die Ausfuhrliste ist in Verbindung mit der Ausfuhrverordnung zu lesen. Sie enthält Bestimmungen, die von der Ausfuhrverordnung abweichen oder sie ergänzen.

Die Ausfuhrliste ist in Verbindung mit der Ausfuhrverordnung zu lesen. Sie enthält Bestimmungen, die von der Ausfuhrverordnung abweichen oder sie ergänzen.

Die Ausfuhrliste ist in Verbindung mit der Ausfuhrverordnung zu lesen. Sie enthält Bestimmungen, die von der Ausfuhrverordnung abweichen oder sie ergänzen.

Die Ausfuhrliste ist in Verbindung mit der Ausfuhrverordnung zu lesen. Sie enthält Bestimmungen, die von der Ausfuhrverordnung abweichen oder sie ergänzen.

Die Ausfuhrliste ist in Verbindung mit der Ausfuhrverordnung zu lesen. Sie enthält Bestimmungen, die von der Ausfuhrverordnung abweichen oder sie ergänzen.

Die Ausfuhrliste ist in Verbindung mit der Ausfuhrverordnung zu lesen. Sie enthält Bestimmungen, die von der Ausfuhrverordnung abweichen oder sie ergänzen.

Die Ausfuhrliste ist in Verbindung mit der Ausfuhrverordnung zu lesen. Sie enthält Bestimmungen, die von der Ausfuhrverordnung abweichen oder sie ergänzen.

Nekrolog.

Sigalon.

Xavier Sigalon wurde im J. 1790 zu Uzés, im Departement des Gard, von armen Eltern geboren. Er entwickelte von früher Jugend an große Geschicklichkeit im Zeichnen; aber bei dem besten Willen seiner Familie war es ihm nicht möglich, diese Naturanlagen auf eine glückliche Weise auszubilden. Um sich einige Ressourcen für die Zukunft zu schaffen, beschäftigte er sich mit dem Ausmalen von Dorfkirchen; allein da dieses Gewerbe kaum hinreichte, ihn zu ernähren, bewarb er sich um eine Stelle als Commis bei der Mairie in Nismes; nebenher war er maitre d'études in einer Pensionsanstalt. Durch Ersparnisse und Entbehrungen gelangte er endlich so weit, daß er auf einer größeren Scene zu debutiren wagte. Voller Hoffnungen und Träume begab er sich in seinem dreißigsten Jahre nach Paris, fest überzeugt, daß Talent und Verdienst sich ohne Hindernisse Bahn brechen und gerades Wegs zu Ruhm und Glücksgütern führen.

Er arbeitete zuerst bei Souchon, und sodann in dem Atelier des Akademikers Guerin, wo er sechs Monate blieb. Das erste Gemälde, welches er im Salon ausstellte, die Courtisane, fesselte gleich Anfangs die öffentliche Aufmerksamkeit. Die Regierung kaufte es dem jungen Künstler ab, und bereicherte damit die Gemäldegallerie des Luxemburg, wo es seitdem geblieben ist.

Die Ausstellung des Jahres 1824 brachte Sigalons Meisterwerk, seine Lokusta, welche lange und heftige Debatten zwischen den damaligen Classikern und Romantikern veranlaßte und mit unerhörtem Lob und Tadel überschüttet wurde. Diese Composition stellte die Lokusta dar, wie sie die Wirkung eines ihrer Gifte an einem Sclaven probirt, während Nero zusieht. Die Physiognomie der Giftmischerin, welche eine raffinirte Grausamkeit verräth, bildet einen frappanten Pendant zu der ruhigen, blutgierigen Haltung des Kaisers, welcher die lezten Zuckungen seines Opfers eben so kaltblütig betrachtet, als der Anatom den Leichnam unter seinem Scalpirmesser. Die Ausführung war von derselben Energie, und Kraft der Erfindung und Colorit stellten die Sigalon'sche Lokusta auf gleiche Stufe mit der Gericault'schen Medusa, welche bei ihrem Erscheinen dieselben leidenschaftlichen lobenden und tadelnden Kritiken erfahren. Das war von jeher das Loos aller Kunstwerke, welche aus den bannalen Schranken des herkömmlich Schönen heraustraten. Hr. Lafitte kaufte die Lokusta für 6000 Franken; da jedoch seine Frau den Gegenstand zu gräßlich fand, erhielt der Künstler sein Bild zurück, mit dem Auftrage, eine Liebesscene zu malen.

Später gab Sigalon seine Athalie, welche die königlichen Prinzen ermorden läßt, eine große, energische Composition, voller Leben und Kraft, welche dieselben Eigenschaften wie sein voriges Bild verrieth, und auch ganz dieselben enthusiastischen Lobsprüche und dieselben wüthenden Vorwürfe erhielt. Bei dieser Gelegenheit war es, wo der gegenwärtige Secretär des Louvremuseums, Hr. Cailleur, dem Maler der Lokusta in Gegenwart mehrerer seiner Collegen erklärte, daß er in seiner Kunst nie etwas Eigenthümliches leisten werde, und sich deßhalb darauf beschränken solle, David zu copiren. Diese Prophezeihung, weit entfernt in Erfüllung zu gehen, entmuthigte den strebenden Künstler. Bitter gekränkt, bot er das Gemälde um einen Spottpreis feil; aber es fanden sich keine Käufer; er war genöthigt, seine Leinwand zusammenzurollen und in einen Winkel zu stellen.

Noth und Hunger zwangen ihn, zur Porträtmalerei seine Zuflucht zu nehmen. Aus dieser Zeit stammen das Porträt des Hrn. Schölcher und die schönen Zeichnungen lebensgroßer Figuren, welche der Künstler auf einer öffentlichen Auction im Hotel Bouillon versteigern ließ, wo sie für 40 Franken einem bekannten Acteur des Theatre français zugeschlagen wurden. Gegenwärtig hat ein Kunsthändler seinem Besitzer 4000 Franken dafür geboten.

Nach der Julirevolution erhielt Sigalon von der neuen Regierung mehrere Bestellungen; der Minister d'Argout gab ihm zwei Bilder zu malen: Ludwig Philipp passirt die Revue der Nationalgarde zu Jemappes; Ludwig Philipp besucht die Fabrik des Hrn. Köchlin in Mühlhausen. Sigalon lehnte die Ausführung dieser Gegenstände ab, indem sie wenig seinem Geschmacke und seinem Talente behagten.

Unter dem Ministerium Thiers vollendete Sigalon im Auftrag der Regierung einen heil. Hieronymus, eine Kreuzigung Christi und einen Johannes den Täufer, welche einen minder glänzenden Erfolg hatten als seine ersten Werke, weil sie nicht denselben Grad von Originalität besaßen. Er sieht sich darauf abermals verlassen; ohne Arbeit, ohne eigenes Vermögen, geräth er bald in das tiefste Elend. Er ist genöthigt, seine Möbel zu verkaufen und nach seiner Vaterstadt Nismes zurückzukehren, wo er durch Zeichnenunterricht sein spärliches Auskommen findet.

In dieser traurigen Lebenslage ließ Hr. Thiers die Aufforderung an ihn ergehen, ob er eine Copie des jüngsten Gerichtes von Michel Angelo übernehmen wolle, welche Delacroix und sechs andere Künstler ausgeschlagen hatten. Sigalon ging mit Freuden auf dieses Anerbieten ein, machte sich gegen eine Summe von 60,000 Franken für die Ausführung verbindlich, und

Digitized by Google

reiste im J. 1833 nach Rom ab, um frisch ans Werk zu gehen. Aber, wie immer, so hatte er sich auch diesmal verrechnet; die Kosten zur Vollendung dieser unermeßlichen Arbeit beliefen sich auf 50,000 Fr.; die Regierung berücksichtigte diesen Umstand, und entschädigte ihn durch einen Zuschuß von 30,000 Fr. und die Zusicherung einer lebenslänglichen Rente von 3000 Fr.

Nach vier Jahren anhaltender Arbeit hatte er endlich sein grandioses Werk zu Stande gebracht, und der Beifall, welcher demselben zu Theil wurde, veranlaßte eine neue ähnliche Bestellung. Er sollte nun auch die Propheten und Sibyllen der Sixtinischen Capelle copiren; schon hatte er mit Lust und Liebe begonnen, da überraschte ihn der Tod mitten in seinen Glücksträumen und in dem kräftigen Mannesalter von 46 Jahren. Er starb im August an der Cholera. Die ersten Anfälle der Krankheit ergriffen ihn mitten unter seinen Arbeiten, welche er nur aufgab, als er vor Schmerzen keinen Pinsel mehr halten konnte; man behauptet, daß dieser übergroße Eifer die Entzündung des Unterleibs vermehrt habe und eine von den Ursachen ward, welche alle Bemühungen der Wissenschaft, die Heftigkeit des Uebels zu bekämpfen, vereitelte.

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten vom Oktober.

Technisches.

Berlin, 1. Oktober. Dem Lehrer am königl. Gewerbsinstitute, Boy, ist unterm 27. September ein Patent auf eine Maschine, durch welche Basreliefs und Figuren in einem beliebigen Material copirt und ausgearbeitet werden, auf acht Jahre für den Umfang der Monarchie ertheilt worden.

London. Hoskins theilt in seinem neuesten Werke, a visit to the Oases, ein einfaches Verfahren mit, Facsimile's von Basreliefs zu erhalten. Steifes, ungeleimtes Papier wird angefeuchtet und mit einem Handtuche und den Fingern in alle Vertiefungen des Werks gedrückt, dann aber auf den Sand oder den Boden gelegt, um abzutrocknen. Haben die Sculpturen Farbe, so muß man Sorge tragen, daß nur die eine Seite des Papiers befeuchtet und die trockene gegen die Basreliefs gekehrt wird. So verschaffte sich Hoskins Hunderte von Formen, nach denen auch die Stiche seines Werks gearbeitet sind, und die seine arabischen Diener sehr bald zu machen erlernten.

Paris, 12. Oktober. Hrn. Engelmann, welcher sich schon viele Verdienste um die Fortschritte der Lithographie in Frankreich erworben hat, ist es nun auch gelungen, den lithographischen Farbendruck zur Vollendung zu bringen. Er nennt sein Verfahren Chromalithographie, und hat ein Album herausgegeben, welches Proben der neuen Erfindung enthält. Man sieht daraus, daß jeder Künstler nach seiner Weise die farbige Zeichnung auf den Stein bringt, und das mechanische Verfahren beim Abdrucke so leicht und sicher ist, daß es von jedem gewöhnlichen Drucker besorgt werden kann.

Persönliches.

Bona. Hr. Adrian Berbrugger begleitet im Auftrag der französischen Regierung die Expedition nach Constantine als Alterthumsforscher. Die Ausbeute ist für das Antiquitätencabinet in Algier bestimmt.

Paris, 30. September. Ein junger italienischer Bildhauer, T. Ristori, hatte auf einer Reise in Frankreich das Unglück, bei Lyon mit dem Wagen umgeworfen und dergestalt verwundet zu werden, daß er in das Hospital gebracht werden mußte. Hier arbeitete der junge Mann aus Wachs einen Christus am Kreuze, der so viele Aufmerksamkeit erregte, daß Ristori bei seiner Ankunft in Paris von Hrn. Carafa der Königin vorgestellt wurde, die bei ihm die Ausführung seines Christus in Bronze bestellte.

London, 3. Oktober. Die Königin hat den bekannten Miniaturmaler Alf. Ed. Chalon zu ihrem Hofmaler ernannt. Er malt gegenwärtig das Portrait J. M. in Miniatur. Hr. Behnes ist zum Hofbildhauer ernannt worden. Das dem berühmten Arzte Dr. Babington in der St. Paulskirche errichtete Denkmal rührt von diesem Künstler her. Er ist der Bruder des unlängst in Rom verstorbenen jungen Bildhauers H. Burlowe (s. Nachrichten vom September), der aus Bescheidenheit, um nicht mit seinem schon berühmten Bruder verwechselt zu werden, seinen Familiennamen geändert, der sich aber auch schon durch mehrere gelungene Büsten, u. a. E. L. Bulwer's, vor seiner Abreise nach Rom rühmlich bekannt gemacht hatte.

München, 2. Oktober. Die beiden Preyer, der Frucht- und der Blumenmaler, haben vor Kurzem mit mehreren andern Rheinländern und Westphalen Düsseldorf verlassen, und München zu ihrem Aufenthaltsorte gewählt.

Nekrolog.

Basel. Auf dem Splügen ist der Maler W. Schweizer aus Zürich auf der Heimkehr von Chiavenna von seinem Reitpferde, welches ihn so abgeworfen hatte, daß er im Steigbügel hängen blieb, zu Tode geschleift worden.

Rom. Am 15. September starb hier der Bildhauer Antonio d'Este, in Venedig 1753 geboren, Mitglied und Professor der Akademie von San Luca, wo er im Verlauf der Zeit alle Ehrenämter, bis zum Präsidenten, bekleidet hatte. Viele Jahre war er Director des vatikanischen Museums, und ist, im Verein mit Canova, als Ordner der gegenwärtigen Aufstellung zu betrachten. Wenn der Verstorbene auch nicht zu den ausgezeichnetsten Künstlern gezählt werden kann, so besitzt man doch von seiner Hand mehrere Basreliefs, die nicht ohne Verdienst, und von denen zwei in den Kirchen S. Giovanni und S. Marco zu sehen sind. Vorzüglich hat er während seines langen Lebens viele gute Büsten geliefert. In seiner Stellung als Director des Museums bewies er sich den Künstlern höchst wohlwollend und fördernd. Sein Nachfolger ist der Bildhauer Fabris.

Der berühmte Kupferstecher Professor Fontana, ein Schüler Raffael Morghen's, ist hier am 18. d. M. im 74. Jahre seines Alters mit Tod abgegangen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 102.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 21. December 1837.

Nekrolog.

(Beschluß.)

Die Copie des jüngsten Gerichts ist Sigalons schönstes Vermächtniß, und es lohnt sich schon der Mühe, sie näher zu würdigen. Es würde zu weit führen, dieses unermeßliche Bild von 50 Quadratschuh Umfang, worauf mehr als 300 Personen sich bewegen, bis in's Einzelne zu schildern und zu analysiren. Ist es nicht bekannt genug, daß Michel Angelo jenen Vers des Evangelisten Matthäus: Videbunt filium hominis venientem in nubibus coeli, cum virtute multa et majestate, daß im obern oder himmlischen Theile des Gemäldes Christus der Herr thront, nicht als der sanfte Erlöser der Menschen und der demüthige Sohn Mariens, sondern als der unerbittliche, strenge Richter, welcher die Handlungen der Menschen mit gleicher Wage abwägt, und nicht einmal die Thränen seiner Mutter beachtet; daß um ihn und die ihm zunächst stehenden Heiligen herum eine Gruppe Erscheinender mit ängstlichen Gefühlen die Richtersprüche seines Mundes erwartet; daß die seine Befehle vollstreckenden Engel die Auserwählten gen Himmel holen oder die Verurtheilten den Händen der Dämonen überliefern; daß in dem untern oder irdischen Theile auf der einen Seite die Todten beim Schall der ewigen Posaunen aufwachen, während auf der andern Seite die in einer Gruppe Verurtheilter personificirten Laster und Sünden in der Schicksalsbarke zusammengedrängt sind, die eben bereit ist, in einen Höllenschlund hineinzufahren? Wenn die Menge und Mannichfaltigkeit der Episoden eine lange und anhaltende Aufmerksamkeit erfordert, so sind doch die eben angeführten Einzelheiten die Hauptzüge des Ganzen, welche klar aus dem Zusammenhang hervortreten und über die ganze Composition einen leichten Aufschluß geben. Seitdem die Copie Sigalons in den Petits Augustins ausgestellt ist, hat das Werk Michel Angelo's sich die Kritik der Feuilletons gefallen lassen müssen; man hat viele angebliche Mängel entdeckt, z. B. unreinen Geschmack, unstatthafte Vermischung des Heiligen und Profanen, verzerrte Darstellungsweise einzelner Personen; manche haben sogar die Zeichnung angegriffen und bemerkt, daß die Extremitäten im Allgemeinen zu klein, die Köpfe mit den Leibern nicht proportionirt wären u. dgl. mehr.

Vielleicht ist es für den Leser nicht ohne Interesse, zu erfahren, was Sigalon selbst von diesem Werke urtheilte. Einige Tage vor seinem Tode schrieb er an einen seiner Freunde in Paris folgende Aeußerung über die Fresken Michel Angelo's:

„Gegenwärtig, da ich das unermeßliche Gemälde Michel Angelo's mit freieren Augen und ohne Störung betrachte, fühle ich mehr als je, daß es einen auffallenden Charakter von Eile hat, ja so zu sagen improvisirt ist. Mit den künstlerischen Arbeiten eines ganzen Jahrhunderts und eines ganzen Landes beauftragt, konnte der Maler die Vollendung dieser Fresken nicht unter den gewöhnlichen Bedingungen eines Werkes der Malerei annehmen; daher gewahrt man auch ohne Mühe, daß der Künstler bereits vor Beendigung seiner Arbeit ungeduldig geworden ist. Viele Figuren des lezten Planes sind nur hingeworfene Skizzen, und um sich zu zerstreuen und die Vollendung zu beschleunigen, hat der Maler seine Zuflucht zur Phantasie genommen. Die Fresken der Sixtinischen Capelle sind halb Kunstwerk, halb Karikatur. Jene Symbole, welche mitunter die Grenzen des Lächerlichen überschreiten, jene grotesken oder obscönen Stellungen deuten offenbar an, daß der Künstler des Gegenstands müde und gezwungen war, zur Wirklichkeit zurückzukehren, um das Werk vermittelst einer erkünstelten Begeisterung zu vollenden. Jene grinsenden Männer, jene sich krümmenden Gestalten sind seine Feinde, seine Kritiker, seine Neider, an welchen Michel Angelo mit seinem Pinsel Rache genommen, wie sie Dante mit seiner Feder gezüchtigt hatte. Michel Angelo hatte ein Gemälde angefangen; er hat eine Flugschrift unterzeichnet."

Digitized by Google

Wenn die Ideen Sigalons nicht allgemein für voll angenommen werden können, so helfen sie doch wenigstens jenen über die ganze Composition verbreiteten skizzenartigen Charakter und die angeblichen Mängel erklären, welche Jeder zu entdecken glaubt, wenn er das Werk Michel Angelo's zum erstenmal sieht, und welche gewiß dem Künstler eben so wenig als den Tausenden von Besuchern entgangen sind, die seit 300 Jahren nach den Fresken der Sixtinischen Capelle gewallfahrtet. Er hat diese Fehler begangen, weil er sie begehen wollte.

Der erste von diesen so oft aufgedeckten und gerügten Fehlern ist das disproportionelle Verhältniß der dargestellten Figuren. Der Heiland, seine unmittelbare Umgebung und die Gruppen der Auserwählten sind zweimal so groß, als die Figuren des untern Theils; sie bieten ferner mehr jene athletischen Formen, jene Zeichen übermäßiger Kraft, welche Michel Angelo vorzugsweise liebte und vielleicht über die Gebühr angewandt hat. Dieses Mißverhältniß springt in die Augen, und eben deßhalb muß man es anders, als durch eine grobe Nachlässigkeit von Seiten des Künstlers erklären. Man darf es eben so wenig auf Rechnung eines materiellen Calküls, z. B. einer effectvollen Perspective setzen; denn wenn Michel Angelo Solches beabsichtigt hätte, als er seine Figuren von unten nach oben, von den Verdammten bis zum Heiland hinauf, allmählig vergrößerte, so würde er dies fortschreitende Verhältniß noch weiter getrieben haben; die obersten Gruppen dagegen, die der Engel, welche das Kreuz tragen, werden wieder kleiner, und haben dieselben Formen, wie die Figuren des ersten Planes. Michel Angelo hatte einen andern Beweggrund. Er konnte diese lezte Entwirrung dieses großen menschheitlichen Drama's nicht wie ein gewöhnliches Genrebild oder wie ein historisches Gemälde behandeln; um seine Gedanken vollkommen auszudrücken, mußte er zu Allegorien seine Zuflucht nehmen, und in diesem Sinne bezeichnete er durch das Mißverhältniß der Körperformen zwischen den Auserwählten und Verdammten die Vorzüge der Erstern vor den Lezteren. Dies dünkt uns die einfachste und natürlichste Erklärung jenes augenscheinlichen Factums.

Der zweite dieser Composition so lange vorgeworfene Fehler, welcher nicht sowohl die materielle als die moralische Anordnung betrifft, ist, daß er in seiner Gruppe von Verurtheilten auf dem ersten Plane rechts zu tolle Grimassen schneidende Figuren und zu winzige, fast lächerliche Details angebracht habe, welche der Heiligkeit des Gegenstandes wenig anpassend seyen, und allenfalls in einer Versuchung des heiligen Antonius von Teniers oder Callot, nicht aber in einem ernsten biblischen Werk figuriren könnten. Dieser Vorwurf scheint begründeter, und der Theil, welchen er trifft, hat vielleicht in der That nicht die ganze Erhabenheit und majestätische Schönheit des übrigen Gemäldes. Aber jener Mangel läßt sich erklären, wenn auch nicht vollkommen rechtfertigen. Der fromme und strenge Michel Angelo, eine Art Lutheraner zu Rom und Republikaner zu Florenz, hat diesen Theil seines Bildes mit einer Satyre ausgefüllt und sich durch die Epigramme seines Pinsels an denen gerächt, welche er weder reformiren noch besiegen konnte. Der Stolz, die Ehrsucht, der Geiz, die Unzucht, alle jene garstigen, in diesem Winkel zusammengehäuften und mit komischen Attributen bekleideten Laster, sind die Großwürdenträger der Kirche, welche den römischen Purpur entehrten, und die Mitglieder oder Klienten der mächtigen Familie, welche sein Vaterland unterdrückte.

Auffallend ist es, warum Michel Angelo, der doch alle religiösen Symbole zu seiner Verfügung hatte, keinen Unterschied zwischen den himmlischen und irdischen Wesen seines Gemäldes gemacht. Alle Engel, sowohl die, welche die Posaune blasen, um die trägen Todten aufzuwecken, als die, welche die Befehle Christi vollstrecken, und der Heiland selbst sind bloße Menschen. Nichts unterscheidet sie von den übrigen Sterblichen; keine Strahlenkronen, keine ausgebreiteten Schwingen, kurz keine von den Insignien, welche doch die christliche Kunst und der christliche Glaube gestatteten. Dieser Umstand vermehrt noch ein wenig die Verwirrung, welche ohnehin bei einem so umfassenden und zusammengesezten Gegenstande unvermeidlich ist.

Die Copie Sigalons zeugt von hohem Talent. Es ist unermeßlich schwer, ein so weitläufiges Ganze und eine so schreckliche Menge Details treu wiederzugeben. Eine Copie ist keine Uebertragung, keine Begeisterung, welche eine andere Begeisterung wiedergibt, keine identische Wiederholung des Gedankens in unabhängiger Form; der Copist macht eine Durchzeichnung, er hat eine Begeisterung vor sich, nach der er sich modeln, ein anderes Leben, in das er sich hineinleben, ein anderes Genie, in das er sich hineinfühlen muß; jede Freiheit ist ein Fehler; er muß eine völlige Selbstentsagung üben und eine vollständige Umwandlung mit sich vornehmen. Sigalon hat alle diese Schwierigkeiten glücklich überwunden; er hat die reine, kräftige Zeichnung, Modellirung und Farbengebung Michel Angelo's gewissenhaft beibehalten, verwischte Umrisse ergänzt und düstere Stellen erneuert. Französische Kritiker finden, daß die Farben zu frisch aufgetragen sind, und keineswegs an die grauen, düstern Fresken der Sixtinischen Capelle erinnern. Dabei ist aber zu bedenken, daß dieselben gegenwärtig viel von der Zeit gelitten haben; in der hiesigen Privatgallerie des Hrn. Aguado sieht man eine von einem guten Maler, Robertus Betrawen, im Jahr 1570, also bloß zehn Jahre nach dem Tode Michel Angelo's, ausgeführte Copie des jüngsten Gerichts,

Digitized by Google

welche eben so frische und moderne Farbentöne hat, wie die Copie Sigalons. Der französische Künstler ist deßhalb von jenem oben erwähnten Vorwurf freizusprechen, und verdient im Gegentheil desto größeres Lob, das Werk Michel Angelo's wiedergegeben zu haben, wie es ursprünglich aus den Händen des großen Florentiners hervorgegangen.

Paris, 10. Oktober 1837.

Nachrichten vom Oktober.

Nekrolog.

Dresden. Am 11. Oktober starb der wirkliche Geheime Rath Graf Vitzthum von Eckstädt, im 68. Jahre. Er war früher Generaldirecter der Kunstakademien zu Dresden und Leipzig.

Paris. Der Cavallerie-Officier Octavius v. Estouilly ist kürzlich auf einer Kunstreise zu Beyrut in Syrien an einem Fieber verstorben.

Der bekannte Maler Dupré ist am 13. Oktober, 48 J. alt, mit Tod abgegangen.

Rouen. Im Anfang dieses Monats starb Hr. Langlois, Director der Malerakademie zu Rouen, 60 J. alt. Er hatte sich als Maler, Zeichner, Kupferstecher und Antiquar einen Namen gemacht.

Genf. Der durch seine antiquarischen und andern Werke bekannte Sir Samuel Egerton Brydges starb am 8. September im 75. Jahre seines Alters auf seinem Landgute Gros-Jean unweit von hier.

Stockholm, 6. Oktober. Der Rittmeister Graf Hjalmar Mörner ist in Paris im 45. Lebensjahre gestorben. In ihm verliert die Malerkunst ein ausgezeichnetes, vielseitig gebildetes Talent. Er hatte in Paris sein Atelier gemeinschaftlich mit unserm Porträtmaler Obristlieutenant Södermark.

Kupferwerke.

London. Thirty four subjects of Cattle etc. Designs for pictures. Herausgegeben von T. S. Cooper, verlegt von Maclean; enthält auf 34 lithographirten Tafeln sämmtliche englische und schottische Viehracen in malerischen Gruppen. Das Werk ist in technischer Hinsicht wegen der Anwendung der Metallplatten zum Aufsetzen der höchsten Lichttöne bemerkenswerth, wie denn überhaupt die Producte von Ducôte's Anstalt (70 St. Martin's Lane) von einer hohen technischen Vollkommenheit zeugen.

Englische Almanache. The Landscape annual, neunter Jahrgang, macht den Beschluß der in den letzten drei Jahrgängen gelieferten Darstellungen aus Spanien, nach Zeichnungen von D. Roberts von Goodall, Cousen, Stephenson, Higham, Wallis ꝛc. gestochen. Dieser Band enthält außerdem noch einige interessante Ansichten aus Marocco. Für den nächsten Jahrgang ist Portugal bestimmt.

Ireland picturesque and romantic, für 1838, von L. Ritchie herausgegeben (sonst auch Heath's picturesque annual) enthält den Schluß der Darstellungen aus Ireland in 19 Kupfern, nach Zeichnungen von D. Maclise und T. Creswick, gestochen von Wallis, H. Cook, Bradshaw, Fisher ꝛc.

Heath's book of beauty tritt bereits als erster Band einer neuen Folge auf, und zeichnet sich durch Schönheit und Reichthum des künstlerischen und schriftstellerischen Inhalts aus.

Der neue Band der Flowers of Coveliness gibt wieder ein Reihe lieblicher Bildnisse.

The christian Keepsake or Missionary Journal, herausgegeben von Ellis.

Finden's tableaux for 1838. Scenen landschaftlichen, historischen und genreartigen Inhalts nach Uwins, Brown, Perring.

Paris. Monumens funéraires choisis dans les cimetières de Paris et des principales villes de France. Part. 2. Liv. 5. Fol. 6 Kupfer. 3 Fr. 50 Ct. Das ganze Werk wird einen Foliobaud mit 72 Kupfern und Text bilden und erscheint in 12 Lieferungen.

Neue Kupferstiche und Lithographien.

Paris. Les Enfans d'Edouard. Peint par Paul Delaroche. Gravé par H. Prud'homme. Paris, Rittner et Goupil. Impr. p. Chardon aîné. 9 Rthlr. 15 gr. Schön und effectvoll gestochen; die Composition ist aber nicht so graziös wie die Hildebrandt'sche. Der Moment ist unverständlich.

Raphael se ipse pinxit. B. Desnoyers del. F. Forster sculps. Paris, 1836. Le tableau original fait partie de la Galerie de Florence. Chez Veith et Hauser. — Dieser Stich nach dem bekannten jugendlichen Selbstporträt Raffael's in der florentinischen Gallerie entspricht nicht völlig dem Original; Raffael ist zu sehr verschönert und versüßt. Die kupferstecherische Behandlung ist vorzüglich, doch nicht ganz frei von Härte.

Girard arbeitet sehr fleißig an dem Stich nach Winterhalter's Decameron. Dupont hat so eben das seit vielen Jahren angefangene große Bild des Königs Ludwig Philipp zu Pferde, nach Gérard, vollendet. Abdrücke davon werden jedoch nicht in den Handel kommen, da die Platte vom Ministerium bestellt war. Desnoyers ist mit seiner großen Transfiguration beschäftigt, und Forster hofft seine Madonna nach Raffael bis zum März künftigen Jahres vollendet zu haben. Auch sticht er die heilige Cäcilia nach Delaroche. Jazet sticht gegenwärtig ein schönes Bild von H. Vernet, Abraham, der die Hagar verstößt. Mercuri, der sich durch sein Blatt Amélie bekannt gemacht hat, sticht den Tod der Lady Jane Gray, nach Delaroche. Pelet hat so eben eine Scene aus der englischen Geschichte, nach Delaroche, in Grabstichelmanier vollendet.

Berlin. Das „Scheibenschießen", lithographirt von H. Eichens in Paris, nach F. Meyerheims trefflichem Bilde, gedruckt in der Lemercier'schen Officin in Paris, und herausgegeben von L. Sachse in Berlin.

Literatur.

Der so eben ausgegebene zweite Band der „Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde", dem der Jahresbericht hinzugefügt ist, übertrifft seinen Vorgänger noch an Reichthum des Inhalts. Er beginnt mit einer gelehrten Untersuchung des Hrn. Lisch über die Abtei Alt-Doberan zu Althof und über Wolzlava, die Gemahlin des Obotriten-Königs Pribislav; sie ist auf Urkunden gestützt und bespricht jene uralte, vielfältig gepräste Inschrift aus glasirten Backsteinen, welche die Gründung der ersten christlichen Kirche in Mecklenburg (1168) feiert. Der Gegenstand einer zweiten Abhandlung desselben Verfassers sind die

Digitized by Google

Bilder der Mecklenburger Fürsten in der Doberaner Kirche. Der Jahresbericht erwähnt ferner die werthvollen Bereicherungen der Sammlungen vorchristlicher und mittelalterlicher Alterthümer, Münzen ꝛc. Wie die Baltischen Studien (IV. Heft I. S. 1.) eine Instruction, gearbeitet von dem Vorstande der königlichen Museen in Berlin, für die beim Chausseebau beschäftigten Beamten in Bezug auf die in der Erde sich findenden Alterthümer, und eine ähnliche (S. 6), entworfen vom Kanzleirath Thomsen in Kopenhagen über nordische Alterthümer und deren Aufbewahrung enthalten, finden wir auch hier die sehr zweckmäßigen deßfallsigen landesherrlichen Verfügungen für Mecklenburg. Andeutungen für möglich fruchtbare Ausgrabungen und Berichte über vorbereitete und bald zu erwartende größere Arbeiten der Art.

Paris. Peignot, Recherches sur le luxe des Romains dans leurs ameublemens, avec des notes. 8. 6½ Bog. Nur 150 Exemplare abgedruckt.

Derselbe. Nouveaux détails historiques sur le siège de Dijon en 1513 et sur la tapisserie qui le représente. Dijon, 1837. 4. 6 Bog. Ebenfalls nur 150 Expl. abgedruckt.

Du Somerard, les arts du moyen-âge. Texte. Livs. 1—4. 8. 9½ Bog. Atlas. 1. Lief. Fol. 9 Blatt. Das Werk wird vier Bände mit einem Atlas von 100 Karten in fl. Fol. bilden. Der Text erscheint in 26 Lieferungen, von denen jede mit schwarzen Kupfern 7½ Fr., mit kolorirten 15 Fr. kostet. Der Verfasser ist gegenwärtig Besitzer des Hôtel de Cluny, in welchem die Sammlung, deren Beschreibung er hier liefert, aufgestellt ist.

Quatremaire de Quincy, Suite du Recueil des notices historiques lues dans les séances publ. de l'Académie Royale des beaux arts. 8. 15½ Bog.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

---

[854]

Die

PINAKOTHEK ZU MÜNCHEN.

Prospectus

einer neuen Ausgabe der vereinigten königlichen Gallerien zu München, in lithographirten Copien von Piloty, Flachenecker, Strixner und Hohe.

Bereits seit mehreren Jahren ist die Reihe der in unserm Verlage erschienenen Galleriewerke geschlossen, welche auch dem auswärtigen grösseren Publicum die Kunstschätze Münchens in lithographirten Abbildungen näher führen sollten. Die Arbeiten von *Strixner*, *Piloty* und *Flachenecker* erregten bereits bei dem Erscheinen der Münchener Gallerie und der Boisserée'schen Sammlung eine Bewunderung, welche dann auch später die von uns durch dieselben Künstler herausgegebene „*Binakothek*" gefunden hat. Nicht die Höhe der technischen Ausbildung, zu der die Lithographie in kurzer Zeit gebracht worden, war es allein, die man lobte, sondern vor Allem die Schönheit der Zeichnung und die Treue, mit welcher jene Künstler den Geist der Originale erfasst hatten. Diess hervorzubringen, war nicht Sache merkantilischer Speculation, vielmehr einzig die Begeisterung im Stande, die ein Verein talentvoller Männer für ein grossartiges Werk in einer Zeit fühlte, wo München durch die Munificenz seines Königs für die verschiedensten Richtungen deutscher Kunst ein Mittelpunkt zu werden anfing. An Frische der Auffassung, an Wahrheit der Nachbildung sind daher unsere Sammlungen noch von keiner der später erschienenen übertroffen worden, während in Billigkeit des Preises sie keine erreichte.

Seit jener Zeit wurden die verschiedenen Theile der königlichen Gallerie, zu denen nun auch die ehemalige Boisserée'sche Sammlung altdeutscher Gemälde gehört, in den neuen prachtvollen Hallen der Pinakothek vereinigt, und dem Publicum in einer umfassenden Uebersicht zugänglich. Hierdurch besonders, wie durch die Glyptothek, hat München das allgemeinste Interesse von ganz Europa erregt, und hierdurch wurde auch unseren Galleriewerken von Neuem wieder eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Wir sahen uns daher veranlasst, den guten Abdrücken, die uns noch zu Gebote stehen, eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, und es ist gelungen, eine noch ziemlich bedeutende Anzahl vortrefflicher Abdrücke auf **chinesischem Papier** zu einem Ganzen zu bringen, welches wir hiermit dem Publicum unter dem Titel:

PINAKOTHEK

oder

Sammlung der ausgezeichnetsten Gemälde der königlichen Bildergallerie zu München

übergehen. In dieser neuen Ausgabe werden wir kein Blatt aus der früher erschienenen Sammlung fehlen lassen, welches eine besondere Beachtung verdient, und werden ausserdem noch **eine Anzahl der vorzüglichsten altdeutschen Gemälde aus der früheren Boisserée'schen Sammlung hinzufügen.**

Die Eintheilung geschieht in Lieferungen à fünf Blätter.

Der Subscriptionspreis einer jeden Lieferung ist 8 fl. oder 4 Thlr. 18 gr.

Die beiden ersten Lieferungen liegen in jeder Kunsthandlung zur Ansicht vor.

Zugleich machen wir alle Kunstfreunde darauf aufmerksam, dass wir gleichzeitig mit dieser neuen Ausgabe der **Pinakothek** ein vollständiges Verzeichniss aller einzelnen Blätter unserer verschiedenen Galleriewerke gratis vertheilen, welches durch jede Kunst- und Buchhandlung zu bekommen ist. Die alphabetische Eintheilung desselben nach den Meistern soll die Uebersicht dessen, was wir den Kunstfreunden bieten können, möglichst erleichtern, so wie die dabei bemerkten Preise uns bezeugen werden, dass wir auch bei dem Ankaufe einzelner Blätter die wohlfeilsten Ansätze machten.

München, Oktober 1837.

Liter. artist. Anstalt.

Digitized by Google

№. 103.

Kunst-Blatt.

Dienstag, den 26. December 1837.

Archäologisches von den Griechischen Inseln.

An die Notizen über Denkmäler alter Kunst auf den Griechischen Inseln des Aegäischen Meeres, die der Unterzeichnete früher in diesen Blättern zur Kunde deutscher Leser gebracht hat, möge es ihm verstattet seyn, als eine Ergänzung noch die nachstehenden Nachrichten anzuschließen. Die erste Notiz, über den Tempel des Apollon Pythios auf Sikinos, entlehnt er seiner Vorrede zu dem Lectionsverzeichnisse der hiesigen Universität für das laufende Winterhalbjahr (Ἀρχαιολογία τῆς νήσου Σικίνου), wo auch ein lithographirter Plan und Aufriß des Tempels gegeben ist.

Sikinos, eins der kleinsten unter den Griechischen Eilanden, bergicht und wenig fruchtbar, und fast nur zu Weinbau geschickt, hat eine Bevölkerung von sechs- bis siebenhundert Seelen, die in der heutigen Stadt, ungefähr in der Mitte der Insel, auf einer beträchtlichen Höhe über dem steilen nördlichen Ufer gelegen, wohnen. Etwa fünf Viertelstunden westlich von der Stadt und am Fuße des spitzigen Berggipfels, der die Ruinen der alten Sikinos trägt, liegt in der Senkung eines hohen Bergrückens die Kirche Episkopi (ἡ Ἐπισκοπή), umgeben mit einem Vorhofe und einigen kleinen, aber unbewohnten Wirthschaftsgebäuden. Diese Kirche aber ist das alte Heiligthum des Pythischen Apollon: ein Tempel in antis, der, wie gewöhnlich, von Ost gegen West gerichtet ist.* Seine äußere Länge beträgt 10,40, und seine Breite 7,30 Meter. Der Eingang ist indessen nicht von Osten, sondern (das einzige im heutigen Griechenland vorkommende Beispiel) von der Westseite. Die Säulen zwischen den Anten haben, mit Einschluß von Capitell und Base, ziemlich 4,90 Meter Höhe. Das Capitell ist dorisch, mit zwei Ringen; der Schaft aber, der bei beiden Säulen aus zwei Stücken besteht, ist ohne Cannelirung, und steht auf einer attischen Base. Der Durchmesser der Säulen konnte nicht gemessen werden, weil der Raum zwischen ihnen und den Anten von den Christen mit einer Mauer verschlossen, und die heutige Thür der Kirche zwischen den Säulen angebracht ist.

Der Pronaos hat zwei und einen halben Meter Tiefe, und ist, nach Abzug der Dicke der Mauer mit 70 Centimetern auf jeder Seite, inwendig 5,90 Meter breit. Seine Decke wird von zwei glatten Steinbalken getragen, die von dem Gebälk über den Säulen auf die Zwischenwand zwischen dem Pronaos und der Cella hinüberliegen, und statt der Cassetten mit je vier oder fünf glatten Marmorbrettern in jeder Abtheilung bedeckt sind (ganz wie bei dem kleinen Heroon oder Grabmal auf Thera.)* Zwei dieser Abtheilungen, die mittlere und die südliche, sind noch vollkommen wohl erhalten; die dritte aber, auf der Nordseite, ist geöffnet, und hier eine Leiter angebracht, die zu dem kleinen Glockenthurm über dem Eingange der Kirche führt. Die Zwischenwand zwischen dem Pronaos und der Cella hat 52 Centimeter Dicke, und die Thür in derselben ist unten 1,44 Meter weit. Die Höhe derselben konnte nicht gemessen werden. Auf dem Thürpfosten zur Rechten steht eine Inschrift.**

Die drei äußern Wände des Tempels sind nur aus Bruchsteinen des einheimischen bläulichten Marmors, von verschiedener Gestalt und Größe, erbaut, wie auch die Ueberreste des Tempels des Apollon Pythios und der

* Tournefort und Choiseul-Gouffier wissen nichts von der Existenz dieses Tempels; denn der erstere botanisirte nur auf Sikinos, dem letzteren vergönnten die Einwohner nicht einmal zu landen, weil sie ihn und sein Gefolge für Seeräuber hielten. Der einzige Reisende, der ihn erwähnt, scheint daher der holländische Graf Pasch van Krienen zu seyn (breve descrizione dell' Arcipelago, p. 29); falls nicht etwa in Walpole's Memoirs oder Travels eine Notiz darüber sich findet.

* Vgl. Kunstblatt 1836, Nr. 19, S. 75.

** Im C. J. Gr. II, n. 2447, ex schedis Koelerianis, also wahrscheinlich aus einer Abschrift des Hrn. Fauvel.

Digitized by Google

Dieser Satz ist von Kant nicht als Beweis, sondern als Erklärung aufgestellt worden. Er ist aber auch als Beweis nicht haltbar. Denn wenn wir auch zugeben, daß die Vorstellung des Raumes eine Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung ist, so folgt daraus noch nicht, daß der Raum selbst eine Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung ist. Wir können uns sehr wohl eine Erfahrung denken, in der wir keine Vorstellung des Raumes haben, und wir können uns auch eine Erfahrung denken, in der wir eine Vorstellung des Raumes haben, aber der Raum selbst nicht existiert. Daß wir eine Vorstellung des Raumes haben, ist eine Tatsache unserer Erfahrung, aber daß der Raum existiert, ist eine Annahme, die wir machen müssen, um diese Tatsache zu erklären. Wir können also nicht sagen, daß der Raum eine Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung ist, sondern nur, daß die Vorstellung des Raumes eine Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung ist.

Dieser Satz ist von Kant nicht als Beweis, sondern als Erklärung aufgestellt worden. Er ist aber auch als Beweis nicht haltbar. Denn wenn wir auch zugeben, daß die Vorstellung des Raumes eine Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung ist, so folgt daraus noch nicht, daß der Raum selbst eine Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung ist. Wir können uns sehr wohl eine Erfahrung denken, in der wir keine Vorstellung des Raumes haben, und wir können uns auch eine Erfahrung denken, in der wir eine Vorstellung des Raumes haben, aber der Raum selbst nicht existiert. Daß wir eine Vorstellung des Raumes haben, ist eine Tatsache unserer Erfahrung, aber daß der Raum existiert, ist eine Annahme, die wir machen müssen, um diese Tatsache zu erklären. Wir können also nicht sagen, daß der Raum eine Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung ist, sondern nur, daß die Vorstellung des Raumes eine Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung ist.

[illegible] Mr. Wm. Hall, Mr. Wm. Hall, Mr. Wm. Hall,

Hamburg. Ueber die diesjährige Kunstausstellung ist, nach dem Vorbilde der Hannover'schen Kunstblätter, ein Heft Kritiken, redigirt von einem Comité des Kunstvereins, erschienen, welches vieles Interessante enthält. Die Urtheile sind mit Kenntniß, Unbefangenheit und Lebendigkeit ausgesprochen, und häufig mit eingedruckten lithographirten Abbildungen von D. Speckter begleitet, von dem auch die schön erfundenen Arabesken des Titelblattes, Schiller's Pegasus im Joche, herrühren. Ein Aufsatz „über Kunstausstellungen im Allgemeinen", welcher in Kugler's Museum wieder abgedruckt worden ist, enthält viele beherzigungswerthe Winke; die Berichte über den Hamburgischen Kunstverein und die Hamburgischen Künstler liefern viele willkommene Notizen. Der Kunstverein, dessen erstes Auftreten so wenig begünstigt schien, ist im fortwährenden Zunehmen. Ein besonderes Verdienst hat er sich durch Gründung einer Kupferstichsammlung erworben, die bisher in Hamburg fehlte. Die Ankäufe zur Gemäldeverloosung und von Privaten betrugen bei dieser Ausstellung zusammen gegen 23,550 Mark Curr.

Halberstadt. Der hiesige Kunstverein hat einen Bericht über seine Wirksamkeit in den Jahren 1835 bis 1837 herausgegeben, welcher von Dr. Lucanus unterzeichnet ist. Bekannt ist, daß hauptsächlich von diesem thätigen und um die Förderung der Kunst vielfach verdienten Mitgliede die Vereinigung der preußischen Kunstvereine in einen Cyclus von Ausstellungen veranlaßt wurde. Diese Einrichtung hat sich bis jezt zum Vortheil der Vereine und Künstler bewährt. Der Halberstadter Verein erweiterte seinen Wirkungskreis, indem er im J. 1836 nicht nur auf seiner Ausstellung zahlreiche Ankäufe machte, sondern auch ein größeres Gemälde, den Abschied Romeo's von Julien, bei Sohn in Düsseldorf bestellte, und mit ähnlichen Aufträgen fortfahren wird. Früher hatten die zwei Vorstände desselben, der Freiherr Spiegel zum Desenberg und Dr. Lucanus, gemeinschaftlich mit dem Kunstverein in Düsseldorf, das große Gemälde von Götting, „Christus und Petrus auf dem Meere", für den Dom ihrer Stadt erworben. Dieses Bild ist jezt auf dem Capitelsaal aufgestellt, wohin auch ein großes, durch Dr. Lucanus erkauftes Altarbild von Samuel Bottschild, und eine Anzahl früher im Dome zerstreut gewesener Gemälde und Bilderhäuser gebracht worden ist. Das Hauptblatt des kürzlich erschienenen Werkes von Lucanus über den Dom, die nordöstliche Seite desselben in Stahlstich von Ernst Rauch darstellend, ist auch als Vereinsgeschenk unter die Mitglieder vertheilt worden. Der Verein hat für seine Ankäufe zu Verloosungen in den Jahren 1835 und 1836 im Ganzen 7355 Rthlr. verwendet. — Einen interessanten Anhang des Berichts bilden kurze biographische Notizen über einige ausgezeichnete Maler: Begas, Hasenpflug, Hildebrandt, Wilh. Schadow und Adolph Schrödter.

Dresden, 19. November. Gestern fand zum erstenmale die Zutheilung der großen akademischen Preise (ein dreijähriges Reisestipendium von 400 Rthlr. jährlich) nach Maßgabe der neuen Organisation der Kunstakademie Statt. Die Aufgabe war der Entwurf eines Gebäudes zur Aufstellung einiger der hiesigen Kunstsammlungen, und unter fünf Bewerbern trug Ottomar Glöckner aus Borna den Sieg davon.

Leipzig, 8. November. Beim Beginne der Ausstellung betrug die Zahl der Aktien unseres Kunstvereins 1079, beim Schlusse derselben 1474. Die Idee der Errichtung eines städtischen Museums fand vielseitigen Anklang. Die Ausstellung verschaffte eine Gesammteinnahme von 5205 Rthlr. Die Summe, die zu Ankäufen, theilweise zur Verloosung unter die Actionäre, theilweise zur Gründung des Museums bestimmt werden konnte, betrug etwa 4700 Rthlr. Die Ankäufe des Vereins bestehen in 24 Gemälden und einer Gypsfigur, die der Privaten in 34 Gemälden, die ungefähr 4100 Rthlr. kosteten, so daß im Ganzen aus dem Bestande der Ausstellung für 59 Kunstwerke 8800 Rthlr. verwendet worden sind.

Göttingen, 4. November. Das Institut der archäologischen Correspondenz in Rom übersandte in den Tagen des Jubiläums der hiesigen Universität ein Prachtexemplar seiner bisher herausgegebenen Werke, begleitet von einem lateinischen Schreiben mit den Unterschriften der HH. Bunsen, Kestner, Gerhard und Panofka.

Kopenhagen, 1. November. Die königl. Akademie der schönen Künste wird künftig für diejenige vorzüglichste Arbeit der im In- oder Auslande wohnenden dänischen Künstler, die außerhalb der gewöhnlichen Concurse auf der jährlichen Kunstausstellung vorkommt, eine silberne Medaille zuerkennen, auf welcher der Name des Empfängers und die Jahreszahl bemerkt seyn werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Kunstausstellung in Hannover.

Die von dem Kunstvereine für das Königreich Hannover veranstaltete sechste Ausstellung von Werken lebender Meister wird am 24. Februar 1838 eröffnet werden, und ergeht daher die Bitte an alle deutsche Künstler, diese durch Einsendung ihrer Werke begünstigen zu wollen.

Der Verein ist bereit, für von den Künstlern selbst eingesandte Originalgemälde die Kosten des Transports hierher und zurück durch Fracht-Gelegenheit, jedoch ohne Vergütung weiterer Spesen, zu übernehmen. Bei Einsendungen außerhalb der Grenzen Deutschlands, so wie bei allen plastischen Arbeiten wird um vorherige Anfrage gebeten. Sendungen durch die Post können überall nur frankirt angenommen werden.

Kunsthändler und andere Besitzer von Kunstwerken, welche solche auszustellen wünschen, haben die Kosten selbst zu tragen. Die Kunstwerke werden an den Conservateur des Vereins, Hofkunsthändler Schrader, adressirt, und müssen spätestens bis zum 1. Februar hier eintreffen. Um möglichst zeitige Anmeldung der einzusendenden Kunstwerke, ihrer Preise, wenn sie verkäuflich sind, und ihrer fernern Bestimmung ersucht der Unterzeichnete, welcher jede gewünschte nähere Auskunft zu ertheilen gern bereit ist.

Künstler, welche geneigt sind, zu dem jährlich von der Commitée zu bestellenden größeren historischen Gemälde Skizzen zur Auswahl durch das Schiedsgericht einzusenden, wollen diese ebenfalls zeitig genug für die Ausstellung übermachen. Die Wahl des Gegenstandes, entweder religiösen Inhalts oder aus der Hannover'schen Landesgeschichte, bleibt den Künstlern überlassen, die Skizzen müssen in Oelfarbe und von der Größe wenigstens eines Viertels des beabsichtigten Gemäldes seyn.

Die Commitée des Kunstvereins für das Königreich Hannover.

B. Hausmann,
Secretär des Vereins.

Digitized by Google

№ 104.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 28. December 1837.

Ueber die Reflauration des Bamberger Doms.

Seit einem Jahrzehnte meldeten viele öffentliche Blätter, daß der hiesige Dom aus jährlichen 4000 fl. Bau-Renten, wie aus dem Erlöse der vier Bronze-Säulen und anderer Kirchengeräthe restaurirt würde. Bei der Wiedereröffnung am 25. August d. J. war der größte Theil der inneren Arbeiten vollendet, und in wenigen Jahren ist auch die Verschönerung des Aeußern zu hoffen. Ueber diese Domkirche erschienen vor Kurzem zwei kleine Schriften, welche dem kunstliebenden Publikum des Auslandes kaum zukommen, und doch verdienen, von ihm gekannt zu werden. Daher wir einen kurzen Auszug derselben mittheilen.

1) Geschichte der Domkirche zu Bamberg, als Programm bei der Wiedereröffnung am 25. August 1837, von J. Heller. — Die Grundlegung fand im J. 1004, und die Einweihung durch den Patriarchen Johann von Aquileja, in Gesellschaft 45 anderer Bischöfe, am 6. Mai 1012 Statt. Der Erbauer, Kaiser Heinrich II., wurde 1024, seine Gemahlin Kunigund 1040, und der erste Bischof Eberhard 1041 in dem Dom begraben. Eben so der zweite Bischof Luidger 1047, nachdem er, als Pabst Clemens II., neun Monate den päbstlichen Stuhl inne gehabt. Diesem Beispiele folgten auch die übrigen Bischöfe. Im J. 1081 brannte die Domkirche bis auf die Mauern ab; Bischof Rupert ließ sie nothdürftig wiederherstellen; Bischof Otto I. der Heilige gab ihr 1110 ihre ursprüngliche Pracht wieder, und ließ den hintern Peterschor mit beiden schön durchbrochenen Thürmen beifügen. Im J. 1152 wurde Kaiser Konrad III. daselbst begraben. In der lezten Hälfte des 13. Jahrhunderts mögen bedeutende Ausbesserungen stattgefunden haben, weil sogar Bischof Konrad zu Freisingen 1274 einen Ablaß für diesen Zweck ertheilte. Der 1343 gestorbene Bischof Leopold von Eggloffstein bewies sich als Wohlthäter der Domkirche im Leben, wie nach dem Tode durch Vermächtnisse. Bischof Albert, Graf von Wertheim, welcher von 1399 bis 1421 regierte, ließ den alten Kreuzgang an der Domkirche abbrechen, einen neuen errichten, und eine kleine Capelle über denselben setzen. Bischof Anton v. Rotenhan, welcher 1431 — 1459 regierte, ließ neben der Domkirche die Begräbnißcapelle der Domherren im deutschen Style aufführen, und 1451 einen Kirchenrath unter dem Vorsitze des päbstlichen Gesandten Nikolaus Cusanus in der Domkirche halten. Im Jahr 1478 ließ Bischof Philipp Graf von Henneberg alle in der Stadt wohnenden Juden drei Tage in der Domkirche versammeln, um sie durch eifrige Predigten für das Christenthum zu gewinnen. Da dieses vergebens war, so mußten sie in demselben Jahre die Stadt verlassen. Im J. 1492 ließ Bischof Heinrich Groß v. Trockau sein Grabmal vom berühmten Kunstgießer Peter Vischer zu Nürnberg verfertigen, und 1499 vom Würzburger Bildhauer Hanns Thilmann Riemenschneider ein neues Grabmal aus Marmor für das kaiserliche Ehepaar Heinrich und Kunigunde herstellen. Vischer verfertigte auch die Grabmäler der beiden folgenden Bischöfe. Das elfenbeinene Crucifix, welches Kaiser Heinrich 1008 in die Domkirche schenkte, wurde durch Wetterschläge 1507 und 1516 so beschädigt, daß der Bamberger Bildhauer Hans Nußmann es wiederherstellen mußte. Im nämlichen Jahrzehnte ließ der Domherr Friedrich v. Redwitz einen Vorbau an der Kirche, den sogenannten Domkranz mit 3 Reitern ansetzen, welcher geschmacklose Anbau im nächsten Frühlinge abgerissen werden wird. Im J. 1543 wurde das elfenbeinene Crucifix der Domkirche auf's Neue vom Wetter zerschlagen, mit dem kleinen Thurm wiederhergestellt, und 1544 ward einer von den großen Thürmen ganz neu mit Zinn gedeckt. Bischof Veit, Frhr. von Würzburg, ließ 1572 die sehr beschädigten Domthürme wieder mit Zinn bedecken, und 15 Darstellungen aus dem Leben des Heiligen Georg und Kaiser Heinrichs II., zur Zierde des Georgen-Chors, durch seinen Hofmaler

Digitized by Google

Gesetze und Verordnungen, Beschlüsse des Landtages und der Landesregierung, Berichte über die Verhandlungen des Landtages, Verzeichnisse der Mitglieder des Landtages und der Landesregierung, Verzeichnisse der Behörden und Beamten, Verzeichnisse der Gemeinden und Gemeindevorsteher, Verzeichnisse der Schulen und Lehrer, Verzeichnisse der Kirchen und Geistlichen, Verzeichnisse der Vereine und Gesellschaften, Verzeichnisse der Handels- und Gewerbetreibenden, Verzeichnisse der Landwirte, Verzeichnisse der Ärzte und Apotheker, Verzeichnisse der Rechtsanwälte und Notare, Verzeichnisse der Gerichte und Gerichtsbeamten, Verzeichnisse der Polizeibehörden und Polizeibeamten, Verzeichnisse der Militärbehörden und Militärpersonen, Verzeichnisse der Post- und Telegraphenanstalten, Verzeichnisse der Eisenbahnstationen, Verzeichnisse der Bergwerke und Hüttenwerke, Verzeichnisse der Forstbehörden und Forstbeamten, Verzeichnisse der Jagdpächter, Verzeichnisse der Fischereipächter, Verzeichnisse der Steuerbehörden und Steuerbeamten, Verzeichnisse der Zollbehörden und Zollbeamten, Verzeichnisse der Konsulate und Konsuln, Verzeichnisse der Banken und Bankiers, Verzeichnisse der Versicherungsgesellschaften, Verzeichnisse der Eisenbahngesellschaften, Verzeichnisse der Dampfschiffahrtsgesellschaften, Verzeichnisse der Telegraphenlinien, Verzeichnisse der Telephonanlagen, Verzeichnisse der Elektrizitätswerke, Verzeichnisse der Gasanstalten, Verzeichnisse der Wasserwerke, Verzeichnisse der Kanalisationen, Verzeichnisse der Straßenbahnen, Verzeichnisse der Omnibuslinien, Verzeichnisse der Droschkenkutscher, Verzeichnisse der Fuhrleute, Verzeichnisse der Spediteure, Verzeichnisse der Lagerhäuser, Verzeichnisse der Getreidespeicher, Verzeichnisse der Mühlen, Verzeichnisse der Bäckereien, Verzeichnisse der Brauereien, Verzeichnisse der Brennereien, Verzeichnisse der Essigfabriken, Verzeichnisse der Ölmühlen, Verzeichnisse der Zuckerfabriken, Verzeichnisse der Stärkefabriken, Verzeichnisse der Kartoffelmehlfabriken, Verzeichnisse der Kartoffeltrocknereien, Verzeichnisse der Kartoffelbrennereien, Verzeichnisse der Kartoffelst

Neapel, 22. Oktober 1837.

Bei Gelegenheit eines Inspectionsbesuches ward am 5. Oktober unter dem Vorsitze des Marchese Arditi und des Directors Benucci zu Pompeji eine Ausgrabung gehalten. In dem vordern Raum eines Hauses zur Rechten der Gräberstraße beginnend, kamen zuerst zwei Hermenköpfe ländlicher Göttinnen zum Vorschein, zwei von roherer Arbeit, aber durch die sehr wohl erhaltene gelbe Färbung der Haare und den mit dem Pinsel eingesetzten Augenstern interessant. Ein bedeutenderer Fund war der hiernach ausgegrabene Kopf eines jungen Dionysos, 1 Fuß hoch, von feinem parischen Marmor, eine der anmuthigsten Darstellungen dieses Gottes im Knabenalter. Ein heiteres, fröhliches Lächeln ist über das ganze Gesicht ausgegossen; die breite Stirn, die stumpfe, etwas anliegende Nase, das fette Auge, die vollen, wollüstigen Lippen lassen den jugendlichen Gott nicht verkennen, wenn gleich die Hörnchen über der Stirn fehlen. Das Haar, in klaren Streifen bronzeartig gearbeitet, ist in schönen Locken um den Nacken gelagert; eigenthümlich aber für einen Dionysoskopf ist die an Apollo- und Eroskopfen gewöhnliche Haarschleife über der Stirne, entstehend aus zwei vom Nacken nach vorn herübergezogenen und in einem breiten Knoten zusammengebundenen Locken. Darunter fallen ein paar kleine Löckchen bis tief auf die Stirne herab. Das Haar war auch an diesem Kopfe vergoldet; an einzelnen Stellen hat der Pinsel sogar dem Meißel nachgeholfen und die Haare in feinen Strichen auslaufen lassen. Schwächere Spuren von Farbe zeigt der Augenstern. Der Kopf stand auf einem schmalen Postament von grauem Marmor, dem Pfosten einer Thüre (eine Ritze auf der linken Seite war zum Einsatz eines Gitters bestimmt. Wozu diese schmale Umzäunung im vordern Theil eines Hauses, unmittelbar hinter dem Vestibulum, ist zweifelhaft. Vielleicht gehört es zu der mehr abweichenden Construction der Landhäuser, daß vor dem Atrium ein kleines Gärtchen war). Gegenüber, 3 Fuß davon, kam ein ganz ähnliches Postament zum Vorschein, doch fehlte leider der entsprechende Kopf.

Die Ausgrabung des Bodens in einem andern nahe liegenden Hause brachte nichts zu Tage, als ein paar thönerne von Asche angefüllte Weinkrüge, verkohltes Holz und Bronze-Henkelchen in Gestalt von Masken. Desto interessanter aber verspricht der Verfolg der Ausgrabung in einem andern, auch dem äußern Ansehen nach bedeutendern Hause an der linken Seite der Strada della Fortuna zu werden, von dem ein großer Theil bereits offen liegt. Das Tablinum zeigt die anmuthigsten Decorationen. Die dunkelrothen, ins Bräunliche spielenden Wände, nach oben mit einer breiten, gelben Einfassung umgeben, worauf sich die zierlichsten Arabesken befinden, werden an jeder Seite durch schwarze, mit epheu-umrankten Stäben verzierte Streifen in drei Felder zerlegt, in deren Mitte sich kleine, viereckig eingerahmte Bilder befinden. Eine Tafel mit gläsernen Trinkgeschirren verschiedener Art ist vorzüglich schön und in fast niederländischem Geiste ausgeführt. Zu den übrigen Gegenständen der Decoration gehören eine gebundene Henne — einer der beliebtesten Gegenstände der Pompejanischen Wandmalerei — ein Hahn mit Hühnern, ein Widderkopf, ein Fruchtstück und eine viereckige Tafel mit verschiedenen daraufgestellten Vasen, in deren Mitte ein einzelnes Minervenbild steht.

Je offener man sich leider bekennen muß, daß ein großer Theil der noch an den Wänden vieler Häuser erhaltenen Gemälde durch Einfluß der Witterung seinem täglichen Verfall zugeht, um so erfreulicher ist es, einmal für die Erhaltung eines großen, schätzbaren Monumentes Sorge tragen zu sehen. Ein Besuch der Herkulanischen Akademie in Pompeji am 16. Oktober hatte zur Folge, daß Anstalt gemacht ward, das große Mosaik der Alexanderschlacht in der Casa del Fauno zu unterwölben, um es vor der andringenden Feuchtigkeit des Bodens zu sichern. Daß diese nur zu zerstörend einwirkt, zeigen leider schon einige fast ganz erloschene Theile des erhabenen Werkes und noch mehr der in der Nähe desselben aufgedeckte Löwenkopf von nicht minder vortrefflicher Arbeit, von welchem das trotz einer kleinen Holzdecke oftmals hereintretende Wasser kaum mehr als die zornstrahlenden, glühenden Augen übrig gelassen hat. Schon im Alterthum scheint dieses ganze Local der Feuchtigkeit sehr ausgesetzt gewesen zu seyn, wie die an den Wänden deutlich sichtbare Bleibedeckung vermuthen läßt.

Das Erlöschen der Cholera in und um Neapel zeigt auch auf den antiquarischen Eifer einigen Einfluß. In Pozzuoli verspricht man in Kurzem die Arena des Amphitheaters offen zu legen. Zu einer andern Ausgrabung hat der Vignenbesitzer von S. Vito an der Via Campana unweit Pozzuoli's die Regierung vermocht, nachdem er in seinem Garten ein dem bereits bekannten ganz ähnliches unterirdisches Grab aus römischer Zeit gefunden und auf eigne Hand seine Ausgrabung begonnen. — Möchte der Erfolg dieser Ausgrabungen die Alterthumsfreunde für die theils fruchtlosen, theils in Stocken gerathenen Bemühungen der vorigen Monate entschädigen.

Digitized by Google

Nachrichten vom November.

Akademien und Vereine.

Paris, 4. November. Unter den Projekten, welche als Bewerbungsarbeiten um den Preis in der Architektur eingegangen sind (der Eingang zu einer Grenzstadt ist die Aufgabe), hat die Akademie der schönen Künste die der HH. Fauconnier, Chaudet, Flardin, Baucherot, Mastuszinski und Caillour als gelungen bezeichnet.

Museen und Sammlungen.

Freiburg a. d. Unstrut, 4. November. Im Privatbesitz der Porträtmalerin Karoline Ehrenhaus befindet sich eine Sammlung von Holzschnitten, welche die Leistungen der Holzschneidekunst von ihrer Entstehung bis zu ihrem Verfall, ungefähr von 1500 — 1800, umfaßt. Sie ist nach dem Entwickelungsgange der Kunst geordnet, und enthält in mehr als 31,000 Holzschnitten die deutsche und niederländische Schule und die Leistungen der Italiener und Franzosen, so wie vorzüglich noch eine Menge alter Blätter aus der Kindheit der Kunst und der Zeit, wo noch die xylographische Buchdruckerkunst üblich war. Die Sammlung ist zum Verkauf bestimmt, und Kataloge sind bei der Eigenthümerin zu erhalten.

Münster. Das hiesige Provinzialmuseum hat von Sr. Majestät dem Könige neuerdings ein Geschenk von 65 altitalienischen und 16 niederländischen Gemälden erhalten. Die Ersteren bilden eine Reihenfolge, durch welche eine Würdigung und Vergleichung der verschiedenen Epochen von dem Wiederaufleben der Kunst in Italien durch die verschiedenen Schulen bis zu den Zeiten Raffaels möglich wird.

Paris, 11. Nov. Die beiden Thorflügel, welche der Sultan dem Museum von Versailles geschenkt, stammen aus dem berühmten Rittersaale auf Rhodus, und wurden bereits von dem Prinzen von Joinville von dem Pascha von Rhodus erbeten.

Das Museum von Versailles hat von der Pforte zwei Fragmente von Sculpturen, die während der Kreuzzüge von Franzosen gearbeitet wurden, zugesandt erhalten.

Im Museum des Louvre herrscht gegenwärtig große Thätigkeit. Das spanische Museum begreift gegen 400 Bilder in fünf großen Sälen. Die Bilder, welche beschädigt waren, sind fast sämmtlich restaurirt worden, und alle prangen in schönen Rahmen.

Boulogne, 7. Nov. Das hiesige Museum hat kürzlich aus den Gräbern des Thales Biban el Moluck eine vorzüglich gut erhaltene Mumie bekommen, die außer ihrem eignen Kasten noch mit einem Obergehäuse versehen ist.

London. Das Museum der ostindischen Compagnie erhielt am 14. October einen sehr schätzbaren Zuwachs zu seiner Antiquitätensammlung, bestehend aus 5000 Exemplaren seltner Cabulscher und andrer Hindostan'scher Münzen, welche den Zeitraum von drei Jahrhunderten vor Chr. bis zum zwölften Jahrhundert nach Christo umfassen. Die Münzen sind von Gold, Silber, Bronze oder Kupfer und sehr gut erhalten. Unter den noch nicht bekannten befinden sich kupferne von Agathocles, Pantaleon, Philoxenos, Lyclas, Diomedes, Menones, Hermeas, Eunapherres ꝛc., Fürsten aus den griechisch-baktrischen, syro-baktrischen, hindu-scythischen und parthischen Dynastien. Von Menander sind viele silberne Münzen darunter. Von Kanerkes an sind die Inschriften alle griechisch. Die seltensten Exemplare sind Münzen von Alexander d. G., Menander und Eucratides, und eine runde von Apollodorus, dessen übrige Münzen alle viereckig sind. Viele dieser Münzen sind aus sogenannten Topen oder Grabmälern der Buddhisten genommen (Vgl. Numismatik).

St. Petersburg, 28. Okt. Das Gebäude des auf einer Terrasse des Mithridatesberges sich erhebenden Museums der Stadt Kertsch ist eine Nachahmung des Theseustempels in Athen, und läßt schon durch die Schönheit seiner äußern Ausstattung den Reichthum seines Innern ahnen. Die Hauptmerkwürdigkeiten bestehen in einer großen Anzahl von Denkmälern und andern Alterthümern aus den Zeiten der Bosporischen Könige, als Grabmäler, Vasen, goldne und silberne Zierrathen. Bei der neulichen Anwesenheit des Kaisers verfügte derselbe, daß die unlängst von Hrn. Kareiscka zu Tage geförderte prächtige Vase im etruskischen Geschmacke, so wie ein von Hrn. Aschik, dem Director des Museums, aufgefundener, mit Silber verzierter, stählerner Helm für die kaiserl. Eremitage hierher gesendet würden.

Kunstausstellungen.

St. Petersburg, 21. Oktober. Bei der neulichen Anwesenheit des Kaisers in Odessa ward daselbst eine Gewerbs- und Kunstausstellung veranstaltet. Se. Majestät kaufte eine Vase aus krim'schem Porphyr, die er dem Erzherzog Johann von Oestreich verehrte, und eine andere aus krim'schem Marmor erhielt der Graf Woronzow. Die Kaiserin und Prinzessin Marie kauften mehrere in der Krim verfertigte Gold- und Silbersachen.

Madrid. Einem kritischen Artikel in der Gaceta de Madrid vom 2. Oktober zu Folge, bot die lezte Ausstellung in der Akademie San Fernando ausgezeichnetere Gemälde dar, als seit langer Zeit in Spanien producirt worden sind. Besonders hervorgehoben werden: eine Transfiguration von Don Antonio Maria Esquivel, dessen Arbeiten an die gefeierte Schule von Sevilla erinnern sollen, ein heiliger Franziskus und eine Madonna von Vicente Lopez; ein allegorisches Gemälde: „die Liebe“ von Jose Gutierrez de la Vega, die Kathedrale von Oviedo, von Genaro Perez Villamil, und mehrere Landschaften von Jose Elbo.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

---

[879] **Der Dom zu Halberstadt, seine Geschichte, Architektur und Kunstschätze, durch drei Bogen Text, 1 Stahlstich und 6 radirte Blätter versinnlicht von Dr. F. Lucanus,**

ist für jezt noch zu dem Subscriptionspreise von 3 Thalern in Halberstadt bei dem Verfasser und in Berlin bei George Gropius zu erhalten. Einzelne Exemplare des meisterhaften Stiches von E. Rauch nach C. Hasenpflug's Gemälde der äußern Ansicht à 1 Rthlr., auf chines. Papier à 1½ Rthlr., mit leichter Unterschrift zu 1½ Rthlr. durch alle Buch- und Kunsthandlungen. Der französische Text besonders ⅓ Rthlr. Der Ladenpreis des Werkes mit deutschem und französischem Text ist 4 Rthlr.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

No. 101. Montag, 14. Juli 1828.

Neue Bücher.

Die Nacht. Von Dr. Heinrich Wilhelm Brandes. Hannover, Hahn. 1828. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfasser hat sich durch seine Schrift über die Meteore, durch seine Beiträge zu Gilbert's Annalen der Physik und durch seine Bearbeitung der Lehre von der Schwere in Poggendorf's Handwörterbuch der Naturwissenschaften als einen Mann bewährt, der mit Sachkenntniß und Gründlichkeit zu schreiben weiß. Diese Eigenschaften finden sich auch in dem vorliegenden Werke, das sich durch Klarheit und Deutlichkeit auszeichnet. Es ist nicht für Gelehrte, sondern für Leser, die sich mit Naturwissenschaften beschäftigen, geschrieben, und wird ihnen eine angenehme Lektüre gewähren. Der Verfasser hat sich nicht damit begnügt, die Erscheinungen der Nacht zu beschreiben, sondern er hat auch die Ursachen derselben angegeben, und so ist sein Werk zugleich belehrend. Es ist in 4 Abschnitte getheilt. Der erste handelt von der Dämmerung, der zweite von der Nacht, der dritte von den Meteoren, der vierte von den Sternschnuppen. Wir wollen aus dem ersten Abschnitte einige Stellen ausheben, um unsern Lesern einen Begriff von der Darstellungsweise des Verfassers zu geben.

Die Dämmerung ist die Zeit, während welcher die Sonne unter dem Horizonte steht, und ihr Licht noch einen Theil der Atmosphäre erleuchtet. Sie ist also nicht eine Folge der Atmosphäre, sondern nur eine Folge der Lage der Sonne unter dem Horizonte. Wäre keine Atmosphäre vorhanden, so würde die Dämmerung eben so lange dauern, als jetzt, und eben so würde sie auch dann dauern, wenn die Atmosphäre nicht durchsichtig wäre, sondern undurchsichtig, wie Wolken. Die Atmosphäre ist nur die Ursache, daß die Dämmerung nicht plötzlich aufhört, sondern allmählig in die Nacht übergeht. Wenn die Sonne unter dem Horizonte steht, so werden die Strahlen, die sie in die Atmosphäre schickt, von den Theilchen der Luft und des Wassers, die in der Atmosphäre schweben, zurückgeworfen, und so kommt es, daß wir noch Licht haben, wenn wir die Sonne nicht mehr sehen. Je höher die Sonne unter dem Horizonte steht, desto weniger Strahlen werden zurückgeworfen, und desto dunkler wird es. Wenn die Sonne 18 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es ganz dunkel. Wenn sie 17 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch ein wenig hell, und wenn sie 16 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller. Wenn sie 15 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller, und wenn sie 14 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller. Wenn sie 13 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller, und wenn sie 12 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller. Wenn sie 11 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller, und wenn sie 10 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller. Wenn sie 9 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller, und wenn sie 8 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller. Wenn sie 7 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller, und wenn sie 6 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller. Wenn sie 5 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller, und wenn sie 4 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller. Wenn sie 3 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller, und wenn sie 2 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller. Wenn sie 1 Grad unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller, und wenn sie 0 Grade unter dem Horizonte steht, so ist es noch heller.

ſummariſch zu nehmen, wird aus dieſem Werke lernen, wie ſehr viel darauf ankommt, genauer zu unterſcheiden.

20) **Bridgewater-Bücher.** Die Natur, ihre Wunder und Geheimniſſe, herausgegeben vom Redakteur des Morgenblattes, Dr. H. Hauff und Andern. 4te bis 13te Bandparcelle. Chemie, Meteorologie ꝛc. von Prout; Geologie von Buckland; Phyſiologie von Roget. Stuttgart, Neff. Wien, Gerold. 1836, 1837.

Wir haben in Nr. 17 der vorjährigen Literaturblätter die deutſche Bearbeitung der engliſchen Bridgewater-Bücher bei ihrem erſten Erſcheinen willkommen geheißen, weil ſie die Naturwiſſenſchaften auf eine ſehr populäre Weiſe und zugleich in einem würdigen Geiſte vortragen. Wenn wir noch etwas wünſchen ſollten, wäre es eine größere Schärfe in den Eintheilungen, wodurch man eine offenere Ueberſicht über das Ganze, eine leichtere Orientirung im Einzelnen gewönne. Indeß iſt die fortlaufende Rede, die unzählige detaillirte Schilderungen in ihrem Strom vorüberwälzt, die das Auge feſſeln und die Phantaſie beſchäftigen, vielleicht geeigneter, Theilnahme zu erwecken, als es größere Paragraphenſchärfe wäre. Von vorzüglichem Intereſſe iſt Rogets Werk über Phyſiologie, das der Ueberſetzer, Herr Dr. Duttenhofer, noch mit mehrfachen Berichtigungen und Zuſätzen vermehrt hat. Leſer, welche die Bridgewater-Bücher noch nicht kennen, werden ſich von dem darin herrſchenden Ton und von der wirklich außerordentlichen Ausführlichkeit und Genauigkeit, mit denen ihnen die Wunder der Natur vor Augen geführt werden, am beſten einen Begriff machen können, wenn wir ihnen folgende kleine Epiſode über die Flügel der Vögel mittheilen (aus Rogets Phyſiologie): „Während der Vogel noch durch die im Ei befindlichen Flüſſigkeiten ernährt wurde, war ſchon der Grund zu ſeinem künftigen Gefieder und zur Bildung ſeiner Flugwerkzeuge gelegt. Eine temporäre Bekleidung von Flaum ſchützt das Küchlein vor den rauhen Eindrücken der Luft, während ein eigener Apparat geſchäftig iſt, die zarteſten Werkzeuge der Bedeckung und Bewegung zu geſtalten; zuerſt wird, wenn wir dieſes Bild gebrauchen wollen, ein Gerüſte aufgebaut, durch deſſen Hülfe nachher jeder Theil in einer eigenthümlichen Ordnung und Reihenfolge aufgerichtet wird.“ Die nächſte Sorge der Natur iſt ſodann, die Federfahne zu bilden, ein Theil, der für den Gebrauch der Feder der weſentlichſte iſt, und dann einen Schaft zu erzeugen, an welchem die Fahne befeſtigt wird und der ihr zur Unterſtützung dient; zuletzt aber den Kiel der Feder, welcher eine Verlängerung iſt, die dem Ganzen einen Hebelarm von hinreichender Länge verleiht, damit der Zweck des Gefieders erfüllt werde. Jemehr das ſo erzeugte Organ vollendet wird, ſucht die Natur jenes Gerüſte, das nur eine temporäre Function hatte, zu entfernen; die Membranen mit allen ihren Abtheilungen fallen ab, die gefäßreiche Maſſe, welche die Zwiebel bildete, wird aufgeſogen, und an deren Stelle tritt Luft, wodurch, unbeſchadet der Feſtigkeit, dem Organe die größte Leichtigkeit verliehen wird. Iſt es nun möglich, daß ein denkender Verſtand, nach Betrachtung aller dieſer Thatſachen, zu der Ueberzeugung gelangen kann, daß alles dieſes nichts als das Werk des Zufalls ſey? Es ſind noch einige Verhältniſſe zu beſprechen, welche ſich auf die Structur und Wirkung der Flügel der Vögel beziehen. Wenn wir die Art betrachten, wie dieſe Organe mit dem Schulterblatt articuliren, ſo finden wir, daß ſie in Beziehung auf die Achſe des Körpers eine ſchiefe Bewegung haben, ſo daß der Schlag, welchen ſie der Luft mittheilen, zugleich nach unten und hinten gerichtet iſt, und der Vogel daher, wenn er ſich vorwärts bewegt, zugleich in einer der Schwerkraft entgegengeſetzten Richtung bewegt wird. Die verſchiedenen Theile des Flügels ſind ebenfalls ſo beſchaffen, daß ſie zuſammengezogen und zuſammengefaltet werden, wenn der Flügel ſich erhebt, aber ſich vollkommen ausbreiten, ſobald derſelbe ſich herabbewegt, um auf die Luft zu wirken. Es liegt auf der Hand, daß ohne dieſe Einrichtung ein großer Theil der bewegenden Kraft durch den Widerſtand der Luft gegen den Flügel während ſeines ſich Herabbewegens verloren ginge, wenn während ſeines Erhebens ebenfalls ein Widerſtand vorhanden wäre. Es iſt ſomit die Lage der großen Federn die, daß ſie mit ihren flachen Seiten die Luft zuſammendrücken, mit ihren ſcharfen Kanten aber dieſelbe beim Erheben durchſchneiden. Beim Rudern kommt eine ähnliche Manipulation vor, wo durch Drehen des Ruders (feathering the oar) ebenfalls die Kante deſſelben das Waſſer durchſchneidet, der breite Theil aber auf daſſelbe ſchlägt. — Da die Flügel vornämlich nach hinten geneigt ſind, ſo hat der größte Theil des Flügelſchlages die Wirkung, daß er den Körper vorwärts bewegt. Bei den Raubvögeln ſind die Schwingen ſehr ſchief geſtellt und daher können ſie weit beſſer horizontal vorwärts ſich bewegen, eine Art des Fluges, die ſie vornämlich bei Verfolgung ihrer Beute unterſtützt, während ſie nicht im Stande ſind, ſehr ſchnell perpendiculär aufzuſteigen. Bei denjenigen Vögeln hingegen, welche beinahe in einer verticalen Richtung zu großen Höhen aufſteigen, wie die Wachtel und die Lerche, ſind die Schwingen ſo eingerichtet, daß ſie auf die Luft gerade nach unten wirken, ohne die geringſte ſchiefe Richtung anzunehmen. Aus demſelben Grunde ſteigen die Vögel leichter gegen als mit dem Winde auf, denn dieſer wirkt auf die ſchiefe Ebene, welche durch die Flügel während ihrer Biegung gebildet wird, und trägt ſo nach demſelben Principe zum

Digitized by Google

Ansicht, daß die Kraft, mit der ein Körper in Bewegung gesetzt wird, sich in dem Maße vermindert, als der Widerstand des Mediums, in dem er sich bewegt, zunimmt. Wenn also ein Körper im Vakuum durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, so wird er sich mit gleichförmiger Geschwindigkeit ohne Ende bewegen, weil kein Widerstand vorhanden ist, der ihn verzögert. Wenn aber ein Körper in einem Medium, das einen Widerstand ausübt, durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, so wird er sich mit einer Geschwindigkeit bewegen, die in dem Maße abnimmt, als der Widerstand des Mediums zunimmt. Wenn also ein Körper durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, so wird er sich mit einer Geschwindigkeit bewegen, die in dem Maße abnimmt, als der Widerstand des Mediums zunimmt. Wenn also ein Körper durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, so wird er sich mit einer Geschwindigkeit bewegen, die in dem Maße abnimmt, als der Widerstand des Mediums zunimmt.

Wenn also ein Körper durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, so wird er sich mit einer Geschwindigkeit bewegen, die in dem Maße abnimmt, als der Widerstand des Mediums zunimmt. Wenn also ein Körper durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, so wird er sich mit einer Geschwindigkeit bewegen, die in dem Maße abnimmt, als der Widerstand des Mediums zunimmt.

Wenn also ein Körper durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, so wird er sich mit einer Geschwindigkeit bewegen, die in dem Maße abnimmt, als der Widerstand des Mediums zunimmt. Wenn also ein Körper durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, so wird er sich mit einer Geschwindigkeit bewegen, die in dem Maße abnimmt, als der Widerstand des Mediums zunimmt.

Wenn also ein Körper durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, so wird er sich mit einer Geschwindigkeit bewegen, die in dem Maße abnimmt, als der Widerstand des Mediums zunimmt. Wenn also ein Körper durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, so wird er sich mit einer Geschwindigkeit bewegen, die in dem Maße abnimmt, als der Widerstand des Mediums zunimmt.

Wenn also ein Körper durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, so wird er sich mit einer Geschwindigkeit bewegen, die in dem Maße abnimmt, als der Widerstand des Mediums zunimmt. Wenn also ein Körper durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, so wird er sich mit einer Geschwindigkeit bewegen, die in dem Maße abnimmt, als der Widerstand des Mediums zunimmt.

Wenn also ein Körper durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, so wird er sich mit einer Geschwindigkeit bewegen, die in dem Maße abnimmt, als der Widerstand des Mediums zunimmt. Wenn also ein Körper durch eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, so wird er sich mit einer Geschwindigkeit bewegen, die in dem Maße abnimmt, als der Widerstand des Mediums zunimmt.

Digitized by Google

Crapaud wurde in Bufo überſezt, und das Beiwort vif, dem lebhaft Glänzenden der Kryſtalle geltend, in vivus (lebendig); ſo machte man aus einem „lebhaft glänzenden Druſenraum“ eine „lebende Kröte.“ Der Crapaud, von welchem Fulgoſe berichtete — die erſte angeblich innerhalb feſten Geſteines lebend getroffene Kröte — war nichts als ein Druſenraum von ſeltener Größe; dies hat Ballot dargethan, ein Naturforſcher, der ſich in neuerer Zeit beſonderes Verdienſt um die Sache erworben. Verwechſelungen von Druſen und Kröten aber haben ſich fortgepflanzt, wie mannichfaltige andere Fälle beweiſen.“

22) Anleitung zum naturwiſſenſchaftlichen Beobachten für Gebildete aller Stände. I. Geologie von de la Beche. Aus dem Engliſchen von Dr. Rehbock, mit einer Vorrede von v. Dechen. Mit 138 in den Text eingedruckten Original-Holzſchnitten. Berlin, Aſher, 1836.

Ein ſehr populär geſchriebnes, gleich in medias res einführendes und durch die Holzſchnitte den Leſer überall ſogleich orientirendes Werk. Gerade bei Werken dieſer Art, wo Erinnerung und Phantaſie nicht ſo lebhaft nachhelfen, als etwa bei der Naturgeſchichte der Thiere oder bei Geſchichtswerken, ſind erläuternde Bilder außerordentlich nützlich und vielfach unentbehrlich, eine nothwendige Ergänzung des populären Vortrags. Man wird immer mehr einſehen, daß die Theilnahme des größern Publikums an den Wiſſenſchaften und die dadurch weiter verbreitete Civiliſation überhaupt von dem Grade der Leichtigkeit abhängt, mit der es lernt. Dieſe Leichtigkeit ſelbſt hängt aber keineswegs von der Capacität der Maſſen, ſondern von der Methode des Unterrichts ab. Man iſt darin ſchon ſehr weit gekommen, und nachdem eine große Menge der namhafteſten Univerſitätsgelehrten ſich endlich herabgelaſſen haben, populär für das größere Publikum zu ſchreiben und in dieſer Beziehung die falſche Scham überwunden iſt, darf auch gehofft werden, daß mit der Zeit die leider durch die populären Beſtrebungen beförderte Weitläuftigkeit und Redſeligkeit einer klaſſiſchen, oder um noch deutlicher zu ſeyn, einer mathematiſchen Kürze weichen werde, ohne die, unſerer Anſicht nach, das Publikum von der Wiſſenſchaft nur übergoſſen, aber nicht durchdrungen werden kann.

De la Beche lehrt die allgemeinen Erfahrungen der Geologie und macht am Schluß insbeſondere auf deren praktiſche Wichtigkeit aufmerkſam. Die wiſſenſchaftliche Eigenthümlichkeit und der Vorzug ſeines Werkes beſteht aber in der beſondern Sorgfalt, die er den Wirkungen des Waſſers und der Luft auf die Gebirgsmaſſen widmet, und den genauen Beobachtungen, die er deßfalls geſammelt hat.

23) Dritter Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde, 1836.

Die naturwiſſenſchaftlichen Vereine häufen ſich, und ſind, beim Vorherrſchen materieller Intereſſen, eine durchaus zeitgemäße Erſcheinung. In dem vorliegenden Bericht wird mit Recht geklagt: „Am Oberrhein beſtehen ſo viele naturhiſtoriſche Inſtitute, und ſo viele Vereine haben ſich beſonders in jüngſter Zeit gebildet, die ihre Thätigkeit immer mehr entwickeln, daß eine nähere Verbindung derſelben von vielen Seiten gewünſcht und bereits in Antrag gebracht wurde. Aber wie dieſe Verbindung am zweckmäßigſten bewerkſtelligen? Die Vereine ſind von Liebhabern und Freunden dieſer Wiſſenſchaft gegründet, die meiſt nur ihre eigenen Mittel dahin verwenden, und die Inſtitute ſind in der Regel zu gering bedacht, als daß dabei öftere Reiſen unternommen werden und ein lebhafter, perſönlicher Verkehr ſtatthaben könnte; ja ſelbſt eine nur einigermaßen genügende Correſpondenz würde gleichfalls großen Aufwand und ohnedies viele Mühe und Zeit koſten, was hier nicht weniger hoch anzuſchlagen iſt. Wäre es nicht einfacher und leichter, Zeit und Geld ſparender und doch dem Bedürfniß mehr entſprechend, wenn alle dieſe Inſtitute ſich zu einem gemeinſchaftlichen Blatte vereinigten, wovon alle 8 Tage ein halber oder alle 14 Tage ein ganzer Bogen erſchiene. Dieſe Blätter dürften jedoch keineswegs zu weitläuftigen Vorträgen und naturwiſſenſchaftlichen Abhandlungen beſtimmt ſeyn, ſondern zu gedrängten Berichten über die Arbeiten und Fortſchritte dieſer Inſtitute, zu kurzen Mittheilungen einzelner, beſonders lokaler naturhiſtoriſcher Wahrnehmungen und Erfahrungen, vorzüglich aber zu Nachrichten über vortheilhaften Erwerb für Kabinette, Anerbieten von Tauſchgegenſtänden und Doubletten, zu Belehrungen über die Art der Behandlung, Aufſtellung und Erhaltung der verſchiedenartigen Gegenſtände, zu Anfragen und Erwiderungen über derlei Angelegenheiten. Wie manchem Bedürfniſſe könnte dadurch genügt, wie viele Briefe geſpart werden?“ — Dies iſt ſehr wahr, und findet ſeine Anwendung nicht nur auf den Oberrhein, ſondern auch auf andere Theile des deutſchen Vaterlandes. Es wäre daher ſehr zu wünſchen, wenn von den Freunden der Naturkunde auf größere Concentrirung ihrer Mittel, auf lebhafteren Austauſch ihrer Novitäten Bedacht genommen würde. Es geht damit wie mit jedem andern Verkehr. Das Abſchließen im Kleinen hindert allen großen Aufſchwung. Wie viel geht doch in unſerm lieben Deutſchland jährlich an Weisheit verloren, die unbeachtet bei Seite fällt, weil ſelbſt Männer von Fach nicht Zeit oder Gelegenheit haben, alles das zu leſen, was in ſeinem Fache in hundert verſchiedenen Orten gedruckt erſcheint.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt
Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.
No 22. 1835

Literatur.

Geschichte der Deutschen. Von Wolfgang Menzel. Stuttgart, Verlag der Literatur-Anstalt. 1835. 1r Band. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Mit der Geschichte der Deutschen hat sich Wolfgang Menzel eine Aufgabe gestellt, die ihn in Verbindung mit seinen übrigen Arbeiten, als Kritiker, Dichter und Publicist, zu einem der ausgezeichnetsten Schriftsteller unserer Zeit macht. Wir haben bereits eine Geschichte der Deutschen von Luden, die aber nur bis zum Ende des Mittelalters reicht, und eine von Pfister, die sich durch Gründlichkeit auszeichnet, aber nicht populär ist. Menzel hat sich vorgenommen, eine Geschichte zu schreiben, die sowohl für den Gelehrten, als für den Laien, für den Mann, als für die Frau, für den Jüngling, als für das Mädchen, ein gleich anziehendes Interesse darbietet. Wir glauben, daß er diesen Zweck vollkommen erreicht hat. Sein Werk ist nicht nur eine Geschichte der Deutschen, sondern auch eine Geschichte Deutschlands, und wir können es daher mit Recht als ein Nationalwerk bezeichnen. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche kennen muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche besitzen muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche lesen muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche verbreiten muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche empfehlen muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche vertheidigen muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche lieben muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche hassen muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche vergessen muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche verachten muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche verfluchen muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche verbrennen muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche zerreißen muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche zerstören muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche vernichten muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche auslöschen muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche tilgen muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche ausrotten muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche ausmerzen muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will. Es ist ein Werk, das jeder Deutsche ausmerzen muß, wenn er sich nicht selbst eine Schande sein will.

die Urſache des Haarrauchs die großen Moorbrände ſeyen.

„Die Moore, auf welchen der Haarrauch erzeugt wird, erſtrecken ſich in dem etwa 15 Meilen breiten Küſtenſaume der Nordſee vom Süderſee bis zur Nieder-Elbe. In den niederländiſchen Provinzen Over-Yſſel, Gröningen und Drenthe; in Oſtfriesland und Oldenburg; in Meppen, Bentheim und Lingen; in dem nördlichen Theile von Osnabrück; in Hoya und Diepholz liegen die Moore dicht zuſammen. Dieſe Länder nehmen einen Raum von 453,5 □Meilen ein. Im Herzogthum Bremen und im Fürſtenthum Verden ſind ſie weniger ausgedehnt vorhanden. Dieſe beiden Länder bedecken eine Fläche von 125,4 □Meilen. Ich habe die Moore auf den Camp'ſchen und Lecoq'ſchen Karten nach genauer Methode ſorgfältig berechnet. In den niederländiſchen Provinzen, und in dem Theile vom Königreich Hannover, der zwiſchen Bremen, Ritzebüttel, Harburg und Rotenburg liegt, wohin die Lecoq'ſchen Karten nicht reichen, habe ich die Moorflächen einſtweilen auf andern weniger genauen Karten abgeſchäzt. Ich finde nun, daß die geſammten Hochmoore, in den genannten Ländern von 580 □Meilen Fläche, gegen 115½ □Meilen, alſo im Durchſchnitt ¼ des ganzen Bodens einnehmen. In dem Landſtriche, der in einer Ausdehnung von etwa 120 □Meilen zu beiden Seiten der Ems von der Grenze des Regierungs-Bezirks Münſter bis nach Oſtfriesland reicht, nehmen ſie ⅔ der ganzen Fläche ein; in Oſtfriesland und Oldenburg nur ⅓; in Bremen und Verden nur ⅙. Die Moore laſſen ſich in niedrigere und Hochmoore eintheilen. Die niedrigen Moore ſind einem Sumpfe ähnlich; auf ihnen wachſen ſaures Gras und andere Sumpfpflanzen. Sie dienen als ſchlechte Wieſen und Weiden; durch Düngung und Raſenbrennen können ſie zu ziemlich fruchtbarem Ackerlande umgeſchaffen werden. Die Hochmoore liegen hoch; ſie ſind im rohen Zuſtande mit Heidkraut und Torfmoos bewachſen. Die obere Erdſchicht iſt entweder hellgelb, oder braun und dunkelbraun. Unter ihr liegt der eigentliche Torf, und darunter Sand. Das Moor wird hier um ſo fruchtbarer gehalten, je dunkler es iſt, nach dem Brennen wird gelbe Aſche lieber geſehen, als weiße. Dieſes Hochmoor iſt es eigentlich, das gebrannt wird, und das man ohne Brennen bis dahin nicht zu benutzen weiß. Das Moorbrennen iſt in Deutſchland noch nicht alt. Der Prediger Bolenius zu Hatshauſen bei Oldersum ließ den Veen-Bauer Jan Kruſe von Wildervanck in Gröningen kommen, um das Moorbrennen in Oſtfriesland einzuführen. Dies geſchah 1712. Es muß ſich ſchnell verbreitet haben.“ Der Verfaſſer zählt die Maſſen des ausgebrannten Landes zuſammen. Das Reſultat iſt: „Die geſammten Moore, die noch vor ſtark 100 Jahren faſt alle nutzlos dalagen, gewähren alſo jezt eine jährliche Aernte von 490,000 Scheffel Buchweizen. Man hat viele Beiſpiele, daß der Buchweizen in gutem Moore das 48fache der Ausſaat hervorbrachte.“

„Der einleuchtendſte Beweis für die Behauptung, daß der Haarrauch in den brennenden Mooren ſeinen Urſprung nehme, liegt aber darin, daß für viele Fälle der unmittelbare Zuſammenhang des Haarrauchs und Moorrauchs nachgewieſen werden kann, und daß überall die Zeit der Erſcheinung des Haarrauchs mit der Zeit des Moorbrennens zuſammenfällt. Ich kann hier nur wenige ſolcher Haupt-Haarrauch-Tage näher bezeichnen. Am 18. und 19. Juni 1821 wurde ſtark in den holländiſchen und oſtfrieſiſchen Mooren gebrannt, was auch ſchon ein paar Tage vorher, doch weniger allgemein, geſchehen war. An beiden Tagen bedeckte ſchon gegen Mittag die Rauchmaſſe die ganze Moorgegend. Der Rauch kam gegen 2 Uhr in Münſter an, gegen 5 Uhr in Paderborn. Nach dieſer Zeit war die ganze Gegend von Oſtfriesland bis Siegen, von Cleve bis Minden, in einer Ausdehnung von mehr als 1000 □Meilen, mit Rauch überdeckt. Von 22 Orten, die über dieſen Bezirk zerſtreut liegen, habe ich die Beobachtungen vor mir. Wahrſcheinlich hat ſich der Rauch noch weiter ausgebreitet. Am 28. Juni war der Rauch faſt eben ſo weit verbreitet. — Vom 22. Mai des Jahres 1822 beſitze ich noch vollſtändigere Beobachtungen. Seit dem 14. Mai wurde in Oſtfriesland gebrannt. Das Brennen dehnte ſich immer weiter aus. Schon am 21. Mai war der Haarrauch ſehr weit verbreitet, beſonders in der Richtung nach den Niederlanden und nach Frankreich zu. Am 22. war die Atmoſphäre in den Moorgegenden ſchon vom frühen Morgen an verdunkelt. Am frühen Nachmittag kam er im Münſterſchen an, das noch zudem vom Haarrauch des vorigen Tages überdeckt war. Im Lippeſchen und in der Gegend von Soeſt traf er gegen 3½ Uhr ein. Nach Elberfeld kam er gegen 6 Uhr. In den Niederlanden ſpürte man ihn ſchon gegen 3 Uhr. Der Haarrauch überdeckte nun gegen Abend in großer Dichtigkeit, ſo daß überall die Sonne ihren Glanz verlor; die Länder von der Nordſee bis Coblenz, von Arnheim bis Minden. Von 42 Punkten dieſes Bezirks, der 1400 □Meilen Ausdehnung hat, liegen mir die Nachrichten vor.“

Der Rauch erſtreckte ſich aber noch viel weiter. Schon am 21. Mai war er in Paris, am 23. in Straßburg. Der Verfaſſer theilt am Schluß äußerſt ausführliche Tabellen mit, aus denen man aufs deutlichſte ſieht, an welchem Datum in jedem Jahr ſeit 1821 das

Digitized by Google

Moorbrennen an der Nordsee angefangen und wie an den folgenden Tagen der Rauch sich ringsum in die Länder ausgebreitet hat.

25) Die Versteinerungen des norddeutschen Oolithen-Gebirges. Von Fr. Ad. Römer. Mit 16 lithographirten Tafeln. Hannover, Hahn, 1836. 4. S. 218.

In allen Naturwissenschaften kann die Theorie nur das Resultat aller Erfahrungen seyn, darum ist das Sammeln und Ordnen noch immer ihre wichtigste Aufgabe. Sehr mit Recht sagt der würdige Verfasser, daß auf dem Standpunkt, den Geognosie und Petrefaktenkunde gegenwärtig einnehmen, es durchaus nothwendig sey, daß einzelne besonders reiche Gegenden genau untersucht und die dort vorkommenden Versteinerungen unter gewissenhafter Angabe ihrer Fundorte möglichst vollständig beschrieben und abgebildet werden.

Diese Aufgabe hat nun der Verfasser in Bezug auf das norddeutsche Oolithengebirg mit musterhafter Genauigkeit gelöst. Zuerst unterscheidet er diese Gebirgsart von den vier andern Gebirgsarten, nämlich Kohlen-, Salz-, Kreide- und Wassergebirge, von denen jede ganz andere Gattungen von Petrefakten enthalten. Sodann unterscheidet er im Oolithen-Gebirg wieder drei Unterabtheilungen, Lias, Jura und Wälderthongebilde, die dann nochmals in Unterordnungen zerfallen. Wo alle diese Gebirgsarten nun geographisch vorkommen und welche Stufenfolgen von Versteinerungen sie enthalten, wird hier tabellarisch geordnet und genau beschrieben.

Die Versteinerungen zerfallen in Pflanzenthiere oder Zoophyten und Weichthiere oder Mollusken, mit unzähligen Unterarten, eine unermeßliche Menge und Mannichfaltigkeit von Muscheln und Schnecken, die uns den Reichthum einer untergegangenen Natur anschaulich machen und zugleich ein Denkmal für den Fleiß und Scharfsinn des Verfassers sind.

26) Vergleichende orographische Tabellen, zur Darstellung einer Charakteristik des Hoch- und Tieflandes. Von F. v. Strantz. Breslau, Graß, Barth u. Comp., 1835.

27) Vergleichende hydrographische Tabellen zur Darstellung einer Charakteristik der Flüsse. Von Demselben. Daselbst, 1836.

Der Verfasser rubricirt alle bekannten Gebirge der Erde: 1) nach ihrer Höhe über der Meeresfläche, 2) nach dem Verhältniß der Kammhöhen zu den Gipfeln, 3) nach der Breite der Gebirge, 4) nach den höchsten Päßen, 5) nach der Höhe des Fußes der Gebirge über der Meeresfläche, 6) nach den Hochebenen, 7) nach den Flußquellen, 8) nach den Bergseen, 9) nach den Abgründen, 10) nach den Wasserfällen, 11) nach den Thälerbreiten, 12) nach den relativen Höhen in Mittel- und Tieflanden. Das höchste und breiteste Gebirge ist der Himmalaya, 26350 Pariser Fuß hoch, der höchste Paß in denselben der Mannerang-Paß von 17190 Fuß, der höchste See der von Manasarova in Tibet von 15,900 Fuß; der schroffeste und tiefste Abgrund dagegen der Absturz der Silla von Carracas in Süd-Amerika von 5000 Fuß, und der höchste Wasserfall der Staubbach von Gave de Pau, 5000 Fuß hoch.

Auf dieselbe Weise vergleicht der Verfasser bei den Flüssen 1) die Breite, 2) die Tiefe, 3) das Gefälle, 4) die Schnelligkeit, ferner noch 5) Ebbe und Fluth, 6) die Meerströmungen.

28) Das Meer, seine Bewohner und seine Wunder. Seitenstück zu Vollrath Hoffmanns Erde und ihre Bewohner. Von W. F. A. Zimmermann. Zwei Bände, mit Stahlstichen und Steindrücken. Stuttgart, Weise, 1837.

Eine Zusammenstellung aller, namentlich der neuern Forschungen über das Meer, seine geographische Vertheilung, Tiefe, Temperatur, Farbe, Salzigkeit, über Ebbe und Fluth, Wellen, Strömungen, Passatwinde, Stürme, Wasserhosen ꝛc., worüber seit Humboldt und namentlich noch zulezt durch Beechey Beobachtungen von einer Schärfe und Combination gemacht worden sind, wie sie die frühere Zeit noch nicht kannte. Sodann wird das Schiffswesen, Schiffbau und alles zur Nautik gehörige erörtert, und im zweiten Theil folgt dann die detaillirte Beschreibung der einzelnen ausgezeichneten Meere, des Eismeers, der Nord- und Ostsee, des atlantischen, des mittelländischen, schwarzen, indischen und stillen Meeres mit den vorzüglichsten Einbuchten, Küsten und Merkwürdigkeiten derselben. Da das Buch nicht bloß belehren, sondern auch unterhalten soll, sind überall anziehende Schilderungen aus Reisebeschreibungen, merkwürdige Seeabenteuer, Beschreibungen von Stürmen, Seeräubern, Wallfischfang, Perlfischerei ꝛc. angebracht. Namentlich ist die Entdeckung Amerikas ausführlich wiedererzählt.

Digitized by Google

Vorwort.

Mit dem vorliegenden Hefte, dem 10. der Reihe, beginnt der 2. Band der Zeitschrift für Instrumentenkunde. Wir hoffen, daß es uns gelingen wird, auch in diesem Bande unsere Leser mit einer Reihe interessanter Aufsätze zu erfreuen, und daß wir auch weiterhin auf die Mitarbeit der Fachgenossen rechnen können.

Wir bitten, uns Manuskripte und Korrekturen stets direkt zuzusenden, da wir nur dann für eine rechtzeitige Erledigung garantieren können.

Die Redaktion.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. A. Blaschke in Berlin W. 30, Motzstraße 22.
Verlag von Julius Springer in Berlin N. 24, Monbijouplatz 3.
Druck der Reichsdruckerei.

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

№ 44. Berlin, den 30. 1827.

Recensionen. Ueber Goethe's Faust. Ueber Goethe's Faust. Ueber Goethe's Faust

Hagelkorn, einen halb aus Eis, halb aus Schnee beſtehenden kleinen Gletſcher, bilden.“

Von beſonderem Intereſſe iſt der geſchichtliche Ueberblick über die ältern Anſichten von der Entſtehung des Hagels. Der erſte, von dem uns eine beſtimmte Meinung über dieſen Gegenſtand aufbehalten worden, iſt Anaxagoras. Er behauptete, daß der Hagel zur Sommerzeit entſtehe, wenn die Wärme, welche aus den oberen Regionen des Himmels zur Erde hinabſtiege, die Erde und die aus ihr entwickelten Dünſte und Dämpfe erwärme, ſo daß dieſelben emporgehoben würden, worauf ſie, nachdem der Zufluß der oberen Wärme aufgehört habe, durch die entſtandene Kälte verdichtet würden und zur Erde herabfielen. Dieſer Anſicht widerſpricht Ariſtoteles. Ihm zufolge entſteht der Hagel nicht ſowohl, wenn eine Wolke in eine kalte Luftſchicht hinein verſetzt wird, als wenn ſie in eine warme kommt, eine Theorie, in welcher wir, wie auch Erman richtig bemerkt hat, Anklänge an Leopold v. Buchs Theorie finden. Die Kälteerzeugung geſchieht nach ihm durch einen polariſchen Gegenſatz der Wärme und Kälte, woraus er viele Erſcheinungen zu erklären verſucht, und der gewiſſermaßen der Grundſtein ſeines ſinnreichen Gebäudes der Meteorologie iſt. Die einzelnen Erſcheinungen waren ihm wohl bekannt und richtig von ihm aufgefaßt worden, daß es auf hohen Bergen nicht hagle, daß der Hagel vorzugsweiſe im Sommer falle, nur äußerſt ſelten im Winter, daß die Körner bei der größten Hitze das größte Volumen haben, daß ſie nicht rund ſeyen, wie die Regentropfen, daß der Hagel bei Nordwinden in Griechenland herabfalle, welche, weil ſie die trockenſten ſind, die ſtärkſte Verdunſtung der Regentropfen zulaſſen, nachher aber gemeiniglich Südwind einzutreten pflege u. ſ. w. Darin aber irrte er, daß er den Hagel für Eis hielt. Eine beſſere Anſicht in dieſer Beziehung ſcheint vor ihm Anarimenes gehabt zu haben, wenn ſich aus der überaus dunklen Notiz, welche ſich beim Plutarch vorfindet, in der That ergibt, daß er die Hagelkörner für ein Concrement flüſſigen und feſten Waſſers gehalten habe. Der ſo glücklich aufgefundene Weg zur richtigen Anſicht von der Natur des Hagels wurde von den Spätern gänzlich verlaſſen. Epicur gab nur Demonſtrationen ad hominem, deren Anführung überflüſſig iſt, und nichts Beſſeres leiſteten die Stoiker. Hieher gehört der Verfaſſer des Buchs von der Welt, welches fälſchlich dem Ariſtoteles zugeſchrieben wurde, welcher behauptet, der Hagel ſey nichts anderes als zuſammengeballter Schnee, welcher wegen des größeren Gewichtes eine bedeutendere Schnelligkeit erlangt habe; hieher Poſidonius, welcher ſonſt die Meinungen des Ariſtoteles beizubehalten pflegte, in dieſem Punkte aber gänzlich von ihm abwich; hieher Seneca. Was Plinius und gar der ſpäte Iſidor bemerken, iſt von gar keinem Intereſſe. Allmählich gewann der Aberglauben, der ſchon in früheren Zeiten ſein Recht behauptet hatte, immer mehr und mehr Oberhand, ſo daß im neunten Jahrhundert Agobald, Biſchof von Lyon (779—840, ausdrücklich widerlegen mußte, daß der Hagel und Donner kein Werk der menſchlichen Macht oder teufliſcher Zauberkräfte, ſondern der Natur, oder, wie jene Zeit es ausdrückte, eine Strafe und Warnung des rächenden und die Menſchen heimſuchenden Gottes ſeyen. Als man ſpäterhin anfing, die Meteorologie wiſſenſchaftlich zu bearbeiten, hatten die erſten Unterſuchungen über den Hagel zum Zweck, in den höheren Regionen der Atmoſphäre eine Schicht nachzuweiſen, wo ſich eine ſo geringe Temperatur befinde, daß, wenn ein Niederſchlag durch Vermiſchung zweier Luftſchichten von ungleicher Temperatur hervorgerufen wird, dieſer nothwendiger Weiſe gefrieren muß. Aber dieſe Schicht hat eine zu bedeutende Höhe über dem Meeresniveau, als daß hier die Hagelbildung erfolgen könnte. Nimmt man nämlich die Wärmeabnahme für 1° R. nach den im Anhange mitzutheilenden Angaben im Durchſchnitt zu 687 Fuß an, ſo erhält man eine Höhe der Hagelwolken, bei einer Temperatur von + 15° R., wo doch nicht ſelten Hagel fällt, von 10325 Fuß, die die Unſtatthaftigkeit dieſer Hypotheſe ſogleich nachweiſt, ohne daß es weiterer Einwürfe bedürfte. Es iſt zwar denkbar, daß kalte Winde, welche wegen der außerordentlich geringen Wärmeleitung der Luft ihre niedrigere Temperatur beibehalten hätten, von nördlichen Gegenden herwehten und auf dieſe Weiſe den Hagel hervorbrächten, aber theils erklärte auch dieſe Annahme keinen Hagel bei + 20° R., wo er doch ebenfalls vorkommt, theils kommt Hagel bei allen Winden, ſelbſt Südwinden, vor. Ueberdies ziehen Hagelwolken gemeiniglich ſehr niedrig, wie dies ſchon oben bemerkt worden iſt. Nach dieſer Erklärung der Entſtehung des Hagels kam man auf eine zweite, welche namentlich denjenigen Phyſikern angehört, welche alle Erſcheinungen der Atmoſphäre als Wirkungen der Elektricität darſtellten. Sie glaubten, daß die in den Wolken angehäufte Elektricität die Verdunſtung der niedergeſchlagenen Waſſermaſſen befördere, Kälte hervorbringe und ſo das Gefrieren der Regentropfen bewerkſtellige. Aber ſchon van Marum und ſpäter Erman und Muncke haben überzeugend gegen Cavallo und Hermbſtädt, denen ſich noch Schübler zugeſellen läßt, dargethan, daß Elektricität durchaus keine Wirkung auf die Quantität und die Geſchwindigkeit der Verdunſtung äußere, daß nicht-elektriſirtes Waſſer, ebenſo wie elektriſirtes, Dunſt in gleicher Quantität und von gleicher Expanſivkraft unter übrigens gleichen Umſtänden erzeugt. Ferner haben v. Sauſſure, de Luc u. a. m. gezeigt, und namentlich hat in dieſer Beziehung Reimarus viel geleiſtet,

Digitized by Google

daß Wolken keine Magazine von Elektricität sind, worauf ich weiter unten zurückkommen werde. — Ohne uns bei Ansichten aufzuhalten, wie die von Blaise Monésier aufgestellte, der den Hagel daraus herleitet, daß den gasförmigen Wasserdünsten Wärme durch Salze und Wirbel entzogen werde, wollen wir kurz Volney's Theorie berühren. Ihm zufolge beraubt die elektrische Explosion eine große Quantität von Wasserdünsten, indem sie dieselbe in den tropfbar flüssigen Zustand zurückversetzt, plötzlich ihres gebundenen Wärmestoffs: die kältere Luft der oberen Regionen stürzt in den leeren Raum, comprimirt das Wasser, bringt es zum Gefrieren und schleudert die so entstandenen Hagelmassen herab. Als Beweis für diese Theorie sieht Volney den Umstand an, daß nie Hagel ohne Sturm herabfalle, und daß die Heftigkeit desselben der Größe der Hagelkörner proportional sey. Aber der Raum, welchen die condensirten Wasserdünste zuvor eingenommen hatten, ist, nach Daltons Theorie, kein leerer Raum für die atmosphärische Luft, sondern bloß für die in derselben befindlichen Wasserdünste. Wenn er überdies sagt, daß die elektrische Explosion eine große Quantität von Wasserdünsten ihres Wärmestoffs beraube, oder, was dasselbe ist, daß sie nicht die Wirkung, sondern die Ursache des Niederschlags sey, so ist dies, wie aus allem oben Gesagten hervorgeht, geradezu falsch. Ist es wirklich der Fall, daß die Größe der Hagelkörner der Heftigkeit des Windes proportional sey, woran ich zweifle, so hat dies Phänomen eine ganz andere Ursache, nämlich die, daß die fortwährende Erneuerung der Luft bei heftigem Winde die Verdunstung und mithin das Anschwellen des Hagelkornes begünstigt. — Eine andere Theorie hat Volta aufgestellt. Er glaubt nämlich, daß die Sonnenwärme eine Verdunstung der sogenannten vapeurs vésiculaires, oder wenigstens der Oberfläche des sie umgebenden Häutchens bedinge, und auf diese Weise den zur Bildung des Hagels erforderlichen Kältegrad hervorbringe. Die Vergrößerung der Hagelkörner entsteht nach ihm durch Oscillation derselben zwischen zwei elektrischen Wolkenschichten und hierdurch bedingtes längeres Verweilen in der oberen Luft, wodurch ein Anziehen der Dünste und allmähliches Anwachsen des Kernes möglich gemacht wird. Diese Theorie, welche noch jetzt sehr viele Anhänger, namentlich in Frankreich, findet, bedarf einer etwas ausführlicheren Widerlegung. Es fallen nicht selten Hagelkörner von 3 — 4″ Durchmesser, um größerer Massen, deren hie und da Erwähnung geschieht, nicht zu gedenken. Diese Massen sollen sich durch Verdunstung des Häutchens der blasenförmigen Dünste bilden, deren Dicke doch, nach Kratzenstein, nur 0″,000002 beträgt, während der Durchmesser des ganzen Bläschens, nach Saussure, nur 0″,00036 und nach Fraunhofers Theorie der Höfe größerer Art nur zwischen 0″,00194 und 0″,00052 Größe besitzt. Gesetzt nun, es könnte sich durch den von Volta angegebenen Proceß ein noch so geringer fester Kern bilden, wie lange soll die Oscillation dauern, damit das Korn nur zu 1″ Durchmesser anschwelle? Ferner läßt sich nicht begreifen, wie Sonnenstrahlen oder eine andere Wärmequelle die Verdunstung einer Flüssigkeit determiniren können, ohne eine Erwärmung hervorzubringen, welche die durch Verdunstung hervorgebrachte Temperaturverminderung ersetzte. Bellani bedeckte zwei Thermometerkugeln mit nasser Leinwand und setzte sie der freien Luft aus, und zwar das eine im Schatten, das andere im Sonnenlichte. Hierauf bemerkte er zwar wohl an der das leztere Thermometer bedeckenden feuchten Leinwand eine stärkere Verdunstung als an der andern, aber der Stand der Quecksilbersäule zeigte an derselben eine höhere Temperatur an. Nach Volta's Meinung ist das Sonnenlicht zur Bildung des Hagels unumgänglich nothwendig; aber wie kann dann nach Sonnenuntergang, oder des Nachts, oder gar kurz vor Sonnenaufgang Hagel fallen? Hier müßten die Hagelkörner, besonders wenn der Hagel vor Sonnenaufgang herabfällt, sich 10 bis 12 Stunden oscillirend in der Luft erhalten haben, wie bei der oben angeführten Beobachtung Bellani's, bei der noch der bemerkenswerthe, durchaus gegen Volta's Theorie sprechende Umstand obwaltete, daß sich am Abend zuvor gar keine Spur von Wolken am Himmel gezeigt hatte. Was nun ferner die von Volta angenommene Oscillation betrifft, gegen die sich schon früher Prechtl erklärte, so beruht sie zuvörderst auf einer reinen Hypothese und ist von Niemanden beobachtet worden, wie es doch wohl hätte geschehen müssen, da so mancher auf Bergen in Hagelwolken verweilt hat; ferner ist sie bloß auf Analogie des elektrischen Tanzes gegründet, wo zwei Körper zwischen zwei entgegengesetzt elektrischen Platten hin und her geworfen werden. Volta muß also zwei Wolkenschichten annehmen, zwischen denen sich die Hagelkörner oscillirend erhalten; aber diese können keine solche Oscillation hervorbringen, da Bellani nachgewiesen hat, daß, so wie die eine der beiden Platten durch eine Flüssigkeit ersetzt wird, die elektrische Oscillation aufhört. Ja es läßt sich zeigen, daß Volta's Theorie auf einer durchaus falschen Ansicht von der Luftelektricität beruhe. Wolken sind Niederschlag der in der Atmosphäre zuvor vorhandenen Wasserdünste, und eben erst durch diesen Niederschlag und das dadurch bedingte Freiwerden von vorher, wenn ich mich so ausdrücken darf, latenter Elektricität werden sie elektrisch und erregen auf der ihnen gegenüberliegenden Erdoberfläche die entgegengesetzte elektrische Spannung. Es muß also bald ein Durchbruch durch die Luft erfolgen, der, sobald er geschehen ist, die beiden zuvor elektrischen Flächen in vollkommenen

Digitized by Google

Neutralisationszustand versezt, der erst dann wieder aufhört, wenn die Wolke neue Elektricität durch neuen Niederschlag erhält. In diesen Intervallen müßte nun der Hagel nothwendigerweise herabfallen. Dies geschieht aber nach Volta's Theorie nicht; denn wenn ein Hagel vor Sonnenaufgang fällt, so muß er schon, nach Volta, am Tage vorher, als noch die Sonne über dem Horizonte stand, erzeugt worden seyn, sich also die ganze Nacht hindurch in der Atmosphäre oscillirend erhalten haben, also die elektrische Ladung der Wolke permanent seyn, ohne daß ein Durchbruch erfolgen mußte. Alles dieses genügt wohl, die Ansicht Volta's zu verwerfen. Was gegen seine Theorie erinnert worden ist, gilt auch theilweise gegen die von Gay-Lussac aufgestellte. Als er nämlich mit Biot zum ersten Male sich im Luftballon erhob, um physikalische Beobachtungen, namentlich über die Constitution unserer Atmosphäre anzustellen, beobachtete er, daß die Wolken an der oberen Seite eine fast vollkommene Fläche bildeten, die einer beschneiten Ebene glich, wie dies an der untern Seite beim Cumulus sehr häufig der Fall ist. Diese Oberfläche soll nun durch Wärmestrahlung den zur Hagelbildung erforderlichen Kältegrad hervorbringen, gleich wie in Bengalen durch dieses Mittel bei Temperaturen, die den Gefrierpunkt häufig um 8° R. übersteigen, Eis gebildet wird. Es müßte aber in diesem Falle Hagel unter den Tropen am häufigsten vorkommen, was doch keineswegs der Fall ist. Dehn theils ist zwischen den Tropen die Wärmestrahlung am stärksten, wie man aus den durch sie hervorgebrachten Wirkungen sieht, theils ist die Grenze der einzelnen Luftströmungen am bestimmtesten zwischen den Wendekreisen geschieden, so daß horizontale Wolkenflächen sich hier am ersten bilden können."

Biographie.

Karl August Böttiger. Eine biographische Skizze von dessen Sohn Dr. K. S. Böttiger. (Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedruckt.) Mit einem Bildnisse. Leipzig, 1837. gr. 8. S. 140.

Das Leben und Wirken dieses ausgezeichneten Kunstkenners und Antiquars war so vielseitig bewegt, seine Thätigkeit gehörte stets der nächsten Gegenwart, die er geschickt und interessant belehrend mit der fernsten Vergangenheit zu verbinden wußte, daß sein Tod in den verschiedensten Richtungen beklagt und seine Wirksamkeit mit allgemeiner Anerkennung gerühmt und hervorgehoben wurde.

Die gegenwärtige biographische Skizze, welche uns hier sein Sohn besonders abgedruckt gibt, kann daher eher als eine Zusammenstellung dieser Resultate betrachtet werden, als sie etwas Neues enthält. Dies sagt er selbst S. 1. Anmerk. „Es ist wohl natürlich, daß der Sohn über seinen Vater da, wo er incompetent oder parteiisch erscheinen konnte, auch fremde Stimmen sprechen läßt; und muß er es oft nicht, da er seit 36 Jahren nur hin und wieder Gast im väterlichen Hause war, und jezt seinen historischen Stoff zu dieser Skizze wie zu einer später folgenden umfassendern Biographie aus einer Masse von mehr als 20,000 Briefen und aus Zeugnissen der Zeitgenossen zu schöpfen hat? Doch fiel es ihm noch bei seinem vorlezten Besuche im väterlichen Hause zur guten Stunde ein, sich von seinem verewigten Vater jeden Morgen ein Stück aus seinem Leben und Wirken erzählen zu lassen, was er nachher sogleich aufsezte. Indeß war da schon Manches in Böttigers Gedächtniß nicht mehr ganz treu, und diese Situationen griffen ihn sichtbar an. Endlich noch die nöthige Bemerkung, daß Referent nur Umrisse geben will, und dies unbesorgt um Lob oder Tadel; denn er fühlt es, daß er nicht allen zu Danke schreiben kann, und daß der Sohn älter ist als der Historiker. Dennoch gilt auch ihm das sine studio et ira. Manche Verhältnisse sind jedoch so fein und zart, daß auch der beste Wille des Biographen nicht vor Mißgriff und Mißdeutung schüzen wird."

Und es sind wirklich nur Umrisse, die uns hier geboten werden. Da aber Böttiger in einer Zeit lebte, welche die großartigsten Erscheinungen und Ereignisse in ihrem Schooße wiegte und an ihnen stets einen bedeutenden Antheil nahm, so sind wir auf die versprochene größere Biographie verwiesen, um manche wichtige Zugabe zur Geschichte jener gährenden Zeit zu erhalten.

Was diese Skizze betrifft, so haben wir ungern mehrere Wiederholungen schon verhandelter Ereignisse angetroffen, wie daß B. seit 1805 jährlich eine Badereise in eines der böhmischen Bäder unternommen, S. 27 u. 80, und daß er einem russischen Fürsten ein förmliches Reise-Collegium über Italien gelesen habe, ohne selbst persönlich dieses Land gesehen zu haben, S. 27 und 70, und andere Stellen. Wir würden dies gar nicht erwähnt haben, wenn es nicht gar zu oft wiedergekommen wäre, und der Vers. selbst in der Zusammenstellung der einzelnen Thatsachen und Ereignisse nicht sowohl chronologisch verfahren wäre, als vielmehr bei jedem besondern Zweig der Wirksamkeit seines Vaters das in der Zeit folgende zusammengefaßt hätte. Auch das sine ira et studio ist ihm nicht immer gelungen, indem er mit Unmuth der Reibungen von Seiten Herders und Goethe's und ihrer Anhänger gegen B. gedenkt. Doch mag dies nicht als ein Tadel erwähnt werden. Es gibt Punkte in der Geschichte und mehr noch in der Biographie, wo der Geschichtschreiber aufhören würde, treu und wahr zu seyn, wenn er nicht Partei ergreifen wollte. Es ist dies in solchen Fällen, wo Solon den Bürger des Todes schuldig erklärt, der keiner Partei angehörte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

№ 70. Stuttgart, Freitag, den 31. Juli. 1829.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen auf das Literatur-Blatt an. Der Preis des Quartals, welches 13 Nummern enthält, ist 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr. Rhein.

Ueber Shakspeare's Sonnette.

Ich habe mich lange gesträubt, über Shakspeare's Sonnette zu schreiben, weil ich mir nicht verhehlte, daß ich mich dadurch in ein Gebiet wagen würde, wo mir Niemand Führer sein könnte, und wo ich mich nothwendig verirren müßte. Ich habe mich nun doch dazu entschlossen, weil ich mir sagte, daß ich mich ja nicht verirren würde, wenn ich nur meinen eigenen Weg gehe, und daß ich mich nicht verirren könnte, wenn ich nur meinen eigenen Weg gehe. Ich habe mich nun doch dazu entschlossen, weil ich mir sagte, daß ich mich ja nicht verirren würde, wenn ich nur meinen eigenen Weg gehe, und daß ich mich nicht verirren könnte, wenn ich nur meinen eigenen Weg gehe.

Ich fühl' es, ohne sie muß ich von dannen,
Da mählig schon der Athem mir gebricht.
Mir hilft nicht Kraft noch muthiges Ermannen,
Weil schon mit Fesseln mich die Lieb' umflicht.
Mich rettet Weisheit nicht noch Freundesstimme;
Denn, Bess'res sehend, wähl' ich doch das Schlimme.

So schmerzlich führt der muthige Baron
Im Herzen ob der neuen Liebe Klagen.
Doch Herzog Nayms, in hohen Jahren schon,
Fühlt minder nicht, als er, die bittern Plagen;
Vielmehr die Farb' ist vom Gesicht entflohn,
Er bebt und zittert, matt und hart geschlagen.
Was sag' ich mehr? Die Großen insgesammt,
Selbst König Karl, sind ganz von ihr entflammt.

Es würde eine vergebliche Mühe seyn, den labyrinthischen Gängen des Gedichts zu folgen, denn wie Ariost, so hat schon sein Vorgänger Bojardo die Scenen beständig wechseln lassen. Hier kämpfen zwei, plötzlich erscheint eine dritte Person, der wir nun folgen müssen, ohne zu wissen, wie der Kampf jener beiden ausgehen wird. Hier wird ein Fräulein von einem Riesen oder Unhold verfolgt. Ein verliebter Ritter jagt ihr nach und glüht, sie zu retten; aber es kommt ihm etwas in die Quer, oder er wird irre geführt, und indem wir ihm folgen, bleiben wir wieder über das Schicksal des armen Fräuleins im Ungewissen ꝛc. Die Kunst des Dichters besteht darin, uns in beständiger Spannung zu erhalten und die Fäden so geschickt zu verflechten, daß wir nie das Ende absehen. — Angelika ist eine Zauberin und besteht als solche einen interessanten Zweikampf mit dem berühmten Zauberer Malegys. Sie erhört Rolandos Liebe nicht, dagegen verliebt sie sich in den schönen Rinaldo (nicht in Medor, wie bei Ariost), den sie einst schlafend findet und mit Blumen wirft. Allein Rinaldo begegnet ihr eben so kalt wie sie dem Roland. Sie bedient sich daher des von ihr überwundenen und gefangenen Malegys, der Rinaldos Vetter ist, und macht ihm große Versprechungen unter der Bedingung, daß er ihr den Rinaldo liefere. Diese Versuche mißlingen aber. Unterdeß wird der arme Roland von seiner Liebe und von der Laune des Zufalls umhergeworfen, besteht große Kämpfe, fällt gelegentlich einmal in ein Netz und zappelt lächerlich darin herum, wird eine Zeit lang dadurch getröstet, daß er den Trank der Vergessenheit trinkt und seine Liebe vergißt ꝛc. Unterdeß geräth das Reich in die größte Gefahr, Karl der Große selbst wird von den Heiden gefangen und die Wiederkunft der auf Liebeswegen verirrten Helden wird höchst dringend. Das ist das Wesentlichste des Inhalts. Das Gedicht ist aber ungemein reich an Nebenpersonen und Episoden, in denen die freieste romantische Poesie vorherrscht. Da sehen wir Ungeheuer aller Art, Riesen, die auf Elephanten reiten, die schöne Origille, die zur Strafe bei den Haaren an einen Baum gehenkt, aber gespeist und getränkt wird, daß sie leben bleibt und dergleichen Wunderlichkeiten mehr. Unbeschadet der Romantik schweift die Phantasie des Dichters auch häufig ins antike Gebiet hinüber und holt daher einen Kentauren, der eine Schöne entführen und gleich der Dejanira über den Fluß schleppen muß, die bekannte Göttin Gelegenheit, die das Haar nur nach vorn trägt, den Wettlauf der Atalante, den der Liebhaber durch das Werfen goldner Aepfel aufhält ꝛc. Auch eine komische und frivole Episode findet man hier wie die berühmte bei Ariost, die Geschichte des Ordaur, eine freie Bearbeitung der bekannten Geschichte von Pyramus und Thisbe. Der eifersüchtige Alte sperrt seine Frau in einen Thurm. Der Liebhaber macht ein Loch in den Thurm, führt sie heraus und stellt sie dem Alten als *seine* Braut vor. Dieser erschrickt, eilt in den Thurm, findet aber die schnell zurückgekehrte Schöne ehrbar dasitzen. Kotzebue hat denselben Stoff in der gefährlichen Nachbarschaft auf die Bühne gebracht. Bojardos Werk würde noch ergötzlicher seyn, wenn es nicht im Geschmack seiner Zeit gar zu lange bei der Beschreibung der Kämpfe verweilte und dieselben nicht immer wiederholte.

2) Die göttliche Comödie oder Wallfahrt durch die drei Geisterreiche, Hölle, Fegfeuer und Paradies von Dante Alighieri; frei übersezt und mit Anmerkungen versehen von J. F. Heigelin. Drei Theile. Blaubeuren, Mangold, 1836, 1837.

So erfreulich es ist, wahrzunehmen, daß der göttliche Dante in Deutschland viele Freunde zählt, und daß sein ewiges Werk so vielgestaltig in Prosa und Versen übersezt wird, so wäre doch zu wünschen, daß das Ohr des in jenen glückseligen Zonen, die er selbst besang, verweilenden Italieners, an höchsten Wohlklang gewöhnt, nicht durch Mißton beleidigt werde, wenn je unsere Uebersetzungen bis zu ihm hinaufdringen. Mißtönig aber ist selbst unserm deutschen Ohr, an Mißton mehr gewöhnt, die vorliegende Uebertragung vorgekommen. Aus der feierlichen, in der erhabensten Musik hinströmenden Sprache Dante's hat der Verfasser gemeine Knittelverse gemacht, und die harmonischen Verschlingungen, deren glatte Biegung die unendliche Schwierigkeit des Versmaaßes dennoch gänzlich verbirgt, hat er wie mit dem Hackmesser zerhackt, daß aus jeder Zeile eine Ecke hervorsteht. Und dazu zwang ihn nicht etwa das schwierige Metrum. Er hat sich dasselbe vielmehr ganz leicht gemacht, indem er ohne alle Reime in simpeln Jamben übersezt. Aber durch das ganze lange

Digitized by Google

Gedicht hindurch hat er mit einer merkwürdigen Consequenz selbst dieses so bequeme Versmaaß mißhandelt, um es künstlich unbequem, eckigt, hart, kurz so mißtönig zu machen, wie je Verse gemacht wurden.

Die Hölle fängt an:

Von unserm Erdenleben hatte ich
Zurückgelegt die Hälfte, als, verfehlt
Den rechten Weg, in einem dunkeln Wald
Ich mich befand. Zu sagen hält es schwer ꝛc.

Reimlose Jamben fließen auch dem wenig Geübten so leicht, daß es Mühe kostet, darin hart zu seyn; aber unser Uebersetzer hat mit der größten Kunst den harmonischen Schwung und Schluß der Verse zu vermeiden und beinah jeden Vers so im lezten oder vorlezten Fuß abzuknicken gewußt, daß ihm solche ohrzerreißende Mißtönigkeit gewiß schwer nachzuahmen ist. Man lese nur:

Ach und Weh hört' ich
Von allen Seiten, ohne daß ich sah,
Wer solches stöhnte; darum blieb ich ganz
Verwirrt auf meinem Platz. Ich glaubte, daß
Virgil vermuthete, der Meinung wär'
Ich, so viel Stimmen kämen zwischen dem
Gehölze von dem Volk hervor, um sich
Geheim vor uns zu halten; deßhalb sprach
Der Meister: Wenn du einen Zweig abbrichst
Von einem dieser Bäume, werden dir
Vergehen die Gedanken, die du hast.

So geht es durch die ganze Hölle fort — eine wahre Höllenqual — bis zum Schluß:

Um in die lichte Welt zurück zu geh'n,
War der verborg'ne Höhlenweg demnach
Vom Führer und von mir betreten. An
Das Ausruh'n wurde nicht dabei gedacht.
Der Erste er und ich der Zweite sind
Wir so lang aufgestiegen, bis ich durch
Ein rundes Loch sehr schöne Sachen, die
Der Himmel führt, gesehen habe und
Zur Sternen-Wiederschau ging's da hinaus.

Das Fegfeuer unterscheidet sich in dieser Beziehung nicht im Geringsten von der Hölle, und sogar der Himmel erlöst uns nicht von der Qual.

3) Der Cid. Ein Romanzenkranz. Im Versmaaß der Urschrift aus dem Spanischen übersezt von F. M. Duttenhofer. Zweite verbesserte Auflage. Stuttgart, Beck und Fränkel, 1837.

Schon die erste Auflage wurde Literaturblatt von 1833, Nr. 101, rühmlichst angezeigt. Herr Duttenhofer hat durch treue Uebersetzung des Originals eine große Menge schöner charakteristischer Züge wiedergegeben, die Herder in seiner berühmten Uebersetzung, weil dieselbe zu frei war, fallen ließ. Wer daher auch schon den Herder'schen Cid kennt, wird diesen neuen mit hohem Genuß lesen. Sehr zu bedauern ist, daß dem Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, seine Berufsgeschäfte noch nicht gestattet haben, sein Werk zu vermehren, da noch viele Romanzen des Cid gar nicht übersezt sind.

4) Torquato Tassos befreites Jerusalem. Uebersezt von Karl Streckfuß. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Bekanntlich eine gefällige Uebersetzung, so weit es möglich ist, italienischen Wohlklang in deutschen Reimen wiederzugeben; daher bereits die zweite Auflage.

5) Die Lieder der Edda von den Nibelungen. Stabreimende Verdeutschung nebst Erläuterungen von Prof. Ludwig Ettmüller. Zürich, Orell, Füßli u. Comp., 1837.

Wir setzen das Original als hinlänglich bekannt voraus und halten uns an die Form der Uebersetzung. Der Verf. selbst äußert sich über das Verhältniß seiner Arbeit zu den frühern: „Seit man in Dänemark und Deutschland zufolge einer gründlicheren Erforschung zunächst der altnordischen Mythologie auch mit den Dichtungen des skandinavischen Nordens vertrauter geworden ist und den hohen Werth derselben erkannt hat, sind nach und nach mehrere Versuche gemacht worden, die Lieder der sämundischen Edda in den neueren Sprachen, zumal der dänischen und deutschen, wiederzugeben. Die erste Anregung ging bei uns von dem verdienstlichen F. D. Gräter aus, indem er die Rigs-thula unter dem Titel: „Das Lied von Erich dem Wanderer, oder die Erzeugung der drei Stände" in deutschen Hexametern, Braga und Hermode IV, 1. (1802) mittheilte. Zwölf Jahre später ließ F. H. v. d. Hagen „die Eddalieder von den Nibelungen, zum erstenmal verdeutscht und erklärt" erscheinen. Im folgenden Jahr (1813) erhielten wir die Lieder der alten Edda. Aus der Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm," dreizehn Lieder in der Ursprache mit einer doppelten Uebersetzung, einer wörtlichen, dem Texte gegenüber gedruckten und einer Auflösung in Prosa. Die erste Uebersetzung einiger Eddalieder in der Weise der Originale ließ Ferd. Wachter, der verdienstvolle Uebersetzer der Heimskringla, im Forum der Kritik 1829, S. 88 und 1820, S. 127 abdrucken. Bis dahin hatte man nur einzelne Strophen stabreimend wiederzugeben gewagt: diese Versuche dürfen jedoch, gleich Chamissos annähernder Verdeutschung von Hamars heimt, als unbedeutend übergangen werden. Eine nach der lateinischen Uebersetzung zusammengefudelte, nicht stabreimende

Digitized by Google

Verdeutschung der mythologischen Eddalieder ließ G. Th. Legis unter dem Titel: „Edda, die Stammmutter der Poesie und der Weisheit des Nordens, Leipzig 1829," an das Licht treten, und bewies dadurch, daß ihm die Poesie und Weisheit des Nordens unentdeckte Länder geblieben seyen. In demselben Jahre erschien auch „Sämunds Edda des Weisen, oder die ältesten norränischen Lieder u. s. w. Erste Abtheilung," von J. L. Studach stabreimend übersezt. Das zulezt genannte Werk enthält zwar nur einige der mythologischen und ethischen Lieder, auch ist es oft schwer verständlich, so daß der Verfasser selbst seine eigene Verdeutschung häufig in den Anmerkungen aufs Neue verdeutschen mußte; dennoch aber ist es unter allen bisher erschienenen stabreimenden Uebersetzungen der Eddalieder diejenige, der man am besten den Klang der Verse der Urschrift abhöret," was inzwischen den Verfasser nicht gehindert hat, noch etwas Besseres zu versuchen.

Seine mühsame Arbeit ist in der That wohl gelungen. Er hat mit gar großer Sorgfalt die Reime eingehalten und doch dem Sinn keine Gewalt angethan. Es war — was nicht genug zu schätzen ist — seine erste Regel, deutlich und verständlich zu bleiben. Die ohnehin kurzzeiligen und den Sinn äußerst zusammendrängenden, in den kühnsten Metaphern redenden Eddalieder wären ganz ungenießbar ohne Deutlichkeit in der Uebertragung. Sofern aber diese Deutlichkeit doch beim besten Willen nicht in allen Fällen erzielt werden konnte, hat der Uebersetzer allemal den Sinn erklärt in erläuternden Noten unter dem Texte. Wer könnte z. B. gleich verstehen, was „des Stromes Strahlgluth" ist (nämlich Gold), und doch muß der Uebersetzer den künstlichen und charakteristischen Ausdruck des Originals der Treue wegen beibehalten; es bleibt ihm lediglich nichts übrig, als in den Noten unten zu sagen, was unter dem Bilde eigentlich verstanden wird. Zur Probe, welchen Klang die Uebersetzung im Ganzen hat, hier einige Verse. Wir wählen die schöne Klage Gudruns und ihrer Frauen aus, die an ähnliche Klagen bei Aeschylos, bei Shakespeare (Richard III.) und bei Ottokar von Horneck (beim Grabe Kaiser Adolfs und Albrechts II.) erinnert, indem immer das Weh der einen Klagenden das der Andern überbietet:

1. Einst war's, daß Gudrun
gierte zu sterben,
da sie sorgvoll saß
zu Sigurds Füßen. [1]
Sie schluchzte nicht,
noch schlug die Hand sie;
sie weinte nicht,
wie Weiber sonst.
2. Die Fürsten kamen,
daß sie voller Huld
hemmten ihre
harten Gedanken.
Nicht wehklagte
noch weinte Gudrun;
ihr Herz vom herben
Harm fast brach.
3. Der Fürsten Frauen,
fernhinstrahlend,
mit Gold geziert,
vor Gudrun saßen;
es äußerte jede
das eigne Leid,
was jeder Bitterstes
geboten ward.
4. Da sprach Giaflög,
Giukis Schwester:
Mich weiß ich aus Manchen
die Meistbetrübte.
Fünfmal erfuhr ich
den Fall des Gatten, [2]
und zweier Töchter,
und dreier Söhne, [3]
und acht Brüder Tod:
ich Eine lebe.
5. Nicht wehklagte
noch weinte Gudrun;
so war in Leid sie
ob des Liebsten Morde,
und hartgemuthet
ob des Herrschers Tode.
6. Da sprach Herborg,
Hunlands Königin; [4]
Wohl kann ich härtren
Harm noch klagen:
meine sieben Söhne
im Süderlande,
der Mann als achter,
dem Mordstahl fielen.
7. Vater und Mutter
und vier der Brüder
auf den Wogen
der Wind betrog;
es barst den Fluthen
des Bordes Diele.
8. Selbst mußt ich besorgen
die Besargung Aller,
selbst behandeln
zur Hel ihre Fahrt.
Dies Alles litt ich
in Einem Halbjahr,
und Niemand trug da
Trost mir zu.
9. Gefesselt vom Feinde,
gefangen ward ich
in kurzer Frist
nach den Kummertagen.
Da mußt ich schmücken,
die Schuh ihr binden,
des Jarles Frau
mit jedem Morgen. [5]
10. Sie ängstete mich
aus Eifersucht,
und schwinde Schläge
schwang sie mir.
Nirgends holdern
Herren jemals,
doch nimmer auch herbre
Hausfrau fand ich.
11. Nicht wehklagte
noch weinte Gudrun;
so war in Leid sie
ob des Liebsten Morde,
und hartgemuthet
ob des Herrschers Tode.
12. Da sprach Gullrönd
Giukis Tochter:
wenig, Pflegrin, weißt du,
ob weis' auch du seyst,
junges Weibes Trauer
durch Trost zu lindern.
Da hub sie die Hülle
vom Haupt des Fürsten.
13. Sie schwang den Schleier
von Sigurd ab,
und wandt' ihm die Wange
nach des Weibes Knie: [6]
Lug' du zu dem Lieben,
lege Mund an Mund,
wie du küßtest ihn,
als der König lebte.
14. Auf da Gudrun
einmal schaute,
sah des Häuptlings Haar
harsch vom Blute;
die hellen Augen
des Herrschers glanzlos,
geborsten vom Stahl
die Burg des Muthes. [7]
15. An den Sitz hin rückwärts
sank da Gudrun;
ihr Haar entwogte,
ihre Wang' erglühte,
der Augen Regen
rann zum Knie.

In den Erklärungen ganzer Lieder oder nur einzelner Stellen ist der Verfasser den besten Auslegern gefolgt oder hat, wenn ihm die Vergleichung derselben nicht zu genügen schien, eigne Vermuthungen gewagt, und überall ist seine Liebe zur Sache und seine Einsicht in dieselbe nicht zu verkennen.

[1] Des Todten nämlich.

[2] Fall. Fünf Gatten seyen ihr erschlagen worden, meint sie. — [3] Auch im Original ist die Alliteration hier regelwidrig. — [4] Weder Herborg noch Giaflg noch Gullrönd kennt die deutsche Heldensage. Von der erstern gibt auch die Edda nicht an, in welchem Verhältnisse sie zu den Giukungen stehe, wenn nicht das Pflegrin (fóstra) Strophe 12 auf sich zu beziehen. — [5] d. i. ich mußte Sklavin seyn. Jarl bedeutet Häuptling. — [6] Weibes, der Gudrun. — [7] d. i. die Brust, das Herz.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 71. Montag, 17. Juli 1837.

Epische Dichtkunst.

6) Der Herbst. Fortsetzung des „Sommers“ von K. J. Schuler. Stuttgart, Brodhag, 1836.

Schuler hat Kleist's berühmten Frühling in seinem Sommer und nun diesen wieder im Herbst fortgesezt, beides in dem Kleist'schen Versmaaße, Herameter mit einer Vorschlagsylbe. Wir haben uns früher schon in diesen Blättern über die Vortrefflichkeit des Gedichts „der Sommer“ ausgesprochen. Auch ist dasselbe bereits zweimal aufgelegt erschienen. Der Herbst ist nicht minder reich an den treuesten und poetischesten Naturschilderungen. Der Dichter streift durch Wald und Feld, sieht den lezten Herbstflor, sieht die Blätter sich entfärben, ist bei der Obsternte, bei der Weinlese, bei der Jagd und Fischerei, bei der Kirchweih und den ländlichen Festen ꝛc., kurz bei allen Scenen, in denen der Herbst charakteristisch hervortritt. Wir wählen aus dem großen Gemälde nur einzelne Gruppen aus, um unsern Lesern zu beweisen, wie schön der Dichter die Natur auffaßt:

Der Mond überbleicht braunblättrigen Wald und das Ohmet der Wiese;
Schon rauschet im Laube des Wegs die vergängliche Zierde der Erlen.
Doch schwärmt noch Johannisgewürm in den sommerdurchglühten Gezweigen,
Als wäre der Himmel herab in des Walds Nacht sternigt gesunken,
Blauflimmernd gerötheter Gluth, oder wären die Geister der Blumen,
Der frühe verschmachteten, in die erquickende Kühlung erschienen.

* * *

Der Weiderich roth, das Vergißmeinnicht blau und die trinkenden Weiden
Bekränzen am dunkelen Strand das mondüberflimmerte Wasser;
Zeitlosen entwuchsen der Au schon nackend, wo sie gemäht ist,
Daß Kälte mich anhaucht über den zärtlich errötheten Blumen.

* * *

Es hören den Schall im Gehölze des Hochwilds bürschende Jäger;
Der Schweißhund heulet in Lust und der Chor schreit lautes Halali.
Der Jäger im Kahn bringt lachend und stolz die Hirsche zum Holze,
Wo Alle sich einten auf Moos, zur Dammwildhatze zu ziehen,

Digitized by Google

Und Alle mit Waldhorn und hohem Geschrei die Beute begrüßen,
Daß zwischen den waldigen Flüh'n das Echo mit Gegengeschrei grüßt.
Bengalische Läufer um sie ruhn unter dem eignen Behänge,
Den Leib und die Schnauze gestreckt, zum Herrn oft schielend voll Treue.
Die Jacken und Mützen so roth, wie Blut, und mit juchtenen Stiefeln. —
Auf daß sie durch Baumgrün röthen und selbst sich einander nicht treffen —
So sitzen die Männer auf Moos, an den Eichen die Fänger und Wehre,
Und über die Schulter gehängt Schrotbeutel und Pulver im Dachsfell.
Gleich flackert ein Feuer am Baum; in die Wipfel leckt die Flamme,
Daß glühende Kohlen heraß mit Asche zum Haufen sich setzen;
Der Glast glimmt wider auf Jäger und feurige Augen der Hunde.
An Wildschweinzangen gespießt, wird ein Hirsch über Kohlen geröstet;
Es schweißet das Fleisch in die Gluthen heraß und mistert von Salze.
Dann zehren sie All' aus der Hand unter Hörnergeschalle das Frühstück.
Die schüchterne Ricke, vom Chor nicht bemerkt, hüpft zwischen dem Laube,
Zartglänzend und hellbraun, herbei, stutzt, hüpfet zurück und verschwindet. —

* * *

Die Sonne beleuchtet den Streif der Sommerfäden im Thaue,
Wie über dem See der Mond den Streif der Fläche beleuchtet.
Der Lattich verdeckt breitblättrig die Breite des unteren Quelles,
Der weich über fetteres Gras schleicht; rund am Rande gedrungen
Vereinigten sich Maasliebchen vertraut, wie flüsternde Mägdlein,
Die von dem Geliebten, jedwede geheim der andern, erzählen.
Daneben am Ufer erfreu'n sich Wasserpfeffer und Münzen;
Schafgarben und Augentrost, gar erquicklich im herbstlichen Welken,
Blüh'n unter dem Chor Skabiosen und Löwenzähne zerstreuet.
So blühen dem dichter'rischen Geist noch Bilder im Herbste des Lebens.

* * *

Obsthamen am schwankenden Stab' ergreifen in Gipfeln den Apfel,
Daß er von der Höhe nicht stürz' und am Boden nicht sich verwunde.
Es werden die Nüsse sammt frischem und welkendem Laube mit Stangen
Herniedergehauen, daß Frucht und Schmuck den Acker bedecken,
Und manches Gezweig, aus der Krone gehau'n, gewaltsam sich abbricht.
Wie lieget die Erde so blau voll goldennarbiger Pflaumen,
Die fället im Zweig, dem entlaubteren, hoch der schüttelnde Dörfer,
Als rauschete drinnen der Sturm und entsänken verwüstende Schlossen;
Daß Nacken und Hut der lesenden Mädchen mit Obste bestreut sind.
Auch suchet der Schüttler den Hut, den er treffen will, schüttelt am vollen
Geäst, daß die Leserin, ganz überfüllt, mit den Händen die Pflaumen
Vom Haupt abwehret in Angst, dann scherzend erbosend hinaufschilt. —

Auf diese lebendige Weise sind alle Naturscenen geschildert. So besonders auch die Weinlese und die Kirchweih, und zwischen den Bildern, die für sich selbst sprechen, tritt nur wenig Reflexion hervor, die immer nur theils religiösen Gefühlen, theils dem Andenken an theure Freunde zum Ausdruck dient. Schuler ist einer unsrer besten Landschaftmaler, deren wir ohnehin verhältnißmäßig so wenige haben.

7) Die Liebenden. Ein Gedicht in neun Gesängen von W. Elias. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Der gemüthreiche Verfasser stellt uns ein idyllisches Gemälde aus der gewöhnlichen Welt auf. Wohl uns, daß noch so viele Liebe und Zufriedenheit, Gemüthlichkeit und gute alte Sitte im Privatleben gefunden wird, aber konnte der Verfasser denn gar keine andere Form der Idylle finden, als die affectirte Form der Vossischen Louise?

Und es versetzte darauf mit verständiger Rede die Pfarrfrau —

* * *

Froh und erheitert im Geiste begleitete Walter sie Beide
Durch die verbundenen Gärten zur Wohnung des würdigen Pfarrherrn. —

Denn „der bekannte, edle, bescheidene Walter" aus Vossens Louise ist auch hier der Held und Liebhaber. Es geht zur Kirchweih.

Eben, ein stattliches Paar, flog Walter in wirbelndem Walzer
Mit Auguste vorüber, der blühenden Tochter der Pfarrfrau,
Als an der Seite der Eltern und Tante nun Bertha hereintrat.

Digitized by Google

Und so fort. Wer Voſſens Louiſe kennt und die Nachahmungen, die zuerſt Goethe (Hermann und Dorothea), dann Koſegarten (Jucunde), Baggeſen (Parthenais) und zahlloſe Andere in dieſer Manier gemacht haben, findet hier ganz daſſelbe wieder, gemüthliches, aber etwas zu ſentimentales und prätentiöſes Familienleben, und eine glückliche Verlobung in derſelben, um welches Ereigniß ſich alles gruppirt.

Ganz daſſelbe gilt auch vom folgenden Gedicht:

8) Wilhelm und Roſine, ein ländliches Gedicht von M. Meyr. München, Franz, 1835.

Horchet aufs Neue dem Kampf, in einfachländlichem Kreiſe,
Herzlicher Neigung mit emſigem Trieb nach vergrößertem Wohlſtand.
Horchet des Vaters Plan, der Kinder geheimem Verſtändniß,
Drauf des Entdeckenden Grimm, der würdigen Freunde Berathung.
Und vernehmet dann freundlich zuletzt, wie der treffliche Pfarrherr
Weiſe geſchlichtet den Streit und die kämpfenden Stimmen verſöhnet.

Der Familienſtreit dreht ſich um die Liebe des ländlichen Knechts zu der Tochter ſeines Herrn.

Aber es ſagte darauf der wackre, verſtändige Jüngling:
Liebe, du meineſt es gut, daß du mich für würdig erachteſt
Des mir herrlichſten Glücks, weil ich treu die Geſchäfte beſorgte;
Aber ich hab' nur gethan, was mir Pflicht und was mir Beruf war.
Einen tüchtigen Lohn gab mir dein Vater, ſo mußt' ich
Als ein ehrlicher Burſche denſelben auch treulich verdienen.
Ueberall hätt' ichs gethan und hätte mehr Gunſt nicht gefordert.
Mir iſt die Arbeit Luſt, und herrlicher gibt es ja gar nichts,
Als auf trefflichem Gute geſchäftig zu ſchalten und walten,
Wie mir der Vater gegönnt, und zu ſorgen mit Lieb' und mit Eifer,
Daß nur erfreulicher alles umher ſich immer geſtalte.
Und zu ſehn das Gedeihen, zu ſehen das ewige Wachsthum,
Aecker und Wieſen zu ſehen im beſten, ergiebigſten Zuſtand,
Fett das Vieh in dem Stall, und ſchön und kräftig die Roſſe —
Wahrlich das thut dem Sinne des Knechts auch wohler als alles,
Wenn er ein tüchtiger iſt, und belohnt ihm jegliche Arbeit.
Freilich das will ich geſtehn, hier that ich mehr als ich ſonſt wohl
That, und ich ſtrengte mich an mit allen nur möglichen Kräften.
War mir doch gleich ſo wohl in dem Haus bei den trefflichen Leuten,
Drängt' es mich doch ſo geſchwind, hier Beifall mir zu verdienen!
Und ſo ſchafft' ich mit Freuden. Wenn auch der Vater mich manchmal
Tadelte, nicht mit Rechtem, nur wie er raſch es verkannte,
Was ich berechnet gethan, wie's ja zuweilen zu gehn pflegt,
O dann durft' ich nur dich anſehen, ſo war es vorüber,
Eifriger ſchafft' ich nur weiter und ſtrebt' ihn ganz zu befried'gen.
Und wie nun mehr und mehr zu Dir die Liebe ſich regte,
Tief in meinem Gemüthe, da fühlt' ich mich feſter gebunden
Noch an das ſchöne Geſchäft, mir ward es ganz wie in eignem,
Und ich dachte mich einzig in ihm auch die Tage der Zukunft.
Nein ich will es nicht läugnen, mir kam ſchon früh der Gedanke,
Dich mit der Zeit von den Eltern vielleicht doch noch zu erhalten,
Und ſo mich feſt und auf immer dem trefflichen Kreis zu verbinden.

Da iſt nun doch auch keine Spur von Poeſie zu finden. Es iſt zwar recht brav und ehrlich, daß der Knecht rund heraus geſteht, er habe nicht bloß an das Mädchen, ſondern auch an die einſtige Erbſchaft gedacht; aber ob ein ſo gemeiner Freier ins Reich der ernſthaften und ſentimentalen Poeſie gehört, iſt eine andere Frage? Die erſte Bedingung eines Liebhabers in dieſer ernſten Gattung des Epos und der Idylle iſt Uneigennützigkeit. Ein eigennütziger Liebhaber gehört allemal nur in die komiſche Literatur. Daß ſich die Dichter zur Natur zurückwenden, iſt gewiß ſehr löblich, aber das Natürliche iſt nicht an ſich ſchon das Poetiſche. Das Alltägliche, Ordinäre, Gemeine und ganz beſonders die Spießbürgerlichkeit, der Familieneigennutz, die Fraubaſerei, die Gevattern und der Nachbar Michel können unter keiner andern Façon poetiſch werden, als unter der des Spotts und der Satire.

9) Die ſixtiniſche Madonna. Ein erzählendes Gedicht in zehen Geſängen von W. R. Griepenkerl. Braunſchweig, Vieweg, 1836.

Ein römiſches Genrebild. Marie — als Römerin hätte ſie wohl Maria heißen ſollen — erſcheint als das Urbild, wonach Raphael ſeine berühmte Madonna gemalt, und dies wird dem Volke offenbar, als Raphael ſtirbt und das lebende Original des allgemein bewunderten Bildes plötzlich auftritt und — mit ihm ſtirbt. Begreiflich iſt alles ſehr ſentimental gehalten, wie alle Malergeſchichten. Uebrigens iſt das Ganze eben ſo wenig

Digitized by Google

historisch als überhaupt wahrscheinlich, und die berühmte Fornarina hat ein Recht, gegen diese norddeutsche empfindsame Marie zu protestiren. Die Form der Hexameter entspricht dem romantischen Stoffe nicht.

10) Erzählungen von Christian Bork. Mannheim, Hoff, 1834.

Erzählungen und Episteln. Die lezteren sind die reinste Prosa, nur im Jambenversmaaß, z. B.:

Vielleicht, mein lieber Karl, ist jezt mein Glück
Entschieden. Heut bekam ich einen Brief
Von unserm Freunde Soller in Luzern,
Worin er mir das Anerbieten macht,
Ich sollte bei den Söhnen eines Grafen
Die Informatorstelle übernehmen.
Der Herr soll reich und sehr gebildet seyn;
Die beiden hoffnungsvollen jungen Herr'n
Sind in den Anfangsgründen unterrichtet,
Und ihre weit're Bildungsschule will
Der Vater denn in meine Hände legen.
Er bietet mir, bedenke nur mein Karl,
Sechshundert Gulden jährlichen Gehalt
Und freie Wohnung an auf seinem Gute;
Du kannst Dir denken, wie willkommen mir
In meiner Lage diese Nachricht ist ꝛc.

Die Erzählungen enthalten ländliche Scenen, aber ohne allen Humor.

Bei diesen Worten
Stand Gretchen von dem Stuhle auf und ging
Zur Thür hinaus, und jezo sagte Wilhelm:
Ich glaub', ihr zürnet Meister, würdet ihr
Mir's übel nehmen, wenn ich Gretchen liebte,
Und wenn sie mich zum Manne nehmen wollte,
Und wenn ich Bürger wär, und Fischermeister? —
Das schlag dir aus dem Sinne, sprach der Alte,
Daraus wird nichts, so sehr ich auch dich achte.
Ein unstät Leben ist das Fischerhandwerk,
Ein arm Geschäft, aus dem kein Vortheil springt;
Mein Gretchen darf mir keinen Fischer nehmen,
Und damit Punktum, schlag dir's aus dem Sinn!
Der arme Wilhelm wollte eben wieder
Das Wort ergreifen, als die Hausthür knarrte,
Und Ferdinand herein in's Zimmer trat;
Worauf sich Wilhelm auch sogleich entfernte.
Der alte Jauf empfing den Grafen freundlich,
Auch Gretchen ward herbeigerufen, und
Erhielt vom Grafen eine Mandoline
Von blankem Ebenholz, mit Elfenbein
Gar zierlich eingelegt und reich vergoldet.

Wilhelm bekommt aber sein Gretchen doch noch, da ein anderes, von F. verführtes Mädchen dazwischen tritt. Von ähnlichem Schlage sind die übrigen Erzählungen:

Lise, fiel ihr Michel in das Wort:
Ich will dir etwas sagen, ich bin arm,
Das weißt du, meine Mutter ist gestorben,
Ich steh' allein, ein armer Bauernknecht,
Und habe wenig Hoffnung auf der Welt;
Doch bin ich — Gott sey Dank — gesund und stark ꝛc.

11) Wineta oder die Seekönige der Jomsburg. Gedicht von W. Doenniges. Berlin, Nicolai, 1837.

Die bekannte Sage von Palnatoki und den Jomsvikingern, hier sehr frei und in allerlei Versmaaßen bearbeitet, in Ottaverinen, im Nibelungenversmaaß, in hüpfenden Dactylen, z. B.:

Die Freuden und Leiden
Lasset uns singen,
Wenn die schwerthöhnenden
Harnische klingen,
Wenn die trotzsprechenden,
Blutig sich rächenden
Speere durchdringen,
Und die lautstöhnenden
Männer bezwingen.
Entsetzlich-ergötzlich
Klatschen die Wellen,
Die unstät-schwankenden,
Ueber die Stellen,
Wo die lautsausenden
Uebermuth-brausenden
Winde sich schnellen,
Ach! und die wankenden
Schiffe zerschellen.
Schwarzbläulich und gräulich
Rollen die Wogen!
Still die blutrinkende
Waffe gezogen,
Bis die versinkende,
Sternehell blinkende
Nacht ist entflogen,
Und der lichtwinkende
Tag uns gewogen.

Die poetische Idee, um derentwillen der Verf. diese moderne Bearbeitung der alten Sage unternommen hat, ist der Sieg des Christenthums, als der Religion der Liebe, über die alte Wildheit und Leidenschaftlichkeit des heidnischen Nordens, die ihre Kraft in unbändigem Trotz mißbrauchte und verderblich gegen sich selbst kehrte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.
No. 10. 1828

Inhalt.

Literatur. Ueber Lessing's Nathan der Weise. Von Wolfgang Menzel. —

That recht gut annehmen, daß leztere, da sich ihre Mutter in einem Zustande von Freiheit befand, befruchtet waren.“ Der Zusammenhang der Geschlechtspolarität, mit der des Magneten, wodurch die Schwerkraft bedingt wird, läßt sich auch aus andern Erscheinungen nachweisen.

Nicht minder merkwürdig wie die Eier selbst sind die verschiedenen Manieren der Insekten, sie zu legen und zu versorgen. Die Schlupfwespe legt ihre Eier in den lebendigen Leib der Raupen, durch den die jungen Larven sich durchfressen. Eine Fliegenart wagt es sogar, sich an den Spinnen dadurch zu rächen, daß sie ihre Eier in die der Spinnen legt: „Wiewohl Spinnen meistentheils ihre Eier nicht bloß mit einer dicken seidenartigen Hülle bedecken, sondern auch in deren Nähe bleiben, um sie gegen Feinde zu schützen, so trotzen doch eine kleine vierflügelige Fliege (Criptus, Fabr.), und wenn wir nicht irren, einige zweiflügelige Fliegen Muscidae, Leach) ebenfalls der Gefahr, von der Mutterspinne gefangen und getödtet zu werden, und führen ihre Eier entweder in oder unter die ihres mächtigen Feindes ein. Diese Spinnen-Eier dienen nachmals der Fliegenbrut zur Nahrung, — eine sehr natürliche Vergeltung für die Verheerungen, welche jene fleischfressende Race unter der ganzen Fliegen-Sippschaft ausübt.“

Bei weitem die interessanteste Beobachtung ist die unsrer gemeinen Mücke, die auch schon durch ihre äußere Gestalt (durchs Mikroskop gesehen) sich dermaßen auszeichnet, daß man bei näherer Bekanntschaft mit diesem schönen und wunderbaren Thiere nicht mehr daran denkt, es gemein zu finden. Die Mücke legt ihre Eier folgendermaßen: „Die erste Operation der Mutter-Mücke besteht darin, daß sie sich mit den vier Vorderfüßen an die Seite eines Eimers oder an ein schwimmendes Blatt klammert, während ihr Körper horizontal auf der Oberfläche des Wassers ruht, mit Ausnahme des lezten Schwanzringes, der ein wenig emporgehoben ist; sie kreuzt dann ihre beiden Hinterbeine in Gestalt eines X, dessen innere Oeffnung bestimmt ist, das Gerüst ihres Baues zu bilden. Hierauf bringt sie den innern Winkel ihrer gekreuzten Beine dicht an den erhobenen Theil des Körpers und legt ein Ei hinein, wie gewöhnlich, mit einer zähen Flüssigkeit bedeckt. An jede Seite dieses Eies legt sie ein anderes, die sämmtlich durch die leimartige Substanz fest zusammen hängen und eine dreieckige Figur ∴ bilden, welches der Hintertheil des Flosses ist. Auf die nämliche Weise fährt sie fort, ein Ei nach dem andern in einer verticalen (nicht horizontalen) Lage hinzuzufügen, wobei sie die Gestalt der Gruppe sorgfältig mit ihren gekreuzten Beinen regulirt; und so wie ihr Floß an Größe zunimmt, stößt sie das Ganze allmählich in eine größere Entfernung fort, und hat sie ihr Werk ungefähr halb vollendet, so schlägt sie ihre Beine wieder auseinander und streckt sie parallel aus, da der Winkel zur Gestaltung des Bootes nicht länger nöthig ist. — Jedes Floß besteht aus 250 bis 350 Eiern, die, sobald sie alle gelegt sind, auf dem Wasser, gegen das Untersinken gesichert, umherschwimmen, und zulezt von der Mutter verlassen werden. Die Ausbrütung erfolgt binnen wenigen Tagen; die Maden gehen aus dem untern Ende hervor, und das Boot, jezt aus den leeren Eierhülsen bestehend, treibt so lange auf dem Wasser umher, bis es vom Wetter zerstört wird.“

Nicht minder interessant sind die Untersuchungen über die ungeheure Verbreitung gewisser Insekten, der Blattläuse, gewisser schädlicher Raupen, der Heuschrecken ꝛc. „Réaumur beweist durch Versuche, daß eine einzige Blattlaus (Aphis) während der Dauer ihres Lebens die Mutter von 5,904,900,000 Abkömmlingen seyn kann. Latreille sagt, daß ein Weibchen im Verlaufe der Sommermonate gewöhnlich jeden Tag ungefähr 25 hervorbringe. Réaumur nimmt ferner an, daß in einem einzigen Jahre zwanzig Generationen stattfinden können.“

Die Larven haben wieder außerordentlich viel Merkwürdiges. Man nehme die Weidenraupe, die so stark ist, daß sie ein gläsernes Gefäß, womit man sie bedeckt, sammt einem schweren darauf gelegten Buch in die Höhe hebt. Oder die ganz eigenthümlichen Larven, die folgendermaßen beschrieben sind: „Wahrscheinlich Behufs einiger Vertheidigung und Verborgenheit bilden die Larven mehrerer Insekten aus ihren eignen Excrementen, die sie hierzu auf ihrem Rücken anhäufen, eine Hülle oder Schutzdecke für sich. Dieses Material ist, wie Kirby bemerkt, nicht immer so anstößig, als man meinen möchte, es besteht vielmehr in einigen Fällen (Cassida maculata und Imatidium Leayanum) aus feinen verzweigten Filamenten, gleich Flechten (Lichenes) und dürren Seegräsern (Fucus). Andere indeß, die Réaumur nicht unpassend Hottentotten nennt, scheinen nicht ganz so reinlich und sauber zu verfahren. Eine derselben, die etwas selten vorkommt, hat vor geraumer Zeit Vallisnieri beobachtet, er nennt sie die Cantharide der Lilien (Crioceris merdigena, Leach), man findet sie im Mai auf Salomonis-Siegel und andern lilienartigen Pflanzen. Unter ihrem sonderbaren Baldachin oder Schutzdach hat sie keine Aehnlichkeit mit einem Insekt, sondern gleicht eher einem länglichen Ball von gekautem, an der Lilie haftendem Grase. Der aus der Larve hervorgehende Käfer ist von einer schönen bräunlichen Scharlachfarbe und zierlich mit kleinen hervorspringenden Tüpfeln gezeichnet. Eine andere Art, die häufiger vorkommt, der vorhergehenden in ihren Gewohnheiten ähnlich, aber nicht halb so groß (Cicyanella, Panzer), zeigt eine schöne blaue Farbe mit ähnlichen Tüpfeln. Die Larve des

Digitized by Google

Lord Chancellor Hardwicke, Lord Mansfield, Lord Eldon, Lord Stowell, Lord Lyndhurst, Lord Brougham, Lord Cottenham, Lord Campbell, Lord Truro, Lord Westbury, Lord Cranworth, Lord Chelmsford, Lord Selborne, Lord Cairns, Lord Hatherley, Lord Penzance, Lord Blackburn, Lord Watson, Lord Herschell, Lord Halsbury, Lord Macnaghten, Lord Davey, Lord Shaw, Lord Haldane, Lord Atkinson, Lord Parmoor, Lord Sumner, Lord Buckmaster, Lord Finlay, Lord Birkenhead, Lord Phillimore, Lord Wrenbury, Lord Dunedin, Lord Carson, Lord Cave, Lord Sterndale, Lord Shaw of Dunfermline, Lord Atkin, Lord Tomlin, Lord Thankerton, Lord Macmillan, Lord Maugham, Lord Simonds, Lord Porter, Lord Normand, Lord Reid, Lord Morton of Henryton, Lord Radcliffe, Lord Tucker, Lord Cohen, Lord Asquith of Bishopstone, Lord Somervell of Harrow, Lord Oaksey, Lord Simon of Glaisdale, Lord Kilbrandon, Lord Reid, Lord Hodson, Lord Guest, Lord Upjohn, Lord Devlin, Lord Pearce, Lord Morris of Borth-y-Gest, Lord Hodson, Lord Wilberforce, Lord Diplock, Lord Kilbrandon, Lord Simon of Glaisdale, Lord Salmon, Lord Edmund-Davies, Lord Fraser of Tullybelton, Lord Russell of Killowen, Lord Keith of Kinkel, Lord Scarman, Lord Bridge of Harwich, Lord Brandon of Oakbrook, Lord Templeman, Lord Ackner, Lord Oliver of Aylmerton, Lord Jauncey of Tullichettle, Lord Mackay of Clashfern, Lord Goff of Chieveley, Lord Lowry, Lord Browne-Wilkinson, Lord Nicholls of Birkenhead, Lord Mustill, Lord Slynn of Hadley, Lord Steyn, Lord Hoffmann, Lord Hope of Craighead, Lord Clyde, Lord Cooke of Thorndon, Lord Millett, Lord Saville of Newdigate, Lord Hutton, Lord Phillips of Worth Matravers, Lord Rodger of Earlsferry, Lord Walker of Gestingthorpe, Lord Brown of Eaton-under-Heywood, Lord Mance, Lord Collins of Mapesbury, Lord Kerr of Tonaghmore, Lord Wilson of Culworth, Lord Hope of Craighead, Lord Reed, Lord Hodge, Lord Briggs of Westbourne, Lord Sales, Lord Kitchin, Lord Leggatt, Lord Burrows, Lord Stephens of Creevyloughgare, Lord Richards of Burnage, Lord Hamblen of Maldon, Lord Lloyd-Jones, Lord Kerr of Kinlochard

innerer Organisation, die man lieber gar nicht erklären zu können sich bescheiden soll, anstatt seine Zuflucht zu einem mechanischen Ankleben zu nehmen.

Die vielen Abbildungen sind eine vorzügliche und dankbar anzuerkennende Zugabe des Werks, nur eignet sich gerade der Holzschnitt nicht sehr für so zarte mikroskopische Gegenstände.

Epische Dichtkunst.

12) König Max I. Gedicht in vier Gesängen von Dr. Goßmann. Würzburg, Etlinger, 1836.

Wieder ein Epos aus der modernen Zeit. Der Dichter besingt den König Maximilian von Bayern in Ottaverinen. Da er um Gotteswillen gern patriotisch seyn möchte, kommt ihm Maximilians Rheinbundpolitik nicht wenig unbequem in die Quere, und es ist ergötzlich, zu lesen, wie er sich deßfalls aus der Noth hilft. Aber dergleichen ist eben keine Poesie. Die traurigen Verwicklungen der damaligen deutschen Politik lassen keine poetische Beschönigung zu. Hier müssen Dichter zu zürnen wagen oder sich günstigere Stoffe aus ruhmvolleren Zeiten der deutschen Geschichte aussuchen. Die Rheinbundpolitik gehört der Prosa der Geschichtschreibung an, nicht dem erhabenen Epos.

13) Friedrich Stapß. Geschichtliche Erzählung aus den Zeiten Napoleons in fünf Gesängen von Karl Buchner. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1835.

Die Vergleichung des Jünglings, der Napoleon in Schönbrunn ermorden wollte, mit Mutius Scävola ist sehr richtig. Die That schlagen wir nicht hoch an, denn ein Volk von 40 Millionen, wie das deutsche, handelt allemal unedel, wenn es zu Dolchstößen seine Zuflucht nimmt. Es braucht seine Kräfte nur zu kennen und zu fühlen, um keinen Feind fürchten zu müssen. Einem so großen Volke ziemen kleinliche Mittel, wie Meuchelmord, nie. Inzwischen war das muthvolle Benehmen des Jünglings bei seiner Gefangennehmung über alles Lob erhaben. Zum Epos scheint uns der Stoff nicht geeignet. Es wäre an einem guten Volksliede genug.

14) Gudrun. Ein episches Gedicht. Programm und Probegesang. Leipzig, Engelmann, 1836.

In Hexametern. Aber der altnordische Stoff widerstrebt der jonischen Form. Hier hat der Dichter keine Freiheit. Der Norden hatte seine eigene Form, die ihm natürlichste, die kurze, die viel mit wenig Worten sagt, gern hart abbricht und mehr errathen läßt, was sie sagt; also das vollkommene Gegentheil der lieblich wellenschlagenden Schwatzhaftigkeit des südlichen Gedichts. Die hier vorliegenden Proben sind schöne, echthomerische Hexameter, ja sklavisch dem Homer nachgeahmt, z. B.:

Höre mich Gott da droben, Allwaltender, Herr der Geschicke!
Wenn ich je mit Wissen an deinen Geboten gefrevelt,
Je das Liebe mit Leidem vergalt und Gutes mit Bösem,
Strafe mich dann forthin und berichte mir meine Gedanken;
Wenn ich dir aber mit Fleiße gedient und williges Sinnes war.

Das ist wörtlich das Gebet des Chryseus der Ilias. So erinnern auch die sich unterredenden Mägde an Penelopeias Wohnung, und überall stoßen wir auf dergleichen Reminiscenzen.

15) Antik-moderne Dichtungen von E. M. Winterling. Amor und Psyche, nach Apuleius. Daphnis und Chloë nach Longus. Berlin, Bade, 1836.

Beide Erzählungen sind von den antiken Verfassern in Prosa geschrieben, hier aber in Verse gebracht in der Manier der komischen Erzählungen von Wieland, wie es dieser Gattung entspricht. Beide sind längst berühmt durch ihre Anmuth und Natürlichkeit, die leztere ist jedoch allzu natürlich und dürfte der Jugend nicht in die Hände gegeben werden.

Reisen.

Reiseeindrücke, von Alexander Dümas. Deutsch von J. F. S. Die Schweiz. Leipzig, Engelmann, 1836.

Obgleich Herr Alexander Dümas nicht zu der frivolen Klasse der jüngern französischen Schriftsteller gehört, so kann er doch die Abgespanntheit des Parisers nicht ganz verläugnen. Auch wenn er in die Alpen reist, gibt er sich nicht unbefangen der großen Natur hin, sondern er führt nur seine interessante Persönlichkeit spazieren. Auch ist sein Styl so unregelmäßig und zerstreut wie eine Pariser Conversation, in der man zugleich liebenswürdig und gelehrt, ein feuriger Franzose und ein kalt alles berechnender Britte seyn möchte. Die Abschriften von römischen Inschriften hätte sich der Reisende um so mehr ersparen können, da sie über die Geschichte der westlichen Schweiz nicht den mindesten neuen Aufschluß geben und in ein Werk nicht gehören, das sich auf den nächsten Blättern schon wieder mit Genrebildern (die Bären im Berner Stadtgraben) und mit novellenartigen Ehebruchsgeschichten im modernen Pariser Styl abgibt, die Gott weiß wie in eine Beschreibung der Alpennatur hineingerathen sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

Reisen.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Dritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Vierter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Fünfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Sechster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Siebenter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Achter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Neunter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Zehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Eilfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Zwölfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Dreizehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Vierzehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Fünfzehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Sechzehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Siebzehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Achtzehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Neunzehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Zwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Einundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Zweiundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Dreiundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Vierundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Fünfundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Sechsundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Siebenundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Achtundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Neunundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Dreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Einunddreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Zweiunddreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Dreiunddreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Vierunddreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Fünfunddreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Sechsunddreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Siebenunddreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Achtunddreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Neunundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Vierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Einundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Zweiundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Dreiundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Vierundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Fünfundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Sechsundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Siebenundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Achtundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Neunundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Fünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Einundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Zweiundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Dreiundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Vierundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Fünfundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Sechsundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Siebenundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Achtundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Neunundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Sechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Einundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Zweiundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Dreiundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Vierundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Fünfundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Sechsundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Siebenundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Achtundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Neunundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Siebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Einundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Zweiundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Dreiundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Vierundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Fünfundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Sechsundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Siebenundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Achtundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Neunundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Achtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Einundachtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Zweiundachtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Dreiundachtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Vierundachtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Fünfundachtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Sechsundachtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Siebenundachtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Achtundachtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Neunundachtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Neunzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Einundneunzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Zweiundneunzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Dreiundneunzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Vierundneunzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Fünfundneunzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Sechsundneunzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Siebenundneunzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Achtundneunzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Neunundneunzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundeinster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundzweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertunddritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundvierter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundfünfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsechster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsiebenter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundachter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundneunter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundzehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundeilfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundzwölfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertunddreizehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundvierzehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundfünfzehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsechzehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsiebzehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundachtzehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundneunzehnter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundeinundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundzweiundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertunddreiundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundvierundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundfünfundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsechsundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsiebenundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundachtundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundneunundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundeinunddreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundzweiunddreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertunddreiunddreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundvierunddreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundfünfunddreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsechsunddreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsiebenunddreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundachtunddreißigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundneunundzwanzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundeinundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundzweiundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertunddreiundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundvierundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundfünfundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsechsundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsiebenundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundachtundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundneunundvierzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundeinundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundzweiundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertunddreiundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundvierundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundfünfundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsechsundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsiebenundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundachtundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundneunundfünfzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundeinundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundzweiundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertunddreiundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundvierundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundfünfundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsechsundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsiebenundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundachtundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundneunundsechzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundeinundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundzweiundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertunddreiundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundvierundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundfünfundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsechsundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsiebenundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundachtundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundneunundsiebzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundachtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundeinundachtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundzweiundachtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertunddreiundachtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundvierundachtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundfünfundachtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsechsundachtzigster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1828. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Von Johanna Schopenhauer. Hundertundsiebenundachtzigster Theil. Leipzig

religiösen Leichtsinnes oder kirchlicher Unduldsamkeit wird nicht gefürchtet; wider jenen schirmt der islamitische Spruch: „Wir sind Gottes und kehren zurück zu Gott,“ wider diese das evangelische Gebot: „Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“

Wir empfehlen dieses Werk eines entschiedenen Freiheitsfreundes vorzüglich solchen Lesern, die noch immer in dem liberalen Vorurtheil befangen sind, als sey das Mittelalter und seine Geschichte nur eine Weide für den Servilismus und des Studiums kaum werth. Gerade je weniger Herr Kortüm zu den augenverdrehenden Proselyten gehört, die durch ihren modernen, wohlberechneten und deßhalb erheuchelten Ultramontanismus die bereits herrschend gewordene gerechte Würdigung des Mittelalters beinahe wieder in Gefahr gebracht haben, einer neuen liberalen Verdammung (wie früher einer illuminatistischen) weichen zu müssen; um so mehr wird er vor vielen andern im Stande seyn, diesen juvenilen Parteihaß wieder zu entwaffnen. Insbesondere für Deutschland ist der Beweis, daß hier die Freiheit älter ist als die Knechtschaft, nicht so gleichgültig, als manche moderne Liberale glauben, die da in allem Ernst meinen, bevor wir angefangen hätten, die Franzosen nachzuäffen, sey in Deutschland an keine Freiheit zu denken gewesen.

Was die Einzelheiten des Werks betrifft, so scheinen uns die Partien, in welchen von der Entwicklung der innern Verfassung und Freiheit der Staaten die Rede ist, am ausgeführtesten. Hiebei geht der Verfasser sogar ins Detail der städtischen Geschichten ein, was auch nothwendig ist, um ein lebendiges Bild der Zeit zu geben. In Bezug auf die äußeren Verhältnisse der Staaten scheinen uns einige Ansichten nicht genug durchdacht. So namentlich im Verfolge des großen Kampfs zwischen Kaiserthum und Kirche ist die Politik des Habsburger Rudolfs und Karls IV. nicht ganz richtig und scharf genug genommen. Er lobt jenen Rudolf zu sehr, der als ein Werkzeug des Pabsts und Frankreichs das Gesammtinteresse des deutschen Reichs sowohl in Bezug auf innere Einheit (durch Sanktionirung der getheilten Fürstenaristokratie statt der bisherigen Monarchie), als in Bezug auf äußere Würde (er vermählte seine Tochter dem Mörder der Hohenstaufen und sein Sohn half den Anjous Ungarn erobern) auffallend preisgab; und er läßt dagegen Karl IV., der das unserem Reich so gefährliche Bündniß zwischen dem Papst und Frankreich sprengte und auch gegen die Fürstenaristokratie im Innern eine sehr einsichtige Politik (durch Schmälerung der großen Häuser und Hervorhebung der kleinen) befolgte, zu wenig Gerechtigkeit widerfahren; was indeß die meisten, selbst namhaftesten Geschichtschreiber gethan haben, zum Beweise, wie leicht man Ostgesagtes fort und fort für Wahrheit nimmt. Namentlich ist Karl IV. noch niemals gerecht gewürdigt worden. Was that dieser Kaiser? Durch das Bündniß des Papsts mit Frankreich und der gegen den Kaiser aufgehezten guelfischen Fürstenpartei in Deutschland selbst war die Einheit des deutschen Reichs aufgelöst, das Ansehen des Kaisers gänzlich vernichtet worden. Dieses Bündniß zu zertrennen, war die erste und nothwendigste Politik der deutschen Kaiser. Zu nicht geringer Schande unseres Reichs hatten sich bereits zwei Kaiser zu förmlichen Werkzeugen der uns so gefährlichen Allianz hergegeben (Rudolf und Albrecht), und zwei andere (Heinrich VII. und Ludwig der Bayer) waren im großmüthigen, aber ungleichen Kampf mit diesem furchtbaren Bündniß erlegen. Da zuerst wandte Karl IV. die kluge Politik an, unsers Reiches übermächtige Gegner von einander zu trennen. Er führte den Papst von Avignon nach Rom zurück, was nothwendig die französischen und italienischen Kardinäle entzweien und Rom mit Frankreich in die bitterste Feindschaft bringen mußte. Aber es war nicht genug, daß der Papst und Frankreich von einander getrennt wurden. Jedes wurde wieder einzeln getheilt. Das Papstthum spaltete und schwächte sich durch das Schisma, das in Folge der Auswanderung aus Avignon eintrat. Frankreich aber schwächte sich nicht minder durch die, hauptsächlich von Karl IV. begünstigte Trennung der Dynastie in Frankreich und Burgund. So wurde rings um Deutschland her die einst durch Allianz einige Macht der Welschen feindselig getheilt und geschwächt. Sonach konnte Karl IV. auch im Innern des Reichs der dem Gesammtwohl desselben so äußerst schädlichen Aristokratie begegnen, die von der Einheit und vom Zusammenhalten immer mehr ab zum Zerspalten und Auflösen führte. Er schwächte die bis dahin rivalisirenden Häuser Habsburg und Wittelsbach durch Theilungen, und indem er ihnen kleine, plötzlich in großer Zahl zu Fürsten und Herzogen erhobene Grafen an die Seite stellte, sucht er sie noch mehr herabzudrücken, und die bisher durch ihre große Macht unbotmäßig gewordenen wenigen vorstrebenden Dynastien in eine Masse unmächtiger und gehorsamer Reichsvasallen zu verwandeln, unter denen das Haus Luxemburg, auf einen ungeheuern Länderbesitz gestützt, die Kaiserkrone erblich behaupten sollte. In demselben Sinn suchte er sich auch der Städte gegen die Fürsten oder umgekehrt, wo die Städtebündnisse zu unabhängig zu werden drohten, der Fürsten gegen die Städte zu bedienen und wohlberechnet war sein Plan, sich zum Haupt der Hansa zu machen, was ihm leider nicht gelang. Von einem solchen Kaiser nun darf man deßhalb, weil er seinen großen Plan oft durch verrätherische Mittel durchzusetzen, immer aber durch eine affektirte Kleinigkeitskrämerei zu verstecken suchte, nicht so ganz falsch urtheilen, wie es bisher immer geschehen ist. Das Haus Luxemburg ist

Digitized by Google

schon mit Karls Sohn untergegangen, hat also keinen neuen Schmeichler finden können. Dagegen haben die Schmeichler anderer Häuser, die das luxemburgische überdauerten, sich die Mühe nicht gegeben oder geben wollen, gegen das ausgestorbene Haus gerecht zu seyn, und es hat ihnen beliebt, es, wenn nicht zu verläumden, doch wenigstens zu vernachlässigen. Die vorurtheilsfreie Geschichtsforschung der neuesten Zeit muß nun hier Versäumtes nachholen.

Naturkunde.

31) Naturgeschichte der schädlichen Insekten, nach eignen und fremden Beobachtungen. Erster Theil. Die dem Menschen und den Thieren schädlichen Insekten, von A. Keferstein. Erfurt, Keyser, 1837.

Ein Buch, das von nichts als Ungeziefer handelt, von Läusen, Flöhen, Wanzen, Fliegen, Wespen, Scorpionen, Spinnen ꝛc., und das gleichwohl eine sehr belehrende Lektüre ist, nicht bloß von naturwissenschaftlichem, sondern auch von praktischem Interesse. Wie in jeder Haushaltung eine Anweisung zur Unterscheidung der Giftpflanzen seyn sollte, so auch eine Anweisung, sich der schädlichen Insekten zu erwehren. Es fehlt freilich an solchen Anweisungen nicht, aber die eines erfahrenen und belesenen Naturforschers sind etwas mehr werth, als die des ersten besten Dorfspeculanten, der seine Mittelchen anbietet.

Die Naturgeschichte der schädlichen Insekten bietet sehr viel Merkwürdiges dar. Wir wollen nur Einiges herausheben. — Läuse erzeugten sich in ungeheurer Menge auf einem Schiff, so daß die Mannschaft in wahrer Verzweiflung war, verloren sich aber plötzlich alle, sobald man die Linie passirt hatte. — Bory de St. Vincent beobachtete folgenden Fall: „Eine Dame von 40 Jahren befand sich seit ungefähr 15 Jahren sehr leidend. Sie war auf verschiedene Krankheiten curirt, doch immer ohne Erfolg. Bedrohet von einer Wassersucht, wurde sie von Herrn Leroy, der sich durch seine Purgirmittel berühmt gemacht hatte, behandelt. Ihre Gesundheit schien zurück zu kehren, aber in dem Maaße, als sich diese befestigte, fühlte sie an ihrem ganzen Körper ein immer stärkeres, bald unerträgliches Jucken. Wenn sie sich krazte, sah sie aus dem leidenden Theile eine Masse kleiner, bläulicher oder bräunlicher Thiere hervorkommen, welche tausendweise überall sehr schnell umher liefen. In der heißen Jahreszeit mußte sie 5 bis 6 mal täglich ihre Wäsche wechseln, so viel Thiere kamen hervor. Besonders an heißen Tagen vermehrte sich ihre Qual durch die Vervielfältigung dieser Parasiten. Sie theilte aber diese Krankheit Niemanden mit, weder den Leuten, die sie warteten, noch ihrem Manne, der sich nicht von ihr trennte. Nur kurz war ihre Besserung und bald unterlag sie den hervorkommenden Schmarotzern. Die Thiere selbst waren dem Auge kaum sichtbar, und die größten kamen der Hälfte des Volumens eines Tabakkornes gleich. Sie glichen abgestuzten oder modificirten Läusen, nur fehlten ihnen die Fühler, wogegen sie ein paar Füße mehr hatten, und der Hinterleib bildete allein den ganzen Körper. Sie hatten viel ähnliches mit den Ixoden-, den Argus-, den Smaris-Arten und der Krätzmilbe, die alle zu der Linnéischen Familie Acarus gehören, doch zeigten sie wieder von allen diesen etwas Verschiedenes. So hatten sie einen aus drei Blättern bestehenden Schnabel (bec), wie die Ixoden, doch fehlten dem Sauger bestimmte Mandibeln, gleichergestalt glichen sie der Gattung Argus, nur befanden sich Sauger und Palpen nicht an der untern Seite des Mundes; auch den Smaris-Arten ähnelten sie, aber sie hatten Augen, welche diesen fehlen; endlich unterschieden sie sich von der Krätzmilbe, der sie der allgemeinen Gestalt nach gleich kamen, durch das Fehlen der Mandibeln. Sie scheinen daher eine besondere neue Gattung der Geschwürthierchen zu bilden. — In Bezug auf die Krätzmilben sagt der Verfasser: Nur bei der wahren Krätze, sie mag nun in einer der drei von den Schriftstellern unterschiedenen Arten vorkommen, und nicht bei den derselben ähnlichen und oft mit ihr zusammenfließenden Hautkrankheiten, findet man die Krätzmilbe. Es charakterisirt sich aber diese Krankheit durch das Vorhandenseyn kleiner zugespizter Bläschen, deren oberer Theil durchsichtig, die Grundfläche aber mehr oder weniger breit und mehr oder weniger hart ist, je nach der Empfänglichkeit der Kranken und nach der Dauer der Krankheit. Eine kleine schwärzliche Narbe folgt auf das Zerreißen des Bläschens, welches wohl auch gelblich wird und sich in eine wahre Pustel verwandelt, wenn dasselbe mehrere Tage steht, und endlich sind minenartige Gänge vorhanden, in denen sich die Krätzmilben finden. Eine andere Art Krätze bildet gleich vom Anfang an große, mehr oder weniger nahe an einander stehende Pusteln, ist jedoch nicht wesentlich verschieden, indem sie sich vorzüglich an den Händen und Beinen zeigt, und bei der sich gleichfalls zahlreiche minenartige Gänge finden. Der untere Theil der Arme ist einer der Orte, wo sich, nächst den Händen und Füßen, die Milben vorzüglich gern finden, seltener in den Achseln, dem Armgelenke, an dem Gesäße ꝛc. Untersucht man sorgfältig die hier befindlichen Bläschen der Krätzkranken, so wird man wahrnehmen, daß mehrere derselben kurz nach der Entwicklung an ihren Spitzen oder an der Seite einen kleinen, einem Flohstich ohne den rothen Hof ähnlichen Punkt darbieten. Derselbe verlängert sich bisweilen etwas halbkreisförmig und steht auf einem

Digitized by Google

kleinen weißlichen Fleck. Drückt man das Bläschen, so sieht man aus diesem Punkte etwas seröse Flüssigkeit austreten. An mehr entwickelten Pusteln wird man, von dem bezeichneten Punkte ausgehend, eine punktirte schwärzliche oder weißliche Spur bemerken, die bald von der Spitze nach dem Umfange geht, bald auch das Bläschen an der Spitze oder neben derselben durchschneidet. Hebt man die Epidermis in die Höhe und untersucht mit der Lupe, so überzeugt man sich leicht, daß der Punkt und die punktirte Spur in der Substanz der Epidermis befindlich sind. Bei genauerer Betrachtung ist die punktirte Spur die Anzeige eines kleinen minenartigen oder bedeckten Ganges, der uneigentlich Furche genannt wird. Bei Sonnenschein sieht man an dem dem kleinen Punkte entgegengesetzten Ende der Spur und an der Seite des Bläschens einen kleinen weißen Fleck mit einem bräunlichen Punkte. Erhebt man die Oberhaut an dieser Stelle, so kann man, ohne das Bläschen zu verletzen, mittelst einer Nadel die Milbe leicht hervorziehen, eine Manipulation, die, wie oben erwähnt, in Italien, ja selbst in Grönland, längst bekannt ist.

Eins der schädlichsten Insekten ist der Guineawurm, der bisweilen 8 Fuß lang wird und dünn wie ein Haar im menschlichen Körper sich einfrißt. Das merkwürdigste, hierher gehörige Geschöpf ist unstreitig die Höllenfurie oder Furia infernalis, Linné, ein kleiner Wurm, welcher, nach diesem Schriftsteller, in Bothnien, in den großen Sumpfwiesen des nördlichen Schwedens aus der Luft auf Menschen und Thiere herabfällt, dem Körper furchtbare Schmerzen verursacht und sogar bisweilen innerhalb einer Viertelstunde tödtet. Zufolge eines neuern Berichts, der im Hesperus vom Jahr 1827 steht, soll dieses Thier, wiewohl sehr selten, auch in den nördlichen Gegenden Liefflands vorkommen. Es ist so klein, daß es mit bloßen Augen nicht wahrgenommen wird, und fällt zur heißen Jahreszeit aus der Luft auf die Menschen herab. Sein Stich verursacht eine Geschwulst, die bald tödtlich wird, wenn nicht schnelle Hülfe kömmt. Als Dr. Clarke in Lappland reiste, fühlte er plötzlich einen Stich an der Handwurzel, und er bemerkte einen dunkeln Punkt. Der Arm schwoll bis zur Achsel und wurde taub. Goulardisches Wasser und ein Pechpflaster halfen. Oft starben, nach diesem Berichterstatter, Tausende von Rennthieren an diesem Uebel. Ein Mädchen, das ein an der Furia gestorbenes Schaf schor, fühlte plötzlich einen Schmerz am Finger, und sah einen Stich wie von einer Nadel. Ihr Herr hieb ihr sogleich den Finger ab und rettete so ihr Leben. Diese Pest findet sich nur im russischen und schwedischen Lappland. — Anziehend sind die Schilderungen der durch ganze Schaaren schädlicher Insekten bewirkten auffallenden Erscheinungen, z. B. die Vertreibung des Sultan Kilidsch Arslan von der Stadt Anazarbus durch unzählige Wespen, die sein Heer fast aufrieben, — der Kampf, den das Heer Mehemet Alis von Aegypten, als er gegen die Wechabiten auszog, mit einer ungeheuren Menge von Scorpionen zu bestehen hatte, — der ähnliche Kampf englischer Heere in Indien mit Blutegeln — das Auffressen lebendiger Kinder, ja eines ganzen Ochsen durch Ameisen ꝛc.

Es versteht sich von selbst, daß der Verf. auch Mittel angibt, die bei uns gewöhnlichsten schädlichen Insekten zu vertilgen und so verbreitet er sich namentlich über die Art und Weise, die Wanzen auszurotten. Er gesteht, daß auch die besten Tödtungsmittel nicht auf die Dauer helfen, wenn sich dieses schädliche Insekt, oder seine Eier einmal eingenistet haben. Das beste Palliativ scheint folgendes zu seyn: „Am liebsten halten sie sich in den Bettstellen auf, um während der Nacht die Schläfer zu überfallen, und ihr angenehmstes Nahrungsmittel, Blut, zu saugen. Hier ist es von Nutzen, zwischen Bett und Wand Schilfdecken oder ein gehobeltes Fichtenbrett, wo Löcher, so groß wie ein Sechser, ein Zoll weit von einander entfernt, eingebohrt werden, zu setzen; die Wanzen lieben es, hineinzukriechen, und so kann täglich die Schilfdecke oder das Brett herausgenommen und ausgeklopft werden, wo dann die darin befindlichen Wanzen herausfallen.“

Der zweite Theil, dem wir mit Vergnügen entgegensehen, wird die dem Getreide und den Wäldern, überhaupt der Pflanzenwelt schädlichen Insekten enthalten.

Epische Dichtkunst.

16) Christoforo Colombo. Romantisches Gedicht von L. A. Frankl. Stuttgart, Brodhag. 1836. 4.

17) Die Entdeckung von Amerika. Ein Heldengedicht von Wilh. Otto. Leipzig, Fest in Commission, 1837.

Zwei Dichter auf einmal behandeln denselben Gegenstand, was bei der zunehmenden Concurrenz in allen Zweigen der Literatur nicht befremdet. Herr Frankl hat die Welt zuerst mit einem Lobgedicht auf das Haus Habsburg beschenkt. Nach einer solchen Probe war zu erwarten, daß er es auch bei der Schilderung des Columbus in wohlgedrechselten Versen an pomphaften Exclamationen nicht würde mangeln lassen. — Das Gedicht des Herrn Wilhelm Otto ist weniger emphatisch, erinnert aber an den Balladeton des vorigen Jahrhunders, an den braven Mann von Bürger und dergleichen:

Er ists! Erhebt ihn laut, mein Lied!
Unsterblich, hoch von Namen,
Columbus, größer wohl, als Cid,
Die Magellon' und Gam'en.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

Nr. 84. Stuttgart, 19. Juli. 1849.

Deutschland.

Die Gegenwart. Eine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste für die gebildeten Stände. Herausgegeben von Rudolf Gottschall. Band I. Leipzig, Brockhaus. 1848. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

Wir haben schon bei Gelegenheit der Anzeige des ersten Bandes dieses Werkes unsere Ansicht über die Tendenz desselben ausgesprochen. Wir sind der Meinung, daß es eine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste für die gebildeten Stände nicht geben kann, weil es keine Wissenschaften und Künste für die gebildeten Stände giebt. Wissenschaften und Künste sind für Alle da, und wenn sie nicht für Alle da sind, so sind sie nicht für Einzelne da. Wissenschaften und Künste sind Gemeingut, und wenn sie nicht Gemeingut sind, so sind sie nicht Gut. Wissenschaften und Künste sind Licht, und wenn sie nicht Licht sind, so sind sie Finsterniß. Wissenschaften und Künste sind Leben, und wenn sie nicht Leben sind, so sind sie Tod. Wissenschaften und Künste sind Wahrheit, und wenn sie nicht Wahrheit sind, so sind sie Lüge. Wissenschaften und Künste sind Gott, und wenn sie nicht Gott sind, so sind sie Teufel. Wissenschaften und Künste sind Alles, und wenn sie nicht Alles sind, so sind sie Nichts. Wissenschaften und Künste sind Nichts, und wenn sie nicht Nichts sind, so sind sie Alles. Wissenschaften und Künste sind Alles und Nichts, und wenn sie nicht Alles und Nichts sind, so sind sie Alles und Nichts.

Art. 2. Bestellungen, welche nicht bis zum 15. Juni 1888 bei der Direktion eingehen, können nicht berücksichtigt werden.

Art. 3. Die Direktion ist ermächtigt, Bestellungen, welche nach dem 15. Juni 1888 eingehen, zu berücksichtigen, wenn sie es für angemessen erachtet, dies zu thun.

Art. 4. Die Direktion ist ermächtigt, Bestellungen, welche nach dem 15. Juni 1888 eingehen, zu berücksichtigen, wenn sie es für angemessen erachtet, dies zu thun.

Art. 5. Die Direktion ist ermächtigt, Bestellungen, welche nach dem 15. Juni 1888 eingehen, zu berücksichtigen, wenn sie es für angemessen erachtet, dies zu thun.

Art. 6. Die Direktion ist ermächtigt, Bestellungen, welche nach dem 15. Juni 1888 eingehen, zu berücksichtigen, wenn sie es für angemessen erachtet, dies zu thun.

Art. 7. Die Direktion ist ermächtigt, Bestellungen, welche nach dem 15. Juni 1888 eingehen, zu berücksichtigen, wenn sie es für angemessen erachtet, dies zu thun.

Art. 8. Die Direktion ist ermächtigt, Bestellungen, welche nach dem 15. Juni 1888 eingehen, zu berücksichtigen, wenn sie es für angemessen erachtet, dies zu thun.

Art. 9. Die Direktion ist ermächtigt, Bestellungen, welche nach dem 15. Juni 1888 eingehen, zu berücksichtigen, wenn sie es für angemessen erachtet, dies zu thun.

Art. 10. Die Direktion ist ermächtigt, Bestellungen, welche nach dem 15. Juni 1888 eingehen, zu berücksichtigen, wenn sie es für angemessen erachtet, dies zu thun.

Ausgabe der Bücher, Zeitschriften und Karten, Verwaltung der Lesesäle, Aufsicht über die Benützung

und anglicanischer Confession und den griechisch-gläubigen Slaven, durch welchen der Papst in seiner größten Bedrängniß errettet, und in seine geistliche wie seine weltliche Autorität wiederhergestellt worden ist; auf der Ordnung der Dinge, die in den Zeiten ihres Sieges sich gleichsam von selbst einführte, und die seitdem erhalten worden ist, beruht seine heutige Bedeutung. — Hiedurch ist nun nothwendig in dem Verhältniß des Papstthums zu den Protestanten, welches uns in diesem Buche beschäftigt hat, eine abschließende Veränderung eingetreten. Es hat sich gleichsam gerechtfertigt, daß Paul III., Urban VIII. in den gefährlichsten Momenten, die der Protestantismus zu bestehen hatte, ihm wenigstens mittelbar zu Hülfe gekommen sind. Wie könnte der römische Stuhl aber jezt daran denken, den Nichtkatholiken einen ernstlichen Krieg zu machen, nachdem sie einen so großen Antheil daran genommen, ihn wider die revolutionären Tendenzen aufrecht zu erhalten. Obwohl die Natur dieser Verhältnisse vielleicht nicht in jedem Augenblicke das Bewußtseyn erfüllt, so beherrschen sie doch die Lage der Welt. Der Papst hat mit den protestantischen Fürsten nicht anders Concordate abgeschlossen als mit den katholischen, und ihnen kirchliche Besugnisse eingeräumt. Kam doch schon seine Entzweiung mit Napoleon zunächst daher, daß er sich nicht entschließen wollte, mit ihm gemeinschaftliche Sache wider das protestantische England zu machen. Auch unter dem protestantischen Scepter wohnen die Katholiken in vollkommener Sicherheit, Glaubensfreiheit und gleicher Berechtigung. In England, wo die Staatsverfassung ursprünglich auf die ausschliessende Herrschaft der Protestanten gegründet ist, hat man sich endlich zu Modificationen in diesem Grundsatze verstehen müssen. Daß die religiösen Meinungsverschiedenheiten nicht mehr einen so vollständigen Gegensatz in sich schließen wie ehedem, ist ein Moment der Weltentwicklung, der dies gebieterisch erheischt. — Aus diesen Verhältnissen, diesem Gange der Dinge geht aber auch schon eine weitere Wahrnehmung hervor. Der Friede ist geschlossen: die Umstände haben ihn herbeigeführt. Nach der Betrachtung der jahrhundertlangen Entzweiung, welche die Seele mit Schmerz erfüllt, erhebt sie sich zur Aussicht der Versöhnung, des Verständnisses. — Wie ist, wenn nicht überall in den Schulen, doch desto unzweifelhafter im Leben, die Heftigkeit der frühern Polemik zurückgewichen, aufgegeben worden! — Nicht durch bloße Gleichgültigkeit ist es geschehen: es wäre ein Irrthum dies anzunehmen; es ist augenscheinlich, daß man auf beiden Seiten angefangen hat, immer bewußter, eindringender, freier von den Fesseln beschränkender Kirchenformeln auf die ewigen Principien der echten innern Religiosität zurück zu gehen. Unmöglich kann das ohne Folgen bleiben. Die vollkommenere Auffassung des Geistig-positiven, das allen Formen zu Grunde liegt, und durch keine in seinem ganzen Inhalte auszusprechen wäre, muß endlich alle Feindseligkeiten in einer höheren Einheit versöhnen."

3) Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte, von C. A. Menzel. Sechster Band. Geschichte des dreißigjährigen Kriegs in Deutschland. Erster Band. Breslau, Graß, Barth und Comp., 1835.

Auch dieses Werk ist aus bisher unbenuzten Quellen geschöpft, und verweilt daher bei schon bekannteren Gegenständen kürzer, um das Neue desto ausführlicher mitzutheilen. Sein Hauptvorzug besteht in der klaren Auseinandersetzung der innern Desorganisation in der protestantischen Partei, durch die allein es den Katholischen möglich wurde, die Contrereformation bis zu einem so weiten Punkt zu führen. In den frühern Theilen ist das Zerwürfniß zwischen Lutheranern und Calvinisten, der Kampf einer ursprünglichen Tendenz zur Presbyterial-Verfassung in der lutherischen Kirche gegen die bischöfliche Gewalt der weltlichen Fürsten, und die tragische Erscheinung des Kryptocalvinismus so vollständig und klar entwickelt, daß die ganze Arroganz eines Hegelianers dazu gehörte, so ausgezeichnete Verdienste um die Aufhellung einer der interessantesten Perioden der deutschen Geschichte mißkennen zu wollen.

Anstatt dem Verfasser dafür zu danken, daß er die Wahrheit gesagt und seine Glaubensgenossen auf die früher begangenen Fehler aufmerksam gemacht hat, war man eher geneigt, ihn der Gehässigkeit, wohl gar des Kryptokatholicismus zu zeihen. Wir zweifeln nicht im Geringsten, daß die modernste Scholastik unter ähnlichen äußern Verhältnissen wieder eben solche unduldsame Pfaffen hervorbringen würde, wie sie im Lutherthum der zweiten Hälfte des 16ten und im 17ten Jahrhundert sich fanden, und daß Valentin Andreä noch einmal nöthig haben würde zu schreiben: „Sie wollen lieber die Dreieinigkeit erklären, als anbeten, lieber die Reue über die Sünde beschreiben, als empfinden; lieber die heiligen Bücher durchblättern, als selbst christliche Liebe üben, lieber die guten Werke herabsetzen, als gute Werke thun; sie machen die Religion zu einer bloßen Wissenschaft ꝛc."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

№ 71. Montag, den 30. [illegible] 1827.

Digitized by Google

Krieg ausbrach, waren die Lutheraner auf der Seite der Katholiken; ihr Haupt, der sächsische Kurfürst, half den Pfälzer Friedrich und die unglücklichen Böhmen unterdrücken. Ein Calvinist wurde damals von den Lutheranern noch weit mehr gehaßt, als ein Papist. — Auf der andern Seite betrugen sich die Calvinisten nicht weniger gehässig gegen die Lutherischen, namentlich gab Scultetus, der Hofpfaff des Pfälzer Friederich, dem Hoe von Hoenegg an Haß nichts nach. Und um dieser Pfaffen und ihres elenden Gezänkes willen zogen die Lutherischen und Calvinisten sogar mit den Waffen gegen einander und mordeten sich zum Jubel und Ergötzen der Katholiken. Darf man unter diesen Umständen sich wundern, daß die Jesuiten an eine gänzliche Unterdrückung der Reformation dachten?

Die Auseinandersetzung dieser Verhältnisse im vorliegenden Werk ist ungemein lehrreich. Es spiegelt sich darin namentlich ein Charakterzug der Deutschen, der auch in einigen andern Perioden unsrer Geschichte wiederkehrt, und der uns auch künftig noch gefährlich werden kann, wenn wir ihn nicht durch Selbsterkenntniß überwinden lernen, nämlich jener zähe Eigensinn, der sich mit Gewissenhaftigkeit für irgend ein vorübergehendes Partei-Interesse belügt, während er sein Vaterland an dessen schlimmste Feinde verräth und auf Jahrhunderte ins Verderben stürzt.

Neueste Werke über Rußland.

1) La Russie, la Pologne et la Finlande. Tableau statistique, géographique et historique. Par J. H. Schnitzler. Paris, Renouard, 1835.

Ein Deutscher schreibt französisch über Rußland. Doch es wäre nicht das erste Mal. Haben doch auch schon Russen französisch über Deutschland geschrieben. Das Werk ist ausgezeichnet. Es vermeidet mit französischer Feinheit deutsche Lobhudelei und englische Tadelsucht und ersezt doch zugleich mit deutschem Fleiß die Mängel des französischen Wissens. Es ist nach den besten Quellen bearbeitet, läßt alles unnütze Raisonnement bei Seite liegen und geht gleich auf die Sache ein, nach der Weise deutscher Handbücher das reiche Material ordnend und gedrängt zusammenfassend. Eine Skizze der slavischen Geschichte, des Nationalcharakters geht dem Geographischen und Statistischen vor. Auch auf die Kunstwerke und Denkmäler ist Rücksicht genommen, kurz es ist das reichhaltigste Gemälde Rußlands, das die französische Literatur bisher besaß. Besonders rühmlich ist die Benutzung neuerer und neuester Reisewerke und geschichtlicher Untersuchungen, wozu namentlich auch deutsche Forscher reichlich beigetragen haben.

2) Russische Denkmäler. In den Jahren 1828 und 1835 gesammelt vom Domherrn Meyer. 2 Bände. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke, 1837. 8.

Was in neuerer Zeit über Rußland gesagt wird, ist fast immer entweder übertriebenes Lob oder gehässiger Tadel. Des einen wie des andern befleißigen sich vorzugsweise Fremde. Die servilsten Exclamationen kommen immer aus deutschen, die unduldsamsten Schmähungen aus englischen Officinen. Jene sehen in den ersten Anfängen der Civilisation schon deren höchste Vollendung, und nach einer guten Mahlzeit in St. Petersburg, nach dem gnädigen Lächeln eines Großen finden sie allen Boden, so weit die Droschken rasseln, klassisch. Diese wollen umgekehrt die wirklichen Fortschritte Rußlands nicht anerkennen, und abgesehen von allen politischen Principien, ist es das englische Interesse, die vereinigten Staaten und Rußland, die freieste Republik und die absoluteste Monarchie mit gleicher Eifersucht zu indigniren. Das Ungezwungenste, Unbefangenste und darum gewiß auch Wahrste, was über Rußland geschrieben worden, hat ein Russe geschrieben, Bulgarin in seinem vortrefflichen Iwan Wuischigin. Dies ist ein Spiegel des russischen Lebens, naturtreu, ohne eine Spur von Affectation der Bewunderung oder des Hasses.

Der Verf. des vorliegenden Werks gehört zu den deutschen Lobrednern. Er sieht alles im klassischen Lichte. Schon das russische Dampfschiff, das ihn über die Ostsee führte, nennt er aus Respect nicht ein simples Dampfschiff, sondern „den Pyroskaph Nicolai I.“, von dem er überdies rühmt, daß er an Sicherheit, nautischer Gewandtheit ꝛc. den „Georg IV.“ weit hinter sich gelassen habe. Er kommt nach Petersburg, doch nein, auch dieser deutsche Name ist ihm noch nicht vornehm genug. Er verwandelt ihn in „Petropolis.“ Hier beschäftigen ihn vorzüglich die großen Bauwerke, öffentlichen Denkmäler, Kunstsammlungen ꝛc. die er in seiner emphatischen Weise beschreibt. Alle diese weiten Räume sind ihm nicht bloß merkwürdig, sondern „hochmerkwürdig“ (I. 52); die Kunstwerke sind nicht bloß artistisch, sondern „hochartistisch“ (I. 98). Alle Werke sind Meisterwerke, die Künstler so unübertrefflich, daß wir fürchten, ihr wahres Verdienst werde durch solche Uebertreibungen nur verdunkelt; dem Dichter Bachdanowitsch wird „die Apotheose Homerischer Gesänge prophezeit“ (I. 197). Der Glanz der Hauptstadt blendet den Verfasser so, daß er von einem adeligen Fräuleinstift spricht, als ob es sich von einem großen Nationalinstitut handelte. Sogar das ältere Rußland wird von ihm bewundert; er wagt nichts an den Jahrhunderten blutiger Greuel zu tadeln, als daß Peter der Große seinen Sohn hinrichten ließ, dagegen findet er es erhaben und weise, daß Iwan

Digitized by Google

Bedeutung eines Gesetzes, welches Gesetz, wie wir sahen, nur eine Regel ist, nach der wir Erscheinungen ordnen, nicht aber eine Ursache, welche Erscheinungen hervorbringt. Wenn wir also sagen, daß die Gravitation eine Ursache der Bewegung der Himmelskörper sei, so ist das ein Irrtum, denn die Gravitation ist nur eine Regel, nach der wir diese Bewegungen ordnen, nicht aber eine Ursache, welche sie hervorbringt. Wenn wir sagen, daß die Gravitation eine Ursache der Bewegung der Himmelskörper sei, so ist das ein Irrtum, denn die Gravitation ist nur eine Regel, nach der wir diese Bewegungen ordnen, nicht aber eine Ursache, welche sie hervorbringt. Wenn wir sagen, daß die Gravitation eine Ursache der Bewegung der Himmelskörper sei, so ist das ein Irrtum, denn die Gravitation ist nur eine Regel, nach der wir diese Bewegungen ordnen, nicht aber eine Ursache, welche sie hervorbringt. Wenn wir sagen, daß die Gravitation eine Ursache der Bewegung der Himmelskörper sei, so ist das ein Irrtum, denn die Gravitation ist nur eine Regel, nach der wir diese Bewegungen ordnen, nicht aber eine Ursache, welche sie hervorbringt. Wenn wir sagen, daß die Gravitation eine Ursache der Bewegung der Himmelskörper sei, so ist das ein Irrtum, denn die Gravitation ist nur eine Regel, nach der wir diese Bewegungen ordnen, nicht aber eine Ursache, welche sie hervorbringt. Wenn wir sagen, daß die Gravitation eine Ursache der Bewegung der Himmelskörper sei, so ist das ein Irrtum, denn die Gravitation ist nur eine Regel, nach der wir diese Bewegungen ordnen, nicht aber eine Ursache, welche sie hervorbringt. Wenn wir sagen, daß die Gravitation eine Ursache der Bewegung der Himmelskörper sei, so ist das ein Irrtum, denn die Gravitation ist nur eine Regel, nach der wir diese Bewegungen ordnen, nicht aber eine Ursache, welche sie hervorbringt. Wenn wir sagen, daß die Gravitation eine Ursache der Bewegung der Himmelskörper sei, so ist das ein Irrtum, denn die Gravitation ist nur eine Regel, nach der wir diese Bewegungen ordnen, nicht aber eine Ursache, welche sie hervorbringt. Wenn wir sagen, daß die Gravitation eine Ursache der Bewegung der Himmelskörper sei, so ist das ein Irrtum, denn die Gravitation ist nur eine Regel, nach der wir diese Bewegungen ordnen, nicht aber eine Ursache, welche sie hervorbringt.

Das übrigens sehr zweckmäßig geordnete alphabetische Verzeichniß aller russischen Schriftsteller und ihrer Werke bestätigt diese Ansicht, denn die oft sehr prunkenden Titel können Niemand täuschen. Wenn z. B. S. 152 von einer akademischen Abhandlung über die Fortschritte der russischen Beredsamkeit in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts die Rede ist, so versteht es sich von selbst, daß das nur eine Nachahmung ähnlicher akademischer Abhandlungen der Engländer oder Franzosen ist, um dem Stifter der Akademie zu schmeicheln. Von Beredsamkeit kann nur da die Rede seyn, wo ein öffentliches politisches Leben ist und in den Kirchen Predigten gehalten, nicht bloß alte Homilien abgelesen werden. Die russischen Regeneratoren, Peter der Große und Katharina II. verfielen in den originellen Irrthum, die ganze Bildung und der ganze Ruhm der klassischen Zeitalter älterer und neuerer Nationen lassen sich den russischen Leibeignen so bequem anziehen, wie ein reichbetreßtes französisches Lakaienkleid. Demnach befahlen sie, daß es eine russische Beredsamkeit geben solle, so wie sie befahlen, im Klima von St. Petersburg antike Marmor-Paläste und Statuen zu gründen, die freilich den Winter über in Stroh eingepackt werden mußten.

Seitdem die so vortrefflichen Dorpater Jahrbücher eingegangen sind, die zu erhalten so leicht gewesen wäre, müssen wir für die nächste Zukunft an einer Eröffnung freier Communication zwischen der jungen russischen und der älteren europäischen Literatur zweifeln. Jene Jahrbücher wären das natürlichste Organ der Vermittlung gewesen. Daß von den großen Manuscriptensammlungen, die Rußland in alten Klöstern schon früher besaß und in neuerer Zeit so ansehnlich durch die persische und türkische Beute vermehrt hat, noch wenig oder nichts bekannt gemacht worden ist, bedauern wir von Herzen, und erfreuen uns nur, daß es wenigstens einigen unsrer friedlichen Landsleute als Naturforschern erlaubt worden ist, uns von Zeit zu Zeit sehr interessante Reiseberichte über die kaukasischen und Altailänder mitzutheilen. Sollte unsre Ansicht von der russischen Literatur nicht die richtige seyn, so ist es dem Umstand zuzuschreiben, daß wir sie nicht besser kennen, und daß auch Bücher, wie das vorliegende, nicht geeignet sind, uns eine gründlichere Kenntniß davon zu verschaffen, was nur Uebersetzungen oder wenigstens Auszüge vermögen.

4) Geographisch-statistische Nachrichten von den russischen Häfen am schwarzen Meere. Nach Serristori ꝛc. bearbeitet von Dr. Alfred Reumont. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836.

Mit Recht bemerkt der Verfasser: „Die Häfen des schwarzen und des azowschen Meeres sind für den Handel von so großer Wichtigkeit, und die statistischen Details über dieselben auch in neuerer Zeit noch so wenig vollständig, daß die nachfolgenden Blätter den Freunden der Geographie hoffentlich nicht unwillkommen seyn werden. Bei weitem die meisten Materialien und die Veranlassung zu denselben lieferten zwei Schriftchen des kaiserl. russ. Obersten im Generalstabe, Grafen Serristori, Verfasser des „Versuchs einer Statistik Italiens," welcher mehrere Jahre in den genannten russischen Häfen verweilte, und, gegenwärtig in seiner Vaterstadt Florenz den Wissenschaften lebend, mir mehrere handschriftliche Notizen zu diesem Behufe mitzutheilen die Güte hatte. Bei der umständlicheren Beschreibung der Häfen folgte ich der verdienstlichen Arbeit des königl. niederländischen Consuls in Odessa, Taitbout de Marigny. Manche statistische Angaben verdanke ich Schnitzlers „Essai d'une statistique générale de la Russie" (Paris, 1829), namentlich aber dessen höchst interessantem neuen Werke „la Russie, la Pologne et la Finnlande" (Paris, 1835), welches eine fühlbare Lücke ausfüllt, aber Neurußland verhältnißmäßig sehr kurz behandelt. Die Angaben der Bevölkerung (F. W. Schubert in seinem „Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa" Bd. I. Th. I. Königsberg, 1835, hat nur die von 1829) stimmen übrigens bei den verschiedenen Schriftstellern so wenig überein, daß ich sie oft zur Vergleichung neben einander stellen mußte. Die geographischen Ortsbestimmungen wurden aus Hassel entlehnt, da dessen Buch bei uns am meisten verbreitet und mit Recht geschäzt ist. Zu den besten Karten gehören die nach den Materialien des Generalstabes von Piadicheff gezeichneten und 1829 zu St. Petersburg erschienenen."

Er behandelt nun zuerst die Donauhäfen: 1. Ismail, 2. Reuni, 3. Odessa, das allein schon mehr bekannt ist; dann die Dnieperhäfen: 1. Nikolajew, 2. Kherson. Ferner die Häfen der Krimm: 1. Eupatoria, 2. Sevastopol, 3. Fedosia; die in der Meerenge Kertsch: 1. Kertsch, 2. Jenikaleh; die des azow'schen Meeres: 1. Berdianek, Mariupol, 3. Taganrog, endlich die kleinen Buchten an der Ostküste des schwarzen Meeres. Indem der Verfasser jeden einzelnen dieser Häfen beschreibt, fügt er eine Uebersicht über Schifffahrt und Handel in den lezten Jahren bei und theilt das Nöthige mit über Producte, Gegenstände der Ein- und Ausfuhr, Zoll und Abgaben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

Neue Ans. Schwung.

Wenn man sich in Deutschland nach einem Manne umsieht, der mit Kraft und Geschick die Zügel der Literatur ergreift, um sie in eine neue Bahn zu lenken, so ist es gewöhnlich ein Fremder, der sich dazu hervordrängt. Wir haben Beispiele davon in Lessing, Wieland, Schlegel, Tieck, Jean Paul, Heine, Börne, Gutzkow, Mundt, Laube, Wienbarg, Ludwig Wihl, Ludwig Marcus, Theodor Mundt, Ludwig Wihl, Ludwig Marcus, Theodor Mundt, Ludwig Wihl, Ludwig Marcus, Theodor Mundt

Ohne den Bund Frankreichs mit dem Papste würde es den einzelnen deutschen Fürsten und Grafen, Bischöfen und Städten nicht gelungen seyn, das Reich in so viele unregelmäßige und schlecht zusammenhängende Theile aufzulösen. An dem großen Stoß, den unser Reich durch die Hierarchie erhielt, hat Frankreich redlich mitgeholfen und gewissermaßen hat Frankreich allein die Schuld, sofern der äußere Schutz, den die Päpste in Avignon fanden, ihnen erst möglich machte, so gegen unsre Kaiser aufzutreten, wie sie gethan haben.

Nachdem Frankreich die Zersplitterung des deutschen Reichs in viele kleine Theile durchgesezt, war es ihm leicht, sich alle welschredenden Theile desselben unmittelbar oder mittelbar zu unterwerfen, zuerst Neapel und Sicilien und das alte Königreich Burgund.

Nachdem dieser zweite Schritt glücklich vollbracht war, begann Frankreich auch die Hand nach rein deutschen Ländern auszustrecken. Zuerst nach den Niederlanden. Dort herrschte damals das Volk, und der Adel war unterdrückt. Philipp von Frankreich, der in seinem eignen Lande die Aristokratie gewaltsam niederhielt und dadurch Frankreich so einig und mächtig machte, heuchelte den wärmsten Eifer für das Wohl des Adels und kam als Retter desselben herbei. Der flandrische Adel bildete, den französischen Lilien zu Ehren, den Bund der Liliarden. Aber damals war das Volk noch voll Kraft, und in der berühmten Sporenschlacht schlugen die Fleischer und Weber von Gent und Brügge die Franzosen so, daß sie 8000 goldne Rittersporen vom Schlachtfeld auflasen.

Allein die tapfern Flamänder wurden von ihren trägen deutschen Brüdern nicht unterstüzt, und so geschah es, daß sie unter der legitimen Form des Erbrechts sich bald darauf dennoch, wenigstens dem Halbfranzosenthum, nämlich der burgundischen Dynastie (Seitenlinie der französischen) ergaben.

Burgund, obgleich von Frankreich getrennt, befolgte doch dessen alte Politik gegen Deutschland, und nachdem es die rechte Flanke unsers Reichs (die Niederlande) bereits im Besiz hatte, wollte es sich auch der linken (der Schweiz) bemächtigen. Aber auch hier gab es Sporenschlachten. Die deutschen Bauern in den Alpen schlugen die welschen Ritter so gut nieder, wie jene flamändischen Bürger.

Allein die Schweizer wurden von ihren trägen deutschen Brüdern nicht unterstüzt und ergaben sich aus Troz und unrühmlicher Geldgier dem französischen Interesse, ohne zu bemerken, daß Frankreich nur an die Stelle des besiegten Burgund getreten war und unter der Maske der Freundschaft die feindseligsten Absichten barg.

So war nun die linke Flanke des deutschen Reichs den Franzosen gewonnen um Sold. Die rechte (die Niederlande) verloren sie wieder durch Habsburgs Heirathsglück. Allein sie machten bald einen Versuch gegen das Centrum unsrer Grenze. Die Reformation begann. Die deutschen Protestanten waren in Noth. Da bot Heinrich II. gleich Hülfe an, heuchelte den wärmsten Eifer für die Religionsfreiheit (obgleich er selbst alle Lutheraner und Reformirte in Frankreich verbrennen ließ, genau so wie Philipp den wärmsten Eifer für den flamändischen Adel heuchelte, während er den französischen unterdrückte) nannte sich in seinem mit einer Freiheitsmüze und Dolchen verzierten Manifest den Befreier Deutschlands und — stahl uns die Bisthümer Metz, Toul und Verdun. Der Religionskampf in Deutschland dauerte fort. Dies gab den französischen Königen immer neue Gelegenheit, ihre Hülfe anzubieten, besonders im dreißigjährigen Kriege, und so stahlen sie uns denn auch vollends Burgund und das Elsaß.

Nach dem dreißigjährigen Kriege konnten sie die Religion nicht mehr zum Vorwand ihrer Räubereien nehmen. Ludwig XIV. trat also mit kolossaler Frechheit auf, jedes Recht ohne allen Vorwand geradezu ins Gesicht schlagend, car tel est notre plaisir. Die linke Flanke Deutschlands, die Schweiz, war so sehr durch Bestechung der versaulten Aristokratie für ihn gewonnen, daß sie gewissermaßen für eine französische Provinz zu nehmen war. Alle Schweizer Regenten bezogen französischen Gehalt. Als Straßburg, die tapfere deutsche Stadt, die den Schweizern so oft und noch so redlich in den Burgunderkriegen geholfen, von den Franzosen weggestohlen wurde, machten die Schweizer Regenten dem König ihre Aufwartung und ließen sich jeder 50 Louisd'or Reisekosten oder Trinkgeld von ihm schenken. Als ein französischer Gesandter nach Basel kam, bedienten ihn die Rathsverwandten bei Tisch in ihrer Amtstracht. Er schenkte ihnen ein Tischbesteck, dessen sich der Cardinal Mazarin fluchwürdigen Andenkens in eigner hoher Person bedient hatte, und die Basler verwahrten es als eine heilige Reliquie. Sie duldeten, daß der französische Gesandte mit dem Hut auf dem Kopf zu ihnen sprach, und als sie selber einen Gesandten nach Paris schickten, um die Aufhebung der ihnen so schädlichen Handelssperre von Seiten des Elsasses zu erbitten, wurde derselbe nicht einmal angehört. In Hüningen goß man eine Kanone mit der Inschrift: Si tu te remues, Bâle, je te tue. Montclas, der Commandant von Hüningen, ließ einen Basler muthwillig erschießen und erklärte nachher: die Franzosen schössen immer nur auf ihre Feinde, haben sich Basler darunter befunden, desto schlimmer für sie. Und das Alles ließen sich die Schweizer gefallen, weil sie von der verdorbensten Aristokratie regiert wurden, die ihre Söhne in französischem Dienste anbrachten und geheime Jahrgelder zog. In allen Schlachten Ludwigs XIV. fochten Schweizer gegen ihre deutschen Brüder und trugen nicht wenig zu den Erfolgen

Digitized by Google

des Länderräubers bei. Als der deutsche Kaiser der Eidgenossenschaft Vorstellungen machte, wies sie ihn höhnisch ab, und die Züricher Geistlichkeit allein hatte den Muth, der Tagsatzung zu sagen: „wie können wir Frankreich dienen wider das Reich? wie können wir der ungerechtesten Sache dienen und ein unschuldiges Volk niedertreten helfen? Es ziemte der Eidgenossenschaft, vor aller Welt zu erklären, daß sie an solchen Greueln Mißfallen finde. Ist um unserer Miethlingsdienste willen nicht die sonst löbliche Eidgenossenschaft bei allen Nationen der Welt verschmäht als ein geldfressendes Volk, das für Geld selbst dem Satan dienen würde, und werden wir deßhalb nicht sogar von den Franzosen, denen wir dienen, öffentlich verschmäht?“ (Theatrum Europ. XII. 855.) Damals schon prophezeihte man den Schweizern, es werde ihnen zulezt gerade eben so gehen, wie den Elsässern, Pfälzern und Niederländern, deren Länder sie in Frankreichs Solde verheeren halfen, und früher oder später würden auch ihre Alpenthäler von demselben Frankreich ausgeplündert werden. Allein sie glaubten nicht daran und fuhren ehrvergessen fort, ihre deutschen Brüder für französisches, in Deutschland gestohlnes Geld, todtzuschlagen.

Da Ludwig XIV. die linke Flanke Deutschlands ganz für sich hatte, und auch im Centrum schon weit vorgedrungen war, richtete er seine Hauptangriffe auf die rechte Flanke, ohne deren Besitz alle seine Eroberungen in der Mitte bedroht blieben. Daher von 1668 bis 1714 seine unaufhörlichen und immer wiederholten Angriffe auf die Niederlande und Holland, die nur durch Prinz Eugens und Marlboroughs Genie gerettet werden konnten.

Als besonders charakteristisch für die französische Politik muß bemerkt werden, daß Ludwig XIV. der Schweizer republikanische Freiheit gegen alle gekrönten Häupter in der Welt zu schützen sich vermaß, als nach dem Siege von Turin Prinz Eugenius die Schweiz einen Augenblick bedrohte, bei welchem Anlaß der Despot von Versailles sich nicht schämte zu sagen: Sa majesté ne laissera point de combattre pour la liberté de l'Europe. Gleichwohl durfte das unterdrückte Volk in der Schweiz nicht wagen, von Freiheit zu reden, denn sowohl der große Bauernaufstand von 1653, als der bürgerliche in Basel von 1691 wurde hauptsächlich durch die Drohung mit den Franzosen unterdrückt. Derselbe König, der für die Freiheit von ganz Europa zu kämpfen prahlte, forderte, um den Raub Straßburgs doch einigermaßen zu beschönigen, alle deutschen Fürsten auf, sich der ihnen zunächst liegenden Reichsstädte zu bemächtigen, und die Freiheit derselben zu unterdrücken, was in Bezug auf sehr viele wirklich durchgesezt oder wenigstens versucht wurde, z. B. an Erfurt, Münster, Cöln, Magdeburg, Braunschweig, Lüttich, versuchsweise an Hamburg und Bremen. In der Aufforderung an die Fürsten spricht sich ein eben so warmer Eifer für die Autokratie und Haß gegen jede bürgerliche Freiheit, wie in der Erklärung an die Schweiz warmer Eifer für die Republiken aus. So spielte Ludwig mit den Parteien in Deutschland, betrog alle und stahl uns Lothringen und Straßburg weg.

Als Oesterreich wieder etwas zu Kräften gekommen war, verband sich Frankreich sogleich mit Preußen gegen dasselbe im österreichischen Erbfolgekriege; und als Preußen Schlesien erobert hatte und unter seinem König großen Aufschwung nahm, verband sich Frankreich plötzlich wieder mit Oesterreich, alles in der uralten französischen Politik, der es vollkommen einerlei ist, mit welcher Partei in Deutschland sie es hält, wenn sie nur eine durch die andere schwächen und durch die Schwäche beider gewinnen kann. Allein wie früher schon der Heldenmuth Eugens und Marlboroughs die Beute Frankreichs wenigstens geschmälert hatte, so ging Frankreich jezt, Dank sey es Friedrichs Tapferkeit, ganz leer aus.

Die französische Revolution änderte an der auswärtigen und namentlich gegen Deutschland gerichteten Politik ganz und gar nichts. Der Convent, das Directorium, das Consulat und das Kaiserthum verfuhren ganz so wie früher das Königthum verfahren war, nur daß sie alles schneller ausführten. Anfangs fürchtete sich die französische Republik, sie kannte die Kräfte eines empörten Volks noch nicht, sie glaubte den Armeen der Könige eine Diversion im Rücken machen zu müssen durch Revolutionirung der Völker. Nachher sezte sie dieses System fort, um bequemer erobern zu können. Es war den Franzosen niemals ernst, andere Völker frei zu machen, am allerwenigsten die Deutschen. Es liegt auf der Hand, daß wenn Deutschland ganz frei, einig, groß in seiner natürlichen Machtfülle dastünde, das gute Frankreich bald in ein neues Neustrien zusammenschrumpfen müßte. Das weiß Niemand besser, als Frankreich selbst, und darum ist die größte politische Dummheit, die noch je in einem deutschen Gehirn grassirt hat, die, zu glauben, daß Frankreich je irgend etwas thun oder fördern werde, was zu Deutschlands Gedeihen gereicht. Nachdem der erste Schreck bei den Franzosen vorüber war, nachdem sich die Preußen bei Valney hatten hinwegplaudern lassen, war auch die Revolutionirung anderer Völker für Frankreich durchaus kein Act der Nothwehr mehr, sondern nur noch eine Speculation, um sich in Nachbarländer leichtern Eingang zu verschaffen, um bequemer stehlen und erobern zu können, in der alten Weise.

Da predigten die Füchse den Gänsen. Freiheit und Gleichheit verkündeten sie, um auf das allerschändlichste

Digitized by Google

zu stehlen. Vergebens protestirten die Magistrate von Brüssel und Antwerpen, sprachen die so laut verkündete Freiheit an, und verlangten, Belgien solle sich selbst durch eigne Vertreter regieren dürfen. Die liebe helle Dummheit im Bunde mit dem Verrath hatte den Franzosen Thür und Thor geöffnet, und kaum waren sie drin, so packten sie die neuen Brüder bei der Gurgel: la bourse ou la vie. Nachdem die Niederlande und das ganze linke Rheinufer so systematisch ausgesogen waren, als ob ein Heuschreckenheer darüber hergezogen wäre, kam die Reihe endlich auch an die Schweiz. Die alte Bundesgenossin Frankreichs, mit deren Blut Frankreich so viele Siege und Vortheile erkämpft, die alte Musterrepublik, deren Wilhelm Tell von den Franzosen zum theatralischen Effekt so oft benuzt worden, wurde so wenig geschont als irgend ein anderes deutsches Land. Bonaparte, Talleyrand und Ochs leiteten in einer Zusammenkunft zu Basel die Revolutionirung der Schweiz ein. Ochs, im guten Glauben, es gelte nur den Umsturz der alten Aristokratie, bot die Hand, und bald wurden die Alpen „der Freiheit ewige Feste“ von französischer Unzucht besudelt, in Berns altem Solde wühlten Rapinats Diebsfinger, und über den Gräbern der Helden von Morgarten und Sempach, St. Jacob und Murten taumelten betrunkene Welsche als Landesherrn. Die Schweiz wurde eine französische Provinz, der man nur dem Namen nach die Unabhängigkeit ließ. Wie sehr Napoleon über die Freiheit der Duodezrepubliken spöttelte, ist bekannt.

Alles was Ludwig XIV. gewollt, erreichte Napoleon. Er führte die uralte Zersetzungs- und Eroberungspolitik Frankreichs gegen Deutschland weiter, als es je vorher einer französischen Regierung gelungen war. Er that aber nichts anders, als was alle Regierungen Frankreichs vor ihm gethan hatten, er sezte nur deren Bestreben fort. Nachdem uns kleine Stücke genug von unserm Reich hinweggebissen worden, biß er ein großes Stück heraus.

Das Jahr 1814 war ein Rückschlag; allein Frankreich hat noch einen guten Theil des Raubes behalten, den es an rein deutschen Ländern früher gemacht hat, und in der seltenen Großmuth, die ihm diese Concessionen machte, liegt für Frankreich die Aufopferung, bei ehester Gelegenheit das unterbrochene Werk wieder fortzusetzen. Ein Stillstand von ein paar Jahrzehnten entscheidet deßfalls nichts, eine vorübergehende Schwäche und innere Parteiung Frankreichs, die es zu sehr friedlichen Gesinnungen nach außen nöthigt, entscheidet nichts. Die Franzosen könnten sogar noch einmal so tief sinken wie unter dem fünfzehnten Ludwig, und dies würde immer noch nicht entscheiden, denn im ersten Moment, der ihnen günstig ist, werden sie auch gegen uns wieder die Alten seyn, und unter Allem, was Europa bevorsteht, kann man nichts mit so großer Zuversicht prophezeihen, als eine Fortsetzung der alten französischen Politik gegen das deutsche Centrum und gegen dessen beide Flanken, die Schweiz und die Niederlande.

Ist es wohl zu viel, wenn wir von einem deutschen Geschichtschreiber verlangen, daß er, sofern er eine französische Geschichte zu schreiben unternimmt, diesen praktischen Gesichtspunkt nicht außer Acht lasse?

2) Souvenirs historiques. II et III. Leipzig, Zirges, 1836.

Eine recht gute Sammlung französischer Aufsätze über einzelne Partieen der französischen Revolution. Im zweiten Heft: der 20. Juni 1792 (an welchem Tage bekanntlich der König vom Pariser Pöbel insultirt wurde); — Aufsicht der französischen Polizei über den preußischen Gesandten Luchesini; — Verhaftung und Verhör der Charlotte Corday; — Bericht des Ministers des Innern über die Gefängnisse 1793. Im dritten Heft: Sergent-Marceaus geschichtliche Notiz zu den Begebenheiten von 1792; — Klosterskandal; — ein Brief des Dauphins, Sohnes Ludwigs XV.; — Verhaftung des Prinzen von Enghien; — Entwurf eines Berichts an den Senat über den Abbruch der Conferenzen zu Chatillon, von Napoleon dictirt.

3) Das Benehmen der Prinzen des Hauses Bourbon während der Revolution. Von Barrère, ehemaligem Mitglied des Convents. In Auftrag Napoleon Bonapartes. Meissen, Gödsche, 1835.

Eine Zusammenstellung der großen politischen Mißgriffe und persönlichen Fehler und Schwächen, durch welche die Bourbons ihre alte Krone verloren haben, übrigens hier mit dem Hohn einer siegenden Partei gegen die besiegte und mit unverschämter Prahlerei in Bezug auf die Herrlichkeit des neuen Frankreich niedergeschrieben. Es ist unstatthaft, eine Königsfamilie so sehr zu tadeln und ein Volk so sehr zu loben, da doch die französischen Könige nicht schlechter waren als das Volk, das sie hegte und bewunderte.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 77. Montag, 31. Juli 1837.

Werke über Frankreich.

4) Chateaubriands historische Studien. Ueber den Verfall des römischen Reichs, die Entstehung und Fortschritte des Christenthums und die Einbrüche der Barbaren, nebst einer kritischen Analyse der Geschichte Frankreichs. Deutsch bearbeitet von Dr. A. Neurohr. Der sämmtlichen Werke Chateaubriands 54—61ster Theil. Freiburg im Breisgau, Wagner, 1836.

Chateaubriands glänzender Styl ist bekannt, eben so seine politische Ansicht. Daß bei ihm die Geschichtschreibung und das geistreiche Raisonnement, so wie die Parteiansicht über die Gründlichkeit der Geschichtforschung vorwalten, wird Niemand Wunder nehmen. Es ist dem edeln Vicomte begegnet, in seiner liebenswürdigen Exaltation auf seiner orientalischen Reise mit eignen Augen Dinge zu sehen, die wirklich nicht existirten. Wie sollte er nicht auch in der Geschichte sehen, was seine feurige Phantasie ihn sehen läßt.

Was er über den Verfall des römischen Reichs sagt, ist nicht scharfsinniger, als was in Gibbons und Sismondis Werken steht, aber es unterscheidet sich durch die bei einem Franzosen noch besonders charakteristische Apotheose des Christenthums, und ist insofern gewissermaßen eine Ergänzung zu des Verfassers berühmtem Genie des Christianismus. Diese schöne Plauderei über die heiligsten Dinge ist nicht bloß oberflächlich, sie strömt aus dem innersten Herzen des Verfassers; allein sie trifft, scheint es, nur die Oberfläche, sie dringt den Franzosen, an welche sie gerichtet ist, nicht ins Herz.

Was Chateaubriand über Frankreich sagt, ist echt französisch, d. h. wo französische Interessen ins Spiel kommen, vergißt er alle Principien. Der so streng religiöse, moralische, überall alles Recht ritterlich vertheidigende Vicomte besinnt sich keinen Augenblick, die ungerechten Kriege Ludwigs XIV. gegen Deutschland, die gräßlichen Mordbrennereien und Dragonaden, das uralten Besitzstand und heilige Verträge höhnende Wegreißen deutscher Provinzen gut zu heißen. Er bedauert sogar (Theil II. S. 41), daß Ludwig XIV. die Eroberung des ganzen linken Rheinufers nicht habe vollenden können, weil er dadurch den Franzosen den Krieg, den sie noch künftig werden führen müssen, um diese Eroberung zu vollenden, erspart hätte Geniert sich selbst ein Chateaubriand nicht, so etwas zu schreiben, was soll man von andern Franzosen erwarten. Indeß, Herr von Chateaubriand ist alt genug, um zu wissen, daß heute nicht mehr gestern ist, und wenn er dies in Bezug auf die auswärtige Politik Frankreichs nicht ganz begreifen will, so gesteht er es doch ein in Bezug

Digitized by Google

auf die innere. Er sagt Theil I. S. 124: „Gegenwärtig ist Alles gestürzt, Alles erobert, Ideen, Institutionen, Güter. Um was handelt es sich jezt? Um eine politische Form, mehr oder weniger republikanisch, um Abschaffung oder Publikation einiger Gesetze, um Ersatz einiger Menschen durch einige andere. Nun aber, um so unbedeutender Resultate willen, die keinem collectiven Widerstande begegnen, die keine besondere Klasse der Gesellschaft verletzen, braucht man nicht eine ganze Nation, wie ein Gehölze, regelmäßig zu schlagen. Man macht keineswegs den Schrecken a priori: der Schrecken war keineswegs ein combinirter und voraus angekündigter Plan; er kam allmählich mit den Ereignissen heran; er begann mit den Privatmeuchelmorden von 1789, 1790, 1791, 1792 und gelangte zu den öffentlichen und systematischen Morden von 1793. Die Schreckensmänner wußten nicht zum Voraus, daß sie Schreckensmänner wären. Unsere Schreckens-Theoretiker rufen uns zu: „Horcht, wir sind bärtige oder unbärtige Terroristen, wir! Wir wollen einen prächtigen Schrecken einführen. Kommet, damit wir euch die Hälse abschneiden. Wir sind energische Leute, wir! Das Genie ist unsere Stärke.“ Diese Schreckens-Parodisten, diese Dramaterroristen mögen zwar fähig seyn, zur Probe und Ehre der Sache, euch zu tödten, wenn ihr sie dazu herausfordert, wären aber nicht im Stande drei volle Tage das Todeswerkzeug zu handhaben, das auf sie selber zurückfiele.“ Wir erlauben uns, diese Sätze auch auf die, von Chateaubriand selbst gebilligten kriegerischen Reminiscenzen, auf die Reclamationen des linken Rheinufers ꝛc. anzuwenden, und den Eroberungsparodisten, den Dramaschlachtengewinnern zu sagen, daß auch sie nicht drei volle Tage im Stande seyn würden, das Eroberungswerkzeug zu handhaben, das auf sie selber zurückfiele, d. h. jeder Versuch dazu würde Frankreich nicht eine Provinz gewinnen, sondern kosten.

5) Die Geschichte des Cevennenkriegs. Eine Lesebuch für Ungelehrte. Nach Memoiren und geschichtlichen Nachrichten erzählt von der verstorbenen Therese Huber. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834.

Eine gründliche, im Geist der neuern Historiographie abgefaßte Geschichte des Cevennenkriegs gibt es noch nicht, daher muß man eine mit Wärme geschriebene populäre Darstellung desselben doppelt willkommen heißen. Tieck hat in seiner vortrefflichen Novelle das Publikum unlängst auf die erhabenen und rührenden Züge jenes denkwürdigen Religionskriegs aufmerksam gemacht. Er ist in der That eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Der religiöse Fanatismus erhält durch die Lebhaftigkeit des französischen Nationalcharakters eine Färbung, die ihn von verwandten Erscheinungen in Deutschland und England unterscheidet. Wir sehen hier weit weniger Doctrin, Speculation und mystische Tiefe, aber weit mehr kriegerische Hitze und visionäre Exaltation, die beide viele Scenerie gewähren und dem Cevennenkrieg ein so interessantes als originelles Ansehn verliehen haben.

Ueberhaupt ist der französische Protestantismus schon an sich eine eigenthümliche Erscheinung. Die Frage ist noch nicht entschieden, ob er nur zufällig und vorübergehend durch Gewalt unterdrückt wurde, oder ob der Protestantismus überhaupt dem französischen Wesen nicht zusagt. Nehmen wir das Erste an, so scheint es allerdings ein Unglück für Frankreich, daß es nicht wie Deutschland, England und Skandinavien die Reformation durchmachte. Unzähliger Uebel Urquell ist in Frankreich der grelle Abfall vom Aberglauben in Unglauben, das Ueberspringen vom Extrem des Jesuitismus in das des Voltairianismus. Immer drängt es und treibt es zu Neuerungen, aber die sittliche Grundlage fehlt, auf der das Neue gebaut werden soll; eine Grundlage, welche Deutschland und England in dem soliden Ernst des Protestantismus besizt. Daher in Frankreich das Jagen nach augenblicklichem Ruhm und nach augenblicklichem Genuß, der in ewigem Wechsel sich selbst zerstört, während in Deutschland und England ein genügsamer und ausdauernder Fleiß und ein unerschütterlicher Glaube einen langsamen, aber sichern Fortschritt bedingt. Frankreich ist durch seine Revolution in vieler Beziehung vor Deutschland voraus; allein es ist in anderer Beziehung weit hinter uns zurück, weil es die Reformation noch nicht durchgemacht hat. Wird es dieselbe je durchmachen? Liegt in dem französischen Wesen eine Verwandtschaft zum protestantischen Ernst? Könnte Frankreich jemals im Ganzen protestantisch gedacht werden, oder muß man sich die Protestanten dort immer nur, gleich den Camisarden, in einer Minorität und als eine aus der Art schlagende Secte denken? Diese Frage wird die Zukunft beantworten. Auffallend aber bleibt es, daß bei allen vorherrschend welschen Nationen (Italien, Spanien, Portugal, Frankreich) die Reformation nie recht hat eindringen wollen, während alle germanischen von Anfang an sich dazu neigten. Müßten wir uns, dieser Erfahrung zufolge, an die Meinung anschließen, welche den Protestantismus für unvereinbar mit dem französischen Nationalcharakter hält, so würde daraus Manches folgen, was die Erwartungen von Frankreichs Zukunft herabzustimmen geeignet wäre.

6) Versuch einer Geschichte und Charakteristik der französischen National-Literatur, nebst zahlreichen

Digitized by Google

Schriftproben. Ein Lehr- und Lesebuch für den öffentlichen und häuslichen Unterricht, so wie für gebildete Leser überhaupt. Von — r. — r. Erster Band. Die französische Literatur vom Anfange des 12ten Jahrhunderts bis gegen das Ende des achtzehnten. Wismar, Schmidt und v. Cossel'sche Rathsbuchhandlung, 1837. gr. 8. XXVIII 494 S.

So viel auch bisher über Frankreich und seine Literatur gesprochen und geschrieben worden, so wenig enthalten alle diese Schriften, Gespräche und Abhandlungen ꝛc. eine gründliche und gediegene Entwicklung des Bildungsganges jenes Volkes. Selbst die Franzosen, so weit wir die Schriften in diesem Bezug kennen, haben kein Werk über ihre eigene Literatur, das in festen kräftigen Zügen ihre Entstehung und stufenweise Fortbildung im Ganzen und Großen darstellte. Das vorliegende Werk hat sich diese Aufgabe gestellt und trägt alle Bestandtheile in sich, die diese Lösung herbeiführen können.

Der Verfasser versteht unter „Literatur der Franzosen, dieses Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen, die Gesammtheit der von diesem Volke ausgegangenen schriftlichen Geisteswerke, ohne Rücksicht auf deren Form und Inhalt, und in diesem Sinne gehört die Geschichte der Wissenschaften, insofern diese durch Franzosen gefördert worden, ebenfalls in ihren Kreis. Die französische National-Literatur hingegen begreift nur diejenigen Schriftwerke, welche auf künstlerischem Wege entstanden, sowohl ihrer Sprache und Form, als ihrem innern Wesen nach ein eigenthümlich französisches Gepräge tragen und nicht für einen einzelnen Stand, sondern für die ganze Nation bestimmt sind. Zu ihr rechnen wir alle Bestrebungen, wodurch das Wahre, Gute und Schöne aufgefaßt und in Schriften dem Geist und Herzen der Nation übergeben werden soll, und berücksichtigen demnach zuerst die Dichtkunst, als Erzeugniß der Phantasie und des Gemüths in vereinter Kraft; neben ihr die Geschichte; ferner die Werke des Nachdenkens und der höhern Erkenntniß, Beredsamkeit, Witz und was sonst noch von Werken des Geistes auf die Theilnahme der Gebildeten der ganzen Nation Anspruch machen darf. Zugleich werden wir uns bemühen, die Einflüsse aufzudecken, welche gesellschaftliches und Staatsleben, religiöse und sittliche Zustände, so wie Kenntniß der Bildung fremder Völker zu verschiedenen Zeiten auf das literarische Leben der Franzosen ausgeübt haben, wobei wir schon hier bemerken, daß bei keinem andern Volke Literatur und Leben in so offenkundiger, inniger und stetiger Wechselwirkung gestanden haben und noch stehen als in Frankreich."

Um die hier versprochene Uebersicht anschaulicher zu machen, theilt der Verfasser das Ganze der französischen Literatur in fünf Perioden, welche in eben so vielen Büchern näher beleuchtet werden, indem das erste das Zeitalter der mittelalterlich-romantischen Poesie enthält, und die französische Sprache von ihrem Ursprunge bis auf die Zeit Franz I. begleitet. Eine kurze, gedrängte, aber treffliche Darstellung der stufenweisen Verschlechterung der römischen Sprache, bis sie durch die Franken nach und nach fränkisches und durch die Normannen französisches Colorit erhielt, eröffnet dieses Buch, und gibt in kurzen Zügen den Unterschied der provençalischen und nordfranzösischen Sprache und Poesie an. Das zweite Kapitel führt uns dann in den eigentlichen Kreis der Literatur ein, indem er von den Liedern, Fabliaux und Romanen anhebt, im dritten Kapitel zur Entstehung der dramatischen Poesie in Frankreich durch die Mysterien der confrères de la passion, die Moralitäten der clercs de la Bazoche und die Sottisen der Enfans sans soucy unter Karl VI. fortgeht, wobei dem Leser mehrere interessante Proben der frühern dramatischen Poesie gegeben und manche höchst merkwürdige Nachrichten über das Theater mitgetheilt werden, und endlich im vierten Kapitel die ersten Begründer französischer Prosa Villehardouin, Joinville, Philippe de Commines und Jean Froissart uns kennen lehrt.

Das zweite Buch, welches die französische Literatur von Franz I. bis auf Ludwig XIV. enthält, zeigt im ersten Kapitel, wie in diesem Zeitraum die französische Poesie sich von dem natürlichen Wege ihrer Entwicklung verirrte und durch sklavische Nachahmung der Alten und das ängstliche Bestreben, dem Hofe zu gefallen, zwar strenge Regelmäßigkeit der Form und Marmorglätte, aber auch Marmorkälte gewann, und dagegen Alles verlor, was Poesie zur Poesie macht: Gefühl, Wahrheit, Tiefe, Individualität, Natur (S. 45). Eine Darstellung der geschichtlichen Ereignisse, welche dieser Veränderung vorausgingen und sie begleiteten, füllt das erste Kapitel. Das zweite Kapitel macht uns mit den Haupturhebern dieser beginnenden Veränderung, dem sogenannten „Siebengestirn" französischer Dichter, bekannt, Jodelle, Ronsard, Antôme de Baïf, Du Bellay, Pontus de Thyard, Remi Belleau und Jean Daurat, von denen nur die beiden ersten bleibendes Interesse erregt haben. Doch neben ihnen, die besonderer Erwähnung in der dramatischen Poesie verdienen, werden auch andere, wie König Franz I. und seine Schwester Marguerite von Navarra, Jean Marot, der klassische Satiriker Mathurin Regnier, wie der mit Unrecht als Dichter hochgefeierte Malherbe ꝛc. nicht vergessen. Das vierte Kapitel nennt die vorzüglichsten Dichter im Roman (Rabelais) und Epistolographen; im fünften Kapitel, das den Geschichtschreibern gewidmet

Digitized by Google

ist, waren wir etwas verwundert, in einer National-Literatur dem zwar in seiner Gesinnung französisch, aber im Gewande lateinisch, also nach damaliger Zeit als Weltbürger auftretenden Thuanus zu begegnen; wogegen im sechsten Kap., das von den Philosophen handelt, mit Recht besonders bei Montaigne verweilt wird.

In dem dritten Buch, welches das Jahrhundert Ludwigs XIV. umfaßt, und mit der dramatischen Poesie anhebt, wird theils durch die einleitenden historischen Andeutungen, theils durch den speciellern Gang der literarischen Erzeugnisse der Uebergang zu der flachen, gehaltlosen Denkweise der Franzosen gezeigt, welche trotz der ausgezeichneten Denker Descartes und Malebranche durch Locke's Sensualismus zum trostlosesten Materialismus in der folgenden Periode oder dem Zeitalter der „Philosophen" führte, und endlich in der Revolution aller socialen und literarischen Verhältnisse endigte.

Es ist gewiß, daß eine solche Uebersicht der bedeutendern Erscheinungen irgend einer Literatur von dem höchsten Interesse ist und allein der Literaturgeschichte die Stellung sichern kann, die sie im Ganzen der Wissenschaft einnehmen soll. Neben den Namen der bedeutendsten Männer werden auch sogleich Proben als Beweis der Beurtheilung gegeben, und diese Proben in einem Anhange, der auch einen reichen bibliographischen Nachtrag enthält und des Verfassers Belesenheit und richtigen Geschmack beurkundet, vervollständigt und erweitert. Denn in diesen Nachträgen und Berichtigungen, welche fast die Hälfte des Bandes einnehmen (S. 277—491) findet sich eine Aehrenlese altfranzösischer Poesien bis zu Rabelais, welche, trefflich gewählt, eine besondere Zierde des Buches machen.

Doch hier möchte es an der Zeit seyn, auf einige Fragen Rücksicht zu nehmen, welche der Verfasser S. VI der Vorrede aufgestellt hat, und auf die wir hier nur unsere Ansicht geben, ohne deßwegen ihre Untrüglichkeit behaupten zu wollen. Es sind folgende: die erste, ob die Anordnung der Schriftsteller, wie sie in jedem der vier ersten Zeiträume versucht wurde, die Bequemlichkeit und Deutlichkeit der Uebersicht gewähre und beibehalten werden könne? kann unserer Meinung nach unbedingt mit Ja beantwortet werden; die andern Fragen: ob die biographischen Notizen nicht zu dürftig und für das fünfte Buch in Betreff ihrer eine größere Ausführlichkeit wünschenswerth sey? — ob die Kritik erschöpfender seyn und mehr ins Einzelne gehen soll, und endlich ob es rathsam sey, bei den vorhandenen Anthologien in der Mittheilung von Proben fortzufahren? können bei dem nahe bevorstehenden Erscheinen des zweiten Bandes für den Verfasser von keinem besondern augenblicklichen Nutzen seyn. Die biographischen Notizen könnten freilich oft bei hervorragenden Schriftstellern etwas ausführlicher seyn, da oft wenig mehr als das Geburts- und Todesjahr angezeigt ist, doch reichen sie für eine Uebersicht wohl aus, und werden gewiß bei einer, wie wir hoffen, bald eintretenden neuen Auflage und Ueberarbeitung, deren solche Werke stets unterworfen bleiben, auch ohne unser Erinnern breiter sich gestalten. Die Frage wegen der Kritik ist unsers Bedünkens verschieden zu beantworten, je nachdem es sich von einem mehr oder weniger compendiösen Werke handelt. Eine Uebersicht würde, dünkt uns wenigstens, an der gleichmäßigen Gestaltung seiner Theile leiden, wollte es auch nur den wichtigern Autoren eine erschöpfendere Kritik widmen, als es der Verfasser bisher gethan. Auch eine Anthologie ließe sich noch recht gut ertragen und würde gewiß von Allen, die diese Uebersicht besitzen nur mit Dank angenommen werden, sobald nur dieselbe nicht Stücke enthielt, welche schon anderwärts in leicht zugänglichen Werken vorhanden sind. Es ist ja eine bekannte Sache, daß Liebhaber der französischen Literatur, Studirende, Gymnasien, Privat- und öffentliche Lehrer und Lehrerinnen, denen (S. V) die Uebersicht vorzüglich gewidmet ist, nicht gern mehrere gleichartige Bücher anzukaufen wünschen, und es kann ihnen daher nur erfreulich seyn, wenn sie hier neben einer Literaturgeschichte zugleich eine mit Geschmack gewählte Anthologie erhalten.

7) Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Erzherzogin Marie Antoinette, Königin von Frankreich. Zwei Bände. Leipzig, Literarisches Museum, 1836.

Angeblich von einer Pallastdame der unglücklichen Königin verfaßt, in gewöhnlichem französischen Damenmemoirenstyle mit einem Anstrich von großem Schicksal und großer Politik, das eigentliche Wesen aber Hofgeschwätz, Anekdötchen und sogenannte Charakteristik der historischen Personen.

8) General Hoche. Scenen aus seinem Leben und seiner Zeit. Ein Revolutionsgemälde. Leipzig, Hartmann, 1835.

Eine kurze Biographie des bekannten Generals Hoche mit vielen eingelegten Briefen und einer Liebesgeschichte, welche durch die Gefahren der Chouanerie etwas Romantisches erhält.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt
Beiblatt zur Wiesbadener Zeitung.
Nr. 14. 1887.

Neue Lyrik. (Schluß.)

R. Dehmel, Erlösungen. Berlin, Fischer. Dehmel ist ein Dichter, der sich nicht leicht verstehen läßt. Er ist ein Dichter, der sich nicht leicht verstehen läßt. Er ist ein Dichter, der sich nicht leicht verstehen läßt. Er

das vortrefflichste, das noch über die französische Revolution jemals geschrieben wurde und in Bezug auf Anordnung und Orientirung in dem verwickelten Stoff ein historisches Meisterwerk. Seine Kürze, die dennoch einen vollständigen Ueberblick gewährt, seine philosophische Klarheit und Ruhe, wo die Ereignisse in Sturmschritt gehen, der historische Feldherrnblick, mit dem Mignet zeichnet, stehen im schreffsten Contrast mit dem immer lüderlicher werdenden Memoirenstyl seiner Landsleute, und gereichen ihm daher doppelt zur Ehre. Die Stahlstiche in der Burckhardt'schen Uebersetzung sind Nachbildungen der vortrefflichen Vignetten zur Analyse du Moniteur, die Napoleon zur Zeit des Consulats herausgeben ließ, und die schon mehrmals in vergrößertem Maaßstabe nachgebildet wurden.

12) Geschichte der französischen Revolution von Thiers. Nach der fünften Auflage übersezt von Philippi. Erster Theil. Leipzig, Wigand.

Auch Thiers ist früher schon von Mohl übersezt. Thiers ist ausführlicher als Mignet, geht mehr ins Detail, gewährt aber keinen so klaren Ueberblick und ist nicht so consequent. Zwar würden wir dem Geschichtschreiber Thiers unrecht thun, wenn wir ihm alle Diablereien des Minister Thiers entgelten lassen wollten. Als Thiers noch seine Geschichte schrieb, trug ihm die Falschheit noch nicht so viel ein, daß es der Mühe werth gewesen wäre, sie zu üben. Dem Mann aber, der fähig war, als Minister diese Rolle zu spielen und das Geheimniß des Telegraphen zu Bereicherung seines Privatvermögens zu benutzen, muß die Tugend eines Tacitus abgesprochen werden, und man würde gegen die historische Treue in seinem Werk Verdacht hegen, selbst wenn er sie nie verlezt hätte.

13) Denkwürdigkeiten Lucian Bonapartes, Prinzen von Canino. Von ihm selbst geschrieben. Nach der Pariser Originalausgabe übersezt. Erster Theil. Leipzig und Darmstadt, Leske, 1836.

Der Verfasser geht ziemlich kurz über seine Jugend hinweg. Das erste lebendige Gemälde, das er uns vorführt, ist die Erscheinung einer französischen Flotte voller Sansculotten, die im Hafen von Ajaccio jubelnd empfangen wurden, aber bald so brutale Sitten blicken ließen, daß man sie eben so gern wieder abziehen sah. Gleichwohl bekannte sich die Familie Bonaparte zu der Jakobinerpartei, weßhalb sie von Paolo vertrieben wurde, und, ihr brennendes Haus im Rücken, nur Schuz fand in den Jakobinerklubbs von Südfrankreich. Einem solchen stand Lucian als Präsident vor und rühmt sich dabei seiner Mäßigung, obgleich er nach dem 9. Thermidor als Terrorist verhaftet und nur durch seines Bruders kräftige Verwendung von der Guillotine gerettet wurde. Von diesem Augenblick an folgte Lucian dem Glücksstern Napoleons. Dieser verschaffte ihm zuerst eine fette Stelle als Kriegscommissär in Deutschland (über seine Verrichtungen in diesem Amt geht der Verfasser sehr flüchtig hinweg), und ließ ihn sodann in den jüngern legislativen Körper der französischen Republik wählen, in dem er nach Napoleons Rückkunft aus Egypten am 18. Brumaire die berühmte Rolle spielte. Weniger berühmt, ja kaum bekannt sind die Leistungen Lucians im Rathe der Fünfhundert, die nicht mit jener Katastrophe zusammenhingen und ihr vorausgingen. Der Verfasser legt daher einen großen Werth darauf, sie bekannt zu machen, und zu beweisen, daß er, obwohl gegen seinen unsterblichen Bruder dankbar, doch nach unabhängigen politischen Grundsätzen und als Republikaner gehandelt habe. Er protestirt in diesem Sinn gegen das, was Thiers in seiner Geschichte der französischen Revolution über ihn gesagt hat: „Lucian habe seinen Bruder Napoleon nur nachgeahmt und die Haltung angenommen, die einer Familie, welche eine besondere Stellung erringen will, zukommt ꝛc.“ Im Gegentheil behauptet Lucian, ein eifriger, wenn gleich gemäßigter (aristokratischer) Republikaner und der Directorialverfassung aufrichtig ergeben gewesen zu seyn. Er verbreitet sich sehr ausführlich über die bestehende Verfassung und deren besonders von Sieyes projectirten Verbesserungen vom 9. Thermidor bis zum 18. Brumaire, und vergleicht den öffentlichen Zustand, die öffentliche Meinung und die öffentlichen Bedürfnisse von damals mit denen von heute. Zur reinen Demokratie will er nicht zurück, sie ekelt ihn. Zur reinen Monarchie eben so wenig. Also will er die Aristokratie, und je mehr sie in neuer Zeit zwischen den beiden Extremen, Demokratie und absoluter Monarchie gepreßt erscheint, um so mehr sucht er sie zu empfehlen, d. h. eine bloß persönliche und senatorische, lebenslängliche, nicht eine erbliche Familienaristokratie. Er bemerkt: „Der Fortschritt, sagt man, besteht in der Abwesenheit jedes aristokratischen Princips, in der politischen Gleichheit!... Aber wo ist denn eine solche Gesellschaft ohne Aristokratie, ohne politische Ungleichheiten?... Zwischen dem Oberhaupt und dem großen Haufen werden nothwendig Häupter zweiten Ranges bestehen. Was diese Gesammtheit von Häuptern zweiten Ranges an Gewalt erhält, ist den öffentlichen Freiheiten günstig, da diese Gewalt von der Gewalt der Regierung abgeht. Ist es nun kein Senat, den ihr zwischen das Oberhaupt und das Volk stellt, so werdet ihr eine Camarilla von Höflingen erhalten, die sich eigenmächtig dorthin stellen werden. Ihr könnt die Aristokratie der Bedienten, jener von politischen

Digitized by Google

Bemerkungen zu Kapitel 10. Nach Ansicht des Verfassers ist die Bedeutung der Kapitel 10 und 11 für die Gesamtkonzeption des Buches nicht ganz klar. Sie sind nicht nur inhaltlich, sondern auch in ihrer Form von den vorangehenden Kapiteln verschieden. Sie sind nicht mehr Lehrbuchtext, sondern Forschungsbericht. Sie sind nicht mehr Darstellung, sondern Diskussion

gebracht, und noch müssen wir uns wundern, daß sie wirklich fertig geworden ist, so unermüdlich schien der Strom ihrer Rede zu fließen und so unerschöpflich der Quell zu seyn, aus dem sie schöpfte, die Erinnerung vergangener Größe.

Wir haben schon den frühern Bänden die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihnen gebührt. Ungleich unzähligen fabrikmäßigen Memoirenschreibern, die nur politische oder pecuniäre Zwecke verfolgen und darnach die Geschichte zuschneiden, wie der Krämer das Tuch mit der Elle, hat die Frau Herzogin mit wahrer Empfindung geschrieben, denn es kam ihr darauf an, ihr Herz auszuschütten, und sich als arme alte Frau in der Erinnerung einer wirklich fabelhaften Herrlichkeit zu spiegeln, in der sie einst, den Brautkranz in den jugendlichen Locken, eine stolze Korsin, in Napoleons Nähe glänzte. Müssen wir dem weiblichen Herzen nicht Zeit gönnen zu dieser Beschäftigung? Dürfen wir sie unterbrechen und mahnen, sie soll etwas eher fertig werden? Nein, lassen wir sie ganz ausreden, die arme Hekuba, die eigentlich weinen möchte, und gewiß klüger daran thut, achtzehn Bände hindurch nur in fröhlichen Erinnerungen zu lachen.

Nicht jede Schriftstellerin ist in der Lage, wie diese Herzogin von Abrantes, man muß ihrer Individualität, ihrer historischen Persönlichkeit daher alles verzeihen, was man sonst von der Schriftstellerin hätte fordern können. Für die Unterhaltung sind ihre Memoiren zu lang. Wie artig sie erzählt, wie pikant auch zum Theil ihre Schilderungen und Anekdoten sind, so ermüden sie doch, weil sie gar nicht aufhören. Für die Geschichte ist mancher Charakterzug, der hier mitgetheilt wird, nicht unbedeutend, doch ihn in einem Werk von achtzehn Bänden suchen zu müssen, ist beschwerlich. Gleichwohl muß man ihr die Weitläuftigkeit zu gute halten. Ihr Werk ist das naivste, subjectiv wahrste, feurigste, was wohl über Napoleon je geschrieben wurde.

Sie folgt dem Kaiser, wie die liebende Walkyre dem auserwählten Helden, auf allen Wegen, und wenn sie nicht sein Kriegsglück retten kann, so doch seinen Ruhm, den sie mit ängstlicher Leidenschaftlichkeit gegen jeden Unglimpf vertheidigt. Ein großer Mann und ein großes Schicksal macht sie reden; es ist nicht unweiblich, hier eine glühende Anhänglichkeit zu zeigen, und selbst das Uebermaaß der Redseligkeit ist nur ein Zeugniß für die Fülle ihres Gefühls. Zugleich zeigt sie sich als begeisterte Französin, und eine der schönsten Stellen des Buchs ist die, worin sie alles, was Verachtung eingibt, dem General Moreau sagt, der gegen sein Vaterland in den Reihen der Feinde focht. Wahrlich, wir fühlen das Gewicht solcher Stellen, und so wenig wir ihre Leidenschaft für Frankreich theilen, um so mehr fühlen wir uns verpflichtet, gegen französische Tugenden gerecht zu seyn. Jenes einstimmige Gefühl, das Moreau verdammte, macht den Franzosen die größte Ehre und beschämt uns Deutsche ungeheuer, da wir zugleichzeitig nicht den mindesten Anstand nahmen, allen Verräthern unsers Vaterlandes zu verzeihen.

Deutsche Leser kümmern sich nie, was französische Schriftsteller von den Deutschen sagen. Sie sind an ihre Bedientenrolle bereits so gewöhnt, daß es ihnen gar nicht auffällt, wenn in französischen Werken von der deutschen Nation nur en canaille oder en baggatel gesprochen wird. Denen aber, die in diesem Punkt einige Empfindlichkeit besitzen — gibt es wohl solche? ist Ref. nicht allein so lächerlich, Nationalehrgefühl haben zu wollen? — müssen wir bemerken, daß die Frau Herzogin von Abrantes sich zuweilen gütig herabläßt, einen Rheinbundkönig, als eine von Napoleon zu seinem Spielzeug verfertigte Puppe (Band 17, Seite 100), ganz artig zu finden, daß sie es als ausgemacht annimmt, die Deutschen müßten sichs zur Ehre rechnen, der Franzosen Heloten zu seyn, und daß sie sich nicht genug über die Unverschämtheit wundern kann, daß es diesen blinden Deutschen habe einfallen können, sich wie wilde Stiere gegen das mit ihren Blumen geschmückte Joch des graziösen Napoleon aufzulehnen.

17) Pariser Nächte. Eine Gallerie galanter Abenteuer, geheimer Liebes- und anderer Geschichten der Pariser Großen. 7ter und 8ter Band. Fünfzig Jahre der geheimen Geschichte Frankreichs und des Hofes von Versailles. Leipzig, Lit. Museum, 1836.

Es ist wohl der Mühe werth, unser gutes deutsches Publikum mit solchen Elendigkeiten eines fremden Volks und eines verdorbenen Jahrhunderts zu behelligen. Pfui, daß dieses sklavische Uebersetzen und Verbreiten jeder Pariser Sudelei immer noch bei uns fortdauert.

18) Authentische Memoiren einer Hebamme, oder geheime Mittheilungen aus der Sittengeschichte der vornehmen Welt, von Alexandrien Jullemier. Zwei Bände. Meißen, Göbsche, 1836.

Gehört zu der gewöhnlichen Pariser Memoirenfabrikarbeit. Die Skandale der höhern Stände, die darin erzählt werden, sind nicht einmal recht pikant, das meiste ist ungemein fade, besonders der Dialog.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.
Nr. 91. Montag, den 7. April. 1828.

Ueber den Jahrgang.

Wir haben in diesem Jahre, wie in den vorigen, unsere Leser mit einer Reihe von Aufsätzen unterhalten, die sich über die Literatur der Gegenwart verbreiteten. Wir haben dabei nicht immer Lob ertheilt, sondern auch getadelt, wo es uns nöthig schien. Wir haben nicht immer Beifall gefunden, sondern auch Widerspruch erfahren. Wir haben nicht immer Recht gehabt, sondern auch Unrecht. Wir haben nicht immer Unrecht gehabt, sondern auch Recht. Wir haben nicht immer Recht und Unrecht gehabt, sondern auch Recht und Unrec

Sie fühlen sich den niedern Klassen nicht so entfremdet, und sind von den höhern nicht so bestimmt geschieden. — Der Mann aber, welcher von Reichthum zu mittelmäßigem Vermögen hinabsank, oder der, welcher sich von Armuth zum Reichthum erhob, ist gleich sehr für Ordnung und Ruhe gestimmt, und in dieser Beziehung wird die Mittelklasse in Frankreich, wenn auch gegen andere Länder so verschiedenartig zusammengesezt, doch durch denselben Antrieb bewegt. Obgleich diese Klasse den Krieger zu dem ihrigen zählt, so ist sie doch dem Kriege abgeneigt, und obgleich sie theilweise aus den niedern Volksklassen sich bildete, ist sie doch der Revolution nicht zugethan. Wenn aber auch die Mittelklasse in Frankreich ausschließlich nicht aus boutiquiers besteht, und wenn auch diese in Frankreich in vielen Beziehungen von denen anderer Länder, in welchen sie, so zu sagen, eine besondere Klasse bilden, verschieden sind, so läßt sich doch nicht läugnen, daß die boutiquiers den bedeutendsten und wichtigsten Theil der Mittelklasse bilden, auch sind sie nicht ganz ohne die Gefühle und Ansichten, die ihrem Beruf eigenthümlich sind. Die Regierung der Mittelklasse wird daher bisweilen „die Regierung der boutiquiers“ genannt und ist hinlänglich bezeichnet, wenn wir ihr „eine Regierung der Armen,“ oder „eine Regierung der Aristokratie,“ oder „eine Regierung der arbeitenden Klassen“ entgegenstellen. — Ich sage „die Regierung der Mittelklasse,“ denn es ist der Zweck der jetzigen französischen Constitution, dieser Klasse (wenn auch in sehr beschränkter Sphäre) die gesetzliche und repräsentative Macht des Staates zu übertragen. Die Deputirtenkammer, die Municipal-Körperschaften, die Jurys sind Repräsentanten dieser Klasse, welche, die finanzielle Verwaltung, wie die provinzielle regulirend, im Sinne der Regierung jene Einheit behauptet, welche eine centralisirte Administration erfordert.“

Der Verfasser theilt einiges Statistische über Verfassung, Verwaltung, Justiz und Kriegswesen in Frankreich mit, was ziemlich bekannt ist. Wenn er sich einmal mit diesem Gegenstande beschäftigte, hätte er in drei Bänden wohl etwas mehr sagen können. Das den Thatsachen beigefügte Raisonnement scheint uns den Gegenstand nicht zu erschöpfen. Insbesondere ist den Provinzen und ihrem Zustande zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet.

In der Charakteristik des Pariser Lebens sind dem Verfasser einige Züge sehr gut gelungen. In dieser ganzen, mit großer Höflichkeit und Achtung für die Pariser abgefaßten Darstellung kommt wenig vor, was nicht doch eigentlich ein echtbritisches Verdammungsurtheil der französischen Charlatanerie enthielte. Bulwer macht den Franzosen keinen Vorwurf, er sieht ihre Frivolität wie ein Naturprodukt an, das einmal nicht anders seyn könne, er tadelt sie nicht; aber er verfehlt doch niemals, anzuführen, daß man in England ganz anders denke. Namentlich in Bezug auf Religion. Bulwer läßt dieselbe, nachdem sie in Frankreich gänzlich abhanden gekommen, durch Chateaubriands génie du Christianisme wieder entstehen: „Was ist dieses beredte Werk? — Eine Auseinandersetzung vor der Akademie zu Gunsten des Evangeliums; eine Reihenfolge von Vernunftgründen, die bezwecken, den Beweis zu führen, — daß der christliche Glaube ein ganz vortrefflicher Geschmack sey. — Mag dies wahr, oder nicht wahr seyn; nur müßte es einem mit seinem ewigen Seelenheile ernstlich beschäftigten Menschen doch ziemlich lächerlich erscheinen, wenn man ihm sagen wollte, daß seine Glaubenslehre ihm sicherlich das ewige Leben erringen werde, weil sie den Künsten günstig sey. — Die Franzosen, — ich meine nämlich den Theil der Franzosen, an welche Herr von Chateaubriand seine Worte richtete — waren nicht ernstlich mit ihrem ewigen Seelenheile beschäftigt; sie waren der Heuchelei und der Grausamkeiten des Unglaubens zum Erkranken überdrüssig; unter schweren Prüfungen waren sie Zeugen von den beseligenden Wirkungen religiösen Trostes gewesen; ohne durchaus von der Wahrheit des göttlichen Gesetzes überzeugt zu seyn, sehnten sie sich doch nach einem entschuldigenden Vorwande, um dasselbe glauben zu können. — So war der Augenblick beschaffen, in welchem der junge Dichter, von seinen Reisen zurückkehrend, Frömmigkeit unter der Larve einer Muse in Paris einführte. — Er trug seine Meinungen mit eben der Grazie zur Schau, womit Madame Recamier ihr Tuch faltete: der Christianismus des Einen und die Coiffure der Andern wurden deßhalb in ganz kurzer Zeit gleich sehr zur Mode.“

Da fortwährend die Fiktion festgehalten wird, als sey das Christenthum zu Ende, so maßt sich jeder erste beste Querkopf in Paris an, eine neue Philosophie und Sekte zu gründen. Sehr gut ist, was Bulwer in dieser Beziehung über den St. Simonismus sagt, der mit allgemeiner Menschenbeglückung anfing und mit Weibergemeinschaft, plumper Unzucht, Betrügerei und Gefängnißstrafe endigte. Von der jungen Literatur spricht er: „Als Pythagoras und Plato den Entschluß faßten, ihren Landsleuten ein philosophisches System aufzustellen, hielten sie es für eine wesentliche Bedingung ihres Unternehmens, Egypten und Indien zu besuchen und sich mit der Geschichte und der Civilisation ihrer Nachbarländer bekannt zu machen. Nicht so die ungeduldigeren Begründer von Systemen in Paris. — Sie leben in einer Sekte, sie denken mit einer Sekte, und ihre Gedanken sind daher oft am beschränktesten, wenn sie dieselben für sehr allgemein halten, so wie ihre Sprache oft fast unverständlich wird, wenn sie den höchsten Grad der Genauigkeit und Deutlichkeit erreicht zu haben glauben.

Digitized by Google

Art. 2. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 3. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 4. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 5. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 6. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 7. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 8. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 9. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 10. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 11. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 12. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 13. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 14. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 15. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 16. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 17. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 18. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 19. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 20. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 21. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 22. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 23. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 24. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 25. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 26. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 27. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 28. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 29. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 30. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 31. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 32. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 33. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 34. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 35. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 36. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 37. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 38. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 39. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 40. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 41. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 42. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 43. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 44. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 45. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 46. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 47. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 48. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 49. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 50. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 51. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 52. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 53. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 54. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 55. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 56. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 57. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 58. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 59. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 60. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 61. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 62. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 63. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 64. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 65. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 66. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 67. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 68. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 69. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 70. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 71. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 72. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 73. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 74. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 75. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 76. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 77. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 78. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 79. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 80. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 81. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 82. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 83. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 84. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 85. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 86. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 87. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 88. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 89. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 90. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 91. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 92. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 93. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 94. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 95. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 96. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 97. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 98. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 99. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Art. 100. Die Bestimmungen des Artikels 1 finden keine Anwendung auf Personen, die in Deutschland ihren Wohnsitz haben.

Tage an ist er von ganz Paris als Baron anerkannt, obgleich er nur der Sohn einer Wäscherin ist ꝛc.

20) Paris und die Pariser im Jahr 1835. Aus dem Englischen der Mistreß Trollope von O. v. Czarnowsky. Drei Bände. Aachen und Leipzig, Mayer, 1836.

Mistreß Trollope hat bekanntlich die Nordamerikaner sehr getadelt, die Deutschen sehr gelobt, was sagt sie nun in ihrem dritten Reisewerk von den Franzosen? Wir bedauern, es hier nicht kurz fassen zu können. Sie spricht über gar vielerlei, über das Costüm der jüngern Geistlichen, über die Backenbärte, über die Reize des Plauderns, über eine metaphysische Dame, über republikanisches Costüm, über die Seltenheit der alten Jungfern in Frankreich, über den Widerwillen der Franzosen gegen englische Pasteten, über die Frage, ob sich Französinnen oder Engländerinnen länger jung zu erhalten wissen? über republikanische und karlistische Hüte, und neben diesen kleinen originellen Bemerkungen, welche die weibliche Feder charakterisiren, finden wir denn auch allerlei Schilderungen schon längst bekannter Pariser Scenen und Gruppen, von la Morgue bis zum Jardin des plantes, von der Deputirtenkammer bis zum Hôtel dieu etc. Eben so werden die Namen des Tages besprochen, und die „Reize des Plauderns" scheinen auf die Erzählerin sehr ansteckend gewirkt zu haben. Originelle Ansichten haben wir nicht gefunden, und auch den Geist nicht, der das Werk der Lady Morgan auszeichnet. Hervorstechend ist bei ihr die Verachtung, die sie gegen die Republikaner blicken läßt; allein wenn sie sagt, daß der Witz allein schon hinreiche, diese „schmutzige Partei" für immer zu besiegen, so scheint sie die Sache etwas zu sehr aus einem Salon anzusehen. Sie betrachtet überhaupt die Dinge in Frankreich allzu sehr von der Oberfläche, und obgleich es wahr ist, daß die Franzosen das oberflächlichste unter allen Völkern sind, so läßt sich damit doch nicht behaupten, daß nicht eine Tiefe dahinter verborgen liege. Die keusche Repräsentantin Englands sagt unter andern ganz ernsthaft, die neueste sittenlose Literatur der Franzosen werde in Paris selbst so verachtet, als sie nur in London verachtet werden könne; allein wenn dem auch so wäre — obgleich Andere das Gegentheil sagen — so würde die Erscheinung dieser neuen Literatur schon an sich in Verbindung mit dem Vorherrschen einer ähnlichen zuchtlosen Literatur im vorigen Jahrhundert eine zu diesem Extrem hinneigende Eigenthümlichkeit des französischen Charakters darthun, die zu fest zu sitzen scheint, als daß ein bloßer Witz sie vernichten sollte. Auch ist der Witz bekanntlich die einzige Waffe der Sittenlosen, und nicht selten wissen sie sich derselben mit mehr Geschick und Glück zu bedienen, als die keuschen Repräsentantinnen englischer Sitte.

Vermischte Schriften.

Ueber den Aberglauben, von Dr. J. H. Hoffbauer. Lemgo, Meyer, 1837.

Der Verfasser geht von der richtigen Bemerkung aus, daß „nicht alle frei sind, die ihrer Ketten spotten," daß der Aberglaube trotz aller Aufklärung immer noch mitten im gebildeten Europa zu finden ist, und er eifert nur dagegen, indem er die übeln Folgen des Aberglaubens, als Dummheit, Fanatismus ꝛc. ins gehörige Licht setzt. Alles das ist öfter schon gesagt worden, und dem Verfasser ist kaum etwas Neues zu sagen übrig geblieben; er hat aber seine Schrift durch eine Menge von kleinen Beispielen aus dem religiösen Aberglauben fremder und wilder Völker unterhaltend zu machen gewußt.

Ein plumper Aberglaube in der großen Masse ist allerdings etwas Schreckliches; aber ein Aberglaube, wie er sich selbst bei den gebildetsten und hochgestelltesten Männern, z. B. bei Napoleon, fand, gehört offenbar zu den Grazien des Lebens. Wie liebenswürdig macht er die Weiber, und welche romantische Farben trägt er selbst in das Leben des Helden, des Reisenden ꝛc. Es kommt darauf an, ihn mit Ironie zu behandeln, ihm nie eine Herrschaft zu gestatten, aber ihn als eine poetische Zugabe zum Leben zu genießen.

Orientalische Literatur.

Morgenländische Mährchen, verdeutscht von Dr. Ph. Wolff. Erstes und zweites Bändchen. Calila und Dimna oder die Fabeln Bidpais. Aus dem Arabischen. Stuttgart, Scheible, 1837.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war viel von den Fabeln Lockmanns und Bidpais die Rede, man übertrug sie ins Französische und Deutsche. Seitdem hat man wohl in der Literargeschiche ihren Ruhm bewahrt, aber sie sind aus der Unterhaltungs-Literatur verschwunden, und da sie wirklich vortrefflich gedacht und angenehm zu lesen sind, so hat man ganz wohl gethan, ihre Popularität aufzufrischen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt
Redigirt von Wilhelm Menzel.
No. 1. 1827.

Der Name ist abgeschnitten.

Ich habe Ihnen, mein Herr, auf Ihre Zuschrift vom 15. d. M. zu erwiedern, daß ich Ihnen, wenn Sie mir Ihren Namen nennen, gern die Adresse des Verfassers der Schrift, über welche Sie mich befragen, mittheilen werde. Ich bin

Ihr ergebener
Dr. Wilhelm Menzel.

eigentlich sey. Er geht, wie alle Hegelianer, vom absoluten Begriff aus: „Die Wissenschaft des Preßbegriffs ist Grundlage aller Wissenschaft der Presse, die nicht eröffnet und ausgeführt werden kann, ohne daß sie zuvor den Begriff von der Presse in seiner vollständigen Bedeutung aufgestellt und nach seinem summarischen Umfange entwickelt hätte. Der Begriff ist mithin der Inhalt aller wahren Wissenschaft, und die Wissenschaft selbst unterbaut sich dadurch dem Leben als des Lebens Gesetzgebung. Der Begriff bildet also auch weit mehr als die bloße Unterlage der Wissenschaft als solcher: er ist mehr als ein bloßer Stützpunkt für die Methode der Theorien. Indem er das vollendete Wissen von der vollen Natur der Dinge ist, enthält er zugleich auch die vollkommene Regel für die praktische Behandlung derselben: eine Wahrheit, worin Leben und Wissen miteinander verschmelzen, und welche allen scheinbaren Gegensatz in der Idee der Theorie und der Praxis auf die allervollkommenste Weise löset ꝛc.“ Welches Gerede! Daß, wer keinen Begriff von der Sache hat, sie auch nicht zu behandeln versteht, das weiß Jeder ohnehin; wozu braucht es dieses Demonstrirens? Doch der Verfasser läßt sich nicht stören. Nachdem er uns als so unermeßlich dornirt vorausgesezt hat, daß wir das Begreifen nicht einmal begreifen könnten, ohne erst den Begriff des Begriffs begriffen zu haben, kommt er endlich zum Begriff selbst, und sagt: „Die Presse ist natürliche Evolution des vernünftigen Staatsgeistes, heißt: die Sprache konnte sich nur in einer vernünftigen Gemeinsamkeit der Geister bis zu dem Punkte, wo ihre Rechtsverfassung in der Presse vollendet wird, auswickeln. In der That ist die Presse von dem Staatsgeiste in diesem Sinne ausgeboren, er hat sie gebildet und erzogen. Unbefangene Untersuchung kann zu dieser ersten Wahrheit unsrer Wissenschaft jedenfalls ohne Beihülfe der Geschichte geleiten; denn die Presse, in ihrer gegenwärtigen Gestalt, beweiset schon für sich und genugsam, daß weder ihre Form noch ihr Inhalt zu allen Zeiten Form und Inhalt der Sprache seyn konnten. Auch die unabhängige Horde des Naturstandes konnte kein Bedürfniß des Schriftzugs haben; und wirklich ist dieser nie bei ihr gefunden. — Die Austragung der Idee mittelst Buchstabenschrift und Letter bedingt sich aus Voraussetzungen, welche nicht schon in jeder einzelnen und für sich besonderen Geisterordnung bejahet werden, in diesen bejahet sich schlechthin nur die Fähigkeit der Austragung und deren unterste Form als Sprachlaut. In diesem ist der besondere Geist noch nicht Herr des Schriftzugs, welcher die ausgetragene Idee auch verwirklichet; noch weniger konnte er auf den Gedanken der Schriftform verfallen, welche die verwirklichte Idee wiederum an sich auch berechtigt. Hiezu war vor allen Dingen nothwendig, daß er sich in seiner freien Bestimmbarkeit zu einer gewissen Ideenwelt wußte; denn ohne diese fand weder der mitgetheilte Gedanke eine vernünftige Ursache, noch einen Anknüpfungspunkt in den Geistern, noch endlich eine Bestimmung oder die an und für sich gerechtfertigte Tendenz des Wirklichen. Im Staate wurde das erste tendenziöse, eine reelle Gemeingültigkeit suchende Wort gesprochen, weil gesprochen werden mußte: und dies Bedürfniß forderte wiederum die Schrift. Das Sichwissen des Geistes in einer Ideenwelt oder seine Coexistenz mit dem Staate erfüllte die ersten Bedingungen einer preßlichen Existenz und erfüllt sie noch jezt. Unstreitig beruhen diese Bedingungen auf eben so einfachen, als der göttlichen Erziehungsweisheit angemessenen Gesetzen, indem durch sie die Sprache allemal so und dergestalt entwickelt wurde, daß sie nicht nur die Objectivirung der Individualität vollbrachte, sondern mit dieser Objectivirung zugleich die Universalität des Staats befruchtete, und die Geister schon sehr frühe gewöhnte, sich an der Realität eines allgemeinen Geistes zu approbiren und zu begültigen.“

Welches Gerede! Daß nur Menschen, und nicht auch Thiere, und daß nur civilisirte Staaten, nicht auch wilde Horden eine Presse besitzen, weiß Jeder ohnehin, wozu braucht es dieses Demonstrirens? werden wir dadurch klüger? lernen wir dadurch die Presse genauer kennen? wird für das Praktische auch nur das allergeringste mit solcher geistloser Begriffsspalterei gewonnen? *

---

* Da uns unlängst in einem vielgelesenen Blatt der Vorwurf gemacht wurde, wir lobten die feinste Analyse in Naturwissenschaft und Geschichte und tadelten sie doch in der Philosophie, so erlauben wir uns dagegen zu bemerken, daß wir von jeher den deutschen Tief- und Scharfsinn, der im unermeßlichen Reich des freien Gedankens die größten Entdeckungen gemacht hat, verehrten und bewunderten, daß wir dagegen wie bisher so auch künftig ein vollkommenes Recht, ja die Pflicht zu haben glauben, uns, so viel an uns ist, der neuen Scholastik entgegenzustemmen, die unter dem Vorwand, die Wissenschaft aufs praktische Leben anzuwenden, nicht bloß unnüzen Galimathias schreibt, sondern auch krasse, illiberale oder antisociale Lehren verbreitet. Daß die Philosophie, insbesondere die Hegel'sche, zu diesen Zwecken gemißbraucht worden ist und wird, dafür liegen zahlreiche literarische Beweise vor, und es wäre der Billigkeit gemäß, daß man uns nicht blindes Vorurtheil gegen die Philosophie und Unkenntniß ihres hohen Werthes und wahren Wesens vorwürfe, da wir immer nur den Mißbrauch bekämpfen. Ein sehr berühmter Philosoph von Fach hat unsere historische Skizze der deutschen Philosophie wörtlich in eins seiner Werke aufgenommen. Wenn Hegelianer sie perhorresciren, so ist dies sehr begreiflich; allein so

Digitized by Google

Wir glauben berechtigt zu seyn, einen dicken Strich durch das ganze Gerede hindurchzuziehen, was uns den Begriff der Presse klar machen will. Wir wissen sehr gut, was die Presse ist, und halten keinen einzigen unsrer Leser für so beschränkt, daß er es nicht noch besser wissen sollte, wenn es nöthig wäre. Dagegen wollen wir uns mit den Ansichten des Verfassers über Preßunfug und Censur beschäftigen, denn hierüber sagt er manches Neue.

Was er über den Preßunfug bemerkt, enthält sehr viel Wahres. Die literarische Produktion ist künstlich gesteigert worden. Die Concurrenz hat häufig unanständige, ja höchst verdammliche Mittel gewählt. Sie hat den schlechtesten Neigungen, sofern sie schon vorhanden waren, durch entsprechende Lektüre geschmeichelt, und was noch schlimmer ist, die Jugend dazu verführt. Sie hat den verkehrtesten und rohesten Geschmack verbreitet, und da sich bevorzugte Talente entweder nicht zu so gemeinen Zwecken hergeben oder nicht für die Masse des buchhändlerischen Bedürfnisses ausreichten, sind die mittelmäßigen, die halbgeschliffenen und ganz rohen Talente in bedenklicher Ueberzahl herrschend geworden. Daher die Ueberhandnahme irreligiöser und unsittlicher Schriften, die nicht mehr übersehbare Ueberschwemmung mit der fadesten Unterhaltungsliteratur, und die lokalen Klatschblätter, die mit dem Raffinement großstädtischer Verdorbenheit immer in Deutschland noch die ursprüngliche plebejische Gemeinheit der Dorfschenke verbinden. Es bedarf keiner Erörterung, daß ein so mächtiger Hebel, wie die Literatur ist, nicht von so gar unfähigen und unwürdigen Subjecten gehandhabt werden sollte.

Allein das Mittel der Abhülfe? Wir müssen bedauern, mit Herrn Löffler in dem Grade in Widerspruch zu seyn, daß wir die Preßfreiheit, die er für die Ursache des Uebels ausgibt (und die übrigens gar nicht vorhanden ist), gerade umgekehrt für das einzig sichere Heilmittel halten. Wir haben es schon oft ausgesprochen, daß wir jene weibische und in jüngster Zeit sogar bübische Tendenz in der deutschen Literatur, die sich so weit von aller männlichen Würde entfernt, für eine Folge der Hemmungen halten, welche der Ausbildung einer männlicheren Richtung des öffentlichen Lebens und der Presse entgegenstehen. Wäre unsere Presse so frei, wie die englische; würde in unsern Societäten nicht so viel von Theater und belletristischem Geklatsch und etwas mehr von den Interessen der Nation gesprochen, so würde auch unsere Literatur nicht von den vielen Erbärmlichkeiten wimmeln. Die öffentliche Meinung, das Schicklichkeitsgefühl des Publikums würde den Autoren und Verlegern Gesetze vorschreiben, und Erscheinungen, wie sie in jüngster Zeit in Deutschland vorkamen, unter und mit der Censur vorkamen, würden unmöglich seyn.

Wir glauben darüber unbefangen zu urtheilen. Wenn irgendwer durch die Infamien einer zügellosen Presse persönlich verletzt worden ist, so sind wohl wir es, und wir hätten etwas mehr Ursache uns darüber zu beschweren, als Herr Löffler. Gleichwohl haben diese Vorgänge unsere Ansicht von der Presse nur bestätigt. Eine in langer Uebung der Preßfreiheit zur Männlichkeit gereifte öffentliche Meinung würde es jenen verworfenen Jünglingen, gegen deren Skandal wir aufgetreten sind, unmöglich gemacht haben, irgend eine Rolle in Deutschland zu spielen. Würden sie es wagen zu behaupten, sie hätten sie in England, wo die Presse so frei ist, spielen dürfen? Wohlan denn, so würden auch wir von ihren Libellen nicht übergossen worden seyn, wenn Deutschland eine freie Presse besäße, wie England.

Wenn die öffentliche Meinung in Deutschland in ihren literarischen Organen schlechte Tendenzen bekämpfen will, und hinlänglich im Stande wäre, sie zu besiegen, tritt die Censur dazwischen. Die schlechte Partei, die vorhin durch Gründe besiegt war, erklärt jezt, sie sey nur durch Gewalt besiegt, und anstatt jene Gründe zu beantworten, sagt sie nur, man habe sie der Polizei ausgeliefert. So verschafft sie sich ganz wohlfeil die Glorie des Märtyrerthums, und die Männer, die für die Ehre und den Anstand der deutschen Literatur das Wort ergriffen, werden hinterdrein als Denunzianten verschrieen. Diese Kränkungen müssen natürlich die männliche Literatur etwas weniger energisch und zahlreich, die weibische und bübische dagegen desto üppiger machen. Wer es versteht, wird uns Recht geben.

Herr Löffler billigt die Censur nicht, allein bloß, weil sie ihm nicht scharf und umfassend genug ist. Er will bei weitem durchgreifendere Maßregeln. Darin hat er Recht, daß die Censur auf eine pedantische Phrasenjagd ausgeht, hier übertrieben ängstlich ist und dort wieder Alles stehen läßt, was die Interessen, denen sie dienen soll, gefährdet, kurz, daß sie eine Halbheit ist. Allein was verlangt er nun?

Er will die Presse leiten:

a) durch ebenmäßige Consolidirung sämmtlicher Wissenschaften in ebenmäßige Institute;

d. h. die Presse soll so viel als immer möglich Monopol der Schulen und Fakultäten werden, also schon insofern

---

lange noch jeder einzelne Hegelianer dem andern vorwirft, er verstände nichts von Philosophie, wollen wir uns über denselben Vorwurf von dieser Seite her beruhigen.

Digitized by Google

ittelbar unter der Aufsicht des Staates stehn, weil Schriftsteller Staatsdiener sind. Das ist das bente chinesische System. In China darf Niemand eiben, als wer dafür angestellt ist.

b) Durch Unterordnung der nicht institutionellen, o nicht monopolisirten Presse unter die institutionelle , daß, was die positive Wissenschaft nicht lligt, auch nicht gesagt werden darf, d. h., daß erhaupt nichts mehr gedruckt werden darf, was nicht n der politischen Scholastik approbirt ist;

c) durch das Gesetz, daß Staatsverfassung, Regieng, Gesetzgebung und Verwaltung nie unmittelbarer egenstand der nicht institutionellen Presse seyn dürfen, . h., daß über diese Gegenstände nur Staatsdiener selbst breiben dürfen;

d) innerhalb der institutionellen Presse selbst durch estimmtere Sonderung der Behandlungsweisen jeder issenschaftlichen Disciplin, so daß sie wo möglich in einer estimmten Form permanente Stellung gewinnen, d. h. urch verba magistri, an denen kein Jota mehr geändert erden darf, und die man auswendig lernt, ohne darüber zu raisonniren;

e) sogar durch eine Controle der Uebersetzungstreue.

Was hiefür vorläufig zu leisten ist, soll geleistet werden durch ein:

Directorium des Buchhandels.

„Ist es nun thatsächlich der Verderb der ganzen Preßfrage, daß sie weit mehr durch Wort und Schrift wie eine Frage der gemeinen Erziehung und des Volksunterrichts aufgefaßt und dargestellt, denn durch lebendige Praxis in diesem Charakter wirklich behandelt wird — steht damit die Phrasenjagd der Censur wie die Wortklauberei der Gerichtshöfe, so wie die unstaatsliche Anschauung überhaupt, daß Jeder nicht nur schreiben und drucken könne, sondern auch was er schreiben und drucken wolle, in der engsten Verbindung — fehlt es überhaupt noch an dem Fundamentalgesetz, das die Presse schlechthin in den Staat zurücknimmt und alle Bewegungen derselben als Das, was sie sind, als gesellschaftlich auffaßt: so dankt man diesen fehlerhaften Anschauungen ganz vornehmlich auch den Mangel einer — höchsten Behörde, eines höchsten Directoriums des Buchhandels, in dessen Hand alle Fäden der Presse zusammentreffen, und wo diese selbst nach ihren innern wie nach ihren äußern Rechten mit Uebereinstimmung durch den ganzen Staat und nach der hier bezüglichen Verbindung zum Auslande, zu Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft angemessen geleitet wird. Die Institution eines solchen höchsten Buchhandel-Directoriums ist die eigentliche Aufgabe der Zeit, so wie ich fest davon überzeugt bin, daß es zum mindesten dann, wenn die revolutionnären Elemente mit allen ihren unseligen Folgen sich werden ausgearbeitet haben, diejenige Institution seyn wird, an die noch alle Staatsgesetzgebungen, durch heillose gesellschaftliche Unfälle gewitziget, dereinst denken werden. Nur von einem solchen Institute darf erwartet werden, daß es mit der Zeit die bösen Saaten der Presse ausgätet, den Greuel der Verwüstung niederkämpft, und die Presse einer edleren Aera, wo sie als ein sittlich wie rechtlich wohlausgebildeter Organismus sich darstellt, mit Sicherheit entgegenführt. Von ihm soll die Beantwortung der Fragen ausgehen, wie weit und in welcher Art der Blattismus in jeder Provinz auszudehnen und sich zu gestalten habe — wie und in welcher Art die Redaction der Blätter einzurichten sey — wie weit die Wiederaufnahme und Restitution alles preßlichen Inhalts der Vorzeit sich erstrecken dürfe — wie es mit der Uebersetzungsfreiheit zu halten — ob und wie der Bibliothekverlag zu gestatten — wie die Leihbibliothek zu leiten und zu reinigen sey — wie und wo Druckereien anzulegen seyen — endlich auch, wie die Censur organisirt werden solle. Hiemit soll ein Directorium des Buchhandels nicht nur im Allgemeinen, sondern in jedem besondern Falle beauftragt seyn, und dadurch der Bedeutungslosigkeit, worin das alte französische Buchhandel-Directorium schon mit seiner Entstehung versank, entzogen werden. Um einem so ausgedehnten Wirkungskreise mit Erfolg zu genügen, wird indeß nichts so nothwendig seyn, als daß es ausschließlich auf denselben angewiesen werde. Freilich ist es unmöglich, ein solches Collegium ohne Kostenaufwand herzustellen; allein es ist fast gewiß, daß dieser aus dem Preßstatus selbst geschöpft werden kann, ohne daß die Preßbetheiligten mit neuen Lasten beschwert werden. — An nur einem solchen Directorium würde man im Bereiche der Bundesstaaten genug haben, ja man würde sogar nur ein einiges haben dürfen, wenn auch für den buchhändlerischen Verkehr wieder diejenigen Wohlthaten abfließen sollten, die in seiner Bestimmung gegeben scheinen. Denn da es über alle jene Angelegenheiten der Presse entscheidet: so muß es auch in den bei weitem mehrsten oder doch in den größeren buchhändlerischen Unternehmungen zum Voraus bestimmen können und sollen, ob das Verlagsgut durch sämmtliche deutsche Staaten geführt werden dürfe oder nicht.“

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 81. Freitag, 11. August 1837.

Zur Frage der Preßfreiheit.

Ueber die Gesetzgebung der Presse. Ein Versuch zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege, von Franz Adam Löffler. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus, 1837.

(Schluß.)

„Hiedurch wird es zugleich ein Wegweiser der buchhändlerischen Speculation werden, während es dem Verlage überhaupt die sichersten Garantien gewähret. Seine Aufgabe soll es endlich auch seyn, den inländischen Verlag vor Beraubung durch ausländischen Nachdruck zu schützen, und, sobald die Dauer des Verlagsrechts wird gesetzlich festgesezt seyn, nach Verlauf derselben, über anderweiten Verlag des Inhalts mit den Interessenten zu berathen, und in allen Fällen, wo solche nicht mehr vorhanden sind, den Inhalt an den Fiscus zu überweisen. Sodann soll das Directorium des Buchhandels als diejenige Behörde, die vorzugsweise in genauer und durchgängiger Erkenntniß der ganzen Presse, nach ihrem jedesmaligen Status, sich befindet, billig auch diejenige seyn, die das Preßgesetz entwirft oder doch ihre betreffenden Ansichten und Vorschläge höchsten Orts mittheilet. Begreift das Directorium in seinem Verhältnisse zur Presse sich richtig — anerkennt es die hohe Wichtigkeit der Freiheit des Gedanken — sucht es den Gedankenhandel mehr bloß zu socialisiren, als ihn zu beschränken — verwahrt es sich sorgfältig gegen die Versuchungen zur Reaction — hört es die gerechten Wünsche des Buchhandels mit Aufrichtigkeit und gutem Willen — hält es sich beständig vor, daß es mehr dazu dienen solle, die Presse so zu leiten, daß sie je länger je mehr aller ihrer Beschränkungen erlediget werden könne, als dazu, die Presse in fortwährender Beschränkung zu erhalten oder diese gar noch zu mehren: so muß das Directorium des Buchhandels nothwendig diejenige Institution werden, die unter der gegenwärtigen und nie mehr zu reagirenden gesellschaftlichen Verfassung in Ansehung wahrer Volkskultur ungleich größere Verdienste davon trägt, als Erziehung und Unterricht selbst: und späte Jahrhunderte müssen es dankbar segnen.“

So weit unser Autor. Seine Vorschläge sind, abgesehn von der Tendenz, unausführbar. Die unermeßliche Bewegung der Geister im europäischen Occident wird sich niemals einer Dressur fügen, wie sie im chinesischen Orient allein möglich ist, wo die Geister seit Jahrtausenden crystallisirt sind. Die Regierungen selbst haben noch keinen Versuch gemacht, die positive Leitung der Presse durch eine sogenannte institutionelle Presse zu übernehmen. Der Vorschlag gehört ins Kapitel des Royalismus, der royalistischer seyn will, als die Könige selbst.

Digitized by Google

Vollkommene Preßfreiheit, aber ein vernunftrechtliches Preßgesetz, welches offenbar verderblich wirkende Bücher, z. B. obscöne, confiscirt und ihre Verfasser bestraft, wie dies in England geschieht, reichen hin, auch ohne Censur, vielem Preßunfug vorzubeugen.

Das einzig sichre Mittel aber ist die Consolidirung einer männlichen Gesinnung und Gesittung überhaupt, die dann, als moralische Gesundheit im Volk, die krankhaften und giftigen Stoffe der Literatur von selbst ausstößt, wie dies wiederum England beweist, wo aus demselben Grunde Regierung und Volk in ungewöhnlicher Weise einander entgegen kommen.

Theologie.

1) Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, zugleich eine Kritik des Lebens Jesu von Strauß, für theologische und nichttheologische Leser dargestellt, von Dr. Tholuck. Hamburg, Fr. Perthes, 1837.

Wir kommen noch einmal auf den Straußischen Handel zurück, sofern uns die Pflicht obliegt, eine der vortrefflichsten Apotheosen des Christenthums, welche dieser Streit hervorgerufen hat, aus der Feder des ehrwürdigen Tholuck anzuzeigen. Unseres Amtes und Berufes war und ist es zwar nicht, in die Einzelheiten der theologischen Controverse einzugehn; allein wir glauben unsern Lesern wenigstens die Resultate mittheilen zu müssen, da der neue gegen das Christenthum begonnene Sturm auch außerhalb der theologischen Grenzen das größte Aufsehen erregt hat.

Herr Tholuck charakterisirt das Straußische Leben Jesu folgendermaßen: „Der bis dahin gangbare Rationalismus war der Meinung gewesen, daß er von Kathedern und Kanzeln Besitz nehmen könne, ohne die Gestaltung des ganzen Christenthums zu alteriren. Er war sich bewußt, in der Person Jesu noch immer das Haupt der Kirche, den größten Wohlthäter der Menschheit, den besten Menschen, zu verehren, dessen Lehre nach Abscheidung unlauterer, meist aus Accommodation geflossener Lehren bis in die fernste Zukunft das Palladium der Menschheit bleiben sollte. Mit diesem neuen évangile de la raison tritt eine andere Periode ein. Die christliche Kirche hat keine Geschichte ihres Hauptes mehr, die schwache, auf bornirtem Standpunkte entstandene Lehre Jesu ist längst etwas anderes geworden in der von ihm ausgegangenen Kirche, und soll abermals etwas durchaus anderes werden in der in dieser Kirche entstandenen neuesten Philosophie. Was die Kirche bisher von Christus gelehrt hat, übernatürliche Geburt, Gottmenschheit, Auferstehung, Himmelfahrt und Weltgericht, das muß in Zukunft in symbolischem Sinne von der Menschheit gelehrt werden. Daß nach den Resultaten dieser Entdeckungen der ehrliche Mann, der nicht Lügner gescholten seyn wolle, nicht mehr Diener der Kirche Christi bleiben könne, spricht der Verfasser zu seiner eigenen Ehre aus. Welche Gestalt in Zukunft Christenthum und Kirchenthum nehmen solle, ist seinem Blicke dunkel, er überläßt es dem Geschick. Folgendermaßen lauten die Schlußworte des Werkes Th. II. S. 747. „Hiemit ist die Schwierigkeit eingestanden, welche die kritisch-spekulative Ansicht in der Theologie für das Verhältniß des Geistlichen zur Gemeine mit sich führt; die Kollision dargelegt, in welche der Theologe geräth, wenn er sich fragt, was nun für ihn, sofern er auf solche Ansichten gekommen, weiter zu thun sey, und gezeigt, wie unsre Zeit (der Verfasser meint per metonym. partis pro toto sich selbst) hierüber noch nicht zur sichern Entscheidung gekommen ist. Aber diese Kollision ist nicht durch den Fürwitz eines einzelnen gemacht, sondern durch den Gang der Zeit und die Entwicklung der christlichen Theologie nothwendig herbeigeführt; sie kommt an das Individuum (an den Verfasser) heran und bemächtigt sich seiner, ohne daß er sich ihrer erwehren könnte. Oder vielmehr, er kann dies mit leichter Mühe, wenn er sich nämlich des Studirens und Denkens enthält (ein Mißverständniß von Matth. 5, 29, welches sein Correctiv in Matth. 15, 19 findet), oder, wenn dieses nicht, doch des freien Redens und Schreibens. Und deren gibt es schon genug in unserer Zeit, und man brauchte sich nicht zu bemühen, ihrer mehrere zu machen durch Verunglimpfung derer, welche sich im Geiste der fortgeschrittenen Wissenschaft vernehmen lassen. Aber auch deren gibt es noch, welche, unerachtet solcher Anfechtungen doch frei bekennen, was nicht mehr verborgen werden kann — und die Zeit wird lehren, ob mit diesen oder mit jenen der Kirche, der Menschheit, der Wahrheit besser gedient ist.“ — Nimmt man insbesondere den Eindruck hinzu, welchen die Selbstbefriedigung und stolze Sicherheit des Verf. durch das gesammte Werk hin auf die Leser machen, so muß man unwillkürlich an jene bekannte Weissagung Lichtenbergs sich erinnern (Dessen vermischte Schriften Th. I. S. 166): „Unsere Welt wird noch so fein werden, daß es ebenso lächerlich seyn wird, einen Gott zu glauben als heut zu Tage Gespenster — und dann wieder über eine Weile wird die Welt noch feiner werden, und es wird fortgehen mit Eilen, die höchste Höhe der Verfeinerung hinan. Den Gipfel erreichend wird noch einmal sich wenden das Urtheil der Weisen, wird zum lezten Male sich verwandeln das Erkenntniß. Dann — und dies wird das Ende seyn, dann werden wir: nur noch an Gespenster glauben. Wir selbst werden seyn wie Gott. Wir werden wissen:

Digitized by Google

[illegible] Bedeutung [illegible] Bedeutung [illegible] Bedeutung [

lassen, da wir ihren Mienen die Verlegenheit anmerken. Zuvörderst thut der Verf. so, als ob es nur Großmuth wäre, wenn er die Entstehung der Sage in Palästina zugibt. Aber sind nicht nach ihm die Sagen aus dem alttestamentlichen und rabbinischen Bilderkasten entlehnt, und wem anders hätte dieser so zu Gebote gestanden, als den Palästinensern? Wenn aber der Kritiker damit einzuschüchtern meint, daß man zu der lutherischen Ubiquität Jesu auch noch eine apostolische hinzunehmen müßte, so dient darauf die trockne Antwort, daß er mit Klugheit den Standpunkt verschoben hat. Nicht das ist ja die Frage, ob an keinem Orte der Erde sich einzelne unbegründete Sagen von Jesu gebildet haben, sondern die Frage ist ja einfach diese, ob in den christlichen, von den Aposteln gestifteten Gemeinden, so lange die Stifter lebten, dieser Sagenkreis hätte aufkommen und herrschende Lehren werden können, ohne daß sich dagegen entschiedener Widerspruch erhoben hätte, einerseits nämlich von unmittelbaren Augenzeugen aus Freundschaft für, andererseits von den Juden aus Feindschaft gegen die Sache? Was nämlich die Juden betrifft, so werden diese wahrlich nicht von jener Mythenbildung so günstig geurtheilt haben, sie bloß als sinnige Blumenguirlanden einer jugendlich begeisterten Phantasie um einen Todtenkopf anzusehn, sondern allgemein würden sie die Christen als Betrüger ausgeschrieen haben." Herr Tholuck ist unerschöpflich an Anführungen, durch welche bewiesen wird, daß in der Zeit, in welcher noch Augenzeugen oder deren Schüler lebten, Freunde und Feinde die Echtheit der Evangelien allgemein anerkannt haben, und daß es mehr als suffisant ist, von diesen in ihrer Einfalt so erhabenen und wahrhaft heiligen Erzählungen „von Sturm-, See-, und Fischanekdoten," vom Seelenkampfe Jesu Christi als von einer „verwaschenen Sage" und von seinen letzten Reden als von „langgedehnten Abschiedsreden" zu sprechen. Wenn Heine sich dergleichen erlaubt, so entschuldigt ihn die humoristische Narrenfreiheit und die jüdische arrière pensée; aber an einem christlichen Theologen ist diese Sprache unanständig. Und was soll man zu einem Geschmack sagen, der (im Geist eines neidischen alten Professors aus dem 19ten Jahrhundert) es unwahrscheinlich findet, daß Johannes der Täufer dem jüngern Nebenbuhler Jesus so ganz neidlos gehuldigt haben soll, oder das Wunder, daß Christus auf dem Meere wandelte, abgeschmackt findet und dagegen die Erfindung des Dampfschiffs als ein weit höheres Wunder preist. Einem solchen Geschmack scheint eine gewisse Gemeinheit angeboren zu seyn, der wir vielleicht noch mehr verzeihen müßten. Man kann sich nur dafür bedanken, daß sich dieser Geschmack in der trocknen Sprache eines Magisters, daß er sich nicht in der sastigen eines Cynikers äußert. Herr Tholuck sagt in aller Höflichkeit: „So unglaublich es ist, bis zu dem Extrem hat die Wunderscheu den Porrhoniker fortgetrieben, daß er mit allem Wunderbaren nicht nur das Providentielle, sondern selbst das Pikante, das Sinnreiche, das sittlich Außerordentliche, das doch immer nur als ein wunderbarer Fremdling in das ordinäre Menschenleben einzuziehen pflegt, aus der evangelischen Geschichte verjagt und nur als unverdächtig passiren läßt, was sich als ordinär zu legitimiren vermag."

Mit richtigem Takt sieht Herr Tholuck in dem Straußischen Werke nicht bloß ein theologisches Curiosum, sondern eine bedeutsame Zeiterscheinung im Zusammenhange mit vielen verwandten Erscheinungen und er hebt das praktische Moment hervor.

Auf einen Streit innerhalb der gelehrten Theologie mehr oder weniger kommt es nicht an; die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit liegt in der Theilnahme des größern Publikums, im Einfluß auf die Gesinnung und Gesittung des Zeitalters. Von dieser Seite, und von dieser allein, haben wir in diesen Blättern den Straußischen Handel aufgefaßt. — Auch der Zusammenhang der Straußischen Lehre mit der Hegel'schen Philosophie hat nur insofern Wichtigkeit, als die lezlere in jüngster Zeit von den moralisch destructiven Tendenzen, die sich der populären Literatur bemächtigt haben, zur Operationsbasis gewählt worden ist, um damit nach der stabilen Seite hin den etwa Argwöhnischen mit einer königlich privilegirten Philosophie zu imponiren. Es ist daher ganz folgerecht, wenn Herr Tholuck sagt: „Herr Strauß werde mit gedachtem jungen Deutschland fraternisiren müssen."

Auch wir glauben nicht, daß ihm die Mission geworden ist, das Christenthum zu stürzen, wohl aber die Mission, ein Gewährsmann für die schlechtesten Subjecte zu werden, die vor allen Dingen der christlichen Pflichten entbunden seyn wollen, um einen Freipaß für jede Schamlosigkeit des Körpers und der Seele zu erhalten. Wir sagen nicht, daß Herr Strauß dieser Gewährsmann seyn will, aber er wird es seyn auch wider seinen Willen, und wenn ihm diese Vermuthung ein zu hartes Urtheil zu involviren scheint, so fordern wir ihn auf, neben der Gallerie seiner Gegner auch eine seiner Anhänger zu schreiben, damit die Welt urtheilen kann, ob er sich derselben weniger zu schämen hat, als seiner Gegner.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

Beurtheilung der Werke Jean Paul's.

Es ist eine Eigenheit unserer Zeit, daß sie sich mit Vorliebe in Extremen bewegt. Wie sie in der Politik zwischen Absolutismus und Republikanismus hin und her schwankt, so in der Literatur zwischen Classicismus und Romantik. Wie sie dort nur Freiheit oder Knechtschaft kennt, so hier nur Regel oder Willkühr. Wie sie dort nur Tyrannen oder Sclaven duldet, so hier nur Genies oder Pedanten. Wie sie dort nur Aristokraten oder Demokraten anerkennt, so hier nur Classiker oder Romantiker. Wie sie dort nur Ja oder Nein sagt, so hier nur Ja oder Nein. Wie sie dort nur Schwarz oder Weiß sieht, so hier nur Schwarz oder Weiß. Wie sie dort nur Licht oder Finsterniß will, so hier nur Licht oder Finsterniß. Wie sie dort nur Tag oder Nacht kennt, so hier nur Tag oder Nacht. Wie sie dort nur Sonne oder Mond liebt, so hier nur Sonne oder Mond. Wie sie dort nur Sommer oder Winter genießt, so hier nur Sommer oder Winter. Wie sie dort nur Frühling oder Herbst ersehnt, so hier nur Frühling oder Herbst. Wie sie dort nur Blüthe oder Frucht begehrt, so hier nur Blüthe oder Frucht. Wie sie dort nur Rose oder Lilie pflückt, so hier nur Rose oder Lilie. Wie sie dort nur Nachtigall oder Lerche hört, so hier nur Nachtigall oder Lerche. Wie sie dort nur Veilchen oder Sonnenblume pflegt, so hier nur Veilchen oder Sonnenblume. Wie sie dort nur Wein oder Wasser trinkt, so hier nur Wein oder Wasser. Wie sie dort nur Fleisch oder Fisch ißt, so hier nur Fleisch oder Fisch. Wie sie dort nur Rind oder Schwein schlachtet, so hier nur Rind oder Schwein. Wie sie dort nur Ochs oder Esel reitet, so hier nur Ochs oder Esel. Wie sie dort nur Pferd oder Kameel besteigt, so hier nur Pferd oder Kameel. Wie sie dort nur Hund oder Katze streichelt, so hier nur Hund oder Katze. Wie sie dort nur Affe oder Papagei füttert, so hier nur Affe oder Papagei. Wie sie dort nur Adler oder Sperling fliegen läßt, so hier nur Adler oder Sperling. Wie sie dort nur Hecht oder Karpfen fängt, so hier nur Hecht oder Karpfen. Wie sie dort nur Wallfisch oder Hering verspeist, so hier nur Wallfisch oder Hering. Wie sie dort nur Schlange oder Eidechse tödtet, so hier nur Schlange oder Eidechse. Wie sie dort nur Krokodil oder Frosch verabscheut, so hier nur Krokodil oder Frosch. Wie sie dort nur Spinne oder Biene verachtet, so hier nur Spinne oder Biene. Wie sie dort nur Wespe oder Fliege haßt, so hier nur Wespe oder Fliege. Wie sie dort nur Floh oder Laus vertilgt, so hier nur Floh oder Laus. Wie sie dort nur Wanze oder Mücke ausrottet, so hier nur Wanze oder Mücke. Wie sie dort nur Ameise oder Heuschrecke zertritt, so hier nur Ameise oder Heuschrecke. Wie sie dort nur Schnecke oder Regenwurm kriechen sieht, so hier nur Schnecke oder Regenwurm. Wie sie dort nur Austern oder Krebse ißt, so hier nur Austern oder Krebse. Wie sie dort nur Schildkröte oder Muschel verspeist, so hier nur Schildkröte oder Muschel. Wie sie dort nur Schwamm oder Pilz genießt, so hier nur Schwamm oder Pilz. Wie sie dort nur Kartoffeln oder Rüben ißt, so hier nur Kartoffeln oder Rüben. Wie sie dort nur Kohl oder Salat pflanzt, so hier nur Kohl oder Salat. Wie sie dort nur Gurken oder Kürbisse zieht, so hier nur Gurken oder Kürbisse. Wie sie dort nur Erbsen oder Bohnen kocht, so hier nur Erbsen oder Bohnen. Wie sie dort nur Linsen oder Gerste ißt, so hier nur Linsen oder Gerste. Wie sie dort nur Reis oder Hirse genießt, so hier nur Reis oder Hirse. Wie sie dort nur Weizen oder Roggen baut, so hier nur Weizen oder Roggen. Wie sie dort nur Hafer oder Buchweizen säet, so hier nur Hafer oder Buchweizen. Wie sie dort nur Mais oder Spelz erntet, so hier nur Mais oder Spelz. Wie sie dort nur Aepfel oder Birnen pflückt, so hier nur Aepfel oder Birnen. Wie sie dort nur Pflaumen oder Kirschen ißt, so hier nur Pflaumen oder Kirschen. Wie sie dort nur Pfirsiche oder Aprikosen genießt, so hier nur Pfirsiche oder Aprikosen. Wie sie dort nur Nüsse oder Mandeln knackt, so hier nur Nüsse oder Mandeln. Wie sie dort nur Feigen oder Datteln ißt, so hier nur Feigen oder Datteln. Wie sie dort nur Ananas oder Melonen genießt, so hier nur Ananas oder Melonen. Wie sie dort nur Citronen oder Pomeranzen ißt, so hier nur Citronen oder Pomeranzen. Wie sie dort nur Trauben oder Johannisbeeren pflückt, so hier nur Trauben oder Johannisbeeren. Wie sie dort nur Himbeeren oder Erdbeeren ißt, so hier nur Himbeeren oder Erdbeeren. Wie sie dort nur Brombeeren oder Stachelbeeren pflückt, so hier nur Brombeeren oder Stachelbeeren. Wie sie dort nur Heidelbeeren oder Preißelbeeren ißt, so hier nur Heidelbeeren oder Preißelbeeren. Wie sie dort nur Hollunder oder Schlehen pflückt, so hier nur Hollunder oder Schlehen. Wie sie dort nur Hagebutten oder Vogelbeeren ißt, so hier nur Hagebutten oder Vogelbeeren. Wie sie dort nur Eicheln oder Kastanien sammelt, so hier nur Eicheln oder Kastanien. Wie sie dort nur Tannen oder Fichten fällt, so hier nur Tannen oder Fichten. Wie sie dort nur Eichen oder Buchen hauet, so hier nur Eichen oder Buchen. Wie sie dort nur Birken oder Erlen schneidet, so hier nur Birken oder Erlen. Wie sie dort nur Linden oder Ulmen pflanzt, so hier nur Linden oder Ulmen. Wie sie dort nur Pappeln oder Weiden setzt, so hier nur Pappeln oder Weiden. Wie sie dort nur Ahorn oder Esche verbrennt, so hier nur Ahorn oder Esche. Wie sie dort nur Nußbaum oder Mahagoni verarbeitet, so hier nur Nußbaum oder Mahagoni. Wie sie dort nur Ebenholz oder Sandelholz schnitzt, so hier nur Ebenholz oder Sandelholz. Wie sie dort nur Rosenholz oder Lignum Vitae drechselt, so hier nur Rosenholz oder Lignum Vitae. Wie sie dort nur Cedern oder Palmen fällt, so hier nur Cedern oder Palmen. Wie sie dort nur Bambus oder Rohr schneidet, so hier nur Bambus oder Rohr. Wie sie dort nur Gras oder Heu mäht, so hier nur Gras oder Heu. Wie sie dort nur Moos oder Flechten sammelt, so hier nur Moos oder Flechten. Wie sie dort nur Farrenkraut oder Schilf bindet, so hier nur Farrenkraut oder Schilf. Wie sie dort nur Binsen oder Stroh flicht, so hier nur Binsen oder Stroh. Wie sie dort nur Hanf oder Flachs spinnt, so hier nur Hanf oder Flachs. Wie sie dort nur Wolle oder Baumwolle webt, so hier nur Wolle oder Baumwolle. Wie sie dort nur Seide oder Leinwand trägt, so hier nur Seide oder Leinwand. Wie sie dort nur Sammet oder Tuch kauft, so hier nur Sammet oder Tuch. Wie sie dort nur Pelz oder Leder gerbt, so hier nur Pelz oder Leder. Wie sie dort nur Filz oder Gewebe macht, so hier nur Filz oder Gewebe. Wie sie dort nur Stiefel oder Schuhe trägt, so hier nur Stiefel oder Schuhe. Wie sie dort nur Hut oder Mütze aufsetzt, so hier nur Hut oder Mütze. Wie sie dort nur Rock oder Mantel anzieht, so hier nur Rock oder Mantel. Wie sie dort nur Weste oder Hemd anlegt, so hier nur Weste oder Hemd. Wie sie dort nur Hose oder Strumpf anzieht, so hier nur Hose oder Strumpf. Wie sie dort nur Handschuh oder Halstuch trägt, so hier nur Handschuh oder Halstuch. Wie sie dort nur Ring oder Kette anlegt, so hier nur Ring oder Kette. Wie sie dort nur Uhr oder Brille trägt, so hier nur Uhr oder Brille. Wie sie dort nur Degen oder Stock führt, so hier nur Degen oder Stock. Wie sie dort nur Schirm oder Fächer braucht, so hier nur Schirm oder Fächer. Wie sie dort nur Tasche oder Beutel hat, so hier nur Tasche oder Beutel. Wie sie dort nur Geld oder Papier besitzt, so hier nur Geld oder Papier. Wie sie dort nur Schreibzeug oder Bücher hat, so hier nur Schreibzeug oder Bücher. Wie sie dort nur Feder oder Bleistift führt, so hier nur Feder oder Bleistift. Wie sie dort nur Tinte oder Sand braucht, so hier nur Tinte oder Sand. Wie sie dort nur Papier oder Pergament beschreibt, so hier nur Papier oder Pergament. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher schreibt, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Siegel oder Petschaft hat, so hier nur Siegel oder Petschaft. Wie sie dort nur Wachs oder Oblate braucht, so hier nur Wachs oder Oblate. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher versendet, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher empfängt, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher liest, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher verbrennt, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher aufbewahrt, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher verkauft, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher kauft, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher leiht, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher borgt, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher stiehlt, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher raubt, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher mordet, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher tödtet, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher begräbt, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher auferstehen sieht, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher in den Himmel kommen sieht, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher in die Hölle fahren sieht, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher ewig selig werden sieht, so hier nur Briefe oder Bücher. Wie sie dort nur Briefe oder Bücher ewig verdammt werden sieht, so hier nur Briefe oder Bücher.

Digitized by Google

dort in reichlicher Menge citirten Schriften anzuschaffen, oder Gunst sie zu leihen, der kann in jedem Augenblicke, ohne alle gelehrte Vorbereitung, an die Abfassung eines Werkes gehen, das ein eben so gelehrtes Aussehen hat, wie das vorliegende. Wirkliche Gelehrsamkeit wird daraus erkannt, daß man überall das Entlegenste da in Bereitschaft hat, wo es für die Untersuchung von Vortheil ist. Das wird man aber hier nie und nirgends finden. Der Verfasser ist immer in den Kreis seiner nächsten Hülfsmittel gebannt. Oft ist sogar Unfleiß und Fahrlässigkeit unverkennbar und auch das unmittelbar zur Stelle Gehörige wird nicht genuzt. Beim alten Testament scheint der Verfasser fast gar nicht mit eigenen Augen zu sehen." 3) Von Tholuck im literarischen Anzeiger (ausgeführt in seinem größern Werke). 4) Von C. H. Weiße, der die Lehre des Dr. Strauß als einen Ausfluß aus dem Hegelianismus bezeichnet und mit Recht bemerkt, daß die Philosophie über diesen Hegelianismus hinausstrebe. 5) Von Leo: „Während wenige zerstreute, erst allmählich sich geistig zusammenfindende Männer bereit sind, von den sittlichen Elementen unsers Lebens zu retten, was noch rettbar ist, schreitet anderseits der Auflösungsprozeß in Riesenschritten fort. Wichtiger als jene Rotte, die im Grunde schon alle wirkliche Religion im Rücken habend, den Bestand unserer häuslichen Sitten angegriffen hat, ist die Klasse von Gelehrten, welche mit wissenschaftlichen Waffen die Authentie einzelner Bücher der heiligen Schrift angreifen und Folgerungen daraus ziehen, die besonders bei den Nichtwissenschaftlichen das Ansehen unserer Religion überhaupt gefährden. Solche einmal hingestellten Untersuchungen müssen allerdings auf wissenschaftlichem Wege ihre Erledigung finden; ja ein Glück ist es, daß der Rationalismus endlich die Schärfe gewonnen hat, wie er jezt in Vatke und Strauß, dem ganzen System der christlichen Theologie Verderben drohend, auftritt. Kennt man doch nun die Wurzel, und kann das Beil an sie legen! Wie aber, wenn nun nach Jahrzehnten unsere christliche Theologie den Prozeß völlig gewonnen hat, wenn nun in höhern Regionen Siege gegen die Auflösung erfochten worden sind; aber durch das Ausposaunen der unreifen Ergebnisse während des Kampfes, durch das Verschleppen wissenschaftlicher Erörterungen an ganz urtheilsunfähige Volksklassen das Volk inzwischen völlig zu geistigem Pöbel geworden, sich auflehnt gegen das, was in Regionen zum Siege geführt ist, zu denen seine Blicke nicht reichen können?" — 6) Von Heinroth: „Durch Dr. Strauß zerreißende und ertödtende Behandlung der Evangelien ist mir das Leben und die Harmonie derselben nur noch eindringlicher vor Augen getreten. Denn statt der Widersprüche dieser Berichte unter einander und eines jeden mit sich selbst, wie sie Herr Dr. Strauß anschaulich herausklaubt, finde ich vielmehr nur eine Mannichfaltigkeit und Abwechslung in der Ausführung desselben Themas ꝛc."

Nach diesen Journalartikeln beginnt eine Reihe der Flugschriften 1) von Nägeli: „Als ein Unheiliger, der den Sinn für das Heilige auch an seinen Mitmenschen nicht achtet, der mit dem von seinen Mitmenschen Heiliggeachteten und zugleich mit dem Heiligen selbst ein Spiel treibt, wie es mit der Miene des Ernstes noch Keiner trieb, erscheint Strauß, und es gelang ihm nur schlecht, hinter diesen noch so weiten und breiten Mantel des Ernstes den eingefleischten Satyr zu verstecken. Er, der die Ebenbürtigkeit des „Eingebornen" mit einer lästerlichen Ausführlichkeit in Zweifel stellt; er, der die „Gebenedeite" als eine Gefallene darstellt, er, der Wunderläugner — dieser freche Mensch darf in der Vorrede dennoch sagen „Christi übernatürliche Geburt ist eine ewige Wahrheit." — Viele einzelne Wendungen und Ausdrücke verrathen den Heiligthumsschänder. Mit Widerwillen fertigt der Laie selbst solch ein Sündenregister an, dabei mit dem Wunsche, daß der christliche Leser es überschlage, hingegen diejenigen, welche ein solches Subject zur Berufung an die Hochschule haben empfehlen wollen, es lesen — und sich schämen." — (Er citirt nun B. II. S. 70. 95. 172. 195. 236 ꝛc.) Zum Schluß ist noch über diese Empfehlungen, über die Tendenz der politischen Rathgeber, durch einen solchen Lehrer an der Hochschule die Kirche herabzuwürdigen ꝛc. manches freimüthige Wort gesagt. 2) Von Barth, eine sehr zweckmäßige Ausführung der muhamedanischen Mythen von Christus, die das wirklich sind, was Herr Strauß von den Evangelien behauptet hat, von denen sich aber die Evangelien aufs deutlichste als schlichte wahrheitsgemäße Erzählung unterscheiden. 3) Von Hartmann, der die Echtheit der Evangelien beweist; 4) von Stirm, der in den segensreichen Wirkungen des Christenthums den lebendigsten Beweis für seine Echtheit sieht, denn „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." Wir sind begierig zu erfahren, ob Hegel unter seinen Schülern auch solche Früchte bringen wird, wie Christus. Bis jezt ist von diesem Baum des Erkenntnisses noch kein Apfel gefallen, in dem nicht ein Wurm gewesen wäre. *

* Selbst bei den hegelisirenden Christen ist die Voraussetzung, man könne erst durch Hegel zum Begriff des Christenthums gelangen, ein unerträglicher Hochmuth. Bekanntlich aber sind die meisten Hegelianer Antichristen, nämlich Autotheisten, Selbstvergötterer, und was aus einer solchen Annahme entstehen muß, das Sichdrüberhinwegsetzen über das Gute und Böse, die Aufhebung aller Pflichten und sittlichen Schranken, die Rehabilitation des Fleisches ꝛc., das alles ist wirklich schon zum Vorschein gekommen. Das sind wurmstichige Früchte.

Digitized by Google

Lord, and whether Christ is the Son of God, and whether there is a heaven and a hell, and whether there is a resurrection of the dead, and whether there is a judgment to come, and whether there is a life after death, and whether there is a God, and whether there is a Christ

Hegel'schen Speculation und mythologischen Erklärung ist. Harleß weist mit großer Schärfe und unerbittlicher Unhöflichkeit die Willkür, das absichtliche Verstecken, das böswillige Spiel mit der Wahrheit und die selbstgefällige Verdrehung derselben in der Straußischen Schrift nach. Lange geht dem jungen Antichristen eben so scharf zu Leibe und weist ihm bei der Widerlegung seiner seichten und auf die lockersten Voraussetzungen gestützten Behauptungen sogar nach, daß er nicht einmal alles gegen das Christenthum vorzubringen gewußt hat, was wirklich Beherzigung verdient, „daß er in seinem Buche, das vielen Unrath deistischer Bibelfeinde der Erwähnung wohl werth gefunden, eine Menge gerade der wichtigsten Einwürfe gar nicht der Erwähnung werth findet."

Wie vorhin die sächsischen, so bilden nun auch die würtembergischen Theologen einen besondern Abschnitt in der Uebersicht des Verfassers. Er charakterisirt sie durch den Storr'schen Supranaturalismus. Der mit so viel edler Wärme geschriebenen Schrift des bald nach ihrer Abfassung verstorbenen Klaiber folgt die von Baihinger, die sehr umständlich auf die Sophismen des Dr. Strauß eingeht und dessen „Kunstgriffe" aufdeckt, und die von Eschenmayer, der das Antichristenthum schon mit Ischariot beginnen läßt und sehr mit Recht die Lügentheologie derer, die sich noch Christen nennen und doch dem Christenthum jeden Tort anthun, den Ischariotismus nennt. „Uebrigens sey nun entstanden, was entstehen mußte, nämlich nachdem Schleiermacher, der Vormann der neuen kritischen Schule, durch seine Kunststücke den Satan aus dem Evangelium hinausgetrieben, komme nun Strauß, und treibe durch noch feinere Kunststücke auch vollends Christum hinaus — d. h. hiemit sey nun die Selbstvernichtung der Theologie vollendet. Dies sey die Folge des Bundes, den schon längst die Theologie mit der Philosophie geschlossen habe. Unmerklich habe die Philosophie ihre Selbstvergötterungslehre (denn sie habe keine andere) in die Theologie hereingebracht ꝛc." Uebrigens nennt Eschenmayer die Straußische Schrift einen kalten Streich, einen Blitz, der nicht zündet, gleichsam eine Buhlerei mit dem Teufel, der bekanntlich nach dem alten Herenglauben keine Zeugung oder nur ein Wechselbalg folgte. Daß die heutige Philosophie überhaupt mit ihrer Selbstvergötterungslehre nicht weit kommen werde, weist er sehr gut nach. Wahrhaftig, man muß die Achseln zucken, wenn man die jungen Pedanten herumlaufen sieht, die sich einbilden, Götter zu seyn. Ein wenig Geschmack wäre ihnen sehr zu gönnen.* — Eine der glänzendsten Gegenschriften ist die von Wilhelm Hoffmann, die mit größter Vorsicht voranschreitet, als auf einem Gebiet, wo lauter Lügen versteckt sind, wie Selbstschüsse. Der Scharfsinn, womit er dem Betrug des Straußischen Werkes Schritt vor Schritt folgt, ist bewundernswerth. Besonders weist er mit großer Feinheit nach, wie sich Dr. Strauß durch die falsche Voraussetzung, das Christenthum habe sich überlebt und neige sich zum Ende, habe berücken lassen. Strauß selber sagt: „Die supranaturalistische und natürliche Betrachtungsweise der Geschichte Jesu sind veraltet. Die orthodoxe Ansicht von dieser Geschichte hat sich in der That schon früher, als die rationalistische überlebt gehabt, da nur, weil die erstere der fortschreitenden Bildung nicht mehr genügte, die leztere ausgebildet wurde; die neuern Versuche aber, mit Hülfe einer mystischen Philosophie sich wieder in die supranaturale Anschauungsweise unserer Vorfahren zurückzuversetzen, verrathen schon durch die gesteigerte Stimmung, in welcher sie sich halten, daß sie lezte, verzweifelte Unternehmungen sind, das Vergangene gegenwärtig, das Undenkbare denkbar zu machen."

(Der Schluß folgt.)

* Herr Strauß wird uns nun freilich wieder vorwerfen, wir legten an philosophische Gegenstände einen ästhetischen Maaßstab. Dieser Vorwurf trifft uns nicht, sofern alle unsre Leser wissen, daß wir die Wahrheit auch ungeschmückt in allen Wissenschaften, wie im Leben, zu schätzen wissen. Wir lassen uns aber diesen Vorwurf sehr gern machen, wenn es sich von einer auffallend geschmacklosen Philosophie handelt, die das gesunde Gefühl beleidigt. Hier an die Grazien zu erinnern, ist ganz am rechten Ort, und sogar philosophisch, wenn anders Plato ein Philosoph war. — Von gleichem Gewicht ist der Vorwurf unsers edeln und wahrheitsliebenden Gegners in Bezug auf unsern moralischen und patriotischen Maaßstab, den wir, wie er vorgibt, statt des ästhetischen anlegen. Alle unsre Leser wissen, daß wir nichts weniger als prude sind, uns über den Mangel an Lustigkeit in unsrer neuen Literatur immer beklagt haben und nicht entfernt an Moral denken, wo sie nicht hingehört; daß wir sie aber da, wo sie hingehört, gegenüber z. B. den Schamlosigkeiten einer gewissen jungen Partei, in ihrem ganzen Ernst geltend zu machen wissen. Und der vaterländische Maaßstab? Wahrhaftig, es wäre wohl unverzeihlich, wenn unter so vielen tausend deutschen Schriftstellern, denen ihr Vaterland vollkommen gleichgültig scheint, auch nur ein einziger eine gewisse Wärme dafür verriethe. Auf andere Vorwürfe unsers Gegners wollen wir uns nicht einlassen. Ueber Goethe haben wir schon genug geschrieben. In Betreff Johannes Müllers weisen wir auf die Stelle in der dritten Auflage unsrer Geschichte der Deutschen, und würden es, da wir die Tendenz des Herrn Strauß im Großen und Ganzen verwerfen, nur für kleinlich halten, auf eine Nebensache Gewicht zu legen, so sehr sie auch gemacht scheint, ihn eine Demüthigung fühlen zu lassen. Herr Strauß studire erst die neuere Geschichte, lerne die Thatsachen kennen und urtheile dann.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.
No. 44. 1837

A. Bernays, Geschichte des Wortes Philosophie. Ein Beitrag zur Literatur- und Sprachgeschichte. Bonn, Weber. 1837. 8. 1 Thlr. 8 Sgr.

Der Verf. hat sich durch seine Ausgabe des Lucilius und durch seine Abhandlungen über Horaz und Lucilius als einen gründlichen Philologen bewährt, und auch diese Schrift, die sich mit einem Gegenstande beschäftigt, der in das Gebiet der Philologie und der Philosophie gleichmäßig eingreift, ist ein Beweis seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinns. Sie ist eine Vorarbeit zu einer Geschichte der Philosophie, die der Verf. zu liefern beabsichtigt, und wird jedem Geschichtschreiber der Philosophie, der sich mit dem Alterthum beschäftigt, unentbehrlich sein. Sie ist aber auch für jeden Gebildeten, der sich für die Geschichte der Wissenschaften interessirt, lesenswerth, da sie nicht nur eine Menge Notizen über die Geschichte der Philosophie, sondern auch über die Geschichte der Sprache und der Literatur enthält. Der Verf. hat sich nicht damit begnügt, die Stellen, in denen das Wort Philosophie vorkommt, zu sammeln, sondern er hat auch die Geschichte des Wortes selbst, seine Bedeutung und seine Anwendung, mit großer Sorgfalt verfolgt. Er hat dadurch nicht nur die Geschichte der Philosophie, sondern auch die Geschichte der Sprache und der Literatur gefördert. Die Schrift ist in einem klaren und lebendigen Stil geschrieben, der sie auch für den Laien lesbar macht.

hat und noch hervorbringen wird, sey ein Beweis, welche Neigung die Mehrzahl der Zeitgenossen zum Auflösenden hat. „Eine herostratische Berühmtheit ist in unserer Zeit leichter zu gewinnen, als die eines Erwin von Steinbach.“ — Der rein kritische Charakter des Werkes wird demselben nicht zum Vorwurfe gemacht, aber darum wird die Kritik desselben falsch und unbefriedigend genannt, weil sie für sich allein bestehen, weil sie die lezten und höchsten Resultate liefern will. Den religiösen Sinn, ohne welchen keine religiöse Erscheinung sich betrachten läßt, sowie kein unphilosophischer Sinn Philosophie auffaßt, vermißt Ullmann in solcher Kritik und sezt ihr hierin diejenige von de Wette und Schleiermacher entgegen. Das Werk sey, weil es die religiös-kirchliche und die rein-wissenschaftliche Beziehung unversöhnt auseinander hält, nicht reformatorisch, sondern revolutionär. Strauß hätte das stillere ruhmlosere Gebiet der reinen Wissenschaft und nicht das laute der Oeffentlichkeit suchen, das Buch lateinisch und überhaupt in gelehrterer, schulmäßiger Form schreiben sollen (siehe Leo, Grulich). Der Verf. sieht hier auch die Voraussetzungen der modernen Bildung und der Hegel'schen Schule. Was von dem Werke als literarische Erscheinung rühmliches zu sagen ist, ist anerkannt, zugleich aber wird die nur zersetzende Kritik, der Hohn und die Kälte derselben getadelt.“ Sodann fährt Ullmann fort: „Sollte es möglich seyn, bei dem dürftigen geschichtlichen Kern, den Strauß von dem Leben Jesu voraussezt, die Stiftung und Ausbildung der Kirche zu erklären? Ein Mann, dem die wesentlichsten Prädikate des erwarteten Messias fehlen, der nicht von David stammt, nicht in Bethlehem geboren ist, der nichts Außerordentliches thut und nichts der Art begegnet, ein jüdischer Volkslehrer von einem Wandel und kräftiger Lehre, wie es mancher Prophet und wie es Johannes der Täufer auch war, und selbst von Sünde nicht frei, macht auf einmal, man sieht eigentlich nicht recht wodurch, den Eindruck, der Messias zu seyn, er wird für einen Wunderthäter und Gottgesandten, für einen heiligen Gottessohn und den Erlöser der Menschheit gehalten, es verbreitet sich, obwohl er nach dem schmählichen Kreuzestod im Grabe verblieb, der Glaube, daß er am dritten Tage auferstanden sey und noch längere Zeit mit den Seinen gelebt habe, und diese Vorstellungen bringen Wirkungen hervor, wie sie sonst weder eine Geschichte hervorgebracht, noch eine Lehre; sollte dies durch bloße Fiction möglich gewesen seyn? — Waren die ersten Christen religiöse Poeten? Waren sie von vorn herein so heiligen und erhabenen Sinnes, daß sie aus sich selbst das reinste Ideal in den individuellsten Zügen hervorbringen konnten, ein Ideal, wie es sonst die Phantasie der erhabensten Dichter und Philosophen nicht geschaffen hat, und liegt irgend ein Beispiel vor, daß ein bloß Gedachtes je solche Lebenswirkung hervorgerufen habe, wie das Bild Christi.“

Müller, der Ullmann sogleich nachfolgt, hat eine anerkannt meisterhafte Kritik der Straußischen Kritik geschrieben, die besonders den Begriff des Mythus fixirt. Eine Nebenpartie des Werks, die von der Beziehung der Straußischen Lehre zur Hegel'schen Philosophie handelt, ist besonders deßhalb interessant, weil er nachweist, wie diese Philosophie gleichsam wie man die Hand umdreht vom Hyperchristenthum zum Antichristenthum, d. h. von Göschel zu Strauß übergesprungen sey, woraus man sich überzeugen kann, daß — was wir unaufhörlich behauptet haben — diese berühmte Philosophie vollkommen principlos, eine Art Denkdampfmaschine ist, die man bei jeder beliebigen kirchlichen oder atheistischen, legitimen oder radikalen Fabrik anwenden kann.

Hier hat man nun eine Uebersicht über den ganzen Straußischen Handel. Wir selbst sind in diesen Blättern nie aus den Schranken des Laien herausgetreten, haben einfach über die Ansichten der Theologen referirt und im Uebrigen die Sache nur praktisch genommen, d. h. das Straußische Werk als im engsten Zusammenhange mit verwandten Zeiterscheinungen betrachtet. Diese Erscheinungen sind das wiederaufgewärmte Antichristenthum, die wiederaufgewärmte Obscönität, die Projecte, unsre gesammte religiöse und sittliche Bildung um und um zu wälzen. Wie weit Herr Strauß auch entfernt seyn mag, sich zu Heine und ähnlichen Sittenlehrern zu bekennen, so bekennen sie sich doch zu ihm. Er mag seine Gergesener-Gemeinde desavouiren — hat er es übrigens schon gethan? — sie bleibt ihm doch.

Die ganze Zeiterscheinung ist, wie auch Chateaubriand sehr richtig bemerkt hat, eine elende Nachäfferei der Aufregung von 1793, die Affectation, eine große furchtbare Völkerconvulsion, worin ein ungeheures Schicksal sich erfüllte, gleichsam zum Spaß wieder zu improvisiren, und wenn nicht im Leben, wenigstens auf dem Papiere. Die speculative Jugend speculirt auf Ruhm, aber mit der Unschuld fehlt ihr alles heitre, freie, schöpferische Genie. Mit säuerlicher Miene sieht sie sich auf die Nachahmung, auf künstliche Erregungen fremder und ehemaliger Reize reducirt. So hat man bekanntlich in Paris, nachdem sich der Erfindungsgeist gänzlich erschöpft, unter dem Namen rénaissance die ganze alte Rumpelkammer der vorrevolutionären Periode ausgeleert und die altmodischen Coeffuren und Kleidertrachten, Möbeln und Zierrathen aus dem Zeitalter Ludwigs XV. wieder in die Mode gebracht, zugleich aber auch die damalige Sittenlosigkeit, die lascive Literatur und den Atheismus. Die Julirevolution rief die damit verwandten Jakobinererinnerungen hervor, die jungen Romantiker affectirten schreckliche Blutgier. Ueberall Reminiscenzen, aber nichts Neues, darum auch nichts Großes.

In Deutschland ist das französische Treiben immer

Digitized by Google

[illegible] [illegible] [illegible] [

Herr Strauß würde z. B. in der größten Verlegenheit seyn, wenn plötzlich alle Staaten Deputationen an ihn schickten, ihm die Ausrottung des Christenthums anzeigten und ihn als den Propheten der Neuzeit demüthig ersuchten, ihnen die neue Religion zu offenbaren. Dagegen befindet er sich ganz vortrefflich in seiner bloß opponirenden Stellung, in der er immer bloß tadelt, und die Verantwortlichkeit einer neuen, selbst wider dem Tadel ausgesezten Schöpfung klug zu umgehn weiß. Das nächste, was er zu thun hätte, wäre, sein Hegelthum so zu präpariren, daß es Volksreligion werden könnte, es populär zu machen, wie Luther seinen Katechismus. Er müßte der Welt ferner klar machen, daß er das Unwesen der Rehabilitatoren des Fleisches nicht billige, so wie Luther das Unwesen der Wiedertäufer nicht billigte. Aber dergleichen zu thun, hütet sich Herr Strauß wohlweislich.

Wenn das bisherige Christenthum wirklich etwas so Gemeinschädliches und Verdammliches, etwas so Abgestorbenes und Welkes wäre, wie Strauß behauptet, so würde er bereits wie Luther die größte Begeisterung im Volk erweckt haben, und nicht bloß einige, bittersüße Zähren vergießende Rationalisten, nicht bloß einige schulverwandte Hegelianer, nicht bloß einige entsittlichte Schriftsteller, nicht bloß einige halbgebildete Schwätzer, die gern die Freigeister spielen, und nicht bloß einige desperate Liberale, denen die schlechtesten Mittel zu ihrem Zwecke recht sind, wie einst den Jesuiten, und die den Liberalismus nicht fördern, sondern aufs äußerste compromittiren, würden sich seiner Sache annehmen, sondern das Volk in Masse, alle Gutgesinnten und die größten Genien der Nation, wie einst unter diesen Luther seine mächtige Partei fand. Von alledem ist aber bei Herrn Strauß nicht die Rede. Er findet kein in weltlicher Herrschgier entartetes Papstthum, keine in Reichthum und Schwelgerei untergesunkene Kirche; keine zuchtlosen Klöster; keine unwissenden Dorfpfaffen; er findet auch keine ins öffentliche und Privatrecht willkürlich eingreifende canonischen Bücher, keine lügenhafte Scholastik, keinen Ablaß ꝛc. wie Luther, sondern er findet ein geläutertes Christenthum, einen sittlichen Sinn im Volk, und anstandsvolle Geistliche, gute Schulen und eine zwar vielfach unter dem Namen der christlichen doch antichristliche Theologie, in der aber eben nichts zu verdammen ist, als jenes unchristliche Element, und die sich desselben auch durch eine große Reaction echter Frömmigkeit in jüngster Zeit zu entledigen versteht. *

Unter diesen Umständen sieht er selber ein, daß er nicht die Rolle eines großen Reformators wie Luther, sondern nur die eines Spötters spielen kann, und in dieser wird er versauern. *

Der Dünkel des Verstandes, die Eitelkeit der Neuerer und die Selbstbeschönigung des Lasters bilden die unheilige Dreinigkeit, die, so lange das Christenthum besteht, es unablässig bekämpft haben, weil es den Stolz demüthigt, die Eitelkeit beschämt und das Laster verdammt. Der Kampf war aber immer ein vergeblicher, weil die christliche Weisheit in den reinsten und erhabensten Denkern noch jederzeit die Trugschlüsse der alten Schlange und ihres eritis sicut deus siegreich zerstörte und weil dafür gesorgt ist, daß das Geschöpf den Schöpfer nicht meistern kann; weil ferner jede menschliche Eitelkeit am großen Schicksal des Geschlechts noch immer zu Schanden worden ist und es in der Regel nur des Alters und der Leiden bedurfte, um den Uebermuth der Jugend zu zähmen; weil endlich das öffentliche Bedürfniß der Sittlichkeit und das Gewissen im Einzelnen niemals auf die Dauer eine Emancipation von den christlichen Geboten zugelassen haben. Das Christenthum hat sich nicht nur für die höchste geistige und gemüthliche Empfänglichkeit als die heiligste, sondern auch für das gemeine Leben, seine Forderungen und Nothstände als die am meisten praktische Religion erwiesen. So frivol der Tradition gegenüber der bekannte Ausspruch ist, daß man das Christenthum erfinden müsse, wenn es nicht schon da wäre, so viel Wahres enthält er in Bezug auf die praktische Nothwendigkeit des Christenthums für eine Civilisation, die nicht bloß, wie die chinesische, ein geregelter Despotismus und ein Sinn im Unsinn ist.

Wir sind daher auch überzeugt, daß die allerfreieste Emancipation der Völker, weit entfernt, das Christenthum abzuschaffen, es vielmehr aufs festeste begründen würde. Das Wohl Aller hängt nicht sowohl von den Rechten jedes Einzelnen, als von den Pflichten eines jeden gegen den Andern und von der freiwilligen Anerkennung und Heiligachtung dieser Pflichten ab, und dazu führt allein und ausschließlich die christliche Ueberzeugung. Kein Gesetz vermöchte zu bewirken, was in dieser Beziehung allein der Glaube vermag.

Das Christenthum scheint uns als eine unausrottbare Thatsache für alle Jahrhunderte festzustehn, und demnach die Aufgabe tüchtiger Geister die zu seyn, sich nicht im eitlen Kampfe gegen diese Thatsache abzunutzen, sondern sie gleich einer ewig fließenden Quelle theils rein zu halten, theils aufs zweckmäßigste zu benutzen. In der Anwendung der rein christlichen Pflicht- und Liebegebote auf das öffentliche und Privatleben ist noch so erstaunlich viel zu thun, daß man von einem welthistorischen Standpunkt aus sogar behaupten könnte, das Christenthum kann schon deßwegen nicht untergehn, weil es von der Menschheit noch lange nicht durchlebt ist.

Berliner Handwerker, der von irgend einem Studenten etwas von Hegel verschmeckt hatte und in der Beichte dem berühmten Prediger S. sagte: „ich kann gar nicht sündigen, denn ich bin ein Stückchen Gott!“

* In der That müssen wir unsere frühere Klage über die zu geringe Wachsamkeit der christlichen Theologen bei den zunehmenden Angriffen des Antichristenthums jezt zurücknehmen, nachdem eine so große Anzahl der namhaftesten Männer in die Schranken getreten ist.

* Die junge Partei kann sich übrigens damit trösten, daß, wenn sie auch die Welt nie zu ihrem Gebrauch bekommen wird, doch die Welt von ihr immerhin einen mäßigen Gebrauch machen wird, wie man Beeren, die schon faulten, ehe sie noch reif waren, zwar zum Essig braucht, aber nicht zum Wein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wilhelm Menzel.
Nr. 82. Freitag, den 14. August. 1840.

Die Wahl. Von Friedrich Gerstäcker. Dresden, Arnold. 1840. 2 Bde. 8. 3 Thlr.

Der Verfasser hat sich durch seine Reisebeschreibungen in Nordamerika und Mexiko bereits einen Namen gemacht, und wir können ihm das Zeugniß geben, daß er auch in dem Romane, den er uns jetzt vorlegt, sich als einen Mann von Talent bewährt. Die Wahl ist eine Geschichte, die sich in Amerika zugetragen haben soll, und wir haben keinen Grund, an der Wahrheit derselben zu zweifeln. Sie ist einfach, aber interessant, und wird durch eine Menge Episoden, die sich an sie anknüpfen, noch interessanter. Die Charaktere sind gut gezeichnet, und die Sprache ist leicht und fließend. Wir können das Buch allen Lesern empfehlen, die sich gern mit einer guten Lektüre unterhalten.

war in dieser Hinsicht, wie wir schon in der Einleitung bemerkt haben, in zwei Theile, deren einen man provinces de droit écrit, und den andern pays coutumiers nannte, getheilt; ein Unterschied, welchen erst die seit der Revolution eingeführte Gesetzgebung aufhob. Derselbe hing zum Theil mit einer Verschiedenheit der Sprache zusammen, welche selbst höchst wahrscheinlich von der Verschiedenheit der Völkerstämme, die sich in den einzelnen Provinzen festgesezt hatten (der Westgothen, Burgunder, Franken), herrührte. Noch im vierzehnten Jahrhundert war Frankreich in dieser lezten Hinsicht gleichsam in zwei Länder, in eines, wo die Sprache oder der Dialect oc = und ein zweites, wo der Dialect oui oder oil gesprochen ward, (in die sogenannte Langue d'oc und Langue d'oil oder Langue d'oui) getheilt. Diese Namen waren von dem Wort, dessen man sich in dem einen und andern Landestheil bediente, um Ja auszudrücken, hergenommen. Der Dialect oui erstreckte sich über den bei weitem größten Theil von Frankreich, nämlich über das ganze nördliche Land bis an die Dordogne, wozu noch Auvergne und Lyonnais gerechnet wurden. Der Dialect oc begriff nur Languedoc, Quercy und Rovergue, indem Guyenne und die herumgelegenen Länder damals den Engländern gehörten. Hiermit fast übereinstimmend war die Eintheilung in Beziehung auf den Gebrauch des geschriebenen (römischen) und Gewohnheitsrechts. Das erstere galt vorzüglich in den südlichen Provinzen, dem ehemaligen westgothischen und burgundischen Reich, und zwar nach der lezten Verfassung des Königreichs vor der Revolution 1) in allen Provinzen, die unter die Gerichtsbarkeit der Parlamente von Toulouse, Bordeaux, Grenoble, Aix und Pau gehörten; 2) in einigen, die unter dem Parlament von Paris standen, nämlich in Lyonnais, Le Forets, Beaujolais, in dem südlichen Theil von Auvergne, in Maçonnais, in dem Fürstenthum Dombes, in dem Theil der Basse-Marche (niedern Mark), welcher die Landvogtei (sénéchaussee) Bellac ausmachte; ferner 3) in einigen unter das Parlament von Dijon gehörigen Landes-Antheilen, wie Bresse und die anliegenden Gegenden, endlich 4) in den Provinzen, die von den obern Gerichtshöfen von Perpignan, Colmar und Bastia abhängen, d. h. in Roussillon, Elsaß und Corsica. Als zuerst die Barbaren Gallien überschwemmten, erlaubten sie den zurückgebliebenen Einwohnern nach ihren eigenen Gesetzen, d. h. nach römischem Recht zu leben. Einen unumstößlichen Beweis, daß das römische Recht in den südlichen Provinzen von Frankreich entweder nie untergegangen, oder bald wieder aufgelebt ist, liefert das Edict von Poissy (edictum Pistense) von Karl dem Kahlen i. J. 864. In demselben heißt es Cap. 20: „Super illam legem (Romanam) nec antecessores nostri quodcunque capitulum statuerunt, nec nos statuimus.“ Ferner Cap. 16: „In illa terra, in qua judicia secundum legem Romanam terminantur, secundum legem Romanam judicetur, et in illa terra in qua judicia secundum legem etc.“ Immerhin mag indessen doch der Gebrauch des breviarium durch das Gesetz von Chindaswind in so fern in Verfall gerathen seyn, daß man späterhin das Justinianische Gesetzbuch, als es im Abendland näher bekannt ward, um so begieriger aufnahm, wozu Ludwig der H. vorzüglich mitgewirkt hat. Dieser Fürst bezieht sich an sehr vielen Stellen seines Gesetzbuchs (établissemens) auf das römische Recht, und zwar auf das Gesetzbuch Justinians, so daß er stillschweigend voraussezt, dasselbe habe gesetzliche Kraft. Soviel wenigstens ist gewiß, daß die oben (nach Berriat-Saint-Prix) genannten Provinzen in ganz Frankreich den Namen: Provinzen des geschriebenen Rechts (pays de droit écrit) hatten, und von den pays coutumiers unterschieden wurden, so wie daß darin seit vielen Jahrhunderten nach römischen Gesetzen und zwar nach unserm gewöhnlichen corpus juris Recht gesprochen ward; welches denselben auch durch königl. offene Briefe bestätigt war.

In den Provinzen und Gegenden, wo das römische Gesetz die allgemeine Rechtsnorm war (den pays de droit écrit), ward jeder Fall, wenn er nicht in dem Gewohnheitsrecht der Provinz selbst ausdrücklich vorgesehen war, nach dem römischen Recht entschieden. Der Erste Versuch, die Gewohnheiten schriftlich aufzuzeichnen, ward unter Ludwig dem H. gemacht. Unter seiner Regierung wurden die von Paris, Anjou und Orleans gesammelt, und von dem König bestätigt. Sein Enkel, Philipp der Schöne, verordnete bestimmt, die Gewohnheiten der Provinzen zu sammeln, und schriftlich abzufassen. Auch geschah dieses mit den Gewohnheiten einiger Provinzen. Allein die Hauptepoche, wovon man die Abfassung der in Frankreich, auch noch bis zu den lezten Zeiten, geltenden Gewohnheitsrechte anzählen muß, ist die Regierung Karls des Siebenten. Dieser Fürst, nachdem er die Engländer aus seinem Reich vertrieben, bestimmte durch seine Verordnung v. J. 1453. Art. 125, daß in jeder Provinz des Reichs, die Gewohnheiten derselben unter Mitwirkung der darin fungirenden Rechtsgelehrten, so wie der Bewohner derselben, schriftlich abgefaßt und dann dem großen Staatsrath, so wie dem Parlament zur Untersuchung vorgelegt werden sollten. Nach dieser Untersuchung, und der darauf gegründeten königl. Bestätigung sollten sie als Gesetze der Provinz gelten, nach welcher jeder Richter in seinem Gerichtsbezirk Recht sprechen müßte. Seit dieser Zeit bildete sich auch allmählich der Grundsatz des öffentlichen Rechts aus, daß es nur dem König, und nicht den Grundherrn zustehe, den Sammlungen dieser Gewohnheiten gesetzliches Ansehen beizulegen, wovon aber bis zu den lezten Zeiten noch

Digitized by Google

Lehrer Wilhelm Wolff, Wirth Johann Jakob Schmidt, Schuhmacher Johann Jakob Schmidt, Schuhmacher Johann Jakob Schmidt, Schuhmacher

Gewohnheitsrechte galten, wurden die Beamten, wovon wir hier reden, Amtmänner genannt. In den Provinzen des geschriebenen Rechts hießen diejenigen, die mit ihnen in denselben Dienstverhältnissen standen, Seneschalle (sénéchaux).

Die Justiz war, sofern sie von Beamten abging, in den Zeiten der Despotie bestechlich. Es war, sagt der Verfasser, in Frankreich ein uraltes Uebel, daß, besonders die untern Justizstellen für Geld feil waren. Um von dem, was unter den beiden Königsgeschlechtern geschah, und welches theils minder gewiß, theils eben darum minder interessant ist, nicht zu reden, so wurden die Stellen der Vögte unter den ersten Königen des Dritten Geschlechts förmlich und zwar dem Meistbietenden in Pracht gegeben. Dieser Unfug soll nach Einigen in den lezten Regierungsjahren von Philipp August (reg. 1180—1823) angefangen haben. Zwar hob Ludwig der Heilige in Beziehung auf die Vogtei von Paris dieses (im Jahr 1254) auf, indem er dem dortigen Vogt seine Bestallung als Beamten gab. Allein er sah sich gezwungen, es in Beziehung auf die übrigen Theile des Reichs bestehen zu lassen. Und so auch die folgenden Könige. Schaudererregend ist die gedrängte Geschichte der Cabinetsjustiz seit Ludwig XIV., der lettres de cachet etc. Das Gerichtsverfahren, die Formen des Prozesses ꝛc. werden vom Verfasser ausführlich beschrieben, was wir hier übergehn müssen.

Ist die Darstellung der ältern französischen Justiz interessant, so ist es die der neuern Rechtspflege seit der Revolution in noch weit höherm Grade. Der Verfasser folgt stufenweise allen Stadien der großen politischen Krise, und gibt eine Skizze der verschiedenen Rechtsgewalten in Frankreich bis zur neuesten Zeit, wobei die Schilderung des Revolutionstribunals das grellste ist. Die seit der Revolution eingeführte öffentliche Rechtspflege wird vom Verfasser mit Recht die vollkommenste genannt, die wenigstens in Frankreich je bestanden.

Biographie.

Briefwechsel zwischen August Grafen von Platen und Johannes Minckwitz. Nebst einem Anhange von Briefen Platens an Gustav Schwab. Mit einem Facsimile Platens. Leipzig, Kummer, 1836. 8. S. 168.

Nur wenige Briefe mit eingestreuten Gedichten und einer Vorrede, in welcher der Herausgeber seinem verstorbenen Freunde die lezte Ehre erweist und schmerzliche Rückblicke auf die vielfachen Verunglimpfungen wirft, die Platen erlitten hat. Was waren es für Verunglimpfungen? Heine hat ihn eines abscheulichen Lasters verdächtig gemacht, ihn mit der raffinirtesten Bosheit verläumdet. Nun denn, was ist das weiter? Hat es denn Jemand geglaubt? Heine hat sich niemals das geringste Gewissen daraus gemacht, zu lügen, wenn es galt, seine verletzte Eitelkeit zu rächen. Da ihm die Klaue des Löwen fehlte, half er sich immer mit dem Gift des Scorpions und mit dem Unrath des Fuchses. Die ganze Welt weiß das. Zum Ueberfluß hat er selbst eingestanden, daß er oft zum Spaße schreibt, was er selber nicht glaubt. Wenn ein Anderer sich erlaubt hätte, dem Grafen Platen das gedachte Laster vorzuwerfen, so würde er entweder von der ganzen Welt verdammt worden seyn, oder die Welt würde ihm geglaubt und Platen verdammt haben. Es geschah aber keins von beiden. Es war ja nur Heine, der verläumdete. Man wunderte sich darüber nicht, und man glaubte ihm auch nicht. Dies ist die Narrenfreiheit, deren sich Heine erfreut, das Privilegium einer allgemein anerkannten Polissonerie, die sich, um einen sogenannten Judenwiz zu machen, über Alles hinwegsezt, was die übrige Welt für anständig und ehrenhaft hält. Platen hätte sich also gar nicht darüber kränken, dem kleinen Juden gar nicht die Freude machen sollen, sich so sehr zu ärgern.

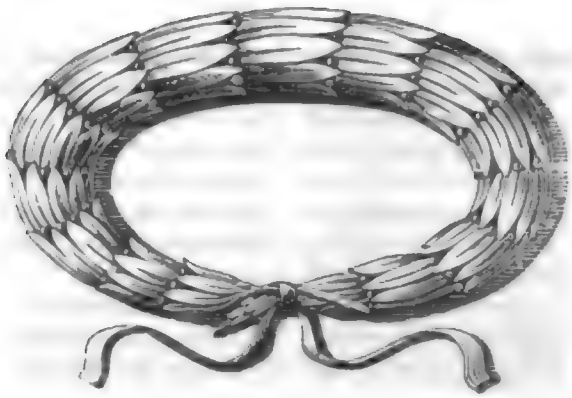
Was wurde Platen sonst von andern Seiten vorgeworfen? Daß er zu viel auf das Aeußerliche (den Versbau), zu wenig auf das Innere (die Erfindung) seiner Dichtungen verwende. Nun das ist ehrlich wahr. Darin hatte die Kritik ganz recht und Platen würde mehr für seine Unsterblichkeit gethan haben, wenn er sie beachtet hätte. Er hat seine Stellung verfehlt. Ein herrliches Talent ist mit ihm zu Grabe gegangen. Es würde fruchtbarer für ihn und die Welt gewesen seyn, wenn er sich nicht so sehr der Mißstimmung hingegeben hätte, die ihn ergriff, sofern er zu hohe Ansprüche an die Theilnahme des Publikums machte und dieselben nicht erfüllt sah. Warum wäre dem Dichter vergönnt, in einer selbstgeschaffnen schönen Welt zu leben, wenn sie ihm nicht ein heitres Asyl gewähren sollte, in dem er vor allen Verunglimpfungen und Vernachlässigungen der Mitwelt sicher ist. Platen hätte an die Mitwelt, wenn sie ihm nicht genügte, nicht immer mit Widerwillen denken, er hätte sie vergessen und mit ruhiger Seele, fröhlich schaffend und wirkend, an die Nachwelt denken sollen. Diese innere Freudigkeit und der Lebensmuth würde ihn uns wahrscheinlich länger erhalten haben.

Berichtigung.

In Nr. 81. Seite 323, Spalte 2, Zeile 14 von unten lies feinen statt freien.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 85. Montag, 21. August 1837.

Kunstgeschichte.

Niclaus Manuel. Leben und Werke eines Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im 16ten Jahrhundert, mitgetheilt von Dr. C. Grüneisen. Mit einer Steinzeichnung. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

Ein Buch eigenthümlicher Art, indem es zugleich eine bedeutende Epoche in der Geschichte einer vielfach merkwürdigen Stadt, den Zustand der bildenden Künste in einem tiefbewegten Zeitraume, und die Eigenthümlichkeit eines vielseitig thätigen Mannes beschreibt, und alsdann die Dichterwerke desselben gesammelt uns darbeut.

Die Verbindung kunst- und kirchengeschichtlicher Studien mit lebhaftem Interesse für Dichtkunst, ja die geringere Entfernung seines Wohnorts von dem Schauplatze der Thätigkeit Manuels mag den Verfasser auf den Gedanken gebracht haben, diese Monographie zu unternehmen, bei welcher wir Fleiß und umsichtige Schilderung der Zeit und der Oertlichkeiten dankbar zu erkennen haben.

Bern ist durch seine Lage an der äußersten südwestlichen Grenze des deutschen Volksstammes, durch seine Oberherrschaft über romanische Völkerschaften, vorzüglich aber durch die mehr militärische als literarische Richtung, die seine Bürger nahmen, und welche diese vorzüglich mit Frankreich in Berührung brachte — Bern ist dem übrigen Deutschland von jeher mehr politisch interessant gewesen, als in Beziehung auf Wissenschaft und Kunst. Auch in der Reformationsgeschichte spielt es Genf und Zürich, ja Basel gegenüber, eine untergeordnete Rolle.

Der Mann nun, dessen Leben und Wirken hier dargestellt, und aus allgemeinen Zuständen im Einzelnen motivirt dargestellt wird, dessen Gedichte hier zuerst gesammelt und geordnet erscheinen, Niclaus Manuel kämpft sich aus dunklem und dem Aufrücken in einer Aristokratie ungünstigen Ursprung empor, zeichnet sich in allen auf dem Titel bezeichneten Beziehungen rühmlich aus, und tritt schon im 46sten seiner Lebensjahre (30. April 1530) vom Schauplatze ab.

Die ehrenvolle, aber immer untergeordnete Stelle, welche Niclaus Manuel in seinen verschiedenartigen Thätigkeiten einnahm, und der frühe Tod, welcher ihn nicht an die Spitze einer derselben gelangen ließ, mögen die Ursache seyn, daß das Andenken dieser merkwürdigen Persönlichkeit nicht früher, und zwar von seinen Stadt- und Stammesgenossen aufgefrischt worden ist. Es ist

Digitized by Google

aber unsere Zeit in demselben Maaße anerkennend, erhaltend und zusammenfassend, in welcher sie in sich selbst zerfallen, materiell und geistig unfruchtbar wird. Der Verfasser bemerkt von Manuels Zeiten sehr richtig: „Es gehört nämlich zu demjenigen, was jene früheren Jahrhunderte vor den späteren gemeiniglich voraushaben, daß der Einzelne nicht sowohl in Einzelnem, diesem oder dem, hervorragte, sondern daß er in Mehrerem, dem und jenem, gleich tüchtig erscheint. So werden die größten Helden und die weisesten Staatshäupter, wie die Kaiser und Könige des schwäbischen Hauses, unter den ersten Dichtern ihrer Zeit genannt; so war Aeneas Sylvius Piccolomini, der klügste Staatsmann unter der dreifachen Krone, zugleich einer der geschmackvollsten Schriftsteller seines Jahrhunderts; so ein Bürgermeister von Wittenberg der berühmteste unter den damaligen sächsischen Malern. Und umgekehrt die namhaftesten Gelehrten, Dichter, Künstler sind nicht bloß in verschiedenen Gebieten der Wissenschaft oder in mehreren Zweigen der Kunstübung gleich bewandert, wie sich Maler, Bildner, Baukünstler zumal in den großen Meistern Italiens zusammenfanden; sondern Wissenschaft und Kunst, vornämlich in ihren Beziehungen auf das Leben, dessen Bräuche und Bedürfnisse, begleiteten sich einander und durchdrangen sich wechselweise. Luther und Zwingli waren beide groß in der Musik; jener noch größer in der Dichtkunst. Der kolossale Schöpfer der Mosesstatue, des jüngsten Gerichts und der Peterskuppel erholte sich gern in Sonetten und Canzonen. Albrecht Dürer, der größte deutsche Maler, Kupferstecher und Holzschneider seiner Zeit, und Leonardo da Vinci, einer der größten Künstler Italiens, und aus dessen Schule noch größere hervorgegangen sind, ergaben sich den tiefsten Forschungen über Meß- und Naturkunde, zumal der optischen und mechanischen Gesetze; jener lehrte die Befestigungskunst, dieser und Benvenuto Cellini übten sie zugleich aus. Auch an Kriegszügen und Staatsgeschäften nahmen sie hinwieder Antheil. Der Reformator von Zürich fiel in der Cappelerschlacht; Hans Löwensprung von Bern, ein kunstreicher Maler seiner Zeit, gegen die Kaiserlichen bei Dorneck. Petrac und Rubens waren zu wichtigen Sendungen ihrer Herren und Höfe gern und oft gebraucht. In gleicher Weise war vornämlich auch Niclaus Manuel, von welchem das Nähere erzählt werden soll, Staatsmann und Soldat, Dichter und Künstler: Maler, Bildner und Holzschneider gewesen."

Und da überhaupt die Geschichte nicht ohne beständigen Parallelismus aller geistigen Thätigkeiten eines Volks und zugleich deren sämmtlicher gleichzeitiger Mitvölker verstanden wird, so ist die Bemühung des Verfassers doppelt dankbar zu erkennen, die Hintergrunde recht sorgfältig auszumalen, vor welchen sich die Thätigkeiten Manuels bewegten. Männer allgemeiner Bildung wird besonders die Einleitung anziehen, die Biographie selbst vorzüglich seinen Landsleuten willkommen seyn, die gesammelten Gedichte werden den Freund der altdeutschen Dichtkunst erfreuen, und die gefällige und anständige Ausstattung den wohlgemessenen Band würdigen Nachbarn auf den Mahagoni-Bücherbrettern zugesellen.

C.

Geschichte.

Sanchuniathons Phönizische Geschichte. Nach der griechischen Bearbeitung des Philo von Byblos ins Deutsche übersezt. Mit einer Vorrede. Lübeck, 1837. 8. S. XVI und 98.

Herr Dr. Classen in Lübeck, welcher diese Uebersetzung durch eine Vorrede einleitet und ihr den Weg gleichsam bahnt, spricht sich über ihren Zweck also aus: „Der Uebersetzer hat bei seiner anspruchelos unternommenen Arbeit keinen andern Zweck als den, einem mehrfach im Publikum geäußerten Wunsche zu entsprechen, daß das vielberedete Buch auch des Griechischen unkundigen Lesern zugänglich gemacht werden möchte. Und in der That scheint es nur den Grundsätzen der Billigkeit gemäß, daß, nachdem in mehreren, auch nicht gelehrten Tagesblättern die Frage von der Aechtheit des Werkes ausführlich verhandelt worden, dem großen Publikum, von welchem die Debatten geführt sind, die Gelegenheit geboten werde, den Angeklagten wenigstens von Angesicht kennen zu lernen. Noch sind die Akten über dieses literarische Phänomen nicht geschlossen: es werden und müssen sich noch ferner Stimmen über das Buch erheben, welches, wie auch das Endurtheil fallen mag, immer eine in seiner Art einzige Erscheinung in der Literatur bleiben wird, entweder einer der schätzbarsten Beiträge zu unserer Kunde der alten Geschichte, oder eine literarische Fälschung, wie sie in diesem Umfange und besonders in dieser Sprache wohl noch nicht vorgekommen ist." Der Vorredner geht darauf in das Einzelne der Begebenheiten ein, welche der Erscheinung dieses seltsamen Geschichtsbuchs vorausgingen und es begleiteten, hebt die Meinung der Gegner wie der Freunde der Aechtheit hervor, und nachdem er selbst nur im Vorübergehen eine Vermuthung über die Entstehungsart des vorliegenden Buchs geäußert hat, von dem er selbst glaubt, daß es nicht Herrn Wagenfeld zum Verfasser haben kann, sagt er, daß, da aus dem

Digitized by Google

griechischen Texte allein die Aechtheit oder Unächtheit nicht genügend dargethan worden, vielleicht die Uebersetzung dazu beitrüge, das Werk seinem Inhalt nach genauer zu untersuchen und von der Geschichte Gründe zu entnehmen, welche die schon stark gegen die Aechtheit sprechenden Gründe der Sprache noch verstärken, oder sie so schwächen, daß kein bedeutender Zweifel mehr obwalten kann.

Ob wir nun gleich für unsere Person gestehen müssen, daß die so seltsam corrumpirte Sprache des Textes, die doch im Grunde nicht verderbt, sondern fehlerhaft aus Unkenntniß der Sprache ist; der sonderbare Mißgriff, wornach statt Philo, Sanchuniathon als redend eingeführt wird; daß was bei Eusebius nur Vorwort des Philo zu dem ersten Buch der Kosmogonie war, jezt als Einleitung zum ganzen Werke erscheint und somit Tanutos als Hauptquelle des Sanchuniathon für die spätere phönizische Geschichte wird; daß endlich Eusebius unmöglich Herrn Wagenfelds Sanchuniathon vor Augen haben konnte, da er über die Zeit, in welcher der phönizische Geschichtschreiber lebte, im Dunkel war, und ihn bis zur Zeit des trojanischen Krieges, ja bis Moses hinauf rückt, während Herr Wagenfeld in seinem Buche ohne Schwierigkeit fand, daß er in der Mitte des sechsten Jahrhunderts gelebt haben mußte, und die genauesten Nachrichten von seiner Familie oben darein; — ob wir gleich durch diese Gründe bewogen, keineswegs glauben, daß wir hier eine ächte Urkunde alter Zeit vor uns haben, so können wir doch nicht umhin, die Absicht des Herrn Dr. Classen zu billigen, durch diese Uebersetzung den streitigen Punkt allgemeinerer Prüfung zu unterwerfen. Die Uebersetzung ist an sich klar, verständlich und so weit wir verglichen haben, treu und fließend.

Nicht übergehen dürfen wir die Ansicht des Herrn Vorredners, daß das Werk vielleicht durch einen Neu-Griechen zusammengesezt seyn könnte, da bei einer merkwürdigen Gewandtheit der Sprache eine durchaus fehlerhafte Bildung der Verbalformen vorherrsche. Diese Meinung ist gar nicht zu verwerfen, denn wenn auch von mehreren Seiten Herr Wagenfeld jede eigene Mitwirkung zur Composition einer möglichen Fälschung abgesprochen wird und also eine etwaige Uebertragung aus dem deutschen Urtext nicht wohl anzunehmen ist, so sind doch die einzelnen Reden und Hymnen, welche hin und wieder eingestreut sind, einestheils so kurz und beschränkt, als wenn mit Aengstlichkeit die Sprache abgemessen worden wäre, anderntheils aber sind sie so ähnlich den hebräischen Dichtungen, wie sie uns Luthers Bibelübersetzung liefert, daß es wohl zu entschuldigen wäre, wenn Jemand auf den Gedanken geriethe, die Bibel wäre in Bezug auf die Sprache zum Vorbild genommen worden und der griechische Text hätte nur so lange auf sich warten lassen, weil er zur Zeit noch nicht existirte. Nimmt man dazu einige kleine Anekdötchen, die zur Kurzweil des Lesers eingestreut sind, als VIII, 9, wo König Beckas, dessen schöne Frau sich unmäßigem Trinken ergeben, Propheten im Gebirge von Armenien fragen läßt, was er gegen diese häßliche Gewohnheit thun solle, und die Antwort erhält, es gebe kein besseres Mittel, sie zu heilen, als ihr mit dem ersten besten Stück Holz hinlängliche Schläge zu ertheilen; oder IX, 6, wo einem Trunkenbolde glauben gemacht wird, er sey der Gastwirth, bei dem er den Rausch sich geholt, und der ächte Gastwirth, um ihn zu verhindern, eine schöne Sklavin zu heirathen, seinen Gläubiger bewegt, ihn vor den Richter zu führen, der ihn, weil er nicht bezahlen kann, als Sklaven dem Gläubiger zuerkennt; — wenn wir diese Anekdötchen betrachten und dabei an jene Erzählung „der dicke Tischler“ gedenken, welche in der Urania, Jahrgang 1825, wenn wir nicht irren, aus dem Italienischen übertragen erschien, und wo derselbe Gegenstand behandelt sich vorfindet, wenn wir in Hofmans Serapionsbrüdern, Band II. Seite 357, eine gute Tracht Schläge als ein kräftiges Mittel wider die Liebe nach Rheses und Valuscus de Terenta empfohlen finden; so wagen wir zwar keinen Schluß zu ziehen, aber wir läugnen nicht, daß dämmernde Gedanken über die Entstehung eines Buchs erwachen, das vielleicht nur eine kleine Nachahmung der aufgefundenen Bücher des Livius durch Freindsheim ist.

Ueber Eisenbahnen.

Die Eisenbahnen und deren Actionäre, in ihrem Verhältniß zum Staat, von David Hansemann. Leipzig und Halle, Renger, 1837.

Unsere Leser werden uns nicht zumuthen, ihnen alle diese Schriften vorzuführen, die bereits über die vielbesprochenen Eisenbahnen geschrieben sind. Nur eine so systematische Schrift von einem so geistreichen Mann, wie die vorliegende von dem berühmten Verfasser der Schrift „Preußen und Frankreich“ glauben wir nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Man wird sich aus dieser besonnenen Schrift über alles unterrichten können, was in Bezug auf die Errichtung von Eisenbahnen zu wissen nöthig ist, denn sie ist eigentlich für angehende Actionäre geschrieben, um sie auf alles, was sie zu thun und zu vermeiden haben, aufmerksam zu

Digitized by Google

machen. Zugleich wirft der Verfaſſer ſein klares Auge auf die politiſchen Zuſtände und die Beziehung der Eiſenbahnen auf dieſelben, und ſagt unter andern über Preußen: „Die Eiſenbahnen können, wie im erſten Abſchnitt gezeigt wurde, den kühnſten Anſprüchen an Wohlfeilheit und Schnelligkeit der Transportmittel entſprechen. Sie können die Bodenkultur, die Gewerbthätigkeit, den allgemeinen Wohlſtand und die politiſche Kraft des Staates in einem früher nie geahnten Grade ſteigern und die Ungunſt der weiten Entfernungen innerhalb des eigenen Landes aus dem Wege räumen. Sie ſind mehr als ſchiffbare Flüſſe, ſie können einem weiten Continent ein eben ſo gutes Transportmittel gewähren, als das Schiff auf dem Meere iſt. — Gerade Preußen hat von allen Staaten das höchſte Intereſſe, dieſes großartige Transportmittel ſich eigen zu machen. — England und Belgien beſaßen ſchon vor Einführung der Eiſenbahnen die vollendetſten innern Communicationsmittel durch Ströme, Kanäle und Kunſtſtraßen; die Bevölkerung iſt auf einem engen Raume zuſammengedrängt; das Meer iſt überall nahe und gewährt, vorzüglich den Engländern, eine wohlfeile Verbindung durch Küſtenfahrt. England und Belgien machen durch Eiſenbahnen günſtige Verhältniſſe nur noch günſtiger. — Wie verſchieden ſind dagegen die Verhältniſſe in Preußen. Große Entfernungen, Länderſtriche, in welchen die vorhandenen Produkte faſt werthlos ſind, weil wegen zu theuern Transports der Abſatz nicht auf den vortheilhafteſten Punkten geſucht werden kann; zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Provinzen gar keine Strom- oder Kanalverbindung; eine ſolche in den öſtlichen Provinzen nur ſehr mangelhaft, theils wegen Seichtigkeit der Ströme, theils wegen der langen Dauer des Winters; die Kunſtſtraßen häufig, trotz der ſorgfältigſten und einſichtvollſten Bemühungen der Behörden, in ſchlechtem Zuſtande, weil das Material dazu nicht ſo gut wie in England vorhanden iſt; keinen eigenen Hafen an der Nordſee; die Schifffahrt auf der Oſtſee ſchwierig und außerdem durch den Sundzoll erſchwert. Welche Aufforderung, ſo große Nachtheile zu beſeitigen! — Das Mittel hierzu iſt in den Eiſenbahnen gegeben; ſie können mehr, als irgend ein andres bis jezt bekanntes Transportmittel, für Preußen die bis jezt dargeſtellten ſtaatswirthſchaftlichen und politiſchen Vortheile herbeiführen. — In Preußen beſtehen, abgeſehen von den weiten Grenzen, noch eigenthümliche Verhältniſſe, welche die Einführung des Eiſenbahnſyſtems mehr als in irgend einem andern Lande gebieteriſch erheiſchen. Es beſteht die politiſche Nothwendigkeit, die neuerworbenen weſtlichen und öſtlichen Theile der Monarchie, ſowohl in der Gemeinſamkeit der Intereſſen als der Geſinnung, mit dem Centralpunkte zu verſchmelzen. Es bedarf keiner weitern Ausführung dieſer Behauptung, die gewiß von jedem Staatsmanne verſtanden wird und unbeſtritten bleibt. — Die politiſche Macht eines Staates iſt ſtets eine relative. In dieſer Hinſicht iſt die politiſche Stärke Preußens beſonders nach der von Frankreich und Rußland zu ermeſſen. Wenn dieſe Staaten durch Eiſenbahnen ihre innere politiſche Macht vermehren, ſo würde Preußens relative Stärke abnehmen, wenn es das Nämliche nicht in wenigſtens gleichem Maaße thäte. Frankreich wird ſeine ſchöne Concentration durch Eiſenbahnen auf einen noch höhern Grad führen. Die ſchwache Seite des großen ruſſiſchen Reichs iſt ſtets der Mangel an Concentration geweſen. Der politiſch große und beharrliche Sinn der ruſſiſchen Regierung ſchreckt nicht vor gigantiſchen Unternehmungen zurück, die des Reiches Macht verſtärken. Nach den innern Einrichtungen Rußlands ſtehen dort der Regierung zur Ausführung ſolcher Unternehmungen große Hülfsmittel zu Gebote, die in gleichem Maaße in Deutſchland, wie im ganzen weſtlichen Europa, nach dem politiſchen Zuſtande des Volks, nicht mehr vorhanden ſind. Rußland wird daher ohne den geringſten Zweifel ſchnell und beharrlich durch Eiſenbahnen die Kraft der Concentration ſich ſchaffen und — des Uebelſtandes der großen Entfernungen entledigt — alsdann eine zum mindeſten verdoppelte Stärke im Innern und nach Außen beſitzen. Ja, es hat Rußland bereits, mit der jezt ſeiner Regierung eigenthümlichen Energie, den Bau der Eiſenbahnen begonnen und ſchneller gefördert als irgend ein europäiſches Land. — Das ruſſiſche Handelsſyſtem laſtet bekanntlich ſchwer auf den preußiſchen Landestheilen an Rußlands Grenzen; der Zuſtand dieſer Landestheile iſt dadurch in politiſcher und ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht wirklich bedenklich geworden und erfordert dringend Abhülfe, wenn dieſe nur irgend möglich iſt. Die Hoffnung auf eine weſentliche Veränderung des ruſſiſchen Handelsſyſtems iſt erſchöpft; alle Bemühungen Preußens zu dieſem Zwecke waren vergeblich. Durch Eiſenbahnen kann dem ſchlimmen Zuſtande gründlich abgeholfen werden. Wende man nicht ein, daß die Anlage von Kunſtſtraßen in jenen Landestheilen die erwarteten guten Folgen nicht gehabt hätte. Die Anlage von Eiſenbahnen, wenn dieſe zur wohlfeilſten Benutzung hergegeben werden, muß nothwendig ganz andere Folgen hervorbringen, weil dann die Maſſe der Produkte den Transport in weite Entfernung tragen kann, und für den Perſonenverkehr die weiten Entfernungen ſo außerordentlich, ſowohl nach der Zeit als den Koſten, verkleinert werden.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt
Redigirt von Wolfgang Menzel.
Nr. 69. Freitag, den 30. August. 1839.

Neue Art Gedichte.

Gedichte von Nikolaus Lenau. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1838.

Lenau ist ein Dichter, der sich nicht in die Reihe stellt, sondern seine eigene Bahn geht. Er ist ein Dichter, der nicht nachahmt, sondern selbst schafft. Er ist ein Dichter, der nicht Gedanken und Empfindungen Anderer wiederholt, sondern seine eigenen Gedanken und Empfindungen ausspricht. Er ist ein Dichter, der nicht Bilder Anderer wiederholt, sondern seine eigenen Bilder schafft. Er ist ein Dichter, der nicht Worte Anderer wiederholt, sondern seine eigenen Worte findet. Er ist ein Dichter, der nicht Reime Anderer wiederholt, sondern seine eigenen Reime findet. Er ist ein Dichter, der nicht Rhythmen Anderer wiederholt, sondern seine eigenen Rhythmen findet. Er ist ein Dichter, der nicht Strophen Anderer wiederholt, sondern seine eigenen Strophen findet. Er ist ein Dichter, der nicht Gedichte Anderer wiederholt, sondern seine eigenen Gedichte findet. Er ist ein Dichter, der nicht Dichter Anderer wiederholt, sondern seine eigenen Dichter

erst zu untersuchen, dann die Mittel der Einschränkung, wenn nicht Vertilgung, auszuwählen und ein sittliches Leiden eben so rationell zu behandeln, wie eine Krankheit, die zugleich epidemisch und unausrottbar ist.

Als der erste und folgenreichste Fortschritt dürfte zu betrachten seyn, daß man dahin gelangt ist, die Sache mit Geduld zu behandeln, und daß man die beiden Extreme vermeidet, die bisher so viel geschadet haben, sofern der Eine das Uebel radikal ausrotten wollte und dann immer fehl ging, der Andere aber in der Resignation, es nicht ausrotten zu können, es in seinem ganzen Umfang gewähren ließ.

Herr Parent-Duchatelet hat in dieser Beziehung geleistet, was nie zuvor geleistet wurde, und die Menschheit ist ihm dafür Dank schuldig. Sein Werk, so interessant für Psychologie und Völkerkunde, ist zugleich eine Anweisung für die Polizei aller Länder, und keine betreffende Behörde sollte es unbenuzt lassen.

So schwierig und in vieler Hinsicht abscheulich und ekelerregend die Untersuchung war, so ließ sich Parent-Duchatelet davon nicht abschrecken. Er war dazu geboren, er hatte das Genie und die Ausdauer dafür, die andern Sterblichen fehlt und auch kaum zuzumuthen ist. Er ist viele Jahre lang täglich durch alle Gefängnisse und Spitäler und durch alle Winkel des Lasters gegangen, um Material zu seinem Werke zu sammeln und fern von aller vagen Theorie die bestimmteste Erfahrung zur Richtschnur zu nehmen. Er hat sich schon früher mit einem kaum weniger ekelerregenden, und nicht minder für die Gesundheitspolizei einer großen Stadt wichtigen Untersuchung beschäftigt und vergleicht nun eine mit der andern: „Als ich mich mit meinen Forschungen über die Pariser Abzugskanäle beschäftigte, schien mir alles ganz vollkommen zu seyn, so lange ich mich mit Untersuchung der Bodenfläche begnügte. Allein als ich sie nun im Innern durchsuchte, wo mir der Schlamm oft bis übers Knie stieg, gewahrte ich auch sehr leicht, was bei dem bisher befolgten Verfahren fehlerhaft war. Ich konnte die bedeutenden Gefahren, welchen die Hauptstadt ausgesezt war, voraussehen und die Mittel angeben, wie ihnen schnell zu begegnen sey. Meine Abhandlung ist vor länger als zehn Jahren gedruckt; man hat mich bei den Riesenarbeiten unter der Erde, die seit dieser Zeit unternommen worden sind, nicht zu Rathe gezogen, allein die Ingenieurs haben ihr System geändert und wahrscheinlich das Richtige in meinen Bemerkungen gefunden; denn bei der neuen Richtung der Schleussen und in mehrern einzelnen Theilen des Baues folgten sie getreu allem, was ich in meiner Schrift angegeben hatte. Dieses Ergebniß thut mir wohl; hätte ich es aber gewonnen, wenn ich nur meinen Widerwillen und der Furcht vor den bei solchen Nachforschungen unvermeidlichen Gefahren Gehör hätte geben wollen? — Um auf die verworfenen Höhlen der Unzucht zurückzukommen, muß ich bekennen, daß ich sie zu erforschen größern Muth aufbieten mußte, als der war, welcher mich beim Besuche der mit Morast und stinkender Luft gefüllten Kloaken beseelte."

Er theilt nun die Resultate seiner vieljährigen systematischen Forschung mit. Zuerst bezeichnet er tabellarisch seit 1812 die Zahl aller in den Listen der Polizei eingeschriebenen öffentlichen Dirnen von Paris, und er beweist dadurch, daß diese Zahl weit geringer ist, als sie gewöhnlich angegeben wird. Sie übersteigt nämlich nicht viertehalb tausend. Dann untersucht er ihre Herkunft nach der Provinz, nach den Familien und weist aus den Geburtsscheinen nach, daß der dritte Theil ihrer Väter nicht habe schreiben können, also den niedrigsten Klassen angehört habe, daß ferner der vierte Theil aller zu dieser Klasse gehörigen, in Paris selbst gebornen Mädchen von uneheliger Geburt seyen, also gewissermaßen nur die Schande der Eltern fortsetzen. Ferner untersucht er die Gewerbsarten, welche jene Mädchen vorher getrieben und findet, daß sie sich vorzugsweise sitzend beschäftigt, als Fabrikarbeiterinnen, Putzmacherinnen ꝛc. Endlich weist er nach, daß diese Geschöpfe selbst großentheils völlig ungebildet seyen, indem unter 4470 in Paris selbst gebornen Mädchen doch nur 110 gut, 1780 sehr schlecht und 2352 gar nicht hätten schreiben können. Hierauf untersucht er das Alter der Dirnen. Es ist schreckenerregend, auf der Liste Mädchen von 10, 11, 12, 13, 14 Jahren zu finden; allein der Verfasser weist nach, daß die Polizei nur eine sehr nothwendige und wohlthätige Handlung begehe, indem sie Individuen von so zartem Alter in die öffentlichen Listen eintrage, weil diese unglückseligen Geschöpfe trotz ihrer Jugend schon ganz verdorben und gewöhnlich so gefährlich krank gefunden werden, daß sie ohne die polizeiliche Aufsicht weit mehr Unheil in der Stille anrichten würden. Es sind dies gewöhnlich unglückliche Kinder, die von ihren habgierigen Eltern so frühzeitig an das Laster verkauft und dazu abgerichtet werden. „Fast alle solche unmündige Mädchen sind von ihren Eltern verlassen. Hält man die lezteren dazu an, ihre Kinder wieder aufzunehmen, so antworten sie beinahe stets: „Die Polizei kann mit ihnen machen, was sie will." Man weiß, daß einige von der Schmach ihrer Töchter Gewinn ziehen, allein die Polizei vermag nichts in solcher Beziehung, weil alle dergleichen Dinge im Geheim stattfinden. Nicht selten sieht man in einem Jahre fünf bis sechs Väter selbst erscheinen, um ihre Einwilligung zum Einschreiben der unmündigen Töchter

Digitized by Google

zu geben. Einige aus Paris fortgewiesene Mädchen kamen zurück und brachten solche Zustimmung schriftlich mit; die Polizei hütet sich aber wohl, diesen Beleg schriftlich zu verlangen, weil er eine zu empörende Unsittlichkeit darthun würde. — Wer kann, ohne zu schaudern, an die Gegenwart und das künftige Schicksal solcher unglücklichen Kinder denken, die, ohne zu wissen was sie thun, der thierischen Wollust von den lasterhaftesten Menschen überliefert werden; manchmal bekommen sie Schläge und werden gemißhandelt, wenn es ihnen einfällt, sich einigermaßen zu sträuben, und dies geschieht wohl selbst von Seiten derer, welche sie den ausgearteten Männern schaffen, die unsere ganze Verachtung, unsern Unwillen verdienen. Man kann es nicht oft genug wiederholen; in unserer Zeit werden die jungen Mädchen nicht in den öffentlichen, wohl aber in den Winkelhäusern verführt, wohin man sie mit Gewalt und List lockt; hier bringt man sie auf Abwege, unterrichtet sie, richtet sie zur Wollust ab und gibt sie preis."

Besonders interessant ist die Erforschung der Ursachen, welche zu dem erwähnten traurigen Berufszweige führen. Zwang oder Beispiel der Eltern und Geschwister ist die Ursache in sehr vielen Fällen, wie namentlich die große Zahl leiblicher Schwestern beweist, die sich in den Listen finden. Noch öfter ist Verführung die Ursache, in deren Folge Elend und Verzweiflung die Mädchen dahin bringt, sich an das Laster zu verkaufen. Eben so oft aber Faulheit, Näscherei, Eitelkeit auf schöne Kleider ꝛc. Als eine Hauptursache hebt der Verfasser hervor, daß dem weiblichen Geschlecht nach und nach immer mehr Erwerbszweige durch das männliche entzogen werden. „Ist es nicht z. B. eine Schande, in Paris Tausende von Männern, im kräftigsten Alter, zu sehen, welche in den Kaffeehäusern und Kaufläden, in den Magazinen das weichliche und weibische Leben führen, das nur Frauen zukommen kann, die sich mit nichts beschäftigen, als ein Gefäß zu reinigen und einen Lappen zu handhaben? Man sieht sie in der That auch unwissend bleiben und vor der Zeit schwach werden. — Sieht man solche traurige Folgen, so fragt man sich, ob auch die menschliche Gesellschaft sich mit dem Schicksale der Frauen, dieses Theils ihrer selbst, der ihre Sorgfalt so sehr verdient, der auf alles, was den Gang der Staatsmaschine betrifft, so vielen Einfluß hat, hinreichend beschäftigt. Ich glaube, daß in dieser Beziehung uns noch eine große Menge Verbesserungen zu bewirken bleiben. Es ist schwer, solche Dinge zu behandeln, aber wichtig sind sie und mir scheinen sie eben so beachtenswerth für den Freund der Religion und der Sitten, wie für den nachdenkenden Staatsmann. — Man wird kaum glauben können, daß der Pfad der öffentlichen Unzucht von manchen Frauenzimmern eingeschlagen worden ist, um den Pflichten zu genügen, welche ihnen der Name Tochter oder Mutter auflegte, allein nichts ist begründeter. Man sieht nicht selten verheirathete, vom Manne verlassene oder desselben beraubte, folglich aller Unterstützung entbehrende Frauen bloß in der Absicht feil werden, um eine zahlreiche Familie nicht Hungers sterben zu lassen. Noch häufiger ist es, junge Mädchen zu finden, die mit der Arbeit nicht die Mittel erwerben können, die Bedürfnisse ihrer alten, schwachen Eltern zu decken, und so das Gewerbe der Lustdirnen ergreifen, das Mangelnde zu ergänzen. Ueber beide Klassen der Leztern habe ich zu oft besondere Umstände aufgezeichnet gefunden, um nicht überzeugt zu seyn, daß sie in Paris häufiger sind, als man es denken sollte." Daraus läßt sich auch erklären, warum so viele verheirathete Frauen zum Theil mit Wissen ihrer Männer, sich einschreiben lassen, was die Polizei auch allen Kirchen- und Sittengesetzen zum Trotz thun muß, nur um dadurch eine der gefährlichsten Quellen der syphilitischen Pest zu verstopfen.

Von psychologischem Interesse ist, daß das Laster fast durchgängig nur Mittel für anderweitige Zwecke, und nur in den seltensten Fällen selbst Zweck ist. Der Verfasser behauptet dies ausdrücklich und wiederholt, daß nicht nur die Messalinen sehr selten unter der erwähnten Klasse seyen, sondern daß sie auch in Reden und Lektüre selten ihren Stand verrathen, weil ihr Geist und ihre Phantasie von ihrem Handwerk abstrahiren, und weil das Gewohnte keinen Reiz auf sie übe. Ueberhaupt sind die psychologischen Untersuchungen des Verfassers äußerst werthvoll und zum Theil durch Neuheit überraschend. Er hat überall die Spuren des bessern menschlichen Gefühls mitten im Taumel des Lasters verfolgt und auf die kleinen Eigenheiten aufmerksam gemacht, durch die sich unwillkürlich das Edlere im Menschen verräth. „Man kann also sagen, daß sie wohl wissen, wie sie Böses thun und mit Recht verachtet werden. Auch befinden sie sich nur unter einander und mit elenden Wichtern wohl. Jedem Beobachter fällt es in die Augen, daß sie sich Leuten von Vernunft und Ordnung gegenüber unbehaglich und außerhalb ihrer Sphäre fühlen. Der Anblick von Familien, Müttern und ehrsamen Frauen ist ihnen unerträglich; sie pflegen sie gern zu beleidigen, um sich in gewisser Art für die von ihnen empfangene Verachtung zu rächen. — Wenn sie bei Ausübung ihres Gewerbes Keckheit und Unverschämtheit zur Schau tragen, so gibt es auch viele, die unter andern Umständen alle Sorge darauf wenden, nicht als das, was sie sind, zu erscheinen. Sie betragen sich zu dem Zwecke mit einem bemerkenswerthen Anstande, und kommen sie, im Untersuchungszimmer der Besichtigung Genüge zu thun, so wenden sie

Digitized by Google

alles Mögliche an, nicht bemerkt zu werden; oft schleichen sie fast verstohlen und schlüpfen hinein, möchte man sagen. Alle Aufseher haben diese Beobachtung gemacht. — Eben so bemerkten die Aufseher, daß einige, die zu rechtlichen Familien gehörten, sich in sehr entfernte Bezirke begaben, um nicht von ihren Nachbarn betroffen zu werden. Im Allgemeinen fürchten sie nichts mehr, als das Zusammentreffen mit Leuten, welche sie kannten, als sie noch ordentlich lebten. Ich habe im Spitale mehrere gefunden, die nur in Folge solcher Ueberraschung krank waren, und werde, wo ich über die Physiologie spreche, von einer Nachricht geben, die in Folge des Eindrucks, den der Anblick eines Landsmannes auf sie machte, wahnsinnig wurde." In Bezug auf Religion wird bemerkt. „Einige seltene Ausnahmen abgerechnet, kann man sagen, daß sie alle in dieser Hinsicht in der tiefsten Unwissenheit schweben; ein Umstand, welcher alle Beobachter, besonders aber die ehrwürdigen Damen überrascht hat, deren meine Einleitung Erwähnung that. Diese lezten fanden eine große Zahl, welche kaum eine Kenntniß, eine Idee von der Gottheit hatten; besonders unwissend zeigten sich solche, die von den Eltern ins Leben hinausgestossen und von der frühesten Jugend an sich selbst überlassen worden waren, oder wohl gar nicht einmal wußten, von wem sie stammten." Als allgemein schlechte Eigenschaften der Klasse werden genannt: Faulheit, Unreinlichkeit, Naschhaftigkeit, ein großer Hang zum Lügen und Jähzorn. „Die Sucht zu lügen, ist bei den öffentlichen Mädchen allgemein und ein Kind der immer falschen Stellung, des peinlichen Zustandes, worin sie leben, der Meinung, die man, wie sie wissen, von von ihnen hegt." Eben so herrschen aber auch allgemein gute Eigenschaften vor. „Ein ausgezeichneter Charakterzug dieser Unglücklichen ist der gegenseitige Beistand, die Hülfe, welche sie sich in Noth und Unglück leisten. Wird eine von ihnen krank, so sind alle andern trostlos und beeilen sich, ihr allen nöthigen Beistand zu schaffen; sie führen sie ins Spital und besuchen sie regelmäßig." Sehr interessant ist auch folgender Zug: „Eine stete, bis jezt durch keine Thatsache widerlegte Beobachtung ist, daß ein schwangeres Mädchen augenblicklich der Gegenstand von Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit aller ihrer Gefährtinnen wird; besonders aber während und nach der Entbindung verdoppeln und vervielfachen sich die Aufmerksamkeit und diese Pfänder der Theilnahme. Die eine reinigt die Wäsche des Kindes, die andere wartet die Mutter, ihr gibt man freudig alles hin, was sich nur entbehren läßt. Wächst das Kind heran, so fehlt es nicht an solchen, die es wiegen, man reißt es sich aus den Händen, alle wollen es haben und es geht so weit, daß die Mutter nicht Herrin darüber ist." In diesem schönen Zuge scheint sich eine Achtung vor der eigentlichen Bestimmung des Geschlechts auszusprechen, die etwas Heiliges hat. Damit hängt auch zusammen, was der Verfasser später berichtet, daß die frömmsten Nonnen nie im Stande gewesen seyen, in Gefängnissen und Spitälern einigen Einfluß auf die Dirnen zu gewinnen, wohl aber einfache Frauen und Mütter, denen sie unbedingt gehorcht hätten. Dahin kann man gewissermaßen auch die Neigung der Mädchen rechnen, eine Quasi-Ehe einzugehn. Das schlechteste Gesindel von Paris, Diebe, Pflastertreter der niedrigsten Art ꝛc. macht aus dieser Eigenschaft der Mädchen eine Erwerbequelle. „Diese Kerle, an welche die Mädchen eine unglaubliche Anhänglichkeit haben, lassen sich von denselben nicht nur nähren und kleiden, sondern geben auch auf die Mädchen, welche sich ihnen anschlossen, unaufhörlich acht. Sie wissen es, wenn diese 30 oder 40 Sous gewonnen haben, und nöthigen sie in die Schenke zu kommen, um das Verdiente dort mit ihnen zu vertrinken; weigern sie sich, so fehlt es nicht an Schlägen." Diese Bursche machen der Polizei sehr viel zu schaffen, besonders durch Händel, die sie erregen, um unerfahrene Jünglinge zu bestehlen.

Die Anhänglichkeit der Mädchen an solche männliche Individuen geht aber noch nicht so weit als die an weibliche, und der Verfasser weist nach, daß das damit in Verbindung stehende Laster in einem unglaublichen Grade in Paris verbreitet sey. So merkwürdig die Aufschlüsse sind, die er darüber gibt, glauben wir diesen Punkt doch hier übergehen zu müssen. Eben so die sehr interessante Untersuchung der körperlichen Eigenheiten und Krankheiten der erwähnten Klasse. Wahnsinn ist sehr häufig und „bemerkenswerth ist wohl auch bei dieser Gelegenheit, daß nichts seltener unter solchen Kranken vorkommt, als der erotische Wahnsinn, mag er nun chronisch, wie in der Narrheit, oder Folge von Fiebern und hitzigen Krankheiten seyn. Nach den Beobachtungen Esquirols beschäftigt sich der Wahnsinn hier fast immer mit Vorstellungen von Ehrgeiz, Ehre und Reichthum."

Dann beschäftigen den Verfasser die Häuser und ihre innern Einrichtungen, wobei er die allmählich durch die Polizei bewirkten Verbesserungen ins Licht sezt. Alle diese Verbesserungen beruhen auf dem Grundsatz, daß es besser sey, eine sociale Pest, die einmal unausrottbar sey, in gewissen Schranken fortzupflanzen, als schrankenlos.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

№ 10. Stuttgart, 8. April 1829.

Neue Bücher.

Geschichte der Deutschen. Für das deutsche Volk bearbeitet von Wilhelm Menzel. Erster Band. Stuttgart, Verlag der Literatur-Anstalt. 1829. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Es ist ein Unglück für unsere Literatur, daß sie so wenig populär ist. Wir haben Gelehrte, Dichter, Philosophen, Kritiker, Alles in Fülle, aber wenig Schriftsteller, die sich an das Volk wenden. Wir haben Bücher für Gelehrte, Bücher für Dichter, Bücher für Philosophen, Bücher für Kritiker, Alles in Fülle, aber wenig Bücher für das Volk. Wir haben Bücher, die nur Gelehrte, nur Dichter, nur Philosophen, nur Kritiker lesen können, aber wenig Bücher, die das Volk lesen kann. Wir haben Bücher, die nur Gelehrte, nur Dichter, nur Philosophen, nur Kritiker lesen wollen, aber wenig Bücher, die das Volk lesen will. Wir haben Bücher, die nur Gelehrte, nur Dichter, nur Philosophen, nur Kritiker lesen müssen, aber wenig Bücher, die das Volk lesen muß. Wir haben Bücher, die nur Gelehrte, nur Dichter, nur Philosophen, nur Kritiker lesen dürfen, aber wenig Bücher, die das Volk lesen darf. Wir haben Bücher, die nur Gelehrte, nur Dichter, nur Philosophen, nur Kritiker lesen sollen, aber wenig Bücher, die das Volk lesen soll. Wir haben Bücher, die nur Gelehrte, nur Dichter, nur Philosophen, nur Kritiker lesen können, wollen, müssen, dürfen, sollen, aber wenig Bücher, die das Volk lesen kann, will, muß, darf,

Millionen anzuwenden hätten, gehörten sie doch nichts desto weniger in die Reihe der Individuen, die bei allen Völkern für ehrlos und verworfen gelten.“ Das junge Deutschland und Herr Heine wollten nichts Anderes, ja sogar förmliche Aufhebung der Ehe, Weibergemeinschaft und sinnliche Feste.

Weit gefährlicher als die polizeilich beaufsichtigten Häuser sind die vornehmen und gemeinen Winkel, in denen sich das Laster vor der Polizei zu verbergen weiß. Der Verfasser unterscheidet deßfalls: Galante Damen in den vornehmsten Verbindungen — Gesellschaftsdamen, die große Diners und Soireen geben — Theaterdamen — einzeln wohnende Mädchen; diese alle stehen etwas höher im Range als die in Häusern zusammenwohnenden; dagegen steht eine Klasse herumschweifender und zum Theil ohne Obdach bleibender Dirnen (namentlich die pierreuses vor den Thoren) viel tiefer. Um ihre Bekanntschaft zu machen, führt uns der Verfasser in die ekelhaftesten Winkel zu rohen Soldaten und in Diebs- und Mordwinkel, wo alle Verbrechen zugleich mit einander buhlen und von wo, wie von Thyestes Mahl die Sonne selbst sich wegwendet. Wir wollen diese Schilderungen, die sich am Schluß des ersten Theils finden, lieber übergehn.

Im zweiten Theil werden wir in die Gefängnisse und Spitäler geführt, die weit weniger die Strafe, als Schule des Lasters sind. Mit tiefem Ernst spricht der Verfasser über die Syphilis, diese wahre göttliche Strafe für das Laster, das ihre Ursache ist. „Die Syphilis ist aber bei uns, bei unsern Nachbarn, auf der ganzen Erde einheimisch. Freilich tödtet sie nicht auf der Stelle, wie viele andere Krankheiten; allein dies verhindert nicht, daß die Zahl ihrer Opfer ungeheuer wird. Ihre Verheerungen werden nicht unterbrochen; sie trifft vorzugsweise den Theil der Bevölkerung, welcher vermöge seines Alters die Stärke und den Reichthum des Staates bildet. Sie beraubt diesen Theil des Volkes der Kraft, gerade in dem Augenblicke seines Lebens, wo es, nach den Gesetzen der Natur, im Stande ist, tüchtige Wesen zu erzeugen, und wenn auch dadurch diese Volksmasse nicht unfruchtbar wird, so bilden doch die davon erzeugten Unglücklichen ein ausgeartetes Geschlecht, das zu den bürgerlichen Gewerben so wenig taugt, wie zum Soldatendienste, das zulezt eine Bürde für die bürgerliche Gesellschaft wird. Kurz, die reinste Unschuld und Tugend sind in unsern neuern Staaten nicht vor ihren Eingriffen sicher. Wie viele Ammen, wie viele tugendhafte Gattinnen und Kinder an der Brust werden alle Jahre grausam von ihr ergriffen!“

Ueber die Behandlung der Kranken in den Spitälern spricht Herr Parent-Duchatelet aus Erfahrung vortrefflich und gibt manchen Rath, der zu beherzigen ist. Besonders klagt er über den bisherigen Mißstand, daß sich die Dirnen in den Gefängnissen sehr behaglich, in den Spitälern aber unbehaglich befänden, und er räth als die erste und nöthigste Maxime an, sie umgekehrt im Gefängniß strenger zu halten, im Spital aber ihnen alles leichter zu machen. Die geistliche Einwirkung soll, nach des Verfassers Behauptung, gleich Null seyn, da der Cölibat der katholischen Kirche die Priester genau in dieselbe Lage zu jenen verwahrlosten Geschöpfen bringt, wie die Nonnen, von denen oben schon gesprochen ist. Die Dirnen haben keinen Respect vor ehelosen Individuen, nur ein verheiratheter Mann oder eine Frau flößt ihnen Achtung ein.

Sehr gut bemerkt der Verfasser, daß der Einfluß der Polizei und die gute Wirkung polizeilicher Maßregeln augenblicklich zugenommen haben, sobald der Staat, oder vielmehr die Stadt Paris, es verschmäht habe, länger von dem privilegirten Laster Procente zu nehmen. Bei diesem Anlaß theilt der Verfasser eine Geschichte der betreffenden Institute in Paris von ältern Zeiten her mit.

Schließlich geht er auf die Frage ein, ob das Uebel nicht radical ausgerottet werden könnte und sollte? Er wagt es nicht, diese Frage zu bejahen.

Aus der großen Menge von Sittenzügen, welche das Buch enthält, wollen wir noch einige hervorheben. Es sind nicht die grellsten, doch lassen sie einen Blick in das sittliche Leben der Pariser thun, das nachzuahmen den guten Deutschen immer von Neuem empfohlen wird.

„Einigen Inhaberinnen von solchen Häusern fehlt es nicht an Geist, Bildung und feiner Lebensart, wozu noch eine Anlage zur Näschsucht kommt; sie geben daher Frühstücke und Mittagsmahle, zu denen die Wollüstlinge aller Stände, die Geld aufwenden können, kommen, weil sie sicher sind, hier die reizenden Mädchen, jene eigne Klasse gefährlicher Frauen zu finden, von denen schon anderwärts geredet wurde, und welche die Polizei nicht als öffentliche Dirnen betrachten kann, ob sie schon in der That dies Gewerbe treiben. Oft werden solche Zirkel auf dem Lande oder an entfernten Orten, heute hier, morgen da, veranstaltet. Man spielt hier um außerordentliche Summen, und da die hier befindlichen Gauner von Kopf und Weltton mit den Mädchen, wie mit der Dame vom Hause einverstanden sind, so begreift man auch, wie gefährlich diese Orte, wie sie dem Beutel noch verderblicher als der Gesundheit sind. — Es gibt dergleichen, die auf sehr hohem Fuße gehalten werden, wo man großen Aufwand macht, an deren Spitze Frauen stehen, welchen die Polizei, so genau sie auch dieselben kennt, doch nichts anhaben kann; die endlich äußerlich

Digitized by Google

und Hafer, die Kartoffeln und Futterrüben, die Wiesen und Weiden, die Obstbäume und Weinstöcke, die Gemüse- und Blumengärten, die Bienenstöcke und Seidenraupen, die Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Gänse, Enten, Tauben, Bienen und Seidenraupen, die Fische in den Teichen, die Krebse in den Bächen, die Wildbahn in den Wäldern, die Jagd auf Hasen, Füchse, Rehe, Hirsche, Wildschweine, Auerhähne, Birkhähne, Fasanen, Rebhühner, Wachteln, Schnepfen, Enten, Gänse, Tauben, Krammetsvögel, Lerchen, Drosseln, Amseln, Meisen, Finken, Sperlinge, Schwalben, Störche, Reiher, Kraniche, Adler, Falken, Habichte, Sperber, Eulen, Raben, Krähen, Elstern, Eichhörnchen, Dachse, Iltisse, Wiesel, Ratten, Mäuse, Maulwürfe, Igel, Fledermäuse, Kröten, Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Schlangen, Würmer, Insekten, Spinnen, Käfer, Schmetterlinge, Raupen, Puppen, Eier, Larven, Maden, Flöhe, Läuse, Wanzen, Fliegen, Mücken, Bremsen, Hornissen, Wespen, Ameisen, Bienen, Hummeln

Die regelmäßige Lebensart bestand darin, minderjährige Mädchen in Winkelhäusern zu opfern.“

„Es ist merkwürdig, die List von aller Art, welche Frauen, die zu ihrem Vortheil geheime Ausschweifungen begünstigen, in Anwendung bringen, und die Mittel zu sehen, die benuzt werden, die Aufmerksamkeit der Behörde zu täuschen. Ich will zu dem Zwecke einige Thatsachen mittheilen, die man im Laufe eines einzigen Jahres zu beobachten Gelegenheit hatte. — Zwei dergleichen eigneten sich den Namen einer Hebamme zu, hatten Kostgängerinnen, und die eine verkaufte ihre jungen Opfer zu 500 Franken. — Eine Andere nannte sich eine Zahnärztin, sie rühmte ihre Kenntnisse in der Kunst, auf der Stelle, wie durch Zauberei, die heftigsten Schmerzen beseitigen zu können; man fragte nun unter solchem Vorwande nach ihr, und die jungen Opfer, so wie ihre Liebhaber, stiegen allemal nur mit verbundenem Gesichte zu ihr hinauf, indem sie den größten Schmerz heuchelten. — Eine Alte äffte die Kleidung und Sprache einer barmherzigen Dame nach, und führte an der Hand zwei oder drei bescheiden gekleidete, kleine Mädchen, die durch ihre artige Weise, Anmuth und ein gefälliges Wesen jeden fesselten, der sie sah. Unter dem Vorwande, ihnen Unterstützung zu schaffen, brachte die Elende sie in die Hôtels garnis, und besonders zu reichen Engländern, deren Geschmack und Wohnung sie kannte. Sie trieb ihr Spiel so im Stillen, daß Jedermann, der sie sah, Achtung hatte.“

„Zwei Knaben von 10—12 Jahren führen zwei Lustdirnen in ein Kaffeehaus und bezahlen das Eis für sie. Das Publikum ist über die Schamlosigkeit der Mädchen und der Kinder aufgebracht, es kann sein Erstaunen nicht zurückhalten, man umringt sie und bringt sie, wie ganz von selbst, zur Thüre hinaus. — Die Polizei erfährt die Sache, zieht Erkundigungen ein und läßt die Mädchen mit den zwei Kindern verhaften. Aus der Untersuchung ergibt sich, daß die lezteren schon lange den schändlichsten Lastern ergeben waren, daß sie die Mädchen angelockt, daß diese sie anfangs fortgewiesen und nur ungern bei sich gesehen hatten; daß die Hausinhaberin, welcher die Mädchen gehörten, ihnen heftige Vorwürfe gemacht hatte, so junge Kinder bei ihr hereingebracht zu haben, welche sie gleich am nächsten Tage fortschicken wolle. Die Mädchen führten zu ihrer Entschuldigung noch an, wie die Kinder schon in andern Häusern gewesen wären; allein man antwortete ihnen, sie müßten den Nachtheil kennen, den es auf sich habe, ein selbst nichtsnuziges Kind aufzunehmen; sie müßten wohl wissen, wie Kinder von solchem Alter kein Eigenthum besäßen, und folglich das ihnen gegebene Geld nothwendig den Eltern oder andern Leuten gestohlen hätten; es sey zugleich Frechheit, sich mit Kindern von solchem Alter in einem Kaffeehause hinzusetzen und sich vor den Augen eines ganzen Publikums liebkosen zu lassen.

Doch genug von diesem jungen Frankreich.

Werke über Algier.

1) Frankreich — Algier. Vom Eremiten von Gauting. Zum Besten der Colonie Hallberg im Freisinger Moos. München, Franz, 1837.

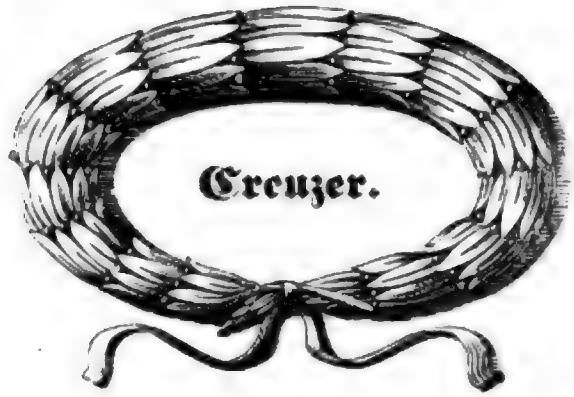
So überflüssig viel auch schon über Algier geschrieben worden ist, wird man doch das neue Reisewerk des bekannten Eremiten von Gauting noch mit Vergnügen lesen. Er ist einer der originellsten Reisenden, geübt im Blick, treu, kurz, und nicht selten angenehm naiv in der Darstellung, wie alle seine frühern Reiseschilderungen schon bewiesen haben. In Afrika hat ihn die Natur sehr, und kaum weniger das arabische Volk angezogen; dagegen haben ihn die Franzosen und die Juden in Algier selbst abgestoßen und er spricht sich sehr derb und gerade über den Unfug aus, den die Franzosen in Algier treiben, über ihre gänzliche Unfähigkeit zu colonisiren, über ihre militärischen Fehler, ihre elende Justiz und Willkürwirthschaft und insbesondere über ihr Stehlen, denn in Algier stiehlt alles, was Franzose heißt, vom Marschall bis zum lezten Schreiber hinab. Uns wundert bei diesem neuen Anlaß nichts, als daß man sich immer von neuem über solche Dinge wundert. Das französische Militär stiehlt in Algier nicht zum ersten Mal. Was haben denn ihre Marschälle bei uns gethan? Man sollte es endlich wissen. — Originell sind die vom Verfasser eingestreuten arabischen Gedichte, und am Schluß ein seltsamer Antrag an den Papst, die christlichen Confessionen zu vereinigen und die Mohamedaner zu bekehren.

2) Memoiren aus Algier, oder Tagebuch eines deutschen Studenten in französischen Diensten, von Hermann H. Bern, Fischer und Comp., 1837.

Von einem jungen Manne, daher in rosenfarbner Laune geschrieben, voll romanhaften Partien und zärtlichen Reminiscenzen ꝛc., aber zugleich voll Unzufriedenheit mit der elenden Verwaltung der Franzosen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 88. Montag, 28. August 1837.

Römische Geschichte.

11) Friedrich Creuzers deutsche Schriften, neue und verbesserte. Vierte Abtheilung. Zur römischen Geschichte und Alterthumskunde. Erstes Heft. Leipzig und Darmstadt, 1836. VI u. 151 S. 8.

Das erste Heft der vierten Abtheilung der deutschen Schriften eines unserer gelehrtesten und geachtetsten Philologen enthält zwei vortreffliche Abhandlungen: 1) Blicke auf die Sklaverei im alten Rom, und 2) Gallienus und Salonia, in denen der Verfasser mit seiner anerkannten Gründlichkeit eine Reihe der wichtigsten Verhältnisse der römischen Welt erörtert. Im ersten Aufsatze zeigt er uns zunächst, wie einer im alten Rom Sklave ward, und was er als Sklave zu leiden und zu leisten hatte. In den ältesten Zeiten, wo der römische Hausvater mit seinen Söhnen selber das Feld bestellte, mußte das Bedürfniß, Sklaven zu besitzen, sehr gering seyn, und die Kriegsgefangenen, in den kurzen Feldzügen gegen die benachbarten Völker gemacht, reichten vollkommen hin, um Hände für den Landbau und die nothwendigen Gewerbe zu gewinnen. Mit der allmähligen Ausbreitung der Römermacht und mit der Ausdehnung der Grundstücke mußte auch die Menge der Sklaven zunehmen. Doch waren lange Zeit hindurch italische Kriegsgefangene wohl die einzigen Sklaven, welche die Römer hatten. Menschen aus Großgriechenland und aus Sicilien machten zuerst ihre römischen Herren mit manchen Künsten und Bequemlichkeiten des Lebens bekannt. Seitdem aber Rom in auswärtigen Ländern Eroberungskriege geführt, und mit dem Reichthum einzelner Bürger auch die Sitte aufkam, weite Gegenden in große Güter eines römischen Hauses zu verwandeln, mußte man Sklaven aus Spanien, Illyrien, Afrika, Griechenland, Vorderasien und aus den pontischen Ländern anschaffen. Jetzt traten Verhältnisse ein, ganz ähnlich denjenigen, welche unter den neuern Europäern den Sklavenhandel herbeigeführt haben. Seeräuberei und fortdauernde Kriege barbarischer Völker unter sich lieferten, durch die gewinnsüchtige Geschäftigkeit der Kaufleute, auf die Stapelplätze im Archipelagus für die ungeheuren Bedürfnisse der großen Tiberstadt in regelmäßigen Transporten Gefangene in Menge. Durch die Sorglosigkeit der syrischen und cilicischen Könige bekam die Seeräuberei den ersten Anlaß; der große Gewinn lockte zu diesem Gewerbe an, welches dadurch nicht wenig befördert wurde, daß seit der Zerstörung Carthagos und Corinths die Bedürfnisse der Römer nach Sklaven immer mehr zunahmen. Die Könige von Egypten und Cypern, so wie die Rhodier sahen, zum Theil aus Feindschaft gegen die Syrer, diesem

Digitized by Google

Handwerke durch die Finger, und die Römer selbst kümmerten sich wenig um das, was jenseits des Taurus vorging. Auf der einzelnen Insel Delos blühte ein Sklavenhandel, daß man täglich Myriaden von Menschen ein- und ausführen konnte, woher das Sprichwort entstand: Kaufmann, lande hier an, stelle deine Ladung aus, und du hast alles verkauft. Nun hörte man auch in den Häusern und auf den Straßen Roms, wie auf den Landgütern der Großen, nicht nur griechische Sklavennamen, sondern auch solche, welche, wie Phryx, Syrus, Geta und ähnliche an entferntere Länder erinnerten. Die Lage und Verhältnisse der Sklaven war nicht bei allen dieselbe, aber in der Regel nicht beneidenswerth. Welch einen furchtbaren Nachtheil die große Sklavenmasse in der spätern Zeit dem römischen Reiche brachte, wo fast mehr als zwei Drittheile der Bevölkerung Roms ihnen angehörten, ist bekannt.

So interessant der erste Aufsatz in diesem Werke ist, so anziehend ist auch der zweite über den Kaiser Gallienus und seine Gemahlin Salonia. Die Zeit, in welcher sie lebten, wird von allen Kennern mit Recht sowohl in politischer Beziehung, als auch rücksichtlich der eigenthümlichen Umgestaltung der religiösen Verhältnisse und der Künste als eine der bedeutungsvollsten Epochen der römischen Kaisergeschichte betrachtet. Jezt wird die Einheit des römischen Reiches zum ersten Male im eigentlichen Sinne zweifelhaft, indem mehrere Regierungen neben jener in Rom an verschiedenen Punkten des großen Ganzen nicht bloß sich geltend machen wollen, sondern sich theilweise wirklich behaupten. Es treten in den Provinzen die sogenannten dreißig Tyrannen oder Nebenkaiser auf, die durch glückliche Abwehr der eindringenden Barbaren oder durch geschickte Benützung der verwirrten Zustände oder durch Verwicklungen, die sie zum Theil selber herbeiführten, sich nothwendig gemacht, oder sich mit offener Gewalt in ihrem usurpirten Besitzthume zu behaupten suchten. Hierbei werden nun, nach Erwägung aller Umstände, die unermüdlichen Anstrengungen des Gallienus zur Erhaltung des Reiches alle Anerkennung verdienen, und Entschuldigung wird er finden, wenn er, um die Hauptländer zu retten, ein oder das andere Grenzland aufopferte, und um jene zu sichern, eine illegitime Verbindung schloß, Entschuldigung auch, wenn er nicht die absolute Einheit des Reichs behaupten konnte, sondern nur eine Föderation, in der er mehrere durch Kraft, Talent und Verdienste ausgezeichnete Feldherren zu Augusten ernannte, und somit zwar nicht einen August in seiner Person, so doch einen Augustenverein den Stürmen dieser schrecklichen Zeit entgegenstellte.

Die Zeit des Gallienus macht auch in Bezug auf die religiöse Denkart Epoche in der spätern Kaisergeschichte. Jener alexandrinische Platonismus, dessen Anhänger, ja Hauptbegründer Platon war, seinem Streben nach durchaus auf Einheit gerichtet, und in seinem Hintergrunde einen reinen Monotheismus verbergend, jedoch daneben die vielen Götter und Göttinnen der verschiedenen Nationalculte als wirkliche Ausgießungen und Offenbarungen des Einen göttlichen Wesens anerkennend und verehrend, hatte sich einen versöhnenden Pantheismus zum theologischen Grundsatz gemacht. Es galt ihm noch für irreligiös, die lezte Schranke zu durchbrechen, und die ganze bunte Vielgötterei der Religion der Väter ihrer Nichtigkeit hinzugeben. Gallienus und Salonia, von Natur religiösen Sinnes und in den Wechselfällen ihres Lebens göttlicher Hülfe bedürfend, und dieses Bedürfniß fühlend — aber von Jugend auf im polytheistischen Heidenthum erzogen, in reiferen Jahren aber in neuplatonischer Schule gebildet, gaben sich mit ganzer Seele einem naiven polytheistischen Pantheismus hin, und glaubten keine der Gottheiten ihres Reiches, selbst der barbarischen nicht, hintansehen zu dürfen. Vielleicht mochten sich ihnen, als Regenten aller dieser Völker, auch die Vortheile darstellen, die ein solcher Pantheismus für die Erhaltung des Römerreiches gewähre. Für diese Annahme scheinen die Maßregeln zu sprechen, die Gallienus zu Gunsten der Christen nahm. Jener Platonismus des Plotin, der durchaus noch nichts von jenem bittern Hasse gegen das Christenthum hatte, ja in der Ethik sich selber zu manchen Sätzen der christlichen Sittenlehre hinneigte, dieser konnte auch dazu beigetragen haben, den Kaiser milder für die Christen zu stimmen. Dabei war lezterer aber noch fern von dem Gedanken, der gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts hier und dort wohl schon aufzugehen anfing, daß das Christenthum an die Stelle der alten Republika getreten, und die christlichen Gemeinden der ganzen Welt nunmehr Einen Körper, Eine sichtbare Communität bildeten, aber auch eben so fern von jenem Indifferentismus, den ihm Neander zur Last legt, indem er sagt: „Dieser war, wie in Beziehung auf alle öffentlichen Angelegenheiten, so auch in Beziehung auf die Erhaltung der Staatsreligion gleichgültiger als sein Vater Valerianus.“ Die vermeintliche Gleichgültigkeit dieses Kaisers in allen Staatsangelegenheiten fällt nach Creuzers Forschungen über seine Regierungsgeschichte von selbst als unhaltbar, und die Gleichgültigkeit in Sachen der Staatsreligion stellt sich vielmehr als ein ungenügsamer, ängstlicher und in den Fesseln heidnischer Vielgötterei gefangener Pantheismus dar. Gleichwohl leistete er zu allererst dem Christenthume den bedeutendsten Dienst, aber nicht, weil ihm eine Religion so viel werth war als die andere, d. h., keinen sonderlichen Werth für ihn hatte, sondern weil unter dem milden Einfluß, den Plotin auf diesen Kaiser übte, und durch

Digitized by Google

den damals noch versöhnenden Geist des Neuplatonismus in des lezteren Seele eine Ahnung von dem Werthe des christlichen Gottesglaubens aufgegangen war, und er Gelegenheit genug gehabt hatte, die Christen als friedfertige Staatsbürger zu beobachten. In diesem Sinne machte Gallienus dem Krieg gegen die Christen ein Ende. Er ließ es aber nicht allein bei dieser Einstellung der Verfolgungen gegen sie bewenden, sondern er gab auch im Jahr 259 ein Edikt, wodurch den Christen freie Ausübung ihrer Religion zugestanden und geboten ward, die unter der vorigen Regierung confiscirten und den christlichen Gemeinden angehörigen Begräbnißplätze, Gebäude und andere Grundstücke wieder zurückzugeben. Die hohe Wichtigkeit dieser Verordnung ergibt sich aus dem römischen Staatsrecht, welches nur legal bestehenden Corporationen den Besitz gemeinsamen Gutes zugestand. Es wurde also durch jenes Edikt die christliche Kirche als eine gesetzmäßig bestehende Körperschaft anerkannt, was für diese Periode von den wichtigsten Folgen war. Wir wünschen, daß Herr geh. Rath Creuzer die Fortsetzung seiner herrlichen Beiträge zur römischen Geschichte und Alterthumskunde dem Publikum recht bald übergeben möchte. Es läßt sich erwarten, daß dadurch noch viele Räthsel gelöst, und das Dunkel, welches auf vielen Theilen der römischen Welt liegt, zerstreut werden dürfte. Die Ausstattung des Werkes entspricht der Vortrefflichkeit des Inhalts.

12) Zur Geschichte Trajans und seiner Zeitgenossen. Von Dr. Heinrich Franke, ordentlicher Lehrer der großen Stadtschule zu Wismar, Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Güstrow, 1837. 8.

Trajan, der größte Kaiser der Römer, hat außer einem mit rednerischem Prunk überladenen Panegyristen keinen Lobredner bei der Nachwelt gefunden, überhaupt keinen seiner Thaten würdigen Geschichtschreiber. Der große Tacitus schwieg, ohne daß wir wissen, ob ihn der Tod oder Veränderung seines Entschlusses an der Erfüllung seines Versprechens, dieses Zeitalter seinen beiden Werken beizufügen, und schreibend die von ihm erlebte Glückseligkeit zu genießen, welche vergönnte, nach seinem Wunsche zu denken und das Gedachte auszusprechen, gehindert habe. Demnach bedarf Trajans Geschichte noch der Vorarbeit, noch mancher Untersuchungen, wozu seither nicht einmal alle Materialien gesammelt wurden. Denn die Schriften von Generich und Wilmsen sind mehr Lehrbücher für Kinder, ohne nachgewiesenes Studium. Mehr Verdienste haben sich Franzosen und Italiener um die Kaiserzeit und Trajans Geschichte erworben, aber auch sie erschöpften den Stoff keineswegs, so daß eine reiche Nachlese übrig blieb. Trajans Geschichte ist bei dem Mangel an Quellen gar nicht in pragmatischem Zusammenhange, wie die Geschichte des Augustus, darzustellen. Sie ist einem zertrümmerten Mosaikgemälde vergleichbar, dessen bröckelnde farbige Steinchen durch Zufall oder Vandalismus in alle Winde zerstreut, und durch mühesames Suchen zum Theil einzeln wieder gefunden wurden, aber auch deßhalb, bei dem sorgfältigsten Versuche zur Wiedervereinigung, neu zusammengesezt stets ungehörig erscheinen, die störendsten Lücken lassen, und das frühere Ganze nie wieder darstellen werden.

Herr Franke hat keine Mühe gescheut, um seine Aufgabe zu lösen, und wenn es ihm nicht gelungen ist, ein vollendetes Meisterwerk zu liefern, so trägt nicht er, sondern die Schwierigkeit des Gegenstandes die Schuld. Einzelnes ist sehr gut erörtert.

Zuvörderst überzeugen wir uns durch des Verfassers Bemerkungen, daß die Zeit von Nerva bis Marcus Aurelius, die gewöhnlich als eine der glücklichsten Perioden in der gesammten Weltgeschichte angesehen wird, keineswegs gar so glücklich war, gleich einem angehenden, noch die Manneskraft fühlenden Greis, dessen graues Haupt nach einer stürmischen und genußreichen Jugend, des Besitzes gewiß, auf den errungenen Lorbeern des Ruhmes ruht, aber die Erschöpfung der frühern Ueberkraft verräth, dessen Organismus, durch schwere Arbeiten und Krankheiten zerstört, der allmähligen Auflösung entgegengeht, und nur durch die Kunst des Arztes aufrecht erhalten werden kann; dessen Rückblick auf die durchlaufene Bahn nicht immer mit heitern, sondern oft reuigen Gefühlen verbunden ist, weil viel unrecht Gut auf seiner Seele lastet, und der Glanz des Ruhmes oft auf Kosten der innern Ruhe erworben wurde.

Je größer die Masse der eroberten Länder war, desto mehr Anstrengung ward erfordert, das Erworbene zu behaupten, und es entwickelte sich immer mehr jene beispiellose Trüglichkeit und List der römischen Politik, welche als höchster Grad des Staatsegoismus bei gänzlicher Verläugnung der Humanität gegen Staatsgenossen und Mitmenschen sich nothwendig endlich selbst ins Verderben stürzen mußte. Diese Politik hat sich weder jemals zu der Idee eines italischen Volksthums, noch eines Reiches oder Völkervereines erheben können, sondern ist stets nur auf Schwächung der Unterworfenen bedacht gewesen, damit sie nicht rebelliren könnten, und gehorsame Bundesgenossen blieben. Und wenn unter den Kaisern seit Trajan Italien mehr zur Gleichheit mit den Provinzen herabgesunken war, so ist diese Erscheinung mehr ein Zeichen des allgemeinen Verfalls als der Blüthe des Römerthums zu nennen.

Digitized by Google

Auf dem Bahnhofe Wien-Nordwestbahn wurde am 15. Juli 1898 ein Arbeiter durch einen Stoß mit dem Kopfe gegen einen Eisenbahnwagen getödtet. Der Verunglückte hatte sich mit einem Kollegen auf einen Wagen gesetzt, um sich zu seiner Arbeitsstelle fahren zu lassen. Als der Wagen in Bewegung gesetzt wurde, sprang der Kollege ab, der Verunglückte aber blieb sitzen und wurde

Literatur-Blatt.
Beilage zum Morgenblatt für gebildete Stände.
№ 50. Freitag, den 25. April 1823.

Literarische Notizen.

Die Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde in Freiburg im Breisgau hat in ihrer Sitzung vom 15. Februar d. J. beschlossen, eine Sammlung der Urkunden, Chroniken und Geschichtschreiber des Breisgaues, des Elsasses und der angränzenden Gegenden herauszugeben. Diese Sammlung soll in zwanglosen Heften erscheinen, und jedes Heft soll einen Band ausmachen. Der Preis eines Heftes ist auf 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr. festgesetzt. Die Gesellschaft hofft, daß sie jährlich 2 Hefte werde liefern können. Sie hat bereits 2 Hefte unter der Presse, und wird das erste Heft noch vor Ostern ausgeben. Es enthält die Urkunden des Klosters Ettenheimmünster, und wird 20 Bogen stark werden. Das zweite Heft wird die Urkunden des Klosters Tennenbach enthalten. Die Gesellschaft hofft, daß sie auch noch andere Urkunden, Chroniken und Geschichtschreiber werde herausgeben können, und ladet alle Freunde der Geschichtskunde ein, ihr Beiträge zu liefern.

Die Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde in Freiburg im Breisgau hat in ihrer Sitzung vom 15. Februar d. J. beschlossen, eine Sammlung der Urkunden, Chroniken und Geschichtschreiber des Breisgaues, des Elsasses und der angränzenden Gegenden herauszugeben. Diese Sammlung soll in zwanglosen Heften erscheinen, und jedes Heft soll einen Band ausmachen. Der Preis eines Heftes ist auf 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr. festgesetzt. Die Gesellschaft hofft, daß sie jährlich 2 Hefte werde liefern können. Sie hat bereits 2 Hefte unter der Presse, und wird das erste Heft noch vor Ostern ausgeben. Es enthält die Urkunden des Klosters Ettenheimmünster, und wird 20 Bogen stark werden. Das zweite Heft wird die Urkunden des Klosters Tennenbach enthalten. Die Gesellschaft hofft, daß sie auch noch andere Urkunden, Chroniken und Geschichtschreiber werde herausgeben können, und ladet alle Freunde der Geschichtskunde ein, ihr Beiträge zu liefern.

la Valliere preisend ausgesprochen hat: „Aber wenn der Charakter der Madame de la Valliere dramatisch ist, so halte ich es für eine sehr schwere Aufgabe, die Ereignisse ihres Lebens in den Grenzen eines Drama zusammenzufassen. Die Gesetze der Wahrscheinlichkeit gebieten, die Zeit der Handlung über die 8 Jahre ihrer historischen Laufbahn auszudehnen, — jenes nicht plötzlichen, aber fortwährenden Uebergangs von der Unschuld zum Glanz — von der Angebeteten zu der Verlassenen — von der Verlassenen zu der Reuigen und Büßenden. Der Leser wird besonders zwischen dem zweiten und dritten Akt den Zeitraum ergänzen, der für das richtige Verhältniß, welches fast unbemerkbar die Fiktion in Beziehung auf die Thatsachen beobachtet, erforderlich scheinen dürfte.“ Um aber dem Leser dieses möglich zu machen, hätte er vor Allem auch diesen Uebergang deutlich vor Augen stellen sollen. Doch wie das Schauspiel jezt vorliegt, wo in dem ersten Akt die Entfernung Louisens von ihrer Mutter und ihrem Verlobten, ihr Auftreten am Hofe, ihre Liebe zum König durch den Anblick seines Portraits erzeugt und die erklärte Neigung des Königs gegeben wird; wo der zweite Akt ihren Kampf mit ihrer eigenen Leidenschaft, ihre Flucht ins Kloster, durch Bragelone's ernste Mahnung herbeigeführt, und ihre Hingebung an den König enthält; wo im dritten den König die Reue der la Valliere verdrießt und die Montespan, schon früher von Lauzun verführt und zur königlichen Maitresse abgerichtet, sie des königlichen Liebhabers beraubt; wo der vierte Akt Lauzuns Vorschlag enthält, die Verschmähte zu heirathen und Bragelone, vom Tode erweckt durch den Verfasser, in Louisen den Gedanken befestigt, ins Kloster zu gehen, und der fünfte Akt des Königs rückkehrende Liebe und der la Valliere Entsagung — jezt ist nicht eigentlich die la Valliere Gegenstand des Spiels, sondern Lauzun und die Montespan. Dazu kommt, daß von vorn herein die Liebe der la Valliere nicht handelnd sich erzeugt, entwickelt, befestigt; der ganze erste Akt, ungeachtet seiner wechselnden Scenen, enthält nur eine Erzählung. Die Mutter erzählt der Tochter, daß ihr Vater sie vom zartesten Kindesalter an beten lehrte: „Den König liebe, ehre Gott den Herrn!“ Bragelone, Louisens Verlobter, erzählt aus einem Briefe der Mutter, daß Louise sich nicht am Hofe gefalle; es erzählt Graf Grammont dem Herzog Lauzun, daß die neue Hofdame sich in das Portrait des Königs verliebt habe, und Lauzun erzählt diese Anekdote wieder dem König. Nirgends ist Louise selbst thätig, nirgends zeigt sie die hohe Liebenswürdigkeit, die alle Welt rühmt; wohl aber beklagt sie ihre Neigung zum König, aber erst durch äußere Einwirkung kommt sie, fast gezwungen, zum Entschluß, ihn zu lieben.

Man sieht, daß die Schwierigkeit vom Dichter nicht überwunden ist, das Leben der la Valliere in ein Drama zu verwandeln, und begreift um so weniger, wie er im Anfang des Vorworts ausrufen konnte: „Es scheint mit zu den Launenhaftigkeiten der Literatur zu gehören, daß ein weibliches Wesen, deren Leben eine so allgemeine und dauernde Theilnahme erregte, und deren Schicksal das Andenken an Ludwig den Vierzehnten — selbst mehr als der Glanz seiner Regierung, die Pracht seines Hofes oder der Pathos Racine's — mit wahrer Poesie umgeben, — daß ein Weib, deren Geschick ein Gedicht war, deren Gemüthskämpfe ein Drama darstellten, die Dichter so wenig begeisterte und der Wiederbelebung auf der Bühne gänzlich entging.“ Er wird jezt wohl begreifen, daß die Literatur tiefer und richtiger das Geschick dieser Frau erfaßte und es geeigneter für eine Erzählung fand als für ein Drama. Es ist vielleicht zu bedauern, daß der Verfasser den Steff nicht zu einem Roman benuzte, es hätte vielleicht etwas Treffliches aus seiner Feder hervorgehn können, während jezt in dem Kampfe mit der ihm ungewohnten Form jeder höhere geistige Schwung untergegangen ist, der zuweilen seine Romane so interessant macht. Denn wo soll sich die wahre Poesie zeigen, wo in den Gesinnungen und Handlungen der verschiedenen Personen sich die klarste Hinneigung zum alltäglichen gemeinen Sinnenleben ausspricht, wo Louise selbst in ihrem Verhältniß zum König nicht das geistige Leben in höherer Potenz, sondern die dürftige Alltäglichkeit heraus fühlt? Wenn sie sagt II. 2:

> Ja, Ludwig liebt mich! — Liebe, seltsam Wesen! —
> Sagt' ich, er liebt mich? — Sünd und Schande trägt
> In sich das Wort! — Und dennoch — liebt er mich!

so ist hier nicht mehr von Poesie die Rede; — im Gegentheil es erfaßt uns ein geheimes Grauen, daß ein weibliches Wesen, das, zu Besserem geschaffen, durch Zauber gleichsam hinabgezogen wird in das Verderben. Von Poesie kann ja nicht die Rede seyn, da sie selbst das unwürdige Verhältniß erkennt, aber charakterlos sich hingibt den Eingebungen des Augenblicks. So gewinnt sie Bragelone für Tugend und Ehre und Ludwig für den Hof, sie hat keinen eignen Willen.

Dieser frivole Charakter zieht sich durch das ganze Spiel durch. Ludwig sucht Zerstreuung, Lauzun sucht Gewinn und Vortheil durch seine gemeine Kuppelei, die Montespan Macht und Herrschaft. Freilich ist nicht zu läugnen, daß Ludwig des Vierzehnten Hof sich auf diese Weise aussprach. Aber wollen wir denn die gemeine Wirklichkeit in der Poesie wiederfinden? Wir wenden uns mit Abscheu und einem Grauen von dem Maler, der es sich zur Aufgabe sezt, die Natur in ihrer rohen Sinnlichkeit herauszustellen und ihre ekelhaften Blößen

Digitized by Google

Landtag. Nur die Kosten der Kanzlei und des Archivs sind durch Beiträge der Mitglieder gedeckt. Die Kosten der Bibliothek, der Sammlungen, der Publikationen und der Exkursionen werden durch Subventionen des Landtages gedeckt. Die Mitglieder haben keinen Anteil an dem Vermögen der Gesellschaft.

Die Gesellschaft ist berechtigt, Legate und Schenkungen anzunehmen.

Die Gesellschaft ist berechtigt, Vereine, welche ähnliche Zwecke verfolgen, zu gründen oder sich solchen anzuschließen.

Die Gesellschaft ist berechtigt, Ehrenmitglieder zu ernennen.

Die Gesellschaft ist berechtigt, Ehrenzeichen zu verleih

dem abgehenden Consul aus seinem raschen, aber durch die Umstände gebotenen Verfahren gegen Catilinas Rotte ein Verbrechen, und ihn selbst bei dem Volke verhaßt machen. Cicero gehorchte, erhob aber, ohne im mindesten verwirrt oder verlegen zu seyn, seine Stimme ungewöhnlich und schwor, daß er die Republik gerettet habe. Von Begeisterung ergriffen, rief das Volk, Cicero habe wahr geschworen, und begleitete ihn nun, um seinen Triumph zu vollenden, in so großer Menge nach seinem Hause, daß das Forum und die Straßen leer wurden."

14) Römische Geschichte. Nach Niebuhr, Heeren, Wachsmuth, Schlosser u. A. Aus dem Englischen von F. Bauer. Erster Band. Quedlinburg und Leipzig, 1837. VIII und 360 S. 8.

Wären alle Werke, welche in der neuesten Zeit über römische Geschichte erscheinen, mit einer solchen Gründlichkeit geschrieben, wie man sie bei dem gegenwärtigen Standpunkt der historischen Literatur mit vollem Recht verlangen kann, so würden wir bald über alle oder wenigstens die größten Zweifel aufgeklärt seyn. Allein die meisten von jenen Werken, welche sich über die gesammte römische Geschichte verbreiten, beschränken sich auf Benützung der von Niebuhr, Wachsmuth, Schlegel und Schlosser gewonnenen Resultate. Das vorliegende Werk ist größtentheils aus den Schriften deutscher Gelehrten geflossen. So weit sich der Verfasser an dieselben hält, kann man mit seiner römischen Geschichte wohl zufrieden seyn. Allein man darf nur einige Blätter lesen, so überzeugt man sich bald, daß der Stoff in gar vielen Punkten unter den Händen eines englischen Bearbeiters eine eigenthümliche Gestalt gewonnen hat. Ob dieselbe immer, wo er seinen eigenen Weg geht, unbedingtes Lob verdient, ist eine Frage, welche wir nicht durchweg mit Ja beantworten möchten. Die inneren Verhältnisse und die Literatur sind in diesem Werke ziemlich ausführlich erörtert, was wir sehr rühmlich finden. Allein wie einseitig die Literatur zum Theil behandelt ist, mag jeder Leser aus dem Urtheile abnehmen, welches (S. 357) über Sallustius gefällt wird: „Sallust verweilt ausschließlich (?) bei der Schattenseite des Lebens und der Erfahrung, welches den Anschein haben könnte, als habe er selbst nur Böses gesehen und verübt. Gleich der französischen Modeschule zur Zeit Ludwigs XV. erhebt er Egoismus und Vergnügungssucht zu den herrschenden Triebfedern des Handelns, spricht von genialer Verderbniß, ehrt Talente, wenn sie gleich nicht mit Tugend verbunden sind, und reducirt letztere wie zu einem ideellen Schatten, indem er stets die Anforderung an sie äußerst hoch stellt, und das ganze Ziel der Philosophie zu weit hinausstreckt. Er betrachtet das Leben aller Menschen, mit denen er selbst gelebt hat, als weit entfernt von seiner Lebens- und weit unter seiner Gedanken-Sphäre. Thucidides ist bei seinen Anforderungen an die Menschheit weniger exaltirt, erkennt außer dem leiblichen, sinnlichen Leben ein inneres an; glaubt an Liebe, Freundschaft, uneigennützigen Patriotismus und wird folglich nie bitter und sarkastisch. In Hinsicht auf beider Philosophie muß man zugleich bemerken, daß die Ansichten, welche letzterer von Menschen und Welt hat, aus den innersten Tiefen seiner Seele entspringen, und sein intellectuelles Eigenthum geworden sind; Sallust dagegen beurkundet in jedem Worte, daß er sie durch Uebung gelernt oder für den Markt gemacht hat, um damit in der Conversation, im Reden oder Schreiben zu prahlen, aber nicht praktisch zu nützen." Hätte der Verfasser nur die Schrift von Löbell über Sallustius gelesen, so würden wir statt dieser sonderbaren Declamation, welche im Buche noch lange fortgeht, über den großen Geschichtschreiber ein ganz anderes Urtheil lesen. Was die Wissenschaft oder das Leben durch solche einseitige oratorische Schilderungen gewinnt, sehen wir nicht ein. Dieser erste Band führt die politische Geschichte Roms bis zur Dämpfung der catilinarischen Verschwörung. Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß bei den folgenden Bänden der deutsche Uebersetzer manche irrige Ansichten oder offenbare Irrthümer durch kurze Anmerkungen berichtigen möge, welche bei diesem Werke keineswegs als eine rein überflüssige Sache betrachtet werden können. Die äußere Ausstattung des Buches ist sehr schön. d.

Geschichte.

Geschichte der Kreuzzüge und des Königreichs Jerusalem. Für die Jugend und ihre Freunde. Von Leopold Chimani. Zwei Theile. Wien, Pichler, 1835.

Ein recht gutes Buch für die Jugend, die solche Lesebücher wohl bedarf, obgleich schon ungeheuer viel für sie geschrieben ist. Alberne Kinderspielbücher gibt es viele, langweilige Moralpredigten eben so viele, gute Mährchen schon weniger, aber gut für die Jugend geschriebene wirkliche Geschichten sind am seltensten. Die Kreuzzüge haben unstreitig etwas, das die Jugend ansprechen muß, daher ist die Wahl dieses Stoffes glücklich und die Ausführung im vorliegenden Werke ebenfalls zu rühmen, da Herr Chimani nicht dem modernen historiographischen Wahnsinn huldigt, der die Kreuzzüge bespöttelt und der verlornen Kosten wegen bedauert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 90. Montag, 4. September 1837.

Reise.

Pilgerreise nach Jerusalem und auf den Berg Sinai in den Jahren 1831, 1832 und 1833, unternommen von dem ehrwürdigen Vater Maria Joseph von Geramb, vom Orden der Trappisten. Aus dem Französischen im Einverständniß mit dem Verfasser. Drei Theile. Augsburg, Kollmann, 1837.

Ferdinand Baron von Geramb stammt aus einem ungarischen Adelsgeschlechte und wurde im Jahr 1773 geboren. Er befand sich um 1800 als Kammerherr am kaiserlichen Hofe in Wien. In den Feldzügen von 1805 und 1806 commandirte er ein Corps gegen die Franzosen, und kämpfte später gegen sie in Spanien. Von dort begab er sich nach England und dann nach Deutschland. Hier hatte er sich durch seine Liebe zu dem deutschen Regentenhause, dem er durch die Geburt angehörte, bald den Haß der Franzosen so zugezogen, daß er, während ihrer despotischen Herrschaft über Deutschland, ergriffen und nach Vincennes geführt wurde, wo man ihn gefangen hielt, bis die Siege der Alliirten in Frankreich auch ihm die Freiheit verschafften. Diese Gefangenschaft hatte ihn zur Einkehr in sein Inneres und auf die geistliche Bahn geführt, auf welcher er jezt so musterhaft wandelt. Er entsagte nach seiner Befreiung der Welt und begab sich in den Orden der Trappisten. — Hierüber schreibt er uns: „Ich bin Trappist geworden, weil meine lange Gefangenschaft im Schloßthurme von Vincennes, mein eisernes Gitter mich mehr als alle Bücher gelehrt, daß alle Freunde zurückweichen und fliehen, wenn uns die Noth drückt und unglückliche Schicksale uns vernichten, — daß wir nur Einen Freund haben, der uns nie verläßt, nämlich Jesus Christus, unsern Erlöser, — und daß alles Glück, alle Freuden, alle Ehren der Welt, mit einem Worte, alles Vergängliche wie Rauch dahin schwindet! — Ich bin Trappist geworden, und ich liebe es laut vor der ganzen Welt zu bekennen, um öffentlich meine, während eines stürmischen Lebens verübten Sünden zu büßen. Fern sey es von mir, in der Welt für etwas Anderes gehalten zu werden, als für einen büßenden Sünder, der täglich zur Barmherzigkeit seines Gottes fleht. Man möge mich daher für einen Weltmenschen halten, der, nachdem er die Eitelkeit der Welt und seine vielen begangenen Fehler erkannt, in den strengen Orden der Trappisten trat, um da zu arbeiten, zu beten, zu weinen und — auf Stroh und Asche zu sterben.“ Personen, welche den Herrn von Geramb genau gekannt haben, versichern, daß er einer der schönsten Officiere der k. k. Cavallerie gewesen.

Digitized by Google

Er bedauert im Eingange seines merkwürdigen Buches nichts so sehr, als daß er aus seiner Einsamkeit gewaltsam herausgerissen worden sey. Das Trappistenkloster bei Mühlhausen, in dem er sich seit 1814 aufgehalten, wurde nach der Julirevolution 1830 aufgehoben, die Mönche aus Frankreich verbannt. Er floh nach der Schweiz, fand in St. Urban gastliche Aufnahme, konnte aber weder hier, noch später in Italien die Errichtung eines neuen Trappistenklosters durchsetzen, ja es war ihm nicht einmal vergönnt, geistliche Dienste zu leisten, wie sie seinem Orden am meisten zusagen, z. B. der Beistand auf dem Schaffot. In Luzern wurde ihm sein Gesuch, einen Verbrecher trösten zu dürfen, abgeschlagen. Bei diesem Anlaß macht er folgende Bemerkung, die an sich interessant ist und uns zugleich den Verfasser als einen keineswegs weinerlichen Büßenden, sondern als einen Mann von männlicher Energie bezeichnet: „Es gibt in Luzern einen ganz ungewöhnlichen Gebrauch, einen Gebrauch, welcher fürchterlich ist und sonst nirgends gefunden wird. Das Gesetz will, daß die Todesstrafe nur gegen den ausgesprochen werden darf, welcher sein Verbrechen eingestanden hat. Wer des Verbrechens überwiesen ist, ohne daß er jedoch zum Geständniß gebracht werden konnte, wird nur zur Galeerenstrafe verurtheilt. Aber welch ein schreckliches Verhängniß lastet auf dem traurigen Leben, das man ihm gelassen hat. Der lezte auf diese Weise zur Galeerenstrafe Verurtheilte muß bei der nächsten Hinrichtung auf dem Platze erscheinen, wo das Schaffot aufgerichtet ist; in dem Augenblicke, wo der Kopf des Hingerichteten fällt, muß er ihn nehmen, und in Gegenwart der ganzen Bevölkerung in das Grab tragen. Vor einigen Monaten wurde ein unglückliches Mädchen eines Kindermordes wegen hingerichtet. Ihr elender Mitschuldiger, bloß zur Galeerenstrafe verurtheilt, weil er sein Verbrechen nicht hatte eingestehen wollen, sollte als der zulezt Verurtheilte nun den Kopf derjenigen ergreifen, welche er geliebt, verführt und ins Verderben gebracht hatte. Beim Anblicke des bleichen Kopfes mit bluttriefenden Haaren schauderte er vor Schrecken und Entsetzen zurück. Vergebens verweigerte er den Gehorsam; Peitschenhiebe zwangen ihn, die Pflicht zu erfüllen, welche ihm das Gesetz auferlegt hatte. Niedrige, und verächtliche Seele! du hättest Gott um Verzeihung bitten, dein Verbrechen eingestehen, und sterben sollen!“

Der Verfasser entschloß sich, um seine Zeit nützlich anzuwenden, eine Pilgerreise nach Jerusalem zu unternehmen. Unterwegs auf dem Lago Maggiore kam er in eine Verlegenheit, die er gar artig erzählt: „Werden Sie es glauben, nichts glich meiner Verlegenheit, als man mich mit lauter Stimme und vor aller Welt fragte, wo ich meinen Platz einnehmen wolle? Es entstand nun zwischen dem Herrn Baron von Geramb und dem Pater Maria Joseph ein kleiner Streit. Der Baron Geramb wollte dem Pater Maria Joseph beweisen, Alles fordere gebieterisch, daß er in der erstern Abtheilung Platz nehme. Er hatte tausend Gründe, um dies zu beweisen; zuerst die Schicklichkeit, dann die Gefahr vor dem Sonnenstich, dessen Heilung dem, der das Gelübde der Armuth abgelegt habe, viel kosten würde; dann die Reinlichkeit, welche eine Tugend sey und dergleichen. Der Pater Maria Joseph führte für sich an, daß er sich der Demuth geweiht habe, und sich daher glücklich schäze, diese Gelegenheit gefunden zu haben, um einige kleine Fehler abzubüßen, die er sich in dieser Hinsicht vorzuwerfen hatte. Mit der Gnade Gottes siegte der Pater Maria Joseph.“ Er reiste über Venedig, dann zur See über Cypern nach dem h. Lande. Der traurige Anblick dieses gänzlich verwüsteten Landes veranlaßt ihn zu einer geistvollen Bemerkung, wie überhaupt seine Darstellungsweise durch die ganz eigenthümliche Mischung der edelsten Gesinnung und Bildung mit einer zuweilen beinah kindlichen Mönchsnaivetät äußerst anziehend ist: „Nehmen Sie für einen Augenblick an, lieber Freund! daß das Grab unsers Heilandes bei Paris wäre. Die Seine würde der Jordan, Neuilly Bethlehem, Fontainebleau Nazareth ꝛc. Bemerken Sie nicht sogleich, wie ein unheiliges Volk dieses heilige Land ohne Achtung betritt, und zum Schauplatze seiner Spiele und verbrecherischen Vergnügungen macht? Hören Sie nicht die befremdenden Gespräche der Menge, diese Worte der Gottlosigkeit, oder eines nicht minder ruchlosen Leichtsinnes, welche am Vorabende eines durch die Religion zur Ruhe bestimmten Tages, von Leuten geführt werden, die sich gleichwohl noch für Christen halten? „Morgen gehen wir in Omnibus nach Bethlehem, besuchen den Gasthof der Gesandten, wo man vortrefflich speist; nach dem Mittagessen gehen wir zur Krippe, und werden noch zur rechten Zeit in der Oper seyn.“ Würde die Unehrerbietigkeit und das Aergerniß nicht noch weiter gehen, als ich es sage, wenn diese heiligen Stätten, statt in Asien, in Frankreich wären? Diese weite Reise zum heiligen Lande voll Gefahren, dieses Palästina in den Händen der Ungläubigen, dieses heilige Grab, welches schwache Sterbliche mit Gefahr ihres Lebens bewachen, dieser Jordan, dem man sich nicht ohne Gefahr nähern kann, diese zerstreuten Christen, welche nur mit schüchternem und zitterndem Fuße zum Grabe ihres Gottes wandern; — alles dieses ist mit dem Stempel eines Gottes bezeichnet, welcher in einer Krippe geboren und am Hochgerichte gestorben ist; er mußte den Zugang zu dem Orte seiner Geburt und seines Grabes mit Hindernissen, Dornen, Entbehrungen und Gefahren umgeben.“

Digitized by Google

In Bezug auf die Bevölkerung äußert sich der Verfasser, trotz seines christlichen Eifers mehr zu Gunsten der Türken, als der orientalischen Christen: „Gewiß gibt es unter den Griechen ehrenvolle Ausnahmen, ich bekenne dies bereitwillig, und kann Beispiele davon anführen; allein deren, welche eine Ausnahme verdienen, sind zu wenige, als daß ich nicht sagen dürfte, ich ziehe trotz des Fanatismus, trotz der Abneigung gegen die Wissenschaften, trotz des Despotismus und der Grausamkeit des Muselmannes einen Türken einem Griechen vor. Für diejenigen, welche den Charakter beider Völker studirt und sie in der Nähe beobachtet haben, bedarf dies keiner Rechtfertigung."

Herr von Geramb besuchte systematisch alle heiligen Orte, verrichtete daselbst die vorgeschriebenen Andachten und schildert dies alles mit der ihm eignen Wärme und Innigkeit der Empfindung. Diese Darstellungen werden durch geschichtliche Erinnerungen an die frühern Belagerungen Jerusalems noch umfangreicher. Der Verfasser, selbst ein ehemaliger Krieger, verweilt mit Vorliebe bei diesen Erinnerungen und bei den wenigen noch übrigen Denkmalen der alten Könige von Jerusalem und der Ritterorden vom h. Lande. Ihn selbst wandelte noch einmal etwas von der alten Martialität an, als er den Gottesdienst entweiht sah durch orientalische Libertins: „Am andern Tage kamen die Weiber und Mädchen in ihrer Reihe zur Firmung. Der Pater Guardian hatte befohlen, nur sie allein in die Kirche zu lassen, aber der Befehl wurde nicht beachtet. Die Menge, aus Katholiken, Griechen und Türken bestehend, war noch größer und daher auch der Lärm ärger, als am Tage vorher. Der Pfarrer ermahnte sie umsonst zur Ruhe, und der ehrwürdige Pater unterbrach endlich die Feierlichkeit, um seine Mißbilligung darüber erkennen zu geben. Wenn nun auch für kurze Zeit Stillschweigen eintrat, so ging der Lärm doch bald wieder von Neuem an, und jener hielt abermals ein und erklärte, daß es ihm unmöglich sey, fortzufahren. — Ich befand mich auf der Emporkirche und stand auf Dornen. Endlich erhebe ich mich und schreie aus allen Kräften auf arabisch: Oskot! Stille! Alle Köpfe wandten sich augenblicklich nach mir, und da sie einen Mann sahen von hoher Gestalt, ganz weiß gekleidet, mit einem langen dicken Barte, waren sie erstaunt und bestürzt. Ich stürze mich sogleich unter sie, lasse die Thüre öffnen, und gebiete ihnen die Kirche zu räumen. Niemals habe ich etwas Aehnliches gesehen. Alle stürzen vom Schrecken ergriffen der Thüre zu, und Jeder will zuerst hinaus. Mit ziemlich großer Stärke begabt, stoße ich die lezten, welche zu zaudern schienen, hinaus; die Kirche ist frei und die Feierlichkeit wird ohne Störung vollendet. — Dieser Sieg kostete mich nichts als die Mühe, einige Zeit lang den Arm in die Höhe zu halten und den Muth, einige Worte mit Nachdruck auszusprechen. Es war ein sonderbarer Anblick, diese Menge von Turbans, schwarzen Bärten, furchterregenden Gestalten, mit Säbeln und Dolchen vor einem Pilger und ein paar Geistlichen, welche zu seinem Beistande herbeigekommen waren, fliehen zu sehen. Ich stellte mich an die Thüre und erklärte, daß kein Mann wieder eintreten dürfe. Seitdem habe ich weit mehr Ruhe und Anstand bemerkt, besonders am Vorabende und am Tage des neuen Jahres, wo das heilige Sacrament ausgesezt war."

Er besuchte außer Jerusalem und dessen nächster Umgebung auch den Libanon. Am Hofe eines der dortigen kleinen Fürsten bemerkte er eine sehr seltsame Tracht: „Die junge Prinzessin, die 16 Jahre alt ist, besizt eine seltene Schönheit; aber, was noch mehr ist, auch eine seltene Bescheidenheit. Ich war nicht wenig erstaunt, sie ein sehr großes Horn auf dem Kopfe tragen zu sehen. Es ist dies eine Zierde beinahe aller verheiratheten Frauen des Libanon. Das Horn ist nach dem Range der Personen mehr oder weniger hoch; das der Prinzessin mag wohl 2½ Fuß lang seyn; sie allein dürfen es tragen, ohne verheirathet zu seyn. Diese sonderbare Zierde hat die Gestalt eines Sprachrohrs. Es ist von Silber oder von Gold. Die Frauen des Libanon hängen einen großen Schleier darüber, und die Liebe zu diesem Schmuck geht bei einigen bis zur Leidenschaft. Sie trennen sich nie von ihm, weder in gesunden noch in kranken Tagen, und selbst auf dem Sterbebette nicht; sie sterben in diesem Kopfputze. Nachher wird das Horn verkauft, und der Erlös gewöhnlich dazu verwendet, für die Seele der Verstorbenen Messen lesen zu lassen, woher vielleicht die Neigung kommen mag, deren Gegenstand es ist." Bekanntlich hat Herr von Lamartine um dieselbe Zeit beinahe dieselben Pfade durchwandert, und beide Reisende sind sich begegnet. In den Ruinen von Balbeck wurde dem Trappisten durch ein kleines Kind ein ärmliches Mittagessen gebracht, weil die frommen, aber in großer Armuth lebenden Eltern desselben ihn für einen Pilger gewöhnlichen Schlages hielten. Dies gereichte unserm Reisenden zu großer Rührung.

Er ging über Syrien nach Aegypten, wo er die Ehre hatte, dem Mehemet Ali Pascha vorgestellt zu werden, der ihn mit vieler Auszeichnung behandelte. Auch diese ägyptische Reise (die den dritten Band einnimmt) ist sehr anziehend geschildert. Der Verfasser citirt auch hier, wie in der Reise durch Palästina die Bibelstellen, worin der Ruin jener einst so mächtigen und prachtvollen Städte prophezeit ist, eine Vorhersagung, deren buchstäbliche Erfüllung nun jedem Reisenden vor Augen liegt. Die tragische Stimmung des Trappisten ist den Eindrücken jener Ruinen ganz angemessen, und die Schilderung

Digitized by Google

gewinnt durch diese Eigenthümlichkeit des Blickes. Uebrigens streut der Verfasser auch hier geschichtliche Episoden ein und erzählt namentlich den Tod Klebers mit großer Umständlichkeit. Daß dem reisenden Mönche auch einige mitunterlaufende Legenden zu verzeihen sind, wird wohl Niemand in Abrede stellen. Diese Legenden haben zuweilen recht guten Sinn, z. B. die neueste von der h. Katharina. Im Grabe derselben fand man einen überaus kostbaren Ring, den ihr der Heiland selbst gegeben haben soll. Die Kaiserin Katharina von Rußland erfuhr davon, und diese galante Dame glaubte, den Ring ihrer keuschen Namensschwester ansprechen zu dürfen. Sie schickte also in das Kloster der Heiligen und verlangte den Ring. „Die Bestürzung der Väter war groß. Da man aber nicht wagte, einer so mächtigen Monarchin, der eifrigen Beschützerin des Klosters, etwas abzuschlagen, so beschloß man nach langem Zaudern, dem Gesandten zu erlauben, den Ring zu nehmen. Man schritt mit der größten Feierlichkeit zur Eröffnung des Reliquienbehältnisses. Mit prachtvollen Kirchengewändern bekleidet und mit allen Zeichen seiner Würde geschmückt, nähert sich der Archimandrit, um seine Sendung zu erfüllen, als im nämlichen Augenblicke Flammen aus dem Innern des Behältnisses emporschlagen, die Kirchengewänder in Asche verwandeln und den Kühnen verfolgen, der sich vor ihrer furchtbaren Rache nur durch eine eilige Flucht retten konnte."

Von Aegypten kehrte Herr von Geramb nach der Schweiz zurück. Die Seereise veranlaßte ihn, eine Anekdote aus seiner Jugend mitzutheilen. Er hatte einst, aus Galanterie gegen die Königin von Neapel, mitten im Sturm sich auf einem kleinen Nachen in die hohe See bis zu dem Schiff gewagt, in welchem die Tochter der Königin sich befand, und die Nachricht vom Befinden derselben glücklich zurückgebracht.

Nach seiner Rückkehr auf europäischen Boden begab sich der Verfasser wieder in das Kloster St. Urban bei Luzern, wo er Gastfreundschaft gefunden und seine Tage in Ruhe beschließen will.

Schriften über Armenwesen.

1) Staatswesen und Menschenbildung. Umfassende Betrachtungen über die jezt allgemein in Europa zunehmende National- und Privatarmuth, ihre Ursachen, ihre Folgen, die Mittel ihr abzuhelfen und besonders ihr vorzubeugen. Von F. H. — BODZ Reymond. Erster bis dritter Band. Berlin, Logier, 1837.

Es ist Schade, daß der Verfasser dieses gedankenreiche Werk nicht ein wenig kürzer zusammengefaßt hat. Er verbreitet sich über Ursachen, Folgen und Heilmittel des Pauperismus und gibt sich dabei auf jeder Seite als ein lebenserfahrner, vollkommen in die Sache eingeweihter und zugleich gemüthreicher und echt humaner Mann zu erkennen.

Wir müssen uns begnügen, aus dem ungeheuern Detail die wenigen Hauptsätze hervorzuheben, die uns die wichtigsten scheinen. Der Verfasser nennt die gegenwärtig im Steigen begriffene Armuth eine künstliche, d. h. künstlich erzeugt durch das vorherrschende *ponokratische* (Fabrik-) System im Gegensatz gegen das frühere physiokratische (Ackerbau-) System, und durch uneingeschränkte *Concurrenz* im Gegensatz gegen die frühern gewerblichen Corporationen. Ueber das Fabrikwesen heißt es: „Wenn Leibeigene sich bisweilen hier oder dort gegen ihre Lehnsherrn auflehnen, so wundere ich mich darüber nicht. Es gibt unter diesen immer welche, die roh genug sind, um ihre Rechte zu mißbrauchen und den damit verbundenen gegenseitigen Pflichten nicht nachzukommen. Wenn die Zeitungen mit Artikeln angefüllt sind: Die Fabrikarbeiter haben sich dort, haben sich hier, oder zugleich hier und dort zusammenrottirt, Alles zerstört, die Magazine in Brand gesteckt; Truppen mußten gegen sie abgesandt werden ꝛc., so wundere ich mich darüber noch weniger. — Am wenigsten wundere ich mich, wenn ich die Beschreibung der Empörungen in den Pflanzungen und Colonien lese, wo Fabrikwesen und Leibeigenschaft mit einander den empörendsten Bund gegen die Menschheit beschlossen haben. — Da bei der außerordentlichen Theilung der Arbeit und bei dem ungeheuern Umfang der Unternehmungen, welche der jetzige Civilisationsgrad mit sich bringt, der Fabrik-Feudalismus nicht zu vermeiden ist, so wünschte ich wenigstens, daß der Fabrik-Feudalismus seine eigenthümliche Legislation erhalten, und, weil die Fabrikarbeiter auch Staatskinder sind, von Staatswegen organisirt werden möchte. Engere Bande sollten zwischen den Fabrikarbeitern und dem Fabrikherrn bestehen, als bloß das gewöhnliche: „Du erhältst soviel wöchentlich, so lange man dich braucht!" Da die Fabrik eine wahre Herrschaft, einen kleinen Staat im Staate bildet, so müßte die Fabrik auch nicht gleichsam eine gesetzlose Oase, sondern wirklich, und dem Rechte nach, einen kleinen Staat im Staate und eine wahre Herrschaft ausmachen."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

№ 14. Freitag, 15. Februar. 1828.

Deutsche Alterthümer.

Deutsche Alterthümer. Von Dr. Friedrich Heinrich von der Hagen. Erster Band. Mit 4 Kupfertafeln. Leipzig, bei Weidmann. 1819. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Deutsche Alterthümer. Von Dr. Friedrich Heinrich von der Hagen. Zweiter Band. Mit 4 Kupfertafeln. Leipzig, bei Weidmann. 1820. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Deutsche Alterthümer. Von Dr. Friedrich Heinrich von der Hagen. Dritter Band. Mit 4 Kupfertafeln. Leipzig, bei Weidmann. 1823. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Deutsche Alterthümer. Von Dr. Friedrich Heinrich von der Hagen. Vierter Band. Mit 4 Kupfertafeln. Leipzig, bei Weidmann. 1825. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Deutsche Alterthümer. Von Dr. Friedrich Heinrich von der Hagen. Fünfter Band. Mit 4 Kupfertafeln. Leipzig, bei Weidmann. 1827. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir haben diese Bände, welche zusammen ein Ganzes bilden, absichtlich zusammengenommen, weil sie nicht nur in Hinsicht auf Gegenstand und Behandlung, sondern auch in Hinsicht auf Zeit der Erscheinung, Verleger und Preis ein Ganzes bilden. Sie sind nämlich in fünf Jahren, jedes Jahr ein Band, bei Weidmann in Leipzig erschienen, und kosten jeder 1 Thlr. 12 Gr. Sie sind also ein Ganzes, und wir können sie als ein Ganzes betrachten. Wir haben sie auch absichtlich zusammengenommen, weil sie nicht nur ein Ganzes bilden, sondern auch weil sie ein Ganzes bilden sollen. Sie sollen nämlich ein Ganzes bilden, und wir können sie als ein Ganzes betrachten. Wir haben sie auch absichtlich zusammengenommen, weil sie nicht nur ein Ganzes bilden, sondern auch weil sie ein Ganzes bilden sollen. Sie sollen nämlich ein Ganzes bilden, und wir können sie als ein Ganzes betrachten.

Umſtände obwalten ſollten, ein feſtgeſetztes Minimum zahlen müßte. Was er über dieſes Minimum zur Kaſſe mitbrächte, oder, wenn die Zahlung auf dem Wege der Abzüge ſtatt fände, in derſelben ſtehen ließe, würde zugleich als Belag für ſeine Arbeit- und Sparſamkeit dienen. Die hieraus erwachſenden Fonds könnten auf das unbewegliche Eigenthum der Fabrik hypothekariſch angelegt und zum Betriebe derſelben benuzt werden. Dies müßte jedoch in der Art geſchehen, daß ſie zugleich als ein, ſeine Zinſen regelmäßig tragendes Capital und als eine Fabrik-Actie betrachtet würden. So wie nun alſo jeder Mitunternehmer der Fabrik ſeinen jährlichen Gewinnantheil bezieht, ſo würde demnach auch, für die Arbeiter-Actien, eine aus dem jährlichen Gewinn der Fabrik, ſofern derſelbe die reſpective zu zahlenden Zinſen überſtiege, eine verhältnißmäßige Dividende berechnet und zum Capital zugeſchlagen werden müſſen. Bei einer ſolchen Einrichtung könnte ſich jeder Fabrik-Arbeiter gleichſam als Mit-Eigenthümer und Mit-Herr der Fabrik anſehen, woraus weſentliche, nicht nur materielle, ſondern auch moraliſche, und zwar wichtige moraliſche Vortheile entſpringen würden. — Kurz, das Curatorium wäre als eine vom Staate der Fabrik gegenübergeſtellte Behörde anzuſehen, durch welche viele Menſchen, die gewiſſermaßen mitten im Staate aus dem Staate geſchieden waren, wieder mit demſelben vereinigt würden. Nicht bloß die Fabrikarbeiter, ſondern der Fabrikherr ſelbſt würde zulezt auch ſeinen Vortheil dabei finden. In Anſehung des Staats würden die wenigen und geregelten Koſten, welche die Einrichtung mit ſich bringen dürfte, durch Vermeidung der ungeregelten, mannichfaltigen, häßlichen Ausgaben, welche die aus dem Maſchinen- und Fabrikweſen entſpringende künſtliche Armuth mittelbar oder unmittelbar nothwendig macht, vielfältig erſezt werden."

Ueber die Concurrenz wird geſagt: „Die Concurrenz iſt im Innern eines Staates die beſtändigſte, allgemeinſte und fürchterlichſte Quelle der künſtlichen Armuth. Verfolgt man die vorkommenden einzelnen Fälle künſtlicher Armuth bis auf ihren erſten Grund, ſo findet man, als ſolchen, zulezt immer die Concurrenz. — Concurriren bedeutet zuſammenlaufen. Zwei oder mehrere Leute concurriren, wenn ſie zugleich nach demſelben Gegenſtande ſtreben, und jeder ſich bemüht, die übrigen auszuſtechen, und in ihrem Angeſichte den Gegenſtand zu erhaſchen. Ohne weiter zurück zu gehen, iſt alſo die Concurrenz, ſchon an und für ſich, ein abſtoßendes, gehäſſiges, menſchenfeindliches, egoiſtiſches Princip. — Wenn die Anzahl der Gewerbetreibenden ſich vermehrt, ſo müſſen ſie, weil ſie verhältnißmäßig weniger abſetzen, die Preiſe erhöhen, um beſtehen zu können. Wenn ſie die Preiſe nicht zu erhöhen wagen, müſſen ſie ſchlechtere Arbeit liefern. — Lezteres iſt das Gewöhnliche. Die beim Einfluſſe der Gewerbefreiheit erzeugten Waaren haben keine Feſtigkeit, keine Dauerhaftigkeit, wogegen die Gewerbetreibenden ihnen mehr Anſchein, mehr Glanz, mehr Politur zu geben ſuchen, was ihnen nur einiges Reiben mehr koſtet. — Gleichviel, ob die Leute beim Gebrauche zufrieden ſind, oder nicht. Die Hauptſache iſt, augenblicklich zu verkaufen. Um die Zukunft kann man ſich nicht mehr bekümmern. — Da ſie es übrigens Alle ſo machen, und ſo machen müſſen, ſo haben ſie nichts mehr, als die andern Gewerbegenoſſen zu befürchten. Alſo wird die beabſichtigte Vervollkommnung der Gewerbe nur zum Vortheil des Luxus und zum Nachtheil der Solidität, und dadurch ſelbſt der Moralität des Volkes, erreicht. — Da jeder nach Belieben ſich niederlaſſen kann, ſo ſteigt die Anzahl der Gewerbetreiben aufs Aeußerſte. — Alsdann iſt nicht mehr für ſie an eine Erhöhung der Preiſe zu denken. — Kaum ſind ſie eingerichtet, ſo müſſen Viele den Laden oder die Werkſtatt wieder ſchließen. Andere, welche vermögender ſind, erhalten ſich nur durch die Menge der Geſellen und die Quantität der Arbeit. — Dieſe werden zu Sklaven ihres Gewerbes und des rückſichtsloſeſten aller Herren, des Publikums. Jene aber, welche das Gewerbe aufgeben mußten, ſinken zu der Klaſſe der künſtlichen Armen herab, und das Publikum, auf deſſen Anſpruch ſie ihre Luftſchlöſſer bauten, müſſen ſie jezt um Almoſen in Anſpruch nehmen. — Wie kann ſich bei einem ſolchen Stand der Dinge die Moralität eines Volkes erhalten? — Ehemals fand ein Meiſter mehr Achtung in ſeiner Umgebung, als jezt ein Edelmann in der ſeinigen. Das Eintreten in das Handwerk wurde auch nur Söhnen unbeſcholtener Familien geſtattet. Es hieß: „Die Handwerke müßten ſo rein ſeyn, als wären ſie von Tauben geleſen." Die erſte Wirkung der Gewerbefreiheit beſteht darin, daß ſie alle veredelnden Gefühle der Art erſtickt und verbannt, weil ſie keine perſönliche Würde anerkennt, ja vielmehr den Sachen die Menſchen unterordnet. — Nicht mehr der innere Trieb des Pflichtgefühls und der Standesehre kann, bei der Gewerbefreiheit, den Meiſter, den Geſellen, den Lehrjungen zur Ordnung, zum Fleiße, zur Vervollkommnung anſpornen, ſondern nur der äußere Zwang der Nothwendigkeit. Thuſt du es nicht, ſo mußt du hungern! Zwiſchen den jetzigen Meiſtern und den ältern findet in dieſer Rückſicht derſelbe Unterſchied ſtatt, als zwiſchen den Landeskindern, welche für König, Vaterland und Ehre fechten, und den Söldnern, die mit Stockſchlägen disciplinirt und zum Feuer durch Cavallerie, die hinterher in ihren Rücken einhaut, getrieben werden müſſen. Das Motto, welches die Gewerbefreiheit für jenes alte, Würde und Ehre einflößende, den Handwerken aufdringt, iſt: „Noth

lehrt beten.“ — Beten lehrt aber diese neue Art der Noth, wie der Sprachgebrauch es bereits entschieden hat, nicht im alten, frommen Sinne. In dem Sinne, wie das Sprichwort bei der Gewerbefreiheit genommen werden soll, würde es vielmehr heißen: „Noth lehrt ausschweifen.“ — Es ist nicht mehr die Rede davon, daß Meister und Gesellen dem Gottesdienste beiwohnen. Sie müssen am Sonntage, wie an den andern Tagen, arbeiten. Dafür erholen sie sich des Abends, indem der Meister zu Biere geht, die Gesellen aber auf die Tanzböden, wo das Wochengeld regelmäßig verwalzet, und die Gesundheit oft auf Lebenszeit, theils durch brennende Getränke, theils auf eine schändlichere Weise verschleudert wird.“

„Wer hat nicht die Bemerkung gemacht, daß jezt, fast in allen Ständen, besonders aber in den mittleren, und noch mehr in den niedern, nicht mehr derselbe Frohsinn herrsche, wie ehedem? Wo sind die vergnügten Spiele, die fröhlichen Lieder, die gesprächigen, herzlich lachenden Gesellschaften der wahrlich guten alten Zeit, welche dabei frommer, religiöser war, als die jetzige? Obschon die jetzige, durch so viele Entdeckungen und Erfindungen, so viele Vorzüge und Annehmlichkeiten zu haben scheint, so kennt man doch jezt in den mittlern Ständen keine andern Freuden mehr, als Mahlzeiten, bisweilen Tänze, die sich immer in den, wie der Wirbel des Zeitgeistes, Alles um sich umstoßenden, einförmigen Walzer auflösen, klug und vornehmthuende Aeußerungen über politische Angelegenheiten, oder über die neueste Oper und die neueste Sängerin. Vom freien, heitern Lebensgenuß ist keine Spur mehr; genug, wenn man nur augenblickliche Zerstreuung, Betäubung findet. Man eilt, den eintönigen Kreis zu verlassen, um diese und jene schon versäumten Geschäfte nachzuholen. — Ueberall eine sorgenvolle Geschäftigkeit, eine ängstliche Unruhe. Was wir an Bevölkerung und äußerm Glanz gewonnen haben und immerzu gewinnen, das verlieren wir am eigentlichen Leben. Die Menschenzahl steigt, aber die Glückssumme sinkt. Wenigstens steigt sie nicht im Verhältnisse mit der Bevölkerung. Es ist, wenn ich mich, der Klarheit wegen, eines trivialen Beispiels bedienen darf, es ist ein Kuchen, dessen Theile für jedes Individuum immer kleiner ausfallen, je größer die Gesellschaft wird, und von dem, die fortwährend hinzukommenden neuen Gäste nur ganz kleine Bissen und zulezt nichts mehr bekommen. Es verhält sich in der jetzigen Zeit mit dem wahren innern Menschenglück, wie mit dem baaren Gelde, welches, wo möglich, in der Circulation durch Papier, durch Schein, ersezt wird. — Wo kommt eine solche Umstimmung her, was fehlt den mittlern Ständen und den untern Klassen der Gesellschaft? Sicherheit! Sicherheit ist die Mutter der Ruhe und des Frohsinnes. Zur jetzigen Zeit muß ein Jeder fürchten, der sich mit irgend einem Erwerbzweige oder Gewerbe niederläßt, durch den ersten besten aus dem Sattel gehoben zu werden. Es kann Keiner mehr bestehen oder seinen Unterhalt gewissermaßen sicher gestellt sehen, wenn er sich nicht so abmüht und einschränkt, daß Keiner sich karger einrichten und mehr abquälen kann. Wenn es nicht durchgängig so ist, so ist doch die Möglichkeit da, die Wahrscheinlichkeit, daß es so werden kann und wird. — Wenn aber ein großer Theil der Bevölkerung in Bangigkeit lebt, soll der übrige nicht mit verstimmt werden? Ohne Sicherheit kann im Leben keine Heiterkeit seyn. Selbst wenn Alles noch gut ginge, so müßte man die Augen doch von der Zukunft abwenden und sich gedankenlos der Gegenwart hingeben, was nicht in der Natur des Menschen liegt. Die Hoffnung ist ihm als die lieblichste Trösterin des Lebens gegeben worden. Was hilft mir ein vorübergehender Glanz, wenn der launige Tyrann der Concurrenz, wie dem Damokles, eine immerwährende drohende Degenspitze über meinem Haupte schweben läßt? Was hilft mir die Freiheit, auf jener grünen Wiese Blumen abpflücken zu dürfen, wenn die Otter unter dem Grase nistet? Lieber nur die halbe Wiese, den halben Glanz, so daß ich mich des Geschenkes erfreuen kann!“

Hierin ist gar vieles vollkommen wahr; allein war das alte Zunftwesen nicht voller Mißbräuche und waren nicht auch damals durch das Monopolisiren Weniger die übrigen in Armuth versezt? Der Verfasser erkennt dies an und will einen Mittelweg eingeschlagen wissen. „Durch Wiedereinführung des Guten würde dem Wiederaufleben des Schlechten durch wenige Bestimmungen leicht zuvorzukommen seyn. Die große Aufgabe bei der Wiedereinführung der Gewerbe-Corporationen besteht aber darin: Die Concurrenz zu beschränken und ihr doch zugleich den erforderlichen Spielraum zu lassen. Die Anzahl der Meister soll durch die der beschäftigten Gesellen bestimmt werden. Nimmt die Nachfrage fortdauernd zu, so wächst auch die Anzahl der Gesellen, und die Anzahl der Meister muß auch zugleich wachsen. Vermindert sich die Nachfrage, so muß auch die Anzahl der Meister abnehmen. Ihrer Vermehrung steht kein Hinderniß entgegen. Denn jeder Gesell will immer Meister werden. So verhält es sich mit ihrer Verminderung nicht. Dem Familienvater, der einmal die Meisterschaft erlangt hat, darf ein solches Recht nicht zurückgenommen werden. Wie kann also die Meisterzahl vermindert werden? Zwei Bestimmungen können zu dem Zwecke statt finden. Ein Mal: Daß eine gewisse Anzahl Meister, als z. B. der fünfte, der achte, der zehnte Theil, nur vorläufig als solche anerkannt werden; und, es versteht sich, immer die zulezt in die Corporationen eingetretenen, welche

Digitized by Google

dann Neumeister, während die andern Altmeister heißen. — Für das Zweite: Daß, für die abgestorbenen oder abgehenden Meister, nicht neue ernannt werden. — Solche Bestimmungen würden freilich nicht so einfach seyn, als wenn man sagte: „So und so viel; nicht mehr, nicht weniger.“ Allein, lieber einige Bestimmungen mehr, und wohlthätige, menschliche Absichten besser erfüllt!“

In Bezug auf die Gefahren der freien Handels-Concurrenz scheint uns der Verfasser nicht vom richtigen Standpunkt auszugehen, oder zufällige und vorübergehende Nachtheile im Vergleich mit allgemeinen Vortheilen zu wichtig zu nehmen.

Da der Verfasser im praktischen Leben, überall wo er die Armuth beaugenscheinigte, wenn er auch anfangs nur von materiellen Interessen ausging, immer unwillkürlich auf den Mangel an Erziehung, Sitte und Religion stieß, so hat er den dritten Band seines Werkes ausschließlich diesen geistigen Interessen gewidmet, die wirkliche Vernachlässigung derselben nachgewiesen, und auf die Wichtigkeit der Verbesserungen in dieser Beziehung aufmerksam gemacht.

Interessant und sehr wahr scheint folgende Bemerkung: „Wenn zwei Einrichtungen oder Gesetze in einem Staate einander widersprechen, von einem entgegengesezten Standpunkt ausgehen, so muß, mit der Zeit, das eine vor dem andern weichen. Neben dem reinen Christenthum wird eine despotische Regierung nicht lange bestehen, und wenn die despotische Regierung die Oberhand behauptet, so wird auch nicht lange das Christenthum in seiner evangelischen Reinheit bleiben. — Wenn mir zugleich ein freundliches Zimmer und ein Gefängniß zur Wohnung neben einander angewiesen werden, so ist es wohl natürlich, daß der beständige Vergleich zwischen beiden Aufenthaltsorten mich zu dem Wunsche führt, auch das Gefängniß zum freundlichen Zimmer eingerichtet zu sehen. Soll aber das nicht geschehen, will eine über mich waltende Macht, daß das Gefängniß ein Gefängniß bleibe, merkt diese Macht, daß mich das freundliche Zimmer zur Abschaffung des Gefängnisses anreizt, fürchtet sie gar, daß ich doch wohl, früh oder spät, meinen Wunsch erlangen dürfte, so ist es ebenfalls natürlich, daß sie auch das freie Zimmer in ein Gefängniß zu verwandeln sucht. — Kann aber das reine Christenthum neben dem Despotismus, oder der Despotismus neben dem reinen Christenthum, nicht bestehen, so kann eben so wenig das reine Christenthum neben der Licenz, und die Licenz neben dem echten Christenthum, den Platz behaupten. — Entweder wird das Christenthum zum bloßen Namen, zur bloßen philosophischen Secte, zur Staats- und Volksheuchelei herabgewürdigt werden, oder die Licenz wird zur Ordnung zurückkehren müssen.“

Zum Beweise, wie sehr der Verfasser ins Detail geht und wie er überall kleine praktische Bemerkungen anbringt, führen wir an, was er in Bezug auf die Wirthshäuser vorschlägt. „In den meisten Gasthöfen wird den Fremden ein Buch mit dem Ersuchen vorgelegt, sich in dasselbe mit der Angabe, woher man kommt, wohin man reiset ꝛc. einzuschreiben. Dies Buch hat für den Wirth seinen Nutzen, oft aber für die Polizei noch mehr. Billig aber wäre es, wenn es auch für die Reisenden seinen Nutzen hätte. Es ist nicht genug, wenn eine Regierung dafür sorgt, daß die Reisenden nicht auf der schlechten Landstraße den Hals brechen, oder von räuberischem Gesindel angefallen werden. In den Gasthöfen müssen Fremde auch nicht gar zu schlecht *fahren*, noch auch *ausgeplündert* werden. Dem Fremden kann man nicht zumuthen, daß er in der Rubrik der *Bemerkungen* sein Mißvergnügen zu erkennen gebe. Seine Rüge würde nicht stehen bleiben, und dadurch würde er sich nur Unglimpf aussetzen. Auf dem ersten Blatte des Buches könnte aber füglich: Straße und Wohnung, Titel und Name des *Regierungs-Beamten* angegeben seyn, an den, bei vorkommender Klage gegen den Wirth, oder seine Leute, der Fremde sich wenden könnte. Dies sezt allerdings voraus, daß ein solcher Beamter existiren und besonders von der Regierung beauftragt werden müßte, Beschwerden der Art anzunehmen. Dies würde zwar mehr dem Wirthe zur Warnung, als dem Fremden zur Genugthuung gereichen, und mehr eine vor- als eine nachwirkende Kraft ausüben. Da wenig Fremde Lust oder Zeit haben dürften, sich mit der Einlegung ihrer Beschwerden aufzuhalten, und viele sich nicht sehr darum bekümmern, ob die nach ihnen einkehrenden Reisenden in dem Gasthofe besser, als sie, behandelt werden.“

2) Ist die Klage über die zunehmende Verarmung in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat sie und welche Mittel ꝛc.? Beantwortet von Siegfried Justus I., König von Israel. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Ein abenteuerlicher Plan, alle Staatsschulden zu zahlen und alle Abgaben zu erlassen, der übrigens schon 1827 in der Berliner Vossischen Zeitung mitgetheilt worden seyn soll. Wenn er ausführbar wäre, so würde das königl. preuß. Ministerium den Vortheil nicht aus der Hand gelassen haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.
Beilage zu No. 49 des Morgenblatts. 1825.

Reisebilder. Von Heinrich Heine.

Zweiter Theil. Harzreise. Nebst einem Anhange. Reisebilder. Dritter Theil. Die Nordsee. Erste Abtheilung. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1826. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir haben diese Reisebilder schon einmal angezeigt, als sie in Gestalt eines ersten Theils erschienen. Damals sprachen wir unsere Ansicht über die Eigenthümlichkeit dieser Schriftstellerei aus, und wir können jetzt nur wiederholen, was wir damals gesagt haben. Wir können nur wiederholen, daß wir diese Reisebilder für eine der originellsten Erscheinungen unserer Literatur halten, daß wir sie für ein Meisterwerk der Darstellung halten, daß wir sie für ein Buch halten, das Jeder lesen muß, der sich für Literatur interessirt. Wir können nur wiederholen, daß wir diese Reisebilder für ein Buch halten, das Jeder lesen muß, der sich für Literatur interessirt. Wir können nur wiederholen, daß wir diese Reisebilder für ein Buch halten, das Jeder lesen muß, der sich für Literatur interessirt.

katholischen und protestantischen Staaten besteht, und dessen Industrie sich hauptsächlich mit dem Ackerbaue und der Bearbeitung vaterländischer Erzeugnisse beschäftiget, zählt 680,000 Arme, oder $\frac{1}{20}$ der ganzen Bevölkerung. Das Verhältniß der, von dem Landbaue lebenden Bevölkerung stellt sich wie 3 zu 1; die Zahl der ersteren beläuft sich auf 10,200,000, die der lezteren auf 3,400,000. Deutschland ist die Wiege der geistigen Philosophie und das religiöse Princip besteht in seiner vollen Stärke. 3) In Oesterreich, einer katholischen Monarchie, wo der Ackerbau vorherrscht, und die Industrie sich vorzüglich mit einheimischen Produkten beschäftiget, ist das Verhältniß der Dürftigen zu der ganzen Bevölkerung wie 1 zu 25. Auf 32,000,000 Bewohner kommen etwa 1,280,000 Arme. Die mit dem Landbaue beschäftigte Bevölkerung verhält sich zu der industriellen, wie 4 zu 1, das heißt, man rechnet 25,600,000 Landeigenthümer und mit dem Landbaue beschäftigte und 6,400,000 fabricirende und handeltreibende Bewohner. 4) Dänemark, ein protestantisches Königreich, mit Ackerbau und Bearbeitung der Landesprodukte, befindet sich in Bezug auf die Dürftigen, in einer gleichen Lage wie Oesterreich. Das Verhältniß der Zahl der Armen zu der ganzen Bevölkerung ist wie 1 zu 25. Dieser Staat hat 2,500,000 Einwohner und unter diesen 100,000 Dürftige. Das Verhältniß der ackerbautreibenden zu der industriellen Bevölkerung ist wie 4 zu 1. Man rechnet 2,000,000 Eigenthümer und Ackerbauer und 500,000 Arbeiter. 5) Spanien, eine katholische Monarchie, wesentlich mit dem Landbaue beschäftiget. Seine Industrie ist vorzugsweise den Landesprodukten zugewendet; religiöse Anstalten gewähren der Dürftigkeit reichen Beistand, und sein Klima fordert wenig Bedürfnisse. Auf eine Bevölkerung von 13,900,000 Einwohnern, zählt es 450,000 Arme, das ist $\frac{1}{30}$ der ganzen Bevölkerung, welche sich in Bezug auf Ackerbau und Industrie wie 3 zu 1 verhält, 11,583,333 Individuen sind als Eigenthümer und Arbeiter mit dem Landbaue beschäftiget und 2,216,617 Individuen, deren Nahrungszweig die Industrie ist. 6) Frankreich zählt ungefähr 1,600,000 Dürftige auf eine Bevölkerung von 32,000,000. Das Verhältniß ist demnach wie 1 zu 20, und das der mit dem Landbaue beschäftigten Bevölkerung zu der industriellen, wie 4 zu 1. Die Zahl der Ländereibesitzer, Pachter und Arbeiter beträgt 25,600,000, die der Industriearbeiter und ihrer Familien 6,400,000 nach Sismondi. 7) Italien, ein echt katholischer Theil Europas, gibt ein Verhältniß wie 1 zu 25 zwischen den Dürftigen und der ganzen Bevölkerung. Diese steigt auf 19,011,000 Bewohner an, unter denen man 750,000 Dürftige zählt. Das Verhältniß der landbautreibenden Bevölkerung zu der industriellen ist wie 3 zu 1. Es gibt also 15,870,000 Menschen, welche von dem Landbaue leben, und 3,174,000 Menschen, welche sich mit der Industrie beschäftigen. 8) In dem Königreiche der Niederlande, wo die protestantische Religion herrscht und wo Handel und Fabrikwesen ungefähr die nämliche Richtung genommen haben, wie in England, ist das Verhältniß der Zahl der Armen zu der Bevölkerung wie 1 zu 7. Unter 6,113,000 Einwohnern gibt es 877,000 Dürftige. Die Bevölkerung verhält sich, in Bezug auf Agrikultur und Industrie, wie 2 zu 3, das heißt: sie bestehet aus 2,431,000 mit dem Ackerbaue und 3,695,000 mit der Industrie und dem auswärtigen Handel beschäftigten Individuen. 9) Portugal ist katholisch, und ein wesentlich landbautreibender Staat. Er zählt 111,000 Arme auf 3,330,000 Bewohner, das ist $\frac{1}{25}$ der ganzen Bevölkerung, welche sich in Bezug auf Landbau und Industrie, wie 3 zu 1 verhält. Man rechnet, daß unter der Bevölkerung 2,941,665 Ländereibesitzer und Ackerbauer und 588,335 mit der Industrie beschäftigte Individuen vorhanden sind. 10) Preußen, ein protestantischer, vorzüglich ackerbautreibender Staat, hat 12,778,000 Einwohner und darunter 425,932 Dürftige, das heißt $\frac{1}{30}$ der Bevölkerung. Das Verhältniß der landbautreibenden Klassen zu der industriellen Bevölkerung ist wie 3 zu 1. Es gibt also 10,648,915 Landbesitzer und Bebauer und 2,129,035 Manufacturisten. 11) Das europäische Rußland, dessen Bewohner sich in der Mehrzahl zu dem griechischen Cultus halten, und dessen Industrie hauptsächlich auf den Ackerbau und die Nationalprodukte sich beschränkt, hat 52,500,000 Einwohner. Wir nehmen an, daß sich die Zahl der Dürftigen zu der der Einwohner wie 1 zu 100 verhalte, so daß sich die Zahl derselben auf 525,000 beläuft. Die Bevölkerung theilt sich, in Bezug auf Landbau und Industrie, wie 13 zu 1. Es würden also 48,850,000 Menschen sich mit dem Landbaue beschäftigen, und 3,750,000 Menschen mit der Industrie. Man muß übrigens nicht außer Acht lassen, daß in diesem weiten Reiche noch mehr als 16,000,000 sich in dem Zustande der Leibeigenschaft befinden, und daß große Strecken Landes noch gar nicht bevölkert sind. 12) Schweden ist, in Bezug auf den religiösen und industriellen Zustand, wie in Hinsicht auf Agricultur, mit Dänemark in gleicher Lage. Auf 3,866,000 Einwohner rechnet man $\frac{1}{25}$, das heißt 154,600 Dürftige. Das Verhältniß der ackerbautreibenden Klasse zu der industriellen ist wie 4 zu 1; nämlich 3,092,800 Landbesitzer und Bearbeiter, und 773,200 Manufacturisten. 13) Die Schweiz besteht aus katholischen und protestantischen Cantons. Seit mehreren Jahren ist in einigen derselben die Industrie vorherrschend, und die industrielle Bevölkerung sehr angehäuft. Sie zählt 171,000 Arme

Digitized by Google

auf eine Bevölkerung von 1,714,000 Individuen. Das Verhältniß ist wie 1 zu 10! Im Canton Glarus gar wie 1 zu 4. Das Verhältniß der ackerbautreibenden zu der industriellen Klasse ist wie 2 zu 1. Man zählt 1,412,666 Landbesitzer und Bearbeiter auf 571,334 Industrielle. 11) Die Türkei endlich, wo der Islamismus und der Absolutismus herrscht, wo aber alte arabische und christliche Ueberlieferungen von Erbarmen und Gastfreiheit sich erhalten haben, und wo der Ackerbau und eine Industrie, welche ausschließlich auf die Landesprodukte angewendet wird, im Gange sind, schäzt man die Zahl der Hülfsbedürftigen nur auf ungefähr den vierzigsten Theil der Bevölkerung. Auf 9,500,000 Einwohner würden daher 112,500 Arme kommen, wovon der größte Theil auf die fränkischen Nationen oder die Fremden kommt. Das Verhältniß der ackerbautreibenden Klasse zu der industriellen ist wie 7 zu 1. Man rechnet 8,312,500 Individuen der ersteren gegen 1,187,500 der lezteren. — Nach Villeneuve's eigenem Geständnisse beruhen diese Angaben auf approximativen Unterlagen, die demnach mehr oder weniger auf Vermuthungen hinauslaufen. Genaue Notizen scheint er, seinem eigenen Geständnisse zu Folge, nur über Frankreich, England und die Niederlande sich verschafft zu haben. Ich habe dabei, sagt er, stets auf die Bevölkerung, auf die Natur des Bodens und der Produkte, auf den Grundsatz, welcher bei der Industrie vorherrschte und auf den Einfluß der Religion, der Sitten und des Klimas und der Gewohnheiten geachtet, und das Resultat dieser verschiedenen Einflüsse hat fortwährend die Grundsätze gerechtfertiget, welche ich über die Ursachen des Pauperismus aufgestellt habe. Ueberall sieht man die Zahl der Armen in dem Maaße, wie die Zahl der industriellen Bevölkerung wächst und sich anhäuft, wie die Industrie über die Agricultur vorherrscht, wie die in England herrschenden Grundsätze der Civilisation und der politischen Oekonomie angewendet werden, und wie man sich von dem Grundsatze der Religion und der christlichen Liebe entfernt, zunehmen. — Für ganz Europa stellen sich, nach Villeneuve's eben gegebenen Angaben, folgende Verhältnisse dar. Das Verhältniß der Zahl der Armen zu der ganzen Bevölkerung ist $^1/_{20}$ $^3/_{19}$ oder fast $^1/_{21}$ der ganzen Summe. Das Verhältniß der Ackerbauer zu den Industriellen ist wie $3^1/_2$ zu 1, und von den 10,897,333 Dürftigen sind $^1/_6$ mit 1,816,222 auf die Landbebauer und $^5/_6$ mit 9,081,111 auf die Klasse der Industriearbeiter zu rechnen."

Am Schlusse des lehrreichen Werkes ist auf die Vorzüge aufmerksam gemacht, welche Deutschland vor andern Ländern genießt, sofern hier der Pauperismus noch nicht auf den höchsten Grad gestiegen ist, daher auch noch keine so entsetzliche Sittenlosigkeit der untern Klassen in Masse zugelassen hat. Der Boden ist bei uns mehr getheilt, das Maschinenwesen noch nicht so gesteigert, wie in England; allein die Armuth nimmt doch allmählich immer zu, namentlich seitdem so viele Speculanten in Staatspapieren die Capitalien dem Gewerb entziehen und umgekehrt die Bedürfnisse der Arbeiter durch den in dieser Klasse endemisch werdenden Luxus steigen. Mit großer Entschiedenheit spricht sich der Verfasser gegen alle Staatsanstalten aus, durch welche die Armuth provocirt wird. Er will nur Spitäler für Kranke und Gebrechliche und Strafhäuser für Vagabunden und arbeitsfähige Bettler; dagegen keine Leihhäuser, keine Findelhäuser, keine Armenhäuser, keine Armencolonien, weil, wie er aus historischen Beispielen nachzuweisen sucht, alle diese Anstalten nur dahin führen, daß sich die niedern Classen weniger vor dem Armwerden in Acht nehmen, sich sogar muthwillig in Armuth stürzen, und weil in vielen Fällen die Concurrenz der Armen so groß wurde, daß jene wohlthätigen Institute aus Mangel an zureichenden Unterhaltungsmitteln geschlossen werden mußten.

4) Kritik des Armenwesens von Jürgen Hansen, Pastor zu Nottmark auf Alsen. Altona, Aue, 1834.

Eine Stimme, die nicht unbeachtet bleiben darf. Der Verfasser erklärt sich aufs stärkste und gewiß mit Recht gegen das trop regner in Bezug auf das Armenwesen. „Man hat in einigen Communen seinen Amtseifer für die Befolgung des Buchstabens des Gesetzes, seinen bürgerlichen Eifer für das allgemeine Wohl und seinen christlichen Eifer für das Wohl der Unglücklichen zeigen wollen; man ist daher so weit gekommen, ich möchte es fast lieber zurückgekommen nennen, daß man das Armenwesen organisirt hat. In der Regel hat man wohl aber nicht selbst gewußt, was man wollte, und es ist deßwegen auch darnach geworden. Ein Protocoll ist angeschafft worden, eine Steuer wird ausgeschrieben, im Anfange unbedeutend und unbeachtet, wie das kleine Kind, in welchem man den Riesen nicht ahnet, welches, erst zu männlicher Größe herangewachsen, Besorgnisse zu erregen anfängt, nun aber aller Protestationen und alles Widerstandes unerachtet ernst und ruhig um sich greift, in die Höhe wächst und endlich als Riese Alle zu erdrücken droht." Der Verfasser findet es auch höchst nachtheilig für die öffentliche Moral, daß durch die erzwungenen Armengelder einerseits die freiwillige Wohlthätigkeit, anderseits die Dankbarkeit, zwei der schönsten öffentlichen Tugenden abhanden kommen. „Die christliche

Digitized by Google

Liebe war bisher nur in der Schule der Jugend eingeschärft, von der Kanzel den Erwachsenen gepredigt, in Andachtsbüchern und heiligen Schriften den Frommen empfohlen worden; jezt wurde sie zugleich von der Polizei in Dienst genommen, und von den Regierungscanzeleien aus den Unterthanen befohlen. Wo das Wort des Predigers nicht wirkte, sollten die Justizbeamten durch obrigkeitliche Befehle und Pfändung die Beiträge der Liebe erzwingen. Man beging nur den Fehler, der Dankbarkeit nicht mit derselben Strenge zu befehlen, und den Communen nicht eben so sichere Mittel in die Hände zu geben, sich selbige zu verschaffen."

Daß die Armen durch die Gewißheit, unterstüzt zu werden, nur leichtsinniger, arbeitsscheuer und frecher werden; daß sie in immer größerer Zahl sich melden; daß sie nicht nur undankbar, sondern sogar übermüthig werden, sofern sie sehr wohl einsehen, man würde sie nicht so ängstlich unterstützen, wenn man sich nicht vor ihnen fürchtete — das Alles ist wahr.

Aber wie soll geholfen werden? Zuerst, sagt der Verfasser, durch Förderung der Moralität. Moralität? Man liest das Wort und gähnt dabei, man ist schon gewöhnt, darin nur eine leere Phrase zu sehen. Und das Moralpredigen von der Kanzel herab und in der Schule bleibt auch eine leere Phrase, wenn Fabrikſklaverei, Branntwein, Lüderlichkeit in den Familien, vorzeitige Laster ꝛc. schon die Massen ergriffen haben und diesen fressenden Uebeln durch keine energischeren Mittel gesteuert wird. „Die Mannsperson, die schon seit ihrem 10ten Jahre das 7te, und das Frauenzimmer, welches schon seit seinem 11ten Jahre das 6te Gebot nicht heilig hielten, lassen sich in ihrem 40sten, 50sten Jahre schwerlich bessern." Die Jugend scheint also am ersten ins Auge gefaßt, dem verderblichen Einfluß entzogen werden zu müssen. Außerdem verlangt der Verfasser eine Reform der Armengesetze in der Art, daß die Armen, welche die öffentliche Unterstützung genießen, dagegen auch strenger verpflichtet werden sollen, als bisher, sowohl in Bezug auf Arbeit, als auf Moralität, was er denn ausführlich auseinandersezt.

5) Ueber die Verarmung der ackerbauenden Klasse. Ein Versuch von Albert von Hummelauer. Wien, Kupffer und Singer, 1836.

Der Ackerbau ist hinter Industrie und Handel zurückgetreten, Capitale und Intelligenz haben sich nach einer andern Seite gewendet; aber der Ackerbau hat dennoch die ganze alte, ja vermehrte Last zu tragen. „Ueberall nehmen die Steuern den ersten Theil von den Gewinnsten der Production, die Bodenrente den andern, weil Grund und Boden noch immer die vorzüglichste Erwerbsquelle einer unermeßlichen, durch die Gesetze der Noth darauf beschränkten Volksmenge ist, während der Mangel an Capitalien in productiven Verwendungen, der Production alle Wege abschneidet, dieser Calamität zu entgehen."

Hierzu kommt auch noch ein Mangel an Intelligenz, denn so weit auch die rationelle Landwirthschaft fortgeschritten ist, so ist ihre Weisheit doch noch keineswegs in die Massen des phlegmatischen Bauernstandes eingedrungen. Wie schwer hält es z. B. beim Weinbau alte Vorurtheile zu besiegen, während jede Verbesserung und Vereinfachung in Gewerb und Handel rasch überall angenommen wird.

Der Verfasser erörtert sehr ausführlich den Einfluß der Abgaben, der Bodenrente, der Capitalien und der unproductiven Capitalsverwendungen auf die Production, und die Mittel, den Preis der Dinge in ein richtiges Verhältniß zum reellen Werthe derselben und zu dem Arbeitslohne zu stellen.

6) Historischer Bericht über die Quellen des bäuerlichen Schuldenzustandes im Fürstenthum Paderborn, von A. Meyer. Paderborn, Crüwell und Rempel, 1836.

Eine Specialuntersuchung, die in der Reihe der Schriften über Verarmung von besonderm Interesse ist, weil sie die Geschichte der bäuerlichen Verhältnisse einer Provinz seit mehreren Jahrhunderten mit großer Genauigkeit erörtert.

7) Geschichtliche Darstellung der Kranken- und Versorgungsanstalten zu München, mit medicinisch-administrativen Bemerkungen von Anselm Martin. München, Franz, 1834.

8) Die Kranken- und Versorgungsanstalten in Wien, Baden, Linz und Salzburg, von Demselben. Daselbst.

Sehr gute Uebersichten über die innere Einrichtung der gedachten Anstalten und über deren Verwaltung und besondere Instructionen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

Englische Sitte der Ehe.

Wenn man die Geschichte der Ehe, ihre Gebräuche und Sitten, ihre Vorzüge und Gebrechen, ihre Freuden und Leiden, ihre Vortheile und Nachtheile, ihre Wohlthaten und Plagen, ihre Segnungen und Flüche, ihre Tugenden und Laster, ihre Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, ihre Schönheiten und Häßlichkeiten, ihre Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten, ihre Lichtseiten und Schattenseiten, ihre Vorzüge und Mängel

der Polemik gegen Paulus in Heidelberg * und in einer in mehrere Zeitungen übergegangenen Motion in der würtembergischen Kammer der Abgeordneten klar an den Tag gelegt, die Meinung nämlich, daß die Religion von politischen Rechten nicht ausschließen dürfe, daß alle vernünftigen, den Gesetzen gehorchenden, seit mehreren Generationen in demselben Staate sich fortpflanzenden Menschen gleichberechtigt seyen; daß die notorischen Gebrechen und Flecken des Judenthums nur Folge der bisherigen Unterdrückung seyen, und daß namentlich der jüdische Schachergeist nur aus der Einseitigkeit des jüdischen Lebensberufs hervorgegangen sey, sofern die Juden bisher fast von jedem andern Berufe, außer dem Handel, ausgeschlossen gewesen.

Wenn man nun die innern Entwicklungen im Judenthum ohne irgend eine störende Bemerkung, mit Achtung und allgemeiner Ehrfurcht vor dem Heiligen in jeder Religion gewähren läßt, und wenn man die äußere bürgerliche Emancipation der Juden uneigennützig und nicht ganz ohne Aufopferung vertheidigt — sofern nicht alle Committenten eines ständischen Abgeordneten damit zufrieden sind, und es an sehr ehrenwerthen Gegnern nicht fehlt, — so sollte man ein doppeltes Recht haben, jene ausgearteten Juden, die auf die Verhöhnung des Christenthums, der Sitte und des deutschen Vaterlandes förmlich speculirt haben, derb zurechtzuweisen. Jeder Christ und Deutscher hätte dieses Recht, wie viel mehr nicht ein Freund und nicht unwirksamer Vertheidiger der Juden-Emancipation, der, indem er eine reine Sache zu vertreten glaubt, alles von sich fern halten muß, was dieselbe mit der schmutzigen Wäsche eines Heine könnte verwechseln lassen. Man will die Juden emancipiren, um ihnen Würde und öffentliche Achtung zurückzugeben, um die Quelle giftigen Hasses zu verstopfen, welche die lange Unterdrückung in ihren Gemüthern geöffnet; und man hätte nicht erwarten sollen, daß diese Quelle jezt desto üppiger überströmen würde. Es ist unglaublich unschicklich und bewährt den populären Ausdruck „jüdische Unverschämtheit," wenn Juden in dem Augenblicke, in welchem Christen uneigennützig von allen Seiten sich für ihre bürgerliche Emancipation bemühen, das Christenthum und die deutsche Nation lästern. „So sind die Juden, heißt es dann, und ihr wollt diese Undankbaren emancipiren, die feig im Unglück, frech im Glück, für Großmuth keinen Sinn haben, von allem, gleichviel ob es Schande oder Ehre ist, nur profitiren wollen und nie genug haben, die euch bündisch schmeicheln, wenn ihr sie tretet, und euch ins Gesicht lästern, wenn ihr sie mit Wohlthaten überhäuft habt, das Volk, das schon zu Mosis Zeiten nicht anders war und in alle Ewigkeit nicht anders werden wird, das ihr emporzuheben und auf gleicher Höhe zu halten vergeblich bemüht seyd, da es immer wieder in seine alte Natur zurückfällt." Solche Stimmen muß man häufig hören. Man sagt, „in den Zeiten, in welchen man die Juden etwas kürzer hielt, unterstanden sie sich nicht, wie Heine schamlos hinzustehn und über Alles, was Christen heilig ist, einen schmutzigen Witz zu reißen, — unterstanden sie sich nicht, die deutsche Nationalität lächerlich zu machen und Gallomanie in allen Formen zu verbreiten; erst jezt unterstehen sie sich alles dies, weil man sie emancipiren will, weil sie sich nicht mehr fürchten, weil die Gunst, die man ihnen zuwendet, sie plötzlich frech gemacht hat."

So sehr wir nun die Unschicklichkeit beklagen, die in Heine's Auftreten liegt, so glauben wir sie doch nicht als eine Folge der größern neuen Freiheit, sondern als eine Nachwirkung der frühern Unterdrückung der Juden bezeichnen zu müssen. Stimmungen, wie sie Börne gegen die Deutschen, Heine gegen die Christen verrieth, sind nur Symptome der innern Verzweiflung, entsprungen aus dem Bewußtseyn, verachtet zu seyn. Sofern aber hier die Schuld allerdings nicht den Unterdrückten, sondern der langen Unterdrückung zuzuschreiben ist, dürften solche krankhafte Zeiterscheinungen ein Motiv mehr seyn für die Emancipation.

1) Das Staatsbürgerthum der Juden, vom Standpunkt der innern Politik beleuchtet von Robert Haas, evangel. Pfarrer. Frankfurt a. M., Körner, 1837.

Zu Gunsten der Emancipation. Der Verfasser gibt zuerst einen Abriß der jüdischen Geschichte seit der Zerstreuung des Volks, jener traurigen Geschichte von unaufhörlichen Verfolgungen, von heimlichem Reichwerden und plötzlicher öffentlicher Beraubung ꝛc. Dann gibt er einen Abriß jüdischer Sitten und Gebräuche, um zu zeigen, in wiefern dieselben zwar abweichend von den unsern, doch

* Sollen wir auch noch einmal auf den alten Herr Paulus zurückkommen? Es ist nicht der Mühe werth, doch stellen wir unsern Lesern, wenn sie je die elenden Libelle unsrer Gegner zu Gesicht bekamen, einfach die Frage: ob es besser ist, der großen Mehrheit achtungswürdiger Juden durch Verwendung für ihre bürgerliche Emancipation zu dienen und dagegen Heine's neue literarische Judenschule und ihre freche Unsittlichkeit schonungslos zu verdammen, wie wir gethan haben? — oder: jener Mehrheit achtungswürdiger Juden durch Verhinderung ihrer Emancipation zu schaden, die Unterdrückung und bürgerliche Ehrlosigkeit einer unschuldigen Menschenklasse zu verewigen, und dann doch mit den jungen Antichristen unter der Decke zu spielen und ihren frechsten Parteigänger in Schutz zu nehmen, wie Herr Paulus gethan hat?

Digitized by Google

keineswegs mit einer bürgerlichen Gleichstellung unvereinbar seyen. Ferner prüft er die Gründe für und gegen die Judenemancipation, wobei er die hauptsächlichsten Gewährsmänner citirt, und zuletzt theilt er eine Art Statistik der jüdischen Fortschritte mit, d. h. eine Darstellung der neuesten Bestrebungen der Juden in allen Welttheilen und Ländern, sich durch Wissenschaft, Künste, Handwerke und Ackerbau über den einseitigen Standpunkt zu erheben, auf dem sie früher ausschließlich durch vornehmen und gemeinen Schacher erhalten wurden.

2) A. T. Hartmanns neueste Schrift: „Grundsätze des orthodoxen Judenthums," in ihrem wahren Licht dargestellt von Dr. G. Salomon, Prediger am neuen israelitischen Tempel in Hamburg. Altona, Hammerich, 1835.

Hartmann hatte den Juden krasse Dinge vorgeworfen, insbesondere daß ihnen ihr Gesetz ausdrücklich falsche Eide erlaube. Salomon hat ihm nun bewiesen, daß er die betreffende Stelle falsch übersezt, daß er nämlich gelesen habe: die Juden dürfen nur an gewissen Tagen wahre Eide schwören, also an andern falsche, während es doch heißt: die Juden dürfen an gewissen Tagen überhaupt gar nicht schwören. Gewiß ist die Polemik, die auch Herr Paulus beliebt hat, die moralische Verdächtigung eines ganzen Volksstammes sehr ungerecht. Die Religion ist allen Völkern etwas Heiliges und sehr Ernstes, aufs innigste verbunden mit der Stimme des Gewissens, und es gibt schlechterdings keine Religion, die unmoralisch zu seyn beföhle oder nur nicht moralisch zu seyn gestattete. Dies ist gegen den Geist aller Religionen, und die jüdische hat insbesondere so viel Erhabenes und Edles, daß Verfolgungslust allein ihr so greuelhaften Unsinn nachsagen kann.

Es ist billig, daß sich die große christliche Mehrheit nicht von der jüdischen Minderheit will brukiren lassen; aber sie muß ihr auch kein so schreiendes Unrecht thun. Wem man verläumderisch vorwirft, seine Religion gestatte ihm falsche Eide, der hat ein Recht, unwillig und sogar unhöflich zu werden. Zudem ist die christliche Ungerechtigkeit gegen das Gute des jüdischen Glaubens gewissermaßen ein Freipaß für alle Caper, die das geistig und sittlich verlumpteste literarische Schacherjudenvolk nur zu gern aussendet, um den schlechtesten Privatzwecken zu fröhnen. Nur wer gerecht gegen die Juden im Ganzen ist, darf mit Erfolg diese einzelnen bösen Inselten aus der Literatur zu entfernen hoffen.

Schriften über Gefängnisswesen.

1) Die amerikanischen Besserungs-Systeme erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, Inspector der großbrit. Gefängnisse, von Dr. Julius. Leipzig, Brockhaus, 1837. 8. S. 50.

Diese kleine Schrift spricht sich zu Gunsten des pennsylvanischen Systems, d. h. der zu Philadelphia eingeführten Methode, die einzelnen Gefangenen völlig von einander zu isoliren, aus, und bringt dafür sehr achtungswürdige Zeugnisse bei, unter andern auch von den Vorstehern solcher Gefängnisse, die nach dem Auburnschen System eingerichtet sind, d. h., wo schweigend, aber gemeinschaftlich und in militärischem Takt gearbeitet wird.

Die Hauptgründe, welche für das pennsylvanische System angeführt werden, sind folgende: 1) sobald Gefangene beisammen sind, werden sie, wenn auch zum Schweigen verurtheilt, sich doch durch tausend kleine Mittel einander sagen, was sie sagen wollen; wie sie denn zu diesem Zweck in den Auburnschen Anstalten bereits auf die Zeichensprache verfallen sind; 2) die Einsamkeit macht den tiefsten Eindruck auf das Gemüth, bessert am gründlichsten; 3) erscheint den Sträflingen selbst als die härteste, mithin zweckmäßigste Strafe; 4) verhindert eine Menge Inconvenienzen und Willkürlichkeiten, die bei der mühsamen Aufsicht über viele an einem Ort versammelten Sträflinge immer stattfinden; 5) moralische und physische Krankheiten theilen sich weniger mit; 6) die Geschlechter sind sicherer getrennt; endlich 7) hat man die Erfahrung gemacht, daß die aus der pennsylvanischen Anstalt Entlassenen den Entlassenen anderer Anstalten in Bezug auf Moralität und Solidität unendlich vorzuziehen sind, daß sie nicht zu neuen Verbrechen übergehen, sondern der Gesellschaft zurückgegeben werden.

Die Einwürfe sind: 1) größere Sterblichkeit, mehr Krankheiten und besonders Seelenstörungen, welche die Einsamkeit begleiten. Die Ermanglung alles Umgangs erscheint denen, die dazu verdammt sind, so fürchterlich, daß weibliche Gefangene erklärten, sie wollten lieber drei Monate bei strengem Stillschweigen zur Tretmühle, als einen einzigen Monat zur einsamen Einsperrung verurtheilt werden. Der Herausgeber widerlegt übrigens den Vorwurf der größern Sterblichkeit und weist nach, daß unter 554 Sträflingen in 8 Jahren nur 21 gestorben sind. 2) Die Ungleichheit der Bestrafung, sofern nach Bildung und Temperament dem Einen die Einsamkeit weit unerträglicher werden müsse, als dem Andern. Ungleichheit, meint der Verfasser, sey überhaupt,

Digitized by Google

auch bei andern Methoden, unvermeidlich; auch das Zusammenleben mit Andern ist dem Gebildeten gewiß viel schrecklicher als dem rohen Verbrecher. 5) Die schwere Beaufsichtigung und die größern Kosten der Einrichtung einzelner Zellen, nicht zu gedenken des Einwurfs, daß der Mensch in der Einsamkeit gewisse Laster annehme; es ist bekannt, daß diese Laster neben andern in noch weit höherm Grade beim Zusammensein stattfinden.

Uns scheint es, daß die pennsylvanische Methode allerdings an sich die zweckmäßigere ist, daß sie aber beziehungsweise zum Justizmorde führen und in der Anwendung unmenschlich grausam und ungerecht werden kann, woraus folgen würde, daß es nur darauf ankomme, sie richtig anzuwenden.

Zweckmäßig ist die Methode. Es gereicht gewiß unserm erleuchteten Zeitalter nicht zur Ehre, daß noch immer gar viele unsrer europäischen Strafanstalten bloß Unterrichtsanstalten des jungen und Versorgungsanstalten des alten Lasters sind. Junge Verbrecher kommen nicht gebessert heraus und alte gehen sogar gern, wenigstens mit vieler Gleichgültigkeit wieder hinein. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß jezt das Spital mehr gefürchtet wird, als das Gefängniß. Daher ist schon a priori gewiß, daß eine Strafanstalt, aus der die Gefangenen gebessert oder so gedemüthigt hervorgehen, daß sie nicht leicht zum zweitenmal in dieselbe Strafe fallen, zweckmäßiger ist, als alle unsre bisherigen Anstalten, die das gleiche Resultat nicht erzielten, denn auch hier heißt es: „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“

Es ist nicht uninteressant, zu bemerken, daß die Polizei- und Justizbehörden, je mehr sie ihr strenges Augenmerk auf politische Handlungen, Reden und Gedanken richten, um so larer gegen gemeine Verbrechen werden, und namentlich die Eingriffe in das Eigenthum und in die öffentliche Sittlichkeit, so wie die Frechheit der Dienstboten erfreuen sich seit der politischen Aengstlichkeit einer übertriebenen, vorher unbekannten Schonung.

Ein junger Mensch, ein junges Mädchen, die in Dienste treten, sind anfangs wohlgeartet, schüchtern und würden eine Sünde nicht begehn schon aus Angst vor der Strafe, die sich ihre Einbildungskraft mit Entsetzen ausmalt. Nun kommen aber ältere Dienstboten, lachen sie aus, lehren sie, wie man sich nach unsern Gesetzen so gar bequem vor der Polizei und selbst vor dem Kriminalgericht herauslügen könne, wie man auch im schlimmen Falle mit einer leichten Strafe wegkomme ꝛc. Nun werden die jungen Leute dreister, machen die Erfahrung, finden sie wahr und lachen selbst über ihre anfängliche Angst. Nun trotzen sie der Herrschaft, wechseln dieselbe jeden Augenblick, setzen ehrlos Dieberei und Lüderlichkeit fort, oder heirathen auf verbotene Speculation, kuppeln, hehlen ꝛc. So wird in größern Städten die Moralität der Dienstboten und dadurch auch die der Familien der untern Klassen in steigender Progression verderbt, und wir sind zugleich überzeugt, daß die Autorität der Regierungen dabei unendlich mehr leidet, als bei den demagogischen Studentenumtrieben.

Die Einsamkeit wird von allen Gefangenen selbst als eine strenge, als die strengste Strafe anerkannt. Sie erfüllt also den Zweck des Abschreckens. Sie erweckt im Sträfling Achtung vor der Strafgewalt. — Sie verhindert daher auch den Rückfall, sie bessert gründlich in den meisten Fällen. Ein solches Resultat hervorzubringen, hat das Gesetz ein Recht, ja die Pflicht.

Es frägt sich nur, ob beziehungsweise diese Strafe nicht zu scharf sey? Wenn sie es ist, so liegt der Fehler nur in der Anwendung in Bezug auf Personen und Zeit. Man sollte nicht eine allgemeine Strafe daraus machen, nicht jeden zur gleichen Einsamkeit verdammen, sondern dabei billig unterscheiden, und ferner sollte man die Zeit nach Umständen abkürzen. Es gehört überhaupt zu den großen Vorzügen der pennsylvanischen Methode, daß sie das Resultat einer gründlichen Besserung in weit kürzerer Zeit erreicht, als jede andere Methode. Es käme also nur darauf an, die ganze Strenge der Strafe den fühlen zu lassen, der es nöthig hat, sie aber zu mildern, sobald der Zweck erreicht ist.

2) Erbauungsbuch für Gefangene in Strafanstalten, von Dr. J. N. Müller. Zwei Bände. Freiburg im Breisgau, Herder, 1833.

3) Lorenz oder die Gefangenen. Ein Lesebuch für Gefangene. Eine von dem Verein für Verbesserung der Gefangenen in Paris gekrönte Preisschrift, von Demselben. Daselbst.

Eine Art von Stunden der Andacht für Gefangene, mit Erzählungen durchflochten, ähnlich der unter dem Titel „Lorenz“ besonders abgedruckten, in Pestalozzi's populärer Manier. Natürlich bezieht sich darin fast alles auf Gefangene, deren Bedürfnisse, deren Zustände. Es wird ihnen Trost gegeben, es werden ihnen Lehren ertheilt, und der Hauptzweck des Buchs ist, sie auf eine würdige Weise auf den Wiedereintritt ins bürgerliche Leben vorzubereiten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt
Beilage zur Allgemeinen Zeitung.
Nr. 24. 1835.

Kaulbach, Wilh. Ritter von.

Die Zerstörung Jerusalems. Ein Cyklus von sechs Kartons, gezeichnet und herausgegeben von Wilhelm Kaulbach. Berlin, Reimer. 1834. Fol. max.

Wir haben bereits in Nr. 11 d. Bl. auf diese Kartons aufmerksam gemacht, und wollen jetzt nur noch einige Worte über die Ausführung derselben hinzufügen. Sie sind mit Kreide auf Papier gezeichnet, und dann in Kupfer gestochen. Die Zeichnung ist sehr sorgfältig, und die Gruppirung der Figuren, wie die Anordnung der Massen, zeugt von einem ausgezeichneten Talente. Die Gestalten sind meistens edel, und die Gewänder mit Geschmack geordnet. Die Köpfe sind ausdrucksvoll, und die Bewegungen der Figuren sprechend. Die Architektur ist mit Sorgfalt und Kenntniß behandelt. Der Stich ist gut, und die Ausführung der Blätter, wie der Druck, lobenswerth. Wir können diese Kartons allen Freunden der Kunst empfehlen.

und ihm weise ich eine Stellung für die Gegenwart, ein Gewicht für die Zukunft an; von ihm glaube ich, daß eine Erfüllung und Erlösung seiner harrt. Was sich aber in neuester Zeit als ein Gemisch von Liberalismus, Freigeisterei und ästhetischer Narrheit constituirt hat, betrachte ich als eine ephemere Erscheinung, die nur in Erwähnung kommt, wenn man die Krankengeschichte der Zeit erörtert. Ich kenne keinen herberen Gegensatz als die Kraft und den schöpferischen Tiefsinn des alten Judenthums und die alberne Wirthschaft wie die Gesinnungslosigkeit seiner neuen Versuche. Darum habe ich niemals begriffen, wie diejenigen, deren Vorfahren, durch Hülfe des heiligen Geistes, die Bibel geschrieben, sich mit solch nichtsnutzigem Quark und bodenlosem Kram befassen mögen."

Ueber die Klagen selbst zeichnet sich folgende aus, die zugleich geeignet seyn wird, unsern Lesern von dem Darstellungstalent des Verfassers einen klaren Begriff zu geben: „O wüßtet Ihr, wie weh' und bang dem Juden das Herz pocht, wie seine Seele sich grämt und härmt; so manches Bittre, so manche Qual wär ihm erspart. Und wüßtet ihr, wie schmerzempfänglich unser Sinn, wie angstvoll unser Gemüth, so manches Leid, so manche Pein blieb ungeschehen. — Was hilft der Weisen Wort, wenn innerlich im Gewissen des Volkes die Verachtung wühlt und der Hohn? Was fruchtet des Jahrhunderts Fortschritt und seine Gleißnerei, wenn die Gewandten und Mächtigen mit giftiger Arglist den Funken zur Flamme schüren. — Ein Wort will ich Euch sagen; ein kurzes, rasches Wort. Seht her: da ist des Juden Fleisch, des Juden Blut. Ganz wie das Eure; so reizbar, so heiß, so purpurroth. Warum bohrt Ihr Nadeln in dieses Fleisch, warum bedenkt Ihr nicht: das quält, das peinigt! Da ist des Juden Seele. Ganz wie die Eure; so gottverbunden, so himmlischen Ursprungs und Anspruchs, so empfindungsvoll. Warum ängstiget Ihr diese Seele durch Schmach und Verachtung, warum sprechet Ihr nicht: das drückt, das macht bange. Da sind des Juden Kinder. Ganz wie die Euren; so harmlos, so lieb, so lebensberechtigt. Warum ächtet Ihr diese Kinder und raubet ihnen die Zukunft; warum erwäget Ihr nicht: das trifft die Unschuldvollen, die Kleinen. Da ist des Juden Treue für seinen Glauben, für die Sitten der Väter. Ganz wie die Eure; so heldensinnig, so todesmuthig und so tapfer. Warum verfolgt Ihr diese Treue, warum überlegt Ihr nicht: das ist des Mannes Würde und seine Ehre. — In die Häuser will ich Euch führen, in die Familienkreise. Ganz wie die Euren; dieselbe Ordnung, dasselbe Band, dieselbe Liebe. Der Sohn ist die Stütze des Vaters und die Tochter ist die Freude der Mutter. Wenn Ihr den Sohn wegstoßt, fällt der hülflose Vater; und wenn Ihr auf die Tochter mit Fingern weiset, da weint die Mutter. Unsere Thränen fließen so naß wie die Euren, und unser Gram nagt an der Seele wie bei Euch. Unser Gefühl glüht so heiß wie das Eure, und der Schmerz thut uns so wehe wie Euch. Unsere Gräber sind gleich tief, und wir harren Alle des jüngsten Tages. — Wir sind nicht würdig, in dem Rathe der Weisen und Mächtigen zu sitzen, und es gelüstet uns nicht, Theil zu nehmen an dem Gericht über Völkerwohl und Völkerblut. Thoren haben solches Verlangen gestellt, Thoren mit hochmüthigem, flachen Sinn. Wir bitten um Nothwendiges, wir flehen um Dürftiges. — Löschet die Verachtung und den Haß aus Eurem Gemüth und mißgönnt uns nicht das Grab und das Brod in der Fremde. Quält und drückt nicht unsere unsterbliche Seele und machet sie nicht trostlos und machet sie nicht feig. Beschimpfet und schändet nicht unsern heiligen Glauben und erzählt dem Volk von ihm keine grimmigen Mährchen, welche für künftigen Mord und künftige Scheiterhaufen die Saat ausstreuen. Wenn Eure Welt durch christlichen Frevel in Staub und Asche zu versinken beginnt, so wälzet nicht die Schuld auf uns, und sprechet nicht, wir hätten den Brunnen vergiftet, welcher des Lebens Quell in sich birgt."

Dann über das allgemeine Weltschicksal klagt der Sänger sehr schön: „Wem gilt das dunkle Grabgeläute, und von wannen weht der Leichen-Odem? Wer ist der große Todte, den man seit Jahrzehnden will bestatten? Wie heißt sein Name, sein Geschlecht? — Thoren glaubten einst: man werde die Könige begraben; aber die Könige blühen und leben. Und wenn einst der Wandrer spricht: hier ruhen die Könige, so wird er sagen: Europa wurde durch diese Gräber selber zum Grab, und der Welttheil ist der Könige Mausoleum. — Will man den Glauben begraben und die Kirche? Seit wann begraben Menschen die Unsterblichen! Ehe versinkt Europa in das Meer, eh' eine Säule, eine Lehre wankt vom Kreuz und von der Kirche. Denn was gewurzelt ist in der Erden tiefstem Schacht und hoch hinauf bis zu den Sternen reicht mit ewiger Krone: das überragt den irdischen Willen und die That. Und wenn der Wahn die Kirch' und ihren Bau wollte betten in die Gruft; — die Gruft würde Licht und Leben, und die Welt wär' eine Nacht und ein Grab. — So gilt der Leichenprunk der Freiheit, die sie versenken wollen in den unnahbaren Grund. Kann man begraben, was noch nicht geboren ward, was keimend sprießt, was allenthalben blüht? O glaubet nicht dem unheilvollen Trug! Des Frühlings Blumenpracht zertrat schon mancher Uebermuth; doch wer erdrückt des Frühlings Drang und seine Regung? — Es wehet ein Verwesungshauch durch diese Welt, und Grabgeläute tönet

Digitized by Google

ringsumher. Wer ist der große Todte, den man seit Jahrzehnden will bestatten? Wie heißt sein Name, sein Geschlecht? — Das eben ist Europas Leid, sein Wehe und sein Gram. Die Särge hört es zimmern, die Leichentücher sieht es weben, ein großes Grab wird gegraben, und die Glocken tönen dumpf. Aber Niemand schaut den todten, Niemand kennet seinen Namen. — Und weil Jeder Banges ahnet und den Wurm fühlt in dem Herzen, und weil Jeder also saget: gilt nicht dir und deiner Liebe dieses Grab und dieser Sarg — ist der Glanz gewichen aus dem Leben, und ein Trauerflor umhüllt die schwermuthsvolle Zeit. — Aber einen Spruch möcht' ich weithin tönend rufen in die todestrunkne Welt: Als man die marmornen Götter begrub, da war geoffenbart der neue Gott und der neue Geist. Wenn Ihr aber den alten Gott begraben habt, wo ist gefunden der neue Gott und das neue Leben?"

4) Braminen und Rabbiner, oder: Indien das Stammland der Hebräer und ihrer Fabeln. Eine Beweisführung für Bibel-Exegeten und Geschichtsforscher von F. Nork. Meissen, Gödsche, 1836.

Herr Nork tritt als ein jüdischer Dr. Strauß auf; d. h., er löst das alte Testament eben so in Mythen auf, wie Strauß das neue, und weist den Juden nach, daß ihr Judenthum eine eben solche Fiktion sey, wie Strauß den Christen bewiesen hat, daß das Christenthum eine sey.

Er sagt im Wesentlichen folgendes: Die Hebräer sind Stammverwandte der Aegypter, afrikanische Aethiopier, als solche aber aus Asien eingewandert und zwar aus Indien, sie haben in Sprache, Glauben, Verfassung und Sitten das Indische bewahrt, ihre Rabbinen sind Braminen, ihre Tradition ist indische Mythe. Das alte Testament sagt zwar, die Juden stammten von Chaldäa her, allein das ist eine Lüge, das ganze alte Testament ist erst später gemacht, eine absichtliche Erdichtung, ein Pfaffenbetrug, eine künstliche Entstellung der jüdischen Vorgeschichte, worin gleichwohl noch die alten indischen Mythen und Erinnerungen wieder zu erkennen sind. Warum aber wurde dieser Betrug veranstaltet? Antwort: um die Chaldäer zu bestechen, die damals, zur Zeit des jüdischen Exils (in welchem die Bücher Mosis erst geschmiedet wurden) das mächtigste Volk waren, um sie für die Juden als Stammverwandte zu interessiren, mit einem Wort, aus Eigennutz, um einen Profit zu machen.

Wir meinen es zu gut mit den Juden, als daß wir uns der schadenfrohen Laune hingeben möchten, mit welcher wahrscheinlich mancher Leser diese Entdeckung als eine schmähliche Selbstentehrung der Juden begrüßen wird. In der That, was kann ein Jude von seinem Stamme Schimpflicheres sagen, als daß er sich eine Religion um des Profits willen fabricirt habe?

Man braucht kein Rabbi zu seyn, man braucht nur das alte Testament aufmerksam und mit unbefangenem Sinn gelesen zu haben, so wird man gefunden haben, daß uns darin eine erhabene Einfalt entgegentritt, die das vollkommenste Gegentheil indischer und jeder Mythologie ist, schon der Form nach. In dieser Einfalt aber waltet die Lehre vom unsichtbaren Gott so ausschließlich und energisch vor, und diese Lehre unterscheidet sich bekanntlich so scharf von jeder andern Religion des Alterthums, daß es zu jeder andern Zeit für unglaublich würde gehalten worden seyn und nur durch die unserm Jahrzehend eigne, alles versuchende Dreistigkeit zu erklären ist, wenn gesagt wird, diese mosaische Lehre sey ein auf den Profit gefertigtes Fabrikat der Rabbinen im Exil.

Es wäre wohl zu wünschen, daß die Gelehrsamkeit des Verfassers, wenn sie in den Beiwerken und Nebendingen des Mosaismus indischen Erinnerungen nachspürte, zugleich die Eigenthümlichkeit in der Hauptsache desselben festgehalten hätte. Beides kann sehr gut neben einander bestehen. Ist nicht auch viel Persisches, Vorderasiatisches, Griechisches, Deutsches und Nordisches mit dem Altindischen verwandt und hat dennoch eine ganz besondere Eigenthümlichkeit ausgebildet? Ist beim alten Testament nicht der Eindruck ein ganz anderer, als bei allen indischen Mythen und Systemen? Sind sie in der Hauptsache, wo sie so scharf von einander abweichen, irgend zu vergleichen, der persönlichste Monotheismus mit dem allgemeinsten Pantheismus? und sind bei diesem Contrast der Hauptsachen die Aehnlichkeiten in Nebendingen irgend von Bedeutung?

Das fleißigste und scharfsinnigste Ausspüren von Kleinigkeiten ist noch nicht das Kriterium einer tüchtigen Kritik. Die Kritik darf Wahrheiten, die ewig und unter allen Umständen wahr seyn werden, ohne daß sie in jedem einzelnen Falle dokumentirt sind, nicht ignoriren. Eine solche allgemeine Wahrheit ist z. B. der Satz, daß ein Glaube, wie der mosaische, in seiner erhabenen Einfachheit, in seiner merkwürdigen Verschiedenheit von allen andern ältern Religionen und in seiner wunderbaren Wirksamkeit und Fortdauer durch die Jahrtausende auch einen heiligen Ursprung haben muß und keinen unheiligen haben kann. Ein solcher Glaube muß aus einer tiefen Ueberzeugung, aus einem gotterfüllten Gemüth hervorgegangen seyn, und die kindliche Ehrfurcht, die er gefunden, muß auch schon seinem Urheber ingewohnt haben. Es ist ungeheuer geschmacklos, es ist noch mehr, es ist eine Sünde gegen den heiligen Geist,

Digitized by Google

in die alte ehrwürdige Geschichte eine Gemeinheit hineinzulegen, die ihr so sehr fremd ist, und von heiligen Büchern der Vorwelt, für deren reinen Ursprung der Inhalt wie die Wirkungen Beweise sind, frischweg zu sagen, sie seyen auf den Profit gemacht, von Schlauköpfen, um die Dummen zu betrügen. Diese Kritik wagt es, die Jahrtausende zu verurtheilen und sie vergißt, wie bald und mit wie viel Recht sie selbst verurtheilt werden wird. Wenn sich die Zeit von der gegenwärtigen Krise einigermaßen erholt haben wird, so dürfte es Jedermann klar werden, daß die Lüge und Gemeinheit, welche unsere jungen Kritiker in die Vorzeit eingetragen, größtentheils nur in ihnen selbst lag, und daß die Leerheit, zu welcher sie die Geschichte verdammten, indem sie alles Heilige, Erhabene und Schöne daraus hinwegkritisirten, nur die Leerheit ihres eignen Herzens gewesen ist.

Münzwesen.

Kurzer Abriß aus der deutschen Münzgeschichte, oder historische Darstellung des mit dem Jahr 536 in Deutschland begonnenen Münzwesens bis auf unsere Zeiten. Nebst einem Vorschlag zur leichten Einführung eines allgemeinen deutschen Decimal-Münzfußes. Nördlingen, Beck, 1837.

Bei dem großen Interesse, was gegenwärtig die Regulirung des deutschen Münzwesens erregt, ist diese geschichtliche Nachweisung mit Dank anzunehmen. Man kann daraus das Entstehen des deutschen Münzwesens, seine verschiedenartigen Entwicklungen, seine mannichfaltigen Gestaltungen, seine vielerlei Veränderungen und seine fast fortwährenden Verschlechterungen, dann die nachtheiligen Folgen der zu vielen Münzberechtigten, der kraftlosen, meistens unzulänglichen Münzgesetze, der landesverderblichen Kipper- und Wipperei, des leider in der That jezt noch nicht erloschenen Heckenmünzwesens, und der großen und unsäglichen — dem ganzen Deutschland durch die häufige Geldabschätzungen zugegangenen Beschädigungen und Prellungen ꝛc. zur Genüge ersehen, auch sich aus dem ältern und jetzigen Münzwesensstande von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Einführung eines neuen und allgemeinen deutschen Münzfußes überzeugen. Alles Unglück, alle Schande Deutschlands wirkte auf die Münzen zurück. Das vielerlei Geld haben wir der Uneinigkeit, das schlechte Geld der schlechten Verwaltung, den Verschwendungen des Hofes, den unnützen, muthwilligen, unpatriotischen Kriegen zu danken.

Der Raum mangelt uns, ins Specielle einzugehen, zumal da es sich hier von Ziffern und tabellarischen Vergleichungen handelt. Nur den besondern Vorschlag für die deutsche Münz-Vereinigung müssen wir herausheben. Das Bedürfniß ist allgemein gefühlt, und seit Begründung des Zollvereins ist der Münzverein eine beinahe unvermeidliche Consequenz geworden. Allein die Ausgleichung ist schwierig und wir fürchten, es werde zunächst noch keine radikale Maßregel durchzusetzen seyn, sondern nur eine Münze, in die als tertium comparationis die gegenwärtig gangbaren Münzen ohne Bruchtheil aufgehn. Eine solche Münze würde der Thaler zu 2 fl. 20 kr. seyn, nicht aber einer zu 2 fl. 30 kr., wie der Verf. will; denn nur der erstere würde sich auf den preußischen Münzfuß bequem reduciren lassen, sofern er 1⅓ preuß. Thaler beträgt. Wie der vom Verf. vorgeschlagene Curentthaler mit dem preuß. Fuß vereinbar, oder wie dem preußischen Staate zuzumuthen wäre, sein ganzes Münzsystem urplötzlich zu ändern, sehn wir nicht ein, die wir in der Zeit der langsamen Uebergänge und nicht der raschen Verwandlung leben.

Interessant ist folgende historische Notiz: „Oesterreich und Bayern sezten zuerst vermöge einer unterm 21. Sept. 1753 abgeschlossenen Convention fest, daß die Mark feines Silber nach jetzigem Münzsysteme zu 20 fl. ausgebracht werden solle, welcher Vertrag deßwegen merkwürdig ist, weil daraus der Conventionsfuß entstanden ist. Denn schon im daraufgefolgten Jahr 1754 wurde der 20 fl. Fuß (aus 10 gegenwärtigen ganzen oder 20 halben Conventionsthalern bestehend) allgemein vom Reichstage unter dem Namen des Conventionsfußes als Reichsmünzfuß angenommen. — Die Kreise und Reichsmünzstände traten diesem Münzbeschlusse theils mit vollem, theils mit halbem Ernste auch allmählich bei, jedoch mit Ausnahme von Churbraunschweig oder Hannover, welches sich den Leipziger 18 fl. oder sogenannten Hannöverischen, erst seit wenigen Jahren erloschenen Kassefuß reservirte, und von Churbrandenburg (Preußen), welches den sogenannten Graumännischen oder 21 fl. Fuß beibehielt, nach welchem es im Jahr 1761 seinen ganzen Münzstock abermals umprägen ließ. — Durch diese Ausnahme von Hannover und Preußen, durch den Umstand, daß in Sachsen, wenn gleich mit gewisser Beibehaltung des 20 fl. Fußes, nach Reichsthalern, Groschen und Pfennigen gemünzt und gerechnet wird, und durch den während des siebenjährigen Krieges in den vier südlichen Reichskreisen entstandenen 24 fl. Fuß — kraft dessen zum Gelde ⅔ Silber und ⅓ Kupfer (10⅔ löthig) genommen, bei Scheidemünzen jezt gar aber die Mark 8 löthig mit ½ Kupferzusatz ausgeprägt wird — hat alle gewünschte und im Jahr 1754 erwartete Einheit und Gleichförmigkeit aufgehört."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

Montag, den 3. Januar. 1825.

Publikation des Autors.

Wenn ein Autor sein Werk selbst verlegt, so ist es ihm nicht gleichgültig, ob es gut oder schlecht verkauft wird, und er wird sich daher bemühen, es durch Anzeigen, Rezensionen, Empfehlungen, Freiexemplare, Geschenke, Bestechungen, Schmeicheleien, Lobhudeleien, Lobpreisungen, Lobposaunungen, Lobtrompetungen, Lobpauken, Lobtrommelungen, Lobschellenklingelungen, Lobgeigungen, Lobharfungen, Lobleierungen, Lobsackpfeifungen, Lobdudelungen, Lobtrillerungen, Lobtriangelungen, Lobtamburinungen, Lobkastagnettirungen, Lobmusikirungen, Lobmusikantirungen, Lobmusikantenbestallungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinigungsbescheinigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungsbescheinigungen, Lobmusikantenbestallungsdekretirungsausfertigungsexpedirungsbestätigungsquittirungsbescheinig

Geſetz des Moſes, nicht als ob Moſes ein Wort, einen Buchſtaben von ſich dazu gethan hätte, denn alles von Anfang bis Ende iſt vom göttlichen Geiſte dictirt, ſondern er heißt ſo zu Ehren des Geſandten oder vielmehr des Secretairs der göttlichen Majeſtät.“ Diejenigen, welche den Zauberkreis, wo die Lebendigen in regungsloſe Statuen verwandelt ſind, zu durchbrechen und ſich den widrigen Zeitumſtänden zu bequemen ſuchten, — welche das Geſetz nur für das Werk des hebräiſchen Geſetzgebers und daher einer Umgeſtaltung fähig hielten, ſind immer wieder in den Bann der Orthodoxie zurückgedrängt worden durch die überwältigende Majorität der rabbiniſchen Juden, der excommunicirenden Phariſäer des Neuen Teſtaments. Dies war auf überraſchende Weiſe der Fall bei dem Pariſer Sanhedrin, den Napoleons kaiſerlicher Genius in unſern Tagen zuſammenrief. Das Geſetz des Moſes wurde das Schlagwort der revolutionären Juden, der „Menſchen dieſer Zeit,“ der „Ephraimiten,“ die, wie wir geſehen haben, Halbgebackne, halb Chriſten, halb Juden ſind, denen darum zu thun iſt, der vorgehaltenen Verbeſſerung im Staatskörper theilhaftig zu werden und in Brüderſchaft mit der Menſchheit zu treten. Ein orthodoxes Mitglied erhob ſich ernſthaft und rief, er ſey verwundert über den beſtändigen Gebrauch dieſes vagen Ausdruckes; der eigentliche heiße „das Geſetz Gottes, denn Gott,“ fügte er hinzu, „iſt unſer Geſetzgeber!“ Einer von den Neuerern entgegnete: „Meine Eltern waren ſo orthodox, als der lezte Redner möglicherweiſe ſeyn kann, aber ich erinnere mich ſehr wohl, daß ich ſie immer habe ſagen hören: Thora Moſe, das Geſetz des Moſes.“ Die Rabbinen ergriffen jedoch eifrig die Partie des orthodoxen Hebräers. Ein Vermittler erhob ſich und bemerkte, unter dem Geſetz des Moſes verſtehe man immer das Geſetz Gottes, das den Juden durch Moſes überliefert ſey. Dieſe Interpretation beſchloß man zur Ausgleichung der Gegenſätze in das Sitzungsprotokoll aufzunehmen. Es iſt nicht zu verwundern, daß der Pariſer Sanhedrin nicht nur eine Verhöhnung war, ſondern daß auch dieſe Verhöhnung ihrem Urheber fehlſchlug. Auch der Deſpotismus wird ſchwach wie ein Kind, wenn der Himmel ſelbſt ſeinen Planen eine unüberſteigliche Schranke in den Weg zu legen ſcheint und eine Geſinnung ihm entgegentritt, ſo ſteinern wie die Geſetze, denen ſie unterworfen iſt.“

Hierauf ſezt der Verfaſſer noch weiter auseinander, wie ſich auf das alte Teſtament die Miſchna, auf dieſe die Gemara gebaut habe, welche alle unter dem gemeinſamen Namen des Talmud begriffen werden. „Das moſaiſche Geſetz iſt in der That nicht das Geſetz der Juden. Zwei menſchliche Geſetzbücher ſind neben dem göttlichen aufgekommen und haben es unterdrückt; das eine entſprang aus dem Betrug, das Geſetz der Traditionen, das andere aus der Tyrannei, das der Gewohnheit. — Zwölf Foliobände des babyloniſchen Talmud, oder „der Glaubenslehre“ bilden dieſes monſtröſe Denkmal in der intellektuellen Geſchichte der Menſchheit. Erbaut mit der ganzen Macht und Feinheit, aber auch dem ganzen Mißbrauch des menſchlichen Verſtandes, und gegründet auf die Schwächen unſerer Natur, hat ein Syſtem von Aberglauben die Hebräer in eine Maſſe Ritualgeſetze, caſuiſtiſcher Gloſſen und willkürlicher Entſcheidungen geſtürzt, welchen ihr ſpäteres Nachbild, das Gebäude des Papſtthums, kaum an die Seite reicht. — Das religiöſe Judenthum der Theokratie artete, durch fabelhafte Traditionen und deſpotiſche Gebräuche, ins rabbiniſche Judenthum aus. Dictatoren der menſchlichen Intelligenz, wie ihre Nachfolger, die Pappiſten, verſuchten die Rabbinen eine Aftertheokratie, das Werk ihrer Erfindung, aufzurichten. Ein Geſchlecht von träumenden Schulmännern ſchwärzte eine eingeſtandene Sammlung bloß menſchlicher Ausſprüche zwiſchen die göttlichen Wahrheiten und heiligen Pflichten ein.“ Die Darſtellung der rabbiniſchen Scholaſtik iſt klar, doch vielleicht etwas zu kurz, da ſie als das non plus ultra von Spitzfindigkeit gewiß höchſt eigenthümlich und merkwürdig und immer noch zu wenig gekannt iſt. Hier nur eine Anekdote, die einen kleinen Begriff davon gibt. „Ein jüdiſcher Gentleman, wohlbekannt in der wiſſenſchaftlichen Welt und ein Liebhaber der alten Ritter-Romane, hatte oft in den Beſchreibungen des köſtlichen „Pfauenmahls“ geſchwelgt, das in den Romances of Chivalry eine ſo große Rolle ſpielte. In einer begeiſterten Stunde hatte er einen Pfau getödtet: die Haut war mit Sorgfalt ganz abgezogen worden, und als der Vogel gebraten und mit aromatiſchen Gewürzen gefüllt war, wurde er wieder genau in die Haut geſteckt und mit ſeinem prächtigen Schweif aufgetragen. Auf einmal aber kam dem Romantiker ein religiöſer Skrupel, der Dämon Treffo könnte auf dem Pfau ſitzen und das Fleiſch eine verbotene Speiſe ſeyn. Er brachte den herrlichen Vogel ſeinem Nachbar, dem Oberrabbinen, zur Unterſuchung und erzählte ihm die Sache. Der Rabbine betrachtete abwechſelnd den Gentleman und den Pfau, endlich that er den Orakelſpruch! Zuerſt bemerkte er feierlich, es gebe Dinge von zweifelhafter Natur, worunter auch das Eſſen von Pfauen gehöre. Er „opponire,“ dieſer Vogel gehöre unter die verbotenen Speiſen. „Sey dem ſo!“ rief der romantiſche Ritualiſt; „es war die Phantaſie eines Augenblicks und ich habe nur einen ſchönen Vogel verloren, das Geſetz habe ich nicht übertreten. Da er nun einmal todt iſt, will ich ihn als ein ſeltſames Eſſen meinem Nachbar ſenden, dem als Chriſten kein ſo ſchwieriges Ritual im Wege ſteht, wie

Digitized by Google

das unsrige. Er mag an der Pfauenspeise Theil nehmen.“ — „Ich würde allenfalls selbst darum bitten,“ sagte der Rabbine. — „Zu welchem Zwecke?“ fragte der Ritualist. — „Um sie zu essen,“ versetzte der Magister sententiarum. — „Wie? wenn sie mir verboten ist — Sie begreifen die Consequenz?“ — Der Rabbine heftete die Augen auf den Ritualisten, reckte seinen Finger empor, wie wir im Schreiben ein Ausrufungszeichen machen, um den Leser (hier den Hörer) vorzubereiten auf die ausgezeichnete Weisheit, die da kommen soll, und mit einem emphatischen Distinguo! opinirte der Opinionist also: „Pfauenessen gehört, wie ich Ihnen gesagt habe, unter die zweifelhaften Dinge. Dieser Rabbine ist dieser Meinung, ein anderer einer andern. Sie haben mich nach meiner Ansicht als Ihren Rabbinen gefragt, und sind verpflichtet, sich darnach zu halten. Ich urtheile, daß der Pfau nicht gegessen werden dürfe. Mein Vater war der entgegengesetzten Ansicht, daher darf ich ihn essen, weil ich nach meines Vaters Ansicht handle. Ich nehme ihn an und darf Sie leider nicht bitten, es mit mir zu halten.“

Schließlich wünscht d'Israeli, die Juden möchten ein für allemal den Entschluß fassen, ihr veraltetes Judenthum abzuthun. Er sagt ihnen, ihr Talmud sey ja sonnenklar nur Machwerk von Sophisten und einseitigen aristokratischen Rabbinern; wenn man sich einem Gesetz unterwerfe, müsse es doch ein vernünftiges seyn ꝛc.: „Ich möchte die Juden dringend bitten, endlich einmal ihre Jugend als ein junges Europa, und nicht mehr als ein junges Palästina zu erziehen. Sie sollten ihren Talmud auf das oberste Bücherbrett stellen, wo man ihn als eine interessante Antiquität, aber nicht als Handbuch der Erziehung zu Rathe ziehen mag. Manche zwar aus den höhern Klassen haben versucht, ihre Kinder in christlichen Schulen erziehen zu lassen, denn sie haben keine andern; aber der Conflict der elterlichen Gefühle, ihrer gesunden Vernunft mit den verwerfenden Aussprüchen des Talmud, die christlichen Speisen, die Versäumniß der Ceremonien haben auch die Aufgeklärten abgeschreckt. Die bürgerliche und politische Verschmelzung der Juden mit ihren Mitbürgern muß mit der Verwerfung jedes antisocialen Princips beginnen: sie sollen sich nur trennen, um zur Kirche, zur Synagoge zu eilen. Der Hebräer, der sich seines unveränderlichen Gesetzes rühmt, hat noch zu lernen, daß eine weise Gesetzgebung sich der Zeit und den Bedürfnissen des Volkes bequemt und Gesetze ausgibt oder aufhebt, wie die Constellation es verlangt. Der Hauptzweck der Gesetze ist nicht ihre Beobachtung, sondern das Wohl des Volks. Salus populi suprema lex. Mögen sie gedenken, daß ihr großer Ahnherr, Judas Makkabäus, am Sabbathtage focht, „denn,“ sagt er, „es ist nicht mehr, wie es zuvor bei uns war.“ Die Juden von ihrem Aberglauben frei zu machen, mag nicht die kleinste Schwierigkeit bei ihrer Bekehrung seyn. Der gleichmäßige Genuß der bürgerlichen Rechte wird weder den Geist des Judenthums, noch den Geist des Christenthums gefährden.“

6) Der staatspapierende Milchjude, oder Leben und Treiben der Vornehmen in Israel. Ein Zeitbild vom Verfasser des jüdischen Gilblas. Meissen, Göbsche, 1836.

Will ein Jude als Baron, mit dem Kreuz im Knopfloch, oder gar als Romantiker auftreten, so rümpft man noch weit mehr die Nase über ihn, als wenn er Jude bleibt. Ein ästhetischer Jude, sagt Jaffoir in Welt und Zeit, komme ihm vor, wie ein überzuckerter Schafkäse. Aber auch, wenn er nur Mensch unter Menschen seyn und sich durch keinerlei Affectation auszeichnen will, kann er dem Hohn kaum entgehn. In Bischofs kriminalistischem Journal findet man den höchst tragischen Proceß eines Juden, der die Verachtung seines Volks nicht ertragen konnte, in ein fremdes Land ging, sich unter die Christen mischte, durch nichts den Juden verrieth und eben in den angenehmsten und ehrenvollsten Verhältnissen ein christliches Fräulein heirathen wollte, als ein Schacherjude, der ihn von seiner Jugend her kannte, ihn compromittirte, wovon die Folge war, daß die Ehe unterblieb, daß er statt der vorigen Achtung und Liebe Hohn und Verachtung fand und in Verzweiflung den Urheber seines Unglücks, den Schacherjuden, ermordete. Eine *wahre* Geschichte, ähnlich der kürzlich, wenn wir nicht irren, in Mainz vorgefallenen, wo ein junger jüdischer Handwerksgesell einen christlichen Kameraden, der ihn wegen seines Judenthums verspottete, umbrachte.

Sitten und Manieren ändern sich nicht so leicht, der Uebergang bedarf Zeit. So gewiß aber die Juden zu des Mosis und Makkabäus Zeiten mehr Würde im Aeußern gezeigt haben, so gewiß die Juden in Polen heute noch mehr Anstand bewahren, als die alt- und neumodischen Judenkarrikaturen in Deutschland, so gewiß wird diese Verzerrung sich allmählich verlieren. Wenn die Karrikatur den Ausdruck der Unverschämtheit annimmt, sey es auf der Börse oder in der Literatur, so ist es billig und zweckmäßig, sie zu verspotten; außerdem aber ist es nur rohe Grausamkeit, wenn die Mehrheit an der armen Minderheit ihren Witz übt und Eigenheiten verhöhnt, die oft nur Folgen von physischer und geistiger Verwahrlosung und einer Sorglosigkeit sind, die da entsteht, wo man sich um eine Ehre, die man doch nicht zu erringen hoffen darf, auch gar keine Mühe mehr gibt.

Digitized by Google

Die literarische Speculation auf Verspottung der Juden ist übrigens verwerflich. Die Hundt-Radowskis ꝛc., die eine Art Gewerbe daraus gemacht haben, stehen nicht höher als Heine, der umgekehrt ein Gewerbe daraus gemacht hat, das Christenthum zu verspotten, denn wenn auch das Judenthum unendlich mehr Stoff zur Satire darbietet, so soll man doch eben deßhalb um so schonender gegen seine Anhänger verfahren; und wenn es auch eine Frechheit ohne Gleichen ist, vom Christenthum so zu reden, wie Heine thut, so scheint es doch insofern ganz unbedeutend, weil der Gegenstand zu heilig und unantastbar ist, um durch einen solchen Spötter mehr Schaden zu erleiden, wie etwa eine Kirche von Marmor durch die unreinliche Fliege, die sich auf eine ihrer Säulen sezt.

Geschichte.

Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche der höhern Unterrichtsanstalten, von Dr. Heinrich Leo. Erster Band: die Einleitung und die alte Geschichte. Zweiter Band: das Mittelalter. Halle, Anton, 1835, 1836.

Unter den vielen Handbüchern der allgemeinen Geschichte, die immer mehr sich häufen, verdient dieses eine besondere Auszeichnung, weil es den unermeßlichen Stoff auf eine ungemein klare Weise angeordnet, überall nur die entscheidenden Momente hervorgehoben und doch dem Leser bei jeder passenden Gelegenheit zugleich den Blick in die unendliche Perspective der Specialitäten wenigstens vorübergehend eröffnet hat.

Das Verfahren des Herrn Leo darf kühn genannt werden, sofern er ganze für die Geschichte einzelner Völker wichtige Partien wegläßt, aber es ist zu billigen, da er auf diese Weise das, was für die ganze Menschheit von Interesse ist, desto klarer und reiner herausstellen kann. So springt er z. B. von der Gründung des deutschen Reichs unter Karl dem Großen fast unmittelbar zu dem Zeitalter der Kreuzzüge über und gedenkt der ganzen Periode der Ottonen kaum mit ein paar Worten. In einer Geschichte der Deutschen dürfte dies nicht stattfinden, aber in einer allgemeinen Weltgeschichte ist eine Oekonomie dieser Art zu billigen; denn hier kommt es nur darauf an, das große Charakterbild welthistorisch entscheidender Perioden zu entwerfen, und die bloß für ein oder das andere Volk interessanten Zwischenpartien fallen zu lassen, gleichsam von einem Berggipfel auf den andern fortzuschreiten und das Thal dazwischen liegen zu lassen.

Durch dieses Verfahren ist es auch allein möglich geworden, den Hauptperioden eine nähere Aufmerksamkeit zu widmen, ohne das Buch ungehörig auszudehnen. Die Weglassung aller Nebenpartien ließ dem Verfasser Raum übrig, die Hauptpartien mehr auszuarbeiten. So ist dieses kühne, feste und sichere Eingreifen in die Weltgeschichte der ängstlichen und flüchtigen Manier, alles aufzählen und nichts fallen lassen zu wollen, in der That vorzuziehn. Es ist des erhabenen Gegenstandes würdiger, die Weltgeschichte prägt sich auf diese Weise in großen Zügen ein, wird nicht verzettelt und langweilig, und der Lernende gewinnt dabei gewiß, sofern sein Interesse mehr gefesselt, sein Blick schneller orientirt wird.

Durch ein reiches und sehr gewähltes, den modernsten Forschungen aufmerksam folgendes Citiren von Specialgeschichten, in welchen einzelne Zeiträume, Länder, Völker und Männer, die in der Weltgeschichte eine Rolle spielen, näher geschildert sind, werden die Leser zugleich in den Stand gesezt, sich da, wo sie das Compendium verläßt, weiter Raths zu erholen; vergleicht man diese Citate z. B. mit denen älterer Handbücher von Schlosser, Rühs ꝛc., so erstaunt man über die ungeheuren Leistungen der neuern Geschichtsforschung in allen Richtungen. Seit zwanzig bis dreißig Jahren hat das historische Studium eine totale Umbildung erfahren; alles, was schon früher bekannt war, ist aufs Neue kritisch untersucht und unzähliches Neue ist aus bisher ungedruckten Quellen herbeigezogen worden. Wenn natürlicherweise die Stimmungen und Interessen der Zeit auch auf diese geschichtlichen Studien eingewirkt haben, wenn noch alte katholische und protestantische, und noch mehr neue servile und liberale Maaßstäbe an historische Thatsachen gelegt worden sind, die an sich unveränderlich, gleichwohl eine ganz verschiedene Darstellung haben erfahren müssen; wenn ferner die alte Polyhistorei, die ängstliche Einregistrirung auch des Unbedeutendsten und dann wieder die neue philosophische Wuth, alles Erfahrungemäßige unter die Herrschaft einer Idee zu bringen und die Weltgeschichte im real-idealen Gegensatze zu identificiren oder nach Hegel a priori zu beweisen ꝛc., so läßt sich doch keineswegs verkennen, daß dies nur Mängel sind, die gleichsam an der Außenseite des historischen Studiums genagt haben. In der Hauptsache hat der historische Geist nicht den theoretisirenden Geistern gedient, sondern er hat unmerklich geherrscht. Seine Macht jezt noch verkennen zu wollen, wäre thöricht. Es ist gewiß, daß die Wahrheit auf historischem Boden durch ein immer weiterschreitendes klares Orientiren und Vergleichen höchst dankbare und fruchtbare Siege erfochten hat, die ihr durch keine Scholastik wieder zu entreißen sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

№ 10. Stuttgart, 1827.

Ueber die Ehe.

Ehe ich mich über die Ehe ausspreche, muß ich bemerken, daß ich sie nicht für eine Erfindung der Vernunft halte, sondern für eine Einrichtung, die sich aus dem Bedürfniß der Menschen, aus ihrer Natur, ihren Leidenschaften und Neigungen, ihren Vortheilen und Nachtheilen, ihren Tugenden und Lastern, ihren Vorurtheilen und Gewohnheiten, ihren Sitten und Gebräuchen, ihren Gesetzen und Religionen, ihrer Geschichte und ihrem Schicksal, kurz aus dem Ganzen ihres Daseins, wie es sich in Jahrtausenden gestaltet hat, entwickelt hat. Ich halte sie für eine Einrichtung, die sich aus dem Ganzen des Daseins der Menschen

frühern Griechen dem politischen Muster der untern nachgebildet gewesen, dem gemäß, da unter ihnen damals fast lauter kleinere fürstliche Gebiete bestanden, der Olympus als ein Fürstenhaus vorgestellt wurde, worin Zeus mit der Hausgebieterin, mit seinen Söhnen und Töchtern, und seiner Dienerschaft, die Sache der Sterblichen verwaltete. Es schließt sich aber diese Vorstellung jenem Sagenkreise von sieben höhern Wesen an, wodurch sie den morgenländischen Ursprung verräth. Die Sage nämlich, Zeus habe der Herrschaft der Titanen ein Ende gemacht, hat wohl keinen andern Sinn, als zuvörderst diesen politischen, daß an die Stelle der heptarchischen Regierung eine monarchische getreten sey, und darauf den Religionsgeschichtlichen, daß verbündete Stämme von der Verehrung ihrer Stammgottheiten abgezogen, und zu der einzigen, einer Gesammtgottheit, angehalten worden. Sowohl griechische als hebräische Dichter und Weise haben früh schon von den mächtigen Selbstherrschern der großen morgenländischen Reiche die Idee einer allwaltenden Gottheit abgezogen, dieselbe mehr und mehr geläutert, und im Verhältniß mit der fortschreitenden Geistes-Entwicklung veredelt. — Jehova war bei den Israeliten der bekannte Name des einzigen Gottes. Eine Abkürzung des Wortes scheint Jova gewesen zu seyn (wie unter andern Josua aus Jehoshua), wovon das lateinische Jovis. Noch enger zusammengezogene Formen sind Jao, Jaü, und das oft vorkommende hebräische Ja, unter andern in dem Ausrufe Hallelu-Ja. Weil Elohim einmal die Bezeichnung alles Göttlichen war, ist der Name auch vom Jehova gebraucht worden; allerdings aber wird dieser über jene gestellt, und davon genannt „Jehova der Elohim," d. i. Oberherr derselben."

In Bezug auf die politische Entwicklung der Juden sind diese Uebergänge alle sehr einleuchtend; nur in Bezug auf den religiösen Glauben möchten wir sehr bezweifeln, ob der Glauben an Einen Gott bloß von der Wahrnehmung asiatischer Despotien abstrahirt sey. Der Monotheismus ist überhaupt älter und ein so ursprüngliches Bedürfniß für den menschlichen Geist, daß sich wohl eher beweisen lassen wird, die Despoten des Orients sind der Gottheit nachgeahmt, als umgekehrt.

Hierauf entwickelt der Verfasser die Grundsätze der mosaischen Verfassung, der ausgebildeten Theokratie, in welcher Jehova als Landesherr und Erbherr des Volks unsichtbar durch die Leviten-Aristokratie herrscht. Die übrigen Stämme treten hier in eine noch tiefere Unterordnung zurück, daher ihre öftern Empörungen und endlich die Trennung.

Das Schätzbarste in dem vorliegenden, übrigens nur kurzen Werke, ist die klare Auseinandersetzung der so höchst eigenthümlichen Verfügungen, durch welche jene seltsame Theorie praktisch werden konnte. Unmöglich können wir uns hier in alle Richtungen dieser Praxis verbreiten, doch wird eine Ausführung im Stande seyn, den Leser einigermaßen in diesem merkwürdigen Gebiete zu orientiren.

„Der Gedanke, daß Jehova, und an dessen Stelle das Priestergeschlecht, Grundherrschaft des ganzen Bodens sey, die zwölf Laienstämme demnach aus lauter Unterlehnmannen desselben bestehen, die nicht-priesterlichen Leviten aber aus unmittelbaren Staatslehnmannen, diese der israelitischen Verfassung eigenthümliche Idee hat mehrere der wichtigsten Rechtsverhältnisse des Privatlebens durchdrungen. Auf den Besitz der Privatgüter hat sie zwar in der Wirklichkeit keinen Einfluß gehabt; denn es findet sich kein Beispiel des Anfalls eröffneter mittel- oder unmittelbarer Lehne an den (idealen) Eigenthümer, vielmehr hat die Gesetzgebung den Familien ihr Erbe durch rechtliche Einrichtungen für immer gesichert. In menschheitlicher Beziehung aber ist jene Idee von tiefer Bedeutung, indem aus ihr gesetzliche Anstalten hervorgehn, welche das Volk durch den Geist der Menschlichkeit und des Wohlwollens veredeln sollten, in welcher Hinsicht die Volksverfassung der Israeliten einzig in der Geschichte dasteht, so daß ihr nur die Tugendlehre des Christenthums zur Seite gestellt werden kann. Allen Staatsgenossen war gegenseitige brüderliche Theilnahme zur Pflicht gemacht. Denen also, über welche die Geburt den Zustand der Armuth und das Verhältniß der Dienstbarkeit verhängt hatte, sollte ihr Schicksal möglichst erleichtert werden, da der Unterschied der Stände und die Ungleichheit des Vermögens nicht in der Natur gegründet, sondern eine Folge der gesellschaftlichen Entwicklung sey. Hierauf beruhn folgende fünf, den Israeliten ausschließlich eigenthümliche, zusammen ein Ganzes ausmachende Festsetzungen.

1) „Der siebente Tag einer Tagwoche, jener seit undenklicher Zeit bürgerlich festliche Tag, sollte allen Dienenden ein Tag der Erholung und Ruhe seyn, an dem also keine Arbeit irgend einer Art verrichtet werden durfte: eine rein gesellschaftlich-menschenfreundliche Einrichtung, ohne alle Beziehung auf Religion, folglich durchaus ohne gottesdienstliche Handlungen, die ja ohnehin nur am Staatsmittelpunkte vollzogen werden sollten.

2) Das dritte und sechste Jahr einer Jahrwoche war dazu bestimmt, Wohlhabenheit und Dürftigkeit in einigem Grade auszugleichen. Da sollten alle

Digitized by Google

Grundbesitzer, nach Ablieferung des Zehnten an die zuständigen Levitenhöfe, den Beisassen und Mitbürgern, die nicht mit ländlichen Grundstücken ansässig wären, und den Wittwen und Waisen ihrer Gemeinde, Spenden gewähren, überdies auch die Leviten ihres Sprengels nochmals bedenken. Ganz unangemessen wird diese Leistung Zehent genannt, was gegen den Begriff dieser Abgabe streitet.

Hier ist der geeignete Ort zur Einschaltung einer Uebersicht der öffentlichen Leistungen vom Grunde und Boden.

a) Die Ablieferung aller Erstlinge von Früchten und Vieh an die Priesterschaft.

b) Der Zehent an die Laien-Leviten.

c) Die Bewirthung der Unbemittelten an zweien von den drei hohen Festen.

d) Die eben angeführten Spenden an eben dieselben im dritten und sechsten Jahre einer Jahrwoche.

3) Das siebente Jahr einer Jahrwoche forderte von den Landbesitzern ein noch viel weiter gehendes Opfer, wobei der Gesetzgeber mehr gute Meinung, als Einsicht, bewiesen hat. Alle Felder, Wein- und Oelberge, Obstgärten sollten unbestellt, unbesäet, unbepflanzt, ungepflegt bleiben: ein großes allgemeines Brachjahr durch das ganze Land; Gemeinschaft der Güter, wie im außergesellschaftlichen Naturstande. Nach Belieben sollte Jeder sich zueignen dürfen, was die ländlichen Grundstücke von selbst hervorbrächten. Was für Alle ein Vortheil seyn sollte, kam keinem zu Gute. Denn ohne Bearbeitung und Saat, was können die Getreidefelder, was die Wein- und Oelberge ohne Wartung, getragen haben?

4) Das siebente Jahr der Schuldhörigkeit sollte deren Ziel seyn in Ansehung aller Israeliten. Bekanntlich hat das Schuldenwesen in den gesellschaftlichen Zuständen fast aller bedeutenden Völker des Alterthums die größten Erschütterungen hervorgebracht. — Einer der widerwärtigsten Theile der ältern römischen Geschichte sind die Volksbewegungen, welche mehrmal wegen des Wuchers und der unmenschlichen Härte der patricischen Schuldherrn entstanden sind. War es zu jenem Aeußersten gekommen, daß Haus und Hof des Schuldners in das Eigenthum des Gläubigers übergegangen, wenn jener die Schuldsumme, wegen der übermäßigen, dazu geschlagenen Zinsen, nicht erschwingen konnte, so ward seine Person Eigenthum des Schuldherrn, und konnte von diesem, nach Beobachtung gewisser Gerichtsformen, als Sklave verkauft werden, doch gesetzlich nur ins Ausland. Zwar hat bei den Israeliten das Gesetz nachgegeben, wer gänzlich verarmt wäre und entblößt von allen Mitteln des Unterhalts, sollte sein Bestehn dadurch sichern dürfen, daß er sich freiwillig in Leibeigenschaft begäbe; wo er dann freilich auch als Leibeigener behandelt wurde, und wohl doppeltes Tagwerk verrichten mußte, obschon diese Härte verboten war, und er den freien Lohnarbeitern gleichgestellt seyn sollte. Ueberhaupt war jedoch dem Verhältniß ein Ziel gesezt: nur sechs volle Jahre sollte es dauern, im Laufe des siebenten aber erlöschen.

5) Das große allgemeine Wiederherstellungsjahr, oder das fünfzigste nach Ablaufe von sieben Jahrwochen hatte das Eigenthümliche, daß es jeder leibherrlichen Gewalt über Hebräer oder Hebräerinnen gesetzlich ein Ende machte."

Gewiß liegt in diesen Verfügungen eine tiefe Idee, etwas, wovon unsre Gesetzgebung ganz abstrahirt. Wir leben aus der Hand in den Mund, von einem Tage zum andern und bekümmern uns um die Zukunft nicht, außer daß wir sie schon im Voraus in Contribution setzen und unsern Kindern überlassen, 1) entweder die Zinsen der von uns contrahirten Staatsschulden zu bezahlen oder sich allen üblen Folgen eines Staatsbanquerots auszusetzen, und 2) die Ungleichheit des Privatvermögens bis zu dem Grade gedeihen zu lassen, daß der Oligarchie der Reichen durch die Reaction der Bettler ein blutiges Ende gemacht werden muß. Der weise Gesetzgeber der alten Juden sah ein, daß es darauf ankomme, Gefahren der Zukunft vorzubeugen, und daß, wenn das Aufkeimen von Unkraut in der Gesellschaft unvermeidlich sey, zu rechter Zeit allemal der Schnitter verordnet seyn müsse, seinen Ueberwuchs wegzuräumen. Mag es in jenen ältern Zeiten und im engern Kreise eines Volks auch leichter gewesen seyn, die Zukunft im Voraus zu beherrschen; so scheint es doch unserer Zeit mit ihrer höhern Bildung keineswegs unmöglich oder unangemessen zu seyn, im Sinn und Geist jener vorausschauenden ältern Gesetzgebung Verfügungen zu treffen, welche dem Auseinanderfallen der Gesellschaft in die Extreme des Reichthums und der Armuth vorbeugen würden. Jenes altmosaische Gesetz beruht nämlich auf der Berücksichtigung eines socialen Bedürfnisses, das heute noch gefühlt wird, wie damals. Dieses Bedürfniß ist: Mäßige Wohlhabenheit aller Familien (nicht ungeheurer Reichthum bei der einen und Bettelhaftigkeit bei tausend andern), möglichst persönliche Unabhängigkeit aller Familien (so daß sie nur dem Staat, nicht aber einem Feudalherrn oder einem Fabrikherrn leibeigen sind). Die alten Juden sorgten dafür, dieses natürliche Verhältniß, bei dem allein allgemeine Zufriedenheit der

Digitized by Google

Staatsangehörigen möglich ist, zu erhalten und wiederherzustellen, wenn es je gestört war. Sie duldeten nicht, daß eine freie Familie durch den Fehler eines ihrer Häupter oder durch das Unglück in eine dauernde Knechtschaft herabgedrückt werden konnte, wie dies unter uns mit verarmten Familien täglich geschieht. So wie sie gegen das Festhalten ursprünglich Freier in der Leibeigenschaft weise Gesetze gaben, so würden sie in unsrer Zeit auch gewiß Gesetze zu Gunsten der unglücklichen kleinen Handwerker gegeben haben, die durch die Concurrenz der großen Fabrikeigenthümer erst an den Bettelstab gebracht und dann aus Gnade als hörige Arbeiter wieder gefüttert werden.

In einer Zeit, wo der freie Bürgerstand in dieselbe gefährliche Lage kommt, in welcher vor tausend Jahren der freie Bauernstand sich befand, ist es der Mühe werth, die wichtige Frage der Privatabhängigkeit von allen Seiten zu beleuchten. Der Fall ist derselbe jetzt wie damals. Es gab hundert freie Bauern. Ein einziger Vasall des Königs drängte sich unter sie als adeliger Burgherr und zwang sie, ihm ihr freies Gut (Allod) zu übertragen und als Lehn (feudum oblatum) zurückzunehmen. Der zum Lehnsmann herabgedrückte Bauer wurde aber im Verlauf der Zeit durch Häufung der persönlichen Lasten zum Leibeignen herabgedrückt, und so sahen wir endlich im vorigen Jahrhundert einen reichen und gebildeten Edelmann unter hundert in Brutalität versunkenen Sklaven. Jetzt gibt es hundert freie Handwerker. Ein einziger Speculant drängt sich unter sie, treibt das Gewerb fabrikmäßig ins Große, macht wohlfeile Preise, und verdrängt jene hundert vom Markte. Sie überbieten sich an Fleiß, sie liefern bessere Waare als sonst um weit geringere Preise, sie setzen alles daran, um nur den Markt nicht verlassen zu müssen; aber es hilft ihnen alles nichts. Einem nach dem andern wird vergantet und einer nach dem andern wird dienender, persönlich abhängiger Arbeiter bei dem Fabrikherrn, gegen den er sich so verzweifelt wehrte. Von diesem erhält er pro rata, daß er nicht verhungert, aber zu nur einigem Wohlstand und zur Privatunabhängigkeit gelangt er nie mehr. Er und die Seinigen alle sind der Leibeigenschaft verfallen. Sein alter Webstuhl, den er mit dem in der Fabrik vertauschen mußte, ist ein vollkommenes feudum oblatum. Was wird aus seiner Familie werden? Ohne Eigenthum hat sie nichts, als eine Art Recht, daß sich dem Herrn des Vaters auch der Sohn als Sklave, die Tochter vielleicht als etwas noch schlimmeres anbieten darf. So wird der gleichmäßig vertheilte Wohlstand, so wird die Privatunabhängigkeit der Familie, so wird damit zugleich auch die Sittlichkeit und die Zufriedenheit in einer großen Anzahl der Staatsangehörigen vernichtet. Wenn nun schon vor mehreren tausend Jahren Moses ähnlichen Uebeln der Gesellschaft weise vorzubeugen verstand, sollte es unser erleuchtetes Zeitalter nicht verschmähen, da die Uebel so sehr vorgeschritten sind, auf die Regeln jenes alten Staatsarztes Rücksicht zu nehmen.

Werke über Italien.

Italien. Schilderungen für Freunde der Natur und Kunst. Von Prof. Dr. Christian Knapp. Berlin, Reimer, 1837.

Ursprünglich Vorlesungen, jetzt geordnet abgedruckt. So viel auch schon über Italien geschrieben ist, so wird man doch das vorliegende Buch noch reich an Belehrungen finden. Der Verfasser wirft zuerst den Blick auf die Natur Italiens, faßt das schöne Land als Ganzes zusammen, theilt es nach seinen Naturgrenzen ein und charakterisirt seine Gebirge, seine Ebenen, sein Klima, seinen Anbau in kräftigen und klaren Zügen. Dann geht er zur Schilderung des Volkes über, seiner nationellen Eigenthümlichkeit, seiner Unterschiede in Ober-, Mittel- und Unteritalien. Ferner überblickt er die noch erhaltenen Reste der etruskischen, griechischen und römischen Alterthümer; sodann schreitet er zu der neuern Kunst fort, zur Baukunst, Musik, Plastik und Malerei. Diese geschichtlich-ästhetische Darstellung der italienischen Kunstwerke nimmt bei weitem den größten Raum des Werkes ein, und besonders aufmerksam behandelt der Verfasser die einzelnen Schulen der Malerei und charakterisirt sogar sehr ausführlich einzelne Hauptbilder, z. B. Michel Angelos Weltgericht, Raphaels Transfiguration. Er beschließt mit einem Bericht über die Leistungen der neuesten Kunst in Italien, wobei unsre Landsleute in Rom nicht vergessen sind.

Das Werk enthält eine sehr lehrreiche Uebersicht, hat die besten Quellen benuzt, die Urtheile der vorzüglichsten Reisebeschreiber oft zu interessanter Vergleichung zusammengestellt, ist reich ausgeschmückt mit Citaten, besonders auch poetischen, welche die Einförmigkeit des beschreibenden Styles gefällig unterbrechen und wird gewiß solchen Lesern, die sich zur italienischen Reise vorbereiten, von großem Nutzen seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt
Redigirt von Wolfgang Menzel.

№ 101. Montag, 31. December. 1827.

Englische Sitte im Orient.

Während des Aufenthalts der Engländer in Aegypten, wo sie sich in Alexandrien, Rosetta und Cairo niederließen, hatten sie sich daran gewöhnt, ihre Frauen mit sich zu nehmen, und diese Sitte haben sie auch in Syrien beibehalten. Sie sind daher die einzigen Europäer, welche ihre Frauen mit sich führen, und sie haben sich dadurch den Türken und Arabern noch mehr verhaßt gemacht, als sie es ohnehin schon sind. Die Türken und Araber sehen es nämlich als eine Schande an, wenn ein Mann seine Frau mit sich führt, und sie halten es für eine Beleidigung, wenn man sie nach ihren Frauen fragt. Sie sagen, daß ein Mann, der seine Frau mit sich führe, sie nicht genug liebe, um sie zu Hause zu lassen, und daß er sie nicht genug liebe, um sie nicht zu verkaufen. Sie halten es für eine Beleidigung, wenn man sie nach ihren Frauen fragt, weil sie glauben, daß man sie dadurch auffordern wolle, ihre Frauen zu verkaufen. Sie sagen, daß ein Mann, der seine Frau mit sich führe, sie nicht genug liebe, um sie zu Hause zu lassen, und daß er sie nicht genug liebe, um sie nicht zu verkaufen. Sie halten es für eine Beleidigung, wenn man sie nach ihren Frauen fragt, weil sie glauben, daß man sie dadurch auffordern wolle, ihre Frauen zu verkaufen.

Lesern die Menge von jüdischen Schulen und Autoren zu citiren, die in dem vorliegenden Werke vorkommen. Wir würden ihnen kaum etwas mehr als Namen nennen können. Um selber den Werth der jüdischen Poesie in den genannten Perioden beurtheilen und unsern Lesern einen Begriff davon geben zu können, müßten wir erst eine Sammlung von Proben haben. Diese ist aber zu erwarten, da sich der Verfasser selbst der Hoffnung hingibt, die deutschen Juden würden, die sogenannte Wesselysche Schule, d. h. die germanisirende Richtung verlassend, sich auf ihre Nationalpoesie beschränken und was diese alles noch von reichen Schätzen verborgen hält, offenbaren. Sonach wird doch wohl endlich auch einmal das Wissenswertheste aus dem Talmud, werden die schönsten Dichtungen und anderweitige jüdische Werke der spätern Zeit übersezt werden.

In Betreff der modernen deutsch-jüdischen Schule, deren nähere Schilderung sehr interessant ist, wenn leider auch die Beweisstellen durch Proben und Auszüge fehlen, bemerkt der Verfasser: „Der heimathlichen Poesie raubte im Mittelalter die Mancipation — Freiheit und Schönheit, in der Neuzeit die Emancipation — Charakter und Nationalität.“ Dies ist der Schlüssel zur neuen Judenpoesie in Deutschland, die er nun näher charakterisirt. Der Begründer der neuen germanischen Schule ist Naftali Wessely, der die große moderne Reaction gegen das alte Judenthum vorbereitete. Er huldigte der allgemeinen europäischen Kultur. „Das Feenreich des Orientalismus aber war ihm ein verschlossener Hesperidengarten. Darum ist Styl, Bilder, Gedanken — Alles bei ihm mehr germanisch, oft trivial, nicht judenthümlich-orientalisch, überhaupt nicht orientalisch. Seine Poesie ist mehr die Geburt des Zeitgeistes der Gegenwart, als der Vergangenheit. Sein Styl ist weich, fließend, verständlich, nicht hart, emblematisch und räthselartig durch Anspielungen, wie der mittelalterliche; kurz in den Sätzen, sinnumgrenzt in den Verszeilen, nicht periodisirt und verflochten, wie der moderne jüdisch-italienische; er hält den Leser nicht, wie der alterthümliche, durch tausend verdeckte Künste auf, vor denen uns die Mühe der Enträthselung festbannt, sondern flügelt ihn unaufhaltsam mit sich fort auf dem rhythmischen Flügelschlage der einfachen Bibelsprache. Sein Styl rieselt melodisch dahin, wie ein Bach mit durchsichtigen Wassern — aber der Grund dieses Baches ist nicht der farbige Kies, der flimmernde Goldsand, die bunten orientalischen Perlen der Sage, in seinen Wellen spiegeln sich nicht palästinische Alhennen, Alraunen und Saronslilien, sondern echt deutsche Primeln, Schlüssel- und Dotterblumen. *

Naftali Wessely und der noch lebende Salom Kohen sind zugleich die größten, ungemein fruchtbaren Gelegenheitsdichter Deutschlands; sie sind stets die Interpreten der allgemeinen Stimmung bei politischen und gemeinheitlichen Ereignissen gewesen. Der Ruhm, die Restauratoren einer selbstständigen, charakterhaften germanischen Poesie zu seyn, bleibt ihnen ungeschmälert. Sie haben den besten Werken der vorgöthischen deutschen Schule die würdigsten hebräischen Gegenstücke an die Seite gestellt. Sie haben die Nation mit der Schreibart ihres Meistergriffes fast berauscht, daß man der alten Pijuthim, als geschmackloser Künsteleien, vergessen hat, sie haben den mächtigsten Einfluß bis nach Polen und Italien geübt — und die Entartung einer Schule darf ja nie auf die Rechnung ihrer originalen Begründer gebracht werden. — Die neue Schule eröffnete in neugegründeten Journalen den Schau- und Sammelplatz ihrer Wirksamkeit und Fortbildung. Moses Mendelssohn, von dem unter uns fast unbekannt ist, daß er auch durch hebräische Schriften den mächtigsten geistigen Einfluß auf seine Nation übte, hatte zuerst den Plan, periodische Schriften gleichsam zu Telegraphen der Kultur zu machen. Sein „moralischer Prediger,“ ein Wochenblatt in hebräischer Sprache (1750, 4.), ging jedoch ein, nachdem wenige Blätter erschienen waren. Im Jahr 1755 bildete sich, angeregt für Poesie und Kunstgeschmack durch Naftali Wessely, für Philosophie und liberale Studien durch Moses Mendelssohn, die Gesellschaft der hebräischen Literatur-Freunde, welche durch das Programm Nahal ha-Besor den Plan und Zweck der herauszugebenden Zeitschrift ankündigte; und 1784 erschien der erste Jahrgang des Sammlers (Ha-Measef.) Seit 1786 nahm die Gesellschaft den umfassenderen Namen an: die Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Edlen. Der Zweck derselben war, dem übeln, sowohl moralischen als politischen Zustand der Nation durch Entwurzelung der Religionsvorurtheile, durch entschiedenen Gegensatz gegen einen boruirten, einseitigen Rabinismus und durch Ausübung einer streng grammatisch-historischen Exegese abzuhelfen. Die Religion sollte durch gemeinsame, mannichfache Kräfte von ihren beiden Extremen, Ueberspannung und Irreligiosität, nach dem heilsamen Mittelpunkte geführt werden. Es ist auffallend, mit welcher kecken und schonungslosen Consequenz der Measef diese destructive Bahn verfolgt; Stimmen aus dem entferntesten Norden und Süden, Westen und Osten klingen in ihm zusammen, und, wie die Poesien überhaupt der klarste Spiegel des innersten Lebens sind,

* Daß es doch die Juden nicht lassen können, das deutsche Wesen zu bespötteln, wo sie es irgend ungestraft thun zu können glauben. Die deutsche Poesie ist ein Land, in dem nicht bloß Matthissonsche Primeln und Vossische Dotterblumen wachsen.

Digitized by Google

so reflectiren sie auch im Measef sammt und sonders die Katastrophe des altnationalen Rabinismus und die errungene Uebermacht eines leeren, begrifflichen Rationalismus. Es war natürlich, daß die kühn und schroff ausgesprochenen Ansichten, die unbarmherzig geißelnden Kritiken, die lobpreisende Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen außerhalb der Synagoge, und andere rücksichtelose Beweise des anstößigsten religiösen Indifferentismus und allumfassenden Weltbürgersinns, Irrungen und Mißverständnisse erregen mußten, so daß die Sammler endlich die Feder niederlegten; und erst 1809 erschien, gewissermaßen als Reaction gegen jene excentrisch-rationelle Richtung, der „neue Sammler," ein neuer Versuch, die vermeinte goldne Mitte zwischen Fanatismus und Libertinismus zu finden. Wir sind nicht befugt, darüber zu urtheilen, wie weit dieser Zweck erreicht worden sey; so viel ist gewiß, daß der Sammler den interessanten Anblick einer kleinen Gelehrtenrepublik gewährt, mit dem regesten, wetteifernden Leben für Kunst und Wissenschaft, daß die Begabtesten der Nation, die in der Folge die glänzendsten Talente entfalteten, hier die ersten jugendlich lebensfrischen, enthusiastischen Arbeiten zu einem Ganzen mit Einheit des Zwecks verbanden, und der deutschen Literatur in allen Fächern des Wissens Leistungen an die Seite stellten, durch welche die jüdische Nation mit dem deutschen Volke mindestens eine gleiche Staffel geistiger Kultur behauptete. Die jüdische Jahresschrift Bikure ha-Itim erschien seit 1820 zuerst als Zugabe des Kalenders Item mezumanim, besonders als Prämienbuch für die Jugend bestimmt. Zugleich wurde das Interessanteste der Monatsschrift Measef, die schon klassisch und sehr selten geworden war, in besondern Abtheilungen aufgenommen. Seit 1822 aber wurde der Kalender weggelassen; die Bikure ha-Itim wurden das Organ der neuen germanischen Dichterschule in den weiten österreichischen Landen, auf welche Schiller, noch jezt der Lieblingsdichter in Oesterreich, wie auf die Measfim Lessing, den mächtigsten Einfluß übte. Die Bikure ha-Itim enthalten noch gediegenere Prosaaufsätze, vorzüglich von Salomo Juda Rapoport in Lemberg, Samuel David Luzzatto in Padua und Isaak Samuel Reggio in Gorizia; die Poesien hingegen charakterisirt der gänzliche Abfall von der Nationalität, und das unbedingte Hingeben an die abendländische Poesie, die man nach den modischen Ansichten für mustergültig hielt. Auch die Zeitschriften: Jedidja, redigirt von Dr. Heinemann in Berlin, und Sulamit, redigirt von Dr. Frenkel in Dessau, enthalten einige Dichtungen der neuen Schule. Die Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums, herausgegeben von dem Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden, redigirt von Dr. Zunz, dem größten Kenner der rabinischen Literatur in Deutschland (1822, 1823), die jüdisch-homiletische Zeitschrift Dr. Philippsen's in Magdeburg, und die jüdisch-theologische Dr. Abraham Geigers in Wiesbaden bieten, nebst dem trefflichen Werke: „Die gottesdienstlichen Vorträge des Juden historisch entwickelt," von Dr. Zunz, jezt Prediger in Prag, und nebst der großen und kleinen „Geschichte der Israeliten," von Dr. Jost in Berlin das Gründlichste dar, was je über judenthümliche Gegenstände in deutscher Sprache geschrieben ist. Die jüdische Geschichte und Literatur windet sich los aus dem wirren Chaos, in dem sie vor uns liegt: sie gestaltet, sie gruppirt sich, sie breitet die hochaufgespeicherten Schätze ihres nun zweitausendjährigen Schriftenthumes aus, und wir fangen an, die großen Lücken unserer Geschichtschreibung, unserer Linguistik zu gewahren."

9) Die poetische Literatur der alten Israeliten, kritische Skizze von Dr. Guttenstein. Mannheim, Hoff, 1835.

Eine Charakteristik der Psalmendichter und Propheten; ein Versuch, die Individualität der Verfasser möglichst scharf auszuscheiden, in steter Rücksicht auf die diesfälligen Forschungen namentlich der protestantischen Orientalisten, und wie billig, zugleich eine Lobschrift auf die Erhabenheit und tiefe Lebendigkeit jener von Christen und Juden gleich sehr gefeierten Dichtungen.

Taschenbücher auf 1838.

Oesterreichischer Musenalmanach.

Herausgegeben von Ritter Braun von Braunthal. Wien, Gerold. Dresden und Leipzig, Arnold. — Ein Musen-Almanach hat nicht ausgereicht, die Menge lyrischer Jahresspenden zu fassen, es sind deren mehrere entstanden. Der vorliegende enthält nur Beiträge von österreichischen Dichtern, und zwar nach alphabetischer Ordnung. Eins der ersten und besten Gedichte ist „Augsburg" von Bauernfeld. Der Dichter versezt sich in die alte poetische Zeit der freien Reichsstadt und contrastirt damit ihre heutige Verödung und kaufmännisch-militärische Prosa. In den Gedichten des Herausgebers überwiegt das Allegorische. Er vergleicht die Tugenden mit Edelsteinen. Auch in seinen Seebildern geht er weniger auf das einfache Bild, als auf den allegorischen Sinn aus, den er dem Bilde unterlegt. Je schöner viele dieser Bilder sind und je richtiger zugleich der Sinn, um so mehr, scheint es uns, hätte der Dichter den lezteren vom Leser errathen lassen, ihn bloß andeuten, nicht didaktisch vortragen sollen. Eins der besten ist:

Die Seele dürstet nach der Landesquelle,
Es ließ das weite bitt're Meer sie darben;
Auch lechzt sie, müde der grüngoldnen Helle,
Nach ihren menschlichbunten Daseynsfarben.

Digitized by Google

Sie kann den Witz des Meeres nicht verwinden;
Salz, seufzt sie oftmals, sey nur eine Würze,
Nicht Kost, und kann darein sich nimmer finden
Und wünscht, daß ihre Sehnsucht bald sich kürze.

Da rauscht ihr, in der Nähe der Gestade
Ein rascher, starker, süßer Strom entgegen:
Woher? Wohin? — Ich komme ja gerade
Ins Meer vom Lande, komme deinerwegen!

Ich hab' an dich so viele tausend Grüße,
Du liebe Seele, Seele deiner Lieben;
Ich bringe dir nur Freudethränen, süße,
Und blüh'nde Klagen, daß du ferngeblieben!

Der alte immer muntre Castelli theilt ein kleines recht gutes Lied vom gefangenen Vogel mit:

Vergebens preisest du mir meine Kette,
Ich fühle, ach zu sehr, was ich verlor,
Und gerne zieh' ich frei im Freien sterben
Der sichern Ruh' in deinem Kerker vor;
Des Geiers Kralle macht mich wen'ger beben
Als deine Güte, kluger Menschensohn!
Es hat mir Flügel die Natur gegeben
Und fliegen muß ich! —
und er flog davon.

Egon Ebert besingt in einer langen Romanze das berühmte Gastmahl des Albertus Magnus, der mitten im Winter dem Kaiser Wilhelm einen blühenden Frühling zauberte. Einige kleinere Dichtungen theilen Deinhardstein und Ernst Freiherr v. Feuchtersleben mit, der leztere meist gereimte Aphorismen, in der Art wie Goethe's zahme Xenien. Fünf Gedichte stehn hier unter dem Namen A. Grün, der aber bekanntlich eine scharfe Erklärung in der Allgemeinen Zeitung hat einrücken lassen, woraus hervorgeht, daß diese Gedichte nicht von ihm, sondern seinem Namen nur untergeschoben sind. Günzburg spricht eine allgemeine deutsche Klage recht gut aus:

Aber für so mächt'ges Streben;
Für solch' himmelhohes Ziel,
Sind mir Worte nur gegeben,
Nur ein menschlich' Saitenspiel,
Und das Meer des Fühlens, der Gedanken,
Stürmt — und dehnt sich ohne Schranken.

Nur die Feder ist mein Segel,
Das Papier mein Ruderschiff,
Form und Wort der Fahrten Regel,
Vers und Reim — der Felsenriff;
Ach, das Ziel ist eine — Seifenblase,
Und der Sturm — im Wasserglase!

Friedrich Halm preist in einem sehr langen Gedichte den Kaiser Franz und weckt die Erinnerungen seines langen und kampfbewegten Lebens. Für eine Elegie zu sehr Panegyrikus. Herr von Hammer hat dem Almanach eine persische Todtenklage und ein Sonnet einverleibt; Herlossohn ein kleines, anspruchsloses, aber gutes Lied; Franz von Hermannsthal sogenannte Grabschriften, auf Abel (das erste Grab der Erde), Kain, Sesostris, Sophokles ꝛc.; Kaltenbrunner Mondlandschaften am Traunsee; Lenau zwei Gedichte, hier das zweite:

Frage.

Bist du noch nie beim Morgenschein erwacht
Mit schwerem Herzen, traurig und beklommen,
Und wußtest nicht, wie du auch nachgedacht,
Woher ins Herz der Gram dir war gekommen?

Du fühltest nur: ein Traum wars in der Nacht.
Des Traumes Bilder waren dir verschwommen,
Doch hat, nachwirkend, ihre dunkle Macht
Dich, daß du weinen mußtest, übernommen.

Hat sich dein Geist der Erdenmacht entschwungen,
Und werden, wie du meinst, am hellen Tage
Verloren sein des Traum's Erinnerungen:

Wer weiß, ob nicht so deine Schuld hienieden
Nachwirken wird als eine dunkle Klage,
Und dort der Seele stören ihren Frieden?

Von Lothar stehn mehrere schöne kleine Lieder hier, z. B.:

Tulpenzwiebel.

Ich fand im Frühling die Erde nicht,
Am Rain' bin ich liegen geblieben. —
Im Sommer dorrt' mich das Sonnenlicht
Mit allen zarten Trieben.

Im Winter weh'ten die Winde kalt,
Da war es zu spät zum Keimen; —
Nun muß ich in eisigen Winters Gewalt
Vom vergangen Frühling träumen!

Auch Manfred, Caroline Pichler, Seidl haben einige kleine Sachen mitgetheilt, Swoboda einige Legenden, Adolf v. Tschabuschnigg und Vogl einige Balladen, nicht zu gedenken vieler anderer Dichter, von denen zum Theil nur sehr mittelmäßige Dichtungen herrühren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.
No. 10. 1831.

Deutsche Literatur.

Geschichte der Deutschen. Von Wilhelm Wachsmuth. Erster Theil. Hamburg, bei Perthes und Besser. 1831. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir haben schon lange eine Geschichte der Deutschen gewünscht, die nicht blos eine Geschichte der Deutschen Fürsten wäre, sondern auch die Geschichte des Deutschen Volkes, seiner Sitten, seiner Gesetze, seiner Verfassung, seiner Bildung, seiner Literatur, seiner Kunst, seiner Religion, seiner Wissenschaft, seiner Industrie, seines Handels, seiner Gewerbe, seiner Gesellschaft, seiner Moden, seiner Vergnügungen, seiner Laster und Tugenden, seiner Fehler und Vorzüge, seiner Stärke und Schwäche, seiner Thaten und Leiden, seiner Siege und Niederlagen, seiner Freiheit und Knechtschaft, seiner Einheit und Zerrissenheit, seiner Ehre und Schande, seiner Größe und Kleinheit, seiner Herrlichkeit und Armuth, seiner Vergangenheit und Gegenwart, seiner Hoffnungen und Aussichten, seiner Ideale und Wirklichkeit, seiner Poesie und Prosa, seiner Ideen und Begriffe, seiner Gedanken und Gefühle, seiner Wünsche und Bestrebungen, seiner Tugenden und Laster

wenige Exemplare zu uns gekommen zu seyn scheinen), bis Peter Perring Thoms, Buchdrucker der ostindischen Gesellschaft in Macao, es daselbst herausgab, und mit einer englischen Uebersetzung begleitete, deren Verdienste Abel-Rémusat mit der ihm eigenthümlichen Unparteilichkeit gebührend hervorgehoben hat. Abel-Rémusat war es auch, der schon vor sieben Jahren mich aufmunterte, eine deutsche Uebersetzung des „Blumenblattes“ herauszugeben. — Das Gedicht hätte freilich gewonnen, wenn es, statt in Prosa, in Versen wiedergegeben worden wäre; aber zu einer guten metrischen Uebertragung, welche die Eigenthümlichkeit und den Charakter des Originals zu bewahren und mit einer ungezwungenen Darstellung zu verbinden weiß, gehört ein Talent, das, neben Rückert, nur noch wenige Auserwählte besitzen.“

Wir müssen nun unsern Lesern von dem höchst originellen chinesischen Geistesprodukt eine Skizze entwerfen. Der Held des Romans ist der junge Herr Liang, den sein Vater in die Hauptstadt schickt, um daselbst sein Examen zu machen. Er soll bei einer Tante logiren, die ihn freundlich, aber unter so viel Complimenten empfängt, wie es die chinesische Sitte verlangt. Er macht Bekanntschaft mit ihrem Sohn, seinem Vetter, und richtet sich in seiner neuen Wohnung ein, die ihm alsbald Gelegenheit verschafft, sein junges Herz an eine chinesische Schöne zu verlieren. Die Scene des ersten Begegnens ist so poetisch reich ausgeschmückt und so echt chinesisch, daß wir sie hier wörtlich wiedergeben müssen. „Der junge Liang bemerkte, daß die Bücher in vollen Reihen den Bücherschrank füllten, und daß die Blumen ihren Wohlgeruch den Menschen nach allen Seiten zuwehten. Auf dem Tische war eine kostbare Zither auf einem Gestell von Jaspis ruhend und in dem goldenen Feuerherd lag eine Stange von dem köstlichsten Weihrauch. Eine silberne Harfe und eine mit Jaspis besetzte Flöte hing an der Wand; ein Würfelspiel stand auf der einen, ein Schachbrett auf der andern Seite; berühmte Verse, in alten Schriftzeichen geschrieben, zierten die beiden Wände des Zimmers und glänzende Vasen voll frischer Blumen waren mit Geschmack aufgestellt. Als er an das Fenster trat, breitete sich eine schöne Aussicht vor ihm aus; er sah ein Geländer, welches einen Teich mit Wasserlilien umgab; die weißen Störche, die ihn erblickten, enteilten leichten Fluges dem Monde zu; der Wind zerstreuete die Blätter der Trauerweide und regte die Wellen auf. — Als er am obern Ende des Teichs über eine rothe Brücke in den Garten trat, da sah er, wie der Mond sich in den Wogen spiegelte; die auf beiden Seiten stehenden Trauerweiden neigten ihre schwankenden Zweige gegen einander; ein Boot, um die Wasserlilie zu pflücken, lag angebunden im Schatten einer Weide; die spielenden Fischlein verursachten das Leuchten der Wellen, und die Wolken, die sich im Wasser abspiegelten, schienen unermeßlich. — Er ging nun weiter über die Brücke und trat in ein Gartenhaus, wo er, vom Geländer sich herabbeugend, sich an dem Wohlgeruche der Blumen erfreute, und die Zweige des Rosenstrauchs an sich zog, um sich am Thaue zu kühlen. Warum bedachte er nicht, daß das Rauschen der Zweige die Vögel erschrecken und sie verscheuchen würde? Die Kukuk schreien auf, wie wenn sie den sinkenden Mond beweinen wollten und die gelben Vögel zerreißen des Gastes Brust durch ihr Gekreische; ihr Flug verbirgt eine Zeitlang den Glanz des leuchtenden Mondes und die zurückgeschnellten Blumenzweige spritzen Thau auf seine Kleider herab. Und als er wieder über die kleine Brücke zurückging, gelangte er an einen gewundenen Fußpfad; die bläulichen Pflaumen hingen an beiden Seiten von den Bäumen herab; ein paar Pfauen waren vom Monde herniedergeflogen und in einem goldenen Käfich ließen bunte Papageien ihre schreienden Töne erschallen. Vor ihm lag die Insel Thsangtschöün, deren beide Ufer von den Blüthen der tausendblättrigen Pfirsiche bekränzt wurden. Wohl mochte der Jüngling glauben, daß ein solcher Weg zu den unsterblichen Quellen führe und wohl möchte er der Schiffer Jülang seyn. — Hierauf nach der Abendgegend sich wendend, betrat er einen Hain von rothen Mandelbäumen, wo er sah, daß die herrlichen rothen Mandelbäume des Frühlings Herrlichkeit übertrafen. Das Gras bedeckte den Weg, so dicht war es emporgekeimt, und die Tuberosen rankten sich an einem hohen Geländer hinauf. Da aber die schönsten Blumen kein Herz und kein Gefühl hatten, wendete er sich schnell um und eilte seinem Zimmer zu. Während er sich seinem Nachdenken überließ, brachte der Ostwind den Schall eines Schachspiels ihm zu. „Was mag sich wohl also beschäftigen, sagte er zu sich selbst, und in der tiefen Nacht bei dem Schachspiele sich vergnügen?“ Geräuschlos ging er nun weiter und trat in den östlichen Theil des Gartens. Von ferne erblickte er einen Sitz im Gartenhaus zur Pfingstrose, wo unter dem leichten Schatten der Blumen, eine Lampe ihr Licht von sich warf. Es schien ihm, als ob mehrere Personen unter den Blumen ständen, deren Kichern und Geplauder unaufhörlich zu seinen Ohren drang. Nach der Lieblichkeit der Stimmen zu urtheilen, mußten dieselben von fröhlichen Mädchen kommen, welche die Hyazinthe und den Moschus übertrafen. Nun schlich er vorwärts, um sie sorgfältig und heimlich zu betrachten, und er sah, daß in der That einige Mädchen zwischen Blumen wandelten. — Plötzlich bedeckte eine schwindende Wolke den leuchtenden Mond, so daß die Dienerinnen aus Irrthum glaubten, es sey der junge Chiao, und da sie deßhalb

Digitized by Google

nicht an das Sommerhaus gingen, um ihre Herrinnen davon zu benachrichtigen, so konnte der junge Liang ungestört bis an das steinerne Geländer sich schleichen. Nun erblickte er zwei wunderschöne Mädchen, welche bei dem Scheine einer silbernen Lampe an einem Schachbrette standen und dabei kicherten."

Sie entfliehen, aber er erfährt durch seine Tante, wer sie sind, und hat das Glück, die reizende Jaosien, die schönste von Beiden, die ihn gleich beim ersten Anblick unwiderstehlich gefesselt, nochmals wiederzusehn. Um ihr ganz nahe zu seyn, kauft er einen Garten, der sich neben dem ihres Vaters befindet. Er wird mit diesem Vater, einem alten freundlichen Herrn, bekannt, der ihm alle Artigkeit erweist und ihm erlaubt, ihre beiderseitigen Gärten durch eine Thüre zu verbinden. Nun folgen neue Begegnungen, zarte Anspielungen und geheime Liebeserklärungen auf Blumenblättern (d. h. auf Papier, das der zärtliche Pinsel des Liebenden bemalt), Sprödigkeit von Seite des Mädchens, heimliche Gespräche desselben mit ihren Dienerinnen, die ihr zureden, den Seufzenden zu erhören, und endlich die erklärte Gegenliebe, der Schwur der Treue. Das gesezte Benehmen der jungen Leute bei dieser Scene ist unendlich ergötzlich. Sie berühren sich nicht eher, bis sie den Schwur mit größter Förmlichkeit zu Papier gebracht und den Göttern gewisse Opfer und Ceremonien geleistet haben. Dann ist es die erste Sorge der zärtlichen Braut, nicht erröthend an die Brust des Geliebten zu sinken, nicht in verliebten Phrasen überzuströmen, wie es in einem europäischen Roman der Fall seyn würde, sondern den jungen Liebhaber an sein Examen zu erinnern und ihm zu verstehn zu geben, daß die solide Grundlage einer reellen Verbindung für die Zukunft von dem Resultat seines Examens abhänge, daß er mithin, anstatt wie bisher zum Monde zu seufzen, lieber hübsch fleißig studiren möge. „Als ich, sagt sie, unter den Blumen mit Ihnen den Eid ablegte, und ich das Haupt in die Höhe richtete, bin ich vor der Göttin des Mondes erröthet, denn nur nach Ihnen war mein Sinn gerichtet. Da Sie aber Ihrer alten Bücher und Ihrer hellen Lampe vergaßen, und ich fürchtete, daß Sie wegen Ihrer Sklavin sich um die Angelegenheiten Ihres Lebens bringen möchten, habe ich den Eid geschworen, um Ihr Herz wieder aufzurichten. Wenn man meine Liebe je unterdrücken wollte, so würde ich mich dem Tode widmen und die Alten nachahmen. Möchte ich doch im Stande seyn, Ihre Wehmuth zu verscheuchen, da Sie ja wegen Ihrer Sklavin Ihre Studien vernachläßigt haben."

Aber um das Examen hat es keine Noth. Herr Liang ist bereits ein Ausbund von Wissenschaft. Die Gefahr kommt von einer ganz andern Seite. Liangs Vater, der von dem Verhältniß der jungen Leute nichts weiß, verlobt seinen Sohn ohne dessen Wissen (wie es in China gewöhnlich ist) mit einem andern Mädchen, der schönen und empfindsamen Jüking. Zugleich wird Jaosiens Vater zu einem höhern Range befördert und entfernt sich mit seiner Familie. Der junge Liang ist untröstlich, besucht im Herbst Jaosiens Garten, und überläßt sich unter den abgefallenen Blättern dem heftigsten Schmerze. Erst das Examen bringt ihn wieder zur Besinnung. Er besteht es unter den Augen des Kaisers mit Glanz und bekommt eine ehrenvolle Anstellung. Er sieht Jaosien wieder, erfährt, daß ihr Vater, an den Grenzen mit den Rebellen kämpfend, in großer Gefahr schwebe, erbittet sich ein Commando und zieht dem alten Herrn zu Hülfe. Der Feind ist hartnäckig, die Gerüchte verkünden, Liang sey gefallen. Da soll Jüking einen Andern heirathen, aber sie erklärt, dem todten Liang treu bleiben zu wollen und stürzt sich ins Wasser. Ein gerade vorübergehender Studien-Inspector zieht sie heraus, und sorgt einstweilen für sie. Inzwischen hat Liang gesiegt, den Vater seiner Geliebten befreit und ist beim Kaiser zu noch höhern Ehren gekommen. Auf Befehl des Kaisers heirathet er seine geliebte Jaosien. Nun meldet sich aber auf einmal die todtgeglaubte Jüking wieder, und zum Lohn für ihre ausdauernde Zärtlichkeit nimmt sie Liang als zweite Frau an, und am Ende noch als dritte und vierte die beiden Dienerinnen Jaosiens, so daß er im ersten Jahre seiner glücklichen Ehe als Vater von vier Kindern von dem gewiß mit dieser ganzen Geschichte ebenfalls nicht unzufriedenen und herzlich lachenden Leser Abschied nimmt.

Hinten ist noch eine Novelle angehängt, der weibliche und der männliche Bruder. Ein alter Soldat kehrt mit einem jungen Knaben bei rauhem Winterwetter unterwegs ein, wird von den alten kinderlosen Wirthsleuten gut aufgenommen, aus Mitleid dabehalten und bis zu seinem Tode gepflegt. Der junge Sohn bleibt in der Familie. Nach einiger Zeit nehmen die mitleidigen Alten einen andern unglücklichen jungen Menschen ebenfalls an Kindesstatt bei sich auf, und die beiden Pflegebrüder leben mit ihnen in der schönsten Eintracht, bis die Alten endlich sterben und ihnen das Erbe hinterlassen. Nun sollen sie heirathen; Lieousang, der Sohn des alten Soldaten, bezeugt keine Lust dazu, desto mehr Lieouki, der später adoptirte Sohn. Sie entzweien sich darüber. „Eines Tages erblickte er eine Schwalbe, die ihr Nest aufbaute; sogleich nahm er einen Pinsel und schrieb, um die Gesinnungen seines Bruders wo möglich auszusprechen, folgende Verse nieder:

„Die Schwalben bauen ihr Nest; Paarweise fliegen
sie des Morgens und des Abends aus;
„Und bringen die zur Erbauung ihrer zerbrechlichen
Wohnung nöthigen Sachen herbei.

Digitized by Google

„Sie helfen einander und theilen dieſelben Sorgen dieſelben Beſchwerden;

„Wenn das Männchen ſich kein Weibchen ſuchte, um ſich eine Nachkommenſchaft zu geben, ſo würde am Ende des Jahres das Neſt leer ſeyn!“

Als Lieouſang dieſe Zeilen erblickte, las er ſie einigemal durch, indem er dabei lächelte. Hierauf ergriff er den Pinſel, und dieſelben Reime befolgend, dichtete er folgende Strophe:

„Die Schwalben bauen ihr Neſt; Paarweiſe ruhen ſie in der Ebene, oder ſie erheben ſich in die Lüfte.

„Seit langer Zeit hat der Himmel das Verhältniß beſtimmt, welches das Männchen an ſein Weibchen knüpft.

„Wenn dieſes einen Geſellſchafter gefunden, ſind alle ſeine Wünſche befriedigt;

„Aber iſt es wohl möglich, daß das Männchen ſein Weibchen nicht erkenne?“

Als Lieouki dieſe Verſe geleſen hatte, ſagte er voll Erſtaunen zu ſich ſelbſt: Nach dem Sinne zu urtheilen, der in dieſen Verſen verborgen liegt, iſt mein Bruder ein Mädchen! Auch iſt mir ſchon öfters ſein zarter Wuchs und ſeine ſanfte Stimme aufgefallen.“ Und ſo war es auch und die beiden Brüder wurden Eheleute.

Geſchichte.

Joachim Lelewels kleinere Schriften geographiſch-hiſtoriſchen Inhalts. Aus dem Polniſchen von Karl Neu. Mit 9 Karten. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1836.

Lelewel, der berühmte polniſche Landbote, iſt zugleich ein ausgezeichneter Gelehrter. Der hier vorliegende Band ſeiner kleineren Schriften enthält Abhandlungen über die alte Geographie (eine Geſchichte der Erdkunde, hiſtoriſche Kunde über die Längenmaaße der Alten, Handelsverhältniſſe der Phönizier, Karthager und Griechen, Beſchreibung des herodoteiſchen Scythiens). Sofern dieſe Unterſuchungen nur Gelehrte von Fach angehen, wollen wir ſie hier nicht berühren. Nur eine Abhandlung „Nachricht von denjenigen Völkern, welche bis zum zehnten Jahrhundert das Innere Europas bewohnten,“ ſcheint von allgemeinem Intereſſe, ſofern ſie die Abſtammung der heutigen Völker Europas behandelt. Es iſt in jedem Fall intereſſant, das bekanntlich höchſt verwickelte Studium des ältern europäiſchen Völkerchaos einmal von einem ſlaviſchen Standpunkt aus beurtheilt zu ſehen, während bisher nur der galliſch-römiſche und deutſche Standpunkt vorherrſchte. Lelewel iſt indeß nicht ſo Slavomane, daß er alle Völkerſtämme ungewiſſen Urſprungs zu Slaven machen wollte, wie etwa die Schriftſteller des siècle de Louis XIV. alle zu Galliern machten. Er hat im Gegentheil vorzugsweiſe die Lithauer oder Letten im Auge, als einen von den Slaven verſchiedenen Völkerſtamm, dem er eine weit größere Ausdehnung gibt, als man bisher angenommen hat. Er identificirt ſie nämlich mit den alten Veneten (Windelicien, Venedig), von deren Lande erſt ſpäter die Slaven den Namen Wenden angenommen hätten. Die weite Verbreitung des finniſchen Stammes über Europa und das erſt ſpätere Hineindrängen galliſcher, römiſcher, deutſcher und ſlaviſcher Eroberer iſt ſehr wahrſcheinlich. Nur zwei Vermuthungen des Herrn Lelewel ſcheinen uns unbegründet.

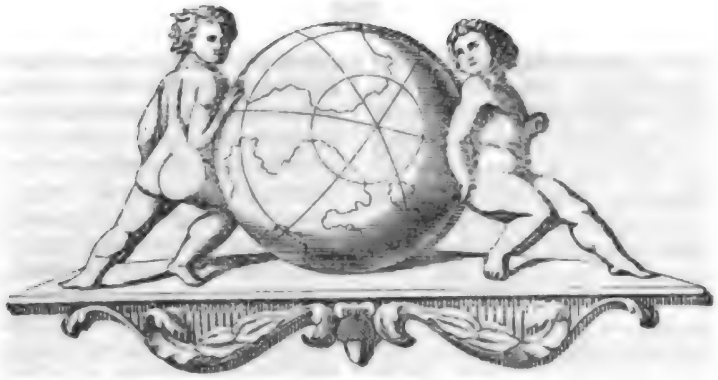
Erſtens meint er, die Aehnlichkeit der lettiſchen Sprache mit der lateiniſchen ſey eine Folge früher Bekanntſchaft wandernder lettiſcher Stämme mit den Römern. Wir glauben im Gegentheil, dieſe Aehnlichkeit iſt eine urſprüngliche, und die Latiner ſelbſt ſind nur Theile jenes weitverbreiteten europäiſchen Urvolkes geweſen, das ſich am reinſten an der Oſtſee erhalten hat.

Zweitens will er die Heruler, Hirren, Skyrren ꝛc. abſolut zu Letten machen, da doch eine unzählige Menge von Zeugniſſen und Umſtänden ihren germaniſchen Charakter außer Zweifel ſetzen. Er will die Letten auf dieſe künſtliche Weiſe mit den Römern in Verbindung bringen, um daraus zu erklären, warum die heutigen Lithauer noch ſo viel Lateiniſches in ihrer Sprache haben.

Unſre Erklärung, daß die Letten an der Oſtſee und die Lateiner an der Tiber zerſtreute Theile deſſelben uralten Volkes, und daß folglich ihre Sprachverwandtſchaft ſehr natürlich ſey, dürfte auch durch einen ſchon anderwärts von uns geltend gemachten Umſtand unterſtützt werden, nämlich durch das Vorkommen derſelben Letten in den altdeutſchen Geſetzen, als eines unterworfenen ackerbauenden Volksſtammes. Die Lati, Lazzi, Liti ſind ohne Zweifel eben ſo gewiß Letten, als die Sclaven Sclavonier, mit einem Worte Slaven ſind. Unter dieſen beiden Klaſſen von Unfreien ſind zwei unterworfene Völker nicht zu verkennen, die ackerbauenden Letten, die man auf ihrer Scholle ließ, und die nomadiſirenden Slaven, die urſprünglich bloß perſönliche Dienſte leiſteten, weil ſie einzeln gefangen, nicht mit ihrem Gut erobert wurden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 99. Freitag, 29. September **1837.**

Reiſe.

Reiſe auf dem caſpiſchen Meere und in den Kaukaſus, unternommen in den Jahren **1825—1826** von Dr. Eduard Eichwald, k. ruſſ. Staatsrath und Prof. zu Wilna. Erſter Band, zweite Abtheilung, den hiſtoriſchen Bericht der Reiſe in den Kaukaſus enthaltend. Mit Kupfern. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung, **1837.**

Ueber die erſte Abtheilung dieſes intereſſanten Reiſewerks (die Reiſe auf dem caſpiſchen Meere) haben wir in Nr. 45 unſrer Blätter von 1835 Bericht erſtattet. Die zweite iſt nicht minder reichhaltig und gewährt beſonders die dankbarſten Aufſchlüſſe über die ruſſiſchen Eroberungen im und am Kaukaſus.

Herr Eichwald reiste von Baku nach Tiflis durch die Provinzen Schirwan und Karadagh, die er in Bezug auf ihre Naturbeſchaffenheit und Geſchichte, Produkte, pittoreske Phyſiognomie ꝛc. nach ſeiner Art als ein vortrefflicher Beobachter ſchildert. Er fand in dieſen Gegenden auch ein deutſches Dorf, von dem er uns ſeltſame Dinge erzählt: „Die Colonie Helenendorf iſt ſehr hübſch gebaut; es ſind in ihr einige gerade, ſehr reine Straßen, an denen zu beiden Seiten die aus Kalkſtein erbauten Häuſer ſtehen; in ihrer Mitte befindet ſich die Kirche. Die Colonie exiſtirt erſt ſeit ſieben Jahren, und wurde von würtembergiſchen Deutſchen angelegt, die bei Ulm ſich auf der Donau einſchifften und bei Odeſſa landeten, von wo ſie hierhergeſchickt wurden. Sie haben einen geiſtlichen Lehrer, der, aus dem Bauernſtande gewählt, nirgends theologiſche Studien gemacht hat, und der die Stelle eines Pfarrers vertritt, mithin alle Sacramente ausübt, ohne dazu von einem Conſiſtorium berechtigt zu ſeyn; doch hatte der Civilgouverneur von Georgien, von der Hoven, ihm dazu die Erlaubniß, wie ich glaube, auf allerhöchſten Befehl gegeben, weil er, wie ich ſpäterhin in Tiflis von dem Herrn von der Hoven ſelbſt erfuhr, kein anderes Mittel vor ſich ſah, dieſe irreligiöſen Leute zu bekehren. Da ſie ſchon im Würtembergiſchen als Separatiſten eine eigene Secte gebildet hatten, ſo lebten ſie auch hier ganz ohne alle Religion, verwarfen die Taufe, eine geſetzliche Ehe, die Beerdigung der Todten u. ſ. w., nahmen ſich, wann ſie wollten, eine Frau, oft zwei oder drei, ließen die alte gehen, und mußten auch wegen dieſes irreligiöſen Lebens ihr Vaterland verlaſſen, da ihre Landsleute ſie überall mieden und flohen. Der Civilgouverneur hatte anfangs mit dieſem unruhigen Volke viel zu thun, das im Grunde nur hierher gekommen war, weil es, durch Jung-Stillings Lehren überzeugt,

Digitized by Google

hier das Jahr 1835, in welchem er den Untergang der Welt prophezeite, abwarten wollte. Wer alsdann, nach Stillings Angabe, in der Nähe von Jerusalem wäre, würde dort das Thor des Himmels offen finden; daher verließen sie in großen Schaaren ihr Vaterland, um auf dem Wege nach Jerusalem jenem Himmelsthore so nahe als möglich zu seyn. Gleich nach ihrer Ankunft in Georgien hatten sie auch einige Abgeordnete nach Jerusalem geschickt, um dort nähere Nachrichten über dieses wichtige Ereigniß einzuziehen. Diese wurden in Persien anfangs auf Befehl des Schachs gut aufgenommen, späterhin aber gab man ihnen vollauf zu arbeiten, was ihnen etwas schwer fiel; ja sie wurden sogar hart behandelt, und verlangten nach Georgien zurück; allein der Gouverneur nahm sie nicht wieder auf, wodurch denn ihre nachgebliebenen Landsleute den Muth verloren, ihnen nachzuziehen. Diese Strenge, mit der auch die Sonderbarkeiten in ihren Religionsübungen gerügt wurden, besserte sie allmählich, und sie verstanden sich endlich dazu, sich einen Geistlichen aus ihrer Mitte zu wählen."

Der Aufenthalt des Verfassers in Tiflis bildet einen Hauptabschnitt der Reisebeschreibung. Tiflis ist der Centralpunkt aller südkaukasischen Eroberungen der Russen, so wie Georgien überhaupt das interessanteste der dortigen Länder ist. Herr Eichwald beschreibt es sehr ausführlich, wirft den Blick rückwärts auf dessen Geschichte und theilt sogar Nachrichten von der georgischen Literatur und Poesie mit. „Wenn man nach den alten Ueberbleibseln der Baukunst, wie z. B. der Kirchen, Brücken, Festungen u. s. w. urtheilen darf, so sieht man, daß in Georgien einst die Künste blühten. Sie waren hierher, wie nach Armenien, zugleich mit der christlichen Religion aus Byzanz gekommen. Im 12ten Jahrhundert war bei innerer Kraft und Ruhe des Reichs durch die Bemühungen des Königs David des Erbauers und bis auf die Zeiten der Königin Tamara die Schönheit der vaterländischen Sprache zur Blüthe gelangt. David sandte nämlich zwölf georgische Jünglinge nach Athen, um dort die Wissenschaften zu studiren; unter ihnen zeichnete sich in Georgien vorzüglich der Philosoph Johann Petridse aus, welcher aus dem Griechischen viele geistliche und philosophische Bücher ins Georgische übersetzte. Die Regierung der Tamara machte eine Epoche in der georgischen Literatur; unter ihr lebten auch Rustawel und Tschachrudadse, berühmt in der Dichtkunst; Moses Chonel und Sergius Tmogweli, die in der Prosa ausgezeichnete Werke lieferten. — Die noch jetzt übrig gebliebenen Denkmäler jener Zeit zeugen ebenfalls von der Vortrefflichkeit der Baukunst und Malerei, die damals herrschte. Die Georgier nennen diese Zeit ihr goldenes Zeitalter. Die Schriften der Dichter unter der Regierung Tamaras werden noch jetzt als Musterwerke von den Georgiern aufgestellt. Die beiden prosaischen Werke Daredshaniani, von Mos.s Chonel, und Wisramiani, von Sergius Tmogweli verfaßt, werden von den Georgiern sehr hoch geachtet und unter die Zahl der ersten Werke in Hinsicht einer schönen unnachahmbaren Sprache und der lebendigen Darstellung gezählt. Ein anderes Beispiel der hohen Stufe der schönen Literatur zur damaligen Zeit gibt Rustawels Gedicht Wepiwis-Tkaosani. — Ein anderes Gedicht des Dichters Tschachrudadse Tamariani, oder das Lob der Königin Tamara, ist nicht minder merkwürdig wegen seiner ungewöhnlichen Harmonie und der schweren Versart; die glückliche Verbindung scharfsinniger Gedanken mit dem Wortspiele geben dieser Dichtung einen ganz eigenthümlichen Werth. Nach dem Tode der Königin Tamara wurde die georgische Literatur nicht mehr mit diesem Erfolge bearbeitet; auch war der Gang der öffentlichen Bildung im Allgemeinen viel langsamer. Die Ursache davon waren die Einfälle benachbarter wilder Völker, die Georgien öfters verwüsteten. — Die Periode der Wiedererneuerung der Wissenschaften fing mit dem 18ten Jahrhundert an, seit der Thronbesteigung des Königs Hieraklius, dessen glänzende Siege die Ursache davon waren. In dieser Zeit verdient das meiste Lob der Katholikus Antonius I., welcher ausgebreitete Kenntnisse in allen Wissenschaften, und eine seltene Schöpfergabe besaß." Dann werden noch mehrere Dichter und Historiker von minderer Berühmtheit erwähnt. Hier also ist noch eine ganze unbekannte Literatur auszubeuten, zu übersetzen ꝛc. Seit der russischen Eroberung ist zum dritten Male ein wissenschaftlicher Geist über Georgien gekommen, und es ist z. B. nicht wenig ergötzlich zu lesen, welches Aufsehen der Streit und Sieg der Homöopathie in Tiflis gemacht hat.

Unter den übrigen kaukasischen Völkern, durch deren Landschaften der Verfasser gereist ist, rühmt er am meisten die Gurier. Sie bilden einen eignen Volksstamm, „sind tapfer, stark, haben regelmäßige, angenehme Gesichtszüge, sind schlau, faul, rachsüchtig, geldgierig. Die Schönheit der gurischen Frauen ist als Muster derselben bekannt, und selbst die Georgierinnen, Imeretinnen und Mingrelierinnen stehen ihnen darin nach; zwar aus Einem Stamm entsprossen, haben sie dasselbe Profil des Gesichts, mit einigen kleinen Abänderungen, die gerade dasselbe heben; so ist die Nase, obgleich dieselbe griechische, doch nicht so groß und breit, die Gesichtsfarbe viel schöner und frischer, die schwarzen Augen mit vielem Feuer, die schwarzen Haare mit einem eigenen Glanze versehen. — Die Fruchtbarkeit Guriens ist größer, wie die von Imeretien. Das beste Gomi und Mais wächst da im Ueberflusse. Die Wälder sind ohne Ausnahme mit Fruchtbäumen und Weinreben überfüllt, und haben die schönsten Bäume zum Bauholz ꝛc."

Digitized by Google

Dagegen sagt der Verfasser nicht viel Rühmliches von den Imeretiern, Mingreliern, Kachetiern, lauter kleinen Völkern, die im Gefühl gegen äußere Unterdrückung unmächtig zu seyn, ihre Würde und ihren Wohlstand sehr vernachläßigt haben. „Die Mingrelier, nicht minder armselig als die Imeretier, leben gleich ihnen nur von Gomi und Sfimindi; meist kommen sie aber auch daran zu kurz, so daß sie im März oder Aprilmonat das erste junge Grünwerk zu essen pflegen; viele leben den ganzen Sommer von diesem Grase, bis ihnen ihr Gomi reif wird. In ihrer Unthätigkeit bauen sie nicht einmal die gehörige Menge des Gomi, des türkischen Weizens nicht zu gedenken, der ihnen oft noch früher ausgeht. Es ist hier überhaupt sehr sonderbar, wie die Mingrelier von Grünwerk und unreifen Früchten leben; diese lassen sie absichtlich nicht reif werden, sondern sammeln sie grün ein, kochen sie zu einer Art Mus, oder verzehren sie roh; daher findet man bei ihnen nie reife Früchte. Da sie so selten Fleischkost genießen, so begnügen sie sich meist mit kleinen Bissen; ich habe öfters gesehen, wie ein Mingrelier oder Imeretier bei Tische, wo man ein Huhn auftrug, diese in 10—15 kleine Theilchen theilte, und jedem einen kleinen Knochen gab, woran nur noch etwas Fleisch hing — und doch ward dieser Bissen von jedem mit einem besondern Dank und tiefer Verbeugung entgegengenommen und als besondere Auszeichnung angesehen."

Gleichwohl sind diese Völker adelstolzer als irgend eines in der Welt. „Kartalinien, sagt Herr Eichwald, würde der russischen Regierung nichts einbringen, wenn die Einwohner sich nicht unaufhörlich um ihre adelige Geburt stritten. Einer sucht dem Andern seinen Adel zu vernichten, indem er gegen seine Ahnen protestirt; die Streitigkeiten müssen vor Gericht auf Stempelpapier geführt werden, und so unbedeutend die Sache an sich ist, so bildet doch die große Menge dieser sonderbaren, die Behörden belästigenden Streitigkeiten fast die einzige bedeutende Einnahme, welche die Krone von diesem armen Lande hat, das aber desto reicher an Fürsten ist, deren Zahl sich auf die Tausende beläuft. Diese Fürsten sind aber selbst so arm, daß sie kaum ihr tägliches Brod haben und oft verhungern müßten, wenn sie nicht beim russischen Militär Dienste nähmen. Ehemals stellte man sie ohne weiteres an, da ein Georgier, der Fürst Orbelianoff, Divisionsgeneral war; jezt hält es dagegen viel schwerer, da man von ihnen außer den Beweisen über ihren Adel auch noch verlangt, daß sie Russisch lesen und schreiben können; dann werden sie gleich zu Fähndrichen ernannt, mit dem jährlichen Gehalte von 200 Rubel Silber, und gern bleiben solche Fürsten ihr Lebenlang Fähndriche, wenn man ihnen nur den Gehalt läßt, um ihr Leben zu fristen. Uebrigens haben sie das Lobenswerthe an sich, daß sie im Krieg außerordentlich vielen persönlichen Muth zeigen, keine Gefahr scheuen, und dadurch die Liebe ihrer Vorgesezten erhalten."

Herr Eichwald reiste bis zu dem Gokschai oder blauen See und von da nach Tiflis zurück. Auf diesem Wege fand er mehrere Alterthümer, beschäftigte sich aber hauptsächlich mit der Naturkunde des Landes, besonders mit dessen geognostischen Bedingungen.

Am Schluß des Werkes theilt er drei sehr interessante Abhandlungen mit, die für die neueste Geschichte Asiens den Werth von Quellen haben, sofern die Nachrichten von einem unparteiischen Gelehrten an Ort und Stelle gesammelt, uns nicht durch Bulletinfabrikaten und Zeitungsschreiber zugeschnitten sind. Die erste dieser Abhandlungen enthält eine Geschichte des lezten russisch-persischen Kriegs, die zweite eine des russisch-türkischen Kriegs in Asien, und die dritte eine genaue Schilderung des Guerillakriegs gegen Khasi Mullah in Dagestan. Der Skizze des persischen Kriegs ist eine Uebersicht der persischen Streitmacht beigefügt. Der Haupteindruck, den diese Darstellungen machen, ist die Ueberzeugung, daß die muhamedanischen Staaten nothwendig zu Grunde gehen müssen, daß sie bei allen Vorzügen der Natur (Fruchtbarkeit, glückliche Lage zwischen Gebirgen und Meeren) und Nationalität, sofern die durch Kultur verderbten Völker (Araber und Perser) außerordentlich viel ursprünglichen Adel, und die roheren, für den Islam erst später gewonnenen Völker (Türken und Kaukasier) physische Kraft, Schönheit und Muth besitzen, dennoch zu Grunde gehen müssen, weil ihr Religions- und Staatsprincip ein stabiles, folglich lähmendes und tödtendes, kein progressives ist. An dem Beispiel dieser edeln und kräftigen, aber durch Stabilität entnervten Völker kann man lernen, was conservativ ist. Conservativ ist nicht das Stabile, sondern allein das Progressive.

Es wird nicht lange mehr dauern, so wird das Tragische im Schicksal der muhamedanischen Völker hervortreten. Bisher war man immer noch zur Freude geneigt, wenn Türken und Perser die schrecklichsten Verluste erlitten und Niemand dachte an Mitleid. Diese Völker waren noch zu mächtig, der alte Schrecken und Abscheu vor ihnen noch nicht vergessen und durch die blutigen Gräuel in der lezten griechischen Revolution wieder aufgefrischt. Aber sie werden bald in eine Lage kommen, in der sie nur noch mitleidenswerth erscheinen werden. Gegenüber der modernen Handels- und Eroberungspolitik, gegenüber moderner Strategie und Diplomatie wird in dem Maaß, in welchem sie eine Provinz nach der andern verlieren, ihr lezter Heroismus

Digitized by Google

immer poetischer werden. Khasi Mullah ist ein Vorbild der künftigen lezten Helden des unrettbar verlornen Muhamedanismus. Wir folgen ihm in die Gebirge seiner Heimath, wir sehen ihn an der Spitze der Seinen die alte Freiheit, den alten Glauben verfechten, immer besiegt, immer wieder sich erheben, bis er (wie er hier im Steindruck abgebildet ist) von russischen Bajonetten zerstochen vor uns liegt.

Dichtkunst.

Drei Lieder aus der Frithiofssage: 1. Frithiofs Abschied, 2. Ingeborgs Klage, 3. König Rings Draga, mit Begleitung des Pianoforte und der Guitarre in Musik gesezt von Fr. Silcher. Tübingen, Laupp.

Es ist auffallend, daß unsere Operndichter und Operncomponisten, die, nach dem häufigen Wiederkehren der alten Sujets zu urtheilen, keinen allzugroßen Ueberfluß an neuen Stoffen haben, noch nicht auf den Gedanken gekommen sind, die alte isländische Frithiofssage zur Oper zu verarbeiten. Die Geschichte ist durch die vielfachen noch täglich sich mehrenden Uebersetzungen der Tegner'schen epischen Behandlung in Deutschland allgemein bekannt, und hat bei den zahlreichen Verehrern der sentimentalen Poesie sich schnell Eingang verschafft. Referent ist der Meinung, daß der reichsten musikalischen Phantasie hier ein weiter Spielraum zu Entfaltung der mannichfachsten Motive offen stünde, der gewaltigsten wie der zartesten, der einfachsten an die hohe Simplicität des Volksgesangs mahnenden, wie derer, in welchen der Componist allen feinsten Zauber seiner Kunst frei walten lassen dürfte.

Dies ist unseres Wissens noch nicht geschehen. In kleineren Partien jedoch wurde die Sage schon mehrfach musikalisch verwendet. Einzelne Lieder aus Tegners Behandlung wurden in Schweden componirt. Aber Alles, was uns von dort aus bekannt geworden, ist zu süßlich, zu weich, dem kräftigen Geiste der alten Sage völlig fremd und modern. Die Lieder, welche Herr Silcher gesezt hat, scheinen wenigstens trotz der südlichen Abkunft des Componisten, weit nordischer als die der Schweden. Wir finden darin vollkommen den Mann wieder, der mit ganz besonderem Talent die Volksweisen der verschiedensten Nationen sich zu eigen zu machen versteht, in ihren Geist eindringt und durch vielfältigste Studien in diesem Gebiete sich den sichersten Takt erworben hat, um jeden nationellen Liederstoff im gehörigen Volkscostüm auftreten zu lassen, so daß, wie uns aus mehrfacher Erfahrung bekannt ist, selbst Eingeborne sie nicht von Originalmelodien zu unterscheiden vermögen.

Die hier gegebenen drei Lieder behandeln drei Hauptsituationen der Sage, wie sie in der Ueberschrift benannt sind. Der Text ist nach der Hellwig'schen Uebersetzung mit wenigen durch die Composition gebotenen Abänderungen. Am Schlusse sind für die der nordischen Heldensage weniger Kundigen die nothwendigsten Erklärungen beigegeben.

Die Begleitung ist, wie wir es von Silcher gewohnt sind, einfach und würdig, keine brillanten Vorspiele und Ausgänge, nichts als der aus dem Schlusse hervorgehende Nachklang. So besonders in der ersten Nummer, einer kräftigen Tenorarie voll nordischen Lebens. Die zweite, Ingeborgs Klage, gehört zum Sehnsüchtigsten, was je gesungen worden. Wie trefflich paßt der $^{9}/_{8}$tels Tact, namentlich zu der schmachtend gedachten Stelle: „Ach wie so gerne da draußen ꝛc.“

Rings Draga, d. i. das Grablied des Königs Ring, wurde von andern Componisten mehr marschartig gefaßt. Hier ist es ein kräftiges Kriegslied, völlig im alten Charakter, in doppeltem $^{4}/_{4}$tel Tact und feierlichem Gange. Das Lied ist abgekürzt, und bloß die Verse beibehalten, welche sich auf Rings Empfang in Walhalla beziehen. Das Ganze bewegt sich, ein echter Skaldengesang, fast choralartig in den stärksten Accorden und Wendungen zum Schluß, der sich ebenso überraschend als natürlich in Dur auflöst.

Taschenbücher auf 1838.

Cornelia.

Die gute Mutter der Gracchen bleibt sich als eine bescheidene Hausfrau immer gleich. Mit ihren Kupfern waren wir nie recht zufrieden; diesmal sind einige bessere dabei. Das Titelkupfer stellt die junge Königin von Griechenland dar. Den Inhalt des Taschenbuchs bilden vier Erzählungen von Adalbert v. Schonen und Blumenhagen, deren Genre als bekannt vorauszusetzen sind, dann Peter Schoiffer, eine wahrscheinlich durch das Guttenbergfest veranlaßte Buchdruckernovelle von J. v. Meerheim und Miß Mally von Julius Schoppe, wahrscheinlich ein Angehöriger der bekannten Amalie Schoppe. Sodann Gedichte von Neuffer, Geib, dem seligen Haug und einem Ungenannten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt
Redigirt von Wolfgang Menzel.

№ 1486. Montag, 15. Juni 1846.

Literatur.

Gedichte von Nikolaus Lenau. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1846.

Lenau ist ein Dichter, der sich nicht nach der Mode richtet, sondern seinen eigenen Weg geht. Er ist ein Dichter, der nicht für die Menge, sondern für sich selbst singt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Beifall haschen, sondern nur seine Seele aussprechen will. Er ist ein Dichter, der nicht nach Ruhm strebt, sondern nur seine Gedanken und Empfindungen in Worte kleiden will. Er ist ein Dichter, der nicht nach Lorbeeren ringt, sondern nur seine Leier stimmt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Kränzen greift, sondern nur seine Saiten berührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Palmen sucht, sondern nur seine Harfe spielt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Siegeszweigen trachtet, sondern nur seine Lyra rührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Ehrenkränzen verlangt, sondern nur seine Laute schlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Lorbeerkränzen strebt, sondern nur seine Saiten anschlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Palmzweigen sucht, sondern nur seine Harfe rührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Siegeskränzen trachtet, sondern nur seine Lyra spielt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Ehrenzweigen verlangt, sondern nur seine Laute berührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Lorbeerzweigen strebt, sondern nur seine Saiten rührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Palmkränzen sucht, sondern nur seine Harfe schlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Siegeszweigen trachtet, sondern nur seine Lyra anschlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Ehrenkränzen verlangt, sondern nur seine Laute spielt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Lorbeerkränzen strebt, sondern nur seine Saiten berührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Palmzweigen sucht, sondern nur seine Harfe rührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Siegeskränzen trachtet, sondern nur seine Lyra schlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Ehrenzweigen verlangt, sondern nur seine Laute anschlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Lorbeerzweigen strebt, sondern nur seine Saiten spielt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Palmkränzen sucht, sondern nur seine Harfe berührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Siegeszweigen trachtet, sondern nur seine Lyra rührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Ehrenkränzen verlangt, sondern nur seine Laute schlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Lorbeerkränzen strebt, sondern nur seine Saiten anschlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Palmzweigen sucht, sondern nur seine Harfe spielt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Siegeskränzen trachtet, sondern nur seine Lyra berührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Ehrenzweigen verlangt, sondern nur seine Laute rührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Lorbeerzweigen strebt, sondern nur seine Saiten schlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Palmkränzen sucht, sondern nur seine Harfe anschlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Siegeszweigen trachtet, sondern nur seine Lyra spielt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Ehrenkränzen verlangt, sondern nur seine Laute berührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Lorbeerkränzen strebt, sondern nur seine Saiten rührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Palmzweigen sucht, sondern nur seine Harfe schlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Siegeskränzen trachtet, sondern nur seine Lyra anschlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Ehrenzweigen verlangt, sondern nur seine Laute spielt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Lorbeerzweigen strebt, sondern nur seine Saiten berührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Palmkränzen sucht, sondern nur seine Harfe rührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Siegeszweigen trachtet, sondern nur seine Lyra schlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Ehrenkränzen verlangt, sondern nur seine Laute anschlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Lorbeerkränzen strebt, sondern nur seine Saiten spielt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Palmzweigen sucht, sondern nur seine Harfe berührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Siegeskränzen trachtet, sondern nur seine Lyra rührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Ehrenzweigen verlangt, sondern nur seine Laute schlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Lorbeerzweigen strebt, sondern nur seine Saiten anschlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Palmkränzen sucht, sondern nur seine Harfe spielt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Siegeszweigen trachtet, sondern nur seine Lyra berührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Ehrenkränzen verlangt, sondern nur seine Laute rührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Lorbeerkränzen strebt, sondern nur seine Saiten schlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Palmzweigen sucht, sondern nur seine Harfe anschlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Siegeskränzen trachtet, sondern nur seine Lyra spielt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Ehrenzweigen verlangt, sondern nur seine Laute berührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Lorbeerzweigen strebt, sondern nur seine Saiten rührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Palmkränzen sucht, sondern nur seine Harfe schlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Siegeszweigen trachtet, sondern nur seine Lyra anschlägt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Ehrenkränzen verlangt, sondern nur seine Laute spielt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Lorbeerkränzen strebt, sondern nur seine Saiten berührt. Er ist ein Dichter, der nicht nach Palmzweig

a) in den Glaubensliedern also beschaffen seyn, daß aus denselbigen der vollständige Glaube der evangelischen Christenheit in seiner biblischen Begründung und in der möglichst allgemeinen und allseitigen Anwendung auf das Leben und die Hoffnungen des Christen hervorleuchtet;

b) in den Liedern der Liebe, des Lobes Gottes, der Danksagung und der übrigen christlichen Empfindungen also, daß das christliche Gefühl darin in seiner wahren, ungekünstelten, allgemein giltigen Tiefe und Innigkeit sich ausdrückt;

c) in den Liedern, welche Lebenspflichten und verschiedene Lebensverhältnisse des Christen behandeln, also, daß die Pflichten auf den evangelischen Glauben gegründet erscheinen, und die Ansicht von den verschiedenen Lebensschicksalen stets mit den lautern Aussprüchen Jesu Christi und seiner Apostel übereinstimmen;

d) in den Liedern des Trostes und der Hoffnung also, daß dieselbigen von nichts Anderm, denn aus der Quelle des wahren und lebendigen Glaubens, wie ihn die Schrift enthält, hergeleitet erscheinen.

Dieser Canon muß bestimmt und gründlich die sämmtliche Liederreihe eines Kirchengesangbuchs durchherrschen, damit nirgends ein Widerspruch oder eine Halbheit entstehe.

B. Was die Form betrifft, so muß das Kirchenlied

1) möglichst die einfache Sprache der Bibel und der Kirche reden, und dadurch sich eben so weit von dem vornehmen Schwung der Ode, als von weichlicher Empfindsamkeit und vom trockenen Lehrton entfernt halten. Es muß daher,

2) unter Zugabe des nöthigen dichterischen Elementes, populär, gemeinfaßlich und einfach seyn; damit das Heilige stets heilig bleibe, aber,

3) würdig, von aller Gemeinheit und Tändelei, wovon die Bibel nichts weiß, wie von einer allzu vertraulichen Sprache mit Gott und Christo, wodurch so viele Heuchelei und niedrige Ansicht vom Heiligen gepflanzt und genährt wurde, durchaus entfernt;

4) besonders aber soll ein echtes Kirchenlied möglichst kurz und körnicht seyn, damit die Gemeinde nicht nur den Umfang der christlichen Wahrheit hier in der präciesten, behältlichsten Form erhalte, sondern auch in der kurzen Zeit des Gottesdienstes etwas Vollständiges, allseitig Anregendes und Befriedigendes zu singen habe. Besonders sollen die Schlußverse, womit der Gottesdienst gewöhnlich beendigt wird, so viel möglich ein Ganzes für sich bilden, wie es überhaupt ein bedeutender Vorzug eines Liedes ist, wenn jeder Vers möglichst in sich abgeschlossen dasteht, und dessen ungeachtet mit dem Ganzen genau zusammenstimmt. — Das christliche Kirchenlied in seiner echten Gestalt ist der dichterische Lapidarstyl des heiligen Geistes, durch welchen die Gemeinde mit Gott redet, und er mit ihr.

Diese Grundsätze sind zu billigen und es ist um so mehr Gewicht darauf zu legen, als die auflösende Tendenz in unirer Literatur und Poesie gewiß bald den Charakter des Kirchenliedes verfälschen würde, wenn man ihn nicht unerbittlich fest hielte. Eine außerordentlich große Menge, zum Theil sehr poetischer Gesänge, namentlich der neuern Zeit, liefern den Beweis, wie weit diese Neigung geht. Der Herausgeber sah sich genöthigt, die Frage aufzuwerfen, wie ein gewissenhafter Sammler theils mit den ältern, langgedehnten, steifen, theils mit den neuern, nicht streng genug evangelischen Liedern zu verfahren habe? Er glaubt nicht, daß man sie ganz aufgeben dürfe, hält es aber für nothwendig und erlaubt, sie zu retouchiren, zu verbessern und abzukürzen ꝛc. „Schon die älteste Geschichte des deutschen Kirchenliedes beweiset es, daß sich die Kirche jederzeit das Recht, geistliche Lieder nach ihrem Bedürfnisse zu verändern, vorbehalten hat. Luther, der gottgeheiligte Kraftmann, ging mit seinem Beispiele voran. Er scheute sich nicht, Gesänge der älteren Kirche theils zu verändern, theils mit neuen Strophen zu vermehren. Niemand hat ihm darüber einen Vorwurf gemacht, weil man wohl fühlte, daß die Fortbildung des Kirchenliedes mit der im Glauben, Liebe und Hoffnung wachsenden Kirche gleichen Schrittes einhergehen müsse. Luther hat die gediegenen Quadern am Fundamente des deutschen Liedertempels gelegt und mit kräftigem Meißel nach dem Bedürfnisse seiner Zeit behauen. Auch seine Liederveränderungen fallen nicht auf; sie sind im Strome der Zeit mit dem älteren Kirchengesange lebendig zusammengeflossen, bilden mit diesem ein die uralte Zeit mit der unserigen vermählendes Ganze, und haben unendlichen Segen über unsere Kirche verbreitet. Das Gleiche thaten im Jahre 1647 die würdigen Bearbeiter des hannöverschen Gesangbuches, Dr. Justus Gesenius und David Denicke, die in vielen älteren Kernliedern vorkommene Ausdrücke mit faßlicheren, wenn auch nicht immer glücklich, vertauschten. Nach ihnen traten im Jahre 1698 die mir unbekannten Herausgeber des großen Leipziger Gesangbuches (acht dicke Bände mit vielleicht achttausend Liedern) auf, und boten viele ältere Lieder, zum Theil ersten Rangs, die ihnen formell mißlungen schienen, in wohlbedachter, zum Theil trefflicher Ueberarbeitung dar, — ein Buch, das mir bei meiner Sammlung mehrfache Dienste geleistet hat. — Ebenso finden sich in mehreren älteren Gesangbüchern veränderte Kernlieder, z. B. das Nicolaische: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern," das mir bei all seiner veralteten Form doch das herrlichste, süßeste von allen deutschen Liedern, und in ihrer Reihe dasselbe zu seyn

Digitized by Google

scheint, was das 17te Capitel Johannis unter den Schriftcapiteln ist. Die Sammler suchten solchen Gesängen nirgends im Sinne weh zu thun, aber sie bei der erwachten Sprachbildung dem Volke zugänglicher zu machen. Neuerlich findet sich in den besten Gesangbüchern unserer Zeit, unter welchen die beiden von Dr. Pauli in Lübeck und von Rudolph Stier, Pfarrer in Frankleben, herausgegebenen die gediegensten seyn dürften, gleichfalls das sichtbare, nur aus Liebe zur Kirche geflossene Bestreben, die älteren Lieder mit aller Pietät gegen die frommen Sangmeister des Alterthums genießbarer zu machen, und den mißlungenen Ausdrücken bessere im Geiste jener Lieder unterzulegen. — Solche Vorgänge, im Vereine mit den gleichstimmigen Urtheilen vieler erleuchteten Christen, beweisen es kräftig, daß die älteren Lieder mehrfach einer Aenderung bedürfen, um für die neuere Kirche wieder brauchbar zu seyn. — Der vortreffliche Dr. Joh. Friedr. v. Meyer in Frankfurt sagt irgendwo: „Manche ältere Liederdichter würden es ihren spätern Verbesserern, die mit poetischem Geschmack und evangelischem Sinn ihre Gesänge überarbeitet haben, Dank wissen, daß ihre Grundabsicht, der Kirche Christi möglich lange Zeit zu nützen, von ihnen durch Hinzufügung weiterer Gaben erfüllt sey.“ Nachdem der Herausgeber auf diese Weise das Abändern überhaupt gerechtfertigt hat, entwickelt er weiter die Grundsätze, die dabei einzuhalten sind. Es versteht sich von selbst, daß das Gepräge der Zeiten, die ehrwürdige alte Kernsprache nicht verwischt werden soll, um einer modernen faden Uniformität Platz zu machen ꝛc. Nur was ganz unverständlich oder gar lächerlich geworden, muß abgeändert werden. Daß die alten weitschichtigen Lieder häufig beschnitten werden müssen und durch Kürze erst Würze erhalten; daß oft durch Weglassung oder Hinzufügung eines Verses oder auch nur Wortes der Sinn viel schöner, das ganze Gedicht klarer wird; daß sogar Versetzungen von Versen nicht bloß in einem Liede, sondern aus einem in ein verwandtes von großer Wirkung sind, das alles ist gewiß. Auch müssen wir dem Herausgeber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er diese Grundsätze mit der größten Gewissenhaftigkeit gehandhabt hat, daß ihn der edelste Enthusiasmus und das Bewußtseyn einer heiligen Pflicht leitete, und daß er die Integrität alter und fremder Gedichte gewiß nur in den seltensten Fällen auf eine Weise angetastet hat, die eine Controverse veranlassen könnte, während in hundert Fällen jeder Leser der Verbesserung zustimmen muß. Gleichwohl wünschten wir, daß das, was Herr Knapp zur Rechfertigung seiner glücklichen Kühnheit sagen mußte, ja nicht früher oder später einmal von literarischen Handlangern und Speculanten benuzt werden möge, um die Freiheit, die nur ein so würdiger, als Geistlicher wie als Dichter gleich geachteter Sammler, sich herausnehmen durfte, ihrerseits zu mißbrauchen. Die Linie ist haarscharf gezogen.

Hören wir noch, wie er die geistlichen Dichter charakterisirt: „Die echte Poesie ist der zeitliche Widerhall der ewigen Wahrheit und Freude, das helle Festgewand einer Seele, die sich ihres Daseyns freuet in dem lebendigen Gott. Das Christenthum aber ist der ewige Lebensfrühling der Menschheit, noch herrlicher in Blüthe und Frucht, als die Gewächse tropischer Länder, die oft zugleich Knospen, Blüthen und Früchte tragen. In diesem, den Augen der Welt verborgenen Frühlinge singen die christlichen Dichter gleich den verschiedenen Vögeln, die durch den Himmel fliegen oder zwischen grünenden Zweigen sitzen. Ihr Ton ist sehr verschiedenartig. Wenn ein Rist und Schmolke stets wieder seinen etwas einförmigen, aber doch frischen, herzerquicklichen Finkenschlag anstimmt, so rauscht über ihm Luther, Klopstock und Lehmus mit starken Adlersfittigen dahin, deren Schwung öfters so erhebend ist, wie eine Melodie. Wenn Neumeister und Liebich sich wie Hänflinge auf den Aesten der Buche wiegen, schweben Dach, Gerhard und Richter wie hellsingende Lerchen fröhlich in golddurchschimmerten Lüften dahin. Unter dunkleren Kronen schlägt die Drossel in Johann Franks, Arnolds und Bengels Gesang, — über die Wälder hinweg streift Zinzendorfs und Lavaters freudiger, elastischer Flügel mit andern Sängern, — indeß Hiller auf der wehenden Linde mit dem Distelvogel sein unermüdliches, hellsilbernes Lied singt, der edle Gellert mit dem Emmerling auf dem Wipfel der Birke tirelirt, und tief drunten in schattigen Büschen das unnachahmliche Lied heiliger Sehnsucht aus den Nachtigallkehlen eines Angelus und Tersteegen ertönt. All diese verschiedenartigen Stimmen aber bilden doch Ein Concert; sie quellen aus dem Urgrund der ewigen Liebe, und haben, jegliche nach dem Maaße der Gabe Christi, ihren Werth darum, weil der Schöpfer selbst in ihnen singt, und weil die mannichfaltige Weisheit und Herrlichkeit des Herrn, die in der stummen Gebirgsmajestät und im Rauschen des Aehrengefildes sich nur wortlos verkündigt, hier aus Lippen von Menschen spricht, welche der Finger Christi berührt, und mit der feurigen Kohle seines Kreuzesaltars und mit den Flammen des Pfingstfestes zur freudigen Predigt der Großthaten Gottes geheiligt hat.“

Dem Anhang folgt ein Verzeichniß der Dichter mit kurzer Biographie und Kritik und ein Melodien-Register.

Literargeschichte.

Bibliopolisches Jahrbuch für 1837. 2ter Jahrgang. Leipzig, J. J. Weber.

Vorn das Porträt des verstorbenen Tauchnitz. Dann

Digitized by Google

1) Verordnung über Verwaltung der Preßpolizei in Sachsen, 2) ein Blick (leider noch kein befriedigender) auf die deutsche Gesetzgebung über den Nachdruck, 3) Bruchstücke aus dem Tagebuch eines Buchdruckers. Darunter folgende sehr beherzigenswerthe Klage: „Das unmäßige Drängen zum Buchhändlerstande ruft zunächst eine unmäßige Concurrenz unter den Buchhändlern selbst hervor. Wahr ist es: Concurrenz hat viel für sich; sie rüttelt den Trägen aus schlaffem Dahinträumen auf, und treibt den rüstigen Arbeiter zu immer ruhmvollerem Streben an, weßhalb der Gewerbefreiheit allerdings das Wort geredet werden kann. Aber dieselbe Gewerbefreiheit, dieselbe Concurrenz schwillt zu einem reißenden Strome an, welcher Tod und Verwüstung um sich her verbreitet, wenn sein breites Bett nicht weise eingedämmt wird. Wer wollte es läugnen, daß viele, noch nicht genug überwachte Gewerbe bereits die Vorboten solches Verderbens gezeigt haben, daß namentlich der Erwerb des Bücherverlegens schon zu einer wahren Sündfluth angewachsen ist? — Man kann dreist behaupten: die Hälfte unserer neuesten Literatur besteht aus Schriften, die schon vorher besser, oder doch wenigstens eben so gut vorhanden waren, mithin leztere bloß des Gewinnes willen zu verdrängen suchen, obgleich sie dem allgemeinen Wohle, der allgemeinen Kultur nicht den geringsten Nutzen bringen. Warum werden z. B., da wir 10 bis 12 vortreffliche und wohlfeile Lesebücher für die niederen Volksschulen haben, warum werden hunderte gedruckt, von denen immer das eine an dem anderen etwas auszusetzen hat, und sich für unentbehrlich ausschreit?! — In der That, wenn man es mit diesem außerordentlichen Ueberflusse an Büchern am Ende nicht so macht, wie es die holländischen Kaufleute bereits mehrere Male mit ihrem überflüssigen Vorrathe an Gewürzen gemacht haben, um dieselben im Ansehen und im Preise zu erhalten, d. h. ihn öffentlich und feierlich verbrennt — hernach aber geeignete Maßregeln triffe, um das Eintreten eines abermaligen Ueberflusses zu verhindern: wenn dieses nicht geschieht, so ist schwer abzusehen, wie eine gänzliche Anarchie in der Literatur abgewendet werden könne.“ Der Verfasser, G. Fröbel, sezt sofort die Nachtheile auseinander, die das Vieldrucken zum geringsten Preise auch für den Stand der Buchdrucker habe. Unter diesen Bruchstücken findet sich auch eine genaue Anweisung, welche Zeichen bei Correcturen anzuwenden seyen, was noch immer manchem Autor zu wissen nöthig ist, so wie überhaupt diese Fröbelschen Bruchstücke in Bezug auf Buchdruckerei sehr belehrend und unterhaltend sind. Dann folgt ein Buchhändler-Nekrolog.

Ferner eine Geographie und Statistik aller mit Leipzig in Bezug auf Buch-, Kunst- und Musikalienhandel in Verbindung stehenden Städte und die Städte, in welchen sich Buchhandlungen befinden, nach den Staaten geordnet. Zwei sehr interessante Uebersichten, denen nichts fehlt, als die Summirung der Zahlen. Wir haben uns die Mühe nicht nehmen wollen, zusammenzuzählen; doch ist das statistische Verzeichniß der Buchhandlungen, die mit Leipzig in Verbindung stehn, 178 Seiten stark. Wir haben vorlängst die Meinung ausgesprochen, daß die Bücherfabrikation unnatürlich übertrieben worden ist, und daß der Fluth naturnothwendig wieder die Ebbe folgen muß, wenn wir gleich zugeben, daß die Unnatur noch geraume Zeit durch besondere Umstände gepflegt und erhalten werden kann. Es ist nicht zu läugnen, daß die Lektüre in einem großen Theile der civilisirten Welt noch immer ein Surrogat für das öffentliche Leben ist, daß man insofern, gleichsam auf einem Schiff eingesperrt und auf einer langen Seereise befindlich, ungeheuer viel und ohne viel Kritik liest. Es ist ferner nicht zu läugnen, daß sich das Fabrikinteresse auch bereits der Kritik bemächtigt hat, und daß Verleger und Autoren in öffentlichen Empfehlungen mit Glück und Erfolg wetteifern, die Mittelmäßigkeit zum Gesetz zu machen. Hieraus folgt, daß die Fabrikation schlechter Bücher, wenn sie nur einen Anstrich von Modegeschmack haben, noch nicht so bald die Berechnung täuschen wird.

Wahrscheinlich wird der Unfug von selbst aufhören, wenn irgend einmal das öffentliche Leben mehr Schwung gewinnt und ein ernsterer und stolzerer Geist sich unsrer Nation bemächtigt. Bis dahin hoffe man ja nicht, der lüderlichen Schriftstellerei ein Ende machen zu können. In England ist ein öffentlicher Geist, deßhalb sind solche Literaturgemeinheiten, wie sie unter uns sich unaufhörlich neu gebären, ganz unmöglich.

Das bibliopolische Jahrbuch enthält ferner noch eine Uebersicht der deutschen politischen Zeitungen und Lokalblätter (361 an der Zahl), und ein Verzeichniß der jezt erscheinenden Zeitschriften aus allen Fächern, zusammen 407, darunter 64 theologische (39 protestantische, 25 katholische), 20 pädagogische, 4 philologische, 21 philosophische und allgemein gelehrte Literaturzeitungen, 20 juristische, 17 staatskundliche und kammeralistische, 10 medicinische, 3 thierarzneiwissenschaftliche, 9 naturwissenschaftliche, 9 chemische und pharmaceutische, 14 geographische und historische, 44 forst- und landwirthschaftliche, 19 technologische, 9 mathematisch und militärische, 16 für Handel, Bergwesen und Münzkunde, 50 schönwissenschaftliche, 4 für Theater, 36 gemeinnützige und vermischten Inhalts, 8 musikalische. Politische und nichtpolitische Journale zusammen gibt es also in Deutschland 868.

Am Schluß noch ein Verzeichniß der Freimaurerlogen und der Bäder Deutschlands.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt
Redigirt von Wolfgang Menzel.
Nr. 1.11. Stuttgart, 14. März. 1835.

Neue Bücher.

Die Geschichte der Deutschen. Von Johannes Voigt. Erster Band. Mit einer Karte. Halle, Gebauer. 1835. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn der Verfasser dieses Buches, wie er in der Vorrede sagt, sich vorgenommen hat, die Geschichte der Deutschen für Deutsche zu schreiben, so hat er sich eine Aufgabe gestellt, die nicht leicht ist, und die, wenn sie gelöst werden soll, eine Menge Eigenschaften voraussetzt, die nicht leicht in einem Manne vereinigt sind. Er muß ein Deutscher sein, und zwar ein Deutscher, der sich mit Liebe in die Geschichte seines Volkes vertieft hat, der sich mit Begeisterung für dasselbe in seine Vergangenheit versenkt hat, der sich mit Stolz auf seine Thaten und mit Schmerz auf seine Leiden zurückerinnert hat, der sich mit Freude an seinen Tugenden und mit Unwillen an seinen Fehlern gespiegelt hat, der sich mit Hoffnung in seine Zukunft hinausgeträumt hat, der sich mit Ernst und Eifer in seine Gegenwart hineingearbeitet hat, der sich mit Ehrfurcht vor seinen Heiligthümern gebeugt hat, der sich mit Muth für seine Rechte gewaffnet hat, der sich mit Kraft für seine Freiheit gerüstet hat, der sich mit Liebe für seine Einheit begeistert hat, der sich mit Hingebung für seine Ehre aufgeopfert hat, der sich mit Treue für seine Ruhe gesorgt hat, der sich mit Weisheit für seine Ordnung gemüht hat, der sich mit Gerechtigkeit für seine Gesetze gestritten hat, der sich mit Milde für seine Sitten gewendet hat, der sich mit Ernst für seine Religion gerüstet hat, der sich mit Demuth für seine Kirche gebeugt hat, der sich mit Andacht für seine Gottesdienste gesammelt hat, der sich mit Glauben für seine Hoffnungen gestärkt hat, der sich mit Liebe für seine Brüder gewendet hat, der sich mit Sanftmuth für seine Feinde gewappnet hat, der sich mit Geduld für seine Leiden gerüstet hat, der sich mit Ergebung für seine Strafen gebeugt hat, der sich mit Vertrauen für seine Prüfungen gestärkt hat, der sich mit Demuth für seine Sünden gebeugt hat, der sich mit Reue für seine Fehler gebeugt hat, der sich mit Besserung für seine Zukunft gerüstet hat, der sich mit Hoffnung für seine Auferstehung gestärkt hat, der sich mit Glauben für seine Seligkeit gestärkt hat, der sich mit Liebe für seine Ewigkeit gestärkt hat, der sich mit Ehrfurcht für seine Unsterblichkeit gestärkt hat, der sich mit Demuth

Urtheil der Weltgeſchichte unterliegt, ſind ſo allgemein bekannt und unbezweifelt, daß ſie durch die ſorgfältigſte Specialunterſuchung nicht anders werden. Doch wir wollen uns über dieſen Gegenſtand ausführlicher aus Anlaß des folgenden Werkes ausſprechen.

2) Chriſtina, Königin von Schweden, und ihr Hof, von W. H. Grauert, Prof. der königl. Akademie zu Münſter. Erſter Band. Bonn, Weber, 1837.

Eine mit außerordentlicher Gründlichkeit und Vorſicht angelegte Biographie. Der gelehrte Verfaſſer bemerkt mit Recht, daß über wenige hiſtoriſche Charaktere ſo verſchiedene Urtheile gefällt worden ſind, als über die ſchwediſche Chriſtine, und daß hier die hiſtoriſche Kritik eine nicht ganz leichte Aufgabe zu löſen hat. „Die Königin hatte durch ihre Regierung einen ſo großen Namen erlangt, und durch auffallende Handlungen, namentlich die Thronentſagung und den Uebertritt zur katholiſchen Kirche, ihren Ruf ſo weit verbreitet, daß ſchon während ihres Lebens und bald nach ihrer Abdankung viele Schriften über ſie erſchienen. Allein die Verfaſſer derſelben waren Leute, die weder ihr ſelbſt ſo nahe geſtanden, noch auch in dem ſchwediſchen Staate eine ſolche Stelle bekleidet hatten, daß ſie beglaubigte Aufſchlüſſe dadurch gewinnen konnten: es waren meiſt Franzoſen (die in andern Sprachen erſchienenen Schriften ſind Ueberſetzungen oder Compilationen davon), die entweder an ihrem Hofe ſich eine Zeitlang aufgehalten, oder nur von Andern, die dort geweſen, durch Hörenſagen Einiges erfahren hatten: bei der großen Selbſtſtändigkeit Chriſtina's in der Regierung, und bei der außerordentlichen Heimlichkeit der ſchwediſchen Diplomaten war es ihnen daher nicht möglich, in das Innere der Begebenheiten einzudringen, oder dieſe auch nur vollſtändig und glaubwürdig zu erkennen; ſie hörten nur von einigen Ereigniſſen und Intriguen am Hofe, und von den äußerlichen Vorgängen, und ſtellten, je nach Neigung oder Abneigung, in ihrer individuellen Anſicht günſtig oder ungünſtig dar, woher ſie einander aufs Höchſte widerſprachen; Documente hatten ſie Alle nicht, einige wenige bereits öffentlich bekannt gemachte Briefe Chriſtina's ausgenommen. Von Abneigung gegen die Königin aber waren Viele eingenommen, die Proteſtanten durch ihren Uebertritt zum Katholicismus, einen ſo erbitterten Contraſt gegen Guſtav Adolfs Beſtrebungen; die Franzoſen durch ihre in den lezten Jahren ſo hervortretende Hinneigung zu dem verhaßten und fortwährend bekriegten Spanien; die Gelehrten durch ihre eine Zeitlang vorwaltende Vernachläſſigung der Studien; viele leichtfertige und charakterloſe Menſchen, meiſt Franzoſen, die bis dahin Gnadenbezeugungen von ihr erhalten oder gehofft hatten, dadurch, daß ſie durch ihre Abdankung dieſe goldenen Ausſichten verloren; überhaupt aber wird, wer den äußern Glanz abgelegt, viel ſtrenger und härter beurtheilt, von Neid und Haß viel bitterer verfolgt, als wer nie damit umgeben war. Dazu geſellte ſich die franzöſiſche Frivolität und Unverſchämtheit der damaligen Zeit, die das größte Vergnügen daran fand, das Trefflichſte in den Staub zu treten, überall nach Anekdoten und Frappantem haſchte, und die eigene Sittenverderbniß bei irgend einem Anſchein auch Andern mit größter Keckheit unterſchob. Demnach verdient dieſe Klaſſe von Schriften ſo gut wie gar keinen Glauben, und Benutzung nur bei Beſtätigung anderer gewichtiger Zeugniſſe. Die ausführlichſte derſelben iſt das „Leben der weltberühmten Königin Chriſtina von Schweden“ (Leipzig 1705); indeß über ihre Jugend und Regierung liefert dieſe ſehr Wenig, und dies meiſt aus den Memoiren Chanut's, aber entſtellt; die umſtändlichſten Nachrichten betreffen ihr Privatleben, weßhalb wir das Nähere darüber für den zweiten Theil vorbehalten. So wie dieſe Schriften ſie meiſt auf verläumderiſche Weiſe verunglimpfen, ſo ſtellt Galeazzo Gualdo ſie zu ſehr von der glänzenden Seite dar: er gibt indeß nur eine Charakteriſtik von ihr, eine ausführliche Erzählung von ihren Reiſen gleich nach der Thronentſagung, und eine ſehr genaue Darſtellung von ihrem Uebertritte zur katholiſchen Religion: er war in ihren Dienſten und Gunſten, und ſein Urtheil daher keineswegs unbefangen; aber in den beiden genannten Hauptpartien iſt er die vorzüglichſte Quelle. — Noch bei ihren Lebzeiten erſchienen einige andere für ihre Biographie wichtige Quellen: zuerſt die Mémoires de ce qui s'est passé en Suède et aux provinces voisines depuis l'année 1645 jusques en l'année 1655..... Tirez des Depeches de Monsieur Chanut Ambassadeur pour le Roy en Suède. Par P. Linage de Vauciennes. Man hat in neuerer Zeit auf die Berichte fremder Geſandten an den Höfen als auf eine ſehr bedeutende Quelle der Geſchichte aufmerkſam gemacht, und das mit vollem Rechte. Indeß bedarf es auch nicht des Beweiſes, daß dieſe Berichte immer mit großer Vorſicht und einigem Mißtrauen zu benutzen ſind, da von der Individualität der Verfaſſer und den politiſchen und perſönlichen Verhältniſſen ſo ſehr viel abhängt. Die ſogenannten Memoiren Chanut's hat man durchgehends als eine unbedingte Autorität betrachtet und jede Angabe derſelben als hiſtoriſch ſicher aufgenommen: der Name jenes ausgezeichneten Miniſters, die große oft ins kleinſte Detail gehende Reichhaltigkeit dieſer Memoiren, und die in manchen Partien wirklich genaue Kenntniß von den äußern und innern Ereigniſſen Schwedens, bei dem großen Mangel anderer inhaltsreicher Quellen, hat hiezu

Digitized by Google

verleitet. Allein wir glauben nachgewieſen und durch viele Belege dargethan zu haben, daß beſonders die zweite Hälfte derſelben nichts weniger als unbedingten Glauben verdient, vielmehr manche Irrthümer und viele unrichtige, auf bloßen Gerüchten und Klatſchereien beruhende Angaben enthält, und in einem gegen Chriſtina feindſeligen Geiſte geſchrieben iſt, der hauptſächlich davon herrührt, daß ſie von Frankreich ſich damals mehr zurückzog und zu Spanien hinneigte, und den franzöſiſchen Reſidenten Picques ihrer Gunſt nicht ſonderlich würdigte; daß ferner dieſer Theil der Berichte nicht Chanut ſelbſt, der aus Schweden entfernt war, ſondern jenem ſeinem Stellvertreter angehört, und daß der franzöſiſche Hof, womit Chriſtina damals in ſehr geſpannten Verhältniſſen ſtand, dieſelben herausgeben ließ, um ſie empfindlich zu kränken. Die Memoiren enthalten aber überdies nicht einmal die Geſandtſchaftsberichte in urſprünglicher Geſtalt, ſondern ſehr verſtümmelt und verfälſcht. Dafür genügt ſchon das Zeugniß des in alle dieſe diplomatiſchen Angelegenheiten völlig eingeweihten Zeitgenoſſen Wicquefort. — Ein Werk von ganz anderm Charakter iſt Pufendorfs Geſchichte von Schweden ſeit Guſtav Adolfs Zuge nach Deutſchland bis zu Chriſtinas Thronentſagung, ausgezeichnet durch große Klarheit, Beſonnenheit und antike Darſtellung; es enthält die äußern Begebenheiten, beſonders die des Krieges, in großer Reichhaltigkeit, berückſichtigt aber die innere Geſchichte und die hier ſo wichtigen perſönlichen Verhältniſſe ſehr wenig. — Außer den auf die allgemeine Geſchichte Schwedens bezüglichen Werken ſind dies die Quellen und Hülfsmittel für die Biographie der Königin Chriſtina, welche erſchienen, ehe Arckenholtz mit ſeinen Mémoires concernant Christine Reine de Suède etc. auftrat; ſie waren um ſo wichtiger, je dürftiger und ungenügender jene ſind. Denn er hat zuerſt eine große Anzahl von Briefen und Schriften Chriſtina's und andern auf ihre Geſchichte bezüglichen Urkunden geſammelt, theils aus den ſchwediſchen Archiven, theils von ſchwediſchen und andern bedeutenden Perſonen, theils auf ſeinen Reiſen, und namentlich in Rom; er hat ferner mit außerordentlicher Beleſenheit aus ſehr vielen gedruckten und ungedruckten Werken wichtige Notizen gezogen, welche ſowohl ihre perſönliche Geſchichte als die ihrer Zeit aufklären, und hiedurch eine höchſt reichhaltige Materialienſammlung geliefert, die wegen des wörtlichen Abdrucks der Originalpapiere und Documente immer die Grundlage für Chriſtina's Lebensbeſchreibung bleiben wird. So wichtig ſie aber in dieſer Hinſicht iſt, eben ſo weit entfernt iſt ſie von einer wirklichen Biographie; in den beiden erſten Bänden iſt freilich eine Art chronologiſcher Ordnung beobachtet, aber nur ſehr im Allgemeinen; die Materialien für das Einzelne ſind an hundert Stellen zerſtreut, oft ſehr verſteckt, und liegen kraus und bunt durcheinander; daher häufige Wiederholungen und Widerſprechungen; die Nachträge in den beiden lezten Bänden enthalten zum Theil gerade das Bedeutendſte. — Seit Arckenholtz haben noch einige Schriften wichtige Materialien mitgetheilt, darunter zunächſt das Tagebuch des engliſchen Geſandten Whitelocke: er war ein Mann von Verſtand, Kenntniſſen und ganz einfachem und biederm Charakter; ſeine Nachrichten ſind ſehr authentiſch und reichhaltig, ſeine Darſtellung höchſt einfach und ungeſchmückt, und durch das offenbare Gepräge der Wahrheit ausgezeichnet, was um ſo wichtiger iſt, da ſeine Angaben mit den Chanutſchen bedeutend contraſtiren; übrigens iſt das Buch etwas weitläufig, und mit vielen ganz gleichgültigen Dingen angefüllt. Viele wichtige Documente ferner ſind im Original abgedruckt in Adlerſparre's Historiska Samlingar: ſie ſind an den einzelnen Stellen näher bezeichnet, ſo wie auch andere Specialſchriften angegeben. Die Lettres choisies de Christine und die Lettres secrètes de Chr. enthalten dagegen nichts als einen Theil der bei Arckenholtz befindlichen Briefe, und überdies ſo entſtellt und verfälſcht, daß ſie nicht zu gebrauchen ſind. — Neuere Biographien der Königin gibt es ſehr wenige; und dieſe ſind alle nur Auszüge aus Arckenholtz, ohne eigene Forſchung und weiter geführte Benutzung der Quellen, die denn auch gar nicht oder nur ganz allgemein angegeben ſind, ſehr kurz und ungenügend. Dahin gehört die von Lacombe, eine kurze und wohlgeſchriebene Ueberſicht; ferner die von Schröckh, mit großer Klarheit Verſtand, ſehr überſichtlich und intereſſant geſchrieben, übrigens ohne ſelbſtſtändige Forſchung und neue Reſultate, und ſehr kurz: viele wichtige Einzelheiten ſind übergangen, die innern Verhältniſſe und das Tiefere weniger aufgefaßt, die Geſchichte des Staates, auch inſofern ſie die Königin berührt, im Innern und Aeußern nur wenig berückſichtigt; überhaupt iſt die in der Vorrede ausgeſprochene Tendenz, wonach dieſe allgemeine Biographie für Freunde der Geſchichte beſtimmt iſt, treu durchgeführt. In derſelben Weiſe hat Catteau-Calleville einen recht gut geſchriebenen und mit Verſtand bearbeiteten Auezug aus Arckenholtz geliefert."

Somit rechtfertigt der Verfaſſer ſeine neue Arbeit. Er ſpricht in der Einleitung ſchließlich noch ſeinen Tadel über die Verunglimpfungen aus, die ſeiner Heldin noch in jüngſter Zeit von Seiten deutſcher Geſchichtforſcher, z. B. des Herrn von Raumer, hat erfahren müſſen. Seiner Anſicht nach fließen dieſe Verunglimpfungen urſprünglich theils aus der trüben Quelle franzöſiſcher Klatſcherei, die überall Skandal und Unſittlichkeit hineintrugen, wo keine war; theils aus dem beleidigten Stolze der Proteſtanten und aus dem noch nicht ganz erloſchenen Religionshaß der Partei, welche ſie verlaſſen.

Digitized by Google

Wir geben dies zu, glauben aber, der Verfasser selbst ist mit aller Besonnenheit doch etwas ins andre Extrem gerathen. Es wird immer schwer seyn, hier die Grenzlinie zu zeichnen. Auch wir maßen uns dies nicht an. Wir sind Protestant, wir halten als solcher den Abfall der Königin Christine für eine weibliche Bizarrerie und Originalitätssucht, die in ihrer Lage mehr als eine gewöhnliche Schwäche und Eitelkeit des Geschlechts, nämlich ein wahrer Verrath am Andenken ihres großen Vaters und eine Frivolität war, die man am allerwenigsten auf einem Throne begehn soll. Daß ein Katholik die Sache anders ansieht, dagegen haben wir nichts. Der Abfall wird aber immer der Hauptpunkt des Streites bleiben. In allen andern Punkten können protestantische und katholische Geschichtschreiber wohl einig werden, Christinens große Vorzüge und auch ihre Schwächen gleich unbefangen anerkennen. Nur das Endurtheil wird, wegen jenes Abfalles, immer ein verschiedenes seyn bei Protestanten und Katholiken.

Von diesem Differenzpunkt abgesehn, der nur die Beurtheilung, nicht die Darstellung der Thatsachen betrifft, ist das vorliegende Werk ein Muster von genauer, durchsichtig klarer Darstellung aller Einzelheiten im Leben und in der Regierung der Christine. Ihre Person, ihre Studien, Vergnügungen, die ganze Einrichtung ihres Hofes wird eben so ausführlich beschrieben, wie der Gang der Politik, und nicht selten wird die Darstellung durch diese Genauigkeit zum Bilde, so daß das Auge in ihre Gemächer hineinzuschauen glaubt. Christinens Person wird also geschildert. „Um schließlich ein Bild von ihrem Aeußern zu geben, so entsprach dies auffallend ihrem geistigen Wesen. Sie war von weniger als mittlerer Größe, kräftig gebaut, die eine Schulter etwas hervorstehend, was aber Kleidung und Haltung fast verdeckten; der Kopf war schön, die Stirne hoch, die Nase groß und gebogen, aber wohlgebildet, die Augen azurblau und so feurig glänzend, daß man ihren Blick nicht leicht ertragen konnte, vorzüglich, wenn sie erzürnt war; der Mund schön gebildet; eine zarte schneeweiße Haut, und blondes Haar erhöhten die echtgermanische Schönheit; die Gesichtszüge anmuthig und reizend, doch mit dem Ausdrucke des Ernstes und Nachdenkens und der Majestät, daß man sie sogleich als Königin erkannte; nach den verschiedenen Bewegungen ihres Gemüthes wechselte oft plötzlich der Ausdruck ihres Antlitzes, so daß sie von einem Augenblicke zum andern nicht mehr kenntlich war, behielt indeß immer etwas Heiteres, Angenehmes und Würdevolles; bei Aufwallungen des Unwillens aber flößte es, ohne entstellt zu werden, Schrecken ein; ebenso war der Ton ihrer Stimme gewöhnlich sehr sanft und vollkommen weiblich; wurde aber plötzlich, ohne Affectation oder sichtbare Ursache, viel stärker und kräftiger, als ihrem Geschlechte eigen ist, und sank dann allmählich zum natürlichen Maße zurück. Dies und ihr rascher männlicher Gang, ihr lautes Reden und Lachen, und die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen lenkten sogleich Aller Augen auf sie und machte großen Eindruck; doch fand man beim ersten Anblicke nicht so viel Wunderbares an ihr, als wenn man sie mit Muße betrachtete. Wegen des häufigen Wechsels in ihrem Antlitze war es schwer, sie zu malen, und daher ihre meisten Bildnisse trügerisch."

Die nähere Bekanntschaft mit dieser originellen Persönlichkeit versöhnt in vieler Beziehung mit dem politischen Charakter, den wir keiner Frau auf dem Thron empfehlen möchten, sofern auch gekrönte Frauen (wie Männer) nur durch Stetigkeit, nicht durch Wechseln, und nur durch festes inniges Verwachsen mit ihrem Volk, nicht durch leichtsinniges Ausscheiden von demselben sich die Achtung der Jahrhunderte erringen können.

3) Geschichte Karl (s) des Zwölften, Königs von Schweden, vom Rittmeister Knut af Lundblad. Nach dem schwedischen Original frei übers. von Cap. v. Jenssen. Erster Band. Hamburg, Fr. Perthes, 1835.

Das alte große Hauptwerk von Nordberg, welches die Haupt- und Staatsactionen zusammengetragen, und die bekannte, aber sehr gut geschriebene Geschichte Karls von Voltaire, die vorzüglich das poetische Interesse ausgebeutet hat, lassen in der That noch Manches zu wünschen übrig, was vom Standpunkt neuerer Geschichtsforschung aus verlangt werden muß. Vieles ist übrigens in andern Geschichtswerken über Skandinavien, Deutschland, Polen und Rußland schon geleistet worden, und insbesondere für Aufhellung der diplomatischen Intriguen und geheimen politischen Motive der Cabinette zu Ende des 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, die in unmittelbarer Verbindung mit der Wirksamkeit Karls XII. standen.

Der Vers. des vorliegenden Werks ist Soldat und auch wenn er dies nicht wäre, hätte er im Leben Karls XII., der durch und durch Soldat war, das kriegerische Element vorzugsweise hervorheben müssen. Der erste Theil reicht bis zum Jahr 1708, umfaßt also, außer dem kurzen dänischen, den langen polnischen Krieg, über den unlängst auch die Schulenburgischen Denkwürdigkeiten mehr Aufschluß gegeben haben. Der Blick orientirt sich etwas schwer in diesen Feldzügen, die wahre Kreuz- und Querzüge waren. Der junge Held steht aber höchst originell den diplomatischen Intriguen seiner Gegner gegenüber. Inzwischen entwickelt sich dieser originelle Charakter und sein tragisches Schicksal erst im zweiten Theile mit dem Einmarsch Karls in die russischen Steppen und der Schlacht bei Pultawa. Die Leser dieses ersten Bandes haben sich daher zu beklagen, daß der zweite noch nicht erschienen ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt
Beilage zu der Berliner Börsen-Zeitung.
Nr. 1[illegible] 1[illegible]

Neue Bücher.

Bibliographie der Deutschen Zeitschriften-Literatur mit Einschluß der Sammelwerke. Herausgegeben von Otto Heinsius. Jahrgang 1896. Erster Band. Leipzig, Otto Heinsius. 1897. 4°. 1[illegible] S.

Das Werk, das uns hier vorliegt, ist ein Unternehmen, das sich in jeder Beziehung als ein Bedürfniß erweist. Es ist ein Nachschlagebuch, das jeder Gelehrte, jeder Schriftsteller, jeder Journalist, jeder Bibliothekar, jeder Buchhändler, jeder Antiquar, jeder Leihbibliothekar, jeder Lesezirkelinhaber, jeder Redakteur, jeder Verleger, jeder Buchdrucker, jeder Buchbinder, jeder Papierhändler, jeder Papierfabrikant, jeder Setzer, jeder Korrektor, jeder Lehrer, jeder Schüler, jeder Student, jeder Beamte, jeder Offizier, jeder Soldat, jeder Arzt, jeder Apotheker, jeder Advokat, jeder Notar, jeder Richter, jeder Pfarrer, jeder Kandidat, jeder Kaufmann, jeder Fabrikant, jeder Handwerker, jeder Landwirth, jeder Gärtner, jeder Bergmann, jeder Hüttenmann, jeder Ingenieur, jeder Architekt, jeder Maler, jeder Bildhauer, jeder Musiker, jeder Schauspieler, jeder Sänger, jeder Tänzer, jeder Turner, jeder Fechter, jeder Schwimmer, jeder Radfahrer, jeder Reiter, jeder Jäger, jeder Schütze, jeder Angler, jeder Kegler, jeder Skatspieler, jeder Briefmarkensammler, jeder Photograph, jeder Kunstfreund, jeder Naturfreund, jeder Reisende, jeder Hausfrau, jeder Kinderfrau, jeder Köchin, jeder Dienstmagd, jeder Waschfrau, jeder Plätterin, jeder Näherin, jeder Modistin, jeder Putzmacherin, jeder Friseuse, jeder Manicure, jeder Pedicure, jeder Hebamme, jeder Krankenwärterin, jeder Barbierstochter, jeder Kellnerin, jeder Kassirerin, jeder Verkäuferin, jeder Ladenmamsell, jeder Kontoristin, jeder Stenographin, jeder Telegraphistin, jeder Telephonistin, jeder Schreibmaschinistin, jeder Lehrerin, jeder Schülerin, jeder Studentin, jeder Beamtin, jeder Offizierin, jeder Soldatin, jeder Aerztin, jeder Apothekerin, jeder Advokatin, jeder Notarin, jeder Richterin, jeder Pfarrerin, jeder Kandidatin, jeder Kaufmannsfrau, jeder Fabrikantin, jeder Handwerkerin, jeder Landwirthin, jeder Gärtnerin, jeder Bergmannsfrau, jeder Hüttenmannsfrau, jeder Ingenieurin, jeder Architektin, jeder Malerin, jeder Bildhauerin, jeder Musikerin, jeder Schauspielerin, jeder Sängerin, jeder Tänzerin, jeder Turnerin, jeder Fechterin, jeder Schwimmerin, jeder Radfahrerin, jeder Reiterin, jeder Jägerin, jeder Schützin, jeder Anglerin, jeder Keglerin, jeder Skatspielerin, jeder Briefmarkensammlerin, jeder Photographin, jeder Kunstfreundin, jeder Naturfreundin, jeder Reisenden

Zwischenzeit von fünf Jahren von einem Reichstage zum anderen, ist eine große Unbequemlichkeit; allein bei der jetzigen Zusammensetzung der Stände ist es eher ein Vortheil; der unnütze und kostspielige Druck von den Protocollen der Reichsstände, welche Niemand kauft und Niemand lieset, so wie die sehr drückenden Ausgaben für die durchaus nicht den Hoffnungen des Volks entsprechenden langen und verdrießlichen Reichstage, sind Gegenstände genug, die einer Reform bedürfen." Auch klagt der Verfasser über die zu vielen besondern Gerichte und über die Vielschreiberei bei der Administration. Wenn man das alles liest, sollte man gar nicht glauben, daß von einem fremden Lande die Rede wäre. Es ist da drüben ziemlich wie da hüben.

Indem der Verfasser zur Charakteristik des Volks und seiner Sitten übergeht, hebt er besonders hervor: „Für den wahren Freund des Vaterlandes gibt es keinen Gegenstand, der größere Aufmerksamkeit verdiente, weil er gerechte Sorgen veranlaßt, als der bei der Nation überhand nehmende Genuß des Branntweins. Nichts hat so viel Schlimmes hervorgebracht, als dies verderbliche Getränk. Alle unsere Kriege haben uns bei weitem nicht so viele Leiden zugefügt, als der Branntwein. Mehr als $^{3}/_{4}$ von allen Verbrechen, alle Noth und alles Elend, welche das schwedische Volk drücken, schreiben sich in näherem oder entfernterem Verhältnisse von diesem berauschenden Zerstörungsmittel her. Alles andere Böse hat einen Uebergang, aber der Branntwein zehrt fort und fort an der Wurzel der Nation; denn nicht genug, daß der überflüssige Genuß desselben allen Wohlstand, alles Gedeihen und alles Glück der gegenwärtigen Generation zerstört, es wird auch jede folgende immer schwächer und kraftloser an Leib und Seele. Die Musterung der Conscribirten im verwichenen Jahre ergab, daß in manchen Länen beinahe ein Drittel von den Jünglingen als untauglich zur Theilnahme an der Vertheidigung des Vaterlandes abgewiesen werden mußte. — Derjenige, welcher die Nation zu einem allgemeineren Genuß des Branntweines verführte, hat sein Andenken mit schweren Vorwürfen beladen. Als die regalen Brennereien am meisten in Flor waren, und folglich ein großer Abgang als Verdienst angesehen wurde, sagte einer von Gustavs III. Lieblingen zu dem Könige bei einer Promenade, wo sie einem taumelnden und ganz betrunkenen Menschen begegneten (dieser tiefe Erniedrigungszustand, in welchem der Mensch bei weitem unter dem Vieh sich befindet): Da ist einer von unseren Leuten! Aus den Reichstagsprotocollen vom Jahr 1786, S. 182 geht hervor, daß die jährliche Consumtion des Branntweins damals auf 5,400,000 Kannen stieg, und zu der Zeit war noch Finnland mit Schweden verbunden, aber 42 Jahre später stieg sie, nach der Angabe des Oekonomie- und Beschwerde-Ausschusses beim Reichstage vom Jahr 1829, auf wenigstens 22 Millionen Kannen! — Die schändliche Völlerei auszurotten, ist ohne Zweifel vergebliche Mühe, aber verringern können wir sie, und es ist hohe Zeit, daß die Verständigen der Nation kräftige Maßregeln wider das größte Uebel ergreifen, welches das schwedische Volk getroffen hat. Was soll sonst das aufwachsende Geschlecht von unserem Verstande und unserer Handlungsweise denken?" Im Uebrigen wird der Charakter des Volks gelobt; die Schweden, heißt es, seyen etwas langsam, aber verläßig, tüchtig an Leib und Seele. Für Bildung ist so gesorgt, daß unter 1000 Menschen nur einer gefunden wird, der nicht lesen könnte. Die Bevölkerung betrug im Jahr 1781 nur 1,780,000, im Jahr 1820 schon 2,580,000. Es folgen sehr specificirte Bevölkerungslisten.

Trotz der wachsenden Einwohnerzahl hat Schweden doch im vorigen Jahrzehent zum ersten Mal so viel Getreide erzeugt, als es zum eignen Gebrauche bedarf, während dies früher nie der Fall war; gleichwohl bestehen noch viel Uebelstände in Bezug auf Ackerbau, namentlich eine große Ungleichheit zwischen den adeligen und steuerpflichtigen Hufen. Die Holzproduktion des Landes wird geringer angegeben, als man bisher geglaubt hat. Die Metallproduktion ist ungeheuer, aber der Verfasser bedauert, daß Schweden, welches über so bedeutende mechanische Kräfte disponirt und wo der Taglohn ein sehr niedriger ist, das rohe Material bloß ausführt, anstatt es zugleich zu verarbeiten. Aus diesem Grunde spricht er überhaupt sehr zu Gunsten des Fabriksysteme. In Bezug auf den Handel nimmt Schweden immer noch einen verhältnißmäßig ehrenvollen, obwohl bescheidenen Rang ein. Der Verfasser bringt Schwedens Ausfuhr und Einfuhr in Tabellen zur Uebersicht. Uebrigens findet er das städtische Leben noch nicht ausgebildet genug. Schweden ist zu groß und verhältnißmäßig zu wenig bevölkert. Nach alter Weise versieht sich der Landmann selbst mit allem Nöthigen und verrichtet fast alle Handwerksarbeiten in einer Person.

Das Heerwesen ist bekanntlich in Schweden von ganz eigner Beschaffenheit, noch auf dem Fuß von 1680. „Es besteht darin, daß die Nation, um Ausschreibungen zu vermeiden, sich verpflichtete, beständig eine gewisse Anzahl Reiter, Soldaten oder Bootsleute zu halten, deren jeder von einem sogenannten Distrikte (Rote), bestehend meistens aus zwei ganzen Hufen, mit einer kleinen Wohnung und dazu gehörendem Lande, so wie Hülfe in der Zeit der Saat und Ernte, und anderen kleinen Vortheilen, ausgerüstet würde. Die Befehlshaber dieser Truppen erhielten auf dieselbe Art mitten unter ihnen zur Wohnung und Ablöhnung solche Hufen, worüber der Staat disponiren konnte. Hierdurch wurde mit

Digitized by Google

unauflöslichen Banden die Liebe des Kriegers zum Vaterlande befestigt, und immer hat die eingetheilte Armee, wenn sie gut angeführt worden, ihre Bestimmung vollkommen erfüllt. Die französische Revolution, welche gleich einem Vulkane eine Masse von neuen Ideen auswarf, hat auch den Begriff von der Pflicht eines jeden freien Mannes, das Vaterland zu vertheidigen, festgestellt. Die Conscription war hiervon eine natürliche Folge, und diese wurde auch bei uns im Jahre 1812 angenommen. Wir haben also drei Arten von Truppen: geworbene, eingetheilte und die conscribirte.“ Es folgen auch hier tabellarische Uebersichten. Dann wird die Marine erörtert, wobei der Verfasser die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß die Schweden, obgleich ein so tapferes Volk und zur See gleichsam geboren, doch in Seekriegen fast durchgängig unglücklich gewesen sind.

In Bezug auf die ständischen Ordnungen bemerkt der Verfasser, daß der Bauernstand der überwiegende, der Bürgerstand — eben wegen des oben berührten Zurückbleibens städtischer Entwicklungen — der zurückgesetzte sey. Man zählt überhaupt in ganz Schweden nur 31,679 Personen männlichen Geschlechts vom Bürgerstande. Die Geistlichkeit ist verhältnißmäßig etwas zu zahlreich. Den Universitäten und Unterrichtsanstalten wird Lob gezollt. Noch mehr den Finanzen. Schweden hat gar keine Staatsschuld; doch vermehrt sich die Armuth durch die verderblichen Folgen der Branntwein-Kultur, auf die der Verfasser noch einmal zurückkommt, um sie wiederholt zu verdammen.

5) P. Hell's Reise nach Wardoe bei Lappland und seine Beobachtung des Venus-Durchgangs 1769. Aus seinen Tagebüchern und mit Erläuterungen begleitet von Littrow. Wien, Gerold, 1835.

Ein alter Reisebericht eines Astronomen, der ans Nordcap geschickt wurde, daselbst den in der Geschichte der Wissenschaft so berühmten Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten, der gleichzeitig in den entlegensten Theilen der Welt von Andern beobachtet wurde. Der astronomische Theil kann nur Männer von Fach interessiren; Pater Hell wurde aber von P. J. Sainovics begleitet, der zugleich die Reiseabenteuer beschrieben hat, und dieser Bericht hat Manches, was auch andere Leser ansprechen kann. Beide Jesuitenpatres wurden von Wien aus geschickt und reisten über Prag, Leipzig, Braunschweig, Hamburg, Lübeck, Kopenhagen, Drontheim nach Wardöhus noch jenseits des Nordcaps. Sie hatten sehr mit Sturm und Schnee zu kämpfen, fanden aber in Wardöhus einen Commandanten, einen Geistlichen, einige Unterbeamte und einige Verbannte zur Gesellschaft, nebst einer kleinen Anzahl Soldaten. Einer derselben mußte mitten unter Schnee und heftigem Winde Spießruthen laufen, wozu man die Ruthen viele Meilen weit hatte herbeiholen müssen. Nachdem sie viele Untersuchungen auf dem schnell improvisirten Observatorium angestellt und sich übrigens in das rauhe nordische Wesen nicht recht finden können, kehrten sie gern wieder zum schönen Süden zurück.

Staatswissenschaft.

1) Die materiellen Grundlagen und sittlichen Forderungen der europäischen Kultur, von Karl Arnd. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

Der Verfasser hat ein sehr einfaches Princip. Der Kern seiner Lehre ist: „Unter allen in der sichtbaren Welt vorkommenden Erscheinungen ist es nur das Daseyn und Wirken unseres Geschlechts, welches wir Menschen als Selbstzweck anerkennen können. — Dieses Daseyn und Wirken beruht auf den dem Menschengeschlecht inwohnenden Kräften und den diesen Kräften zur Verfügung stehenden körperlichen Dingen — den materiellen Gütern. Betrachten wir jene Kräfte, so finden wir, daß sie sich nur mittelst des freien, selbstständigen geistigen Verkehrs ihrer Bestimmung gemäß entwickeln, und daß nur die Sittengesetze sie vor Abwegen — vor zweckwidriger Verwendung bewahren können. — Betrachten wir diese Güter, so finden wir, daß nur ihr Verhältniß zu jenen Kräften ihnen Werth und Bedeutung gibt, und daß nur eine möglichst unbeschränkte Einwirkung jener Kräfte auf sie ihrer Thätigkeit jenen Erfolg geben kann, welcher ihrer eigenen Intensität, und somit ihrer Bestimmung entspricht, daß also überall die natürliche Ordnung der Dinge am sichersten zur Erreichung des Zweckes der menschlichen Gesellschaft hinführe. — Mit dieser natürlichen Ordnung der Dinge steht aber in ewigem Kampfe die Selbstsucht der Einzelnen und der Körperschaften — das oligarchische Princip. Dieses Princip war es, welches den geistigen und materiellen Verkehr beschränkte, welches für den Gewerbebetrieb Monopole, Privilegien und den Zunftzwang schuf, welches den Grundbesitz den freien Ackerbauern entzog, und ihn den Majoraten und der todten Hand zuwendete, welches endlich die indirecten Steuern ins Leben rief. Alle diese Störungen der natürlichen Ordnung der Dinge, welche der naturgemäßen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft entgegenwirkten, entstanden unter dem Schutze der Regierungen, und ihre allmähliche Beseitigung kann ebenfalls nur durch die Regierungen geschehen. Dies Verhältniß macht die Bestimmung der Regierungen zu einer doppelten — einer positiven und einer negativen. Nach den Anforderungen der erstern haben sie das selbstständige

Digitized by Google

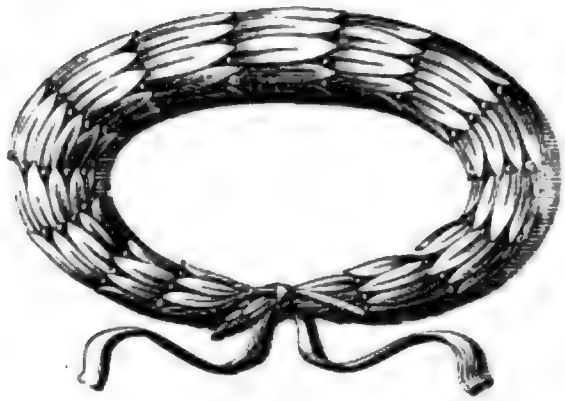
Streben der Staatsgesellschaften zu erleichtern, und alle ihm entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen, also die Thätigkeit, welche die ganze Gesellschaft als solche belebt, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Hülfsmitteln zu unterstützen. Nach den Anforderungen der zweiten haben sie alle Störungen zu beseitigen, welche das oligarchische Princip diesem Streben entgegenzusetzen sucht; also die Thätigkeiten, welche von Einzelnen und von Körperschaften als solchen und für selbstsüchtige Zwecke hervortreten, zu unterdrücken. — Drei Gegenstände glaubte der Verfasser herausheben und ihnen eine besondere Sorgfalt in der Behandlung widmen zu müssen: 1) Die menschlichen Naturanlagen werden nur entwickelt, und die Bestimmung der menschlichen Gesellschaft wird hauptsächlich nur erfüllt durch den geistigen Verkehr. Da diese Wahrheit noch zu sehr von unseren Regierungen verkannt wird, so stellte der Verfasser sie an die Spitze seiner Untersuchung, und machte sie zum Schlußsteine derselben. In diesem geistigen Verkehre, welcher in unserer Zeit vermittelt wird durch die Presse, spiegelt sich ab das gesammte Leben der gleichzeitigen civilisirten Völker mit seinen zu erstrebenden Idealen und den seiner Entwicklung entgegenstehenden Hindernissen; seine Forderungen in ihrer reinen, von den sich eindrängenden oligarchischen Einwirkungen geschiedenen Auffassung erscheinen uns als die alleinigen naturgemäßen Gesetzgeberinnen der Völker. Die Sicherung der Freiheit des geistigen Verkehrs, neben der Unterdrückung jener, die Reinheit der Sitten, die Heiligkeit der Religionen und die der Staatsgewalt gebührende Achtung gefährdenden oligarchischen Einwirkung bildet daher eine der wichtigsten Aufgaben unserer Regierungen. 2) Da auf den im Leben noch viel zu wenig gekannten Naturgesetzen der Bevölkerung eine Menge polizeilicher Bestimmungen beruht — als: über die Ansiedlung und Auswanderung, über das Armenwesen, den Lohn und Preis im Gewerbsverkehr ꝛc. — so suchte der Verf. schon im §. 4, durch die etwas nachdrückliche Forderung an die Beherrschung des Geschlechtstriebes, diesen Gegenstand einzuleiten und in den §§. 60 bis 71, so wie in den §§. 120 bis 124 ihn weiter zu entwickeln. 3) Zwar bildet nur die Bodenrente den naturgemäßen Fonds für die Bestreitung des Aufwandes der Regierungen; allein die Selbstsucht der Grundeigenthümer wußte die öffentlichen Abgaben beinahe allenthalben auf die Gesammtmasse des Volkes überzuwälzen, ohne zu ahnen, daß dieselben dennoch auf sie zurückfallen müßten. Hierdurch wurde die natürliche Ordnung der Dinge in vielfacher Hinsicht gestört und eine Menge Unregelmäßigkeiten für das Gewerbswesen, den Handel, das Armenwesen und die bürgerliche Freiheit herbeigeführt; daneben zugleich das köstliche Kleinod, welches die Regierungen dem Volke zu bewahren bestimmt sind — die Moralität — durch die öffentlichen Behörden selbst untergraben. Um dieses Hauptgebrechen unseres öffentlichen Lebens in seiner ganzen Größe darstellen zu können, glaubte der Verfasser das Sittengesetz seiner anderweiten Untersuchung vorausgehen lassen, und der Lehre von der Bodenrente und der Bodenbenutzung seine besondere Sorgfalt widmen zu müssen. Dieses Ergebniß seiner Untersuchung kann indessen am wenigsten auf die Zustimmung der Zeitgenossen rechnen, da es eine ungeheure Masse finanzwissenschaftlicher Kenntnisse unbrauchbar macht; daher alle heutigen Kameralisten gegen sich haben muß; — dennoch muß ihm eine unbefangene Prüfung die Staatsphilosophen und alle Menschenfreunde gewinnen, und sofern es auf Wahrheit beruht, muß es sich, wenn auch erst in später Zukunft, doch endlich noch den Sieg erringen."

Die fortgesetzte Discussion über so nützliche Wahrheiten ist ein großer Vorzug unsrer neuesten Literatur. Wir lernen daraus, wie erstaunlich unwissend wir bisher über sehr viele Dinge waren, die das Staatswohl angehen. Die nationalökonomischen Studien haben uns auf eine Ansicht vom Staate geführt, die sich von allen bisherigen unterscheidet. Wenn sie auch das tiefste Princip des Staatslebens nicht erschöpfen, so prägen sie doch die inhaltesschwere Lehre ein, die für die Erziehung der Völker und Staaten so wichtig ist wie für die des Individuums; mens sana in corpore sano, d. h. der Staat wird nie gesund seyn, wenn seine materiellen Interessen nicht in der Blüthe sind, und das Gedeihen dieser materiellen Interessen wird stets wohlthätig auf die geistigen zurückwirken.

Uebrigens sollten die Herrn, die sich mit diesen wichtigen Fragen beschäftigen, nicht bloß bei der innern Politik stehen bleiben. In sehr vielen Fällen wird die beste Theorie nichts helfen, weil der Staat schon seiner äußern Stellung nach unnatürlich, zwerghaft oder monströs, ungeographisch, unnational, ein krankhaftes Produkt, nicht der Natur, sondern der historischen Mißverhältnisse ist. Und in diesem Sinn wird es sogar eine wichtige Aufgabe der nationalökonomischen Forschungen, nachzuweisen, wie das Gedeihen der Staaten auf die Dauer nothwendig eine naturgemäße äußere Lage erfordert. Der deutsche Zollverein hat schon auf eine sehr bündige Weise praktisch dargethan, wie unnatürlich die Trennung desselben großen Volks und derselben zusammengehörenden Ländermasse in viele politische Theile und wie heilsam die Conföderation ist. Wenn sich in Deutschland nicht alles isolirt, abgesperrt, einseitig dem Fremden zugewendet und gegen die eignen Stammgenossen bewaffnet hätte, so würden wir noch das größte und mächtigste Volk der Erde seyn. Daß die deutschen Staaten seit der Reformation innerlich so sehr verschlechterten, war nur eine Folge ihrer äußern Isolirung. Will man daher Verbesserungen vorschlagen, so hoffe man nicht viel von solchen, die nur die innere Verwaltung und Staatswirthschaft betreffen; alles aber von solchen, die sich auf die äußere Lage der deutschen Staaten zu einander beziehen. Was die Conföderation fördert, ist Segen, was die Trennung fördert, ist Fluch.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 103. Mittwoch, 11. Oktober 1837.

Staatswissenschaften.

2) Die Resultate der Sittengeschichte. Vier Bände. Zweite Auflage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottasche Buchhandlung, 1835—1837.

Bekanntlich eins der Hauptwerke des Freiherrn von Gagern. Der edle Freiherr war immer ein warmer Freund der deutschen Sache. Schon in dem unglücklichen Zeitraum, in welchem Deutschlands tiefste Erniedrigung durch feindliche Gewalt begann, und die sämmtlichen Publicisten Deutschlands entweder nur hochmüthige Despotenknechte waren, die das alte Unwesen der Höfe vertheidigten, oder vaterlandsvergessene Franzosennarren, die unsere Grenzprovinzen dem Feinde verriethen und verkauften, dachte Herr von Gagern an die verlorene Ehre und das bevorstehende Unglück des Gesammtvaterlandes und drückte seinen Schmerz in einer Flugschrift aus, worin er frug: warum sind wir Deutsche nicht einig? In dieser Gesinnung ist sich Herr von Gagern treu geblieben, in ihr hat er mit dem edeln Stein sympathisirt, mit einem Manne, dessen Ruhm erst mit den Jahrhunderten wachsen wird, je mehr Deutschland zu dem Selbstbewußtseyn kommen wird, das ihm Stein geben wollte. Aus diesem Grunde war uns der Verfasser des vorliegenden Werkes von jeher ehrwürdig.

Gleichwohl können wir nicht alle seine Ansichten theilen, wo sie Fragen der innern Politik betreffen. Um die Sache mit einem Worte zu bezeichnen, er ist uns zu sehr Aristokrat.

Er theilt die Bände seines Werkes nach den politischen Grundformen ein. Der erste bespricht die Monarchie, der zweite die Aristokratie, der dritte die Demokratie, der vierte die gemischten Verfassungen. Stets reiht der Verfasser an den Faden seiner Doctrin eine Menge ausgewählter Citate aus den klassischen Schriftstellern des Alterthums, der mittlern und neuern Zeiten, und wenn er damit allerdings zuweilen seinen eignen Ideengang gleichsam bedeckt, und nur noch mit fremder Zunge redet, so gewährt doch diese Methode viel Abwechslung und mannichfache Belehrung. Man darf sogar behaupten, daß politische Theorien mehr oder weniger stets durch schlagende Parallelstellen älterer politischer Schriftsteller und geschichtliche Beispiele unterstützt seyn sollten, weil keine solche Theorie sich von dem historischen Boden und aus dem allgemeinen Ideengange der Jahrhunderte loszureißen und zu isoliren vermag. Doch hat Herr von G. die Citate zuweilen allzu aphoristisch ohne deutliche Verbindungen an einander gereiht.

In Bezug auf die Monarchie äußert er sich sehr freimüthig. Sein Grundsatz ist: „Freiheit, auch du hast irre geführt, dem Böswicht zum Vorwand gedient, wie

Digitized by Google

die Religion, wie die Tugend. Nie ist mehr, als zu meiner Zeit, Gesetzlosigkeit mit ihr verwechselt worden. Nie wurden mehr Gräuel unter ihrer Maske ausgeübt, die mit der menschlichen Gattung entzweien könnten. Hört sie deßwegen auf, die Zierde, die Größe des menschlichen Geschlechts, die Freude der Seele, der Werth des Lebens, der Preis der Tugend, die Beschützerin der Staaten, die Mutter der Vaterlandsliebe, die Säugamme aller erhabenen Gesinnungen und Gefühle zu seyn?" Er ist aber gegen den Mißbrauch monarchischer Gewalt nicht bloß aus allgemeinen Gründen der Humanität, sondern auch insbesondere als Mitglied einer, durch die monarchische Gewalt so oft eingeschränkten und gekränkten Aristokratie eingenommen. Er sieht die Aristokratie als eine nothwendige Schutzwehr des Volks gegen despotische Willkür an, als eine Garantie der Freiheit. Wenn man nun auch mit ihm über das Verhältniß dieser Aristokratie zum dritten Stande noch zu streiten hat, so muß man ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich dem Thron gegenüber mit altgermanischer Freimüthigkeit, als ein liber baro und in modernem Sinn als ein oppositiver Pair ausdrückt, ohne eine Spur von Serviliemus oder Hofgeschmeidigkeit.

Der zweite Band, der die Aristokratie behandelt, ist mit sichtbarer Vorliebe und mit einem besondern Aufwand von Geist geschrieben. Der Verfasser sucht historisch zu beweisen, daß, wenn er auch der Monarchie beziehungsweise ein Vorrecht einräumt, dennoch ein absolutes Vorrecht der Aristokratie in der Natur der Dinge läge, oder mit andern Worten, daß der Staat in lezter Instanz wohl die Monarchie, doch nie die Aristokratie entbehren könne. So sagt er vom alten Rom: „Junius Brutus, der Königsfeind, das Idol der Volksfreunde, vermehrte die Zahl und das Ansehen dieser Senatoren oder dieser edelsten Klasse. Unter dem Königthum war dieser erbliche Adel der Feind der Tyrannei. Nachdem der Thron gestürzt war, befestigten sie die Macht und führten Rom zu seiner Größe. Rom blieb, bis zu den Triumviraten, Aristokratie in sehr weiter Ausdehnung, die in der Folge langsam minirt, umgestaltet, aber keineswegs vernichtet wurde. Denn nicht der Umsturz, sondern der Zugang wurde ertrozt. Und Sueton konnte von des Tiberius Abkunft und von den Claudiern sagen: Patricia gens Claudia — fuit enim alia plebeia nec potentia minor nec dignitate. — Wenn ein Volkstumult eben so bald Patriciat und Aristokratie verbannt hätte, wie das Königthum, was berechtigt uns zu glauben, daß nicht Verwirrung und Untergang darauf gefolgt wäre? Wie können wir auch nur in der Imagination die hohen Thaten der Römer von der Personalität ihrer großen Männer, von ihren innern Einrichtungen und ihrer Bildung trennen?" Wie die Größe Roms, so vindicirt er auch die Größe und den Ruhm Deutschlands, da es noch in Europa herrschte, dem Adel, und auch aus der Geschichte kleiner Staaten und Städte zieht er alles herbei, was der Aristokratie zur Ehre gereicht. Wir sind weit entfernt, diese Vorzüge des Adels in Abrede zu stellen. Allein es fragt sich, was jezt, nachdem der Adel seine alte Bedeutung verloren hat, zu thun ist? Die venetianischen Nobili waren gewiß tüchtige Männer; aber es scheint nicht gerathen, sie zu restauriren. Auch der deutsche Adel ist längst nicht mehr der alte. Er verlor alle seine Macht an die Fürsten und sah sich gezwungen, den Fürsten zu schmeicheln und durch den unterwürfigsten Hofdienst sich wenigstens die noch übrigen Vorrechte gegenüber dem dritten Stande zu sichern. Er hat aber in neuer Zeit auch vollends den größten Theil seiner Güter und Vorrechte nach und nach an das Volk verloren und sieht sich genöthigt, nun sogar dem Volke zu schmeicheln und den Beweis zu versuchen, daß die Aristokratie eine Schutzwehr der Volksfreiheit gegen den Despotismus sey. So zwischen Monarchie und Demokratie eingekeilt, hat die Aristokratie ihre ältere Selbstständigkeit verloren und gleicht jenen unglücklichen kleinen Mittelstaaten, die nur durch die wechselseitige Eifersucht der stärkern Nachbarn, nicht aber durch eigne Kraft erhalten werden.

Herr von Gagern mißkennt diese Wahrheiten nicht. Die Aristokratie, wie sie ist, erscheint hülflos und höchst bedenklich gestellt. Nur einen Ausweg gibt es, sie muß sich rekrutiren. „Mich dünkt, sagt er, das sind die zwei Probleme der Aristokratie, wie sie mit Klugheit, Festigkeit und Plan gehörige Distanz halten — und wieder wie sie die Fähigen aufnehmen wollen." Es kommt darauf an, die Aristokratie nicht durch Aufnahme von fürstlichen Kupplern und Lakaien, reichen Dummköpfen ꝛc. wie im vorigen Jahrhundert, sondern durch Männer von Verdienst und bedeutende Namen zu rekrutiren. Aber der gute Rath scheint uns zu spät zu kommen. Es ist jezt nicht mehr möglich, die junge, wirkliche, herrschende Aristokratie des Talentes und des Reichthums mit dem alten, illusorisch gewordenen Adel des Blutes zu amalgamiren. Es wäre früher möglich gewesen, jezt nicht mehr. Der Adel ist im Preise gesunken, weil zu oft und zu lange das Ehrenzeichen an unbedeutenden Individuen hing, und der dritte Stand ist zu stolz geworden, um diesen Adel länger zu beneiden. Die alten historischen Namen des Adels erlöschen je mehr und mehr oder verschwinden hinter dem Ruhm bürgerlicher Namen seit drei Jahrhunderten zurück. Wenn der Adel nicht schon längst aus der Stelle verdrängt wäre, die er, Herrn von Gagern zufolge, im Staate einnehmen soll, so würde ein heftiger Conflikt desselben mit dem dritten Stande unvermeidlich gewesen seyn. Der Adel würde die

Digitized by Google

Bürgerlichen nicht heraufgelaſſen haben, oder alle ausgezeichnete Bürgerliche würden Adel geworden ſeyn. Aber nichts davon iſt geſchehen. Der Adel iſt ganz unmerklich zur Seite herabgeſunken und auf der andern Seite der dritte Stand unmerklich heraufgeſtiegen.

Betrachtet man unbefangen die deutſche Geſchichte in der neuern Zeit, ſo iſt der größte Ruhm derſelben an neue Namen geknüpft. Betrachtet man, wer wirklich regiert, ſo ſind es wenigſtens zum großen Theil bürgerliche Talente. Fragt man, wer den Grundbeſitz inne hat, ſo findet man neben den noch übrigen alten Adelsgütern eine Menge, die in bürgerliche Hand gekommen ſind. Fragt man nach dem Reichthum, ſo muß man ihn bei den Banquiers und Fabrikanten ſuchen. Dies iſt ein Aufſteigen des dritten Standes, wobei der Adel ganz bei Seite liegen geblieben iſt. Man hat ſich durch ihn nicht hindern laſſen, aufzuſteigen. Man hat auch nicht für nöthig erachtet, erſt um Aufnahme in den Adel zu erſuchen; wenigſtens iſt dies nur im Einzelnen geſchehen.

Wenn früher der Adel zu ſtolz war, das Verdienſt unter ſich aufzunehmen, ſo wird er jezt dadurch beſtraft, daß ſich das Verdienſt nicht mehr von ihm aufnehmen laſſen will, weil es ihm an Garantien einer hinlänglich ehrenhaften Exiſtenz nicht fehlt. Wenn die menſchliche Geſellſchaft ſich auch darin immer gleich bleibt, daß ſie eine Ariſtokratie begünſtigt und unter allen Umſtänden hervorruft, ſo hat doch der Geburtsadel ſein altes Anſehen verloren, und jede künftige Ariſtokratie Europas wird vom Vollblutsſyſtem immer weiter abſtrahiren.

Geburtsadel iſt überhaupt nur in zwei Fällen möglich, bei einer ausſchließlich vorherrſchenden Kaſte und bei Majoraten. Nun herrſcht aber der Adel nicht mehr allein, und iſt auch nicht mehr allein im Beſitz des Grund und Bodens. Es iſt auch nicht möglich, daß ſich je wieder eine ſolche Kaſte bilden ſollte. Mit dem Talent und Glück wechſelt der Beſitz und der Lebensberuf unaufhörlich. Der Bauersſohn wird Miniſter, der mediatiſirte Fürſt Modeſchriftſteller. Der lüderliche Graf verkauft ſeine Güter, und der ſparſame Bankier kauft ſie für ſeine Söhne, die ſelbſt wieder lüderlich werden. Der verarmte Edelmann errichtet einen Gaſthof und wird wieder reich. Der Sohn des bürgerlichen Gaſtwirths wird General. Das iſt unſer Zeitgeiſt. Der Abſtand dieſer Erſcheinungen vom Geiſt des Mittelalters iſt ungeheuer, und die Vermiſchung der Stände hat noch nicht den höchſten Grad erreicht.

Vergleicht man ſolche Zeiterſcheinungen im Großen, ſo iſt man zu der Vermuthung berechtigt, daß zwar eine Ariſtokratie, ſey es auch nur dem Weſen nach, ohne beſtimmte Form, immer beſtehen wird, daß ſie aber im 19ten Jahrhundert, wenn ſie je eine neue Form gewinnt, nicht mehr eine Ariſtokratie der Geburt, der Familie, der Erblichkeit, ſondern nur eine des Verdienſtes, des Talents, des Glücks und zwar nur auf die Perſon beſchränkt ſeyn wird. Eine andere Ariſtokratie iſt undenkbar, man müßte denn alle irgend bedeutenden Staatsämter, alle großen Gewerbe und allen Landbeſitz zum Erbmonopol machen können, ſo daß dieſelben nie an plebejiſche Familien kommen könnten.

Im dritten Bande ſpricht der Verfaſſer über die Demokratie. Er erklärt die reine Demokratie mit Recht für einen Wahn. Sie iſt unmöglich, weil alle Menſchen nie gleichen Antheil an der Regierung nehmen können, und weil die Dummheit, auch wenn ſie zu Gerichte ſizt, ſich immer von der Bosheit irre führen läßt. Sie hat daher auch niemals faktiſch exiſtirt. Das Volk wurde in den ſogenannten Demokratien immer nur von wenigen Demagogen beherrſcht und gewöhnlich tyranniſirt. „Die Herrſchaft Aller über Alle, als erſtes Problem der Politik, als die blendendſte Theorie, als die Urquelle aller andern Fragen, haben die Alten wohl gekannt! Dieſe Herrſchaft Aller über Alle iſt die einzig wahre Demokratie und ihr höchſtes Maaß. Jede Abweichung, jede Ausſchließung iſt Abſchweifung zur Ariſtokratie. Und ſeht, das iſt die Verzweiflung der Politiker; was in der Theorie zwar wahr und groß iſt, erſcheint in der Anwendung mit wenigen Ausnahmen ſo unmöglich und ſo verderblich. Der Freiheit Lieblingsſöhne unter unſern Zeitgenoſſen, die Zierden und Stützen des brittiſchen Unterhauſes, ſprechen es ohne Scheu aus: vollkommene Demokratie iſt das ſchamloſeſte Ding in der Welt. Die Alten hatten mit ſo ſchwerem Lehrgeld die Erfahrungen erkauft, was theoretiſche Ideen und Phraſen in der Staatskunſt praktiſchen Anwendungen werth ſeyen. Sie waren vielwiſſender, ſie hatten unendlich mehr Mannichfaltigkeit vor Augen; die Beiſpiele ſtanden ihnen überall zu Gebote. Daher der entſchiedene Haß ihrer edelſten Weltweiſen, der Pythagoräer, der Sokratiſchen Schule gegen den demokratiſchen Wahn. — Auch wir haben ſolche Dinge an der Seine und Rhone furienähnlich geſehen. Aber genügt es uns an dieſen Schreckbildern der alten und unſerer Zeit? Iſt der Hang dahin nicht mehr zu fürchten? Wohin ſtrebt mein Zeitalter? Gingen jene Gräuelſcenen unſerer Zeit nicht allzu raſch, nicht unfruchtbar vorüber? Schien es uns nicht eigenthümliche Raſerei eines Volks, von deſſen politiſcher Tauglichkeit wir keine hohe Meinung haben? Und ſchreiben wir nicht menſchlicher Bosheit und Verderbtheit zu gern zu, was ſo weſentlich in das Schuldbuch der Anarchie und des fantaſtiſchen Irrwahns gehört? — Wenn es auch wahr wäre, daß die Klügern unter uns, die den demokratiſchen Verfaſſungen einſt hold waren, ihren Irrthum und das Unerreichbare nun beſſer einſehen, ſo wird doch die Sucht umzuwälzen und Demagogie einigen

Klassen stets so eigen seyn, wie böses Wetter dem Novembermonat."

Damit meint aber der Verfasser nicht, daß nicht ein demokratisches Element im Staate seyn müsse. Nur hält er es für äußerst schwer, die Grenzen zwischen demselben und dem aristokratischen und monarchischen auszumitteln. Hier entscheidet, wenn wir nicht irren, keine Theorie, sondern das jeweilige praktische Bedürfniß bestimmter Völker, Zeiten und Kulturstufen.

Im lezten Bande wendet der Verfasser seine Aufmerksamkeit besonders auf Deutschland, und charakterisirt am Schluß den gegenwärtigen Zustand durch das bedenkliche Wort „Mittelmäßigkeit." Aber, sagt er, „man soll mich nur nicht mißverstehen. Mittelmäßig ist keineswegs schlecht, feil, dumm, gar albern, formlos, unaufmerksam, träg, ohne alle Kraft. Es ist nur — mittelmäßig. Ich möchte Theophrastische Kunst haben, um es treu und treffend zu schildern. Unverkennbar, faktisch an sich schon, ist es in einer beständigen Majorität. In einer ungemeinen Majorität gleicher Art und Höhe. Es sieht ganz natürlich aus, ohne alles Auffallende, als alltägliche Erscheinung. Das Königthum will ihm besonders wohl, und glaubt sich dadurch über alle Besorgnisse erhoben. Das Königthum findet Lenksamkeit statt schroffen Widerstandes, einleuchtenden, der vorher gefaßten Ansicht sehr ähnlichen Rath, angenehme Formen, freundliche Mienen. Jenes Mittelmäßige weiß die Schwierigkeiten des Augenblicks vortrefflich einzusehen, instinktartig zu ahnen, zu beseitigen — der Zukunft zuzuschieben. Es thut unstreitig, fleißig oft, und wirkt; nur bald zu wenig, und öfter noch zu viel. Aber sicher genug, um augenblicklichen Beifall zu gewinnen. Und es gibt nicht wenige Stimmen, die zum Loben aufgelegt sind. Es ist unmöglich, daß im Friedenszustand alles zurückgehe und verkümmere. Alles das weiß man anzurechnen. Man freut sich der Ergebnisse. — Die Gesättigten sind ja satt, die Reichen ganz vermögend, die Truppen exerciren wohl, Dampfmaschinen gedeihen, und werden viel besprochen; und auch die Gefängnisse füllen sich ohne Widerstand und besondere Nachrede. Gar vieles wird für Geschicklichkeit und Schlauseyn genommen. Wenn ein breites, wohlbezahltes Spionensystem den guten Feldherrn allein bezeichnete, Niemand wäre besserer Führer und Erforscher. Die Wahrheit ist zu grell. Lüge? auch sie ist nicht nachhaltig. Aber halbe Unwahrheiten, Bemäntelungen, darin gibt es eine Art Virtuosität. Man hat stete Furcht, die man Vorsicht nennt, Furcht vor der Wahrheit, vor Recht und Gerichten, vor Grundsätzen und Doctrin, vor Talent und Beredsamkeit. Gern stimmt man in das Lied seichter Witzlinge ein, oder in die Mode, höhere Begriffe von Vaterlandsliebe, von deutscher Art und Sitte, von Freiheit und Liberalität, von rechter Mittelstraße herabzuwürdigen, als Phantasmen zu verhöhnen, und ihnen lächerliche Seite abzugewinnen; unbewußt gleichsam, daß man dem Königthum damit empfindliche Wunden schlägt, es in die gemeinste Klasse herabzieht, und Ordnung, Hoheit, Tugend selbst untergräbt. — Eine entdeckte Duodez-Conspiration ist eine wahre Fundgrube, und nichts mißfälliger, als wenn der ridiculus mus sich je bloßstellt. Wissend oder daran erinnert, daß man nicht allzu schön sey, möchte man sich verbergen. Geheimniß ist das wahre Element und wahre Sucht, alles in Staatsgeheimnisse einzuhüllen, damit man geheime Weisheit wähne und bewundere. Wechsel der Courierie bis zur Beschwerniß des Budgets ist ihre Art der Bewegung; die einzige, die sie kennen und mögen. Jede andere, gesondert von ihrem Einfluß, ist ihnen verdächtig und verhaßt. Unwissend oder vergessend, daß Bewegung im Sittlichen und Politischen wie im Physischen — das Leben selbst sey, und wo sie mangelt, Erstarrung, Tod und Fäulniß. So nimmt alles, auch im Gemüth der Besseren, getäuscht, entmuthigt, gegenseitig schwärzere Tinten an. — Doch diese Eigenschaften sammelte oder schöpfte ich aus zwanzig Exemplaren; — und ich habe hier nicht Personen, sondern Zustände und ihre Ursachen schildern wollen. Ein günstigeres Bild unserer Zeit, ein gefallenderes Ecce Germania, Britannia, Europa — wäre mir erfreulicher gewesen. Bei so vielem Mißmuth, bei so vielen Entbehrungen — bei so vielen Fehlgriffen huldige ich dennoch der Wohlthat des Friedens."

3) Das Recht der Erstgeburt. Glogau und Leipzig, Heymann, 1834.

Ein Vorschlag, den Adel zugleich zu sichten und zu rekrutiren, damit er zugleich nach oben eine ausgewählte höchste Klasse und nach unten eine zahlreiche Masse bilde, nach englischem Muster: „Man gebe den Grafenfamilien mit Erbgütern die Titelfolge Graf — Freiherr — Ritter — Herr von; dem alten Adel mit Fideicommißbesitz Freiherr — Ritter — Herr von; allen Rittergutsbesitzern, nach dem Rechte der Erstgeburt, Ritter — Herr von; und ferner den übrigen Gutsbesitzern, dem Dienstadel und dem ganzen höhern Mittelstande in runder Summe, doch ohne Adelsbriefe, von Staatswegen in Patenten, Ranglisten, höhern Gewerbscheinen, Ordens-, weltlichen und geistlichen Diplomen, Universitäts-Zeugnissen ꝛc. und im Dienststyle der Behörden und Gerichtshöfe, das Prädicat Herr von, und wir werden mit einem Schlage Nobility und Gentry, Adelsleute und Edelleute, und die Verschmelzung und Beruhigung einer Masse Ehrgeizes aus beiden feindlichen Lägern eingeleitet haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Beilage zur Allgemeinen Zeitung.
Nr. 115. Freitag, den 25. April. 1834.

Deutsche Volkslieder.

1. Deutsche Volkslieder, herausgegeben von Ludwig Uhland. Erstes Buch. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

2. Deutsche Volkslieder, herausgegeben von Ludwig Uhland. Zweites Buch. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1834. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wenn Uhland, der Dichter, der Gelehrte, der Kritiker, der Mann von Geschmack, der Mann von Gefühl, der Mann von Charakter, der Mann von Ehre, der Mann von Tugend, der Mann von Wissenschaft, der Mann von Kunst, der Mann von Leben, der Mann von Liebe, der Mann von Hoffnung, der Mann von Glauben, der Mann von Vaterland, der Mann von Freiheit, der Mann von Recht, der Mann von Gesetz, der Mann von Ordnung, der Mann von Frieden, der Mann von Krieg, der Mann von Tod, der Mann von Auferstehung, der Mann von Ewigkeit, der Mann von Gott, der Mann von Christus, der Mann von Heiland, der Mann von Erlöser, der Mann von Seligkeit, der Mann von Himmel, der Mann von Hölle, der Mann von Teufel, der Mann von Sünde, der Mann von Gnade, der Mann von Barmherzigkeit, der Mann von Liebe, der Mann von Hoffnung, der Mann von Glauben, der Mann von Vaterland, der Mann von Freiheit, der Mann von Recht, der Mann von Gesetz, der Mann von Ordnung, der Mann von Frieden, der Mann von Krieg, der Mann von Tod, der Mann von Auferstehung, der Mann von Ewigkeit, der Mann von Gott, der Mann von Christus, der Mann von Heiland, der Mann von Erlöser, der Mann von Seligkeit, der Mann von Himmel, der Mann von Hölle, der Mann von Teufel, der Mann von Sünde, der Mann von Gnade, der Mann von Barmherzigkeit,

Artikel, die Beſchneidung betreffend, von Paulus, war wohl an dieſem Ort ſehr überflüſſig oder hätte ſich ganz kurz zuſammendrängen laſſen, wenn je die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe der Beſchnittenen nicht unter dem allgemeinen Artikel Jude hätten begriffen werden können. Daſſelbe gilt von mehreren andern Artikeln deſſelben Verfaſſers, die der Kirchengeſchichte angehören und überdies ſehr langweilig geſchrieben ſind. Auch bei den Biographien berühmter Staatsmänner vermiſſen wir das richtige Verhältniß. Von einigen iſt zu viel, z. B. von Dupin, von andern, z. B. von Ancillon, Arndt, zu wenig geſagt, nämlich gar nichts. Wir ſind ſchon lange der Meinung (und haben uns noch nicht bewogen gefunden, ſie abzuändern), daß die heutigen Koryphäen der pariſer Coterien dereinſt in der Weltgeſchichte eine höchſt erbärmliche Rolle ſpielen werden, und daß es für deutſche Leſer nicht der Mühe werth iſt, den Herrn Dupin und ſeinesgleichen ſo genau zu kennen, als es Herrn Weitzel nothwendig ſchien. Dagegen ſollte das Staatslexicon über deutſche Verhältniſſe und Perſonen ausführlicher ſeyn. Die theoretiſchen Artikel ſind größtentheils von den bewährteſten Männern verfaßt, mehrere darf man klaſſiſch nennen. Einige hätten, um den ohnehin ausgedehnten Raum des Papiers zu ſchonen, kürzer gefaßt werden können.

5) Handbuch der Staatswirthſchaftslehre, von Prof. Fr. Bülau. Leipzig, Göſchen, 1836.

6) Die Behörden in Staat und Gemeinde. Beiträge zur Verwaltungspolitik, von Demſelben. Daſelbſt, 1835.

Herr Bülau beſchränkt die Staatswirthſchaft nicht auf die ökonomiſchen Verhältniſſe des Staats, ſondern auch auf die ſittliche und auf die geiſtige Kultur. Er legt nämlich dem Staat die Pflichten auf, zu ſorgen 1) für die Volkszahl, daß ſie nicht zu gering, aber auch nicht durch Uebervölkerung und Nahrungsloſigkeit ſich ſelbſt im Wege ſey, 2) für die Geſundheit des Volks durch Erziehung, Sanitätsmaßregeln ꝛc., 3) für die geiſtige Bildung des Volks durch Schulen, Univerſitäten ꝛc. (die Preſſe iſt hier nur mit wenigen Worten berührt), 4) für die ſittliche Kraft des Volks, 5) für die gehörige Benutzung der im Lande ſich darbietenden Naturkräfte, insbeſondere 6) für den Landbau, 7) die Gewerbe, 8) den Handel, 9) für die Bildung und Erhaltung der Kapitalkraft. Der Verf. theilt ſeine Staatswirthſchaftslehre danach in neun Abſchnitte, in denen im Einzelnen ſehr vieles vortrefflich ausgeführt wird, mit vorwaltender Beſonnenheit und freimüthiger Zurückweiſung aller Täuſchungen.

Das Werk über die Behörden ſpricht ſich über die verſchiedenen collegialiſchen und büreaukratiſchen Regiminalformen aus und enthält ſo viel Ausgezeichnetes, daß wir uns nicht enthalten können, hier einige der Hauptſätze hervorzuheben, welche geeignet ſind, den Leſer in den Ideengang des Verfaſſers einzuführen: „Es iſt eine eigne Schickung geweſen, daß aus der franzöſiſchen Revolution, dieſem furchtbaren Aufſchwunge über Gebühr gedrückter Kräfte, der von ſeinen erſten Zuckungen an ein ungemeſſenes Streben nach Freiheit aufregte, ſo viele Beſchränkungen der perſönlichen Freiheit und ſo viele Erleichterungen des Deſpotismus hervorgegangen ſind. Von ihr datirt ſich die Aufhebung der Mittelglieder in der Kette des Staats- und Volkslebens, die eine organiſche Selbſtſtändigkeit entwickelten, weil ſie in ſich ſelbſt die Baſis ihres Beſtehens hatten. Sie hat an die Stelle der Collegien die Willkür des Einzelnen geſetzt. Sie hat Einförmigkeit an die Stelle der Mannichfaltigkeit gebracht. Sie hat den Widerſtand gebrochen, den ſonſt Gewohnheiten, Grundſätze und Vorurtheile den Intereſſen der Gewalt entgegenſetzten. Ihr verdanken wir das Paßweſen, die Plackereien der Douanen, die zahlloſen über jede Bewegung verhängten Controlen, die unendliche Vervollkommnung der Polizei mit ihren Anſtalten und Organen. Unter der Aegide der politiſchen Freiheit ward ein Zuſtand herbeigeführt, bei welchem es ſchwerer als je für den verfolgten Freund der Freiheit iſt, ſeinen Verfolgern zu entrinnen und irgendwo ein Aſyl zu finden. Entſtanden zum Theil aus dem Unvermögen des Volks, die auf ihm ruhenden Laſten zu tragen, hat ſie zwar dieſes Unvermögen gehoben, aber die Laſten ſelbſt gewaltig vergrößert. Die Staatsverwaltung iſt in etwa dreißig Jahren in einem ſtärkeren Grade koſtſpieliger, verwickelter und eifriger geworden, als vorher in Jahrhunderten. Die Eigenthümlichkeiten der Provinzen wurden verwiſcht; alles Beſondere ward untergeordnet, das Syſtem der Centraliſation vereinigte die Fäden des ganzen Staatslebens in den Händen der oberſten Gewalten und ordnete das Gewebe zu einer ſolchen mechaniſchen Vollkommenheit, daß ein Zug von Oben das Ganze mit höchſter Leichtigkeit regierte. Es hat das Alles gute und böſe Folgen gehabt und im Verlaufe dieſer Unterſuchungen werden wir Gelegenheit finden, über Beide nachzudenken. Aber die allgemeine Erſcheinung iſt ſchon jetzt nicht zu verkennen, daß, wo das Syſtem in höchſter Vollkommenheit ausgeführt iſt, der Deſpotismus ſein Feld auf das Vollkommenſte geebnet findet. Die Allmacht der Staatsgewalt, die manche Politiker fordern, iſt erreicht und jeder Widerſtand gebrochen, den einzelne Theile des Staatslebens in geordneter Thätigkeit leiſten könnten. Ein einzelnes Inſtitut kann das Alles erſetzen: das der Volksvertretung. Es kann es nur, ſo viel den Wirkungskreis betrifft, für den es berufen iſt: die allgemeine Geſetzgebung, die Geſammtintereſſen des Staats. Wo das beſondere Anerkennung verdient, wo die Natur des einzelnen Falles

Digitized by Google

ihre Rechte fordert, in das Dunkel der innern Kreise des Volkslebens dringt sein Blick nicht. Das Streben nach der Omnipotenz der Gesetzgebung lebt in Deputirten so gut wie in Ministern. Hier und da wird es in etwas durch die freie Presse gezügelt, aber nicht überall, nicht gefahrlos, nicht ausreichend. Daß der einzelne Bürger nicht unter den Formen des Rechts von den Gewalthabern bedrückt werde, dagegen mag die Jury schützen. Aber nur soviel das eigentliche Strafrecht betrifft. Denn man hütete sich wohl, für streitige Verwaltungssachen ein ähnliches Forum zu begründen; selbst die Gerichte des Staats schienen hierzu nicht genug im Interesse des Staats zu stehen und nur die Verwaltungsjustiz entsprach den Plänen der Machthaber. In einzelnen Staaten ist ein ähnlicher Geist in der Verwaltung adoptirt worden, ohne daß man auch nur das Schutzmittel der Volksvertretung besäße. Und wo auch dies besteht, da hat der Herrscher sich nur mit den Bestandtheilen desselben zu verständigen, und wie leicht das bei einiger Gewandtheit ist, lehrt die Gegenwart. Oder er hat nur diesen einen Widerstand aus dem Wege zu räumen, und daß dies möglich sey, hat zu seiner Zeit Oliver Cromwell und in späteren Tagen Bonaparte gezeigt. Dann gebietet der Einzelne, oder die Wenigen, die an der Spitze stehn, mit der Allgewalt und umschirmt von der Heiligkeit des Staats. Keine Herrschaft ist leichter und sicherer, als die im Namen des Gesetzes, aber keine kann drückender werden, weil keine so allgemein, so blind und so unpersönlich lastet."

Gegen das trop regner ist nun die einsichtsvolle Beredsamkeit des Verfassers unermüdlich gerichtet. Er weist auf England, und sagt ein großes Wort, indem er bemerkt, Englands Regierung habe wichtigere Dinge zu thun, als (im continentalen Sinn) zu regieren. „Diejenigen, die mit Mißtrauen und Abneigung auf das Treiben der Parlamentsregierungen blicken, finden in nichts einen so reichen Stoff zu bald spöttischen, bald feindseligen Bemerkungen, als in dem öfteren Ministerwechsel, der namentlich in England und Frankreich bemerklich ist. So las ich einmal in einer Flugschrift eines preußischen Publicisten die Bemerkung: dem Verfasser schaudere bei dem Gedanken, daß die preußischen Minister alle zwei Jahre wechseln könnten; diese Zeit brauche ja der Geschäftsmann nur, um sich in sein Fach hineinzuarbeiten. Er würde sich vielleicht noch mehr entsezt haben, wenn er daran gedacht hätte, daß William Pitt mit 23 Jahren Kanzler der Schatzkammer und mit 24 Jahren Premierminister von Großbritannien war. Denn in diesen Jahren ist man ja in Preußen kaum zum Regierungs-Auscultator reif. Und was ist Pitt für ein berühmter Staatsmann geworden! Man tadelt heutiges Tages sein System; die Whigs wenigstens, die Reformers und Radicalen tadeln es. Aber er würde kein anderes System ergriffen haben, wenn er auch älter ins Amt gekommen wäre. Doch jener Schriftsteller hat in seiner Art Recht, wenn die Minister bloße Geschäftsmänner und vorzugsweise Geschäftsmänner seyn sollen. Die Minister Frankreichs und Englands sind Staatsmänner; eine Eigenschaft, die ich den Preußischen, deren Geist und Wirken freilich nur ihre nächsten Umgebungen kennen lernen, keineswegs absprechen mag. In England wird — und dies ist der größte Segen seiner Parlamentsverfassung — so wenig verwaltet, daß die Minister nicht Geschäftsmänner zu seyn brauchen. Ich halte es für einen Hauptnutzen, den das englische Parlament gebracht hat, daß es die Regierung mit so viel andern Sachen beschäftigte, daß sie zum vielen Regieren gar keine Zeit behielt. — In Frankreich sind die Posten, zu denen man Geschäftsmänner braucht, so ziemlich fest und der Wechsel trifft meist nur die Beamten, die mit der Leitung der inneren Politik beauftragt sind. Die eigentliche Aufgabe der Minister aber: ein festes und großartiges System einem vielbewegten Volksleben gegenüber im Innern und Aeußern zu bewahren, bedarf zu ihrer Lösung wahrhafter Staatsmänner. In diese Aufgabe sollen sich die Minister nicht erst in den ersten zwei Jahren nach Uebernehmung des Portefeuille hineinarbeiten, sondern sie haben in England die würdigste Vorbereitung darauf, indem sie von Jugend auf an den großen Angelegenheiten ihres Vaterlandes freudigen Antheil zu nehmen gewöhnt wurden; in der Verfolgung der Parlamentsverhandlungen und in eigner Theilnahme an politischen Bewegungen eine theoretische und praktische Schule der Politik besaßen; in den öffentlichen Gerichtssitzungen sich in freier Rede übten und als Parlamentsglieder die Proben ihrer Einsicht und ihres Willens ablegten. Freilich wenn man an den Geschäftskreis eines deutschen Ministers denkt, so möchte man selbst bei dem Gedanken an zweijährlichen Wechsel schaudern. Aber vielleicht bliebe er nicht so, wie er ist, wenn dieser Wechsel stattfände und das wäre vielleicht auch nicht übel. Der große Kaunitz sagte einmal: er wolle lieber, man werfe ihm vor, den ganzen Tag Papierschnitzel gemacht, als einen Brief nur geschrieben zu haben, den ein Anderer hätte schreiben können. Uebrigens hat Preußen in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts die Erfahrung von solchen Ministerwechseln gemacht und seine damalige Politik hat den Geist, sein Schicksal die Folgen derselben bewährt. Es kann auch hier von dem Parlamentsstaate auf den Absoluten gar kein Schluß gezogen werden. In dem Lezteren könnte ein öfterer Ministerwechsel nur die Folge von Hofintriguen, Fürstenlaunen, oder äußeren Rücksichten seyn, während er in dem Ersteren eine tief begründete politische Nothwendigkeit ist. Das heißt, es liegt nicht in dem Wesen dieses Staats, daß dieser Wechsel zu jeder Zeit eintrete, aber wenn er eintritt, so tritt er nicht ohne Grund ein. In dem

Digitized by Google

absoluten Staate würde er ein planloses Schwanken herbeiführen, weil in ihm die Minister den Geist des Staatslebens bestimmen und gern auch den Geist des Volkslebens, dem sie unbewußt huldigen, bestimmen möchten. In dem Parlamentsstaate fördert er die natürliche Entwicklung des Staats, weil bei ihm der Geist des Staatslebens über die Personen der Minister entscheidet. So haben in England die ganze Zeit hindurch, wo Englands heiligste Interessen es gebieterisch forderten, daß es die Seele des Kampfes wider die Tendenz der Revolution zur Universalmonarchie bleibe — denn nur diese Tendenz und nicht die Revolution an sich hat England bekämpft — die Tories mit siegender Gewalt das Regiment geführt und die Opposition der Whigs diente nur dazu, die Grundsätze der Freiheit zu behaupten und verderbliche Folgerungen des Regierungssystems abzuwehren. Diese Opposition ward stärker, wie die Nothwendigkeit jenes Systems allmählig aufhörte; und wie Englands Interesse eine leitende Theilnahme an den Bewegungen des Festlandes bedingte, damit das Unvermeidliche in Ruhe herbeigeführt werde, ward Canning die Seele des Staatslebens. Sein frühzeitiger Tod, die Schwäche seiner unmittelbaren Nachfolger und die Thorheit der Torys, die sein System, was sie im Inlande unwillig fortführen mußten, gegen Außen verläugneten, oder doch nur bruchstücksweise, dem Zwange der Nothwendigkeit, nicht der Ueberzeugung nachgebend, anerkannten, haben mehr Schuld an den Unruhen der lezten Jahre gehabt, als Karls X. Ordonnanzen und das Hirngespinnst der Propaganda. Als das Erkenntniß, wohin dieses System führe, die Tories vom Ruder brachte und die Schließung eines innigen Bundes mit Frankreich zur politischen Nothwendigkeit für England wurde, nahmen die Whigs ihre Stellung ein, die allein Sympathie, vielleicht nicht immer mit den französischen Machthabern, aber mit der politischen Aufgabe beider Reiche haben konnten. Tristiger noch der Grund, daß nur die Whigs die Regierung in dem Geiste führen konnten, wie das innere Staatsleben sie verlangte, daß sie also ans Ruder gelangen mußten, als die Nothwendigkeit verschwunden war, welche die Stimme des inneren Bedürfnisses überhören gemacht hatte. Sie wurden Minister, sobald sie es werden konnten. Der flüchtige Wechsel einer kurzen Zwischenperiode, der das Ministerium Peel hervorrief, war ein Versuch, dessen Fehlschlagen die Begründung der Nothwendigkeit neu bewährte. Die Whigs würden ihren Gegnern weichen, wenn Frankreich, ungereizt und ehrsüchtig, die alten Eroberungspläne wieder aufnähme. Denn dann würde ein höheres Interesse alle untergeordneten, wenn auch noch so wichtigen, verstummen machen. In Frankreich hat zuweilen Laune den Ministerwechsel bestimmt, weil hier noch manche Elemente des Absolutismus dem Staatsleben beigemischt sind. Doch seit der Juliusrevolution ist auch hierin ein höherer Plan bemerklich. Louis Philipp bedurfte zuerst eines Ministeriums, was alle Parteien zu befriedigen geeignet sey und zugleich dem Auslande Vertrauen und Achtung einflöße. Darum war das erste Ministerium ein gemischtes, und die Stellung gegen das Ausland sprach sich durch die Wahl des Grafen Molé aus. Dieser könnte das Portefeuille zurückerhalten, wenn Frankreich genöthigt würde, eine gewaffnete Defensive zu ergreifen; würde es zum Angriff gereizt, vielleicht mit England entzweit, so könnte Bignon Minister werden. Louis Philipp hatte zu früh auf die Beruhigung der Bewegung gerechnet; die Ereignisse im Auslande und der Ministerproceß erhielten die Aufregung; er brauchte ein Ministerium, was populär sey und zugleich zeige, wohin die damalige Richtung führen müsse; das war das Ministerium Lafitte. Damit aber das Ausland beruhigt werde, gegen welches damals die Revolutionen schüzten, ward der gefällige Sebastiani Minister des Aeußern. Als die Träger der politischen Macht in Frankreich das Bedürfniß der Ordnung und Ruhe fühlten und eben dadurch die Herstellung derselben möglich machten, übernahm Casimir Perrier diese Aufgabe. Er starb; der König persönlich führte das Begonnene durch, und als die Ueberzeugung verbreiteter ward, daß er die Bürgschaft der Ordnung sey, konnte er ein Ministerium nach seinem Sinne wählen, dessen ganzes System wohl, nicht aber seine einzelnen Bestandtheile, in der That eine Zeit lang eine politische Nothwendigkeit war und das fallen wird, wenn die Ueberzeugung sich geltend macht, daß es sein System über die Dauer der Nothwendigkeit verlängert. Doch die deutschen Verhältnisse erlauben es nicht, bei der Ernennung der Minister die Grundsätze zu befolgen, die in England und Frankreich gelten. Hier also nicht von den Ministern, sondern von den Ministerien."

Die deutschen Ministerien haben zu wenig mit dem großen Ganzen der Weltpolitik zu thun, beschäftigen sich daher desto mehr mit dem Administriren und fallen in die Fehler des trop regner. Zwei Mittel sind dagegen, Parlamente und ein tüchtiges und unabhängiges Gemeindewesen. Der Verfasser weist sehr scharfsinnig nach, daß eins ohne das andere nichts hilft. Parlamente und Municipaldruck in Frankreich helfen so wenig als Municipalfreiheit ohne Parlamente in Deutschland.

Das Endresultat ist: der Staat wird um so mächtiger und freier seyn, je mehr sich die Centralregierung nur mit den großen allgemeinen und äußern Angelegenheiten beschäftigt, alles Kleine aber dem wohlgeordneten Gange der Natur, d. h. die Gemeinden und Privaten so weit es ohne Nachtheil des Ganzen nur möglich ist, sich selbst überläßt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

№ 44. Montag, den 30. October. 1826.

Deutsche Literatur.

Gedichte von Wilhelm Müller. Erster Theil. Berlin, bei Carl Wilhelm Müller. 1821. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wilhelm Müller ist ein Dichter, der sich durch seine Gedichte, wie durch seine Persönlichkeit, gleich sehr auszeichnet. Er

er, durch überspannte Anstrengung seiner Kräfte, den Grund zu einer Kränklichkeit, mit der er den übrigen Theil seines Lebens zu kämpfen hatte. — Inhaber eines Vermögens, welches ihm Unabhängigkeit und eine sorgenfreie Zukunft zusicherte, schied er endlich im April 1819 aus den Armen seiner rigischen Freunde. — Er athmete freier und heiterer, als er Deutschlands Boden betrat; als er wieder der Unterhaltung mit den Weisen und Künstlern des Zeitalters genoß; und ungehemmt in Blüthen und Früchten der Literatur schwelgen konnte. Doch bald fand er auch im damaligen Deutschland für sein Gemüth etwas Unwirthliches, Unheimathliches. Unter den düstern Fittigen der heiligen Allianz wehte ihm schwüle, beengende Luft. Wohin er kam, begegneten ihm durch Parteigeist aufgeregte Menschen. Es waren die Tage, da der Dichter Kotzebue durch den Dolch Sands gefallen war. Er mochte nicht unter den Deutschen länger weilen. Er begab sich ins südliche Frankreich, um sein' Gesundheit unter mildern Himmel erstarken zu lassen. Unbefriedigt kehrte er nach beinahe einem Jahre zu mir zurück, brachte einen Theil des Sommers (1821) in verschiedenen Gegenden der Schweiz zu; ging (im Herbst 1821) nach Paris, wo er im Umgang mit Oelsner, Schlabrendorf, Stapfer und andern Weisen und Geschäftsmännern herrliche Tage verlebte, aber wieder zurückkam, um in den Heilquellen von Baden-Baden seine Genesung zu suchen. Diese schienen ihm zusagend; er siedelte sich endlich dort, und abwechselnd in Karlsruhe, fast ganz an." In dieser Periode lernte Referent ihn kennen und lieben. Jochmann war einer der feinsten und humansten Gesellschafter, voll Verstand und Geist, die durch einen tief melancholischen Zug seines Wesens noch mehr Folie erhielten. Er begann damals sein literarisches Wirken, gab zuerst das Werk über die französische Kirche, dann die scharfen Betrachtungen über den Protestantismus, ein aphoristisches Buch über die Sprache und zuletzt seine geistreichen Briefe über die Homöopathie heraus. Er glaubte nämlich, durch die Homöopathie von seinen langen Leiden geheilt zu seyn, schrieb in der frohesten Laune sein Buch und starb fast unmittelbar darauf. Alle seine Bücher erschienen anonym; alle sind ausgezeichnet durch Geist und tiefes Gefühl, das sich jedoch nie weichmüthig, sondern immer nur in scharfen Sarkasmen zu erkennen gibt.

Wenn ein solcher Geist überhaupt klassificirt werden darf, so möchten wir ihn neben Börne und Jassoy setzen. Er leidet am Schmerz und Groll der Zeit und äußert sich so bitter wie Börne, doch nie so persönlich beleidigend, so studirt jakobinisch, sondern immer mit der Feinheit eines Weltmanns, mit der Würde eines Staatsmanns, der es verschmäht, in den kleinen Kriegen des Pöbels gegen die Polizei den Anführer zu machen. Er führt nur Principe an, die Personen und das Formelle genirt ihn nicht. Mit Jassoy hat Jochmann die Kenntnisse, den praktischen Geschäftsblick gemein.

Der erste Band der Reliquien enthält Erinnerungen aus England, kleine witzige Bemerkungen, zum Theil sogar sentimentale:

„An Jenny, in Reading.

Immer ward ich noch krank, verließ ich die gastliche Stätte,
Ist die Waare daran, ist die Verkäuferin Schuld?
Nie genoß ich zu viel, was du mir freundlich geboten,
Ward ich dessen zu voll, was du nicht hast und doch gibst?

Jenny, at the white hart, gehört zu den seltensten Naturschönheiten des Städtchens Reading, an den Ufern des Kennet, und doch nennt sie keine Geographie, kein Guide du voyageur; in wenigen Jahrzehnden vielleicht kaum ein Leichenstein."

Dann folgen Silhouetten französischer Revolutionsmänner, z. B. von Mirabeau: „Denken Sie sich," sagte Mercier einst in seinem gewöhnlichen schleppenden Tone zu einem Frauenzimmer, welches fragte, wie Mirabeau ausgesehen habe: „Denken Sie sich die Physiognomie eines Löwenkopfes mit Pockennarben besprengt." — „Und mit gepuderter Mähne!" fügte Baggesen hinzu, als er das bizarre Gleichniß erzählen hörte. Seine Gesichtszüge, in der Ruhe, verkündeten einen Mann, der zu Allem fähig seyn konnte. Sie verschönerten sich im Feuer der Beredsamkeit, wenn er erhabene Gegenstände berührte. Es umstrahlte ihn eine unnennbare Verklärung. Es war ein Prophet des Alterthums, ein Aristides oder Gracchus. Aber beherrschte ihn der Leidenschaften böser Geist, so verzogen sich seine Geberden widerlich und schreckhaft; das schwellen und Zucken seiner Muskeln drohte Unglück; sein Gesicht wurde bleich und mißfarben. — Oelsner, der nicht glauben wollte, daß Mirabeau Verfasser seiner eigenen Schriften und Reden gewesen sey, und behauptete, Talleyrand besäße das ganze Verzeichniß der wahren Autoren, nannte ihn nur ein Ideen-Vampyr." — Ich weiß wahrhaftig nicht, ob das ein Vorwurf seyn soll? Sind nicht alle bessere Köpfe Ideen-Vampyre, welche sich durch fremde Gedanken nähren und mehren und den Reichthum der Geisterwelt in ihr eigenes Ich verwandeln? „Seine Fehler scheinen darum größer, sagte Monnier: weil sie eben die seinigen waren." Auf einem Prachtbilde fällt jeder Makel in die Augen, der auf einem Sudelgemälde kaum bemerkt wäre. Viele Zeitgenossen schien Mirabeau von minder

Digitized by Google

großem Charakter, als Napoleon, vielleicht weil lezterer ihnen allen näher stand. Aber so kann auch der nähere Berg, wär er auch kleiner, den dahinter liegenden größern verdecken. — „Er hatte sich," sagte Schlabrendorf, „im Zauberbecher des Nachruhms berauscht. Er wollte einen europäischen Namen haben, und sein großer Verstand zeigte ihm, daß bloße Schlechtigkeit zu solchem Ruhme nicht führe. Daher war ihm zu trauen. Er konnte lüderlich, aber nicht gemein und niederträchtig seyn. Er besaß zu viel Geist dafür. So durfte er sagen: „La cour m'achète, mais je ne me vends pas." — Besser kannte dieser Mann, denn jeder Andere zu seiner Zeit, den wahren Hebel aller Revolution. „Donnez-moi une bête brute, j'en ferai bientôt une bête féroce!" rief er einst; und diese wenigen Worte enträthseln alle Gräuel der französischen Revolution. Priesterschaft und Adelschaft hatten in ihrer dummen Schlauheit um die Wette gearbeitet, das Volk in seiner Brutalität zurückzuhalten, indem sie es vor edlern Genüssen der Civilisation bewahrten, aber sie hatten damit nur die Revolution und ihren eigenen Untergang vorbereitet. Sie hatten keine Menschen erziehen wollen; darum wurden sie von Bestien zerrissen."

An diese Charakterschilderungen reiht sich auch die des Grafen von Schlabrendorf, des berühmten Einsiedlers von Paris, der schon im dritten Jahrgange des Raumer'schen Taschenbuchs einen Biographen gefunden hat. Hier werden Bruchstücke aus seinen Gesprächen mitgetheilt. Z. B. folgende Prophezeihungen: „Wir leben in den Zeiten der Träume und Prophezeihungen, weil keiner mit der Gegenwart zufrieden ist, und jedermann das Ende des europäischen Romans voraus wissen möchte. — Der Jesuitengeneral Ricci, unter welchem Clemens XIV. den Orden der Gesellschaft Jesu aushob, soll geweissagt haben: die Türken würden ihre Pferde am Dome von Köln anbinden. Dann aber kämen bessere Zeiten und das tausendjährige Reich. — In Preußen trägt man sich, wie man mir sagt, jezt mit einem Traume Friedrichs II., der mir bedeutsamer scheint, als die Offenbarung Ricci's. „Mir träumte," soll der König einmal erzählt haben: „es sey mir Lust angekommen, zu wissen, was lange nach meiner Zeit vorgehen werde; habe mich zu dem Ende mit Speise und Geld versehen, in eine abgelegene Gegend begeben, und da einen Epimenides-Schlaf gehalten. Als ich erwachte, waren die Speisen fort; doch hatt' ich das Geld noch. Ich ging auf die Landstraße und wußte nicht mehr, wo ich war? Zum Glück begegnete mir ein Bauer, den ich um den Weg zum nächsten Ort fragte. Er gaffte mich dumm an und schwieg. Als er mir den Rücken zuwenden wollte, bot ich ihm einen Friedrichsd'or an, um den Kerl geschmeidiger zu machen. Er besah das Geldstück von allen Seiten, wunderte sich und sagte: „dies Geld kann man hier zu Lande nicht gebrauchen. Das kennt Niemand. Ihr müßt von unserer Sorte haben, wenn Ihr nicht Hungers sterben wollt." Dabei griff er in die Tasche und zeigte mir einige — russische Kopeken. Er verließ mich und ging zu seinem Ackerfeld, wo er seinen Pflug hatte, vor welchem einige Menschen angespannt waren. „Oho!" rief ich: „ist es hier Sitte, Menschen an den Pflug zu spannen?" — „Warum nicht?" entgegnete der Bauer: „Sie sind wohlfeiler und nüzlicher, als anderes Zugvieh." — „Aber lassen sich denn die Leute das gefallen?" rief ich. „Warum nicht?" antwortete er! „Man kann es ihnen schon beliebt machen!" und zeigte lächelnd auf seinen Kantschuh. — „Ich lief in meiner Angst durch manches Dorf. Jedes bestand aus einem prächtigen Schloß, einigen Kirchen und Klöstern und einer Menge unfläthiger niedriger Ställe. In diesen wohnten die Unterthanen des Edelmanns. Ich kam in die Hauptstadt. Viel Luxus. Aber das Heiligste und Edelste war ins Gemeine und Ekelhafte travestirt. Mir war zu Muth, wie einem frommen Christen, dem man in Kamschatka, beim heiligen Abendmahl, in Ermanglung von Brod und Wein, gedörrten Fisch und Branntwein darreicht. — Wo bin ich denn? schrie ich. Und ich wachte auf." Aus Schlabrendorfs Gesprächen werden auch Erinnerungen an die berühmten Abenteurer Hompesch und Trenk mitgetheilt. Man thut einen Blick in die Revolutionszeit, der in mancher Beziehung lehrreich ist: „Beim Ausbruch der französischen Revolution befand er sich in Aachen. Hier redigirte er eine Zeitung. Damals schrieb er an den Baron Hompesch, der im Gefolge des Königs von Preußen als Major stand, er solle sich für ihn beim König verwenden, in dessen Dienst er zu treten wünschte. Natürlich vergaß er dabei nicht, an die Wichtigkeit seiner Person hinreichend zu erinnern; man müsse sich bald entschließen und nur nicht mit dem Gelde knausern wollen. Er glaube, ohne alle Eitelkeit wohl bemerken zu dürfen, daß ein Mann, wie er, wenigstens 10,000 Mann werth sey. Schlage man nicht ein: so biete er den Franzosen seine Dienste an. Das wäre für Preußen ein Verlust von 10,000 Mann, eben so viel Gewinn für die Franzosen; folglich ein Nachtheil von 20,000 Mann preußischer Seits. — Man schlug trotz dem nicht ein. Trenk kam also nach Paris, wo er vor

Wohlfahrts-Ausschuß, durch Alquier, die Vollma[illegible]a zur Errichtung einer Freischaar erhielt. Unterdesser[illegible]ht großer Mittellosigkeit, übernahm er ein Journal [illegible] in welchem er den Franzosen die geheime Kunde, [illegible] in er von allen europäischen Höfen zu besitzen vor[illegible] welche sehr schlechtem Französisch mitzutheilen suchte. [illegible]eb, in log aber, auch wenn er Wahrheit sagen wollte. Trenk

— Eines

Tages kam er zu mir, klagte mir seine Noth und verlangte ein kleines Darlehn von mir. „Ich habe für mein Journal nur sieben Subscribenten!“ sagte er. Kaum war er fort, so trat Forster herein. „Er lügt!“ rief Forster: „Ich komme so eben von seinem Buchhändler, der mich versichert, daß er nur drei Subscribenten habe!“ — Trenk behauptete auch, Thomas Payne's Common sense ins Ungarische übersezt zu haben. — „Wie? ins Ungarische?“ rief Hompesch, dem ichs erzählte: „Nicht einmal ungarisch fluchen kann er!“ Als wenn das die Anfangsgründe der edeln Madscharensprache wären. — Ich sah den Freiherrn von der Trenk das erste Mal bei Alquier, einem schwachen Manne, den ich schon früher gekannt, und der damals Präsident des Wohlfahrts-Ausschusses war. Ich kam zu ihm, um ihm den Mainzer Wedekind zu empfehlen; ihm eine Anstellung zu verschaffen. Der Besuch war in jeder Hinsicht ein unglücklicher und hat wahrscheinlich so gut, wie der liebe Ehrmann, zu meiner nachherigen Verhaftung beigetragen. Den ersten Tölpelstreich spielte mir dabei ein Diener, der so albern war, mich als Mr. le comte de Schlabrendorf zu melden. Man bat mich, im Vorzimmer einen Augenblick zu warten. Bald darauf sah ich aus Alquiers Cabinet einen langen hagern Mann in einem hellfarbigen Ueberrock treten. Wedekind stand bei mir und flüsterte: „Mein Gott, wie kommt der hieher!“ — Gleich darauf sagte mir Alquier, daß das Trenk gewesen und was er gewollt. Erst später erfuhr ich, daß Trenk, als in Alquiers Cabinet mein Name genannt worden wäre, aufgefahren sey und sich nicht genug über meinen Aufenthalt in Paris habe wundern können. Das war das zweite Unglück! — Die Strudelköpfigkeit dieses Mannes war grenzenlos. Mehr als einmal rief er mir im Palais-Royal schon von weitem die unvorsichtigsten Dinge auf Deutsch zu, z. B. „Gute Nachrichten! Wimpfen wird bald in Paris seyn!“ und dergleichen mehr, als wenn mit solchen Reden nicht Lebensgefahr verbunden gewesen wäre. Auch brachte ihn seine Unbehutsamkeit ins Verderben, nachdem ihn eine erste Verhaftung, der er wieder entlassen worden war, umsonst gewarnt hatte. Er war bestimmt, durch seine Unbesonnenheit, beinahe 70 Jahre alt, das Leben zu verlieren. Bei prahlerischer Lust zu glänzen, brachte er seine Rechthaberei nirgends übler zu Markt, als damals in Paris. — Ich hatte in der Revolution oft Gelegenheit, mir eine goldene Klugheitsregel einzuprägen, die nämlich, niemals ganz Recht zu behalten. Nichts erbittert das leidenschaftlich gereizte Vorurtheil so sehr, als eine triumphirende Widerlegung. Man muß nur entschuldigt, nie gerechtfertigt erscheinen wollen. Ich war bei Custine's Proceß gegenwärtig. Nichts schadete ihm so sehr, als die Geistesgegenwart und Ueberlegenheit, mit der er jeden Anklagepunkt zu Schanden machte. Das Volk und die Richter wurden dadurch mehr beleidigt und aufgebracht, als durch die anerkannteste Schuld. „Voyez, comme il a de l'esprit!“ hörte ich unter den Zuhörern rufen: „Ah, le bougre, mais nous le tenons!“

Wie von Schlabrendorf werden nun auch von Oelsner, einem gleichfalls in Paris eingebürgerten nicht unberühmt gebliebenen Deutschen, Aeußerungen und Charakterschilderungen aus der Revolutionszeit mitgetheilt. Den Schluß dieses Theils macht ein langer Aufsatz über Robespierre, über den endlich genug geschrieben ist, und eine Abhandlung über die Bürgschaften der englischen Verfassung.

Der zweite Band beginnt mit einem Aufsatz über Oeffentlichkeit, dann folgt einer über die Glücksspiele. Dann wieder politische Glossen, aphoristisch. Ein langer Aufsatz über Englands Freiheit beweist von Neuem, mit welch besonderm Interesse sich der Verfasser mit dem schönen Lande beschäftigt, dem unter allen andern das Prädikat Freiheit am besten anpaßt. In den darauf folgenden Betrachtungen über Religion, Dogma und Priesterthum ist leider zwischen Christenthum und Kirchenunfug nicht scharf genug unterschieden. Dies ist ein Fehler, in den sehr viele aufgeklärte Kosmopoliten gefallen sind und noch fallen. Weit entfernt, den schmutzigen Consequenzen des krassesten Materialismus, der Rehabilitation des Fleisches, der Emancipation von aller Moral das Wort reden zu wollen, vielmehr nur die edelste Humanität und Gesittung bezweckend, werden diese Wohlwollenden doch unwissend immer die Gewährsmänner jener Elenden, die das Christenthum mit frecher Rohheit verfolgen. Sie vergessen, indem sie den Mißbrauch des Heiligen angreifen, das Heilige selber zu schützen. Sie vergessen, daß es immer derselbe geistige Pöbel ist, der heute in einer Bonzenkutte dem gröbsten Aberglauben, und morgen als Sanskulotte dem gröbsten Unglauben dient, und daß es darauf ankommt, dem Siege dieser Pöbelhaftigkeit in beiden Richtungen zu begegnen, nicht die arme Menschheit nur aus einem Extrem heraus und ins andre hinein zu treiben. Schon Luther sagte, die Welt ist ein betrunkener Bauer, hilft man ihm von einer Seite aufs Pferd hinauf, fällt er von der andern wieder herunter. Wer ihm forthelfen will, muß es verstehen, ihn ins Gleichgewicht mit sich selbst zu bringen. — Den Schluß bilden Bemerkungen über die Metamorphosen des französischen Staates, und über das Centralisiren und Föderalisiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

№ 103. Freitag, den 29. October. 1830.

Deutsche Literatur.

Gedichte von Ludwig Uhland. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1830. 2 Bände.

Uhland ist ein Dichter, der sich nicht durch Neuheit und Originalität, sondern durch Innigkeit und Wahrheit auszeichnet. Er

gründeten sich auf einen wesentlichen wirthschaftlichen Unterschied. Wo die niedere Volksklasse wohlhabender war, ließ sie sich in das Zinsverhältniß ein; war sie arm, so trat sie in den Halbpacht (coloni partiarii bei den Römern, metayer bei den Franzosen. Die Engländer haben dafür keinen Namen). Hier schießt nämlich der Gutseigenthümer das Betriebscapital vor, dort ist der Bauer zugleich der Capitalist. Allmählich wandelte sich die Leibeigenschaft in andern Ländern, als die gänzliche Abhängigkeit der Bauern von dem Gutsherrn beinahe in Werthlosigkeit sich auflöste, ja im Gegentheil der verständige Gutsherr und die Regierung in der Auflösung jenes Verhältnisses ihren Vortheil einsehen mußten, in ein Zinsverhältniß um; zunächst wurde das Gut dem Bauer auf eine gewisse Reihe von Jahren oder auf unbestimmte Zeit nach Herrengunst verliehen; der Bauer war jezt zwar nimmer leibeigen, aber sein Zustand gewissermaßen precairer als vorher. Denn als Leibeigener hatte er doch nicht ins Blaue hinausgeschickt werden können. Dies Verhältniß ging in das Fall- oder Schupflehen-, dieses in das Erblehenverhältniß über. Der leztere Zustand war dem Eigenthum am nächsten gerückt. In England breitete sich ein Pachtverhältniß aus, das der Ausbildung der Landwirthschaft in diesem Lande vor andern günstig gewesen ist: der Pacht auf eine lange Reihe von Jahren, gewöhnlich 99; es war dieser Pacht auch schon im römischen Reiche versucht worden. Während dies Verhältniß in England die wohlthätigsten Folgen gehabt hatte, gereichte es in Irland zum Verderben. Der Grund liegt vorzüglich in dem Umstande, daß die Güter in England nur in größern Portionen verpachtet wurden; so daß nur mit Kapital versehene intelligente Landwirthe in deren Besitz kamen, während man in Irland die Güter in den kleinsten Stücken verpachtete, dadurch eine ungeheure Concurrenz von vermögenslosen Pächtern herbeizog, was der Ruin der Landwirthschaft und der irländischen niedern Volksklasse überhaupt wurde. Alle diese verschiedenen bäuerlichen Verhältnisse traten aber nicht gleichzeitig und allgemein in den verschiedenen Ländern ein, die verschiedensten Arten waren in demselben Lande da mehr, dort weniger zu finden. Auf die Vertheilung der Grundstücke hatten sie verschiedenen Einfluß. In fruchtbaren Gegenden, wo die kleinen Grundstücke den Anblick eines reichen Ertrags gewährten und die Bevölkerung stets im Wachsen war, entschlossen sich die Gutsherrn, ihre größeren Höfe vertheilen zu lassen, weil sie mehr Gewinn dadurch erwarteten. Aber noch mehr gingen die Regierungen durch Vertheilung ihrer Domänengüter mit dem Beispiele voran. Nicht nur die Abgaben mehrten sich, sondern auch bedeutend die Bevölkerung. Und darin glaubte man den Schlüssel zu allem Fürsten- und Völkerwohle gefunden zu haben. Eine reizende Aussicht waren *viele Soldaten*. Namentlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kam dieser Ansicht auch die Theorie mächtig zu Hülfe. Alle politischen Schriftsteller sprachen von Vertheilung der Domänen, der Güter der Geistlichkeit und des Adels. Die Ansprüche der Menschenrechte gaben der Sache einen Heiligen-Schein. Schon Friedrich der Große sprach in einer Cabinetsordre, seine Zeit und sein Interesse erkennend, aus: „er sey es müde, über Sklaven zu herrschen.“ Den Adeligen, die hie und da es unternahmen, mehrere Bauerngüter wieder in eins zusammenzuziehen, weil sie glaubten, Einer Familie mehr von ihrem Ertrag nehmen zu können, als mehreren, verbot er dies bei einer Strafe von 100 Ducaten. Endlich in der berühmten 4ten Augustnacht brach zu Paris die Flamme aus. Mit allgemeiner Begeisterung wurde von der Versammlung der Nation beschlossen und verkündet, daß von nun an im ganzen Umfange des französischen Reichs die Feudalrechte abgeschafft seyn sollen. Der größte Theil des Volks, bisher unter der Vormundschaft des Herrn, dessen Gut sie bebauten, wurde in Eigenthümer, vollberechtigte Staats- und Gemeindebürger umgewandelt; der größte Theil derselben bekam Staats- und gemeindebürgerliche Wahlrechte.“ Sodann führt der Verfasser weiter aus, was seitdem in einzelnen Staaten für Ablösung der bäuerlichen Lasten weiter geschehen, und schließt diese Einleitung mit einem sehr schätzbaren Verzeichniß der bereits über diesen wichtigen Gegenstand geschriebenen Werke.

Sodann entwickelt er seine Theorie, gestüzt auf die bisherigen Erfahrungen, und handelt zuerst von den geschlossenen *großen* Gütern, und von dem Einfluß derselben auf die Landwirthschaft selbst, auf die Bevölkerung, auf die geistige und sittliche Kultur und dadurch auch auf das Staatsleben überhaupt und zunächst auf die Finanzen. Hierauf wird auf dieselbe Weise der Einfluß der *kleinen* Güter erörtert und beide werden mit einander verglichen. Der Verfasser verkennt nicht das mannichfache Gute, was sich an das System der großen Güter knüpft; allein er gibt doch dem der kleinen (nur nicht in der Uebertreibung) den Vorzug, weil die Zunahme der Bevölkerung und die moderne Entwicklung des Staatslebens es gebieterisch verlangen. „Wenn das Einzelnwohnen auf Höfen den moralischen und religiösen Sinn mehr erhält, als das Zusammenwohnen in größern Gemeinden (weniger Eitelkeit, Eifersucht, Gelegenheit zu Ausschweifung); wenn dort ein Scandal weniger auf eine große Menge von Einfluß ist; wenn öffentliche Blätter dort weniger den Sinn verrücken als hier; wenn Branntwein-, Bier- und Weinschenken dort seltener nachtheilig wirken; wenn dort die Städte ferner sind, ihr Luxus, ihre Verderbniß weniger hinaus dringt auf das Land; wenn mit einem Wort dort ein einfacheres,

Digitized by Google

gemüthliches Naturleben vorherrscht: so wirkt hier die tüchtigere Schulbildung, die Nähe des Predigers, der häufigere Kirchenbesuch, die größere Selbstständigkeit, die äußere Sitte und Beobachtung von Andern wohlthätig; und wenn freilich mit der Zunahme der Bevölkerung und Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens mit den Lichtseiten auch die Schattenseiten größer werden, so muß man doch diesen Zustand, wie den Zustand des Sündenfalls, dem des Paradieses vorziehen. Das Leben wird bewegter, aber größer. Man muß ihn namentlich vorziehen, wenn man die Folgen bedenkt, die aus der Armuth der Taglöhnerklassen, den ungleichen Erbportionen der Kinder der Gutsbesitzer um so nachtheiliger hervortreten, je mehr der Luxus und die Verstandesaufklärung auch auf jene patriarchalischen Höfe dringt; je mehr die Zahl der Taglöhnerklasse anwächst, und die Noth den Einzelnen veranlaßt, sich an Habe und Gut der Andern zu vergreifen. Dieser Geist des Neides und Hasses gegen den Reicheren wird aber immer mehr jene große arme Klasse ergreifen, und ein höchst gefährliches Element in das Volksleben bringen, je mehr mit dem Wachsthum der Arbeiterklasse der Lohn sinkt, und die Möglichkeit ihrer Verheirathung und häuslichen Niederlassung schwindet. — Die Theilbarkeit befördert den Anbau des Bodens, und schafft eine große landbautreibende Bevölkerung, die durch den Besitz eines festen Eigenthums eine solide und breite Grundlage für die gesellschaftliche Pyramide bildet. Durch die Theilbarkeit der Güter ist in den gesellschaftlichen Organismus das Princip des Wachsthums, der Entwicklung und Bewegung gelegt; während die Untheilbarkeit diesem Princip entgegentritt. In der Entwicklung und geistigen Bewegung aber besteht das Leben und die Kraft. Hier sind mehr Talente, mehr materielle Mittel, mehr tüchtige waffenfähige Männer. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß Staaten, in welche dieses Princip der gesellschaftlichen Entwicklung aufgenommen ist, sicherer und schneller zu einer Macht aufsteigen und auf festerer Grundlage ruhen, als Staaten, wo die Untheilbarkeit einer natürlichen Entwicklung Schranken sezt, und diese Entwicklung von außen erst Anstoß erhalten muß oder erhalten hat, und von Kräften genährt wird, die außerhalb ihrer Grenzen liegen." Es versteht sich übrigens von selbst, daß der Verfasser die allzu große Theilbarkeit mißbilligt, weil die allzu kleinen Portionen, wie Irland bewiesen hat, nothwendig zulezt an den Bettelstab bringen.

9) Neue Untersuchung der Nationalökonomie und der natürlichen Volkswirthschaftsordnung, von J. Schön, Prof. in Breslau. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1835.

Die Nationalökonomie ist eine noch sehr neue Wissenschaft. Ihre Wichtigkeit wird allgemein anerkannt aber in den Resultaten ist man noch nicht einig. Eine Orientirung in dieses verwickelte Gebiet ist daher sehr mit Dank zu erkennen, und das vorliegende Werk gewährt dieselbe in einer seltenen Klarheit. Der gelehrte Verfasser beginnt mit einer geschichtlichen Einleitung, verfolgt alle bisherigen Ansichten, vergleicht sie und führt auf diese Weise die Betrachtung ungezwungen durch alle Irrthümer hindurch zu dem hin, was als Wahrheit übrig bleibt.

Er zeigt, daß die Alten noch keinen Begriff von Nationalökonomie hatten, und daß selbst Aristoteles, der Einzige, der die Oekonomie philosophisch auffaßte, nichts weniger als tief eingedrungen war; er weist ferner nach, daß auch im Mittelalter, einige sehr interessante Ansichten des berühmten Thomas von Aquino abgerechnet, völlige Unwissenheit und Gleichgültigkeit in Betreff der Nationalökonomie obwalteten. Wie man nun endlich die bisher wild aufgewachsenen und eben so wild vergeudeten Volkskräfte methodisch erhalten, vermehren und richtig anwenden lernte, zeigt der Verfasser in Folgendem: „Die neuere Zeit mußte gleich Anfangs eine klarere Anschauung der Volkswirthschaft begründen, denn schon in dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert fielen Ereignisse vor, welche die Fundamente einer bessern Erkenntniß herbeiführen. Die Kreuzzüge hatten die ökonomischen Thätigkeiten aufgeregt; Gewerk und Handel erblühten in allen Ländern. Die Emancipation der Städte brachte die Gewerbe zu großem Ansehen, zu großer Bedeutung. Die Einführung der Soldtruppen wendete die Augen der Machthaber auf die Population und auf das Nationalvermögen. Die Abnahme der reinkirchlichen Tendenz ließ das Nachdenken auf weltliche Gegenstände gerathen. Aber nur höchst einseitig und aus reinpolitischem Standpunkt ausgegangen waren die neuen Ansichten, und sie konnten füglich nicht anders seyn. Die Gewerbe hatten im Mittelalter sich zu politischen Gegensätzen ausgebildet. Anfänglich gab es nur Land; die Feudalherren auf ihren weitläufigen, von Leibeignen bestellten Gütern, waren die Säulen des Staates. Nach und nach lösten sich die Gewerbsleute von dem Feudalsysteme, schaarten sich in Städten zusammen, gewannen königliche Privilegien, erhielten eine Stelle auf den Reichstagen und brachten so neben dem Lande die Stadt zu politischer Bedeutung. Immerfort rangen Stadt und Land mit einander, die Fürsten neigten sich bald dahin, bald dorthin, wie es ihr Interesse erheischte. Und so nahmen die Schriftsteller ebenfalls bald für die Stadt, bald für das Land Partei, wenige strebten nach einer Ausgleichung der Interessen. Dieser Streit der Stände fand auf dem ökonomischen Gebiete den größten Spielraum wegen des Unterschiedes zwischen Gesammt- und

Digitized by Google

Privatreichthum. Man konnte fragen, ob der Volkswohlstand auf den Repräsentanten aller Güter oder auf die vom Geld repräsentirten Güter sich gründe, und ob in lezterm Fall es auf die werthvollen Stoffe der Güter oder auf die Form derselben ankomme? Je nach der Antwort, die man ertheilte, erschien entweder das städtische oder das ländliche Gewerbe oder die Industrie überhaupt als Quelle des öffentlichen sinnlichen Wohles. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts war die Stadt offenbar bereits die Trägerin der Civilisation und der Nationalmacht in vielen Ländern. Die ungeheure Ausbeute der amerikanischen Bergwerke sezte den Metallwerth herab und reizte die Länder, die keine Goldcolonien besaßen, zum Erwerbe der edlen Metalle mittelst des Umsatzes gesuchter Fabrikate. Mit der Industrie stieg die Population und die Staatsmacht. So ist es denn ganz natürlich, daß alle Schriftsteller den Handel als die wahre Geldquelle feiern und den Fürsten ein Mercantilsystem empfehlen. So der Franzose Bodin, so die Italiener Davanzati und Serra, die Engländer Raleigh, Mun und Davenant, so alle Deutschen, insbesondere von Schröder. Je mehr das Begünstigen der „Stadt" dem „Land" empfindlich wurde, desto mehr Grund war vorhanden, die Bedeutung des Landbaues in Erinnerung zu bringen und die Fürsten auf die Urquelle der körperlichen Güter hinzuweisen. Man gab zu verstehen, daß die Population die Länder stark mache und die Volkszahl von den Lebensmitteln abhänge. Man hob die moralische und politische Schattenseite des Handels geflissentlich hervor und deutete auf die Einkünfte, die von den Staatsgütern zu gewinnen wären. Der Landbau wird von mehreren Schriftstellern als die wahre Mutter des Reichthums angesehen, so von dem Herzog von Sully, selbst vom Marschall Vauban, von dem Engländer Asgill und dem Spanier Farardo. Sogar einige Italiener feierten den Landbau, Campanella und Bandini. Wo Stadt und Land durch die politische Verfassung in mindere Spannung versezt wurden, wie das von England gerühmt werden darf, da konnten sich frühzeitig Männer einfinden, welche weder das Land über die Stadt, noch die Stadt über das Land erheben wollten, sondern beiden Theilen gerechte Anerkennung angedeihen ließen. Wollten sie aber Stadt und Land neben einander zur Geltung bringen, so mußten sie weder in dem bloßen Gelde, noch in dem bloßen Stoffe den Reichthum suchen, sondern ihn auf die Form, die Körper genießbar macht, und also auf die Schaffungskraft, auf die einträgliche Arbeit jeder Art zurückführen. Sprachen die Einen nur von Geld und Handel, die Andern nur von Stoffen und Landbau, so mußten die Dritten nothwendig nur von Bedürfnissen und ihrer Befriedigung durch menschliche Industrie sprechen. Auf diese Weise erklären sich die Ansichten einiger Engländer, des Hobbes, des Locke, selbst des sonst mercantilischen North. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdient Petty, der, (1623 als ein Schneiders Sohn geboren) nach den mannichfaltigsten Begebnissen 1687 in der Fülle eines durch Staatswirthschaftskunst erworbenen Ansehens und Reichthum starb. Es gehörte eine geraume Zeit dazu, bis diese drei verschiedenen Principien sich zu vollendeten Systemen herausbildeten, oder auch nur in ihrem ganzen Umfang eingesehen wurden. Nichts wäre irriger, als wenn man in den angeführten Schriften irgend etwas Vollständiges über die Naturalökonomie suchen wollte.

Die traditionelle Ansicht vom Reichthum der Völker hatte sich durch Cromwells und Colberts Maßregeln anscheinend so sehr bewährt, daß sie wohl zuerst eine wissenschaftliche Geltung erlangen mußte. Es ist jedoch merkwürdig, daß man nicht weiß, in welchem Manne man den Ausgangepunkt des Mercantilsystems suchen soll. Nach meiner Ansicht muß derjenige an die Spitze der Mercantilisten gestellt werden, der zuerst alle zerstreuten Strahlen sammelte und ein neues Licht bildete. Wenn ich nicht sehr irre, so ist das der Schottländer Law, in dessen Bestrebungen wir die reinste Fulguration des Mercantilsystems erkennen müssen. Auf seinen Schultern standen, von seinen Erfahrungen zehrten alle die Schriftsteller, die vollständige Darstellungen des Mercantilsystems lieferten, der feine Franzose Melon, der geistvolle Italiener Genovesi, der gründliche Engländer Stevart, der gelehrte Deutsche Büsch. Will man das Mercantilsystem in seiner Reinheit darstellen, so muß man jene krasseren Ansichten ausscheiden, welche die besten Schriftsteller (Stevart, Genovesi, Büsch) als Schlacken des Systems hinausgeworfen haben. Man kann dasselbe ungefähr in folgende Worte zusammenfassen: „Die Population ist ein Hauptbestandtheil der Nationalmacht; Vermögen der andere. Glücklicherweise stehen Population und Vermögen in einem geraden Verhältnisse. Das Vermögen ist mit dem Geldumlauf identisch, denn Geld ist der Repräsentant aller Güter, das vollkommenste Vermögen. Die Nation befindet sich in dem Grade gut, in welchem der Geldumlauf sich darstellt, und der Geldumlauf ist in dem Maaße groß, in welchem die Industrie die Kapitale erstattet. Aus diesem Grunde muß das vornehmste Augenmerk auf Erweiterung des Absatzes von Fabrikaten im Auslande gerichtet seyn, denn nur eine überwiegende Ausfuhr von Fabrikaten macht großen Geldumlauf, treibt viele Kapitalien um und schafft Nahrung für eine stärkere Population herein.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

№ 101. Montag, den 17. April. 1826.

Deutschland.

Ueber Deutschland.

Deutschland ist ein Land, das sich nicht leicht mit einem Worte bezeichnen läßt. Es

als Urquelle des Reichthums erscheinen. Der Mensch erscheint nur als Producent, so weit er die Hervorbringung der Natur bewerkstelligt, d. h. so weit er Landbau treibt. Nur der Landbau gibt einen Reinertrag; Manufactur, Handel erhöht den Werth der Stoffe nur um die Werthe, die von den Manufacturisten und Handelsleuten verbraucht wurden. Die nicht ackerbauenden Klassen werden daher alle von den Ackerbauern erhalten, stipendirt. Aber die ackerbauende Klasse zerfällt wieder in Eigenthümer und Arbeiter. Die Eigenthümer beziehen den reinen Ertrag des Bodens und sohin den ganzen Reinertrag der Nation, von welchem die übrigen Klassen außer dem arbeitenden Landvolke leben. Sie sind daher als die wahren Säulen der Gesellschaft anzusehen, müssen jedoch ganz allein eine Steuer tragen, eben weil die andern Klassen von ihnen leben wie Diener von ihren Brodherren. Das Verhältniß der Grundbesitzer, Ackerbauer und der andern Klassen ist nicht auf einen Staat beschränkt, sondern greift durch alle Reiche. Es ist daher die Absperrung der Staaten gegen die Natur. Die Verarbeitung der Stoffe und der Handel muß durch die ganze Welt frei und unbelastet seyn, es ist ja das Interesse des Grundherrn, sich Diener suchen, und des Dieners, gutem Lohne nachgehen zu können. Die Freiheit des Verkehrs allein spornt die menschliche Thätigkeit, gibt allen Klassen, was ihnen gebührt, und hilft jedem Lande zu der Population, welche ihr Auskommen daselbst finden kann. — Das große Glück, welches das physiokratische System bei den besten Köpfen Frankreichs und Deutschlands machte, verdankt es nur der hohen Menschlichkeit, welche einzelne Sätze athmeten. Die goldenen Worte: pauvres paysans, pauvre royaume klangen dem gedrückten Landvolke wie eine Verheißung und bewirkten zum Theil auch seine Erlösung. Die unbedingte Freiheit des Gewerbes bestach durch den Zauber, der in jedem gedrückten Zustande das magische Wort „Freiheit“ umgibt; der Beisatz „unbedingte“ ward nur im Gegensatze zu den unverständigen Fesseln, welche die Industrie trug, verstanden. — Die Philosophie feierte die Annäherung der Oekonomie an die natürlichen Gesetze des Rechts und der Moral und übersah die eigenthümliche Stellung, welche die Grundherren als eigentliche Staatsactionäre dem Systeme zufolge erlangen sollten. Natürlich konnte sich der blendende Glanz nicht lange erhalten; die ruhige Prüfung mußte nachkommen.

Wie von je die vermittelnde Ansicht sich in England hervorgethan hatte, so konnte füglich auch nur in England dieselbe zu einer systematischen Entfaltung sich erheben. Allerdings haben die Italiener Galiani und Verri, der Franzose Necker im Kampfe mit der Physiokratie sich auch auf eine richtige Mitte zu stellen gesucht und Land und Stadt neben einander gestellt, allein sie wurden von den englischen Schriftstellern Decker, Hume, Brown Dignan übertroffen. Der eigentliche Schöpfer des Industriesystems ist Adam Smith. Seine unmittelbare Lehre (von J. B. Say und Loh aufs schärfste und vollständigste systematisirt) läßt sich füglich in folgende Sätze zusammenfassen: „Die wenigen freien Gaben der Natur ausgenommen, kommen die ökonomischen Güter von menschlicher Thätigkeit her. Die Arbeit, die ein körperliches Gut kostet, ist das ächte Element des Werthes, der natürliche Preis der Güter. Die Arbeit erhält die Größe ihrer produktiven Wirkung von ihrer Theilung. Aber jede Theilung der Arbeit setzt Capital voraus, welches daher als mittelbare und dritte Güterquelle betrachtet werden kann.

Das Capital entsteht durch Sparsamkeit, daher hängt jeder wirthschaftliche Fortschritt insbesondere von der Bilanz des Ertrages und der Verzehrung ab. Geld ist nichts als Tauschmittel und kommt also bei der Vermehrung des Reichthums direct gar nicht in Betracht. Das jährliche Erzeugniß der Nation theilt sich mittelst des Verkehrs unter die Mitglieder der Nation nach dem Antheile, den diese Mitglieder der Nation durch Arbeit oder Besitz an dem Erzeugniß und seinem Preise haben. Der Gesammtpreis des Nationalerzeugnisses löst sich daher in folgende Bestandtheile oder Renten: a) Arbeitslohn, b) Grundrente, c) Capitalgewinn, welcher wieder in Zins und Profit sich theilt. Es ist nicht gleichgültig, welche Rente hoch oder niedrig ist. Vielmehr ist hoher Lohn und hohe Grundrente, niederer Zins und niederer Profit für die Gesammtheit am vortheilhaftesten. Sowohl das größte Erzeugniß als die beste Vertheilung desselben fordert nicht mehr, als daß man die Industrie gewähren läßt. Die Staatsgewalt soll nur Rechtsschutz geben, allgemein nützliche und die Privatkräfte überschreitende Hülfsanstalten einrichten und die erforderlichen Güter durch gleiche Besteuerung der reinen Einkünfte aufbringen, dann wird die Nation sich glücklich, und im Frieden mit aller Welt sich glücklich fühlen.“

Die großen Wahrheiten, die in diesen Sätzen liegen, sind von Niemand verkannt worden; aber als das Anstaunen sich gesättigt hatte, mußten doch Lücken und Dunkelheiten, ja selbst Unrichtigkeiten in das Auge fallen.“

Diese Lücken auszufüllen, die Dunkelheiten aufzuklären, die Unrichtigkeiten zu berichtigen ist der Zweck der nachfolgenden Theorie. Herr Schön theilt dieselbe in zwei Abschnitte. Der erste handelt von der bürgerlichen Wirthschaft, d. h. von der Nationalökonomie, sofern dieselbe Sache der Privaten und freiwilligen Vereine ist; der zweite von der Pflege dieser bürgerlichen Wirthschaft, d. h. von dem, was die Regierungen in Bezug auf Pflege, Hebung, Beaufsichtigung dabei zu thun haben. Diese Eintheilung ist die allein richtige. Von der Natur muß man ausgehn, von dem, was von selbst geschieht, was die Privaten und Vereine leisten. Dann erst kann die Frage seyn: was hat die

Digitized by Google

Regierung zu thun? Wir halten diese Ansicht für um so richtiger, als sie sich durch alle Gebiete der politischen Wissenschaften durchführen läßt. Die Regierungen sollen in allen Fällen nur das thun, was die Privaten und Corporationen nicht allein thun können.

Indem Herr Schön nun zuerst die bürgerliche Wirthschaft erörtert, unterscheidet er die Erzeugung der Güter, die Vertheilung derselben unter die Producenten, die Verzehrung derselben durch die Producenten, oder 1) Production, 2) Gütervertheilung, 3) Consumtion. Er reasumirt, was er von jeder dieser drei Gattungen verlangt, am Schluß seiner sehr gründlichen Erörterung, in Idealen. Zuerst das Ideal der Production: „Erstens muß von der Industrie alles beschafft werden, was im Bedürfnisse der Einwohner liegt. Kein vernünftiges Bedürfniß soll ungedeckt bleiben, am wenigsten das Bedürfniß der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung u. s. w. Woher die einzelnen Befriedigungsmittel bezogen werden, ist an und für sich gleichgültig; es kommt aber darauf an, daß sie gewiß herbeigeschafft werden können. Zweitens muß alles, was Bedürfniß ist, in der gehörigen Proportion beschafft werden. Langen die Lebensmittel nicht für die Einwohner zu, so muß bitterer Nothstand sich bemerklich machen. Werden gewisse Güter weit über das Bedürfniß erzeugt, so muß die Industrie zu Schaden kommen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß eine Ueberproduktion erst dann eintritt, wenn die Güter ohne Verlust weder zum Umtausche noch zur Capitalisation angebracht werden können, was nur bei der Produktion im Großen und für ausländische Rechnung geschehen kann. Drittens müssen die Produkte auf das Beste und für die Consumenten auf das Wohlfeilste beschafft werden. Schlechte Waare befriedigt die Bedürfnisse immer nur halb; und wenn die Waare dem Consumenten zu theuer zu stehen kommt, so kann sie auch nur einen geringen Theil der Bedürfnisse befriedigen. Alles, was die Güte und Wohlfeilheit der Güter befördert, ist daher im Allgemeinen für vortheilhaft zu halten. Viertens muß die Produktion auch den Producenten das nöthige Wohlseyn verschaffen. Die Menschen sind nicht bloße Arbeitsbienen, die mit ihrem Leben den Fleiß bezahlen müssen, die man durch Rauch ersticken darf, nachdem sie den Honig bereitet haben. Es müssen die Producenten daher jene Quantität von Gütern insbesondere von Lebensmitteln in der Produktion erwerben, die in einem bestimmten Land, unter bestimmten Verhältnissen zum humanen Daseyn ihrer Familie nothwendig ist. Die Theilnehmer der Produktion müssen das Produkt so unter sich theilen, daß kein Theil übervortheilt wird. Und das Publikum muß keine Wohlfeilheit auf Kosten der Producenten verlangen. Es gereicht den Mercantilisten nicht wenig zum Vorwurfe, daß sie zur Minderung der Produktenpreise nach nichts eifriger trachteten, als nach Herabsetzung des Arbeitslohnes."

Das Ideal der Gütervertheilung. „Offenbar ist nur jene ursprüngliche Gütervertheilung vollkommen, welche den Lohn der arbeitenden Klassen in der ersprießlichen Höhe, den Zinsfuß in der gedeihlichen Niedrigkeit gewährleistet, die Grundrente und den Profit in mittlerm Stand erhält, und die Totalbeträge in solche individuelle Portionen zerlegt, daß das Volk auf der breiten Basis eines gebildeten Mittelstandes ruhet.

Dieses Ideal kann durch den Eigennutz der Bürger allein nicht zur Erscheinung gelangen. Die arbeitende Klasse vermag zu wenig in die Zukunft zu blicken, als daß sie ihre Vermehrung von selbst in den Schranken des Menschenbedarfes hielte; sie ist zu mittellos und rathlos, um durch Vermeidung übersüllter Plätze ihre Arme dahin zu wenden, wo sich reiche Ernte darbietet. Das Grundeigenthum ist eine historische Erscheinung, die von tausend Umständen abhängig ist. Wenn ein Nomadenvolk, von kriegerischen Heeren geführt, ein Land erobert und sich in den Besitz sezt, so ist der König der natürliche Oberherr des Bodens und gibt ihn in großen Strecken den Vornehmen zu Lehen. So entstehen die größten Güter in wenigen Händen, und Gesetz und Sitte heiligen ihre Gebundenheit. Wenn dagegen eine Colonie von Ackerbauern in einem Lande sich erhebt, so bewirthschaftet jeder ein kleines Feld, das seine Familie ernährt, und ist kein Land mehr für neue Ankömmlinge in Bereitschaft, so beginnt natürlich eine fortgesezte Theilung der Grundstücke. Nie wird von freien Stücken der Grundeigenthümerstand auf eine Mittelgröße des Besitzes hinarbeiten. Auch die Unternehmungen stehen nicht ganz in der Willkür des Menschen; die historischen Eigenthumsverhältnisse wirken auf den Umfang derselben bedeutend ein. Wenn in einem Lande sehr viele große Grundeigenthümer sind, so werden sie auch allein die großen Kapitalisten und Unternehmer seyn und talentvolle Männer nur als ihre Agenten anstellen. Ohne höhere Nachhülfe läßt sich für die Gütervertheilung durchaus nichts hoffen."

Das Ideal der Consumtion: „Ideal ist die Consumtion, welche hinsichtlich ihrer Quantität durch das Maaß des Ertrages, hinsichtlich ihrer Qualität durch das vernünftige Bedürfniß und durch die wirthschaftliche Vorsicht sich bestimmt. Nur sehr wenig wird zur Realisirung dieses Ideals durch den Eigennutz der Bürger geleistet. Man darf sich allenfalls darauf verlassen, daß in gewöhnlichen Verhältnissen die Consumtion sich innerhalb der Schranken des Einkommens halten, daß die Ueberschreitung derselben von einer kleinen Anzahl Verschwender sich durch die Sparsamkeit einer großen Anzahl häuslicher Personen aufheben werde. Inzwischen wird doch in jenen Fällen die Bilanz der Nationalwirthschaft durch höhere Maßregeln

Digitized by Google

hergestellt werden müssen; wo ein bedeutender Theil der Population durch außerordentliche Ereignisse, vorzüglich durch den Verlust ausländischer Erwerbequellen, erwerblos gemacht werden sollte. Man kann sich der Hoffnung hingeben, daß der gesunde Verstand der Bürger in der Regel die Bedürfnisse sondern und die Ausgaben erwägen werde. Jedoch muß der Ueberfluß von Domestiken, von kirchlichen und staatlichen Bedienten, von Dienern der schnödesten Lüste in allen Ländern die Ueberzeugung begründen, daß Reactionen gegen den Mißbrauch der erworbenen Güter zuweilen sehr nothwendig sind. Selbst die nothwendige Wohlfeilheit der Lebensmittel ist keineswegs eine Sache, die von selber kommt. Der Grundbesitz ist eine historische Erscheinung, und findet sich nicht immer in der Gestalt vor, in welcher er dem Interesse der Mehrheit entspricht. Die Grundbesitzer haben in der Regel so großen Einfluß, so große Macht, daß die von ihnen verschiedene Bevölkerung nicht immer im Stand ist, ihnen die Stange zu halten. Man weiß, wie sehr in England das Brod durch die Kornbill vertheuert wird, welche dem Einflusse der Grundbesitzerschaft entstammte. Würde dem Eigennutz absolut freier Spielraum gegönnt, so würde die Kornbill, noch lange unangegriffen bestehen können."

Im zweiten Theil wird den Regierungen gesagt, was sie zu thun haben, um das, was die Menschen schon von selbst thun, zu pflegen und zu leiten. Des Verf. oberster Grundsatz ist, „daß es eine natürliche, d. h. dem Volke gewissermaßen angeborne Lebens- und sohin auch Wirthschaftsordnung gebe, welche durch das Volk selbst realisirt wird. Die Geschichte lehrt uns in der That, daß die menschliche Gesellschaft sich überall und in allen Beziehungen von unten hinauf organisire, und zwar durch natürliche Association. Die isolirte Wirthschaft ist schon ein Organismus, denn sie gründet sich auf die Familie. Die gesellige Wirthschaft bildet sich wieder größere Kreise durch eine Association der Familien, welche Association den Namen der Gemeinde oder Commune führt. Eine Commune ist in dem Wörterbuch unserer Staatsgelehrten nichts, als eine unterste Behörde, eine Mairie; aber in der That ist sie eine Gemeinschaft für Leben und Tod, für Seele und Leib. Wie der Vater in der Familie, wirkt in der Commune der Pfarrer für das Geistige und Sittliche, der Schultheiß oder Maire für das Physische und Oekonomische. Nur ist der Maire vom „edlen Rathe" umgeben, während der Pfleger des Moralischen allein steht; denn nach jener Seite hin ist die Commune durch und durch eine ökonomische Association. Die Einwohner eines Ortes wollen daselbst auch ihren Unterhalt finden; es gibt daher für jede Commune eine gewisse ökonomische Ordnung. Als ökonomische Association muß die Commune gewisse gemeinnützige Anstalten anlegen und erhalten; folglich kann auch das politische Communalrecht nur an Beitragende verliehen werden, woraus ein Unterschied zwischen Einsassen- und Schutzgenossen sich ergibt. Als ökonomische Association muß die Commune auch auf die Nahrungsverhältnisse sehen, die Gefahr einer Störung durch verdienstlose, überflüssige Einwanderer bekämpfen können. Daher ist die Ansässigmachung an einem Orte oder der Betrieb der Geschäfte keineswegs absolut freizugeben, ohne die Gefahr einer Ueberschwemmung durch Arme. — Je größer eine Commune ist, je mannichfaltiger die ökonomischen Beschäftigungen sich darstellen, desto weniger wird die Communalgewalt im Stande seyn, für alle besonderen Interessen Sorge zu tragen. Es werden sich daher für die besondern Interessen untergeordnete Associationen bilden, die innerhalb der von der Communalgewalt anzuweisenden Grenzen zu wirken haben. So entstanden Gilden und Zünfte für Zwecke, die nicht schon ganz und gar in der Aufgabe des Communalverbandes liegen! — Niemand kann anstehen, in diesem Communalorganismus, wie er sich überall von selbst hervorgebildet, einen sehr heilsamen wirthschaftlichen Organismus zu erblicken. Es gibt eine heilsame Regelung der wichtigsten Angelegenheiten, eine moralisirende Leitung der Einzelnen. Und nicht aus unbekannter Ferne, nicht aus dem Dunkel der Ministerial-Bureaux kommt die ordnende Hand; sondern es ist die Commune, die Gesammtheit der Interessirten selbst, welche (nach einem allgemeinen Gesetz und innerhalb dieses Gesetzes) entscheidet und bestimmt. Das Leben der Menschen fließt in einem geordneten Bette dahin; aber es sind nicht leere Polizeireglement, die man zu beachten hat, sondern es sind populäre Sitten und Gebräuche, und geschriebene Gesetze fließen in einander und sind eins. Der zweite Grundsatz des Systems lautet dahin, daß der Staat als die Association aller Associationen nur dasjenige durch die Regierung einleiten solle, was über die Communen hinausgeht, und hiebei hinsichtlich der Communen sich auf allgemeine Gesetze beschränken dürfe."

Sodann stellt der Verfasser die drei Abschnitte des ersten Theils, Produktion, Gütervertheilung und Consumtion in das neue Licht, in welchem sie angesehen werden müssen, sofern sich die Regierung mit ihrer Pflege zu beschäftigen hat. In Bezug auf Produktion, verlangt der Verfasser statt des Prohibitivsystems ein „freies Schutzsystem." „Der Handel bewirkt eine Vertheilung der Arbeit über verschiedene Länder, welche nicht gestört werden darf. Er veranlaßt einen Wettbewerb der Nationen, der zu den wichtigsten Verbesserungen führt und nicht unterbrochen werden soll. Handelsfreiheit muß daher die Regel seyn; Beschränkungen dürfen bloß als Ausnahmen und reine Schutzanstalten hervortreten."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.
№ 146. Mittwoch, den 3 Juni. 1829.

Deutsche Volksbücher.

Berlin, bei Reimer.

Es ist ein schönes Zeichen unserer Zeit, daß sie sich wieder mit Liebe der Volksbücher annimmt, und daß sie dieselben nicht mehr, wie ehemals, als Gegenstand des Spottes betrachtet. Wir haben in unserm Blatte schon mehrere Volksbücher angezeigt, und wir werden noch mehrere anzeigen, weil wir es für eine Pflicht halten, auf diese Weise unsern Lesern die Kenntniß der Volksbücher zu vermitteln, und sie zu ihrer Lesung aufzumuntern. Wir haben in unserm Blatte schon mehrere Volksbücher angezeigt, und wir werden noch mehrere anzeigen, weil wir es für eine Pflicht halten, auf diese Weise unsern Lesern die Kenntniß der Volksbücher zu vermitteln, und sie zu ihrer Lesung aufzumuntern.

über und sagt im Wesentlichen: „In dem mächtigen, als Herrscher im Westen auftretenden Volke der Deutschen waltete noch die reine Urform des socialen Lebens vor, ein socialer Organismus in der freien Familien-, Geschlechts-, Stamm- und Gauform, wie ihn nur ein glückliches, einfaches Friedenleben natürlich und harmonisch gestalten kann. Aber aus der menschlichen individuellen Kraft wie die griechische und römische Communalform entsprossen, traf die deutsche Ursocialform mit dieser auch im Untergange zusammen und nur die Ideale beider sind für die Menschheit geblieben. Dennoch wäre es der deutschen Urform nimmer gelungen, sich wie die römische Communalform zu der höhern weitumfassenden Staatsform zu entwickeln. Die deutsche Urform betrat vielmehr, vom Friedens- zum Kriegszustande übergehend, den Entwicklungsweg, wie früher alle Völker der Erde, deren Ziel der Despotismus der Patriarchatform in einem unförmigen Gesammtreiche gewesen war. Auf diese Weise hätte sich ja aber der ewige Zirkel der Zerstörungen und Verwirrungen der alten Welt wiederholt und keine organische Gestaltung der socialen Verhältnisse, kein Fortschritt in derselben wäre geschaffen worden! Darum trat der Christianismus mit der von ihm gebildeten Socialform vermittelnd ein, und wie er der höchsten socialen Entwicklung des Alterthums, der römischen Staatsform in der Höhe ihrer Entwicklung sich verbunden und die Herrschaft über dieselbe erlangt hatte, so verband er sich auch jezt wieder mit der ersten jungfräulichen Socialform des Alterthums und, dieselbe beherrschend, wollte er aus ihr heraus durch fortschreitende Formen jene Einheit und Ordnung des menschlichen Soziallebens, jenen Staatsorganismus entwickeln, der selbst unvergänglich, dem zerstörenden Principe Trotz bietet und dem unvergänglichen Ziele der Menschheit entgegenführt. So erblickt die Staatswissenschaft in dem Christianismus die wahre einheitliche bildende Grundlage des Staats und den vermittelnden Uebergang von den alten Staats- und Socialformen zu den neuen, von dem unorganischen zu dem organischen Staats- und Socialleben der Menschen. — Indem nun also das deutsche Volk im Kriege durch das Gefolgewesen sich entwickelte, gelangte es bald zu jener Lehnsform, welche in ihrer Idee ein echter Abdruck des Patriarchats der Familien- und Stammform war, nach dessen Princip alles Eigenthum und alle Treue der Einzelnen dem einen Herrscher gehören. Diese Lehnsform war die Uebergangsform von der alten friedlichen Urform zu dem Despotismus eines unorganischen Gesammtreichs. Es beherrschte sie anfänglich die Idee der Liebe und Pietät gegen den Familienvater. — Aber im Kriege wurden die Herrscher bloße Egoisten, und da dieser Charakter sich in der Unterordnung der Herrschenden Allen mittheilte, so mußte nicht nur durch diese Lehnsform die alte organische deutsche Urform aufgelöset und die individuelle Freiheit vernichtet werden, sondern auch die Lehnsform selbst konnte in ihrer höchsten Einheit keinen Bestand haben; sie trug das Princip des Krieges, der Selbstvernichtung in sich, und furchtbare Kämpfer der einzelnen Gewalthaber hätten am Ende zur despotischen Herrschaft eines Einzelnen, zu dem organischen Gesammtreiche geführt, welches in Asien als die Entwicklung der Patriarchatform erscheint. Um diese materielle, zerstörende Entwicklung zu verhindern, trat der Christianismus in die Lehnsform ein und machte dieselbe stabil. Er schuf die Einheit der Kaisers- und Königsform; die Episcopatsform verband sich mit der Pairsform auf den Reichsversammlungen, und durch die Einrichtung der Kirchen und Parochien wurden die christliche und deutsche Communalform mit einander verschmolzen. Das war die erste Entwicklung, sie war aber noch nicht hinreichend; das zerstörende Princip war in der Lehnsform noch so mächtig, daß ihre höchste Einheit die socialen Verhältnisse nicht zusammenhalten konnte. So trennten sich Deutschland, Italien und Frankreich, und in diesen Ländern entwickelten sich aus der Pairsform und den verschiedenen Unterordnungen der Lehnsform so viele Trennungen, daß dennoch, trotz der Verbindung mit den christlichen Socialformen, der Sieg des zerstörenden Princips und die vorbezeichnete Entwicklung unvermeidlich schien. — Nun aber erhob sich die christliche Socialform zu einer höhern Stufe der Entwicklung, zu der Pabstform, welche die Herrschaft über Alles errang, und der es dadurch gelingen mußte, der Lehnsform ihre Stabilität zu verschaffen, so daß sie nicht eine zurückschreitende, sondern eine vorwärtsschreitende Entwicklung beginnen, nicht in der unorganischen Formlosigkeit des socialen Lebens untergehen, sondern durch den Weg der Reform zur Freiheit und organischen Gestaltung des Staats und der Menschengesellschaften übergehen konnte. So war also der Christianismus in der Pabstform der große Wendepunkt der ganzen Kulturentwicklung, die Vermittlungsform in dem Baue der Menschheit und in der Anlage des Staatsorganismus geworden, und die Staatswissenschaft erkennt, daß hier abermals die Concentration des Bewußtseyns vom Staate zu suchen ist. Die Pabstform selbst war aber wieder nichts anders als der Abdruck jener ersten Episcopatform des Christianismus in höherer Ordnung, der aus dem analogen materiellen Stoff gebildet war, aus welchem das sociale Leben bestand. Daher nahm auch die Pabstform ganz den Charakter des Despotismus der Patriarchatform an. Dennoch hatte sie eine Unterscheidung, auf welcher Alles beruhte. Die Patriarchatform der alten Welt hatte nur die individuelle Kraft als inwohnenden schaffenden Geist, welcher nicht stark genug

Digitized by Google

war, sie zu regeneriren; die Patriarchatform des Pabstthums trug dagegen Christum, den schaffenden und vermittelnden Geist der Menschheit, den Geist der Freiheit und des Bewußtseyns als Kern in sich, welcher die Kraft hatte, über die Form zu gebieten. Als Criterium, daß die innere christliche Lehrform die Völker des Nordens ganz durchdrungen habe, konnte auch bei ihnen eine geistige Erhebung, ein elektrisches Durchzucken aller Gemüther nicht fehlen. Dies fand Statt in den Kreuzzügen: Es war der erste große Geistesaufschwung in der Pabstform, welcher diese auf ihre Höhe erhob und doch zugleich ihren Stillstand und formellen Verfall bedingte, in welcher das zerstörende Princip den Sieg zu behalten schien und dennoch die neue Aera der Herrschaft der geistigen Freiheit vorbereitet wurde. Die Person Christi war es allein, welche den Enthusiasmus der Christen erweckte; die Moslimin riefen: „Einer ist Gott!“ So schien die Idee der Menschheit gegen die Idee Gottes zu kämpfen! Aber mit Nichten war es so, sondern die bewußtlosen materiellen Formen, mit welchen beide Ideen sich unter den Völkern bekleidet sahen, diese waren es allein, welche sich bewegten, aneinanderstießen und erschütterten. Der große Entwicklungskampf war bloß materieller Art, zugleich vermittelnd, indem die beiden Formen des Muhamedanismus und des Pabstthums sich gegenseitig beschränkten. In diesem Kampfe nun wurde zuerst die geistige Freiheit des Bewußtseyns entbunden, und von dieser Zeit an begann jene höhere, edlere und tiefeindringende Entwicklung auf dem Gebiete der geistigen Freiheit, die sich allmählich bis zu unsern Tagen fortgepflanzt hat, und durch deren Betrachtung wir im lezten Theile dieser Schrift zum Bewußtseyn der Gegenwart gelangen.“ Aus dieser gedrängten Uebersicht ist der Ideengang des Verf. hinlänglich deutlich zu erkennen.

Wahrscheinlich würde dieses durchgedachte und zu richtigen Resultaten führende Werk, wenn es ein wenig conciser geschrieben wäre, mehr Eindruck machen. Es scheint uns im Räsonnement und in der Ausführung von Nebenpartien zu luxuriös. Solche Doctrinen prägen sich besser ein in scharfen und gedrungenen Sätzen.

11) Von dem ausländischen Handel und der Seemacht deutscher Städte im Mittelalter, und von den finanziellen Verhältnissen des jetzigen deutschen Zollvereins. Vom königl. preuß. Geh. Oberrechnungsrath Stengel. Potsdam, Riegel, 1835. S. 99.

Diese kleine Schrift erinnert an den Ruhm der alten Hansa, mahnt, ihn uns wieder anzueignen und läßt die Hoffnung blicken, daß Deutschland auf dem Wege sey, durch endliche, leider so gar späte Selbsterkenntniß und richtigen Gebrauch seiner ungeheuren Mittel zum Reichthum und Ansehen der glorreichern Vorzeit zurückzukehren. Ein schönes Wort zu seiner Zeit. „Das große deutsche Reich, sagt der Verfasser, welches sich im Mittelalter eines blühenden Handels und eines, im Verhältnisse zu dem damaligen Zustande anderer europäischen Länder hohen Wohlstandes erfreute, dessen Gewerbethätigkeit viele Völker Europa's zinsbar waren, das mit seinen Kriegs- und Handelsflotten die Ostsee und Nordsee bedeckte; Deutschland, von dem der Italiener Aeneas Sylvius im 15ten Jahrhundert sagte: „Wenn diese Menge beträchtlicher Städte und Länder mit ihrer Mannschaft und ihrem Wohlstande zu einem Zwecke vereinigt wären, welch ein Reich und Volk wäre das deutsche!“ ist früher durch innere Spaltungen und durch die Verschiedenheit der Interessen seiner Bestandtheile geschwächt, oft zerrüttet und dem Einflusse mächtiger Nachbarn, den Verheerungen und Plünderungen fremder Heere, vor wenigen Jahrzehnden sogar der drückenden Obergewalt eines ausländischen Herrschers preisgegeben gewesen. Vor Allem war bisher seine Industrie durch die vielartigen inneren Abgaben-Einrichtungen und Absperrungen der verschiedenen deutschen Länder unter einander, und durch die strengen Zollsysteme der benachbarten Staaten überall gehemmt und außer Stand gesetzt, den höheren Aufschwung zu erreichen, zu welchem die Lage und Größe Deutschlands, wie die Bildung und Arbeitsamkeit seiner Bewohner berechtigt.

Ein neuer Zeitabschnitt beginnt jetzt im deutschen Volksleben. Der größere Theil Deutschlands, durch den großen deutschen Zoll- und Handelsverein eng verbunden, sieht seine Industrie der Fesseln entledigt, die bisher den inneren Verkehr, den wichtigsten für alle Völker, belästigten, und innerhalb eines weit ausgedehnten Länderverbandes durch ein mäßiges Zollsystem, welches doch mit weiser Vorsicht nicht jede fremde Konkurrenz ausschließt, vor dem Handel derjenigen Nationen begünstigt, welche aus einer selbstsüchtigen Handels-Politik den deutschen Fabrikaten fast gar keinen, und selbst den deutschen Produkten einen nur möglichst geringen Zugang gestatten. Deutsche Völker, die bisher nur durch Sprache, Sitten, Wissenschaft und durch einen zwar hochachtbaren und in vieler Hinsicht nützlichen, sich aber doch hauptsächlich nur auf die Vertheidigung gegen fremden Angriff und auf einige gemeinsame Einrichtungen beschränkenden Bund in Verbindung standen, sind jetzt durch die Gemeinschaft materieller Interessen, dieser wichtigen Grundlage eines gemeinsamen Volkslebens, enger als je und dergestalt verbunden, daß sich davon auch eine Verstärkung des allgemeinen deutschen Bundes in Zeiten der Gefahr hoffen

Digitized by Google

läßt. — Die Geſchichte der Hanſa gibt dem heutigen Deutſchland eine wichtige Lehre. Was dieſen Völkern gelungen iſt, — die Erlangung einer größeren Selbſtſtändigkeit im Handel und Gewerbe, — kann und wird auch der deutſchen Nation durch dieſelben Mittel, nämlich durch den höheren Aufſchwung der eigenen Induſtrie und durch kluge Zoll- und Handels-Einrichtungen, gelingen, und der größere Gewinn, welcher dann dem Handel und dem Fabrikweſen zufällt, wird allmählich auch auf den, durch manche ungünſtige Verhältniſſe gedrückten inländiſchen Landbau zurückwirken."

12) Ueber verhältnißmäßige Beſteurung, oder wie jeder Staatsangehörige nach der Größe ſeiner finanziellen Kraft zu den Allgemeinlaſten beitragen würde. Leipzig, Magazin für Induſtrie und Literatur, 1834.

Ein wohlgemeinter Vorſchlag, die Ungleichheit in der Steuerverpflichtung auszugleichen, damit jeder nach ſeinem wahren Vermögen, d. h. nach dem, was ihm übrig bleibt, wenn ſeine eigenen dringenden Bedürfniſſe befriedigt ſind, ſteuern könne. Der Verfaſſer hat Tabellen entworfen und darauf die nicht ſteuerbaren Abzüge verzeichnet, die jeder von ſeinem Vermögen machen darf, ſofern er ſich und die Seinen zu ernähren hat. Allein ſo gemeinnützig das Beſtreben iſt, die Staatslaſten durch gleichere Vertheilung zu erleichtern, ſo ſcheitert doch auch wieder dieſer Verſuch an der abſoluten Unmöglichkeit, das Vermögen überall ſicher auszumitteln, und wir möchten ihm ſchon deßwegen nicht das Wort reden, weil er das Controliren und Regiſtriren bis ins Extrem treibt und verlangt, daß jeder Kreuzer, den der Privatmann einnimmt, von Staatswegen ſiebenmal mit der Brille beſehen werde.

13) Die Geſchichte des deutſchen Zehntens, pragmatiſch bearbeitet von Dr. Kühlerthal. Heilbronn, Claß, 1837.

In dieſem gründlichen Werke wird nachgewieſen, wie der Zehnten, urſprünglich juris publici, d. h. eine Abgabe zum Gemeindedienſt geweſen, dann juris divini oder Prilegium der Kirche überhaupt, abgeſehen vom Gemeindebedarf, wurde und zuletzt an Fürſten und Adel kam. Die Kirchen verpfändeten oder vergaben den Zehnten lehnweiſe an ihre weltlichen Kaſtvögte und Schutzherren als Belohnungen oder ließen ſich denſelben abtrotzen, oder der Adel ſchuf neue Zehnten zu Gunſten ſeiner Privat-Kapellen.

Der Zehnten war von Anfang an nichts anders als der Seckel, aus dem jede chriſtliche Gemeinde ihren Bedarf, als ſolche, beſtritt, alſo Beköſtigung der Geiſtlichen, Pflege der Kirche und öffentliches Almoſen zuſammengenommen. Von Rechtswegen hätte fortwährend nur der Gemeinde die Einziehung und Verwendung des Zehntens zuſtehen ſollen. Aber die Gemeinde behielt nur die Pflicht und verlor das Recht, das die Kirche willkürlich erweiterte und in fremde Hände kommen ließ.

Es bedarf keiner Erörterung, daß dieſes Werk zu Gunſten der endlichen Zehntablöſung geſchrieben iſt, die auch unfehlbar erfolgen wird, wie denn alle Unnatur, die aus urſprünglich natürlichen Einrichtungen des Mittelalters, durch Mißbrauch hervorgegangen iſt, allmählich ihres natürlichen Todes ſterben muß.

14) Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen. Nach den im Königreich Sachſen geltenden Geſetzen zuſammengeſtellt von G. C. Herold. Leipzig, Brockhaus, 1835.

Zu Gunſten der alten Innungen, die der Verfaſſer erhalten oder wiederhergeſtellt, aber von den alten Mißbräuchen gereinigt und überhaupt vereinfacht haben will. Er glaubt, was man dem Zunftweſen mit Recht vorgeworfen, laſſe ſich beſeitigen, ohne daß man das Gute daran fallen laſſen muß; dieſes Gute aber ſolle man um jeden Preis retten, da die Gewerbefreiheit zu Uebeln führe, die nur durch eine zeitgemäße Wiederherſtellung eines modificirten Innungsweſens zu heben ſeyen. Wir müſſen es unſern Leſern überlaſſen, die weitere Ausführung dieſes Votums im Buche ſelber nachzuleſen. Die zweite größere Hälfte des Werks enthält Urkunden zur Geſchichte des Innungsweſens in Sachſen, vom Jahr 1482 an.

15) Die Jagdverfaſſung, das Jagdrecht und die Jagdpolizei. Von F. J. Schopf. Zweite vermehrte Auflage. Wien, Kupffer und Singer, 1836.

In Bezug auf die in der Inhaltsanzeige angekündigte geſchichtliche Darſtellung der Jagdgeſetze haben wir uns ſehr getäuſcht gefunden, denn dieſelbe iſt bloß drei Seiten ſtark und gibt ein trockenes Verzeichniß öſterreichiſcher Jagdverordnungen. Dagegen iſt das gegenwärtig in Oeſterreich beſtehende Jagdrecht nach allen Theilen ſyſtematiſch und ſehr umſtändlich behandelt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt
Redigirt von Wolfgang Menzel.
Nr. 1. Stuttgart, 1. Januar. 1827.

Deutsche Literatur.

Die Kunst der Rede und Beredsamkeit, oder Anleitung zur Bildung des Redners durch Lehre und Muster. Von Dr. Friedrich Wilhelm Carové. Erster Theil. Leipzig, bei Brockhaus. 1827. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir haben in unserer Literatur eine Menge Bücher über Poesie und Prosa, aber nur wenige über Beredsamkeit. Und doch ist diese eine Kunst, die nicht weniger Studium erfordert, als jene beiden. Wir haben Bücher über Predigt, über Kanzelberedsamkeit, über Gerichtsberedsamkeit, aber keine über die Beredsamkeit überhaupt, welche alle jene Arten in sich begreift. Wir haben Bücher über Rhetorik, aber diese sind meistens trockene Lehrbücher, welche nur die Regeln der Beredsamkeit enthalten, ohne Muster und Beispiele, und ohne Anleitung, wie man diese Regeln anwenden soll. Wir haben Bücher über Poetik, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Versmacherei, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Dichters. Wir haben Bücher über Aesthetik, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Kritik, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Künstlers. Wir haben Bücher über Philologie, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Gelehrsamkeit, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Schriftstellers. Wir haben Bücher über Logik, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Schulfüchserei, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Denkers. Wir haben Bücher über Psychologie, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Selbstbeschauung, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Menschen. Wir haben Bücher über Pädagogik, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Schulmeisterei, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Erziehers. Wir haben Bücher über Politik, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Staatsklugheit, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Staatsmannes. Wir haben Bücher über Moral, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Tugend, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Tugendhaften. Wir haben Bücher über Religion, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Frömmigkeit, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Frommen. Wir haben Bücher über Theologie, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Orthodoxie, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Gläubigen. Wir haben Bücher über Jurisprudenz, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Rechtsgelehrsamkeit, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Rechtlichen. Wir haben Bücher über Medicin, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Heilkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Arztes. Wir haben Bücher über Mathematik, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Rechenkunst, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Mathematikers. Wir haben Bücher über Naturwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Naturkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Naturforschers. Wir haben Bücher über Philosophie, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Weisheit, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Weisen. Wir haben Bücher über Geschichte, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Historie, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Geschichtschreibers. Wir haben Bücher über Geographie, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Erdbeschreibung, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Geographen. Wir haben Bücher über Statistik, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Staatenbeschreibung, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Statistikers. Wir haben Bücher über Kameralwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Finanzkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Finanzmannes. Wir haben Bücher über Technologie, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Gewerbskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Gewerbsmannes. Wir haben Bücher über Landwirthschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Oekonomie, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Landwirthes. Wir haben Bücher über Forstwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Forstkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Forstmannes. Wir haben Bücher über Jagdwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Jagdkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Jägers. Wir haben Bücher über Fischerei, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Fischkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Fischers. Wir haben Bücher über Bergwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Bergkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Bergmannes. Wir haben Bücher über Hüttenwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Hüttenkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Hüttenmannes. Wir haben Bücher über Salinenwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Salinenkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Salinenmannes. Wir haben Bücher über Kriegswissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Kriegskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Kriegsmannes. Wir haben Bücher über Seewissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Seekunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Seemannes. Wir haben Bücher über Handelswissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Handelskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Handelsmannes. Wir haben Bücher über Bankwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Bankkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Bankiers. Wir haben Bücher über Buchhandelswissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Buchhandelskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Buchhändlers. Wir haben Bücher über Buchdruckerwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Buchdruckerkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Buchdruckers. Wir haben Bücher über Schreibwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Schreibkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Schreibers. Wir haben Bücher über Lesewissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Lesekunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Lesers. Wir haben Bücher über Hörwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Hörkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Hörers. Wir haben Bücher über Sehwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Sehkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Sehers. Wir haben Bücher über Denkwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Denkkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Denkers. Wir haben Bücher über Fühlwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Fühlkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Fühlers. Wir haben Bücher über Wollenwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Wollenkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Wollenden. Wir haben Bücher über Handelnwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Handelnkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Handelnden. Wir haben Bücher über Lebenswissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Lebenskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Lebenden. Wir haben Bücher über Sterbenswissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Sterbenskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Sterbenden. Wir haben Bücher über Todtenwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Todtenkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Todten. Wir haben Bücher über Auferstehungswissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Auferstehungskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Auferstandenen. Wir haben Bücher über Himmelswissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Himmelskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Himmlischen. Wir haben Bücher über Ewigkeitswissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Ewigkeitskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Ewigen. Wir haben Bücher über Gottwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Gottkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Gottes.

Wir haben Bücher über Alles, aber keine über Beredsamkeit. Und doch ist diese eine Kunst, die nicht weniger Studium erfordert, als jene beiden. Wir haben Bücher über Predigt, über Kanzelberedsamkeit, über Gerichtsberedsamkeit, aber keine über die Beredsamkeit überhaupt, welche alle jene Arten in sich begreift. Wir haben Bücher über Rhetorik, aber diese sind meistens trockene Lehrbücher, welche nur die Regeln der Beredsamkeit enthalten, ohne Muster und Beispiele, und ohne Anleitung, wie man diese Regeln anwenden soll. Wir haben Bücher über Poetik, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Versmacherei, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Dichters. Wir haben Bücher über Aesthetik, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Kritik, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Künstlers. Wir haben Bücher über Philologie, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Gelehrsamkeit, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Schriftstellers. Wir haben Bücher über Logik, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Schulfüchserei, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Denkers. Wir haben Bücher über Psychologie, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Selbstbeschauung, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Menschen. Wir haben Bücher über Pädagogik, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Schulmeisterei, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Erziehers. Wir haben Bücher über Politik, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Staatsklugheit, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Staatsmannes. Wir haben Bücher über Moral, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Tugend, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Tugendhaften. Wir haben Bücher über Religion, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Frömmigkeit, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Frommen. Wir haben Bücher über Theologie, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Orthodoxie, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Gläubigen. Wir haben Bücher über Jurisprudenz, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Rechtsgelehrsamkeit, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Rechtlichen. Wir haben Bücher über Medicin, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Heilkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Arztes. Wir haben Bücher über Mathematik, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Rechenkunst, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Mathematikers. Wir haben Bücher über Naturwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Naturkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Naturforschers. Wir haben Bücher über Philosophie, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Weisheit, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Weisen. Wir haben Bücher über Geschichte, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Historie, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Geschichtschreibers. Wir haben Bücher über Geographie, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Erdbeschreibung, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Geographen. Wir haben Bücher über Statistik, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Staatenbeschreibung, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Statistikers. Wir haben Bücher über Kameralwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Finanzkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Finanzmannes. Wir haben Bücher über Technologie, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Gewerbskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Gewerbsmannes. Wir haben Bücher über Landwirthschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Oekonomie, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Landwirthes. Wir haben Bücher über Forstwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Forstkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Forstmannes. Wir haben Bücher über Jagdwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Jagdkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Jägers. Wir haben Bücher über Fischerei, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Fischkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Fischers. Wir haben Bücher über Bergwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Bergkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Bergmannes. Wir haben Bücher über Hüttenwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Hüttenkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Hüttenmannes. Wir haben Bücher über Salinenwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Salinenkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Salinenmannes. Wir haben Bücher über Kriegswissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Kriegskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Kriegsmannes. Wir haben Bücher über Seewissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Seekunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Seemannes. Wir haben Bücher über Handelswissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Handelskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Handelsmannes. Wir haben Bücher über Bankwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Bankkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Bankiers. Wir haben Bücher über Buchhandelswissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Buchhandelskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Buchhändlers. Wir haben Bücher über Buchdruckerwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Buchdruckerkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Buchdruckers. Wir haben Bücher über Schreibwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Schreibkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Schreibers. Wir haben Bücher über Lesewissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Lesekunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Lesers. Wir haben Bücher über Hörwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Hörkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Hörers. Wir haben Bücher über Sehwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Sehkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Sehers. Wir haben Bücher über Denkwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Denkkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Denkers. Wir haben Bücher über Fühlwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Fühlkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Fühlers. Wir haben Bücher über Wollenwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Wollenkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Wollenden. Wir haben Bücher über Handelnwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Handelnkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Handelnden. Wir haben Bücher über Lebenswissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Lebenskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Lebenden. Wir haben Bücher über Sterbenswissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Sterbenskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Sterbenden. Wir haben Bücher über Todtenwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Todtenkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Todten. Wir haben Bücher über Auferstehungswissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Auferstehungskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Auferstandenen. Wir haben Bücher über Himmelswissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Himmelskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Himmlischen. Wir haben Bücher über Ewigkeitswissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Ewigkeitskunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Ewigen. Wir haben Bücher über Gottwissenschaft, aber diese sind meistens nur Lehrbücher der Gottkunde, und enthalten nur selten Anleitung zur Bildung des Gottes.

dazu nur zu rathen, hat kein Sittenprediger den Muth und keine Regierung die Macht.

Die vorliegende Schrift gehört zu den akademischen Paradeschriften der Franzosen, die allemal um so leichter vom Winde aufgehoben und in den Strom der Vergessenheit geweht werden, je mehr man sie mit Ehrensold belastet. Besonders in jüngster Zeit ist so Vieles mit größter Ostentation angekündigt worden, was dem französischen Volk zum künftigen Heil gereichen sollte, und was am Ende auf nichts hinauslief, als auf Ehrenlegionskreuze, Gehalte, Pensionen, und Erhebungen zur Pairwürde. Wir möchten nicht einmal Cousin ausnehmen. Man sezt den französischen Reformern schon ehe sie reformirt haben, den Lorbeerkranz auf, und dann wird die Reform selbst vergessen. Es wäre unschicklich, daran zu erinnern, daß das große Projekt, wegen dessen hier einer Pair, dort Großkreuz wird, gar noch nicht ausgeführt ist und wahrscheinlich nie ausgeführt wird. Es kam ja von Anfang an nicht auf das Wohl des Volks an, sondern das Projekt diente nur, eine neue Sinecure zu schaffen. Das vorliegende Werk wurde mit Zehntausend Franken belohnt und nuzt der Welt doch nichts. Es enthält die unbescheidenste Lobrede des gegenwärtigen Zustandes. „Frankreich, sagt der Verfasser, darf nicht nur von Seite der Regierung, sondern auch seiner selbst, schmeichelhafte Hoffnungen schöpfen. Seine Sitten haben sich auf eine so glänzende Weise gestaltet; seine so erhabenen Strebungen ließen sich so gut begreifen, und unsere dramatischen Schriftsteller haben sich durch ihre Erkenntniß der neueren Zeiten so hoch gestellt, daß sie ungesäumt die Bahn betreten müssen, welche ihnen offen steht. Stücke, mit wahrhaftiger Zeichnung der Sitten, welche die neue Gesellschaft mit allen ihren Neigungen, ihren Fehlern, ihren Lächerlichkeiten, ihren Verkehrtheiten, aber auch mit ihren Wünschen, ihren Fortschritten, ihren Strebungen und ihrer Größe malen, werden künftighin allein auf unserer Bühne herrschen können; Schöpfungen, durch den Geist der Nation, durch den des verjüngten Frankreichs eingehaucht, durch ernste Grundsätze, eine kräftige Sittlichkeit, einen unerschütterlichen Glauben an die gesellschaftliche Verbesserung gestempelt, werden allein die Aufmunterung unseres Jahrhunderts erlangen. Die Gesellschaft selbst ist eine Art Theater: auch hier spielt sich ein Schauspiel, ein Schauspiel voll Ernst und von hohem Interesse, ein Schauspiel, in welchem alle Rollen mit Unterscheidung vertheilt und mit Genauigkeit ausgeführt, ein Schauspiel, in welchem die Aufmunterungen auch nur dem Verdienst gegeben werden müssen, ein Schauspiel endlich, in welchem eine edle und große Idee auch die Verkettung der Thatsachen beherrschen, und siegreich aus der Intrigue hervorgehen muß. In diesem Schauspiel spielt die Regierung die erste Rolle, und vertheilt alle übrigen; in diesem Schauspiel will man von ihr hohe Eingebungen, mächtige Nationalrührungen empfangen. Daher muß ihr leicht begreiflich daran liegen, daß das Ganze gut entworfen, gut ausgeführt werde. Nichts bildet mehr den Geist der Völker, Nichts gibt der Regierung mehr Stärke, Nichts sichert besser die Schicksale eines Reichs, als die Art der Vertheilung der Rollen in der Gesellschaft, ich meine die Art, wie die Aemter, die Aufmunterungen, die Auszeichnungen ertheilt werden. Leider begreifen die Regierung Nichts weniger, als diese einfache Wahrheit. In der Gelehrtenrepublik, wo Alles Begeisterung, Adel und Freiheit ist, äußern die Rathschläge einer hohen Vernunft, die Ansichten eines gebildeten Geschmacks, die von der obersten Staatsbehörde ausgehenden Auszeichnungen und Beifall mehr Macht auf die Arbeiten des Genies, als ꝛc.“ Das heißt echt französisch sollicitiren, und ist noch immer der alte Geist französischer Wissenschaft, wie unter Ludwig XIV. Alle Musen werden herbeigepeitscht, die Perrücke des Regenten zu bekränzen. Will er sie nicht mehr bezahlen, so droht man ihm und macht eine Revolution. Ist diese vorüber, so gibt man ihm den guten Rath: bezahle uns künftig, damit wir getreue Knechte des Throns uns nicht wieder gemüßigt sehen, den Pöbel zu haranguiren.

Wir wollen uns nicht die Mühe geben, die schönen Tiraden von der gegenwärtig in Paris und namentlich in der dramatischen Literatur herrschenden hohen Sittlichkeit (!) zu widerlegen. Wenn durch ihre reichliche Bezahlung die französische Regierung Einfluß auf die Sitten erhalten will, so wird sie wahrscheinlich Wasser in das Faß der Danaiden tragen.

17) Anti-Machiavel ou examen du Prince de Machiavel. Corrigé pour la plus grande partie d'après le manuscrit original de Frédéric II, avec une introduction et des notes historiques. Hambourg, Fr. Perthes, 1834.

Eine schöne Ausgabe des bekannten Anti-Machiavel, bereichert durch Verbesserungen aus der Originalhandschrift und durch Noten, so wie durch ein Facsimile. Was das Werk selbst betrifft, so ist es nichts als eine akademische Paradearbeit des großen Friedrich, mit Grundsätzen prahlend, die er selbst in seiner Politik weit entfernt war zu befolgen; eine theoretische Widerlegung der in Machiavels Prinzen enthaltenen Lehren der Politik, während er praktisch nicht selten diese Lehren anwandte.

Digitized by Google

18) Vertheidigung der landesfürſtlichen Rechte gegen die Feinde der neuen Conſtitutionen in Deutſchland. Von Georg Freiherrn von Aretin. Nürnberg, Campe, 1837.

Das kleine Buch führt den bekannten Wahlſpruch des Königs von Bayern: „ich möchte nicht unumſchränkter König ſeyn.“ Er vertheidigt mithin die Conſtitutionen von den Vortheilen aus, welche die königliche Gewalt ſelbſt daraus zieht. Dies iſt eine paſſende Antwort auf die Schriften, worin ſo oft der Abſolutismus aus dem Geſichtspunkt des Volkswohls vertheidigt und angeprieſen wird.

Taſchenbücher auf 1838.

Alpenroſen.

Herausgegeben von Fröhlich, Wackernagel und Hagenbach. Es iſt ſehr löblich von den Schweizern, daß ſie das poetiſche Gärtlein immer noch ſo liebreich und ſorgſam pflegen, und daß dieſe Alpenroſen jedes Jahr immer wieder friſch blühen. Auch iſts erfreulich wahrzunehmen, daß ſie von der neueſten Frivolität nicht angeſteckt worden ſind, ſondern immer noch in aller Treue an der erhabenen Naturdichtung, an der reinen Minne und frommen Sage hängen, mit einem Wort, daß ſie es noch wagen, romantiſch zu ſeyn, in einer Zeit, wo die echte Romantik durch das franzöſiſche Frazzenbild von Verbrechen und Unſitte verdrängt werden ſoll, und das poetiſche Gemüth durch krittelnde Phraſeologie. — Die Beiträge ſind wieder ſehr gemiſcht und von vielen Verfaſſern. Unter den lyriſchen Gedichten zeichnen ſich die der Herausgeber, ferner von Schnyder von Wartenſee und Alk. Schott aus. Der leztere theilt auch aus mündlicher Ueberlieferung einige bisher nicht bekannt gewordene ſchöne alten Sagen mit und eine geſchichtliche Erzählung: Bertold von Eſchibach (der als Theilnehmer an der Ermordung Kaiſer Albrechts I. glücklich entrann und noch lange in Verborgenheit lebte). Der Dichter löst die ſchreienden Diſſonanzen dieſer wilden Zeit in einem ſanften religiöſen Accord, wie es uns ſcheint, höchſt glücklich auf. Eine größere Erzählung, das kalte Weh von Tſcharner, ſpielt ins Geiſterreich hinüber. Trechſel entwirft ein Bild des berühmten, aus Holland nach der Schweiz geflüchteten Myſtiker David Joris. Gefühlvolle Seelen werden ſich von Klaras Briefen ab dem Rigi (von Fröhlich) beſonders angeſprochen fühlen. Karl Steiger theilt ſchweizeriſche, von ihm artig commentirte Sprichwörter mit. Auch findet man hier wieder mehrere Gedichte in ſchweizeriſcher Mundart. Zu den vorzüglicheren Gedichten gehört der Rock von Dan. Kraus.

Eine Rolle Tuch von der beſten Waare
Aus Vaters Erbſchaft, ſolid und breit,
Gab einſt bequem einem Bruderpaare
Zwei gleiche Röcke warm und weit.
Sonſt konnten die Brüder nicht harmonieren,
Es hatte jeder beſondere Manieren,
So trennten ſie ſich, weil noch im Frieden,
Und lebten lange Zeit geſchieden.

An einem kalten Wintertag,
Wo Schnee auf Dächern und Feldern lag,
Mit dem warmen Rocke angethan
Traf einſt der ältre den jüngern an.
Der war von Füßen bis zu den Ohren
Vor herber Kälte beinah' erfroren,
Sein Rock war nur noch ein Röckelein,
Gar jämmerlich dünn und knapp und klein,
Hie war er gerupft und dort zerſchnitten,
Hatt' oben ein Loch und unten ein Loch,
Und dort ſo recht in der Mitten
Vollends ein Loch aller Löcher noch.
„Ey lieber Bruder, ich bitte ſag an,
„Was haſt du mit deinem Rock gethan?
„Er war ſo warm, er war ſo bequem,
„Geriethſt du doch nicht gar ſeitdem
„In die ſchlimmen Hände wilder Kroaten?“

Ach nein! ich komme ganz anderswoher,
Denk nur ich bin von ungefähr
Der jüngſten Kritik in die Hände gerathen;
Hilf Himmel! was mußte mein Rock erfahren!
Der Eine fand den Stoff nicht echt,
Dem Andern war der Schnitt zu ſchlecht,
Ein Dritter ſprach von falſchen Haaren,
Hie ſchnitten ſie ganze Flügel ab,
Dort rupften ſie, bis es Löcher gab,
Und als ich mit großem Herzeleid
Beklagte das arme, zerrißne Kleid,
So hieß es: das ſoll mich gar nicht reuen,
Ich ſoll mich darob im Gegentheil freuen,
Denn jezt erſt ſey mein Rock geneſen,
Und alles andre unecht geweſen,
Nun ſey's erſt all genuines Haar,
Ich aber bin aller Wärme baar!

Mitleidig ſchüttelt der Bruder den Kopf:
„Statt des warmen Rockes, du armer Tropf,

Digitized by Google

„Ist das nun deine kritische Beute?
„Ein dünnes, zerrissenes Röckelein,
„Als wie gewisser Leute
„Geschornes und verzupftes,
„Geflutztes und gerupftes,
„Kleinwinziges Bibelrestelein!“

Und Juste-Milieu von Xaver Schnyder von Wartensee:

Haus.

Es ist ein Gott, denn seine Spur
Zeigt unverkennbar die Natur,
Und in der tiefsten Menschenbrust
Lebt unverwüstlich ein Gefühl,
Daß Du ein göttlich hohes Ziel
Und eine Gottheit glauben mußt.

Kunz.

Es ist kein Gott, und die Natur
Ist eine wüste Masse nur,
Die blind hier schafft und dort zerstört.
Was Du die inn're Stimme nennst,
Ist blos ein Wahn, wofür Du brennst,
Womit man schlau Dich hat bethört.

Michel.

Ihr Beide übertreibt. Du sagst:
Es ist ein Gott. Du aber wagst
Zu läugnen ihn. O schweigt, ich bitte!
Der Streit bringt Euch zu keiner Klarheit.
Bedenket nur: es liegt die Wahrheit
Auch hier, wie immer, in der Mitte.

Reise.

Blicke in die südlichen Alpen und in das Land um die Nordküste des adriatischen Meeres, von Philipp Baron von Canstein, Premier-Lieutenant im königl. Cadetten-Corps zu Berlin. Mit einer Karte. Berlin, Oehmigke, 1837.

Ein seltsames Gemisch von beinahe ängstlicher Gelehrsamkeit und von beinahe kindlicher Naivetät im Erstaunen über die Schönheit der Alpenwelt. Man sieht, der Geist des Verfassers ist durch das Studium der Ritter'schen Erdkunde früh gereist und angespannt, während sein Gemüth sich die schöne Unbefangenheit und jenes göttliche admirari bewahrte, das uns das lebenssatte nil admirari des Horaz nie hätte wegspotten sollen. Im Ganzen erscheint uns das geographische Detail des Werks in zu unverhältnißmäßiger Menge angebracht. Theils kennt man die Gebirgshöhen, Landabdachungen, Flußgebiete ꝛc. schon längst, theils war ein Reisender, der eben nur durchflog, nicht im Stande, hierin ganz genau und vollständig zu seyn. Inzwischen ist das Werk durchdrungen von einer schönen Wärme, von der Freude der ersten Alpenreise, von dem Reize des ersten großen Eindrucks, und dies bewirkt, daß wir gern fröhlich dem Fröhlichen folgen.

Wie die von Hoffmann in den Lebensbildern berühmter Humanisten herausgegebene Biographie August Böckh's im Literaturblatt Nr. 68 l. J. angezeigt ist, dürfte bei Lesern, welchen das Buch selbst nicht zu Gesicht kommt, die Vermuthung entstehn, als sey diese Schrift von mir in einem gegen Hermann polemischen Sinn abgefaßt. Ich kann nur auf das Material Werth legen, welches durch mich dem Publikum zugänglich gemacht ist, nicht auf meine Darstellung, die unter gehäuften Amtsgeschäften keineswegs auf eine eigentlich schriftstellerische Leistung, sondern für den einzelnen Artikel eines Wörterbuchs berechnet war, den ich anonym geschrieben hätte, wenn ich nicht der Meinung wäre, daß wer über Zeitgenossen öffentlich spricht, seine Worte mit seiner Person vertreten muß. Je weniger aber mir die Mängel der Ausarbeitung unbekannt sind, desto bestimmter muß ich mich gegen jedes Vorurtheil einer Feindseligkeit aussprechen, die ich mir selbst am wenigsten verzeihen könnte, da ich das Glück habe, Hermann zu meinen Lehrern zu zählen. Von den Irrungen, die zwischen beiden Gelehrten stattgefunden haben, ist unter den 32 Seiten, welche die Biographie einnimmt, nur auf einer einzigen gesprochen, lediglich zur unentbehrlichen Verständigung über literarische Thatsachen, die ohne Beleidigung Beider nicht ignorirt werden durften; ein Urtheil auszusprechen, hielt ich mich nicht für berufen; die Andeutung eines günstigern Verhältnisses, welches seitdem noch freundlicher geworden ist, wird man nicht unterlassen finden.

Bonn, September 1837.

Klausen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.
No. 115. 1835.

Allgemeine Geschichte der Literatur. Von Friedrich Bouterwek. Erster Theil. Göttingen, Dieterich. 1835.

Wenn ein Mann, wie Bouterwek, der sein ganzes Leben der Literatur gewidmet hat, der sich durch seine Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, durch seine Geschichte der spanischen Literatur, durch seine Aesthetik, durch seine Abhandlungen über Dante, Petrarca, Ariosto, Tasso, Camoens, Calderon, Shakespeare, Cervantes, Lessing, Schiller, Goethe, Jean Paul, Tieck, Novalis, Fichte, Schelling, Hegel, Schlegel, Solger, Schleiermacher, Jacobi, Kant, Reinhold, Bardili, Beck, Platner, Tennemann, Reinhard, Eberhard, Meiners, Sulzer, Mendelssohn, Garve, Engel, Feder, Abbt, Hamann, Herder, Wieland, Gellert, Gleim, Hagedorn, Haller, Klopstock, Rabener, Rabelais, Montaigne, Pascal, Fénelon, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot, Buffon, Condillac, Bonnet, Helvetius, Mably, Raynal, Condorcet, Mirabeau, Necker, Bernardin de St. Pierre, Chateaubriand, Sismondi, Guizot, Cousin, Villemain, Jouffroy, Lamennais, Constant, Benjamin, Madame de Staël, Schlosser, Gervinus, Hallam, Ranke, Heeren, Niebuhr, Rotteck, Schmidt, Luden, Wachler, Eichhorn, Schlözer, Gatterer, Spittler, Sprengel, Ersch, Meusel, Heyne, Wolf, Hermann, Boeckh, Lachmann, Creuzer, Buttmann, Thiersch, Passow, Jacobs, Ast, Schneider, Schütz, Reiske, Ernesti, Gesner, Winckelmann, Lessing

6) Die Wärme nimmt zu, je tiefer wir in die Erde eindringen.

7) In den nicht arktischen Meeren nimmt die Wärme von der Oberfläche nach der Tiefe hin bis zu einem Minimum fortwährend ab.

Gegen den Satz: „daß die Wärme zunehmen soll, je tiefer wir in die Erde eindringen" — möchten sich in dieser Allgemeinheit Zweifel erheben lassen. Die bedeutendsten Tiefen, zunächst welchen wir bis jetzt in die Erde eingedrungen sind, z. B. die bei Grabung des artesischen Brunnens beim Schlachthause von Grenelle zu Paris erreichte Tiefe von etwa 1300 Fuß, erscheinen im Verhältnisse zur Länge des Erdradius von beiläufig 800 Meilen als ein so ganz unbedeutender Stich in die Erdkruste, daß sich von den dabei gefundenen Resultaten gar kein Schluß auf die Beschaffenheit des Erdkerns machen läßt. Man thut ferner Unrecht, wenn man sich die innere Erdwärme als etwas Absolutes oder Constantes vorstellt. Ich stelle sie mir als eine Wirkung der Erdvitalität vor. Nun besteht eine der Lebensäußerungen des (gesunden) thierischen Körpers darin, sich, äußeren Einflüssen entgegen, in einer gewissen angemessenen Temperatur zu erhalten; und eben so besitzt die Erde die Eigenkraft, in gewissen Tiefen bei höherer äußerer Temperatur wirklich kälter, und bei niedrigerer dagegen wärmer als sonst zu seyn. * — Wahrscheinlich bedarf der Ausdruck des 6ten Satzes: „Die Wärme nimmt ab mit der Höhe," welcher ebenfalls eine Unbegrenztheit der Abnahme andeutet, einer ähnlichen Einschränkung; in einer gewissen Höhe wird wohl auch eine fernere constante Temperatur eintreten. Für die aus beiden Sätzen abzuleitenden meteorischen Folgen dürfte diese Einschränkung übrigens ohne Consequenz seyn; die Temperatur der tiefsten Erd- und höchsten Luftschichten wird schwerlich einen wahrnehmbaren solchen Einfluß haben.

Die Temperaturunterschiede zwischen den östlichen und westlichen Küsten veroffenbaren sich auffallend in der Vegetation. Während auf der Westseite der skandinavischen Halbinsel z. B. Roggenbau bis zum 67sten Grade der Breite getrieben wird, geht derselbe auf der Ostseite nur bis 65½; Weizenbau dort bis 64, hier bis 62; Erbsen erreichen westlich 63½ Grad, östlich nur 63. Linden kommen noch bei Oernland vor, östlich erreichen sie nicht dieselbe Breite u. s. w. Dieser auf der skandinavischen Halbinsel, in England u. s. w. schon so auffallende Temperaturunterschied zwischen den östlichen und westlichen Küsten veroffenbart sich noch viel auffallender in Amerika; und eben so scharf contrastirt Nordasiens eisiges Klima gegen westlichere Punkte unter gleicher Breite. Wir führen als Beispiel an, daß, als man im Jahr 1821 in Beresow, welches unter derselben Breite wie Drontheim liegt, Menschtschikows Grab öffnete, welches 92 Jahr verschlossen gewesen war, die Leiche, in Folge des ununterbrochnen Frostes, vollkommen unverändert gefunden wurde. — Andeutungen über den Grund dieser merkwürdigen Temperaturverschiedenheit zwischen den Ost- und Westküsten finden sich im Werke nicht.

Die Abnahme der Temperatur nach der Höhe zu ist wohl von Niemand in einem solchen Umfange beobachtet worden, als von Gay-Lüssac, welcher, als er sich am 16. September 1805 in seinem Luftballon zu einer (barometrisch gemessenen) Höhe von 21480 Fuß über Paris erhob, sein Thermometer, das unter 22 Grad Wärme gezeigt hatte, allmählich bis auf 7 Grad unter dem Gefrierpunkte sinken sah. Diese Wärmeabnahme nach der Höhe hin ist an steilen Bergen größer als über Hochflächen, stärker bei Tage als zur Nachtzeit, in den Wintermonaten am bedeutendsten; unter den Tropen ist dieselbe (bis zu den erreichbaren Höhen) der Größe der Erhebung über die Oberfläche proportional, in der gemäßigten und kalten Zone ist das Gesetz der Abhängigkeit minder einfach. — Ein lebendigeres dieser Temperaturabnahme bei wechselnder Höhe, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen, gibt uns aber freilich die Vegetation am Abhange hoher Gebirge, wie der Andes, des Aetna, des Pic von Teneriffa, der Alpen u. s. w., wo wir, übereinander geschichtet, alle Klimate finden. Aus der Region der Palmen und Bananen tritt man auf Teneriffa, in einer Höhe von 1200 Fuß, in die Region der europäischen Kultur, welche bei 2500 Fuß Höhe von der Region der Wälder begrenzt wird. Etwas über 4000 Fuß beginnt die Region der Fichten; von 6000 bis 10,000 Fuß hingegen sind Lava und Bimsstein nur noch sparsam mit Spartium nubigenum bedeckt. Diejenigen Pflanzen, welche wir in den nördlichen Gegenden in der Ebne finden, kommen in südlicheren wieder auf Bergen vor. So steigt, um an eine bekannte Pflanze zu erinnern, die Heidelbeere, welche im nördlichen Deutschland in den Wäldern der Ebne wächst, nach Süden hin allmählich in die Höhe. Sie wächst bei Freiburg in Baden nur noch auf höhern Bergen; in der Schweiz zeigt sie sich nur in den Wäldern der Voralpen u. s. w.

* Der Verfasser bestätigt dies; aber er stellt die Sache unter einen andern Gesichtspunkt. „Daß Keller im Winter wirklich wärmer seyen als im Sommer, glaubten die Griechen, und gründeten auf diese Meinung die Antiperistasis (die Gegenwirkung zweier Potenzen, wie hier der Wärme und Kälte, wodurch sie sich gegenseitig aufregen) der Wärme. — Lockert die Sonnenwärme die Erde auf, so strömt die innere Wärme aus, und es wird kälter; im Winter dagegen schließt sich die Erde wie eine gefaltene Hand, und die innere Wärme wird zurückgehalten." (S. 22.) — Jene Aristotelische Antiperistase scheint mir ein fruchtbarer Gedanke! (Man vergleiche auch noch unten.) N.

Digitized by Google

Vergleicht man die verschiedenen Breiten in Beziehung auf die mittlere Temperatur näher mit einander, so findet man unter den Tropen, besonders in der durch die stärksten Regen ausgezeichneten Aequatorialzone, die mittlere Temperatur jedes einzelnen Monats wenig von der mittleren Jahrestemperatur verschieden, d. h. also ein Monat ist darin dem andern gleich. Als ein recht auffallendes Beispiel hievon führt der Vers. Surinam an, wo die Durchschnittstemperatur eines Monats wie des andern sehr wenig von 20 Grad verschieden ist. Nach den Polen zu weicht dagegen die Temperatur des Winters immer bedeutender von der des Sommers ab; und da dort zugleich die geringere Wärme-Entwicklung der niedriger stehenden Sonne durch die wachsende Tageslänge ausgeglichen wird, so dringt ein heißer Sommer, als desto auffallenderer Gegensatz des kältesten Winters, bis in die höchsten Breiten. Wie durch einen Zauberschlag ist beim Eintritte desselben die Schneedecke in jenen Gegenden verschwunden, und die Vegetation entwickelt sich so reissend, als wüßte sie, wie gefährlich ihr hier jede verlorne Stunde sey.

Einen merkwürdigen Einfluß übt ferner die Nachbarschaft des Meeres auf die Temperatur. An den heißeren Stunden des Tages ist das Land wärmer als die See, in den kälteren Nachtstunden dagegen die See umgekehrt wärmer als das Land. Eben so findet sich hinsichtlich der jährlichen Periode der Winter, welchen man als die Nacht des Jahres bezeichnen möchte, auf der See weniger streng; und man muß, nach diesem Allen, das Seeklima also sorgfältig vom Continentalklima unterscheiden. Da, wo das Wasser überwiegt, tritt der Charakter des ersteren als bestimmend hervor. So z. B. auf der südlichen Halbkugel, deren Durchschnittstemperatur man bisher viel zu niedrig angeschlagen hat, da man von der geringeren Sommerwärme auf das ganze Jahr schloß.

Nach der Tiefe hin nehmen die Temperaturveränderungen mit großer Schnelligkeit ab. 10 Fuß unter der Oberfläche gibt es schon keine täglichen Aenderungen mehr; der Stand des Thermometers verändert sich in dieser Tiefe binnen 24 Stunden nur unmerklich; in 100 Fuß Tiefe werden kaum noch Jahreszeiten beobachtet, und ein in den 85 Fuß tiefen Gewölben der Pariser Sternwarte aufgehängtes, vor allen Luftströmungen geschüztes Thermometer änderte seinen Stand in 12 Jahren kaum um 3 Hunderttheile eines Grades. * Dringt man von diesen Tiefen, in denen der Stand des Thermometers angeführtermaßen keine Veränderung mehr erleidet, noch tiefer in die Erde ein, so zeigen die Beobachtungen, die man in Schachten, beim Bohren arteſischer Brunnen u. s. w. angestellt hat, * eine nunmehrige allmähliche Zunahme der Temperatur an, welche, in Verbindung mit andern Umständen, zu dem Schlusse geführt hat, daß die Erde außer der solaren noch eine eigenthümliche (eine Grundwärme) besitze.

Ganz besonders spricht für das Daseyn einer solchen Grund- oder Temperaturwärme die Temperatur heißer Quellen, welche wir das warme Lebensblut des innern Erdkörpers nennen möchten, gleichwie dagegen kalte Quellen aus nur so tiefen Schichten hervorbrechen mögen, für welche wir oben die Constanz der mittleren Temperatur nachgewiesen haben. Man hat die Hitze jener Quellen chemischen Zersetzungen oder localen Erdbränden zugeschrieben; allein da die Beobachtungen seit Jahrhunderten ein vollkommnes Gleichbleiben der Temperatur dieses „Erd-Lebensblutes," wie wir uns oben ausgedrückt haben, ergeben; so scheint die Beziehung auf so temporäre und veränderliche Umstände nicht ausreichend. Wenn übrigens nicht alles dieses „Erd-Lebensblut" gleich heiß befunden wird, so kann dies daher entstehen, daß jenes Blut aus mehr oder weniger tief gelegenen Adern hervorquillt. Keineswegs aber folgt aus den Erscheinungen, welche diese warmen Quellen darbieten, eine übermäßige, oder bis zu größeren Tiefen, ja bis zum Erdkern hin wachsende Temperatur. Betrüge diese Zunahme, wie es sich in der Erdkruste etwa findet, auf 180 Fuß fortwährend 1 Grad des hunderttheiligen Thermometers, so müßte das Centrum der Erde eine Temperatur von über 160,000 Grad haben, welches ungereimt scheint.

Wir wenden uns jezt zu den, der Meteorologie fast noch näher liegenden täglichen Veränderungen der Temperatur. Sie wären ein Räthsel ohne die Ausstrahlung, welche von Scheele entdeckt, und von Pictet und Prevost auf die Meteorologie angewendet worden ist. Jeder Körper gibt an die ihn umgebenden Körper Wärme ab, und empfängt dagegen wieder Wärme von ihnen: eine beständige gegenseitige Mittheilung hat statt. Constante Temperatur ist daher ein bewegliches Gleichgewicht. Heller Himmel gibt der Erde gar keine Wärme zurück, und daher sind helle Nächte so kalt. Aus diesem Grunde bedecken die

* Diese Beobachtung steht in keinem Widerspruche mit der obigen Behauptung, daß weniger tiefe Keller im Sommer wirklich kälter als im Winter und umgekehrt sind. Die Hervorrufung des Gegensatzes muß natürlich in einer Tiefe unmerklich ausfallen, bis in welche sich die Wirkung der Sonnenstrahlen kaum erstreckt. N.

* Der thermometrischen Constanz dieser Keller folgt also eine Wärmezunahme, welche sich nach unserer oben entwickelten Ansicht bis zu einer Grenze erstreckt, von wo ab nunmehr eine fernere Temperaturerhöhung nicht mehr stattfinden, und wo also ein Thermometer, wie viel tiefer man es senken könnte, neuerdings stationär bleiben würde. — Diese Art von Vorstellung scheint mir wenigstens viel naturgemäßer, als die Annahme eines steten Wachsens der Hitze, bis zu dem 860 Meilen tiefen Erdmittelpunkte. N.

Digitized by Google

Gärtner ihre jungen Pflanzen, um sie vor Nachtfrösten zu schützen, mit dünnen Matten, welche zwar den Luftzug hindurchlassen, die Pflanzen aber vor dem Himmelsanblicke, und also vor dem Ausstrahlen der Wärme bewahren; eben deßwegen steht in einer hellen Nacht ein Thermometer im Freien unter einem Tische höher als darüber u. s. w. Im Vorfrühling verliert der Boden durch diese Ausstrahlung in einer hellen Nacht mehr Wärme, als er am kurzen Tage durch directen Sonnenschein gewinnen kann; und dies ist daher die Zeit, in welcher, nach einem alten Sprichwort, der Hirt lieber den Wolf als die Sonne im Schafstalle sieht.

Unser Werk geht nunmehr zu den Winden über. Ist der Wind durch die Temperatur bedingt, so muß im Allgemeinen der Wind von der kälteren nach der wärmeren Gegend an der Oberfläche der Erde strömen, und seine Geschwindigkeit mit der Temperaturdifferenz wachsen. Es kann aber nach einer bestimmten Gegend hin kein ununterbrochner Zufluß stattfinden, ohne daß denselben ein eben so ununterbrochner Abfluß ausgliche; und, nach Analogie der täglichen Land- und Seewinde, müssen wir vermuthen, daß dies in den obern Theilen der Atmosphäre stattfinde, weil die wärmere leichtere Luft aufsteigt, um der unten zuströmenden kalten Platz zu machen. Dieser Schluß liegt so nahe, daß schon ältere Naturforscher denselben angesprochen haben; und er wird durch Beobachtungen in der Region der sogenannten Passatwinde bestätigt, wo man oft die obern Wolken in der, diesen unten wehenden Passatwinden gerade entgegengesezten Richtung ziehen sieht. Aus dem nämlichen Grunde werden die Passate (welche bekanntlich immer aus Osten wehen) an ihrer äußern Grenze durch westliche Winde begrenzt, und welche auf dem atlantischen Ocean mit solcher Beständigkeit herrschen, daß z. B. die Packetboote von Liverpool nach New-York 40 Tage brauchen, während sie auf der Rückreise nur 23 Tage unterweges sind, dergestalt, daß die Matrosen den Weg von Europa nach Amerika in dieser Breite bergauf, und den Rückweg dagegen bergab nennen. — Uebrigens betrachtet der Vers. die Luftströmungen (Winde) als den Hauptgrund der Temperatur-Vertheilung, weßhalb wir auf das Werk selbst verweisen müssen.

Er geht hiernächst zu den wässerigen Niederschlägen über. Wasserdampf ist dem Physiker eine vollkommen durchsichtige, elastische Flüssigkeit. Wolke, Nebel, sind nicht solcher Dampf unmittelbar, sondern niedergeschlagener Dampf. Die Luft ist also desto durchsichtiger, je weniger sie solchen niedergeschlagenen Dampf enthält, nicht aber, je trockner sie ist. Denn Wasser in Form einer elastischen Flüssigkeit, also als Wasserdampf, wie er oben bezeichnet worden, bildet mit Luft eine vollkommen durchsichtige Flüssigkeit, eine feuchte Luft; Wasser hingegen in flüssiger Form mit Luft innig vermengt, erzeugt ein Undurchsichtiges, welches wir Schaum, Nebel, Wolke, Dunst, nennen. In einem bestimmten Raume voll Luft kann, bei einer bestimmten Wärme, nur eine bestimmte Menge Wasser als Dampf vorhanden seyn, mehr nicht; diese Menge ist für jede Wärme verschieden, und, je größer die Wärme, desto bedeutender. Ist hinreichendes Wasser vorhanden, so wird sich die Luft in dem angenommenen Raume mit dieser bestimmten Menge Dampf schwängern, aber nicht mehr aufnehmen, wieviel nachher auch Wasser flüssig zurückbleibe. War aber nicht genug Wasser zum Verdampfen vorhanden, so wird der Luftraum auch weniger Wasser enthalten, als er enthalten könnte, d. h. mehr oder minder feucht seyn; und den Grad dieser Feuchtigkeit geben nun unsere Hygrometer an. Hat die Luft bei einer gewissen Wärme das Maximum der Feuchtigkeit erreicht, so bringt jede Abkühlung einen Niederschlag hervor, d. h. es fällt so viel Dampf in Wasserform heraus, daß die zurückbleibende Menge Dampf das dieser erniedrigten Wärme entsprechende neue Maximum ist. Jede erhöhte Temperatur macht dagegen feuchte Luft trockner, d. h. fähig, ein neues Wasserquantum in Dampfform aufzunehmen. Mit Rücksicht auf diese Sätze wird es also bei den atmosphärischen Niederschlägen hauptsächlich darauf ankommen, die sie bedingende Temperatur-Erniedrigung nachzuweisen.

Die erste Form des Niederschlages ist die Wolke. Eine Wolke ist aber nichts als Nebel, gleichwie der Nebel eine in der Nähe gesehene Wolke; die scheinbare Beständigkeit der Wolken ist eine Täuschung: eine Wolke besteht nur, indem sie entsteht und vergeht, sie ist kein Produkt, sondern ein Proceß. Eine Wolke ist feiner Regen; die feinen Tröpfchen lösen sich nur wieder auf, ehe sie fallen. Regen ist daher nichts Anderes, als eine hohe, auf dem Boden ruhende Wolke, unten durchsichtiger wegen der Vergrößerung und verminderten Anzahl der Tropfen; Wolke in der Höhe ist dagegen ein localer Regen in einer Luftschicht, an deren Grenze das Niedergeschlagene sich wieder auflöst. Damit verschwindet alles Wunderbare der großen Wassermassen, welche beim Regen herabstürzen; das Wenigste gibt die Wolke, nicht sie allein regnet, sondern die ganze Luftsäule bis zum Boden. Wenn man beim heftigsten Regen einen hinreichend hohen Berg ersteigt, so werden die Tropfen zuerst immer kleiner, und oben finden wir nur noch Nebel. Ueber die als wirklichen Regen herabfallenden Wassermassen macht man sich in der Regel falsche Vorstellungen; der stärkste Sommerregen bringt im nördlichen Deutschland in 24 Stunden kaum einen Zoll Wasser hervor. Noch unbedeutender wird das Verhältniß beim Schnee: 1 Fuß Schnee entspricht noch nicht einer Wasserhöhe von 1 Zoll.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.

№ 1. Freitag, den 1. Januar. 1830.

Einleitung.

Wenn ich mich entschließe, ein Literatur-Blatt zu redigiren, so geschieht es, weil ich glaube, daß ein solches Blatt in unserer Zeit ein Bedürfniß ist. Ich will nicht sagen, daß es ein Bedürfniß der Zeit ist, denn die Zeit hat Bedürfnisse, die sie nicht kennt, und Bedürfnisse, die sie nicht befriedigt haben will. Ich will nicht sagen, daß es ein Bedürfniß des Publikums ist, denn das Publikum ist ein Ungeheuer, das Bedürfnisse hat, die es nicht kennt, und Bedürfnisse, die es nicht befriedigt haben will. Ich will nicht sagen, daß es ein Bedürfniß der Literatur ist, denn die Literatur ist ein Proteus, der Bedürfnisse hat, die er nicht kennt, und Bedürfnisse, die er nicht befriedigt haben will. Ich will nicht sagen, daß es ein Bedürfniß der Kritik ist, denn die Kritik ist ein Chamäleon, das Bedürfnisse hat, die es nicht kennt, und Bedürfnisse, die es nicht befriedigt haben will. Ich will nicht sagen, daß es ein Bedürfniß der Poesie ist, denn die Poesie ist ein Phönix, der Bedürfnisse hat, die er nicht kennt, und Bedürfnisse, die er nicht befriedigt haben will. Ich will nicht sagen, daß es ein Bedürfniß der Prosa ist, denn die Prosa ist ein Kameel, das Bedürfnisse hat, die es nicht kennt, und Bedürfnisse, die es nicht befriedigt haben will. Ich will nicht sagen, daß es ein Bedürfniß der Wissenschaft ist, denn die Wissenschaft ist ein Kraken, der Bedürfnisse hat, die er nicht kennt, und Bedürfnisse, die er nicht befriedigt haben will. Ich will nicht sagen, daß es ein Bedürfniß der Kunst ist, denn die Kunst ist ein Basilisk, der Bedürfnisse hat, die er nicht kennt, und Bedürfnisse, die er nicht befriedigt haben will. Ich will nicht sagen, daß es ein Bedürfniß der Natur ist, denn die Natur ist ein Vampyr, der Bedürfnisse hat, die er nicht kennt, und Bedürfnisse, die er nicht befriedigt haben will. Ich will nicht sagen, daß es ein Bedürfniß der Geschichte ist, denn die Geschichte ist ein Minotaurus, der Bedürfnisse hat, die er nicht kennt, und Bedürfnisse, die er nicht befriedigt haben will. Ich will nicht sagen, daß es ein Bedürfniß der Philosophie ist, denn die Philosophie ist ein Sphinx, der Bedürfnisse hat, die er nicht kennt, und Bedürfnisse, die er nicht befriedigt haben will. Ich will nicht sagen, daß es ein Bedürfniß der Religion ist, denn die Religion ist ein Gott, der Bedürfnisse hat, die er nicht kennt, und Bedürfnisse, die er nicht befriedigt haben will. Ich will nicht sagen, daß es ein Bedürfniß der Liebe ist, denn die Liebe ist ein Amor, der Bedürfnisse hat, die er nicht kennt, und Bedürfnisse, die er nicht befriedigt haben will. Ich will nicht sagen, daß es ein Bedürfniß des Lebens ist, denn das Leben ist ein Tod, der Bedürfnisse hat, die er nicht kennt, und Bedürfnisse, die er nicht befriedigt haben will. Ich will nicht sagen, daß es ein Bedürfniß des Todes ist, denn der Tod ist ein Leben, das Bedürfnisse hat, die es nicht kennt, und Bedürfnisse, die es nicht befriedigt haben will.

des Luftkreises zu erhalten (wir empfehlen diese wichtige Idee der ganzen Aufmerksamkeit unserer Leser; — indeß ist die Thätigkeit dieses großen und geheimnißvollen Naturagens auf diese einzige Rolle gewiß nicht eingeschränkt).

Die Form des Niederschlages ist entweder fest oder flüssig. Ueber die wunderbare Mannichfaltigkeit der Schneekrystalle erstaunt man, wenn man des englischen Seecapitäns und Naturforschers William Scoresby's Zeichnungen der Beschreibung seiner Reise auf den Wallfischfang * sieht. Dieser vortreffliche Beobachter, welcher dem Gegenstande eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, bemerkt, daß die regelmäßigsten Schneefiguren nur bei strenger Kälte entstehen, welches sich auch aus der Natur der Sache selbst begreift. Wenn bei dicken Flocken die eigentlichen Gestalten auf den ersten Blick gleich schwer erkennbar sind, so gewahrt man bei näherer Betrachtung doch mit genügender Sicherheit, daß die einzeln zusammengefügten Nadeln Winkel von 60° und 120° mit einander bilden. Scoresby ordnet die Gestalten unter fünf Hauptarten, deren jede aber wieder vielfache Verschiedenheiten darbietet. Gewöhnlich findet sich bei einem jeden Schneefalle nur Eine dieser Formen, selten kommen mehrere zugleich vor. Ballt sich die Flocke, aus kälterer Luftschicht in eine etwas wärmere herabfallend, zu einem kleinen Schneeball, so heißt sie dann ein Graupelkorn. Ist dasselbe noch mit einer durchsichtigen Eishülle umgeben, so nennt man es ein Hagelkorn. Von beiden Formen unterscheidet sich eine dritte, welche sich bei plötzlichem Thauwetter nach starker Kälte zeigt, und gewöhnlich schon nach einigen Minuten in Regen übergeht: es sind dies runde, ganz durchsichtige Eisstückchen, Wassertropfen aus den schon mit Thauwind erfüllten obern Luftschichten, welche beim Durchfallen durch die unteren noch kälteren Schichten gefroren sind. Unter allen diesen Formen ist der Hagel die größte. Körner von der Größe eines Tauben-, ja Hühnereies, von 12 Loth bis zu 1 Pfunde Schwere, sind mehrfach beobachtet worden. Indeß hat das Auffinden zusammengeschmolzener Massen wohl oft übertriebene Vorstellungen von der Größe der Hagelkörner veranlaßt. Gleichwohl findet sich angemerkt, daß am 8. Mai 1802 in Ungarn beim Dorfe Putzenmichel, ein Eisklumpen von 3 Fuß Länge, 3 Fuß Breite und 2 Fuß Höhe gefallen sey, welchen 8 Männer nicht aufzuheben vermochten, und dessen Gewicht man daher auf 11 Centner schätzte. Man könnte so große Hagelmassen gefrorne Wolkenbrüche nennen, und ich wüßte nicht, was gegen den Ausdruck einzuwenden wäre. Man braucht zu ihrer Entstehung nur eine sehr intensive Kälte in einer der durchfallnen Luftschichten anzunehmen. Der Schnee fällt im Winter, Graupel (gresil) im Frühling, Hagel (grêle) im Sommer. Nun nimmt die Temperatur der Atmosphäre von oben nach unten zu; man könnte also annehmen, daß wenigstens unter gewissen Bedingungen, dasjenige, was oben Schnee ist, in tieferen Luftschichten zu Graupel, und in noch tieferen zu Hagel wird. Wenigstens stehen die Verwüstungen des Hagels in keinem Verhältnisse mit einem Falle aus großen Höhen. — Man sieht aber auch nach diesen Darstellungen und den dabei angewendeten Ausdrücken, wie unbestimmt unsere Kenntnisse von den meisten meteorologischen Erscheinungen noch sind.

Die lezte Form des Niederschlages erfolgt an der Erde selbst. Der locale Nebel über kleinen Binnenwässern entsteht dadurch, daß kältere Luft aus höheren Luftschichten am Ufer herabfließt, und sich mit den wärmeren Schichten über dem Wasserspiegel mischt. Aus ähnlichen Gründen raucht ein schnell fließender Fluß bei plötzlich eintretender Kälte, ehe er einfriert. Der Frostnebel der Polarmeere verdankt auch diesen Ursachen seine Entstehung. Am Boden selbst erfolgt der Niederschlag als Glatteis, wenn warme, feuchte Luft über einen, durch vorhergegangene Kälte abgekühlten Boden strömt, wo alsdann die Steine, wie man zu sagen pflegt, „schwitzen und ausschlagen." Die Hauptbildung aber ist Thau und Reif; der Boden ist dann durch Ausstrahlung erkältet, weßhalb sich die Feuchtigkeit der Atmosphäre so gern darauf niederschlägt. Daher ist der Thau in den heißen Klimaten, wo die Atmosphäre also viel verdampftes Wasser enthält, während heller Nächte, welche die Ausstrahlung und Erkältung des Bodens begünstigen, so außerordentlich stark, daß er gleich dem stärksten Regen sogleich Alles durchdringt. Alle Körper, welche wenig ausstrahlen, bethauen und bereifen auch wenig, z. B. Metalle; und die leisesten Unterschiede des Ausstrahlungsvermögens kann man am Reif beobachten, der z. B. die rauhere (Wärme leichter ausstrahlende) Stelle bedeckt, die glättere frei läßt, an unseren Schlagbäumen die schwarzen (strahlenderen) Streifen mit Krystallen überzieht, während die weißen frei bleiben u. s. w.

Hinsichtlich der Veränderungen des Luftdruckes, als der noch zu betrachtenden atmosphärischen Erscheinung, bemerkt der Verf. sogleich, daß keine Beobachtungsreihe für eine dauernde Ab- oder Zunahme dieses Druckes spreche, und daß die Barometerschwankungen vielmehr um ein constant scheinendes jährliches Mittel erfolgen, welches geringen Veränderungen unterworfen ist, die sich jedoch in höheren Breiten bedeutender, als in der Aequatorialzone zeigen. In dieser Zone nimmt der Druck der Luft continuirlich ab von den kälteren Monaten zu den wärmeren hin, besonders da, wo Moussons herrschen, und unter den Wendekreisen. In den gemäßigten Zonen steht das Barometer durchschnittlich in den Sommermonaten höher als im Frühling. In den kalten hingegen ist der

* An Account of the arctic regions, with a History and description of the northern Wale-Fishery. Edinb., 1820. 2 Bde. 8. mit vielen Kupfern. Deutsch durch Kries. Hamburg, 1825. N.

Digitized by Google

Druck im Sommer am geringſten, und im Frühling dagegen am bedeutendſten. Dabei wirken aber zugleich ſo viele locale Beziehungen ein, daß ſich das Werk ſelbſt nur in der Grenze allgemeiner Andeutungen halten kann, derentwegen wir auf daſſelbe verweiſen.

Meteore, wie Aërolithen, heißt es dann ferner, deren Bildung in entfernten Regionen den Hypotheſen weiten Spielraum läßt, und deren plötzliches Erſcheinen keine ruhige Beobachtung geſtattet, können nur dann richtig abgeleitet werden, wenn die Natur ſelbſt einmal gütig den Schleier lüftet, hinter welchem ſie ſo gern ihre Geheimniſſe verbirgt. Welches nun aber auch ihr Urſprung ſeyn mag (der Verf. neigt ſich offenbar der telluriſch-atmoſphäriſchen Anſicht hin, ohne dies jedoch mit beſtimmten Worten auszuſprechen), ſo viel hat ſich ergeben, daß ſie, als Pendel * angewendet, dieſelbe Fallgeſchwindigkeit haben, als andere Mineralien terreſtriſchen Urſprungs, und daß unter ihren bisher entdeckten achtzehn einfachen Beſtandtheilen keiner enthalten iſt, der nicht bereits auch anderweit auf der Erde gefunden worden wäre. ** Man ſieht, ſchließt der Verf. ſeine manchen Bereicherungen fähige Auseinanderſetzung über dieſe Erſcheinung, daß die Meteorſteine ſchon mehr von ihrem Charakter verrathen haben, als ſich mit einem ſtrengen Incognito verträgt, doch noch zu wenig, als daß wir ihren Geburtsort mit vollkommner Beſtimmtheit angeben könnten.

Welches nun aber auch der Proceß ſey, dem ſie ihre Entſtehung verdanken, ſo zeigt ſich doch ihr Erſcheinen unabhängig von der Tages- und Jahreszeit. Lezteres iſt dagegen nicht in demſelben Grade der Fall mit den Sternſchnuppen, die durch ihr jezt erwieſenes periodiſches Auftreten, durch die bewundernswürdige Regelmäßigkeit, mit welcher ein himmliſcher Feuerregen die Nächte des 12., 13. und 14. Nov. erleuchtet, anzudeuten ſcheinen, daß der Weltenraum, den wir uns gewöhnlich als abſolut leer und indifferent, oder doch höchſtens mit einem höchſt feinen Aether erfüllt denken, nicht ohne geſtaltende Kraft ſey. In der Nacht des 13. Nov. 1833 verbreitete der Anblick von mehr als 200,000 Sternſchnuppen, welche von Cuba bis Boſton, auf einem Flächenraume von vielen tauſend Quadratmeilen beobachtet wurden, Bewunderung und Schrecken. Einige derſelben hatten die ſcheinbare Größe einer 6zölligen Kugel, und hinterließen länger dauernde Feuerſchweife von 100 Fuß Länge. Sie bewegten ſich dem Sinne des Laufes der Erde um die Sonne entgegen, und ſchienen im Allgemeinen von einem Punkte auszugehen. Dieſer Punkt hatte eine feſte Lage gegen die Sterne, und nahm alſo an der Rotation der Erde nicht Theil. Nach einer von Encke unternommenen Berechnung ging in der gedachten Nacht die Bewegung der Erde auf den Punkt im Weltenraume los, deſſen gerade Aufſteigung etwa 114°, und deſſen nördliche Abweichung 14° 20′ war; dort alſo lag der Heerd des Vorganges, und in die Richtung dieſer Bewegung fiel alſo, während des Maximums deſſelben, der oben von uns bezeichnete Theil der Erdoberfläche. Früher ſchon, nämlich am 12. und 13. Nov. 1684, 1781, 1791, 1799, 1803, 1813, 1818, 1819, 1820, 1822, 1824, 1825, ſind auffallende Sternſchnuppen und Feuerkugeln beobachtet worden. Von dieſen Erſcheinungen war beſonders die von 1799 ſo bedeutend, daß ſie die ganze Aufmerkſamkeit unſeres Humboldt erregten, welcher ſich damals zu Cumana befand, wo der Vorgang beſonders zu Geſicht kam. Da ſich das Phänomen nun in den Jahren 1834, 1835, 1836, in denſelben Nächten des 13. und 14. November, wenn auch in etwas ſchwächerem Grade, wiederholt hat, ſo werden wir zu der Ueberzeugung gebracht, daß es ſolche Phänomene gibt, welche, unabhängig von den atmoſphäriſchen Proceſſen der Erde, doch in ihrem Luftkreiſe ſichtbar werden, wenn die Bewegung der Erde, welche freilich wegen den Perturbationen nicht ganz gleich iſt, nach einem beſtimmten Punkte des Weltenraumes geht.

Eins der prachtvollſten Schauſpiele der Atmoſphäre, welches ſich gerade da, wo die Natur in eiſiger Kälte erſtarrt, am herrlichſten entwickelt, iſt noch das Nordlicht. Daß daſſelbe an der Arendrehung der Erde Theil nimmt, alſo der terreſtriſchen Atmoſphäre angehört, haben Biots genaue Beobachtungen erwieſen; ſeine Höhe iſt aber vielleicht überſchäzt worden, indem man verſchiedene, an verſchiedenen Orten beobachtete Bögen für einen und denſelben genommen hat. Indem der Nordlichtbogen ungefähr über dem magnetiſchen Meridian ausgeſpannt erſcheint, und die Lichtſäulen in der Krone da zuſammentreffen, wo eine im Schwerpunkte aufgehängte Magnetnadel hinweiſt, führt nach den Regeln der atmoſphäriſchen Perſpective zu dem Schluſſe, daß jene leuchtenden, das Phänomen bildenden Säulen der Richtung einer frei ſchwebenden Magnetnadel parallel ſind. Dieſe Umſtände würden allein ſchon die Vermuthung rechtfertigen, daß ein gewiſſer Zuſammenhang zwiſchen dem Nordlicht und dem telluriſchen Magnetismus ſtattfinden müſſe, wenn nicht die während der Dauer deſſelben eintretenden unruhigen Schwankungen der Nadel, und die zugleich eintretenden Veränderungen der magnetiſchen Intenſität noch entſchiedener darauf hindeuteten. Und ſo wären wir denn aus den Höhen des Luftkreiſes wieder zur Erde zurückgeführt, und durch einen Umweg zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Erdkörper nicht bloß der todte Träger eines ſich außer ihm geſtaltenden Lebens ſey, ſondern daß er ſelbſt

---

* Wir haben über die von Beſſel ausgeführten Pendelverſuche mit Meteorſteinmaſſen in dieſen Blättern ausführlich geſprochen. M.

** Schon dieſe beiden Umſtände bilden eine ſtarke Induktion für den telluriſchen Urſprung der Aërolithen. Und wie viel andere Umſtände vereinigen ſich damit! M.

in das bewegte Spiel atmosphärischer Veränderungen thätig mit eingreift.

Dies leitet uns ganz natürlich auf die Magnetnadel und das Gesetz ihrer Bewegungen im Allgemeinen, über deren tägliche und jährliche Periode wir noch Etwas zu sagen haben. Von Morgens 8 Uhr, wo die horizontal aufgehängte Magnetnadel am weitesten östlich steht, bewegt sie sich bis gegen 2 Uhr, der wärmsten Stunde des Tages, nach West, und geht dann mit einer geringen Unterbrechung bis gegen 1 Uhr Morgens zu ihrem östlichen Stande zurück. Jezt folgt eine zweite, aber weder so bestimmte, noch so bedeutende Schwankung, welche 7 Stunden, also wieder bis 8 Uhr Morgens dauert, wonächst sich der Vorgang in der angegebenen Weise erneuert. Durch den Meridian geht die Nadel in der Zeit, in welcher die Temperatur ihren mittleren Stand erreicht, also in den Sommermonaten früher als in den Wintermonaten. Zugleich ist die Größe der täglichen Schwingung in den heißern Monaten, wie dies bei allen übrigen atmosphärischen Veränderungen, welche eine tägliche Periode befolgen, der Fall ist. Stellt man an demselben Tage an Orten, welche der Länge nach auch noch so verschieden sind, Beobachtungen an, so zeigt sich zwischen den zu gleicher Sommerzeit stattfindenden Bewegungen der auffallendste Parallelismus dergestalt, „daß man sich die Erscheinung so denken kann, als wenn zugleich mit der Sonne ein leiser Ostwind die Erde umkreise, welcher die Nordenden der Nadeln, eine nach der andern, nach Westen führe, wonächst sich die Nadel nach dem Durchgange der Sonne durch den Meridian sr.i von jenem Einflusse und sich selbst überlassen, langsam nach ihrem früheren Stande zurückbegebe, bis sie am andern Tage neuerdings von der Sonne erregt werde.“ Diese Erscheinung läßt sich sehr einfach erklären. Unter der natürlichen Voraussetzung nämlich, daß die magnetische Wirkung auf die Nadel von allen Punkten der Erde ausgeht, wird, da diese Wirkung gleich jeder magnetischen Kraft durch Temperaturerhöhung Schwächung erleidet, in den Morgenstunden die Anziehung der östlich gelegenen, von der Sonne schon erwärmten Punkte auf das Nordende vermindert, daher sich dieses nach Westen bewegt; in den Nachmittagsstunden hingegen wird durch die steigende Temperatur der westlichen Gegenden die Anziehungskraft dieser lezteren vermindert, während die östlichen sich allmählich abkühlenden Punkte ihre frühere Intensität wieder erlangen, daher die Nadel zu ihrem früheren Stande zurückkehrt. *

Da nun, wie wir oben gesehen haben, die täglichen Wärmeänderungen nicht tief in die Erde eindringen, so muß es die (von der Sonne bestrahlte und erwärmte) Oberfläche der Erde seyn, welche die magnetischen Veränderungen bedingt. Indeß gehen leztere, wie direkte, besonders in den Freiberger Schachten angestellte Versuche beweisen, auf gleiche Weise auch noch in solchen Tiefen vor, wo die Temperatur constant wird. Wo also der Sonneneinfluß auf das Thermometer schon anfängt unmerklich zu werden, findet er sich durch die Magnetnadel noch ungeschwächt angezeigt.

Allein nicht nur in den Veränderungen, sondern auch in der mittleren Vertheilung der magnetischen Kraft zeigt sich ein unabweisbaren Zusammenhang mit den thermischen Verhältnissen der Erdoberfläche. Die magnetischen Pole der Erde sind auch ihre kältesten Punkte, die Linien gleicher Erdwärme zugleich die Linien gleicher magnetischer Kraft; überall, wo die Temperatur auf der Erde abnimmt, steigt die magnetische Intensität. Ja man darf wahrscheinlich annehmen, daß jede momentane Störung der Temperatur-Vertheilung auf der Erde eine gleichzeitige magnetische Störung bedingt. Der Verf. führt zur Bestätigung dieser Annahme ein merkwürdiges Beispiel an. In der Nacht vom 19. auf den 20. Dec. 1829 beobachtete er in Berlin die Nadel in der allergrößten Unruhe (während, wie es sich nachher auswies, in Schottland ein bedeutendes Nordlicht sichtbar gewesen war). Zugleich fiel eine ganz ungewöhnliche Masse Schnee, und es trat eine Kälteperiode von längerer Dauer ein; zu derselben Zeit war aber in Kasan das Thermometer von — 6° Reaumür auf — 18° gefallen, und hatte am Morgen darauf auf — 22°, und zwei Tage nachher auf — 31° gestanden, so daß das Quecksilber im Freien gefroren war. Höchst wahrscheinlich ist also, daß eine dergestalt plözliche Erkältung eines so großen Stückes der Erdoberfläche auch die angeführte magnetische Erscheinung hervorgerufen hat. *

Den Schluß dieses Abschnittes macht eine Zusammenstellung der wichtigsten neueren Hypothesen von der Erdwärme, über welche wir wie über die übrigen Abschnitte weggehen, deren Ensemble im Buche selbst studirt werden muß. Unsere Absicht ist nur gewesen, den Leser mehr referirend als recensirend auf den Standpunkt der heutigen Meteorologie zu erheben, und wir wüßten, um den Werth der vorliegenden Arbeit mit Einem Worte auch kritisch zu bezeichnen, keine Darstellung dieser Wissenschaft zu bezeichnen, welche uns in gleicher Kürze, (meistens) gleicher Klarheit und gleicher Annehmlichkeit des Vortrages, zu demselben Zwecke hätten verhelfen können.

Dr. Nürnberger.

* In der südlichen Halbkugel würde dies hiernach vom Fußende der Nadel gelten, und unter dem Aequator müßte die Nadel, besonders an den Aequinoctialtagen, aus Gründen, welche durch einiges Nachdenken gleich klar werden, diese tägliche Schwankung gar nicht zeigen. Leztere Beobachtung wäre ein wahres experimentum crucis der obigen Hypothese; und ich empfehle die Verfolgung der Sache dem diesjährigen Naturforscherverein. N.

* Der Verf. ist nämlich kein Anhänger der Ansicht, daß das Nordlicht, als solches, der Grund der Unruhe der Nadel sey, weil man leztere Störungen schon vor dem wirklichen Sichtbarwerden jener Erscheinung beobachtet. Allein dieser Grund scheint nicht hinreichend, da z. B. das Barometer auch lange vor dem wirklichen Eintreten eines Sturmes sinkt. Um indeß bei seiner Art von Auffassung stehen zu bleiben, so betrachtet er das Leuchten als die eine Seite des Phänomens, und die Schwingungen der Nadel als die andere, indem sich leztere gleichsam wie ein elektrisches Elektrometer verhält, dessen Divergenz auch die gesteigerte Spannung der Elektricität anzeigt, ehe diese so groß geworden ist, daß der Funke überspringt. Was die Nadel auf einem weiten Raume instanter in Bewegung sezt, mag da leuchtend hervorbrechen, wo die Störung der magnetischen Intensität am gewaltsamsten ist. N.

Berichtigung.

In Nr. 110 im Titel l. Dove st. Dorn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 113. Montag, 6. December 1830.

1. Literatur.

Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Herausgegeben von Dr. Karl Goedeke. Erster Band. Leipzig, Ehlermann. 1830. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Wir haben unsern Lesern neue Gelegenheit zu geben, sich über diese Sammlung zu unterrichten, da wir in unserm Blatte schon mehrere Proben daraus mitgetheilt haben. Wir sind darüber, ob sie Freude macht, in Zweifel gewesen, und haben uns gefragt, ob es nicht besser wäre, die Urtheile der Zeitgenossen über Schiller und Goethe ruhen zu lassen, und sie nicht wieder hervorzurufen, da sie ja doch nur Irrthümer enthalten. Wir haben uns aber überzeugt, daß es gut ist, sie zu kennen, und daß sie uns Freude machen, weil sie uns zeigen, wie weit wir es gebracht haben, und wie wir uns über unsere Vorgänger erheben. Wir sehen, daß wir Recht haben, wenn wir Schiller und Goethe bewundern, und daß wir Unrecht haben, wenn wir sie tadeln

ihnen so geschickt eingeleiteten Streits nichts sehnlicher, als daß die Freunde Uhlands sich möchten in Hitze jagen und zu Verunglimpfungen Rückerts verleiten lassen. Sie haben Rückert schon zu einigen Epigrammen vermocht. Sie reiben sich die Hände. Nun, denken sie, wirds losgehen. Das können die Beleidigten nicht auf sich sitzen lassen. Wie viel Hoffnung ist vorhanden, daß nun ein Hader beginnen wird, in dem sowohl Rückerts als Uhlands geheiligte Namen gänzlich entweiht und unter die Füße getreten werden. Und wenn dies alles nun geschehen ist, dann freue dich, Israel, Deutschland wird keinen großen Dichter mehr haben, als deinen kleinen Heine.

Sofern nun dies die Absichten derer sind, die den unvernünftigen und vor einigen Jahren noch unglaublichen Streit über Rückert und Uhland begonnen haben, erscheint es eben so würdig als verständig, daß die Freunde Uhlands ihre Haltung nicht verlieren und sich durch keinerlei Beleidigungen verleiten lassen, gegen Rückert Partei zu machen. Sie haben geduldig zugehört, daß man Uhland eine Strumpfwirkerseele, die schwäbischen Dichter überhaupt Schneider nannte, und was der unwürdigen Provocationen noch mehr waren. Solcher Reden, die man wohl in jeder Beziehung bübisch nennen darf, haben sich nicht die zu schämen, gegen die sie gerichtet sind, sondern nur die, welche sie von sich geben. Uhlands Freunde konnten um so gelassener bleiben, als die Stimme der Nation sich laut genug in der Nothwendigkeit einer 11ten Ausgabe seiner ganz ins Volk übergegangenen Gedichte beurkundet hat. Sie waren es aber auch Rückert schuldig, diesen es nicht entgelten zu lassen, was seine aufdringlichen Freunde auf Uhlands Kosten ihm geschmeichelt. Sie waren es der Poesie und der deutschen Nationalehre schuldig, ihrerseits nichts dazu beizutragen, was einem oder dem andern großen Dichter der Nation oder Beiden zum Nachtheile gereichen könnte.

In diesem Sinn ist die sehr durchdachte Brochüre geschrieben. Beide Dichter sind charakterisirt und gleich sehr gepriesen. Was sie unterscheidet, ist scharf bezeichnet, und mit Recht ist noch mehr Gewicht auf das gelegt, worin sie sich verwandt sind: „Der Deutsche, von Natur ernst, nachdenklich, in sich gekehrt und systematisch, vergißt selbst in der Poesie den Ernst des Lebens so wenig, daß ein leichtes, wenn auch noch so geistreiches Tändeln und Scherzen in der Poesie, wie z. B. bei Beranger, ihn nicht befriedigt, daß er unter dem leuchtenden Spiegel der Dichtung sofort nach dem Grunde forscht. Er sucht überall gern die Ueberzeugung und die Gesinnung, und bei Dichtern wie Rückert und Uhland wird er diese nicht vergeblich suchen. — Obgleich gerade in diesem Punkte die beiden Dichter einander ziemlich fern zu stehen scheinen, und der didaktisch reflektirende, dialektische Rückert hier wenig Berührungen mit der naiven, unbefangenen Muse Uhlands darbieten möchte, so verschwindet doch plötzlich diese Unähnlichkeit, und werden sie sich sehr nahe gerückt, sobald man andere poetische Zeitgenossen, von den Deutschen etwa Heine, von Engländern und Franzosen Byron und V. Hugo neben sie stellt. Gegenüber von diesen verneinenden, zweifelnden Geistern unter den Poeten erscheinen uns Uhland und Rückert als verbrüdert in der Einheit eines zuversichtlichen Festhaltens an tröstlichen und freudigen Ueberzeugungen. Jene aus innerer Zerrissenheit und Zerfallenheit mit der Welt hervorbrechenden, oft gewaltig erschütternden Mißtöne, jene Geisterstimmen aus den nur von Blitzen erleuchteten Abgründen des Zweifels oder der Verzweiflung, jene marternden, unaufgelöeten Dissonanzen und jene peinigenden Effekte — alles dies ist der Poesie unserer beiden Dichter fremd geblieben. Wie sie keine ungeheuren Leidenschaften schildern, so auch keine unheimlichen Verirrungen des Gedankens. Sie sind sich gleich in der Gesundheit ihres Gemüths und ihrer sittlichen Natur, in der Reinheit und Klarheit ihrer Gesinnung."

Das deutsche Publikum, alle Gebildeten waren und sind einig in der Anerkennung beider Dichter. Die Nachwelt wird darüber eben so einverstanden seyn. Das unerwartete neue Geschrei, das diese doppelte Anerkennung stören will, rührt nur von ein paar Menschen her, die sich zufällig durch ihre rastlose Industrie einer Menge von Klatschblätteen bemächtigt haben, und nun vielstimmig schreien, als ob sie eine bereits allgemein gewordene Meinung repräsentirten. Und vergessen wir ferner nicht, daß es ein ganz principloser Streit, ein aus der Luft gegriffener Skandal ist, da die Tendenzen Uhlands und Rückerts sich gar nicht widersprechen, und die Contrastirung beider durch nichts motivirt ist, als durch die böse Absicht, Großes herabzuwürdigen, Reines zu beschmutzen, Klares zu verwirren. Es ziemt sich, daß die Literatur solchen elenden Umtrieben gegenüber ihre Würde bewahre, und daß die Bessern, die man gegeneinander hetzen will, sich wohl hüten, den schadenfrohen Verhetzern dieses Vergnügen zu machen. Dieser neue Versuch der liederlichen Partei soll, weit entfernt zu gelingen, vielmehr nur beitragen, das Publikum über sie aufzuklären, und die Vermuthung scheint gegründet, daß sich ähnliche Versuche nicht mehr allzuoft wiederholen werden, da die Frechheit mittelmäßiger Talente, die sich der Herrschaft in der Literatur nicht durch Verdienste zu bemächtigen vermögen, daher zu Verschwörungen, Ränken, Verläumdungen und allen Mitteln literarischer Anarchie die Zuflucht nehmen, nur einmal

d by Google

den Schwachen imponiren und die Unvorbereiteten überraschen kann, an ihrer eignen Wiederholung aber sich bald abnutzen muß.

Rückert selbst wird hoffentlich einsehen, daß es unter seiner Würde ist, die heißen Kastanien aus dem Feuer zu holen, damit Heine sie verzehre; denn alles Lob, was ihm von dieser Seite gespendet wird, hat nur die Absicht, ihm die Uebernahme dieser jämmerlichen Rolle aufzuschmeicheln. Freymund Reinmar wird seine Freunde immer nur auf der deutschen Seite finden, nicht auf der israelitisch-französischen, und die erste Partei wird bestehen, und die zweite wird untergehen.

Taschenbücher auf 1838.

Historisches Taschenbuch,

von F. v. Raumer.

Neunter Jahrgang, mit Beiträgen von Barthold, Jacob, Schubert und Voigt. Leipzig, Brockhaus. — Dieses Taschenbuch fährt fort, äußerst werthvolle historische Forschungen mitzutheilen und zwar fast durchgängig von solcher Art und in einer solchen Fassung, daß sie auch das größere Publikum und nicht bloß den Historiker von Fach interessiren können.

Herr Barthold hat durch seine frühern Werke über Georg von Frundsberg und Johann von Werth bereits seine gründlichen Studien des älteren deutschen Kriegswesens beurkundet. Er theilt nun hier abermals die Lebensgeschichte eines zwar minder berühmten, doch sehr merkwürdigen deutschen Kriegshelden des 16ten Jahrhunderts mit, nämlich des Hermann Christopher von Roßwurm. Seit dem Augsburger Religionsfrieden um die Mitte des gedachten Jahrhunderts ruhte der Krieg im innern Deutschland, aber nur, um zu Anfang des 17ten desto heftiger aufs Neue zu entflammen (im 30jährigen Kriege). In dieser langen Zwischenzeit erkünstelter Ruhe, in welcher die Leidenschaften gährten, fanden alle unruhigen Naturen wenigstens an den Grenzen Beschäftigung, theils in dem großen niederländischen Befreiungskriege, bekanntlich die Schule für den 30jährigen Krieg, theils in den französischen Bürgerkriegen, da sowohl die katholische Ligue als die Hugenotten sich fleißig durch deutsche Söldner und Abenteurer verstärkten, und endlich in Ungarn, wo fort und fort gegen die Türken gestritten werden mußte. Der Geist nun, der bei diesen deutschen Abenteurern unter häufigem Wechsel der Heeren und namentlich in französischem Dienst der herrschende wurde, die allmählige Verzerrung der alten deutschen Ritterlichkeit und Biederkeit in welsche Tücke und französische Lüderlichkeit, spiegelt sich am treuesten und frühesten in jenem Roßwurm ab, der insofern als der Prototyp der Generalität des 30jährigen Krieges erscheint.

Roßwurm stammte von altem thüringischen Adel, war in der Gegend von Coburg geboren und Lutheraner, schloß sich aber als junger Krieger frühzeitig an Christoph von Bestein an, einen westphälischen Edelmann, der im Dienst der katholischen Ligue deutsche Truppen für Frankreich warb und dort seinen ehrlichen deutschen Namen pomphaft in den nachher so berühmt gewordenen Namen Bassompierre umtaufte. Unter ihm diente der junge Roßwurm, unbekümmert um Religion und Vaterland, denn er kämpfte gegen seine Glaubensgenossen und Landsleute, indem er zu einer grausamen Niederlage der unter dem Grafen Dohna den Hugenotten dienenden deutschen Hülfsvölker bei Auneau beitrug. Später aber wurden bei Ivry wieder die Liguisten geschlagen, unter denen die Franzosen Pardon erhielten, alle Deutsche und Schweizer aber als Ausländer, die sich in die französischen Angelegenheiten nicht einzumischen hätten, niedergehauen wurden, (von Rechtswegen; Schärtlein machte es früher mit den Welschen, die er in Deutschland gefangen nahm, eben so, denn es ist die einzig sichere Manier, sich die Ausländer in Bürgerkriegen vom Leibe zu halten). Nach der Schlacht bei Ivry bekam Roßwurm ein Schloß zu bewohnen, versprach einem edlen Fräulein die Ehe, hinterging sie aufs schändlichste, gab sie sogar seinen Soldaten Preis und sollte dafür auf Besteins Befehl gehenkt werden, entkam aber durch Fürsprache und verließ nun Frankreich für immer, um sein Heil in Ungarn zu versuchen. Hier befehligte Karl von Mansfeld, und Roßwurm half ihm die Türken vor Gran schlagen, 1595. Da Mansfeld im Lager starb, übernahm Erzherzog Max das Commando, Roßwurm wurde Oberst und eroberte, mit dem Oberst Trczka der erste voran, das stark befestigte Hatwan, wo er die überwundenen Türken unter den schauerlichsten Martern hinrichten ließ. Der Sultan schwur Rache, nahm Erlau und ließ hier 4500 Christen eben so grausam verstümmeln und hinrichten. Hier bei Erlau (Kereszтes) endlich erlitt der Erzherzog eine furchtbare Niederlage. Im folgenden Jahr trat Feldmarschall Schwarzenberg, der, wie Roßwurm, früher schon in Frankreich befohlen, das Commando an und eroberte Raab wieder, 1596.* In seinem Heere befanden sich 1200 Franzosen, die angeblich ihren rückständigen Sold verlangten, daher die ihnen anvertraute Feste Papa den Türken auslieferten und Muhamedaner wurden. Schwarzenberg belagerte sie, wurde aber von ihnen erschossen. Die ausgehungerten Franzosen flohen

* Seitdem führt das Haus Schwarzenberg einen Raben im Wappen, der einem Türkenkopf die Augen aushackt.

endlich aus der Feste, 600 entkamen zu den Türken, die übrigen wurden gefangen und unter unsäglichen Martern hingerichtet. Roßwurm eroberte hierauf Stuhlweißenburg und schlug die Türken in der Nähe dieser Stadt; der Oberfeldherr Erzherzog, nachher Kaiser Ferdinand II., verstand aber den Krieg schlecht, und der Feldzug endete mit einem schmählichen Rückzug in Schnee und Eis, 1601. Nun wurde Roßwurm Feldmarschall, begann den Krieg von Neuem, eroberte Pesth, konnte aber Ofen nicht gewinnen. Mittlerweile kam der junge Franz von Bassompierre, Christophs Sohn, nach Ungarn als Volontair. Roßwurm soll ihm schon früher aus Todfeindschaft gegen seinen Vater nach dem Leben gestanden haben, allein nachdem sich Franz bei Ofen in einer Schlacht, in der Roßwurm siegte, vortrefflich geschlagen, versöhnten sie sich. Roßwurm saß mit seinen Offizieren auf den Leichen der Türken (er hatte sogar alle Gefangene niederhauen lassen), da kam der junge Bassompierre herbei, erhielt das gebührende Lob und schloß mit seinem Erbfeind so innige Freundschaft, daß sie von nun an unzertrennliche Gesellen bei Trunk, Spiel und Weibern waren. Bald aber sah sich Roßwurm abgedankt und zu Prag unthätig, denn damals schon intrigirten die welschen Generale in des Kaisers Heer gegen die Deutschen und suchten sie aus ihren Stellen zu drängen. Roßwurm und Bassompierre verübten jeden Uebermuth, zu dem Müssiggang, Reichthum und gewohnte Zuchtlosigkeit verführen. Einst überfielen sie ein paar Bürgerstöchter in deren Wohnung, ihr Vater rief aber das Volk zu Hülfe und sie entkamen mit genauer Noth unter Steinwürfen. Ein andermal zogen sie maskirt umher, schlugen sich mit den Häschern und ließen die armen Diener der Polizei dann einstecken, weil sie Hand an einen Feldmarschall gelegt hatten. Die abscheulichste Wirthschaft trieben sie auf dem Schlosse Karlstein, dessen Burggraf ihnen und noch einigen andern vornehmen Lüderlichen freien Zutritt zu seinen Töchtern gestattete. So roh waren die Sitten dieser Zeit unter der Regierung des elenden Kaiser Rudolfs II. Endlich warf der kluge Kurfürst Maximilian von Bayern sein Auge auf den jezt so müßigen, doch kriegberühmten Feldmarschall. Der dreißigjährige Krieg stand bevor. Niemand sah ihn deutlicher voraus, als Max. Daher wurde Roßwurm von diesem berufen, um das bayerische Heer zu commandiren; die Stelle, die nachher Tilly erhielt. Roßwurm konnte sie nicht antreten, denn die welsche Partei ließ eine Mine gegen ihn springen, die ihn verderben mußte. Ein Italiener, Furlani, überredete den hitzigen alten Feldmarschall, der Oberst Barbiano laure ihm auf. Sogleich eilte Roßwurm nach dem bezeichneten Orte, wo der Graf wirklich, doch in anderer Absicht, verweilte, und da es zum Handgemenge kam, wurde der welsche Graf durch einen Diener Roßwurms erschossen. Nun erhob die welsche Partei laute Klage, und Roßwurm, dem die bayerische Verwendung wegen der Eifersucht des kaiserlichen Hofes gegen Bayern mehr schadete, als nüzte, wurde 1605 zu Prag als Meuchelmörder enthauptet.

Dieser interessanten Lebensgeschichte schließt sich eine ausführliche Abhandlung von Jacob über den politischen Einfluß der Königin Marie Antoinette an, der eine sehr gerechte Würdigung des Charakters dieser unglücklichen Fürstin enthält, die von den Verhältnissen weit mehr getragen und fortgezogen wurde, als sie dieselben leitete. Besonnene Historiker haben dies schon längst anerkannt, und weder den Leichtsinn des Hofes, wie er vor der Revolution war, bemäntelt, noch auch in die Incriminationen eingestimmt, die in der Revolution der gestürzten Fürstin gemacht worden sind.

Voigt spricht über Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, d. h. aus der eigentlichen Reformationsperiode, und bringt dieses in vieler Beziehung, nämlich nicht bloß durch Unflätterei, sondern hauptsächlich auch durch Weitschweifigkeit abschreckende Material zu einer möglichst klaren und gefälligen Uebersicht. Der Parteihaß äußerte sich in wüthenden und unanständigen Schmähschriften, in deren Ton Luther selbst einstimmte, wenn er ihn gleich nicht angab, denn schon vor ihm waren im Kampf der Mönche gegen die Humanisten die derbsten Redensarten zur Gewohnheit geworden, und in einer Zeit, in welcher das öffentliche Fluchen sogar den fürstlichen Höfen von Reichswegen untersagt werden mußte, konnte man freilich keine zarte Polemik erwarten. Haben wir doch in unserm höflichen Zeitalter Schmähschriften zu lesen bekommen, in denen kaum mehr Grazie zu finden ist. Würden bei uns politische oder religiöse Principe in einen stärkern Gegensatz treten, so wäre wohl nicht zu zweifeln, daß die Polemik auch wieder in die ganze alte Barbarei der Grobheit, des unduldsamen Hasses und der pöbelhaften Verläumdung fallen würde. Ja sogar die bloß literarische Anarchie führt etwas der Art herbei.

Der lezte Aufsatz in diesem Taschenbuch ist von F. W. Schubert und schildert Immanuel Kants Stellung zur Politik in der lezten Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Mit Recht wird die allseitige Humanität, der jezt aus der Philosophie immer mehr verschwindende gesunde Menschenverstand und jener natürliche Liberalismus, der reine ungekünstelte Freisinn, durch den Kant so ausgezeichnet war, ins Licht gestellt, und der in künstliche Parteischolastik versunkenen Wissenschaftlichkeit unsrer Tage in Erinnerung gebracht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 113. Freitag, 10. November 1837.

Staatswissenschaften.

19) Zeitschrift und Bibliothekswesen, bes sonders ausführlich für Bücher-, von Prof. Dr. Jac. Mendt. Leipzig, Gleditsch, 1836.

In jener sehr verschiedenen und allgemeinen Gestalt wird der Versuch gebilligt, bei steigendem Eifer in Theorie und Maschinenwesen selbst die Zeitschrift als Zweig Zeitsch. niemals in besondere Gestalt zu treiben, sondern sie als Zweig der Literatur, Wissenschaft und Kunst, der sie angehört, zu behandeln, und sich nur in besonderen Heften, Bänden oder Abtheilungen derselben, verschieden über Gegenstände, Zweige, Fächer, Arten und Formen der Literatur, Wissenschaft und Kunst, zu bewegen. Dadurch würde sie nicht nur in ihrer Einheit bleiben, sondern auch in vielfältiger und innerster Nähe zu den Werken selbst stehen, und durch eine Verbindung, wie sie sonst nicht möglich wäre, vorzugsweise anregend, ordnend und fördernd wirken. Dieß ist sie auch, wo sie es vermag, in einzelnen, — denn es liegt in ihr ein Zug, sich, wenn man sie überhaupt, als Zeitschriften-Gattungen, von Fragen entwickeln wollte, die weniger wichtig, als sie sind, — in

criminell-strafbaren Versuch des Majestätsverbrechens; es will das lubricum linguae nicht bestraft wissen, und die Kaiser erklären den turbulentus obtrectator temporum nostrorum, sowie den, der contra constitutionem meam pronunciat, für des Majestätsverbrechens nicht schuldig. Welche bedeutende Rolle spielt dagegen gerade der Versuch dieses Verbrechens nach heutigem Rechte! Hat man doch wegen „entfernten Verdachts der Hinneigung zu staatsgefährlichen Tendenzen" Untersuchungen und Strafen verhängt."

In der That ist die Aengstlichkeit in dieser Beziehung bei uns bis zur Grausamkeit getrieben worden, und man darf wohl die Frage aufwerfen, ob die Regierungen selbst etwas dabei gewinnen? Nie soll eine Regierung für kleine Zwecke große Mittel gebrauchen, sie soll, was der große Iffland von einem guten Schauspieler verlangt, nie mit dem ganzen Leibe thun, was sie mit den Armen, nie mit den Armen, was sie mit der Hand, und nie mit der Hand, was sie mit dem kleinen Finger thun kann. Es ist herkömmlich in der Weltgeschichte und Niemand wundert sich darüber, wenn Regierungen in wirklich gefährlichen Lagen zu ihrer Selbsterhaltung keine gesetzliche und sogar keine außergesetzliche Strenge scheuen. Dies ist natürlich, und der Kräftigste gewinnt. Aber wozu die Kraft verschwenden, wo es ihrer nicht bedarf? Wozu in unsern Zeiten und Verhältnissen, im ruhigen Deutschland ein Kriminalgesetzbuch, wie das von Feuerbach, das mit seinen Verdächtigungen des bloßen Gedankens und mit seinen Accusations-Kategorien den Schreckenszeiten der Inquisition und der Revolutionstribunale angehört? Dies scheint ein unnöthiges Echauffement.

Insbesondere erscheint die Herbeiziehung der Majestät und des Regentennamens, ja in Bayern sogar des königlichen Bildes bei Verbrechen, die doch bloß gegen den Staat, die rem publicam, und keineswegs gegen die Person des Regenten begangen sind, unpolitisch. Indem man die Majestät so oft in den Fall setzt, beleidigt zu erscheinen, compromittirt man sie. Eine wohlverstandene Politik weist der Majestät das schöne Recht der Begnadigung zu und stellt sie auf diese Weise dem Verbrechen im wohlthuendsten Licht gegenüber. Aus demselben Grunde können wir es nur als eine mißverstandene Politik bezeichnen, wenn Staatsverbrechen als Verbrechen gegen die Person des Regenten behandelt werden, denn die Majestät erscheint in einem unschönen und unerfreulichen Licht, so oft man sie als beleidigt und beschimpft und dann wieder als sich rächend denken muß, was bei dem bezeichneten Verfahren unvermeidlich ist.

20) Versuch über die Begründung des Strafrechts, von Friedrich Freiherrn von Preuschen. Darmstadt, Heyer, 1833.

Das größere Publikum ist in Bezug auf Justiz überhaupt noch erstaunlich wenig aufgeklärt, und die Juristen sind Schuld daran, weil sie ihren Vortheil dabei fanden, die Alleinwissenden zu seyn und die Rechtsbegriffe künstlich spalteten, vervielfältigten, verwirrten. Was nun zur Aufklärung, Entwirrung, Vereinfachung dieser Begriffe beiträgt, müssen wir willkommen heißen.

Die vorliegende kleine Schrift dient dem Zweck dieser Aufklärung. Sie enthält eine so gute Uebersicht über die strafrechtlichen Theorien, daß sie jeden Leser ohne Schwierigkeit in die terra incognita einführt, denn eine solche ist die Kriminaljustiz gewiß den Meisten. Unsere Blätter haben es sich seit vielen Jahren zur Aufgabe gemacht, zu solchen Orientirungen des Publikums in bisher minder zugänglichen Wissenschaften beizutragen; daher halten wir es für Pflicht, auch im kürzesten Auszug die Grundrisse der vorliegenden Schrift mitzutheilen. „Bei Aufstellung einer Strafrechts-Theorie gingen die Rechtsphilosophen von zwei verschiedenen Grundansichten aus, indem ein Theil den Rechtsgrund der Strafe dadurch zu beweisen gedachte, daß er dieselbe als nothwendig zur Aufrechthaltung der Rechtsordnung darstellte; also aus dem für den Staat nothwendigen Zweck der Strafe, auch die Rechtmäßigkeit derselben beweisen wollte (relative Strafrechts-Theorien). Diesen Strafzweck setzen einige: 1) in Erstattung des durch das Verbrechen gestifteten intellektuellen Schadens, 2) andere in Verhütung möglicher Störung des Rechtszustandes, entweder durch Strafzufügung, wohin die alte Abschreckungs-Theorie, wornach Andere durch die unmittelbaren Leiden des Verbrechers von Rechtsverletzungen abgeschreckt werden sollen; die Special-Präventions-Theorie, wornach der einzelne Verbrecher, entweder durch Zufügung eines Uebels von zukünftig zu begehenden Verbrechen abgeschreckt, oder unschädlich gemacht werden soll; zuerst von Stübel aufgestellt und von Grolmann vertheidigt; und die Besserungstheorie, wornach die Strafe deßwegen zugefügt wird, um den Verbrecher moralisch oder politisch zu bessern, gehören: oder durch Strafandrohung, wohin die Feuerbach'sche Abschreckungs-Theorie und die von Bauer aufgestellte Warnungs-Theorie gehören. Ohne jedoch noch hier in die einzelnen Theorien einzudringen, ergibt sich sogleich, daß dasjenige, was auch als zweckmäßig erwiesen ist, deßwegen noch gerade

Digitized by Google

nicht rechtlich iſt, und daß eine bloße Nothwendigkeit noch kein Recht geben kann, wozu ein Recht nicht auf andere Art dargethan iſt. Aus einer gleichen Nothwendigkeit würde es ſich ſonſt rechtfertigen laſſen, einen Menſchen, der eine gefährliche und anſteckende Krankheit hätte, zu tödten, weil man dadurch die Gefahr für die übrigen Einwohner in einer Stadt beſeitigen könnte. Gewiß würde ein ſolches Verfahren nicht zu billigen ſeyn. — Kann alſo eine bloße Nothwendigkeit für ſich allein noch kein Recht zur Strafe geben; ſo laſſen die relativen Theorien gerade dasjenige, was ſie beweiſen wollen, nämlich die Rechtmäßigkeit der Strafe gänzlich unerwieſen, und mangelt denſelben daher alle rechtliche Baſis. — Die abſolute Strafrechts-Theorie hat alſo darin Recht, daß die Strafwürdigkeit einer Handlung nicht einzig aus einem zu befördernden Zwecke abgeleitet werden kann; da der Hauptgrund der Exiſtenz des Staates gerade Handhabung der Gerechtigkeit iſt, er alſo mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen würde, wenn er nur, um irgend eines Nützlichkeits-Grundes willen, den Menſchen als Mittel zu ſeinen Zwecken gebrauchen wollte. Der Rechtsgrund der Strafzufügung kann alſo nur darin beſtehen, daß der Menſch Andern daſſelbe Recht als ſich ſelbſt zugeſtehen muß, mithin in dem Bewußtſeyn des Menſchen, daß er nicht in die Rechte Anderer eingreifen darf, widrigenfalls er ſich einen gleichen Eingriff in ſeine eignen Rechte gefallen laſſen muß. Der Menſch bedarf nicht der Warnung eines Strafgeſetzes, um dieſes einzuſehen. Gewiß würde ſich nie ein zum Tode verurtheilter Mörder darüber beſchweren, daß ihm Unrecht geſchehen, oder daß er das Geſetz nicht gekannt habe; ſein eignes Innere wird ihm ſagen, daß er mit demſelben Rechte, womit er den Andern getödtet habe, er wieder getödtet würde, und wird ſich vollkommen von der Gerechtigkeit ſeiner Strafe überzeugen. — Das Strafrecht des Staates beruht daher auf dem Grundſatz: 1) Jeder Menſch, als vernünftiges Weſen, trägt in ſich das Bewußtſeyn, daß er in die Rechte Anderer nicht eingreifen darf, daß er ſich ſonſt mit gleichem Rechte einen Eingriff in ſeine eignen Rechte muß gefallen laſſen. 2) Indeſſen laſſen ſich die wenigſten Menſchen durch dieſe inwohnende Idee der Gerechtigkeit leiten; durch Sinnlichkeit und Leidenſchaft angetrieben, würden ſie theils abſichtlich in die Rechte Anderer eingreifen, theils die nöthige Aufmerkſamkeit nicht anwenden, um nicht unabſichtlich die Rechte Anderer zu verletzen, wenn ſie wüßten, daß dieſes ohne alle nachtheiligen Folgen für ſie ſelbſt bliebe. Ein rechtlicher Zuſtand wäre unter ſolchen Verhältniſſen nicht denkbar, und die Gerechtigkeit würde daher nur in der Idee, nicht in der Wirklichkeit exiſtiren. 3) Dem Staate, deſſen Hauptgrund ſeiner Exiſtenz Aufrechthaltung des Rechtes iſt, muß daher die Befugniß zuſtehen, daß er die nachtheiligen Folgen einer rechtswidrigen Handlung nach dem Grade der Verſchuldung auf den Handelnden ſelbſt zurückwirken läßt; dieſe Zurückwirkung geſchieht durch Zufügung eines Uebels (Strafe) ſelbſt gegen den Handelnden."

„Auch die Beſtimmung des Maaßſtabes der Strafbarkeit hängt weſentlich mit dem höchſten Grundſatze des Strafrechts zuſammen und muß demnach, ſo verſchieden dieſer aufgeſtellt, wenn er conſequent durchgeführt wird, einen eben ſo verſchiedenen Maaßſtab der Strafbarkeit geben. — Eine Strafrechts-Theorie, welche daher den Maaßſtab der Strafbarkeit nicht aus dem Rechtsgrunde der Strafe ableitet, ſondern dafür ein anderes Princip aufſtellt, ſpricht ſchon dadurch über ſich ſelbſt das Urtheil ihrer Unhaltbarkeit aus. Betrachten wir nun hiernach die einzelnen Theorien, ſo muß nach der Erſtattungs-Theorie auf die Größe des intellektuellen Schadens, welcher freilich oft ſchwer auch nachzuweiſen wäre, Rückſicht genommen werden, nach der Special-Präventions-Theorie auf die größere oder geringere Wahrſcheinlichkeit, ob ein Verbrecher für die Zukunft ein Verbrechen wieder begehen werde, ob er durch Strafe von der Begehung zukünftiger Rechtsverletzungen zurückgeſchreckt werden könne oder nicht, und welche Strafmittel hierzu geeigenſchaftet ſind; ein allgemeiner Maaßſtab über die Größe der Strafbarkeit könnte alſo nach dieſen beiden Theorien nicht wohl ſtattfinden; eben ſo wenig könnte es auch auf die Größe des Verbrechens etwas ankommen, da bei der erſteren die Größe des intellektuellen Schadens, bei der letzteren lediglich die Möglichkeit, ob der Verbrecher von zukünftigen Rechtsverletzungen zurückgeſchreckt werden könnte, und welche Mittel hierzu geeigenſchaftet wären, in Frage käme. Nach der Beſſerungs-Theorie, wornach der Zweck und Rechtsgrund der Strafzufügung in Beſſerung des Verbrechers und Umwandlung zu einem guten Menſchen beſtehen ſoll, müßte die größere oder geringere Verbeſſerlichkeit des Verbrechers berückſichtigt werden; dieſelbe kann daher theils ebenfalls keinen allgemeinen Maaßſtab der Strafbarkeit aufſtellen; theils würde ſie zu großen Ungleichheiten führen, indem oft bei geringeren Verbrechen, wozu gerade der Verbrecher eine ſtarke Neigung hat, weniger Beſſerung zu hoffen iſt, als bei größeren. Nach der Abſchreckungs-Theorie von Feuerbach muß, da hier die ſinnlichen Triebfedern durch Gegenhaltung eines Uebels niedergebeugt werden ſollen, auf die Stärke dieſer Triebfedern, welche oft bei geringeren Verbrechen, beſonders bei denjenigen, welche aus Eigennutz begangen werden, ſtärker wirken können, als bei größeren, Rückſicht genommen werden. Erſteren müßte

Digitized by Google

mithin, wenn sie bekämpft werden sollten, auch ein größeres Uebel entgegen gehalten werden, und so würde diese Theorie auch bei geringeren Vergehen oft zu einer übertriebenen Härte führen; indem bei dem Reiz hierzu, verbunden mit der Hoffnung, unentdeckt zu bleiben, oft die härtesten Strafen nicht ausreichen würden, dieselben zu bekämpfen. Dieses Verhältniß wird auch durch den Zusatz von Almendingen nicht verändert, daß sich der Staat der Strafen nach dem Gesetze der Sparsamkeit bedienen solle, da hierdurch der in der Feuerbachischen Theorie liegende Maaßstab keineswegs verändert wird; ebensowenig durch den von Martin gemachten Zusatz in der Feuerbachischen Theorie, wornach das Recht des Staates zu strafen, auf einer Nothwehr beruhen, und derselbe, seiner Selbsterhaltung wegen, das Recht haben soll, Strafen anzudrohen und zu vollziehen. Das von Feuerbach abweichende Strafmaaß soll hiernach darin bestehen, daß der Staat keine größeren Strafen androhen dürfe, als es die Nothwendigkeit zur Verhütung von Verbrechen erfordert. Indessen ist hierdurch für das Strafmaaß ebensowenig etwas gewonnen, als durch den Almendingenschen Zusatz, daß sich der Staat des Rechtes zu strafen nach dem Gesetze der Sparsamkeit bedienen solle; indem es hier wieder ebenfalls auf die Stärke der Triebfeder ankommt, die bei kleineren Verbrechen oft stärker wirken können, als bei größeren. Den richtigsten Maaßstab unter allen relativen Strafrechts-Theorien stellt die Warnungs-Theorie auf. Denn da hier der Gesetzgeber die Bürger vor Begehung unerlaubter Handlungen warnen will, so ist es ganz derselben angemessen, wenn sie nach dem Grade der Gefährlichkeit für den Rechtszustand (was freilich ein wichtiger Grund der Strafwürdigkeit ist) gegen unerlaubte Handlungen warnt; sie entspricht also in dieser Beziehung am meisten unter allen relativen Strafrechts-Theorien den Anforderungen der Gerechtigkeit. — Nach den oben aufgestellten Grundsätzen — (es versteht sich von selbst, daß hier vom Maaßstabe der Strafbarkeit nur im Allgemeinen gehandelt und derselbe nicht auf diejenigen Gegenstände ausgedehnt werden kann, welche dem Zwecke dieser Abhandlung gemäß hier keine Stelle finden können, wie z. B. die Lehre vom Versuch, dolus, culpa etc. Ich behalte mir die Anwendung der oben aufgestellten Grundsätze hierauf in einer andern Schrift bevor) muß bei Ausmessung der Strafe darauf Rücksicht genommen werden, daß die Strafe nicht größer ist: 1) als sie nach dem Maaßstabe einer gerechten Vergeltung als verdient erscheint; 2) als sie nothwendig ist, um die Rechtsordnung aufrecht zu erhalten. In der ersten Beziehung muß der Gesetzgeber auf die Größe der Rechtsverletzung und den rechtswidrigen Willen Rücksicht nehmen. Da es indessen immer auf den Willen ankommt, ob nämlich der Handelnde den hervorgebrachten rechtswidrigen Erfolg beabsichtigte oder nicht, und auch selbst die schwerste Rechtsverletzung unter solchen Umständen straflos erscheinen kann; also die subjektive Absicht immer hinzukommen muß, um die Strafbarkeit einer objektiven Rechtsverletzung zu ermessen: so läßt sich die Eintheilung in einen objektiven und subjektiven Maaßstab nicht rechtfertigen; wenigstens müßte ersterer dem lezteren untergeordnet bleiben. Sofern indessen der Wille auf eine zu begehende Rechtsverletzung gerichtet war, muß hauptsächlich auf die Größe der Verletzung Rücksicht genommen werden; dieses folgt mit Nothwendigkeit aus dem oben aufgestellten höchsten Grundsatze des Strafrechts. Es ist daher zu mißbilligen, wenn eine Gesetzgebung zu sehr auf die Festigkeit des Willens und den Hang zu einem Verbrechen Rücksicht nimmt (wiewohl dieses nicht ganz unbeachtet bleiben darf) und sich dadurch zu sehr von dem Maaßstabe einer gerechten Vergeltung entfernt. Daher ist es höchst tadelnswerth, wenn Manche in dem Geiste der Abschreckung entworfenen Gesetzgebungen auch bei geringen Rechtsverletzungen bei dem Rückfall bis zu den höchsten Strafen aufsteigen; und bei Weitem vorzüglicher sind diejenigen Gesetzgebungen, welche einen Rückfall im Allgemeinen nur als Schärfungsgrund betrachten. — Will man daher den Grad der Strafwürdigkeit einer Handlung gehörig würdigen, so ist zugleich auf die Größe der Rechtsverletzung mit Rücksicht zu nehmen, und der Gesetzgeber sollte daher nicht nur die einzelnen Verbrechen mit Strafe bedrohen, sondern auch die Strafgrade nach der Größe der Verletzung abmessen; es wäre also nicht zu billigen, wenn in einer Gesetzgebung Diebstahl, Raub ꝛc. nur im Allgemeinen mit einer gewissen Strafe bedrohet wären, ohne auf die Größe Rücksicht zu nehmen. — In der zweiten Beziehung gilt für das Maaß der Strafbarkeit der Grundsatz, daß von denjenigen Strafen, welche gleich geeigenschaftet sind, die Rechtsordnung aufrecht zu erhalten, die geringste gewählt werden muß; indem zwar eine Strafe, um gerecht zu seyn, das Maaß einer gerechten Vergeltung nicht überschreiten darf, gleichwohl aber, wie oben nachgewiesen worden ist, dieses Vergeltungsrecht von Seiten des Staats nur aus dem Grunde, um die Rechtsordnung aufrecht zu erhalten, ausgeübt werden darf; mithin das Majus, was in der größten Strafe enthalten wäre, nicht gerechtfertigt werden könnte."

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 114. Montag, 13. November 1837.

Staatswissenschaften.

21) Beitrag zur Beantwortung der Frage: Was ist Zoll? und was ist Steuerprivatrecht? Von Ludwig Wineguer, Großherzogl. Heff. geheimen Hofgerichts-Präsidenten zc. Darmstadt, Heff. 1836.

22) Verordnungen über den Gang der Gesetzgebung und Verfassung in Deutschland. Von Derselben. Ebendas. 1836.

Zwei gründe Schriften. Der Verfasser hat bei Gelegenheit der Berathungen über die Hessische Constitution, die vielleren Jahre unter der Leitung seines der ersten Constitutionellen Staats-Ministerien Souveräne, Baron von Lepel, stattfanden, von dem auch die Constitutionellen-Gesetzgebung belobt, die bei Zoll- und Steuerwesen, Gewerbe, Handel und Verkehr, Gesetzgebung und Verfassung, Gesetz und Verordnung, Gesetz und Verordnung, Gesetz und Verordn

als Hülfs- und Auskunfts-Mittel, das Institut der Administrativ-Justiz und des Staats-Raths ersonnen, dessen Mitglieder, wenn sie nicht im Geiste und nach dem Willen des Gouvernements stimmten, auf die leichteste und auf eine Weise amovibel waren, die man bisher nicht gekannt hatte, und wo die Remotion im eigentlichsten und wörtlichen Verstande durch einen bloßen Federstrich geschah. Man fing in Deutschland nunmehr auch an, die Justiz von der Administration zu trennen; aber sehr bald kam auch das Institut der Administrativ-Justiz auf, und es wurden dem französischen Staats-Rathe auch in Deutschland Institute nachgebildet, denen noch oben drein zum Theil das Gute abging, welches der Staats-Rath in Frankreich hatte. Durch diese Einrichtung ist der richtige Gesichtspunkt verrückt und es sind dadurch die nachtheiligsten Mißverständnisse verursacht worden. Schwierigkeiten und Anstände sind auch viel durch die Justiz-Behörden veranlaßt worden, indem sich dieselben anmaßten, über Dinge zu cognosciren, die durchaus nicht zu ihrem Ressort gehören. — Aber auch die Administrativ-Behörden haben viel Schuld in Ansehung der vielerlei Verwirrung und Anstände, die dadurch verursucht worden, daß sie, aus allzu großem Diensteifer und in dem gutgemeinten Bestreben, zu ihrem vorgesetzten Zwecke auf die schnellste und kürzeste Weise zu gelangen, sich Uebergriffe in das Gebiet der Justiz erlaubten, und, aus übel verstandenen oder irrigen Begriffen, der Meinung waren, daß es gegen ihre Bestimmung und ihre Würde sey, sich vor dem Richter in ein Verfahren einzulassen, vor dem sie doch in andern, zum Theil wichtigeren, Dingen ohne allen Anstand Recht nehmen und geben. Hauptsächlich sind aber Zweifel, Anstände und Verwirrungen dadurch entstanden, daß man nicht immer genau vor Augen gehabt, wie in jedem vernünftig constituirten Staate die verschiedenen Staats-Gewalten fest bestimmt und von einander abgeschieden seyn müssen; denn nur dadurch, daß die Begriffe dieser verschiedenen Gewalten, nach ihrer nothwendigen Natur und Bestimmung, scharf bestimmt und getrennt werden, können Ungewißheiten und Zweifel vermieden und vorkommende Anstände richtig entschieden werden. In jedem vernünftig constituirten Staate theilt sich die Staats-Gewalt in die gesetzgebende, administrirende und richterliche, und es ist die Aufgabe, genau zu bestimmen, was zum Gewalts- und Wirkungs-Kreise dieser verschiedenen Staatsgewalten gehört. Die Bestimmung der gesetzgebenden Gewalt ist: allgemeine Vorschriften über die Rechte, und Verbindlichkeiten der Staats-Angehörigen zu ertheilen ꝛc.“ Der Verfasser unterscheidet sofort haarscharf, was zur Gesetzgebung gehört und was man von ihr verlangen kann (sie muß das Wohl des Staats bezwecken, doch der menschlichen Natur keine Gewalt anthun; sie muß leidenschaftelos, vorsichtig, ruhig seyn, ihr Vortheil und ihre Klugheit muß in der Gerechtigkeit bestehen; sie muß allgemeine klare Regeln geben, nicht durch Detail unverständlich und schwierig werden ꝛc.), sodann was zur Administration (sie muß nicht stabil, sondern beweglich seyn, nur das Nothwendige und Zweckmäßige, nicht das Ueberflüssige verfügen, nicht zu viel regieren, nicht Richter in eigner Sache seyn wollen ꝛc.), und endlich was zur Justiz gehört. „Der Mensch muß im Staatsverbande auf einen Theil seiner Freiheit verzichten, mancherlei beschwerliche Lasten übernehmen und aller Selbsthülfe entsagen. Dafür muß ihm der Staat seine Rechte gewähren und unverletzt erhalten; und wenn Streit darüber entsteht, ob seine Rechte wirklich verletzt seyen: so muß im Staate eine Behörde vorhanden seyn, die darüber erkennt und entscheidet. Es muß eine Behörde seyn, zu welcher der Staats-Angehörige das Vertrauen haben kann, daß sie ihm, ganz unparteiisch und gesichert gegen fremden Einfluß, das angesprochene Recht ab- oder zuspreche, d. h. sie muß selbstständig und unabhängig seyn. Diese ist die richterliche Behörde.“ Mit ganz besonderm Nachdruck spricht sich nun der Verfasser gegen die Administrativ-Justiz aus und verlangt, daß bei allen Competenzstreitigkeiten dem unabhängigen Gericht allein die Befugniß zukommen soll, über seine eigne Competenz zu entscheiden.

Für die sichersten Garantien eines unabhängigen Gerichts erklärt er aber die Oeffentlichkeit und Mündigkeit. Er sagt in der zweiten Schrift: „Bei den Römern und bei unseren deutschen Vorfahren waren die gerichtlichen Verhandlungen öffentlich und mündlich. Seit Einführung des römischen und canonischen Rechts, und seitdem diese Rechte auf den deutschen Universitäten gelehrt wurden, ist es anders geworden. Die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit hat bei den gerichtlichen Verhandlungen aufgehört, und der schriftliche Proceß ist zur Regel geworden. — Das Kämpfen der alten deutschen Gerichtsschöffen gegen die Einführung der fremden Rechte und den schriftlichen Proceß, ist vergeblich gewesen; sie sind durch die Juristen-Facultäten besiegt worden. Hätten die aus Italien zurückkehrenden deutschen Juristen ihre Kenntnisse und Kräfte nicht so wohl auf Einführung und Cultivirung des römischen Rechts — sondern vielmehr auf Ausbildung und Fortbildung der ursprünglichen deutschen Rechts-Institute verwendet; so würde die deutsche Gesetzgebung und Jurisprudenz wohl volksthümlicher geworden seyn, und manche Verderbtheit und listige Betrügerei, die den corrupten Römern sehr geläufig waren, dem deutschen Charakter aber widerstrebten, wären vielleicht in Deutschland unbekannt geblieben. — Es scheint aber das Schicksal der Völker zu seyn, daß die Gesetzgebungen der verderbtesten Nationen die größte

Digitized by Google

Ausbreitung erhalten. — Das Verdrängen der öffentlichen und mündlichen Verhandlung aus den Gerichten, und dagegen die Einführung des schriftlichen Verfahrens wird, und wohl nicht ganz mit Unrecht, größtentheils den Juristen-Facultäten, als Sünde, zugerechnet. — So viel ist in dieser Beziehung klar, daß, bei mündlichem Verhandeln, keine Facultäts-Urtheile unter gehörigen Spruch-Gebühren eingeholt werden konnten; dieses war nur bei schriftlicher Verhandlung der Processe möglich. Nach der französischen Gesetzgebung ist das gerichtliche Verfahren mündlich und öffentlich, und diesem Verhältnisse schreibt man es, und wohl mit Grund, vorzüglich mit zu, daß diese Gesetzgebung, wo sie eingeführt ist, von dem Volke überall mit solcher Vorliebe und Vertrauen umfaßt ist, daß dieselbe — dieses Zurückkehren zur ursprünglichen natürlichen Ordnung — schwerlich jemals wieder ganz verdrängt werden wird."

Die zweite Schrift klagt mit Recht über die Verschiedenheit der Justiz in Deutschland. Sie bemerkt: „Man hat schon oft geklagt über Verwirrung und Vervortheilung, welche durch Verschiedenheit der Münzen und des Münzfußes entstehen — und mit Recht; denn hierdurch wird der freie und leichte Verkehr bedeutend erschwert, der Wucherer, der Listige und Gewandte zieht daraus Vortheile, während die unbefangenen, schlichten und nicht Alles mit Raffinement treibenden Menschen dadurch mancherlei Schaden erleiden. Nebenbei drückt auch der verschiedene Münzfuß vorzüglich die ärmere Klasse, während der Reiche sich gegen Schaden hüten kann. Denn der Reiche zahlt in großen Summen, und da läßt sich die Verschiedenheit des Münzfußes leicht im Großen ausmitteln und ausgleichen; die ärmere Klasse der Menschen zahlt aber in kleineren Summen, wo die Verschiedenheit des Gehalts der Münzen und des Münzfußes schwer zu berechnen ist, und sich auf Brüche reducirt, welche bei großen Zahlungen leicht ausgeglichen und vergütet werden können, welches aber bei kleinen Zahlungen sehr oft nicht ausführbar ist. Es sind freilich oft Kleinigkeiten, die aber, bei der öfteren Wiederholung, sich auf Summen und Summchen belaufen, worüber der Reiche sich leicht beruhigen kann, die aber für den Armen sehr drückend werden. Gegen die verschiedenen Münzen und Münzfuße gibt es aber, um sich gegen Schaden zu sichern, Reductions-Tabellen, wodurch man auf leichte Weise in den Stand gesetzt ist, das Vacit, bis auf die geringste ausgleichbare Kleinigkeit, schnell zu berechnen. Dies ist ein rein mathematischer Gegenstand, der ganz vollständig und mit der größten Gewißheit zum Voraus ausgemittelt werden kann. Anders verhält es sich aber mit den verschiedenen Gesetzgebungen und Rechtsprechungen. — Hier gibt es keine Reductions-Tabellen, und selbst die gelehrtesten Juristen können sehr häufig, ohne in ihren Büchern, Repertorien und Registern fleißig nachgesucht zu haben, keinen Rath geben, und selbst nachdem sie alle ihre derartigen Subsidien zu Hülfe genommen, gibt ihr Rath durchaus nicht die Sicherheit der Münzreductions-Tabellen. Der Verlust bei Münz-Verschiedenheit ist oft eine kaum nennenswerthe Kleinigkeit; aber, bei Verschiedenheit der Gesetzgebung und Rechtsprechung, und bei der Ungewißheit derselben, handelt es sich um etwas mehr, und nicht selten um Hab und Gut, und das ganze Vermögen. In der Regel ist doch im ganzen Staate nur ein Münzfuß, oder dieses ist doch wenigstens in einer ganzen Provinz der Fall. Aber wie verschieden sind schon in mancher Provinz Gesetz und Rechtsprechung! — Da wechselt es oft in der Entfernung von einer halben Stunde, indem in dem Orte A. ein anderes sogenanntes Landrecht gilt, als in dem benachbarten Dorfe B. Steiner führt ganz der Wahrheit getreu an, daß in dem Hessen-Darmstädtschen Landgerichte Umstadt, neben dem gemeinen Rechte, viererlei besondere Landrechte gelten, nämlich das Pfälzische, Mainzische, Solmsische und das Katzenellenbogensche Landrecht, und in dem, zu diesem Landgerichte gehörigen, Orte Großzimmern, in den verschiedenen Gassen auch verschiedene Landrechte gelten. — In dem Hessen-Darmstädtischen Orte Brensbach wechselt dieses sogar nach den Häusern, indem in dem einen Hause Katzenellenbogener, in dem andern Erbacher Landrecht gilt. — Aehnliche Beispiele finden sich in Oberbayern. Auch existiren ähnliche Verhältnisse zum Theil noch in Preußen, wo man es vielleicht am wenigsten erwarten sollte, und wo deutsche, lateinische, polnische, französische und alte deutsche Gesetze gelten. Die Verschiedenheit der Gesetze findet nicht bloß Statt nach Kreisen, sondern nach Städten, Dörfern, ja nach Straßen. — In Breslau (!) muß man z. B. genau wissen, in welcher Straße ein Haus liegt, um zu wissen, nach welchem Gesetz man zu entscheiden hat. Unter solchen Verhältnissen ist oft alle Vorsicht und Umsicht vergebens; denn wenn ich mit dem X. aus dem benachbarten Orte A. ein Rechtsgeschäft in dem Orte B. abgeschlossen habe, und dabei die Cautelar-Jurisprudenz auf's Sorgfältigste beobachtet worden ist, und ich bin in die Nothwendigkeit versetzt, gegen X. zu klagen: so scheitert mein offenbar klares Recht an einer speciellen gesetzlichen Bestimmung, die in dem Orte A. gilt, und so wenig bekannt ist, daß kaum ein oder das andere Individuum des Gerichtspersonals etwas davon wußte."

Der preußische Zollverein — ein Ereigniß, das welthistorisch wichtigere Folgen haben wird, als die Juli-Revolution, weil eine Conföderirung und mithin Concentrirung deutscher Kräfte wichtiger ist, als ein Mackenwechsel auf einer Redoute in den Tuillerien — der preußische Zollverein wird noch mehr Ausgleichungen der

Digitized by Google

deutschen Interessen nach sich ziehen und es wird langsam, aber sehr solid gebaut werden.

23) Ueber Todtesstrafen, mit besonderer Beziehung auf die Untersuchung wider Margaretha Jäger und Katharina Renter zu Mainz, von Peter v. Kobbe. Altona, Aue, 1836.

Ein Votum gegen die Beibehaltung der Todesstrafen, geistreich und gelehrt. Es sagt im Wesentlichen: Die Todesstrafe sey dem Staate nur als Nothwehr erlaubt, in jedem andern Fall genüge Sicherung der Gesellschaft durch Festnehmen und sichere Verwahrung des Verbrechers. Sey die Todesstrafe nun nicht nothwendig, nicht durch die Pflicht der Selbsterhaltung des Staats unumgänglich geboten, so lasse sie sich aus keinem andern Grunde rechtfertigen, müsse vielmehr aus Grundsätzen der Humanität, ja selbst der öffentlichen Moral und Schicklichkeit verworfen werden. Der Verfasser malt eine Hinrichtungsscene. Dann sagt er: „Für Jeden, welcher so von Schandern wieder das priviligirte Verbrechen der Gesellschaft ergriffen ist, entsteht sehr natürlich die Frage, wie war es möglich, daß dieser Gebrauch sich in die menschliche Gesellschaft einschleichen konnte und durch Jahrhunderte gut geheißen ward? Ich habe oft darüber nachgedacht und kann mir, besonders wenn ich des Gepränges, der religiösen Gebräuche, die nie fehlten, gedenke, wenn ich die Gründe erwäge, mit denen man namentlich jezt die Heiligkeit des Hochgerichts uns vor Augen führt, ich kann mir dann keine andere Vorstellung von der Sache machen, als daß ich annehme, die Todesstrafen sind Ueberbleibsel der alten Menschenopfer. Eine genaue Erforschung, welche ich über die Menschenopfer bei den Sprern, Aegyptern, Hellenen, Skythen und Transatlanten angestellt habe, hat dazu gedient, mich in meiner Vermuthung zu bestärken; ich will hier nur an die Germanen erinnern, bei denen Menschenopfer, daher auch Todesstrafen fehlten, und wo lange statt des Beiles das Wehrgelt galt.“ Es läßt sich sogar von einigen Todesstrafen speciell nachweisen, daß sie Menschenopfer waren, z. B. vom Rädern, welches ursprünglich nichts anderes als ein Ueberfahren mit dem Wagen einer Göttin war, wie es noch heute in Indien vorkommt.

So vortrefflich die Ansichten des Verfassers sind, so läßt sich ihnen doch entgegenhalten, daß das menschliche Geschlecht selbst weder so vortrefflich ist, noch je werden wird, als es erforderlich wäre, um die Blutgerichte für immer zu verbannen. Man spricht von Abschaffung der Todesstrafe, als ob die Antastung eines Menschenlebens etwas Ungeheures wäre, und doch wezt man in Europa eine Million Bajonette, jeden Augenblick bereit, das edelste Blut in Strömen zu vergießen. Man will den heiligen Leib eines Spitzbuben nicht antasten, weil er Gottes Ebenbild ist, und doch wetteifern Fabrikwesen, Branntwein, Irreligiosität und unbestrafte Lüderlichkeit, dieses göttliche Ebenbild in ein Scheusal umzuwandeln. Das sind noch einige kleine Widersprüche unsrer hochgepriesenen Civilisation und Humanität, und es wäre vielleicht besser, wenn das Gegentheil dessen, was verlangt wird, Statt fände, nämlich wenn nicht eine Million Bajonette in Europa bezahlt würden, wenn nicht die Immoralität der untern Klassen so ungeheuer überhand nähme, möchte dann auch zuweilen noch ein Dieb gestäubt und ein Raubmörder geköpft werden. Die Menschheit würde sich im Ganzen besser dabei befinden.

24) Ausübung oberstrichterlicher Gewalt der Staats- und Cabinets-Justiz, in wesentlicher Differenz dargestellt von K. Fr. F. Seitze. Potsdam, Riegel, 1835.

Niemand wird wohl hinter diesem allgemeinen Titel eine besondere Geschichte des berühmten Müller Arnoldschen Processes vermuthen und doch enthält das Werk diesen Proceß ausführlich, mit allen Acten in solcher Vollständigkeit, wie er uns noch nicht zu Gesicht gekommen ist.

Damenliteratur.

Damen-Conversations-Lexikon. Herausgegeben im Verein mit Gelehrten und Schriftstellerinnen von C. Herloßsohn. Dritter bis sechster Band, 1836.

Die Fortsezung des schon früher in diesen Blättern besprochenen Werkes. Es ist sich gleich geblieben in seiner sehr eleganten äußern Ausstattung wie im Inhalt. Zunächst nur auf die Conversation von Damen berechnet, schließt es einerseits, was nur für Männer gehört, Strengwissenschaftliches und Politisches, und anderseits auch die Wirthschaft und weibliche Sorge aus. Die meisten Artikel sind historisch, mythologisch, geographisch, artistisch, literarhistorisch, auch von den Naturwissenschaften ist einiges, was sich für Damen vorzüglich eignet, aufgenommen. Das Werk dient somit zur Verbreitung mannichfacher Kenntnisse, wenn wir auch einige derselben für überflüssig halten, und dagegen mehr nüzliche Artikel (z. B. aus der vergleichenden Hauswirthschaft und Kochkunst, Nachrichten über die häusliche Oekonomie in verschiedenen Gegenden, Mittheilungen à la Rumohr und Fürst Pückler) gewünscht hätten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 115. Mittwoch, 15. November 1837.

Bilder-Literatur.

1) Pädagogisches Bild- und Bilderbuch für Gemüther und Geister, auf der Grundlage der Anschauung. Bremen, Cassel und Wiesbaden. Als Bilder belebt und in der nachfolgenden Weisen beschrieben durch. Dr. Karl Theodor der sächsischen Bilder-Literatur-Gesellschaft. Mit einem Vorwort von Wolfgang Menzel. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1837.

Ein Bilder-, wieder nicht, um zu lesen, um zu lernen, um sich zu belehren, um sich zu erbauen, um der Kindheit genug allein nicht einer Kinderei zu frönen, kam früher noch niemals vor. Oft sollte dadurch gefehlter Unterricht einen Schein sich anlügen gemacht.

Herr Karl verwandte seine pädagogische Liebe auf Bilder, die Bilderbuch und ein Bilderbuch auf Kinderbuch, bis er sich Bilder erwachen hat, und Bilder, die sich selbst lesen, und Bilder, die sich lesen, und Bilder, die sich selbst lesen, und Bilder, und die es auch überall gebrauchen. Er verlegt Bilder, um sie selbst und selbst und der gesellschaftlichen Welt.

Wenn schon Bilderbücher, die er zu Belehrungen und Lesen machen, meist so wie auch seine Bilder, Bilderbuch, Cassel und eine Menge Empfehlungen, die ein Bilderbuch, Bilderbuch sind, wieder vergeben hätte. Als eben bekannteren Preis, wer er hätten, bekannt Bilderbuch, Bilderbuch, Bilderbuch,

Relief-Planigloben vorhanden, bei welchem die sehr zweckmäßige Einrichtung stattfindet, daß man die einzelnen Erdtheile abnehmen kann. Das Ganze ist eine Holztafel, von einem Rahmen umschlossen, der etwas vorspringt. Die Haupt-Contur jedes Erdtheiles ist ¼ Zoll dick aus einer Holztafel gebildet, 2 oder 3 kleine Stifte stecken in der Grundtafel, sind oben als Häkchen umgebogen; kleine Ritze in die Theile, welche abgenommen werden sollen, sind auf der Stelle eingeschnitten, wo die Stifte angebracht sind. Man dreht das Häkchen nach der Oeffnung des Ritzes, und hebt so die einzelnen Platten ab, oder steckt sie auf, worauf man durch Drehen des Häkchens das Festhalten bewirkt; drei und mehrere Karten können aus einer Brettdicke auf Einmal ausgearbeitet, und durch Zersägen des Brettchens in dünne Tafeln, sodann vervielfältigt werden. Eine Karte von Sachsen war auf einer Holztafel so dargestellt, daß die Flüße scharf vertieft, die Gebirge aus einer Masse von zerriebenem Bimstein, Roggenmehl und Leim gebildet waren. Nägel, mit flachen Koppen, bezeichneten die Städte; deßgleichen ist eine Karte von Palästina, eine von Griechenland, und eine von Europa vorhanden, bei denen die Gebirge mit Siegellack aufgetragen sind."

Herr Knie macht einige sehr praktische Bemerkungen über die Methode des Blindenunterrichts, der ja nicht zu abstrakt gehalten seyn soll, über den falschen Rigorismus, der den Blinden die Erlernung von Tanzmusik untersagt, womit sie doch zum Theil sollten ihr Brod verdienen lernen, über die Unzweckmäßigkeit, in Blindenanstalten junge unverheirathete Werkmeister anzustellen ꝛc. In Dresden befinden sich noch besondere Anstalten zur Heilung und zur Unterstützung von Blinden, so wie für Taubstummen. Von hieraus besuchte Herr Knie die Irren auf dem Sonnenstein (die 1811 und 1813 in Masse, das lezte Mal mitten im Kriegslärm, auswandern mußten), und die Waisenanstalt zu Pirna. Dann spricht er über das Armenwesen, und erklärt sich aufs entschiedenste gegen alle Armenunterstützung, die nicht von dem Grundsaz ausgeht, daß der Arme sich sein Almosen verdienen muß, so weit ihm dies Alter und Gesundheit nur irgend gestatten.

Nachdem Herr Knie vom Minister von Lindenau sehr wohlwollend verabschiedet worden war, wandte er sich der Grenze Böhmens zu, wo seine Blindheit und augenscheinliche Ungefährlichkeit ihn gleichwohl von der unangenehmen Nothwendigkeit nicht dispensirte, die ihn zwang, geradenwegs nach Dresden umzukehren und sich den Paß visiren zu lassen. In Prag fand er wieder eine Blindenanstalt, wobei er bemerkt: „Beim Sprachunterrichte haben die Lehrer mit der besondern Schwierigkeit zu kämpfen, daß die echten Böhmen unter den Zöglingen erst deutsch, die deutsch-böhmischen erst böhmisch lernen müssen, was ich jedoch für ein sehr gutes Mittel zur Verstandesaufhellung der Schüler und Schülerinnen halte. Ein böhmisches Mädchen übte hierbei aufs beharrlichste die Sonderbarkeit aus, beim Ansagen der Geschlechter das weibliche durchaus früher, als das männliche zu setzen." Nachdem er auch die übrigen verwandten Anstalten in Prag besucht und ausführlich beschrieben, begab er sich nach Wien. Hier empfing ihn der 70jährige Klein in seiner berühmten Anstalt, über die er mit besonderer Liebe und Umständlichkeit berichtet. „Die Gegenstände des Schulunterrichts sind: das Lesen fühlbarer Schrift in vier Stunden wöchentlich; Schreiben in vier Stunden, Rechnen, deutsche Sprachlehre, nebst Rechtschreibung; Auswendiglernen a) geistlicher, b) weltlicher Lieder und Gedichte, und kleinere Gedichte für jüngere Zöglinge; Naturbeschreibung, Naturlehre, Erdbeschreibung und Geschichte. An besondern Hülfsmitteln fand ich: Typen und Presse zum Hochdrucke mit feucht gemachtem Schreibpapier; Lesebücher mit Müller'scher Masse mit lateinischen Lettern geschrieben, auch mit bildlichen Darstellungen aus eben dem Stoffe versehen. Kinder waren im Stande, Schriften dieser Art zu lesen, die mir zu fein erschienen; doch waren die mit stärkern Zügen mir ebenfalls deutlich; das Schreiben geschieht auf Schiefertafeln mit aufgeklebten Papierstreifen und auf hölzernen Schreibtafeln mit Drahtlinien auf dem Brettchen, so daß das auf einer Seite befestigte Papier auf die Drähte zu liegen kommt; man schreibt mit Bleistift und abfärbendem Papier, vermittelst beinerner Griffel; ferner mit Stachelschrift, aus der auch zum Lesen mehrere Bücher angefertigt sind; das Rechnen ist auch hier hauptsächlich Kopfrechnen; doch wird auch im Setzkasten mit fühlbaren Ziffern auf der russischen Rechnentafel (die mittleren Perlen sind gezackt) und an der Rechnenschnur gerechnet; auch waren mit Masse geschriebene Exempelbücher vorhanden. Für Geographie: Zenne'sche Globen, der Planiglobe mit Masse gezeichnet; ferner Karten der einzelnen Erdtheile, theils eben so gezeichnet, theils gestochen; die Meere durch zerstreute Stiche markirt; ferner Karten von Deutschland, vom österreichischen Staat und vom Erzherzogthum Oesterreich selbst, eben so ein Plan von Wien und ein Hausplan; auch zerschnittene Karten aus Mappe, um einzelne Länder abtrennen und wieder zusammenstellen zu können (wohl die Grundidee zu den Dresdener Planigloben aus Holz), alle Karten in mehrfachen Exemplaren. Für Naturbeschreibung: eine Sammlung von Sämereien, halb erhobene Thiere und Pflanzen, Darstellung von Papiermasse. Auch vollständige Bechstein'sche Thierfiguren waren zahlreich da, und einige sehr geschickt von dem blindgebornen Jakob Braun aus Wachs nachgebildet. Eine Münzsammlung, zur Uebung der Zöglinge, besonders die einheimischen Münzen nach

Digitized by Google

Gefühl und Gehör zu unterscheiden; die Fertigkeit, sie nach dem Klange zu erkennen, war groß. Für Uebung im Tastsinne dient ein Kästchen mit sogenanntem Allerlei; es enthielt Körper von verschiedenen Formen und Stoffen, theils natürliche, theils erst durch Kunst erzeugte; ferner mathematische Formen aus Pappe, Flächen sowohl als Körper; interessant war besonders der Winkelmesser, dessen Schenkel sich nie verlängern, eine sinnreiche Erfindung des K. K. Rathes Klein; auch ein anderer Winkelmesser, bestehend aus einer hölzernen Scheibe, der eine etwas vertiefte Quadrant mit Drahtstiften an der Peripherie besezt, ferner Maßstäbe von verschiedener Länge, die Abtheilung erhöht mit Draht markirt. Sehr zweckmäßig war eine Sammlung von Papierstücken zum Zusammenbrechen in verschiedener Form, wie die eines gelegten Halstuches u. s. w. Für den Religionsunterricht ist ein christ-katholischer Katechismus, nebst einer Sammlung von biblischen Sprüchen im Hochdrück gefertigt. Für den Musikunterricht sind Noten theils mit Masse geschrieben, theils andere mit Stachelnstempeln gefertigt, vorhanden, doch werden die Stücke selbst hauptsächlich nur dem Gedächtnisse anvertraut. — Bei den Instrumenten war die Vorrichtung der Baßwirbel, um sie zum bessern Stehen zu bringen, eigenthümlich, ebenso ein Instrument Xenorphica genannt, mit zwei Claviaturen; die eine sezt ein Flötenwerk und die gewöhnlichen Klaviersaiten, die andere aber ein Werk von Darmsaiten mit senkrecht daran hinunterstreichendem Bogen in Bewegung; es werden zwei Spieler erfordert; der erste behandelt mit den Füßen das Blasewerk, der andere bewegt auf gleiche Weise die Streichbogen sämmtlich auf Einmal auf und ab, während das Anschlagen der Tasten erst das Andrücken der Bogen an die betreffenden Saiten bewirkt; der zweite Spieler kann bei seiner Klaviatur ein Klavier und Flötenwerk einzeln oder verbunden hören lassen."

Nicht minder bedeutend ist die Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Wien, die Augenheilanstalt ꝛc. Auch auf die Correctionshäuser, z. B. auf das geheime, wo die Angehörigen vornehmer Familien zur Besinnung gebracht werden, wirft er einige Blicke. Von Wien ging er nach Linz, die dortige Blindenanstalt zu besuchen, von da nach Salzburg. Ein Gewitter, das ihn überraschte, veranlaßt ihn zu folgender interessanten Bemerkung: „Obgleich mein Sehorgan so völlig zerstört ist, daß ich weder den Glanz der Sonne, noch das Leuchten des Blitzes, noch die Helle eines Feuers, oder eines brennenden Lichtes mit Hülfe desselben unterscheiden kann, so besitzen doch, meinen vielfältigsten und ruhigsten Beobachtungen zufolge, alle Nerven meines Organismus, vorzugsweise die meines Angesichtes, ein gewisses Lichtgefühl, so daß es für mich leise, freilich nur sehr leise, Abstufungen zwischen der vollen Finsterniß, einer sternenlosen Nacht, der Tageshelle, wenn der Himmel mit Wolken bedeckt ist, dem völlig hellen Tage und der Glanzfülle des Sonnenscheines gibt. Tret' ich in die leztere, so ist es nicht bloß die Wärme, die wohlthätig auf mich wirkt, sondern eine eigenthümliche Klarheit, die mich alsdann umgibt, und die sich unwillkürlich über alle Bilder meiner innern Anschauung ergießt; während das Gegentheil stattfindet, wenn ich in die Dunkelheit der Nacht trete, wo es, um mich des Ausdrucks zu bedienen, gleichsam schattenreicher in meiner Seele wird, hierbei ganz abgesehen von der für das Ohr sehr auffallenden Stille der Nacht und dem geräuschvollern Zustande der Natur während des Tages, wo die von dem Lichte der Welt hervorgerufene Thätigkeit der gesammten organischen Welt Millionen von Schallwellen auf Einmal in Schwingung sezt; während auf der andern Seite die Verdünnung der Atmosphäre durch die Wärme ihre Fortpflanzungsfähigkeit für den Schall vermindert. Ich glaube, als einer, der bis in sein zehntes Jahr gesehen hat, und noch die volle Rückerinnerung an Finsterniß, Licht und Farben besizt, mich über das Ebengesagte am verständlichsten ausdrücken, wenn ich meine sehenden Leser an den Unterschied erinnere, der sich ihnen gewiß allen bemerklich macht, wenn sie bei einer ganz finstern Nacht, aus der fast absoluten Dunkelheit eines festverschlossenen Zimmers oder eines dichten Waldes, plözlich in die eines freien Raumes treten, wo es ihrem Auge trotz alles Lichtmangels doch bald gelingen wird, größere Gegenstände, die ihnen vorkommen, wenn auch nur ganz unbestimmt, zu gewahren. Da ich nun bei der Vorstellung von mathematischen Constructionen, von Maschinen und andern Gegenständen, ja selbst von Personen, die ich früher nie gesehen habe, mich durchaus gedrungen fühle, mir die feinsten Linien, so wie die größten Theile derselben, in meiner innern Anschauung entweder heller, oder was am häufigsten der Fall ist, dunkler als den übrigen Raum zu denken, um ein deutliches Bild von denselben zu gewinnen, und da ich schon mit mehr als Einem Blindgebornen den Versuch glücklich durchgeführt habe, mathematische Constructionen mit demselben bloß im Geiste zu entwickeln, so glaube ich, daß auch Blindgeborne oder sehr früh Erblindete keineswegs von einer absoluten Finsterniß umgeben sind, sondern eben so, wie ich, gewisse leise Abstufungen der sie umgebenden Dunkelheit empfinden, nur ohne sich derselben klar bewußt zu werden, weil ihnen das tertium comparationis, das so wichtige dritte Glied der Vergleichung einer völligen Lichtanschauung mit ihren verschiedenen Nuancirungen von der reinsten Tageshelle bis zur schwärzesten Nachtfinsterniß hinab fehlt."

Auch in München besuchte Herr Knie die

Digitized by Google

Taubstummen-, Kranken- und Waisenhäuser, dann die Blindenanstalt in Freysing. In Augsburg machte er die Bemerkung, daß diese Stadt verhältnißmäßig mehr Fonds für wohlthätige Zwecke besitze, als irgend eine andere Stadt in Deutschland. Ferner besuchte Herr Knie die Blindenanstalten in Gmünd, Stuttgart, Bretten und Bruchsal. Am lezten Ort begab er sich bei einem Strohstuhlflechter in die Lehre, um eigenhändig die in Süddeutschland üblichen Strohstühle flechten zu lernen und diese ihm bisher unbekannte Methode seinen Blinden wieder zu lehren, für welche das Strohflechten eine vorzüglich angemessene Beschäftigung ist.

Herr Knie konnte übrigens die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die kleinen Blindenanstalten in Süddeutschland dem großen Bedürfniß noch lange nicht genügen, da der größte Eifer und das schönste Talent der Vorsteher nichts helfen, wenn nicht Fonds genug da sind, um den Anstalten eine größere Ausdehnung zu geben. Damit übereinstimmend, heißt es in der Vorrede: „Die Zahl der Blinden und Taubstummen, die wirklich in geregelten Anstalten Unterricht genießen, und dadurch befähigt werden, durch eine Handthierung oder Kunst der Gesellschaft noch nüzlich zu seyn, sich selbst ihr Brod zu verdienen und sich zugleich durch die empfangene geistige und sittliche Bildung über das Unglück ihres Zustandes zu trösten; die geringe Zahl dieser Geretteten steht mit der großen der noch immer Verwahrlosten in einem allzu auffallenden Mißverhältniß, als daß Menschenfreunde nicht endlich darauf aufmerksam werden sollten, was hier noch zu thun übrig ist! Wie viele von hundert lebenden Blinden genießen wohl die Wohlthat eines geregelten Unterrichts? Es ist überall ein sehr geringes Procent. — So wie es aber ein Recht der bürgerlichen Gesellschaft ist, alle Diejenigen, die ihre Zwecke böswillig stören, ohne Ausnahme zur Strafe zu ziehen: eben so ist es auch eine Pflicht der Gesellschaft, ohne Ausnahme alle ihre Glieder für jene Zwecke zu erziehen, und den Unglücklichen, welchen nicht der gute Wille dazu, sondern nur die sorgfältigere Pflege fehlt, diese zu gewähren, denn die geringe Zahl solcher Unglücklichen und die größere Mühe ihrer Erziehung kann und darf kein Grund seyn, sie zu vernachlässigen, weder nach der christlichen Pflichtenlehre, noch nach den Grundsätzen der Menschenrechte."

Auf der Weiterreise nach Frankfurt traf Herr Knie mit einem Engländer zusammen, der ihm ausführliche Notizen über den berühmten Hollmann mittheilte, der bekanntlich auch als Blinder reist, und zwar durch die entlegensten Welttheile. In Frankfurt fand Knie eine Taubstummenanstalt, aber noch keine für Blinde. An der bayerischen Grenze begegnete ihm derselbe Unfall, wie früher an der böhmischen, nämlich er mußte zurück, um sich den Paß visiren zu lassen. Ein Gasthaus an dieser Grenze, so wie früher eins in Bruchsal waren die einzigen auf der ganzen Reise, die den Verfasser zu einer leisen Klage über Vernachlässigung und Uebertheurung veranlaßten. Er ging sofort über die Erziehungsanstalt Keilhau nach Weimar, wo er wieder ein Blinden- und Taubstummeninstitut fand, nach Erfurt, wo Taubstumme, nach Halle, wo Blinde unterrichtet werden, und nach Berlin, wo bekanntlich Zeune seit längerer Zeit einer berühmten Blindenanstalt vorsteht. Auf der Rückreise von da fand K. noch die Taubstummenanstalt in Grünberg. Sofern Herr Knie unterwegs Gelegenheit fand, auch über die Blindenanstalt zu Braunschweig, die er nicht persönlich besuchen konnte, wenigstens genaue Erkundigungen einzuziehen, theilt er dieselbe im Anhang mit, so wie eine ausführliche Darstellung der Breslauer Anstalt, der er selber vorsteht. In einem größern Aufsatz über den Zustand des Blindenunterrichts in Deutschland breitet er sich besonders über die Methoden aus und beweist aus Erfahrungen und Vernunftgründen, was als unpraktisch, unnüz oder quälend für die Blinden vermieden werden müsse. Diese Bemerkungen werden den Männern von Fach und Vorstehern von Blindenanstalten höchst interessant und belehrend erscheinen.

In Bezug auf einen nicht unwesentlichen Punkt, der das Schicksal der Blinden angeht, bemerkt der Verfasser: „eine zartfühlende Herrscherin, die höchstselige Frau Kaiserin Mutter von Rußland, glaubte blinden Mädchen das Glück der Ehe dadurch verschaffen zu können, daß sie Verheirathungen zwischen ihnen und blinden Männern, und zugleich eine förmliche Colonie für solche Ehepaare stiftete; allein der Erfolg ist auch hier, wie bei einigen Ehen zwischen Blinden, die mir in Deutschland bekannt geworden sind, nichts weniger als ein beglückender gewesen, blinde Mädchen aber mit sehenden Männern zu verehelichen, dürfte, auch wenn man es gestatten oder gar begünstigen wollte, noch weniger zum Glücke der erstern ausschlagen; bis jezt habe ich nur einen Fall lezterer Art kennen gelernt. Ehen blinder Männer mit sehenden weiblichen Personen, wenn die Männer gut zu wählen und Brod zu schaffen wissen, gehören nur selten zu den unglücklichen. Unter mehr als 20 Verbindungen, in denen Männer leben, die Lehrlinge der schlesischen Blinden-Unterrichtsanstalt waren, weiß ich nur drei, die hauptsächlich durch Schlechtigkeit der Frauen mißrathen sind." Herr Knie selbst ist sehr glücklich verheirathet.

Wir empfehlen dieses belehrende Buch allen Menschenfreunden, die sich für wohlthätige Anstalten interessiren.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 116. Freitag, 17. November 1837.

Bücher-Literatur.

1) Geschichte des Bildungswesens seit der Wiederherstellung der Wissenschaften bis zur Gegenwart. Von Friedrich Immanuel Niethammer. Erster Theil. Jena, bei Fr. Chr. Wilh. Wesse. 1808.

Dieses Werk, gründlich und doch knapp, klar und lebendig zu zeigen, ist in vielen Stücken dem Verf. und mir auf gemeinschaftlichen Streifereien erwachsen. Wir hatten uns vorgenommen, die Geschichte der Wissenschaften, die Geschichte der Religion und der neuesten Kultur bis auf Napoleon zu studiren. Der Plan wurde dann zu einer Theilung, wo der Verf. die Geschichte der Religion, ich die Geschichte der Wissenschaften übernahm. Ich habe mich dieser Arbeit mit Lust und Liebe, mit Fleiß und Ausdauer, mehrere Jahre hindurch unterzogen, und meine Kenntnisse sind dadurch nicht wenig bereichert worden.

Im Jahre 1808 hatte Niethammer seine Arbeit vollendet, und sie erschien in zwei Bänden. Ich hatte mich damals, wie ich glaubte, fertig, und entschloß mich, meine Arbeit zu veröffentlichen. Allein der Verf. hielt sich bei der Revision nicht lange auf, sondern griff sogleich in eine Geschichte der Philosophie, und ließ mich, ohne mich zu fragen, ohne mir auch nur ein Wort davon zu sagen, mit meiner Arbeit allein. Ich hatte mich damals, wie ich glaubte, fertig, und entschloß mich, meine Arbeit zu veröffentlichen. Allein der Verf. hielt sich bei der Revision nicht lange auf, sondern griff sogleich in eine Geschichte der Philosophie, und ließ mich, ohne mich zu fragen, ohne mir auch nur ein Wort davon zu sagen, mit meiner Arbeit allein. Ich hatte mich damals, wie ich glaubte, fertig, und entschloß mich, meine Arbeit zu veröffentlichen. Allein der Verf. hielt sich bei der Revision nicht lange auf, sondern griff sogleich in eine Geschichte der Philosophie, und ließ mich, ohne mich zu fragen, ohne mir auch nur ein Wort davon zu sagen, mit meiner Arbeit allein.

Rechenmaschinen und die den Blinden vorzüglich anpassenden Handarbeiten ausführlich beschreibt. Dann geht er zur geschichtlich-statistischen Schilderung aller einzelnen Blindenanstalten in Deutschland über, in Wien, Prag, Linz (die einzigen in Oesterreich, doch werden jezt zu Pesth, Mailand und Brünn neue errichtet), Berlin, Breslau, Königsberg, Halle, München, Dresden, Weimar, Gmünd, Stuttgart, Eßlingen, Bruchsal, Braunschweig, Hamburg. Daran knüpft sich die Schilderung auswärtiger Anstalten. Die Pariser ist besonders merkwürdig, weil von hier der europäische Blindenunterricht zuerst ausging. „Nach der gewöhnlichen Erzählung, soll der Gründer des ersten Blinden-Instituts, Valentin Hauy in Paris, zu dieser wohlthätigen Unternehmung dadurch veranlaßt worden seyn, daß er auf der Straße eine Anzahl blinder Bettel-Musikanten antraf, welche, um mehr Aufsehen zu erregen, phantastisch gekleidet waren, und mit großen Brillen aus Noten zu spielen sich das Ansehen gaben, dabei aber von rohen Zuschauern verlacht und verspottet wurden. Wenn auch diese Farce den menschenfreundlichen Hauy, so wie jeden Vernünftigen, unangenehm berühren und empören mußte, so hatte er doch noch andere und wichtigere Beweggründe, welche ihm die Ueberzeugung verschafften, daß für die Blinden, wie kurz vorher für die Taubstummen, Hülfsmittel zur Verbesserung ihres unglücklichen Zustandes zu finden und anzuwenden seyen. Neben den Beispielen von vielen einzelnen Blinden, welche sich in ältern und neuern Zeiten, durch unerwartete und hervorstechende geistige oder mechanische Bildung ausgezeichnet und Bewunderung erregt haben, hatte Hauy Gelegenheit, die auf einer musikalischen Reise begriffene, damals berühmte Blinde, Therese Paradies aus Wien, welche im Jahr 1784 nach Paris kam, kennen zu lernen, bei welcher er mehrere, theils für sie eigens erfundene, theils von ihrem Freunde, dem ebenfalls sehr gebildeten blinden Weissenburg aus Mannheim, erhaltene Hülfsmittel für Blinde in Anwendung sah, wovon er bei seiner neuen Unternehmung nützlichen Gebrauch machen konnte. Noch im Jahr 1784 kam die Sache zur Ausführung. Die eben damals in Paris entstandene philantropische Gesellschaft bestritt die Unterhaltskosten für 12 blinde Zöglinge.“ Doch darf nicht vergessen werden, daß was Hauy für die Blinden that, früher schon der berühmte Abbé de l'Epée für die Taubstummen gethan hatte, und daß dieser leztere nicht eher zu Paris in die Mode kam und berühmt wurde, als bis unser menschenfreundlicher Kaiser Joseph II. sich für ihn interessirt und ihn zu einem Gegenstand öffentlicher Theilnahme gemacht hatte. Dies zur Ehrenrettung unsrer Landsleute, wenn davon die Rede ist, daß wir etwas spät erst den Franzosen nachgefolgt seyen. Der Verfasser schildert sodann noch die Anstalten in England, Petersburg, Stockholm, Amsterdam, Zürich, Kopenhagen, Pesth, Warschau, Neapel. (In Neapel ist der Blindenversorgungsanstalt auf der Karthause nicht gedacht. Hier leben sehr viele erblindete Invaliden, die Referent in den Gärten des erhabenen Klosters mit Musik, Erzählen und Kleiderflicken im Angesicht der herrlichsten Aussicht der Welt, die für sie nicht da war, beschäftigt sah). Endlich noch eine kurze Notiz über nordamerikanische Anstalten.

Schließlich legt der edle Verfasser allen Regierungen und Menschenfreunden die Pflicht ans Herz, für die Blinden zu sorgen, und zwar auf die zweckmäßigste Weise durch Unterricht und später durch Beschäftigung. — Die Beilagen enthalten einen Briefwechsel zwischen den berühmten Blinden Weissenburg und Paradies; sodann eine sehr mit Dank zu erkennende Anleitung zur Behandlung blinder Kinder in der frühesten Jugend; endlich die Hausordnung des Wiener Instituts, die für manche neue Anstalt lehrreich seyn muß, der Stundenplan, das Verzeichniß der zum Unterricht der Blinden gehörigen Sammlungen in Wien; endlich eine sehr reichhaltige Blinden-Literatur.

Aus diesem Ueberblick des Inhalts wird sich jeder Leser überzeugen, wie reichhaltig und werthvoll dieses Werk des verdienten Klein ist.

3) Die Blinden- und Taubstummen-Anstalt in Zürich, von H. von Orelli. Zum Besten der Anstalt. 1835.

In dieser kleinen Schrift ist nicht nur Geschichte und Einrichtung der Züricher Anstalt enthalten, sondern auch ein interessanter historischer Rückblick auf berühmte Blinde, und eine sehr schätzbare Geschichte des Taubstummenunterrichts. „Die ersten bedeutenden Leistungen im Taubstummen-Unterrichte geschahen in Spanien. Pedro de Ponce, ein Mönch des Benediktinerklosters St. Salvador zu Sahagun, unterrichtete um das Jahr 1570 zwei taubstumme Kinder eines vornehmen Spaniers. Im Jahr 1620 erschien von dem Spanier Bonnet eine Schrift über die Kunst, Stumme sprechen zu lehren. Auch noch andere geschickte Männer in Spanien folgten Ponce in seinen edlen Bemühungen. Eine eigentliche Schule für Taubstumme kam jedoch nicht zu Stande; es blieb bei einzelnen Versuchen. Im Jahr 1755 unterzog sich Abbé de l'Epée in Paris dem Unterrichte zweier taubstummen Schwestern. Nach kurzer Zeit fühlte er in sich den Beruf, seine Thätigkeit hauptsächlich dem Unterrichte der Taubstummen zu weihen. Er eröffnete nun, ohne andere Unterstützung, eine Schule für diese Unglücklichen. Fast gleichzeitig mit Abbé de l'Epée

Digitized by Google

unternahm der Soldat Samuel Heinicke in Dresden den Unterricht eines taubstummen Knabens. Im Jahr 1772 eröffnete derselbe als Schullehrer in Eppendorf bei Hamburg eine kleine Lehranstalt für Taubstumme, und 1778 kam er als Vorsteher und erster Lehrer an die neubegründete Taubstummenanstalt in Leipzig. Heinicke verwarf die von de l'Epée eingeführte Geberdensprache, und erklärte (ziemlich einseitig) die Tonsprache für das erste und nothwendigste Bildungsmittel. Da entspann sich zwischen beiden Männern eine literärische Fehde über die beste Unterrichtsweise. De l'Epée, dessen Ruhm bereits weit verbreitet war, und von welchem man wußte, daß er nicht nur Zeit, Talente und Kräfte, sondern auch sein Vermögen dem Wohle der Taubstummen zum Opfer bringe, wurde von den Meisten über Heinicke, der für die Offenbarung seines vermeintlichen Unterrichtsgeheimnisses bedeutende Summen verlangte, und in seinen Aeußerungen sonst Blößen gab, als Sieger erkannt. Seine Methode blieb eingeführt in den neuerrichteten Instituten zu Wien, Gröningen, Rom, Petersburg, Madrid. Von Wien aus wurde dieselbe in die Anstalten zu Freising, Prag, Schwäbisch Gmünd, Mailand, Waizen, Ramberg u. a. verpflanzt. Die neuesten Lehrbücher über Taubstummenunterricht in deutscher Sprache sind, abgerechnet die Verschiedenheit in den grammatischen Zeichen, nach de l'Epée's Grundsätzen ausgearbeitet. In Norddeutschland jedoch bildete sich eine andere Partei, ausgegangen von dem Institute in Leipzig, und dem in Berlin durch Heinicke's Tochtermann, Eschke gegründeten. In neuester Zeit haben sich auch andere Taubstummenanstalten dieser Partei angereiht, z. B. jene in Schwäbisch Gmünd, in Frankfurt a. M. Allerdings ist mit der Geberdensprache oftmals Charlatanerie getrieben worden, und durch das Handalphabet manche betrügliche Täuschung geschehen. Fremde besuchten einst eine Taubstummenanstalt und schrieben den Zöglingen die Frage vor: „Was ist Naturlehre?“ Das war den guten Taubstummen zu viel. Der Herr Vorsteher aber wollte dies nicht merken lassen. Er buchstabirte nun den Zöglingen eine sehr gelehrte Antwort durch das Handalphabet vor, und sie schrieben diese richtig nieder; ohne jedoch ein Wort davon zu verstehen. Die Besuchenden dachten aber nicht so weit, sondern ergossen ihr Erstaunen in Lobpreisungen des Meisters.“

Zur Vervollständigung der Geschichte des Taubstummenunterrichts müssen wir noch bemerken, daß im 17ten Jahrhundert in Holland die taubstumme Tochter Peter Coelands durch Dr. Amman reden gelernt, was dieser in einer Schrift surdus loquens beschrieben. Vergl. Uffenbachs Reisen, Theil 3, S. 533.

Zeitgeschichte.

Die katholische Kirche Preußens. Als Antwort auf die Beiträge zur Kirchengeschichte des 19ten Jahrhunderts. Von einem Katholiken. Rudolstadt, in der Hofbuchdruckerei, 1837.

Fern sey es von uns, einem Streit Nahrung geben zu wollen, der uns auf keine Weise erfreulich scheint. Bekanntlich ist das evangelische Gouvernement in Preußen von jeher mit der katholischen Minorität seiner Unterthanen auf die delikateste Weise umgegangen, und hat dem Clerus eine Unabhängigkeit gewährt, die er in keinem katholischen Lande genießt; oder würde irgendein k. k. Erzbischof und Bischof jemals wagen, was ein preußischer gewagt? Wo die preußische Regierung sich einmischte, geschah es weit mehr zu Gunsten des strengen katholischen Dogmas als im reformatorischen Sinn. Als die jungen katholischen Geistlichen in Schlesien sich gegen den Cölibat verschworen, war es die Regierung, welche dieses Beginnen mißbilligte und allen weiteren Folgen der Neuerung vorbeugte. Wenn es je in ihrer Absicht gelegen hätte, die katholische Kirche allmählich zu reformiren oder zu unterdrücken, so hätte sie den schlesischen Streit ganz anders entscheiden müssen. Was that man noch in unsern Tagen mit den Zillerthalern? Hat Preußen je seine katholischen Unterthanen behandelt, wie es protestantischen geschah in katholischen Ländern? Man darf nur diese historischen Thatsachen in Erwägung ziehen, um Preußen von jedem Vorwurf, als ob die herrschende protestantische Mehrheit daselbst die Minderheit drücke, als eine grobe Verläumdung nachzuweisen. Preußen ist zuerst allen andern Staaten mit dem guten Beispiel der Toleranz vorangegangen, und darum erlebte Friedrich der Große auch den Ruhm, daß er, obgleich der entschiedenste Freigeist seiner Zeit, und ein kräftiges Haupt des corpus evangelicorum seiner Stellung nach, dennoch die wärmste Anhänglichkeit beim katholischen Volk und Clerus und sogar bei den Jesuiten fand. Wenn es noch katholische Landestheile in Preußen gibt, die in gewisser Beziehung zurück sind, so wird sich nachweisen lassen, daß die Schuld nur in der zu großen Delikatesse und Aengstlichkeit lag, die an den altkatholischen Gewohnheiten nicht zu unsanft rütteln wollte, um allgemeine Administrativ- und Culturfragen nicht in kirchliche Streitfragen zu verwandeln. Und sogar der Widerstand, den die Regierung trotz ihres Wohlwollens findet, erklärt sich nur aus dieser Delikatesse, weil die Hierarchie äußerst elastisch ist und überall vorrückt, wo man ihr nachgibt.

Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, gutkatholische Geistliche sollten Gott auf den Knieen für ein Gouvernement danken, das sich ihnen gegenüber so wohlwollend als ehrlich benimmt; wohlwollend, weil es sie nirgends drückt und hemmt, und ehrlich, weil es sie nicht durch geheime Mittel beherrscht, nicht ihre Wahlen lenkt, nicht Creaturen in die hohen Aemter bringt und dann den niedern Clerus gängelt, ohne daß man weiß, wie? Je leichter es in unsern Tagen ist, durch Anwendung der rechten Mittel von Seiten der weltlichen Macht aus die ohnmächtige Kirche zu beherrschen, ohne daß der scharfe Zügel unter den Blumen nur bemerkt wird, ein um so schöneres Zeichen der Zeit ist es, wenn eine Regierung, zumal eine protestantische, sich dieser demoralisirenden Arkana nicht bedient, und es verdient Dank, nicht Widerstand.

In dem vorliegenden Werke ist das Benehmen der preußischen Regierung gegen die katholische Kirche genau auseinandergesezt und der Wahrheit die Ehre gegeben.

Almanach.

Almanach zur 100jährigen Jubelfeier der Georgia Augusta. Herausgegeben von Dr. G. F. Schumacher. Göttingen, Dietrich, 1837.

Zum Andenken der diesjährigen gelehrten Jubelfeier, von der uns alle Zeitungen gemeldet haben. Der Herausgeber theilt zuerst eine Geschichte der Universität Göttingen mit. Dieselbe ist erst 1737 gegründet worden, also eine der neuesten in Deutschland. Sie verdankt ihren Ursprung der Rivalität der welfischen Fürstenhäuser, da Hannover nicht länger seine Landeskinder nach der braunschweigischen Universität Helmstädt schicken wollte. Der berühmte Minister von Münchhausen war der Stifter. Göttingen bekam schon anfangs einige sehr tüchtige Lehrer, z. B. den Historiker Schmauß, den Anatom Albrecht ꝛc., den großen Albrecht von Haller. Dann folgten Pütter, Böhmer, Michaelis, Tobias Mayer, Büsching, Mosheim, Kästner, Gatterer, Walch, Kloß, Schlözer, Lichtenberg, Heyne, Spittler, Bouterweck, Plank, Ständlin, Meiners, Eichhorn, Tychsen, Heeren, Hugo, Sartorius, Forkel, Brandes, Lücke, Gieseler, Harding, C. O. Müller, die Brüder Grimm, Saalfeld, Krause ꝛc. lauter berühmte Namen, viele davon Sterne erster Größe am Firmament der Wissenschaft. Charakteristisch war in Göttingen immer die eigentliche Gelehrsamkeit, das historisch-empirische Wissen im Gegensatz gegen die Speculation. Dazu scheint besonders die große Bibliothek mitgewirkt zu haben, die namentlich unter Heyne's Leitung so ungeheuer anwuchs, daß vor diesen geschlossenen Massen alten gründlichen Wissens kein moderner Usurpator philosophischer Allwissenheit aufkommen kann.

Der Almanach enthält die ältern Festgedichte auf die Einweihung der Universität von Haller, und auf das fünfzigjährige Jubiläum von Bürger, und noch einige andere Gedichte aus gleichem Anlaß. Am Schluß sind in Steindruck die Portraits von Münchhausen, Mosheim, Haller, Geßner, Heyne, Böhmer, Kästner und Pütter beigefügt, so wie drei Vignetten mit Göttinger Studenten von 1750, 1799 und 1836.

Taschenbücher auf 1838.

Urania.

Das Portrait des Freiherrn von Zedlitz als Titelkupfer. Dann noch sechs Stahlstiche nach ausgezeichneten neuern Gemälden, und drei Novellen, Biondetta von einem, der sich nicht genannt hat, eine italienische Geschichte, worin ein junger Krieger durch eine zauberische Buhlerin verführt und unglücklich gemacht wird; Elvira von Rellstab, eine Geschichte aus dem spanischen Befreiungekriege, die uns zu den Guerillas und in das rauchende Saragossa führt; die Bekenntnisse von Friedrich von Heyden, eine fürstliche Schloß- und Klostergeschichte, mit Mord, Tochterverwechslung, Erkennung und Sühne in heiligen Mauern.

Penelope.

Das Portrait der Prinzessin Amalie von Sachsen als Titelkupfer; dann römische Genrebilder in Stahlstich. Eine Novelle von Blumenhagen, die in Deutschland, eine von Willibald Alexis, die unter den Mauren spielt; eine schauerliche „Blutbrücke" von Arnold; die Correspondenz einer russischen Prinzessin, viel zu sentimental für das Zeitalter und die Barbaren, von welchen sie datirt ist. Gedichte von Seidl, Vogl, Agnes Franz, Kilzer und Hell.

Silesia.

Ohne Kupfer. Den Inhalt bilden Novellen und schlesische Sagen, erzählt von Falch, Trobiant, Koch, nebst einigen Beiträgen zur Sittengeschichte der schlesischen Vorzeit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Allgemeine
Literatur-Zeitung
Herausgegeben von Hans Georg Meyer

Sonntag, den 7. Januar 1883.

Nr. 1 bis 3. 1883.

Spalte
Hebräische Literatur. 1
Griechische Literatur. 3
Lateinische Literatur. 5
Deutsche Literatur. 7
Französische Literatur. 9
Italienische Literatur. 10
Spanische Literatur. 11
Englische Literatur. 11
Geschichte. 12
Geographie, Länder- und Völkerkunde. 14
Philosophie. 15
Mathematik. 16
Naturwissenschaften. 17
Medicin. 18
Landwirthschaft, Gewerbe und Handel. 19
Pädagogik. 20
Zeitschriften. 21
Vermischte Schriften. 22

Erscheint jeden Sonntag. Preis des Jahrgangs 20 Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ihr Dichter! Sammelt euch am Strande,
Daß nicht im fremden Ufersande,
Dem Rheine gleich, sie sich verlieren:
Sorgt, daß sie Deutschlands Zukunft zieren!

Die folgenden Theilnehmer sind nach dem Alphabet geordnet. Wir wollen nur einige der ausgezeichnetsten hervorheben.

Der Graf A. A. von Auersperg:

Lodert ihr deutschen
Herzen in Flammen!
Schlaget zu Einem
Brande zusammen!

Daß sich das Erze
Formend belebe,
Daß sich des Dichters
Bild d'raus erhebe!

Riesig und glänzend,
Tönend soll's ragen,
Memnon Germania's,
Da es will tagen!

Der berühmte Arzt Kanzler Autenrieth:

„Prachtvoll schön ist das Kleid des Leoparden, und der Flug des Adlers ist stolz erhaben; doch trinkt jener das warme Herzblut der sanften Gazelle, und dieser zerstückt langsam das noch lebende harmlose Reh. Die Bienen, ein Wunder der Natur, sind hoch verständig und ämsig; sie tödten, ist die Zeit der Liebe vorbei, die Männchen und ersparen den Honig. Gerecht ist der Meer-Bär: dem, der im Streite mit seines Gleichen unterliegt, kommt der Nachbar zu Hülfe, dem früher Gewinnenden der dritte; bis die ganze Horde sich zerfleischt, und der Streit längs dem Ufer der Insel hinwüthet, und die Haufen gebleichter Knochen zeigen, daß es immer so war.

Alles vereinigt der Mensch in sich, und soll es redlich ausüben in liebevollem Gemüth."

Moriz Bachmann übersezt Schillers Geburtsort Marbach artig mit Hippokrene. F. von Biland spricht sehr gut aus, was die Hauptwirkung der Schiller'schen Muse ist, die patriotisch-sittliche Erhebung:

„Als fremde Gewalt Deutschland erniedrigte, und ich in jugendlicher Brust das Unglück und die Schmach tief, tief fühlte, suchte und fand ich Hoffnung, Erhebung, Trost in der hohen Gesinnung, in dem patriotischen Geiste, womit du, ein deutscher Sänger, zu uns gesprochen hast. Und als eine falsche Poesie sich geltend machen und auch mein Gefühl, meinen Geschmack irren wollte, schaute ich in den Lockungen glänzender Unsittlichkeiten, in dem Andrang effectvoller Unschöne auf dich, wie auf den leitenden Stern des Heils."

Der selige Böttiger besingt in seiner antikisirenden Weise „Deutschlands Chorag," den allzufrüh die „neidischen Uranionen" uns entrissen. Sehr schön läßt Borel den Schatten der Jungfrau von Orleans zu Schiller sagen:

Gloire à ton nom! chantre sublime,
L'honneur que tu me rends rejaillira sur toi;
Tu laves, étranger, la honte illégitime
Qu'un poëte, un Français, osa verser sur moi.

Der berühmte Maler Peter Cornelius spricht „bei der Vollendung des Cartons zum Weltgericht."

Die Engel tragen Schwerter in den Händen,
Und in den Abgrund flüchtet das Gemeine;
In süßer Wollust darf die Kunst nicht enden,
Sie naht sich streitend für das Höchste, Reine.

Creuzer theilt das Stammbuchblatt mit, das er 1791 von Schiller erhalten. Diez in Bonn, der Commentator der Troubadours, sagt sehr geistreich:

Dürften sich die Geister regen,
Die einst an der Rhone Strand
Zu der Schönen Ruhm und Segen
Kunst und Streben aufgewandt,
Legten sie den Preis der Lieder,
Die errung'nen Kränze traun
Vor des Meisters Denkmal nieder,
Der so hoch gestellt die Frau'n.

Der Arzt Fleckles:

Du warst mein Arzt, dir konnte es gelingen,
Zu heilen mich in leidenvollen Tagen.

Der Wasserbaudirektor Duttenhofer:

Das Gleiche haben wir als Jünglinge gedacht:
Der Menschheit, galt es uns, die Wege zu bereiten;
Im Reich der Geister hast du freie Bahn gemacht,
Ich konnte Straßen nur durch Dorn und Felsen leiten.

A. A. L. Follen:

Wie nach dem abgebrochnen Thurmgeschoß
Des Kölner Doms ein Künstlerang' sich wendet;
Wie Kaiser Ott das Grabmal Karls erschloß,
Der Jüngling, selbst dem Tode schon verpfändet;
Wie, Tod im Herzen, doch von Hoffnung groß,
Noch Max von Schenkendorf den Blick entsendet
Zum tiefgesunknen Hohenstaufenschloß
— In jenem Krieg, der ewig unvollendet: —
So nah'n die Deutschen deinem Ehrenstein,
O Schiller! Deutschlands eingedenk und dein.

Digitized by Google

Freiligrath schreibt aus Holland:

Trotzig iſt dieſes Land; der Nordſee trotzt' es den Boden,
Dem im Escurial trotzte die Freiheit es ab.
Siehe, die Pfeile dies, die verbundenen! dies die Provinzen!
Dies der zottige Leu, der in der Klaue ſie trägt!
Dies die Sandbank im Meere des duftverſchleierten Nordens,
Drauf des Gebieters im Süd flaggende Barke verging!
Hier des Aufruhrs Heerd! Hier hat die Flamme gelodert,
Die, Gewalt'ger, durch dich länger und leuchtender ſtrahlt.
Siehe, ich ſaß heut' Nacht auf Alba's blutiger Schwelle:
Dieſes Haus vordem des von Toledo Quartier!
Dieſe alten Tavernen vernahmen die Schwüre der Geuſen;
Dieſer Märkte Raum ſah das behang'ne Schafott.
Siehe, die Thore dies, die Philipps Völkern ſich ſchloſſen!
Siehe, die Mauern dies, die ſie vergeblich berannt!
Höre den Dank der Ergrauten! ſie kennen und lieben dich, Schiller!
Gerne zu deinem Mal fügte ſich jeglicher Stein!
Weit der Weg und feſt der Mörtel! — für die Gebundnen,
Sie zu vertreten, fliegt freudig gen Süden dies Blatt!
Rub' es, ein Stein von den Mauern der abgefallenen Städte,
In den Quadern des Mals deß, der die Städte verklärt!

Herr von Friederich, badiſcher Geſandter am Bundestage:

Ein Denkmal, das den Raum in Anſpruch nimmt,
Iſt an die Zeit gebunden. Doch was ihm
Die Weihe gibt und vor Vergeſſenheit
Das Denkmal ſelber ſchützt, das iſt der Geiſt,
Der, Raum und Zeit entſchwebt, fort ewig bau't
An dem Ideendom des Gottgeſchaffnen
In ſeines Volks, in aller Völker Bruſt.

Fröhlich bringt Grüße vom Rütli wie Freiligrath aus den Niederlanden:

Denkmal ſind im Sennenlande,
Dichter, dir nun Uris Flühn,
Tells Kapelln und Rütlis Grün,
Und dein Lied klingt ihrem Strande.

Schauſpieler Graff bringt Erinnerungen aus Schillers dramaturgiſchem Wirken, und beſchreibt eine Aufführung der Braut von Meſſina zu Lauchſtädt. Willibald Alexis bemerkt, im Kiölengebirge hoch im Nordland habe ein norwegiſcher Offizier mit Begeiſterung von unſerm Schiller geſprochen. H. v. d. Hagen theilt eine ungedruckt gebliebene Stelle aus Wallenſtein mit. Herr von Hammer-Purgſtall gedenkt der Waffen des Mithras:

Keul und Helm, ich grüß' euch herrliche Waffen des Mithras!
Wahrheit beſchirmet als Helm, und ſie zerkeulet den Trug.
Lebe verborgen in Nub, vom Helm des Aides verſtecket,
Aber heiſcht es das Recht, ſchwinge die Keule zum Kampf.

Heyd macht darauf aufmerkſam, daß in Schillers Vaterland der roth und weiß gemiſchte Wein Schiller genannt wird. Hoffmann von Fallersleben bringt einen jovialen Toaſt auf die Philiſter aus:

Es leben die Philiſter,
Ihre Gevattern und ihre Geſchwiſter!
Denn —
Wenn
Die Philiſter nicht mehr leben,
So wird es auch keine Poeten mehr geben!

Hüllmann ſagt:

„Cicero hat Recht: wer nicht weiß, wie es vor ihm auf der Bühne der Welt ausgeſehen, bleibt immer ein Knabe.“

Jacobs, auf den bekanntlich Schiller eine Xenie dichtete:

Widder im Thierkreis hieß ich dir einſt. O! wär' ich es, freudig
Brächt' ich mein Vließ den Beherrſchern des nächtlichen Reiches zum Lösgeld,
Und du, Göttlicher! kehrteſt zurück zu den ſehnenden Völkern.

Maler Koch in Rom:

„Die wahre Kunſt iſt immer im Rapport mit dem öffentlichen Leben und der Religion, und läßt ſich nicht in Gallerien verſchließen.“

Ritter von Leitner:

Nicht wagen dir ſie Schweigen aufzulegen,
Durch deines Geiſtes Majeſtät bezwungen,
Und frei ergießt in tauſend Flammenzungen
Er über Deutſchlands Volk ſich allerwegen,
Daß Tauſende ſelbſt an den fernſten Marken,
Wie glutgetauft, an Herz und Sinn erſtarken.

Max Löwenthal ſagt nicht übel:

Sie ruhe denn in Schillers eh'rnen Zehen,
Schlägt ein Jahrtauſend einſt das Bild in Stücke,
Erfährt die Welt doch auch von dieſem Reimer.

Der verſtorbene Maltitz, der kräftig derbe Verfaſſer der Pfefferkörner:

Deutſcher Barde! frei und groß,
Seltſam fiel dein Lebensloos; —
Ward'ſt gefeiert und geprieſen,
Ward'ſt verketzert und verwieſen;
Angeſtaunt in deinem Streben,
Und der Armuth preisgegeben;

Digitized by Google

Dumm gelobt und dumm getadelt,
Und zuletzt auch noch geadelt. —
Ach! vergib dem Vaterland.
Meiſter! ſeinen Unverſtand!

Eins der herrlichſten Gedichte der ganzen Sammlung iſt das italieniſche von Heinrich Mayer in Florenz:

Sofo e cantor, che doppio al crin cingesti
Di Melpomene il serto, e quel di Clio,
E sul tuo plettro astri fiammanti avesti
Amor, virtude, e libertade, e Dio!

Se a teutonico applauso avvien ch'io desti
L'eco del Po, non vil omaggio è il mio,
Servitù, tirannia, odii funesti,
Fatto in sublime vision spasiò. —

Tempo verrà, che dallo stral del vero
L'occhi arderan, qual fiamma a fiamma appresso,
Il germanico e l'italo pensiero;

E genii amici, le catene infrante,
Sull' Alpe si daran fraterno amplesso,
Come in cielo tel' diè l'ombra di Dante.

Neben dieſem dürfte wohl das ſchönſte Gedicht folgendes von Guſtav Pfizer ſeyn:

Du klagteſt um die Götter Griechenlands.
Und war denn Raum für ſie in deinem Buſen?
Hätt'ſt du erkannt im frohgeſchlungnen Tanz,
In göttlicher Beſchaulichkeit, die Muſen?
Und hätteſt du gehuldigt dem Apoll,
Der bei den Hirten ruht vom Sonnenlenken?
Und jenem Himmel, ganz von Göttern voll,
Bedient von Hebe, Ganymed, als Schenken?
Dein Herz, ſo feurig, ſo titanenhaft,
Hätt' jener Götter Herrſchaft nicht ertragen!
Dein Geiſt, vertrauend ſeiner Göttertraft,
Wenn er beſtand, noch — den Olymp zerſchlagen!
Sie ſind dahin — es blieb manch edles Bild
Zurück von den verſchwundenen Geſtalten;
Da haſt du kühn der Dichtung goldnen Schild
Den Götterleichen ſchirmend vorgehalten.
Um jene Weſen klaget dein Gedicht,
Die in der Schönheit Formen ſichtbar waren —
Sie riefſt du an — und wußteſt ſelbſt es nicht,
Wie ganz ein Prieſter du des Unſichtbaren!

Paul Pfizer:

Der umſonſt auf allen Länderkarten
Spähte nach dem ſeligen Gebiet,
Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
Wo der Menſchheit ſchöne Jugend blüht,

Biſt du zürnend ganz von uns geſchieden,
Weil dein Auge nirgends Morgen ſah?
Oder kämpfſt du noch für unſern Frieden;
Iſt uns noch der große Todte nah?

Sonneſt du dich jetzt in ſeinen Räumen,
Die der Freiheit ew'ges Licht verklärt?
Was du ſchauteſt in des Sehers Träumen,
Wird es dem verſöhnten Geiſt gewährt?

Heil dir, was du ſtritteſt, ſangſt auf Erden,
Thut in deinem Volk unſterblich fort!
Wo du kämpfteſt, muß der Sieg ihm werden:
Hier ſein Sänger, ſey ihm Schutzgeiſt dort!

Ernſt Raupach:

Alle Tugenden haben die Götter
In des Sterblichen Seele gepflanzt,
Alle werden ſie wachſen und blühen,
Wenn der Menſch ſie nur liebend pflegt;
Aber das Eine, das Höchſte des Lebens,
Muß er ſich eigenkräftig erringen,
Jenes Schwerſte, das rechte Maaß.

Fr. Rückert:

In Mainz vor alter Zeit erhob
Man einen Dichter — wüßt' ich, ob
Ihn Frau'n noch kennen! — Frauenlob,
Weil er im Lied die Frau'n erhob.

Nun wird ein Denkmal dem ſich heben,
Der Frauenwürde ſang im Leben,
Zu welchem alle Frau'n, und eben
Die Männer auch, Beiträge geben.

Wir rathen jedem Dichter an,
Zu ſchreiten auf derſelben Bahn
Des Frauenpreiſes, wer fortan
Ein gleiches Denkmal will empfahn.

Schmeller, der Bibliothekar in München:

„Fünfzehn Jahrhunderte rückwärts können wir Deutſche unſre Sprache verfolgen.

Vorwärts, über mehr oder minder viele hinaus, je nachdem ſie arm oder reich ſeyn werden an Geſchicken und Entwicklungen, läßt ſich eine Zeit vermuthen, in der von Allem, was die unſrige geſchrieben, nur Weniges noch übrig, und dieſes erſt durch Studium verſtändlich ſeyn wird.

Der dann noch Unvergeßnen Einer wird wohl unſer Schiller ſeyn."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Schiller.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 118. Mittwoch, 22. November 1837.

Schillers Album.

(Schluß.)

Gräfin von Baltis:

Ein Wort nur jetzo, das Schiller Worten ich nenne!
— Mag es wie Lieb klin. Ich will's nennen, was mag sie vor Namen, je groß und breit, sie faßt sie Alleine zu fassen!

Ungelt Gisbert, der alte Diener und Erzieher:

Treu Walter, treu verbinden, treu leiden.
Macht sie es leicht, Freund! macht sie es leicht!
Wer braucht sie's Dir zu sagen heim,
Wie Du's gehalten mit Treue?
Du sahst, im ganz Hausgesinde,
Verwandt mit so treuer Herz'n,
Den Bildstock Dich's anbringen,
Walter in die Brandung steht zu sehn.

Treu treiben in meiner Kinder Jugend,
Der treuen Sinn Wonnemond!
Noch von den Lippen Deiner Jungen
Die treuen Worte klein man hört.
Und wie Du treu gewesen, gewinnen
Manch edel Weib und Mann Dir,
Dem heilig Gut in treuen Händen,
Dem heilig treuste Meinen.

Wir haben einen treuen Jungen,
Der lieb und treu mit Freundlichkeit:
Wir haben einen treuen Diener,
Der lieb ins treuliche Herz gelesen,
Er macht, was treuliche Mitarbeitsamkeit,
Und Du, Du bist der treuste Freund,
Manch edel Herz, bewogen hast Du Dir,
Wer bessel sagt von Meinesgleich,
Ehrenhalber, bin der Meister noch.

Jetzo heiß, weil es treu!

Ludwig Tieck:

„Mit weißer reiner Schwan pagt so fehr das glatzichte Element; dein Liebgeling war ein Fisch der Schwan, Du Fisch, Du Schwan, Du Schwan, Du Fisch, Du Lieblings-Commentirer, und wenn Jupiter und Leda zu seinen treulosen Streichen Deine Einwilligung, ehrenhalber Du sie haben mit gethan, und Freund Zeus, Du gleich und alte Bekannte bis."

Derselbe:

„Dein Schwan in der Schweiz sah so Wien und sein Dein Freund Wilhelm Tell."

Doch wenigen Worten weiten meine Reise einen Tages Dauer, und Wende hatte Gemeinung bekommen, Gleiten

wir noch mehr ausheben, würde uns die Wahl schwer werden und der Raum mangeln. Wir bemerken nur, daß unter den vielen Theilnehmern noch folgende Namen gefunden werden: Ammon, Arndt, Auffenberg, Bauernfeld, Bechstein, Becker, Benzel-Sternau, Birch-Pfeiffer, Braunthal, Bührlen, Castelli, Chamisso, Deinhardstein, Delbrück, Eckermann, Elsholz, Elsner, Ferrand, Feuchtersleben, F. Förster, Froriep, Gehe, Geib, Göthinger, Grabbe, Grüneisen, Harleß, Hasse, Heseliel, v. d. Heyden, v. Hoff, Franz Horn, v. Houwald. Jacob, Justinus Kerner, Kölle, Kortüm, Krug, Kuhn, Graf Mailath, Martin, Karl Mayer, Julius Mosen, Neuffer, Lenau, Niedhammer, Pabl, Pfaff, Caroline Pichler, Fürst Pückler-Muskau, Raimund, Reinbeck, Regis, Reumont, Riemer, Rotteck, Sack, Salat, Leopold Schefer, Ed. von Schenk, Schön, Schorn, Schreiber, Schwab, E. Seidel, Seidl, Seydelmann, Simrock, Spazier, Stägemann, Stieglitz, A. von Stolterfoth, Streckfuß, Strombeck, Posgarn, Tiedge, Tillier, Ukert, Uhland (nur ein Citat, aber ein sehr schönes), Varnhagen, Wachsmann, Wagenseil, v. Wangenheim, Weisse, Welcker, v. Wessenberg, Theodor Hell, O. L. B. Wolff, Zedlitz, Zeune ꝛc. ꝛc. Auch zwei englische Beiträge finden sich von Patrick Durnim und von der deutschen Hedwig Hülle.

Am Schluß sind noch viele Namen gedruckt, die sich haben einzeichnen lassen, ohne einen Vers oder eine Sentenz beizufügen. Das Facsimile ist ein Brief Schillers an eine Dame, worin Schillers Charakter von der liebenswürdigsten Seite erscheint. Die Commission, die mit der Redaktion des Albums beauftragt war (ein Ausschuß des Schiller-Vereins) zeigt sein Fortbestehen an, sofern eine zweite Auflage, wie sehr wahrscheinlich ist, nothwendig seyn sollte.

Sprachlehre.

1) Bayerisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provinzial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemeinen deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in derselben Bedeutung üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet von Joh. Andr. Schmeller. 3ter Theil, enthaltend die Buchstaben R und S. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1836. 4ter Theil, enthaltend die Buchstaben W bis Z., 1837.

Mit diesen zwei Bänden ist ein Werk vollendet, auf das die deutsche Literatur stolz seyn darf, denn es ist eines der wenigen, aber großen und dauernden Monumente, um deren willen uns die Behauptung erlaubt ist, daß keine Sprache der Welt, selbst die altklassischen kaum ausgenommen, so gründlich und geistvoll durchforscht ist, als unsere deutsche, so viel auch im Einzelnen noch zu leisten seyn mag. Zwar geht das Werk zunächst nur auf einen sehr speciellen Theil deutscher Sprachforschung, auf eine einzelne Mundart, aber das auf diesen einzelnen Punkt von allwärts versammelte und concentrirte Licht kann nicht ermangeln, wieder die kräftigsten Strahlen auf das ganze umliegende Gebiet auszusenden, und wer sich mit irgend einem Zweige der deutschen Sprachforschung im weitesten Sinne abgibt, weiß, wie viel Dank er Schmellers Arbeiten schuldig ist, und hat erfahren, wie ersprießlich es war, daß derselbe in seiner Thätigkeit, um mit dem Dichter zu reden, still und unerschlafft im kleinsten Punkt die höchste Kraft gesammelt hat.

Das bayerische Wörterbuch, mit welchem die 1821 erschienene grammatische Darstellung der Mundarten Bayerns in genauer Verbindung steht, ist das Werk eines halben Menschenlebens. Schmeller ist, wie er in der Vorrede zu seiner Grammatik selbst berichtet, in der Gegend des Fichtelgebirgs geboren und verlebte einen Theil seiner Jugend an der Donau und an der Isar. Frühe wurde er von seinem Stern in die weite Fremde hinausgeführt, aber fern vom engern, ja zum Theil auch vom gemeinsamen deutschen Vaterlande lernte er es nur inniger schätzen und lieben, und seine Sprache, das einzige, was er noch von demselben hatte, war sein liebstes Denken und Forschen. Als er nach zehn Jahren, im Winter 1813, wieder nach Bayern zurückkehrte, dessen Laute seinem Ohr einigermaßen fremd geworden waren, war er nicht wenig erstaunt, in den Hütten der Heimath so viele Klänge und Ausdrücke zu vernehmen, die ihn lebhaft an die Sprache der deutschen Vorzeit erinnerten, mit der er sich in der Fremde so gerne beschäftigt hatte. Von diesem Augenblicke an gewährte es ihm eine angenehme Unterhaltung, alles, was ihm in der Sprache des gemeinen Mannes auffiel, zu bemerken und zu sammeln, und zwei Jahre später wurde ihm diese seine Lieblingsunterhaltung auf den Antrag eines deutschen Sprachfreundes, mit Genehmigung des Kriegsministeriums, dem Schmeller als Lieutenant untergeordnet war, durch die Akademie der Wissenschaften zur förmlichen Aufgabe gemacht. Seither wurde nun Schmeller durch seine Anstellung bei der Münchner Bibliothek ein seinen Studien mehr angemessener Wirkungskreis zu Theil, und diesem verdanken wir in Beziehung auf das Wörterbuch zunächst, dessen er bei der Bearbeitung der zweiten Hälfte mehr Gelegenheit hatte, Hinweisungen auf die ältere Sprache aus Handschriften zu geben, daher denn diese auf Einen Band berechnete Lieferung an Stoff so

ed by Google

zunahm, daß eine Vertheilung in zwei nothwendig erscheinen mußte. Auch wird für die zwei ersten Bände ein reichhaltiger Nachtrag verheißen. Die Anordnung der einzelnen Artikel ist nicht streng alphabetisch, sondern nach den Wortstämmen vertheilt, über welche der vierte Band eine alphabetische Uebersicht enthält. Auch wird, was den Gebrauch sehr erleichtern wird, ein alphabetisches Register über alle ältere und neuere Wörter des ganzen Werks, übrigens erst nach dem Erscheinen des Nachtrags, in Aussicht gestellt. Die von dem Verfasser sogenannte alphabetisch-etymologische Anordnung ist zwar zum schnellen Nachschlagen nicht so bequem, als eine rein alphabetische; indeß hellt sich gerade durch die Zusammenstellung stammverwandter Wörter und der mit denselben zusammenhängenden Redensarten so Manches auf, was vereinzelt hätte dunkel bleiben müssen und kaum durch weitläufige Nachweisungen hätte ersetzt werden können.

Daß es bei einer solchen Arbeit an einzelnen Unrichtigkeiten und Lücken nicht fehlen wird, liegt in der Natur der Sache. Um nur Eines anzuführen, sollte Theil III, S. 81 das Wort Ram, Rom = Ansatz von Schmutz, Ruß u. s. w. an der Haut nicht von dem Worte Raum S. 85 getrennt seyn. Beide sind wohl eins und dasselbe, was nicht allein die analoge Bedeutung, sondern der Umstand beweist, daß im Schwäbischen das Wort Rahm = Sahne wie das S. 81 aufgeführte Wort gesprochen wird, nämlich Ro mit nasalem o. — Th. III, S. 205 wird ein altes Wort sasslenkow aufgeführt, das Schmeller nicht näher zu erklären weiß. Es ist wohl dasselbe, was das schwäbische Schefzgenheu, eine Art Binsen, welche zum Reinigen zinnerner Geschirre gebraucht werden.

Viele jezt undeutliche Redensarten der süddeutschen Dialekte und des Neudeutschen überhaupt finden in dem Wörterbuche ihre Erklärung aus der ältern Sprache. Die älteste deutsche Bezeichnung für die noachische Fluth heißt nicht Sündfluth, sondern Sinfluot, d. h. große Fluth. So schon bei Notker im neunten, und noch bei Michel Beham im sechzehnten Jahrhundert. Daher unsere süddeutsche Aussprache des Worts wie Sindfluth, wiewohl ohne Zweifel bloß zufällig, da unsere Mundart gar kein ü hat, richtiger ist. Vergl. III, S. 254, 275. — Das Wort gerad (III, 48 f.) bedeutet in der ältern Sprache, und zum Theil in Anklängen noch jezt, hurtig, behende, gewandt, tüchtig. Aehnlich auch in der Züricher Handschrift der deutschen Gesta Romanorum (C. 115. Fol. 24, v°, b.): Da in daz lantvolk ersach, daz er so ain gerader starker man waz u. s. f.

Manches könnte durch die schwäbische Mundart noch weiter belegt werden. Schlurken (III, 457) heißt hier nicht stammeln, sondern wie Schlarfen u. s. f. = schleppend umhergehen, daher diese beiden Worte zusammenhängen. Schlurker ist schwäbisch = Pantoffel. — Manche Wörter hat das Bayerische noch aus dem Mittelhochdeutschen aufbewahrt, die im Schwäbischen verloren gegangen sind. So Sinewel (daher „Semmel“) = rund. Vergl. III, 255.

Besondere Rücksicht nimmt der Verfasser auch auf die Erklärung der Ortsnamen. So wird Wiesenstaig (IV, 183) von Wisent = bubalus abgeleitet, einem Thier, das in unsern Gegenden der Kultur gewichen ist, aber noch hin und wieder in Eigennamen vorkommt. Theil IV, 111 ist von dem Namen Wangen, S. 112 von Wärden u. s. f. die Rede. S. 306 leitet Schmeller den Namen Tübingen von dem Verbum zwingen, twingen ab, und fragt, ob nicht in Tübingen noch das alte Twing mit der alten Aussprache übrig sey. Ref. kann aus guter Quelle versichern, daß dem nicht also ist, daß vielmehr dieser Name in der Volkssprache deutlich Tiwinge lautet.

Zum Schlusse müssen wir noch die in Bayern und Tyrol einheimische, den italienischen Ritornellen und Ballatten ähnliche Dichtgattung erwähnen, die unter dem Namen Schnaderhüpferl bekannt ist, und worüber Theil III, S. 499 näherer Aufschluß ertheilt wird. Auf die Zeit der Ernte, die erfreulichste für ein ackerbauendes, wie der Herbst für ein weinbauendes Land, war die große Mehrzahl der Bevölkerung früher, da noch nicht auch der Nährstand das ganze Jahr hindurch der Genußsucht Statt gab, was die Freuden des Tages betrifft, hauptsächlich angewiesen; eine bedeutsame, wahrhaft nationale Feier, zu welcher sich gleichsam amtlich auch die höhern Stände eingeladen sahen, obschon freilich auch diese Volkslust manchmal von obenherab zu engherzig betrachtet wurde. Auf solche ehemals übliche Schnitterlänze oder Schnitterhupfe bezieht sich denn auch der, weil er nicht mehr aus der Sache selbst ganz klar ist, durch ein gewisses Spielen mit den Lauten nach allen Vocalen variirte Ausdruck Schnitterhüpflein als metonymische Benennung für ein kurzes, aus einem oder zwei Reimpaaren, jedenfalls aus vier Abschnitten oder Zeilen bestehendes Liedchen, das nach gewissen landläufigen Tanzmelodien gesungen und häufig vom Sänger oder Tänzer aus dem Stegreif gedichtet wird. Die meist sehr einfachen Tanzmelodien, auf welche diese Liedchen gemacht sind, kommen bei aller übrigen Abwechslung gewöhnlich darin überein, daß sich von jedem seiner beiden Theile, welchen die Verszeilen entsprechen, der erste Takt im Accord des Grundtons, der zweite und dritte in dem der Dominante und der vierte wieder in dem des Grundtons bewegt. Wo, dem

Digitized by Google

sechsfüßigen Vers entsprechend, jeder Theil aus sechs Takten besteht, wiederholt sich gewöhnlich vier Mal die Reihe: Grundaccord, Dominantenaccord, Grundaccord. Doch gibt es auch weniger einfache Schnitterhüpflein-Melodien, die aber, mehr von der eigentlichen Kunstmusik ausgehend, öfter bloß gewissen Gegenden und Zeiten eigen sind. Proben solcher Singstückchen hat Schmeller in der Grammatik (S. 437, 454, 465, 468, u. s. f.) gegeben. Im Jahr 1830 ist von C. Neureuther eine eigene Sammlung lithographirter Blätter, derlei bayerische Gebirgsliedchen mit Noten in bildlichen Einfassungen enthaltend, erschienen. Diese Lieder bloß als letzte abgebrochene Lebenszeichen einer weiland voller strömenden Volkslyrik betrachten, hieße, wie Schmeller richtig bemerkt, ihre Natur und Bestimmung verkennen. Wenn die aus der ältern Sprache als Reigen und Tanzweisen auf uns gekommenen Lieder in der Regel längern Athems sind, so ist daraus kaum etwas anders zu schließen, als daß man damals wie jezt nur wirkliche Dichterschöpfungen, nicht aber auch die kurzen, jedem Mund ex tempore entschlüpfenden gereimten Einfälle des Aufschreibens Werth gehalten. Sinnreich ist die Vermuthung, daß das bekannte von Docen und Benecke mitgetheilte Lied aus dem Tegernseer Codex etwas der Art sey: „Du bist min, ich bin din, das solt du gewis sin. Du bist beslossen in minem herzen; verlorn ist daz fluzzell'ne, du muost och immer darinne sin.“ Wie sich am Nordende von Europa der norwegische Bauer zur Ergötzung seine kurze Stav oder Stavjevise dichtet, so ergießt sich am Südende der andalusische Majo nach immer wiederkehrenden, von der Guitarre begleiteten Weisen in seine künstlichen schlechtgereimten Coplas de repente, deren Inhalt und äußerer Bau mit den bayerischen Schnitterhüpflein die unverkennbarste Aehnlichkeit hat.

Noch ist auf die Genauigkeit aufmerksam zu machen, mit welcher Schmeller die mundartlichen Laute zu fixiren und zu bezeichnen weiß. Mit Hülfe weniger Accente, Apostrophe, umgekehrter Buchstaben bringt er eine so präcise Bezeichnung der Zwischenlaute zu Stande, die bei der Schreibung mit den gewöhnlichen Schriftzeichen nur für den des Dialekts zum Voraus Kundigen möglich wäre, daß auch noch nach Jahrhunderten die genaueste Lautreproduktion des bayerischen Dialekts sich wird ausführen lassen. Es wäre zu wünschen, was denn auch für das Schwäbische durch Moriz Rapp bereits geschehen ist, daß dieses Verfahren auch bei andern Untersuchungen über deutsche Dialekte befolgt würde.

Unterhaltungs- und Jugendschriften.

1) Polichinell. Dramatisches Feenmährchen für Kinder, von J. P. Lyser, mit G. Cruikshanks Originalholzschnitten. Stuttgart, Neff.

Fürst Pückler-Muskau hat in seinen Briefen über England mehrere von Cruikshanks Holzschnitten, die den Punch (oder englischen Polichinell) darstellen, copiren lassen, und einen vortrefflichen Commentar dazu geschrieben. Hier sind die sämmtlichen Holzschnitte in Original, mit einem deutschen auf die Jugend berechneten Text von Lyser. Die Zeichnungen sind außerordentlich humoristisch und zwingen auch den ernsthaftesten Beschauer zum Lachen. Inzwischen war die Aufgabe nicht leicht, dem Texte so viel Moral zu geben, als es nothwendig ist, sofern das Buch in die Hände der Jugend kommen soll. Nach der ursprünglichen Intention des Puppenspiels und nach der Pückler'schen Auslegung ist Punch der Repräsentant des rohesten Londoner Pöbels. Er wirft sein Kind zum Fenster hinaus, er schlägt seine Frau todt, er ist lüderlich, übt Bosheiten, Undank, kommt in die Hände der Justiz und endlich in die des Teufels, betrügt sie aber alle beide, nach dem richtigen Grundsatze, daß dem rohen Pöbel mit nichts beizukommen ist, und daß seine Zähigkeit, zumal in England, alles überdauert. Was hat nun Lyser aus diesem bedenklichen Stoff gemacht? Er hat ihn mit großer Leichtigkeit und ohne ihm irgend Zwang anzuthun, rein von der komischen Seite genommen und einen Triumph des Harlekin über alle Laster daraus gemacht. Polichinell theilt mit einem Hunde seinen lezten Bissen. Der Hund verwandelt sich in die Göttin der Freude, die verzaubert worden war und eher nicht wieder befreit werden sollte, bis Jemand den lezten Bissen mit ihr theilen würde. Dann dient P. im Hause des Neides und der Bosheit und muß Unart, das Kind der leztern, warten, läßt dieses fallen, und bringt die Bosheit und den Neid um. Eben so geht es später der Schadenfreude, der Gewalt, dem Betrug, der Ungerechtigkeit und zulezt dem Teufel selbst. Die gutmüthige Derbheit, mit welcher Polichinell ungesucht und wie von ungefähr alle die feindlichen Gewalten abfertigt, so daß er zulezt, ohne es zu wollen, in seiner Lustigkeit als das moralische Princip dasteht, ist dem Dichter sehr wohl gelungen, er hat dadurch alle Klippen, die ihm die Bearbeitung darbot, geschickt vermieden und die Aufgabe befriedigend gelöst.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 119. Freitag, 24. November 1837.

Sprachlehre.

1) Die vergleichende Grammatik, als Unterlage vorgelesen von Dr. A. H. Hayes. Erster oder philologischer Theil. Erste Hälfte. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1836.

Es gehört unter die seltenen Erscheinungen, daß sich in neun einen und zwanzig Jahrbänden periodischer Kritikwerkzeuge Deutschen nur eine einzelnstehende Stimme auf ein anderes philologisches Studium vernehmen läßt, wenn dieses Werk keine Zeit hat. Ein solches hat man einem Werke, wie dem vorliegenden, das in Deutschland, in seinem Mutterlande, und namentlich hier in und für die gründe Grammatik, hat man den vorliegenden philologischen Studien und einen lebendigen Durchgang seiner geistigen Erzeugnisse gegeben. Haben und anderen Ländern, wo die Sprachkunde, wie in Deutschland, einen Ursprung besitzt, können sich die Deutschen gewiß keine besseren Glückwünsche und Zeichen Gewissheit zu bestätigen und zu klären verstehen Zweifeln zu vermehren, als wenn sie einen zweifelnden Verstand den Gegenstand, den sie bedürfen, so vorliegend sich auch bei einem philologischen Standpunkt der Fall. Die Gründe dafür sind in der That, so sie langlich und weitläufig dieses auch haben sind, doch leicht zu finden. Es ist

lebendigen Laut zu erforschen, und aus ihm die Umwandlungen und Umgestaltungen der Wörter, auch etwa die Schriftbezeichnung und den Buchstaben zu erklären suchen, aber nicht umgekehrt, aus dem Buchstaben die Sprache; und dies ist eben das Prinzip unseres Verfassers.

Herr Rapp nennt seine Grammatik auch einen Versuch einer Physiologie der Sprache, ohne damit genau den Sinn zu verbinden, in welchem wir so eben von einer physiologischen Betrachtung der Sprache redeten. Er will die Sprache, wie in den einleitenden Bemerkungen auseinander gesezt wird, als ein Naturprodukt betrachtet wissen, sofern dieselbe nicht aus der Willkür eines Einzelnen, nicht durch menschliche Reflexion entstanden sey. Der Menschengeist, sagt er, hat sich den Sprachstoff unbewußt organisirt; die Gesetzmäßigkeit der Sprache ist also für sich ebenso äußerlich, ebenso materiell, als die äußere Natur. Die Sprachstämme, die Sprachindividuen oder Wörter pflanzen sich fort von Geschlecht zu Geschlecht mit der Menschheit, wie die sichtbare und tastbare Natur sich durch die Gattung verjüngt und fortsezt. Damit aber ist ihr Wesen noch nicht erschöpft. Die Sprachen reproduciren sich auf diese mechanische Weise bloß zufällig äußerlich, ihre wirkliche Fortbildung aber ist nicht durch die Reproduktion im menschlichen Individuum gebunden, sondern der Sprachstamm ist für sich selbst Individuum. Eine Sprache bleibt, in großen Dimensionen betrachtet, nicht dieselbe, sie hat ihre Entwicklungsstufen, sie degenerirt, wie man sagt, oder wie man, von der Seite des Geistes betrachtet, sagen kann, sie vergeistigt sich, sie ist in fortwährendem Verbindungsprozesse begriffen, indem der ihr inwohnende Gedanke an ihren materiellen Kräften zehrt und sie allmählich auflöst, wie er ihrer Hülle in geringerem Maaße bedarf. In dieser Betrachtung, wo die Sprache sichtbar zum Individuum wird, das seine Lebensdauer nach Jahrhunderten abmißt, scheint dieselbe aber nicht bloß Naturprodukt zu seyn, sie scheint Antheil zu nehmen an der historischen Entwicklung der Menschheit. Der Verfasser will durch diese Auseinandersetzungen den Versuch machen, die Philologie als Disciplin in das allgemeine System der Wissenschaft einzureihen, und hat dabei namentlich die Hegelische Philosophie im Auge. So richtig der Standpunkt der Philologie im Systeme der Wissenschaft im Allgemeinen bezeichnet zu seyn scheint, so großartig jedenfalls die welthistorische Bedeutung der Sprache aufgefaßt ist, so wird doch der Verfasser vor dem Richterstuhle jener Philosophie wohl schwerlich durchaus Gnade finden, da ihm von dorther mit Recht eingewendet werden kann, daß sich seine einleitende Darstellung noch viel zu sehr in dem Gebiete der Analogien und Bilder, welches der Vorstellung anheimfällt, bewege, und daß er zum reinen Begriffe der Sache nicht überall durchgedrungen sey. Während er einerseits wohl einsieht, daß durch die Vergleichung der Sprache mit einem Naturprodukt das Wesen derselben keineswegs erschöpft sey, daß dieselbe vielmehr, um begriffen zu werden, auf dem Gebiete des Geistes betrachtet werden müsse, fällt er doch bald wieder auf jene Vergleichung zurück, und hat sie sogar als Hauptsache dem ganzen Buche als Titel vorgesezt.

Was nun den Plan des Werkes selbst anbetrifft, so zerfällt das Ganze in zwei große Partien, eine physiologische und eine teleologische. Der erste oder der physiologische Theil umfaßt „die eine Hälfte der Gesetze, welche das doppellebige Organ der menschlichen Sprache bedingen," und führt auch den besondern Titel: Versuche einer Physiologie der Sprache, nebst einer historischen Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen. Dieser Theil bildet in zwei Bänden, von denen aber bloß der erste bis jezt erschienen ist, ein für sich bestehendes Ganze. Der zweite teleologische Theil der vergleichenden Sprachlehre soll das ergänzende Gegenstück bilden und, mit dem Bewußtseyn der Naturgesetze ausgerüstet, die logischen Gesetze construiren.

In der ersten Abtheilung, in der Physik der Grammatik, wird der Sprachstoff betrachtet als ein Materielles, als ein Körper, wie er zwar nicht tastbar und nicht sichtbar, aber als Hörstoff sich der Phantasie gegenüberstellt. Alles Körperliche aber, das sich dem Geiste gegenüberstellt, fällt für uns zunächst in die beiden Kategorien der Quantität und der Qualität. Die Quantität will den Stoff messen, berechnen; die Qualität will die Stoffe scheiden, unterscheiden. Dem Sprachstoff, als einem bloß für das Ohr erkennbaren Körper, kann man nun zwar nicht im eigentlichen Sinne eine räumliche Ausdehnung zuschreiben, denn die Luftschwingungen, durch die er sich fortpflanzt, sind nicht einmal seine Substanz, wie sie zum Bewußtseyn kommt, sondern sein nicht weiter erklärbares Organ, und dann lassen sich dieselben auch nicht ermessen, weil sie nach einem unendlichen Abnahmeproceß verhallen. Dem Sprachlaut kommt also nur eine zeitliche Messung zu, denn die Zeit ist das eigentliche Organ, oder vielmehr Substrat aller Ohranschauung, und daraus geht die Rhythmik und die Metrik der Sprache hervor; der Sprachlaut wird aber außerdem noch einmal gemessen, und zwar nach der verschieden ausgetheilten Energie der Auslautung unter den Lautreihen, welches die Betonung und die Lehre vom Accent bestimmt. Was die Qualität betrifft, so unterscheidet der Geist am Sprachkörper verschiedene Individualitäten, Sprachlaute, die in ihrer Vielheit wieder nach gewissen inwohnenden Verwandtschaften sich in Reihen und Kreise ordnen, und welche als Naturpersönlichkeiten unter sich unter gewissen Bedingungen

Digitized by Google

von Attraction und Abſtoßung ſtehen. Dies iſt alſo die Lehre von den Sprachlauten, oder wie es gewöhnlich mit Rückſicht auf die Symbolik der Schrift ausgedrückt wird, die Lehre von den Buchſtaben.

Der andere Theil der grammatiſchen Disciplin wäre nun die Logik der Sprache oder die Theorie der Wortklaſſen, was denn die Teleologie der grammatiſchen Wiſſenſchaft genannt wird. Es fragt ſich hier: Wie beſtimmt ſich der Sprachgeiſt in Entwicklung der Begriffsformen aus dem ihm einmal gegebenen Naturſtoff? und hier werden wieder zweierlei Proceſſe unterſchieden. Erſtens: welche Sprachformen ſchafft ſich der Geiſt, um ſeine Ideen zu verkörpern? Dies gibt die Formenlehre, Etymologie oder Wortlehre. Sie hat es mit der Aufzählung der Sprachgeſchöpfe nach ihren Naturklaſſen zu thun, und trägt den ganzen Sprachſtoff nach der gebräuchlichen Ordnung in Verbalformen, Nominalformen, Partikelformen u. ſ. w. vor. Zweitens: Wie nimmt der Geiſt dieſe geſchaffenen Sprachformen wieder in ſeine Sphäre zurück, um durch ihre Combination weitere Denkbeſtimmungen zu verkörpern? Dies lehrt die Satzlehre, insgemein die Syntax genannt. Mit ihr iſt der Kreis der grammatiſchen Disciplinen vollendet, und es ergeben ſich alſo deren vier: zwei phyſikaliſche oder elementariſche, die Quantitätslehre oder Tonlehre und die Qualitätslehre oder Lautlehre; zwei logiſche oder praktiſche, die ſogenannte Etymologie oder Formenlehre, und die Syntax oder Satzlehre. Zu näherer Veranſchaulichung parallelſirt der Verfaſſer dieſe Elemente der Sprachwiſſenſchaft einzelnen Fächern der andern Naturwiſſenſchaften. So vergleichen ſich die elementaren Disciplinen überhaupt den phyſikaliſchen, und zwar die Tonlehre mit der eigentlichen Phyſik, und die Lautlehre mit der Chemie. Die praktiſchen Disciplinen aber entſprechen dem, was man Naturgeſchichte nennt, und zwar iſt die Formenlehre genau das, was in der Naturgeſchichte die eigentlichen Naturſyſteme oder Naturreiche ſind. In beiden Gebieten ſcheiden ſich organiſirte von unorganiſirten Körpern. Bei beiden zerfallen wieder die einzelnen Reiche in gewiſſe Ordnungen, indem beſonders das Reich des Organiſchen den geordnetſten Formenreichthum entfaltet. Die Anatomie hat Vieles mit der Etymologie gemein. Dem ſyntactiſchen Theil entſpricht das, was man praktiſche Naturgeſchichte nennen kann, d. h. Naturgeſchichte, wie ſie zum Zweck der allgemeinen Belehrung abgefaßt wird und das Technologiſche mit einſchließt. Die phyſiſche Geographie und Statiſtik eines Landes vergleicht ſich ſeinem Dialekt und Sprachgebrauch.

Der vorliegende Band, der erſte von ſechſen, aus denen das ganze Werk beſtehen ſoll, behandelt nun zuerſt die Phyſiologie der Sprache theoretiſch, und dieſes gerade iſt der Kern des ganzen Buchs; in dieſen Betrachtungen über die Laut- oder Buchſtabenlehre, ſo wie über Quantität, Accent, Rhythmus und Reim bewährt ſich der Beruf des Verfaſſers auf eine glänzende Weiſe. Wir nehmen aus nahe liegenden Gründen Anſtand, unſern Leſern Einzelnheiten aus dieſem Abſchnitte mitzutheilen, obwohl wir verſichern können, daß ſich in demſelben die feinſten Bemerkungen drängen, und daß dieſe zugleich auf eine äußerſt lebendige und möglichſt anziehende Weiſe dargeſtellt ſind.

Nachdem die theoretiſche Grundlage der Phyſiologie der Sprache gegeben iſt, wendet ſich der Verfaſſer zur hiſtoriſchen Anſicht der Sache und weiſt das Gegebene an poſitiven Sprachen älterer und neuerer Zeit nach. Zu rühmen iſt hier die Beſchränkung in Bezug auf den Kreis von Sprachen, den ſich der Verfaſſer zu dieſen Nachweiſungen gewählt hat. Freilich tritt, wie er auch in der Vorrede bemerkt, die vergleichende Grammatik jezt in einem vornehmen Gewande auf. Wenn man es auch noch nicht wagt, alle wirklichen und möglichen Sprachen zu vergleichen, ſo geht man doch in der Darſtellung bis auf das Sanskrit zurück und ſtellt auf dieſe Baſis die europäiſchen Mundarten. Der Verfaſſer bekennt offen ſeine Unwiſſenheit in dieſer Breite, beruhigt ſich aber mit der, aus der Erfahrung genommenen Ueberzeugung, daß ſelbſt in der engſten Begrenzung des Sprachſtudiums noch unendlich viel zu ſuchen und zu finden ſey, und daß eine auf unſerem heimiſchen Gebiet etwa noch räthſelhafte Erſcheinung dadurch für Begriff und Anſchauung nicht gefördert werde, daß ſie uns auf fremden Boden als eben ſo räthſelhaft entgegentrete. Jedenfalls werden wir ihm zugeſtehen, daß bei großer Ausdehnung dieſer Studien in die Breite nur ſelten durch die weitere Anſicht für die Wiſſenſchaft wieder das gewonnen werde, was in ſolchem latitudinariſchen Streben an Gründlichkeit und tiefer Einſicht in das Detail verloren zu gehen pflegt; und in Betracht des fleißigen Anbaus der uns näher liegenden Idiome erlaſſen wir ihm gerne den Räthſelkram aus dem Orient und den ſlaviſchen Sprachen.

Von dieſen hiſtoriſchen Nachweiſungen umfaßt der erſte Band nur das Griechiſche, Lateiniſche und Gothiſche. Wir haben ſchon angeführt, daß es dem Verfaſſer vor Allem um den Laut, um das eigentliche Leben der Sprache zu thun iſt, und ſo iſt ihm denn bei den alten Sprachen eine Hauptaufgabe, darauf auszugehen, daß ſie nicht mehr todte Sprachen bleiben, ſondern wieder zum Leben und Tönen erweckt werden können, weßhalb er denn auch ſeinen Unterſuchungen über die Pronunciation der alten Sprachen einen künſtleriſchen Werth zuſchreibt. „Wer es für gleichgültig und überflüſſig hält, ſagt er,

die Poeſie des alten Griechenlands in ihrer lebendigen Wahrheit für das Ohr wieder herzuſtellen, der iſt ein Barbar; denn eine Poeſie, die nur für das gelehrte Auge da iſt, die nicht mehr laut werden darf, iſt eine Malerei, die die Farbe eingebüßt hat. Die Zeichnung iſt freilich mehr werth, aber erſt mit der Farbe hat das Bild ſeine Vollendung. Wenn wir alſo die Ausſicht haben, uns die alte Kunſt auch für das Ohr wieder herzuſtellen, ſo dürfen wir unſerer Entdeckung ohne Uebertreibung den Werth eines Firnißes beimeſſen, die farbloſe Bilder einer entſchwundenen klaſſiſchen Zeit in den erſten Stand ihrer Blüthe wieder zurückzuzaubern vermöchte. Die Frage kann alſo nur ſeyn, ob der Verſuch geglückt iſt."

So erhalten wir denn als Probeſtücke griechiſcher Orthoepie für die joniſche Heldenpoeſie ein Fragment aus der Odyſſee, für die attiſche Theaterpoeſie Scenen aus den Acharnern des Ariſtophanes, welches Stück der Verfaſſer in ſeinen Atellanen theilweiſe in den ſchwäbiſchen Dialekt überſetzt hat, und für die doriſche Idyllpoeſie den Anfang von Theokrits erſtem Idyll. Ebenſo wird das Lateiniſche behandelt. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über lateiniſche Lautverhältniſſe, die wir unſeren Schulphilologen zur Beherzigung empfehlen, finden wir Stellen aus Terenz, Cattul, Virgil und Ovid mit gegenüberſtehender genauer Angabe der nach den vorangegangenen Unterſuchungen muthmaßlichen Ausſprache. Wir bedauern ſehr, daß es uns unmöglich iſt, von den orthoepiſchen Probeſtücken einzelne mitzutheilen, aber die vielen dabei nöthigen Accente und Punkte machen theils die typographiſche Reproduction mißlich, theils würde uns die Erklärung dieſer Zeichen hier zu weit führen. — Mit dem Gothiſchen betritt der Verfaſſer ein heimiſcheres Feld. Die Erörterungen über die gothiſchen Lautverhältniſſe, welche die älteſte Grundlage unſerer Mutterſprache bilden, ſind ausführlicher als die über die antiken Sprachen. Auch hier ſind orthoepiſche Proben, und zwar aus der Bibelüberſetzung des Ulfilas gegeben mit gegenüberſtehender, wortgetreuer lateiniſcher Ueberſetzung. Für den zweiten Band der Phyſiologie iſt eine ähnliche Entwicklung der mittelalterlichen, ſo wie der jetzt lebenden germaniſch-romaniſchen Idiome vorbehalten, und wir wünſchen dieſem Werke, ſo viel es ſich mit der Ruhe verträgt, mit welcher ſolche Dinge behandelt ſeyn wollen, den raſcheſten Fortgang, denn der Verfaſſer verſteht wie Wenige, dem Pulſiren des in der Sprache offenbaren Geiſteslebens zu lauſchen.

Unterhaltungs- und Jugendſchriften.

2) Ehret die Frauen. MDCCCXXXVIII. London, Aſher. 8.

Achtzehn weibliche Bildniſſe in ſehr ſchönen Stahlſtichen, jedes durch ein Gedicht erläutert. Die glückliche Mutter — die ſchweigend harrende morgenländiſche Braut — die hoffend in die Ferne Blickende — die mit der Vertrauten im Geſpräch Begriffene — die einſam Gedankenvolle — die Lächelnde mit dem kleinen Hunde — die gepuzte Morgenländerin — die junge Dame in der Tracht des vorigen Jahrhunderts mit einer Roſe — die das Medaillon Betrachtende — die Entzückte, die den Brief des Geliebten an die Bruſt drückt — die zärtlich das Fenſter Oeffnende — die in ihrem Putz Eingeſchlafene — die Weinende — das ländliche Mädchen mit dem Eierkorb — die vor dem Spiegel die Schürze Zurechtrückende — die Fee — die vom Leſen Aufblickende — die Sinnige. Alle dieſe Bilder ſind meiſterhaft geſtochen, viele ſind durch Ausdruck und Phyſiognomie ſehr ſchön, und nur einige ein wenig nach franzöſiſcher Art zu abſichts- und anſpruchsvoll, zu wenig auf altengliſche Weiſe naiv und kunſtlos, wenn anders unſer in dieſer Beziehung ſehr argwöhniſches Auge uns nicht täuſcht.

Taſchenbücher auf 1838.

Helene.

Recht artige Stahlſtiche, größtentheils engliſche Genrebilder. Eine Novelle von Mutius Scävola. Da wir unſere Meinung von dieſem Dichter ſchon mehr als einmal, und ziemlich derb geſagt haben, wollen wir uns nicht wiederholen. In ein Taſchenbuch, das auf einigermaßen Delikateſſe Anſpruch macht, gehört ein ſo unzüchtiger Scribent, der nur in den tiefſten Gemeinheiten des Lebens zu wühlen liebt, nicht hinein. Auch in dieſer Novelle wieder finden wir auf der erſten beſten Seite, die wir aufſchlagen, die dezente Frage erörtert, ob es die Frau Mutter oder das Fräulein Tochter geweſen ſey, die dem Herrn Grafen die nächtlichen Beſuche abgeſtattet? Dieſen Frechheiten folgt eine deſto zahmere Novelle der Henriette Hanke, eine Künſtlernovelle von Leopold Scheſer und eine italieniſche Liebesnovelle von Herloßſohn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 120. Montag, 27. November 1837.

Dramatische Literatur.

1) Der Zweifler und seine Schule, hergestellt in einer Reihenfolge von Vorlesungen und Vorgängen, Gleichzeitig zum Erläutern durch Wort Goethes und Beispiele. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus, 1836.

Diese dramatischen Briefe haben Neuheit zu rühmen, ist aber doch in Hinsicht der Form nicht ganz neu; denn schon vor einer Reihe von Jahren hat ein ungenannter Schrift-steller Briefe, in einer poetischen Darstellung, und zum Theil für unsre Bühne gegeben.

Der Verfasser hat sich vorgenommen die Schule Des Zweifels über gut und schlecht allgemeinen Beifalls, der durch alle Kunstperioden von den ältesten Zeiten an durchgedrungen, allein und für Niemand von Bedeutung, über das Unsinnige Gespräch aufgeklärt, und auch die Schule des Zweifels, die Schule der Verneinung, die Verneinung, auch eine Richtung, die an Schriftstellern und Künstlern von allen Jahrzehnten und verschiedenen Benennungen gefunden, die in Ewigkeit Bestand haben wird, durch Ernst und Klarheit Dauer und der Geschichte von der organischen Entwickelung und Fortbildung der Kunst. Diese Schule und durch die Verschiedenheit seiner Farbe, und die Schärfe seiner Behandlung; Wirkung auch, wie Ihre Eigenheit, ihren guten Zweck-mäßigen Nutzen, und ihre Bedeutung für die Geschichte der Literatur erreicht. Diese hohen Resultat sind Schriftsteller, Dichter anerreicht und einig; nur einer solcher verfehlt von diesen hat seine mit den vorgesetzten Bestrebungen, und gegen das Ende dieser Jahrzehnt-Periode fand sich ein Schriftsteller welcher in ganz neue gebildete, auf den Boden der Wirklichkeit gestützte Bahn Schöne Richtung Dichtung, und Kunst, und Wissenschaft, und Leben, und Natur, und Geschichte, und Alles dies beides Ernst nahm Leben, Ernst, so wie er selbst war und selbstständig Ernst, und so Ihr sich Ihnen gab, und Ihnen sich gab, und Ihnen sich gab, und Ihnen sich

stellte man auch in England gar bald den klassischen Ben Jonson und seine großartigen Nachfolger Massinger und Fletcher über den Schwan vom Avon. In Italien ist Michel-Angelo als der erste Urheber des großen Schisma anzusehen; er konnte seiner innersten Natur nach mit Raphael nicht einverstanden seyn, und veranlaßte, wie dies so oft der Fall ist, seine Nachfolger zu noch größern Verirrungen. Beaumont und Fletcher, Ben Jonsons geliebte und bei jeder Gelegenheit weit höher als Shakespeare gepriesene Jünger, schienen gar bald, was jener nur schwach angedeutet, weit kühner und siegreicher zu übertreffen. So ist offenbar Philaster in der Absicht geschrieben, der Welt zu zeigen, was aus einer Situation, wie sie im Hamlet vorkommt, gemacht werden könne; so soll die Tochter des Schließers in den Two noble Kinsmen der Ophelia den Rang ablaufen, und man begreift nicht wohl, wie Schlegel an das Mährchen hat glauben können: Shakespeare habe dies Schauspiel gemeinschaftlich mit Fletcher geschrieben. Das bestimmteste Streben nach Effekt, die bewußteste Intention, jede Wirkung auf die höchste Spitze zu treiben, bezeichnet die neue Schule; eben darum fangen die meisten ihrer Dramen auch mit bewundernswerther Kühnheit und Sicherheit an, sind aber nicht mit gleichem Erfolg zu Ende geführt. Während Shakespeare allgemein bekannte historische Thatsachen oder Novellen durch seinen schaffenden Genius zu Kunstwerken erhob, legen seine Nachfolger ein weit größeres Gewicht auf die Ueberraschung durch neue Erfindungen, oder benutzen wenigstens nur minder populäre Erzählungen. In ihrer Charakteristik wird nicht das Individuum mehr geschildert, sondern der Begriff; nicht der Geizige, sondern der Geiz. Alles ist bis zum höchsten Gipfel gesteigert, der nun nicht mehr überflogen werden kann; sehr oft wird aus der scharf umrissenen Zeichnung eine herbe Caricatur; und so gesichert schien der Triumph der Jünger des Jonson, daß Shakespeare erst nach einem Jahrhundert gleichsam wieder entdeckt werden mußte. Die Frage nun ob es sich denn auch wirklich der Mühe verlohne, die Werke jener großartigen englischen Manieristen kennen zu lernen, glaube ich zuversichtlich mit Ja beantworten zu können, und sie nicht zu hoch zu stellen, wenn ich sie mit den Caracci oder mit Dominichino vergleiche; minder schön und vollkommen als Shakespeare, sind sie immer noch Riesen gegen die spätern Dramatiker, und die Wirkung, die selbst in moderner Verdünnung Fletcher's Rule a Wife and have a Wife (Stille Wasser sind tief) noch auf unserer Bühne hervorbringt, möge als Beweis dienen, wie jene Zeit der unsern in frischen Motiven und scharfer Charakteristik überlegen war. Wir finden in Ben Jonson's Arbeiten durchgängig einen immensen Verstand, und einen Schatz von Gelehrsamkeit und redlichem Willen. In seinen Masken und Antimasken erscheint er als wirklicher Poet, und es lassen sich nicht leicht schöner erfundene und prächtiger ausgestattete Gelegenheitsgedichte denken. Ja, sie sind zum Theil so ächte Kunstwerke, daß Goethe für diese Gattung viel von dem Engländer hätte lernen können. Fletcher besticht durch unglaubliche Kühnheit und große Meisterschaft im Komischen. Die frechsten Situationen des Lustspiels sind sein wahres Element, und zugleich ist seine Sprache von einer so bewundernswürdigen Eleganz und Leichtigkeit, daß er schon um deßwillen studirt zu werden verdient. Massinger endlich ist ein herrliches, rhetorisches Talent, in mancher Beziehung unserm Schiller zu vergleichen; dabei weniger kühn, aber auch nicht so verletzend derbe wie Ben Jonson, oder so zügellos wie Fletcher."

Der Einleitung folgt eine schätzenswerthe chronologische Uebersicht der Geschichte der englischen Bühne von ihrem ersten Entstehen bis zu den Zeiten Cromwells. Dann die Uebersetzung der ausgewählten Stücke selbst.

Zuerst der Alchemist von Ben Jonson, ein 1610 gedichtetes Lustspiel. Der Held ist Dunst, ein Adept wie sie in jenen finstern Zeiten Mode waren, ein schlauer Betrüger, der von dem Aberglauben, von der Wundersucht, Habgier und Eitelkeit der Zeitgenossen seine Procente zieht und dabei von einem Gauner, der den Hauptmann und derben Haudegen spielt, und von einem verschlagenen hübschen Mädchen als Lockvögeln unterstützt wird. Wie sie unter einander selbst zanken und dann doch wieder zusammenhalten, wenn ein Fang zu machen ist, und wie sie eitle Gecken, einfältige Weiber, Frömmler ꝛc. betrügen, zuletzt entdeckt werden, und sich doch noch mit heiler Haut aus der Schlinge ziehen, das alles ist sehr ergötzlich geschildert. Das Stück trägt aber vollkommen das Gepräge einer andern Zeit und paßt mit diesen Charakteren und Sitten nicht mehr in die unsere. Eine Leichtgläubigkeit, wie sie im Zeitalter der Hexen, Schatzgräber, Alchemisten ꝛc. alltäglich war, würde heute selbst im Gebiet der komischen Freiheit unwahr erscheinen. Die Hoffnung aber, daß dergleichen ältere Stücke einmal im Costüm unverändert, als reine Antiquitäten, aufgeführt werden könnten, muß man beim heutigen Zustand des Theaters aufgeben.

Das zweite Lustspiel: „Der dumme Teufel," ebenfalls von Ben Jonson, nimmt einen romantischen Anfang mit dem Satan, der in Begleitung des dummen Teufel Puck daherfährt. Das Interesse wendet sich aber von diesen abenteuerlichen Gestalten bald einer modernen Intrigue zu. Puck tritt in die Dienste Fitz Simpels, der seinem Namen Ehre macht, denn er vertauscht gegen einen schönen Mantel einem Liebhaber seiner schönen Frau das Recht, mit dieser eine Viertelstunde lang zu reden, ohne daß er ihn unterbrechen darf. Der Liebhaber

Digitized by Google

ſagt der Frau nun alles, was über ihren Gimpel von Mann zu ſagen iſt, und trägt ſich ihr förmlich an. Das ſo offen begonnene Verſtändniß wird heimlich fortgeſezt, und unter den vielen Verſuchen des Liebhabers, ſich der ſchönen Frau von Neuem zu nähern, macht ſeine Verkleidung als ſpaniſche Dame und ſein Benehmen in einer Damengeſellſchaft die am meiſten draſtiſche Wirkung. Das Stück hat aber einen höchſt ungenügenden Schluß. Der Dichter weiß weder, wo er mit dem dummen Teufel, noch wo er mit dem Liebespaare hinaus ſoll. Der erſtere, der ohnehin gar nicht recht zur übrigen Handlung paſſen will, wird ins Gefängniß geſezt und entflieht von da mit großem Geſtank; die ſchöne Frau wird am Schluß, da doch die Moral gerettet werden ſoll, mit ihrem Gimpel wieder verſöhnt. Außer einigen ſehr gut angelegten Scenen iſt das Stück im Ganzen als ein ſehr unförmliches und mißlungenes zu achten.

Der ſpaniſche Pfarrer, ein Luſtſpiel von Fletcher, hat viel Aehnlichkeit mit dem Barbier von Sevilla, ſo zwar, daß ſogar der Advokat, der ſeine ſchöne junge Frau hütet, Bartolus heißt, wie Roſinens Hüter Bartolo. Um ihn aus dem Hauſe zu entfernen und den Liebhaber hineinzubringen, wendet beſonders der Pfarrer und ſein Küſter, die dazu beſtochen ſind, alle möglichen Liſten an. Der Pfarrer ſpielt ungefähr die Rolle des Baſilio, iſt aber vom Dichter mit viel mehr Vorliebe behandelt und in den Vordergrund geſtellt. Höchſt ergötzlich iſt ſein erſtes Auftreten mit dem Küſter, da ſie Beide aufs ärgerlichſte ſich beklagen, daß Begräbniſſe und Taufen ſo ſelten würden, ihre Armuth motivirt dann die Beſtechung. In dieſe erſte Intrigue iſt eine zweite verflochten, ſofern der Advokat öfters abgerufen wird, in dem Rechtsſtreit des Don Enrique mitzuwirken. Dieſer Don hat ſich von ſeiner erſten Gemahlin ſcheiden laſſen und eine zweite, Violante, geheirathet. Da er aber von dieſer keine Kinder hat, nimmt er ſich ſeines Sohnes erſter Ehe, den er früher vernachläſſigte, als Erben an. Darüber erzürnt die Stiefmutter, und Enriques Bruder Jacob, der ſchon auf die reiche Erbſchaft gehofft hatte, prozeſſirt gegen ihn, indem er die erſte Ehe für ungültig erklärt und mit Violanten ſich verſchwört; Enrique führt den Beweis, daß im Gegentheil die zweite Ehe nie wirklich vollzogen wurde, und die böſe Stiefmutter wird nun verſtoßen.

Die unſelige Mitgift, ein Trauerſpiel von Philipp Maſſinger und Nathanael Field, hat eine ſchöne Charakteriſtik. Charolais, der Sohn eines Helden, der ſich um ſein Vaterland hoch verdient gemacht, aber ſeine Schulden nicht bezahlen konnte, erſcheint vor Gericht. Noval, ſeines Vaters Todfeind, iſt Oberrichter. Umſonſt verſchwendet Romont, ein tapferer Soldat, ſeine kräftige Beredſamkeit für Charolais, der weder für ſeinen Vater zahlen, noch die Beſchimpfung ſeines Leichnams verhindern kann. Da nimmt ſich ein edler Mann, Rochfort, ſeiner an, zahlt für ihn und vermählt ihm ſogar ſeine Tochter Beaumelle. Dieſe ſieht aber in ihrem jungen Mann nicht den Sohn des Helden, ſondern einen ihr aufgedrungenen, einen armen Ritter, der von ihrem Gelde lebe. Sie bezeugt ihm alſo Geringſchäzung und ſezt aus Trotz ein altes, obwohl unſchuldiges Verhältniß zu dem jungen Noval fort. Romont ſieht einſt, wie dieſer eitle Geck ſie küßt, und macht ihr in ſeiner rauhen Art heftige Vorwürfe. Dies ſteigert noch ihren Trotz, ſie will ſich von dem armen Volk, das ihr Vater füttert, nichts bieten laſſen und bricht nun wirklich die Ehe. Charolais, der Romonts Worten nicht geglaubt, ertappt ſie ſelbſt und erſticht den jungen Noval ſammt der treuloſen Beaumelle. Dann reut ihn aber, durch die raſche That ſeinen Wohlthäter der einzigen Tochter beraubt zu haben, und endlich erſticht ihn ein Freund Novals, der ſelbſt wieder von Romont erſtochen wird.

Der Herzog von Mailand, Trauerſpiel von Maſſinger. Ueberſchwengliche Gräuel, als ob Victor Hugo ſie in ſeiner tragiſchen Dreckapotheke zubereitet hätte. Es iſt auffallend, daß die Unnatur ſich ſchon in eine ſo frühe Zeit zurückdatiren läßt. Der Herzog von Mailand beauftragt ſeinen Diener Franciſco, ohne allen vernünftigen Grund, ſeine Gemahlin Marcelia zu ermorden. Franciſco glaubt von der Situation profitiren zu müſſen, und trägt ihr ſeine Liebe an, indem er ihr die Gefahr zeigt, die ihr droht. Sie weiſt ihn mit Verachtung zurück. Nun überredet er den Herzog, ſie liebe ihn, und dieſer erſticht ſie aus Eiferſucht, ſtirbt aber ſelbſt an Franciſcos Gift, nachdem er noch befohlen hatte, dieſen unter den gräßlichſten Qualen hinzurichten.

Der ältere Bruder, ein Luſtſpiel von Fletcher, iſt recht artig. Charles, der ältere Bruder, iſt ein in ſich gekehrter Bücherwurm; Euſtache, der jüngere, ein Modegeck. Der leztere will ein ſchönes Fräulein heirathen, und beredet den ältern Bruder, ihm die Erſtgeburt abzutreten, damit er in den Beſiz der Güter komme. Charles nimmt dies alles ganz gleichgültig, bis er zufällig die ſchöne Braut ſieht, ſich aufs heftigſte in ſie verliebt, ſogleich ein anderer Menſch wird, ſein Recht behauptet und dem Bruder ſogar die Braut vorwegnimmt.

Eine neue Weiſe, alte Schulden zu zahlen, Luſtſpiel von Maſſinger, ebenfalls artig. Ein Lord liebt eine reiche Wittwe. Aus Zartheit nahen ſie ſich nicht, und erſt indem ſie einen alten armen Teufel und er die Tochter eines gemeinen Wucherers zu heirathen vorgibt, und Beide ſich über dieſen Geſchmack endlich Vorwürfe machen, entdecken ſie ſich und heirathen einander ſelbſt.

Die Bürgerfrau als Dame, ein Luſtſpiel von Maſſinger, hat unter allen dieſen Stücken die reichſten komiſchen Effekte und dürfte ſich, nur einigermaßen überarbeitet, noch ſehr wohl für unſere Bühne eignen. Sir John Frugal, ein ſehr reich gewordener Kaufmann aus der City, läßt ſich von ſeiner Frau, die von gemeiner Herkunft plötzlich zu ſo großer Pracht gelangt iſt, und ſich vor Hochmuth nicht zu laſſen weiß, und von deren beiden verzogenen Töchtern ein wenig mißbrauchen und duldet namentlich, daß ſein armer Bruder Lucas, der an ſeinem Tiſch das Gnadenbrod ißt, aufs verächtlichſte behandelt und zu den niedrigſten Dienſten gebraucht wird. Zwei vornehme Freier, die den ſchönen und reichen Mädchen nachgehen und ſich ſogar vor der Thür derſelben herumſchlagen, werden durch hochmüthiges und albernes Benehmen abgeſchreckt. Lucas, aufs bitterſte gekränkt durch die erlittenen Mißhandlungen, macht mit einigen jungen Handlungsdienern ein Complot, ſeinen Bruder zu beſtehlen. Ein guter Freund gibt endlich dem Sir John Frugal den Rath, beſſere Ordnung in ſein Familienweſen zu bringen und vor allen Dingen die Seinigen einmal zu prüfen. Er ſtellt ſich, als ob er in ein fernes Land und in ein Kloſter gegangen ſey und ſchickt ein Teſtament, das einzig ſeinen Bruder zum Univerſalerben einſezt. Lucas ſpielt nun den Herren, die gedemüthigte Schwägerin mit ihren Töchtern kniet und weint vor ihm, muß aber ihrem Putz entſagen und in bürgerlicher Haustracht wiedererſcheinen. Die ſpitzbübiſchen Commis, denen er vorher ſelbſt Anleitung zum ſtehlen gegeben, läßt Lucas jezt ins Gefängniß ſetzen. Die Schuldner, denen Sir John Friſt gönnte, werden jezt ſtreng zur Zahlung angehalten. Bis hieher iſt alles aus dem Leben gegriffen, aus der gemeinen Wirklichkeit, mit unnachahmlicher Wahrheit der Charaktere und Situationen durchgeführt. Nun kommt eine kleine Unwahrſcheinlichkeit, die aber viele komiſchen Scenen motivirt. Sir John nämlich und die beiden Freier kommen als indianiſche Könige gekleidet, mit glänzenden Empfehlungen aus Virginien, als ſeyen ſie nach England gereist, ſich daſelbſt bekehren zu laſſen. Sie geben ſich für Anbeter des Teufels aus und Sir John behauptet, durch den Teufel große Macht erlangt zu haben, und gibt ſeinem Bruder davon Beweiſe, indem er ihm ein köſtliches Gaſtmahl herbeizaubert, Muſik, Pantomime und lebende Bilder. Unter den leztern befinden ſich die beiden Freier, die unbeweglich, als ob ſie gemalt wären, daſtehen. Lucas erbietet ſich, ſeine Schwägerin ſammt ihren beiden Töchtern dem Teufel in Virginien als Opfer auszuliefern, da ihm dadurch deſſen reiche Gunſt zu Theil werden ſoll. Die Weiber werden unter einem ſchicklichen Vorwand überredet, abzureiſen, und die beiden Mädchen nehmen gar beweglichen Abſchied von den vermeintlichen Portraits ihrer ehemaligen Freier. Nun macht aber Sir John durch ſeinen Zauber, daß die Bilder plötzlich lebendig werden und nun wird alles entdeckt, und Lucas räumt das Feld.

2) Berliner Theater-Almanach. Herausgegeben von A. Cosmar. Berlin, Bader, 1836.

Lauter kurze Waare aus Paris. Nur drei Luſtſpiele ſind deutſche Originale. „Frau und Freund oder die Flucht nach Afrika,“ von Albini, zeichnet uns eine junge überaus eiferſüchtige Frau, deren Charakter viel anſprechende Wahrheit hat, und deßhalb in einzelnen Zügen nicht ſo ſehr hätte bis zur völligen Unwahrſcheinlichkeit übertrieben werden dürfen. „Die drei Tanzmeiſter,“ von Rellſtab. Ein junger Liebhaber verkleidet ſich als Tanzmeiſter, um zu ſeiner Geliebten zu kommen. Ein anderer zufällig Eintretender wird vom Vater des Mädchens ebenfalls für den Tanzmeiſter gehalten und am Ende kommt auch der wirkliche Tanzmeiſter als Dritter. Ein nicht ſehr neues Motiv, das aber in allen Variationen ſeine komiſche Wirkung nicht verfehlt. Quatember im Monde, Puppenſpiel von Jemanden, iſt eine Nachahmung der Wiener Poſſen, phantaſtiſch genug, aber nicht genug gemüthlich. Es iſt in dieſer Beziehung nicht wohl möglich, Wien nach Berlin zu verſetzen. Das Gemüth, die Naivetät, die natürliche Derbheit laſſen ſich mit aller Feinheit des Geiſtes nicht herausbringen.

3) Luſtſpiele von Dr. Karl Töpfer. Zweiter Band. Berlin, Duncker und Humblot, 1835.

Bube und Dame. Ein Graf geräth beim Spiel mit ſeiner Gemahlin in den heftigſten Zank über einen Buben und eine Dame. Bis ſie ſich verſöhnen, wird noch eine andere Intrigue durchgeſpielt. Ein junger Liebhaber, der die Eltern ſeiner Braut beleidigt hat, ſchmeichelt ſich liſtig wieder bei ihnen ein. — Der Krieg mit dem Onkel, eine ziemlich tolle Poſſe. Ein reicher Herr, der mit ſeinen Mündeln zu hoch hinaus will, wird von einem armen Vetter, der ſich für einen Fürſten ausgibt, und von deſſen Gläubigern, die ihm bei der Comödie helfen, um zu ihrem Gelde zu kommen, auf alle Art genecſſen und zulezt dahin gebracht, wohin er ihn haben will. Der Spaß iſt gut, wird aber zu ſehr übertrieben, ſo daß er die Wahrſcheinlichkeit verliert. — Freien nach Vorſchrift; eine Brautwerbung, wobei die ſchöne Braut alle täuſcht, indem ſie den heirathet, von dem es die Andern am wenigſten erwartet. Ein ſchon oft behandelter Stoff.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Raimund.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 121. Mittwoch, 29. November 1837.

Dramatische Literatur.

a) Ferdinand Raimunds Gesammelte dramatische und poetische Werke. Herausgegeben von J. G. Vogl. Dritter Band. Wien, Mechitharisten-Buchhandlung. Schweigart, 1837.

Raimund hat Deutschland einen der liebenswürdigsten Dichter geraubt, und Oesterreich einen der Eigenthümlichsten. Der Grundcharakter seiner Dichtungen ist ausgezeichnet, aber er kann verschiedene Farben zu verschiedenen Zeiten, ja in sich selbst wechseln, bald in der Gemüthstiefe, bald in Witz ist, und gelegentlich sind seine Stücke auch mit Reflexionen und Sentenzen überladen. Diese Fehler sind in den Zauberspielen auf der Leopoldstädter Bühne, wo sie ihre Heimath haben, und wo sie ihre Existenz-Berechtigung finden, weniger fühlbar, als in der Literatur, wo sie sich dem Leser aufdrängen, und ihn in der Lektüre ermüden. Raimund hat zwar den Volkston getroffen, und in manchen Stellen auch den Volksgeist erfunden, und seine Originale haben einen so ausgeprägten Humor entwickelt, daß Jedem sich ihre Gestalt und Erscheinung unauslöschlich einprägt; aber sie sind nicht aus einer höheren Anschauungsweise, obgleich bedeutsam und von dem Volke für denselben verstanden gilt, Jedem die Lachlust, dem Gemüth, das Gefühl der Lächerlichkeit, Thorheit und der Mißgestalt der gemeinen Natur, aber nicht der Geist, der über dem Leben steht, und es richtet, es bedeutend und schön anschaut. In dem ist schlicht begriffen. Allgemeine Menschenverhältnisse, Leidenschaften und Laster, wohl in ihrer Individualität entwickelt, sind als Stoffe und Charaktere hier, die in einem bedeutenden Zustand stehen, in einem engen Kreis von Beziehungen sich bewegen, und in ihrer Lösung, wie in ihrer Verknüpfung, in Form und Gehalt mit Raimunds Individualität, die innerlichen Mängel und Vorzüge seiner Dichtungen, auch hat Raimundischen Charakter hat und zur Anschauung bringt in sich Gesetz.

Wenn sein Gedicht, wie hier vorliegen, ist der Abgeschlossenheit, der Einheit, die Charakterzeichnung, die Lösung der Verwicklungen, und die Form, die Sprache gelingt auch mit größerer Sicherheit. Der Verfasser des Alpenkönig und der Menschenfeind, der Bauer als Millionär, der Verschwender, Moisasur's Zauberfluch, und der Zauberer Barbarossa, sind Werke, die in ihrer Art, in der Originalität Eigenthümlichkeit, auch manch wenigstens ihre Gestalten. Einige Scenen, z. B. bei der Jugend Rückkehr nimmt auch hier Theil daran,

Digitized by Google

sind unübertrefflich zart und trotz ihrer spielenden Leichtigkeit von tiefer Wirkung. Moisaseurs Zauberflug ist das rührendste Drama von Raimund, und die arme Alzinde, deren Thränen Diamanten werden, ist eines der tragikomischsten Motive, die es gibt. Die übrigen Stücke, der Diamant des Geisterkönigs, der Barometermacher und die gefesselte Phantasie sind sehr phantastisch und launig, doch nicht von so ansprechender Charakteristik, wie die zuerst genannten.

Da alle diese Dramen nicht zum Lesen, sondern für die lebendige Darstellung geschrieben sind, und erst durch diese ihre volle Wirkung machen, wäre wohl zu wünschen, daß sie sich auf Deutschlands Bühnen erhalten und nicht einer falschen Vornehmigkeit geopfert werden möchten. Leider ist das weltberühmte Leopoldstädter Theater, der einzige Zufluchtsort des echtdeutschen Volkswitzes, in Abnahme begriffen, und anderwärts will nichts ähnliches entstehen. Es mangelt so sehr an gutem Spaß in Deutschland, die Leute sind so überklug und ernsthaft oder setzen sich einsam hin, um jenen verstiegenen, gelehrten, kalten, todtgebornen Humor auszuhecken, der mit der Verzweiflung kokettirt, die eben so unwahr ist. Um nur etwas Neues von Spaß zu haben, werden gute französische Lustspiele schlecht übersezt, und da der gesellige Scherz der Franzosen nicht nur durch die gelungenen Uebertragungen unendlich viel verliert, sondern überhaupt dem deutschen Charakter fremd ist, so ist man wahrhaftig so schlecht angekommen, wie ein österreichischer Gefangener, der, anstatt daheim mit seinem Diendi zu scherzen, in Frankreich einer vornehmen alten Edeldame Holz tragen muß. An ein Ausbeuten des Nationalcharakters der eignen Sitten und des durch seine Gutmüthigkeit so eigenthümlichen deutschen Humors hat man nicht denken mögen, und die Wiener deßfalls immer nur über die Achsel angesehen, als ob ihr Leopoldstädter Theater nur für den Pöbel tauge. Es sind uns zwar sehr wohl noch andere Ursachen bekannt, warum wir gegenwärtig solchen Mangel an Lustspielen und Lust überhaupt leiden; auch werden die Poeten allein nicht im Stande seyn, die ganze Nation auf einen höheren und helleren Ton zu stimmen; allein man muß es wiederholt als eine der ersten Aufgaben der deutschen Dichtkunst bezeichnen, daß der Scherz wieder in sein Recht eingesezt werde, das er durch die Sentimentalität, durch die klassisch-romantische Vornehmthuerei, durch die Langweiligkeit der historischen Romane und zulezt durch die Verzweiflungs-Literatur und durch die stummen Sünden der kalten Phantasie der sogenannten jungen Deutschen eingebüßt hat. Ewig kämpft das warme Leben mit der kalten Kunst; in unserer Zeit hat die lezte wieder die Herrschaft erlangt, wie immer im Zeitalter der Nachäffer und Commentatoren und Uebertreiber. Die poetische Regeneration wird auch hier naturgemäß eintreten, wie nach allen frühern solchen kläglichen Uebergangsperioden, und sie wird mit einer Rückkehr zur Natur beginnen, und von allen Extremen zur einfachen Mitte zurückführen, d. h. von dem Viel- und Schlechtschreiben zum Wenig- und Gutschreiben, von der gespreizten Vornehmthuerei zur unbefangenen Natürlichkeit, von der Romanweitschweifigkeit zum scharfen und klaren Ausdruck, von der Verzweiflung zur heitern Lust und von der unsittlichen und kränklichen Düftelei zu einer sittlichen und gesunden Sinnenkräftigkeit. Wer es verstünde, der Zeit der unfehlbar wiederkehrenden Frische und Natürlichkeit vorauszugehen, würde großes Glück machen. Und es liegt im Grunde nichts näher, als diese Rolle. Ist denn nicht alles Ernsthafte und Schreckliche längst abgenuzt? Kann man noch in irgend etwas neu seyn, als im Lustigen, das nur darauf zu warten scheint, wieder Mode zu werden?

5) Neueſtes komiſches Theater, von Louis Angely. Hamburg, Magazin für Buchhandel, 1836.

Sechs Lustspiele, worunter vier Bearbeitungen nach dem Französischen. Die beiden übrigen, die deutsche Originale scheinen, sind von verschiedenem Werthe. Das erste „Wohnungen zu vermiethen“ ist sehr lustig. Ein unausstehliches Ehepaar, Herr und Frau Petermann, sucht eine andere Wohnung, hauptsächlich, damit ihre heirathsfähige Tochter mehr gesehen werde. Sie tappen nun zudringlich überall hinein und kommen überall, wo sie ein Quartier suchen, ungelegen. Eine Sängerin, die sie überraschen, versteckt einen jungen Mann, Namens Karl, in einen Wandschrank, Petermann will aber, als künftiger Miether, die Tiefe des Schranks untersuchen, findet den Versteckten, der ihm winkt und verräth ihn auch wirklich nicht, zieht aber den Schlüssel ab. Derselbe junge Mann wird aber bei einem Diner erwartet, das ihm sein Schwiegervater in spe veranstaltet. Er kommt nicht, die Gäste warten. Da kommt Petermann und Frau, die Wohnung zu besehen. Man kann sich denken, wie ungelegen. Unterdeß hat die Magd der Sängerin den Schlüssel fordern lassen und bald darauf erscheint Karl beim Gastmahl. Petermann erkennt ihn und verräth ihn nun durch sein ungeschicktes Geschrei. Die Heirath wird nun rückgängig, und auch die Sängerin nimmt einen Andern. Der flatterhafte Karl hat aber bereits mit Petermanns Tochter einen kleinen Liebeshandel angeknüpft und ist eben bei ihr, als Petermann von einer seiner Wanderungen zurückkommt. Karl

Digitized by Google

weiß nicht, daß er der Vater seiner Laura ist, glaubt, er komme auch hieher nur wieder, um ein Quartier zu suchen und will ihn zur Thür hinauswerfen, bis sich alles aufklärt und er das Mädchen bekommt. — Das Lustspiel „Jugend muß austoben“ ist zu unedel. Ein Sohn, der den fleißig arbeitenden Vater belügt und betrügt, ihm das Geld verspielt, und geistlos mit gemeinen Studentenphrasen um sich wirft, wird für ungemein liebenswürdig ausgegeben, und alles wird ihm auf die bequemste Weise zuletzt verziehen. Solche seichte Frivolitäten sind das Grab des deutschen Lustspieles. Von den französischen Nachbildungen wollen wir gar nicht reden. Was Gutes an ihnen ist, verliert sich, so wie es den Rhein passirt. Wir lieben die französischen Musen nicht gerade leidenschaftlich; allein wir sind durchdrungen von den hohen Vorzügen französischer Grazie, die weder in unsrer Sprache, noch bei unsrer Bühnentournure nachzuahmen ist.

6) Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Arnold, 1836, 1837.

Zwei Bände, in jedem drei Schau- oder Lustspiele. Das erste „Lüge und Wahrheit“ zeichnet uns einen weiblichen Charakter, der sehr unweiblich ist. Ein Mädchen, das in so ernsthaften Dingen so frech lügen kann, sollte wenigstens nicht am Schlusse noch sentimental gerechtfertigt werden. In der Zeichnung weiblicher Charaktere die Grazie so weit zu überschreiten, ist unerlaubt, wenn es sich nicht von einer aristophanischen Posse handelt (in der freilich alles erlaubt seyn muß), sondern von einem bürgerlichen deutschen sentimentalen Familienstück. „Die Braut aus der Residenz“ ist weit natürlicher und anmuthiger. Hier ist die Verstellung erlaubt und ganz am rechten Orte, da es sich davon handelt, die Sitten einer Stadtdame zu karrikiren, um einen reichen Herrn aus der Provinz von seinem Vorurtheil für dieselben zu heilen. „Der Oheim“ zeigt uns einen edlen Arzt, dessen würdiger Charakter ihm die Liebe eines reichen Mädchens gewinnt, die sein Neffe, ein junger Baron, hatte heirathen sollen. Die Ueberraschung am Schluß, da der Oheim unwissend statt den Heirathscontrakt des Neffen den eignen unterzeichnet, und der junge Baron dann an eine frühere Geliebte, die er hatte sitzen lassen, zurückgewiesen wird, macht einen guten Effekt.

Der zweite Theil beginnt mit der „Fürstenbraut,“ einem wahren Revolutionsstück, sofern es nämlich revolutionär ist, Fürsten in einem lächerlichen Licht erscheinen zu lassen. Der hier charakterisirte Fürst ist die personificirte Jämmerlichkeit, frivol zugleich und schwach, der gemeinsten Handlung fähig und dann wieder sentimental zur Tugend hinaufgezogen, je nachdem man ihn leitet. Man denke sich ihn in der Situation unmittelbar vor seiner Trauung mit einer edlen Prinzessin. Er hat nicht Muth genug, diese Ehe abzulehnen, obgleich ihn ein anderes Mädchen fesselt; nun fällt es ihm aber eine Stunde vor der Trauung ein, er hätte mehr Muth zeigen sollen und richtig läßt er absagen, und die gute Prinzessin darf wieder zusammenpacken. Nun fällt dem Fürsten aber wieder ein, daß er sich doch gar zu sehr compromittirt, und die kluge Prinzessin weiß ihm zu imponiren; genug, am Ende läßt er sich trauen. — „Der Landwirth.“ Ein frivoler junger Erbe soll ein schönes und reiches Mädchen heirathen, gibt sich für seinen armen Vetter aus, um sich einen Spaß zu machen; wird aber dadurch gezwungen, diesen armen Vetter für sich auszugeben, und nun sticht ihn der bescheidene junge Mann bei seiner Braut aus, ohne es gewollt zu haben. Ein recht heiteres Lustspiel. — „Der Verlobungsring.“ Die Braut hat den Bräutigam fälschlich in Verdacht, er hänge noch an einer frühern Liebe, und da sie selbst einen frühern Liebhaber hat und der Bräutigam so großmüthig seyn will, sie ihm abzutreten, so soll die Ehe rückgängig werden; aber die Braut entdeckt nun, daß ihr Argwohn gegen den Bräutigam ungegründet war, daß seine Großmuth rein, uneigennützig ist, und dies bestimmt sie, da ihr alter Liebhaber ohnehin ein wenig windig ist, den Verlobungsring nicht mehr zurückzunehmen und sich mit dem Bräutigam völlig zu versöhnen.

7) Dramatische Desserts. Herausgegeben von E. M. Oettinger. Hamburg, Magazin für Buchhandel, 1836.

„Wie ist das zugegangen?“ Lustspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer. Der Held ist ein fader Modegeck, der alle Mädchen verführt und doch mit einer sentimentalen Hochzeit endet. Es ist im Grunde etwas Elendes um solche Helden und unser Lustspiel zu bedauern, daß es keine bessere hat. Durchaus fehlerhaft aber ist die beständig sich einmischende Sentimentalität. Wenn an einem solchen Libertin noch irgend etwas Lustiges zu finden ist, so muß er es wenigstens durchführen und nicht, nachdem er die Treulosigkeit in allen Phasen durchgespielt, zuletzt reingewaschen als hoffnungsvoller

Digitized by Google

junger Ehemann abtreten. — „Die Wittwe und ihr Mann," von Angely, verliert ebenfalls durch die sentimentale Wendung. Ein junger Mann verliebt sich in eine vermeintliche Wittwe, und als deren Mann plötzlich erscheint, entschließt er sich, eine sittsame Nichte zu heirathen, die er vorher geringgeschätzt. Diese Heirathen am Schluß, die durch nichts motivirt sind, als durch die Verlegenheit des Dichters, der nicht weiß, was er am Ende mit dem jungen lüderlichen Helden anfangen soll, sind ein Hauptgebrechen unsrer Lustspiele. Insgemein soll dadurch die Moral gerettet, die durch die jungen Wüstlinge gestörte Gesellschaft versöhnt werden. Aber das ist abgeschmackt. Man führe die Charaktere durch, wie sie sind und lasse sie nie aus den Rollen fallen, auch am Schluß nicht. — „Der Spiegel des Tausendschön," Burleske von Blum, feenhaft in der Wiener Manier. Der Spiegel zwingt die Leute, wider ihren Willen die Wahrheit zu sagen, was gar hübsche Scenen veranlaßt. — „Die Ehrendame," Lustspiel von Cosmar, nach dem Französischen. — „Der Regenschirm," Schwank von Oettinger, nicht sehr anständig, aber komisch. Ein junger Ehemann hat sich einen neuen Regenschirm gekauft, muß ihn aber bei einem Stelldichein einer Dame abtreten. Als der Mann derselben den Schirm erblickt, erkennt er ihn und entdeckt dadurch, daß seine Frau auf falschen Wegen gegangen. Aber er selbst kommt bald darauf in denselben Fall, indem auch er bei einem Stelldichein denselben Schirm auf dieselbe Weise an die Gattin des ersten Besitzers verliert. Da der Schwank wirklich komisch ist, hätte ihn der Verfasser mit mehr Zartheit behandeln sollen. Es würde anständiger gewesen seyn, wenn er den Zufall und nicht ein bestelltes Rendezvous hätte walten lassen, und da man über etwas Komisches allemal nur einmal lacht, so wäre es auch an dem einmaligen Verwechseln des Schirms genug gewesen und er hätte des zweiten nicht bedurft. — „Das Königreich der Weiber," Burleske von Genée, führt recht komisch die verkehrte Welt in einem vollkommnen Weiberregimente durch, in das zwei Fremde hineingerathen, deren einer sich in die Königin verliebt, eine Revolution der Männer veranlaßt und am Ende Herr wird. Alle Farben sind stark aufgetragen; allein die Burleske leidet das wohl. — „Drei Stunden vor der Hochzeit," Schwank von Hermann, stellt uns schon wieder einen jungen Wüstling dar, den die Gläubiger bis vor den Altar verfolgen. — „Der Journalist," Lustspiel von Oettinger; nach dem Französischen.

Unterhaltungs- und Jugendschriften.

3) Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums, nach seinen Dichtern und Erzählern von Gustav Schwab. Erster Theil. Mit einem Titelbilde. Stuttgart, Liesching, 1838.

Da unsere Bildung die Kenntniß der antiken Mythologie erfordert, so ist es nicht gleichgültig, auf welche Weise der Jugend die ersten klaren Vorstellungen davon beigebracht werden. Die studirende Jugend lernt sie zwar nach und nach aus den Quellen selbst kennen, doch ist immer noch eine große Mehrheit der nicht studirenden und der weiblichen Jugend übrig, die sie aus allgemeinen Lehr- oder Unterhaltungsbüchern kennen lernen muß, und auch der studirenden Jugend wäre zu wünschen, daß sie manche schöne Sage des Alterthums eher durch eine gute moderne Bearbeitung, als durch die Quellen selbst kennen lernte. Denn es ist gewiß, daß, wie Schiller sagt, feuchtöhrige Buben über die herrlichsten Thaten und Bilder des Alterthums greinen, weil sie dieselben zum ersten Mal unter dem Bakel eines Orbils kennen lernten, und eben so gewiß ist, daß die nicht selten indezente Darstellung der Originale eine Neugier und einen Satir in der lieben Schuljugend weckt, der sie für das wahrhaft Schöne und Erhabene mancher Sagen abstumpft.

Also eine Auswahl des Reinen und Würdigen und in einer ansprechenden, Phantasie und Gemüth fesselnden Sprache ist hier sehr zu wünschen. Wer aber wäre zur Veranstaltung einer solchen Auswahl geeigneter, als Gustav Schwab, der Jugendlehrer, Kenner des klassischen Alterthums und zugleich selbst einer unsrer reinsten und seelenvollen Dichter ist. Aus diesen Händen wird der deutschen Jugend nichts geboten, was ihr nicht zuträglich, was nicht herzlich ansprechend für sie wäre.

Der erste Theil enthält Prometheus, die Menschenalter, Deukalion und Pyrrha, Jo, Phaeton, Europa, Kadmus, Pentheus, Perseus, Jon, Dädalus und Ikarus, die Argonautensage, Meleager und die Eberjagd, Tantalus, Pelops, Niobe, Salmoneus, die Herkulessagen, Bellerophontes, die Theseussagen, Oedipus, die Sieben von Theben, die Epigonen, Alkmäon und das Halsband, die Sage von den Herakliden. Im zweiten Band wird der trojanische Krieg folgen und der dritte mit den Sagen von Odysseus und Aeneas schließen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 122. Freitag, 1. December 1837.

Dramatische Literatur.

6) Taschenbuch dramatischer Originalien, Herausgegeben von Th. Hell. Erster und zweyter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus, 1837. 1838.

Raymund und Constanze und Liebhaber. Die Gefangen Gladiator haben angefangen. Die Gefangen. Der Hund Montargis. Der Wasserträger. Die Marodeure. Ein Wort zur Zeit. Der Wasserträger. Der Wasserträger. Der Wasserträger

Telegraph, Lustspiel von Frank. Ein Vormund, der beide von einander getrennte Mündel durch wechselseitige Verläumdungen noch weiter von einander zu halten und unterdeß Beide um ihr Vermögen zu betrügen sucht, wird selbst betrogen, indem die Mündel durch Zufall hinter seine Schliche kommen. Recht lustig. Dann folgt noch ein Fragment aus dem Trauerspiel „der Adept“ von F. Halm, und das bekannte Lustspiel von Bauernfeld, der literarische Salon, der das heutige Treiben der wie Pilze aufschießenden Journalisten nicht weniger treffend schildert, wie Julius von Voß das ehemalige in dem anmuthigen Lustspiel „Künstlers Erdenwallen.“

9) Jucunde. Dramatisches Taschenbuch von Karl Blum. Mit dem Bildnisse des Fr. v. Hagn. Berlin, Enslin, 1836.

Capriciosa nach dem Italienischen des Federici, ein Charakterstück. Ein Mädchen von viel Temperament fühlt sich tödtlich durch ihren Liebhaber beleidigt, weil er sie für 24 Jahr alt ausgegeben, da sie doch erst 21 alt seyn will. Sie treibt ihren Eigensinn bis aufs äußerste, wird aber endlich beschämt und versöhnt. Es sind viele sehr gute Scenen in diesem Lustspiel, besonders die 5te und 6te des ersten Akts, wo das heftig erzürnte Mädchen von einem gutmüthigen alten Onkel auf die liebenswürdigste Weise beruhigt wird. — Der Hirsch, ein kleines Schauspiel. Ein italienischer Fürst hat auf der Jagd incognito die Bekanntschaft einer ehrlichen Bauernfamilie gemacht. Ein Sohn derselben tödtet nachher zufällig einen Hirsch, kommt als Wilddieb ins Gefängniß, wird aber durch die Fürbitte der Seinen gerettet, die in der Hauptstadt staunend im Fürsten ihren alten Jagdfreund wiedererkennen. — Metastasio, ein sentimentales Drama, dessen Held der bekannte Dichter gleiches Namens ist. — Lisette, ein kleines ländliches Lustspiel, dessen Hauptperson ein junges Mädchen ist, deren Naivetät uns nicht sehr angesprochen hat, weil sie zu sehr auf den Profit ausgeht.

10) Ein Theaterabend. Dramatische Studien von Fr. Peucer. Leipzig, Kollman, 1835.

Drei französische Schau- und Lustspiele, die Familie Riquebour, Scherz und Verlegenheit, Jedes für sich. Wir stimmen gern mit dem Verfasser überein, daß diese Schauspiele einige Vorzüge haben; allein so außerordentlich sind dieselben nicht, daß wir sie nicht auf unsrer Bühne entbehren könnten. Die Ueberschwemmung mit französischen Stücken ist eine Beschimpfung für die deutsche Bühne, und verdirbt Schauspieler und Publikum. Erstens, wie schon oben gesagt ist, vermögen wir doch den Reiz der theatralischen Aufführung, jene liebenswürdige Grazie, durch die sich bekanntlich Franzosen und Französinnen auf ihrer Nationalbühne in der Komik so sehr auszeichnen, nicht nachzuahmen. Unsere Komik ist von anderer Art, gemüthlicher, geistreicher, humoristischer, tiefer, kräftiger, und zuletzt gröber, und die englische ist es noch mehr als die unsere. Indem wir also erstens nur ungeschickt und schülerhaft Fremden nachtölpeln, setzen wir zweitens unsere eignen Vorzüge in Schatten, verderben uns den uns natürlichen Geschmack und Genuß, und entwöhnen unsere jungen Talente von den Uebungen im volksthümlichen Genre und überhaupt von der Thätigkeit für die Bühne, denn es ist gewiß, daß erst seitdem so entsetzlich viel mißhandelte französische Stücke und den Franzosen nachgeahmte dramatische Trivialitäten auf unser Theater gekommen sind, die ausgezeichneten deutschen Dichter, die noch für das Theater und besonders Lustspiele schreiben, immer seltner geworden sind.

11) Zeit und Stände, historische Skizze nach Scribe und Rougemont von Marr. Hamburg, Magazin für Buchhandel, 1836.

12) Der Mann des Ruhms oder 30 Jahre aus der Geschichte Frankreichs. Großes historisches Gemälde nach Aler. Dumas, von Dr. Bärmann. Daselbst, 1836.

Beides verwandte Stoffe. Das erste stellt eine Contrastirung der Zeit vor, während und nach der französischen Revolution in drei Tableaux; das zweite ein dramatisirtes Leben Napoleons. Das erste ist recht artig. Solche Zeitenwechsel auf der Bühne verfehlen nie ihren Effekt. Nur gehört für deutsche deutsches Leben, nicht französisches. Was das große Gemälde von Aler. Dumas betrifft, so ist es uns ziemlich klein vorgekommen. Unser verstorbener Grabbe hat Napoleon in seinem bekannten Drama mit unendlich viel mehr Geist in kräftigen und genialen Zügen gezeichnet.

13) Der Maltheser. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Dr. K. Sternberg. Braunschweig, Vieweg, 1836.

Ritter Osmar hat sich aus Ehrgeiz gegen den Großmeister La Valette vergangen, wird aus dem Orden gestoßen, geht zu den Türken über, welche Maltha belagern, dient aber in dieser Rolle dem Orden, für den er zuletzt auch stirbt und im Tode noch von La Valette erkannt und gerechtfertigt wird. Seine Großmuth wird noch durch die Liebe zu einer vornehmen Türkin erhöht, der er entsagt, um seine Treue gegen den Orden nicht

Digitized by Google

zu verletzen. Die Handlung ist rasch, das ganze Trauerspiel daher nicht zu ausgedehnt.

14) Elisabeth, Königin von England. Ein Trauerspiel in fünf Akten, von Hermann Müller. Berlin, Behr, 1837.

Ein Trauerspiel, in dem so viel Empfindung liegt, daß wir beinah geneigt wären zu wünschen, es hätte derselben weniger. Es liegt wohl sehr nahe für eine empfängliche poetische Seele, durch das Schicksal der unglücklichen Maria Stuart und durch Schillers meisterhafte Darstellung desselben, so gestimmt zu werden, daß man ihre Feindin Elisabeth nur aus dem Gesichtspunkt dieser Feindschaft, nur in Beziehung auf Marien sieht; allein es fragt sich, ob man diese Stimmung auch beibehalten darf, wenn Elisabeth selbst und ausschließlich Gegenstand einer dramatischen Darstellung werden soll? In diesem Fall muß wohl der blutige Schatten der Maria in den Hintergrund treten, als bloße Nebensache. Die Hauptsache ist dann Elisabeths königliche Größe, ihre musterhafte Regierung, ihr Glück, der Ruhm ihrer Flotten, und es wäre deßfalls zweckmäßig, einen der schönsten Tage aus ihrer Blüthenzeit zu wählen, und nicht ihren Todestag, nicht das Schmerzenlager, das die Geister der Maria und des Essex und die Bilder des Beils und Rings umschweben.

Sprachlehre.

3) Ueber die accentuirende Rhythmik in neueren Sprachen. Von Prof. Sebastian Mutzl. Landshut, Thomann, 1835.

Der Verfasser dieser Schrift sucht die gewöhnliche Ansicht zu widerlegen, nach welcher die accentuirende Rhythmik der neuern Sprachen diesen ausschließlich angehöre, während die altgriechische und römische Dichtkunst den Gesetzen der quantitirenden Metrik allein unterworfen gewesen sey, und nach welcher die accentuirende Poesie weiter nichts sey, als eine sylbenzählende, mit regelmäßig wiederkehrenden und abwechselnden Reimen aufgeputzte Conversationssprache, wo von einem Sylbenmaaße nicht die Rede seyn könne. Den Grund dieser Behauptungen sucht er in einseitiger, also mangelhafter Kenntniß, theils der Poesie der alten Völker, theils des Wesens und Werthes der accentuirenden Rhythmik und des poetischen Lebens der neuern Idiome.

Wir geben Herrn Mutzl gerne zu, daß wer von den genannten Dingen, nämlich von der Poesie der alten Völker und von dem Wesen und Werthe der accentuirenden Rhythmik und des poetischen Lebens der neuern Idiome nur eine einseitige, also mangelhafte Kenntniß besizt, auch in seinen Behauptungen über Rhythmus und Quantität, wenn er sich solche erlaubte, manches Irrthümliche wird mit unterlaufen lassen. A = A. Was aber die im Eingang des Schriftchens als ziemlich allgemein herrschend angegebene irrthümliche Ansicht betrifft, so ist sie entweder nicht ziemlich allgemein herrschend, oder ist sie nicht irrthümlich. Indeß ist, was Mutzl von einzelnen Datis über den in Frage stehenden Gegenstand aus alten und neuen Autoren beibringt, alles trefflich, und wir sind ihm für die Zusammenstellung recht dankbar. Auch sind wir mit seinen Resultaten so ziemlich einverstanden und fürchten nur, daß damit eigentlich nichts Neues gesagt sey. Der Verfasser suchte nämlich zu beweisen, daß dieselbe Accentuation, welche in den neueren Sprachen herrscht, älter sey als die quantitirende Vermessung, und neben dieser immer fortbestand, bis sie endlich zum allgemein herrschenden Rhythmus wurde; ferner daß die Bewegung derselben, ihrer einfachen Natur gemäß, immer nur trochäisch und jambisch, seltener daktylisch gewesen, und daß sie endlich ebenso auch in den neuern Sprachen erscheine, welche daher nicht keinen, sondern nur den ältesten Rhythmus besitzen, woraus sich ihre Sylbenzählung, d. h. die bestimmte Zahl der Sylben in ihren Versarten, von selbst erklärt.

Es ist bekannt, daß auch die Alten nicht einmal in dem gemessenen Schritte der Spondeen und Daktylen einhergingen, und daß sie auch freiere Versmaaße hatten, in welchen nicht so wohl die strenge Quantität, als der Ictus herrschte. Es sind dies die sogenannten politischen Verse, wie sie vornämlich bei den dramatischen Dichtern vorkommen. Im Drama, namentlich in der Comödie, nähert sich auch die poetische Sprache mehr der alltäglichen, und so ist es natürlich, daß sie sich nicht in die strengen Bande jener epischen Metern begibt, und mehr die Aussprache des gewöhnlichen Lebens, als die quantitätische Geltung der einzelnen Sylben berücksichtigt. Freilich dürfen wir, um uns die Lautung jener politischen Verse zu vergegenwärtigen, nicht den Maaßstab anlegen, den wir von der deutschen Aussprache her aus den Schulen mitbringen. Die Alten waren sich doch gewiß der Quantität der einzelnen Sylben deutlicher bewußt, und Herr Mutzl hat sicher Unrecht, wenn er S. 21 in dem schönen Liede Catulls auf den Tod des Sperlings auf die erste Sylbe von Venores, hominum, oculis, und auf die zweite von delicias einen Accent sezt, während sich die einfachen Worte dieses Gedichts

auch nach der gewöhnlichen, der Quantität bewußten, freilich nicht nach unserer deutsch-lateinischen Aussprache sehr leicht an das bestimmte Metrum anschmiegen. Je mehr sich die Rede dem höhern Styl nähert, desto mehr gewinnen auch die Quantitätsverhältnisse Geltung; daher denn bei den Alten, namentlich in der epischen, elegischen und der höhern lyrischen Poesie das quantitätische Element der Sprache seine höchste Entwicklung erreicht hat. In niederen Sphären, im Lustspiel, in Satiren und der leichteren lyrischen Gattung tritt die Quantität mehr zurück, und der Ictus kommt an ihre Stelle. Hier war es denn auch, wo der Schmuck des Reims zuerst Platz fand, und allerdings gibt es in den Alten Spuren von dessen Vorhandenseyn in Menge. Und zwar nicht allein der Endreim war ihnen bekannt, sondern auch der sogenannte Stabreim, der in dem Anfangen mehrerer Wörter derselben Zeile mit demselben Buchstaben besteht, und der, im alten Norden heimisch, auch noch in unsern ältesten deutschen Gedichten, z. B. im Hildebrandsliede, im wessobrunner Gebet, in dem Fragmente vom jüngsten Gericht, und in einem von Graff mitgetheilten Reisesegen sich findet. Bei den Alten scheint ihn vorzüglich Plautus geliebt zu haben.

Alle Sprachen haben mehr oder minder Neigung zur Quantitirung, und man wird behaupten können, daß dies stets in höherem Maaße der Fall ist, je näher eine Sprache ihrem Ursprunge steht. Am meisten ist dies daher bei den klassischen Sprachen der Fall; weniger schon beim Neugriechischen und dem späteren Latein, und am meisten verschwindet das Bewußtseyn der Quantität bei den aus denselben entstandenen romanischen Sprachen; in der Poesie wird der Schmuck des Reims immer mehr Bedürfniß, und die Sylben werden immer mehr Gegenstand des Zählens nicht des Messens. Wenn daher der Verfasser diese Versweise mit dem antiken Ictusverse zusammenstellt, und darin nur ein wiederhervortreten des ältesten einfachen Rhythmus erkennen will, so ist dies gewiß nur sehr uneigentlich.

Die Neigung zum Quantitiren ist übrigens nicht bei allen neueren Sprachen gleich gering; beim Italienischen und Spanischen ist eine Sylbenmessung noch weit eher möglich, als beim Portugiesischen oder gar Französischen. Dieses leztere namentlich ist ganz ins Mark- und Knochenlose herabgesunken, eine wahre Molluske. Bei welcher Sylbe immer man ein Wort packen mag, die übrigen baumeln gelenklos herab, und mit wenigen, übrigens sehr genau bestimmbaren Ausnahmen (z. B. bei den Wörtern auf ment) bekommen alle Wörter ohne Unterschied und ohne Rücksicht auf ursprüngliche Quantität den Ton auf die erste Sylbe, was freilich die französischen Grammatiker nicht Wort haben wollen. Nur auf der Kanzel und auf der Bühne in der höhern Tragödie tritt noch eine leise Spur von Quantitirung, aber oft einer ganz verkehrten, hervor.

Diesem Schicksale der Verweichlichung und Entnervung fallen im Verlauf der Jahrhunderte früher oder später alle Sprachen anheim. Auch unsere deutsche war sich in den ältesten Zeiten weit mehr, als in der Periode der mittelhochdeutschen Sprachentwicklung, und damals noch mehr als jezt ihrer Längen und Kürzen bewußt; ja um die Zeit des Meistergesangs war sogar die Versification fast zum reinen Sylbenzählen herabgesunken, und es war vielleicht das Verdienst der so vielfach geschmähten Dichter aus der schlesischen Schule, deren Ohr an den Wohlklang der quantitirenden klassischen Poesie gewöhnt war, daß sie dieses Element auch in der deutschen Verskunst wieder zu Ehren brachten, und die deutsche Sprache vor jähem Versinken in völlige Entnervung bewahrten.

Biographie.

Der alte Sergeant. Leben des Schlesiers J. Fr. Löffler. Breslau, Graß, Barth und Comp., 1836.

Sehr ähnlich dem Leben des jungen Feldjägers, das Goethe bevorwortete. Ein vom Schicksal weit und hart umhergeworfener Invalide erzählt seine Abenteuer. Löffler, ein geborner Schlesier, diente den Oesterreichern gegen die Türken, dann gegen die Franzosen am Rhein und in den Niederlanden (1791), wurde gefangen, trat in holländische Seedienste, kam nach Grönland, ans Cap, nach Westindien, im englischen Dienst dann wieder ins Mittelmeer, machte die Schlacht bei Abukir mit, gerieth dann wieder nach Westindien und lebte neun Jahre zu Jamaika. Später kam er noch einmal ans Cap, hielt sich in der Nähe der Koffern auf, kehrte nach England zurück, und wurde durch Zufall auf dem Schiff angestellt, das Napoleon nach St. Helena brachte. Im Jahr 1819 kam er endlich nach Schweidnitz in Schlesien zurück, wo er her ist, und wo er noch in dürftigen Umständen lebt, zu deren Erleichterung die Herausgabe dieser seiner Memoiren beitragen soll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Schiller.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 123. Montag, 4. December 1837.

Dramatische Literatur.

15) Schillers sämmtliche Werke. Mit Einleitungen. Zwölf Theile. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1838.

Es ist eine Thatsache, welche mindestens Aufsehen bei Mord machen wird, daß die Lust zu den Schillerschen Dramen beinahe, und dieser Ausdruck ist hier am Platz in der That nachgelassen, daß kaum Schauspieler, welche sich auf Rollen, wie Karl Moor, Ferdinand, Posa und diese Gattung Helden, stark gute Rollen Hoffnungen, daß in Stuttgart selbst, wo Dich bei vorhandenen Mitteln, an dem Orte, wo kein schauspielerisches Talent heranwächst und gepflegt Dichtung verschwindet, angewiesen sind, gute Schiller und Kotzebue zu geben. Und ist es nur gut, daß Schauspieler, die sich auf Schiller und Kotzebue beschränken, nicht weiter kommen, und was kann wohl mehr Schiller, daß er dem Schauspieler wehrt, und daß gelegentlich Verbannungsurtheil wirkt, so gründlich, daß das Theaterpult nach den Schillerschen Dramen, und wie sie sonst heißen, die Dramen, die nur für Kunstrichter und Kunstrichterinnen gemacht sind, nicht zu verschwinden Staubschichtenmassen trocken will.

16) Don Karlos, a dramatical poem, from the germans of Schiller, by John Wyndham Severn, Esq. Mannheim, Schwan und Goetz. London, Black und Armstrong. 1837.

Eine englische Uebersetzung bei Don Karlos.

Beginning:

The joyous days pass'd at Amoreux
Are now concluded. Your Royal Highness
Leaves it no longer. 'Tis all in vain
That I implore you to remain. Your eyes in brook
This bold expression silence. Open
Your heart, my Prince, to your own father's heart.
For surely one a Monarch never has
The power of his own son — his only son.

Wenn Karl mit Philipp erhaben Ruhe und Hoheit, als ihr leider bei Englischen für den Deutschen unnatürlich, ja fast lächerlich scheinenden Ausdruck, in seinem Gespräch mit Posa, Gelegenheit, ist es bei englischen Gemüth immer, ihr unbegreiflich, z. B. in den Worten Worte der Marquis Posa zu den König.

Oh! wenn it seine
That the united eloquence of thousands,
Of all those thousands who participate
In this great cause, beseech'd you on my life

Digitized by Google

To raise the gleam that in these eyes I mark
Into a mighty flame! — Do you give up
An adoration so unnatural
Which only works our ruin. Be to us
A standard of the eternal and the true!
Never, oh never did a mortal yet
Possess so much so like a God to use.
All Europe's kings pay homage to the name
Of Spain — Oh! lead to Europe's kings the way!
A pen's stroke from this hand the earth will be
New formed. Give liberty of thought to man!

Mit welcher Liebe der Ueberſetzer zu Werke gegangen iſt, erhellt aus der Einleitung, in der er ſeine Bewunderung für unſern großen Dichter, ſo wie überhaupt für die hohe ſittliche Tendenz der deutſchen Poeſie ausſpricht. Wir haben auf ſolche engliſche Stimmen großen Werth zu legen; erſtens weil ſie immer noch ſelten ſind, und hauptſächlich deßwegen, weil, was einmal im engliſchen Herzen angeklungen, lange nachhallt. In Paris möchte man noch ſo viel Hochachtung für die deutſche Poeſie improviſiren (ohne ſie zu kennen, wie das in Paris gewöhnlich iſt), übers Jahr wäre doch wieder alles vergeſſen. Anders bewährt ſich die Achtung in England. Sie dauert.

17) Supplement zu Schillers Werken. Schillers Leben, Geiſtesentwicklung und Werke, im Zuſammenhang von Dr. Karl Hoffmeiſter. Erſte Abtheilung. Stuttgart, Balz, 1837.

Die Liebe iſt merkwürdig und rührend, mit welcher ſich der Verfaſſer in Schiller eingedacht, eingefühlt, eingelebt hat, um uns ſeines Geiſtes Bau vor unſern Augen zu conſtruiren. „Indem ich, ſagt er, die Weltanſicht Schillers in dem Fortgange ihrer Ausbildung darzuſtellen ſuchte, wurde ſeine äußere Lebensgeſchichte die Grundlage meiner Arbeit. Ich bin hierbei ins Detail gegangen, theils um dem idealen Elemente durch ein reales das Gegengewicht zu geben, theils weil die innere Entwicklung oft von vielen, an ſich geringfügigen, äußern Verhältniſſen abhängt. Mancher Leſer wird in meinem Buche nur das äußere Leben Schillers ſuchen, und da ich einmal das Ganze umfaſſen wollte, ſo durfte ich es auch hier an Sorgfalt und Ausführlichkeit nicht fehlen laſſen. Auch iſt an dem Leben eines Privatmannes, der durch Thaten nicht in das Große einwirkte, wenig Intereſſantes, wenn man ſich nicht auf das Einzelne und Kleine einläßt. Wie der Ort uns merkwürdig iſt, wo ein verehrter Menſch wandelte, ſo bekommen die mancherlei Ereigniſſe, die ihm begegneten, durch ſeinen Geiſt einen ahnungsvollen Hintergrund. Es wird alles bedeutend, was in die Nähe eines großen Menſchen tritt. Ueber dieſe ſpeciellen Lebensverhältniſſe hinaus nahm Schiller nur wenige große Einflüſſe ſeiner Zeit in ſich auf. Er verſtand den Genius ſeines Jahrhunderts, aber die äußere Welt trug ihm nur weniges zu. Sein Leben war innerlicher und entwickelte ſich in dieſer Selbſtſtändigkeit origineller und ſtetiger, als das der meiſten andern Dichter. Dieſem Zug nach Innen mußte meine Darſtellung folgen, welche daher von dem Verdienſt anderer Biographien, zugleich eine Zeitgeſchichte zu enthalten, weit entfernt iſt. Dagegen hat eine Schrift, wie die meinige, dadurch eine allgemeinere Bedeutung, daß ſie die wiſſenſchaftliche Kenntniß der innern Welt, des Pſychiſchen, Ethiſchen, Aeſthetiſchen, Religiöſen fördern hilft. Kann nämlich die Philoſophie nur nach Art der Naturwiſſenſchaften, auf analitiſchem Wege, von geiſtigen Thatſachen aus, zu einer feſten Wiſſenſchaft ausgebildet werden (was in unſerer Zeit nur noch eine Syſtemſucht und eine Scholaſtik in Abrede ſtellen können, welche der lezte Nothtrieb eines abgeſtorbenen Kulturzweiges ſind), ſo ſcheinen ſolche tiefgreifende Erörterungen des individuellen Menſchengeiſtes und ſeiner Erzeugniſſe für die Wiſſenſchaft ſelbſt nicht ohne Bedeutung zu ſeyn. Die Seelengeſchichte eines einzigen Menſchen iſt ein Analogon der Entwicklung des Menſchengeiſtes überhaupt. Die wiſſenſchaftliche Bildungsgeſchichte eines großen Geiſtes und eine tiefere Auffaſſung ſeiner Werke müſſen uns nothwendig über den Menſchen im Allgemeinen und deſſen höchſte Intereſſen belehren. So z. B. enthält mein Buch ſo ziemlich eine ganze, und zwar eine lebendige, concrete Aeſthetik, und ich meine in einigen wichtigen Punkten dieſe Wiſſenſchaft weiter geführt zu haben.“ Man erſieht, daß der Verfaſſer ſeine Aufgabe verſtanden hat, daß er nichts Gemeines Biographiſch-Kritiſches zu liefern beabſichtigt, und es gereicht von vorn herein ſeinem Geſchmack zur Ehre, daß er Schillers geiſtige Geſtalt gerade ſo aufgefaßt hat, wie Thorwaldſen ſeine leibliche, nämlich vorherrſchend jenen „Zug nach innen,“ den Ausdruck eines „innerlichen Lebens.“ Sehr mit Recht bemerkt der Verfaſſer: „Der Gedanke an Schiller im Contraſt mit ſo vielen ſchwächlichen Produkten und nichtigen Beſtrebungen unſerer jüngſten Literatur legt uns die Erwägung beſonders nahe, wie viel das Talent dem Charakter verdanke, und wie die Größe des Schriftſtellers durch die Tüchtigkeit des Menſchen bedingt ſey.“

In der vorliegenden erſten Abtheilung wird ausſchließlich Schillers Jugend beſprochen bis zu der Zeit, in der er den Don Carlos ſchrieb, incluſive. Ueber den leztern ſagt er ſehr richtig: „So gehört Don Carlos hinſichtlich ſeiner Tugenden wie ſeiner Fehler zu den Schauſpielen der erſten Periode. Der Zauber liegt in den Ideen und in der Begeiſterung, es iſt meiſtens nur Einzelnes, was uns hinreißt; weder die Charakterzeichnung

Digitized by Google

noch die Kunstform des Ganzen kann uns befriedigen. Nur gründen sich die Fehler der drei ersten Stücke auf eine überschwengliche Empfindung und eine ungezähmte Einbildungskraft, die des Don Carlos dagegen vorzüglich auf eine allzu spitz und schneidend hervortretende, mit sich uneinige Verstandesthätigkeit. Schillers Denken mischt sich hier mehr, als früher je in sein Dichten, und nachdem jetzt eine poetische Periode durchlaufen war, waren die Anforderungen seiner forschenden Vernunft nicht mehr abzuweisen. Das Dichten blieb von nun an zur Seite liegen, sein speculativer Hang mußte befriedigt werden." Diesen Uebergang hat der Verfasser sehr wahr charakterisirt. Ueber die Tendenz der Schiller'schen Trauerspiele sagt er: „Unsere Tragödie ist auf den Kreis des Menschlichen beschränkt, während das antike, Menschen und Götter beherrschende Schicksal die Brust mit heiligem Schauer erfüllt. Unsere Tragödie ruht mit Einer Säule auf dem natürlichen äußern Zusammenhang der Dinge, während die alte mit beiden Enden, mit der ewigen Menschenselbstständigkeit und mit dem ewigen Schicksal, in den Himmel reicht. Unsere Tragödie stellt mehr handelnde und strebende, die alte mehr duldende Menschen dar, weßwegen jene mehr einen epischen, diese mehr einen lyrischen Charakter hat. Die Menschen der alten Tragödie erscheinen uns groß und bewunderungswürdig in den Lagen, in welche sie durch eine fremde Macht geführt werden; die der neuern in den Verhältnissen, in die sie freiwillig selbst treten oder die sie sich zugezogen haben. Der große neuere Tragiker muß daher ein kulturhistorisches, weltgeschichtliches Bewußtseyn, der alte mußte einen religiösen Sinn haben. — Die Richtigkeit dieser Bestimmungen ließe sich historisch nachweisen. Die Shakespeare'schen Stücke sind ganz auf diesen rein menschlichen Boden gestellt und enthüllen uns nicht das Göttliche als eine äußere Macht, sondern nur das Göttliche in der Menschenbrust. Nur was der Mensch thut oder leidet, und nicht die Macht, die er bekämpft oder welcher er unterliegt, eröffnet uns die Aussicht in unendliche ideale Fernen. Alles begibt sich auf natürlichem und menschlichem Boden. Dieses so ganz natürlich gehaltene Menschenleben ist dann dem Kampfe einer sich aus der Roheit hervorthuenden, gährenden Bildung hingegeben, und bewegt sich zwischen den Gegensätzen von Königsmacht und Vasallenanmaßung, von sich befeindenden Dynastien und zwischen andern mit einander in Streit begriffenen socialen Zuständen und Einrichtungen. In Goethe's Götz, Egmont, Tasso liegt schon enthüllter und selbstbewußter überall das Tragische in dem Gegensatz des Menschen mit bestimmten Zuständen der Gesellschaft. Aber in Schiller scheint mir das eigenthümliche Moment der neuern Tragödie am glänzendsten und vollsten hervorgerteten zu seyn. Er ist offenbar auch in dieser Hinsicht unter den modernen Dichtern der modernste. Die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos sind eben so viele Zeugen für meine Theorie, und erst mit dem Wallenstein betrat er den Weg der Alten, von welchem er aber später wieder umlenkte. Schiller brachte die Weltgeschichte selbst mit ihren höchsten Interessen und Bestrebungen auf das Theater. Er hatte den tiefen, immer auf das Allgemeine, auf das Ganze der Menschheit gerichteten universalhistorischen Blick, so daß er auch einen geringfügigen Gegenstand unter jenen höchsten weltbeherrschenden Gegensatz bringen konnte. Es war ganz gegen seine Natur, irgend ein Objekt als etwas Partikulares, Untergeordnetes, Zufälliges aufzufassen, sondern weil jene historische Antithese zwischen Geistesfreiheit und Lebensmechanismus, oder wie man diesen Zwiespalt noch sonst nennen will, in seiner eigenen Lebensansicht so hervorstechend war, und weil seine Dichtung nur einen von seinem eigenthümlichen Geiste durchdrungenen und befruchteten Stoff darstellte, so konnte er den Weltgang aus seinem eigenen Busen und Leben schöpfen. So z. B. ist in Kabale und Liebe jener ungeheure Gegensatz in den kleinsten Rahmen gefaßt. Das Stück ist nicht, was man ein bürgerliches Schauspiel nennt, sondern vergegenwärtigt uns in dem Conflikt der gesunden Natur mit den Standesvorurtheilen und dem Hofleben symbolisch das Schicksal der ganzen Menschenwelt. In Familienverhältnisse ist der Gehalt der Menschengeschichte gelegt. — Da in der Tragödie nur die Idee siegt, aber gemeinhin die Person unterliegt, wie ist in den bisherigen Dramen Schillers jener Sieg anschaulich gemacht? Entweder dadurch, daß, wie in den Räubern und in Kabale und Liebe, die Nemesis die Vertreter des Schlechten mit untergehen läßt; oder daß, wie in dem Fiesko, nur die Untreue an der Idee dem Helden Verderben bringt; oder daß endlich, wie in Don Carlos, die ideale Welt in einer solchen Herrlichkeit und die reale in ihrer ganzen Erbärmlichkeit so einleuchtend dargestellt wird, daß jene durch den Untergang ihrer Vertreter nichts verliert und diese durch den temporellen Sieg ihrer Anhänger nichts gewinnen kann. Posa, Don Carlos und die Königin retten ihren ganzen Werth in eine andere Ordnung der Dinge; ihre Gegner erhalten sich doch nichts anderes, als ihre Verwerflichkeit und ihr Elend."

So viel über die erste Abtheilung dieses gediegenen Werkes, dessen Fortsetzung wir entgegen sehen.

18) Kichora Komara, Trauerspiel. Meissen, Göbsche, 1836.

19) Der Nachtwandler, Lustspiel. Daselbst.

Das erste Stück spielt in Indien, und der Verfasser gesteht selbst, daß das Theater der Hindu von Wilson,

Digitized by Google

Deutsch von Wolff, dabei auf ihn eingewirkt habe. Uebrigens ist es keineswegs zu verkennen, daß das Stück von einem modernen Europäer verfaßt ist, denn die indische Naivetät ist überall mit modernem Pathos und Sentiment versetzt. Die Heldin hat zwar viel Naivetät, doch aber etwas mehr Aehnlichkeit mit Kotzebues moderner Gurli, als mit der altindischen Vasantasena oder Sakuntala. Man höre z. B. folgende Scene:

Kichora Komara.

Hör, lieber Vater! weißt du was ich mir
Erdacht?

Rhim-Singh.

Und was ich nun ausführen soll?

Kichora Komara.

Ja, theurer Vater.

Rhim-Singh.

Nun?

Kichora Komara.

Versprich mirs.

Rhim-Singh.

Wenn es
Ausführbar ist —

Kichora Komara.

Es ist.

Rhim-Singh.

So laß doch hören!

Kichora Komara.

Weißt du was in den heiligen Büchern steht?

Rhim-Singh.

So tief gelehrt? Von Fasten, Büßungen
Und frommen Thaten. Das muß wichtig seyn,
Was mit der alten Weisheit der Brahmanen
Anhebt.

Kichora Komara.

Es ist ein alter heiliger Brauch,
Daß Fürstentöchter ihren Gatten selbst
Sich wählen dürfen. Vater! diesen Brauch
Sollst du auch mir nicht kürzen.

Rhim-Singh.

Kind!

Kichora Komara.

Berufe
Die Freier alle her zu deinem Haus,
Und wenn sie in der Halle sind versammelt,
Dann tret ich festlich unter sie und hänge,
Wie Lakschmi, Draupadi und Damayanti
In alter Zeit als Götter noch auf Erden
Zu wandeln liebten, meinen Kranz um ihn,
Den ich zu meinem Gatten mir ersehn.

Rhim-Shing.

Wie wohlbewandert meine kleine Weisheit
In heiligen Geschichten sich bezeigt.

Kichora Komara.

Du wirst! nicht wahr mein Vater?

Rhim-Singh.

Hat die Base
Dich in den süßen Dichtungen belehrt?
Mein theures Kind, die alte goldne Zeit
Ist längst zurück gekehrt zum Himmel; hier
Auf Erden weilt sie nicht mehr, die du suchst.
Die Zeit ist ehern und die Sitte Blei;
Sie drückt auf stärkre Schultern als die deinen,
Und bricht sie wie des Hauses schwere Last
Die Pfeiler, die sie tragen sollen, bricht.

Kichora Komara.

So rufe mir die heiligen Waldbewohner,
Die seligen Brahmanen die entsündigt,
Von jeder menschlichen Gesellschaft fern
In frommen Uebungen ihr Leben fristen —
Sie mögen dann entscheiden, ob ich fordre
Was ich zu fordern nicht berechtigt bin.

Rhim-Singh.

Mein kühnes Mädchen! holde Träumerin!
Dort kommt der Kanzler, laß mich jetzt allein.

Das erinnert in der That ein wenig an die heirathslustige Miß Gurli Kotzebues. Uebrigens nimmt das Schicksal des zärtlichen Mädchens eine tragische Wendung. Noch unvermählt soll sie dem Mann, dem sie zugedacht war, und der zu früh gestorben, ins Grab folgen und sich nach indischer Sitte lebendig verbrennen lassen. Dagegen sträubt sich nun ihre ganze lebenslustige Natur, und um sich wenigstens den qualvollen Tod in den Flammen zu ersparen, vergiftet sie sich.

Das Lustspiel erinnert an die Töpfer'schen Stücke. Friedrich der Große spielt darin den humoristischen Alten und Gnädigen. Uebrigens ist das Stück nicht sehr fein, fängt mit Prügeln an und hört mit einer königlichen Gutheißung des Ehebruchs und der leichtsinnigen Scheidung auf. Auch ist hier wieder der Fehler zu bemerken, der in den Holbeinischen Lustspielen und in Karl XII. häufig vorkommt, das pöbelhafte Familiarisiren mit dem unerkannten König. Weder Friedrich, der sich hier antworten lassen muß: „wie dumm!“ noch Karl XII., der sich von dem Rügenschen Bauer sogar lächerlich machen läßt, nehmen sich in dieser Situation gut aus. Hier darf der Dichter eine feine Grenzlinie nie überschreiten, wenn der Charakter seines Helden nicht ins Gemeine hinabgezogen werden soll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.
Redigirt von Wolfgang Menzel.
No. 111. Freitag, den 15. September. 1837.

Inserate.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Lehre vom Gehirn
in ihrer neuesten Entwickelung
nach Gall und Spurzheim.
Von
Dr. Johann Christian Reil.
Mit 6 Kupfertafeln.
Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Lehre vom Gehirn
in ihrer neuesten Entwickelung
nach Gall und Spurzheim.
Von
Dr. Johann Christian Reil.
Mit 6 Kupfertafeln.
Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

die den Shakeſpeare im Engliſchen leſen und noch einiger Nachhülfe bedürfen.

23) Faust: a tragedy by Goethe; translated into english verse, with notes by John S. Blackie. Edinburgh, Blackwood, 1834.

Herr Blackie in Edinburg hat ſich um die Verbreitung deutſcher Literatur in England großes Verdienſt erworben, theils durch ſeine Aufſätze im Edinbourgh rowiew, theils durch Ueberſetzungen. Mit Recht hat daher Herr von Hailbronner in ſeinen ſo eben erſchienenen ſehr intereſſanten Cartons ſeiner aufs ehrenvollſte gedacht.

Ueber ſeine Ueberſetzung des Goethe'ſchen Fauſt ſteht freilich uns Deutſchen weniger ein Urtheil zu, als den Engländern ſelbſt, denn nur ein geborner Engländer mag ſcharf genug erkennen, ob ein fremdes Geiſtesprodukt ein engliſches geworden iſt, ſo wie auch wir Deutſche z. B. bei deutſchen Ueberſetzungen des Lord Byron wenig darnach fragen würden, was irgend ein Engländer davon hielte. Hier ſteht uns, dort ſteht den Engländern das Urtheil zu. Gleichwohl ſcheint uns, wenn wir unſer Gefühl irgend geltend machen dürfen, die Ueberſetzung des Fauſt in ſeltnem Grade ausgezeichnet. Klingt z. B. das ſchöne Lied vom König in Thule nicht im Engliſchen genau ſo einfach und lieblich, wie im Deutſchen?

There was a king in Thule,
True-hearted to his grave;
To him his dying mistress
A golden goblet gave.

He prized it more than rubies;
At every drinking-bout
His eyes they swam in Heaven,
When he did drink it out.

And when he came to die, he
Divided all his lands,
But still the golden goblet
He kept in his own hands.

He sat amid his barons,
And feasted merrily,
Within his father's castle,
That beetles o'er the sea.

There stood the ancient toper,
And drank his life's last glow,
Then threw the goblet over
Into the sea below.

He saw it fall, and splashing
Sink deep into the sea;
His eyes they sank for ever,
No bumper more drank he.

Eben ſo der einfache Dialog und Monolog, z. B. wie Fauſt ſich hinſetzt, die Bibel zu überſetzen:

„In the beginning was the Word.“ Stops here
In ipso limine my course?—in vain
I seek this mystic symbol to explain,
Unless some god my inward vision clear.
The naked word I dare not prize so high,
I must translate it differently,
If by the Spirit I am rightly taught.
„In the beginning of all things was Thought.“
The first line let me ponder well,
Lest my pen oustrip my sense;
Is it thought wherein doth dwell
All-creative Omnipotence?
I change the phrase, and safer write,
In the beginning there was Might.
But even here methinks some warning voice
Makes me to waver in my choice—
At length, at lenght, the Spirit helps my need!
I write, „In the beginning was the Deed!“

Die Uebertragung deutſcher Geiſteswerke ins Engliſche muß jedem Deutſchen erfreulich und ehrenvoll erſcheinen. Nur wiſſen wir nicht, ob gerade unſere moderne Poeſie, die bei vielen Vorzügen doch auch gar viel Unklares, Weichliches, Unmännliches enthält (wovon ſelbſt unſere großen Dichter nicht und am wenigſten Goethe ausgenommen werden dürfen), dem engliſchen Blick durchaus zuſagen kann. Vielleicht würden wir Deutſche den Engländern mehr Achtung einflößen, wenn ihnen die tiefſten, gründlichſten und klarſten Werke, welche deutſche Wiſſenſchaft hervorgebracht hat, bekannt wären.

24) Victor Hugo's ausgewählte Schriften, deutſch bearbeitet von Fr. Seybold. Stuttgart und Leipzig, Rieger u. Comp., 1836. 12.

Eine bequeme Ausgabe, von einer gewandten Feder ins Deutſche übertragen. Der Dichter ſelbſt iſt bekannt, man kann faſt ſagen zu bekannt, denn die übertriebene Bewunderung, die ihm zu Theil geworden iſt, hat wie eine Verblendung auf das Urtheil gewirkt, ſo daß man einige ſeiner deutlichſten Fehler erſt gleichſam entdecken mußte, ſo lange ſie auch ſchon offenbar waren. Wir haben uns früher ſchon über ihn ausgeſprochen, ſeinen urſprünglichen Beruf zum Dichter anerkannt, ſein erſtes glänzendes Auftreten geprieſen, aber uns auch keineswegs über die Umwandlung getäuſcht, die mit ihm

Digitized by Google

vorgegangen ist, seitdem er seinen Salon in Paris geöffnet hat und an der Spitze der romantischen Schule steht. Wenn der fein beobachtenden Lady Morgan je ein wahres Wort entschlüpft ist, so ist es das, daß in Paris alle Genies, die aus den Provinzen kommen, bald abgeschliffen und abgeflacht werden. Dies ist in vorzüglichem Grade bei Victor Hugo der Fall gewesen. Er scheint es gefühlt zu haben, und hat nun durch künstliche Reizmittel pikant zu bleiben, ja immer pikanter zu werden gesucht, aber nicht bemerkt, daß dies der Weg ist, welcher die Poesie gerade rückwärts von der Unsterblichkeit abführt. Alle Bewunderung und Anbetung des jungen Frankreich wird ihm vor dem unvermeidlichen Schicksal der Vernachläßigung, ja wir dürfen sagen der Verachtung nicht retten, denn seine berühmten Dramen sind fast ohne Ausnahmen Frazzen, unnatürliche widerliche Frazzen, vor denen sich der Genius des Sophokles und Shakespeare mit Ekel abwenden würde, und wenn er dennoch ein großer Dichter bleibt, so hat er dies nur seinen lyrischen Produkten und seinem Roman zu danken.

25) Molière's sämmtliche Werke, übersezt von Mehreren, herausgegeben von Louis Lar. Aachen und Leipzig, Mayer, 1837. 1stes Bändchen. 12.

Der Werth der Molière'schen Stücke ist allgemein bekannt und (nur von A. W. v. Schlegel nicht nach Verdienst) anerkannt. Frankreich hat wenig Dichter hervorgebracht, die so wie er der Welt und allen Zeiten angehören. Es ist jenes Klassische der Naturwahrheit in seinen Stücken, das überall verstanden wird, überall anzieht und selbst im Costüm seines Jahrhunderts dennoch nie veraltet. Unserer deutschen Bühne ist er nicht fremd. Der Tartuffe ist eine der besten Rollen unseres besten gegenwärtigen Schauspielers Seydelmann. Vielleicht würde Molière noch beliebter auf unserer Bühne seyn, wenn die Uebersetzungen und Bearbeitungen desselben bisher vorzüglicher gewesen wären. Da sie nicht durchgängig zweckmäßig bearbeitet sind, war eine gute neue Uebertragung wünschenswerth. Das erste Bändchen enthält die Schule der Ehemänner, übersezt von dem in der Behandlung fremder Dichterwerke sehr gewandten Prof. O. L. B. Wolff. Dann folgt der Arzt wider Willen von L. Lar. Jenes in Alexandrinern, dieses in Prosa. Wir wünschen dem Unternehmen guten Fortgang.

26) Don Juan von Oesterreich oder der Beruf. Historisches Gemälde in fünf Akten, nach dem Französischen des Cas. Delavigne, von Dr. Bärmann. Hamburg, Magazin für Buchhandel, 1836.

Die Franzosen wissen alles für ihre Eitelkeit auszubeuten, sogar ihre Niederlagen. Don Juan d'Austria, der Sohn Karls V. und einer schönen Regensburgerin, deutschen Blutes und nachher großer Held für Spanien, muß Herrn Delavigne dienen, den Franzosen die feinste Schmeichelei zu sagen. In der Einsamkeit nämlich, in der er erzogen wird, träumt ihm beständig von Heldenruhm, sein innerer Beruf zum Krieger gibt sich unwillkürlich kund und wer ist das kriegerische Ideal, dem er nachstrebt? Niemand anders als Franz I., der französische König. So verlangt es nun einmal die französische Eitelkeit, unbekümmert darum, daß eben dieser Franz Don Juans Vater gegenüber ja nur Niederlagen erlitt, ja eine Zeitlang in Karls V. Kerker lag. Dies ist die Manier, wie französische Dichter und Schriftsteller überhaupt der geschichtlichen Wahrheit heute noch wie zur Zeit Ludwigs XIV. Gewalt anthun, um überall sich selbst Complimente und alles zu einem Triumph für sich zu machen. Mögen sie dies thun. Nur deutsche Schriftsteller sollen sich nicht so beeilen, solches eitles Zeug zu übersetzen.

27) Die Cenci. Trauerspiel in fünf Aufzügen von P. B. Shelley, nebst einer Lebensskizze des Dichters von Felix Adolphi. Stuttgart, Verlag der Classiker, 1837.

Welch ein Gegenstand! Incest und Vatermord. Cenci entehrt seine eigne Tochter, sie klagt ihn vergebens an, sie läßt ihn zulezt ermorden und wird selbst hingerichtet. Und welche Auffassungsweise! Beatrice tritt wie wahnsinnig herein:

Reicht mir das Schnupftuch! Mein Gehirn ist wund;
Voll Blut sind meine Augen! Wischt es ab!
Ich sehe kaum.

Lucretia (ihre Mutter).

Mein Kind, du bist ja nicht
Verwundet; es ist nur ein kalter Thau,
Der von der theuern Stirne rinnt. — Weh! weh!
Was ist geschehn?

Beatrice.

Wer hat mein Haar gelöst?
Es flattert um mein Haupt und macht mich blind;
Und doch band ich es fest. — O schrecklich! schrecklich!
Der Boden zittert unter meinen Füßen,
Die Wände drehen sich umher! Dort seh' ich
Ein Weib, das weint und unbeweglich dasteht,
Indeß ich schwindelnd taumele,
So wie die Welt sich drehet. — O mein Gott,
Dein schöner blauer Himmel ist mit Blut
Befleckt; der Sonnenschein ist schwarz; die Luft
Ist voll von ekeln Dünsten, wie die Todten

Digitized by Google

In Leichengruben hauchen. Puh! Puh! ich erstücke!
Es kriecht ein schwarzer, schwerer, schmug'ger Nebel
Rings um mich her — er ist so dick und klebrig,
Ich kann ihn nicht abschütteln, denn er leimt mir
Die Finger und die Glieder an einander
Und frißt sich in die Sehnen ein und löst
Das Fleisch mir in Verwesung auf, vergiftend
Den reinen, zarten, innern Geist des Lebens!
Mein Gott! was Tollheit sey, das wußt ich nie
Zuvor; jezt aber bin ich sicher toll!

(wilder)

Nein, ich bin todt! Verfault sind meine Glieder
Und binden und begraben meine Seele,
Die in die freie Luft entfliehen möchte.

(Pause)

Wie gräßlich der Gedanke war! Er ist
Entflohn; doch seine Bürde bleibt zurück
Auf diesen Augen, diesem matten Herzen.
O Welt! o Tag! o Leben! o Geschick!

Der Gegenstand ist etwas ekelhaft und in dieser Auffassungsweise scheint er nicht delikater geworden zu seyn. Wie weit sind doch die Tragiker unserer Tage hinter dem Sophokles zurück, dessen Schrecken nie ohne Grazie war.

28) Paulus. Eine Tragödie von Wilh. Angelstern. Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1836.

Aufenthalt und Tod des Apostel Paulus zu Rom. Er steht dem Kaiser Nero gegenüber, wie in Schillers Don Carlos Marquis Posa dem König Philipp.

Paulus.

Erwache! Sieh, der Himmel selber bangt
In dieser Stunde, denn der Erde Schicksal
Hängt an der Regung deiner Seele. Höre
Das Wort der Buße. Auch in dir erschuf
Gott einen Geist, sein Bild zu seyn, auch dich
Umgab er ja mit seinen Wundern, drückte
Den Stempel deiner Abkunft auf die Stirn dir.
Wie? willst du denn in diesem zähen Schlamme
Der Sünde untergehn? Ist's dir ein Ernst —
So Schritt für Schritt dem ew'gen Tod entgegen
Zu wandeln, dich den Qualen auszuliefern,
Die so gewiß des Sünders harren, als
Die Sonne dort zum Niedergange sinkt?

Nero (in tiefen Gedanken).

Sie sinkt, und leuchtet Rom nicht wieder. —

(Nach einer Pause, in der ihn Paulus forschend anblickt.)

Paulus?

Ich will ein Wunder dir berichten: Nero,
Der Allgewalt'ge, hat kein Wort vernommen,
Und du stehst lebend da. Verdanke dies
Der Weisheit, die in meinem Haupte wohnt.
An Geist bin ich ein Grieche. Denn mich reizt
Das Neue stets. Und was du jezt berichtet,
Ist wahrlich neu, und ist der Probe werth.

Er will aber die Probe zuerst mit der schönen Christin Servilia machen und ist frivol genug, am Schluß des langen Dialogs zu bemerken, daß jenes liebenswürdige Mädchen sich vielleicht besser eignen dürfte, ihn zu bekehren, als der ehrwürdige Apostel. Natürlich behält diese Frivolität die Oberhand und das Trauerspiel endet mit der großen Christenverfolgung, in der auch Paulus umkommt. Ob der Dichter nicht etwas mehr gräcisirende Sophistik in Neros Mund hätte legen sollen? Sinnlichkeit und Grausamkeit bilden zwar schon einen starken Contrast mit dem Christenthum; aber als drittes Element wäre hier wohl ein feiner Atheismus passend gewesen, oder ein über sich selbst reflektirender Autotheismus, und dies hätte dem Dichter zugleich Beziehungen auf unsre gegenwärtige Zeit gestattet.

29) Claus Leuenberger. Historisches Drama in vier Abtheilungen von Schädelin. Mit Leuenbergers Bildniß. Bern, Haller, 1837.

Leuenberger war der Heerführer der Schweizer Bauern in den aristokratischen Cantonen, als sich dieselben unmittelbar nach dem 30jährigen Kriege gegen die Stadtherren empörten. Sie hatten mehr Recht dazu, als die alten Waldstädte gehabt hatten, sich gegen Oesterreich zu empören; allein ihr Recht war nicht vom Glück unterstüzt. Die schlaue Aristokratie verstand es, sie zu theilen, zu verwirren, und Frankreich (dessen Treulosigkeit sich in Nachbarhändeln nirgends verläugnet hat, es mag von Elsaß oder von der Pfalz, von Lothringen, von den Niederlanden oder von Spanien und Italien die Rede seyn) schüchterte sie vollends ein. Ihr Muth in der Schlacht konnte die Netze der Diplomatie, in denen sie verstrickt lagen, nicht zerreißen. Noch unbesiegt schlossen sie Frieden, aber die Aristokratie brach den Frieden, überfiel die Entwaffneten, und strafte die nochmals aus Verzweiflung sich Wehrenden aufs unbarmherzigste. Diese traurige Begebenheit stellt das vorliegende in Prosa geschriebene einfache und doch rührende Trauerspiel dar, an dem wir nichts tadeln, als den hofmeisternden Pfarrer, der mit seinen Ermahnungen nichts besser macht, und nur unsere unbefangene Theilnahme am Heldenmuth des unglücklichen Volkes stört.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 125. Montag, 11. December 1837.

Dramatische Literatur.

30) Theorie der Schauspielkunst, von C. Töpfer, gezeigt, daß Schauspieler, Heidelberg, Oswald, 1836.

Ein praktisches Handbuch für den Schauspieler, verfaßt von einem Schauspieler, der langjährige Erfahrung besitzt und gründlich nachdenkt hat.

Jenseit Alles ist es gelungen und sinnreichen Eigenschaften auf, die vorzüglich hilfen werden, der sich dem Schauspielerstande widmet, und wir können es nur loben, daß der Verf. in dem Vorwort so seinen Absicht ausspricht.

In jener Zeitung aber gab Goethe fast allen Regisseuren einzelne Vorsätze (Theorie, Geist, Verhältniß, Durchdringung, Harmonie). Besonders empfahl er, einen Schauspieler nicht zu viel, sondern nur Einiges zugleich, was sich für ihn paßt, zu lehren, und dieß so lange, bis es ihm ganz geläufig sei und auch in anderer Beziehung von ihm, und Selbstbeurtheilung, bis der Schauspieler dahin sei, daß er der Vorsätze sie selbst auch ergänzt. Alle Theorien, wenn sonst Fassungskraft des Lehrers zu sehr mit den Verhältnissen, anwendbar und den gebahnt, gelingt meistens, besonders in jetzt in weit Personen, als weder zur Maschine seines gelehrten Schauspielers durch Geist, Leitung und schnellige Fehler gelangt ist. Jeglichen verlangt die Gestaltung einer Maschine, und man von Instrumenten Gerade und der vollkommenste Wuchs sind Zwei Verlorne.

Dürfniger, wie unvollkommener erscheinen Mich in jenen Schauspieler ist der neue jüngste Verbindungs, wenn der Verfasser von der Art und Weise spricht, wie der Schauspieler zunächst sich Kenntniß, Geschicklichkeit und Fertigkeit in seinem Fache erwerben soll, und wie er sich in der nothigen Ausübung und Maximen zu haben, die jeder Künstler über bestimmte Character sind, obgleich sie auch nicht in Schematen gerathen werden darf, wie dieß. Da ist von den technischen Mitteln die Rede, von Aussprache, Declamation, Mimik, von Gesichtsbildung und der Kraft Zeiten, von Lebensweisen, von den natürlichen Anlagen durch Geschicken; Ton, Gesichtsbildung und der Deutlichkeit, Mimik und Gebärden, Gang und Haltung, Kleidung und Schminken, Studium und Lesen, Lehrer und Lehrmeister, Lehrjahre und Wanderjahre, Theaterleben und Theaterkritik, Verhältniß zum Publikum, Verhältniß zu Kollegen, Verhältniß zu Vorgesetzten, Verhältniß zu Autoren, Verhältniß zu sich selbst, Verhältniß zu Gott, Tod und Unsterblichkeit.

„Es ist eine Weisheit, wer Recht, Wer Unrecht hat, das weiß ich doch in der Hauptsache kund. Und jeder Schauspieler hat sein Recht,

nie die Bewegung des Hineinschöpfens mit der einen Hand unterließ]. — Ferner von den sogenannten Kunstpausen, in denen sich Afterkünstler so gern gefallen, indem sie, ganz wie einige Componisten neuester Zeit, das liebe Publikum auf die lezte Phrase warten lassen, sie dann herausstoßen und triumphirend abgehn; von den Schreiern und tobenden Helden; von den immerwährenden unanständigen Schlenkerungen der Toga im antiken Costüm, wo anständige Ruhe nothwendig wäre; vom widrigen Copiren fremder Manieren; vom Jagen nach Effekt; vom persönlichen Hervortreten aus dem Stück, als ob nur er, der Held, oder sie, die Donna, allein noch da wäre; vom Wimmern und weinerlichen Ton der Weiber in tragischen Rollen oder dem hohlen Grabton, der den jungen Schauspielerinnen noch übler ansteht als das Winseln ꝛc. Bei allen diesen Erörterungen hat der Verfasser die Erfahrung und zahllose Beispiele vor sich. Indem er bis in die Kleinigkeiten, selbst des Costüms eingeht, gibt er sehr viele nützliche Winke. Zu diesen Kleinigkeiten rechnen wir z. B.: „Die Bühnenschicklichkeit verlangt, daß Derjenige, welcher sich an einer bestimmten Seite der Bühne auf ein Knie niederzulassen hat, dasjenige dazu wählet, welches der zuschauenden Versammlung zunächst sich befindet. Der Reihen desselben Fußes muß alsdann so viel als möglich den Boden zu berühren suchen, und das andere Bein ein wenig gestreckt werden, damit nicht die Ferse desselben an das, auf dem Boden liegende Knie gerathe. Ferner muß Derjenige, welcher mit seinem ganzen Körper zu Boden fällt, oder in liegender Stellung überhaupt sich befindet, des Anstandes wegen, nicht unmittelbar den untern Theil der Ferse und des ganzen Fußes dem Anblick des Publikums preisgeben ꝛc.“ Unter den praktischen Bemerkungen über das Costüm verdient besonders die Beachtung, die sich gegen den Mißbrauch der gemischten Costüme erklärt, sofern z. B. in Schau- und Lustspielen die Jugend nach der neuesten Mode, das Alter aber nach einem hundertjährigen Costüm gekleidet ist.

Am Schluß legt der Verfasser noch den jungen Liebhabern der Schauspielkunst ans Herz, sich wohl zu überlegen, was sie thun, wenn sie auf die Bretter treten. „Wenn sich nun aber auch in der That ausgezeichnete Anlagen für die Bühne verrathen, so gehört dessen ungeachtet der Schritt, sich der dramatischen Kunst zu widmen, wegen der, mit ihrer Ausübung unvermeidlich verbundenen Verhältnisse, zu den gewagtesten, welche nur irgend bei der Wahl eines Berufs gethan werden können. Denn obgleich das ausgezeichnete Talent sich allerdings, auch unter ungünstigen Verhältnissen, mit der Zeit bemerklich machen und Aufmerksamkeit erregen wird: so ist der Inbegriff aller vortrefflichen Anlagen für die Bühne dennoch nicht hinreichend, einen dauernd glücklichen Erfolg zu sichern, wenn neben denselben nicht auch zu gleicher Zeit, sowohl der individuelle Charakter im Ganzen, als einzelne sittliche Eigenschaften überhaupt, mit den, von diesem Wirkungskreise unzertrennlichen Verhältnissen in Einklang zu bringen sind. Gesinnungen, Art und Weise des Benehmens, die jenen unvermeidlichen Verhältnissen widerstreben, können dem größten Talente in der Folge zum tiefsten Verderben gereichen, nachdem es seiner eingebildeten Freiheit, auf dem ihm einzig möglichen Wege des steten Wanderns von einer Bühne zur andern, bis zu den Jahren, wo eine feste Heimath, ein ruhiger Blick in die Zukunft, zum Bedürfnisse geworden sind, Lust gemacht hat. Daß jene eingebildete Freiheit des dramatischen Künstlers in der That in nichts Anderem bestehe, als in einer, so lange es thunlich ist, willkürlichen Vertauschung der Bühnen, wird bei hinreichender Untersuchung der Sache sehr einleuchtend. Denn es möchte schwerlich, mit Ausnahme sehr weniger Verhältnisse, einen Stand geben, der minder unabhängig, mehr gebunden, und der Willkür von allen Seiten in höherem Grade unterworfen ist, als der des Schauspielers. Für das Erste hängt der Künstler von seiner eigenen, sowohl körperlichen als geistigen Disposition ab, die bei andern Geschäften, sie mögen in Verstandes- oder in mechanischen Arbeiten bestehen, nicht so störend wirkt, als bei diesem. Auch vor den meisten der übrigen Künste hat die seinige den Nachtheil, daß das Gelingen an den Moment gefesselt ist, der ihm durch die Zeit, in welchem die Ausübung seines Berufs ihm vorgeschrieben ist, aufgelegt wird. Für das Andere hängt er von einer zahllosen Menge äußerer Zufälle ab, indem er dem Wechsel und der Verschiedenheit des Geschmacks, einer oft ungerechten Zurücksetzung, den Launen, überspannten Forderungen und Vorurtheilen aller Art, der Sucht zu kritisiren, sogar im Augenblicke der Execution, dem mehr oder weniger regelmäßigen Zusammenwirken seiner Umgebungen, und endlich manchen drückenden Verhältnissen zu den Bühnenvorständen selbst, unterworfen ist. Denn in der Natur dieser Dienstverhältnisse liegt, daß sie durch Willkür erschwert werden und zu den traurigsten Resultaten führen können. Schon der einzige Umstand, daß die mit der obern Leitung einer Bühne beschäftigten Personen die gesetzgebende, richterliche und executive Gewalt zugleich besitzen, daß sie oft in derselben Angelegenheit Partei und Richter sind, läßt für die Behaglichkeit des Dienstverhältnisses mehr von dem Charakter und den Gesinnungen jener Personen, als von der Form des Verhältnisses selbst erwarten. Hierzu kömmt auch noch, daß die Bühnenleitung einem zufälligen

Digitized by Google

Wechsel der damit beauftragten Personen unterworfen ist, und auch von dieser Seite das Verhältniß manches Unangenehme darbietet. Soll nun die eingebildete Freiheit dadurch hergestellt werden, indem sich der dramatische Künstler allen belästigenden, äußeren Einwirkungen, sie seyen von welcher Art sie wollen, entzieht, indem er neue Verbindungen anknüpft: so ist der Schritt immer gewagt; denn überall trifft er, bald in dieser, bald in jener Beziehung, auf Widerwärtigkeiten, und ist oft in dem Falle, die klare Ueberzeugung zu gewinnen, nur die Charybdis mit der Scylla vertauscht zu haben. — Zu allem Diesen gesellt sich noch außerdem in der Regel eine gewisse Unheimlichkeit in den bürgerlichen Verhältnissen. Die Mäzatenmilde; das Streben nach feiner Gesellschaft, um sich entweder bloß durch seine Talente die Zeit verkürzen zu lassen, oder höchstens einen freieren Spielraum für die Befriedigung eigener Lieblingsunterhaltung zu haben; das bisweilige Andrängen an seine Person von Leuten, die er entweder nicht achten kann, oder gar verachten muß, sind für den verständigen und fühlenden Künstler Dinge, welche ihm eben so wenig Lebensgenuß gewähren, als die Demüthigungen, welche er zuweilen durch den conventionellen Unverstand erfährt. Gelingt ihm auch hier und da ein innigeres Anschließen achtungswerther Personen, so hat auch Dieses gewöhnlich seine Grenze, und es kann den Leuten nicht einmal recht verdacht werden, weil die größere Anzahl der Schauspieler diesen Stand im Allgemeinen den übrigen auf gewisse Weise entfremdet hat, und entfremdet erhält. Für dieses Alles ist häusliches Glück in seinem ganzen Umfange auch nur selten zu entschädigen im Stande, besonders, wenn beide Theile den nämlichen Wirkungskreis, und also doppelte Sorgen, doppelte Widerwärtigkeiten zu ertragen haben; oder wenn, wie es gewöhnlich geschieht, die Bühnenehen im Rausche der Leidenschaft geschlossen werden. Der Lebens- und theatralische Verkehr mit den eigenen Kunstgenossen bietet, wenige Ausnahmen abgerechnet, ebenfalls nicht viel Erfreuliches dar; denn Eitelkeit und Selbsterhaltungstrieb regen in dem dramatischen Wirkungskreise; leider! gewöhnlich alle kleinlichen Leidenschaften in einem so hohen Grade auf, daß nur sehr gediegene, sittliche Eigenschaften und eine entschiedene Charakterfestigkeit dem Strome zu widerstehen vermögen. — Das Allerschlimmste und Bedenklichste des ganzen Wirkungskreises liegt aber endlich in dem ungewissen Blicke in die Zukunft. Wie gering ist die Sicherheit, mit der der Bühnenkünstler in der Blüthe der Jahre auf ein sorgenfreies Alter zählen darf, und wie viele günstige Umstände gehören dazu, Dieses wirklich zu erreichen. Und hat er die Aussicht auf ein solches wirklich erreicht, wie Vieles hängt alsdann von seinem eigenen Benehmen und seinem Charakter ab, um diese Aussicht nicht selbst zu zerstören; denn nichts in der Welt ist leichter aufgelöset, als ein Theatercontract, wenn es nur Einem der beiden Contrahirenden recht Ernst damit ist. Gewöhnlich trägt freilich der Uebermuth und die Unstatthaftigkeit unangemessener Ansprüche, von Seiten der Schauspieler, hier die Schuld; zuweilen liegt aber aber auch der Grund in einem Wechsel der mit der Leitung der Bühne beauftragten Personen und den Gesinnungen Derjenigen, welche dieselbe für den Augenblick übernehmen. Unglaublich ist daher, wenn alle diese Umstände gehörig erwogen werden, der Leichtsinn, oder vielmehr der Wahnsinn, mit welchem oft nicht allein in der Wahl dieses Berufes, sondern auch in der thörichten Art, sich in diesen Dienstverhältnissen zu benehmen, zu Werke gegangen wird. Es ist daher aus allen diesen Gründen sehr erklärlich, warum sich die Anzahl Derjenigen, welche der vermeinte Beruf zur Bühne an den Bettelstab gebracht hat, mit jedem Monate mehrt."

31) Euripides Werke, verdeutscht von J. H. Bothe. Mannheim, Löffler, 1837. Erster und zweiter Band. Ausgabe lezter Hand.

Die beste Uebersetzung des Euripides, die wir besitzen. Sophokles ist öfter übersezt worden, auch Aeschylos, wenigstens Einzelnes von ihm. Euripides stand in der Meinung der Nachwelt weniger hoch, und doch ist er unsern modernen Ansichten ungleich verwandter, als jene seine Vorgänger. Indem bei ihm das falsche Pathos, die studirte Empfindsamkeit und das Jagen nach Effekten schon die ältere erhabene Einfachheit ablöst, tritt er eben deßhalb unserm Jahrhundert näher. Doch wollen wir damit seinen Werth nicht herabsetzen. Er ist immerhin eine Fundgrube für die Kenntniß des Alterthums, und auch die dramatischen Dichter können noch Manches bei ihm lernen. Es charakterisirt ihn, daß er das Göttliche zum Menschlichen hinabzieht. Daraus entspringen alle seine Tugenden und seine Fehler. Zuweilen tritt uns in seinen Tragödien der Schmerz und die Rührung wirklich menschlich näher und erwärmt uns, im Gegensatz gegen die kalten Schauer, mit denen uns der ungeheure Aeschylos erschüttert; allein noch öfter wird bei Euripides das Heroische erniedrigt, das Göttliche gemein, sofern er die Leidenschaften und Empfindungen eines Halbgotts mit dem Maaße mißt, das nur gewöhnliche und gleichsam Empfindungen fürs Haus kennt.

32) Sophokles König Oedipus, übersezt und in Abhandlungen und Anmerkungen erklärt von Fr. Stäger. Halle, Grunert, 1836.

Die Uebersetzung ist sehr fließend und die bei solchen

Uebertragungen gewöhnliche Härte gefliſſentlich vermieden. Die Anmerkungen ſind ſehr gelehrt, und das Werk enthält einen beſondern literar-hiſtoriſchen Werth durch die Berichte und Proben über einige engliſche und franzöſiſche, eine engliſche und eine ſpaniſche Ueberſetzung deſſelben berühmten Oedipus.

33) Eumenes. Trauerſpiel in fünf Akten von Max Porzer. Landshut, Palm, 1837.

Die Jamben ſind ſehr gewiegt und wohllautend, doch die Gedanken nicht immer klar und ſcharf, die Umſchreibung einfacher Gedanken häufig zu geſucht, z. B.:

Der Ahnung Leid, in tiefer Bruſt verborgen,
Ruft dunkle Bilder träumend mir hervor;
Denn unſrer Liebe ſtill befreundet Wähnen —
Wird nimmermehr der Väter Haß verſöhnen! —

* * *

Welch' ſanfte Stimmung webt in deiner Bruſt?

Eine „webende Stimmung" kann es wohl nicht geben. In dieſer Art von unklaren Ausdrücken, die in der Regel aus mißverſtandenen Reminiszenzen Schiller-Goethe'ſcher Klänge herzuleiten ſind, pflegen ſich junge Dichter zu gefallen; der Fall kommt oft vor, und beweist das noch überwallende, noch nicht von Verſtand genug gezügelte Gefühl der Jugend. Wir möchten dem Verfaſſer rathen, nicht ſo viel Gewicht auf den Wohlklang und auf die gefühlvolle Phraſeologie und deſto mehr auf die Natürlichkeit und Lebendigkeit des Dialogs zu legen. Der leztere wird bei ihm nicht ſelten, da er ihn allzu zierlich auskünſtelt, kalt und ſteif, z. B. in der Scene, in welcher Kaſſandra im Nachtgewand voll Angſt zu ihrem in Gefahr begriffenen Vater eilt. Hier, wo alles raſch geſchehen und voll Leidenſchaft ſeyn ſollte, heißt es:

Kaſſandra.

Die Tochter ſiehſt du jezt vor' dir erſcheinen,
Von banger Sorge furchtſam aufgeſcheucht;
Du blickſt ſo ernſt, will alles ſich vereinen,
Die Angſt zu ſteigern, die mein Herz beſchleicht?
O ſoll ich jezt das Schickſal ſchon beweinen,
Das bald vielleicht dein ſtolzes Haupt erreicht!
Was ſtehſt du ſo in dich zurückgezogen,
Nein, die Erſcheinung hat mir nicht gelogen!

Eumenes.

Kind, deine Ahnung ſagte diesmal wahr!
Wir werden jezt wohl Abſchied nehmen müſſen.

Und ſo fort. Dies erinnert faſt an die Förmlichkeit der ältern Trauerſpiele in Alexandrinern.

34) Polykrates. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von W. Schnitter. Leipzig, Fort, 1835.

Ebenfalls in wohlklingenden Jamben, aber ebenfalls zu bedächtig, zu langgezogen. Gleich in der Introduktion wird Amaſis, der im Begriff iſt abzureiſen, mit einem Ueberfluß von Worten und Wiederholungen zum Dableiben gemahnt. Im Drama aber ſoll die Rede nie länger dauern, als es die Handlung gerade erfordert, und das wohlgefällige Wiegen auf den Verſen iſt hier nicht erlaubt. Der Gegenſtand des Dramas iſt derſelbe, den Schiller im „Ring des Polykrates" kurz und ſchön aufgefaßt hat. Doch hat der Dichter geglaubt, die Härte des Schickſals mildern zu müſſen durch die Schuld des Helden. Polykrates wird nicht allein als der von den Göttern beneidete allzu Glückliche, ſondern auch als ſchuldig dargeſtellt, ſofern er aus Furcht vor künftigem Unglück Unrecht thut, wie der König im Leben ein Traum von Calderon. In dieſem Sinne ſagt

Polykrates.

O, wer iſt unglückſeliger, als ich!
Ja, jezt erkenn' ich euren tück'ſchen Sinn,
Ihr falſchen Götter. Ihr gebotet nicht
Dem Blize, zu treffen meiner Lieben Haupt,
Ihr öffnetet den Schooß der Erde nicht,
Sie zu verſchlingen; liſtig legtet ihr
Den ſcharfen Dolch in meine eigne Hand!
Und meinen Sinn verwirrend, ließt ihr mich
In thöricht blinder Furcht die Theuren ſelbſt
Verderben, ſelbſt das Schreckliche vollbringen.
Nun tritt mit Gram zugleich die Reu' mich an;
Nun kann ich wechſelnd, bald verlorne Güter
Troſtlos beweinen, bald mich ſelbſt verwünſchen.
Unſeliges Geſchick, das über mich
Verhängt iſt! Auf des Glückes lichten Höhen
Konnt' ich einſt ſtolz auf meine Güter zeigen,
Vor allen Erdgebornen reich begabt.
Jezt in des Unglücks Tiefen kann ich wieder
Mich rühmen, daß ich ausgezeichnet ward
Vor allen Sterblichen; denn keinem ward
So reich, wie mir, des Kummers Maaß zu Theil.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Humboldt.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 126. Freitag, 15. December 1837.

Sprachkunde.

1) Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit der menschlichen Sprachbaue und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Von Wilhelm von Humboldt. Erster Band. Berlin, 1836. gr. 4.

Als vor zwei Jahren der Dichter Wilhelm von Humboldt in Tegel gestorben war, verbreitete sich die Nachricht, daß sein Bruder, der berühmte Sprachforscher Wilhelm, welcher die Vermuthung aufgab, selber die historische habe, auf seine Forschungsreise von den sprachverschiedenen Völkern zu reisen, sich entschlossen habe, den Nachlaß seines Bruders von Tegel nach Berlin, wo er selber wohnt, zu schaffen, um ihn, wie er selber Theil daran gehabt, also auch bearbeitet, seinen ersten Bruder, großen Sprachmann zu einer vollendeten Zeit, nach einer Jahrelist aber, an der er sich zur Vollendung mit seinem Schreiber Brzesowsky, — der wenn er nicht ein ebenbürtiger Sprachmann ist, doch ein tüchtiger Sprachkenner ist, — bekannt war, dem geistigen Denkmahle einen würdigen Sprachbau hinzuzufügen, und so ein Ganzes zu vollenden, das, wie es nun vorliegt, ein Denkmahl ist, das seines Gleichen sucht, und wohl lange suchen wird, ehe es ein ähnliches findet. Auch ist es vorgekommen mißbrauchlichen Abweichungen, welche er auf seinen Reisen in Frankreich, England, Deutschland, Italien und Griechenland angetroffen hat, sich von sich selber loszusagen und Gesetz und Gewöhnung zu finden. Dem sein Grundsatz konnte es bei seinen Reisen nie Abweichungen der einzelnen Individuen, Provinzialismen und Dialecte von reinmenschlichen Gesetzen der Sprache, sondern nur Abweichungen von diesen Gesetzen finden, der Gesetze in einem bestimmten Theile Sprachgenossen gelebt und nun die Gesetze hatte, menschenähnlich mit Irrthümern eben Menschen über den Ursprung seiner Mittheilung Bescheid gegeben hatte, und sagen hatte, wie sie sich gebildet hatten, und wie sie sich bildeten, und wie sie sich bilden würden. Und so ist es denn auch gekommen, daß wir jetzt ein vollendetes Ganzes haben, das, wie es nun vorliegt und seine Gestalt erhalten erhalten haben.

Auf Java und Sumatra, wo Wilhelm von Humboldt seinen Bruder, den berühmten Arzt und Naturforscher Heinrich gegen Sprachforscher, ist eingenommen sich Bruder und Schwester der Sprachkunde. Der Bruder hat seinen eigenen Weg gegangen, und ist, wie es scheint, auf seinen Reisen in Europa und Asien, wo er sich mit Sprachen und Sprachkunde beschäftigt hat, nicht mit Sprachen, sondern mit Sprachen, und hat sich, wie es scheint, nicht mit Sprachen, sondern mit Sprachen beschäftigt

ganzen Werks verdanken wir dem schon genannten Dr. Buschmann, der viele Jahre lang einem ehrenvollen Vertrauen von Seiten Humboldts durch die treueste Anhänglichkeit entsprochen hat. Das Ganze tritt unter den Auspicien des überlebenden Bruders Alexander ans Licht und ist von der Druckerei der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin mit gewohnter Eleganz ausgestattet.

Wer in diesem Werke dem Titel zufolge nichts weiter, als etwa eine bloße Grammatik einer bis daher unbekannten und wohl ebenso unnützen Sprache erwartete, würde sehr irren, und wir müssen uns beeilen, unsern Lesern, sofern sie das Buch noch nicht selbst kennen, eine Vorstellung von dem glücklichen Standpunkte zu geben, von welchem aus der Verfasser die an sich allerdings unbedeutende Sprache betrachtet und von der fruchtbaren Verbindung, in welche er sie mit der ganzen Civilisation eines weiten Erdstrichs zu setzen versteht.

Einige malayische Völkerschaften, zu welchen der Verfasser mit den Bewohnern von Malacca die Bewohner aller Inseln des großen südlichen Oceans zählt, deren Sprachen mit der im engern Verstande malayisch genannten auf Malacca zu einem und demselben Stamm gehören — haben eine so reiche Fülle indischer Kultur in sich aufgenommen, daß man nach der Versicherung des Verfassers (Einl. S. VIII) vielleicht nirgends ein zweites Beispiel einer Nation findet, die, ohne ihre Selbstständigkeit aufzuheben, in diesem Grade von der Geistesbildung einer andern durchdrungen worden wäre. Die Erscheinung im Ganzen ist an sich sehr begreiflich. Ein großer Theil des Archipels, und gerade ein durch Klima und Fruchtbarkeit vorzugsweise anlockender, lag in geringer Entfernung von dem großen Festlande Indiens; es konnte daher an Gelegenheiten und Punkten der Berührung nicht fehlen. Wo aber eine solche eintrat, mußte die Uebermacht einer so uralten und in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit ausgebildete Civilisation, als die indische war, Nationen von reger und lebendiger Empfänglichkeit nach sich reißen. Es war dies indeß mehr eine moralische, als eine politische Umwandlung. Wir erkennen sie an ihren Folgen, an den indischen Elementen, die sich in einem gewissen Kreise der malayischen Stämme der Wahrnehmung unabweisbar aufdrängen; wie aber diese Vermischung entstanden ist, darüber gehen unter den Malayen selbst nur ungewisse und dunkle Sagen. Hätten mächtige Völkerzüge und große Eroberungen diesen Zustand bewirkt, so würden sich deutlichere Spuren dieser politischen Ereignisse erhalten haben. Geistige und sittliche Kräfte wirken wie die Natur selbst unbemerkt, und wachsen plötzlich aus einem Samen empor, der sich der Beobachtung entzieht. Auch die ganze Art, wie der Hinduismus in den malayischen Stämmen Wurzel schlug, beweist, daß er, als geistige Kraft, wieder geistig anregte, die Phantasie in Bewegung sezte und durch den Eindruck mächtig wurde, den er auf die Bewunderung bildungsfähiger Völker hervorbrachte. In Indien selbst, in dem, was wir von indischer Geschichte und Literatur wissen, finden wir, so viel bekannt ist, keine Erwähnung des südöstlichen Archipels. Von diesem selbst ging daher nichts aus, was auf das Festland hätte irgend bedeutend einwirken können. Die mächtige Wirkung übte Indien, und wahrscheinlich sogar durch Colonien, deren Absicht es nicht war, das Stammland fernerhin als ihre Heimath zu betrachten oder Verbindungen damit zu unterhalten. Die Ursachen davon konnten mannichfaltig seyn, und besonders mochten dabei die buddhistischen Verfolgungen ins Spiel kommen.

Um nun aber die Vermischung indischer und malayischer Elemente und den Einfluß Indiens auf den ganzen südöstlichen Archipel gehörig zu würdigen, muß man die verschiedenen Arten seiner Wirksamkeit unterscheiden, und dabei schon darum von derjenigen ausgehen, welche, wie früh sie auch begonnen haben mag, bis in die späteste Zeit hin fortgesezt worden ist, weil sie auch natürlich die deutlichsten und unverkennbarsten Spuren hinterlassen hat. Hier übt nicht nur, wie bei aller Völkervermischung, die geredete fremde Sprache, sondern zugleich die ganze in und mit ihr aufgeblühte geistige Bildung Einfluß aus. Ein solcher nun ist unläugbar in dem Uebergange indischer Sprache, Literatur, Mythe und religiöser Philosophie nach Java sichtbar, und hiervon handelt, freilich mit nächster Beziehung auf die Sprache, die ganze Folge dieser Schrift. Diese Art des Einflusses traf nur den eigentlich indischen Archipel, den malayischen Kreis im engern Verstande, vielleicht aber auch diesen nicht ganz, und jedenfalls nicht in gleichem Maaße. Der Brennpunkt dieses Einflusses war so sehr Java, daß man nicht mit Unrecht zweifelhaft bleiben kann, ob nicht der auf den Ueberrest des Archipels großentheils nur ein mittelbarer, von dieser Insel ausgehender war. Der Culminationspunkt des indischen Einflusses auf die malayische Bildung ist nun die Blüthe der Kawisprache, als die innigste Verzweigung indischer und einheimischer Bildung auf der Insel, welche die frühesten und zahlreichsten indischen Ansiedelungen besaß.

Nach solchen umfassenden Rücksichten wird nun die Kawisprache betrachtet. Das erste Buch, das bis jezt allein erschienen, ist gleichsam nur ein vorbereitendes, und handelt im Allgemeinen von den Verbindungen zwischen Indien und Java, wo dann alle vorhandenen Data scharfsinnig gesondert und sorgfältig combinirt werden. Im ersten Capitel, Sagen und geschichtliche Angaben betitelt, ist zunächst von der Ungewißheit des Anfangs der Verbindungen mit Indien, von der javanischen Aera und der Bezeichnung der Zahlen durch Wörter die

Digitized by Google

Rede. Das zweite enthält eine Beurtheilung des Alters und der Art der Verbindungen mit Indien aus dem Zustande Javas in Sprache, Einrichtungen und Gebräuchen, wobei unter anderem namentlich auch von den Spuren der indischen Casteneintheilung und der Wittwenverbrennung die Rede ist. Das dritte, ungleich umfangreichste und wichtigste handelt von der Einführung und dem Einfluß des Buddhismus auf Java, wobei mancherlei architektonische und Schrift-Documente in Betracht kommen. Namentlich wird die Mythe vom Gotte Batara Guru, als ein bisher nicht beachteter Beweis, daß die Buddhalehre auch, und in früher Zeit, auf Java überging, ausführlich erörtert, und wir wollen nicht unterlassen, zur Probe javanischer Mythologie einen Abschnitt aus dem „Manek Maya," die Cosmogonie betreffend, mitzutheilen.

„Nach dem Manek Maya, berichtet der Verfasser (S. 200), waren vor Erschaffung der Himmel und der Erde der allmächtige Ordner, und in dem Mittelpunkt des Universums Sang Ywang Wisesa (der mit Stärke Begabte) allein vorhanden. Auf das inbrünstige, an den Allmächtigen gerichtete Gebet Wisesas entstand ein furchtbarer Streit der Elemente, von glockenähnlichen Tönen begleitet. Wie Wisesa aufblickte, sah er eine Kugel über sich schweben, und wie er sie ergriff, zersprang sie, und bildete drei Theile: Himmel und Erde, Sonne und Mond, und den Menschen oder Manek Maya. Diesem menschlichen Wesen ertheilte Wisesa den Namen Sang Ywang Guru, und übergab ihm zu freier Verfügung die Erde und alles zu ihr Gehörende. Die noch von jedem Winde hin und her geworfene Erde flehte um einen sichern Standort; Sonne, Mond und Himmel, von ihrer Angst gerührt, kamen zu ihrer Hülfe herbei, und in einem heftigen Orkane wurde die Erde befestigt, aber die streitenden Gewässer erhielten ihren Salzgeschmack und ihre Neigung sich zu trüben. Durch die gleichzeitige beständige Gegenwart der Sonne und des Mondes leuchtete ein ewiger Tag. Guru gab durch die von der Gottheit erhaltene Machtvollkommenheit beiden Gestirnen ihre abwechselnde Bestimmung; die Sonne zog sich am Abend in den Schooß des Feuers, der verschwindende Mond in den der Gewässer zurück. Auf sein Verlangen erhält Guru von der Gottheit, daß ihm, ohne weibliche Mitwirkung, neun Söhne und fünf Töchter entstehen. Diese neun Söhne bekommen die Herrschaft über die Weltgegenden, und diese Bestimmung ist sichtbar die Ursache ihrer Zahl. Denn die fünf ersten sind die hauptsächlichsten; vier nehmen, indem der fünfte den Mittelpunkt der Erde beherrscht, die vier Cardinalpunkte des Compasses ein. Den vier übrigen fallen die Zwischenpunkte zu. Unter den Weltgegenden selbst ist die Ordnung von Osten nach Süden, dann Westen und Norden beobachtet. Jeder der fünf ältesten Söhne hat einen Pallast von verschiedenem Metall: Silber, Kupfer, Gold, Eisen und Glockenmetall; jeder einen See von verschiedener Flüssigkeit: Cocosnußmilch, Blut, Honig, Indigo und heißem Wasser; jeder einen eigenen Vogel, einen ihm geweihten Tag nach der altjavanischen fünftägigen Woche, und fünf javanische Buchstaben, vermuthlich als Zauberformeln, nach Ordnung des Alphabets. Guru begibt sich im Verfolge der Erzählung unter die Erde, welche aus sieben unter einander liegenden Regionen besteht. Er setzt jeder einen göttlichen Herrscher vor, wobei bemerkenswerth ist, daß Ganga als männliche Gottheit erscheint. Bei seiner Rückkehr aus diesen unterirdischen Reichen bemerkt er das der Erde fehlende Gleichgewicht, und ordnet zur Herstellung desselben die Bergversetzung an. Er erhält hier auf eben die Weise, wie Siwa in der indischen Mythe von der Umbutterung des Oceans, den Namen Nilakantha, d. i. Blauhals. Nach vollendeter Bergversetzung gebraucht er die Götter, ihm einen Himmel zu bauen, und wetteifert in der Gestaltung, wie in der Bevölkerung desselben durch männliche und weibliche menschliche Wesen mit dem Himmel des Allmächtigen, um mit diesem auf gleicher Linie zu stehen. Darauf heirathet er Batari Uma. Allein Uma wird in ein Ungeheuer, unter dem Namen Durga, verwandelt, einer andern Ungestalt, Sang Ywang Kala, zum Weibe gegeben, und aus der Götterwohnung verbannt u. s. f."

Das zweite Buch, mit welchem der folgende Theil beginnen wird, stellt nach der Mittheilung des Herausgebers den grammatischen Bau der Kawisprache, aus dem Heldengedichte Brata Yuddha entwickelt, in fortwährender Vergleichung mit allen übrigen bekannten malayischen und Südseesprachen dar. In dem dritten Buche ist der Charakter jedes dieser Idiome einzeln bestimmt, besonders der des Madelassischen, Tagalischen, Tongischen, Tahitischen und Neuseeländischen.

Noch haben wir schließlich über die fast zwei Drittheile des Bandes umfassende vortreffliche Einleitung zu berichten, in welcher der Zusammenhang der Sprachverschiedenheit und Völkervertheilung mit der Erzeugung der menschlichen Geisteskraft, als einer sich nach und nach in wechselnden Graden und neuen Gestaltungen entwickelnden, insofern sich diese beiden Erscheinungen gegenseitig aufzuhellen vermögen, betrachtet wird. Diese Einleitung ist eine Art Philosophie der Sprache oder etwa das, was man sonst allgemeine Sprachlehre nannte, der es zwar genau genommen an strenger wissenschaftlicher Schärfe und Ausführung fehlt, die sich indeß schon durch die hohe Stellung und Bedeutung empfiehlt, welche der Sprache im Zusammenhang mit der ganzen Entwicklung der Völker zugeschrieben wird. Die Sprachen sind dem Verf. in der primitiven Bildung des Menschengeschlechts

die erste nothwendige Stufe, von der aus die Nationen erst jezt höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande sind. Sie wachsen auf gleich bedingte Weise mit der Geisteskraft empor und bilden zugleich das belebend anregende Princip derselben. Beides aber geht nicht nach einander und abgesondert vor sich, sondern ist durchaus und unzertrennlich dieselbe Handlung des intellektuellen Vermögens. Indem ein Volk der Entwicklung seiner Sprache, als des Werkzeugs jeder menschlichen Thätigkeit in ihm, aus seinem Innern Freiheit erschafft, sucht und erreicht es zugleich die Sache selbst, also etwas Anderes und Höheres; und indem es auf dem Wege dichterischer Schöpfung und grübelnder Ahnung dahin gelangt, wirkt es zugleich wieder auf die Sprache zurück. Wenn man die ersten, selbst rohen und ungebildeten Versuche des intellektuellen Strebens mit dem Namen der Literatur belegt, so geht die Sprache immer den gleichen Gang mit ihr, und so sind beide unzertrennlich mit einander verbunden.

Bei dieser ganzen Arbeit fühlt man allenthalben den weiten Ueberblick und die reiche Erfahrung eines Mannes, dem es durch die Macht seiner Intelligenz und die nicht geringere Macht seines Willens, durch Begünstigung äußerer Verhältnisse, und durch Studien, welche der häufige Wechsel des Aufenthalts und sein öffentliches Leben nicht zu unterbrechen vermochten, vergönnt war, tiefer in den Bau einer größern Menge von Sprachen einzudringen, als wohl noch je von einem Geiste umfaßt worden sind, und so dürfen wir uns wohl freuen, die lezten und höchsten Resultate dieser das ganze Sprachgebiet berührenden Forschungen in der Einleitung dieses Werkes entwickelt zu finden.

Der Herausgeber beschließt seine Vorrede mit den Worten Schillers: „Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, den Werth des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, mit dem er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet," und fügt hinzu: „Wo aber der Stoff gleichsam die Form beherrscht und hervorruft, wo Anmuth der Sprache sich aus dem Gedanken, wie aus des Geistes zartester Blüthe, entfaltet, da wird die Trennung, welche jenes Vorurtheil bezeichnet, leicht gehoben. Wenn nicht alle meine Hoffnungen mich täuschen, so muß das vorliegende Werk, indem es den Ideenkreis so mächtig erweitert, und in dem Organismus der Sprache gleichsam das geistige Geschick der Völker deuten lehrt, den Leser mit einem aufrichtenden, die Menschheit ehrenden Glauben durchdringen. Es muß die Ueberzeugung darbieten, daß eine gewisse Größe in der Behandlung eines Gegenstands nicht aus intellektuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Größe des Charakters, aus einem freien, von der Gegenwart im beschränkten Sinne und den unergründeten Tiefen der Gefühle entspringt."

Jugendschriften.

1) Deutsches Lesebuch für Schulen. Sammlung aus deutschen Dichtern und Jugendschriftstellern von Carl Oltrogge. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. Hannover, Hahn, 1835.

2) Deutsches Lesebuch für die mittlern Klassen, von R. H. Hirke, Zeiz, Webel. Leipzig, Eisenach, 1837.

3) Litterature de la jeunesse et de l'age mur par A. Vinet. Bâle, Neukirch, 1836.

Das erstgenannte Werk, dessen erste Auflage wir in diesen Blättern früher schon empfohlen, enthält eine reiche Auswahl poetischer und prosaischer Stücke, die vorzüglich geeignet sind, Gefühl und Phantasie der Jugend anzusprechen. — Die Sammlung von Hirke strebt sich durch die Aufnahme von Stücken aus der modernsten Literatur zu empfehlen; obgleich Fürst Pückler, Varnhagen von Ense, Steffens, Johanna Schopenhauer ꝛc. nicht gerade für mittlere Klassen an Gymnasien geschrieben haben. — Das französische Werk enthält lauter Stücke aus französischen Dichtern und Prosaisten, von Bossuet, Montesquieu, Corneille bis auf Victor Hugo, Lamartine, Thiers, Beranger ꝛc.

4) Der physikalische Jugendfreund. Eine Reihe von Kunststücken aus verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften. Von W. F. A. Zimmermann. Stuttgart, Weise und Stoppani, 1837.

Elektrische, magnetische, elektromagnetische, optische, katoptrische, akustische, mechanische, hydraulische, pneumatische und chemische Kunststücke, Spiele und Verwandlungen zur nützlichen und angenehmen Unterhaltung. Anweisungen, im Kleinen den Blitz nachzuahmen, elektrische Glockenspiele, Tänze, Schaukeln, Windmühlen ꝛc. zu verfertigen, Anweisungen zu Spielereien aller Art mit dem Magnet, zu Guckkasten, Camera Obscura, Schattenspielen, Panorama, Kaleidoscop, zu prismatischen Spielen, zu artigen Versuchen mit dem Spiegel und Hohlspiegel, optischen Verwandlungen, zu akustischen Spielen, Chladni'schen Klangfiguren, zu mechanischen Versuchen mit Holz und Pappe, mit Gläsern, Spritzen ꝛc., zu Luftballons, chemischen Lichtern, farbigen Dinten ꝛc. Eine reiche Auswahl.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 127. Montag, 16. December 1837.

Taschenbücher auf 1838.

Minerva für 1838. Den Freunden der Tonkunst gewidmet von H. Berghaus. Stuttgart, Hoffmann.

Wer seine Vorliebe in Gedicht, bei Freund, Braut, Bräutigam, Bruder und Schwester, die Einheit und Innigkeit der Liebe, die Treue und Hingebung, die Sehnsucht und Ahnung, den Jrrthum und Zwiespalt, den Leichtsinn und Ueberdruß, die Lust und Unlust, die Freude und Wehmuth, die Ruhe und Unruhe, die Sicherheit und Verzweiflung, die Ueberzeugung, Meinung und Ansicht, die Hoffnung und Erfüllung, die Gegenwart und Zukunft, die Vergangenheit und Erinnerung, die Ehre und Schande, die Tugend und Laster, die Sünde und Buße, die Gnade und Strafe, die Liebe und Gerechtigkeit, das Gute und Böse, die Wahrheit und Lüge

Wirksamkeit gewählt hat. Dieser eigenthümliche Literaturzweig scheint mit jedem Jahre zu einem wahren Fluthberge anschwellen zu wollen. Kann aber unsere Wissenschaft der Erdkunde Nutzen aus ihr ziehen? Schwerlich! Mit „sehr seltenen, zugleich aber auch sehr ehrenwerthen“ Ausnahmen ist diese Reiseliteratur für uns verloren; sie bewegt sich, der Masse nach, mehr auf dem Felde der Phantasie als auf dem der trocknen Wirklichkeit, ja, was noch schlimmer ist, sie findet ein Wohlgefallen an literarischer Klatscherei, an Plauderei — wir wollen nicht einen noch bezeichnenderen Ausdruck gebrauchen — über die zartesten Verhältnisse von Individuen und Familien. Doch damit begnügt sich die neueste Literatur nicht! Wahrheit und Dichtung stehen einander auf diesem Standpunkte wie feindliche Pole gegenüber, und ist die Form, in welche die Dichtung gefaßt ist, noch so ästhetisch, sie wird dadurch doch nicht Wahrheit, die allein schön; ja sie wird in ihrer ästhetischen Form um so gefährlicher, wenn der Phantasie dichterisch-psychologische Kraft innewohnt, die den erfundenen Gebilden einen verführerischen Anstrich von Wahrhaftigkeit verleiht. Noch ist die Kenntniß von der Natur nicht so verbreitet, daß die Allgemeinheit das Wahre von dem Ersonnenen unterscheiden könne, darum halten wir Schriften, in denen man sich bemüht, den abgeschmacktesten Dingen einen gewissen Grad von innerer Wahrscheinlichkeit zu geben, für schnöde Zeittödtung, für Erzeugnisse ohne Sinn, die nur Verwirrung der Begriffe zum Erfolge haben. Und werden dann an die Spitze derartiger Erzeugnisse müßiger Köpfe Namen von Männern gestellt, die der Naturforschung ein ganzes Leben voll Thätigkeit widmeten oder es ihr gar zum Opfer brachten, so weiß man in der That nicht, soll man mehr den Erfinder wegen seiner Keckheit, oder den Zeitgeschmack beklagen, der an den ihm aufgetischten Dichtungen dieser Art noch immer ein Gefallen, mindestens kein Mißfallen findet. Auf diese Weise ist der Name des unglücklichen La Pérouse gemißbraucht worden in einer Schrift, deren Inhalt zu weit von der Wahrscheinlichkeit sich entfernt, als daß sie, trotz alles affektirten Ernstes, auf Witz und Komik Anspruch zu machen fähig sey.“ *

Nach dieser sehr umfassenden Einleitung folgt in größer gedrucktem Text eine kurze Uebersicht der Epochen der vorzüglichsten Entdeckungen vor Cook, die Fortsetzung des Aufsatzes über die vulkanischen Erscheinungen, dessen Anfang im vorigen Jahrgang stand, und ostsibirische Reisebilder. Die letzten gewähren uns eine sehr klare Ansicht eines minderbekannten Theiles von Sibirien, des Lena-Flußgebiets und der Stadt Jakutz. Der Reisende, Adolf Erman, schildert lebhaft und knüpft überall interessante Bemerkungen an, z. B. über die Kröpfe, die sich unter der erst noch ganz jungen und kerngesund in den Gebirgen an der Lena angekommenen russischen Bevölkerung eingenistet haben; über den Handel von Jakutz nach China und Nordamerika, über Sitten und Geselligkeit ꝛc. Den Schluß macht eine Schilderung von Antiocheia und seiner alten Ruinen, die Arundell in Pisidien entdeckt hat, und Ansichten von den karolinischen Inseln von Mertens, deren Pflanzenwelt und Bewohner betreffend. So ist denn dieser Jahrgang mit großer Liebe und großem Fleiß ausgestattet, reich, belehrend und unterhaltend, wie wohl kaum ein sogenannter poetischer.

* Letzte Schicksale und Entdeckungen des französischen Schiffs-Capitains Grafen de La Pérouse und der Mannschaft der Fregatte La Boussole jenseits des 85sten Grades nördlicher Breite. Hanau, König 1857.

Bilderwerke.

1) Das malerische und romantische Deutschland in 10 Sektionen mit 260 Stahlstichen. Zweite Sektion. Schwaben von G. Schwab mit 30 Stahlstichen. Erste Lieferung. Leipzig, Wigand.

Ein schönes Unternehmen, dem wir guten Fortgang wünschen. Deutschland wird hier in zehn Kreise getheilt, aus denen je die schönsten oder merkwürdigsten Gegenden für den Stahlstich von guten Zeichnern ausgewählt und von landeskundigen Männern mit beschreibendem Text begleitet werden. Schwaben hat Gustav Schwab übernommen, der durch seine Beschreibungen der schwäbischen Alp und des Bodensees, so wie durch seine poetischen Bearbeitungen schwäbischer Sagen und Geschichten seinen vorzüglichen Beruf zu einem patriotischen Geschäft dieser Art bewährt hat. Die Zeichnungen sind von dem als Landschaftmaler rühmlichst bekannten L. Mayer, dem Bruder des Dichters Karl Mayer in Waiblingen, die Stahlstiche der ersten Lieferung stellen dar: Canstadt (mit Umgegend, der Blick den Neckar aufwärts), Marbach (das Innere des Orts mit dem Geburtshaus Schillers), Weinsberg (das alte berühmte Bergschloß „die Weibertreue“ im Hintergrunde, im Vordergrunde die gastliche Wohnung des berühmten Dichter und Geisterseher Justinus Kerner). Schwab hat die Beschreibung der interessantesten Punkte Schwabens in das anmuthige Gewand einer Reisebeschreibung gekleidet.

Digitized by Google

2) Malerischer Atlas und beschreibende Darstellungen aus dem Gebiete der Erdkunde, herausgegeben von Ed. Pöppig. Erste Lieferung. Leipzig, Hartleben, 1838.

Der berühmte Leipziger Professor, der Jahrelang am Amazonenstrom und in den Gebirgen Chiles und Perus zubrachte, hat sich an die Spitze dieses Unternehmens gestellt, was für dasselbe allerdings eine glänzende Empfehlung ist. Die Verlagshandlung hat früher schon ihr Geschick in der Auswahl und Verbreitung guter Stahlstiche beurkundet. Wir sehn also einem soliden Bildwerke entgegen. Die erste Lieferung enthält drei Stahlstiche, den schönen Hafen von Matanzas, den nicht minder schönen von Khania und die großartigen Ruinen von Balbec. Der Text enthält drei orientirende Abhandlungen über Matanzas, Kreta und Kurdistan.

3) Das Kaiserthum Oesterreich. Beschrieben von A. A. Schmidl. Erste Abtheilung. Tirol mit Vorarlberg. Stuttgart, Scheible, 1837.

Der Verfasser bezweckt, ein möglichst vollständiges geographisch-statistisches Handbuch der österreichischen Monarchie zu geben, und theilt hier zunächst eine Uebersicht mit über Tirols Gebirge, Pässe, Thäler, geognostische Beschaffenheit, Höhlen und Bergstürze, Flüsse und Seen, Wasserfälle, Mineralquellen, Klima, ferner über das Volk, die Seelenzahl, Abstammung und Sprache, körperliche Beschaffenheit, Wohnungen, Sitten, Nahrung, Viehzucht, Gewerbe, Handel, Bergbau; über den Staat, die Verfassung, Kirche, Justiz, Bildungsanstalten, Kriegswesen. Dann eine verhältnißmäßig gedrängte Topographie Insprucks und der übrigen Hauptorte und Thalgebiete. Die Quellen, aus denen der Verfasser diese Uebersichten schöpfte, sind angegeben. Das Werk ist sehr schön gedruckt und würde sich noch mehr empfehlen, wenn die zahlreichen Abbildungen theils überhaupt besser, theils gleichförmiger wären.

Unterhaltungsschrift.

Bibliothek des Frohsinns. Acht Sektionen. Stuttgart, Köhler, 1837.

Von allen Sektionen dieser dem Frohsinn gewidmeten Sammlung sind Fortsetzungen erschienen, doch ist das Ganze noch nicht vollendet. Sie umfaßt Anekdoten, Curiositäten, Parodien und Travestien, humoristische Kleinigkeiten oder Fragmente, komische Briefe und Zeitungsanzeigen, wozu noch zuletzt eine sogenannte Volksharfe, d. h. Nationallieder aller Völker und Zeiten (nicht bloß komischen Inhalts) und Räthsel gekommen sind. Im Ganzen läßt sich von dieser Sammlung rühmen, daß sie sehr reichhaltig ist und wirklich Stoff zur Erheiterung und Lust in Menge darbietet; was in unserm prüden oder sentimental-lüderlichen und überall vornehm thuenden Jahrzehent sehr zu schätzen ist. Wir sind daher auch weit entfernt, das Plebejische zu verwerfen, das sich zuweilen in diese Sammlung eingemischt hat. Der Scherz muß derb seyn dürfen. Nur die vielen Judenwitze und Berlinerwitze, die zwar den Stempel der Modernität tragen, aber gar zu trivial sind, hätten wir hinweggewünscht. Das ist alles geist und gemüthlos, der auf Subscription herausgegebene schale Wortwitz, der nicht die Kraft hat, Sachwitz zu seyn, alles Spreu, nichts Kern, alles fade, nichts gesalzen. Diesem modernen Judenkatzenjammer, der sich um Gotteswillen für Witz verkauft, sind die alten Sterlingswitze von Eulenspiegel, Taubmann, Küau, Klaus Narr, dem Pfaffen vom Kalenberge, Bebelius ꝛc. unendlich vorzuziehen und werden ihn durch alle Zeiten überdauern. — Die „Volksharfe“ enthält die schönsten Gedichte aus den bekannten Sammlungen älterer und fremder Volkslieder, nordische, spanische, serbische, polnische ꝛc. Da die meisten ernst, viele sogar hochtragisch sind, gehörten sie eigentlich nicht zur Bibliothek des Frohsinns, sondern hätten für sich erscheinen sollen. — Unter der Rubrik „Räthsel“ theilt J. G. M (oser) die Fortsetzung seiner bereits früher erschienenen Räthsel mit. Räthsel sind sein Fach. Er hat sie durchdacht wie kein anderer neuerer Dichter. Er hat schärfer, als es bisher irgend geschehen, das beschreibende Räthsel vom sinnbildlichen getrennt, d. h. das, dessen Gegenstand in der Aufgabe nur genau beschrieben wird, von dem, dessen Gegenstand metaphorisch umschrieben wird. Die letztere Gattung (wozu Novalis Weinlied und einige noch nicht ganz rein metaphorisch gehaltene Räthsel von Schiller gehören) ist natürlicherweise die am meisten poetische und erhebt das sonst so schlichte und bescheiden einen niedern Rang behauptende Räthsel in die höhern Regionen der Poesie.

Jugendschriften.

5) Gellerts sämmtliche Fabeln und Erzählungen. Mit Vignetten von G. Osterwald. Neueste Originalausgabe. Leipzig, Hahn, 1838.

Eine sehr elegante Ausgabe mit Holzschnitt-Vignetten, die durchgängig vortrefflich sind. Der Humor eignet sich

Digitized by Google

für Holzschnitte ungleich mehr, als romantisch tragische Scenen. Ein einziger Zug und Umriß im Holzschnitt drückt schon genug des Komischen aus, während das Sentimentale oder gar Tragische auch eine edlere und kunstvollere Zeichnung verlangt. Das vorliegende Werk wird Jedem, der es in die Hand nimmt, gefallen und eignet sich vorzüglich gut zu einem Neujahrsgeschenk.

6) Die reinsten Quellen jugendlicher Freuden oder 300 Spiele zur Ausbildung des Geistes, Kräftigung des Körpers ꝛc., von J. A. L. Werner. Zweite vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig, Arnold, 1836.

Ein empfehlenswerthes Buch, das durchgängig Anweisungen zu solchen Spielen enthält, die der Jugend zumal in unserm sitzenden Jahrhundert am zuträglichsten sind. Wenn man sieht, wie unsere sechsjährigen Knaben schon schwere Bücherranzen zur Schule schleppen, und zehnjährige vom ersten Hahnkräben bis acht Uhr Abends in der Schule und für die Schule angestrengt werden (da sieben Schulstunden in einem Tage gar nichts seltnes sind und daneben eine Menge Präparationen und Ausarbeitungen nöthig sind), und wenn man endlich aus diesem Grunde schon vierzehnjährige Knaben mit Brillen gehn sieht, so fühlt man sich weniger zur Bewunderung der höchsten Schulbehörden und Kultministerien als zum Mitleid mit der armen Jugend hingerissen, und preist mit ihr den goldnen Mann, der den Schlaf erfunden hat und den Sonntag und die Ferien und das Turnen und die Spiele im Freien, die einzigen Remedien gegen das immer weiter um sich fressende, von Lorinser mit dem größten Recht zur Freude jedes Menschenfreundes öffentlich angeklagte Unwesen des Zuschandensitzens der armen Kinder in den Schulen.

Das vorliegende Werkchen enthält die reichste Auswahl von Spielen, wobei der Körper der Jugend thätig ist, Ball-, Kugel-, Kegel-, Scheibenspiele, Schießen, Bewegungsspiele im Freien und für die Winterstube, endlich auch Spiele des Witzes und Gedächtnisses.

7) Jugend-Blätter. Monatschrift zur Förderung wahrer Bildung, herausgegeben von C. G. Barth und L. Hänel. Stuttgart, in Commission bei Steinkopf. Straßburg, bei Scheurer, 1837.

Nach Art der Pfennigmagazine mit Holzschnitten und sehr mannichfaltigen Inhalts. Der Grundton ist ein religiöser, und doch huldigt diese Zeitschrift im Uebrigen der realistischen Richtung unserer Zeit, d. h. sie theilt aus dem Gebiet der Natur und Kunst, der alten und neuen Geschichte eine Menge wissenswürdige und interessante Dinge mit. Wir müssen gestehen, daß uns dies die richtigste Methode scheint. Frömmigkeit allein ohne Unterweisung in anschaulichen und nützlichen Dingen artet leicht in die sogenannte Salbaderei und langweiliges Moralisiren aus; die Unterweisung in allen möglichen Realien aber ohne einen religiösen Ernst artet ihrerseits wieder in eine Oberflächlichkeit ohne Tiefe und in materialistische Richtungen aus, und die liebe Jugend wird zu einer Klugheit abgerichtet, vor der sie nicht mehr zur Weisheit gelangen kann. Die Methode, die beides verbindet, wird sich als die am meisten würdige und zugleich praktische bewähren.

8) Die Fahrten und Abenteuer des kleinen Jakob Fingerlang. Ein Mährchen von Gotthold Kurz. Nürnberg, Bäumler, 1837.

Je weniger die meisten, für die Unterhaltung der Kinder bestimmten Schriften diesem Zweck entsprechen, desto mehr Auszeichnung verdient vorliegendes Mährchen. Die Abenteuer des kleinen Fingerlang sind so ganz im Geiste der kindlichen Phantasie gedacht und in einer so einfachen und freundlichen Sprache vorgetragen, daß sie für Kinder, die noch nicht zu altklugen Weisheitspilzen verschwazt worden sind, das größte Interesse haben werden. Was aber das Beste ist: indem die Kinder sich für ihren kleinen Freund interessiren, indem sie ihn theilnehmend durch alle Verfallenheiten seines Miniaturlebens hin begleiten werden, wird sich ihnen, ohne daß es ihnen in langweiligem Raisonnement vorgepredigt wird, die Wahrheit einprägen, daß auch ein kleiner Mensch schon durch redlichen Sinn, verbunden mit Ueberlegung, Geschick und unermüdlicher Thätigkeit, manches Gute und Heilsame vollbringen und durch manches Ungemach zu einem erfreulichen Ziele hingeleitet werden könne. — Wir empfehlen dieses Buch, welches sich dem Speckter'schen Fabelbuch * und Güll's Kinderheimath ** würdig an die Seite stellt, angelegentlichst als ein durchaus passendes Weihnachtsgeschenk für Kinder. Auch die Kupferchen, nach Zeichnungen von P. C. Geißler, mit welchen das Büchlein geschmückt ist, verdienen alles Lob.

---

* Hamburg bei Perthes.
** Stuttgart bei Liesching.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 128. Mittwoch, 29. December 1837.

Sprachlehre.

1) Die deutsche Sprache und ihr Literatur, von Theodor Wilhelm Danzel. Erster der deutschen Sprache und Literatur zum Unterrichte an Schulen. Erster Band, die deutsche Sprache. Leipzig, bei Hahn. 1836.

Jeder Deutsche hat die deutsche Grammatik studirt und kennt sie, wenn er sie nicht kennt, so glaubt er sie doch zu kennen, und wenn er sie nicht kennt und nicht zu kennen glaubt, und ihrer Unterweisung sich gar nicht unterzieht, so hat er doch seine Ansichten von Sprache und Sprachlehre, und wenn er keine solche hat, so ist er doch ein Deutscher, und wenn er auch nicht ein Deutscher ist, so ist er doch ein Mensch, und wenn er auch nicht ein Mensch ist, so ist er doch ein Thier, und wenn er auch nicht ein Thier ist, so ist er doch ein Ding, und wenn er auch nicht ein Ding ist, so ist er doch ein Nichts, und wenn er auch ein Nichts ist, so ist er doch ein Nichts, und wenn er auch ein Nichts ist, so ist er doch ein Nichts, und wenn er auch ein Nichts

in ihrer historischen Entwicklung kennen zu lernen. Aber auffallend bleibt es, daß zu einer Zeit, in der die Anforderungen an Candidaten des Lehramts so sehr gesteigert werden, dieselben gerade in Bezug auf die Kenntniß der Muttersprache sehr gering sind, weßhalb sich die Candidaten auch auf dieses Fach der Prüfung, so wie auf die Religion, gar nicht zu präpariren pflegen. Es wäre gewiß nicht zu viel verlangt, wenn man von diesen Herren auch die Kenntniß unserer ältern Sprachstände und die Erklärung eines Stücks aus einem unserer alten Dichter forderte. Man hat diese Forderung schon auf die Schüler unserer Gymnasien ausdehnen und Otfried und die Nibelungen zu Schulbüchern machen wollen; es wäre aber vor der Hand genug gewonnen, wenn die Lehrer zur Kenntniß der historischen Entwicklung veranlaßt würden, und unser ganzer Sprachunterricht müßte in wenigen Jahren einen völligen Umschwung erhalten.

Aus einem ähnlichen schalen Treiben, wie das unserer meisten deutschen Grammatiker, sind im Auslande die Sprachakademien entstanden. Es sind dies wirkliche amtliche Collegien von Geheimen Sprachräthen, welche mit unumschränkter Gewalt Orthographie, Grammatik und Lexikologie der Sprache feststellen, in deren Sitzungen die Sprache wie ein Budget eingebracht, nach einzelnen Positionen verhandelt und dieselben nach subjectivem Gutbefinden der Herren durch Stimmenmehrheit entweder angenommen oder verworfen werden. Auf diese Weise entstand in Frankreich das unbrauchbare Lexikon der Akademie, in welchem oft gerade die bezeichnendsten Wörter der Sprache fehlen und, aus dem Adelsregister gestrichen, somit nicht für hoffähig gelten. Eine unrichtige Orthographie wurde organisirt und autorisirt, damit ja alles hübsch gleich sey und keine Rangstreitigkeiten sich erheben können; alle freien Auswüchse und Gestaltungen der Sprache wurden mit unbarmherziger Scheere abgestutzt, und so gelangte die französische Sprache zu der starren Glätte, die an die nach geometrischem Richtscheit zugeschnittenen Baumgänge in den Tuilerien und im Jardin de Versailles erinnern. Auch Spanien, das köstliche, in tausend Farben spielende Juwel seiner majestätischen Sprache verkennend, glaubte eine französische Feile für dieselbe entlehnen zu müssen, und die academia española hat nach dem Vorgang der académie française ein Wörterbuch und eine Grammatik des Spanischen zu Tage gefördert, in welchen nicht allein die Orthographie auf eine alle Etymologie und Sprachgeschichte mit Füßen tretende Weise geregelt, sondern auch der Sprachschatz durch absichtliche oder leichtsinnige Verschleuderung der besten und bezeichnendsten Ausdrücke um ein gutes Drittheil ärmer geworden ist. Jakob Grimm wird uns vor einer deutschen Sprachakademie dieser Art bewahren.

Wir leben in einer Zeit der Popularisirung alles Wissens, das bisher in Deutschland mehr als sonstwo von den Gelehrten in den Studierzimmern zurückgehalten war, oder das, wenn es auch über die Schwelle derselben hinaustrat, doch so sehr nach dem Bücherstaube roch, daß es, aus weiteren Lebenskreisen verwiesen, nur wieder in Gelehrtenstuben wanderte, um unter anderem Krame zu vermodern. Die Verlagshandlung der angezeigten Schrift namentlich hat sich schon vielfache Verdienste dadurch erworben, daß sie für Darstellung wissenschaftlicher Disciplinen in einem Gewande besorgt war, das ein größeres Lesepublikum zum Genusse einladen konnte. Die historische Grammatik der Deutschen zu popularisiren, war schon deßhalb ein mißliches Unternehmen, weil unsere gewöhnliche Lesewelt von Historischem, sofern es nicht zur unmittelbaren Unterhaltung dient, nichts wissen will und dasselbe, aus lauter Jagen nach praktischem augenblicklichen Interesse, als alten Kram verachtet. Herr Götzinger kennt, wie schon aus frühern Arbeiten bekannt ist, die historischen Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Grammatik und zeichnet sich dadurch vor Unzähligen aus, die trotz ihrer Unbekanntschaft damit dennoch nicht aufhören, deutsche Grammatiken zu schreiben. Aber mit der Darstellung dieser Forschungen in der gegenwärtigen Schrift ist Herr Götzinger auf halbem Wege stehen geblieben, er gibt von denselben nur die allgemeinsten Resultate und fürchtet namentlich, die ausgestorbenen deutschen Dialekte in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen, was aber in der populären Richtung seine Entschuldigung findet. Dagegen versuchte er diesen Mangel durch genaues Eingehen in die lebenden deutschen Dialekte zu ersetzen, und dadurch ergänzt er gewissermassen Grimms großes grammatisches Werk, in welchem die lebenden Dialekte meist ganz übergangen sind. Indeß kann, wie sich von selbst versteht, auch die Behandlung der lebenden Mundarten eines Volks nur ein Theil einer historischen Grammatik seyn. Die einzelnen Mundarten einer Sprache in willkührlicher Reihenfolge aufgegriffen und in ihrem gegenwärtigen Bestande zusammengestellt, können abgerissen von ihrem historischen Zusammenhang und von der Betrachtung der historisch hervorgetretenen Entwicklung und Uebergänge keine Bedeutung haben. Daher wäre für das gegenwärtige Werk jedenfalls eine ausgedehntere Berücksichtigung auch des ältern Sprachstandes zu wünschen gewesen.

Für die einzelnen lebenden deutschen Mundarten war bisher schon Manches geschehen und Götzinger's vergleichender Darstellung zum Theil schon trefflich vorgearbeitet. Am meisten wohl für das Bayerische durch

Digitized by Google

Schmeller's Grammatik und Wörterbuch, für das Alemannische durch Stalder's schweizerische Dialektologie, für das Schwäbische durch Schmid's Idiotikon — M. Rapp's bereits zum Theil gedruckte Grammatik wurde von dem allzu sorgfältigen Verfasser leider wieder zurückgezogen — für das Mellenburgische durch Ritter's Grammatik der mellenburgischen Mundart, für das Osnabrückische durch Stradtmann's Idioticon grabrugense u. A. Mit wissenschaftlicher Scheidung sämmtlicher Mundarten dagegen und mit Zusammenstellung der Gesetze, nach denen sie fortleben, hat man sich noch weniger abgegeben, denn Adelungs, Vater's und Radlof's hierher gehörige Schriften sind eigentlich bloß Sammlungen mundartischer Sprachproben und auch als solche nicht immer von Werth, da namentlich bei Radlof der Patriotismus die Stelle eigentlicher Forschung hat vertreten müssen. Da man bei jedem, der über deutsche Dialekte mitsprechen will, zu fragen berechtigt ist, welcher Provinz er selbst angehöre, und welche Idiome er aus lebendigem Gebrauche kenne, so gibt der Verfasser hierüber (Vorr. S. X f.) folgende Auskunft: „Ich bin in einem meißnischen Landstädtchen (Neustadt bei Stolpen) hart an der böhmischen Gränze geboren. Mein Vater war Prediger, und in dem elterlichen Hause wurde die provinzielle Mundart nicht gesprochen; allein von Jugend auf in der Umgebung von Landleuten, lebte ich doch in derselben, und noch jetzt, nachdem ich sie 13 Jahre lang nicht vernommen, stehen die Formen derselben mir treu zu Gebote. Meine Schul- und Universitätszeit brachte ich in Bauzen und Leipzig zu und trat dann im Jahr 1821 eine Hauslehrerstelle im Obererzgebirge an. Die völlige Verschiedenheit der hier herrschenden Mundart von der meißnischen, so wie die Bekanntschaft mit Hebel, die in dieselbe Zeit fiel, führten mich auf eine genauere Durchforschung und Betrachtung der verschiedenen Dialekte und auf ein wissenschaftliches Studium der deutschen Sprache überhaupt, das mir bis dahin ziemlich fremd geblieben war. Schon dazumal entstanden mundartische Sammlungen in Bezug auf meißnische und gebirgische Idiome; sowohl die grammatischen Formen wurden auf ihre Gesetze zurückgeführt, als Provinzialismen gesammelt. Vermuthlich wäre mein Plan, eine Grammatik der meißnischen Mundart nebst Idiotikon herauszugeben, verwirklicht worden, hätte ich nicht im Jahr 1824 den Antrag erhalten, als Lehrer der deutschen Sprache an's Fellenberg'sche Institut nach Hofwyl in der Schweiz zu gehen. Hier blieb ich gegen drei Jahre und kam dann 1827 nach Schaffhausen, so daß ich die beiden Endpuncte der alemannischen Mundart aus unmittelbarer Umgebung kenne. Was ich also über obersächsische und alemannische Mundart spreche, vertrete ich selbst. Dasselbe möchte ich von der schwäbischen sagen; ich habe zwar nie auf längere Zeit in Schwaben gewohnt; allein Familienbande rufen mich oft nach Würtemberg; ich lebe dazu an der Grenze von Schwaben, und höre dessen Mundart oft genug reden, selbst im eigenen Hause bei der Anwesenheit würtembergischer Dienstboten. Dazu kam, daß einige Freunde aus Würtemberg, die hier leben, mir über alles Auskunft zu geben vermochten. Dasselbe gilt von den fränkischen Mundarten, von denen ich aus persönlicher Gewohnheit nur die erzgebirgische Abart kenne. Gerade bei diesen und den bayerischen Mundarten konnte das eigene Hören und Ausnehmen entrathen werden, da mir Schmeller's Werk natürlich bessere Dienste leistete, als es mir ein Aufenthalt in den verschiedenen Gegenden selbst hätte thun können."

Das Verhältniß der einzelnen Mundarten zur Schriftsprache ist (S. 29, 124 u. a.) recht gut entwickelt und namentlich die noch vielfach verbreitete Ansicht widerlegt, als sey die neu hochdeutsche Schriftsprache die veredelte Form irgend einer Mundart. Es haben allerdings einzelne Mundarten Einfluß auf dieselbe geübt; allein seit ihrem Entstehen im zwölften Jahrhundert ist sie ihren Weg für sich gegangen, unabhängig von allen Volksmundarten, so daß sie Formen und Gesetze darbietet, die sich in keiner Mundart in demselben Zusammenhange finden und sich folglich auch aus keiner einzelnen erklären lassen. Selbst die nach und nach überhand nehmende Verwandlung älterer Laute in andere braucht nicht durch bestimmten Einfluß einer einzelnen Mundart vor sich gegangen zu seyn, sondern scheint in dem Gange einer jeden Sprache zu liegen. Die holländische bietet dieselbe Erscheinung dar; auch hier hat sich das ältere y in ey verwandelt, ohne daß dieser Wandel einer besondern Mundart zuzuschreiben wäre. Der Unterschied ist nur der, daß im Deutschen sich mit der Aussprache auch die Schreibung änderte, während die holländische, englische und französische Sprache die Aussprache veränderten, die alte Schreibweise aber beibehielten. Daß in den letzten Jahrhunderten die mitteldeutschen Provinzen, und namentlich Sachsen, manchen Einfluß ausgeübt haben auf Ausbildung vieles Einzelnen in der Schriftsprache, ist unleugbar; allein einerseits betraf dies keineswegs die Gestaltung der Sprache im Ganzen, so daß sie ein völlig neues Gewand angezogen hätte, sondern nur die Durchführung von Gesetzen, die einmal jede Schriftsprache in Anspruch nimmt, und andererseits war es nicht die obersächsische Mundart, welche diesen Einfluß übte, sondern der Umstand, daß in Sachsen und den umliegenden Ländern lange Zeit der Sitz deutscher Wissenschaft war, und von hier aus Poesie und Literatur eine ganz neue Gestalt bekamen. In der Gegenwart hat sich die Schriftsprache allen Volksmundarten so gegenübergestellt, daß es als unerlaubt angesehen wird,

Digitized by Google

sich mundartische Freiheiten herauszunehmen, die in frühern Zeiten wohl erlaubt waren. So beengend dies auf der einen Seite erscheint, ein so unendlicher Vortheil ist es auf der andern Seite für Deutschland, daß es eine einzige, Jedem erreichbare und erwerbbare Schriftsprache besitzt, bei welcher nicht ein einzelner Stamm sich der Form einer einzigen Mundart unterworfen hat, sondern in welcher alle Stammverschiedenheit verschwindet.

Die lebenden deutschen Mundarten theilt der Verfasser nun zunächst in die oberdeutsche oder hochdeutsche und die niederdeutsche oder plattdeutsche. In die erste Classe gehört das Alemannische, Schwäbische, Bayerische, Fränkische und Obersächsische, in die zweite das Plattdeutsche oder Niedersächsische, das Westphälische und das Flandrische oder Niederländische. Von allen diesen Dialekten sind in der ausführlichen Einleitung des Buches Proben gegeben, die aber leider dadurch wenigstens für eine genaue wissenschaftliche Untersuchung unbrauchbar werden, daß die Bezeichnung der mundartlichen Laute in der Schrift höchst ungenau ist. Es ist wirklich auffallend, wie man nach den Vorgängen von Schmeller und Rapp noch wagen kann, auf solche Weise über deutsche Dialekte zu schreiben, und Behauptungen wie die S. 56 und 53, daß sich Nasenlaute nicht in der Schrift darstellen lassen, müssen in unserer Zeit wirklich ganz unbegreiflich lauten. Auf diese Behauptung hin spricht denn auch der Verfasser so gut wie nichts von den Nasenlauten, welche doch ein so wichtiges Element der süddeutschen Dialekte ausmachen. Zu den Proben hat Herr Götzinger meist Volkslieder gewählt. Allerdings erhalten diese durch die in so vielen Volksliedersammlungen gewöhnliche Umwandlung in die Schriftsprache immer etwas Ungenießbares, und der schönste Duft dieser Blumen verfliegt dadurch in der Regel, während sie in ihrem ursprünglichen Dialekte wie in der ihnen angemessensten Atmosphäre ihrem ganzen Umfange nach frisch zum Genusse einladen; daher denn eine Sammlung von Volksliedern auf diese Art mit möglichst genauer Bezeichnung der mundartlichen Aussprache gewiß Manchem eine sehr willkommene Gabe wäre. Ob indeß zu sprachlichen Zwecken gerade Volkslieder besonders passend sind, möchten wir bezweifeln, da bekanntlich im Volksliede fast nie der reine Dialekt hervortritt, sondern sich überall ein poetisches Hinneigen zur Schriftsprache verspüren läßt.

Das ganze Werk, das die deutsche Sprache und ihre Literatur darstellen soll, ist auf zwei Bände von je zwei Theilen berechnet. Der erste Band umfaßt die deutsche Sprache, und von diesem ist bis jetzt der erste Theil (in zwei Lieferungen, zusammen XXIV und 834 Seiten) erschienen, enthaltend die Lautlehre und die Wortlehre, welche recht brav und lehrreich abgehandelt sind. Der zweite Theil des ersten Bandes soll die Satzlehre, Stylehre und Metrik enthalten. In wieweit das Werk den Bedürfnissen desjenigen Publicums, für welches dasselbe zunächst berechnet ist, entgegenkomme, wagen wir, mit jenen Bedürfnissen allzu unbekannt, nicht zu entscheiden. Jedenfalls aber wünschen wir ihm schon deßhalb möglichste Verbreitung, als es vielleicht Manchen aufmerksam machen dürfte, welch ein Schatz von Geist und Weisheit in unserer ehrwürdigen alten Sprache verborgen liegt.

Naturgeschichte.

Sir William Jardines naturgeschichtliches Cabinet des Thierreiches. Aus dem Englischen von Dr. Diezmann. Erster bis fünfter Band. Mit vielen illuminirten Kupfern. Pesth und Leipzig, Hartleben.

Wie großartig dieses Unternehmen ist, ersieht man daraus, daß der erste Band bloß hühnerartige Vögel, der zweite bloß katzenartige Säugthiere, der dritte bloß Federwildpret, der vierte wiederkäuende Thiere, der fünfte allein Colibris enthält. Es sind also noch eine sehr bedeutende Menge Bände zu erwarten. Jedem einzelnen steht das schön gestochene Porträt und die Biographie eines um die Naturwissenschaft besonders verdienten Mannes voran, z. B. in diesen ersten Bänden Aristoteles, Cuvier, Raffles, Camper, Linné. Dann folgt die ausführliche Naturgeschichte in sehr zweckmäßigen und augenfälligen Gruppen nach den besonderen Thiergeschlechtern. Es ist erfreulich zu bemerken, daß auf die Lebensweise, Naturtriebe und Psychologie der Thiere hier wieder wie früher bei Buffon und Blumenbach mehr Rücksicht genommen ist, als es in neueren deutschen Naturgeschichten der Fall ist, die vorzugsweise auf die Anatomie, auf die inneren Organe und auf die Classification darnach zu sehen pflegen. Die Kupfer sind so schön, als man es nur von einem solchen Werk erwarten kann und sehr fleißig illuminirt. Jeder Band enthält deren 50—40. Wir behalten uns vor, über dieses großartige und schöne Unternehmen ausführlicher zu berichten, wenn es weiter fortgeschritten ist.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 129. Freitag, 22. December 1837.

Medicinische Schriften.

1) C. W. Hufeland, Enquisse de sa vie et de ses autres circonstances, par A. de Stourdza. Berlin, G. Reimer. 1837. gr. 8. (1 Thlr.)

Dieses Büchelchen ist wenigstens eine Originalität der Literaturfreiheit. Hufeland, der seine so publicistischen Schriften nicht unbedeutend lobte, sich, wie wir, mit seinen schriftstellerischen Arbeiten nicht befaßte, und Leben und Schriften dieses Mannes kannte, und dem es nicht einfallen konnte, seine Meinung über die Werke seines Collegen auszusagen, entdeckte ihn auch hier einer schriftstellerischen Bedeutung, über die wir kaum eine andere seinen Bedeutung gewinnen möchten.

2) Dr. Chr. Wilh. Hufeland's u. s. w. Ideen über Pathogenie, Physiologie und Therapie. Neue Ausgabe. Dr. Joh. C. Hasper, d. Arzn. Wiss. Kandid. u. Practicus. 1837. gr. 8. (Als einen gewöhnlichen Hufeland.)

Der vollständige Titel dieser Schrift, Beweise von bedeutender Belesenheit, Kenntniß mehrerer in uns nicht einheimischen Schriften, und über Verschiedenes werden bei dem Studium, in das er sich diese Ideen bei Ausgabe und Abdruckung zu legen angeregt, sein, eine verständlichere Einsicht und der Herausgabe der Schrift in Deutschland. Eine Reise zum Behufe der Herausgabe der Schrift, die Hufeland selbst in der Zeit in seine Heimath und Vaterstadt unternahm. Der Herausgeber, der diese Ideen der Aufsicht Hufeland's, und der Verfasser der vorliegenden Schrift, der wenigstens selbst die ausgezeichnete Ehrfurcht gegen Hufeland zu haben scheint, und sich selbst als Schüler Hufeland's nennt, sind Beides, auch und einen Mann, wie er selbst einer war. Ob jenen Schriften jetzige gediegenheit Hufeland selbst war er aber auch Mann gegen die einzelnen Behauptungen, wie sie vorkommen, auch beurtheilig haben in Ansehen und Anseh

durch eine Reihe anderer Schriften vielfach anregend und trug zur Weckung und Hebung eines wissenschaftlichen Sinnes und Strebens unter seinen Fachgenossen unendlich viel bei, vielleicht mehr als irgend ein anderer gleichzeitiger Arzt. So erwünscht nun auch die von Augustin gelieferte und mit biographischen Notizen verbundene Uebersicht sämmtlicher wissenschaftlicher Leistungen Hufeland's ist, da nicht bloß dessen besonders erschienene Schriften, sondern auch sämmtliche kleinere Aufsätze von Jahr zu Jahr aufgeführt werden, so vermißt man in der Schrift doch ungern eine genauere kritische Erörterung seines Einflusses auf die Heilkunde im Allgemeinen; übrigens wird die Schrift Aerzten, welche sich des Entschlafenen dankbar erinnern, eine angenehme Unterhaltung gewähren.

3) Die Pest des Orients, wie sie entsteht und verbreitet wird; drei Bücher von Dr. C. L. Lorinser, königl. preuß. Regierungs- und Medizinalrath ꝛc. Berlin, 1837. 8.

Es gereicht mir zum Vergnügen, die Leser dieses Blattes auf die eben genannte Schrift aufmerksam zu machen, die gewiß zu den verdienstlichsten ärztlichen Monographien, welche in neuerer Zeit durch die Presse an's Licht gefördert worden sind, gehört. Obgleich man sich nach und nach daran gewöhnt hat, den Gegenstand, welchen sich der Verf. zur Bearbeitung gewählt, als obsolet zu betrachten, obgleich der Pest selbst in vielen neuern Handbüchern der Krankheitslehre gar nicht, oder nur als gleichsam eines Kabinetstücks, einer Rarität Erwähnung geschieht, so stehe ich doch nicht an, die Untersuchungen des Verfassers für höchst zeitgemäß zu erklären.

Die merkantilische Rührigkeit unserer Zeit rüttelt mehr und mehr an den Anstalten, welche die Bestimmung haben, das civilisirte Europa von der gräulichsten aller Seuchen, mit der selbst die Cholera sich nicht messen kann, zu bewahren, deren ersten Spuren wir schon vor mehreren Jahrhunderten begegnen, die aber erst seit dem Anfang des vorigen diejenige Ausdehnung und Ausbildung erreicht haben, daß sie ihrem Zwecke entsprechen. Allerdings belästigen sie den Handelsverkehr mit dem Orient mannichfach, und es wurde deßhalb in neuerer Zeit öfters die Frage, ob das Fortbestehen dieser Anstalten zweckmäßig sey, nicht nur aufgeworfen, sondern auch mit Zuversicht verneinend beantwortet. Nicht allein Laien, sondern auch Aerzte haben diese Ansicht mit mehr oder minder einleuchtenden Scheingründen geltend zu machen versucht. Vor etwa 10 Jahren setzte das brittische Parlament eine ärztliche Commission nieder, um jene Frage zu begutachten; die Stimmen waren beinahe gleichgetheilt, nur eine Stimme gab den Ausschlag zu dem Urtheil, daß es nicht räthlich sey, die Schutzmaaßregeln außer Wirkung zu setzen. In Deutschland suchte Schnurrer, der in Fragen dieser Art als eine gewichtige Autorität galt, die Entbehrlichkeit derselben nachzuweisen, und mehrere französische Aerzte haben in neuester Zeit mit dergleichen Deduktionen bei Manchem Eingang gefunden, so daß es sich bald ernstlich darum handeln könnte, ob der Pest die Pforten Europa's geöffnet werden sollen, ein Gegenstand, der für alle Bewohner desselben von der größten Bedeutung ist. Eine gründliche Untersuchung dieser Streitfrage — und diese hat der Verf. geliefert — hat somit Ansprüche auf den Dank aller Zeitgenossen. Sie hat aber, so wie sie von ihm behandelt worden ist, noch einen umfassenderen Werth, indem sie zu der Hoffnung berechtigt, daß die Aerzte endlich sich eifriger bestreben werden, über eines der dunkelsten Kapitel der ganzen Heilkunde, die Lehre von der Epidemie und von der Ansteckung, ein helleres Licht zu verbreiten, was für die öffentliche Gesundheitspflege von unberechenbarem Vortheil wäre. Die Choleraliteratur, traurigen Angedenkens lieferte den besten Beweis, wie verworren die Ansichten der meisten Aerzte über jene Punkte sind, wie sehr es Bedürfniß ist, jene Lehre zu sichten und auf festere Grundlagen zu bringen; reiche Gelegenheit und Veranlassung war gegeben, dies zu unternehmen, und doch hat die Cholerazeit in dieser Beziehung kaum etwas Ersprießliches gebracht, außer dem vielen rohen Material, das noch der Verarbeitung harrt. Lustige Hypothesen kamen in Menge zum Vorschein, aber sie sanken eben so schnell in das Grab der Vergessenheit, als die Opfer der Seuche dahin gerafft wurden, weil sie auf eine zu oberflächliche und einseitige Auffassung von Thatsachen gebaut waren. Allerdings wird der gegenwärtige Stand der Wissenschaft nicht gestatten, unumstößliche Anhaltspunkte für jene Lehre zu gewinnen, und man wird sich wohl noch lange, vielleicht immer, mit Hypothesen begnügen müssen; begnügen können wir uns aber nur dann, wenn diese Hypothesen die befriedigendste Erklärung der beobachteten Thatsachen geben und nicht mit deren entschiedenen Thatsachen im Widerspruch stehen. Auch der Verf. kann sich von Hypothesen nicht losmachen, man muß jedoch anerkennen, daß sie mit Umsicht aufgestellt werden und geeignet scheinen, bei weiterer Verarbeitung eine glückliche Reformation in die ganze Lehre von epidemischer und kontagiöser Verbreitung von Krankheiten zu Stande zu bringen. Hiermit wäre also die Bahn gebrochen, auf der wohl Andere dem Verfasser nacheifern werden.

Eine genauere Analyse des vorliegenden Werks, wie ich sie gern versuchen möchte, verbietet der beschränkte

Digitized by Google

Umfang dieser Zeitschrift; ich gebe deßhalb nur eine ganz gedrängte Uebersicht seines Inhalts. Wie schon der Titel andeutet, zerfällt es in drei Bücher. Das erste ist rein historischen Inhalts; es führt uns der Reihe nach die wichtigsten Schriftsteller über die Pest vor, deren Ansichten, namentlich auch in Beziehung auf öffentliche Hygieina, in kurzen, aber charakteristischen Umrissen gegeben werden. Neu ist meines Wissens die Nachweisung, daß die orientalische Pest nicht erst seit dem sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in der Form vorkomme, die wir für charakteristisch halten, sondern daß auch früher vorgekommene Seuchen schon die wesentlichen Merkmale derselben darboten. Die Ueberlieferungen der griechischen Aerzte, auf die sich jene Ansicht stüzte, waren deßhalb so mangelhaft, weil sie häufig beim Ausbruch von bösartigen Seuchen mehr ihre Person als ihren Beruf im Auge hatten, und Reißaus nahmen, welchem klassischen Beispiel bekanntlich in neuester Zeit viele italienische Aerzte nachfolgten. Selbst der berühmte Galen entfloh der zu seiner Zeit errschenden Pest aus Rom und dann aus Aquileja, und doch wagten bis in's fünfzehnte Jahrhundert die Aerzte kaum, von seinen Ansichten über die Pest abzuweichen oder ihnen etwas zuzusetzen, da seine Schriften überhaupt ein Canon der Medicin geworden waren. Der Kontagiosität der Pest hatte er nicht erwähnt oder sie nicht genannt, und deßhalb wagte es erst im Jahr 1540 ein venetianischer Arzt, von der Fürsorge des Staats in Hinsicht der Pest ein besonderes Kapitel zu schreiben, obgleich schon im vierzehnten Jahrhundert von einzelnen Regierungen Maßregeln zur Verhinderung der Ansteckung getroffen worden waren. So groß war die Stagnation, die Jahrhunderte hindurch die Fortschritte der Medicin aufhielt und der gegenüber die gegenwärtige Gährungsperiode dieser Wissenschaft wahrlich als ein goldenes Zeitalter erscheint. Der Verf. schließt die historische Uebersicht, in der sich die wichtigsten Entwicklungsphasen der Heilkunde reflektiren, mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, indem er zulezt die großen Verdienste Russel's um die Kenntniß der Pest hervorhebt. Die neuere Literatur ist in diesem Abschnitt übergangen worden, weil ihre wichtigsten Ergebnisse mit dem weiteren Inhalt des Werkes verwebt sind.

Im zweiten Buch zeigt der Verf., daß die Heimath der Pest in Aegypten zu suchen sey, und auf welche Weise sie sich dort bilde, schildert die Krankheit von ihren niedersten Formen an bis zu den ausgebildetsten, und ihre Verbreitung innerhalb und außerhalb Aegypten. Zugleich entwickelt er seine Ansichten über Epidemien und Kontagien überhaupt, auf deren Werth ich schon oben hingewiesen habe; sie bekunden den wohl unterrichteten und tiefdenkenden Naturforscher, und liefern viele neue Gesichtspunkte, die künftigen Forschungen förderlich seyn werden, bedürfen übrigens noch einer weitern, mehr auf Erfahrungen und Beobachtungen eingehenden Begründung, als bei dieser mehr gelegenheitlichen Exposition dem Verfasser dienlich geschienen hat, indem er einestheils manche zweifelhafte Punkte, wie z. B. den Zusammenhang von Seuchen mit ungewöhnlichen Naturereignissen, Erdbeben, vulkanischen Ausbrüchen u. dergl. als erwiesen voraussezt, anderntheils sich dem Gedächtnisse des Lesers doch auch hier und da Beobachtungen und Erfahrungen aufdrängen, die den Ansichten des Verfassers sich nicht ganz anpassen wollen.

Das dritte Buch ist der Erörterung der Maßregeln gewidmet, die gegen die Pest zu ergreifen sind. Die Frage, ob die Krankheit in Aegypten auszurotten sey, verneint der Verfasser mit überwiegenden Gründen gegen Pariset; er erklärt, dies wäre nur dann möglich, wenn man machen könnte, daß Aegypten nicht mehr Aegypten sey. Sodann beweist er aber die Möglichkeit, die Verbreitung der Krankheit nach Europa zu verhindern, den Nutzen, welchen die Quarantaineanstalten bis jezt geleistet haben, bespricht deren Einrichtung, die sonstigen Schutzmaßregeln und die Mittel, wodurch ihre Wirksamkeit noch mehr gesichert und auch das Lästige derselben gemildert werden könnte. In einem Anhange ist schließlich noch eine Schilderung der lezten Pestepidemie in Schlesien in den Jahren 1708 — 1712 mitgetheilt.

Zur besondern Empfehlung des Werks dient die in die Augen fallende, selten gewordene Sorgfalt, mit welcher der Verfasser dasselbe entworfen und ausgeführt hat, und die sowohl aus der ganzen Anordnung des Stoffes, aus der glücklichen Sonderung des Wichtigeren von dem überflüssigen und störenden Ballaste, der ausgeschieden ist, aus der Klarheit in Gedanken und im Ausdruck und aus dem gewandten Styl hervorleuchtet. Möchte der Verfasser seine Forschungen über das ganze Gebiet der epidemischen und kontagiösen Krankheiten verbreiten, für das er so entschiedenen Beruf zeigt, wie auch schon seine frühere Schrift über die Rinderpest beweist!

4) Die Influenza oder Grippe, nach den Quellen historisch-pathologisch dargestellt. Eine von der medicinischen Fakultät zu Berlin gekrönte Preisschrift. Von Dr. G. Gluge. Minden, 1837. gr. 8,

In dieser Schrift findet sich die Geschichte einer andern Krankheit abgehandelt, die in mehreren Beziehungen der Pest gerade entgegengesezt erscheint; während die Pest in der Regel auf einen ziemlich kleinen Theil der Erde beschränkt ist und hier selten oder nur auf kurze Zeit ganz erlöscht, tritt die Grippe nur in größeren Intervallen auf und überzieht dann wohl die Hälfte des

Digitized by Google

bewohnten Erdballs, befällt selbst Schiffe auf der hohen See, die seit langer Zeit mit dem Festland nicht in Berührung waren, und die von Orten ausgeschifft sind, wo zu der Zeit noch keine Spur der Krankheit war, so daß ihre Entstehung und Verbreitung nicht anders als aus einer Veränderung der Atmosphäre zu erklären ist, während die Pest außerhalb Aegypten, wo sie jedes Jahr von Neuem entsteht, nur durch Ansteckung sich verbreitet. Die Grippe ist uns Allen in so frischer Erinnerung, daß es überflüssig ist, an das merkwürdige Auftreten dieser Krankheit zu erinnern, wie sie mit einem Male da und dort zum Vorschein kommt und wenige Tage, nachdem sie in einer Stadt ihren unsichtbaren Einzug gehalten hat, schon die Hälfte der Bevölkerung niedergeworfen hat und dergleichen. Die drei neueren Epidemien (1831, 1833 und 1837), die so kurz auf einander gefolgt sind, waren wohl geeignet, zu einem Rückblick auf die früheren Erscheinungen der Krankheit aufzufordern, und diesen zu gewähren, erscheint die Arbeit von Gluge gerade zu rechter Zeit, indem den allgemeinen Werken über die Geschichte der Seuchen die erforderliche Zuverlässigkeit abgeht. Ungeachtet des Fleißes, mit welchem die Verfasser solcher Werke sammelten und zusammenstellten, konnten sie doch bei dem fast gänzlichen Mangel an Vorarbeiten sehr wesentlichen Mängeln nicht entgehen. Man sah sich deßhalb in neuester Zeit veranlaßt, der Lösung der großen Aufgabe, welche sich jene Aerzte gesetzt hatten, sich durch historische Monographien über einzelne Krankheiten zu nähern zu suchen, ein Weg, der zwar viel langsamer zum Ziele führt, aber viel sicherer ist und eben deßhalb mehr fruchtbringende Resultate verspricht.

Dem Professor Hecker in Berlin gebührt der Dank für die Anregung zu solchen Arbeiten, für welche er selbst durch seine Geschichte des schwarzen Todes, der Tanzwuth des Mittelalters, des englischen Schweißes und der antoninischen Pest vortreffliche Vorbilder geliefert hat, die ihm neben seiner noch unvollendeten Geschichte der Medicin für immer eine rühmliche Stelle unter den ärztlichen Historikern sichern. Ohne Zweifel ist auch zu der vorliegenden historisch-pathologischen Schilderung der Grippe der Anstoß von ihm ausgegangen. Sie zeichnet sich durch ein sorgfältiges Studium der Quellen aus, das den Verfasser in den Stand setzt, die Unzuverlässigkeit jener allgemeinen Werke über Geschichte der Seuchen, die eine zu große Autorität genießen, nachzuweisen. Die Beobachtung dieses Mangels scheint auf seine eigene Arbeit wohlthätig eingewirkt zu haben, indem der Verfasser mit weit größerer Kritik verfährt, als man sonst bei angehenden Autoren und wohl auch bei manchen älteren zu bemerken gewohnt ist. Eine solche kritische Umsicht ist die erste und unerläßliche Erforderniß für Arbeiten dieser Art; ohne sie sind diese ganz nutzlos oder verleiten selbst zu Irrthümern, mit ihr aber werden sie sehr wichtige Hebel zur Förderung der praktischen Heilkunde. In jeder Erfahrungswissenschaft sind historische Studien von hohem Werth, am meisten in der Medicin. Sie bewahren am sichersten vor Einseitigkeit, und das Umsichgreifen verfehlter Heilsysteme wäre nie möglich, wenn die Mehrzahl der Aerzte eine bessere Kenntniß von der Geschichte ihrer Wissenschaft besäßen.

(Der Schluß folgt.)

Jugendschriften.

9) Deutsches Lesebuch für Schulen, von Oltrogge. Dritter Cursus. Hannover, Hahn, 1837.

Der dritte Cursus für das reifere Alter. Wie die frühern eine sehr zweckmäßige und mannichfaltige Sammlung aus deutschen Prosaikern und Poeten.

10) Diutiska. Deutsche Sprachproben von Ulfilas bis auf die neueste Zeit. Von A. Nothnagel. Darmstadt, Heil, 1837.

Eine gute Idee, aber nicht zum Besten ausgeführt. Wenn man die Quintessenz der deutschen Literatur von Ulfilas bis auf die neueste Zeit zur Anschauung bringen will, muß man die größten, berühmtesten Schriftsteller und aus ihren Originalwerken das am meisten Charakteristische auswählen. Das ist aber nicht der Fall, wenn man die langweiligen Briefe von Garve, Lavater, Johannes Müller, eine Uebersetzung von Voß (statt der originellen Idyllen oder der Louise) anführt. Ueberhaupt hat der Verfasser zu viel Uebersetzungen aus fremden Sprachen aufgenommen, z. B. aus Herders Cid.

11) Mustersammlung deutscher Lesestücke aus den vorzüglichsten Prosaisten der neuern und neuesten Zeit für die reifere Jugend, herausgegeben von Zehender. Bern, Chur und Leipzig, bei Dalp, 1837.

Enthält recht viel Gutes, Fabeln, Parabeln, Erzählungen, Sagen, Charakter- und Naturschilderungen, Sprüchwörter, Sentenzen, kleine Abhandlungen, Briefe, Gespräche, Reden und humoristische Aufsätze, meist aus den bessern und besten Schriftstellern; nur einige scheinen uns minder interessant, und daß der Prälat Hüffel und Heine hier beisammen sind, ist komisch.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 130. Montag, 25. December 1837.

Mittelalterliche Schriften.

6) Die Zeitgenossen über Columbus, nach den Quellen historisch-pathologisch dargestellt. Eine von der medicinischen Facultät zu Berlin gekrönte Preis-Schrift. Von Dr. G. Gliege. Minden, 1837. gr. 8.

(Schluß.)

Ein dritter und wohl zur allgemeinsten wirksamen Anwendung der früheren außerordentlichen Ephemeren vor Columbus Zeitgenossen bestimmt, war die in Europa in Folge gehäufter Not, die Pestseuche, die im Winter des Jahres 1493 in Spanien, Italien und Frankreich wüthete. Geschichtsforschungen endlich, nicht bloß auf Deutsche, sind die Verhandlungen mit früheren Erfahrungen und Beobachtungen in der Hospitals-Not, am Einreißen in den geängsten Krankheits-Zuständen. Darum ist es auch um so mehr zu verwundern, daß diese Verhandlungen Columbus Zeitgenossen selbst, nicht bekannt sind, oder sind.

Der Verfasser leistet in der ersten Abtheilung seiner Schrift eine gründliche Darstellung der Zustände der Zeitgenossen. Er beginnt mit einer kritischen Uebersicht der Literatur, worauf der Verfasser sich stützt. Sehr interessant ist die Voraussetzung, die man der Krankheit bei verschiedenen Gelegenheiten beilegte, und einer Abwendung der Not bald entgegenkommenden Erfolgen, in wie fe ferne sich, wobei man sich auf Aussagen der Aerzte und Geschichtschreiber stützte, gewissen Erfahrungen bestätigten, weil die verschiedenen Ansichten und Meinungen über Ansteckung gewissen mehrere Jahre einer so allgemeinen Ausbreitung sich zu erfreuen hatten gehabten. Früher als im Jahre 1493 konnte es keine bestimmte Kenntniß der Contagion geben. Denn keine Zeit war mehren neue verschiedenen Krankheitsformen einer Ansteckung ausgesetzt, als diese. Die Ansteckung selbst aber entsteht bei Einwirkung eines gasförmigen Stoffes von Menschen auf Menschen, wenn beide sich einander in der nothigen Nähe befinden. Diese Einwirkung geschieht die Krankheit entweder durch Contact oder durch Ausdünstung. Die Pest, die Columbus Zeitgenossen in Spanien, Italien und Frankreich verheerte, hat sich in gegenwärtigen Jahrhunderten keine Epidemien gehabt (1500, 1501, 1502, 1503, 1504, 1505, 1506), und ihre Verwüstungen sie weniger weit ausgedehnt. Daß die Verheerung in Spanien und Italien so groß war, daß sie in Frankreich, Deutschland, selbst wahrscheinlich einigen von dem Kriege in jenen Ländern (allgemein) Verheerten eine Heimath fanden, das Verbreiten lassen von Krankheit hatte sie, was sonst nicht Erfahrung, sie ist zu bestimmten Krankheitsformen hatte, sehr gering gemacht. Selbst die Pestepidemien-Constitution scheint jenen Verhältnissen weder wesentlich noch selbst in hohem grade

Digitized by Google

unrichtig ist es, wenn der Verfasser annimmt, daß neben der Influenza nicht auch andere epidemische Krankheiten auftreten können; ich selbst habe im Jahr 1833 neben derselben die Masern grassiren sehen. Die Untersuchung der Ursachen der Krankheit führt den Verfasser nur zu negativen Resultaten, indem er keine der darauf bezüglichen Angaben anderer Schriftsteller gehörig begründet findet, die auch in der That größtentheils ganz unerweisliche Hypothesen sind. Endlich ist noch von der geographischen Verbreitung der Krankheit die Rede. Bekanntlich kommt sie in der Regel von Osten her zu uns, und mehrere Epidemien lassen sich bis nach China zurück verfolgen. Der Verfasser glaubt, annehmen zu dürfen, daß die frühern Epidemien bis zum Ende des 16. Jahrhunderts in der Richtung von West nach Ost sich verbreitet haben; allein die Nachrichten darüber sind doch zu mangelhaft, als daß jene Annahme nicht sehr gewagt erscheinen müßte; selbst in den eigenen Angaben des Verfassers lassen sich Gegengründe aufweisen. Entschieden unrichtig ist es, wenn er das Fortschreiten der Epidemie von Ost nach West als vollkommen regelmäßig annimmt; so daß nicht Abweichungen wie die von Nordost nach Südwest vorkommen könnten. Die Frage über die Ansteckungsfähigkeit der Influenza wäre einer größern Beachtung würdig gewesen, als der Verfasser ihr geschenkt hat. Die zweite Abtheilung der Schrift enthält eine nähere Schilderung der einzelnen Influenza Epidemien seit 1323 bis 1833, so weit Nachrichten darüber vorhanden sind, wobei die darauf bezüglichen Stellen aus den verschiedenen Autoren gewöhnlich wörtlich wiedergegeben sind. Diese Zusammenstellung läßt erkennen, wie markirt die Physiognomie der Seuche unter allen Umständen bleibt, ungeachtet der mannichfaltigen Modifikationen, welche sie zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten darbietet. Im Anhang findet sich neben einigen andern Mittheilungen eine Notiz über die Epidemie von $18^{36}/_{37}$.

Die im Allgemeinen sehr lobenswerthe Schrift hätte noch gewonnen, wenn der Verfasser mehr Aufmerksamkeit auf die Darstellung verwendet hätte und wenn die vielen Druckfehler vermieden worden wären.

5) **Handbuch oder Encyclopädie der gesammten staatsärztlichen Praxis, die gerichtliche Medicin, medicinische Gesetzgebung, Civil- und Militärmedicinalpolizei und die staatsärztliche Veterinärkunde umfassend. Für Gesetzgeber, Richter, Vertheidiger, Polizeibeamte, Aerzte, Apotheker, Chirurgen und Thierärzte. Von Dr. Karl Wenzel, königl. bayer. Physikus zu Aschaffenburg. Ersten Bandes erste Abtheilung. Erlangen, 1837. 210 S. in 8.**

Es ist nicht zu läugnen, daß bei encyclopädischen Werken, welche in das Gebiet der Heilkunde einschlagen, die alphabetische Anordnung der Materien für den Praktiker entschiedene Vortheile vor der systematischen voraus hat, indem er selten in den Fall kommt, ein größeres, einen ganzen Zweig der Wissenschaft umfassendes Werk vollständig zu studiren, wohl aber fast täglich sich wegen dieses oder jenes einzelnen Gegenstandes, der für ihn augenblicklich besonderes Interesse hat, Raths zu erholen. Zu dem Zwecke taugen offenbar alphabetische Handbücher, in denen die einzelnen Artikel für sich abgeschlossene Ganze bilden, weit besser als systematische, bei welchen die Benützung der einzelnen Abschnitte eine mehr oder weniger genaue Bekanntschaft mit dem ganzen Werke voraussetzt. Es sind deßhalb solche Wörterbücher ein unabweisbares Bedürfniß, dem bis jetzt in Deutschland nur sehr unvollständig Genüge geleistet worden ist. Die Franzosen sind in dieser Beziehung voraus und besitzen in ihrem grandiosen Dictionnaire des sciences médicales, an dem Dictionnaire de Médicine, das gegenwärtig in einer zweiten vollständig umgearbeiteten Auflage erscheint, und an dem Dictionnaire de Médicine et Chirurgie practiques Werke, die ihnen alle Ehre machen. Die erste Auflage des zweiten Werkes ist uns Deutschen übersetzt worden, indessen ist die ihm zu Theil gewordene Umarbeitung nicht so durchgreifend, daß es eigentlich bei uns nationalisirt worden wäre, und die mangelhafte Benutzung der Leistungen der deutschen Aerzte, wie wir sie in französischen Werken gewöhnt sind, tritt natürlich bei der Uebersetzung schroffer und störender hervor als im Original. Eine deutsche Bearbeitung des dritten erscheint gegenwärtig, durch homöopathische Zugaben verunstaltet, die sich neben den Arbeiten einer Reihe von verdienstvollen französischen Aerzten wirklich höchst merkwürdig ausnehmen.

Das einzige, die ganze Medecin umfassende Originalwerk, das wir nicht besitzen, dessen Vollendung aber doch unsere Nachkommen zu erwarten haben, ist das mit vortrefflichen Beiträgen ausgestattete encyclopädische Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften, welches von mehreren angesehenen Professoren der Berliner Fakultät herausgegeben wird, in seinem Schneckengang aber innerhalb zehn Jahren erst bis zum 15. Bande vorgerückt ist, während das Ganze etwa 45 umfassen wird, und das, nach den bisherigen Fortschritten zu urtheilen, wohl noch 20 Jahre zu seiner Vollendung brauchen kann. Mittlerweile sucht man sich mit Wörterbüchern über einzelne Zweige der Heilkunde zu behelfen, in denen mehr Segen zu seyn scheint. Das Pierer'sche anatomisch-physiologische Realwörterbuch in 8 Bänden führt würdig

Digitized by Google

den Reigen an. Rust lieferte sein 17bändiges, außerordentlich günstig aufgenommenes alphabetische Handbuch der Chirurgie innerhalb 7 Jahren, und schon sind ihm zwei andere chirurgische Wörterbücher auf dem Fuße nachgefolgt, die rasch fortschreiten, und denen es gleichfalls nicht an Beifall und zahlreichen Abnehmern fehlt. Most hat mit seiner Encyclopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis Glück gemacht, von der sogleich nach Vollendung der ersten Auflage eine zweite nöthig wurde. Durch den Erfolg dieses letzten Werkes fühlte sich der Verfasser des gegenwärtigen angeregt, die gesammte Staatsarzneikunde auf ähnliche Weise zu bearbeiten. — Ohne Zweifel eignet sich gerade dieses Fach vorzugsweise dafür, insofern es nicht eine selbstständige Wissenschaft ist, sondern ein für einen speziellen Zweck zusammengesetztes Aggregat von Materalien aus allen Zweigen der Heil- und Naturkunde, die nicht ohne einigen Zwang in eine systematische Ordnung gebracht werden können. Indem ich somit die diesem Werke zu Grunde liegende Idee vollkommen billige, finde ich es bedauernswerth, daß ich der Art, wie sie von dem Verfasser in Ausführung gebracht wird, nicht im geringsten meinen Beifall geben kann.

Den Hauptbestandtheil desselben bilden aus ihrem Zusammenhange größere Paragraphen aus Wildbergs System der medicinischen Gesetzgebung und Niemanns Taschenbuch der Staatsarzneiwissenschaft. Wirklich ein drolliger Einfall, irgend ein systematisches Handbuch in seine äußersten Unterabtheilungen zu zerhacken und diese nach ihren Schlagwörtern alphabetisch wieder abdrucken zu lassen.

Gleich die zwei ersten Artikel des Werkes sind auf diese Art aus Wildberg genommen, 6 Linien über Aas und 12 über Aberglauben. Der dritte Artikel: Aberwitz, scheint dem Verfasser selbst anzugehören, er umfaßt 4 ganze Linien. So lakonisch er bei diesem Gegenstand sich gezeigt hat, so redselig wird er, wenn er weiter von den „Abhängen an den Seiten der Landstraßen und Fahrwege“ spricht, deren Gefahr zu beleuchten, es wahrlich keiner staatsärztlichen Begutachtung bedurft hätte; dieser Artikel hat mir wenig Begierde erregt, von des Verfassers Ergüssen noch mehr zu lesen, deren ich glücklicherweise im weitern Verlauf nur sehr wenige gefunden habe.

Um indessen von der Arbeit desselben einen vollständigen Begriff zu geben, müssen wir unsere Musterung noch weiter fortsetzen. Wir kommen zu dem Artikel Abtritt; zuerst finden wir hier den §. 217 aus Niemann, ohne Angabe der Quelle und einigermaßen paraphrasirt, abgedruckt, sodann folgen die zwei auf den fraglichen Gegenstand sich beziehenden Paragraphen aus Wildberg, der citirt ist; weiter erscheint im Text ohne Angabe der Quelle eine gleichfalls aus Niemann genommene Note zu dem schon erwähnten §. 217; endlich fiel es dem Verfasser glücklicherweise noch bei, daß Dieffenbach in Casper's Wochenschrift über die geruchlosen Abtritte von Alphonse Sanson Nachricht gegeben hatte, und so läßt er dann auch diesen Aufsatz noch frischweg dazu abdrucken, und hiermit soll der Leser zufrieden seyn.

Kennt der Verf. nicht Parent-Duchatelets Arbeit über diesen Gegenstand? Ist ihm der Aufsatz von Hasse in der medicinischen Zeitung des Vereins für Heilkunde (1833) nie zu Gesicht gekommen? Weiß er nicht, daß er in den neueren Jahrgängen des Dingler'schen Journales manches Brauchbare hätte finden können? Hätte er freilich alle diese Mittheilungen nach der oben bezeichneten Weise geben wollen, so wäre der Artikel wohl acht oder zehnmal so stark geworden. Wären sie alle zu einem abgerundeten Ganzen umgeschmolzen worden, so hätte der Leser auf der gleichen Anzahl von Seiten etwas Genügendes bekommen, während er so nur abgerissene und dürftige Bruchstücke erhält. Dies ist die Art, wie der Verf. arbeitet! Nicht allein dieser Artikel ist ein solches Afterprodukt, eine solche Hanswurstjacke, aus Flecken von allen Farben zusammengenäht, nein, so verhält es sich fast mit allen, die von einigem Umfang sind. So ist der über Ammencomptoirs aus einem Aufsatz Wildbergs in s. Jahrb., dann aus dessen medicinischer Gesetzgebung und aus Niemanns Taschenbuch zusammengeflickt, ich weiß mich keines edleren Ausdrucks zu bedienen; es ist in der That Schneiderarbeit. Bei den wichtigsten Gegenständen finden wir den Verf. mit sehr wichtigen Quellen unbekannt; so bei der Einrichtung der Anstalten für Irre mit den Untersuchungen von Jacobi, Bird, Amelang, Esquirol, Boismont u. A.; obgleich er zum Theil die Titel der Schriften anführt.

Der Artikel Beerdigung ist größtentheils aus Niemann abgedruckt, der darauf folgende: Begräbnißhöfe, aus Wildbergs Jahrbuch. In beiden ist zugleich von den Leichenhäusern die Rede, wobei es an Wiederholungen natürlich nicht fehlt, ohne daß der Gegenstand erschöpft wäre, was der Verfasser hätte erreichen können, wenn er die Schriften von Taberger und Lessing, die von Schwabe über das Leichenhaus zu Weimar, die von Hoffmann und von Beil über den Friedhof zu Frankfurt, und noch mehrere interessante Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften gekannt und auf eine angemessene Weise benutzt hätte. Im Uebrigen würde es mich nicht überraschen, wenn er später noch einen eigenen Artikel über Leichenhäuser geben würde, d. h. aus irgend einem Buche abdrucken ließe, so daß man dann das darauf Bezügliche an drei Orten zusammensuchen müßte. So mangelhaft unterrichtet zeigt sich der Verfasser bei Gegenständen, welche eben an der Tagesordnung sind; wie viel mehr noch bei anderen. Es ließen

Digitized by Google

sich noch manche Belege hiefür anführen, doch wird es deren wohl nicht bedürfen; ich mache nur noch auf den Artikel Aerzte, der gleichfalls höchst unbefriedigend ist, aufmerksam; viele Gegenstände, welche man hier suchen wird, blieben unberührt, zum Theil gerade solche, die eben in neuester Zeit vorzugsweise verhandelt worden sind. Wäre es hier z. B. nicht am Platz gewesen, über die Pflicht der Aerzte, verschwiegen zu seyn, und über die Grenzen derselben sich auszusprechen, ein Gegenstand, über welchen bei Gelegenheit des Juniusaufstandes zu Paris interessante Verhandlungen stattgefunden haben, über den erst vor Kurzem die Jahrbücher des Vereins badischer Medicinalbeamten eine sehr dankenswerthe Abhandlung enthielten? Wäre nicht die Frage zu lösen gewesen, in wie weit der Arzt für Fehler, die er sich in der Ausübung seiner Kunst zu Schulden kommen läßt, verantwortlich und strafbar ist, und so Mehreres?

Aus Allem geht hervor, daß der Verfasser völlig planlos arbeitet. Deßhalb wundern wir uns auch gar nicht darüber, daß wir, neben der dürftigen Bearbeitung der einzelnen Artikel, manche Gegenstände ganz vermissen, über die wir hätten Auskunft erwarten dürfen. Der Verf. handelt z. B. mit Recht von der Verfälschung der Nahrungsmittel (die hierauf sich beziehenden Artikel scheinen auf dieselbe Weise, wie das Meiste aus Niemann und Wildberg genommen ist, aus Richters Schrift von der Verfälschung der Nahrungsmittel abgeschrieben zu seyn, worüber ich nicht mit Bestimmtheit urtheilen kann, da ich diese Schrift nicht zur Hand habe); eben so gut hätten wohl die Arzneimittel in Rücksicht auf die vorkommenden Verfälschungen in Betracht kommen sollen; ich habe aber keinen dahin einschlagenden Artikel finden können. So vermisse ich auch sonst noch Artikel, die Berücksichtigung verdient hätten, z. B. gleich an der Spitze des Werkes hätten die Abdeckereien eine Stelle einnehmen dürfen, in welcher Beziehung besonders Parent-Duchatelets Untersuchungen dem Verfasser hätten dienlich seyn können, die ihm übrigens eine terra plane incognita zu seyn scheinen; sonst hätte z. B. der Artikel über Bordelle doch etwas erträglicher ausfallen müssen. Ich wüßte nicht zu enden, wollte ich alle Fehler und Mängel dieser 13 Bogen starken Lieferung anführen. Wie der Verfasser in der Chemie zu Hause ist, geht daraus hervor, daß er die Anwendung des Schwefels in Dampfform (wobei er bekanntlich schwefelichtsaures Gas darstellt) schwefelsaure Dampfbäder nennt u. s. w. u. s. w. Soll ich noch der Art und Weise gedenken, wie der Verfasser seine Materialien in die sonderbarsten Bruchstückchen zersplittert, wie er z. B. einen Artikel von den Linien über Alkoven aus Wildberg abschreibt, ein Gegenstand, der doch gewiß besser seine Stelle in einem Artikel über Wohnungen überhaupt gefunden hätte?

Nach allem Angeführten können wir dieser Fabrikunternehmung nur eine sehr schlechte Prognose stellen. Es ist ein Werk, von dessen großen Schwierigkeiten der Verfasser auch nicht eine Ahnung gehabt zu haben scheint, und dessen Werth in einem so schroffen Gegensatz mit den staatsarzneiwissenschaftlichen Werken steht, die bisher aus derselben Verlagshandlung hervorgegangen sind, worunter namentlich die allgemein geschätzte Henke'sche Zeitschrift gehört.

6) Medicinischer Almanach für das Jahr 1837. Von Dr. J. J. Sachs in Berlin. Zweiter Jahrgang. Berlin, 1837. kl. 8.

Die Einrichtung des Almanachs ist im Wesentlichen dieselbe geblieben; indessen ist er dieses Mal voluminöser und in Betracht des kleinen Formats wirklich etwas unförmlich ausgefallen. Statt einer Vorrede erhalten wir ein unbedeutendes Gedicht (?): „an die ärztlichen Leser zum Neujahr 1837;“ darauf folgt das Tagebuch, das ziemlich viele Zusätze und Berichtigungen zu dem des vorangegangenen Jahres gibt; im Ganzen ist dieser Theil des Buches korrekter als früher, doch stoßen noch sehr störende Druckfehler auf, wie folgende: Wollastan statt Wollaston, Ringeis statt Ringseis, Döbbereiner statt Döbereiner, Herschel statt Henschel, Foouoroy statt Fourcroy u. dgl.

Unter den Original-Mittheilungen nehmen die erste Stelle ein „einige Worte über die Leistungen unserer ärztlichen Kunst von Dr. Nevermann,“ eine durchaus verfehlte Arbeit. Sie ist zunächst veranlaßt durch die Klagen, welche der ehrwürdige, nun verewigte Vogel, Schneider und Klose neuerlich über die Unvollkommenheit der Heilkunst haben ertönen lassen und die der Verf. für eine Versündigung erklärt. Der erstgenannte Arzt hat in seinen medicinischen Beobachtungen und Memorabilien aus der Erfahrung (1834), wie der Verf. bemerkt, „ein Sündenregister ärztlicher Böcke“ geliefert, d. h. er hat eine Reihe von Krankheitsfällen bekannt gemacht, in denen bedeutende Täuschungen hinsichtlich der Natur des Leidens vorkamen, und die für jeden Arzt in hohem Grade belehrend sind; manche darunter sind der Art, daß dem behandelnden Arzte nicht im Geringsten etwas zur Last fällt, daß vielmehr nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft eine richtige Einsicht in das Wesen der Krankheit vor der Sektion nicht möglich war, ja daß sie selbst wohl auch bei der vollkommensten denkbaren Entwicklung der Wissenschaft noch Räthsel geblieben wären. Ist es denn nun eine Sünde, den Aerzten eindringliche Beispiele vorzuhalten, welche ihnen die Beschränktheit ihres Wissens und die Pflicht der Bescheidenheit vergegenwärtigen?

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

№ 131. Mittwoch, 27. December 1837.

Dramatische Literatur.

30) Dramatische aus Zeitzig Jahren. v. Holtei. Breslau, Leuckart, Wilder, 1838.

Herr von Holtei, welcher sich bekanntlich durch eine glückliche Komödie, auch durch eine kleine dramatische Sammlung, welche er unter dem Titel: Vor dreißig Jahren herausgab, als dramatischen Dichter und Talent zu Hoffnungen, bei den meisten unserer gebildeteren und gebildeten Theaterlenker eine ziemlich gleichgültige, aber eben nicht schlechten Namen hat, Aber er hält in seinem Talente nicht, was er in seinen Anfängen versprach, er hat keine Fortschritte gemacht, sondern scheint Rückschritte bereits haben. Alle Schwächlichkeiten seiner früheren Versuche treten heute noch nur handgreiflicher, aber der Mängel sind die nämlichen geblieben, und hat sich seine Manier nicht verändert, sondern nur verschlechtert. Wie damals, so ist auch jetzt noch sein Dialog ohne Leben und Charakter, ohne Kraft und Wahrheit, ohne Schwung und Poesie, ohne Witz und Laune, ohne Geist und Humor, ohne Sprache und Ausdruck. Seine Charaktere sind Puppen, und seine Handlungen Kinderspiele

Dichter der weiblichen Natur etwas zu viel poetiſche Gewalt angethan zu haben. Sie entſchließt ſich, den Gatten, den ſie immer noch liebt und eben weil ſie ihn liebt, weil ſie dadurch die legitime Gewalt verſöhnen und durch Opferung ſeines Leibes ſeine Seele retten will — ihn den Ruſſen auszuliefern und thut es wirklich. Dies ſcheint uns ein etwas zu ſophiſtiſcher Heroismus und der wahren Liebe und echten Weiblichkeit, wodurch ſich Sofia im Anfang ſo ſehr empfiehlt, nicht ganz angemeſſen.

Das zweite Trauerſpiel: der Schwur des Richters, ſpielt in Irland. Ein Oberrichter verlobt ſeinen Sohn mit einem ſchönen Mädchen, Katharina, und ſeine Tochter mit einem jungen Spanier. Nun lieben ſich aber Katharina und der Spanier, und die beiden Geſchwiſter ſehen ſich betrogen, der Sohn ermordet den Spanier (der ſich als einen Mohren und Nichtchriſten und Abkömmling der Abenceragen, der ſich an den Chriſten rächen wolle) zu erkennen gibt. Der Vater muß nun dem Sohn ſelbſt das Urtheil ſprechen und thut es, obgleich ſogar das Volk ſich zu Gunſten des Sohnes empört, mit der Charakterfeſtigkeit eines Brutus. Die Sprache der jungen Leute iſt in dieſem Drama durchgängig allzu leidenſchaftlich und die des Sohnes faſt dithyrambiſch (z. B. Seite 140).

Der Prophet von Florenz ſtellt uns die lezten Schickſale des großen Florentiners Savonarola vor Augen, dem ſo eben auch Lenau ein ſehr ſchönes Gedicht in Romanzen gewidmet hat. Hier nur eine kurze Scene, die über die Auffaſſung des ganzen Charakters Aufſchluß gibt:

Pabſt.

Nur Gründe der Vernunft, und Studium
Der Bibel, nennſt Du Deine wahren Führer.

Savonarola (ſich mühevoll erhebend).

Der Freiheit Genius ward in mir verkörpert,
Und Höheres erreichet nie der Menſch.

— — —

Ich war zu raſch in einem ſchweren Kampfe,
Gefordert hab' ich von der Gegenwart,
Was ihre Armuth niemals kann verleih'n.
Für eine Fackel hielt ich todtes Leuchtholz —
Nun tagt es vor mir! — Ich werf' es hin!

Pabſt
(ihn mit ſteigender Aufmerkſamkeit betrachtend).

Die Volksregierung in Florenz hab'ſt Du,
Als Deinen Planen günſtig, ſtets befördert,
Im Innern verachteſt Du das Volk.

Savonarola.

So wie es jezt iſt — ja! — Bedürfniſſe,
Und Leidenſchaften nenn' ich die Dämonen,
Die Ketten ſchmieden in der Republik;
Sie gebet immer mit Tyrannen ſchwanger;
Aus dieſem Kreiſe tritt die Menſchheit nie.
Gib mir Geſchöpfe, hell von Geiſt, einfach
Im Leben, frei von dem ererbten Fluch,
Mit Herzen für den Brudersinn empfänglich,
Mit Augen, die der Goldglanz nicht verblendet,
Mit Seelen, die den Himmliſchen verwandt,
Hienieden ſchon nach der Verklärung ſtreben,
Dann wird mein Wort nicht in die Luft geſprochen,
Und meine Republik kein Wahnbild ſeyn. —
Ich dachte viel zu groß von dieſem Stern! —
So wie er jezt iſt — trägt er keine Kanzel! —
Für meine Kirche fand ich ihn zu klein!

Werke über Spanien.

1) Geſchichte der Ausbreitung und Unterdrückung der Reformation in Spanien im 16ten Jahrhundert. Aus dem Engliſchen des Thomas M'Crie überſezt und mit Anmerkungen begleitet von G. Plieninger. Nebſt einer Vorrede von Prof. Dr. Baur. Stuttgart, Brodhag, 1835.

Seitenſtück zu der früher erſchienenen Geſchichte der Reformationsverſuche in Italien von demſelben Verfaſſer. Luthers Lehren fanden auch in Spanien Eingang. Ihre erſten und berühmteſten Prediger waren Juan Valdez, Rodrigo de Valer, Egidius, Ponce de la Fuerte ꝛc. Aber ſchon Karl V. und noch weit mehr ſein Sohn, Philipp II., riefen alle Schrecken der Inquiſition gegen ſie auf. Von dieſen Inquiſitionsproceſſen ſind nun viele hier mitgetheilt, und ſie ſind faſt alle von einer Grauſamkeit, daß dem Leſer die Haut ſchaudert. Wer nicht ſchon in den Foltermartern ſtarb, wurde lebendig verbrannt. Die meiſten Proteſtanten benahmen ſich ruhmvoll als echte Märtyrer. Von den zahlreichen Zügen von Seelengröße, die dabei vorkamen, ſey hier nur einer erwähnt: „Juan Sanchez war, als die Verfolgung der Proteſtanten in Valladolid begann, unter dem angenommenen Namen Juan de Vibar in die Niederlande geflohen, wurde aber entdeckt, in Turlingen aufgehoben, nach Valladolid gebracht und als ein entſchiedener und unbußfertiger Ketzer der weltlichen Behörde ausgeliefert. Auf dem Richtplatze wurde ihm der Knebel aus dem Munde genommen, da er aber keinen Beichtvater verlangte, der Holzſtoß angezündet. Als das Feuer die Stricke verzehrt

Digitized by Google

hatte, womit er gebunden war, stürzte er von dem Pfahle weg und sprang bewußtlos auf das Gerüst, auf welchem Diejenigen, welche in ihren letzten Augenblicken widerriefen, ihr Bekenntniß abzulegen pflegten. Sogleich versammelten sich die Mönche um ihn und drangen in ihn, er solle seine Irrthümer zurücknehmen; aber als er von seiner augenblicklichen Bewußtlosigkeit zurückkam und um sich blickte, gewahrte er auf der einen Seite einige seiner Mitgefangenen, welche auf den Knien Buße thaten, und auf der andern Don Carlos de Seso, wie er unerschüttert mitten in den Flammen stand, worauf er ruhig zu seinem Pfahle zurückging, nach mehr Feuer rief und sagte: „Ich will sterben wie de Seso!“ Ergrimmt über dieses Benehmen, das sie als einen Beweis frecher Gottlosigkeit ansahen, wetteiferten die Bogenschützen und Nachrichter in der Erfüllung seines Wunsches. Er starb im dreiunddreißigsten Jahre seines Lebens.

Wichtig noch für unsere Tage ist die Schlußbemerkung des Verfassers. Er sagt, in Spanien kennt man keine Mitte, man hängt dem finstersten Aberglauben an, oder dem wildesten Unglauben. „Durch das falsche Licht und die abstoßende Gewalt, worin die Papisterei das Christenthum darstellt, führt sie ganz natürlicherweise zum Deismus und Unglauben. In Frankreich, wo man noch eines gewissen Grads von Freiheit genoß, veranlaßte sie zuerst die heimliche Verbreitung, und dann das offene Geständniß irreligiöser Ansichten, und zwar von Seiten Solcher, welche den größten Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübten. In Ländern, wo ein strenges, bürgerliches und kirchliches, Polizeisystem bestand, war zwar ihre Wirkung eine andere, aber dem Nationalcharakter und den wahren Zwecken der Religion nicht weniger nachtheilige. Die große Menge der Ungläubigen, nur auf augenblicklichen Genuß bedacht, und die Religion als bloßes Werkzeug des Staats betrachtend, hat kein Bedenken getragen, die Leichtgläubigkeit des Volks zu nähren, um die Früchte derselben zu genießen, während Männer von edlerem und freierem Sinne, welche unter dem entwürdigenden Joche seufzen, der Erbitterung Raum gegeben haben und, indem sie das Christenthum mit einem unduldsamen Aberglauben verwechseln, die verzweifelnde Hoffnung hegen, daß die Religion, als die Dienerin der Tyrannei und das Gift des menschlichen Glücks, einst in allen ihren Formen von der Erde verschwinden werde. Es ist bekannt, daß die italienische Geistlichkeit seit langer Zeit die unzweideutigsten Beweise gegeben hat, daß sie die Lehren nicht glaubt, und die kirchlichen Gebräuche ihr gleichgültig sind, welchen sie ihr Bestehen und ihren Reichthum verdankt. Auch wurde uns früher berichtet, daß die Grundsätze des Unglaubens unter den lesenden Klassen in Spanien weit verbreitet seyen; aber umfassendere, durch neuere Ereignisse dargebotene Nachrichten zeigen auf's klarste, daß dieses Uebel sich nicht bloß auf die Laien beschränkt, sondern daß der Unglaube unter der gebildeten spanischen Geistlichkeit ebenso allgemein ist, als das Laster unter der großen Menge der Perser. In dem Charakter der Italiener liegt eine Leichtfertigkeit, welche nebst dem Gedanken, daß sie die Hauptwerkzeuge zur Unterjochung der christlichen Welt gewesen sind, die Wirkung hervorbringt, daß wir uns mit Verachtung von den Aeußerungen ihres Unglaubens abwenden. Aber so groß ist die natürliche Würde des spanischen Charakters und so tief das Gefühl dieser Nation, daß wir mit einer Mischung von Mitleid und Achtung bei den Verwüstungen verweilen, welche der Unglaube in so edlen Naturen anrichtet.“ Dies führt nun der Verfasser als das Hauptbinderniß der Wiedergeburt Spaniens an: „Unglaube und Zweifelsucht schwächen nicht nur die sittliche Kraft des menschlichen Geistes, sondern lösen auch die natürliche Verbindung auf, welche zwischen bürgerlicher und religiöser Freiheit besteht. Von Solchen, welche gegen die Religion feindlich oder gleichgültig gesinnt sind, darf man nicht erwarten, daß sie als zuverlässige und unbestechliche Freunde derjenigen Freiheit auftreten werden, welche die Religion beabsichtigt. Sie lieben die erstere nicht wegen ihrer selbst, und können daher auch nicht zu allen Opfern für sie bereit seyn. Wenn dann die Tyrannei das Feld gewinnt und ihre beiden Schwerter handhabt, so findet sie den rechten Arm der Freiheit gelähmt. Die irreligiösen oder skeptischen Grundsätze Derjenigen, welche im Rufe der Liberalität stehen, müssen stets einen starken und wohlbegründeten Verdacht gegen ihre Entwürfe erregen. Verlangen sie eine Reform im Staate, so brauchen die Vertheidiger der Mißbräuche bloß den Vorwurf der Gottlosigkeit gegen sie laut werden zu lassen. Bigotte und Heuchler haben einen trefflichen Vorwand, sie zu unterdrücken. Und Gutgesinnte, welche die an Kirche und Staat haftenden Gebrechen kennen und zur Hebung derselben gerne die Hand bieten würden, mögen sich an das Unternehmen Jener nicht anschließen, weil sie befürchten, es möchte zum Umsturze aller Religion führen. Es ist nicht schwer, nachzuweisen, wie alle diese Ursachen zusammenwirkten, um den Zweck der Freiheitskämpfe zu vereiteln, welche in jenen wenigen Jahren in Italien und auf der Halbinsel geführt worden sind.“

2) Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens nach Lord Feeling, der Herzogin von Abrantes und Chabo von Ferd. Frhrn. v. Biedenfeld. Zwei Bändchen. Weimar, Voigt, 1836.

Genrebilder aus Spanien: ein Stiergefecht zu Aranjuez — die Einkleidung einer Nonne — die Pariser

in Madrid — das Begräbniß eines Armen — das Weib des Erhängten, und noch einige andere Tableaux und Novelletten von Feeling, dann der Dominicaner und die Insurgenten von der Frau Herzogin von Abrantes und zwei Episoden aus dem bekannten Buch von Chabo über sein baskisches Vaterland. Alle diese Bilder sind aus dem Leben gegriffen, von Zeichnern, die Spanien aus eigner Anschauung kennen.

3) Die spanische Frage, oder wer ist von Rechtswegen König in Spanien? Aus dem Französischen des Generals D.z....t. Berlin, Nicolai, 1837.

Eine Parteischrift für Don Carlos. Der Beweis, daß das salische Gesetz rechtskräftig nicht habe umgestürzt werden können, ist vage. Die Ansicht, Don Carlos habe die Nation für sich, die allein entscheiden würde, widerlegt sich durch den Thatbestand. Am Ende bleibt dem Herrn General kein anderes Argument übrig, als: das gegenwärtige spanische Regime ist zu sehr englisch gesinnt, Don Carlos würde sich mehr von Frankreich leiten lassen, (?) und was Frankreich Vortheil bringt, war bekanntlich in den Augen der Franzosen zu allen Zeiten Recht.

4) Grammatik der spanischen Sprache zum Schul- und Privatgebrauche, von Prof. Possart. Stuttgart, Imle und Krauß, 1836. 12. S. 113.

Eine kleine wohlfeile Sprachlehre, kurz und klar abgefaßt für die ersten Bedürfnisse, theils auf Reisen, theils bei der Lektüre der beliebtesten spanischen Autoren, insbesondere des Cervantes.

Medicinische Schriften.

6) Medicinischer Almanach für das Jahr 1837. Von Dr. J. J. Sachs in Berlin. Zweiter Jahrgang. Berlin, 1837. kl. 8.

(Schluß.)

Der Aufsatz: kleine Städte und plattes Land, die vorzüglichste Bildungsschule für junge Aerzte, von Dr. Schubert, enthält mehrere sehr richtige Bemerkungen, erschöpft aber den Gegenstand nicht, während Manches viel zu weitläufig behandelt wird, wie z. B. die Frage, ob es verständig und passend für den Arzt sey, ein Freund der Jagd zu seyn, die vielleicht nie in Anregung gekommen wäre, wenn nicht einer unserer ausgezeichneten Lehrer der Entbindungskunst ein gewaltiger Nimrod wäre.

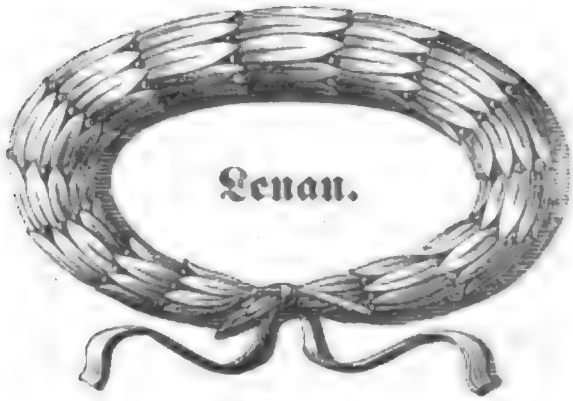
Ein Ungenannter theilt unter der Aufschrift: Göttingen, lesenswerthe Notizen über die Georgia augusta vorzüglich in Beziehung auf Medicin und Naturwissenschaften mit. Es wäre erfreulich, wenn der Almanach öfters solche Skizzen über ärztliche Bildungsanstalten liefern würde; würde dabei Lob und Tadel unparteiisch und ohne Rückhalt ausgesprochen, so könnte es manche gute Folgen haben. Namentlich dürfte es am Platze seyn, die Leistungen der Professoren in ihrer Eigenschaft als Lehrer der öffentlichen Kritik zu unterziehen, da die Klage, daß sie, die vor Allen die Wissenschaft pflegen und ihren Fortschritten folgen sollen, theilweise hinter der Zeit zurückbleiben, insbesondere auf kleineren Hochschulen, nicht selten vernommen wird. Daß der Herausgeber in dem darauf folgenden Aufsatz: flüchtige Reiseblicke, hiermit den Anfang gemacht hat, verdient Anerkennung.

Die vom Verfasser projektirte medicinische Encyclopädie, für die er auf seiner Reise Mitarbeiter gesammelt, ist ein wahres Bedürfniß; sollte es J. J. Sachs gelingen, sie wirklich zu Stande zu bringen, so bleibt nur zu wünschen, daß er dabei mehr Sorgfalt und Umsicht entwickeln, als wovon seine bisherigen literarischen Produkte zeugen, die man mit den Worten: multa, sed non multum charakterisiren kann. Schon aus dem Umstande, daß er „sich der Journalistik an zweiundzwanzig Orten bemächtigte," läßt sich schließen, daß er gar zu viel unternimmt. Jedoch zurück zur Sache! Die Nachrichten über Dresden, Leipzig, Altenburg, Halle, Frankfurt a. M. und Gießen, welche sich zweckmäßig an die obige Schilderung von Göttingen anschließen, habe ich mit Vergnügen durchgelesen, abgesehen von einigen störenden Einmengungen, wie es z. B. nicht ganz ehrenhaft ist, wenn der Herausgeber hier ausschwazt, daß sich die Collegen des Professors Kinkenberg in Halle mißgünstig über denselben gegen ihn geäussert haben, so wie es auch dem Leser höchst gleichgültig seyn kann, zu erfahren, daß der Herausgeber den betagten Hofrath Kreysig in Dresden „durch ein lebhaftes Zwiegespräch über Geist und Körper, Leib und Seele u. s. w. etwas erschöpft" hat.

Die 316 Seiten einnehmende „Uebersicht der wissenswerthesten Mittheilungen in den neuesten medicinischen Werken und Zeitschriften" ist nur eine planlose Musterkarte, ein aus der periodischen und nicht periodischen Literatur zusammengeschnittenes Häcksel. Die Uebersicht der neuesten ärztlichen Tagsgeschichte enthält 1) mannichfaltige Nachrichten (mit vorzüglicher Berücksichtigung Preußens), 2) Preisaufgaben für 1837 bis 39, ferner eine Personalchronik (größtentheils preußische Aerzte betreffend). Den Schluß bilden nekrologische Erinnerungen an (21) deutsche Aerzte, worunter die Lobstein, Zang, Herholdt, Huseland betreffenden von allgemeinem Interesse sind.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von **Dr. Wolfgang Menzel.**

№ 132. Freitag, 29. December 1837.

Epische Dichtkunst.

Savonarola. Ein Gedicht von Nicolaus Lenau. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

„Wo sich Girolamo verspätet?
Gewitter droht die schwüle Nacht;
Ob er noch jetzt im Walde betet,
Nicht hat auf Stund' und Wetter Acht?

Komm, Niccolo, hinaus, wir wollen
Den Sohn erwecken aus dem Traum.
Siehst du den Blitz? hörst du es rollen?
Gewiß, er kniet an seinem Baum!"

Er wird aber nicht gefunden, denn er ist in ein Kloster gegangen, von seinem frommen Sinn getrieben, von Kindheit auf zur Heiligkeit berufen. Doch im Kloster findet er das Heilige nicht.

Dort brennen tausend helle Kerzen,
Die Orgel dröhnt, es tönt Gesang;
Doch kalt und finster sind die Herzen,
Zerrissne Glocken ohne Klang.

O seht die thierischen Gestalten,
Wie am Altare dort und hier
Hantirend sie die Hände falten,
Zum Himmel blicken fremd und stier!

Der Eine liest, die Augen rollend,
Die Mess' in ungeduld'ger Hast,
Und dem Evangelisten grollend,
Daß er nicht kürzer sich gefaßt.

Ein Zweiter denkt mit heißer Stirne
Bei der Epistel an den Brief,
Der ihn zu einer schmucken Dirne
Für diese heil'ge Nacht berief.

Ein Andrer hört aus den Gesängen
Halloh! Gebell und Jägerhorn;
Er sieht den Hirsch im Walde sprengen,
Sein Herz fliegt nach durch Busch und Dorn.

Ein Andrer träumt in Spielgemächer
Sich an den Goldtisch, nimmersatt,
Er schwingt den Kelch wie Würfelbecher,
Die Hostie wie ein Kartenblatt.

Die Cerimonie wird als Frage
Gedankenlos nun ausgekramt;
Ein Affe, sie mit Kopf und Tatze
Tiefsinnige Geberden ahmt.

Digitized by Google

Und die Gemeinde, geistverlassen
Und herzverödet, drängt und gafft
Und sucht mit Wort und Wink zu fassen
Die Beute frecher Leidenschaft.

Schamlos gepuzte Weiber schwirren
Umher im Tempel ohne Ruh,
Und lasterhafte Männer girren
Den Weibern süße Worte zu.

Der Fromme bebt, die Brust voll Klage,
Aus solcher Kirchenschänderei;
Ihm thut sein Herz die düstre Frage:
Ist es mit Christus denn vorbei?

Auch mit den Zweifeln, mit der falschen Philosophie muß Savonarola kämpfen. Da heißt es:

Einst werden sagen spätre Thoren:
„Wenn sein Bewußtseyn Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrausch verloren, —
Sich auf sich selbst zurückbesinnt,

Wenn die Idee sich findet wieder:
Das ist der Mensch, soweit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menschen sich lebendig senkt."

Die Menschenhülle Gott umschlingend
Als trauten Gast aus Himmelshöh'n:
Hier ist Idee, so wahr und dringend,
So voll, so tief, so selig schön!

Sie wäre durch die Welt als Schemen
Geirrt? ihr fehlte die Gewalt,
In der Geschichte Raum zu nehmen
Als die lebendigste Gestalt?

Die hohe sollte sich begnügen,
Nur hinzukümmern trüb und hohl,
In Wahngebilden, Schattenlügen,
Als Mährchen, Mythe, und Symbol? —

Nein! nein! Wem je der Menschheit Klagen
Bis auf den Grund das Herz durchbebt,
Kann den Gedanken nicht ertragen,
Der allen Trost ihm untergräbt.

Ist Christus Traum, dann ist das Leben
Ein Gang durch Wüsten in der Nacht,
Wo niemand, Antwort uns zu geben,
Als eine Horde Bestien wacht.

Lorenzo von Medicis, in Weltlust und geistreichen Zweifeln Meister, erkankt plötzlich und sieht auf dem Sterbebett den Ernst der Dinge ein. Savonarola bekehrt ihn.

Dein Volk ist krank und ist verdorben,
Das dir vor allen herrlich blüht,
Dein Volk ist innerlich erstorben,
Die heil'ge Sehnsucht schier verglüht.

Die Griechenweisheit überkleistert
Nur schlecht der Herzen tiefen Bruch;
Ein Bild, wozu nicht Gott begeistert,
Ist nur ein kunstgeschmückter Fluch.

Der Grieche hat nicht Gott gefunden
Mit seiner Andacht höchstem Schwung;
Die Blüthe seiner schönsten Stunden,
Was war sie? nur Vergötterung.

Die Künstler meißeln, malen, leiern
Um einen längstverdorrten Kranz,
Denn mit dem Heidenthume feiern
Sie einen kalten Todtentanz.

Der Traum der Alten war verloren,
Für sie so schön! für uns zu schaal!
Habt ihr ihn nur heraufbeschworen,
Daß er sich träume noch einmal?

Dir hat, dem Hochbegabten, Reichen,
Die Zeit ihr Schicksal auferlegt,
Sie hat ihr dunkles Trauerzeichen
Auf deine Stirne scharf geprägt.

Der Fiebertraum, der dich gepeinigt,
Der Christenthum und Heidenthum
In deiner Seele wüst vereinigt,
Ist jezt das Weltdelirium.

Tubal, ein wahnsinniger Jude, bietet dem Dichter Anlaß, auch das Verhältniß des Judenthums zum Christenthum zu berühren. Dann folgen die Revolutionsscenen in Florenz und gewisse Scenen in Rom, in der päpstlichen Familie, durch die uns der ganze Pfuhl des kirchlichen Verderbens jener Zeit aufgedeckt wird. Papst Alexander und sein nicht minder scheußlicher Sohn sind die handelnden Personen.

Giorgio liegt in seinem Nachen,
Das Holz, das er ans Ufer lud,
Vor losen Dieben zu bewachen,
Und singt sein Liedlein wohlgemuth:

„Auf einer grünen Halde,
Umrauscht vom grünen Walde,
Da steht mein kleines Haus;
Ein Bächlein fließt vorüber,
Mir lieber als die Tiber,
Mit lustigem Gebraus."

Digitized by Google

„Und auf der grünſten Halde,
Am allergrünſten Walde
Steht meiner Liebſten Haus.
Ihr Vater iſt zu ſtrenge,
Ihr Fenſter nicht zu enge,
Da ſteig' ich ein und aus.“

Nun ſah er in den Mondenſtrahlen,
— Und iſt mit ſeinem Liede ſtumm —
Wie ſich ums Eck zwei Männer ſtahlen;
Sie blicken ſorglich rings herum.

Nun ſchwinden ſie mit ſcheuem Satze,
Er bleibt geduckt in ſeinem Schiff;
Und jezt ertönt am ſtillen Platze,
Wie Loſung — ein verhaltner Pfiff.

Bald wieder kommen ſie geſchritten,
Zugleich zwei andre Männer noch,
Und einer kommt dahergeritten,
Vermummt, auf einem Schimmel hoch.

Der Reiter bringet einen Kalten
Quer über ſeinem Sattelknopf,
Zwei ſchreiten rechts, zwei links und halten
Der Leiche ſtützend Füß' und Kopf.

Wo Miſt und Unrath in die Wellen
Der Tiber wirft das Volk, dahin
Die ſtummen, ſcheuen Mordgeſellen
Mit ihrem Todten ſchleunig ziehn.

Banditenkundig und geſchäftig
Wird jezt das Roß verkehrt geſtellt,
Und über ſeine Gruppe kräftig
Der Leichnam in den Fluß geſchnellt.

Sie ſchleichen fort, ſie kommen wieder
Und werfen — ſtets auf ihrer Hut —
Vom Roß den zweiten Todten nieder,
Und jezt den dritten in die Flut.

Giorgio ſieht es unverwundert;
Denn ohne Segen, letzten Gruß,
Sah er hier Leichen wohl ſchon hundert
Hinunterwandern in den Fluß.

Dann in den Gemächern des Pabſtes:

„Schon iſt das Abendroth verglommen,
Mein Herzog noch nicht heimgekehrt;
Nun wird er auch nicht wiederkommen,
Bevor die Nacht die Straßen leert.

Auf ſeinen Wandel kann ich bauen,
Der Lockre hat ſich nur verſäumt,
Des Aufruhrs Zeit, das Morgengrauen
Bei einer Dirne wo verträumt.“

So ſprach in trauter Abendſtunde
Der Pabſt an Cäſar, ſeinen Sohn,
Und lächelt ſchalkhaft ſeinem Munde;
Doch Cäſar ſpricht und lächelt Hohn:

„„Da weiß ich eine andre Mähre
Von deinem Herzog; gut genug,
Daß ſie dein Vaterherz beſchwere,
Das immer zärtlich für ihn ſchlug.

Ja, ihn haſt du geliebt, mich immer;
Ich ward ein Pfaff, ein Herzog er;
Die Kutte mir, ihm Fürſtenſchimmer!
Doch jezo lauſche meiner Mähr:

Wohl hat dein Söhnlein zum Erbarmen
Bei einer Dirne ſich verſäumt,
Und müd und matt in ihren Armen,
Heut früh das Morgengrau verträumt.

Diesmal hat eine kalte, kühle,
Unſaubre Dirne ihn umfaßt;
Er hält auf ihrem ſchlechten Pfühle
Vom Liebestaumel tiefe Raſt.

Und reißt man ihn nicht auf, ich wette,
Daß er bei ihr noch liegen muß,
Bis ſelber ihn aus ihrem Bette
Die Dirne wirft mit Ueberdruß.

Sie hat von ſeinem Liebesfieber
Den Mann geheilt auf immerdar.
Die Dirne aber heißt: die Tiber!
Hier iſt mein wackres Mährlein gar.““

Nun ſchweigen Beide; der, verloren
Im Glück der Rache, der, im Schmerz;
Und Sohn und Vater ſchweigend boren
Die Haſſesblicke ſich ins Herz.

Des Unheils lächelnder Verkünder
Hat Alexanders Muth gebeugt;
Erſchrecken ſieht der große Sünder,
Daß er den größern ſich gezeugt.

Der Pontifex zuſammenſchauernd
In Cäſars düſtern Buſen ſpäht,
Und ſieht entſetzt, wie dort ſchon lauernd
Der Vatermord im Winkel ſteht.

Buonarottis und Leonardo da Vincis Erſcheinung bringt uns wieder erfreulichere Bilder vor die Seele Doch ſie wechſeln wieder mit den grauſamſten, denn Savonarola wird angeklagt, ergriffen, gefoltert, zulez verbrannt.

Digitized by Google

Doch kann der Feuertod nicht bannen
Das Wort Girolamo's, es fliegt
Aus Flamm' und Rauch gestärkt von dannen,
Tönt mächtig fort und fort — und siegt.

Vergebens hat er nicht gestritten
Den harten, ruhelosen Streit,
Und nicht umsonst hat er gelitten,
Und sich dem Martyrtod geweiht.

Nicht also treulos wird erfunden
Die Menschheit je, so kümmerlich,
Daß allen Herzen unempfunden
Ein Gotteshauch vorüberstrich.

Die Wahrheit siegt, die Feinde wanken,
Herein der Frühling Gottes bricht,
Der Kirche weht, der müden, kranken,
Genesungsluft ins Angesicht.

Wir müssen es unsern Lesern überlassen, nachdem wir ihnen nur den Umriß des Gedichts mitgetheilt, die einzelnen Schönheiten darin selber aufzusuchen. Es ist durchdrungen von zarter Poesie, wie von einer christlichen Kraft, die bei den Dichtern so äußerst selten geworden ist, daß sie nicht verfehlen wird, als etwas Neues aufzufallen. Nur die Schlußstelle, die Bekehrung des Juden, der zulezt das Kreuz umarmt, scheint uns von dieser Kraft abzuweichen und jener Sentimentalität sich zu nähern, die gern zu viel versöhnt, und dem Gemüth auf Kosten der Natur huldigt. In allem Uebrigen hat das Gedicht eine innere Wahrheit und Gewalt, die nicht hoch genug zu schätzen ist in einem Zeitalter, in welchem man mit allen möglichen, selbst den kleinlichsten Gefühlen poetisch kokettirt und des stärksten und tiefsten, des religiösen, sich schämt, als ob es gleichsam unschicklich wäre, ein Christ zu seyn. Bedenkt man, wie gestissentlich nach und nach jede Erinnerung, und hauptsächlich auch der Name Christi aus unserer Poesie verbannt worden ist, so darf man sich freilich nicht wundern, daß zulezt die Juden geglaubt haben, man werde ihnen die deutsche Poesie in Pacht geben. Eben daher ist aber auch eine christliche Reaktion unvermeidlich geworden. Lenau wird nicht der einzige Dichter bleiben, der sich in dieser Beziehung scharf und klar ausspricht, aber es macht ihm viel Ehre, mit dem Beispiel vorangegangen zu seyn. Wenn es unvernünftig ist, wie Puritaner und Pietisten verlangt haben, allen weltlichen Sang und Klang auszurotten; wenn namentlich wir Lutherischen nie von unseres großen Stifters Meinung abgehen werden, der des Lebens und der Dichtkunst Freuden, Wein, Weiber und Gesang, die herrliche Musica, die Poeten und die Historien anpries; so ist es doch auch auf der andern Seite schmählich, in der Poesie von der christlichen Religion abzusehn, sie zu verspotten oder, was beinah noch schlimmer ist, ihr mit einer Scheu auszuweichen, wie wenn sie nicht kosher, wie wenn alle Dichter wirklich schon Juden wären. Christenthum und weltliche Poesie vertragen sich sehr gut, man muß sie nur nicht künstlich mit einander in Widerspruch setzen; nicht alle Leute ausschließlich und für immer entweder in die Kirche oder in einen Lustgarten einsperren, oder gar die Kirche zum Lustgarten und den Lustgarten zur Kirche machen wollen (wie Friedrich Schlegel, der die Wollust zur Religion erhob, und Heine, der eine Religion des Fleisches verkündete), sondern nach der alten Lehre des weisen Salomon bedenken: alles hat seine Zeit, beten hat seine Zeit, singen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit.

Dramatische Literatur.

36) Des Hauses Ende. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Dr. Nebel. Mannheim, Löffler, 1837.

Des Hauses, nämlich des Hohenstauffischen. Das Trauerspiel enthält Conradins Tod, der wohl schon ein dutzendmal dramatisirt worden ist, obwohl nie mit Glück. Es ist überhaupt ein ganz eigenes Unglück, daß das große Zeitalter der Hohenstauffen sich noch immer nicht hat auf unsere kleine Bühne bringen lassen, und daß es immer ein wenig gestuzt werden mußte, um z. B. auf Raupach'sche Weise bühnengerecht zu werden. Auch das vorliegende Gedicht verkleinert seinen großen Gegenstand. Conradin deklamirt im Kerker vor seiner Hinrichtung viel zu sentimental und weichherzig für den lezten Hohenstauffen. Wenn man ihn einmal als solchen, als den Träger eines welthistorischen Geschicks ansieht, so muß man ihn auch über gewöhnlichen Liebes- und Scheidungsjammer erheben. Auch hat die Geschichte nichts Weichliches von ihm gemeldet. Er dachte nur, würdig seiner hohen Ahnen zu sterben; er dachte an Deutschland und hoffte, die Deutschen würden ihn rächen (was leider nicht geschah); und nur ein Seufzer entfloh ihm, da er an seine arme Mutter dachte. Stellt ihn die Geschichte schon so großherzig und kräftig dar, so sollte es die Dichtung auch thun.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wolfgang Menzel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064054834

Digitized by Google